Digitized by Google

Digitized by Google

Wigand's

Converſations-Lexikon.

Für alle Stände.

Von einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten bearbeitet.

Neunter Band.

Metellus — Oeſer.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1849.

Digitized by Google

Digitized by Google

M.

Metellus iſt der Name einer Familie des plebejiſchen Geſchlechts der Cäcilier. Lucius Cäcilius M., der im erſten puniſchen Kriege zwei Mal (250 u. 247 v. Chr.) Conſul war und 243 als Pontifex Maximus das Palladium aus dem Tempel der Veſta bei einem Brande rettete, begründete die Größe ſeines Hauſes, das ſeitdem zu den edelſten der Nobilität gehörte. Am bekannteſten ſind Quintus Cäcilius M., Macedonicus benannt, weil er als Prätor im Jahre 148 v. Chr. den Andriscus beſiegte, der ſich unter dem Namen Philippus zum König von Macedonien aufgeworfen hatte. Nach ſeinem Conſulat im Jahre 143 kämpfte er 142 gegen Viriathus (ſ. d.) und im Jahre 131 bekleidete er mit Quintus Pompejus die Cenſur. Von den Alten wurde ſein Glück geprieſen, das ſich theils in ſeiner Abkunft, ſeinen körperlichen und geiſtigen Kräften, dem Ruhm und den Ehrenſtellen, die er erlangt und im Beſitz einer tugendhaften und fruchtbaren Gattin, theils darin bewährt habe, daß, als er 115 ſtarb, ſchon der dritte ſeiner Söhne Conſul war, einer von ihnen, Quintus, der von der Unterwerfung der Baleariſchen Inſeln im Jahre 123 und 122 den Beinamen Balearius erhielt, triumphirt hatte und der vierte ſich um das Conſulat bewarb. — Sein Neffe, Quintus Cäcilius M. Numidicus wurde 109 v. Chr. Conſul, führte ſiegreich den Krieg gegen Jugurtha in Numidien, bis ihm 107 der Oberbefehl durch Marius (ſ. d.) entzogen wurde. Im J. 102 bekleidete er die Cenſur, wurde im Jahre 100 wegen ſeiner Weigerung, das Ackergeſetz des Volkstribun Saturninus (ſ. d.) als Senator zu beſchwören, verbannt und ſtarb bald nach ſeiner Zurückberufung im Jahre 99. Er war einer der reinſten und feſteſten Männer ſeiner Zeit. — Sein Sohn, Quintus Cäcilius M., erhielt wegen des zärtlichen Eifers, den er bei dem Volke für die Rückrufung ſeines Vaters bittend dargelegt hatte, den Beinamen Pius. Er focht als Prätor 89 und 88 v. Chr. im Bundesgenoſſenkriege und entfloh nach des Marius Rückkehr im Jahre 87 nach Afrika. Im Jahre 83 ſchloß er ſich an Sulla an, als dieſer nach Italien zurückgekehrt war und ſiegte für ihn bei Faventia über Papirius Carbo und Norbanus. Die Aechtungen, welche Sulla ausſprach, ſuchte er zu mäßigen, bekleidete mit dieſem im Jahre 80 das Conſulat; erhielt im Jahre 79 das jenſeitige Spanien zur Provinz und gegen Sertorius (ſ. d.) den Oberbefehl, den er 76—72 mit Cnejus Pompejus theilte. Er ſtarb 64 als Pontifex Maximus. — Quintus Cäcilius M. Creticus erhielt dieſen Beinamen von ſeinen Kriegen in Kreta, das von ihm, nachdem er 69 v. Chr. mit Hortenſius Conſul geweſen, im Jahre 68 und 67 unterworfen und zur Provinz gemacht wurde. Dem Cnejus Pompejus, der ihm den Ruhm dieſer Unternehmung hatte entziehen wollen und ſeinen Triumph

Digitized by Google

bis zum Jahre 62 hinzuhalten wußte, war er verfeindet. — Quintus Cäcilius M. Celer focht 66 v. Chr. unter Pompejus in Aſien und beſetzte im Jahre 63 gegen die Catilinarier als Prätor die Päſſe, die über den Apennin nach dem cisalpiniſchen Gallien führen, das er 62 unter dem Titel Proconſul verwaltete. Im Jahre 60 trat er als Conſul gegen die Anmaßungen des Pompejus, im Jahre 59 gegen Cäſar's Ackergeſetz auf und ſtarb, vielleicht durch ſeine Gattin Clodia (ſ. d.) vergiftet. — Sein jüngerer Bruder, Quintus Cäcilius M. Nepos, hatte unter Pompejus im Seeräuberkrieg und in Aſien gefochten. Als Volkstribun trat er im Jahre 63 v. Chr. gegen Cicero beim Schluß von deſſen Conſulat und 62 für Pompejus auf; ſein Vorſchlag, daß dieſer mit dem Heere zur Herſtellung der Ruhe nach Rom berufen werde, ſcheiterte an dem Widerſtande des Senats und namentlich des Cato Uticenſis (ſ. d.). Er floh zu Pompejus, kehrte mit ihm zurück und wurde im Jahre 60 Prätor und 57 Conſul. — Quintus Cäcilius M. Pius Scipio, bald Quintus Scipio, bald Scipio Metellus genannt, der Sohn des Publius Cornelius Scipio Naſica und der Licinia, wurde vom oben erwähnten Metellus Pius im Teſtament adoptirt und durch ſeine Tochter Cornelia im Jahre 52 v. Chr. Schwiegervater des Pompejus. Im Auguſt deſſelben Jahres von Pompejus zu ſeinem Collegen im Conſulat ernannt, war er für ihn bis zu Anfange des Jahres 49 gegen Cäſar im Senat einer der Thätigſten. Namentlich betrieb er den Beſchluß, durch den dieſer für einen Feind des Staats erklärt wurde. Beim Ausbruch des Kriegs ging er nach Syrien, ſtieß im Jahre 48 v. Chr. zu Pompejus. Unter dieſen focht er in der Schlacht bei Pharſalus, floh dann nach Afrika zu Juba und erhielt hier, obgleich wegen ſeiner Ueppigkeit und Grauſamkeit verhaßt, durch Cato's Vermittelung den Oberbefehl über das Heer der Pompejaner. Nach dem Verluſt der Schlacht bei Thapſus im Jahre 46 tödtete er ſich ſelbſt auf der Flucht nach Spanien, nachdem ſeine Schiffe durch das Geſchwader des Cäſarianers Publius Sittius überwältigt waren.

Metempſychoſis, Metenſomatoſis, ſ. Seelenwanderung.

Meteore heißen alle Lufterſcheinungen, welche in der Atmoſphäre entſtehen. Man kann daher letztere gleichſam als ein Laboratorium anſehen, in welchem die M. durch chemiſche Proceſſe ausgearbeitet werden. Folgende ſind die hauptſächlichſten Meteore: Winde, Stürme, Orkane, Waſſer- und Windhoſen, Thau, Reif, Nebel, Wolken, Regen, Wolkenbrüche, Schnee, Hagel, Schloßen, Graupeln, Gewitter, Wetterleuchten, Blitz, Donner, Irrlichter, Irrwiſche, Sternſchnuppen, Feuerkugeln, Meteorſteine (Meteorolithen, Aërolithen oder Uranolithen), Abend- und Morgenröthe, Waſſergallen, Regenbogen, Höfe oder Halos um Sonne, Mond und Sterne, Mondregenbogen, Nord- und Südlicht, Thierkreislicht (Zodiakalſchein), Höhenrauch (Heerrauch), Fata Morgana, Nebenſonnen und Nebenmonde u. ſ. w. Man unterſcheidet wäſſerige und feurige Meteore.

Meteoreiſen, gediegenes Eiſen, das in großen Maſſen gleich wie die andern Meteorſteine (ſ. d.) auf unſere Erde fällt; dergleichen iſt ſehr oft zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten gefunden worden. Die Annalen der Phyſik, ſowie Chladni's Schrift: „Ueber Feuermeteore und über die mit denſelben herabgefallenen Maſſen“ (Wien 1819) enthalten das Wiſſenswertheſte hierüber. Im Jahre 1751 iſt eine 71 Pfund ſchwere Eiſenmaſſe zu Hraſchine bei Agram in Kroatien gefallen. Am Jeniſei in Sibirien entdeckte Pallas eine 1600 Pfd. ſchwere Eiſenmaſſe und eine noch größere (gegen 30,000 Pfd.) fand Rubin de Celis 1782 in der ſüdamerikaniſchen Provinz Chaca Gualamba. Ein ſchweizeriſcher Obriſt, J. K. Fiſcher, wollte das M. künſtlich nachmachen und erlangte dabei zufällig durch die Verbindung des Nickels mit Stahl die echte Damascenerklinge.

Meteorologie iſt die Wiſſenſchaft, die, durch die atmoſphäriſchen Veränderungen bedingte, Witterung auf allgemeine und beſtimmte Geſetze zurückzubringen und letztere hiernach für gewiſſe Perioden im Voraus zu beſtimmen. Obſchon der Nutzen einer, wenn es der Fall wäre, ſicher begründeten Witterungskunde unbeſtreitbar groß ſein würde, ſo iſt

Digitized by Google

dennoch hierzu, aller Bemühungen ungeachtet, wenig Hoffnung vorhanden, da wir bei Weitem noch nicht alle Urſachen (und ihre Anzahl iſt gewiß nicht gering), durch welche die Witterungsveränderungen als deren Wirkungen bedingt werden, genau kennen. — Kämtz iſt der erſte, der in ſeinem Handbuche der Meteorologie dieſem Theile der Phyſik das Gewand eines conſequent durchgeführten Syſtems gegeben hat.

Meteorſteine, auch Mondſteine, Meteorolithen, Aërolithen, Uranolithen, ſind größere oder geringere Maſſen, die, ganz oder in Stücken zerplatzt, meiſtens erhitzt und mit ſichtbaren Spuren einer vorhergegangenen Schmelzung aus der Luft, gewöhnlich aus Feuerkugeln, welche zerplatzen, herab auf die Erde fallen, und in der Regel einen Schwefelgeruch um ſich verbreiten. Im Allgemeinen ſind bei allen Meteorſteinen die äußere Geſtalt, eine dünne ſchlackenartige Rinde und die übrigen Beſtandtheile dieſelben. Sie enthalten Eiſen, Kieſelerde, Magneſia, Nickel, Chrom, Schwefel, Kalk, Thon, Mangan, ſeltener etwas Natron, Waſſer, Kohle und Salzſäure. — Die herabgefallenen Meteorolithen ſind übrigens an Größe und Menge ſehr verſchieden, von einigen Lothen bis zu mehreren hundert Pfunden. Bei Aigle z. B. fielen gegen 2000 Stück; die Steine von Enſisheim und Verona wogen 300 Pfund, und der bei Aigos-Potamos ſoll gar ſo groß wie ein Fuder geweſen ſein. — Ihr ſpecifiſches Gewicht anbelangend, ſo beträgt es im Durchſchnitt 3, 5, ſteigt aber ſelten auf 4, 28. Die Erſcheinung derſelben hat durchaus nichts Periodiſches und keinen Zuſammenhang mit andern meteoriſchen Phänomenen. Früher hielt man die Nachrichten von herabgefallenen Steinen für Fabeln; doch Chladni zeigte zuerſt die Unleugbarkeit der Thatſache, und erklärte die Meteorſteine für kosmiſchen Urſprungs, welche Hypotheſe noch bis jetzt die einzige wahrſcheinlichſt richtige ſein wird und bleiben muß, ſobald man die große Geſchwindigkeit ihrer, ſelbſt in den höchſten Regionen ſtattfindenden Bewegung berückſichtigt. Andere, z. B. de Lüc und Olbers, ſelbſt Laplace, halten ſie für Auswürfe der Mondvulkane; namentlich hat der zuletztgenannte Gelehrte ſehr ſcharfſinnig geführte Unterſuchungen und Rechnungen zu dieſem Zweck angeſtellt. — Das vorzüglichſte Werk über dieſe Art von Naturerſcheinungen iſt noch immer: „Ueber Feuermeteore und über die mit denſelben herabgefallenen Maſſen" von E. F. F. Chladni, nebſt 10 Steindrucktafeln von Schreibers (Wien, 1819. 8.).

Meth oder Meht iſt ein weinartiges Getränk, welches in Polen und Rußland bereitet wird, indem eine heiße Honigauflöſung in Waſſer mit allerlei aromatiſchen und gewürzhaften Pflanzen, allenfalls auch mit etwas Malz verſetzt wird. Dann wird durch ein Ferment die Gährung eingeleitet, nach deren Beendigung die Flüſſigkeit klar abgezogen wird. Zu den gemeinen Sorten Meth wird die wäſſerige Flüſſigkeit verwendet, die man durch das letzte Auskochen der Honigfladen, um Wachs zu gewinnen, erhält.

Methfeſſel, Albert, Kapellmeiſter zu Braunſchweig, als Liedercomponiſt vortheilhaft bekannt und früher ſehr beliebt, iſt in Stadt-Ilm, einem Städtchen im Fürſtenthume Schwarzburg-Rudolſtadt 1786 geb., wo ſein Vater Cantor und Muſikdirector war, von dem er eine gründliche muſikaliſche Bildung erhielt. Auch eine angemeſſene Gymnaſialbildung ward ihm zu Theil, ſpäter ſandte ihn die Fürſtin von Schwarzburg-Rudolſtadt zu ſeiner weitern Ausbildung als Sänger (denn M. hatte auch eine gute Tenorſtimme, die er frühzeitig gebildet hatte) und Muſiker nach Dresden und Leipzig. Im. J. 1810 ward er Kammerſänger in Rudolſtadt, fing jetzt fleißig an zu componiren, doch ging er nie über das Lied hinaus. Im J. 1824 ging er nach Hamburg, wo er lange Zeit als Geſanglehrer lebte und ſich durch Stiftung einer Liedertafel verdient machte. Seit 1831 iſt er Kapellmeiſter in Braunſchweig.

Method, ſ. Cyrill.

Methode (griech.) heißt zunächſt überhaupt: Weiſe, irgend etwas zu thun, Form des Handelns, ferner ein beſtimmtes, planmäßiges, nach allgemeinen Grundſätzen geregeltes Verfahren, z. B. Heilmethode, ſodann bedeutet es näher die Weiſe der wiſſenſchaftlichen Betrachtung oder auch die Form der Mittheilung derſelben; oft auch beides zugleich, wie z. B. die ſokratiſche Methode zugleich eine Weiſe der Erforſchung und der Mittheilung der

Digitized by Google

Wahrheit iſt. Obgleich überhaupt keine Wiſſenſchaft ohne Methode möglich iſt, ſo haben doch die Philoſophen des Alterthums ſich nicht damit beſchäftigt, allgemeine Grundſätze der Methodik aufzuſtellen; und erſt die Philoſophie des Mittelalters ſtellte Betrachtungen der Art an; ja man kann ſagen, die ganze Philoſophie des Mittelalters ſei Methodenlehre, und bei Fichte komme nur zur äußerlichen Erſcheinung, was vorher dem Weſen nach ſchon vorhanden war, nämlich die Grundanſicht: es gäbe eigentlich von vorn herein keinen Gegenſtand der Wiſſenſchaft, ſondern die Vernunft mache ihn erſt, indem ſie ihn betrachte. Erſt Schelling machte die Wahrheit geltend, daß die Wiſſenſchaft eine ihrem Inhalte adäquate Methode haben müſſe, um wahrhaft Wiſſenſchaft zu ſein. Die Weiſe nun, in welcher dieſer Gegenſtand der Wiſſenſchaft zu betrachten ſei, oder die durch den Gegenſtand nothwendig bedingte Methode der Wiſſenſchaft hat Hegel in ihren Grundzügen aufgeſtellt, aber noch in einer Form, welche das Verſtändniß derſelben und mithin ihre allgemeine Anerkennung erſchwert. Es iſt die Aufgabe der nächſten Zukunft, dieſe Methode auszubilden und auf den einzelnen vorliegenden Stoff der Wiſſenſchaft anzuwenden. Es iſt anzunehmen, daß, wenn dieſes in gewiſſem Maße geſchehen ſein wird, die ſchwerfälligen Formen wegfallen werden, welche die Philoſophie jetzt noch faſt allen denen verdächtig machen, die ſich nicht ausſchließlich mit ihr beſchäftigen. Bis jetzt beſteht freilich noch ein Vorurtheil gegen die ſogenannte Popularphiloſophie. Man hält es für unmöglich, daß tiefe und umfaſſende allgemeine Wahrheiten in der Umgangsſprache vorgetragen werden könnten, und allerdings ſcheint die Erfahrung dies zu beſtätigen. Alle diejenigen Philoſophen, welche mit Beſtimmtheit, mit Selbſtändigkeit und Gründlichkeit die Wahrheit erforſchten, haben ſich einer Terminologie bedient, welche mehr oder weniger von der Umgangsſprache abwich, und welche von denen, die ſich in die Geheimniſſe der Philoſophie einweihen laſſen wollten, erſt beſonders erlernt werden mußte. Diejenigen Philoſophen dagegen, welche ſich der Umgangsſprache ihrer Zeit zu bedienen wußten, haben ſämmtlich mehr oder weniger ſich Unbeſtimmtheit und Seichtigkeit zu Schulden kommen laſſen. Platon und Ariſtoteles ſind vielleicht diejenigen Philoſophen, in welchen jene beiden Vorzüge, Tiefe der Anſchauungsweiſe und Anſchaulichkeit der Darſtellung am meiſten vereinigt waren; aber Platon leidet doch nicht ſelten an poetiſcher Umbeſtimmtheit, und Ariſtoteles wird gerade da, wo er ſich in die Tiefen der eigentlichen Speculation begibt, auch ſchwer verſtändlich. Daher hat man ſich angewöhnt, von *populärer* Methode im Gegenſatze zu *wiſſenſchaftlicher* Methode zu ſprechen. Dieſer Unterſchied iſt aber ein durchaus nichtiger; denn es iſt kein Grund vorhanden, warum eine ſtrengwiſſenſchaftliche Methode nicht zugleich populäre Form ſein könnte. Ueberdies ſind die Begriffe populär und wiſſenſchaftlich ſo relativ, daß jede noch ſo populäre Darſtellung, wenn ſie eine Wiſſenſchaft zum Gegenſtande hat, auch nothwendig wiſſenſchaftlich ſein muß, und daß ebenſo die allerſchwerfälligſte wiſſenſchaftliche Abhandlung, wenn nur irgend ein Menſch etwas davon verſteht, in gewiſſem Grade populär iſt. Noch ungehöriger iſt es, wenn von einer *aphoriſtiſchen* oder *fragmentariſchen* Methode geſprochen wird. Mit ebenſo vielem Rechte könnte man das Stottern eine Methode zu ſprechen nennen. Denn die aphoriſtiſche Form iſt ja nicht ein Mittel, die Wahrheit zu erforſchen, ſondern nur eine äußere und zwar höchſt unvollkommene Form, in welcher einzelne mehr oder minder brauchbare Meinungen und Wahrheiten ſich dieſem oder jenem nachdenkenden Subjecte offenbart haben. Auch glaube man nicht, daß dieſe Form gewählt worden ſei etwa, um gefälliger und annehmlicher zu erſcheinen. Hätten diejenigen, welche ſich dieſer Form bedient haben, eine wirkliche Methode in ihrer Gewalt gehabt, ſo würden ſie ſich ihrer ſicher bedient haben; denn es gibt keine beſſere Art, eine Wahrheit einleuchtend und annehmlich zu machen, als ſie in ihrem Zuſammenhange mit den ihr verwandten Ideen darzuſtellen. Ebenſo unpaſſend iſt es, wenn man, wie häufig geſchieht, die Betrachtungsweiſe von Philoſophen aus ganz verſchiedenen Zeitaltern, etwa wegen irgend einer zufälligen Aehnlichkeit, unter einem und demſelben Namen zuſammenfaßt. In dieſem Sinne hat man z. B. von einer *ſkeptiſchen* und einer *dogmatiſchen* Methode geſprochen; aber ſchon unter den Skeptikern, z. B. denen

Digitized by Google

des Alterthums und den neueren findet ſich ſo wenig Uebereinſtimmung der M., daß der Name ſkeptiſche M. nichts anderes bezeichnen kann, als das Zweifeln an gewiſſen ſonſt für unumſtößlich gehaltenen Wahrheiten; dies aber wäre wiederum eine M. ohne M. Dogmatiſche Methoden aber gab es ebenfalls beinahe ſo viele, als namhafte Philoſophen gelebt haben, und denſelben iſt weiter nichts gemeinſchaftlich, als der abſtracte Umſtand, daß in ihnen *allen* etwas behauptet wird. Eine kurze hiſtoriſche Ueberſicht der Methoden, deren die *namhafteſten* Philoſophen ſich bedient haben — inſoweit eine ſolche hier gegeben werden kann — wird dies näher veranſchaulichen. Die älteſten griechiſchen Philoſophen bedienten ſich einer Betrachtungsweiſe, welche man recht eigentlich eine rein-dogmatiſche nennen könnte; ſie abſtrahirten ſich nämlich aus den mannichfaltigen Eindrücken, welche das Leben ihnen bot, ganz unbefangen einzelne allgemeine Sätze, welche allein von ihnen auf uns gekommen ſind, und deren Begründung durch Hinweiſung auf einzelne Erfahrungen wahrſcheinlich der Gegenſtand ihrer wiſſenſchaftlichen Mittheilungen war. Dieſe Methode nun wurde zuerſt von der ſogenannten ioniſchen Schule in Anwendung gebracht, von Heraklit und der eleatiſchen Schule weiter ausgebildet (namentlich die Form des Beweiſes zuerſt angewendet). Von ganz anderem Geſichtspunkte ging Pythagoras aus. Während die früher genannten Philoſophen ihre Ausſprüche auf die Natur der ſie umgebenden Dinge gründeten, (aber ſo, daß ſie die ſichtbare Natur negierten und den Gedanken an die Stelle ſetzten), ſetzte er das Weſen der Speculation vielmehr in die Abſtraction. Daher erhob er den abſtracteſten aller Begriffe, die Zahl, gleichſam zum Symbol der Welt, und alle ſeine Ausſprüche über die Natur der Dinge ſind durch den Begriff und durch die Eigenſchaften der Zahl bedingt. Auf dem Wege der Abſtraction gingen nach ihm Leukipp, Demokrit und die Sophiſten weiter. Die Letzteren namentlich entfernten ſich ganz von aller Betrachtung des Gegenſtändlichen, ja ſie läugneten, daß es ein ſolches gäbe. Alle Dinge, ſagten ſie, ſeien ſo, wie der Einzelne ſie wahrnehme. Daneben aber behandelten ſie mit großem Scharfſinn die Natur des Begriffs als ein Mittel für Erreichung äußerer, praktiſcher Zwecke. Sie abſtrahirten ſich nämlich aus derſelben eine Menge von Kunſtgriffen, vermittelſt deren ſie in bürgerlichen Geſchäften eine nicht geringe und vielfach mißbrauchte Ueberlegenheit über das unbefangene Bewußtſein ihrer Zeitgenoſſen ſich aneigneten. Scheinbar ihnen gegenüber, in Wahrheit neben ihnen zur Seite ſtellte ſich Sokrates mit ſeiner berühmt gewordenen Methode. Auch er hatte ſich vorzüglich geübt, gegen die formelle Unzulänglichkeit der im gewöhnlichen Leben gebräuchlichen Vorſtellungen, mit dialektiſchen Künſten zu Felde zu ziehen. Doch ſetzte er der Willkür der Sophiſten ſich ſcharf entgegen, indem er Ein beſtimmtes als das wahrhaft Gute annahm und unter allen Lebensbedingungen zu erſtreben anregte. Nach ihm bediente Platon zuerſt ſich einer in ſtrengerem Sinne wiſſenſchaftlichen Methode, d. h. er wendete die durch die Sophiſten und Sokrates ausgebildete Dialektik zuerſt auf die Betrachtung eines beſtimmten Gegenſtandes an. Doch ſind ſeine Schriften noch keinesweges ausſchließlich dogmatiſchen Inhalts, der größte Theil derſelbe beſchäftigt ſich vielmehr hauptſächlich mit Darſtellung und Bekämpfung der Anſichten früherer Philoſophen, und nur gelegentlich knüpft ſich an dieſe hie und da eine eigene dogmatiſch ausgeführte Anſicht an, welche er jedoch auf negative Weiſe dialektiſch darzuthun ſtrebt. Nur in den letzteren in hohem Alter verfaßten Schriften zeigt ſich das Streben, dogmatiſch zu ſein, vorherrſchend; aber gerade hier nimmt die Schärfe und Tiefe der Platoniſchen Anſchauungsweiſe beträchtlich und ſchnell ab, und es blieb daher dem Ariſtoteles aufbehalten, die erwähnte dialektiſche Methode mit Erfolg auf die verſchiedenartigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens in poſitiv beſtimmender Weiſe anzuwenden. In den Schriften des Ariſtoteles herrſchen nun wiederum mehrere von einander weſentlich abweichende Weiſen der Darſtellung; einige derſelben beſchäftigen ſich mit ganz einfacher Zuſammenſtellung einzelner Ereigniſſe der Erfahrung, in anderen findet ſich mehr oder minder ausgebildet eine beſtimmte philoſophiſche Methode. Dieſe beſteht alsdann darin, daß er zuerſt die in ſeinen Umgebungen gebräuchlichen Vorſtellungen, ſowie die Anſichten früherer Philoſophen über den Gegenſtand, welchen zu betrachten er ſich vorgenommen hat, aufzählt. Alsdann unter

Digitized by Google

dem Namen: Schwierigkeiten, die Widerſprüche, welche in der Natur des zu betrachtenden Begriffes liegen, erwähnt, und ſo am Gedankeninhalte des Vorliegenden zu eigenen tiefſinnigen Gedankenbeſtimmungen fortſchreitet. Dieſe Betrachtung ſelbſt iſt jedoch meiſt, ſo geiſtreich und tiefſinnig ſie auch iſt, noch ziemlich zuſammenhangslos. Einzelne Seiten des Gegenſtandes werden betrachtet, aber noch nicht alle in ihrem weſentlichen Zuſammenhange dargeſtellt. In der nächſten Zeit nach Ariſtoteles iſt kaum von einer wiſſenſchaftlichen Methode die Rede, die folgenden Philoſophen bemächtigten ſich einzelner Sätze, behandelten ſie meiſt auf die von Platon und Ariſtoteles angegebene Weiſe, und wendeten ſie zu theoretiſcher Begründung einzelner Richtungen des praktiſchen Lebens an. Als einige Jahrhunderte ſpäter das philoſophiſche Bewußtſein der Völker wieder erwachte, hatte daſſelbe einen ſchweren Kampf zu kämpfen gegen die poetiſchen und religiöſen Vorſtellungen der Zeit. Die meiſten Philoſophen aus dieſer ſpäteren Schule haben daher zwar höchſt tiefſinnige, in der neueſten Zeit mit großer Ungerechtigkeit verkannte Wahrheiten zu Tage gefördert, aber ihre wiſſenſchaftliche Methode war verunſtaltet durch die myſtiſche, ſymboliſirende Richtung ihrer Zeit. Einige unter ihnen gelangten jedoch zu einer Methode, welche ſich durch Schärfe und Tiefe der Dialektik auszeichnet. Im Mittelalter wurde zwar, wie geſagt, eigentlich die Methode Gegenſtand der Forſcher, indem der Inhalt als (in der Theologie) gegeben vorausgeſetzt wurde, und nur die Art und Weiſe, wie er in die Form des Gedankens gebracht werden ſollte, in Betracht kam; aber gerade darum war die Methode des damaligen Philoſophirens ſo mannichfaltig, ſo verſchiedenartig und zum Theil ſo formlos, daß hier nur das Allerallgemeinſte darüber mitgetheilt werden kann. Zunächſt galt es, ganz einfach einen reichen in Form der Vorſtellung und des Gefühls gegebenen Inhalt in die Form und zu der Würde des Gedankens zu erheben. Man ſuchte daher einzelne ſchon vorhandene Begriffe näher zu beſtimmen und ihre Beziehung zu einander, nähere oder entferntere Verwandtſchaft anzugeben. Man bildete daher vorzugsweiſe die Formen der Definition und des Beweiſes aus. Dieſes Verfahren begann mit den einfachſten Verſuchen, und führte zuletzt zu dem Ergebniſſe, daß der gegebene Inhalt gleichſam von einem Netze von ſorgfältig beſtimmten und unter einander verknüpften Begriffen umſpannt war. Während ſonach dieſe erſte Periode der mittelalterlichen Philoſophie (das 11., 12. und 13. Jahrhundert der chriſtl. Zeitrechnung) einen, wenn auch nur ſcheinbar poſitiven dogmatiſchen Charakter gewann, hatten die nächſten Jahrhunderte eine entſchiedene und negative Richtung. Da nämlich jener auf die beſchriebene Weiſe umgrenzte Inhalt eben ein fremder, ein nicht durch die eigene Kraft des philoſophiſchen Bewußtſeins gegebener war, ſo wurde die Untrüglichkeit deſſelben dem Verſtande bald verdächtig, und man bemühte ſich nun, über ihn hinausgehend, eine abſolut unzweifelhafte Grundlage der Wiſſenſchaft zu finden. Dieſe negative Richtung zeigte ſich zuerſt als Polemik gegen die vorher geltenden Anſichten. Als aber dieſe gleichſam aufgezehrt waren, da kleidete ſich das philoſophiſche Bewußtſein der Zeit in zwei einander entgegengeſetzte, aber aus einer Wurzel entſpringende Formen, einerſeits in eine myſtiſche Verzweiflung an der Untrüglichkeit des Gedankens überhaupt, und andererſeits in eine kahle, inhaltloſe, ſpitzfindige, wiewohl zuweilen höchſt ſcharfſinnige Disputirkunſt. Carteſius, welcher die Ausbildung des Bewußtſeins dieſer Periode vollendete, machte geradezu den abſoluten Zweifel als den Ausgangspunkt der Philoſophie geltend, und glaubte demſelben nur dadurch entrinnen zu können, daß er einen abſolut inhaltloſen Satz an die Spitze der Wiſſenſchaft ſtellte, und aus dieſem in der Form der Deduction die Begriffe, welche er betrachten wollte, angeblich entwickelte, in der Wahrheit aber ſie erſt in dieſelben hineintrug. Das Trügeriſche dieſes Verfahrens einſehend, gelangte nun Spinoza dazu, eingeſtändlich den ganzen Inhalt der Philoſophie in Form eines Alles umfaſſenden Begriffes, welchen er Gott nannte, vorauszuſetzen, und ſich dadurch der poſitiven Weiſe der älteren Philoſophen zu nähern, ohne doch die im Laufe der letzten Jahrhunderte gewonnene Conſequenz und Selbſtändigkeit des Gedankens aufzugeben. Er und Leibnitz, welcher im Allgemeinen ſich derſelben Methode bediente, beherrſchten beinahe ein Jahrhundert hindurch die Welt, und die auf ihre Anſichten gegründete, durch Wolf zu einem be-

Digitized by Google

quemen Schema ausgearbeitete Methode wurde auf alle Zweige des Wiſſens angewendet. Ihre Weſenheit und Schwäche beſteht darin, daß der vorhandene Stoff aus Gründen, welche durchaus nicht in ſeiner Natur liegen, in vorausbeſtimmte Abtheilungen geſondert, gleichſam in verſchiedene unter einander nur ganz äußerlich zuſammenhängende Käſtchen geſperrt wird. Kant zeigte zuerſt auf gediegene Weiſe das Unzureichende dieſer Methode auf. Seine Unterſuchungen, als deren Gegenſtand er ſelbſt die Grenzen (nicht den Inhalt) der Vernunft bezeichnet, haben wiederum einen durchaus negativen Charakter, und würden zu einer abſoluten Troſtloſigkeit führen, wenn es ihrem Urheber nicht gelungen wäre, unter dem Namen praktiſche Annahme oder Poſtulate gelegentlich einigen Inhalt einzuführen. Dieſe Methode, auf Poſtulate zu bauen, hat Fichte vervollſtändigt. Sein ganzes Lehrgebäude iſt auf ein Poſtulat gebaut. Das Ich ſetzt (macht) den Gegenſtand ſeines Denkens, indem es denkt. Die Methode, vermittelſt deren Fichte aus dieſem Poſtulate allerlei mehr oder minder tiefſinnige Lehrſätze entwickelt, iſt die ſtrengſte, conſequenteſte, aber auch undankbarſte, troſtloſeſte, deren ſich je ein Philoſoph bedient hat. Aber er bahnte durch ſeine Unterſuchungen den Weg zu der Entdeckung (Schelling's), daß der Gegenſtand der Wiſſenſchaft an und für ſich da ſei, und daß die betrachtende Vernunft denſelben nur zu beſchreiben habe. Schelling gelangte aber noch zu keiner ausreichenden Methode, weil er den Umſtand, daß die betrachtende Vernunft und der Gegenſtand der Wiſſenſchaft Eins und Dasſelbe ſind, einſeitig geltend machte, (daher wird ſeine Lehre die Identitätslehre genannt), und dagegen überſah, daß jene ſich ebenſo ſehr auch von dieſem unterſcheidet. Mithin mußte ihm das Wechſelverhältniß zwiſchen beiden, die Quelle jeder wahrhaft wiſſenſchaftlichen Methode, noch unbekannt bleiben. Dieſes Wechſelverhältniß hat Hegel zum Gegenſtand ſeiner Forſchungen gemacht, und das Reſultat derſelben iſt eine aus der Natur des Inhalts und des philoſophiſchen Bewußtſeins ſich ergebende Methode, die angeſchaute Gliederung des Inhalts ſelbſt. Dieſe Methode erkennt einerſeits die Einheit und Unzerreißbarkeit des Inhalts an, behält ſich aber vor, zum Behufe der Betrachtung die einzelnen Momente des Begriffes aus einander zu halten, aber auch ihren Uebergang in einander aufzuzeigen, weil ſie in der Wirklichkeit ſo innig unter einander verſchlungen ſind, daß niemals das eine ohne das andere exiſtirt. Er hat dieſe ſeine Methode ſchon auf manche Zweige der Wiſſenſchaft angewendet, aber der Stoff wird darin gleichſam noch paradigmatiſch behandelt. Eine innigere und vollſtändigere Vermählung der Form und des Inhalts iſt von den nächſten Jahrhunderten zu erwarten. — Unter den Lehrmethoden, den Formen wiſſenſchaftlicher Mittheilung, iſt die ſo genannte akroamatiſche, die Form des zuſammenhängenden Vortrags, die gebräuchlichſte; ſie iſt die einfachſte aber auch die unvollkommenſte. Man pflegt zwar für ſie anzuführen, daß ſie durch lebendige Darſtellung irgend eines Gegenſtandes zu wiſſenſchaftlicher Betrachtung aufrege; wer aber zur Wiſſenſchaft aufgeregt werden muß, der thut wohl, lieber entſchieden ſich fern von ihr zu halten. Jedenfalls wird jeder etwaige Vortheil der Methode durch die Unmöglichkeit, das Vorgetragene vollſtändig und gründlich feſtzuhalten, und die nur allzubequeme Gelegenheit zu oberflächlichem Raiſonnement, welche ſie dem Lehrenden bietet, aufgewogen. Sie iſt von den griechiſchen Sophiſten zuerſt ausſchließlich angewendet und bald darauf von Platon mit den unwiderleglichſten Gründen bekämpft worden. Im Mittelalter wurde ſie immer nur da angewendet, wo es ſich um möglichſt ſchnelle Mittheilung von Kenntniſſen an eine größere Menge handelte, und nur in der neueſten Zeit iſt ſie wieder die alleinherrſchende Form der Mittheilung philoſophiſcher Wahrheiten geworden. Dieſem Umſtande iſt ein Theil der Oberflächlichkeit des größeren philoſophiſchen Publikums unſerer Zeit zuzuſchreiben. Die ſogenannte erotematiſche Methode, d. h. die abfragende, welche Lehrer und Schüler in einen wirklich förderlichen Wechſelverkehr bringt, iſt jener bei Weitem vorzuziehen, zumal, wenn ſie, wie bei Platon, auf wahrhaft geiſtreiche Weiſe gehandhabt wird. Denn ein bloßes Abfragen von Kenntniſſen würde freilich einem verſtändigen zuſammenhängenden Vortrage an Brauchbarkeit noch nachſtehen. Die katechetiſche Methode iſt weiter nichts, als eine erotematiſche, und durch die Benennung katechetiſch: ſoll nur die

Digitized by Google

Forderung, daß die Vernunft des Schülers wirklich in Anſpruch genommen werde, noch ausdrücklich angedeutet werden. Ueber die Lehrmethoden Peſtalozzi's, Lancaſter's u. A., welche ſich theils auf Unterricht im Allgemeinen, theils beſonderer Fächer, unter beſonderen Verhältniſſen beziehen, ſ. d. einzelnen Artikel.

Methodik oder Methodologie heißt die Anweiſung zur methodiſchen und zweckmäßigen Behandlung irgend einer Aufgabe, z. B. zur Erlernung oder zum Vortrag einer Wiſſenſchaft, zur Ausführung eines Geſchäfts u. ſ. w. So ſpricht man von einer Methodologie des akademiſchen Studiums, der Medicin u. ſ. w. (S. Hodegetik.) Eine allgemeine wiſſenſchaftliche Methodologie iſt noch eine Aufgabe, deren Löſung noch nicht gefunden iſt und nur durch ein ſehr ſpecielles Eingehen in den Geiſt der einzelnen Wiſſenſchaften möglich wäre. Vielleicht könnte man die logiſche Lehre von der Methode ſo nennen, doch iſt dieſe ſehr dürftig, beſonders deshalb, weil ſie nur diejenigen methodiſchen Geſetze berührt, die allen Wiſſenſchaften gemein ſind. In der Kant'ſchen Schule nannte man denjenigen Theil einer Unterſuchung Methodenlehre im Gegenſatz zu der Elementarlehre, der ſich mit der Anwendung der Elementarbegriffe auf das durch ſie beherrſchte Erkenntnißgebiet beſchäftigte.

Methodiker nannten ſich die Anhänger einer von Themiſon aus Laodicea im letzten Jahrh. v. Chr. geſtifteten mediciniſchen Schule, welche auf dem Mittelwege zwiſchen Dogmatismus (ſ. d.) und Empirismus (ſ. d.) eine feſte Regel für die Therapie zu geben verſuchte. Das Syſtem war ſehr einfach, indem nach ihr alle Krankheiten entweder aus einer mit Trockenheit verbundenen Zuſammenziehung, oder einer durch vermehrte Ausſonderung ſich ausſprechenden Erſchlaffung der die Säfte enthaltenden Kanäle oder endlich von einem aus dieſen beiden gemiſchten Zuſtande entſtanden. Die Zuſammenziehung wurde nun mit erſchlaffenden, die Erſchlaffung mit zuſammenziehenden, der gemiſchte Zuſtand aber mit ſolchen Mitteln behandelt, welche dem in ihm vorherrſchenden Krankheitsprincip nach derſelben Regel entſprachen. Ein beſonderes ſogenanntes prophylaktiſches Verfahren jedoch machten die Vergiftungen nöthig. Zwar war dieſes Syſtem aus Empirie und Dogmatismus zuſammengeſetzt, hielt aber keineswegs die richtige Mitte zwiſchen beiden, denn es entlehnte höchſt einſeitig nur von jedem dieſer beiden Extreme einen Theil ſeiner Lehre und enthielt auf dieſe Weiſe weniger die Vorzüge als die Fehler derſelben. Das Hauptverdienſt der Methodiker iſt die erſte Anregung des Gedankens an allgemeine Indicationen (ſ. Heilanzeige) und ſomit an eine allgemeine Therapie (ſ. d.). Der Leichtigkeit wegen, welche dieſes Syſtem in ſeiner praktiſchen Anwendung bot, fand es viele Anhänger, von denen aber die bedeutendſten faſt ſämmtlich Veränderungen damit vornahmen; die ausgezeichnetſten unter ihnen ſind Soranus aus Epheſus, welcher unter Trajan und Hadrian lebte und von deſſen Werken noch einige in der lat. Bearbeitung von Cälius Aurelianus übrig ſind, Letzterer ſelbſt und Moſchion. Vgl. Clarus, „De methodicae scholae principibus" (Lpz. 1799, 4.)

Methodiſten nennt man die Glieder einer Religionsgeſellſchaft, welche ſich zu Anfange des 18. Jahrhunderts in England bildete, ſich eine genauere Beobachtung der neuteſtamentlichen Vorſchriften, ſtrenge Sitten, fromme Uebungen und Werke der Liebe zum Geſetz machte, um namentlich dem Unglauben und der Sittenloſigkeit entgegenzuarbeiten, die bei der todten, trockenen Moral, welche man damals von den Kanzeln der biſchöflichen Kirche zu hören gewohnt war, immer mehr um ſich griff. John Wesley (ſ. d.) wurde 1727 Stifter dieſes frommen Bundes, dem bald mehrere junge Theologen zu Oxford beitraten, unter ihnen auch der talentvolle Whitefield (ſ. d.), der durch ſeine außerordentliche Predigergabe das einflußreichſte und thätigſte Werkzeug dieſer Secte wurde. Während der Erſtere als Miſſionär einige Zeit in Amerika ſich aufhielt, gewann in England Whitefield durch ſeine ſalbungsvollen, begeiſterten, allgemein verſtändlichen Reden, worin er die von der biſchöflichen Kirche verdrängten Lehren von der Erbſünde, der Wiedergeburt und Gnade durch Chriſtum wieder zur Sprache brachte, die Sünden der Zeit mit dem Fegefeuer beſtrafte, täglich mehr Zuhörer. In ſeinem Sinne predigten auch die übrigen methodi-

Digitized by Google

ſtiſchen Lehrer, und als ihnen von Seiten der biſchöflichen Kirche die Kanzel verboten wurde, die wachſende Zahl ihrer Bekenner kein Privathaus faſſen konnte, und ſie genöthigt waren im Freien auf Wieſen und Kirchhöfen zu predigen, ja nicht ſelten des größern Contraſtes wegen an öffentlichen Vergnügungsörtern auftraten, da ſtrömten, theilweiſe auch durch den Reiz der Neuheit angezogen, Tauſende herzu, der Donner der Reden Whitefield's gewann ſie Alle, und die gewaltſam erſchütterten Herzen wurden zur Heiligung wiedergeboren. Unter dem Schutze der Regierung, die in ihren Reden etwas eigentlich Demagogiſches nicht auffinden konnte, bauten ſie endlich eigene Bethäuſer, und Wesley gab der neuen Kirche eine eigene Verfaſſung, wobei er die Conſtitution der Herrnhuter, mit denen ſie bis 1739 in Einverſtändniß ſtanden, zum Muſter nahm, die auch bei der ſpätern, durch einen Streit über die Gnadenwahl (1741) herbeigeführten Trennung der Bekenner Wesley's und Whitefield's von dem Letztern mit wenigen Abänderung angenommen wurde. Das Rituale der biſchöflichen Kirche haben die M. beibehalten, doch iſt ihr Gottesdienſt wärmer und inniger, ſie legen auf die poſitiven Lehren des Chriſtenthums einen größern Werth, beſonders da ſie ihre Grundſätze zu einem unverbrüchlichen Halten am Evangelium verpflichten, und betrachten die Bekehrung überdies als das Werk augenblicklicher Gemüthsbewegung, und glauben, durch dieſen *Durchbruch der Gnade*, wie ſie eine ſo plötzliche Sinnesumwandelung nennen, werde eine größere ſittliche Vollkommenheit erlangt, als auf andere Weiſe möglich iſt, und deshalb zwecken auch ihre Vorträge allein auf Herzensrührungen dieſer Art ab. Im Aeußern beobachten die M. eben jene andächtige Haltung, jene einfache Lebensart und fromme Sprache wie die Herrnhuter, obwohl ſie weit mehr der Vorwurf der Schwärmerei trifft und es unter ihnen nicht an Heuchlern und Selbſtquälern fehlt. Namentlich iſt, wie Reiſende berichten, der Methodismus in Nordamerika in neuerer Zeit ſehr ausgeartet, und die Andacht der Erleuchteten artet nicht ſelten während der Exclamationen ihrer Prediger und im Augenblicke des Durchbruchs, den man hier vorzugsweiſe the work (d. Werk) nennt, in die tollſten Ausſchweifungen religiöſer Schwärmerei, Geheul und heftige Verzuckungen aus. Dies iſt namentlich der Fall bei den Bekennern des *neuen Lichtes*, einer fanatiſchen methodiſtiſchen Secte, die 1750 durch Shady Island, einen Irländer, geſtiftet wurde. Die Anzahl der M. in Amerika wurde 1842 auf 3 Millionen berechnet; Bethäuſer zählte man in England 1808 940 und 417 Prediger. Den M. bleibt das Verdienſt durch Beiſpiel und Lehre den großen Volkshaufen zum Fleiß und zur Sittlichkeit zu führen, unbeſtritten. Ihre Kirchenzucht iſt muſterhaft, und gröbere Vergehen der Mitglieder werden mit Bann, Verweiſung und endlicher Ausſchließung aus der Gemeinde beſtraft. Jeder Gemeinde ſteht ein Biſchof vor, ihm zunächſt ſtehen die Prediger und Gehülfen der Letztern, die, weil gelehrte Theologen ſelten zu ihnen übergehen, oft aus verſchiedenen Ständen gewählt, als Aerzte, Kaufleute, Handwerker, ohne beſondere geiſtliche Tracht das Amt der Seelſorge übernehmen, wobei ſie ihr Gewerbe ungeſtört fortſetzen können. Bei dem Mangel an Bildung der Kirchendiener und der Strenge ihrer Sitten treten Leute aus den höhern Ständen nur ſelten zu dieſer Partei über, und 1808 betrug die Zahl der nicht geiſtlichen Mitglieder derſelben in Großbritannien an 110,000, meiſtens aber aus der Claſſe der Matroſen, Soldaten, Kohlenführer und Tagelöhner, und Männer wie Wilberforce (ſ. d.) ſind unter ihnen eine ſeltene Erſcheinung. Bei Wesley's Tode 1791 bildete ſich bei Gelegenheit der Frage, ob man wie bisher das Abendmahl in den Verſammlungen der biſchöflichen Kirche oder in den eigenen Tabernakeln nehmen ſollte, unter den Bekennern Wesley's eine beſondere Partei, die *neuen Methodiſten*, die dadurch, daß ſie unter ſich ein eigenes aus Laien und Predigern zuſammengeſetztes Kirchendirectorium wählten, einen Theil des Kirchenregiments auch den Nichtgeiſtlichen einräumten, ſich einen anſehnlichen Zuwachs an Bekennern verſchafften, ſodaß ſie jetzt zahlreicher ſind, als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Vgl. Southey „J. Wesley's Leben, die Entſtehung und Verbreitung des Methodismus“ (nach dem Engl. von Krummacher, 2 Bde., Hamb. 1825.) und „The Life of Whitefield“, (nach dem Engl. von Tholuck, Lpz. 1834.). — *Methodiſten* heißen auch die polemiſchen Schriftſteller der römiſch-kathol.

Kirche im 17. Jahrhundert, welche den Kampf gegen die proteſtantiſchen Theologen durch eine neue Methode der Dialektik abzumachen ſuchten, indem ſie den proteſtantiſchen Lehrbegriff durch ſich ſelbſt zu widerlegen bemüht waren.

Methuenvertrag heißt der von dem brit. Geſandten Methuen in Liſſabon 1703 mit der portug. Regierung abgeſchloſſene Handelsvertrag, wonach wollene Tuche und andere Wollenwaaren brit. Urſprungs, die ſeit 1684 nicht mehr hatten eingeführt werden dürfen, wieder zu dem frühern Eingangszolle von 23 Procent vom Werthe in Portugal zugelaſſen werden ſollten, wogegen Großbritannien ſich verpflichtete, die portug. Weine bei der Einfuhr ſtets um ein Drittel niedriger als die franzöſiſchen zu beſteuern. Dieſer Vertrag galt lange Zeit als ein höchſt vortheilhafter für Großbritannien, und noch jetzt hält ihn die Schule des nationalen Syſtems der politiſchen Oekonomie dafür, obgleich nur geringes Nachdenken lehrt, daß Großbritannien wohl ſelten einen ihm gleich nachtheiligen Vertrag abgeſchloſſen haben möge. Denn da der Vertrag ſich nur auf Portugal, nicht auf deſſen Colonien bezieht, ſo wird durch ihn den portug. Weinen der Seelenzahl nach ein zehnmal größerer Verbrauch in Großbritannien, als den brit. Wollenwaaren in Portugal zugewieſen; ſodann hat Großbritannien doch ſicher ein größeres Bedürfniß und Vermögen für portug. Weine, als Portugal für brit. Tuche, und endlich verringerte Großbitannien noch dadurch ſeinen Verkehr mit Frankreich, daß es einen der Hauptausfuhrartikel desſelben, den Wein, von ſeinem Markte ausſchloß und Frankreich zu Vergeltungsmaßregeln veranlaßte.

Methymna, jetzt Molivo, eine ehemals bedeutende Stadt, auf der Oſtküſte von Lesbos (ſ. d.), berühmt durch ſeinen Weinbau und als Geburtsort des Arion (ſ. d.), blieb im peloponneſ. Kriege allein den Athenern treu, als alle übrigen Städte der Inſel die Bundesgenoſſenſchaft mit denſelben aufgegeben hatten. (S. Mitylene.)

Metis war bei den alten Griechen und Römern die Göttin der Klugheit und Gewandtheit, Tochter des Okeanos und erſte Gemahlin des Zeus, die klügſte aller Götter und Göttinnen. Sie gab ihrem Gemahl das Brechmittel, auf welches Chronos die verſchlungenen Kinder wieder ausſpeien mußte. Als Zeus erfuhr, Metis würde einen Sohn gebären, der ihn ſelbſt vom Throne ſtürzen werde, verſchlang er die ſchwangere Gemahlin, und aus ſeinem Haupte ging die ſchöne, freurige, ſtreitbare und ewig jungfräuliche Minerva hervor.

Metonymie iſt eine rhetoriſche Figur, die auf der Vertauſchung zweier in objectivem Zuſammenhange mit einander ſtehenden Vorſtellungen beruht (vergl. die Art. Gleichniß und Metapher). Sie entſteht, indem ſtatt einer Vorſtellung eine einzelne zu ihrem Inhalte gehörige Theilvorſtellung, oder allgemeiner, indem das Frühere für das Spätere, und umgekehrt geſetzt wird, wie: die Wirkung für die Urſache, z. B. der Segen rauſcht herab, ſtatt der Regen, welcher Segen bringt; die Urſache für die Wirkung, z. B. Canova's Meiſel wird unſterblich ſein, d. h. ſeine Werke; die Form für den Stoff, z. B. die Kugel, die wir bewohnen; das Zeichen für die Sache, z. B. den Lorbeer erringen, ſtatt den Sieg; die Sache für das Zeichen, z. B. dort glänzt der Sieg auf ſeiner Stirn; der Ort für das darin Befindliche, z. B. der melodiſche Wald, ſtatt Vögel; das an einem Ort Befindliche für den Ort ſelbſt, z. B. den Altar berauben; die Zeit für das darin Geſchehene oder Befindliche, z. B. die helleniſche Vorzeit iſt in Sagen gehüllt.

Metopen heißen in der doriſchen Säulenordnung die Vertiefungen am Fries zwiſchen den Dreiſchlitzen (Triglyphen). In der ioniſchen und korinthiſchen Ordnung kommen ſie nicht vor. Die Metopen wurden bei den Alten mit Hirnſchädeln (der Opferthiere) verziert.

Metre, ein franz. Längenmaß, das ſeit dem Geſetze vom 7. Apr. 1795 und 10. Dec. 1799 als Längeneinheit gilt, mißt genau 443,296 par. L. (der Toiſe von Peru) und hat 10 Decimètres, 100 Centimètres, 1000 Millimètres. Auf deutſche Verhältniſſe angewandt mißt der Fuß in Baden = $^3/_{10}$ Mètre, die Wegſtunde = $4444^4/_9$ Mètres; in Bayern ungefähr 0,292 Mètre; in der bayer. Pfalz der Fuß = $^1/_3$ Mètre, die Elle

Digitized by Google

= $1^{1}/_{5}$ Mètre; in Bremen hält der Fuß circa 0,289 Mètre; in Braunſchweig 0,285 Mètre, ebenſo groß iſt der bisher übliche (Dresdner) Fuß in Sachſen.

Metrik (griech.) iſt die Wiſſenſchaft der allgemeinen Geſetze des Rhythmus (ſ. d.) als Grundlage aller Versmeſſung, verbunden mit der Darſtellung der verſchiedenen, von den Dichtern gebrauchten Versmaße, ſofern dieſelben durch jene allgemeinen Geſetze bedingt ſind, obgleich man gewöhnlich nur die Theorie der Verskunſt darunter verſteht. Die vollendetſte Ausbildung erhielt ſie von den Griechen, die ſich ſchon frühzeitig durch Geſang und Tanz an eine feſte Wahrnehmung der rhythmiſchen Ordnung gewöhnt hatten und deren Dichter zugleich Tonkünſtler und Geſetzgeber der Muſik waren, durch vielſeitigen Reichthum und Wohlklang der Versarten; bei den Römern bekam ſie eine weit beſchränktere und mehr praktiſche Richtung, obgleich ſie ſich auch hierin meiſt ſclaviſch an ihre Vorgänger, die Griechen, hielten. Als Wiſſenſchaft wurde ſie von den alten griech. Muſikern, Grammatikern, Rhetoren und Scholiaſten behandelt, namentlich von Ariſtoxenus (ſ. d.), Hephäſtion (ſ. d.), u. A., doch nur ſehr mangelhaft, was auch von den lat. Grammatikern, wie Priscian (ſ. d.) und Terentianus Maurus (ſ. d.) gilt, da man lediglich das praktiſche Bedürfniß berückſichtigte und mit einer oberflächlichen Silbenzählung oder mit bloßen Schematismen ſich begnügte. Später kam das Studium der Metrik faſt ganz in Vergeſſenheit, mit Ausnahme der nothwendigſten Regeln für das heroiſche Versmaß, bis Rich. Bentley (ſ. d.) mit Hintanſetzung der Theorie der Grammatiker und der rein mechaniſchen Meſſung der Verſe das Weſen der Metrik in dem rhythmiſchen Elemente erfaßte und ſo eine neue Bahn zeigte. Doch blieb ſeine Reform nur eine partielle und ohne tiefern Einfluß, da ſich ſeine feinen Beobachtungen ausſchließend auf die röm. Komiker beſchränken. Die Verdienſte Bentley's hat Hermann in der Schrift: „De Bentleio ejusque editione Terentii." (Lpz. 1819, 4.; auch im 2. Bde. der „Opuscula") trefflich gewürdigt. Mehrere Gelehrte, beſonders Brunck (ſ. d.) und Reiz (ſ. d.), ſtellten nach Bentley recht gute und zum Theil ſcharfſinnige Bemerkungen über die antike Metrik an; ein eigentlich und ſtreng wiſſenſchaftliches Syſtem derſelben aber begründete zuerſt Gottfr. Hermann (ſ. d.), der auf dem Wege, welchen ihm die kritiſche Philoſophie vorzeichnete, zunächſt nach den Kant'ſchen Principien aus dem Begriffe des Rhythmus ſelbſt die neue Wiſſenſchaft entwickelte und die vorher ungeordneten Maſſen unter allgemeine und beſondere Geſetze brachte. Dieſe gänzliche Umgeſtaltung blieb nicht ohne Widerſpruch und Tadel, indem einige, beſonders Apel in ſeiner „Metrik" (2 Bde., Lpz. 1814—16), den Mangel aller muſikaliſchen Grundlage rügten, Andere, wie Böckh (ſ. d.), nur in der Theorie der alten Grammatiker als der einzig ſichern hiſtoriſchen Baſis das Wahre zu finden meinten. Vgl. Freeſe, „De Hermanni metrica ratione" (Halle 1829). Nach Hermann's Grundſätzen unterwarfen Friedemann, Spitzner und Seidler einzelne Versarten mit glücklichem Erfolge einer genauern Unterſuchung, Andere dagegen, wie Lange, hatten deſſen Anſicht nicht einmal richtig verſtanden, und ſo bietet gerade dieſe Wiſſenſchaft bis jetzt noch die meiſten Widerſprüche und Verkehrtheiten dar. Theils jene ſchwankenden Principien ſelbſt, theils der immer mehr überhandnehmende Wahn, daß die Kenntniß der antiken Metrik zu abſtract und ungenießbar ſei und zu wenig praktiſchen Gewinn verheiße, haben dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt auf Schulen und Univerſitäten nur geringen Eingang verſchafft, obſchon die neueſte Zeit mehrere brauchbare Handbücher darbietet, unter denen wir das von Munk „Die Metrik der Griechen und Römer" (Glogau 1834) und von Freeſe „Griech.-röm. Metrik" (Dresd. 1842) hervorheben. Die Metrik der deutſchen Sprache hat J. H. Voß in ſeiner „Zeitmeſſung der deutſchen Sprache" (2. Aufl., Königsb. 1831) zuerſt begründet.

Metrometer oder Metronom, ſ. Taktmeſſer.

Metropolis (griech.), heißt Mutterſtadt, in Bezug auf die von derſelben gegründeten Colonien (Tochterſtädte, Colonialſtädte). Im Alterthume war M. überhaupt der Name aller größern Städte, beſonders aber der Hauptſtädte der Provinzen. Daher erhielten auch die Erzbiſchöfe, welche in dieſen ihre Sitze hatten, den Titel Metropolit

Digitized by Google

oder Metropoliten und die erzbiſchöfliche Haupt= oder Mutterkirche den Namen Metropolitankirche.

Metrum heißt urſprünglich Maß, Takt, ſodann aber wird es vorzugsweiſe in der Bedeutung von Versmaß (Weiſe, in welcher die langen und kurzen Sylben eines Verſes abwechſeln) gebraucht. Als ſolches iſt es die eine Seite der äußeren Form des Verſes, während der Reim die andere iſt. Zugleich iſt es diejenige Form des Verſes, deren das Alterthum ſich faſt ausſchließlich bediente, während das Mittelalter den Reim vorzugsweiſe ausbildete. Die alten Sprachen, und namentlich die griechiſche, ſind durchaus für die Bildung beſtimmter und zuſammengeſetzter Versmaße eingerichtet, indem faſt jede ihrer Sylben eine beſtimmte Länge hat und die Wortfolge an faſt gar keine Regel gebunden iſt; in den neueren Sprachen dagegen, und beſonders in den nordiſchen, ſind nur wenige Sylben entſchieden kurz oder lang; die meiſten können ebenſo wohl kurz als lang gebraucht werden, und man hat ſich vielfach, aber vergeblich abgemüht, Regeln für die Quantität derſelben aufzufinden. Ueber das Weſen und den Werth des Metrum, hat in neuerer Zeit namentlich Klopſtock in ſeinen „Grammatiſchen Geſprächen und in der Schrift „Ueber Sprache und Dichtkunſt" ſich verbreitet.

Mette, aus dem lat. Worte matutina gebildet, heißt in der katholiſchen Kirche der täglich vor Anbruch des Tages gehaltene Gottesdienſt. Bei großen Feſten feiert man auch Metten in der Nacht, wie z. B. die ſogenannte Chriſtmette. In einzelnen Gegenden des proteſtantiſchen Deutſchlands hat ſich dieſe Sitte ebenfalls noch erhalten.

Metternich. Die freiherrliche Familie Metternich gehört zu den älteren Adelsfamilien der deutſchen Rheinlande, und beſteht gegenwärtig noch in der ſeit 1803 gefürſteten Linie Winneburg und Beilſtein fort, nachdem 11 andere Linien derſelben erloſchen ſind. Dieſe Reichsgrafſchaften, welche ſüdlich von der Moſel im ehemaligen Kurfürſtenthum Trier lagen, erwarb die Familie M. am Anfange des 17. Jahrhunderts, als Lothar v. Metternich Erzbiſchof und Kurfürſt von Trier war. Durch dieſe Erwerbung erhielt ſie Sitz und Stimme auf den deutſchen Reichstagen, und ward ſpäter im J. 1679 (Philipp Emmerich durch Leopold I.) in den Reichsgrafenſtand erhoben. Als im J. 1801 dieſe Güter ſowie die übrigen auf dem linken Rheinufer liegenden Beſitzungen an Frankreich abgetreten werden mußten, erhielt die Familie die Reichsabtei Ochſenhauſen in Schwaben nebſt den dazu gehörigen Aemtern und andern Pertinenzien zur Entſchädigung, verlor aber im J. 1806 die Souveränitätsrechte über dieſelben an den König von Würtemberg, welcher ſeit 1825 durch Kauf in den völligen Beſitz dieſer Herrſchaften getreten iſt. Im J. 1803 erhielt das Geſchlecht die reichsfürſtliche Würde für den jedesmaligen Chef des Hauſes, welche 1813 auf die ganze Familie ausgedehnt wurde. Franz Georg Karl Joſ. Joh. Nepomuk, geb. 1746 zu Koblenz, war öſterreich. wirkl. Geh.=Rath, Staats= und Conferenzminiſter, und ſtarb 1818. Er vermählte ſich mit Marie Beatrix Aloyſie Gräfin von Kagenegg. Sein Sohn iſt der berühmte Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius Fürſt von Metternich (bis 1848 öſterreich. Haus=, Hof= und Staatskanzler, 1818 vom König beider Sicilien zum Herzog von Portella ernannt), ward am 15. Mai 1773 zu Koblenz geboren, ſtudirte ſeit 1788 zu Straßburg und Mainz, vermählte ſich 1795 mit der Gräfin Eleonore von Kaunitz, der Enkelin des Miniſters und Allodialerbin der Herrſchaft Auſterlitz, und trat in den öſterreichiſchen Staatsdienſt, in welchem er zuerſt als Geſandter im Haag gebraucht ward. An dem Congreſſe zu Raſtadt nahm er als Bevollmächtigter des weſtfäliſchen Grafencollegiums Theil, und ward im J. 1801 öſterreichiſcher Geſandter in Dresden. Seine größere diplomatiſche Thätigkeit aber beginnt mit dem Jahre 1805, in welchem er am 3. Novbr. zu Potsdam einen Tractat zwiſchen Rußland, Preußen und Oeſterreich gegen Napoleon abſchloß. Als jedoch das Waffenglück der Franzoſen zu ſchnell die damaligen Hoffnungen der Verbundenen vereitelt hatte, ging M. im J. 1806 als öſterreichiſcher Geſandter nach Paris, von wo er im J. 1809 nach dem Ausbruch des neuen franzöſiſch=öſterreichiſchen Krieges, kurz vor der Schlacht von Wagram zurückkehrte, und darauf am 8. Octbr. zum Miniſter der auswärtigen Ange=

Digitized by Google

legenheiten ernannt ward. Als ſolcher führte er mit dem franzöſiſchen Miniſter Champagny zu Ungariſch-Altenburg die Unterhandlungen über den Frieden, welcher 1809 zu Wien unterzeichnet ward. Seit dieſer Zeit leitete er nun mit großem Scharfſinn und ſeltener Gewandtheit die Politik Oeſterreichs, deſſen Stellung durch den Rückzug Napoleon's aus Rußland und das Vordringen der preußiſch-ruſſiſchen Truppen einerſeits, und andererſeits durch die verwandtſchaftliche Verbindung Oeſterreichs mit Napoleon und die Unſicherheit der erſten Fortſchritte jener Verbündeten auf deutſchem Boden, eine höchſt ſchwierige und verwickelte geworden war. Die Franzoſen, namentlich der Baron Fain in ſeinem „Manuſcript von 1813," haben die damalige Thätigkeit M.'s als eine verrätheriſche und zweizüngige bitter getadelt, doch können wir vom deutſchen Standpunkte mit gutem Rechte behaupten, daß der Weg, welchen der Fürſt befolgte, zum Heile Deutſchlands und Europa's geführt hat, indem er die Kriegserklärung Oeſterreichs an Frankreich, welche nach den Verhandlungen zu Dresden (Ende Juni) und zu Prag (Juli, Auguſt) in der Nacht vom 10. auf den 11. Auguſt abgefaßt ward, der Sache der Verbündeten und Deutſchlands das Uebergewicht über Napoleon gab. Am 9. Septbr. 1813. ſchloß M. in Folge dieſer Verhältniſſe mit Preußen und Rußland den Allianztractat zu Teplitz, und ward am Abend der Leipziger Schlacht, der erſten Frucht ſeiner Thätigkeit, zum öſterreichiſchen Fürſten erhoben. Als die verbündeten Truppen in Frankreich einmarſchirt waren, leitete er die Unterhandlungen mit Napoleon und den Bourbons, und präſidirte bei dem Congreſſe zu Wien den verſammelten Miniſtern aller bedeutenden europäiſchen Staaten. Nachdem durch den zweiten Pariſer Frieden im J. 1815 die Verhältniſſe Europa's zu Frankreich für eine längere Zeit gleichfalls unter M.'s thätiger und einflußreicher Mitwirkung geordnet waren, ſcheint es Hauptziel ſeiner Politik geblieben zu ſein, die Ruhe Europa's vor revolutionären Stürmen zu bewahren und auf jede nur mögliche Weiſe zu ſchützen. In dieſem Sinn und Streben ging von ihm, wie man ſagt, die erſte Idee der deutſchen Bundesverfaſſung aus; in demſelben unterhandelte er darauf 1818 auf dem Congreſſe zu Aachen, 1819 auf dem zu Karlsbad, 1820 zu Troppau und Laybach, ſowie 1823 mit dem ruſſiſchen Miniſter von Neſſelrode. Neben dieſer Thätigkeit in den auswärtigen Angelegenheiten führte M. ſeit Oct. 1826 auch das Präſidium in den Miniſterialconferenzen für die innern Angelegenheiten, in deren Leitung er dieſelbe Richtung auf den Schutz und die Verbeſſerung beſtehender Einrichtungen befolgte. Nach Franz I. Tode im J. 1835 blieb er im Beſitze aller ſeiner Aemter und ſeines vollen Einfluſſes; er begleitete den Kaiſer Ferdinand I. im Sept. 1835 nach Teplitz und Prag zur Zuſammenkunft mit den Monarchen von Preußen und Rußland, war fortwährend zur Aufrechthaltung des Friedens, namentlich bei Gelegenheit des Conflictes über die oriental. Frage 1840 und 1841, thätig, zog Frankreich durch den Tractat vom 13. Juli 1841 wieder in den Bund der Großmächte und wußte bei den mehrmals hervorbrechenden Unruhen in Italien und der Schweiz ſtets den Principien ſeiner conſervativen Politik Geltung zu verſchaffen. Die Fürſten belohnten ſeine desfalſigen Verdienſte mit Orden und Standeserhöhungen. Der Kaiſer Franz I. beſchenkte ihn ſchon im Mai 1814 zu Paris mit dem Rechte, das öſterreich. und lothring. Wappenzeichen in das erſte Feld ſeines Familienwappens aufzunehmen. Der König beider Sicilien, Ferdinand IV. erhob ihn im Febr. 1816 zum Herzog mit einer Dotation von 60,000 neapolit. Ducati und gab ihm am 1. Aug. 1818 den Titel eines Herzogs von Portella. Am 1. Aug. 1816 ſchenkte ihm Kaiſer Franz I. das Schloß und Gut Johannisberg erbeigenthümlich, mit dem Vorbehalt des Rückfalls an Oeſterreich im Fall des Ausſterbens der Familie. Der König von Spanien verlieh ihm die Grandezza erſter Claſſe mit dem Herzogstitel, und mit Ausnahme des engl. Kniebandordens iſt er Ritter aller erſten europäiſchen Orden. Doch ſo ſehr auch ſein geiſtiges Bevormundungsſyſtem, mit dem er den Fortſchritt der Zeit aufhalten zu können glaubte, den Fürſten gefiel, ſo wenig fand es Beifall bei den Völkern. Selbſt in Wien konnte er das Wachsthum des Geiſtes nicht aufhalten und als im März 1848, in Folge der franz. dritten Revolution, ein freierer Geiſt auch in Deutſchland ſich in gewaltigen Regungen kundgab, mußte er als das erſte Opfer der neuen

Digitized by Google

Zeit fallen. Am 12. März 1848 ward der Kaiſer Ferdinand genöthigt, ihn ſeiner Aemter und Würden zu entlaſſen, worauf er unter fremdem Namen Wien und die öſterreich. Staaten noch in derſelben Nacht verließ, um der aufgeregten Volksrache zu entgehen. Seitdem hält er ſich in Brighton in England auf; doch, darf man den beſonders von franz. Zeitungen verbreiteten Gerüchten glauben, ſo ſteht er noch immer mit dem öſterreichiſchen Cabinet in enger Verbindung und die bisherigen Vorgänge in Oeſtreich machen das gar nicht unwahrſcheinlich. — Aus ſeiner erſten Ehe mit der Gräfin Kaunitz, welche 1825 ſtarb, hat M. ſeit dem im J. 1829 erfolgten Tode ſeines Sohnes Victor, keine Kinder mehr, dagegen lebt noch ein Sohn, den ihm am 7. Jan. 1829 ſeine zweite Gemahlin, ein Fräulein von Leykam (welche der Kaiſer zur Gräfin v. Beilſtein erhoben) gebar. Sie ſelbſt ſtarb bald nach der Geburt am 17. Jan. desſelb. Jahres. Zwei andere Söhne hat er aus ſeiner dritten 1831 mit der Gräfin Melanie Zichy-Ferraris geſchloſſenen Ehe.

Metz, Hauptſtadt des franz. Departements der Moſel und Feſtung vom erſten Range, mit 3 ſtarken an der Südſeite der Stadt liegenden Cidatellen, liegt am Einfluſſe der Seille in die Moſel, die ſich hier in 2 Arme theilt, wovon der eine durch die Stadt fließt. M. zählt 5800 Häuſer, 45,000 Einw., und iſt im Ganzen von alter Bauart. Auf der linken Seite der Moſel liegt die erſt 1731 angelegte und ſtark befeſtigte Neuſtadt. Die 60,000 Bände ſtarke Bibliothek, die 363 Fuß lange, 73 Fuß breite Kathedrale, von gothiſcher Bauart, mit dem Grabe Ludwig's d. Frommen, der Gouvernementspalaſt, das ſchöne Schauſpielhaus mit toskaniſcher Säulenordnung gehören zu dem Sehenswerthen von M. Die Bewohner nähren ſich beſonders von Wollenzeugfabrikation und beträchtlichem Productenhandel. Eine Meile von M. liegen auf beiden Seiten der Moſel noch Trümmer einer römiſch. Waſſerleitung, von dem Volke pont du diable (Teufelsbrücke) genannt. Geſchichtlich merkwürdig iſt die Belagerung von M., die Kaiſer Karl V. 1552 in eigener Perſon unternahm. Sonſt war M. freie Reichsſtadt, wurde aber 1648 an Frankreich abgetreten. Ueber die 1822 in der alten Cidatelle gefundenen Alterthümer vergl. Devilly (Metz, 1823).

Metze, 1) Maß für trockene Dinge, der 16. Theil eines Scheffels = 4 Mäßchen; in Nürnberg der 8. Theil eines Malters; in Regensburg der 32. Theil eines Wiſpels; in Augsburg der 8. Theil eines Scheffels; in Frankfurt a. M. und der Pfalz die Hälfte eines Simmers; in Erfurt der 4. Theil eines Scheffels = 4 Mäßchen. 2) Im Mittelalter eine Art Karthaunen von großem Kaliber, die über 100 Pfund ſchoſſen.

Metzu oder Metſu (Gabr.), einer der vorzüglichſten niederländ. Genremaler, geb. zu Leyden 1615, lebte meiſt zu Amſterdam und ſtarb daſelbſt, von übermäßiger Arbeit erſchöpft, im J. 1658. Seine Gemälde gehören meiſt dem feinern, gemüthlichern Genre an; ſeine Auffaſſung iſt ungezwungen und einfach, die Ausführung höchſt vollendet, ſodaß er mit Terburg und Dow, nach deren Werken er ſich bildete, in eine Linie geſtellt werden kann. Sein „Laboratorium", ſeine „Frau mit Früchten", vor Allem die mehrfach vorhandene „Kranke mit dem Arzt", gehören zu dem Geiſtreichſten, was das niederländ. Genre geſchaffen. Seines langſamen Arbeitens und ſeines frühen Todes wegen ſind verhältnißmäßig nicht viele Werke ſeiner Hand vorhanden, weshalb dieſelben außer allem Preiſe ſtehen. Er genoß ſchon bei Lebzeiten hohe Achtung, und ſein Umgang war ſehr geſucht. Seine beſten Schüler waren J. van Geel und van der Meer von Delft.

Meudon, Marktflecken und ſchönes königliches Luſtſchloß an der Seine, in der Nähe von Verſailles. M. als Schloß wird ſchon in ſehr frühen Zeiten erwähnt, man hat ſeine Gründung ſogar bis in Cäſar's Zeiten hinaufgeführt. Ludwig XIV. kaufte daſſelbe nach dem Tode ſeines damaligen Beſitzers, des Miniſters Louvois; Ludwig XV. ließ durch Lenotre (ſ. d.) neben dem alten Palaſte einen neuen ungleich prächtigern erbauen und den dazu gehörigen Park auf das geſchmackvollſte einrichten. Von dieſer Zeit an war M. lange der Vergnügungsort des franzöſiſchen Hofes; hier wohnten Marie Antoinette und ihre beiden Söhne, der Dauphin und der Herzog von der Normandie, nachheriger Dauphin und Namenskönig Ludwig XVII. Die Nationalverſammlung räumte es nach dem Sturze des Königshauſes dem Nationalinſtitut ein, verſah es der Sicherheit halber mit Wall und

Digitized by Google

Graben, und hier wurden unter andern zur Vervollkommnung des Kriegsweſens unternommenen Arbeiten, auch die zur Recognoscirung in Schlachten vorgeſchlagenen und 1794 bei Fleury gebrauchten Luftballons gefertigt. Unter Napoleon bewohnte M. zu verſchiedenen Zeiten die Kaiſerin mit ihrem Sohne. Das alte Schloß brannte 1795 ab. Die In der Nähe von M. liegenden, ſich weit erſtreckenden Kreidebrüche ſind berühmt, geben viel Kreide (blanc de Meudon genannt) und enthalten mitunter prächtige Verſteinerungen. Die Kreidelager enthalten merkwürdige Höhlen.

Meulen, Ant. Franz van der, Schlachtenmaler, geb. zu Brüſſel 1634 von reichen Aeltern, hatte den daſigen Hofmaler Pet. Snayers zum Lehrer. Einige ſeiner Arbeiten, die nach Frankreich kamen, machten Lebrun auf ihn aufmerkſam, worauf er von Colbert an die Gobelinmanufactur berufen wurde. Durch ſein Talent als Schlachtenmaler ſetzte er ſich bei Ludwig XIV. in Gunſt, der ihn auf ſeinen Feldzügen ſtets in ſeinem Gefolge hatte, und nicht ſelten ihm ſelbſt die Gegenſtände angab, die er durch ihn gemalt wünſchte. Auf dieſe Weiſe vervollkommnete ſich M. immer mehr in ſeinem Fache, und erhielt bald den Ruf als einer der vorzüglichſten Schlachtenmaler; doch zeichnete er ſich auch in der Genre- und Landſchaftsmalerei aus. Unter die berühmteſten ſeiner Arbeiten gehören der Einzug Ludwig's XIV. in eine eroberte Stadt, deſſen Einzug in Arras und die Belagerung von Maaſtricht; ferner ein Ritter, welcher, ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer ſpricht, die ihre Guitarre ſtimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand, und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krames. Außerdem hat man von ihm viele trefflich gearbeitete Anſichten der königlichen Schlöſſer in Frankreich und mehrere Arbeiten, die er zum Behuf der Gobelinmanufactur lieferte. Seine große Gewandtheit in der Pferdemalerei bewog ſeinen Freund Lebrun, deſſen Nichte er heirathete, ihm die Ausführung der Pferde in deſſen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Er wurde 1673 Mitglied der Akademie und ſtarb 1690. Unter ſeinen Schülern iſt Jean van Hugtenburgh (ſ. d.) der berühmteſte.

Meurſius, Johannes (eigentl. de Meurs), geb. 1579 zu Loosduinen beim Haag, ein ungemein fleißiger wiewohl planloſer Sammler vielgebrauchter antiquariſcher Materialien, nicht ohne ſeltene philologiſche und achtungswerthe antiquariſche Kenntniſſe, ſchrieb ſchon im 16. Jahre zum Erſtaunen der Welt einen Commentar zum Lykophron, einen der ſchwerſten griechiſchen Dichter, wurde 1610 Profeſſor der Geſchichte zu Leyden, und ſpäter vom König Chriſtian IV. von Dänemark als Prof. der Geſchichte und Politik an die Univerſität zu Soroe berufen, wo er am 20. Septbr. 1639 ſtarb. Seine Schriften ſind beinahe 2 Jahrhunderte lang von Philologen, Geſchichts- und Alterthumsforſchern vielfach benutzt worden, und gehören noch immer zu den wichtigſten Quellen für griechiſche und römiſche Alterthumskunde. Die antiquariſchen, wie: „Atticae lectiones" (4 B.); „De populis Atticae;" „Archontes Athenienses" u. m. a. haben Gräve und Gronov geſammelt, und dieſe ſowie die wichtigen geſchichtlichen und philologiſchen Werke M.'s, wie: „Historia Danica," (Geſchichte Dänemarks unter Chriſtian I., Johann und Chriſtian II., Leyden, 1630); „Glossarium graeco-barbarum" (Ebend. 1614); „Creta, Cyprus, Rhodus" (Amſterd., 1675); „Geſchichte der Niederlande unter Herzog von Alba" u. a. ſind in einer Geſammtausgabe beſorgt von J. Lami zu Florenz 1741 ff. in 12 Bdn. erſchienen. — Sein Sohn Meurſius, Joh., zum Unterſchiede von ſeinem Vater (M. der Aeltere) häufig der Jüngere genannt, geb. 1613 zu Leyden, geſt. 1653 in Dänemark, hat ebenfalls durch mehrere ſehr achtungswerthe Abhandlungen das Gebiet der Alterthumskunde bereichert. Sie ſind theilweiſe in Gronov's „Thesaurus" zu finden. Die unter ſeinem Namen erſchienenen ſchmutzigen „Elegantiae linguae lat." (beſte Ausg., Leyd. 1757) haben nicht ihn, ſondern den Franzoſen Chorier aus Grenoble zum Verfaſſer.

Meurthe, ein in dem ehemaligen Lothringen gelegenes Dapartement des nordöſtlichen Frankreichs, das ſeinen Namen von der auf den Vogeſen entſpringenden Meurthe, einem Nebenfluß der Moſel, hat, mit 444,000 Einw. auf 118 QM., iſt nach den Vogeſen hin ſehr gebirgig und waldig, reich an Flüſſen und ergiebig an Feld- und Garten-

Digitized by Google

früchten, Eiſen, Salzquellen, Fiſchen, Bienen und Wild. Die meiſt katholiſchen, arbeitſamen Bewohner beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit Verfertigung von Glas, irdenen Waaren und mit Weberei. Die Hauptſtadt des Departements iſt Nancy (ſ. d.).

Meuſel, Johann Georg, geb. 1743 zu Eyrichshof in Franken, ſtudirte in Göttingen, hielt ſeit 1764 Vorleſungen über Kunſt- und Literaturgeſchichte in Halle, dann in Erfurt, und ſeit 1780 als Prof. der Geſchichte und Hofrath in Erlangen: er ſtarb den 19. Septbr. 1820. Außer den genannten Fächern beſchäftigten ihn auch politiſche Geſchichte und Statiſtik. Er beſaß einen ungeheuren Sammlerfleiß, enthielt ſich aber in der Wahl des zu ſammelnden Stoffes jedes Urtheils. Sein „Gelehrtes Deutſchland" (5. Ausg. Lemgo, 1769 ff. Bd. 21. bearb. von Lindner, herausgeg. von Erſch, Lemgo, 1827), welches nur damals lebende Schriftſteller enthält, zeigt 10,647 Namen auf; ein Beweis, daß Vollſtändigkeit das einzige Ziel ſeines Strebens war; indeſſen muß man geſtehen, daß das genannte Buch, ſowie die übrigen ähnlichen desſelben Verfaſſers zweckmäßiger eingerichtet iſt, als die meiſten neuern Sammlungen ähnlichen Inhalts. Noch ſind von ihm folgende Werke anzuführen: „Anleitung zur Kenntniß der „Europ. Staatenhiſtorie" (Lpz., 1775, 6. Aufl. 1816); „Der Geſchichtforſcher, oder Magazin hiſtor.-kritiſcher Abhandlungen und Bemerkungen" (Halle, 1775—79, 7 Bde.); „Deutſches Künſtlerlexikon" (Lemgo, 1808—14); „Neueſte Literatur der Geſchichtskunde" (Erfurt, 1778—80, 6 Bde.); „Struvii bibliotheca histor." (Lpz., 1782—1804, 9 Bde.); „Hiſtor.-literariſches Magazin" (Bayreuth, 1785 u. 86, 4 Bde.); „Literatur der Statiſtik" (Lpz. 1806, 2 Bde.); „Lexikon der von 1750—1800 verſtorbenen Schriftſteller" (Ebend., 1812—16, 15 Bde.). Außerdem hat er von der „Allgem. Welthiſtorie" 1772—76 den 36.—39. Theil, und von dem Auszuge dieſes Werkes 1777—79 den 16.—20. Band bearbeitet, und einige Jahre hindurch die „Erlanger Literaturzeitung" redigirt.

Meuterei heißt das meiſt geheime Aufregen Anderer zu einer Empörung, indem man ſeine Unzufriedenheit gegen ſie ausſpricht und ſie verleitet, ſich gegen die beſtehende Ordnung und ihre Obrigkeit aufzulehnen. (S. Aufruhr.) Das Verbrechen der Meuterei iſt vor dem Geſetze ſtets ſtrafbar und wird an den Meuterern im Kriege und auf der See jedesmal auf der Stelle mit dem Tode beſtraft.

Mexico ode Mejico, eine Republik Nordamerika's, wird im Norden vom Oregongebiet und den Vereinigten Staaten, im Oſten von den letztern und dem Mexicaniſchen Meerbuſen, im Süden von den Staaten Mittelamerika's und dem ſtillen Ocean, und im Weſten von dieſem Meer allein begrenzt und hat einen Flächenraum von 44,000 □M. Die Bodengeſtaltung M.'s wird von den das Land durchziehenden Cordilleren beſtimmt, die hier einen eigenthümlichen Charakter haben, indem ſie durchaus als ein Plateau auftreten, deſſen ſüdlicher Theil ein völliges Tafelland, das von Anahuac, bildet, auf deſſen Scheitelfläche ſich nur eine Reihe iſolirter vulkaniſcher Schneegipfel erhebt, während im nördlichen Theil wieder Kettengebirge ſich erheben, die das Plateau von Neumexico, ſowie die Hochflächen von Durango und Sonora und das Tafelland von Neucalifornien bilden. (S. Cordilleras.) Das Tafelland von Anahuac oder das eigentlichen M. liegt zwar innerhalb der Wendekreiſe; doch beſitzen in Folge der Höhe dieſes Plateau's (7000 F.) nur die Küſtenterraſſen zu beiden Seiten desſelben ein tropiſches Klima, das von der furchtbarſten Hitze an den Küſten alle Abſtufungen des Klimas bis zum ewigen Schnee auf den Gipfeln der rieſigen Vulkane zeigt. Man unterſcheidet beſonders drei klimatiſche Abſtufungen, die heiße, die gemäßigte und die kalte Region. Die nördlichen Plateaulandſchaften M.'s außerhalb der Wendekreiſe haben natürlich ein um ſo weniger heißes Klima als das Plateau von Anahuac, je mehr ſie nach Norden liegen. Eine Landplage ſind die Erdbeben und die Orkane an den Küſten. Sämmtliche Plateaus M.'s, beſonders die nördlichen, leiden an großer Trockenheit, da die tropiſchen Regen nur im ſüdlichen M. während der Monate Juni bis Sept. herrſchen. Daher kommt es auch, daß M. weder viele noch große Flüſſe aufzuweiſen hat; die bedeutendſten ſind der Rio del Norte, der im Hochlande von Neumexico entſpringt und in den Mexicaniſchen Meerbuſen mündet, und der Colorado do

Digitized by Google

Occidente, der ebenfalls im Hochlande von Neumexico entſpringt und in den Meerbuſen von Californien mündet. Die Verſchiedenheit des Klimas und der Bodenbeſchaffenheit hat großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Landes. Am fruchtbarſten iſt das eigentliche M. oder das Plateau von Anahuac, das in dieſer Hinſicht zu den geſegnetſten Gegenden der Erde gehört; doch finden ſich ſchon hier neben der üppigſten Tropenvegetation dürre, ſandige Striche, und auf dem Plateau neben den herrlichſten Hochthälern viele waſſerloſe, öde Gegenden; noch mehr iſt dies in den nördlichern Gegenden der Fall, die verhältnißmäßig wenig eigentlich anbaufähigen Boden beſitzen, denn der größere Theil beſteht aus Savannen, die in der heißen Jahreszeit faſt ganz verbrannt und nur in der naſſen mit ſchönem Graswuchs bedeckt ſind, oder aus völligen Einöden und kahlen Felsgebirgen. Die terraſſenartige Geſtaltung des Landes verleiht ihm in Folge der damit verbundenen klimatiſchen Abſtufungen gleichzeitig die Nahrungspflanzen der Tropenwelt und die Culturgewächſe des Nordens. Es gedeihen die Banane, der Brotfruchtbaum, die Cocospalme und der Cacaobaum; aber ebenſo Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Mais und Weizen in der größten Ueppigkeit, ſowie Gerſte und Kartoffeln. Der Landbau iſt daher die wichtigſte und ergiebigſte Nahrungsquelle M.'s. Er wurde, wie ſchon vorher von den Eingeborenen, ſo zur Zeit der ſpan. Herrſchaft auf den Meiereien (haciendas) der Creolen mit großem Fleiß und Eifer betrieben; doch die unaufhörlichen innern Unruhen haben denſelben Hände und Capitalien entzogen, die Felder verwüſtet, die Dörfer verödet, die künſtlichen Bewäſſerungsanſtalten, die in einem trockenen Lande wie M. die erſte Bedingung eines gedeihlichen Anbaues ſind, verdorben und bei der Unſicherheit der Exiſtenz den Anbau auf das Nöthigſte beſchränkt. Auch die Viehzucht iſt allgemein und erſtreckt ſich auf alle europäiſchen Hausthiere, leidet aber ebenfalls unter dem gegenwärtigen traurigen politiſchen Zuſtande des Landes. Hinſichtlich des Mineralreichthums ſteht M. noch immer unter allen edle Metalle ausbeutenden Ländern auf erſter Linie; denn wenn es auch nicht mehr die ungeheuern Maſſen Gold und Silber, wie zur Zeit der ſpan. Herrſchaft, die den Bergbau als Hauptquelle ihres Einkommens vor Allem ſchützte und förderte, liefert, und die innern Kriege auch dieſen Gewerbszweig in Verfall gebracht haben, ſo ſchlägt man die jährliche Ausbeute doch noch immer auf 4000 Mk. Gold und 1,956,000 Mk. Silber an. Neuerdings hat ſich der Bergbau in Folge der Bemühungen und Capitalien auswärtiger, beſonders engl. Bergwerksgeſellſchaften wieder mehr gehoben; doch werden unedle Metalle, obſchon ſie ebenfalls in großer Menge vorhanden ſind, verhältnißmäßig nur wenig zu Tage gefördert. Noch nachtheiliger als auf die Erzeugung der Naturproducte haben die gegenwärtige politiſche Zerrüttung des Landes auf die Gewerbe, die ſich übrigens auch unter der ſpan. Herrſchaft in fortwährender Kindheit befanden und auf den Handel eingewirkt, der außerdem durch den Mangel an Straßen, an Credit und öffentlicher Sicherheit, an guten Häfen auf der öſtlichen Küſte, ſowie durch die Widrigkeit der im mexicaniſchen Meerbuſen herrſchenden Winde und Strömungen ſo benachtheiligt wird, daß die reichen Naturproducte des Landes, ſeine koſtbaren Mahagony- und Campeche- und andere Hölzer, ſeine Baumwolle aus Mangel an Vertrieb keinen Abſatz finden. So kommt es denn, daß von den 21 Mill. Thlr., welche die Ausfuhr M.'s beträgt, 19 Mill. in edlen Metallen beſtehen, während die Einfuhr faſt nur aus Gewerbserzeugniſſen beſteht und auf 22 Mill. Thlr. ſich beläuft.

Die Einwohnerzahl M.'s beläuft ſich auf mehr als 7 Mill., deren größerer Theil auf dem Plateau von Anahuac concentrirt iſt, während die nördlichern Provinzen ſchwächer und Neumexico am ſchwächſten bevölkert ſind. Die geſammte Bevölkerung zerfällt ihrer Abſtammung und Sprache nach, ſeitdem alle geborene Spanier, in M. Chapetones genannt, im J. 1829 aus dem Gebiet der Republik verbannt worden ſind, in vier Haupttheile: 1) Creolen oder Weiße, ſpan. Abkunft, deren Zahl man auf 1 Mill. ſchätzt, und deren Sprache, die ſpaniſche, da ſie bis auf die neueſte Zeit die Herrſchenden waren, die allgemein verbreitete und auch der Mehrzahl der urſprünglichen Einwohner bekannt und geläufig iſt, ohne jedoch die verſchiedenen Sprachen derſelben verdrängt zu haben; 2) Indianer oder Ureinwohner, etwa 4 Mill., am zahlreichſten die aztekiſchen Völker auf dem Plateau von

Digitized by Google

Anahuac, wogegen die neumexican. und nicht aztekiſchen Indianerſtämme meiſt nur ſchwache und größtentheils herumſchweifende Jägerhorden ſind; 3) Neger, deren Zahl jedoch kaum 60,000 beträgt und in Folge der Aufhebung der Sclaverei täglich mehr abnimmt; 4) die aus der Vermiſchung der drei vorgenannten Racen entſtandene Baſtardbevölkerung, Meſtizen, Mulatten, Zambos, Chinos ꝛc. in ihren verſchiedenen Abſtufungen (Tercerones, Quarterones ꝛc.) und Uebergängen, die auf 2 Mill. Seelen ſich beläuft und ſeit der Freierklärung aller Racen in dem Volks- und Staatsleben M.'s ein höchſt bedeutſames Element bildet. Dabei iſt zu bemerken, daß die farbigen Racen an Zahl gewinnen, während die Creolen, theils durch die immerwährenden Bürgerkriege, theils durch ihre häufigen Verbindungen mit Miſchlingen, theils in Folge des Mangels an Einwanderung aus Europa, fortwährend ſich mindern. Mit Ausnahme von ungefähr 200,000 wilden Indianern, die im Gegenſatz zu den Indios fideles, den gläubigen, d. i. chriſtlichen Indianern, Indios bravos genannt werden und in den nördlichen Provinzen herumſchweifen, bekennt ſich die ganze eigentliche Bevölkerung zur römiſch-katholiſchen Kirche; denn die wenigen Proteſtanten, die in den größern Städten des Handels oder der Gewerbe wegen ſich angeſiedelt haben, ſowie die Abenteurer, die ſeit der Revolution nach M. eingewandert, ſind mehr als Ausländer, denn als mexican. Staatsangehörige zu betrachten. Die katholiſche Kirche, die durch einen Erzbiſchof und acht Biſchöfe, abgeſehen von dem zu Yucatan, verwaltet wird, hat durch kluges Nachgeben und thätiges Eingreifen bei der Losſagung von Spanien noch den größten Theil ihres alten Anſehens, ihren Pomp und ihre Einkünfte, ihre Klöſter und einen zahlreichen Klerus gerettet, welcher Letztere jedoch keineswegs auf der ſittlichen und intellectuellen Höhe ſteht, um einen wahrhaft heilſamen und bildenden Einfluß auf die meiſt ſehr rohe, ohne allen Unterricht aufwachſende Menge ausüben zu können. Daher kommt es auch, daß der Gottesdienſt in M. lediglich in äußern Ceremonien in Bilderdienſt, Proceſſionen und Schauſtellungen beſteht und um ſo weniger die alten heidniſchen Traditionen und götzendieneriſchen Gebräuche bei einem großen Theil der Urbevölkerung auszurotten gewußt hat, als er einestheils ſelbſt noch den Charakter halben Heidenthums trägt, anderntheils aber unter dem gebildeten oder halbgebildeten Theile der Bevölkerung eine religiöſe Gleichgültigkeit erzeugt hat, die täglich weiter um ſich greift.

Das gegenwärtige M. begreift das ehemalige Vicekönigreich Neuſpanien, das in das eigentliche M. oder Altmexico, den mittlern und ſüdlichen, und in Neumexico, den nordöſtlichen Theil des Landes umfaſſend, zerfiel, wozu bis 1847 noch Californien gehörte. Unter dem Namen der Vereinigten mexican. Staaten (Estados unidos mexicanos) bildet M. eine Republik, die auf der Verfaſſung vom 4. Oct. 1824 beruht, welche, größtentheils der der Ver. Staaten nachgebildet, wie dieſe eine föderative, demokratiſche und repräſentative iſt. Die Souveränetät ſteht dem Volke zu, die geſetzgebende Gewalt aber wird von dem aus einer Abgeordnetenkammer und einem Senat beſtehenden Congreß ausgeübt. Jede Provinz wählt zwei Senatoren, und auf je 40,000 Einw. einen Deputirten. Ein Präſident und ein Vicepräſident, auf vier Jahre gewählt, ſtehen an der Spitze der ausführenden Gewalt. Die Freiheit der Preſſe iſt garantirt, dagegen iſt der katholiſche Cultus die Staatsreligion und keine andere darf neben ihr beſtehen. Alle Mexicaner ohne Unterſchied genießen gleiche Rechte und ſind mit 18 Jahren vollkommen ſelbſtändig. Die Richter ſind unabhängig. Güterconfiscationen, Tortur und Einkerkerungen auf bloße Verdachtsgründe ſind aufgehoben. Neben dem Congreß beſtehen in jeder Provinz noch Provinzialverſammlungen, um die Verwaltung derſelben zu leiten. Doch hiervon iſt zur Zeit wenig in der Wirklichkeit ins Leben getreten. Alle Theile der Verwaltung liegen darnieder; die Gerechtigkeitspflege verdient dieſen Namen nicht; die Finanzen ſind in der größten Unordnung, die Ausgaben überſteigen bedeutend die Einnahmen, die man auf 30 Mill. Thlr. berechnet, und die Staatsſchulden belaufen ſich auf 44 (nach einer andern Angabe auf 80) Mill. Thlr.; das Heer beſteht aus einer ebenſo feigen, als zuchtloſen Soldateska, welche jedem Abenteurer feil iſt und ſeit 20 Jahren nach Art der Prätorianer durch Militärrevolutionen das Land regiert; die Marine zählt nur wenige kleine Schiffe, die ſich nie vor

Digitized by Google

einem Feinde zu zeigen wagen und im Hafen von Vera-Cruz verfaulen; an Straßen-, Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei fehlt es ſo gut wie ganz und das Unterrichtsweſen iſt im höchſten Grade vernachläſſigt. Die Verfaſſung iſt durch die vielen Revolutionen fortwährend verändert worden, bald im Sinne des föderaliſtiſchen oder demokratiſchen Princips, bald im Sinne des centraliſtiſchen oder ariſtokratiſch-hierarchiſchen, je nachdem das eine oder das andere ſiegte. Im Ganzen war in den letzten Jahren das centraliſtiſche vorherrſchend, demgemäß die Föderativrepublik der ſouveränen Staaten in eine einzige untheilbare Republik, welcher allein die Souveränetät zukommt, verwandelt wurde. Die ganze Republik beſteht, wenn man Yucatan (ſ. d.), das jedoch factiſch unabhängig iſt, dazu rechnet, aus 20 Departements und drei Gebieten, worunter Alt- oder Obercalifornien (ſ. d.). Die wichtigſten Städte ſind Mexico (ſ. d.), Guadalaxara (ſ. d), Guanaxuato (ſ. d.), Valladolid, San Luis Potoſi, Puebla de los Angelos oder Tlascala, Queretaro, Guaxaco, Vera-Cruz (ſ. d.), Tampico und Acapulco (ſ. d.).

Die Geſchichte M.'s vor der Ankunft der Spanier liegt in großem Dunkel; doch geht mit Gewißheit hervor, daß das Plateau von Anahuac in den älteſten Zeiten ſchon von verſchiedenen Völkerſchaften, von denen einige einen gewiſſen Grad von Civiliſation ſich erworben hatten, bewohnt wurde. Um die Mitte des 7. Jahrh. n. Chr. wanderten die Tolteken ein, ein gebildeter Volksſtamm, dem die meiſten Trümmer von Städten, Befeſtigungen, Tempeln und Paläſten, die man noch in M. findet, zugeſchrieben werden, die in Gold und Silber arbeiteten, Mais und Baumwolle bauten, Hieroglyphenſchrift beſaßen und ein Sonnenjahr hatten. Sie kamen von Norden her, weshalb die Hypotheſe ſich geltend gemacht hat, daß ſie aus Oſtaſien ſtammen und die Nachkommen eines von den Hiongnu im 4. Jahrh. n. Chr. vertriebenen civiliſirten oſtaſiat. Volks ſeien, das über die Aleutiſchen Inſeln nach Nordamerika gewandert und dann daſelbſt immer nach Süden vorgerückt, bis es die Völker auf dem Plateau von Anahuac erreicht, ſie unterworfen und ein Reich gegründet habe, das durch einen hohen Grad von Civiliſation, ſowie ihre Religion durch Milde und ſittlichen Charakter ſich auszeichnete. Spätere Einwanderer, die ſich mit den Tolteken vereinigten und ihre Geſittung annahmen, waren die Chechemeken und die Acolhuer, von welchen Letztern das von den Tolteken gegründete Reich den Namen Acolhuacan erhielt. Doch dieſes Reich wurde im 15. Jahrh. von den Azteken oder eigentlichen Mexicanern geſtürzt, wilden Stämmen, die im 12. Jahrh. ebenfalls von Norden eingewandert waren, ſich Anfangs in gedrückten Verhältniſſen niedergelaſſen hatten, aber nach und nach immer mehr auf Koſten der Acolhuer um ſich griffen, kleine Reiche bildeten, bis endlich das von Tenochtitlan oder Mexico die Suprematie erlangte und die meiſten toltekiſchen und übrigen aztekiſchen Staaten unterwarf. Es iſt dies das Reich, welches die Spanier vorfanden und ſtürzten. Der ſociale und ſittliche Zuſtand, indem ſich dasſelbe um dieſe Zeit befand, läßt ſich folgendermaßen charakteriſiren. Der aztekiſche Staat von Tenochtitlan bildete ein Feudalreich, das von einem König regiert wurde, dem eine doppelte Ariſtokratie von Adeligen und Prieſtern zur Seite ſtand. Zahlreiche ſeßhafte Völkerſchaften, die in einem vollſtändig geordneten geſellſchaftlichen Zuſtande ſich befanden, trieben eifrig den Ackerbau, waren geſchickte Weber und Färber, wußten die härteſten Steine kunſtvoll zu bearbeiten, Gold und Silber zu gießen und zu formen und beſaßen Werkzeuge von Bronze. Sie lebten in großen wohlgebauten Städten mit gigantiſchen Tempeln, weiten Paläſten und prächtigen Gärten, und waren in der Aſtronomie ſo weit, daß ſie ein vollkommneres Sonnenjahr als die Griechen und Römer hatten. Sie beſaßen in Hieroglyphen abgefaßte Jahrbücher und der König hatte ſeine Polizei, ſeine Diplomaten ꝛc. Die aztekiſchen Häuptlinge bildeten eine compacte Ariſtokratie. Das Schickſal der untern Claſſen und der überwundenen Völker war höchſt elend. Der Götterdienſt beſtand hauptſächlich in Menſchenopfern, die in unzählbarer Menge und auf die ſcheußlichſte und furchtbarſte Weiſe dargebracht wurden, denn die Prieſterariſtokratie glaubte nur durch den blutigen Schrecken, welchen ſie verbreitete, herrſchen und das Volk in Unterwürfigkeit halten zu können.

Im Jahre 1508 entdeckten die ſpan. Seefahrer Solis und Pinzon zuerſt Yucatan;

Digitized by Google

doch erſt 1518 wurde die Oſtküſte von Anahuac von Grijalva aufgefunden. Das Jahr darauf landete Cortez (ſ. d.) daſelbſt und eroberte das ganze Reich von M., das nun unter dem Namen eines Königreichs Neuſpanien unter ſpan. Herrſchaft kam und von Vicekönigen regiert wurde, die aller fünf Jahre wechſelten. Zwar verſuchten die Eingebornen häufig durch Aufſtände das Joch der Spanier abzuſchütteln; aber nie gelang es ihnen. Das Land vegetirte wie die übrigen ſpan. Colonien, bis die Vertreibung der bourboniſchen Dynaſtie aus Spanien auch hier einen Umſchwung der Dinge herbeiführte. Schon im J. 1809 hatte ſich, weil die Mexicaner ſich nicht unter das Joch Napoleon's beugen wollten, in M. eine Regierung im Namen Ferdinand's VII. gebildet, die aber gegen die hohe Junta in Spanien ſich erklärte, da ſie die Abſchaffung der alten Mißbräuche und Beſchränkungen, wie ſie auf den ſpan. Colonien laſteten, verlangte, welche die Letztere nicht gewähren wollte. Schon damals hatten ſich zwei Parteien gebildet, die altſpan. und die der Creolen, welche Letztere, die reichſten und einflußreichſten Grundbeſitzer des Landes in ihrer Mitte zählend, nach größerer Unabhängigkeit und Betheiligung an der Regierung des Landes ſtrebte. Der Vicekönig Vanegas ſuchte M. im Gehorſam gegen die Regentſchaft und die Cortes in Cadiz zu halten, reizte aber durch ſeine Verfolgungen der Freiſinnigen nur um ſo mehr zur Revolution, die denn auch mit dem Aufſtande des Pfarrers Hidalgo, eines talentvollen und bei den Indianern beliebten Mannes, im Sept. 1810 begann. Mächtig von den Indianern unterſtützt, marſchirte er mit 80,000 M. vor die Hauptſtadt, wurde aber, da er mit ſeinen undisciplinirten Banden dieſelbe nicht anzugreifen wagte, von den Truppen des Vicekönigs in mehreren Gefechten geſchlagen, von den Seinen dann verrathen, den Spaniern ausgeliefert und am 27. Juli 1811 hingerichtet. Der Parteigängerkrieg dauerte in den Provinzen zwar noch fort; aber die Ausſchweifungen der Inſurgentenbanden waren den Creolen ebenſo läſtig wie den Spaniern. Die Revolution würde nach und nach aus Mangel an Unterſtützung von Seiten der mächtigſten Volksclaſſe von ſelbſt aufgehört haben, wenn ſie nicht durch die Grauſamkeiten des neuen Vicekönigs Colleja neue Nahrung erhalten hätte. Zwar ſuchte der Nachfolger deſſelben, Admiral Apodaca, durch Güte den Aufruhr zu beſchwichtigen, aber ſchon war es zu ſpät. Weder die Unterwerfung mehrerer Inſurgentenhäuptlinge, noch die Gefangennehmung Nichola Bravo's, noch die Verjagung Vittoria's, noch die Erſchießung des aus Europa zur Verfechtung der Sache der Freiheit gekommenen Xaver Mina (ſ. d.) vermochten den Gang der Revolution aufzuhalten. Immer kräftiger und bewußter entwickelte ſich das Streben nach Unabhängigkeit; aus den Provinzialmilizen wurden Provinzialjunten, aus dieſen Provinzialregierungen und Congreſſe und 1826 war das Wort Unabhängigkeit die allgemeine Loſung. Die Hauptſtütze des Aufſtandes um dieſe Zeit war Guerrero, der ſich allein fortwährend aufrecht gegen die Spanier erhielt. Mit ihm vereinigte ſich Iturbide (ſ. d.), um als Kaiſer von M. eine kurze Rolle zu ſpielen. Doch erſt nach des Letztern Sturz vollendete der Congreß das Werk der Conſtitution vom 16. Dec. 1823, welche am 4. Oct. 1824 in Wirkſamkeit trat. Zum erſten Präſidenten wurde vom Congreß der General Fernandez Vittoria erwählt und der Sclavenhandel vom 13. Jan. 1825 an durch ein Geſetz abgeſchafft. Am 29. Dec. 1824 erklärte der Congreß ſeine Sitzung für geſchloſſen. Von dieſem Tage an erſt datirt eigentlich das Beſtehen der Republik M., die zuerſt von den Ver. Staaten und am 1. Jan. 1825 von Großbritannien, hierauf von Portugal, Braſilien, den Niederlanden, Schweden, Dänemark und Preußen anerkannt wurde. Erſt ſpäter trat Frankreich in Handelsverbindungen mit M. und ernannte Handelscommiſſarien. Auch der Papſt Leo XII. erließ am 29. Juni 1825 ein Schreiben an den Präſidenten Vittoria, worin er die kirchlichen Angelegenheiten des neuen Bundesſtaates unter ſeine Obhut nahm. Spanien widerſtand den Vorſtellungen Englands und dem Rathe Frankreichs, die Unabhängigkeit M.'s unter vortheilhaften Bedingungen anzuerkennen. Endlich verlor es den letzten Punkt, den es noch in dieſem Reiche beſaß, die Feſte San-Juan de Ulloa, die am 19. Nov. 1825 capituliren mußte. Alles ſchien in Eintracht und Ruhe, als ein encykliſches Schreiben des Papſtes Leo, das die Mexicaner ermahnte, ſich wieder dem Mutterlande

Digitized by Google

zu unterwerfen, unruhige Bewegungen veranlaßte. Die Partei der ariſtokratiſchen Independenten, die Escoceſos, wünſchten einen Prinzen des Hauſes Spanien auf dem Throne von M. zu ſehen; an die Partei der demokratiſchen Independenten, die Yorkinos, ſchloſſen ſich die europäiſchen Spanier und die Centraliſten oder Ariſtokraten an, welche ſtatt der demokratiſchen Föderation eine ariſtokratiſche Centralregierung vorzogen. Erſtere gewannen unter dem Vicepräſidenten General Bravo eine Zeitlang die Oberhand; allein im J. 1828 ſiegten die Yorkinos unter dem General Guerrero. Hierauf mußten die einflußreichſten der Altſpanier das Gebiet der Republik räumen. Die Wahl des neuen Präſidenten am 1. Sept. fiel auf den verdienſtvollen Kriegsminiſter Pedrazza, der bei den Yorkinos für einen Ariſtokraten galt. Erbittert griffen ſie zu den Waffen, und Santana (ſ. d.) trat an ihre Spitze. Am 2. Dec. 1828 wurden die Parteien in der Hauptſtadt handgemein; am 4. Dec. blieb der Sieg den Yorkinos und der Pöbel plünderte drei Tage lang die Häuſer der Escoceſos und Spanier. Pedrazza hatte ſich geflüchtet, legte die Präſidentenſtelle nieder und begab ſich im Febr. 1829 nach Europa. Die Wahl ſeines Nachfolgers fiel auf Guerrero; Buſtamente wurde Vicepräſident, General Santana Kriegsminiſter, und die Yorkinos kamen in die Verwaltungsſtellen. Der Congreß beſtätigte am 1. Jan. 1829 Guerrero's Wahl und promulgirte am 20. März ein Geſetz, das alle Spanier ohne Ausnahme und für immer verbannte. Gegen 22,000 Spanier ſollen damals M. verlaſſen und ihr Vermögen mitgenommen haben. Inzwiſchen hatte Spanien eine Expedition zur Wiedereroberung M.'s in Havana ausgerüſtet und dem General Barradas den Oberbefehl über die Truppen gegeben. Die Expeditionstruppen, ungefähr 34,000 M., landeten am 24.—27. Juli bei Punta des Xeres, vier Meilen von Tampico, und bemächtigten ſich dieſer Stadt am 7. Aug., wurden aber von Santana eingeſchloſſen, ſodaß Barradas ſich genöthigt ſah am 11. Sept. 1829 zu capituliren, Waffen, Fahnen und Kriegsvorräthe auszuliefern, Tampico zu räumen und ſich nach Havana wieder einzuſchiffen. Kaum zwei Monate ſpäter brach gegen den unwiſſenden und als Meſtize verhaßten Präſidenten Guerrero eine Verſchwörung aus, an deren Spitze der Vicepräſident Buſtamente ſtand. Guerrero dankte ab und am 1. Jan. 1830 wurde nun Buſtamente zum Präſidenten gewählt. Zwar verſuchte Guerrero im Juli 1830 ſich wieder an die Spitze der Republik zu ſtellen; allein mehrmals geſchlagen und zuletzt durch Verrath gefangen, wurde er nach kriegsgerichtlichem Urtheile am 17. Febr. 1831 zu Oaxaca erſchoſſen. Buſtamente ſtellte die Ordnung wieder her; allein auch er beleidigte die Patrioten durch ariſtokratiſches Regiment und hauptſächlich durch Aufhebung des Decrets, welches die Spanier verbannte. Daher ſtellte ſich im Jan. 1832 Santana an die Spitze einer Inſurrection und proclamirte Pedrazza als den rechtmäßigen Präſidenten, für den ſich auch die Mehrheit der Staaten erklärte. Nach mehreren Gefechten entſchied Santana's Sieg über Buſtamente bei Puebla am 1. und 2. Oct. 1832 den Kampf. Buſtamente ſchloß mit Pedrazza und Santana eine Uebereinkunft, nach welcher Pedrazza bis zum 1. April 1833 Präſident bleiben und für alle Ereigniſſe ſeit 1828 eine allgemeine Amneſtie eintreten ſollte. Am 2. Jan. 1833 rückte Santana's Heer in M. ein, und Pedrazza bezog den Nationalpalaſt. Im März 1833 wurde nun Santana zum Präſidenten und der Arzt Valentin Gomez Farias zum Vicepräſidenten gewählt. Die liberale Partei ſchien nach vierjährigem Kampfe obgeſiegt zu haben; allein die Geiſtlichkeit und die wenigen in M. trotz der beiden Verbannungsdecrete noch anſäſſigen Spanier ſetzten Alles in Bewegung, um die durch den Congreß beſchloſſene Reform des geiſtlichen und Militärſtandes rückgängig zu machen, die beſonders in der Einziehung der geiſtlichen Güter und Beſchränkung des die Einkünfte des Staats verzehrenden Militärbudgets beſtehen ſollte. Santana erſchien dabei in einem zweideutigen Lichte; er begünſtigte im Geheimen die Anſprüche des Klerus und des Militärs. Auf Anregung des General Bravo und des aus der Verbannung zurückgekehrten Biſchofs von Puebla entſtanden in mehreren Provinzen zu Anfange des J. 1834 neue aufrühreriſche Bewegungen; doch General Bravo wurde vom General Vittoria geſchlagen. Santana trat im Mai wieder an die Spitze der Regierung; reichte aber ſchon am 2. Febr. 1835

Digitized by Google

dem verſammelten Congreſſe ſeine Reſignation ein, worauf der General Don Michuel Baragan zu ſeinem Nachfolger erwählt wurde. Die Umtriebe der Geiſtlichkeit, welche die Indianer und die niedern Claſſen fanatiſirte, erzeugte bald eine neue Militärrevolution, an deren Spitze ſich Santana ſtellte, der plötzlich die Maske abnehmend, nun auf einmal aus einem Föderaliſten zum entſchiedenen Centraliſten geworden war. Er löste vor Allem den Congreß auf, rief einen neuen zuſammen und erſtickte durch blutige Maßregeln jeden Widerſtand. Nachdem er ſo einen Gegenaufſtand unterdrückt, erließ er das Edict vom 23. Oct. 1835, welches die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten aufhob und überhaupt die ganze Republik aus einer föderativen zu einer centraliſtiſchen machte. Dieſe Ereigniſſe beſchleunigten den Aufſtand und den Abfall von Texas (ſ. d.), das am 2. März 1836 ſich für unabhängig erklärte, nachdem Santana von den Texanern in einem Treffen geſchlagen und gefangen worden war. Gegen Ende des J. 1836 erfolgte nach langen Unterhandlungen die Anerkennung der Republik M. auch von Seiten Spaniens. Durch die Gefangenſchaft Santana's ging die Präſidentſchaft an Buſtamente über, der die Politik ſeines Vorgängers fortſetzte. Um dieſe Zeit begannen in Folge der Beeinträchtigung, welche franz. Bürger in ihren Rechten in M. erfuhren, die Zwiſtigkeiten mit Frankreich, die am Ende zum Krieg mit dieſem Staat führten, der mit der Beſchießung und Capitulation des Forts von San-Juan de Ulloa am 27. Nov. 1838 und der Einnahme von Vera-Cruz durch die Franzoſen am 5. Dec. 1838 endigte und zuletzt zum Abſchluß eines Friedens am 9. März 1839 führte, in welchem M. Genugthuung und eine Entſchädigung von 600,000 Dollars an Frankreich leiſten mußte. Santana war während deſſen aus der Gefangenſchaft zurückgekehrt, und in Folge davon begannen gleich nach dem Friedensſchluſſe von Neuem wieder die innern Kämpfe zwiſchen Centraliſten und Föderaliſten, welche Letztern in dem Kriege mit Frankreich durch die Gewalt der Umſtände für eine kurze Zeit die Oberhand erhalten hatten, jedoch ſchon im Sept. 1841 wieder völlig den Gegenbeſtrebungen Santana's erlagen, der ganz als Dictator ſchaltete und nach Buſtamente's Abgange die Präſidentenſtelle übernahm. Dieſer Kampf zwiſchen beiden Parteien hatte die Ablöſung und die Unabhängigkeitserklärung von Yucatan, wo die Föderaliſten die Oberhand behielten, zur Folge. Von nun an bis zum Jahre 1845 herrſchte Santana ſo gut wie unbeſchränkt, mit dem nur zu ſichtlichen Beſtreben, förmlich ſich zum Dictator zu machen, und mit einer Anmaßung gegen die auswärtigen Mächte, die zu einer Menge Differenzen mit den Ver. Staaten, England und Frankreich führte. Dabei wuchs die innere Zerrüttung immer mehr, ſodaß es Santana, trotz ſeiner Willkürherrſchaft, nichts weniger als möglich war, ſeine Herrſchaft zu conſolidiren. So lag es denn ganz in der Natur der Dinge, daß durch ſeine willkürliche Veränderung der Verfaſſung im Dec. 1842 und ſeine übrigen Gewaltmaßregeln die Oppoſition gegen ihn ſo zunahm, daß ſie ihn im Anfange des J. 1845 völlig zu ſtürzen und aus dem Lande zu verbannen vermochte. Er floh nach Havana, und Herrera wurde an ſeiner Stelle Präſident. Der Verluſt von Texas war von den Mexicanern nicht verſchmerzt worden. Am 24. April 1848 begann daher der Krieg mit den Ver. Staaten von Neuem, wurde aber von Seiten der Mexicaner ſo ſchlecht geführt, daß die Amerikaner am 15. Sept. 1847 die Hauptſtadt Mexico einnahmen und M. ſich zum Frieden unter ſehr nachtheiligen Bedingungen verſtehen mußte. Derſelbe kam am 2. Febr. 1848 in der Stadt Guadelupe-Hidalgo zu Stande und wurde am 19. Mai von der Kammer der Abgeordneten des mexicaniſchen Congreſſes ratificirt. Dieſem Vertrag zufolge trat M. an die Ver. Staaten von Nordamerika Texas bis zum Fluſſe Rio Grande del Norte und Neu-Californien ab; ſein Gebiet umfaßt jetzt nur noch 30,000 QM.

Mexico, die Hauptſtadt der Republik gleiches Namens, der Sitz der Regierung, des Congreſſes und eines Erzbiſchofs, die prächtigſte Stadt Amerika's, bildet mit ihrem Gebiete, gleich Waſhington in den Ver. Staaten, einen eigenen Diſtrict und wurde in der erſten Hälfte des 14. Jahrh. von den Azteken gegründet und Tenochtitlan genannt. Sie liegt in einer Höhe von 7100 Fuß an zwei Seen, die einen Umfang von ungefähr 30 Stunden haben und auf denen ſich ſchwimmende Gärten (Chinampas) befinden. In dem

Digitized by Google

Thale, worin ſich die Stadt befindet, herrſcht ein ewiger Frühling, da es rings von hohen, mit Schnee bedeckten Vulkanen umgeben iſt. M. bildet ein Viereck, hat ſchnurgerade Straßen, faſt durchgehends niedrige Häuſer, da ſie häufig von Erdbeben und Ueberſchwemmungen heimgeſucht wird, keine Thore und Wälle und gegen 170,000 Einw. Geſundes Waſſer wird der Stadt durch zwei Waſſerleitungen zugeführt. In M. befindet ſich eine Univerſität, eine Akademie der ſchönen Künſte, eine Bergwerksſchule, ein botaniſcher Garten und andere Anſtalten, die aber gegenwärtig im höchſten Verfalle ſind. Unter den vielen Kirchen, die ſämmtlich mit Schmuck aller Art, beſonders von edlen Metallen überladen ſind, zeichnet ſich die auf den Ruinen eines alten Tempels gebaute große Domkirche aus. Unter der ſpan. Regierung war M. der Mittelpunkt eines bedeutenden innern Handels und der Sitz einer Bildung, durch die ſie ſich im ganzen ſpan. Amerika auszeichnete; ſeit der Unabhängigkeitserklärung iſt ſie aber in Folge der fortwährenden innern Kriege in beider Hinſicht ſehr zurückgekommen und jetzt findet man daſelbſt nur noch Ueberreſte des alten Reichthums und der alten Civiliſation und Bildung. Die alte Geſchichte M.'s haben Antonio de Solis (ſ. d.) und Ant. Herrera (ſ. d.) beſchrieben. Vgl. ferner „Antiquities of M.“, gemeſſen und beſchrieben von Dupaix und erklärt von Aglio (4 Bde., Lond. 1829 folg. Fol.), Humboldt's verſchiedene Werke, beſonders ſeine „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne“ (2. Aufl., 4. Bd., Par. 1827), und von neuern Werken, die von Mühlenpfordt, Stephens, Löwenſtern, von Koppe, Latrobe, Ward, Mora, Dumartray und Rouhaud, Montgomery, Chevalier, Thompſon, Haefken, Beltrami, Nebel, Catherwood und Duflot de Mofras.

Mexicaniſcher Meerbuſen wird der Theil des Atlantiſchen Oceans genannt, der im Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika liegt. Er wird im Norden von den ſüdlichen Provinzen dieſer Republik, im Weſten und Süden von Mexico, im Oſten aber von den Halbinſeln Florida und Yucatan eingeſchloſſen, zwiſchen deren äußerſten Spitzen er in einer Breite von mehr als 100 Meilen dem Ocean offen ſteht. Vor ſeinem Eingange liegt die Inſel Cuba (ſ. d.); doch im Meerbuſen ſelbſt finden ſich nur wenige kleine Inſeln. Er hat keine bedeutende Tiefe und ſeine ſeichten Ufer beſtehen ſämmtlich aus angeſchwemmtem Land und bieten nur wenige unbedeutende Häfen. Außer den kleinern Flüſſen des mexican. Plateaus und des nordamerikan. Tieflandes münden nur zwei größere Flüſſe in denſelben, der Miſſiſſippi und der Rio del Norte.

Meyendorff, Georg, Freiherr von, aus einer altadeligen liefländiſchen Familie, iſt beſonders bekannt durch ſeine Reiſe von Orenburg nach Bokhara, die er im J. 1820 ausführte. Er nahm dabei ſeinen Weg mitten durch jene öde, unwirthliche und vor ihm nur ſelten von einem Europäer betretene Steppe, die ſich weſtwärts vom Aralſee bis zu den Ufern des Kaspiſchen Meeres hin ausbreitet. Seine Begleiter auf dieſer Reiſe waren die Naturforſcher E. Eversmann und Pander; alle drei um Rußland ſo hochverdiente Gelehrte haben ihre wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Entdeckungen in jenem Steppenlande, wo ſie eine große Strecke entlang (von Kungrad bis Khiwa) dem Laufe des Amu Darja folgten, der Mitwelt durch gelehrte Schriften mitgetheilt. Vgl. „Voyage d'Orenbourg à Boukhara fait en 1820 etc.; rédigé par le Baron George de M. et revu par A. Jaubert“ (Par. 1826; deutſch von Scheidler, Jena 1826) und E. Eversmann's „Reiſe von Orenburg nach Buchara ꝛc.“ (Berl. 1823). — Sein jüngerer Bruder, Alex., Freiherr von M., ſeit 1839 ruſſ. wirklicher Staatsrath und gegenwärtiger Handelspräſident in Moskau, bereiſte früher vielfach Frankreich, Italien, Deutſchland und das Innere Rußlands, und iſt Beſitzer des ſchönen liefländiſchen Guts Roop, das an der großen Heerſtraße von Tauroggen nach Petersburg liegt. Durch ſeine Bemühungen, den Handel und Gewerbfleiß Rußlands zu heben, hat er ſich große Verdienſte um ſein Vaterland erworben. Er war es auch, der die erſte Anregung zu den großen ruſſ. Fabrikſchulen gab, deren jetzt allein ſchon in Moskau mehr als 20 beſtehen, und der überhaupt auf alle Weiſe für die Ausbildung des Volks, deſſen geſunden Sinn und Bildungsfähigkeit er wohl zu ſchätzen weiß, Bedacht nimmt. In neuerer Zeit hat er ſich durch die Anfertigung einer mit Paul Sinowjew ge-

Digitized by Google

meinſam unternommenen induſtriellen Karte des ruſſ. Reichs, welche 1842 zu Petersburg in ruſſ. Sprache, und 1844 zu Berlin auch in einer deutſchen Ueberſetzung erſchien, bekannt gemacht, deren Verdienſte auch von deutſchen Gelehrten ehrenvolle Anerkennung gefunden hat.

Meyer, Joh. Heinr., ein verdienſtvoller Alterthumsforſcher und Kenner der Kunſt, Goethe's vertrauter Freund, geb. zu Stäffa am Züricherſee am 16. März 1759, widmete ſich der Malerei und hielt ſich 1784—88 zu ſeiner weitern Ausbildung in Italien auf. Hier ſchloß er den Freundſchaftsbund mit Goethe, dem ſich bald auch Tiſchbein anſchloß. In Neapel, wo ſich damals die Herzogin Amalie von Sachſen-Weimar aufhielt, lernte er Herder und andere Weimaraner kennen. Nach ſeiner Rückkehr lebte er in der Schweiz, bis ihn Goethe 1792 nach Weimar zog, wo er an der neueingerichteten Zeichenakademie eine Profeſſur erhielt. Im J. 1795 reiſte er wieder nach Italien, kehrte aber bei dem Einmarſch der Franzoſen 1797 nach der Schweiz zurück, wo er mit Goethe zuſammentraf, mit dem er damals den Plan zu den „Propyläen" entwarf. Hierauf ging er wieder nach Weimar und vermählte ſich hier mit Amalie, der Tochter des Kanzlers von Koppenfels. Nachdem ihm in den Kriegsunruhen im J. 1806 ſeine Mappe, in welcher er ſeine vorzüglichſten Studien bewahrt hatte, entwendet worden war, gab er ſeinen Studien eine ganz andere Richtung und beſchäftigte ſich ununterbrochen mit der Geſchichte der alten Kunſt. Im J. 1807 wurde er Director der Zeichenakademie in Weimar, der er bis zu ſeinem Tode am 14. Oct. 1832 vorſtand. In ſeinem Teſtamente beſtimmte er 33,000 Thlr. für eine Armenſtiftung in Weimar, die zu ſeinem und ſeiner am 21. April 1825 verſtorbenen Gattin Gedächtniß den Namen Meyer-Amalienſtiftung erhielt. Mit Fernow verband er ſich zur Herausgabe von Winkelmann's „Werken", die er nach deſſen Tode mit Joh. Schulze (8 Bde., Dresd. 1808—17) herausgab. Reſultate eigener Forſchung enthält ſeine „Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen", fortgeſetzt von Riemer (3 Bde., Dresd. 1824—36). Auch ein großer Theil der kritiſchen Beurtheilungen in den „Propyläen", „Horen" und in Goethe's Journal „Kunſt und Alterthum" rühren von ihm her.

Meyer, Friedrich Johann Lorenz, geb. zu Hamburg 1760, Doctor der Rechte, Präſes des Domcapitels zu Hamburg, hat ſich um ſeine Vaterſtadt bei Gelegenheit diplomatiſcher Sendungen und als Mitglied der Hamburger patriotiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften verdient gemacht. Auch als Schriftſteller iſt er aufgetreten in Bezug auf Länder- und Völkerkunde. „Fragmente aus Paris im 4. Jahre der Republik," (2 Bde., Hamburg, 1797 und 2. Aufl. 1798); „Skizze zu einem Gemälde von Hamburg," 6 Hefte, Ebend., 1800—1804); „Darſtellungen aus Nord-Deutſchland" (Ebend., 1816); „Brieffragm. vom Taunus, Rhein, Neckar und Main" (Ebend., 1822). Er ſtarb am 21. Oct. 1844.

Meyer, Joh. Friedr. von, geb. den 12. Septbr. 1772 zu Frankfurt a. M., einer der geiſt- und gemüthreichſten myſtiſch-religiöſen Schriftſteller, war der Sohn eines Großhändlers, wurde in in ſeiner Vaterſtadt erzogen, und beſuchte nachher die Univerſitäten Göttingen und Leipzig. Er arbeitete anfänglich am Reichskammergericht zu Wetzlar, und wurde 1795 fürſtlich-ſalm-kyrburgiſcher Kammerdirector. Im J. 1802 ging er nach Frankfurt zurück, wurde 1807 Rath und Beiſitzer des Staatsgerichtes, 1816 Senator, 1821 Syndicus und Appellationsrath und 1837 Gerichtsſchultheiß. Er war wiederholt Präſident des Geſetzgebenden Körpers und bekleidete 1825, 1839 und 1843 die Würde eines erſten Bürgermeiſters. Als Theilnehmer und Präſident der Frankfurter Bibelgeſellſchaft wirkte er eifrig mit zur Beförderung des chriſtlichen Offenbarungsglaubens. Zu gleichem Zwecke hat er auch eine Menge religiöſer Schriften herausgegeben. Er ſtarb am 28. Jan. 1849. Wir nennen beſonders ein epiſches Gedicht: „Tobias"; „Hades, ein Beitrag zur Geiſterkunde" (Frankf., 1810); „Bibeldeutungen" (Ebend. 1812); „die Bibel in berichtigter Ueberſetzung mit kurzen Anmerkungen" (3 Bde.

Digitized by Google

Hamb., 1812 und 2. Aufl. 1822); „Blätter für höhere Wahrheit“ (6 Samml. Frankfurt, 1820—1826); „Wahrnehmungen einer Seherin“ (Ebend., 1827) u. ſ. w.

Meyer, Joh. Dav., Doctor der Rechte und Advocat am Gerichtshofe erſter Inſtanz zu Amſterdam, berühmter niederländiſcher Rechtsgelehrter, war zu Arnheim in Geldern am 15. Sept. 1780 geboren, ſtudirte zu Amſterdam und Leyden die Rechte, prakticirte Anfangs in Amſterdam als Advocat, Glück und Talent verſchafften ihm ſchnell einen weitverbreiteten Ruf, und bekleidete ſeit 1811 wichtige Stellen. Er wurde von Napoleon zum Ritter der Ehrenlegion ernannt, 1813 Mitglied der damals errichteten proviſoriſchen Regierung, und ſpäter wegen ſeiner ausgezeichneten Kenntniſſe Präſident der zweiten Claſſe des niederländiſchen Inſtituts. In der letzten Zeit führte er die Sache des Exkönigs Ludwig Napoleon gegen den König der Niederlande, und ſtarb am 9. December 1834 zu Amſterdam. Unter ſeinen Schriften ſind neben vielen gelehrten Abhandlungen in den Denkſchriften des Inſtitus ſein „Esprit, origine et progrès des institut. judiciaires etc.“ (Haag, 1823, 6 Bde.) beſonders erwähnenswerth.

Meyer, Georg Theodor, Doctor der Rechte und Advocat zu Lüneburg, ward 1797 zu Lüneburg geboren, daſelbſt erzogen und widmete ſich in den Jahren 1815—18 auf der Univerſität Göttingen dem Studium der Rechte. Nach ſeiner Doctorpromotion ließ er ſich in ſeiner Vaterſtadt als Anwalt nieder. Im J. 1831 von ſeinen Mitbürgern zum Deputirten gewählt, ſchloß er ſich der liberalen Partei an und ward beſonders bei der Ausarbeitung der neuen Verfaſſung thätig; auch wurde er zum Mitglied der Commiſſion, die zur Berathung des neuen Verfaſſungsentwurfs niedergeſetzt war, erwählt. Feſthalten am Beſtehenden, ſoweit dies nicht völlig verwerflich war, machte den Grundzug ſeiner Vorſchläge aus, das aber zuweilen in eine blinde Anhänglichkeit am Alten und in eine gänzliche und grundloſe Abneigung gegen alles Neue ausartete, wie z. B. bei der Frage über die Errichtung einer Eiſenbahn von Hamburg nach Hanover, der er ſich entſchieden entgegen erklärte. Wohlthätiger war ſeine Wirkſamkeit für die Verbeſſerung des Juſtizweſens, während der Berathung des Criminalgeſetzbuchs. Auch war er einer derjenigen, welche den Verhandlungen der Kammer Oeffentlichkeit errangen. Nach der Thronbeſteigung Ernſt Auguſt's war M. ein entſchiedener Verfechter des Grundgeſetzes. Er wurde zu der Ständeverſammlung von 1838 von Lüneburg zum Vertreter gewählt und nahm die Wahl an, um gegen die Umſtoßung der Verfaſſung zu wirken, verließ aber die Kammer mit Honſtedt, Freudentheil und Chriſtiani, als ſie die Competenz anſprach. Dadurch zog er ſich das beſondere Mißfallen des Königs zu, der im Sommer 1838 zu Lüneburg dasſelbe laut ausſprach, obgleich mehrere ſehr hochgeſtellte Männer M.'s Vertheidigung übernahmen. Im J. 1839 erſchien M. noch einmal für kurze Zeit als Deputirter, nahm an der Beſchwerdeſchrift der zweiten Kammer beim Bundestage Theil und reſignirte dann. Als bald darauf eine Minoritätswahl in Lüneburg vorkam, verſprach M. Demjenigen eine Prämie von 1000 Thlr., der dieſe Wahl nach den vom Cabinete als gültig anerkannten Geſetzen zu rechtfertigen vermöchte; die Spruchfacultäten von Jena, Heidelberg und Tübingen ſollten die Entſcheidung übernehmen; aber die Rechtfertigung iſt nicht erſchienen. Im März 1839 wählten ihn ſeine Mitbürger zum Senator, das Miniſterium des Innern beſtätigte ſeine Wahl, doch das Cabinet war damit ſo unzufrieden, daß es für die Zukunft ähnliche Beſtätigungen zu ſeiner Competenz zog. Als M. zufällig zu der Zeit in Hanover gegenwärtig war, wo daſelbſt wegen Rumann's Suſpendirung große Aufregung herrſchte, hielt das Cabinet ſeine Anweſenheit für ſo gefährlich, daß es ihm befahl, noch vor Mitternacht abzureiſen. Die Gründe eines ſolchen Mißtrauens ſind bei einem Manne wie M., der zu den beſonnenſten und ruhigſten Anhängern des Grundgeſetzes gehört, ſchwer zu begreifen.

Meyer von Knonau, Ludwig, Enkel des gleichnamigen von Klopſtock und Wieland geſchätzten Fabeldichters, wurde am 12. Sept. 1769 in Zürich geboren. Durch das Leſen ernſter Schriften, namentlich der beſſern neuern Geſchichtſchreiber, Dichter und Reiſebeſchreiber, gebildet, mit der claſſiſchen Literatur und der der Italiener und Engländer vertraut, trat er, nachdem er in Halle ſtudirt und einige Jahre auf Reiſen geweſen war, in

Digitized by Google

die Kanzleigeſchäfte ſeines Vaterlandes ein und verband einige Jahre ſpäter mit dieſen die richterliche Laufbahn. Als die franzöſiſche Revolution auch auf die Schweiz zu wirken begann, hielt er ſich zu Denen, die gerechten Volkswünſchen entgegenkommen wollten, um dadurch Frankreichs ſelbſtſüchtige Einmiſchung zu beſeitigen und der Schweiz die Nationalität zu ſichern. Je mehr er ſah, wie erfolglos dieſes Streben ſei, deſto mehr bemühte er ſich, von öffentlichen Aemtern fern zu bleiben. Doch mußte er im J. 1799 die Wahl des Cantons als Cantonsrichter annehmen, lehnte aber mehrere andere höhere Rufe ab, wie 1802 den in die helvetiſche Conſulta und 1803 in die von Bonaparte aufgeſtellte Commiſſion zur Einführung der Mediation. Im J. 1803 ward er in das Obergericht und 1805 in den kleinen Rath gewählt, übernahm ſpäter das Profeſſorat des Rechts und Staatsrechts, und als man im folgenden Jahre ſeine doppelte Anſtellung angriff, behielt er das letztere unentgeltlich noch 5 Jahre lang bei. Während dieſer Zeit wurden ihm mehrere Sendungen und Unterhandlungen übertragen. Die fortdauernden Anſtrengungen zogen ihm 1811 eine Abnahme ſeiner Sehkraft zu. Er entſagte, um das Uebel nicht ſchlimmer zu machen, dem Gebrauch aller Augengläſer und dem Leſen und Schreiben mit ſeltener unvermeidlicher Ausnahme, wodurch er gewann, daß ſein Geſicht nur wenig ſchwächer wurde. Im J. 1829 wurde er in den Staatsrath gewählt und beſuchte im folgenden Jahre an der Spitze der zürcheriſchen Geſandſchaft die Tagſatzung, die zu Bern und dann zu Luzern faſt fünf Monate dauerte. Als 1832 die Frage, ob die Verfaſſung die Bildung politiſcher Vereine geſtatte, acht Mitglieder des Regierungsrathes zum Austritt bewog, blieb M. bei der Mehrheit zurück und freute ſich, daß die neue Verfaſſung endlich Das annahm, worauf er immer in Wort und Schrift hingearbeitet hatte. Viele Mitglieder trugen ihm jetzt eine der erledigten Bürgermeiſterſtellen an; er ſchlug ſie aber aus, ob er gleich dieſes Amt mehrmals ſeitdem vertreten hat. Im J. 1839, wo die beſtehende Verfaſſung geſtürzt wurde, zog er ſich gänzlich von öffentlichen Stellungen zurück und ſtarb am 21. September 1841. Als Schriftſteller war er vielfach thätig, wie ſeine Aufſätze und Abhandlungen in der „Iſis," in den „Zürcheriſchen Beiträgen" und andern Zeitſchriften, beſonders aber ſeine Artikel in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Erſch und Gruber, die Schrift „Geiſtesreligion und Sinnenglaube im 19. Jahrh. mit einem Anhange über die Vereinigung der chriſtlichen Bekenntniſſe" (Zürich 1824) und vorzüglich ſein „Handbuch der Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft" (2 Bde., Zürich 1826—29) beweiſen. — Sein Sohn Gerold M. wurde am 2. März 1804 geboren, entwickelte frühzeitig einen ernſten Sinn, der von ſeinem Vater ſorgfältig gebildet wurde. Schon als Jüngling von 19 Jahren ſchrieb er bei ſeinem Abgang zur Univerſität einen „Abriß der Erdbeſchreibung und Staatskunde der Schweiz" (Zürich 1824, N. A. Abth. 1. 1831), ein Buch, das die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte, ſehr verbreitet und in Schulen gebraucht wurde. Er ſtudirte von 1824—1826 in Berlin beſonders Cameralia und Geſchichte, machte während der Ferien und nach vollendeten Studien mehrere Reiſen durch Deutſchland, Polen, Dänemark, Holland, Frankreich und Italien, ſuchte überall ſich mit den Inſtitutionen der verſchiedenen Länder und den bedeutendſten Männern daſelbſt bekannt zu machen und kehrte 1827 nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Hier arbeitete er einige Jahre im Finanzfache und wurde ſpäter zum Staatsarchivar des Cantons Zürich ernannt. Im J. 1832 gab er „Die Heldinnen des Schweizerlandes," zwölf Schilderungen theils merkwürdiger Charaktere, theils höherer Beſtrebungen ausgezeichneter Frauen heraus; ſeine größte ſchriftſtelleriſche Arbeit iſt aber die „Hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſchen Gemälde der Schweiz," wozu er den Plan entwarf und zwei, die Cantone Zürich und Schwyz, ſelbſt bearbeitete. Sein neueſtes Werk „Die Erdkunde der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft" (2 Bde., Zür. 1837—39) iſt ebenfalls mit deutſchem Fleiße geſchrieben, und behandelt ein viel bearbeitetes Thema auf eigenthümliche Weiſe.

Meyerbeer, ſ. Beer, Meyer.

Meyern, Wilh. Friedr., der Verf. des Romans „Dya-na-Sore," wurde 1762 in oder bei Ansbach geboren und erhielt eine eigenthümliche Erziehung bei einem Land-

Digitized by Google

geiſtlichen, wo er außer vielem Andern ſeine innige Liebe zur Natur, aber auch manche ſpäter hervortretende Eigenheit in ſich aufnahm. Später ſtudirte er in Altdorf die Rechte, zog aber auch Mathematik, Geſchichte, Sprachen und Naturkunde mit in ſeinen Kreis. Eine gewaltige Reiſeluſt führte ihn dann nach England, wo er vergebens Seedienſte zu nehmen wünſchte. Kurze Zeit diente er darauf als öſterreichiſcher Artillerielieutenant und unternahm dann mit zwei jungen Adeligen eine Reiſe durch Italien, Griechenland und Kleinaſien; ſpäter durchreiste er große Theile von Europa. Auf ſeinen Reiſen verband er in ſeltener Weiſe das Studium der Natur mit Erkenntniß der Menſchen und Staaten. Um 1807 hielt er ſich lange mit der öſterreichiſchen Geſandtſchaft in Sicilien auf und entwarf hier großartige Coloniſationspläne, die aber nicht verwirklicht wurden. Im Jahre 1809 trat er wieder als Hauptmann in die öſterreichiſche Artillerie, war bei Organiſirung der Landesbewaffnung thätig und arbeitete eine große Anzahl der wichtigſten Vorſchläge aus, deren Werth aber meiſt zu ſpät erkannt wurde. Er wurde 1813 zum Generalſtab verſetzt und leitete 1815 in Paris die Rückgabe der italieniſchen Kunſtwerke. Nachher lebte er bei den öſterreichiſchen Geſandtſchaften in Rom und Madrid, wurde dann der Militärcommiſſion bei dem Bundestage in Frankfurt a. M. beigegeben und ſtarb daſelbſt am 13. Mai 1829. M. war durch Geiſt und Kenntniſſe in ſeltenem Grade zum Staatsmann befähigt, aber die Abgeſchloſſenheit ſeines edeln, im höchſten Grade anſpruchsloſen Charakters und die Unfähigkeit, auf Aeußerlichkeiten des Lebens einen Werth zu legen, verhinderten ihn, eine entſprechende Lebensſtellung einzunehmen. Als Schriftſteller trat er anonym zuerſt auf mit dem geiſtvollen, aber in wunderliche Form gehüllten politiſchen Roman „Dya-na-Sore oder die Wanderer“ (5 Bde., Wien 1787—91; 3. Aufl., 1840—41), der ſeiner Zeit einen ſeltenen Beifall fand. Von ſeinen übrigen zahlreichen Arbeiten, die er ſelbſt zu gering achtete, ſcheint Vieles verloren gegangen zu ſein; das Erhaltene gab E. von Feuchtersleben heraus unter dem Titel „M.'s hinterlaſſene kleine Schriften“ (3 Bde., Wien 1842).

Mézeray, François Eudes de, geb. 1610 zu Ry bei Argentan in der Normandie, ſtarb 1683, nannte ſich M. von einem bei Ry gelegenem Dorfe, als er nach Paris kam. Anfangs widmete er ſich der Dichtkunſt, gab ſie aber bald auf und wendete ſich zum Studium der Geſchichte und Politik; nachher erhielt er das Amt eines Richtoffiziers (Officier Pointeur) bei der Artillerie. Dieſer Stellung überdrüſſig begab er ſich nach Paris, wo er am Collegium St. Barbe Satiren auf Zeitereigniſſe ſchrieb und Geſchichte ſtudirte. Durch eine Unterſtützung Richelieu's aufgemuntert, gab er 1643 den erſten Theil ſeiner Geſchichte von Frankreich heraus und erhielt dafür den Titel eines Hiſtoriographen von Frankreich mit einer Penſion von 4000 Livres. Aber er ſchrieb bald zu freimüthig und Colbert entzog ihm daher erſt einen Theil, dann die ganze Penſion. Dafür ſtellte er auch nun ſeine Arbeiten für den Hof ganz ein. Der zweite Theil der Geſchichte Frankreichs erſchien 1646, der dritte 1651. Ein Auszug aus derſelben erſchien 1668. Sie erhielt troß unzähliger Irrthümer großen Beifall; denn ſie zeichnet ſich durch großartige Darſtellung und oft durch tiefe Blicke in das Innere der Verhältniſſe aus, doch findet ſich auch in ihr viele Nachläſſigkeit, oft ſogar Gemeinheit des Ausdrucks. Unter dem Namen Sandricourt hat er zwanzig Pamphlets gegen Mazarin verfaßt, in welchen wahrhaft witzige Einfälle mit Gemeinheiten und ſcheelen Poſſen vermiſcht ſind. Sein „Traité de l'origine des Français“ und eine „Geſchichte der Maria von Medici und Ludwig's XIII.“ verdienen noch Erwähnung.

Mézières, franz. Feſtung zweiten Ranges und Hauptſtadt des Departements der Ardennen, auf einer Einbiegung der Maas, mit einer Citadelle auf der Oſtſeite der Stadt und von dem gegenüberliegenden Charleville, einer Stadt von 8500 Einw., nur durch den Fluß getrennt, galt im Mittelalter für einen der feſteſten Plätze Frankreichs. Noch gegenwärtig beherrſcht M. die Maas. Sie hat gegen 4400 Einw., eine Militärſchule, Ackerbaugeſellſchaft und mehrere Leinwand- und Gewehrfabriken. Durch den Ritter Bayard (ſ. d.) wurde die Stadt auf das tapferſte gegen Kaiſer Karl V. vertheidigt.

Digitized by Google

Mezza voce, abgekürzt m. v., d. h. mit halber Stimme, iſt bei dem Geſange die Andeutung eines gedämpften Vortrags.

Mezzofanti, Giuſeppe, römiſcher Cardinalprieſter, einer der berühmteſten und bekannteſten Gelehrten Italiens, iſt am 19. Sept. 1771 zu Bologna geboren und erzogen, war früher Bibliothekar zu Bologna, kam 1833 an die vaticaniſche Bibliothek als erſter Cuſtos und wurde 1838 zum Cardinalprieſter erhoben. Er ſpricht über 30 lebende Sprachen und wird von den Italienern beſonders deshalb als ein Wunder betrachtet; doch iſt er freilich kein gründlicher Sprachkenner. Die kaiſerlich ruſſiſche Akademie und die deutſche Geſellſchaft in Leipzig ernannten ihn wegen ſeiner ausgezeichneten Kenntniß der deutſchen und ruſſiſchen Sprache zum Ehrenmitgliede.

Mezzotinto nennt man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entſtehen und die man auch zuweilen halbe oder gebrochene Farben nennt, im Gegenſatze zu denen, aus welchen ſie gemiſcht ſind; auch heißen ſie überhaupt Tinten. In der Kupferſtechkunſt iſt *Mezzotinto Manier* gleichbedeutend mit der ſogenannten Schwarzkunſt. (S. *Kupferſtechkunſt*.).

Miako, die heilige Stadt der Japaner, die Reſidenz des Dairi oder geiſtlichen Oberhauptes, auf der Inſel Nipon, hat lange, gerade, aber ſehr enge Straßen, viele ſchöne und großartige Gebäude, namentlich zahlreiche Paläſte des weltlichen Oberhauptes und der Vaſallenfürſten und iſt der Hauptſitz der Gelehrſamkeit, Künſte und Gewerbe in Japan. Daſelbſt werden auch alle japaniſchen Münzen geprägt und die meiſten Bücher gedruckt. Die Zahl der Bewohner ſoll ſich auf 500,000 belaufen. Der Palaſt des Dairi bildet einen eigenen Stadttheil, der 2½ Meilen im Umfange hat und mit Mauern und Gräben umgeben iſt; neben demſelben erhebt ſich ein ungeheurer Thurm. Unter den Buddhatempeln zeichnet ſich der Fokozitempel aus mit der koloſſalen Statue des Buddha aus vergoldetem Holz, 33333 Idolen und mit der größten Glocke der Erde. Das Innere iſt mit farbigen Marmorplatten gepflaſtert und das Schiff wird von 96 Säulen aus Cedernholz getragen.

Miasma (griech.), bedeutet eigentlich Verunreinigung, wird aber in der Lehre von den anſteckenden und epidemiſchen Krankheiten in ſehr verſchiedenen Bedeutungen gebraucht. Jetzt wird es faſt allgemein dem *Contagium* (ſ. d.) entgegengeſetzt und bezeichnet ein aus faulenden organiſchen Körpern ſich erzeugendes, die atmoſphäriſche Luft verunreinigendes und ſo auf den Geſundheitszuſtand Vieler nachtheilig einwirkendes Krankheitsgift. Miasmen entſtehen um ſo leichter, wenn der Zuſtand der Atmoſphäre die Fäulniß befördert, alſo bei Wärme und Feuchtigkeit. Was aber eigentlich aus dieſer Fäulniß ſich entwickelt und das M. bildet, iſt unbekannt, da unſere Sinne, von denen nur der Geruch zuweilen ein M. wahrnimmt, darüber keine Auskunft geben und die Chemie noch nicht ſo weit ausgebildet iſt, um ein M. aus der Luft abzuſcheiden und ſeiner Natur nach kennen zu lehren. Faſt ebenſo ungewiß und unerklärt iſt die Art der Einwirkung, durch welche Miasmen Krankheiten hervorbringen, da nur einige derſelben, deren Entſtehung genauere Unterſuchung leitet, auch erfahrungsgemäß faſt immer dieſelben, wiewohl auch meiſt an ſich räthſelhafte und ſchwer zu ergründende Krankheitsformen erzeugen. Letzteres gilt namentlich von der Sumpfluft, dem *Sumpfmiasma*, welches man auch häufig mit dem italieniſchen Namen *Malaria* und *Aria cattiva* (ſ. d.) bezeichnet. Andere Miasmen werden durch Kloaken, durch Orte, wo viel Fleiſch fault, Begräbnißplätze u. ſ. w. erzeugt, wenn man die nöthigen Vorſichtsmaßregeln verabſäumt, ebenſo an eingeſchloſſenen Orten, wo viel geſunde oder kranke Menſchen zuſammengedrängt ſind. Werden von einer miasmatiſchen Krankheit viele Menſchen auf einmal ergriffen, ſo verändert ſich dann häufig die Natur derſelben und ſie geht in eine contagiöſe über, ſodaß dem in der Luft befindlichen ſich auch noch ein materieller, durch Berührung ſich fortpflanzender Krankheitsſtoff beigeſellt. Die Luft iſt der alleinige Träger der Miasmen, weshalb auch die Winde theils ſchädlich ſind, indem ſie die Miasmen verbreiten, theils nützlich, indem ſie dieſelben durch Verdünnung unſchädlich machen. Da es faſt durchgängig unmöglich iſt, ein einmal erzeugtes M. zu zerſtören, ſo iſt

Digitized by Google

es Pflicht der medicinischen Polizei, die Entstehung eines solchen so viel als möglich zu verhindern und bei Anlegung von Begräbnißplätzen, anatomischen Theatern, großen Versammlungshäusern, Scharfrichtereien, Schlachthäusern, gewissen Fabriken u. s. w., die gehörige Rücksicht darauf zu nehmen und Gegenden, in denen sich Miasmen aus dem Boden erzeugen, für die Bewohner unschädlicher zu machen. Je nach dem besondern Falle, geschieht dies theils durch Trockenlegung oder Bewässerung, theils durch Ausrodung oder Anpflanzung von Wäldern.

Miaulis, eines der griechischen Geschlechter, die vorzugsweise in die neuere Geschichte Griechenlands eingewirkt haben. Der erste bekannte Stammvater der Familie ist Demetrios Bokas oder Bokas, der, wahrscheinlich aus Negroponte stammend, den Küstenhandel des Archipels trieb. Sein Sohn Andreas Bokas, geboren 1772 zu Negroponte, ebenfalls von Jugend auf dem Seeleben gewidmet, nannte sich zuerst nach seinem kleinen Fahrzeuge, einer Felucke, im Türkischen Miaul genannt, Miaulis, welcher Name seitdem der Familie geblieben ist. Während der französischen Revolution erwarb er sich durch Getreidehandel ein ziemliches Vermögen, ließ sich in Hydra nieder, baute ein größeres Schiff, als man bisher im Archipel gewöhnt war und gehörte bald zu den angesehensten Schiffseigenthümern und Seecapitänen, welche auf jener Insel den Handel in den Händen hatten und die Aristokratie und die Stärke der Insel bildeten. Als im Jahre 1821 sich der Aufstand des griechischen Volkes gegen die türkische Herrschaft vorbereitete, suchte man seine Theilnahme zu gewinnen. M. war Anfangs dem Unternehmen abgeneigt, da er an jenen Freiheitskampf unter Katharina II. und an das treulose Benehmen Rußlands dachte. Als er aber die Vorbereitung und das innige Zusammenstimmen der Bewohner des Festlandes und der Inseln sah, schloß er sich mit einem großen Schiffe „Leonidas", das ihm und der Familie Buduri gemeinschaftlich gehörte, der Flotte an und nahm an allen Streifzügen Theil, die im ersten Jahre des Aufstandes nach verschiedenen Seiten des Archipels hin unternommen wurden. Er wurde zum Oberbefehlshaber ernannt, schlug am 5. und 6. März 1822 die feindliche Flotte bei Patras und errang am 20. Sept. einen noch glänzenderen Sieg im Canal von Spezzia über die feindliche nach Nauplia bestimmte Flotte. Im Jahre 1823 wieder zum Oberbefehlshaber über die aus 80 Fahrzeugen bestehende Flotte ernannt, lähmte er die Unternehmungen der Feinde durch geschickte Vertheilung seiner Schiffe, durch Streifzüge und Brander, konnte aber nicht verhindern, daß Ibrahim Pascha im Febr. 1825 auf Morea landete. Unterstützt von Kanaris wagte er endlich auf die im Hafen von Modon liegende türkisch-ägyptische Flotte einen entscheidenden Schlag und verbrannte am 12. Mai 1825 2 Fregatten, 2 Corvetten, gegen 20 Transportschiffe, durch welchen Brand, da der Wind das Feuer nach der Stadt hintrieb, auch ein großer Theil der Stadt und alle Kriegsvorräthe des Feindes ein Raub der Flammen wurden. Jetzt suchte er in Verbindung mit Admiral Sachturis Ibrahim Pascha von Aegypten abzuschneiden und einen ähnlichen Versuch mit Brandern gegen Alexandrien auszuführen. Beides mißlang; doch fügte er der Flotte des Kapudan Pascha beträchtlichen Schaden zu, verbrannte am 8. Dec. 1825 eine feindliche Fregatte und nahm mehrere Transportschiffe weg, sodaß sich Ibrahim Pascha, der auch auf dem Lande unglücklich in seinen Unternehmungen war, zu einer Seeschlacht am 8. Jan. 1826 genöthigt sah, in welcher auf beiden Seiten mit solcher Erbitterung gefochten wurde, daß das Admiralsschiff der Griechen fast ganz unbrauchbar wurde und die Admiralsflagge auf einem andern Fahrzeuge aufgezogen werden mußte. Endlich gaben die Brander den Ausschlag und der Sieg blieb den Griechen; doch konnten sie den Untergang Missolunghi's nicht abwenden. Unglück folgte jetzt auf Unglück; innere Uneinigkeit kam dazu und Griechenland schien durch sich selbst zu erliegen. Als endlich die großen Mächte das Land in ihren Schutz nahmen und die Flotte der Verbündeten erschien, trat die der Griechen ganz in den Hintergrund. M. blieb fortwährend dem Dienst des Vaterlandes treu ergeben und fügte sich als ein einfacher, anspruchsloser Mann willig den Befehlen des Lords Cochrane, den die Nationalversammlung 1827 zum Großadmiral der griechischen Marine ernannt hatte, bis er einsah, daß die weit angelegten Pläne des Engländers bei der

Digitized by Google

Unzulänglichkeit der Hülfsmittel der Regierung nie etwas ausrichten würden. Jetzt zog er ſich nach Poros zurück und lebte theils hier, theils in Hydra, bis zur Erhebung des Grafen Kapodiſtrias zum Präſidenten. Kopodiſtrias zeichnete gleich Anfangs M. ſehr aus und ernannte ihn, nach dem Zurücktritt des Lords Cochrane, zum Oberbefehlshaber der Marine. Doch er fand lange keine Gelegenheit zu kühnen Unternehmungen. Zwiſtigkeiten brachen zwiſchen dem Präſidenten und mehreren Schiffseigenthümern in Hydra aus, die die eigenwillige Verfügung über ihre Schiffe dem Präſidenten nicht zugeſtehen wollten. Auch M. war mit der Regierung nicht zufrieden. Vergeblich ſuchte der Präſident die Unzufriedenen dadurch zu gewinnen, daß er M. zum Chef und Oberaufſeher des Hafens von Poros und Sachturis und Kanaris zu ſeinen Stellvertretern ernannte. M. zeigte ſeine Unzufriedenheit über die Regierung immer unumwundener und trat endlich 1830 entſchieden zur Oppoſitionspartei, die auf Hydra ihren Mittelpunkt hatte. Er vertheidigte muthig die von dieſer Partei angenommenen Grundſätze, verweigerte 1831 die Auslieferung des nach Hydra geflüchteten Redacteurs des „Apollon“, Polyzoides, im Namen der Hydrioten; übernahm, nach der Flucht des Präfecten, mit ſieben andern Männern die Verwaltung der Inſel und war einer der Deputirten, welche 1831 nach Nauplia gingen, um den Präſidenten unter Vermittlung der Reſidenten der verbündeten Mächte zu einem Vergleiche zu bewegen. Der Verſuch mißlang und die Hydrioten erhoben ſich in offenem Aufſtand. M. trat an ihre Spitze und wurde vom Obergericht zu Nauplia als Hochverräther in Anklageſtand verſetzt. Der Tod des Präſidenten am 9. Oct. 1831 rettete M. aus dieſer Gefahr. Während der Bruder des Grafen Kapodiſtrias, Auguſtin, als proviſoriſcher Präſident einen neuen Verſuch der Hydrioten zur Ausſöhnung von der Hand wies, bildete ſich in Perachore im Anfang des Jahres 1832 eine andere Regierungscommiſſion, welche M. zum Admiral ernannte und ihm befahl, ſechs Schiffe auszurüſten und alle griechiſche Stationen im Archipel unter ſeine Befehle zu nehmen. Dieſe neue Regierung fand mehr und mehr Theilnahme und Beifall bei der Nation und als, nach der Flucht des proviſoriſchen Präſidenten im April 1832, noch immer einzelne Parteien ſie bekämpften und anfeindeten, erſchien M. in Nauplia und wußte ſie zu verſöhnen. Als der Prinz Otto von Bayern von der Nationalverſammlung als König anerkannt worden war und die Würdigſten erwählt wurden, dem Fürſten die Huldigung von Hellas zu bringen, wurde M. mit Koſta Bozzaris und Demetrios Plaputas einſtimmig dazu ernannt. Er erwarb ſich das Vertrauen des Königs von Bayern, wie deſſen Sohnes und der Regentſchaft. Der Erſtere verlieh ihm das Commandeurkreuz des Ordens der bayerſchen Krone und die Regentſchaft ernannte ihn 1833 zum Vorſtand der Commiſſion, welche die Rechtstitel ſämmtlicher Marineoffiziere prüfen ſollte und zum Contreadmiral und Seepräfecten, der höchſten Würde der neu organiſirten griechiſchen Marine, ja am 5. April 1835 wurde ihm die außerordentliche Würde eines Viceadmirals zu Theil. Doch die mannichfachen Strapatzen ſeines Lebens und die vielen Verdrießlichkeiten ſeiner jetzigen Stellung untergruben ſeine Geſundheit, er ſtarb zu Athen am 24. Juni 1835. Sein Grab befindet ſich im Piräus auf einem Vorſprung nach dem Meere hin, in der Nähe des Denkmals des Themiſtokles, ſein Herz wurde in einer ſilbernen Urne nach Hydra geſendet. Die Regierung hat ihm ein Denkmal geſetzt. — M. hatte ſechs Söhne. Der älteſte Demetrios M. ſtarb als Chef eines Handelshauſes in Syra; von ſeinen zwei Söhnen iſt der eine, Andreas M., im Miniſterium des Auswärtigen angeſtellt. — Der zweite Sohn, Joannis M. ſtarb 1830, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaſſen. Er hatte ſich mit ſeinem jüngern Bruder, Antonios M., geb. 1802, in Livorno und Toulon durch fleißige Studien im Seeweſen und Schiffbau zum Seecapitän ausgebildet. Beim Ausbruch des Freiheitskampfes rief ſie der Vater zurück und ſie blieben von jetzt an ſeine unzertrennlichen Gefährten auf dem Admiralsſchiffe und Theilnehmer ſeiner glänzenden Thaten. Unter Kapodiſtrias war Antonios wegen ſeiner damals noch ſeltenen Bildung zum Mitglied des Obertribunals in Spezzia ernannt, welches Amt er mit Gewiſſenhaftigkeit und Treue verwaltete, bis man ihn zum Werkzeug der Unterdrückung und Verfolgung machen wollte. Da nahm er 1829 ſeinen Abſchied und zog ſich nach Hydra zurück. Von der

Digitized by Google

Regentſchaft ward er zum Seecapitän ernannt und ſpäter vom König Otto zu ſeinem Adjutanten, in welcher Eigenſchaft er ihn 1836 nach München begleitete und am 12. Nov. desſelben Jahres an der Cholera zu Uffenheim ſtarb. — Noch leben drei jüngere Söhne des Admirals und drei Enkel.

Micali, Giuſeppe, geboren zu Livorno und früh durch Reiſen in Italien, Frankreich und Deutſchland gebildet, widmete er ſich archäologiſchen Studien, als deren Frucht zuerſt ſein „L'Italia avanti il dominio dei Romani“ (4 Bde., Flor. 1810) erſchien, das von der Akademie der Crusca gekrönt wurde und großes Aufſehen in Italien machte. Sein zweites war „Storia degli antichi popoli italiani“ (3 Bde., Flor. 1832), eine völlige Umarbeitung des frühern Werks, die Frucht Jahre langer Reiſen und Studien und erhielt an den Monumenti antichi eine ſehr ſchätzbare Beilage von Abbildungen der wichtigſten Denkmale auf 120 Foliotafeln. Der Verfaſſer hat in der Vorrede mit Hochmuth geläugnet, daß das Studium der Forſchungen ausländiſcher Gelehrten ihm bei Abfaſſung ſeines Werks behülflich geweſen ſei. Seit einigen Jahren beſchäftigt ſich M. mit einer Geſchichte der italieniſchen Handelsſtaaten des Mittelalters.

Micha, einer der 12 kleinen Propheten im alten Teſtament, war gebürtig aus der Stadt Moreſcheth Gath im Stamme Juda und weiſſagte in den Jahren 740—720 unter den Königen Ahas und Hiskias. In ſeinen Orakeln rügt er die Habſucht, die Laſter der Vornehmen, tadelt die Götzendiener u. ſ. w. Er droht dem Reiche Ephraim Wegführung und Untergang, verheißt dann glücklichere Zeiten unter einem Herrſcher aus Davids Stamme, welcher in Bethlehem ſolle geboren werden. Als Hauptfeind betrachtet er Aſſyrien. Seine Sprache iſt originell und gedankenreich, er liebt Antitheſen und Wortſpiele. Eine poetiſche Ueberſetzung des M. gab F. Rückert. — Micha hieß auch der Iſraelit zur Zeit der Richter, welcher die Einwohner zu Dan veranlaßte, einen ſeparaten Jehovahcultus einzurichten.

Michael, einer der 7 Erzengel; der Name iſt hebr. und bedeutet, wer iſt ein Gott? Er war nach Dan. 12, 1. Schutzengel des jüdiſchen Volkes, wird als vornehmer Engelfürſt bezeichnet, welchen Gott beiſteht (Dan. 10, 1); als Erzengel, der mit dem Teufel um den Leichnam Moſis ſtreitet, bei Jud. 9, und endlich an der Spitze einer Engelſchar im Kampfe wider den großen Drachen, Offenbarung 12, 7. Ebenſo kommt er bei den Muhamedanern als einer der Erzengel vor und als Schutzengel der Juden. In der katholiſchen Kirche iſt er Repräſentant aller guten Geiſter und wurde im 8. Jahrhundert nebſt Gabriel und Rafael für den gläubig zu verehrenden Erzengel erklärt, welche Ehre ihm weder von Juden noch von Muhamedanern erzeigt wird. Das Michaelisfeſte iſt vom Papſte Gelaſius I. im Anfange des 6. Jahrh., angeblich in Folge einer Erſcheinung des Erzengels M. eingeſetzt worden und wird zugleich allen guten Engeln zu Ehren gefeiert.

Michael, König von Polen, geb. 1638, war der Sohn des als Krieger berühmten, von den Jagellonen abſtammenden Woywoden von Reußen Jeremias Wisniowiecki und mütterlicher Seits ein Urenkel Johann Zamoſſki's (ſ. d.). Sein Vater hatte ſeine großen Beſitzungen in der Ukraine in Folge der unglücklichen Kriege zwiſchen Polen und Rußland an den ruſſiſchen Czar verloren, daher befand ſich M. in den ärmlichſten Verhältniſſen, als er 1669 nach der Thronentſagung Johann Kaſimir's (ſ. d.) von dem niedern Adel, der den Magnaten gegenüber hier ſeine Allgewalt zeigen wollte, plötzlich zum Könige von Polen ausgerufen wurde. Bei der Nachricht von ſeiner Wahl rief er unter Thränen aus: „Es gehe dieſer Kelch an mir vorüber!“ Er entfloh vom Wahlfelde, wurde aber eingeholt, mußte ſich dem Willen der Nation fügen und vermählte ſich darauf mit Eleonore, der Schweſter des Kaiſers Leopold. Seine kurze Regierung brachte Polen an den Rand des Verderbens, indem er in keiner Weiſe den Verhältniſſen gewachſen war. Er wußte weder dem gegen ihn eingenommenen Adel, noch den auswärtigen Feinden zu widerſtehen. Sultan Mahmud IV. zwang ihn durch einen Einfall in Polen Podolien und die Ukraine abzutreten und einen jährlichen Tribut zu zahlen. Johann Sobieſki (ſ. d.), ſein Gegner und Nachfolger, hatte den großen Sieg über die Türken bei Choczim davongetragen, als M., faſt allgemein verachtet, am 10. Nov. 1673 zu Lemberg ſtarb.

Digitized by Google

Michaelis, Joh. Benjamin, geb. zu Zittau den 31. Dec. 1746, geſt. in Berlin am 30. Sept. 1772, iſt eines der vielen Opfer, welche dem Wahne, daß die Poeſie ein Spiel ſei, welches keiner ernſten Vorbereitung bedürfe, gefallen ſind. Als er in ſeiner Vaterſtadt das Gymnaſium beſuchte, fielen ihm einige Bücher in die Hände und weckten ſeine Neigung zur Poeſie. Als Probe ſeiner Geſchicklichkeit ſchickte er ein Gedicht an Gottſched, welcher damals im höchſten Anſehen ſtand und dem jungen Manne aufmunternd antwortete. Im Jahre 1764 ging nun M. nach Leipzig, wo er zuerſt ein Jahr in der drückendſten Noth, aber auch ohne etwas zu lernen, lebte. Zwar las er den Virgil, Horaz und Juvenal und liebte beſonders Boileau und Opitz, aber zu irgend einem wiſſenſchaftlichen Treiben mochte er ſich nicht bequemen. Dabei machte er zuweilen Gedichte und erhielt endlich für eine kleine Sammlung derſelben von einem Buchhändler 10 Thaler. Dieſe Verſuche wurden günſtig aufgenommen und gewannen ihm namentlich das Wohlwollen Gellert's, Weiſe's und Oeſer's. Letzterer empfahl ihn an Gleim, welcher nach ſeiner Weiſe ſich freundlich und wohlthätig bezeugte. Eine Baurede für das neuerbaute Schauſpielhaus machte M. bekannter und er erhielt nun häufig Aufträge zu Gelegenheitsgedichten. Da er Medicin ſtudirte, erhielt er ein anſehnliches ausſchließlich für Mediciner beſtimmtes Stipendium, gab es aber bald wieder auf, weil das Studium der Medicin ihm nicht behagte. Nun machte er ferner Gelegenheitsgedichte und gab auch eine Auswahl derſelben heraus. Auf Empfehlung ſeiner Freunde erhielt er eine ſehr vortheilhafte Hofmeiſterſtelle in Leipzig; bald darauf wurde er zur Redaction des Hamburger Correſpondenten berufen. Seine Unfähigkeit zu jedem Geſchäfte zeigte ſich hier noch deutlicher und er nahm daher bald darauf die Stelle eines Theaterdichters bei der Seiler'ſchen Geſellſchaft an. Dieſes Verhältniß, welches freilich wenig Behaglichkeit bieten mochte, verließ er bald wieder und begab ſich zu Gleim, wo er zugleich Jacobi, Klamer-Schmidt, Lichtwer und Rochow kennen lernte. Er beſchäftigte ſich hier mit poetiſchen Productionen, als eine Bruſtkrankheit ihn, wahrſcheinlich zu ſeinem Glücke, hinwegraffte. Seine Arbeiten zeugen von Talent, aber es mangelt ihnen durchaus an Charakter und es iſt anzunehmen, daß er, wenn er auch länger gelebt hätte, kaum Beſſeres geleiſtet haben würde, als er ſchon geleiſtet hatte. M. poetiſche Werke ſind erſchienen (Gießen 1780, in 2 Theilen und Wien 1791 in 4 Bdchn.).

Michaelis, Joh. Dav., vielwirkend für die Literatur überhaupt und mannichfach verdient um die morgenländiſchen und beſonders um die hebräiſche Sprache, wurde 1717 zu Halle geboren und legte daſelbſt auch den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung. Im Jahre 1745 kam er als Profeſſor der Philoſophie nach Göttingen, war eine Zeit lang Director der königlichen Societät der Wiſſenſchaften, übernahm von 1753—70 die Direction und Redaction der „Götting. gelehrten Anzeigen", von 1761—63 die Function eines Univerſitätsbibliothekars, nach Geßner's Tode das Directorium des philologiſchen Seminars, wurde zum kaiſerlichen Rath und königlichen Geheimrath ernannt und ſtarb am 22. Auguſt 1791. Bibliſche Grammatik, Geſchichte und Exegeſe gewannen durch M. ſehr viel. M., Semmler und Erneſti waren die Herolde der neuen deutſchen Theologie und verbreiteten durch Schriften und Schüler hellere Anſichten. Achtungswerth ſind auch M.'s Verdienſte um die Geographie Paläſtinas. Unter M.'s Schriften ſind die wichtigſten: „Hebräiſche Grammatik" (Götting. 1745, 1778); „Einleitung in das Neue Teſtament" (Ebend. 1788); „Deutſche Ueberſetzung des Alten Teſtaments" (13 Bde., Ebend. 1783); „Moſaiſches Recht" (6 Bde., Frankf. 1780); „Supplem. et emendatt. ad lexica hebraica" (Götting. 1792); „Neue orientaliſche und exegetiſche Bibliothek" (9 Bde., Ebend. 1791); „Ueberſetzung des Neuen Teſtaments" (Ebend. 1790); „Anmerkungen dazu" (Ebend. 1792, 4 Bde.); „Zerſtreute kleine Schriften" (Jena 1793—95); „Moral" herausgeg. von Stäudlin (Ebend. 1792—1823, 3 Bde.). — Sein Sohn Chriſt. Friedr. M., ſtarb 1814, war Prof. der Med. zu Marburg und hat ſich durch mehrere medic. u. chirurg. Schriften bekannt gemacht.

Michaud, Joſ., franz. Hiſtoriker und Publiciſt mit royaliſtiſchen Grundſätzen, geb.

Digitized by Google

in einem Dorfe an der Grenze von Savoyen im Jahre 1769, erhielt ſeine Bildung in Bourg-en-Breſſe und kam 1791 nach Paris, wo er ſich durch eine vielſeitige literariſche Thätigkeit bald bekannt machte. Als ſelbſtändiger Schriftſteller trat er zuerſt auf mit der „Voyage littéraire fait en 1787 au Mont-Blanc“. Durch ſeine einſchneidenden Journalartikel machte er ſich den republikaniſchen Machthabern ſo unbequem, daß auf Antrag des Conventsmitgliedes Bourdon de l'Oiſe über ihn das Todesurtheil geſprochen wurde. Seine Freunde bewirkten zwar die Caſſation dieſes Urtheils, aber die Verfolgungen dauerten auch noch für die Folge ſeiner politiſchen Anſichten wegen gegen ihn fort. Deſſenungeachtet behauptete er ſich in Paris in ſeiner Stellung als Journaliſt. Im J. 1797 wurde er als Redacteur der royaliſtiſchen „Quotidienne“ mit mehreren andern Journaliſten wie Fontanes, Bertin, Fiévée, Lacretelle zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, flüchtete ſich aber nach dem Jura und ſchrieb hier ſein berühmtes deſcriptives Gedicht „Le printemps d'un proscrit“ (Par. 1804, vermehrt 1827). Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Paris zurück, wo er ſich mit hiſtoriſchen Forſchungen und nur nebenbei mit Journaliſtik beſchäftigte. Seine vorzüglichſten Werke ſind ſeine „Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Aly et de Tippoo-Saib“ (2 Bde., Par. 1801); „Histoire des croisades“ (3 Bde., Par. 1812—17; 6. Aufl., 6 Bde., Par. 1840; deutſch von Ungewitter und Förſter, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32), welche, ungeachtet vieler Mängel und Unrichtigkeiten, vorzüglich wegen der plaſtiſchen Darſtellung zu den bedeutendern hiſtoriſchen Erſcheinungen der neuern Zeit gehört und die mit letzterer in Verbindung ſtehende „Bibliothèque des croisades“ (4 Bde., Par. 1830), welche Auszüge aus den Quellenſchriftſtellern der Kreuzzüge gibt. Im Jahre 1802 erſchien aus M.'s Feder eine „Biographie moderne“ (4 Bde.), welche von der Polizei mit Beſchlag belegt wurde. Um dieſe Zeit hatte M. mit ſeinem Bruder Louis Gabr. M., geb. um 1772 und Giguet eine Buchdruckerei und ein Verlagsgeſchäft angelegt. Zu ihren vorzüglichſten Unternehmungen gehört die „Biographie universelle“ (Bd. 1—73, Par. 1811 flg.), deren eigentliche Leitung M.'s Bruder übernahm. Er ſelbſt blieb ſtets ein Anhänger der Bourbons, wenn er auch hin und wieder wohl dem Kaiſer und dem Könige von Rom in Gedichten huldigte. Dafür ließ er ſeinem Haſſe gegen Napoleon freien Lauf in ſeiner „Histoire des 15 semaines ou le dernier règne de Bonaparte“ (Par. 1816), ein Pamphlet, welches hintereinander 27 Auflagen erlebte. Er war im Jahre 1813 Mitglied der franzöſiſchen Akademie geworden; 1815 wurde er Deputirter in der Chambre introuvable. Seine Stellen als Cenſor und Vorleſer des Königs, welche ihm kurz nach der Rückkehr der Bourbons ertheilt waren, verlor er wegen ſeiner Sympathie für eine freiere Regung der Preſſe. Während der Jahre 1820—24 betheiligte er ſich vorzüglich an der Redaction der vielgeleſenen „Lettres champenoises“. Die „Correspondance d'Orient“ (7 Bde., Par. 1830—38), ein Ergebniß ſeiner Reiſe nach Afrika und Kleinaſien und die „Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII. siècle“ (20 Bde.) hat er in Verbindung mit ſeinem jüngern Freunde Poujoulat herausgegeben. Außerdem verdankt man ihm noch die Beſorgung vieler bedeutender Werke z. B. einer neuen Ausgabe des „Abrégé chronologique de l'histoire de France“ von Hénault, die Veröffentlichung der erſten Abtheilung der wichtigen „Correspondance littéraire de Grimm“ u. ſ. w. Körperliche Leiden nöthigten ihn, ſich nach Paſſy zurückzuziehen, wo er am 30. Sept. 1839 ſtarb.

Michaux, André, einer der berühmteſten Reiſenden aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurde 1746 zu Satori, einer königlichen Domaine bei Verſailles, geb. Der Vater widmete ihn wie ſeinen jüngern Bruder frühzeitig den Beſchäftigungen des Landmannes, damit ſie dereinſt ſeine Pachtung übernehmen könnten. M. gewann bald eine große Vorliebe für den Ackerbau, verſäumte jedoch dabei die wiſſenſchaftlichen Studien keineswegs. Er hatte ſich verheirathet, ſein Glück ſchien geſichert, da verſetzte ihn der Tod ſeiner jungen Frau in die tiefſte Trauer. Lemonnier, ſein väterlicher Freund, ſuchte ihn zu tröſten, auch war er es, der M. zuerſt Geſchmack an der Botanik beibrachte. Der Wunſch auf Reiſen zu gehen, der ſchon von Jugend auf ſein Lieblingsgedanke geweſen, erwachte

Digitized by Google

jetzt aufs Neue. Er bereitete ſich durch den Unterricht Juſſieu's und durch fleißigen Beſuch des Jardin du Roi gehörig vor und begab ſich ſodann (1780) mit Delamarck und Thouin durch die Auvergne über die Pyrenäen nach Spanien. Im Jahre 1782 wußte ihm Lemonnier die Erlaubniß auszuwirken, daß er Rouſſeau, der zum Conſul in Perſien ernannt war, dorthin begleiten durfte. Zwei ganze Jahre nun durchſtrich er dieſes Land, das damals von Bürgerkriegen zerriſſen wurde, überwand alle Gefahren und Schwierigkeiten durch ſeine Körperkraft und Unerſchrockenheit und brachte, als er im Juni 1785 nach Paris zurückkam, eine reichhaltige Pflanzenſammlung mit. Nach kurzem Aufenthalte wollte er zum zweiten Male ſich nach Aſien wenden und zwar vorzugsweiſe nach Tibet, doch die Regierung zog es vor, ihn nach Amerika zu ſchicken. Er wurde beauftragt in der Nähe von New York eine Art Entrepot von Bäumen und Geſträuchen anzulegen, welche nach Frankreich geſchafft und zu Rambouillet naturaliſirt werden ſollten. Am 1. Sept. 1785 ſegelte M. ab, landete im Oct. zu New York, kaufte dort ein Stück Landes und richtete es zu dem benannten Zwecke ein, durchwanderte ſodann die Staaten New Jerſey, Pennſylvanien und Maryland und ließ ſeinen erſten Transport von Pflanzen und Bäumen nach Frankreich abgehen. Im Jahre 1787 begründete er bei Charlestown eine ähnliche Anlage, wie die zu New York, beſchiffte hiernach den Savannah und ſeine Nebenflüſſe, durchforſchte die Alleghany-Gebirge und war im Monat Juli 1788 wiederum in Charlestown. Im Jahre 1789 beſuchte er Florida ꝛc. Die gefahrvollſte von allen ſeinen in Amerika unternommenen Reiſen war jedoch die im Jahre 1792, wo er mit zwei Kähnen aus Baumrinde und von drei Wilden begleitet den Lorenzfluß hinauffuhr und ſo weit gen Norden vordrang, daß ſeine Gefährten ſich endlich weigerten, weiter zu gehen. Im Jahre 1794 unterſuchte er noch die Pflanzenwelt an den Ufern des Miſſiſippi und im Lande des Illinois und kehrte ſodann 1796, nach einem Aufenthalte von 11 Jahren in den Vereinigten Staaten, ins Vaterland zurück. Im Angeſicht der holländiſchen Küſte ſcheiterte das Schiff, welches ihn trug und ein großer Theil ſeiner koſtbaren Sammlungen ging verloren. Zu gleicher Zeit hatte der Vandalismus der Revolution auch daheim gegen ihn gewüthet; ſeine herrlichen Baumſchulen zu Rambouillet waren zerſtört worden und von mehr als 60,000 Bäumen, die er aus Amerika hinübergeſandt, fand er nur noch einen kleinen Reſt vor. Dieſer Verluſt war jedoch für M. nur ein Stachel zu neuer Thätigkeit. Allein ſeine Bemühungen, vom Staate eine Unterſtützung zu einer neuen Reiſe nach Amerika zu erhalten, waren fruchtlos. Er beſchäftigte ſich nun mit der Ordnung ſeiner botaniſchen Schätze und der Ausarbeitung ſeiner Werke. Im Jahre 1800 erhielt er den Auftrag, an der Expedition nach Neuholland unter Baudin Theil zu nehmen, ſchiffte ſich mit ein, durchforſchte die Pflanzenwelt von Teneriffa und Isle de France, wo man ſich längere Zeit aufhielt und begab ſich von da nach Madagascar, wo er einen großen Gewinn für ſeine Zwecke verhoffte. Allein hier ereilte ihn der Tod; er ſtarb an dem dort einheimiſchen Fieber im Nov. 1802. Muth im Unternehmen, Ausdauer im Vollenden, Unerſchrockenheit bei Gefahren, Genauigkeit bei ſeinen Forſchungen, Freimüthigkeit des Charakters, Einfalt der Sitten und eine ſeltene Sicherheit bei Allem, was er that, das waren die hervorſtechendſten Eigenſchaften dieſes beſcheidenen Mannes, der nur für die Wiſſenſchaft gelebt und ihr ſich aufgeopfert hat. Man hat von ihm; „Histoire des chênes de l'Amérique septentrionale“ (Par. 1801, Fol.), „Flora borealis americana“ (Par. 1803, 2 Bde.). — Sein Sohn François André hat ſich auf demſelben Gebiete wie der Vater ausgezeichnet und ſeine „Histoire des arbres forestiers de l'Amérique septentrionale“ (Par. 1810) gehört zu den vollſtändigſten Werken dieſer Art.

Michel, das abgekürzte Michael, bedeutet im Altdeutſchen ein ſtarker Mann. Dem deutſchen Michel hat man eine reiche Doſis Schwerfälligkeit und gutmüthiger Unklugheit beigelegt, um in ihm die Thorheiten und Verkehrtheiten der deutſchen Nation in ähnlicher Weiſe zu perſonificiren, wie dies die Engländer in ihrem John Bull (ſ. d.), die Nordamerikaner in ihrem Jonathan u. ſ. w. thun. Namentlich in der jüngſten Zeit kurz vor und nach den Ereigniſſen des J. 1848 ward dieſer Repräſentant des deutſchen Volkes vielfach in Carricaturen verbraucht.

Digitized by Google

Michel Angelo, ſ. Buonarotti.

Michelet, Jules, franzöſiſcher Geſchichtſchreiber und Geſchichtsphiloſoph, ward 1802 in Paris geboren und machte nach vollendeten Studien eine Reiſe nach Deutſchland, wo er ſich mit der gelehrten und philoſophiſchen Bildung dieſes Landes vertraut machte. Anfangs Profeſſor der Geſchichte am College St.-Barbe, ward er 1830 Guizot's Suppleant und ſpäter Profeſſor an der Pariſer Facultät und an der Normalſchule, ſowie Chef der hiſtoriſchen Section im Reichsarchiv. Vor der Julirevolution ſchrieb M. die Schulbücher: „Tableau chronologique de l'histoire moderne" (Par. 1825), „Tableaux synchroniques de l'histoire moderne" (Par. 1826, 4.) und „Précis de l'histoire moderne" (Par. 1828). Die „Introduction à l'histoire universelle, suivie du discours d'ouverture prononcé à la faculté des lettres" (Par. 1831, 2. Aufl., 1834) iſt ſein erſter Verſuch, die Geſchichte auf eine eigenthümliche Weiſe zu conſtruiren. Er definirt die Geſchichte als das Werden der Freiheit; 1835 gab er die „Oeuvres choisies de Vico" (Par., 2 Bde.) heraus. Die „Mémoires de Luther, écrits par lui-même, traduits et mis en ordre" (2 Bde., Par. 1835), enthalten eine Zuſammenſtellung aus Luther's Schriften, vom katholiſchen Standpunkte zuweilen ungerecht beurtheilt. Die „Origines du droit français, cherchées dans les symboles et formules du droit universel" (Par. 1837) entlehnen das Beſte aus Grimm's „Rechtsalterthümern". Die „Histoire romaine" (Par. 1831, 2. Aufl., 1833), bis jetzt 2 Bde., Rom bis zu Cäſar's Tode und die „Histoire de France" (Par. 1833) bis jetzt 8 Bände, ſind M.'s bedeutendſte Werke und enthalten Partien, die dem Größten und Schönſten, was je hiſtoriſche Forſchung und Kunſt hervorgebracht hat, an die Seite geſtellt werden dürfen. M. ſteht unbeſtreitbar auf einem philoſophiſchen Standpunkte, der höher iſt als der pragmatiſche, welchen Guizot, Mignet u. A. einnehmen, wenn er ihn auch noch nicht völlig in ſeiner Gewalt hat, ihn noch nicht vollſtändig umfaßt; er iſt unſtreitig der vorgerückteſte der franzöſiſchen Geſchichtſchreiber und wenn ſich auch nicht läugnen läßt, daß er bei einer unermeßlichen Beleſenheit oft der kritiſchen Beſonnenheit ermangelt, Vermuthungen und Hypotheſen, wie geiſtreich und wahrſcheinlich ſie auch ſein mögen, nicht ſtreng genug von dem kritiſch ſicher geſtellten Factiſchen geſchieden werden, ſo zeigt ſich doch in Sprache, Styl und Diction ein echt künſtleriſches Streben und Talent. Er ſucht alle Vorzüge der Hiſtorik unſerer Zeit: reiche Gelehrſamkeit, Philoſophie und Kunſt, in einen Brennpunkt zu ſammeln.

Michigan, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, begreift die Halbinſel, welche im Süden von den Staaten Indiana und Ohio, im Oſten von dem Erie-, St. Clair- und Huronſee, im Norden von den aus dem Obern See in den Huronſee fallenden St. Maryfluſſe und im Weſten von dem Michiganſee begrenzt wird. Das Land hat 3660 □M. im Umfange und iſt von einem breiten Bergrücken durchſchnitten, der aber durch eine große Anzahl Flüſſe und Bäche durchbrochen wird. M. enthält zwar große Sandſtrecken, doch auch viel guten Boden und kann ein ſehr fruchtbares und für europäiſche Cultur geeignetes Land genannt werden. Mehr als zwei Drittheile ſind mit Waldungen von Eichen, Eſchen, Linden, Zuckerahorn, Ulmen, Pappeln, Fichten u. ſ. w. bedeckt. Von Mineralien hat man Kalk und Kohlen, ebenſo reiche Salzquellen entdeckt. Wild, Waſſergeflügel und Fiſche ſind in Menge vorhanden. Die Zahl der weißen Bevölkerung belief ſich im Jahre 1810 auf 4762 Seelen, 1830 war ſie auf 31696 geſtiegen und 1840 auf 240,000; freie Schwarze gab es etwa 7000, Indianer 5700. Bis 1834 waren vorzugsweiſe nur die ſüdöſtlichen Gegenden angebaut und nur der äußere Norden hatte noch einige Niederlaſſungen, ſpäter iſt man dem Laufe der Flüſſe nachgegangen und hat die fruchtbare Weſtküſte erreicht. Die Thäler haben ſich mit fleißigen Bewohnern gefüllt, die Wälder ſind zum Theil gelichtet und das Klima zeigt ſich durchgängig viel milder, als unter gleichen Breitegraden in den atlantiſchen Staaten der Union. Die katholiſche Kirche organiſirt ſich ſchneller als die proteſtantiſche. Eine Staatsuniverſität wurde 1837 begründet, auch ſeit jener Zeit ſehr viel für Errichtung von Schulen gethan. Die Juſtiz, bisher ſehr autonomiſch, iſt ſeit 1837 im Fortſchreiten begriffen und ein humaner Sinn der Verwaltung

Digitized by Google

zu bemerken. Die militäriſche Verfaſſung iſt faſt in keinem Staate der Union beſſer beſtellt als in M. Für Communication durch Straßen und Eiſenbahnen hat die Regierung die größten Anſtrengungen gemacht. Handel und Induſtrie ſteigen in jedem Jahre, beſonders hat erſterer ſchon einen bedeutenden Umfang gewonnen. Die Hauptſtadt Detroit liegt am Fluſſe gleiches Namens, iſt ſchön gebaut und hat 2500 Einw. An der Nordſpitze der Halbinſel liegt die Inſel Michilimakinak, d. h. die große Schildkröte, mit einem Fort, kleinem Hafen und bedeutendem Pelzhandel. Urſprünglich war das Land der Wohnſitz der Huronen, die von dem Bunde der ſechs Nationen daraus verdrängt wurden. Die Franzoſen predigten hier den Erſtern ſchon 1648 mit Erfolg das Chriſtenthum, behaupteten aber nach Vertreibung der Huronen und ihrer Prieſter nur einige Forts zur Beſchützung des Pelzhandels, die ſie dann mit Canada den Engländern überlaſſen mußten. Hier und an den benachbarten Küſten und Seen kämpfte bereits um 1771 der größte bekannte indianiſche Häuptling gegen die Engländer mit ſolchem Erfolge, daß ihre Herrſchaft in Nordamerika in Gefahr kam und zu ſeinem Andenken wurde die Stadt Pontiac in M. gebaut. Im Frieden von 1783 kam die ganze Halbinſel an die Union, doch wurde das Fort Detroit erſt 1796 ausgeliefert. Der Congreß errichtete hier ein Gouvernement, das Anfangs den Namen Waine führte, 1805 aber nach dem See den Namen M. erhielt. Die ſehr freie Verfaſſung des Staats, die im Entwurfe dem Congreß vorgelegt wurde, machte deſſen Aufnahme in die Union zweifelhaft, die erſt nach ſehr langen Debatten im Juni 1836 durchging. Die Verfaſſung gibt nämlich in M. jedem Weißen nach zurückgelegtem 21. Jahre bei allen Wahlen Stimmrecht. Nichtnaturaliſirte Einwanderer, welche erweiſen können, daß ſie zwei Jahre in der Union und ein Jahr in M. anſäſſig waren, oder dort ſich ſo lange aufgehalten haben, werden zum Stimmen bei allen Wahlen, ſelbſt zu der des Unionspräſidenten gelaſſen.

Mickiewicz, Adam, ein Dichter von der reichſten Phantaſie und den glühendſten Gefühlen, 1798 von armen adeligen Aeltern in Lithauen geboren, ward in der Schule zu Nowogrodek, dann auf dem Gymnaſium zu Minsk erzogen, ſtudirte ſeit 1815 einige Jahre in Wilna und erhielt hierauf eine Lehrerſtelle an der Schule zu Kowno. Er wurde der Schöpfer der romantiſchen Poeſie der Polen. Die Sammlung ſeiner Gedichte erſchien 1822 zu Wilna und fand den lebhafteſten Beifall. Er gehörte einer gelehrten Geſellſchaft an, welcher die ruſſiſche Polizei den Zweck der Empörung unterlegte, wurde daher 1823 verhaftet und ins Innere Rußlands verwieſen. An den Ufern des ſchwarzen Meeres dichtete er Sonette voll des tiefſten Schmerzes und der herrlichſten Poeſie, welche, wenn die polniſche Sprache verbreiteter wäre, ihn in ganz Europa berühmt machen würden. Er begleitete einige Jahre ſpäter den Fürſten Galitzin als Geſellſchafter nach Petersburg, wo er 1828 das Epos „Konrad Wallenrod“ ſchrieb, welches die Polen als ihr Nationalepos betrachten, da es den Freiheitskampf der Lithauer gegen den deutſchen Orden beſingt und in dieſem Bilde die Verhältniſſe der Polen gegen Rußland bezeichnet. Durch Verwendung ſeiner Freunde erhielt er im Frühjahr 1830 die Erlaubniß, zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit ins Ausland zu reiſen. Er beſuchte Deutſchland, Frankreich und Italien und traf in Dresden, nach dem unglücklichen Ausgang der Revolution in ſeinem Vaterlande, mit den Trümmern des polniſchen Heeres zuſammen. Die Gedichte, die ihm der Schmerz über das unverſöhnliche Schickſal ſeines Vaterlandes eingab, übertreffen alle ſeine früheren an poetiſchem Werth. Sie erſchienen 1832 in Paris, wohin er ſich im Sommer dieſes Jahres begeben hatte und bilden den 4. Band zu den 1828 unter dem Titel „Poezye“ dort herausgekommenen ſämmtlichen früheren Dichtungen. Die Vorrede zeigt, daß der Verfaſſer mit den neuern poetiſchen Werken von ganz Europa und beſonders von Deutſchland, genau bekannt iſt. Seine neueſten Schriften ſind: „Ksiegi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego“ (Paris 1832), in franzöſiſcher Ueberſetzung vom Grafen Montalembert und deutſch unter dem Titel: „Die Bücher des polniſchen Volkes und der polniſchen Pilgerſchaft“ (1833), in bibliſcher Proſa geſchrieben und ein epiſches Gedicht: „Pan Tadeusz“ d. h. Herr Thaddeus (Paris 1834). Im J. 1839 wurde M. Profeſſor der lateiniſchen Literatur in Lau-

Digitized by Google

ſanne, bald darauf berief ihn die franzöſiſche Regierung auf den am Collége de France neucreirten Lehrſtuhl der ſlaviſchen Literatur. Hier trug er von 1840 bis 1843 ſeine „Vorleſungen über ſlaviſche Literatur“ (deutſch, 3 Bde., Lpz. 1841—44) vor, die mehr von Phantaſie als gründlichem Quellenſtudium des Verfaſſers zeugen. Seine Theilnahme an dem myſtiſchen Treiben Towianſki's (ſ. d.) veranlaßte die franz. Regierung, ihn auf unbeſtimmte Zeit von ſeiner Lehrthätigkeit zu dispenſiren. Eine Sammlung ſeiner Werke erſchien zu Paris in 8 Bänden, 1838.

Micyllus, Jak., eigentlich Moltzer, einer der erſten Beförderer der alten Literatur in Deutſchland, geb. 1503 zu Straßburg, widmete ſich in ſeiner Vaterſtadt mit günſtigem Erfolg den humaniſtiſchen Studien und wurde dann Rector in Frankfurt a. M., und hierauf Profeſſor zu Heidelberg, wo er am 28. Jan. 1558 ſtarb. Außer mehreren griechiſchen und lateiniſchen Gedichten und Ueberſetzungen alter Claſſiker beſitzen wir von ihm Ausgaben der Werke des Ovid (2 Bde., Baſel 1549, Fol.) und anderer Schriftſteller.

Midas, Sohn des Gordios und der Kybele, König in Phrygien, Mygdonien oder Lydien. Die Geſchichte nennt ihn reich und weiſe, eingeweiht in die Myſterien des Bacchus; die Dichter, namentlich die atheniſchen, dagegen geben ihm Eſelsohren. Die Sage erzählt von ihm Folgendes: Bei den Zügen des Bacchus in Phrygien wurde Silen, von Wein berauſcht, in Feſſeln zu M. gebracht. Dieſer nahm ihn gaſtfreundlich auf und lieferte ihn dem Bacchus freiwillig wieder aus. Der Gott verhieß ihm die Gewährung einer Bitte, M. bat, es möge ſich ihm Alles, was er berühre, in Gold verwandeln. Bald fand der Thor Urſache dieſen Wunſch zu bereuen, der ihn der Gefahr ausſetzte, bei allen Reichthümern zu verhungern, denn auch Speiſe und Trank verwandelten ſich in Gold. Auf ſeine Bitte, dieſes unglückliche Geſchenk wieder zurückzunehmen, rieth ihm Bacchus ſich in der Quelle des Paktolos zu baden, der alles Gold von ſeinem Körper wieder abſpülte und von dieſer Zeit an goldreich war. Bei einem Wettſtreit, zwiſchen Apollo auf der Zither und Pan auf der Syrinx, zum Kunſtrichter aufgerufen, erkannte M. dem Letztern den Preis, wurde aber dafür vom Apollo mit Eſelsohren beſtraft. Lange wußte M. dieſen häßlichen Schmuck unter der bequemen phrygiſchen Mütze zu verbergen, bis endlich ſein vertrauter Sclave, der ihn zu raſiren pflegte, das Geheimniß nicht länger zu bergen vermochte, ein Loch in die Erde grub und durch die hineingeſprochenen Worte: „König Midas hat Eſelsohren“ dem lang gepreßten Herzen Luft machte. Wunderbar aber, an dieſer Stelle wuchs Schilfrohr, welches, ſo oft es vom Winde bewegt wurde, dieſelben Worte nachflüſterte und ſo das Geheimniß allgemein bekannt wurde.

Middelburg, Hauptſtadt der niederländiſchen Provinz Seeland, liegt auf der Inſel Walchern an einem Kanale, welcher den Hafen der Stadt bildet und ſie mit der Weſterſchelde in Verbindung ſetzt, iſt mit Wällen und Gräben umgeben, im Ganzen gut gebaut, hat 12 Kirchen, mehrere wiſſenſchaftliche Geſellſchaften und 15,000 Einwohner. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören: das prächtige gothiſche Stadthaus, mit 25 Steinbildern der alten Grafen von Seeland, die ehemalige Abtei, die alte Kirche oder ehemalige Kathedrale mit St. Peter, mit den Grabmonumenten der Seehelden Johann und Cornelius Evertſen, die neue oder Abteikirche, mit ſehr hohem Thurme, ſchönem Glockenſpiele und den in neuerer Zeit errichteten Denkmälern Wilhelm's, Grafen von Holland, welcher 1256 zum römiſchen Kaiſer gewählt wurde und ſeines Bruders Floris. Der Handel in M. iſt nicht bedeutend, die hier verfertigte Chocolade berühmt. Ein ſchöner Spaziergang und ein Kanal führt von hier nach der ſtarken Feſtung Vliesſingen.

Middleſex, eine der zwölf mittlern Grafſchaften Englands mit der Hauptſtadt London (ſ. d.), die aber auch zum Theil zur Grafſchaft Surrey gehört, wird von der Themſe und mehreren Kanälen, namentlich dem Grand Junction, durchſchnitten und bildet, mit Ausnahme des Hügels Hanger Hill eine faſt ganz ebene, meiſt ſandige Landſchaft von $13^1/_2$ QM. Das Klima iſt feucht und außerordentlich veränderlich; im Winter liegen zuweilen mehrere Tage lang dicke Nebel auf der Gegend und im Frühjahre und Herbſte

Digitized by Google

gibt es nicht ſelten heftige Stürme. Die Einwohner außer London beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Viehwirthſchaft und Gartenbau, deren Producte ſie der Hauptſtadt zuführen, an welche ſie ſich übrigens auch in Bezug auf Fabriken und Manufacturinduſtrie anſchließen. Die vorzüglichſten Orte nächſt London ſind Chelſea (ſ. d.), Fulham mit dem Palaſte des Biſchofs von London, Hamptoncourt (ſ. d.), Kenſington (ſ. d.) und Cheswick mit dem Schloſſe des Herzogs von Devonſhire. Mit der Grafſchaft Eſſex (ſ. d.) bildete es das angelſächſ. Königreich Eſſex. (S. Angelſachſen.).

Middleton, Conyers, ein gelehrter engliſcher Theolog und polemiſcher Schriftſteller, wurde 1683 in der Grafſchaft York geboren und war der Sohn eines Geiſtlichen von der biſchöflichen Kirche. Er ſtudirte zu Cambridge, wo er als Mitglied des Trinity-College ſich zuerſt durch ſeinen Streit mit dem berühmten Bentley bekannt machte. Im J. 1724 beſuchte er Italien und gab nach ſeiner Rückkehr von dort eine Abhandlung heraus, worin er behauptete, daß die Ausübung der ärztlichen Kunſt bei den alten Römern nur den Sclaven überlaſſen worden und überhaupt ganz unvereinbar mit der Würde eines freien Mannes geweſen ſei. Sowie er ſich durch dieſe Schrift die Feindſchaft der mediciniſchen Facultät zugezogen, ebenſo lud er durch ſeinen 1729 herausgegebenen „Brief aus Rom mit dem dargethan iſt, wie die Religion der heutigen Römer ſich aus der ihrer heidniſchen Vorfahren herleitet“ — den Haß der Katholiken, ja ſelbſt den Unwillen der orthodoxen Proteſtanten auf ſich. Man beſchuldigte ihn, darin alle Wunder aus der chriſtlichen Lehre weggeläugnet zu haben. Dieſe, wie ſeine nächſtfolgenden theologiſchen Zänkereien wären beinahe Veranlaſſung zu ſeiner Entſetzung von den bei der Univerſität bekleideten Aemtern geworden. Nur dadurch, daß er öffentlich ſein Glaubensbekenntniß ablegte und ſich dadurch vom Verdachte der Irreligioſität reinigte, vermochte er ſich in ſeiner Stellung zu erhalten. In der Folge erhielt er nun die von Woodward geſtiftete Profeſſur der Naturwiſſenſchaften und begründete endlich ſeinen literariſchen Ruf auf eine ehrenvolle Weiſe durch ſeine „History of the Life of M. T. Cicero“ (2 Th. 4. 1741). Dieſer höchſt werthvollen Arbeit folgte 1743 ſeine Ueberſetzung der Briefe Cicero's an Brutus und Brutus an Cicero. — M.'s ſämmtliche Werke ſind 1752 in 4 Bänden 4. und ſpäter aufs Neue in 5 Bänden 8. herausgekommen. Er ſtarb am 28. Julius 1750 auf ſeinem kleinen Landſitze zu Hildersham, welchen er ſich von dem für ſein Leben Cicero's gewonnenen Gelde erkauft hatte.

Midianiter, ein arabiſcher Volksſtamm, ſtammten von Midian, einem Sohn Abraham's von der Ketura ab und bewohnten der Mehrzahl nach den Landſtrich zwiſchen der Nordſeite des arabiſchen Meerbuſens und dem glücklichen Arabien bis zu den Ebenen Moabs, während ein Theil derſelben in der arabiſchen Wüſte nomadiſirte. Sie trieben Handel, insbeſondere nach Aegypten und beläſtigten die Iſraeliten durch wiederholte Einfälle, bis ſie Gideon (ſ. d.) demüthigte. Ihr Nationalgott hieß Baal Peor.

Mieczyſlaw iſt der Name dreier polniſchen Herzoge und Könige. — M. I., regierte von 962—992, vermählte ſich mit Dombrowka oder Dubrawka, einer Tochter des Herzogs Boleſlaw's I. von Böhmen und nahm 965 das Chriſtenthum an. Er führte daſſelbe auch in Polen ein, ließ die Gründung des erſten polniſchen Bisthums in Poſen zu und begann die Ausrottung des Heidenthums. Mit den Deutſchen und Böhmen hatte er mehrere Kämpfe zu beſtehen. Im J. 973 wohnte er dem Hoftage zu Quedlinburg bei als Mitglied des deutſchen Reichs und Herr der Länder zwiſchen der Oder und Warthe. Seine Bildſäule, von Rauch gefertigt, ſteht neben der ſeines Sohnes, Boleſlaw Chrobry, des Beſiegers der Ruſſen, im Dome zu Poſen. — M. II. oder der Träge, von 1025—34, der Sohn Boleſlaw Chrobry's, verlor faſt alle von ſeinem Vater gemachten Eroberungen, Rothreußen an den Herzog Jaroſlaw von Kiew, die Slowakei und Mähren an Ungarn, die ſlawiſch-deutſchen Landſchaften an den deutſchen Kaiſer, deſſen Oberhoheit er auf dem Hoftage zu Merſeburg im Jahre 1032 von Neuem perſönlich anerkannte. Sein Sohn war Kaſimir I. (ſ. d.). — M. III. oder der Alte erhielt bei der Theilung des polniſchen Reichs durch ſeinen Vater Boleſlaw III. 1139 Großpolen und gelangte nach mehreren

Digitized by Google

Zwiſtigkeiten mit ſeinen Brüdern zur Oberherrſchaft über Polen und in den Beſitz von Krakau. Seine Bedrückungen veranlaßten aber 1177 ſeine Vertreibung nach Schleſien, worauf Kaſimir II. (ſ. d.) ihm folgte. Nach manchen vergeblichen Verſuchen, die Oberherrſchaft über Polen von Neuem zu erlangen, erreichte er dieſes Ziel erſt gegen Ende ſeines Lebens auf kurze Zeit. Er ſtarb 1202.

Miene nennt man die individuelle Geſtaltung des menſchlichen Antlitzes, wie ſie ſich nicht blos unbewegt, ſondern namentlich wie ſie ſich bewegt zeigt und inſofern als Zeichen und Ausdruck innerer Gemüthszuſtände ſich darſtellt. Das Mienenſpiel iſt daher ein Spiegel der Seele. Zwar geht die Phyſiognomik (ſ. d.) zu weit, wenn ſie behauptet, aus der Bildung und den feſtſtehenden Zügen des Antlitzes ſichere Schlüſſe auf Charakter und Gemüthseigenſchaften machen zu können; dennoch läßt ſich nicht läugnen, daß es eine Sprache der Mienen gibt, die um ſo deutlicher iſt, je weniger die Civiliſation den Menſchen dahin gebracht hat, ſein Geſicht zu beherrſchen oder zu verſtellen. Vorzugsweiſe bezeichnend ſind die Veränderungen des Auges, des Mundes und der Stirn, in denen ſich Zorn, Schmerz, Liebe, Spott, Nachdenken, Schreck u. ſ. w. in deutlich erkennbaren Zügen darſtellen. Inſofern jedoch der noch unerforſchte Zuſammenhang zwiſchen dem geiſtigen Leben und den äußern Veränderungen des Körpers ſich noch weiter erſtreckt als auf das Antlitz, verknüpft ſich mit dem Mienenſpiel die Geberde, erkennbar theils in der Haltung und Stellung des ganzen Körpers, theils namentlich in den Bewegungen der Arme. Das Mienen- und Geberdenſpiel iſt zunächſt etwas Unabſichtliches und Unwillkürliches; wird es abſichtlich benutzt, ſo wird es oft ein Hülfsmittel der Heuchelei und Verſtellung; als natürliches Symbol innerer Zuſtände iſt es aber auch einer wahrhaft künſtleriſchen Ausbildung und Benutzung fähig. (S. Attitude, Mimik und Pantomime.).

Miereveldt, Mich. Janſon, ein berühmter Porträtmaler, geb. zu Delft 1568, der Sohn eines Goldſchmieds, wurde durch Ant. von Montfort, genannt Blocklandt, in ſeiner Kunſt unterrichtet. Seine Arbeiten ließ er ſich ſehr theuer bezahlen. Er war Mennonit, von ſehr liebenswürdigem Charakter und ſtarb zu Delft 1641. Die vorzüglichſten ältern holländ. Kupferſtecher haben Blätter nach ihm geliefert. — Auch ſein Sohn, Pieter M., geb. 1596, geſt. 1632, iſt als Porträtmaler geſchätzt.

Mieris, Franz von, geb. zu Delft 1635, geſt. zu Leyden 1681, einer der berühmteſten Maler der niederländiſchen Schule, nahm ſich unter den älteren Meiſtern namentlich Gerhard Douw zum Muſter und übertraf denſelben vielleicht noch in Leichtigkeit der Auffaſſungsweiſe und im Witz der Darſtellung. Dagegen ſteht er hinter ihm zurück in Zartheit und Genauigkeit der Ausführung. Seine Arbeiten ſind Porträts, Familienſtücke und Scenen des gemeinen Lebens; beſonders Kleiderſtoffe ahmte er mit großer Wahrheit nach. Seine Gemälde wurden ſchon bei ſeinem Leben ſehr gut bezahlt, nichtsdeſtoweniger hatte er ſtets Schulden. Noch jetzt werden ſeine Gemälde ſehr geſchätzt und hoch im Preiſe gehalten. — Zwei M.'s, Johann und Wilhelm, Söhne des Vorigen, waren ebenfalls geſchickte Maler, doch kamen ſie dem Vater nicht gleich. Johann war geb. zu Leyden 1660 und ſtarb den 17. März 1690. Kränklichkeit verhinderte ihn, etwas Vorzügliches zu leiſten. Wilhelm, geb. 1662 zu Leyden, war ein talentvoller Hiſtorien- und Landſchaftsmaler. Auch modellirte er in Thon und in Wachs. Er ſtarb zu Leyden 1747. Des Letzteren Sohn, Franz, geboren zu Leyden 1689, war ebenfalls ein geſchickter Maler und zeichnete ſich zugleich als Geſchichts- und Alterthumsforſcher aus. Er ſchrieb „Historie der nederlandschen versten“ (7 Bde., Haag 1732—35, Fol.) und „Groot charterbook der graaven van Holland, van Zeeland en herren van Vriesland“ (4 Bde., Lpz. 1753—56; Fol.), in welchen Werken die Münzen nach ſeinen Zeichnungen geſtochen wurden. Seiner unvollendeten Geſchichte von Leyden fügte Dan. van Alphan einen zweiten Band hinzu. Auch hat man einige kleine radirte Blätter von ihm. Er ſtarb 1763.

Miethvertrag (locatio conductio), iſt derjenige Vertrag, wo Jemand einem Anderen gegen eine von dieſem zu zahlende Geldſumme (Miethgeld) den Gebrauch und die Benutzung ſeiner Sache zu verſtatten oder gewiſſe Dienſte zu leiſten verſpricht. Für abge-

Digitized by Google

ſchloſſen gilt dieſer Vertrag, wenn beide Theile über den Gegenſtand und das Miethgeld einverſtanden ſind. Gegenſtand des Miethvertrags ſind entweder Sachen oder Dienſte. Im erſtern Falle iſt der M. wieder entweder *Miethvertrag im engern Sinne* und hat dann Wohnungen oder Häuſer zum Gegenſtande, oder *Pachtvertrag*, welcher über den Gebrauch von Landgrundſtücken oder Wirthſchaften abgeſchloſſen wird. Wenn dagegen Dienſte den Gegenſtand des M.'s ausmachen, ſo iſt dieſer wiederum entweder *Dienſt-* oder *Lohnvertrag*, wo ein Dienſtbote oder Arbeiter gegen einen beſtimmten Lohn Dienſte zu leiſten verſpricht, oder *Verdingungsvertrag*, wobei Jemand dem Anderen die Verfertigung eines Werkes überträgt und dieſer Andere die dazu erforderlichen Dienſte gegen einen gewiſſen Lohn zu leiſten verſpricht. *Aftermiethe* oder *Afterpacht* kommt nur bei der Sachmiethe vor und findet dann ſtatt, wenn die Miether oder der Pächter die von ihm ſelbſt gemiethete Sache einem Andern wieder vermiethet, was ihm, wenn der Vermiether damit übereinſtimmt, rechtlich erlaubt iſt. Beim Dienſtvertrage müſſen die Dienſte erlaubte und außerdem ſolche ſein, die einen Marktpreis haben, d. h. für welche man einen Lohn und nicht etwa ein Honorar zu zahlen pflegt. Machen Umſtände die Leiſtung oder Nutznießung der Dienſte unmöglich, ſo muß der Abmiether den beſprochenen Lohn dennoch entrichten, wenn nicht die Perſon des Dienſtleiſtenden ſelbſt durch jene Umſtände betroffen iſt.

Mignard, Pierre, geb. 1610 zu Troyes, geſt. 1695, ein geſchickter franzöſiſcher Maler, zeigte ſehr früh ein bedeutendes Talent. Er wurde M. le Romain genannt. Schon im 15. Jahre malte er eine Kapelle aus. Im 26. J. beſuchte er Rom, bildete ſich nach Rafael's und Tizian's Werken und machte ſich durch mehrere hiſtoriſche Gemälde und Porträts bekannt. Im Jahre 1658 berief ihn Colbert nach Paris und machte ihn zum Vorſteher der Akademie St. Lucas. Nach dem Tode Lebrun's wurde er erſter Hofmaler. Unterdeſſen malte er eins der größten Frescogemälde, welches Frankreich beſitzt, nämlich den Sitz der Seligen in der Kuppel von Val de Grace. Später erhielt er noch die Direction der königlichen Kunſtſammlungen, der Malerakademie und der Manufactur der Gobelins. Seine Arbeiten zeichnen ſich durch Fleiß und Genauigkeit aus, ſein Colorit iſt glänzend, die Pinſelführung leicht, dagegen ſind ſeine Erfindungen nicht immer geſchmackvoll und niemals tief. Er beſaß ein großes Talent, die Manieren anderer Meiſter nachzuahmen. Er wurde von den Italienern ſelbſt mit Hannibal Caracci verglichen. — Sein älterer Bruder, *Nicolas* M., geb. zu Troyes 1608, war Porträt- und Hiſtorienmaler und wurde vorzugsweiſe von Ludwig XIV. beſchäftigt. Er ſtarb zu Paris 1668.

Mignet, François Auguſte Alexis, geboren 1796 zu Aix in der Provence, bildete ſich gleichzeitig mit ſeinem Freunde Thiers in ſeiner Vaterſtadt zum Advocaten aus. Nachdem ſich Beide einen literariſchen Ruf erworben hatten (M. durch ſeine von der Akademie der Inſchriften gekrönte Abhandlung „De la féodalité des institutions de St. Louis et de la législation de ce prince, avec des notes et l'indication des pièces justificatives" (Paris 1822), begaben ſie ſich nach Paris, wo M. beim Courrier français Beſchäftigung fand und ſchnell Einfluß auf die Mitredactoren und Actionärs dieſes Journals gewann. Als Thiers den „National" gründete, wurde M. einer der Redactoren, wirkte nach der Julirevolution zur Erhebung des Herzogs von Orleans, wurde Staatsrath und erhielt die ſehr einträgliche Stelle eines Archivars im Miniſterium des Auswärtigen. Bei der Gründung der 5. Claſſe des Inſtituts (Académie des sciences morales et politiques) wurde er Mitglied und nach A. Comte's Tode Secretär; auch erhielt er nach Raynouard's Tode deſſen Stelle in der Académie française (1837). Als Schriftſteller hat M. durch ſeine „Histoire de la révolution française" (2 Bde., 1824) einen großen Ruf erlangt; als Secretär der 5. Akademie hat er die Lobreden verſtorbener Mitglieder zu liefern, von denen wir hier die auf Siéyes und Talleyrand erwähnen; als Mitglied der von Guizot während ſeines Miniſteriums gegründeten hiſtoriſchen Comites hat er eine lobenswerthe Thätigkeit bewieſen, namentlich gab er die „Négociations relatives à la succession d'Espagne" (2 Bde., 4.)

Digitized by Google

heraus und leitete die von Tomaſeo beſorgte Ausgabe der „Relations des ambassadeurs vénitiens“.

Mignon, Abraham, einer der berühmteſten Blumen-, Früchte- und Stilllebenmaler, wurde um 1640 zu Frankfurt a. M. geboren. Als ſein Vater, ein Kaufmann 1647 fallirte, kam der junge M. in das Haus des Blumenmalers Jak. Moreel von Utrecht und von da zu dem berühmten J. D. Heem in Utrecht, deſſen Styl er ſich bald völlig aneignete; doch blieb ihm Heem in der Freiheit und Keckheit der Behandlung überlegen. Aeußerſt geſchmackvoll in der Wahl der Blumen, wußte er ſie auch wohl zu ordnen und mit überaus natürlichen Inſekten zu zieren. Seine Fliegen und Schmetterlinge ſcheinen zu fliegen, der Thau auf ſeinen Blumen und die dadurch hervorgebrachten Perlen ſind der Natur ſo getreu, daß man verſucht wird, ſie hinwegzuwiſchen. Seine Gemälde, die in den meiſten Galerien ſich vorfinden, ſtehen wie bei ſeinen Lebzeiten, ſo noch gegenwärtig, in hohen Preiſen. Aus Liebe zu ſeiner Mutter, die in Wetzlar lebte, verließ er Holland und hielt ſich bei ihr bis zu deren Tode auf. Er ſtarb daſelbſt 1679. Neben der berühmten Maria Sibylla *Merian* (ſ. d.) waren ſeine beiden Töchter ſeine vorzüglichſten Schülerinnen.

Migräne (hemicrania) oder *halbſeitiges Kopfweh*, iſt eine beſondere Art Kopfſchmerz, welcher gewöhnlich nur eine Seite des Kopfes einnimmt, heftiger iſt als der gewöhnliche Kopfſchmerz und periodiſch wiederkehrt, oft ohne daß eine veranlaſſende Urſache gefunden werden kann. Der Schmerz ſelbſt iſt nach Stärke und Sitz verſchieden. Die Anfälle kommen in ſehr verſchiedenen Zwiſchenräumen von einer Woche bis zu mehreren Monaten, beginnen meiſt mit übler Laune und Verdauungsbeſchwerden, oft auch mit einer Fieberanwandlung, dauern acht bis zwölf Stunden und endigen ſich mit einem ſanften Schlafe. Die M. iſt erblich und kann ſchon bei Kindern von 7 bis 8 Jahren auftreten, verſchwindet aber meiſt im Alter. Meiſt iſt ſie gichtiſchen oder rheumatiſchen Urſprungs und hat wegen der ſie begleitenden Verdauungsſtörungen und der periodiſchen Wiederkehr viel Aehnlichkeit mit dem *Podagra* (ſ. d.). Wegen ihrer offenbar kritiſchen Bedeutung, indem nach ihrem Außenbleiben ſich häufig andere gewöhnlich viel gefährlichere Uebel einſtellen, iſt bei der Behandlung mehr auf Linderung der Schmerzen und der veranlaſſenden Schädlichkeiten als auf Unterdrückung der Krankheit hinzuarbeiten, welche letztere ohnedies große Schwierigkeit darbieten würde. Steigt der Schmerz bis zu einem ſehr hohen Grade, ſo kann die M. alle die Folgen nach ſich ziehen, welche heftige Nervenerſchütterungen überhaupt haben.

Miguel, Dom Maria Evariſte, der Uſurpator des portugieſiſchen Thrones, dritter Sohn König Johann's VI. und einer Tochter Karl's IV. von Spanien, Charlotte Joachime, wurde am 2. Oct. 1802 in Liſſabon geboren. Seine Jugend verlebte er in Braſilien, wo er aber unter der Leitung ſeiner herrſchſüchtigen Mutter ſo ſchlecht erzogen wurde, daß er, als er 1821 wieder nach Portugal zurückkehrte, von ſeinem alten ſchwachen königlichen Vater wegen roher unſittlicher Streiche, die in ihm eher einen Sprößling aus der Claſſe der Caleſeros (Maulthiertreiber) vermuthen ließen als einen portugieſiſchen Prinzen, nicht ſelten körperlich gezüchtigt wurde. Dieſes Benehmen war indeß geeignet, ihm einen gewiſſen Einfluß auf den niedrigſten Pöbel zu ſichern und bei dem damaligen Kampfe der liberalen und contrerevolutionären oder abſolutiſtiſch-theokratiſchen Partei in Portugal wurde er von ſeiner Mutter an die Spitze der Truppen der Letztern geſtellt, die am 29. Mai 1823 unter dem Befehl des Oberſten Sampayo die Conſtitution umſtürzte (ſ. *Portugal*). Zur Belohnung ſeiner Verdienſte ernannte ihn der König zum Generaliſſimus des portugieſiſchen Heeres. Als ſich dieſelbe Partei indeß bald ebenſo nachdrücklich gegen die legitime abſolute Gewalt des reſtaurirten Königthums auflehnte, ließ ſich der willenloſe Dom M. ebenfalls wieder als Werkzeug gebrauchen. Er ließ wenn nicht aus eigenem Antriebe, doch auf den Betrieb ſeiner Partei die Miniſter des Königs verhaften, ſeinen königlichen Vater bewachen und den treueſten Diener des Königs den Marquis de Loulé am 1. März 1824 in ſeinem Gemache ermorden. Der alte König entkam indeß auf ein Kriegsſchiff und als

Digitized by Google

die revolutionäre Partei der Entſchloſſenheit und Thätigkeit des diplomatiſchen Corps endlich unterliegen mußte, bat auch Dom M. um Gnade bei ſeinem Vater und wurde am 12. Mai verbannt. Nach dem Tode ſeines Vaters (März 1826) ſah die Partei der Königin in ihm den legitimen Erben der Krone, da ſein Bruder Dom Pedro, obſchon der ältere Prinz, als Kaiſer von Braſilien, welches ſich vom Mutterlande losgeriſſen und alſo als ein fremdes Reich betrachtet wurde, nach dem portugieſiſchen Staatsgeſetz dieſelbe nicht tragen durfte. Dom Pedro entſagte auch der Krone, aber zu Gunſten ſeiner älteſten Tochter Donna Maria da Gloria und beſtimmte ihr Dom M. zum Gemahl, der bis zur Volljährigkeit der Königin Regent ſein ſollte. Dom M., der ſich damals zu Wien aufhielt, verſprach und unterzeichnete alles, was man verlangte, mochte aber doch ſo viel Kenntniſſe in der Diplomatie haben, daß er einſah, es komme das Halten dieſer Verſprechungen noch immer auf ihn an. Er kam im Febr. 1828 in Liſſabon an, übernahm die Regentſchaft aus den Händen ſeiner Schweſter Iſabella, löste aber ſogleich die conſtitutionellen Cortes auf, ließ ſich von den alten Cortes am 25. Juni zum legitimen König von Portugal ernennen und am 30. Jan. 1828 huldigen. Von Dom Pedro's Conſtitution, ſowie von einer Heirath mit Donna Maria war bei ihm nicht mehr die Rede und der engliſche Einfluß überhaupt ſchon nach Canning's Tode (1827) vernichtet und ſomit die conſtitutionelle Sache ohne Stützpunkt. Dom Pedro erklärte in Folge deſſen ſeinen Bruder aller Rechte für verluſtig, die Verlobung mit ſeiner Tochter für ungültig und zwiſchen beiden Brüdern entſpann ſich jetzt ein Kampf, der beſonders von der Partei Dom M.'s mit der größten Erbitterung und Anfangs mit Glück geführt wurde, wiewohl der Letztere, der weder Muth noch Thätigkeit im Felde zeigte, in wilder Luſt und Tyrannenlaune den Liberalismus gänzlich zu unterdrücken bemüht war, ſein größtes Vergnügen nur in Jagd und Stiergefechten, Mätreſſen, Hunden und Pferden fand, ſelbſt ſeine Schweſtern auf das empörendſte mißhandelte, ſeinen Barbier zum Günſtling und Baron von Queluz erhob und ähnliche tolle Streiche verübte, daran nicht den geringſten Theil hatte. Endlich gelang es Dom Pedro am 9. Juli 1832 Porto zu erobern und nach abwechſelnd glücklichem Kampfe wurde auch Liſſabon am 29. Juli 1833 von den königlichen Truppen beſetzt. Donna Maria zog hier am 22. Sept. 1833 wieder ein, England und Spanien nahmen ſich ihrer Sache an, ein ſpaniſches Corps unter Rodil ſtieß am 3. Mai 1834 zum portugieſiſchen Heere und Dom M. mußte nach der unglücklichen Schlacht bei Aſſeeira (16. Mai 1834) auch ſeine letzte feſte Stellung bei Santarem aufgeben, ſich nach Evora zurückziehen und hier, da ihm der Rückzug durch die ſpaniſch-portugieſiſchen Truppen abgeſchnitten wurde, am 26. Mai 1834 capituliren, in Folge deſſen allen Anſprüchen auf den Thron von Portugal entſagen und verſprechen, die Halbinſel nie wieder zu betreten. Am 1. Juni ſchiffte er ſich auf einem engliſchen Kriegsſchiffe in Sines ein, landete am 23. in Genua, proteſtirte hier gegen die in Evora unterzeichnete Acte, verlor deshalb ſein ihm von Portugal zugeſichertes Jahrgeld (etwa 100,000 Thlr.) und hält ſich jetzt meiſt in Rom auf, wo ihm wenigſtens bisher die römiſche Curie noch als König von Portugal anerkannte.

Mikrokosmus, (griech.) die kleine Welt, wird der Menſch in doppelter Beziehung genannt; zuerſt nämlich, weil er in ſich die Elemente der Welt nach ihren Gegenſätzen und Erſcheinungen trägt, ſodann aber auch, weil er die Fähigkeit hat, die geſammte Welt in der Form der Vorſtellung oder des Gedankens in ſich aufzunehmen. Die Welt ſelbſt wird ihm in dieſer Beziehung unter dem Namen Makrokosmus (große Welt) entgegengeſetzt.

Mikrolog, (griech.) ein Pedant oder Kleinigkeitskrämer, der ſeine Aufmerkſamkeit an unnützen und geringfügigen Dingen zerſplittert und die Hauptſache darüber vernachläſſigt. Daher Mikrologie die Sucht und das Haſchen nach kleinlichen und geringfügigen Sachen. Der Name wird vorzugsweiſe auf ſolche Gelehrte angewendet, welche bei ihren wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen auf unweſentliche Dinge einen beſonders hohen Werth legen und von dieſem beſchränkten Standpunkte aus auch die Leiſtungen Anderer beur-

Digitized by Google

urtheilen, wie dies namentlich in den zunächſt vorhergehenden Jahrhunderten bei der grammatiſchen und kritiſchen Erklärung der alten Schriftſteller der Fall war.

Mikrometer, (griech.) Kleinheitsmeſſer, ein Inſtrument, kleine Gegenſtände, oder geringe Abſtände derſelben auf das Genaueſte zu meſſen. Man hat ſich des M.'s namentlich in der Aſtronomie bei Fernröhren bedient. Jede Vorrichtung, die Dimenſionen oder Entfernungen des Bildes im Fernrohr, welche das Auge wahrnimmt, zu meſſen, heißt ein M. Aus den Entfernungen im Bilde kann man dann die wirklichen Entfernungen berechnen, wenn man außerdem den Abſtand des Körpers von dem Beobachtungsort (der Erde) kennt; ſtets kann man den Sehwinkel, unter dem zwei Punkte geſehen werden, beſtimmen. Auch an Mikroſkopen bringt man M. an. Das Fadenmikrometer beſteht in rechtwinklich ſich ſchneidenden Fäden (von Spinnfäden oder dünnem Metalldraht), welche im Brennpunkte des Objectivs ausgeſpannt ſind. Das Schraubenmikrometer beſteht in einem metallenen Ringe, welcher um das Fernrohr gelegt wird, da wo ſich der Brennpunkt der Gläſer befindet. Dieſer Ring hat Muttern, in denen ſich Schrauben befinden, welche ſehr genau gearbeitete Windungen haben. Die Zahl der Umdrehungen, welche nöthig ſind, die Schrauben im Innern des Fernrohres ſo nahe mit ihren Enden zu bringen, daß ſie die Ränder des beobachteten Bildes berühren, gibt die Ausmeſſung der Bilder an. Gascoigne (1640) ſtellte das erſte M. her, indem er zwei Metallplatten mit ſehr ſcharfen Ecken, die er im Brennpunkte des Objectivs eines aſtronomiſchen Fernrohrs ſo gegen einander rückte, daß ihr Abſtand von einander die Größe des Bildes angab. Das Schraubenmikrometer hat Gottfried Kirch 1679 erfunden, doch wurde ein ähnliches M. mit einer Schraube ſchon 1666 von den franzöſiſchen Aſtronomen Auzout und Picard gebraucht. Das einfachſte aſtronomiſche M. iſt die das Geſichtsfeld begrenzende Blendung (ſ. d.) ſelbſt, wenn ſie genau kreisförmig abgedreht iſt; für die Beobachtungen bequemer jedoch das Kreismikrometer, beſtehend in einem an beiden Seiten genau kreisförmig abgedrehten Ringe, der nur etwas kleiner als die Oeffnung der Blendung des Fernrohrs iſt und an der Blendung entweder mittels Metallplättchen befeſtigt oder in ein in die Blendung eingeſpanntes ebenes Glas eingelaſſen wird. Daſſelbe dient zur Beſtimmung der Differenz in Rectaſcenſion und Declination zweier einander naher Geſtirne und läßt ſich an jedem Fernrohre anbringen. Auch kann man damit ohne Beleuchtung Beobachtungen anſtellen, weshalb es ſich ganz beſonders zur Beobachtung der ſo ſchwach beleuchteten Kometen eignet. Dechales und Zahn empfahlen M. aus Gittern von Linien auf Glas mit dem Diamanten geſchnitten und zwar in ſolcher Feinheit, daß ſie kaum $^1/_{200}$ einer Linie breit werden und ihre Abſtände $^1/_{10}$—$^1/_{20}$ einer Linie betragen.

Mikroſkop iſt ein optiſches Vergrößerungswerkzeug, aus einem oder mehrern Gläſern zuſammengeſetzt, für kleine Gegenſtände, welche dem Auge nahe gebracht werden können. — Da die erhabenen Linſengläſer die Convergenz der Lichtſtrahlen vermehren, ſo müſſen ſie die Größen der Bilder verändern. Bedient man ſich daher eines convexen Glaſes, damit das Object dem Auge mehr genähert werde, ſo erhält man ein einfaches Mikroſkop, deſſen Vergrößerung dem Verhältniß der Geſichtsweite zur Näherung direct proportional iſt. Beträgt die Brennweite des Glaſes 1 Zoll oder darüber, ſo nennt man die Gläſer Loupen; iſt ſie aber geringer, ſo erhalten ſie obigen Namen des einfachen M.'s. Leeuwenhoek's Mikroſkope waren ſolche Linſen; Hartſoeker nahm Glaskügelchen, Gray bloße Waſſertropfen. Wenn man nun das Bild einer ſolchen Linſe durch zwei oder mehrere andere Linſen auffängt, ſo hat man ein zuſammengeſetztes Mikroſkop, das vor dem einfachen in Hinſicht der Bequemlichkeit, des Geſichtsfeldes und der Vergrößerung ausnehmend viel voraus hat. Die nur mit zwei Gläſern ſind nicht ſo gut als die Mikroſkope mit drei Gläſern. — Die Vergrößerung, welche alle dieſe Werkzeuge geben, läßt ſich zwar durch Rechnung, noch leichter jedoch durch Meſſung finden, indem man das wirkliche Object mit ſeinem vergrößerten Bilde vergleicht. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß man, wie bei den Fernröhren, ſo auch bei den Mikroſkopen die achromatiſchen Gläſer mit großem Gewinn anbringen kann. — Ueber die Mikroſkope mit vier und mehr

Digitized by Google

Gläſern leſe man „Mém. sur la construction et l'usage du Microscope" von Dr. Villars (Paris 1806); G. Adams: „Essays on the M." (Lond. 1787) und *Marbach*: „Encyklopädie der Experimentalphyſik" (Bnd. III., Lpz. 1836). — Für undurchſichtige Gegenſtände iſt äußerſt bequem und wegen der Klarheit und Schärfe der Bilder ſehr empfehlenswerth das *Lampenmikroſkop von Adams*, und in den Fällen, wo es darauf ankommt, ſtarke faſt unglaubliche Vergrößerungen zu erhalten, das *Sonnenmikroſkop*; welches durch *Liberkühn* zuerſt ſehr vortheilhaft conſtruirt worden iſt. Die Mikroſkope für Naturforſcher, die eigentlich zuſammengeſetzten Mikroſkope werden am beſten von Oberhauſer in Paris, von Plößl in Wien und von Schieck in Berlin gemacht. Das erſte Mikroſkop ſoll Zacharias *Janſen* aus Middelburg im Anfange des 17. Jahrhunderts dem Erzherzoge Albrecht von Oeſterreich überreicht haben. Nach Anderen iſt der Erfinder des zuſammengeſetzten M. Cornelius *Drebbel*, ein Engländer. Auch der Neapolitaner Franz *Fontana* wird als Erfinder des M. angegeben.

Milben ſind kleine, zum Theil faſt mikroſkopiſche Thierchen, welche ſonſt zu den Inſekten gezählt wurden; ſie unterſcheiden ſich aber von dieſen ſchon dadurch, daß bei ihnen Kopf, Bruſt und Leib meiſt in ein Stück verwachſen ſind, und daß ſie nur im Jugendzuſtande ſechs, erwachſen aber acht Füße haben. Sie pflanzen ſich, und zwar in großer Menge, durch Eier fort und ſcheinen im Allgemeinen von verdorbenen Subſtanzen vegetabiliſchen und animaliſchen Urſprungs zu leben. Eine der bekannteſten Arten iſt die *Käſemilbe*, welche im alten trocknen Käſe lebt. Ihr ähnlich iſt eine andere Art, welche im Mehl und alten Brote vorkommt. Auch halten ſich viele Milben paraſitiſch auf andern Thieren auf, wie die *Roßmilbe*. Am merkwürdigſten iſt in dieſer Beziehung die ſchon im 12. Jahrh. den arab. Aerzten bekannt geweſene, nach 1820 in Paris zuerſt von den jungen Aerzten Ranocci und Albin Gras wiedergefundene, ſeitdem auch in Deutſchland beobachtete *Krätzmilbe* (acarus humanus), die bisweilen, aber nicht immer in den Krätzpuſteln vorkommt und ebenſo gut Urſache als Folge dieſer Hautkrankheit ſein kann. Von der Käſemilbe und Roßmilbe unterſcheidet ſich die letztere ſehr. Ferner gibt es eine Art Milben, die in Gewächshäuſern manchen Schaden anrichten, indem ſie mit einem ganz feinen Netze die Gewächſe überziehen und dabei die Blätter aufreſſen, in Folge deſſen dieſe nach und nach abſterben. Eine der größten Milbenarten, von ſchöner, ſammetrother Farbe, findet ſich im Sommer auf der Erde in Gärten herumlaufend. Auch der ſogenannte *Holzbock* (ſ. d.) oder Zecke iſt eine Milbe. Endlich gibt es viele Milben im Waſſer.

Milch iſt die Flüſſigkeit, die alle weiblichen Säugthiere zur erſten Ernährung ihrer Neugebornen abſondern. Sie ſteht zwiſchen Getränken und Speiſen in der Mitte und iſt am geſchickteſten den Uebergang zu den feſteren Nahrungsmitteln zu machen. Dieſer Uebergang wird dadurch noch mehr eingeleitet, daß ſie während der ganzen Säugungsperiode nach und nach immer an Conſiſtenz zunimmt, und ſo das Junge allgemach für feſtere Nahrung vorbereitet. — Die Milch wird aus dem Blute abgeſondert. — Sie iſt in Hinſicht ihrer chemiſchen Beſtandtheile ſo verſchieden, als es die verſchiedenen Säugethiere unter ſich ſind. Die Kuhmilch, als die am häufigſten in Gebrauch gezogene, iſt auch unter allen Arten von Milch von den Chemikern am häufigſten analyſirt worden. Ihre nächſten Beſtandtheile ſind der Rahm, Käſe und die Molken. Der Rahm ſondert ſich auf der Oberfläche ab, ſobald nur die Milch einige Zeit ruhig ſteht. Bei Gerinnung der entrahmten M. ſondert ſich der käſige Beſtandtheil auch noch ab und es bleiben die Molken zurück. Durch das Buttern wird aus dem Rahm die Butter bereitet, wobei die Buttermilch als Flüſſigkeit zurückbleibt. Die *Molken* ſind eine dünne, durchſichtige, ſtark nährende *Flüſſigkeit* (ſ. d.); aus ihnen wird der *Milchzucker* (ſ. d.) durch Abdampfen und Cryſtalliſiren bereitet. Alle dieſe Beſtandtheile ſind in der friſchen Milch innig mit einander vermiſcht, und ſcheiden ſich durch die Ruhe ab, beſſer aber und vollkommener noch durch die ſaure Gährung, in welche die M. verſetzt wird, oder durch wirkliche Säuren, die man ihr beimiſcht. — Was die *Menſchenmilch* betrifft, ſo iſt ſie der M. der übrigen Säugethiere ſehr ähnlich, nur daß ſie einen geringeren Antheil an Käſe hat, und ſich weniger

Digitized by Google

leicht in ihre Beſtandtheile ſcheidet. Sie iſt natürlich auch wieder nach Individualität, Lebensart, Nahrungsmittel und nach der größern oder geringern Nähe der Entbindung ſehr verſchieden. Eine gute brauchbare Ammenmilch darf weder zu dick und fett, noch auch zu dünn und wäſſerig ſein, muß ſüß und angenehm ſchmecken, und ein Tropfen auf den Nagel des Fingers geſchüttet, muß ſich in eine Wolke ausbreiten. — Die Tataren bereiten aus der Milch ihrer Pferde ein angenehm ſäuerliches Getränk, das ſie Kumüß nennen, und brennen auch ſogar Branntwein daraus, der viele Vorzüge vor dem Kornbranntwein haben ſoll. Was die M. in diätetiſcher Hinſicht betrifft, ſo ſetzt man die Eſelsmilch für ſchwächliche Perſonen obenan, hierauf folgt erſt die Kuhmilch u. ſ. w. Die Gewinnung und Aufbewahrung der M. und die Bereitung der Butter und Käſe aus derſelben nennt man Milchwirthſchaft oder Molkerei. Reinlichkeit iſt dabei die Hauptſache. Die M. wird in verſchieden geformten und aus verſchiedenen Stoffen beſtehenden Gefäßen entweder im Keller oder in beſonders dazu eingerichteten Behältniſſen, den Milchſchwemmen, aufbewahrt. Letztere beſtehen aus großen Trögen, in welche Röhrwaſſer einfließt, auf welchem die Milchäſche ſchwimmen; ſie ſollen die Milch im Sommer vor zu ſchneller Säuerung bewahren. Nach Trommer's Erfindung werden aber die Milchſchwemmen wie die kleinen Milchgefäße überflüſſig. Er fügt nämlich der friſchgemolkenen M. etwas Soda zu, wodurch der Säuerungsproceß der M. langſamer erfolgt und ſich mehr Rahm abſetzt. Vgl. Trommer „Das Molkenweſen" (Berl. 1845).

Milchſaft, ſ. Chylus.

Milchſchorf, Michborke oder Anſprung (Crusta lactea oder linea faciei) iſt eine ſehr häufige chroniſche Hautkrankheit, welche meiſt das Geſicht noch ſäugender Kinder befällt, aber auch an andern Körpertheilen und bei ältern Individuen vorkommen kann. Es bilden ſich kleine gelblichweiße, gruppenweiſe zuſammenſtehende, auch ineinanderfließende Puſteln, welche ſehr bald ſich öffnen und eine gelbgrünliche oder braune Borke bilden, die mit über Feuer getrockneter Milch einige Aehnlichkeit hat. Das Uebel kann ſowohl durch Vollſaftigkeit und zu reichliche Ernährung der Kinder wie durch unpaſſende Nahrung und Verdauungsunordnungen mit Magenſäure verbunden entſtehen und dauert gewöhnlich einige Wochen, aber auch, je nach den begleitenden Umſtänden, Monate und Jahre lang. Bei richtiger Behandlung, welche namentlich die hier gewöhnlich leicht aufzufindenden Urſachen berückſichtigt, iſt die Krankheit ohne Gefahr, während eine beſonders durch Anwendung äußerer Mittel herbeigeführte ſchnelle Unterdrückung derſelben eine Verſetzung des Krankheitsſtoffs von der Haut auf edlere Organe und ſomit ſehr gefährliche Zufälle, ſelbſt den Tod durch Gehirnwaſſerſucht, zur Folge haben kann.

Milchſtraße, Jacobsſtraße, iſt eine, den ganzen Sternenhimmel umziehende, lichte Zone von ungleicher Breite. Eigentlich beſteht ſie aus 2 Zonen, die ſich gegen 12° von einander entfernen, und ſich in den zwei Gegenden des Schwans und des Altars wieder vereinigen. Einzelne große Theile derſelben zeichnen ſich durch ihren Glanz, durch Oeffnungen und Spalten, ja ſelbſt durch iſolirte ſeitwärts auslaufende Aeſte vor den andern aus. Herſchel war der erſte, der die Meinung mancher alten Philoſophen und Aſtronomen, daß die Michſtraße aus einer unzähligen Menge von Firſternen beſtehe, durch Beobachtungen rechtfertigte, indem es ihm gelang, durch die Vergrößerung und Lichtſtärke ſeiner Teleſkope den Schimmer der Milchſtraße in kleine Sterne aufzulöſen. Uebrigens zeigt die regelmäßige Geſtalt der Milchſtraße, daß die ihr angehörenden unzähligen Sterne ein für ſich beſtehendes zuſammengehörendes Ganze, ein eigenes Sternenſyſtem bilden, ſowie auch ihre Aehnlichkeit mit einem größten Kreiſe beweiſt, daß unſer Sonnenſyſtem nahe dem Mittelpunkte dieſer Lichtſtraße liegen muß. Ferner muß zufolge der angeſtellten Beobachtungen und gemachten Erfahrungen hierüber, dieſes Sternenſyſtem linſenförmig geſtaltet ſein, weil im Orion, Stier, Perſeus, Schwan, Adler u. ſ. w. die Sterne in langen Reihen hinter einander dicht gedrängt ſtehen, während in den Sternbildern des großen Bären, der Waage, des Bootes u. ſ. w. weit weniger Sterne, und zwar iſolirter als in jenen Sternbildern ſtehen. Die M., die der Ordnung nach ſich durch die Caſſiopeia, den Perſeus und Orion, die Zwillinge, das Schiff, den Centaur, Altar, Skorpion, Schütze,

Digitized by Google

Ophiuchus, Adler, Schwan und Orpheus hinzieht, iſt ohne Zweifel einer der vielen ſogenannten Nebelflecke (ſ. d.), welche zu weit von uns und in einer ſolchen Lage ſich befinden, daß ihre kreisfömige Oeffnung ſelbſt für unſere beſten Fernröhre nicht mehr wahrnehmbar iſt.

Milchzucker ſondert ſich beim Erkalten der bis zur Syrupsconſiſtenz abgedampften Molken, d. h. der von Butter und Käſe befreieten Milch, als eine ſchmutzig kryſtalliniſche Maſſe ab, welche nach dem Reinigen, durch wiederholtes Auflöſen in weißen Kryſtallen anſchießt. Er hat einen erdſüßlichen Geſchmack, iſt in kaltem und heißem Waſſer löslich und wird vorzüglich in der Schweiz bereitet. In der Homöopathie ſpielt er eine wichtige Rolle, indem er als Vehikel zu allen trocknen Arzneimitteln dient.

Milder-Hauptmann, Anna, eine der ausgezeichnetſten deutſchen Sängerinnen der neuern Zeit, geb. um 1785 in der Türkei. Ihr Vater, ein öſterreichiſcher Cabinetscourier, ließ ſie durch Salieri in Wien bilden, und ſie trat zuerſt auf der kaiſerlichen Bühne zu Wien auf, von wo ſich ihr Ruf bald durch ganz Deutſchland verbreitete. Sie verheirathete ſich hier mit einem Juwelier Hauptmann und folgte dann einem Rufe nach Berlin, wo ſie auf Lebenszeit engagirt ward. Hier hat ſie mit dem größten Beifall bis um 1830 geſungen, wo ſie dann in Ruheſtand verſetzt worden iſt. Sie iſt eine ächt deutſche Sängerin, deren Stimme ſich mehr für den gehaltenen declamatoriſchen Geſang als für die Coloraturen der Italiener eignet und verbindet hiermit wahrhaft tragiſche Kunſt im Spiele und eine herrliche Geſtalt. Sie war am ausgezeichnetſten in Rollen, die ſich in Formen der Antike bewegen, alſo Gluck's und Spontini's Opern.

Milet war im Alterthume die ſchönſte und wichtigſte Handelsſtadt, die ſüdlichſte der berühmten 12 joniſchen Städte in Kleinaſien. Reich und blühend, behielt dieſelbe ihren Wohlſtand, ſelbſt als Cyrus ſie der perſiſchen Herrſchaft unterwarf, und hieß als Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften das joniſche Athen. Nach dem ſogenannten joniſchen Kriege, wurde es 494 v. Chr. ganz zerſtört und hat, ungeachtet es ſich bald wieder neu aus den Trümmern erhob, die vorige Blüthe nie wieder erlangen können. Es war die Mutterſtadt vieler Colonien, der Geburtsort des Kadmus, Thales, Anarimander, der Redner Aeſchines und Timotheus und nach Einigen auch der berühmten Aſpaſia. Von ihr haben die „mileſiſchen Märchen" den Namen. Vergl. über M.: Schröder „Commentatt. de rebus Milesiorum" (Stralſ. 1827, 4.). Seldan „Res milesiae" (Darmſt. 1829).

Militär iſt die Collectivbenennung für alle zum Soldatenſtande gehörende und vom Landesherrn beſoldete Perſonen. Die Stärke des Militärs eines Staats beſtimmt ſich nach Maßgabe der Bevölkerung, der Beſchaffenheit des Landes, der Eigenthümlichkeit ſeiner Bewohner und der beſondern Verhältniſſe gegen die Nachbarſtaaten; doch hängt ſie nicht ſelten auch von dem disponiblen Geld und andern Mitteln ab. Sie iſt im Frieden geringer und beſchränkt ſich auf die Truppenzahl, welche zum Garniſon- und Arbeitsdienſt, ſowie zur Ausbildung der jungen Mannſchaft erforderlich iſt. Großbritannien hat bei $26^1/_2$ Mill. Einw. ungefähr 122,600 M. Militär; Frankreich bei $34^1/_2$ Mill. Einw. 344,000 M.; Oeſterreich bei 37,700,000 Einw. 401,900 M.; Preußen bei $15^1/_2$ Mill. Einw. 124,000 M.; Rußland bei $63^1/_2$ Mill. Einw. 770,000 M. Es kommen alſo auf 1000 Einw. in England beinahe 5, in Frankreich gegen 10, in Oeſterreich 10 bis 11, in Preußen 8 bis 9 und in Rußland 12 Mann Militär. Das Verhältniß der Truppengattungen richtet ſich nach der Beſchaffenheit des Landes, nach der Eigenthümlichkeit der Nation und nach dem Bedarf in beſondern Fällen. Gebirgiges Terrain macht mehr Infanterie als Cavalerie nöthig und die Orientalen haben verhältnißmäßig ungleich mehr Reiterei als andere Völker. Im Allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß die Zahl der Infanterie fünf- bis ſechsmal größer iſt als die der Cavalerie. Auf 1000 M. Infanterie rechnet man $2^1/_2$ — 3 Geſchütze der Fuß- und auf 1000 M. Cavalerie 5 bis 6 Geſchütze der reitenden Artillerie. Zur Eintheilung oder Gliederung der Armee wird bei der Infanterie das Bataillon (ſ. d.), bei der Cavalerie die Escadron (ſ. d.) und bei der Artillerie die Batterie (ſ. d.) als Einheit angenommen. Durch die Ver-

Digitized by Google

einigung mehrerer Einheiten zu einem Ganzen bilden ſich die Regimenter, Brigaden, Diviſionen und Armeecorps; doch gibt es für dieſe Heerestheile bei den einzelnen Armeen ſehr verſchiedene Benennungen. Als Grundſatz iſt anzunehmen, daß jeder ſelbſtändige Trupp ſich leicht in zwei, vier oder acht Theile zerlegen laſſe. Noch bis 1806 fand beinahe überall das Werbeſyſtem ſtatt, nach welchem Leute, die ſich zum Dienſt meldeten, Handgeld bekamen und auf Capitulation, d. h. auf eine gewiſſe Anzahl Jahre, angeworben wurden. Man nannte ſie Ausländer und rechnete zu ihnen auch diejenigen Eingeborenen, welche ſich freiwillig zum Dienſt ſtellten. Außerdem hatte jedes Regiment ſeinen Canton, d. h. eine Anzahl Ortſchaften, aus denen es ſeine Rekruten aushob. Gegenwärtig kommt das Werbeſyſtem in dem angegebenen Sinne nur noch in England vor. Zwar gibt es faſt in allen Armeen Ausländer; ſie ſind aber entweder in beſondere Corps vereinigt (ſ. Fremdenlegion) oder dienen auf Beförderung. Außer England erfolgt der Erſatz des Heers gegenwärtig überall durch die zuerſt in Frankreich eingeführte Conſcription (ſ. d.). Jeder geſunde junge Mann iſt verpflichtet, zu dienen, und nur ganz beſondere häusliche Verhältniſſe können ihn davon befreien; doch darf in einigen Ländern, z. B. Frankreich, Heſſen, Sachſen, Würtemberg u. ſ. w., der zum Dienſt Aufgerufene einen Stellvertreter für ſich beſorgen. Gewiß iſt es ein großer Vortheil, die Dienſtzeit des Soldaten nicht zu weit auszudehnen, denn wenn jährlich ein Drittheil oder die Hälfte des ſtehenden Heers in der Friedenszeit entlaſſen wird und ebenſo viel Rekruten eintreten, ſo iſt in wenigen Jahren der größte Theil der waffenfähigen Männer ausexercirt. Die entlaſſenen Leute kehren im preuß. Staate und anderwärts zu ihren bürgerlichen Geſchäften oder zum Landbau zurück und bilden die Kriegsreſerve, d. h. diejenige Mannſchaft, die bei ausbrechendem Kriege zuerſt eingezogen wird, um das ſtehende Heer zu vervollſtändigen. Nach zwei bis drei Jahren gehen ſie zum erſten Aufgebot und nach vollendetem 32. Lebensjahre oder nach etwa ſiebenjähriger Dienſtzeit vom erſten Aufgebot zum zweiten Aufgebot über, in welchem ſie abermals ſieben Jahre verbleiben. (S. Volksbewaffnung.) Auch iſt es in Preußen jungen Leuten, die ſich ſelbſt kleiden und nähren können, geſtattet, ihre Dienſtpflicht durch einjährige Dienſtzeit abzuleiſten und ſodann in die Landwehr einzutreten. Dagegen iſt auch wieder Soldaten, die ſich durch muſterhaftes Betragen ausgezeichnet haben und zu Unteroffizieren geeignet ſind, geſtattet, über ihre Dienſtzeit zu dienen. Die Beförderung oder das Avancement erfolgt beim Militär faſt durchgängig nur in Folge einer abgelegten Prüfung, in welcher, nächſt vortheilhaften Dienſtzeugniſſen, die für die nächſt höhere Stufe erforderlichen Kenntniſſe nachgewieſen werden müſſen. Die Ernennung der Offiziere jeden Grades erfolgt durch den Landesherrn. In England ſind noch gegenwärtig die untern Offizierſtellen bis zum Major unter gewiſſen Bedingungen käuflich. In Frankreich wird ein Drittheil der erledigten Offizierſtellen durch die Wahl der Cameraden (a l'élection), ein Drittheil durch den König (au choix) und ein Drittheil nach dem Dienſtalter (à l'ancienneté) beſetzt. Nur bei Stabsoffizieren hat ſich der König die Wahl vorbehalten, doch darf er keinen Offizier, der über 40 Jahre alt iſt, dazu ernennen. Das Ausſcheiden aus dem Dienſt erfolgt, abgeſehen von Todesfällen und von denjenigen Militärs, welche in andere Verhältniſſe übergehen, zunächſt durch den Eintritt der Invaliden (ſ. d.) in eine Invalidencompagnie, oder durch die Entlaſſung in die Heimath, mit einer kleinen Penſion und einem Beitrage an Kleidungsſtücken u. ſ. w., oder endlich durch die Aufnahme im Invalidenhauſe bei gänzlicher Unfähigkeit, ſich ſelbſt noch fortzuhelfen; auch werden die abgegangenen häufig in Civilſtellen angeſtellt. Für ſchwere, entehrende Verbrechen erfolgt die Ausſtoßung aus dem Soldatenſtande. Offiziere, deren Invalidität durch beſondere Zeugniſſe nachgewieſen ſein muß, erhalten eine dem Einkommen ihres Grades und ihrer Dienſtzeit angemeſſene Penſion, und unter Umſtänden ebenfalls Anſtellung in Civilſtellen. Die ehemals häufige Caſſation derſelben kommt gegenwärtig nur noch in ſeltenen Fällen vor. Die Dislocirung der Truppen im Frieden wird nothwendig wegen gleichmäßiger Vertheilung in die einzelnen Provinzen, wegen des größeren Garniſon-, Wacht- und Arbeitsdienſtes in Feſtungen und größern Städten, wegen Unterbringung der

Digitized by Google

Pferde und wegen ökonomiſcher Verhältniſſe. Das Militär hat nicht allein den Landesgeſetzen zu gehorchen, ſondern auch den beſondern, auf die Verhältniſſe ſeines Standes Bezug nehmenden Kriegsartikeln. Vergehungen werden in Verhören unterſucht, die ein Auditeur leitet, und ein Offizier überwacht, und die Strafe wird von Standgerichten, bei größern Verbrechen von Kriegsgerichten (ſ. d.) den Acten und Geſetzen gemäß beſtimmt. (S. Kriegsgeſetze.) Im Kriege, wo die Zeit drängt, iſt das Verfahren meiſt ſehr kurz, und der überwieſene Verbrecher erleidet ſofort die ihm zuerkannte Strafe. Im Allgemeinen muß die Art der Strafen und ihrer Ausübung ſtets das Ehrgefühl berückſichtigen, um dieſen ſo mächtigen Hebel der Disciplin und den den Truppen nöthigen Geiſt der Ehre in allen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Das Medicinalweſen wird von Militärärzten verwaltet. (S. Militärheilkunde.) Leichte Krankheiten werden im Quartier behandelt, ſchwerer Erkrankte kommen in das Lazareth oder Hospital (ſ. d.). Ebenſo ſchwierig als wichtig iſt im Kriege die Einrichtung der Feldlazarethe (ſ. d.). Die Behandlung der Mannſchaften und Chargirten erfolgt unentgeltlich, auch erhalten ſie freie Medicin; die Offiziere dagegen müſſen den Arzt bezahlen. Die kirchlichen Angelegenheiten beſorgen die Feldprediger (ſ. d.). Alles das Erwähnte und vieles Andere zuſammengenommen begreift man unter dem Namen der Militärverfaſſung, wohin auch die Bedingungen gehören würden, unter welchen die Militärs die Erlaubniß zur Verheirathung bekommen, ferner die Herbeiziehung der Truppen zu größern Arbeiten, z. B. zum Weg- und Kanalbau, und die Anordnungen zur Ausbildung des Soldaten im Allgemeinen und der militäriſchen Uebungen insbeſondere.

Einen beſondern Zweig der Militärverfaſſung bildet die Militärökonomie, die es mit der Ausrüſtung und Verpflegung der Truppen zu thun hat. Die hierzu erforderlichen Behörden ſtehen unter dem Kriegsminiſterium. Sie haben die Anſchaffung und Erhaltung der Waffen und des Pulvers im Einverſtändniſſe mit dem Chef der Artillerie zu beſorgen. Die Remonten werden durch beſonders dazu beſtimmte Commiſſionen ſachverſtändiger Offiziere theils in den Geſtüten, theils im Lande gekauft und an die Truppen nach Maßgabe ihrer Erforderniſſe vertheilt. Die Bekleidung und Verpflegung mit Lebensmitteln und Fourage iſt der Intendanturbehörde übergeben, welche auch im Felde durch Einrichtung von Bäckereien und mittels der Traincolonnen für Beides zu ſorgen hat; nächſtdem beaufſichtigt dieſe Behörde das Rechnungsweſen der Truppen. Die Geldverpflegung und die Bezahlung aller zur Liquidation geeigneten Bedürfniſſe der Armee erfolgt durch die General-Militär- oder Kriegskaſſe. Endlich gehören auch zum Reſſort der Behörden für die Militärökonomie die Feſtſtellung und Auszahlung der Penſionen für verabſchiedete Soldaten, Offiziere und Offizierwitwen.

Militärcolonien beſtanden ſchon zu Alexander's des Großen Zeit und unter den Römern. In neuerer Zeit fanden ſie Nachahmung im öſterreich. Kaiſerſtaate (ſ. Militärgrenze), in der Indelta in Schweden und in Rußland. Die ſogenannte Indelta oder die eingetheilten Truppen in Schweden, welche am Ende des 17. Jahrh. durch Karl XI. eingeführt wurde und noch jetzt beſteht, hatte den Zweck, eine größere Kriegsmacht mit geringerem Koſtenaufwande bereit zu halten. Die Beſitzer einzelner Grundſtücke haben nämlich gegen Befreiung von gewiſſen Abgaben die Verpflichtung, einen oder mehrere Soldaten zu ſtellen, von denen jeder den zu ſeiner Ernährung erforderlichen Acker und Viehſtand erhält. Während ſeiner Einberufung zu den Uebungen und im Kriege werden ſeine Feldarbeiten von den Zurückgebliebenen beſorgt, nur im Kriege erhält er Sold. Die Militärcolonien in Rußland entſtanden unter Alexander und verdanken ihren Urſprung dem General Araktſchejeff, der dieſem Fürſten den erſten Plan dazu entwarf. Da in Rußland der Soldat 25 Jahre dienſtpflichtig iſt, während dieſer langen Zeit dem bürgerlichen Leben gänzlich entfremdet, unfähig wird, ein Handwerk zu ergreifen und der Krone daher zur Laſt fällt, ſo wollte man nach den eigenen Ausdrücken der kaiſerlichen Verordnung „den coloniſirten Soldaten ſo zu ſagen ein zweites Vaterland geben, wo ſie alle Vortheile wiederfinden ſollen, die eine lange Abweſenheit vom Geburtsorte ihnen entriſſen hat, ſodaß

Digitized by Google

ſie frei mit den Pflichten des Dienſtes die Beſchäftigungen des Landmannes und Familienvaters vereinigen können. Die Verheiratheten ſind über das Schickſal ihrer Familie, über die Erziehung ihrer Kinder beruhigt, wenn ſie die Colonie verlaſſen müſſen, und wenn ſie durch Alter und Gebrechen zum activen Dienſt untauglich werden, gewährt ihnen die Colonie eine ſichere Zufluchtsſtätte." Hauptzweck war auch die Recrutirungen zu ſichern, indem man ſie auf den von Jugend auf zur militäriſchen Laufbahn beſtimmten Nachwuchs anwies, und damit ließ ſich ein zweiter bedeutender militäriſcher Zweck verbinden — die erhöhte Vertheidigung der Grenzen und die rein militäriſche Bevölkerung an den wichtigſten Punkten des Reichs konnte als Bruſtwehr und Schutz bei jedem Angriffskriege dienen. Die erſten Coloniſationsverſuche wurden an den Ufern des Wolkho in einem volksleeren, mit Wald und Moraſt bedeckten Lande ausgeführt. Kronbauern mußten ſich mit Soldaten in die öde Gegend theilen, wurden der ganzen Strenge militäriſcher Zucht unterworfen und während der Urbarmachung und der Bauten vom Staate ganz erhalten. Die Koſten der Niederlaſſung für 1 Regiment belief ſich auf 3,340,000 Gulden. Später führte man die Regimenter erſt in die Colonien, wenn die Kultur des Bodens ſo weit gediehen war, daß er die Coloniſten ernährte. So an den Ufern des Ilmenſees. In den erſten Colonien wurden die Söhne der Bauern Soldaten, die Töchter der Coloniſten ihre Weiber. Doch iſt Letztern auch freigeſtellt, ſich außerhalb der Colonie einen Mann zu ſuchen, der dann an die Verwaltungsbehörde eine gewiſſe Abtrittsſumme für ſein Mädchen zahlt. Durch die M. hat ein großer Theil des Landes einen andern Anblick gewonnen. Wüſte und ſumpfige Gegenden ſind zu geſunden umgeſchaffen, bebaut und mit netten, reinlichen Dörfern bedeckt. Die Coloniſten bauen mit dem Titel freier Menſchen in Ruhe ihr Land, welches ſie ihren Kindern übermachen dürfen, und ſind gegen drückende Civilverwaltung geſchützt. Trifft die Colonie ein Unglück, ſo ſtehen ihr Reſervemagazine und Anlehen offen. Für den Stab jedes Regiments ſind im Centrum der Colonie prachtvolle Gebäude aufgeführt, denen ſich die nöthige Anzahl Offizierswohnungen, Magazine, ein ungeheurer Exercitienſaal, eine Kirche, Hospital und Militarſchule anſchließen. Gute Straßen und Brücken fördern den Verkehr. Es gibt 2 Claſſen dieſer Anſiedelungen für Infanterie und Cavalerie. Die Hauptverwaltung derſelben iſt einem beſondern Generalſtab in Petersburg anvertraut, der ihnen Geſetze und Verordnungen gibt. So zweckmäßig dieſe Idee im Ganzen ſchien, ſo ſchadete ihr doch bei der Ausführung Araktſchejeff's unerbittliche und rückſichtsloſe Strenge. Ganze Dörfer empörten ſich und zu Hunderten wurden die Verurtheilten nach Sibirien geſchleppt. Kaiſer Nicolaus gab endlich das Syſtem auf, die ganze Armee zu coloniſiren; Araktſchejeff, der von den Soldaten verabſcheut wurde, erhielt ſeinen Abſchied und zog ſich auf ſein Gut Gruſino am Wolchowfluſſe zurück, wo er am 21. April 1834 ſtarb. Die bereits vorhandenen Militärcolonien in den Gouvernements Nowgorod, Weliki, Cherſon, Charkow und Jekaterinoslaw wurden erhalten, erfuhren aber im Laufe der Zeit weſentliche Veränderungen.

Militärgrenze heißt der 715 □M. große Landſtrich der öſterreichiſchen Monarchie, welcher ſich 247 M. vom adriatiſchen Meere längs der türkiſchen Grenze bis an die Bukowina hinzieht und im Süden Oeſterreich von der Türkei trennt. Der weſtliche Theil heißt die kroatiſche, die mittlere Linie bilden die ſlavoniſche und ungariſch-banatiſche Grenze und den öſtlichen Schluß macht die ſiebenbürgiſche Grenze. Der größere Theil des Landes iſt gebirgig, von den Alpen und Karpaten durchzogen; die Gebirge ſchließen ſchöne und fruchtbare Thäler ein, und enthalten, beſonders die kroatiſchen, viele zum Theil merkwürdige Höhlen. Der Hauptfluß der M. iſt die Donau mit der Drau, der Theiß, dem Schyl, der Alt, der Bodza ꝛc. Auch ſind in der M. viele Mineralquellen, die vorzüglichſten der ganzen Monarchie, unter ihnen die berühmten Schwefelbäder bei Mehadia. Bei der geringen Breite des Landes herrſcht doch hier eine auffallende klimatiſche Verſchiedenheit. Die beiden Enden der Länderkette haben ein faſt immer nordiſches Klima, während in der Mitte das milde und ſegensreiche von Italien herrſcht. Die Produktenfülle in d. M. iſt groß und mannichfaltig. Das Mineralreich bietet viel Eiſen,

Digitized by Google

Gold, wenig Silber, Kupfer, Blei, ungemein viel Marmor, etwas Alabaſter, viel gute Töpfererde, Alaun und Thonſchiefer, Serpentin, natürlichen Schwefel, Bergtheer, natürl. Salpeter ꝛc. Die Producte des Thier= und Pflanzenreichs unterſcheiden ſich nur wenig von den Ungarns und Siebenbürgens. Die Zahl der Bewohner des Landes betrug im J. 1832 1,220,000. Ihrer Abſtammung und Sprache nach ſind ſie größtentheils Slaven, weniger zahlreich, etwa nur 150,000, ſind Walachen, Ungarn, Deutſche, Griechen, Juden und Zigeuner, alle aber kräftige ſtarke und feſte Menſchen, obwohl ihre Nahrung überhaupt ſehr dürftig iſt, beſonders in den äußern Theilen der M. Feldbau und Viehzucht ſind Haupterwerb des Grenzers; da der Grenzer aber mehr Soldat iſt, ſo wird der letztere nur ſo weit betrieben, als es der Unterhalt nothwendig macht. In den Gebirgsgegenden iſt die Viehzucht vorherrſchend. Das Rindvieh iſt aber klein und ſchwach; die ſirmiſchen Pferde ſind als gute Renner berühmt, die Schafe tragen nur grobe Wolle. Der Bergbau trägt im Ganzen wenig Gewinn und wird auch ſchläfrig betrieben. An Fabriken iſt großer Mangel und Weben und Spinnen iſt blos Beſchäftigung der Weiber. In Metallarbeiten ſind die Zigeuner nicht unthätig. Productenhandel iſt unbedeutend, wichtig aber der Durchfuhrhandel, da aller Verkehr, welchen die Monarchie zu Lande mit der Türkei führt, durch die M. ſeinen Weg nimmt. Der Hauptpunkt dieſes türkiſchen Handels iſt Semlin. Für den Volksunterricht iſt durch Elementarſchulen geſorgt, die theils vom Staate theils von den Gemeinden ſelbſt unterhalten werden; aber ihre Zahl iſt im Ganzen noch ſehr gering. Der größte Theil der Bewohner bekennt ſich zur griechiſchen Kirche, an deren Spitze der Erzbiſchof von Karlowiz ſteht. — Die M. erhielt ſeine gegenwärtige Verfaſſung im Jahre 1807. Sämmtliche Bewohner ſind im 17 Infanterie=, 1 Huſarenregiment und 1 Tſchaikiſten= oder Matroſenbataillon abgetheilt und ihre Beſtimmung iſt, den Staat gegen die Einfälle der Türken ſowohl als gegen Einbruch der Peſt zu ſchützen. Dieſer Beſtimmung gemäß iſt die M. trefflich organiſirt, bildet einen ununterbrochen bewachten Grenzcordon und der Staat hat in dieſer Einrichtung ein ſtets bereites Kriegsheer, das demſelben in Friedenszeiten nichts koſtet. Alle Behörden ſind militäriſch, alle Beamten haben Offiziertitel und Rang und der Unterthan iſt Soldat und Bauer zugleich. Alle liegenden Güter ſind Soldatenlehne, auf welche den Beſitzern, mit Vorbehalt des dem Landesfürſten zuſtehenden Obereigenthums, das immerwährende Nutzeigenthum als Lohn für ihre Dienſte zukommt. Jedes Regiment ſteht unter ſeinem Oberſten, welcher die Civil= und Militärgerichtsbarkeit vereinigt. Zwei Regimenter ſtehen unter einem Brigadegeneral, und 2 Brigaden unter einem Generalcommando oder Generalate, und dieſes unter dem Hofkriegsrathe zu Wien. Die Geſchäftsſprache iſt die deutſche. Zum täglichen Cordondienſte werden bei entfernter Gefahr 5000, bei naher 11,000 Mann gebraucht. Der Stand des dienenden Militärs beträgt in Friedenszeiten 45,000 und betrug in den Kriegsjahren z. B. von 1815 über 62,000 M. In 4 Stunden kann die ganze M. alarmirt ſein. Die vorzüglichſten Orte ſind im kroatiſchen Generalate: Carlopago, Zengg, Bellowar, Petrinia und Koſtainicza; im ſlawoniſchen: Alt= und Neu=Ghradska (ſ. Gradiska), Bard, Nutrowiz, Peterwardein, (ſ. d.), Karlowitz, (ſ. d.), und Semlin (ſ. d.), wohin auch der Diſtrict der Tſchaikiſten (ſ. d.) gehört, im ungar.=banatiſchen: Pancſowa, Weißkirchen, Nachadin und Karanſebes. Was die Geſchichte der M. betrifft, ſo gehörte das Land zur Römerzeit theils zu Illyrien und Pannonia Savia, theils zum daciſchen Reiche, mit welchen Ländern es gleiches Schickſal theilte. Den Anfang der M. machte Siegmund von Ungarn; Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich ſetzte dieſe Einrichtung fort, als er von ſeinem Schwager, dem ungariſchen König Ludwig II., einige feſte Plätze Kroatiens erhielt, um ſie gegen die Türken zu vertheidigen. Die kroatiſche M. entſtand alſo zuerſt. Als Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen durch den Karlowitzer Frieden von türkiſcher Herrſchaft befreit wurde, wurde die M. auch auf die Grenzgebiete dieſer Länder ausgedehnt, um gegen den Feind eine immerwährende Schutzmauer zu haben. Bei der ökonomiſchen Vertheilung der Ländereien finden im Verhältniß zur Größe des Ackerlandes eine große Menge Familien Obdach und Nahrung, und es vermehrt

Digitized by Google

ſich daher die Bevölkerung ſchneller als in jedem andern Theile Ungarns, ſodaß wegen Mangels an Ackerland viele Familien auswandern müſſen, obſchon Oeſterreichs Heere von hier aus zu Kriegszeiten viele Rekruten holen. Vergl. Hietzinger Statiſtik der M. des öſterr. Kaiſerthums (Wien 1822) und Benigni von Mildenberg „Statiſtik der ſiebenbürg. Militärgrenze" (Hermanſt. 1837).

Militärheilkunde oder Kriegsheilkunde (medicina militaris oder castrensis) iſt eigentlich von der Heilkunde im Allgemeinen nicht verſchieden, ſondern bezeichnet nur dieſe Wiſſenſchaft in ihrer Anwendung auf den beſondern Stand der Soldaten, unter denen, wie in jedem ſtreng abgeſchloſſenen Stande, eine Anzahl Krankheiten häufiger vorkommt, als bei andern Menſchen. Der Militärarzt unterſcheidet ſich von dem gewöhnlichen praktiſchen Arzte nur durch die Kenntniß derjenigen Anordnungen und Veranſtaltungen, welche die aus dem Berufe und der Lebensart des Soldaten hervorgehenden Krankheiten ſowie die dagegen zu ergreifenden Vorkehrungen nöthig machen. Auch iſt die Militärheilkunde durchaus eine Schöpfung der neueren Zeit, in der die Regierungen einſahen, daß es nicht nur die Pflicht, ſondern auch der Nutzen des Staats ſei, Denjenigen, welche im Dienſte desſelben ihre Geſundheit und ihr Leben der augenſcheinlichſten Gefahr ausſetzen, auf eine zweckmäßige Art zu Hülfe zu kommen. In den älteſten Zeiten waren Einrichtungen zur Verpflegung verwundeter und kranker Soldaten gänzlich unbekannt. Erſt in den röm. vollkommener organiſirten Kriegsheeren in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaiſern finden wir Militärärzte unter dem Namen medici vulnerarii. Mit dem Untergange des röm. Reichs verſchwand aber dieſes Inſtitut wieder ſpurlos. Erſt von Ludwig IX. von Frankreich wird berichtet, daß er neben ſeinem Leibarzt eine Anzahl junger, dem geiſtlichen Stande angehöriger Aerzte (myres oder maîtres-myres), die ſich der verwundeten Soldaten annehmen ſollten, auf ſeinen Kreuzzügen mit ſich nahm. Allein auch dieſe Einrichtung hatte keinen Beſtand, und wenn ſpäter Paré (ſ. d.) und ſein Schüler Pigray mit dem Heere in das Feld zogen, ſo waren ſie immer noch keine vom Staate beſoldeten Militärärzte. Den Grund zu einer Organiſation des Militärmedicinalweſens legte Heinrich IV. von Frankreich durch Errichtung von zwei Militärhospitälern bei der Belagerung von Amiens im J. 1597. Ludwig XIII. errichtete bereits ſtehende Hospitäler für die Soldaten; auch wurde durch ihn das nützliche Inſtitut der Ambulancen (ſ. d.) ins Leben gerufen. Mehr noch wurde die M. durch Ludwig XIV. ausgebildet. Den feſteſten Grund zu ihrer Vervollkommnung legte Ludwig XV. durch Errichtung von Unterrichtsanſtalten für Militärärzte zu Beſançon, Lille, Nancy, Straßburg u. ſ. w. Die Revolution erhielt wenigſtens das Beſtehende und Napoleon trug auf jede Art dazu bei, die M. auf den hohen Grad der Ausbildung zu ſtellen, welche ſie gegenwärtig einnimmt. Die vollkommen militäriſche Organiſation des franz. Militärmedicinalweſens hat faſt allen übrigen Staaten mehr oder weniger zum Muſter gedient. In Deutſchland wurde unter dem Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg (1619 — 40) zuerſt ein Regimentsfeldſcheerer bei der Leibgarde angeſtellt und dann jedem Generalſtabe ein Medicus beigegeben. Seine Nachfolger vermehrten die Zahl der Militärärzte und der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gründete 1713 ein anatomiſches Theater zu Berlin für dieſelben, welches 1724 zu dem Collegium chirurgicomedicum erweitert wurde. Insbeſondere aber war Friedrich II. bemüht, auf jede Art die Ausbildung junger Leute zu tüchtigen Feldärzten zu fördern, und ſein Beiſpiel blieb in andern Staaten nicht ohne Nachahmung. Im J. 1784 wurde die chirurgiſche Militärakademie, die nachmalige mediciniſch-chirurgiſche Joſephiniſche Akademie zu Wien, 1785 die chirurgiſche Akademie für das Heer und die Flotte zu Kopenhagen und die mediciniſch-chirurgiſche Militärſchule zu Petersburg und 1798 das Collegium medico-chirurgicum in Dresden geſtiftet, während in Preußen ſchon 1793 die Ambulancen eingeführt wurden und die Militärchirurgen in der 1795 gegründeten Pepinière eine vollſtändige Anleitung für ihren künftigen Beruf fanden. Am weiteſten war in der M. England zurückgeblieben, dafür machte es nachmals um ſo ſchnellere Fortſchritte, ſodaß gegenwärtig in allen höher civiliſirten Staaten Europa's der Soldat im

Digitized by Google

Kriege wie im Frieden eine gute Verpflegung genießt. Von den Männern, welche ſich um die M. beſonders verdient machten, ſind anzuführen Petit, Lapeyronnie, Sabatier, Pelletan, Percy (ſ. d.), Thomaſſin und vor Allem Larrey (ſ. d.) in Frankreich; Holzendorf, Schmucker, Bilguer, Cothenius, Theden (ſ. d.), Voitus, Murſinna, Görcke und Gräfe (ſ. d.) in Preußen; Brambilla in Oeſterreich; Pringle, Brocklesby, Don. Monro (ſ. d.) und J. Hunter (ſ. d.) in England; doch haben Letztere mehr durch ihr ärztliches Wirken ſich einen Namen erworben als durch Verbeſſerung der Einrichtungen, wozu am meiſten R. Hamilton durch ſein berühmtes Werk „The duties of a regimental surgeon etc.“ (2. Aufl., Lond. 1795; deutſch von Hunczovsky, Wien 1790) beitrug.

Gegenwärtig findet man in allen gut organiſirten Heeren ein ziemlich zahlreiches Perſonal von Aerzten, welche theils größern theils kleinern Heeresabtheilungen beigegeben ſind und untereinander ein ebenſo geordnetes Ganze bilden wie die Soldaten ſelbſt, indem ſie vom oberſten Arzte an bis zum unterſten hinab einen ihrer Stellung entſprechenden militäriſchen Rang einnehmen und nach dieſem Range von einander beaufſichtigt werden und Befehle erhalten. Die oberſte Behörde des Militärmedicinalweſens, welche entweder aus einem Collegium gebildet wird oder aus einem Einzigen beſteht, iſt unmittelbar dem Kriegsminiſterium untergeordnet; die oberſten Aerzte aber, welche in Frankreich Generals-, in Preußen Oberſtenrang bekleiden, haben die für gut befundenen Anordnungen im Großen zu leiten, während die unmittelbare Behandlung der Kranken den Aerzten und Chirurgen niederer Grade überlaſſen bleibt. Iſt auch im Allgemeinen eine Eintheilung der Aerzte in innere Aerzte und Chirurgen und die Ausübung der Chirurgie durch nicht wiſſenſchaftlich gebildete Männer unſtatthaft, ſo möchte ſie vielleicht bei dem Militärmedicinalperſonen, wenigſtens im Kriege, noch am erſten zu rechtfertigen ſein, da hier die Mehrzahl der kranken Soldaten aus Verwundeten beſteht, deren Heilung in den meiſten Fällen einem weniger wiſſenſchaftlich als durch Erfahrung gebildeten Chirurgen überlaſſen werden kann, zumal wenn der über ihm ſtehende Militärarzt eine gehörige Aufſicht führt. Im Frieden, wo wenig äußere Verletzungen als innere Krankheiten unter den Soldaten vorkommen, iſt die Wirkſamkeit des Militärarztes, ausgenommen die durch das Dienſtverhältniß gebotenen Leiſtungen, von der eines andern praktiſchen Arztes, der eine öffentliche Stellung einnimmt, nicht verſchieden; anders jedoch geſtaltet ſie ſich im Kriege, wo Märſche, Lager, Bivouacs, Belagerungen und Schlachten dem obern wie dem untern Militärarzte Pflichten und Beſchwerden auflegen, welche im gewöhnlichen Leben vollkommen unbekannt ſind. Beſonders wichtig ſind die Anordnungen bei Schlachten, wo der dirigirende Arzt zuvor für einen außerhalb der Schußweite liegenden Verbandplatz zu ſorgen hat, um ſich daſelbſt mit ſeinem ganzen Perſonal aufhalten zu können. Die Verwundeten werden durch eigens dazu beſtimmte und unter die fechtenden Truppen vertheilte Leute, die Brancardiers, welche eine leicht zu Tragbahren zuſammenzufügende Bewaffnung haben, nach dieſen Plätzen gebracht, um die erſten Verbände anzulegen und die nöthigſten Operationen auszuführen. Da es indeß nicht fehlen kann, daß im Laufe der Schlacht oft eine Verlegung des Verbandplatzes nöthig wird, ſo verwandelte Larrey dieſe feſten Verbandplätze in die Ambulances volantes, bei denen ſämmtliche Medicinalperſonen beritten und zweckmäßig eingerichtete Wagen zum Transport der Verwundeten bereit ſind, um mit der größtmöglichen Schnelligkeit die ganze Anſtalt auf einen andern Ort verſetzen zu können. Von den Verbandplätzen und aus den Ambulances volantes kommen die Verwundeten in die eigentlichen Ambulancen und dann in die weiter entfernten Hauptfeldlazarethe. (S. Feldlazarethe.) Um ſogleich die gehörige Anzahl tüchtiger Krankenwärter zu haben, werden während des Friedens eine Anzahl Soldaten im Krankenwärterdienſte theoretiſch und praktiſch unterrichtet. Die Anſchaffung und Beaufſichtigung der nöthigen Wirthſchaftsgegenſtände, Nahrungsmittel u. ſ. w. haben beſondere zum Medicinalweſen gehörige Oekonomiebeamte zu beſorgen, welche im Frieden in den Garniſonen wie im Kriege einen umfangreichen Wirkungskreis finden. Wie aber die Einrichtungen der geſammten Militärheilanſtalten in den einzelnen Staaten ſehr verſchieden ſind, ſo treten auch öfters im Kriege, weniger im Frieden, durch

Digitized by Google

die Gewalt der Umſtände mannichfaltige Modificationen dieſer Anſtalten ein. Der Krieg macht eine Vermehrung der Medicinalperſonen, der Hospitäler, der Apparate u. ſ. w. nöthig, für welche zwar ſchon im Frieden geſorgt ſein muß, die aber doch oft ſich als unzureichend herausſtellt, da ſich viele Kriegsbegebenheiten und beſonders die ſehr zu berückſichtigenden Witterungsverhältniſſe nicht im voraus berechnen laſſen. Beim Eintritt ſolcher Umſtände, auf welche keine Vorbereitungen getroffen wurden oder getroffen werden konnten, iſt es nun die Aufgabe des bei der betreffenden Heeresabtheilung fungirenden Arztes, mit Geiſtesgegenwart und Umſicht alle möglichen Mittel aufzuſuchen, welche die Lage der ihm anvertrauten Kranken zu erleichtern und die Geſundheit der Andern zu bewahren vermögen, und die detaillirte Beſchreibung eines jeden längern Feldzuges der neuern Zeit bietet zahlreiche Punkte dar, bei denen von dem Verfahren eines Militärarztes das Wohl und Wehe der ihm übergebenen kranken Soldaten und Heeresabtheilungen nicht nur, ſondern auch ganzer Landſtriche und ihrer Einwohnerſchaft abhing und wo es ſich zeigte, welchen Einfluß die M. durch ihr phyſiſches Eingreifen und durch den moraliſchen Einfluß, welchen das Vertrauen auf die Tüchtigkeit eines Mannes hervorbringt, auf Länder, in denen der Krieg wüthet, ausübt. Vergl. Kühn, „De medicinae militaris apud veteres Graecos Romanosque conditione“ (11 Programme, Lpz. 1824—27, 4.) und Joſephi, „Grundriß der Militärſtaatsarzneikunde“ (Berl. 1829).

Militärkarten nennt man diejenigen Landkarten, die vorzüglich für den Soldaten berechnet ſind und ihm von einem Lande nicht blos im Allgemeinen ſondern auch in Bezug auf die Wichtigkeit, welche es für die Kriegführung hat, ein möglichſt genaues Bild entwerfen. Sie zeigen ihm daher vor Allem die ſpeciellen Eigenſchaften des Terrains, als: die Gebirgszüge, ihr allmäliges Verflachen in die Ebene, den Lauf der Flüſſe, ob ſie ſchiffbar oder nicht, Brücken, Straßenzüge, Päſſe, Wälder, Sümpfe, Ortſchaften, beſonders inſofern ſie wichtige große Gebäude, zu Lazarethen, Magazinen ꝛc. anwendbar, enthalten oder zur Befeſtigung ſich eignen, ferner Feſtungen, wichtige Schlachtfelder, kurz alle Gegenſtände, welche die Militärgeographie betrachtet und welche einer Kriegsoperation hinderlich oder förderlich ſind. Der Marquis de la Rozière, Adjutant des Marſchall Broglio und der preuß. Ingenieurmajor Petri haben die M. in Bezug auf möglichſt genaue Darſtellung des Terrains bedeutend vervollkommnet. Natürlich iſt zum Einzeichnen der Details, welches bei M. weſentlich nothwendig iſt, ein ſehr großer Maßſtab erforderlich und M. müſſen daher wenigſtens einen Maßſtab vor $^1/_{200000}$ haben. Die beſten M. ſind das weſtliche Rußland vom Generalſtab, die Karten von Oeſterreich vom General-Quartiermeiſterſtabe, Sachſen vom Generalſtabe, Norddeutſchland von Reiman, Hanover von Pazen, Baden, Bayern, Heſſen und Württemberg von Wörl, Dänemark von Manzaa, England vom Generalſtabe, Frankreich vom Generalſtabe, Belgien von Marten, Holland von Krayenhoff, Neapel von Zanoni und Ungarn von Lipsky.

Miliärmuſik beſteht in den ſogenannten *Märſchen* (ſ. *Marſch*), welche von den Tambours und Hautboiſten des Regiments geſchlagen und geblaſen werden, um das Tritthalten der Soldaten zu erleichtern. Es ſoll dieſes — das ſchon den Römern bekannt und bei ihnen üblich war — gegen das 17. Jahrh. zuerſt von den Franzoſen eingeführt und von den Spaniern der *franzöſiſche Brauttanz* genannt worden ſein, weil ſie ihn für unkriegeriſch hielten. Es ward nachher auch bei den übrigen Armeen angenommen, in der neuern Zeit aber erſt ſehr verbeſſert. Ausgezeichnete Componiſten für M. ſind F. Ulrich, K. F. Müller, Hinkel, A. Neithardt, Fr. Weller, J. Küffner, J. H. Walch, K. Meyer und W. Wiprecht.

Militärſchulen zerfallen ihrer Natur nach in zwei verſchiedene Gattungen: *Elementar- und Specialſchulen*. Jene ſind die Cadettenhäuſer, militäriſche Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalten, worin die Söhne der Offiziere, und andere Adelige oder Jünglinge aus den gebildeten Ständen, zum Theil auf Koſten des Staats, in den Elementar- und allgemeinen Kenntniſſen unterwieſen werden. Dieſe ſind Sprachen und Sprachfertigkeit, reine Mathematik mit Einſchluß des Planzeichnens und Aufnehmens, Ge-

Digitized by Google

ſchichte, Erdbeſchreibung nebſt den gymnaſtiſchen und Soldaten-Uebungen: Fechten, Reiten, Tanzen, Schwimmen, Fahrzeuge auf dem Waſſer regieren, Schießen und Exerziren. Die hier ausgebildeten Jünglinge ſind dann im Stande, im 16—18. Jahre als Offiziere in der Infanterie und Cavalerie angeſtellt zu werden, ſobald ſie bei den vorgeſchriebenen Prüfungen Genüge leiſten. Die wiſſenſchaftlichen Theile der Armee, Ingenieurs und Artilleriſten, haben Special- und techniſche Schulen zu ihrer Fortbildung und Vollendung. In dieſen wird den Zöglingen das beſonders für ihre Beſtimmung gehörige gelehret und ſie in den techniſchen Theilen derſelben geübt. Eine andere Art höherer Militärſchulen ſind zu Bildung für den Generalſtab beſtimmt; nur Offiziere werden in ſie aufgenommen, die hinreichende mathematiſche und andere Vorkenntniſſe beſitzen, und es durch eine vorgängige Prüfung erwieſen haben. Hier werden die verſchiedenen Theile der Kriegskunſt in Verbindung mit milit. Geographie und Kriegsgeſchichte gelehret.

Militärſtrafen ſ. Kriegsgeſetz.

Militarſtraßen ſind diejenigen, welche die Operationslinie eines Heeres und bei dem Vorrücken deſſelben die Verbindung mit den Haupt-Depots und Magazinen bilden, auf welchen ihm daher das zum Erſatz des abgegangenen dienende Material, Rekruten u. ſ. w. folgen. Da auf dieſen Straßen Anſtalten zur Verpflegung und Unterbringung der hin und herziehenden Truppen getroffen werden müſſen, ſind die dazu ſich eignenden Etappen-Orte beſtimmt, weshalb die Straßen auch den Namen der Etappenſtraßen führen (ſ. d.). Schon die Römer hatten nach allen Grenzen ihres weitläufigen Reiches gepflaſterte Militärſtraßen angelegt, welche ſpäter den Kunſtſtraßen zum Vorbilde dienten, und von deren ſolider Conſtruction ſich noch gegenwärtig Ueberreſte finden. Der Zweifel, den man früher hegte, ob die Eiſenbahnen als Militärſtraßen ſich würden benutzen laſſen, iſt zum Theil durch die Erfahrung der neueſten Zeit beſeitigt worden.

Militärwiſſenſchaften, ſ. Kriegswiſſenſchaften.

Milizen heißen die bewaffneten und zur Abwehr des Feindes beſtimmten Einwohner eines Landes, die zwar regelmäßig organiſirt ſind, im Frieden aber gar nicht, oder doch nur ſelten zur Uebung zuſammengezogen werden. Sie bildeten im Unabhängigkeitskriege mit England die Kriegsmacht der Nordamerikaner, und ſind noch jetzt in Spanien, England u. ſ. w. üblich. in andern Staaten: (Oeſterreich, Preußen ꝛc.) iſt der Landſturm (ſ. d.) an ihre Stelle getreten.

Miller, Johann Martin, geb. zu Ulm den 2. Decbr. 1750, geſt. ebendaſelbſt am 21. Jun. 1814. Auf der Univerſität Göttingen, wo er ſich der Theologie widmete, befreundete er ſich mit dem zu dieſer Zeit daſelbſt blühenden Dichterbunde, welcher beſonders durch Bürger, Hölty und die Gebrüder Stollberg bekannt geworden iſt. Nachdem er ſich hierauf einige Zeit als Candidat in ſeiner Vaterſtadt aufgehalten hatte, wurde er Pfarrer zu Jungingen bei Ulm; bald darauf aber wurde ihm eine Profeſſorſtelle an dem Gymnaſium zu Ulm und 1783 die Stelle eines Predigers zu Münſter daſelbſt ertheilt. Im J. 1797 wurde er Profeſſor der katechetiſchen Theologie, 1804 Conſiſtorialrath und 1810 geiſtlicher Rath und Decan der Ulmer Diöceſe. Er hat ſich in mehreren Fächern der Literatur verſucht und iſt als Kanzelredner, als Liederdichter und endlich als Romandichter aufgetreten. Als letzterer hat er ſich einen großen Ruf unter ſeinen Zeitgenoſſen erworben. Seine Romane erfreueten ſich nicht nur in Deutſchland des höchſten Beifalls, ſondern wurden auch in faſt alle lebende Sprachen überſetzt. Am berühmteſten unter ihnen iſt „Siegwart“ eine Kloſtergeſchichte geworden. Derſelbe hat in der Denk- und Empfindungsweiſe der Deutſchen, und vielleicht Europa's, recht eigentlich Epoche gemacht. Er erſchien einige Jahre nach „Werthers Leiden,“ und es kann ſein, daß dieſe auf den Verfaſſer eingewirkt und ihn zu ſeinem Werke begeiſtert haben. Nichtsdeſtoweniger darf man Siegwart eine Nachahmung des Werther nennen. Die Aehnlichkeit zwiſchen beiden iſt nur ſehr äußerlich. Siegwart iſt ein getreuer Abdruck des Jahrzehnts, in welchem er erſchien. Dieſe tieffühlende, ſich aufopfernde keuſche Sehnſucht, welche aber auch durchaus des geſunden Sinnes entbehrte und ihre Gegenſtände ohne alle Einſicht wählte, dieſe unbehülfliche Weitſchweifigkeit, dieſes

Digitized by Google

abſichtliche Abweiſen aller Erfahrung und Menſchenkenntniß, dieſe übertreibende und dennoch ſeichte Charakterſchilderung und endlich ein gewiſſes wollüſtiges Spielen mit dem Schmerze, ein ſelbſtquäleriſches Wühlen in den Wunden des eigenen Gemüthes, das waren die Eigenſchaften, deren ſich Diejenigen erfreuten, welche damals ſich über die Proſa und die Unempfindlichkeit der Menge emporzuſchwingen meinten. Dieſe Stimmung der Gemüther fand in dem Siegwart einen ſo treuen Ausdruck, daß man ſie noch jetzt mit der Benennung „ſiegwartiſche Liebe" bezeichnet, und wurde damals in tauſend ſchlechten Nachahmungen dieſes Romanes wiederholt ausgeſprochen. M. ſchrieb außer dieſem noch mehrere Romane, welche ebenfalls zu ihrer Zeit viel geleſen wurden und merkwürdig für die Geſchichte der damaligen Sitte ſind. Einige derſelben hießen „Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit;" „Briefwechſel dreier akademiſchen Freunde;" „Geſchichte Carl's v. Burgheim und Emilien's von Roſenau" u. ſ. w. — Auch die Lieder M.'s ſind zum Theil nicht ohne Werth; ſie ſind meiſt Aeußerungen ſanfter Frömmigkeit und eines zarten Gemüths, mehrere derſelben ſind Volkslieder geworden. Seine „Predigten" (3 Bde, Lpz. 1776 bis 84) athmen den Geiſt und das Gefühl echter Religioſität und Sittlichkeit und ſind in einer einfach würdigen und herzlichen Sprache abgefaßt. Vergl. Prutz „Der Göttinger Dichterbund (Lpz. 1841).

Milleſchauer, ſ. Donnersberg.

Milleſimo, Dorf in S. des Po, in dem zum ſardiniſchen Staate gehörigen Fürſtenthum Piemont, denkwürdig durch General Bonaparte's glänzenden Sieg 1796 über die Oeſterreicher, welcher die Trennung der öſterreichiſchen und ſardiniſchen Armee zur Folge hatte.

Millevoye, Charl. Hubert, einer der anmuthigſten franz. Dichter, geb. zu Abbeville am 24. Dec. 1782, zeigte ſchon früh entſchiedene Anlage zur Poeſie, ſtudirte die Rechte und wendete ſich dann dem Buchhandel zu. Alle ſeine Mußeſtunden aber widmete er der Poeſie. Ein leichtes Leben untergrub ſeine Geſundheit; er ſtarb am 26. Aug. 1816. Von ſeinen Werken ſind zu erwähnen ſeine „Plaisirs d'un poète" (Par. 1801), ſein ſchönes Lehrgedicht „L'amour maternel," das beſchreibende Gedicht „Belzunce ou la peste de Marseille" und ſeine durch liebenswürdige Nachläſſigkeit ausgezeichnete Elegien, unter denen die „Chute des feuilles" und „Le poète mourant" die werthvollſten ſind. Seine beiden epiſchen Gedichte „Charlemagne à Pavie" und „Alfred" ſind weder in Hinſicht der Anlage noch der Behandlung irgend bedeutend. Noch geringere Bedeutung haben ſeine dramatiſchen Verſuche. Eine Sammlung ſeiner Werke veranſtaltete er ſchon ſelbſt (5 Bde., Par. 1814—16); ſpäter wurde dieſelbe vervollſtändigt (4 Bde., Par. 1827).

Milliarde heißt die Summe von 1000 Millionen, und Milliaſſe die von 1000 Milliarden.

Millin, Aubin Louis, geb. 1759 zu Paris, Profeſſor der Alterthümer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inſchriften und der Ehrenlegion, ein Abkömmling der Familie Millin de Grand Maiſon, widmete ſich Anfangs der Naturwiſſenſchaft, dann der Philologie, endlich der Alterthumskunde. Ein ſo eifriger Republikaner er war, wie ſein Almanac republicain beweiſt, ein ſo eifriger Verehrer Napoleon's wurde er ſpäter. Durch Schriften berühmt, erhielt er nach Barthelemy's Tode die Aufſicht über das Antiken- und Medaillen-Cabinet der kaiſerlichen Bibliothek, welche er auch nach der Reſtauration behielt. Auf mehreren Reiſen in Frankreich und Italien, die er unter Napoleon's Regierung machte, bereicherte er die Archäologie mit neuen Entdeckungen. Er hat die deutſche Gründlichkeit in ſeinen Werken den Franzoſen bekannt und durch die gefällige Form, mit der er ſie in ſeinen eigenen Forſchungen verbindet, ihnen angenehm gemacht. So großen Reiz verbreitete er über alle Gegenſtände der Alterthumskunde, daß dieſe Wiſſenſchaft in Frankreich allgemeine Theilnahme gewann und ſeine Vorträge zu beſuchen, in Paris zum guten Ton gehörte. Kurz vor ſeinem Tode verbrannte in ſeinem Hauſe der größte Theil ſeiner Sammlungen, während er auf einer Reiſe nach Italien begriffen war. Ehe er, nach Paris zurückgekehrt, die Beſchreibung dieſer Reiſe vollenden konnte, ſtarb er daſelbſt 1818 in

Digitized by Google

ſeinem 60. Jahre. Er war nie verheirathet. Sein letzter Wille, welcher das Bekenntniß ſeiner moraliſchen und religiöſen Anſichten enthält, iſt 1817 zu Paris erſchienen. Von ſeinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: „Magazin encyclopédique," welches er faſt 20 Jahre lang herausgegeben hat, ohne daß es ihm je etwas eintrug; „Dictionnaire des beaux arts;" ſeine verbeſſerte Ausgabe von Chompré's „Dictionnaire de la fable;" „Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués;" „Peintures des vases antiques;" „Galerie mythologique;" „Histoire métallique de la révolution française;" „Histoire métallique de l'empereur Napoléon;" „Voyage dans les départements du midi de la France," ein eben ſo ſchätzbarer Beitrag zur Kunſtgeſchichte Frankreichs, wie die beiden vorhergehenden Werke. Beſonders intereſſant iſt ſeine Beſchreibung der zu Canoſa ausgegrabenen alten Vaſen, und die Abbildung und Beſchreibung einer ſchönen Moſaik, über deren Herausgabe er ſtarb. Dieſe Moſaik zeigt die römiſchen Theatercoſtume. Außerdem hat er noch viele kleine Lehrbücher über Mythologie, Münzkunde, Gemmenkunde und über das Studium der Antike geſchrieben, welche ſich beſonders durch das Angenehme des Vortrags empfehlen.

Millingen, James, 1775 zu London geboren, iſt durch ganz Europa als Alterthumsforſcher berühmt. In der Schule zu Weſtmünſter gebildet, machte er dann das Studium der Alterthümer mit Inbegriff der Mythologie zur Aufgabe ſeines ganzen Lebens, und lehnte, ſeinen Forſchungen zu Liebe, jedes Staatsamt ab, das ihm angeboten wurde. Als Mitglied der königlichen Literaturgeſellſchaft zu London, der Alterthumsgeſellſchaften zu London, Paris und Rom, der herculaniſchen zu Neapel und der Akademie zu Berlin und München, ſtand er mit den ausgezeichnetſten Gelehrten Englands, Frankreichs und Italiens in Verbindung, und verlebte ſeine Zeit bald in dem einen, bald in dem andern dieſer Länder. Er ſtarb zu Florenz am 7. Oct. 1845. Seine Schriften, claſſiſch durch den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit, mit welcher er die Bedeutung der Denkmäler im Ganzen und in ihren Einzelnheiten erfaßt hat und durch den eleganten Vortrag der Erklärungen, ſind folgende: „Recueil de médailles grecques inédites" (Rom 1812, 4); „Peintures antiques inédites de vases grecs" (Rom 1813., Fol. mit 63 Kupfern); „Peintures antiques de vases grecs de la collection de Sir John Coghill" (Rom 1817, Fol. mit 52 Kupfern); „Histoire métallique de Napoléon" (London 1818 und Supplmtbd. 1822, als Fortſ. von A. L. Millin's „Histoire métallique de la revolution française;" „Ancient inedited monuments of grecian art, from varions collections principally in Great Britain" (2 Bde. London 1823, 4.); „Ancient coins of greek cities and kings" (London 1831). — Ein Sohn M.'s, James, hat in Griechenland in der Brigade des Lords Byron geſtanden und dieſem Beiſtand in der Todesſtunde geleiſtet. Viel Intereſſantes über Byron hat er in ſeinem „Memoir on the affairs of Greece" (London 1831) mitgetheilt. James M. gerieth bei der Eroberung von Navarin in türkiſche Gefangenſchaft, aus der er erſt nach einem Jahre befreit wurde.

Millot, Claude François Xavier, geboren 1726 zu Ornans in der Franche Comté, war Anfangs Profeſſor der Rhetorik am Collegium der Jeſuiten in Lyon, deren Orden er angehörte. Seine von der Akademie zu Dijon 1757 gekrönte Lobrede auf Montesquieu verfeindete ihn mit ſeinen Obern; dies beſtimmte ihn, in die Welt zurückzutreten, worauf ihn Erzbiſch. de Montazet zu ſeinem Vicar ernannte. Bald erwarben ihm ſeine „Grundriſſe der Geſchichte von Frankreich und England" einen ausgebreiteten Ruhm, welcher den Marquis de Felino, Miniſter zu Parma, (dem er vom Herzog von Nivernais empfohlen worden) veranlaßte, ihn 1768 als Profeſſor der Geſchichte an das neugeſtiftete Adelscollegium nach Parma zu berufen. Doch als dieſen Miniſter die Ränke ſeiner Feinde zum Gegenſtand des Volkshaſſes gemacht hatten, und er ſeine Entlaſſung nahm, legte auch M. ſeine Stelle nieder und kehrte nach Frankreich zurück, wo er 1777 in die Akademie eintrat und überdies der Hof ſeine Verdienſte erſt durch einen Jahrgehalt von 4000 Livres ehrte und ihm 1778 die Erziehung des Herzogs von Enghien übertrug, auf welche er bis zu ſeinem Tode die treueſte Sorgfalt verwandte. Er ſtarb den 21. März

Digitized by Google

1785. — Seine durch Eleganz des Styles ausgezeichneten Werke entbehren jedes wiſſenſchaftlichen Gehalts; wir nennen von ihnen beſonders: „Elémens de l'histoire de France depuis Clovis jusqu'à Louis XV." (3 Bde.); „Elémens de l'histoire d'Angleterre depuis son origine sous les Romains jusqu'à George II." (3 Bde.); „Elémens de l'histoire universelle" (9 Bde. deutſch, mit Zuſätzen und Berichtigungen von W. E. Chriſtiani, 11 Thle. 1777—89. Hierzu eine Fortſetzung von Brorſon, aus dem Däniſchen von Jenſen, 12. u. 13. Theil. Lpz. 1807.); „Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV.;" „L'histoire des Troubadours" (3 Bde.); „Histoire philosophique de l'homme." Im Jahre 1816 kam unter M.'s Namen als nachgelaſſenes Werk heraus: „Leben des Herzogs von Bourgogne" und „Geſpräche zwiſchen dem jungen Herzog und ſeinem Lehrer Fenelon." Fälſchlich nennen ihn als Verfaſſer die 1807 erſchienenen „Elémens de l'histoire de l'Allemagne."

Milman, Henry Hart, Profeſſor der Poeſie an der Univerſität Oxford, Geiſtlicher der engliſchen Epiſcopalkirche und geſchätzter dramatiſcher Dichter, ward am 10. Febr. 1791 zu London geboren und beſuchte die Schulen zu Greenwich und Eton, wo er viele Preiſe für lateiniſche und engliſche Gedichte und Aufſätze in beiden Sprachen gewann; 1817 trat er in den geiſtlichen Stand und erhielt noch in demſelben Jahre die Vicarſtelle von St. Mary in der Stadt Reading; 1821 wurde er zum Profeſſor der Poeſie an der Univerſität erwählt, eine Stelle, die immer nur auf fünf Jahre verliehen wird. Noch ehe er in den geiſtlichen Stand trat, hatte er ſein erſtes Trauerſpiel „Fazio" geſchrieben, das urſprünglich fürs Theater beſtimmt, von dem Dichter, auf den Rath ſeiner Freunde, zuerſt durch den Druck dem Publikum vorgelegt wurde, und erſt nachdem drei Auflagen vergriffen waren, mit großem Erfolg auf dem Drurylane-Theater aufgeführt wurde. Darauf folgte ſein „Fall of Jerusalem," ebenfalls in dramatiſcher Form. Beide Dichtungen begründeten in England den Ruf des Verfaſſers als Dichter, der auch durch die ſpätern Poeſien, „Belshazzar" und Martyr of Antiochia" nicht verringert wurde. Auch ſeine kritiſchen Aufſätze im „Quarterly Review" zeichnen ſich durch Gediegenheit und Milde aus.

Milner, John, ein gelehrter und einflußreicher katholiſcher Theolog, geb. 1752 in London, erhielt ſeine Bildung in dem Seminar zu Douai und wurde 1779 als Pfarrer der Kapelle zu Wincheſter angeſtellt. Anfangs widmete er ſich beſonders dem Studium der kirchlichen Architectur und gab 1798 die ſchätzbare Abhandlung über den modernen Styl in der Veränderung der Domkirchen heraus. Gleichzeitig erſchien ſeine „History civil and ecclesiastical, and survey of the antiquities of Winchester" (2 Bde., Lond. 1798, 4.), der bald eine Abhandlung über die kirchliche Baukunſt in England während des Mittelalters folgte. Später trat er als Verfechter der Anſprüche der brit. Katholiken auf Rechtsgleichheit auf, zuerſt in „Case of conscience solved, or the catholic claims proved to be compatible with the coronation oath" (Lond. 1801). Im J. 1803 wurde er apoſtoliſcher Vicar für den ſogenannten mittelländ Diſtrict und Titularbiſchof von Caſtabala. In den J. 1807 und 1808 bereiste er Irland, um die gegen die iriſchen Katholiken vorgebrachten Beſchuldigungen zu unterſuchen. Das Ergebniß ſeiner Beobachtungen gab er in dem intereſſanten „Inquiry into certain vulgar opinions concerning the catholic inhabitants, and the antiquities of Ireland" (Lond. 1808). Um dieſe Zeit wählte ihn die iriſche katholiſche Geiſtlichkeit zu ihrem Geſchäftsführer und im J. 1814 bewog ihn ſein Eifer für die Intereſſen ſeiner Kirche in den brit. Inſeln eine Reiſe nach Rom zu machen. In ſeiner Schrift „The end of religious controversy" (Lond. 1818) ſuchte er diejenigen Satzungen des katholiſchen Glaubens, die den Proteſtanten beſonders anſtößig ſind, in ein günſtiges Licht zu ſtellen. Er ſtarb 1826.

Milo, ſ. Melas.

Milo war ein griechiſcher Athlet aus Kroton in Unteritalien, dabei ein Verehrer des Pythagoras. Man fabelt von ſeiner Körperkraft Wunderdinge. So ſoll er, als einſt die Halle des Pythagoras plötzlich zu wanken begann, ſich gegen eine der Hauptſäulen geſtemmt und ſo den Einſturz derſelben ſo lange verhindert haben, bis ſich alle Anweſenden

Digitized by Google

gerettet hatten. Einen lebendigen Stier trug er bei der Feier der olympiſchen Spiele, in denen er 6 Mal den Preis davon getragen hatte, über die Arena zum Opferaltar und erſchlug ihn hier mit einem Fauſtſchlage. Als er einſt im Walde einen rieſigen Baumſtamm auseinander reißen wollte, verſagten ihm ſeine Kräfte, ſeine Hände wurden eingeklemmt und der Hülfloſe von wilden Thieren zerriſſen. Nach Andern wurde er in ſeinem eigenen Hauſe verbrannt.

Milo, Titus Annius, der leibliche Sohn des Cajus Papius Celſus und der Annia und von deren Vater Titus Annius Luscus adoptirt, war in der kleinen lat. Stadt Lanuvium geboren, wo er nachmals die Würde eines Dictators bekleidete. Seine Feindſchaft mit Clodius (ſ. d.), die Rom zum Schauplatz wilder Kämpfe der Fechterbanden machte, die Beide unterhielten, begann im Jahre 57 v. Chr., wo M. als Volkstribun für Pompejus und für Cicero's Zurückberufung auftrat. Nach des Clodius Ermordung wurde er im Jahre 52 von Cicero vergebens vertheidigt, ins Exil nach Maſſilien geſchickt, auch erlaubte ihm Cäſar im Jahre 49 nicht, wie andern Verbannten, die Rückkehr. Dadurch erbittert, folgte er im Jahre 48 dem Rufe des Marcus Cälius, der, weil er die Schuldgeſetze Cäſar's während deſſen Abweſenheit umgeſtürzt hatte, durch den Senat der Prätur entſetzt worden war, bildete in Campanien eine Schaar und belagerte mit derſelben ein Caſtell Caſſanum bei Thurii in Lucanien, wurde aber dabei getödtet, wie bald nachher Cälius ſelbſt vor Thurii.

Miloradowitſch, Michael Andrejewitſch, Graf von, geb. 1770, trat früh in ruſſiſche Kriegsdienſte, machte die Feldzüge gegen die Türken und die Polen mit und war 1805 als Generallieutenant in der Schlacht bei Auſterlitz. Großen Ruhm aber erwarb ſich M. in dem Feldzuge von 1812, wo er als Anführer der Avantgarde den Franzoſen großen Verluſt zufügte und darnach zeichnete er ſich bei Bautzen durch große Tapferkeit aus. Später befehligte er unter Conſtantin die Reſerve der böhmiſchen Armee, hatte großen Antheil an den Siegen bei Kulm, Leipzig und in Frankreich, wo er ſich durch große Thätigkeit hervorthat. Nach Rußland zurückgekehrt, ernannte ihn der Kaiſer zum Gouverneur von Petersburg, wo er 1825, nach der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus, bei dem Aufruhre des Militärs durch ein Piſtolenſchuß getödtet ward.

Miloſch Obrenowitſch iſt der Sohn eines armen Landmannes, Namens Teſcha, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in dem kleinen Dorfe Dobrinja wohnte und bei vermögenden Bauern als Knecht arbeitete. Teſcha hatte eine Frau, Wiſchnja, welche in einer frühern Ehe mit Obren, einem wohlhabenden Manne in dem Dorfe Brußnitza, verheirathet geweſen war und dieſem zwei Söhne und eine Tochter geboren hatte. Teſcha erzeugte drei Söhne, von denen der älteſte, Miloſch, um das Jahr 1780 geboren wurde, aber wie ſeine jüngern Brüder, Jefrem und Iwan, noch nicht erwachſen war, als ihr Vater ſtarb und ſie in bitterer Armuth zurückließ. Sie mußten ſich ihren Unterhalt ſelbſt erwerben, indem ſie für fremde Leute Vieh hüteten. Als M. größer geworden war, ging er zu einem ſeiner Halbbrüder, Milan und diente ihm als Knecht bis 1804, wo die unerträglichen Bedrückungen der Türken die Serben zum Aufſtande zwangen. Milan war einer der Erſten, die an dem Aufſtande Theil nahmen und deshalb nach Vertreibung der Türken von dem Volke zum Befehlshaber in den Bezirken von Rudnik, Poſchega und Uſchize erwählt wurde. Milan, ein wohlwollender, ſeiner milden Gemüthsart wegen allgemein beliebter Mann, hatte zum Kriege weder Neigung noch Fähigkeit; M. dagegen war im Gefecht ſtets der Vorderſte und hatte ſich ſeines unerſchütterlichen Muthes wegen großes Anſehen erworben. Milan übertrug ihm daher ſtatt ſeiner den Befehl im Kriege. Als er im Anfang des Jahres 1810, wie man ſagte auf Betrieb ſeiner Feinde, in der Umgebung von Czerni Georg, der ſeit jenem Aufſtande ſich zum Haupte des Landes emporgeſchwungen hatte, ermordet worden war, nahm M. den Namen Obrenowitſch an und trat an die Stelle ſeines Halbbruders in den Bezirken von Rudnik, Poſchega und Uſchize. Doch ſchon im folgenden Jahre wurde ihm dieſe entriſſen, indem man das Land anders eintheilte und nur ein kleiner Theil des Bezirks von Rudnik blieb ihm übrig. Er verband ſich mit einigen

Digitized by Google

andern Häuptlingen, die gleich ihm durch die neue Einrichtung bevortheilt waren und ließ ihnen, da er ſelbſt des Schreibens unkundig war, ſchreiben, ſie ſollten bei ihrem Vorhaben beharren, er wolle ihnen, wenn es nöthig ſei, mit 200 Mann zu Hülfe kommen. Der Anſchlag wurde verrathen und ſein Brief fiel in die Hände Czerni Georg's, der die unzufriedenen Häuptlinge mit überlegener Macht überfiel und ſelbſt M. in ſeine Gewalt bekam, aber ſchon war ſein Anſehen unter dem Volke ſo groß, daß man ihn nicht zu ſtrafen wagte, ſondern mit einem Verweis entließ, nachdem er das Verſprechen hatte ablegen müſſen, in Zukunft dem Czerni Georg treu und gehorſam zu ſein. Im Jahre 1812 brach ein neuer Aufſtand gegen die Türken in Serbien aus. In dem von Rußland und der Pforte zu Bukareſcht abgeſchloſſenen Frieden vom 28. Mai 1812 war den Serben vollkommene Amneſtie bedungen, ſowie das Recht ihr Land durch ſelbſt gewählte Obrigkeiten zu verwalten und der Pforte nur einen Tribut, als Anerkennung der Oberhoheit, zu bezahlen. Czerni Georg und die vornehmſten Anführer der Serben weigerten ſich aber, den Vertrag anzunehmen, da ſie ihn nur für eine ihnen von den Türken gelegte Falle anſahen, um das Land von Neuem in ihre Gewalt zu bekommen. Da brach im Sommer 1813 von der bulgariſchen Grenze her über Niſch (Niſſa) ein gewaltiges türkiſches Heer zur Unterwerfung des Serbenvolkes in Serbien ein, die von dem ſerbiſchen Landſturm beſetzten Schanzen bei Deligrad an der öſtlichen Morawa wurden umgangen, die Feſtung Negotin nach tapferer Gegenwehr vom Kapudan Paſcha genommen; unaufhaltſam ergoß ſich der Strom der Feinde in das Innere des Landes und Czerni Georg und mit ihm die vornehmſten Anführer der Serben flüchteten auf das öſterreichiſche Gebiet. Während dieſer Ereigniſſe hatte M. an der weſtlichen Grenze gegen die Bosnier gekämpft, welche die Drina überſchritten und in die benachbarten Bezirke Serbiens eingefallen waren. An der Mündung der Drina in die Sawa hatte er 17 Tage lang den offenen Flecken Rawanj vertheidigt, bis derſelbe vom Feinde durch Feuer zerſtört war, und floh zu Fuß gegen die Sawa zu und kam glücklich in dem ſerbiſchen Lager bei Schabatz an. Er fand das übrige Heer entmuthigt und Alles verloren; als die Kunde kam, daß die Türken auch Belgrad gewonnen hatten und plündernd und verheerend in das Innere des Landes vordrängen, zerſtreuten ſich die noch zuſammengebliebenen Kriegshaufen, die Anführer entflohen über die Sawa nach Oeſterreich. Auch M. wurde von ſeinen Freunden gerathen, die Flucht zu ergreifen, doch er entgegnete: „Brüder, ich will nicht mit leeren Händen nach Deutſchland gehen und meine alte Mutter, mein Weib und meine Kinder in die Sclaverei führen und verkaufen laſſen. Ich gehe in meinen Bezirk zurück, wo das Volk noch bei einander geblieben iſt. Es iſt ſo viel Volks in meinen Schlachten umgekommen, daß es nicht mehr als billig iſt, wenn auch ich mit meinem Volke umkomme“. Er ritt nach Brußnitza, wo er Haus und Hof hatte, erkundete die Stimmung des Volkes und als er ſah, daß es nur an einem Anführer fehlte, um dem Aufſtande neue Nahrung zu geben, beſchloß er den Kampf wieder aufzunehmen. Aber die Bevölkerung war zu ſehr entmuthigt; wo die Türken erſchienen, unterwarf man ſich, um dem Tode oder der Sclaverei zu entgehen; es blieb ihm nichts Anderes übrig, als ſich, gleich den andern Anführern, die im Lande geblieben waren, den Türken zu unterwerfen. Dieſen war M. durch ſeine kühnen Thaten bekannt, ſie wußten, welchen Einfluß auf die Beruhigung des Landes das Beiſpiel ſeiner Unterwerfung haben werde und verſprachen ihm daher nicht allein Verzeihung des Geſchehenen, ſondern auch eine höhere Stellung, als Czerni Georg je gehabt hätte. M. begab ſich zum Delibaſcha Ali Aga Sertſcheſma, einem der angeſehenſten Befehlshaber des türkiſchen Heeres, der zu Takowo, einem Dorfe unweit Brußnitza, ſtand, legte vor ihm ſeine Waffen nieder und ward von ihm mit Freuden aufgenommen und nach Belgrad zum Großvezir geführt, der ihn ebenfalls mit großen Ehrenbezeigungen empfing. Suleiman, ein bosniſcher Häuptling, dem die Verwaltung Serbiens übertragen war, beſchenkte ihn reich und ernannte ihn zum Fürſten der drei Bezirke Rudnik, Poſchega und Kragujewatz.

Aber kaum ſahen ſich die Türken wieder im ſicheren Beſitz von Serbien, als ſie ihre alten Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen von Neuem begannen. Ein Zufall gab das

Digitized by Google

Zeichen zum neuen Aufſtande. Mit den Türken war die Peſt in das Land gekommen und richtete in den Städten wie in Dörfern große Verheerungen an. Ein früherer Anführer der Serben, Hadſchi Pordan, der ſich den Türken unterworfen hatte und der türkiſche Muſſelim von Poſchega flüchteten ſich, Jeder mit mehreren Begleitern, vor der Peſt in das Kloſter Trnawa am Abhange des Berges Drotſcher. Unter dem Gefolge Beider brach ein Zwieſpalt aus, die Türken wurden überwältigt, gebunden und ihrer Waffen beraubt. Kaum war dies geſchehen, ſo breitete ſich der Aufſtand nach allen Richtungen aus. Hadſchi Pordan ſammelte viel Volks um ſich und ſchickte an M. einen Boten, um dieſen aufzufordern, ſich an die Spitze zu ſtellen. M. aber weigerte ſich und benachrichtigte den Paſcha von Belgrad von dem Vorgefallenen und zog ſelbſt mit dem Muſſelim von Rudnik, Aſchin Beg, gegen die Aufrührer aus. Die Kunde aber, daß M. auf der Seite der Türken ſei, zerſtreute faſt allein ſchon alle Empörer und Hadſchi Pordan flüchtete mit ſeinen Brüdern nach Ungarn. Jetzt wurden die Grauſamkeiten der Türken noch größer. Der Paſcha von Belgrad ſchickte ſeinen Kiaja aus, um die Rädelsführer zu verhaften und der Vorſteher des Kloſters Trnawa ward mit 36 andern Männern geſpießt, über 100 andere, unter ihnen viele angeſehene Männer, vor den Thoren von Belgrad enthauptet und ihre Köpfe auf den Zinnen aufgeſteckt; und die Türken durchzogen das Land nach allen Richtungen, um ſich der Waffen der Bewohner zu bemächtigen, und begingen dabei die unerhörteſten Gräuel. Bald waren ſelbſt diejenigen Serben, die an dem Aufſtand des Hadſchi Pordan keinen Theil genommen hatten, ihres Lebens nicht mehr ſicher und als dem Paſcha von Belgrad in M.'s Gegenwart der Kopf von Stanoj Glawaſch, einem ſeiner frühern Waffengefährten, gebracht wurde, rief ein Türke dieſem zu: „Haſt Du den Kopf geſehen, Knes? Jetzt iſt die Reihe an Dir". „Gut, gut", entgegnete M., „den Kopf, den ich trage, iſt längſt nicht mehr mein". Von dieſem Augenblicke an war ſein Entſchluß gefaßt. Mit ſchlauer Liſt wußte er den Paſcha zu bewegen, ihm zu einer Reiſe in die Heimath die Erlaubniß zu geben. Hier verſammelte er ſeine Getreuen, ſtellte ihnen die Lage des Landes vor und ſagte ihnen, daß ſie keinen andern Ausweg hätten, als zu ſiegen oder zu ſterben. Alle verſprachen, ihm zu folgen. Da es Winter war, wollte er noch bis zum Frühjahr warten; doch die Ungeduld ſeiner Anhänger war nicht ſo lange zu zügeln. Schon waren mehrere türkiſche Steuereinnehmer vertrieben und erſchlagen worden; der Aufſtand ließ ſich nicht länger zurückhalten. Da nahm M. ſeinen Freund, den Muſſelim von Rudnik, Aſchin Beg, der mit ihm die Verpflichtung eingegangen war, ſich gegenſeitig zu warnen, wenn dem Einen von den Türken, dem Andern von den Serben Gefahr drohe und führte ihn des Nachts über das Gebirge in den Bezirk von Uſ̈ize, wo er für den Augenblick ſicher war; des andern Morgens aber, am Palmſonntage 1815, ging er nach Takowo, berief eine große Verſammlung in die Kirche und berieth ſich mit den Dorfvorſtehern, Kmeten und dem Volke, was zu thun ſei. Alle ſtimmten für den Krieg, Alle baten ihn, den Befehl zu übernehmen. Darauf begab ſich M. nach ſeinem Hofe Zonuiſcha im Gebirge, wo ſich bereits eine Schaar tapferer Männer um ihn geſammelt hatte, trat im Waffenſchmucke, die Heerführerfahne in der Hand, in ihre Mitte und ſagte: „Hier bin ich und jetzt habt ihr den Krieg"! Sogleich wurde durch Boten alles Volk zum Aufſtande gegen die Türken aufgefordert. Aus hohlen Bäumen und aus Klüften wurden die verſteckt gehaltenen Waffen hervorgezogen; wer kein Gewehr hatte, erhielt es von den Nachbarn und bald war das ganze Land im Aufſtande. Suleiman Paſcha rüſtete ſich, ihn zu unterdrücken und ſandte ein kleineres Corps unter dem Bimbaſcha Kara Muſtapha, dem ſich der ſerbiſche Knes Akſentije mit einigen 100 Männern anſchloß, gegen Rudnik voraus, während er ſelbſt mit 10,000 Mann gegen Rudowatz vordrang. M. warf ſich den Erſtern entgegen und zwang ſie, ehe ſie noch das Belgrader Gebiet verlaſſen hatten, ſich bei Rudowatz zu verſchanzen. Auch dem mächtigen Heere ging er unverzagt entgegen, wurde aber im entſcheidenden Augenblicke von den Seinigen verlaſſen. Schon wollten die Wenigen, die noch bei ihm aushielten, ihre Weiber und Kinder tödten, daß ſie nicht den Türken in die Hände fielen und ſich als Räuber in die Gebirge werfen, als M.'s Frau Ljubitza ihnen Muth einſprach, noch ſei nicht Alles verloren. Während ſie noch

Digitized by Google

ſprach, erſchienen zwei Häuptlinge, der eine mit 500, der andere mit 200 Mann und M., der dem Feinde in der Ferne folgte, ſchlug ihn an der Morawa gänzlich. Bei Baleſch an der Kolubara erſchlug er 300 türkiſche Spahis und eroberte dabei eine Kanone. So wurde der Strich an der Sawa von Schabatz bis nach Belgrad frei und alle Häuptlinge, die nach Czerni Georg's Niederlage aus dem Vaterlande geflohen waren, kehrten mit zahlreichem Gefolge wohlbewaffnet nach Serbien zurück. Ein harter Schlag traf jetzt M. Seine Mannſchaft beſtand jetzt aus 3000 Kriegern, die mit zwei Kanonen verſehen waren, denn man hatte eine zu Czerni Georg's Zeiten vergrabene wieder aufgefunden. Sie glaubten ſich ſtark genug, die Türken ſelbſt in der Ebene aufzuſuchen, wurden aber an der Morawa ſo gänzlich geſchlagen, daß M. mit einem einzigen Begleiter nach der Schanze bei Ljubije fliehen mußte. Doch ſchon nach wenig Tagen hatte er wieder 1000 Mann beiſammen. Ein paniſcher Schrecken bemächtigte ſich jetzt der Türken; die Arnauten verlangten nach Hauſe, um ihre Beute und ihre Sclaven in Sicherheit zu bringen; ſie wurden unterwegs von M. angegriffen und zerſtreut und viele hundert Serben, Männer, Weiber und Kinder, verdankten ihm ihre Freiheit; aus dem Lager bei Tſchatſchak entflohen die Türken, ſie räumten Kragujewatz und endlich befanden ſich nur noch zwei Punkte in ihrer Gewalt: Poſcharewatz am Einfluſſe der Morawa in die Donau und Karanowatz am Einfluſſe des Ibar in die Morawa. Beide ſtürmte M. und gewann ſie. Gegen die gefangenen und verwundeten Türken übte er Menſchlichkeit und ſchickte ſie mit Waffen und Gepäck dem Paſcha von Novibazar zu, mit dem er früher in freundlichen Verhältniſſen geſtanden hatte und der jetzt mit dem Weſir von Rumili zur Unterwerfung Serbiens heranzog. Der Paſcha nahm den Brief, den M. den Gefangenen an ihn mitgegeben und worin er ihm betheuert hatte, daß er ſich nicht gegen den Sultan aufgelehnt, ſondern ſich nur mit Leib und Leben gegen den Paſcha von Belgrad vertheidigt hätte, wohl auf und verſprach ihm in einem Dankſagungsſchreiben, Frieden mit ihm zu halten. Das Schreiben ſchloß mit den poetiſchen Zeilen:

„Erhebe Dich, Ban, auf Tannenzweigen,
Mähe, Ban, wie Du angefangen,
Doch hüte Dich, daß die Ernte nicht vom Regen leide".

Kurſchid Paſcha, der Weſir von Bosnien, der unterdeß in das Land gedrungen war, wurde ebenfalls von M. geſchlagen und Ali Paſcha ſelbſt mit einigen zwanzig Anderen gefangen genommen. Miloſch erwies dem Gefangenen große Ehre, ſchenkte ihm ein Pferd und einen Pelz und ſchickte ihn mit den übrigen Gefangenen zu Kurſchid Paſcha zurück, der ihn einladen ließ, zur Unterhandlung zu ihm zu kommen. Dieſe Unterhandlungen zerſchlugen ſich, da der Weſir zu hohe Forderungen machte. Andere türkiſche Befehlshaber, welche ebenfalls hörten, daß die Serben ſich nicht gegen den Großherrn empörten und den Ruhm haben wollten, dieſen Kampf beendigt zu haben, ſtellten günſtigere Bedingungen und ſo kam es zu einem Waffenſtillſtande, während deſſen die Serben eine Geſandtſchaft nach Konſtantinopel ſchickten, um dem Sultan ihre Beſchwerden vorzutragen. Man ſagt, die Frage des damaligen ruſſiſchen Geſandten bei der Pforte, was für einen Krieg die Türken gegen den Vertrag von Bukareſcht mit den Serben führten, habe weſentlich dazu beigetragen, den Unterhandlungen eine günſtige Wendung zu geben. Nach vier Wochen kam die Geſandtſchaft aus Konſtantinopel mit einem Ferman zurück, der den Serben volle Verzeihung für das Geſchehene ſicherte. M. leiſtete in Belgrad den Huldigungseid gegen die Pforte und es wurde die Uebereinkunft geſchloſſen, daß den Serben nicht allein die Steuererhebung, ſondern auch die ganze innere Verwaltung des Landes überlaſſen, dem Paſcha mit ſeinen Muſſelims nur die Rechtspflege über die türkiſche Bevölkerung in den Städten bleiben ſollte. M. wurde von den Türken als das erſte Oberhaupt oder Hospodar des ſerbiſchen Volkes anerkannt. Dieſe Würde war ihm zwar noch nicht ausdrücklich von den Serben übertragen worden, doch alles Volk hatte ſich freiwillig im Freiheitskampfe ihm untergeordnet und als nach Abſchluß des Friedens 1816 ein ehrgeiziger Häuptling, Moler, den M. zum Präſidenten der ſerbiſchen Kanzlei ernannt hatte,

Digitized by Google

ihm die Gewalt ſtreitig zu machen ſuchte, wurde er von den in Belgrad verſammelten Kneſen zum Tode verurtheilt und der Paſcha gezwungen, das Urtheil an ihm vollſtrecken zu laſſen. Im folgenden Jahre aber wurde M. am 6. Nov. in einer großen Verſammlung aller Kneſen und der vornehmſten Geiſtlichen des Landes zum erblichen Fürſten des Landes ernannt und eine Urkunde darüber ausgefertigt.

Doch wenn auch die Serben auf dieſe Weiſe ſich unwiderruflich an die Perſon ihres Feldhauptmanns banden und zu ihm in ein förmliches Unterthanenverhältniß traten, ſo war doch damit noch keineswegs M.'s Gewalt geſichert. Einestheils waren die Zugeſtändniſſe, welche die Serben erhalten hatten, nur vom Paſcha von Belgrad ausgegangen und bis jetzt noch nicht von der Pforte förmlich beſtätigt, anderntheils zeigte ſich bald in den im Kriege emporgekommenen Häuptlingen, welche gehofft, bei der neuen Ordnung der Dinge an die Stelle der vormaligen türkiſchen Grundherren zu treten und ſich darin bitter getäuſcht ſahen, ein empörungsſüchtiger Geiſt. Schon im Jahre 1817 waren an mehreren Punkten Aufſtände ausgebrochen, die aber bald mit dem Untergange der Anſtifter endigten. Im Jahre 1821 empörten ſich von Neuem die beiden Kneſen des Bezirks Poſcharewatz, Abdula und Dobrinjaz, unter dem Vorwande, mit M. gleichberechtigt zu ſein. M. ſchickte ſeinen Bruder Jefrem gegen ſie und alles Volk verließ ſie; ſie ſuchten ſich durch die Flucht zu retten, wurden aber an M. von den Türken ausgeliefert, der ihnen das Leben ſchenkte, aber ſie in eine einſame Gegend verbannte, wo Abdula bald darauf vor ſeinem Hauſe erſchlagen wurde. Dobrinjaz entfloh in das Banat und verſcholl ſeitdem. Ein bedenklicherer Aufſtand brach 1825 im Bezirk von Smederewo aus, wo ein ehemaliger Prieſter, Miloje Djak, 5000 Unzufriedene um ſich verſammelte und mit ihnen geradeswegs gegen Kragujewatz zog, wo M. den Sitz ſeiner Regierung und einen kleinen Hofſtaat eingerichtet hatte. Auch jetzt erklärte ſich das Volk für ihn. Denn als der Knes von Grudſcha, Wutſchitz, die Empörer auseinandergeſprengt und Djak auf der Flucht ergriffen hatte, wollte M. ihm verzeihen, doch die Menge ſprach das Todesurtheil über ihn aus und vollzog es auch ſogleich ſelbſt an ihm, indem ſie ihn erſchoß. Noch ein anderer von einem der bei dieſer Gelegenheit nach dem Banat entflohenen Empörer, Georg Tſcharapitj, angeſtifteter Verſuch, M. zu ſtürzen, mißlang auf gleiche Weiſe. Während dem hatte ſich M. fortwährend bemüht, die Beſtätigung der Serbien zugeſicherten Privilegien von der Pforte zu erhalten. Lange war es unmöglich, weil die Türken immer noch hofften, ſich ſeiner entledigen und Serbien ſich vollſtändig unterwerfen zu können. Endlich drang im Jahre 1826, bei der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus, das ruſſiſche Cabinet auf die unbedingte Erfüllung des Vertrags von Bukareſcht und die Unterhandlungen, die deshalb angeknüpft wurden, führten zu dem Abſchluſſe des Vertrags von Akjerman, der Serbien die weſentlichſten Vortheile zuſicherte. M. rief ſogleich, nachdem ein ruſſiſcher Courier ihm den Vertrag überbracht hatte, alle Kneſen und die angeſehenſten Männer des Landes zu einer Verſammlung nach Kragujewatz, wo er ſie am 15. Jan. 1827 mit demſelben bekannt machte und von ihnen nochmals feierlich zum erblichen Fürſten ernannt wurde. Alle Anweſenden, 800 an der Zahl, unterzeichneten dieſes wichtige Actenſtück. Der Friede von Adrianopel zwiſchen der Pforte und Rußland beſtätigte von Neuem die Unabhängigkeit Serbiens und im Auguſt 1830 erhielt M. einen Berat (Lehnsbrief), der ihn als erblichen Fürſten beſtätigte. Es ſchien, als wenn jetzt alle Wünſche M.'s in Erfüllung gehen ſollten, denn nach längjähriger harter Weigerung erhielt er auch ſechs Landſtriche von den Türken zurück, die früher zu Serbien gehört hatten, freilich nur nachdem er ſie 1833 mit der ſerbiſchen Landwehr beſetzte. Schon bereitete ſich jetzt M. vor, eine Reiſe nach Konſtantinopel zu unternehmen, um perſönlich dem Großherrn zu huldigen, als eine Verſchwörung der Häuptlinge ausbrach; die Anſtifter und Rädelsführer waren Wucſitſch Periſchitſch, Oberbefehlshaber der Landwehr, der geheime Rath Awram Petroniewitſch und die Mitglieder des Obergerichts Georg Protitſch, Rejan Simitſch, Mileta Radoikowitſch und mehrere andere einflußreiche Häuptlinge. Sie zogen im Januar 1835 mit 1000 Bewaffneten nach Kragujewatz, wo M. mit ſeiner Familie eben abweſend war, verſammelten die bedeutendſten Männer der Stadt und das Obergericht, ſtellten ihnen

Digitized by Google

die Tyrannei des Fürſten in den ſchwärzeſten Farben dar und trugen darauf an, ihn ſeiner Würde zu entſetzen. Doch dieſer Vorſchlag fand ſo wenig Beifall unter den Verſammelten und wurde von dem Volke ſo entſchieden verworfen, daß die Empörer die Flucht ergriffen. M. wagte nicht, gegen ſo viele und ſo einflußreiche Männer Strenge zu gebrauchen, er verzieh ihnen, ließ aber jetzt von den aufgeklärteſten Räthen des Landes eine Verfaſſung ausarbeiten, die beſonders auf dem Grundſatze beruhte, alle Maßregeln der Geſetzgebung von der Zuſtimmung einer Volksverſammlung abhängig zu machen, deren Mitglieder aus den freigewählten Abgeordneten aller Bezirke beſtehen ſollten. Die Verfaſſung, welche bereits im Febr. 1836 einer nach Kragujewatz zuſammengerufenen allgemeinen Volksverſammlung vorgelegt wurde, mißfiel dem ruſſiſchen Cabinet ebenſo ſehr, als dem Divan und den ſerbiſchen Primaten. Die Pforte verwarf ſie gänzlich und ſchickte zwei Jahre ſpäter, im Dec. 1838, eine Charte nach Serbien, nach welcher M. verpflichtet wurde, einen Senat von 17 Mitgliedern zu wählen, der mit ihm die Oberleitung des Landes theilen ſollte. Als dieſer aber den Fürſten zur Rechnungsablegung für die bisher erhobenen Landeseinkünfte zwingen wollte, lehnte ſich M. gegen ihn auf, die Primaten ſtanden von Neuem gegen ihn auf, M. erlag den vereinten Anſtrengungen, ward gefangen genommen, zur Abdankung gezwungen und verließ im Sommer 1839 das Land. An ſeine Stelle ward ſein älteſter Sohn Milan zum Fürſten erhoben, der aber wenig Wochen darauf, am 8. Juli 1839, ſtarb. Eine Regentſchaft ernannte jetzt M.'s zweiten Sohn Michael zum Fürſten des Landes. Dieſer war aber zu jung und charakterſchwach, um die Zügel der Regierung ſelbſt zu führen. Die gegen M. bereits im Aufſtand geweſenen Primaten, Wucſitſch, Petroniewitſch und Simitſch, welche theils nach Konſtantinopel, theils nach Widin geflohen, kehrten wieder in das Land zurück, empörten ſich gegen Michael und ſetzten ihn, als er ſich in die von ihnen geſtellten Bedingungen nicht fügen wollte, am 14. Sept. 1842 ab und erwählten den Sohn Czerni Georg's, Alexander Georgewitſch, zum Fürſten. M. hatte ſich auf ſeine Güter in der Wallachei zurückgezogen. Die Urtheile aller Parteien ſtimmen darin überein, daß er ein Mann von kühnem Charakter, mittelmäßigem Geiſte, aber mit trefflichen, freilich durch Erziehung gänzlich unausgebildeten Anlagen ſei, der mit vollkommener Kenntniß ſeiner Landsleute, ihrer Fehler und Bedürfniſſe, auch die vollkommene Befähigung beſitzt, ſie zu regieren. Man kann ihm das Lob nicht verſagen, daß er in ſeinem Lande eine gewiſſe Sicherheit herzuſtellen wußte; zwar erließ er eigenmächtige Geſetze, aber er war nichtsdeſtoweniger ein unparteiiſcher und ſtrenger Verwalter derſelben. Das Verbrechen ward unterdrückt, denn ſein Name ward zum Schrecken des Landes. Sein Fall iſt, wie die damaligen Vorgänge ziemlich ſicher vermuthen laſſen, auf Rußlands Rechnung zu ſetzen, das in ihm nicht das bereitwillige Werkzeug ſeiner Plane erkannte.

Milreis, urſprünglich eine portugieſiſche Rechnungsmünze, iſt in Folge des Geſetzes vom 24. April 1835 auch eine Münzeinheit geworden durch Prägung der Coroa oder Krone zu 1000 Reis, von denen 7,89352 Stück auf die Kölner Mark Brutto Münzſilber gehen und das Stück 1 Thlr. 19 Ngr. Courant werth iſt. — Ein Conto Reis ſind eine Million Reis oder 1000 Milreis, ungefähr 1628 Thlr. Courant.

Miltiades, ein Athenienſer, der Retter Griechenlands aus perſiſcher Sclaverei, durch den glänzenden Sieg über die Perſer in der Schlacht bei Marathon im erſten perſiſchen Kriege. Hippias, des Piſiſtratus Sohn, floh vertrieben von den Athenienſern zum Perſerkönig Darius, verband ſich mit dieſem und beſchloß, durch Unterjochung Griechenlands, den erlittenen Schimpf am ſtolzen Athen zu rächen. Darius, an der Spitze einer furchtbaren Macht, überſchwemmt ganz Griechenland, unterjocht ohne Schwertſtreich die meiſten griechiſchen Staaten, nur allein Sparta und Athen bieten ihm kühn Trotz. M., Oberfeldherr der Athener, rückt an der Spitze eines Heeres von 10,000 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei dem zehnmal ſtärkern Feinde entgegen und beide Heere lagern ſich in der marathoniſchen Ebene; die Schlacht begann am 29. Sept. 490 v. Chr. Rechnend auf ihre Uebermacht, aber unfähig, ihre Streitkräfte gegen den Feind zu entwickeln, griff

Digitized by Google

der Perſerhaufe zuerſt an. M. mit ſeiner kleinen aber geübten und muthigen Schaar, unterſtützt durch eine günſtige Stellung, durchbrach bald nach mehreren Seiten die feindlichen Reihen; bald wurde die Flucht allgemein, die Perſer retteten ſich auf ihre Schiffe und überließen Verwundete und Tode, unter denen ſich Hippias befand, nebſt einem unermeßlichen reichen Lager, dem Sieger. Ebenſo ſcheiterte der Angriff der perſiſchen Flotte auf Athen ſelbſt an den trefflichen Vertheidigungsanſtalten des M. und den Perſern blieb nichts übrig, als ein ſchimpflicher Rückzug. Aufgemuntert durch dieſe Siege, faßte M. jetzt den Entſchluß, ſeinen Mitbürgern die Oberherrſchaft zur See zu verſchaffen. Mit einer Flotte von 70 Schiffen belagerte er deshalb die Inſel Paros im ägeiſchen Meere, mußte aber hier der feindlichen Uebermacht weichen und verlor einen Theil der Flotte. Das undankbare Athen, aufgeregt durch mehrere Angeſehene, welche aus Neid und Mißgunſt den Unternehmungen des M. eigennützige und dem Gemeinwohl gefährliche Abſichten unterzulegen ſich bemühten, forderte Erſtattung aller auf Ausrüſtung dieſer Flotte verwandten Koſten und brachte den M., da er dieſe zu erlegen nicht im Stand war, ins Gefängniß, wo er bald darauf an den in den Schlachten erhaltenen Wunden ſtarb (488 v. Chr.).

Miltitz, Karl Borromäus Alexander Stephan von, königlich ſächſ. geheimer Rath und Oberkammerherr, Oberhofmeiſter des Prinzen Johann zu Sachſen. Geb. zu Dresden am 9. Nov. 1781, zeigten ſich bei einer ſorgſamen Erziehung ſeine Anlagen zur Poeſie und Muſik ſehr bald. Schon in ſeinem 11. Jahre erntete er als Clavierſpieler in häuslichen Kreiſen vielen Beifall. Später trat er in die Armee ein, wodurch er in Stand geſetzt wurde, ſeinen Neigungen ſich noch mehr hinzugeben. Er ſtudirte unter dem ältern und jüngern Weinlig und unter dem Kapellmeiſter Schuſter die Theorie der Muſik und den Contrapunkt, machte in dem öſterreichiſchen Dragonerregimente Erzherzog Johann den ſogenannten Freiheitskrieg mit und ward ſpäter, 1824, Oberhofmeiſter des Prinzen Johann zu Sachſen. Er ſtarb am 19. Jan. 1845. Als Schriftſteller trat er zuerſt in dem von Apel, Fouque und Fr. Laun herausgegebenen „Wunderbuche“ (3 Bde., Lpz. 1815—17) auf; ſpäter folgte unter dem Titel „Ausſtellungen“ (2 Bdchn., Erf. 1819—20) eine Sammlung Erzählungen; 1825 erſchienen „Geſammelte Erzählungen“ (3 Bde., Lpz.), denen noch zahlreiche Erzählungen und Novellen in Zeitſchriften und Taſchenbüchern folgten. Von ſeinen Compoſitionen erwähnen wir die in reinem Kirchenſtyle geſchriebene Miſſa in G-Moll, eine Ouverture (Lpz. 1830) und die Opern „Saul“ (1833) und „Georg Czerny“ (1839). Auch zeigte er ſich in mehreren Aufſätzen in der „Abendzeitung“ und der „Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung“ als muſikaliſchen Kritiker. — Sein Bruder Alexander von M. iſt 1785 in Deſſau geboren, trat 1798 als Cadett in öſterreichiſche Dienſte, gab ſie aber bald wieder auf, machte große Reiſen nach Italien, Frankreich, England, Weſtindien und Nordamerika, ließ ſich 1807 nach ſeiner Rückkehr in München nieder, wo er vom König von Bayern zum Kammerherrn ernannt ward, ſchrieb 1814 eine kleine Broſchüre: „Was darf von ſeinen Fürſten Deutſchland jetzt hoffen, Europa erwarten?“ ward dadurch unter den Diplomaten beim Wiener Congreß bekannt, wohin er ſich 1815 begab und wurde vom König von Preußen als Kammerherr und Legationsſecretär im auswärtigen Departement angeſtellt. Als ſolcher ging er 1817 zur preußiſchen Geſandtſchaft nach Konſtantinopel ab, wo er ſpäter, von 1820—26, als Miniſterreſident und Geſchäftsträger blieb und endlich zum ordentlichen Geſandten bei der Pforte accreditirt wurde. Ein Mißfallen von Seiten ſeines Hofes, welches er ſich bei der Verhandlung der griechiſch orientaliſchen Frage zugezogen hatte, gab jedoch 1828 Veranlaſſung zu ſeiner Zurückberufung. Später erſchien von ihm ein „Manuel des consuls“ (2 Bde., Par. u. Lond. 1837—38), der ſich als ſehr praktiſch empfiehlt.

Milton, John, einer der größten engliſchen Dichter, gehört einer alten Familie an, welche in den früheſten Zeiten das Stammgut Milton, bei Thame in Oxfordſhire, beſaß. Sein Großvater, der das Amt eines Wildmeiſters über den Wald von Shotover bekleidete und ein eifriger Katholik war, enterbte ſeinen Sohn, den Vater unſres Dichters, weil er Proteſtant geworden, weshalb er auch ſich genöthigt ſah, ſeinen Studien in Oxford

Digitized by Google

zu entſagen, und ſich in London als Notar niederzulaſſen. — John M. wurde geb. in ſeines Vaters Hauſe, in Bread-ſtreet, am 9. Dec. 1608. Die erſte Erziehung wurde ihm durch einen gelehrten Geiſtlichen, Namens Young, von dieſem kam er in die St. Pauls-school, in ſeinem 17. Jahre ſodann ins Christ-college zu Cambridge, wo er 1628 und 1632 zum Baccalaureus und Magiſter graduirt wurde und ſich bald durch Reinheit und Eleganz ſeiner lateiniſchen Verſification auszeichnete. Anfangs war es die Abſicht M.'s, ſich dem Dienſt der Kirche zu weihen; allein ſeine Abneigung gegen Gelübde und Eidleiſtung, die nach ſeiner Meinung etwas bedingten, was er „ein fügſames Gewiſſen" nannte, ließen ihn in der Folge ſeinen Plan aufgeben. Nach ſeinem Abgange vom College wandte er ſich deshalb wieder dem Hauſe ſeines Vaters zu, der bereits ſeine Geſchäfte niedergelegt und zu Horton in Buckinghamſhire ſich angeſiedelt hatte. Hier verlebte er nun fünf Jahre in dem Studium der beſten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller und verfaßte einige der vorzüglichſten unter ſeinen vermiſchten Gedichten, wie ſein: „Allegro" und „Penseroso", „Comus" und „Lycidas". Nachdem er ſeines Vaters Einwilligung erhalten, ging M. 1638 nach Paris, wo er Grotius kennen lernte; von dort aus beſuchte er nach einander Florenz, Rom und Neapel. Nach einer Abweſenheit von 16 Monaten ſah er England wieder; den früheren Gedanken, auch Sicilien und Griechenland zu beſuchen, hatte er wegen der Unruhen, die unterdeſſen in ſeinem Vaterlande ausgebrochen, aufgegeben. Er ließ ſich nun in der Hauptſtadt nieder und übernahm die Erziehung ſeiner beiden Neffen, der Söhne ſeiner Schweſter, Mrs. Phillips. Da bald mehrere Aeltern ſich durch ſeinen Ruf bewogen fanden ihm ihre Kinder anzuvertrauen, ſo miethete er ſich ein Haus mit Garten in Aldersgate-ſtreet und eröffnete eine Erziehungsanſtalt. Trotz ſeiner Berufsgeſchäfte fand er dennoch Zeit, ſich in die Parteiſtreitigkeiten des Tages zu miſchen und gab demzufolge vier Abhandlungen über „kirchliches Regiment" heraus, wodurch er ſich Widerſacher an Biſchof Hall und Erzbiſchof Uſher zuzog. Im Jahre 1644 erſchien ſein berühmter „Tractate on Education" und bald darauf „Areopagitica", eine Rede für die Freiheit der Preſſe, eine ſo geiſtvolle als energiſche Vertheidigung dieſes Gegenſtandes. Im Jahre 1645 übergab er dem Publikum ſeine Jugendgedichte in lateiniſcher und engliſcher Sprache, darunter zum erſten Male den Allegro und Penseroso. M.'s Anſichten von dem Grunde und dem Zwecke der Regierung führten ihn zu einer völligen Billigung des Prozeſſes und der Hinrichtung Karl's I., welche er in einer Schrift, betitelt „das Amt der Könige und Obrigkeiten" zu rechtfertigen ſuchte. Sodann ſchrieb er eine Geſchichte von England, vollendete jedoch nur 6 Bücher, weil ſeine Ernennung zum lateiniſchen Secretär beim Staatsrathe, durch Cromwell, ihn von dieſer Arbeit abrief. Kaum hatte er dieſe Stelle angetreten, als er auch ſchon aufgefordert wurde, gegen das berüchtigte, Karl I. zugeſchriebene Buch „Ikon Basilike" eine Erwiederung abzufaſſen. Er löste dieſe Aufgabe durch ſein „Ikonoklastes" oder „der Bilderſtürmer", welches Manche für eine ſeiner beſten politiſchen Abhandlungen halten wollen. In ähnlicher Weiſe ſchrieb er gegen Salmaſius' „Defensio regis" ſeine „Defensio pro populo Anglicano". — Dies Werk erſchien 1651 und verſchaffte ihm einen großen Namen, ſowohl daheim als im Auslande, ſodaß alle fremden, damals in London anweſenden Geſandten, ihm Beſuche abſtatteten, er auch von der Regierung dafür ein Geſchenk von 1000 Pfund Sterling erhielt. M. mußte dieſen Triumph theuer büßen: die angeſtrengten Studien, wozu ihn jene Arbeit veranlaßt hatte, waren Schuld, daß er bald darauf gänzlich den Gebrauch ſeiner Augen verlor. Allein er ließ ſich hierdurch in ſeiner gewohnten Thätigkeit keineswegs ſtören und ſchon 1652 gab er eine zweite „Vertheidigung des engliſchen Volkes" gegen die Angriffe Du Moulin's heraus. Nach Cromwell's Tode gebrauchte er ſeine Feder mit großer Rüſtigkeit, um das allgemeine Hinneigen zur Reſtauration zu bekämpfen. Als dieſe trotzdem ins Werk geſetzt wurde, mußte er ſich auf einige Zeit verborgen halten (ſeine im Dienſt der Freiheit geſchriebenen Bücher waren bereits öffentlich durch Henkershand verbrannt worden), bis es endlich einem Freunde gelang, auch für ihn Amneſtie auszuwirken. So nun den öffentlichen Angelegenheiten entfremdet und ganz in ſich zurückgezogen, wandte er ſich wiederum der Poeſie zu, welche er ſchon mehrere

Digitized by Google

Jahre lang vernachläſſigt hatte und vollendete ſein unſterbliches Gedicht: „Das verlorne Paradies“ (Paradise lost), zuerſt erſchienen 1667 in kl. 4. Das Honorar, welches der Dichter dafür empfing, betrug 10 Pfund. Unwahr iſt die Angabe, daß dieſes Gedicht lange vernachläſſigt worden ſei, ehe es im Publikum den ihm gebührenden Beifall fand, denn ſchon in den erſten 11 Jahren waren über 3000 Abdrücke verkauft. Im Jahre 1670 erſchien ſein „Paradise regained“ (das wiedergefundene Paradies), wovon man behaupten will, daß der Verfaſſer ſelbſt es dem erſteren vorgezogen habe, obgleich die Urtheile der Kunſtkenner darüber einer durchaus entgegengeſetzten Meinung ſind. Mit der Par. reg. erſchien zugleich ſeine Tragödie „Samson agonistes“, nach dem Muſter der Alten gearbeitet, zwar reich an moraliſcher Tiefe und Schönheit des Ausdrucks, doch ohne eigentlich dramatiſchen Werth. Im Jahre 1672 ſchrieb er ein Syſtem der Logik, in Rasmus' Manier. Im folgenden Jahre betrat er wieder das Gebiet der Polemik, indem er Abhandlungen über „True Religion, Heresy, Schism, Toleration and the best Means of preventing the Growth of Popery“ herausgab. Eine Sammlung ſeiner vertrauten Briefe und einiger akademiſchen Diſſertationen beſchäftigte ihn während ſeines letzten Lebensjahres. M. ſtarb den 10. Nov. 1674, in einem Alter von beinahe 66 Jahren. Er liegt begraben in der Kirche von Cripple-gate; 1737 ward ihm ein Denkmal in der Weſtminſterabtei geſetzt. In ſeinen jüngern Jahren zeichnete ſich M. durch körperliche Schönheit aus; ſeine Lebensweiſe war die eines Gelehrten und Philoſophen, mäßig und einfach, ſeine Haupterholung fand er in der Muſik und dem Umgange gleichgeſinnter Freunde. Dabei war er heiter und liebenswürdig von Charakter und obgleich oft in den hartnäckigſten politiſchen Fehden begriffen, dennoch ohne Privatfeindſchaften, gleich treuherzig als manierlich in ſeinem Aeußern. M. war dreimal verheirathet und hatte mehrere Töchter, die ihm, als er blind geworden, bei ſeinen literariſchen Arbeiten hülfreiche Hand leiſteten. Die beſten Ausgaben von M.'s Werken ſind die von Newton, Hawkins (4 Bde., Oxf. 1824) und Todd (6 Bde., Lond. 1826); ſeine proſaiſchen Schriften hat Symmonds und Fletcher (Lond. 1833) herausgegeben, der auch eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke beſorgte (Lond. 1834 und 1838). Eine Lebensbeſchreibung von ihm lieferten Hayley (Lond. 1796) und Ivimey (Lond. 1833). Die Echtheit von M.'s 1825 in der Handſchrift aufgefundenen Werke „De doctrina christiana“ (herausgeg. von Summer, Lond. 1826, abgedruckt, Lpz. 1827) iſt vielfach bezweifelt worden.

Milutinowits, Simeon, ſerbiſcher Dichter, ward am 3. Oct. 1791 zu Sarajewo in Bosnien geboren, wo ſein Vater Kaufmann war. Nur mühſam und unter vielen Schwierigkeiten erhielt er in Belgrad, wohin ſein Vater vor der Peſt geflohen war und ſpäter auf dem Gymnaſium in Carlowitz einige Bildung, wurde von der letztern Anſtalt verwieſen, widmete ſich dann dem Kaufmannsſtande, nahm jedoch bald darauf eine Schreiberſtelle bei der Staatskanzlei zu Belgrad an (von 1806—13). Während des darauf eintretenden Aufſtandes der Serben irrte er unſtät und flüchtig umher, trat dann in Dienſte bei dem Bruder des Fürſten Miloſch und reiſte ſpäter nach Beſſarabien, um ſeine Aeltern wiederzuſehen. Die unterdeſſen ausgebrochenen wallachiſch-griechiſchen Unruhen verhinderten ſeine Rückkehr nach Serbien; er blieb und widmete ſich, vom ruſſiſchen Kaiſer unterſtützt, den Muſen. Die Sammlung ſerbiſcher Volkslieder von Wuk Stefanowitſch begeiſterte ihn zu ſeiner „Serbianka“, einer Reihe lyriſch-epiſcher Gedichte, in denen im echten Volkstone der Aufſtand der Serben von 1804—15 mit Wärme und Treue wiedergegeben iſt. Um den Abdruck ſeines Gedichtes ſelbſt zu leiten, begab ſich M. 1825 ſelbſt nach Leipzig, wo es in 4 Bänden erſchien. Im folgenden Jahre erſchienen noch zwei andere Sammlungen ſeiner Gedichte. Zugleich beſuchte M. in Leipzig die Vorleſungen Krug's und anderer Profeſſoren, um höhere Bildung zu gewinnen und bot W. Gerhard bei der Herausgabe ſeiner „Wila“ hülfreiche Hand. Im Frühjahr 1827 kehrte er nach Semlin zurück und da er nicht nach Serbien zurückgehen konnte, begab er ſich nach Montenegro, wo ihn der Metropolitan Petrowitſch gaſtfrei aufnahm und ihm Muße gewährte, ſeine „Volkslieder der Montenegriner und Herzegowiner Serben“ (Lpz. 1837 im Druck erſchienen)

Digitized by Google

vorzubereiten. Im J. 1837 ſchrieb auch M. ſeine in ſerbiſcher Sprache verfaßte „Geſchichte Serbiens in den Jahren 1813—15“, die um ſo höheres Intereſſe hat, da er als Augenzeuge von den Begebenheiten ſpricht.

Milz nennt man die große Blutdrüſe, welche ſich nur bei den Säugethieren, Vögeln, Amphibien, Fiſchen findet und beim Menſchen an der linken Seite des Magens, in dem Raume, welchen die falſchen Rippen der linken Seite umſchließen, befindet. Die M. hat eine länglichrunde Geſtalt, eine äußere und hintere gewölbte, eine vordere innere ausgehöhlte, durch eine Längenfurche, den Gefäßausſchnitt, in zwei Hälften, eine vordere größere und eine hintere kleinere getheilte Fläche, iſt an ihrem oberen Ende etwas dicker als an dem unteren und wird durch Verlängerungen des Bauchfelles mit dem Zwerchfelle, dem Magen und dem abſteigenden Grimmdarme verbunden. Ihre Größe iſt in verſchiedenen Körpern und zu verſchiedenen Zeiten verſchieden; bei Erwachſenen iſt ſie etwa 4 Zoll lang, 3 Zoll breit und nicht ganz einen Zoll dick. Sie iſt von mehr oder weniger dunkelrother Farbe, iſt ſehr weich und von geringer Conſiſtenz und wiegt ungefähr 8 Unzen. Von den vielen Blutgefäßen, aus welchen die M. beſteht, entſpringt die Pulsader aus dem Stamme der Eingeweidepulsader, ſowie die Blutader, welche dicht an ſie geheftet und verhältnißmäßig zu ihr weiter als irgend eine im Körper iſt. Außerdem beſteht ſie aus ergoſſenem dunkelrothem Blute, welches von einer feſten ſerösfaſrigen Haut umgeben wird. Die M. enthält überdies eine Menge rundlicher, weißlicher, wahrſcheinlich hohler, ſehr weicher Körperchen. Die M. ſteht, wie es ſcheint, mit der Thätigkeit der Leber und des Magens in enger Verbindung, doch hat man ihren directen Nutzen bis jetzt noch nicht entdecken können, indem ſie wiederholt ohne bedeutende und beſtändige Störung irgend einer Verrichtung hinweggenommen worden iſt. Wahrſcheinlich leidet (nach Meckel) das Blut in der M. eine Veränderung, durch die es zur Gallenabſonderung geeigneter wird. Auf den Magen wirkt die M. namentlich dadurch, daß ſie außer der Zeit der Verdauung das Blut von demſelben ableitet, dagegen dasſelbe bei gefülltem Magen in geringerer Menge aufnimmt, ſodaß dieſes zu dieſer Zeit, wo es zur Abſonderung des Magenſaftes am meiſten nothwendig iſt, am reichlichſten zum Magen ſtrömt. Die krankhafte Erhöhung oder Schwächung der Thätigkeit der M. äußert ſich ſtets durch Unordnungen im Verdauungsgeſchäft, alſo durch ſchlechte Verdauung, Appetitloſigkeit, Blähungen, Magenkrampf und beſonders bei heftigen Milzentzündungen durch Bluterbrechungen. Vgl. Heuſinger „Ueber den Bau und die Verrichtung der M.“ (Eiſen. 1817) und Gieſker „Anatomiſch-phyſiologiſche Unterſuchungen über die M. des Menſchen“ (Zür. 1835).

Milzbrand oder Milzſeuche iſt eine höchſt gefährliche Krankheit, beſonders des Rindviehs. Ihr Charakter zeigt ſich beſonders in einer eigenthümlichen Veränderung der Blutmaſſe mit auffallender Neigung zum Brande einzelner Gebilde, doch hat ſie noch eine Menge oft ſehr verſchiedener Symptome und kommt vorzugsweiſe in der heißen Jahreszeit und in ſumpfigen Gegenden vor, weshalb ſie auch den Namen Sommerſeuche und Sumpffieber erhalten hat. Sie befällt vorzugsweiſe die am beſten genährten und kräftigſten Thiere und tödtet in der Regel ſchnell. Durch innige Berührung wird ſie für alle Thiere ohne Ausnahme anſteckend und unter gewiſſen Umſtänden ſelbſt den Menſchen gefährlich. Die Formen, unter denen der M. auftritt, ſind ſehr mannichfaltig; doch unterſcheidet man bei Rindern hauptſächlich drei: den ſehr ſchnell verlaufenden Milzbrand, bei welchem die Thiere meiſt plötzlich todt zu Boden ſtürzen; den langſamer verlaufenden Milzbrand, der gewöhnlich 24 Stunden, oft aber auch acht Tage und länger dauert, ehe der Tod erfolgt und den Brand, bei welchem ſich Knoten und Beulen bilden und der deshalb auch Knotenkrankheit, Karbunkelkrankheit, Beulenſucht genannt wird. Ein der letzten Krankheitsform nahe verwandtes Leiden iſt der Zungenkrebs oder die milzbrandige Maulſeuche der Rinder. Bei Pferden, Schafen und andern Thieren iſt der Milzbrand in den Erſcheinungen anders geſtaltet als bei den Rindern. Pferde beginnen gleich im Anfange der Krankheit heftig zu fiebern und fallen gewöhnlich binnen 8 Tagen. Schafe, bei denen der M. unter der Benennung Blut-

Digitized by Google

ſeuche, Blutſtaupe oder Blutkrankheit vorkommt, bleiben plötzlich wie erſtarrt ſtehen, verfallen in Zuckungen und ſterben unter typhöſen Erſcheinungen. Zur Entſtehung des M.'s tragen bei anhaltender Dürre mit abwechſelnd ſchwülen und kalten Tagen, das Weiden auf überſchwemmt geweſenen Triften, der Genuß verſchlämmten und verdorbenen, mit Mehl- oder Honigthau verunreinigten Futters, ſowie gährenden, faulenden Waſſers, plötzliche Aenderung der Fütterung und Mangel an reinem Waſſer beſonders bei. Iſt die Krankheit ausgebrochen, ſo müſſen die erkrankten Thiere von den geſunden getrennt, von eigenen Wärtern gepflegt und, wenn ſie gefallen ſind, nebſt Allem, was etwa mit ihrem Auswurfsſtoffen beſchmutzt iſt, ſorgfältig vergraben werden. Die geſunden Thiere aber müſſen geſundes Futter, reines und geſalzenes Waſſer erhalten, auf andere Weiden, auch ein- oder zweimal täglich ins Waſſer gebracht werden.. In neueſter Zeit heilt man den M. bei Rindvieh und Schafen mit Brechweinſtein, dem man gepulverte Altheewurzel und Terpentinöl zufügt, auch durch Anthracin in homöopathiſcher Weiſe. Der Genuß des Fleiſches des am Milzbrande gefallenen Viehes hat tödtliche Folgen. Menſchen, welche mit milzbrandigen Thieren umzugehen haben, müſſen ſehr vorſichtig ſein, um nicht angeſteckt zu werden.

Milzen oder Milzenen hießen die in dem gleichnamigen Gaue der Oberlauſitz bis nach Görlitz hin ſeßhaften ſlawiſchen Bewohner. König Heinrich I. unterwarf ſie 929 und zwang ſie zur Entrichtung eines Tributs; doch ſchon 1002 wurde die Gegend wieder von dem Herzoge Boleſlaw erobert. Kaiſer Konrad II. unterwarf ſie im J. 1032 auf immer und verband ſie mit Deutſchland.

Mimen nannten die Völker des Alterthums ſolche Dramen, bei denen die Geberden Hauptſache waren und die von Worten entweder gar nicht oder doch nur gelegentlich begleitet wurden. Später nannte man jedoch diejenigen Vorſtellungen, bei welchen gar nicht geſprochen wurde, Pantomimen (ſ. d.), im Gegenſatze zu denen, bei welchen Worte zu Erklärung der Geberden zu Hülfe genommen wurden und welche nach wie vor den Namen M. behielten. Dieſe Dramen wurden aber nicht auf den Theatern aufgeführt, ſondern dienten nur bei Gaſtmählern und andern Feierlichkeiten zur Beluſtigung der Gäſte. Sie wurden Anfangs meiſtens improviſirt und waren daher ſehr locker und kunſtlos zuſammengeſetzt. Sie enthielten meiſt komiſche Scenen aus dem gewöhnlichen Leben und ihr Zweck war ungefähr der, welchen in unſerer Zeit das Luſtſpiel und beinahe das ganze Theater überhaupt hat, nämlich durch komiſche Uebertreibungen und durch möglichſt getreue Nachahmung geringfügiger Lebensvorfälle einer verſammelten Anzahl von Menſchen eine leichte und leicht fertige Unterhaltung zu gewähren. Erſt viel ſpäter kam man auf den Einfall, dergleichen Stücke aufzuſchreiben und namentlich wird uns Sophron aus Syracus als Mimendichter genannt. Doch ſcheinen dieſe aufgeſchriebenen M. wenig Eingang gefunden zu haben, wenigſtens ſind keine Nachrichten auf uns gekommen, welche verbürgten, daß eine größere Anzahl von Dichtern dergleichen Stücke verfertigt habe. Von den M. des Sophron ſind uns nur wenige Fragmente erhalten worden, aus denen wir kaum auf den Charakter des Ganzen ſchließen können. Eher noch könnten wir uns Vorſtellung von dieſem Charakter machen, wenn Theokrit, wie verſichert wird, in einigen ſeiner Idyllen jene M. nachgeahmt haben ſollte. Bei den Römern gab es ähnliche Schauſpiele lange, ehe der Name aus Griechenland herüberkam. Es waren dies Poſſenſpiele der ausgelaſſenſten Art, welche nicht ſelten auf Verhöhnung bekannter und zum Theil ſogar anweſender Perſonen hinausliefen. Später, als griechiſche Bildung in Rom einheimiſch wurde, führte man auch in Rom M. nach griechiſcher Weiſe auf und es war natürlich, daß man hier dergleichen Stücke viel öfter aufſchrieb, als in Griechenland, eben weil ſie in dieſer Form nicht aus dem Leben der Römer ſelbſt hervorgegangen, ſondern ihnen angebildet waren. Als römiſche Mimendichter nennt man beſonders den Decimus Laberius und den Publius Syrus. Vgl. Ziegler „De mimis Romanorum“ (Gött. 1789). — Von dieſen Stücken wurden nun auch diejenigen, welche ſie aufführten, M. genannt und in Folge deſſen pflegt man jetzt die Schauſpieler überhaupt M. zu nennen.

Mimik bedeutet zunächſt Geberdenſprache, d. h. Ausdruck der Empfindungen durch

Geberden und Mienen. Hierbei findet ein doppeltes Verhältniß ſtatt. Zunächſt nämlich gibt es für jede Empfindung eine ihrer allgemeinen Beſchaffenheit nach allen Menſchen gemeinſchaftliche Weiſe, dieſelbe auszudrücken. Zorn, Trauer, Freude werden durch irgend eine beſtimmte Geberde geäußert und nur der Umſtand, daß dieſe Geberde allen übrigen Menſchen ebenfalls eigen iſt, macht ſie allgemein verſtändlich. Andererſeits aber weicht auch jeder Einzelne in ſeiner Weiſe, die Empfindungen auszudrücken, einigermaßen von allen Anderen ab und zwar wird dieſe Beſonderheit bedingt durch die eigenthümliche intellectuelle und ſittliche Anlage und durch den Grad der Bildung, welchen der ſich Aeußernde ſich angeeignet hat, ſowie auch durch die körperliche Individualitat desſelben. Man kann daher aus der Art, wie Jemand ſeine Empfindungen äußert, auf die geiſtigen Fähigkeiten ꝛc. desſelben zurückſchließen. Das Studium der Geberdenſprache und ihres Zuſammenhanges mit dem geiſtigen Weſen des Menſchen iſt daher eines der vorzüglichſten Mittel, Menſchenkenntniß zu erwerben. — Sodann verſteht man unter M. auch die Kunſt, den Ausdruck der Empfindungen nachzuahmen. Dieſe Kunſt hat nach dem, was vorhin über den Ausdruck der Empfindungen überhaupt geſagt worden iſt, eine doppelte Aufgabe. Sie ſoll einerſeits jenen allgemeinen Typus der Aeußerung menſchlicher Empfindungen nachahmen und zweitens, durch kunſtmäßige Abweichungen von demſelben die Eigenthümlichkeit einer einzelnen Perſon darſtellen, Dieſe Kunſt wird auf dreifache Weiſe zur Anwendung gebracht. Zuerſt tritt ſie in der Pantomime (ſ. d.) ganz allein auf; ſodann wird ſie in der Declamation (ſ. d.) zur Unterſtützung der Rede angewendet, doch ſo, daß die Rede das Vorwaltende iſt und die Geberden nur hier und da zu Bezeichnung einzelner beſonders hervorzuhebender Stellen gebraucht werden; drittens wird die M. in der Schauſpielkunſt ſo angewendet, daß ſie mit der Rede in ein Verhältniß der Wechſelwirkung tritt und daß beide ungefähr gleichen Antheil an dem zu erzeugenden Kunſtwerke haben (ſ. Schauſpielkunſt). — Die Geſchichte der M. iſt der Natur der Sache nach ſehr unvollſtändig. Da nämlich das eigentliche Weſen mimiſcher Darſtellungen ſich nur ſehr unvollkommen durch Ueberlieferung aufbewahren läßt, ſo beſteht jene Geſchichte faſt nur aus Notizen über äußerliche Einrichtungen, aus welchen ſich jedoch mitunter auf weſentlichere Verhältniſſe zurückſchließen läßt. So z. B. wird durch den Umſtand, daß die Schauſpieler der Alten mit Masken ſpielten, bezeugt, daß ihre M. ſich auf die Nachahmung der Geberden beſchränkte, die der Mienen aber ausſchloß. Hieraus geht auch hervor, wie freilich auch aus vielen andern Umſtänden, daß die Alten viel weniger als wir nach jener Genauigkeit der Naturnachahmung ſtrebten, welche wir jetzt als Triumph der Kunſt preiſen. Uebrigens war die M. bei den Griechen nicht nur mit Declamation, ſondern auch mit Muſik und häufig mit Tänzen verbunden. Die Römer ſchätzten ihre beſſeren Mimen in der ſpätern Zeit der Republik ſehr hoch, weil Staatsmänner und Redner den Unterricht derſelben benutzten. Daher wurden die vorzüglichſten Schauſpieler, z. B. Roscius, des Umganges mit den vornehmſten Römern gewürdigt. Im Mittelalter war die M., wie es ſcheint, wenig ausgebildet und hatte ſich auch nur geringen Anſehens zu erfreuen. Erſt im 16. und 17. Jahrh. wurde in England, in Italien und ſpäter auch in Spanien und Frankreich, die M. ſorgfältig cultivirt und im 18. Jahrh. folgte auch die deutſche M. dieſem Aufſchwunge. In der neueſten Zeit jedoch iſt ſie wieder ſehr geſunken. Als die beſten Schauſpieler aus der letzten Blütheperiode der Mimik werden Fleck, Schröder, Wolf, Talma und Garrick genannt. Durch Iffland wurde, obgleich er ſelbſt noch manches Gute leiſtete, die Verflachung der deutſchen M. vorbereitet und jetzt iſt eine zum Theil durch ihn eingeführte höchſt unnatürliche Natürlichkeit das Ziel des Strebens unſerer meiſten Schauſpieler. Vgl. Engel in ſeiner „Idee zu einer Mimik“ (Berl. 1785, 2 Thle.).

Mimnermos, ein Grieche, geb. zu Kolophon, war ein Zeitgenoſſe und Freund Solons und gilt als Vater der Elegie. Von ſeinen Gedichten, welche ſanfte Klagen über das ſchnelle Entſchwinden der Freuden des Lebens enthalten, ſind nur noch einzelne Fragmente vorhanden, welche in den Sammlungen von Brunck, Gaisford und Boiſſonade, zuletzt von Schneidewin in „Delectus poetarum elegiacorum graec.“ (Gött. 1828) zuſammen-

Digitized by Google

geſtellt und erläutert, von N. Bach (Lpz. 1826) beſonders herausgegeben und von Herder in deſſen „Zerſtreuten Blättern", ſowie von Weber in den „Elegiſchen Dichtern der Hellenen" (Frankf. 1826) trefflich überſetzt worden ſind. Vgl. Schünemann „De vita et carminibus Mimnermi" (Gött. 1813).

Mimoſa Senſitiva (Mimosa pudica L.), die empfindſame oder keuſche M., eine Pflanze, die in Amerika einheimiſch iſt und in unſern Gewächshäuſern gezogen wird. Sie wird mehrere Fuß hoch, hat behaarte Aeſte, die Blätter ſind paarweiſe gefiedert und blühet mit kleinen hellrothen Blüthen. Sowohl Berührung als auch jede Erſchütterung, die vom Stamm oder ſelbſt vom Topfe ausgehet, macht die Blätter ſinken und die Blättchen zuſammenfallen. Nach der Erſchütterung durch Licht und Wärme gereizt, breiten ſich dieſelben von Neuem aus. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt vermuthlich in der großen Spannung eines ſehr zarten Faſerbündels im Knoten des gemeinſchaftlichen und in denen der beſonderen Blattſpiele, die durch Berührung und Erſchütterung aufgehoben und von Licht und Wärme neu gereizt wird. Auch durch Hitze, Kälte, Waſſerdampf, Wind, brennenden Schwefel u. A. wird dieſelbe Erſcheinung, wie durch Berührung, bewirkt.

Mina, Don Francisco Espoz y, wurde 1782 zu Idozin in Navarra geboren und übernahm nach dem Einfalle der Franzoſen in Spanien, im Jahre 1811 nach der Gefangennehmung ſeines Neffen Xavier (ſ. d.), unter dem er vorher diente und zum Unterſchiede von ihm den Beinamen el tio, d. h. der Oheim, erhielt, darauf den Oberbefehl über einen Guerillahaufen. Die Junta von Arragonien, welche M.'s militäriſche Talente beobachtet hatte, ernannte ihn zum Chef aller Guerillas von Navarra, in welcher Würde ihn die Regierung beſtätigte und ihm den Grad eines Oberſten ertheilte. Im Jahre 1812 wurde er General der 7. Armee und war bis 1814 Generalcommandant von Arragonien. Seit ſeiner Ernennung zum Befehlshaber aller Guerillas von Navarra bemühte er ſich, die auf Plünderung herumſtreifenden Banden, welche der Schrecken der Einwohner waren, aufzuheben. Zugleich brachte er den Franzoſen fortwährend bedeutende Verluſte bei und obwohl ſelbſt ſchon mehr als einmal geſchlagen, wußte er doch durch ſeine Gewandtheit und ſeinen ſchnellen und ſcharfen Ueberblick ſich immer aufs Neue Vortheile zu verſchaffen und furchtbar zu machen. Während des ganzen Krieges mit Frankreich lieferte M. mehr als 140 bedeutende Treffen. Als im Jahre 1811 Napoleon den Befehl erlaſſen hatte, alle Gefangenen der Guerillas zu erſchießen, proclamirte M. den Kampf auf Leben und Tod und erklärte, daß er für jeden ſeiner Offiziere 4 franzöſiſche Offiziere und für jeden Gemeinen 20 franzöſiſche erſchießen laſſen würde. Da er ſtets mehr Gefangene als die Franzoſen machte, ſo konnte er Wort halten. Den 25. April 1812 wurde er durch die Verrätherei eines ſeiner Offiziere, Malcarado, von überlegenen Streitmächten eingeſchloſſen, aber er brach ſich dennoch Bahn durch ſie und befreite einige Gefangene, welche die Franzoſen gemacht hatten. Den folgenden Tag ließ er Malcarado erſchießen. Allein durch die ihm zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel, ohne Unterſtützung von Seiten der Regierung, hatte M. 2 Regimenter Infanterie und 2 Regimenter Cavalerie organiſirt, ſodaß er am Ende des Krieges einen Beſtand von 13,500 Mann aufzeigen konnte, welche 13 befeſtigte Plätze genommen und 14,000 Franzoſen gefangen genommen hatten, diejenigen ungerechnet, welche M. hatte erſchießen laſſen. Während die Franzoſen 40,000 M. gegen ihn verloren hatten, hatte er ſelbſt während des ganzen Krieges nur etwa 5000 Mann an Todten oder Gefangenen verloren und den Franzoſen mehr als 4000 ſpaniſche Gefangene wieder abgenommen. Nach Abſchluß des Friedens (Juni 1814) begab ſich M. nach Madrid, weil ihn Ferdinand perſönlich kennen zu lernen wünſchte. Vergebens ſuchte er den König dem Einfluſſe der abſolutiſtiſchen Partei zu entziehen. M. verlor ſeine Befehlshaberſtelle. Hierauf faßte er den Entſchluß, ſich Pampelunas zu bemächtigen und die Conſtitution der Cortes von 1812 zu proclamiren. M.'s Neffe Xavier hatte mit den Offizieren der Beſatzung von Pampeluna die Uebergabe der Stadt beredet; aber das Unternehmen mißglückte durch die Uneinigkeit der Guerillas. Es blieb M. nichts übrig, als zu entfliehen. Am 4. Oct. 1814 betrat er den franz. Boden. In Paris ließ der ſpaniſche Geſandte durch einen Polizeibeamten

Digitized by Google

M. verhaften. Ludwig XVIII. aber gab ihn frei und ſetzte ihm einen kleinen Jahrgehalt aus. M. begab ſich nach Bar ſur Aube bis nach der Rückkehr Napoleon's, der ihn vergebens auf ſeine Seite zu ziehen ſuchte. Er entwich nach der Schweiz, von Gensdarmen verfolgt, die ihm kurz vor der Grenze auf Piſtolenſchußweite nahe gekommen waren. Nach der abermaligen Zurückkunft der Bourbonen kehrte auch M. nach Paris zurück und blieb daſelbſt, bis er 1820 erfuhr, daß in Spanien die Conſtitution der Cortes proclamirt würde. Den 23. Febr. war er wieder in Navarra, ſammelte einen kleinen Haufen ehemaliger Krieger um ſich und proclamirte noch einmal die Conſtitution. Den 11. März rückte er in Pampeluna ein und empfing daſelbſt die Ernennung zum Generalcapitän von Navarra, die der König ſelbſt unterzeichnet hatte. Bald darauf aber ging er nach ſeinem eigenen Wunſche als Generalcapitän nach Galicien und verwaltete dies Amt bis zum Dec. 1821. Da aber mußte er ſeinen Gegnern weichen und ging in die Verbannung nach Siguenza. Die Liberalen trugen den Sieg davon. Schon im Juli 1822 erhielt M. den Oberbefehl über das freilich ſehr unbedeutende Heer, welches gegen die abſolutiſtiſchen Truppen in Katalonien geſchickt wurde. Die Inſurgenten beſtanden aus ungefähr 33,000 M., hatten mehrere feſte Plätze inne und zu Seu d'Urgel eine Regentſchaft niedergeſetzt. M. hatte nur 1766 M. Infanterie und 275 M. Cavalerie. Aber ſchon in 1½ Monate war dieſe geringe Zahl zu einer kleinen Armee angewachſen. Er ſchlug die Inſurgenten an mehreren Punkten und zwang ſie zur Flucht auf das franzöſiſche Gebiet, auch die Regentſchaft von Seu d'Urgel mußte fliehen und ihre Papiere fielen in die Hände M.'s. Den 4. Dec. bemächtigte er ſich Seu d'Urgels. Den 20. Jan. 1823 wurde M. zum Generalcapitän von Katalonien ernannt, indem er zugleich den Oberbefehl über die Armee behielt. Als die Franzoſen in Spanien eindrangen, kämpfte er auch gegen dieſe noch eine Zeit lang im kleinen Kriege mit Glück, aber er hatte einer geordneten Armee von 30,000 M. nur etwa 5000 M. entgegenzuſtellen, dazu kam, daß M. ſelbſt endlich den fortwährenden Anſtrengungen des Krieges erlag. Eine gefährliche Krankheit warf ihn mehrere Monate darnieder. Die Cortes und die conſtitutionelle Regierung waren geſtürzt, der König bemühte ſich, die abſolute Herrſchaft wieder herzuſtellen. Jeder längere Widerſtand mußte vergeblich ſein und ſo übergab M. am 1. Nov. 1823 durch eine ehrenvolle Uebereinkunft dem Marſchall Moncey Barcelona. Er begab ſich mit mehreren ſeiner Offiziere und andern Spaniern, die ihn zu begleiten wünſchten, auf einer franz. Brigg nach England und wurde daſelbſt mit vieler Auszeichnung empfangen. Seitdem lebte er in England und Frankreich bis nach der franz. Julirevolution 1830. Da verſuchte er mit mehreren andern ſpaniſchen Patrioten die Conſtitution wieder herzuſtellen. M. erließ am 19. Oct. 1830 eine feierliche Proclamation an die Spanier und betrat zugleich den ſpaniſchen Boden. Schon am 30. Oct. ward er im Treffen bei Leſaca geſchlagen. Alle, welche den Einfall in Spanien gewagt hatten, wurden auf das franz. Gebiet zurückgedrängt. Bis zum 20. Mai 1834 blieb M. von jeder Amneſtie ausgeſchloſſen und demnach in der Verbannung. Erſt am genannten Tage ertheilte die Witwe Ferdinand's VII. dem Amneſtiedecrete (vom 20. Oct. 1832) unumſchränkte Ausdehnung. Als man ihm bald darauf den Charakter eines Generallieutenants antrug, erwiederte M., daß er dieſe Auszeichnung, obgleich ſie ihn nur in den in der geſetzmäßigen Verſammlung der Cortes verliehenen Rang wieder einſetzen würde, nicht annehmen könne, wenn nicht allen übrigen Patrioten, die 1823 ihres Ranges beraubt worden, dieſelbe Gerechtigkeit wiederfahren wäre. Er ſei übrigens bereit, in den Reihen der Vertheidiger Iſabella's II. als Generalmajor und ſelbſt als gemeiner Grenadier zu marſchiren. Am 27. Sept. erhielt General M. ſeine Ernennung zum Commandant der Nordarmee, welche gegen das von Zumalacarreguy befehligte, die Anſprüche des Don Carlos verfechtende Heer kämpfte und bisher unter den Befehlen Rodil's geſtanden hatte. Indeß wurde die Nordarmee in zwei Commandos getheilt; die Armee von Navarra unter M.'s und die der baskiſchen Provinzen unter Osmar's Befehlen. Ueberdies wurde Armildez zum Vicekönig von Navarra ernannt. Indeß M. war alt und kränklich geworden, das Heer der Königin in völliger Desorganiſation und überdies wurde ihm von Seiten des Hofes nie völliges Vertrauen geſchenkt; man betrachtete ihn ſelbſt nur als ein nothwendiges Uebel und ſo hat er

Digitized by Google

es nicht vermochte, was man von ihm erwartete, nämlich, wie im Jahre 1821, durch wenige energiſche Maßregeln die Ruhe wieder herzuſtellen. Vergebens wandte M. gegen die Inſurgenten daſſelbe grauſame Verfahren an, welches er gegen die Franzoſen beobachtet hatte. Am 4. Oct. 1834 übernahm er durch einen Tagesbefehl förmlich das ihm ertheilte Commando, aber ſchon im April des Jahres 1835 mußte er daſſelbe an Valdes abgeben, der übrigens noch weniger glücklich war, als er. Zur Wiederherſtellung ſeiner zerrütteten Geſundheit ging er zunächſt nach dem franz. Geſundbrunnen Cambo, dann nach Montpellier. Unter Mendizabal wurde er im Oct. 1835 wieder Generalcapitän in Catalonien und ſtarb zu Barcelona am 26. Dec. 1836.

Mina, Don Xaverio, Neffe des Vorigen, el chiquito, d. h. der Kleine genannt, wurde 1789 in Ober Navarra geb. und ſtudirte auf der Univerſität zu Saragoſſa, als ihn im Jahre 1808 Liebe zu Vaterland und Freiheit bewog, das Collegium zu verlaſſen und eine Guerillabande zu organiſiren, die ſich durch Wildheit und Grauſamkeit auszeichnete. Aber bald wurde er gefangen und nach Frankreich gebracht. In Folge der Abdankung Napoleon's erhielt er 1814 die Freiheit wieder, ging nach Spanien und nahm dort an dem Verſuche ſeines Onkels, Pampeluna einzunehmen, Theil. Er entfloh nach Frankreich und ſchiffte ſich 1816 von England aus mit mehreren Freunden nach Mexico, um dort die Spanier zu bekämpfen. Er gewann einige kleine Vortheile, wurde aber bald mit einigen ſeiner Gefährten gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht geſtellt und am 13. Nov. 1817 im Lager Los Remedios erſchoſſen, oder nach Anderen in dem Orte Venadito aufgehängt.

Miñano y Bedoya, Sebaſtian de, ſpaniſcher Politiker, Hiſtoriker und Geograph, geb. 1779 zu Bezerril de Campos, in der Provinz Valencia, wurde von ſeinen Aeltern nach Salamanca geſendet, um die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren. Seine Neigung zog ihn aber zum Studium der Medicin, dem er insgeheim ſich hingab; als aber ſeine Aeltern dies erfuhren, brachten ſie ihn in das Haus des Cardinal-Erzbiſchofs von Toledo, der ihn 1795 zum Erzieher und Begleiter des zum geiſtlichen Stande beſtimmten Sohnes des Infanten Louis de Bourbon, beſtimmte. Nachdem M. inzwiſchen auch ſeine juridiſchen Studien vollendet und den Doctorgrad erhalten hatte, begleitete er denſelben als Secretär nach Sevilla, wo dieſer Erzbiſchof geworden war. Hier und ſpäter in Madrid trat er in enge Verbindung mit mehreren ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern und bildete ſich dadurch zum Schriftſteller. Für ſeine wichtigen Dienſte beim Ausbruche des gelben Fiebers in Sevilla im Jahre 1800 erhielt er eine Präbende an dem Domcapitel von Sevilla, das ihn bald darauf zu ſeinem Geſchäftsträger in der Reſidenz ernannte. Im Jahre 1804 kehrte er nach Sevilla zurück, wo er nun bis 1812 blieb. Als 1810 das Domcapitel dem neuen Monarchen den Eid der Treue leiſten ſollte, legte er ſeine Stelle nieder. Deshalb verdächtig, wurde er unter dem Vorwande, mit dem damaligen Regenten von Cadiz, dem General Caſtaños, in geheimer Verbindung zu ſtehen, verhaftet und erſt nach ſechs Wochen in Folge der einflußreichen Verwendung ſeines Freundes Morales, wieder freigelaſſen. Trotzdem ſah M. in der franzöſiſchen Invaſion und Adminiſtration gar kein Unglück für ſein Vaterland, das dadurch von ſo vielen Mißbräuchen ſich befreien konnte und wurde deshalb ſogar für einen Afrancesado gehalten. Im Jahre 1814 ging er nach Frankreich, kehrte aber im Jahre 1816 nach Madrid zurück, verzichtete auf ſeine Präbende in Sevilla und verlangte eine gerichtliche Unterſuchung ſeines Betragens, die ganz zu ſeinem Gunſten ausfiel. Er ſollte wieder ſeine Stelle in Sevilla einnehmen, lehnte dies jedoch ab und zog es vor, in Madrid zu bleiben, um ſich ganz literariſchen Beſchäftigungen zu widmen. Bei dem Ausbruche der Contrerevolution in den Jahren 1820 und 1823 trat er als Verfechter der Cortesverfaſſung und der conſtitutionellen Einrichtungen auf und ſchrieb die ſatiriſchen „Cartas del pobrecito holgazan", die ungeheures Aufſehen in Spanien und Amerika machten, die bei weitem gemäßigtern „Cartas del Madrileño" und die „Cartas de don Justo Balanza", in welchen allen er ſich zugleich als einen claſſiſchen Proſaiſten bewährte. Gleichzeitig ſchrieb er zu gleichem Zwecke den mit Beifall aufgenommenen „Discurso sobre la

Digitized by Google

libertad de imprenta“ und „Los usos y derechos imprescriptibles del pueblo soberano por excelencia“. Um ſo mehr mußte es auffallen, als M. nach der zweiten Reſtauration und ſeiner abermaligen Auswanderung nach Frankreich mit ſeiner franzöſiſch geſchriebenen „Histoire de la révolution espagnole, pendant les années 1820 et 1823, par un témoin oculaire“ (Par. 1825) auftrat, worin er dieſelbe Sache, die er ſelbſt ſo warm vertheidigt, ebenſo leidenſchaftlich angriff und auch in ſeinem „Exámen crítico de las revoluciones en España durante los años de 1820 y 1823 y la de 1836“ (2 Bde., Par. 1838, 4.) ſich zum Vertheidiger des ſogenannten aufgeklärten Despotismus machte. Das einzige rein wiſſenſchaftliche und unter ſeinem Namen erſchienene Werk iſt der „Diccionario geográfico y estadístico de España y Portugal“ (11 Bde., Madr. 1826—28, 4.), den er auf Aufforderung der königlichen Akademie der Geſchichte, deren Mitglied er iſt und als Fortſetzung des von ihr begonnenen geographiſchen Wörterbuchs, das ſich blos auf die baskiſchen Provinzen beſchränkte, unternahm und der trotz aller Mängel Anerkennung verdient.

Mincio, ein ſchiffbarer Fluß im Mailändiſchen, entſpringt in Tyrol und führt Anfangs den Namen Sarca, geht unter dieſem in den Gardeſee, den er als Mincio wieder verläßt und fällt unweit Mantua in den Po, nachdem er in den Niederungen von Mantua den obern und untern See gebildet. Geſchichtlich denkwürdig wurde der Fluß durch die Schlacht am 25. und 26. Dec. 1800 zwiſchen den Franzoſen unter Brune und den Oeſterreichern unter Bellegarde, in welcher die Erſtern den Sieg davon trugen und über 4000 Oeſterreicher zu Gefangenen machten.

Mind, Gottfried, in der Schweiz der Berner Friedli, in der Kunſt der Katzenrafael genannt, weil ſeine Katzenblätter alle frühern an Vortrefflichkeit übertrafen, wurde 1768 zu Bern geboren, wo ſein Vater, ein Schreiner und Formſchneider aus Liptſch in Oberungern, in einer Papiermanufactur Arbeiter war. Als ein armer, ganz vernachläſſigter Knabe fand M. bei dem deutſchen Landſchaftszeichner Lagel Theilnahme und zeichnete nach deſſen Vorlegeblättern und nach Rüdinger Löwen, dann nach der Natur Ziegen, Schafe und Katzen, die er auch in Holz ſchnitzte. Acht Jahre alt kam er in Peſtalozzi's Anſtalt für arme Knaben, wo Zeichnen ſeine einzige Beſchäftigung war. Später lernte er bei dem Landſchaftsmaler Siegm. Freudenberger in Bern coloriren und arbeitete in der Folge bei deſſen Witwe. Uebrigens lebte er faſt nur im Umgange mit Katzen; ergötzte ſich aber auch ſehr an den Bären im Bärengarten zu Bern, die eine beſondere Zuneigung zu ihm hatten und vertraulich herbeieilten, wenn er ſich am Graben ſehen ließ. Nach einem jammervollen Leben ſtarb er zu Bern am 7. Nov. 1814. Außer Katzen und Löwen zeichnete er auch Gruppen ſpielender Knaben und Betteljungen wahrhaft geiſtreich und ergötzlich. Nach ſeinem Tode wurden ſeine Zeichnungen zu hohen Preiſen, beſonders nach England, verkauft. Viele derſelben ſind täuſchend copirt. Zehn Blätter Katzengruppen nach M. lithographirt erſchienen 1827 zu Leipzig; auch Brodtmann lithographirte 6 Blätter Katzengruppen und 10 Blätter Kinderſpiele nach M. und Joh. F. Hegi radirte 4 Blätter Katzen.

Mindelheim, eine ehemalige Herrſchaft im Schwäbiſchen Kreiſe Deutſchlands, umfaßte 7 □M. mit gegenwärtig 20 000 Einw. und der gleichnamigen Stadt von 2,600 Einw. Sie gehörte in früherer Zeit den Herzogen von Teck, kam dann durch Ausſterben an die Rechberge und Freundsberge und 1612 an Bayern. In Folge der Achtserklärung des Kurfürſten von Bayern wurde ſie 1706 dem zum deutſchen Reichsfürſten erhobenen Marlborough (ſ. d.) in Lehn gegeben, der ſie im Raſtadter Frieden von 1714 wieder an Bayern zurückgeben mußte. Nach dem Ableben des letzten Kurfürſten von Bayern wurde ſie 1778 von Oeſterreich im Beſitz genommen, im folgenden Jahre aber an die Pfalz abgetreten.

Minden, auch unter dem Namen Preußiſch-Minden, zum Unterſchiede von dem hanov. Münden (ſ. d.) bekannt, die befeſtigte Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Weſtfalen, liegt in einer angenehmen Gegend an der

Digitized by Google

Weſer, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weſer getrennt und wodurch die ſogenannte Porta Westphalica gebildet wird. Ueber die Weſer führt eine 600 F. lange und 24 F. breite ſteinerne Brücke. Die Stadt iſt größtentheils maſſiv gebaut, die Häuſer aber ſind ſehr altmodiſch und die Straßen eng und unregelmäßig. Einen ſchönen öffentlichen Platz bildet der mit Bäumen bepflanzte Domhof. Von den 6 Kirchen, worunter 3 katholiſche und 3 evangeliſche, zeichnet ſich die ſchöne gothiſche Domkirche aus, unter den übrigen Gebäuden die neue Caſerne. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 9000. Das Domcapitel begreift ſowohl katholiſche als evangeliſche Mitglieder. Ferner gibt es daſelbſt ein Gymnaſium (geſtiftet 1530) und ein Schullehrerſeminarium, ein freiweltliches proteſtantiſches Fräuleinſtift, eine Geſellſchaft zur Förderung vaterländiſcher Cultur, gegründet 1825, und mehrere wohlthätige Vereine. Die Einwohner treiben Leder-, Tabacks- und Tuchfabrikation. Beſonders beträchtlich iſt die Zuckerſiederei; auch hat die Stadt lebhafte Schifffahrt und bedeutenden Speditionshandel auf der Weſer. Die Feſtungswerke wurden ſeit 1816 wiederhergeſtellt und verſtärkt. Schon zur Zeit Karl's des Großen war M. eine nicht unbedeutende Stadt. Mehrere deutſche Kaiſer hielten daſelbſt Reſidenz, auch wurden daſelbſt mehrere Reichstage, wie 1026 vom Kaiſer Konrad II., gehalten. Wegen Einführung der Reformation im J. 1529 wurde die Stadt 1538 geächtet und 1547 vom Kaiſer Karl V. erobert. Ein Gleiches geſchah im Dreißigjährigen Kriege 1626 durch Tilly und 1634 durch den Herzog Georg von Lüneburg. Im J. 1757 wurde ſie von den Franzoſen beſetzt, im nächſten Jahre von den hanov. Truppen, im Juni 1759 aber wieder von dem Marſchall Broglie eingenommen. Kurz darauf, am 1. Aug., fand hier die Schlacht zwiſchen den Franzoſen unter dem Marſchall Contades und den verbündeten Engländern und Braunſchweigern unter dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig ſtatt. Aus ſeiner vortheilhaften Stellung am linken Ufer herausmanoeuvrirt, hatte Contades weſtlich von M. bei dem Dorfe Todtenhauſen ſein 85,000 M. ſtarkes Heer zum Kampfe aufgeſtellt, die Cavalerie in der Mitte, die Infanterie an beiden Seiten, während die Schlachtordnung des Herzogs die umgekehrte war. Als nun nach viermaligem heftigen Angriff die franz. Cavalerie die Flucht ergriff, kam auch die Infanterie in Unordnung und mußte, um nicht im Rücken angegriffen zu werden, den Rückzug über die Warthe antreten. Sie that es, von Broglie gedeckt, in ziemlicher Ordnung, weil der engl. Lord Sackville den ihm zweimal gegebenen Befehl des Herzogs, mit der Reiterei anzugreifen, nicht befolgte. Deſſenungeachtet verloren die Franzoſen 8000 M., mit Einſchluß von 3000 Gefangenen, und 25 Geſchütze und mußten in Folge dieſer Niederlage alle den Verbündeten gehörigen Länder räumen. Letztern koſtete dieſer Sieg nur 2000 M. — M. gehörte mit unter die acht von Karl dem Großen geſtifteten *Bisthümer* im Sachſenlande. Biſchof Ludwig erlangte 1332 durch Kaiſer Ludwig das Recht das Stift und deſſen Beſitzungen als freies Herzogthum zu beſitzen und darin ein Freigericht nach Art der Fehm zu errichten. Daſſelbe umfaßte 24 □M. und etwa 70,000 Einw. In dem weſtfäl. Frieden wurde das Stift 1648 ſäculariſirt und als Entſchädigung für die abgetretenen pommerſchen Lande als *Fürſtenthum* an Kurbrandenburg gegeben, das es 1807 an das neuerrichtete Königreich Weſtfalen abtreten mußte. Nach der Auflöſung dieſes Königreichs kam es 1814 wieder an Preußen und bildet gegenwärtig nebſt den Fürſtenthümern Paderborn und Korvei, den Grafſchaften Ravensberg und Rietberg und der Herrſchaft Rheda den *Regierungsbezirk* M., der auf $95^3/_4$ □M. gegen 460,000 Einw. zählt.

Minderherrſchaften hießen ſonſt in Schleſien diejenigen Mediatherrſchaften, deren Beſitzer alle Rechte des Standesherrn theilten, aber nicht auf den Fürſtentagen erſcheinen durften. Jetzt iſt die Sache ohne Bedeutung, da Fürſtentage nicht mehr gehalten werden, an den Provinziallandtagen aber alle Herrſchaftsbeſitzer Theil haben.

Mine. Unterirdiſche, gegen eine belagerte Stadt oder aus derſelben in das Feld getriebene Gänge waren ſchon den Alten bekannt, *Polyb* und *Vegez* ſprechen von ihnen. Als man bei ihrer Anwendung nach Erfindung des Schießpulvers daſſelbe zu Hülfe nahm,

Digitized by Google

und einen ausgegrabenen Raum, die *Kammer*, damit anfüllte, um die über ihr befindlichen Gegenſtände in die Luft empor zu ſchleudern, ward auch ihr Einfluß auf die Belagerungskunſt größer, und nahm erſt ſpäter wieder ab, weil die Fortſchritte der Artillerie Gelegenheit gaben, den Widerſtand einer Feſtung ſchneller zu beſiegen, wenn ſie nicht ſelbſt mit Contreminen, Gegenminen, verſehen iſt, wodurch der Belagerer ſich zum unterirdiſchen Kriege genöthiget ſiehet. Er ſenkt ſich zu dem Ende in der 3. oder 4. Parallele vermittelſt eines Brunnens (*Schachtes*) oder durch eine ſchräge Abſteigung 12—16 Fuß tief ein, und treibt alsdann einen 3 Fuß weiten 4½—5 Fuß hohen *Gang* gegen den zu ſprengenden Punkt, deſſen Lage und Abſtand vorher geometriſch genau beſtimmt iſt. Am Ende des Ganges wird gewöhnlich eine Wendung (*Schlag*) rechts oder links gemacht, der Gang bekommt nun als *Minen-Aſt* (rameau) kleinere Dimenſion — 2′ Weite, 3′ Höhe und endigt ſich an der *Kammer*, deren Größe durch die Pulvermenge beſtimmt wird, womit die Mine geladen werden ſoll; in der Vorausſetzung, daß 61 29/32 Pfund einen Würfelfuß Raum einnehmen. Weil der Erdboden ſelten feſt genug iſt, ſondern während der Arbeit einrollen und die Arbeiter verſchütten würde, werden Schacht und Gallerie von 3 zu 3 Fuß mit 4—5 Zoll ſtarken Rähmen ausgeſetzt, hinter die man 9 Zoll breite, 1—1½ Zoll ſtarke Bretſtücke (*Schwarten-Pfähle*) einſchiebt und dadurch die Erde feſthält. Bei geringerer Weite der Schachte und Gallerieen (2 und 3—3½ Fuß) ſetzt man ſie blos mit Dielen-Rähmen (*Schurzwerk*, von den Franzoſen chassis à la hollandoise genannt) aus, die 1½—2″ ſtark ſind. Die Kammer wird gleichmäßig ausgeſchalet; die Ladung aber, wenn ſie nicht zu groß und vielleicht der Erdboden feucht iſt, in einen aus Dielen zuſammengeſchlagenen, auch wohl in- und auswendig gut verpichten Kaſten geſchüttet; oder bei ſehr ſtarken Ladungen blos in Säcken zu 33 Pfund, auf untergelegte Breter und trocknes Stroh gelegt. Der mit einem Deckel verſehene Pulverkaſten hat in jenem oder an der Seite ein Loch mit einer 2″ weiten Röhre (den *Kaſtenzünder*), durch welche die *Pulverwurſt*, aus dichtem Drill ½ Zoll dick, mit feinem Jagdpulver gefüllt, gezogen, und in einer bedeckten, öfters gepichten viereckigen Leitrinne (*auget*) 3 Fuß unter der Erdfläche bis an den *Minenheerd* geführet wird, woſelbſt die Mine gezündet werden ſoll, wenn ſie durch quer hinter die *Rähmen* oder *Thürgerüſte* gelegte und angeſpreitzte Bohlen *verriegelt* und *beſetzt*, d. h. bis auf 1½ der Entfernung des nächſten hohlen Raumes oder der Erdoberfläche von der Kammer mit Erde und Raſen verdämmt iſt, um das *Ausblaſen* der Mine (das wirkungsloſe Entweichen des durch die Verpuffung des Pulvers erzeugten Gaſes) zu verhindern. Man hielt ehemals das *Beſetzen* der Minen für unerläßlich; neuere Erfahrungen haben jedoch gelehrt, daß die Schnelligkeit der Entzündung und Ausdehnung des Pulvers, ſowie der Widerſtand der Atmoſphäre gegen letztere mit der angewandten Pulvermenge wächſt, und daß daher die *Beſetzung* im Verhältniß der letztern zum Theil oder ganz erſpart werden kann. *Belidor* war es vorbehalten, eine neue, naturgemäße Minen-Theorie zu erfinden, die auf der, mit der Pulvermaſſe ſteigenden Wirkung ihrer ſich nach allen Seiten erſtreckenden Expanſionskraft begründet war. Er belegte die letztere, inſofern ſie nicht allein einen Erdkegel von beſtimmter Größe heraus warf und dadurch einen Trichter bildete, ſondern ſich noch weit über die Grenzen deſſelben in der Erde erſtreckte, mit dem Namen der Dunſt- oder Druckkugel (globe de compression) und beſtimmte ſie zu Zerſtörung der feindlichen Contreminen. Der preußiſche Major *Lefebvre* wendete dieſe zuerſt im Kriege an (bei der Belagerung von Schweidnitz 1762) und führte dadurch die Uebergabe der Feſtung herbei. Man unterſcheidet die M. nun nach Verhältniß der Größe ihrer Wirkungsſphäre als: 1) *einfache*, deren Trichter-Halbmeſſer der Entfernung der Minenkammer von der Erdoberfläche gleich, deren horizontaler Seitendruck aber 1½ Radius der Wirkungsſphäre oder der aus dem Mittelpunkte der Kammer nach dem Rande des Trichters gezogenen Linie iſt, die *Belidor* den Exploſionsradius nennt; 2) *überladene*, die bei derſelben Linie des geringſten Widerſtandes das 4 bis 6fache derſelben zum Durchmeſſer des Trichters haben. Sie werden gewöhnlich zum Angriff der Feſtungen angewendet, um nachtheilige Gebäude

Digitized by Google

und Feſtungswerke aus dem Wege zu räumen; unter Umſtänden einen Wallbruch zu bewirken, wenn dies durch das Geſchütz nicht, oder doch nicht genügend geſchehen kann; endlich um die feindlichen Gegenminen zu zerſtören und die Belagerer von der, ihnen durch ſie drohenden Gefahr zu befreien. Liegt im letzteren Falle die Ladung nicht in einer Kammer am Ende eines Ganges, ſondern unmittelbar in oder neben einem 10 — 12 Fuß tief eingeſenkten Schachte, ſo führen ſie den Namen Schachtminen, deren Gebrauch Mouzé zuerſt verſucht und empfohlen hat. Eine andere Gattung der überladenen ſind die Demolirungs-Minen, die unter ſolchen Feſtungswerken liegen, welche nach ihrem Verluſte dem Belagerer Vortheile zum leichtern Angriff darbieten, daher es nothwendig wird, ſie in demſelben Momente in die Luft zu ſprengen. 3) Die ſchwach geladenen Vertheidigungsminen des Belagerten ſollen keinen Trichter auswerfen, um dem Feind durch ihr Spiel kein Logement zu bilden. In dieſe Kathegorie gehören daher auch die Quetſcher (camouflets) mit ſehr ſchwachen Ladungen von 30—60 Pfd. Pulver, die in einem mit Eiſen beſchlagenen Kaſten bereit gehalten, nahe bei dem ſich heranarbeitenden Feinde, verriegelt, mit Sandſäcken ſchnell beſetzt und gezündet werden, um den feindlichen Gang einzudrücken und den Mineur in ſeinem Loche zu erſticken. Anſtatt ihrer bediente man ſich ehemals bloßer Dampfminen von 2—6 Pfund Pulver in einer papiernen Patrone, die man dem ſehr nahen Feinde durch ein mit dem Erdbohrer gemachtes Loch entgegenſchob, daß ſie durch ihren Pulverdunſt den Gang unbewohnbar machten. Sie ſind jetzt nicht mehr üblich. 4) Bei wichtigern Feldſchanzen werden auch wohl Fladderminen und Bombenkaſten zur Verſtärkung der Gegenwehr angewendet. Jenes ſind Schachtminen, 60 Schritt vor dem Schanzgraben, einfach bis 10 Fuß tief, oder doppelt übereinander 6 und 12 Fuß in der Erde angelegt und mit 30—100 Pfund geladen, weil es hier weniger darauf ankommt, dem Feinde wirklich zu ſchaden, als ihn zu ſchrecken, im wirkſamen Gewehrfeuer aufzuhalten und in Unordnung zu bringen. Die erſte Anwendung von dem Sprengen durch Pulver-Minen ſoll 1487 in Italien, gegen das Schloß Serezanella gemacht worden ſein, jedoch ohne Erfolg. Beſſer gelang drei Jahre ſpäter eine zweite gegen das Schloß St. Giorgio auf der Inſel Cefalonia: ſie warf ein Stück des Felſens mit der Umfangsmauer herunter. Gleiches geſchah durch Pedro Navarro 1503, bei dem Angriffe der beiden Schlöſſer, welche den Eingang des Hafens von Neapel bewahren, und man findet ſie ſpäterhin ſehr häufig bei den Belagerungen angewendet, um die Mauern niederzulegen und ſich einen Eingang in die Feſtung zu bahnen, bis ein beſſerer Gebrauch der Artillerie ſie entbehrlich, eine gut geleitete Anwendung der Gegenminen ihre Anwendung ſchwierig, oft nutzlos machte.

Minelli, Johann, geboren zu Rotterdam 1625, geſt. 1683 als Rector einer Schule daſelbſt, gab faſt alle lateiniſche Autoren mit weitläufigen lateiniſchen Paraphraſen heraus. Dies fand bei bequemen Leſern im Auslande ſo großen Beifall, daß von Andern, in Deutſchland namentlich durch einen gewiſſen Juncker und den pſeudonymen Germanicus Sincerus, ähnliche Ausgaben geliefert wurden, die auf dem Titel die Worte „ad modum Minellii" als Aushängeſchild trugen. Davon hat man Gelegenheit genommen, ſolche Schulausgaben der Claſſiker, welche den Schüler faſt aller Selbſtthätigkeit beim Ueberſetzen entheben, Ausgaben ad modum Minellii, gleichbedeutend mit Eſelsbrücke (ſ. d.), zu nennen. Den Terenz hat M. in das Holländiſche überſetzt (Rotterdam 1663).

Mineralien nennt man alle als Beſtandtheile der Erdrinde natürlich vorkommenden Körper. Obgleich man in der Regel die eigentliche Erdſchicht, welche ſich durch Zerſetzung der Geſteine und durch die Einwirkungen der Vegetation bildet, nicht unter den Mineralien zu begreifen pflegt, ſo läßt ſich doch nicht behaupten, daß jedes Mineral durchaus unorganiſchen Urſprungs ſein müſſe, da man die foſſilen Kohlen, den Bernſtein, das Erdharz und andere Reſte früherer organiſcher Körper unzweifelhaft zu den Mineralien rechnet. Die M. können aus ſehr verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet werden und finden daher auch in ſehr verſchiedenen Wiſſenſchaften Berückſichtigung. Wenn man nämlich zunächſt das Vorkommen derſelben, d. h. theils die Größe der Maſſen, in welchen ſich

Digitized by Google

die M. finden, die Vertheilung und Lagerung derſelben und ihre gegenſeitige räumliche Verbindung untereinander beachtet, ſo iſt dies der Hauptſache nach Gegenſtand der Geognoſie (ſ. d.). Neben der Darſtellung der Schichtungs- und Altersverhältniſſe, der Lehre von der Bildung der Gebirge, der Entſtehung und Veränderung der Gänge und ſonſtigen Lagerſtätten jener M., die keine größern Gebirgsmaſſen zuſammenſetzen, ſind aber auch die Eigenſchaften wenigſtens derjenigen M. zu beachten, welche größere Maſſen zuſammenſetzen, und dies gehört in das Gebiet der Mineralogie, namentlich der Unterſchied zwiſchen einfachen und zuſammengeſetzten M. Nur im Sinne der Geognoſie, welche blos größere Maſſen betrachtet, kann es ſich fragen, ob dieſe durchaus gleichartig ſind oder Gemengtheile darbieten, die, ſofern ſie ſinnlich unterſcheidbar ſind, jeder für ſich eine beſondere mineralogiſche Species bilden und im mineralogiſchen Sinne einfach ſind. Ueber dieſe ſogenannte petrographiſche Eintheilung der Felsarten ſ. Geognoſie. Die Veränderungen, welche die Felsarten durch Verwittern allein erleiden, betrachtet die Geognoſie, inſofern ſie die Erdoberfläche verändern; zur Bodenkunde (ſ. d.) aber gehören ſie, inſofern ſie im Verein mit der Einwirkung der Vegetation die fruchttragende obere Schicht der Erde, die Ackerkrume (ſ. d.), bilden. Die techniſch-mechaniſche Benutzung der M. fällt der Lithurgik (ſ. d.), die chemiſche Benutzung der Hüttenkunde (ſ. d.) und andern Zweigen der chemiſchen Technologie anheim. Die vollſtändige Beſchreibung und Kennzeichenlehre der dem Auge als ungemengt oder einfach erſcheinenden M. nach ihrer Geſtalt, ihren phyſikaliſchen und chemiſchen Eigenſchaften iſt Sache der Mineralogie (ſ. d.), die ſonach in Verbindung mit dem petrographiſchen Theile der Geognoſie den dritten Haupttheil der beſchreibenden Naturgeſchichte bildet.

Die Mineralien laſſen ſich, wie andere Naturkörper, nach der Uebereinſtimmung der Eigenſchaften in Gattungen und Arten ordnen. Die Eigenſchaften ſelbſt ſind aber dreierlei Art. Die morphologiſchen Eigenſchaften beziehen ſich auf die Geſtalt und zwar ſowohl auf die äußere Begrenzung durch Flächen als auf die damit meiſt im Zuſammenhange ſtehende innere Structur. Der äußern Geſtalt nach zerfallen die M. in deutlich kryſtalliſirte, d. h. ſolche, welche aus deutlich unterſcheidbaren einzelnen oder nach beſtimmten Geſetzen verwachſenen, durch regelmäßig vertheilte Flächen begrenzten Individuen beſtehen, und in unkryſtalliſirte. Von den eigentlichen Kryſtallen (ſ. d.), welche allein als beſtimmte mineralogiſche Kennzeichen und als die werthvollſten anzuſehen ſind, ſind die Afterkryſtalle wie die Petrefacten zu unterſcheiden. Letztere haben als mineralogiſche Formen gar keinen Werth, wohl aber in der Geologie. Die unkryſtalliſirten M. ſind entweder kryſtalliniſch, d. h. ſie laſſen ſich als Aggregate vieler kleiner, aber nicht zur völligen Entwickelung gekommener Kryſtalle erkennen, oder ſie ſind derb und dicht. Im letztern Falle können ſie vollkommen amorph (geſtaltlos) oder erdig ſein, aber auch beim Zerbrechen und Zerſchlagen noch als Analogon des Kryſtalliniſchen eine blätterige, ſchieferige, faſerige, ſtängliche, körnige Textur oder Structur zeigen. Der Bruch iſt in dieſer Hinſicht ein ſehr wichtiges mineralogiſches Kennzeichen. Auch die Kryſtalle zeigen meiſt in beſtimmten Richtungen eine größere Theilbarkeit oder Spaltbarkeit als in andern, und dieſe Spaltungsflächen oder Blätterdurchgänge ſind kryſtallographiſch für Beſtimmung der Grundgeſtalt von großer Wichtigkeit. Unter die phyſikaliſchen Kennzeichen der Mineralien iſt die Farbe weniger brauchbar, da ſie ſehr veränderlich iſt. Wichtiger ſind die Erſcheinungen der Lichtbrechung, der Durchſichtigkeit, des Iriſirens und Schillerns, der Glanz aber eines der wichtigſten Kennzeichen, da der metalliſche, halbmetalliſche Glanz, der Perlmutterglanz, Glasglanz und Fettglanz ziemlich conſtante Erſcheinungen bilden. Die magnetiſche Eigenſchaft, die Fähigkeit, beim Reiben oder Erwärmen elektriſch zu werden und die Elektricität zu leiten, die Leitungsfähigkeit für Wärme und Ausdehnung durch dieſelbe ſind ſämmtlich phyſikaliſche Kennzeichen. Beſonders wichtig aber ſind noch das ſpecifiſche Gewicht (ſ. Schwere) und die Härte (ſ. d.). Die Fortſchritte der Phyſik haben die Mineralogen jetzt mit einer Menge ſinnreicher Inſtrumente und Methoden zu Prüfung der M. beſchenkt. Ein vollſtändiger Apparat dieſer Art muß beſtehen aus einem

Digitized by Google

Anlegegoniometer, d. h. einem Inſtrument zum Meſſen der Kryſtallwinkel durch Anlegen zweier kleiner Lineale, einem Reflexionsgoniometer, welches die Kryſtallwinkel auf optiſchem Wege mißt, einem einfachen Mikroſkop, einem Hammer und Ambos zum Zerſchlagen der M., einem Apparat zu Beſtimmung des ſpecifiſchen Gewichts, einer Feile ſammt Härteſcale, einer Davy'ſchen elektriſchem Wage und einer Magnetnadel. Man hat häufig verſucht, blos auf morphologiſche und phyſikaliſche Kennzeichen und namentlich nur auf Kryſtallform, Härte und ſpecifiſches Gewicht Syſteme der M. zu gründen; zu vollſtändiger Charakteriſirung eines Minerals ſind aber noch die chemiſchen Kennzeichen erforderlich und zu ſchneller Erkennung und Beſtimmung oft die brauchbarſten. Man muß alſo wiſſen, wie ein Mineral chemiſch zuſammengeſetzt ſei, woraus ſich ſein Verhalten gegen chemiſche Einwirkung ergibt. Bei einem ganz neuen Mineral iſt, um es als ſolches zu erkennen, allerdings eine vollſtändige chemiſche Analyſe unerläßlich, bei ſchon beſtimmten M. genügen wenige einfache Verſuche. Neben der Anwendung der Mineralſäuren, um die Auflöslichkeit, die Gegenwart von Kohlenſäure u. ſ. w. zu prüfen, iſt hier die Probe auf trockenem Wege unentbehrlich, und Berzelius (ſ. d.) hat durch Ausbildung dieſer Methode die Mineralogie unendlich gefördert. Dieſe Probe auf trockenem Wege beſteht aber weſentlich aus zwei Theilen, einmal nämlich in der Erhitzung einer kleinen Probe des Minerals in einem Glasrohre über der Lampenflamme und dann in der Erforſchung des Verhaltens vor dem Löthrohre, wobei man das Material entweder für ſich auf einer Unterlage von Kohle, oder in Verbindung mit ſogenannten Flüſſen, d. h. Subſtanzen, die mit den M. zu Gläſern verſchiedener Farbe zuſammenſchmelzen, oder einigen andern chemiſchen Reagentien auf einer Unterlage von Platin erhitzt. Vergl. Berzelius, „Die Anwendung des Löthrohrs" (3. Aufl., Nürnb. 1837); Kobell, „Tafeln zur Beſtimmung der M." (3. Aufl., Münch. 1838) und H. Mayer, „Clavis analytica zu Beſtimmung der M." (Prag 1839).

Mineralogie nennt man den Theil der Naturgeſchichte, welcher ſich mit der ſyſtematiſchen Beſchreibung der Mineralien beſchäftigt. Die wiſſenſchaftliche Behandlung derſelben iſt ſehr neuen Urſprungs, beſonders deshalb, weil ſowohl Chemie als Kryſtallographie erſt in neuerer Zeit jenen Grad der Ausbildung gewonnen haben, der für conſequente Durchführung genauer Charakteriſtiken und auf Geſtalt und chemiſche Conſtitution gebauter Syſteme nöthig iſt. Die Alten, z. B. Plinius, kannten nur wenige Mineralien und beſchrieben ſie unvollſtändig. Die erſten Verſuche wiſſenſchaftlicher Behandlung machte Georg Agricola (ſ. d.) im 16. Jahrh. Folgenreicher waren aber erſt die Syſteme der Schweden Wallerius (1772) und Cronſtedt (1758); der Erſtere claſſificirte rein chemiſch, der Zweite räumte aber auch den äußern Kennzeichen ihr Recht ein. Die Bearbeitung dieſer letztern iſt das beſondere Verdienſt Abr. Gottlob Werner's ſ. d.), dem wir die ſogenannte empiriſche Methode der Mineralbeſchreibung verdanken, die von beſtimmten theoretiſchen Anſichten ganz unabhängig und darum noch gegenwärtig neben der ſtrengwiſſenſchaftlichen in Gebrauch iſt. Sein Syſtem war weder chemiſch noch phyſikaliſch conſequent; man findet es am ausführlichſten in Hoffmann's „Handbuch der M." (4 Bde., Freib. 1811—18). Erſt nach Werner gewann die Chemie wie die Kryſtallographie ihre gegenwärtige wiſſenſchaftliche Form, worauf Hauy (ſ. d.) zuerſt ſeine mathematiſchen Unterſuchungen über Kryſtallformen zu Aufſtellung eines Syſtems anzuwenden verſuchte. Seitdem haben die Mineralogen in der Syſtematiſirung zwei weſentlich verſchiedene Wege verfolgt. Die einen ſtellen die morphologiſchen und phyſikaliſchen, die andern die chemiſchen Kennzeichen (ſ. Mineralien) an die Spitze. Die erſte heißt die naturhiſtoriſche Methode und wurde beſonders durch Mohs (ſ. d.) und deſſen Anhänger Jameſon (ſ. d.), Allan, Heidinger u. A. begründet, hat auch außerordentlich viel zu Föderung der Lehre von den äußern Kennzeichen beigetragen. Das Syſtem von Breithaupt (ſ. d.) iſt ebenfalls ein naturhiſtoriſches. Dieſen gegenüber ſteht mit rein chemiſcher Claſſification Berzelius (ſ. d.), dem von Kobell und Blum ſich anſchließen. Indeß haben die wichtigen Entdeckungen über den Zuſammenhang zwiſchen Geſtalt und Miſchung (ſ. Iſo-

Digitized by Google

morphismus) nur zu Befeſtigung der ſchon längſt von vielen Mineralogen gehegten Anſicht, daß völlige Einſeitigkeit verwerflich und eine genügende Claſſification nur unter gleichzeitiger Berückſichtigung beider Claſſen von Kennzeichen zu erreichen ſei, beigetragen. Die Syſteme von Leonhard (ſ. d.), Beudant (ſ. d.), Weiß (ſ. d.), Naumann (ſ. d.) u. A. verfolgen ſämmtlich dieſen Weg mit mehr oder weniger Glück.

Mineralwäſſer (natürliche) nennt man diejenigen Wäſſer, welche aus natürlichen Quellen entſpringen und Subſtanzen enthalten, die ihnen mehr oder weniger heilkräftige Eigenſchaften mittheilen. Dergleichen Subſtanzen ſind bald Neutralſalze, bald Säuren, Eiſen, Schwefel u. ſ. w.; ſie ſind entweder darin aufgelöſt oder nur loſe damit verbunden. Die Chemie gibt uns die Mittel an die Hand, die Mineralwäſſer nicht nur in ihre Beſtandtheile zu zerlegen, ſondern ſie ſogar künſtlich zu bereiten. — Die natürlichen M. ſind bald kalt, bald lauwarm und ſelbſt heiß. Im letztern Falle nennt man ſie (griech.) Thermen. Die Eintheilung der M. iſt eine verſchiedene, theils nach den verſchiedenen Subſtanzen, aus denen ſie beſtehen, theils nach ihren heilſamen Einflüſſen auf den kranken Körper. Nach der Natur der Subſtanzen, die ſie enthalten, theilt man ſie in 4 Claſſen. Die erſte Claſſe bilden die mineraliſchen Schwefelwaſſer (aquae hydrosulphurosae), ſie verdanken ihren Namen dem Schwefelwaſſerſtoffgas, das ſie in beträchtlicherer oder minderer Qualität enthalten. Sie ſind beinahe immer Thermen und kommen faſt in allen Gegenden Deutſchlands vor. Sie ſind mehr oder weniger aufregend und werden vorzüglich zur Heilung verſchiedener Hautkrankheiten, ſowie gegen chroniſche Affectionen der Unterleibseingeweide benutzt; ſowie man ſie auch äußerlich zur Heilung von Geſchwüren und langwierigen Fiſteln vortheilhaft gebraucht. Die vorzüglichſten derſelben ſind: die heißen von Aachen, die warmen von Baden bei Wien, von Warmbrunn, die lauen von Landeck (ſ. d.), die kalten von Nenndorf, Eilſen und Limmern. Zweite Claſſe: Sauerwaſſer (aquae acidulae). Kohlenſäure iſt hier das vorherrſchende Princip. Man wendet ſie gegen verſchiedene gallige Affectionen, gegen Schwäche der Verdauungsorgane, Amenorrhöe, und in der Reconvalescenz langwieriger Fieber u. ſ. w. an. Die vorzüglichſten ſind: Bilin in Böhmen, Fachingen im Naſſauiſchen, Selters ebendaſelbſt. Dritte Claſſe: eiſenhaltige Waſſer (aquae ferreo-acidulae). Sie erhöhen die Kraft des Lebensproceſſes, den Ton der Faſer und der Nerven, und werden in allen Fällen allgemeiner und partieller Schwäche, gegen Amenorrhöe, gegen Unthätigkeit und Schlaffheit des Magens, paſſive Mutterblutflüſſe, Scropheln, bei blaſſer Geſichtsfarbe u. ſ. w. angewendet. Dieſe Claſſe iſt ſehr zahlreich, die vornehmſten davon ſind ungefähr folgende: Pyrmont, Spaa, Dryburg, Eger, Schwalbach, dann etwa noch: Altwaſſer, Flinzberg, Reinerz, Brückenau, Kannſtadt, Ilmenau u. a. Vierte Claſſe: Saliniſche Mineralwaſſer (aquae salinae). Man findet in ihnen eine größere oder geringere Quantität verſchiedener Neutralſalze, die ihnen faſt immer purgirende Eigenſchaften mittheilen. Sie ſind toniſch, alterirend und purgiren. Unter ihnen wären als vorzügliche zu nennen: Ems, Karlsbad, Seidſchütz, Teplitz, Wiesbaden u. ſ. w. Muriatiſch-ſaliniſche Waſſer. Hauptbeſtandtheil derſelben iſt Kochſalz. Zu ihnen rechnet man die Sool- und Seebäder. Beſonders wirkſam ſind ſie gegen chroniſche Affectionen der Drüſen, atoniſche Hautkrankheiten, Gicht, Rheumatismus u. ſ. w. Als Repräſentanten derſelben wären zu nennen: Halle, Köſen, Curhaven, Doberan, Kiel, das Seebad auf der Inſel Norderney, Putbus auf der Inſel Rügen u. ſ. w. Ein Buch, das den Laien hierüber die nöthigſten Aufſchlüſſe gibt, ſowie auch beim Gebrauche der Mineralwäſſer diätetiſche Vorſchriften mittheilt, iſt: Dr. v. Ammon's Badediätetik. Vgl. auch v. Zedlitz Badelexicon. Nur erſt in neueren Zeiten, als durch die bewundernswerthen Fortſchritte der Chemie die Analyſe anorganiſcher Körper einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte, man daher mit großer Genauigkeit die Beſtandtheile und auch deren Verbindungen unter einander, nach feſten, beſtimmten Verhältniſſen in einem Mineralwaſſer ermitteln konnte, vermochte man, Mineralwaſſer künſtlich nachzuahmen. Daß die künſtlichen Mineralwäſſer den natürlichen

Digitized by Google

gleich nachgebildet werden können, iſt nie zu erwarten, indem ſelbſt die Menge der Beſtandtheile, die wir durch die Analyſe darin zu finden vermögen, in verſchiedenen Zeiten des Tages und Jahres theils zu= theils abnehmen. Nach Kaſtner gilt faſt allgemein, daß ſowohl die Menge der Kohlenſäure, als auch die Menge des hervorquellenden Waſſers zur Frühlingszeit in den Sauerwäſſern am größten iſt. Es iſt ferner eine bei allen Sauerbrunnen vorkommende bekannte Erſcheinung, daß der tägliche Kohlenſäuregehalt am größten iſt vor Aufgang der Sonne; ſchon 2—3 Stunden nach Sonnenaufgang nimmt er merkbar ab und Nachmittags iſt die Abnahme noch bedeutender. Ebenſo bleiben die Mengen der andern feſten Beſtandtheile ſich zu allen Zeiten nicht gleich, ſo z. B. enthielt 1 Pfund Waſſer einer Pyrmonter Quelle im Jahre 1782: 11,9 Gran feſte Beſtandtheile, im J. 1783 fand Weſtrumb 29,5, Higgius 21,5, Bergmann 25,7 Gran; ebenſo enthielten 10,000 Theile Reisdorfer Mineralwaſſer nach Biſchoff im Auguſt 1824: 4,481, im Septbr. 4,87, im April 1825: 5,351 Glauberſalz u. ſ. f. Der erſte, der mit glücklichem Erfolge durch Kunſt die Mineralwäſſer nachzuahmen ſich bemühte, war Bergmann. Er ſuchte zuerſt reines Waſſer mit Kohlenſäure zu ſchwängern, und löſte dann die verſchiedenen andern, durch Analyſe gefundenen Beſtandtheile darin auf. Meyer in Stettin machte ſich hernach um die Verfertigung des Selterwaſſers verdient. Paul in Paris und Genf fertigte mehrere künſtliche Mineralwäſſer, er bediente ſich zur Anſchwängerung des Waſſers mit Kohlenſäure zuerſt der Compreſſionspumpen. Der Abſatz dieſer Wäſſer iſt ſehr bedeutend, beſonders vom Selterwaſſer, von dieſem allein ſetzt er in jedem Jahre mehrere Hunderttauſend Flaſchen ab. Dr. Fierlinger in Wien gründete gleichfalls eine bedeutende Fabrik künſtlicher Mineralwäſſer. Das kohlenſaure Gas, deſſen er zur Bereitung der Wäſſer benöthigt iſt, erhält er aus gährendem Maiſche; er hat dieſerhalb eine Brennerei damit in Verbindung gebracht und ſein Verfahren iſt von der kaiſerlichen Regierung patentirt. Dr. Struve in Dresden hat ſowohl dort, als in London, Berlin, Leipzig, Moskau und Warſchau Anſtalten dieſer Art gegründet, die ſich einer großen Theilnahme zu erfreuen haben; um das künſtliche Waſſer dem natürlichen ſtets gleich zu liefern, hat er Erhaltungs- und Trinkanſtalten damit zugleich verbunden. Die natürlichſte Anſicht, die man über die Entſtehung der Mineralquellen haben kann, iſt immer die, die Beſtandtheile, welche ſie enthalten, von der Beſchaffenheit des Bodens abzuleiten, in welchem ſie entſtanden ſind; daher iſt Dr. Struve's Bereitung künſtlicher Mineralwäſſer die zweckmäßigſte, indem er bei der Bereitung ganz der Natur analog verfährt; er ſuchte zuerſt die Bedingungen, unter welchen die Beſtandtheile eines natürlichen Waſſers zuſammentreten, auf; er erfand höchſt zweckmäßige Apparate, wo unter beſtimmten und gemeſſenen Druckgrößen, bei Ausſchließung des Einfluſſes der Atmoſphäre, die Beſtandtheile, einer gewiſſen Reihenfolge nach, mit dem Waſſer in Verbingung gebracht wurden, ähnlich, wie es in der Natur geſchieht. Hierdurch nun werden Mineralwäſſer gefertigt, die in Geſchmack, Geruch und den in ihnen enthaltenen Beſtandtheilen, den natürlichen gleich kommen. Allein ſollten nicht dennoch Stoffe im natürlichen Waſſer enthalten ſein können, die die chemiſche Analyſe noch nicht aufzuweiſen im Stande iſt? — und wenn auch in jeder Hinſicht ein künſtliches Waſſer einem natürlichen gleich wäre, wird es die Heilkräfte des natürlichen beſitzen? — es iſt wohl nicht zu beſtreiten, daß die veränderte Lebensweiſe, die Entfernung von manchen drückenden häuslichen Geſchäften, die Natur und mehrere andere Annehmlichkeiten in den Badeörtern, die bei dem Genuß der Mineralwäſſer in den Wohnorten mangeln, viel zur Heilung beitragen. Vergl. d. Art. Struve und Kreyſig „Ueber den Gebrauch der natürl und künſtl. M. von Karlsbad, Ems, Eger, Marienbad, Pyrmont und Spaa.“ (Lpz. 1825).

Minerva, bei den Griechen Athene, die ewig jüngfräuliche Göttin aus dem Haupte des Zeus geboren, als Kriegsgöttin im völligen Waffenſchmuck, mit Helm, Panzer und Lanze. Sie führt nur beſonnenen Krieg, und ſteht daher der Enyo (Städteverwüſterin) entgegen, iſt Beſchützerin der Künſte des Friedens, ſowie überhaupt die Göttin kluger Ueberlegung und kunſtreicher Erfindungen. Sie iſt das Symbol des aus dem

Digitized by Google

Haupte entſprungenen Gedankens. Sowie ſich das Menſchenleben in Kampf und Ruhe theilt, ſo zeigt ſich auch ihre göttliche Wirkſamkeit in beiden; ſie ſchützt den Krieger, wie den Künſtler und Denker, der in friedlicher Ruhe die Früchte ſeines Verſtandes zur glücklichen Reife bringt. Als weiſe Kriegerin tritt ſie zuerſt in den Götterkämpfen auf; ſie iſt Siegerin des Pallas und Enkelados, über welchen ſie Sicilien hinſchleudert und ſteht rathend dem Zeus zur Seite. Sie führt den Herkules auf den Olymp, lehrt den Bellerophon den Pegaſus zähmen und die Chimära beſiegen, begleitet den Perſeus auf ſeinem Zuge gegen die Gorgonen, ſchenkt dem Tydeus Unſterblichkeit, ſchützt den Odyſſeus auf ſeiner Fahrt, und iſt in der Geſtalt des Mentor ein treuer Begleiter ſeines Sohnes. Als weiſe Kriegerin baut ſie die Argo und lehrt dem Epeus das hölzerne Roß zimmern, und bereitet Troja's Fall. Als Beſchützerin der Künſte legt ſie Schild und Speer ab, und tritt mit Weberſchiff und Spindel auf; ſie fertigt die Gewänder der Göttinnen, haßt aber allen Künſtlerſtolz und verwandelt deshalb die Arachne in eine Spinne. — Der Geiſt vermag aber nur in einem geſunden Körper mit erfinderiſcher Thätigkeit zu wirken, und ſo behauptet ſie auch als Athene Higieia, Päonia, Minerva medica eine Stelle unter den heilenden Göttern. Ob Minerva indeß Beſchützerin ſowohl der nützlichen als ſchönen Künſte geweſen ſei, darüber ſind die Meinungen getheilt; ihr gehören nach Einigen blos die erſtern; denn, ſagen ſie, als Minerva die Flöte erfunden hatte und entdeckte, daß ihr Geſicht durch die beim Spiele aufgeblaſenen Backen verunſtaltet würde, warf ſie das Inſtrument im höchſten Zorne weg, Dem mit dem härteſten Fluche drohend, der es je wagen würde, es wieder aufzunehmen. Der unglückliche Finder war Marſyas. Allerdings iſt etwas in der ſchönen Kunſt, was der Athene fremd iſt. Denn nur von dem, was geiſtig iſt, angezogen, entfernt ſich ihr Herz, kalt wie der Stahl, der ſie umgürtet, von allem Sinnlichen. Sie iſt die reine Verſtandeskraft. An ihrem Herzen ſchwindet der Liebe Kraft, und ewig Jungfrau, erliegt die Macht der Sinnlichkeit der Uebermacht ihres ewig regen Geiſtes. Deshalb traf furchtbare Rache Jeden, der kühn mit unreinem Blick ſich der Göttin näherte. Tireſias, der ſie im Bade belauſchte, erblindet, und männlich widerſtrebt ſie dem wollüſtigen Hephäſtos. Dennoch konnte ſie mit Juno und Venus um den Preis der Schönheit ſtreiten. — Auch in der Darſtellung der Kunſt behält M. dieſen Charakter bei. Kalten Ernſt, tiefes Nachdenken und männlichen Geiſt vereint ſie mit den Zügen ſchöner Weiblichkeit. Als Kriegsgöttin erſcheint ſie gerüſtet, als Göttin der Kunſt in der Tracht einer Matrone. Ihr Haupt jedoch iſt ſtets mit einem mehr oder weniger verzierten Helme bedeckt; bald ſitzen auf demſelben Greife, als Symbol des Spähens, bald Widder (Kraft), bald ein Geſpann Roſſe, ähnlich dem Geſpann des Kriegswagens: der dreifache Mähnenkamm wird an der Seite von geflügelten Pferden, in der Mitte von einer Sphinx getragen. Zu ihren Attributen gehören noch die Aegis, das Gorgonenhaupt und der argoliſche Schild; zu ihren Symbolen die Eule und der Hahn. Als Göttin der Geſundheit füttert ſie den Drachen, und der Oelzweig iſt das Symbol des Friedens. Als ſie einſt nach der Sage mit Neptun über die Benennung Athens ſtritt, entſchieden die Götter, es ſolle nach Dem benannt werden, welcher der Erde das nützlichſte Geſchenk gäbe. Neptun brachte das Roß, Athene den Oelbaum hervor. Ganz Attika, beſonders aber Athen, war der Hauptſitz ihrer Verehrung. Phidias verſuchte das Ideal der Göttin in 3 gleich meiſterhaften Schöpfungen. Zuerſt ging aus ſeiner Hand die eherne Bildſäule der Vorſtreiterin Pallas (προμαχος) hervor; eine kleinere aus eben dem Stoffe ſtellte in der Göttin die höchſt vollendete Schönheit dar (καλλιμορφος); die berühmteſte, die dritte, aus Gold und Elfenbein, die Jungfrau (παρθενος), ſtand im Parthenon, dem prächtigſten ihrer Tempel, den Perikles aus Marmor erbauen und mit Pracht und Kunſt überhäufen ließ. Nächſt ihm ſtand der prächtigſte Tempel der M. zu Tegea in Arkadien, andere zu Sparta, Lindos, Rhodos, Erythrä und Lariſſa. Ihre glänzenden Feſte hießen Panathenäen. Ein anderes Feſt war die feierliche Abwaſchung ihrer Bildſäule zu Athen und Argos von den Händen keuſcher Jungfrauen. — Bei den Römern war ſie Anfangs nur Göttin des Kriegs und verſchmilzt deshalb oft mit der Roma, ſpäter wurden ihr als Hauptgottheit mehrere Tempel

Digitized by Google

erbaut. Der ſchönſte derſelben ſtand auf dem Capitol; ihr Feſt, Quinquatrus, dauerte 5 Tage. Entſprechend ihren Eigenſchaften, ihren Attributen und Thaten hat ſie eine große Menge von Beinamen.

Mingotti, Katharina, geb. 1728 zu Neapel von deutſchen Aeltern, erhielt ihre erſte Bildung in einem Urſulinerkloſter bei ihrer Vaterſtadt, verheirathete ſich ſpäter mit einem bejahrten Venetianer Mingotti, der als Unternehmer der Oper nach Dresden kam, wo ſie bei ihrem erſten Auftreten den größten Beifall erhielt, und ſogleich engagirt ward. Nach einem längern Aufenthalte zu Dresden, von wo ſich ihr Ruf bald ſchnell verbreitete, beſuchte ſie Italien und hielt ſich einige Zeit zu Neapel auf, erndtete überall den größten Beifall ein und kehrte 1748 nach Dresden zurück, wo ihr Haſſe große Schwierigkeiten in den Weg legte, die ſie jedoch mit ihrer Kunſt gänzlich beſiegte. Im J. 1751 beſuchte ſie Spanien, Paris, London und Italien, wo ſie überall die größte Auszeichnung erfuhr; 1763 verließ ſie Dresden gänzlich, lebte ſeit dieſer Zeit als Hofſängerin zu München und ſtarb 1807 zu Neuburg an der Donau in hohem Alter. Ihr großartiger Geſang hatte noch in ihrem Alter einen ſo außerordentlichen Ausdruck, daß ſie Alles hinriß.

Mingrelien, d. i. das Land der tauſend Quellen, iſt eine etwa 100 □M. große, ſehr gebirgige und waſſerreiche Provinz, welche ſeit dem Frieden zwiſchen Perſien und Rußland im J. 1813 dem letztern Staate zugehört. Ihre Grenzen ſind gegen Weſten das Schwarze Meer, gegen Norden Abchaſien, gegen Süden Imerethien, mit dem es gegenwärtig einen Theil des gruſiniſch-imerethiſchen Gouvernements ausmacht, und gegen Oſten die Hochkämme des Kaukaſus. Durchfloſſen wird es theilweiſe von dem Elbrus. Die Zahl der Einwohner belief ſich im J. 1834 auf 61,600, die ſich zur griech. Kirche bekennen. Der frühere Zar von M., Dadian, der gegenwärtig in ruſſ. Dienſten ſteht, nannte ſich „Fürſt des Schwarzen Meeres" und herrſchte ganz unumſchränkt. Er bewohnte die kleine, aber ziemlich gut gebaute Hauptſtadt des Landes, Isgaur oder Iskuriah (unſtreitig das alte Dioskurias oder Sebaſtopolis) am Schwarzen Meere, die zugleich der Haupthandelsort in M. iſt, wo beſonders mit Salz, Waffen und Sclaven ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. Die ſtärkſten Feſtungen ſind Poti und Redoute Kale, am Schwarzen Meere gelegen; bei den Umwohnern ſtand die Feſte Jordi ſehr in Anſehen. Das griech. Kloſter Martwili iſt zugleich Biſchofsſitz. Die Einwohner, welche ſich ſelbſt Kadzariai nennen und die ehedem wegen Sclavenjagd, Mord und Straßenraub in ſehr üblem Rufe ſtanden, gelten noch immer für ſehr roh und uncultivirt.

Minho, einer der Hauptflüſſe Spaniens, entſpringt aus einem See bei Fuento-Minho auf dem galiciſchen Gebirge in der ſpan. Provinz Lugo, fließt Anfangs in ſüdlicher, dann in ſüdweſtlicher Richtung, macht eine lange Strecke die Grenze zwiſchen Portugal und Spanien und mündet, nachdem er rechts die Narla und Ferreyra und links den Sil und Sarria aufgenommen, nach einem Laufe von 28 M. ins Atlantiſche Meer. Er wird erſt 5 Meilen vor ſeiner Ausmündung bei Salvatierra ſchiffbar und berührt die Städte Orenſe und Tuyo.

Miniaturmalerei iſt eine Art der Waſſermalerei, bei welcher man die Farben (Gummi-Farben) nur mit der Pinſelſpitze aufträgt (punktirt). Sie iſt weit feiner als jede andere Art Malerei, und muß mithin in der Nähe geſehen werden. Daher wird ſie meiſt bei kleinen Bildern angewendet, beſonders auf Pergament und Elfenbein. Die Farben werden, damit ſie recht fein ſind, in vielem Waſſer mit etwas Gummi aufgelöſt und dann getrocknet. Am zweckmäßigſten wendet man ſolche Farben an, welche ſich am leichteſten ſehr fein zertheilen laſſen, wie z. B. den Carmin, den Ultramarin, die Lacke u. ſ. w. Die M. erfordert übrigens ein ganz eigenthümliches Talent; nicht nur gehört große Sorgfalt dazu, die vielen feinen Punkte gehörig neben einander zu ſetzen, ſondern der Miniaturmaler iſt auch leicht der Gefahr ausgeſetzt, ſeine Bilder zu überladen, wegen des kleinen Maßſtabes derſelben. Er muß daher alle Nebendinge nur andeuten und nur die Hauptgegenſtände mit Schärfe hervorheben. Im Mittelalter bediente man ſich der Miniaturmalereien beſonders zu Verzierung der Handſchriften, und zwar vorzugsweiſe in italieniſchen und

Digitized by Google

franzöſiſchen Klöſtern. Die Mönche, welche ſich mit dieſer Arbeit beſchäftigten, nannte man Illuminatores, oder weil ſie ſich vorzugsweiſe der rothen Farbe (minium) bedienten, Miniatores; daher der Name M. Nachdem dieſelbe im 14. und 15. Jahrh. vorzugsweiſe geblüht hatte, kam ſie durch das Emporkommen der Kupferſtechkunſt in Verfall. In der neuern Zeit jedoch haben ſich ausgezeichnete Maler wieder mit der M. beſchäftigt, namentlich Mengs, Chodowiecki, Füger, Weſtermann, Nixon, Shelly und Iſabey. Vgl. Violet's „Anweiſung zur M.“ (Hof 1793), und d'Arotais du Montany's „Abhandlung von den Farben zum Porzellan- und Miniaturmalen“ (Straßburg 1769).

Minimen oder Paulaner, Bettelchönchsorden, von Franciscus de Paula aus Paula in Calabrien geſtiftet. Im J. 1474 von dem Papſte beſtätigt, vermehrte er ſich unglaublich ſchnell. Nach dem Grundſatze ihres Stifters: „die Mäßigkeit iſt das beſte Gericht, wenn es mit der Brühe chriſtlicher Liebe zugerichtet wird,“ forderte die Ordensregel der M. ein beſtändiges Faſten; außer Brod und Waſſer durften ſie nichts genießen. Das erſte Stammkloſter dieſes Ordens in Frankreich war Pleſſis les Tours. Die Kleidung der M. war ſchwarz; ihr Leben ganz der Andacht gewidmet. Im 18. Jahrh. beſaß der Orden in Italien, Frankreich, Spanien und Deutſchland gegen 450 Klöſter, und erhielt 1815 ſein Stammkloſter in Neapel von Ferdinand IV. wieder.

Miniſter. Die Diener Gottes führten dieſen Namen wohl noch früher, als die Diener der Könige, und Miniſterium wird noch heute die Verwaltung des geiſtlichen Amtes genannt. Die oberſten Staatsämter ſind in den Lehnsſtaaten aus dienenden Functionen bei der Perſon des Monarchen erwachſen; wiewohl ſchon damals der Diener zuweilen der Gebieter ſeines Herrn war. Der Diener des Königs erſcheint im Lichte der neuern Zeit als der Diener des Staats. Ja der M. dient nicht mehr; man iſt zu der reinen Latinität zurückgekehrt und das Amt leitet ſeinen Namen vom Adminiſtriren ab. — Nicht blos im Titel verſchieden ſind die Cabinetsminiſter von den Staatsminiſtern. In den Staaten, wo es beide Claſſen von Miniſtern, oder vielleicht nur die erſteren gibt, ſind die Cabinetsminiſter gar nicht mit der Leitung ſpecieller Verwaltungszweige betraut, ſondern die Organe des Königs bei der allgemeinen Regierung des Staats. Sie ſind bloße Secretaire, ſobald der König Selbſtherrſcher iſt; im Gegenfalle ſind ſie die wahren Regenten. Es wird aber dabei die miniſterielle Verantwortlichkeit faſt zur Null und die Verwaltung der einzelnen Departements verliert die erforderliche Selbſtändigkeit. Darum hat man in conſtitutionellen Staaten faſt durchgängig Departementsminiſterien eingeführt, deren Vorſteher die einzelnen Verwaltungszweige unter eigener Verantwortlichkeit leiten, und entweder einzeln die Entſchließung des Monarchen einholen, oder ſich in einem Miniſterconſeil über die wichtigſten Angelegenheiten berathen, das zuweilen einen beſondern Präſidenten hat. Als Gegenſtände, die den Geſchäftskreis der einzelnen Departements begründen, bieten ſich die Juſtiz, das Innere, das Aeußere, die Finanzen, der Cultus und der Krieg dar. Zuweilen ſind einzelne Theile dieſer Angelegenheiten, z. B. der Handel, das Creditweſen, die Poſt, getrennt und zu einem beſondern Departement gebildet worden. In kleineren Staaten hat man öfterer einzelne Miniſterien, z. B. den Cultus mit dem Innern, vereinigt. Doch iſt, eine unpaſſende Vereinigung ſchädlicher, als ſelbſt Zerſplitterung; weil dem Miniſter in der Regel der eine Theil ſeines Wirkens am wichtigſten bleibt, und nun der andere, für den Staat ebenſo wichtige, darüber vernachläſſigt, oder wohl gar in dem völlig verſchiedenen Geiſte des andern Verwaltungszweiges geleitet wird. Der Handel z. B. kann nur leiden, wenn er unter dem Einfluße des Finanzminiſters ſteht. Die auswärtigen Angelegenheiten kleiner Staaten jedoch dürfen ohne Nachtheil dem erſten beſten Departementsminiſter mit übertragen werden. In manchen Staaten beſteht noch ein beſonderes Miniſterium des königlichen Hauſes, mit der Verwaltung der öffentlichen Dotation des Königs beauftragt und ohne verfaſſungsmäßigen Einfluß auf den Staat. — Alle Verfaſſungen ſchreiben zwar dem Regenten die freie Wahl ſeiner Miniſter zu; aber Thatſache iſt es, daß der Regent in vielen außerdeutſchen und ſeit den Märzvorgängen des J. 1848 auch in den meiſten deutſchen conſtitutionellen Staaten ſolche Miniſter entlaſſen muß, welche die

Digitized by Google

ſtändiſche Mehrheit entſchieden gegen ſich haben. In England bilden die Miniſter geradezu einen vollziehenden Ausſchuß des Parlaments, womit denn allerdings der Schwerpunkt aller Regierungsgewalt in die Mitte des letztern verſetzt, den Miniſtern aber ein ſtarker Beweggrund gegeben wird, ſich eine miniſterielle Partei nöthigenfalls auch durch künſtliche Mittel zu bilden. Letzteres iſt jedoch in neuern Zeiten in England ſeltner, deſto häufiger in Frankreich geſchehen. Vergl. Malchus, „Politik der innern Staatsverwaltung" (3 Bde., Heidelb. 1823) und Bülau „Die Behörden in Staat und Gemeinde" (Lpz. 1836).

Miniſterialen, d. i. Dienſtleute, hießen die ſchon in den früheſten Zeiten des Mittelalters an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Biſchöfe ſich vorfindenden Hausbeamten, die Anfangs wirkliche Dienſte leiſteten, ſpäter aber nur zum Glanze des Hofſtaats ihrer Herren dienten. Die vier älteſten und vornehmſten dieſer Aemter waren die des Marſchalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchſeſſes, denen ſich ſo viele andere anſchloſſen, als die Verrichtungen im Hofdienſte nur foderten. Zum Lohn für ihre Dienſte erhielten die M. Hoflehen, die gleich den Kriegslehen, jedoch etwas ſpäter, beſonders unter Kaiſer Friedrich I., erblich wurden. Wegen ihrer zu leiſtenden Dienſte wurden ſie nicht für vollkommen frei gehalten und gehörten daher auch nicht zu dem hohen Adel, den Fürſten, Grafen und Herren, ſondern bildeten zuſammen mit den zu Kriegsdienſten Verpflichteten die Ritterſchaft. Später fingen die M. an, unter Genehmigung ihrer Herren ihre Dienſte durch Andere verrichten zu laſſen, die ſie nun ebenfalls durch Uebertragung von Lehen dafür entſchädigten, und ſo entſtanden zuerſt neben den Erzämtern (ſ. d.) die von ihnen zu Lehn herrührenden Erbämter (ſ. d.). Vgl. Fürth, „Die M." (Köln 1836).

Minne, ein altdeutſches Wort, bezeichnete das was wir Liebe nennen; während dieſes Wort, dem Leide entgegengeſetzt, gewöhnlich in ſeinem urſprünglichen Sinne von Freude, Luſt gebraucht wurde. Der Verehrung gemäß, welche das Weib von älteſter Zeit her bei den german. Völkern genoß, wurde auch die Minne von den Deutſchen in einem edlern Sinne aufgefaßt, als dies bei Griechen und Römern mit der Geſchletsliebe der Fall war, und durch den Einfluß des Ritterthums ſteigerte ſich jene Auffaſſung noch mehr in das Schwärmeriſche. Viele Lieder der deutſchen mittelalterlichen Lyriker bezeugen aber demungeachtet, daß neben dieſer idealen Richtung und mit ihr verbunden auch die Sinnlichkeit ihr Recht behauptete. Die Grundbedeutung des Wortes M. iſt übrigens „Andenken" und hat ſich noch lange im Mittelalter erhalten. So wurde der Trunk, den man nach german. Sitte zum Andenken eines Abweſenden oder Verſtorbenen bei feſtlichem Mahle oder zu Ehren eines Gottes beim Opfer that, Minne genannt. Im ſpätern Mittelalter waren es beſonders 2 Heilige, denen bei den Deutſchen, namentlich beim Scheiden oder einer Abreiſe Minne getrunken wurde, nämlich Johannes der Evangeliſt, der vergifteten Wein ohne Schaden getrunken haben ſollte, daher der ihm geheiligte Trunk die Gefahr der Vergiftung abwende und Gertrud, die man mit Johannes verband, weil ſie ſelbſt ihn über alle Heiligen verehrt hatte, daher „St Johannes und St. Gertruden Minne trinken."

Minnegerichte, ſ. Liebeshöfe.

Minneſänger, ſ. Meiſterſänger.

Minorat bezeichnet das Vorrecht, welches nach einigen Geſetzgebungen oder nach Volksſitte dem jüngſten Erben zuſteht und das bei Bauergütern namentlich darin beſteht, daß derſelbe das väterliche Gut übernehmen und die ältern Geſchwiſter mit Geld entſchädigen kann.

Minorca oder Menorca (Balearis minor), die kleinere der Balearen (ſ. d.), zählt auf 12 QM. gegen 50,000 E. Sie hat, wie Majorca, faſt durchgehends gebirgigen Boden, viele Buchten nnd Baien, ſowie mehrere Vorgebirge, iſt weniger fruchtbar als jene Inſel, liefert aber die nämlichen Producte wie dieſe, namentlich Wein, Honig, Kapern, Fiſche, Maulthiere, Schafe und Schweine. Der Handel war unter brit. Herrſchaft bedeu-

Digitized by Google

tender als unter der gegenwärtig ſpaniſchen, der Ackerbau iſt ſehr vernachläſſigt. Die befeſtigte Hauptſtadt Puerto-Mahon (Portus Magonis) mit 17,000 E., auf der Südoſtſeite, hat einen guten, durch drei Forts vertheidigten Hafen, eine ſehenswerthe Domkirche, ein Arſenal, ein Quarrantainehaus und bedeutende Auſterfiſcherei. Die urſprüngliche Hauptſtadt war Ciudadela, noch gegenwärtig der Sitz eines Biſchofs. Der Beſitz dieſer Inſel iſt namentlich wegen des Handels im Mittelländiſchen Meere wichtig; daher nahmen ſie im ſpan. Erbfolgekriege 1708, angeblich für Karl III., die Engländer in Beſitz, denen ſie auch im Utrechter Frieden verblieb. Im J. 1756 wurde ſie durch die Franzoſen erobert; der engl. Admiral Byng (ſ. d.) wurde zwar zu ihrer Entſetzung abgeſendet, zog ſich aber vor einem ſchwächern Feinde zurück und ward deshalb zum Tode verurtheilt. Im Frieden von 1763 kam ſie wieder an England. Im J. 1782 wurde ſie von den vereinigten franz.-ſpan. Truppen in drei Tagen erobert und 1783 förmlich an Spanien abgetreten; 1798 wieder von den Engländern beſetzt, im Frieden von Amiens 1802 aber an Spanien zurückgegeben.

Minorennität, (Minderjährigkeit), iſt der Zuſtand rechtlicher Unmündigkeit aus dem Grunde zu frühen Lebensalters. Die Römer unterſchieden zwiſchen einer vollkommenen und einer unvollkommenen Mündigkeit. Mit der erlangten Pubertät nämlich, die aber meiſtentheils bei dem männlichen Geſchlechte erſt mit dem 18., bei dem weiblichen ſchon mit dem 14. Jahre angenommen wird, ſchrieben ſie dem Unmündigen das Recht zur Verfügung über ſeine Perſon zu, ſoweit nicht die höheren älterlichen Rechte entgegenſtanden. Denn die väterliche Gewalt reichte, ſobald nicht eine Entlaſſung aus derſelben erfolgt war, über das ganze Leben. Die Verwaltung des Vermögens aber überkam erſt der Volljährige, d. h. der das 25. Lebensjahr zurückgelegt hatte; auch dann nur, verſteht ſich, wenn er nicht mehr unter väterlicher Gewalt ſtand. Bis dahin war der Unmündige, wenn er keinen Vater am Leben hatte, einem Vormund vertraut; entweder dem nächſten volljährigen Agnaten, oder einem durch väterliches Teſtament, oder durch die Obrigkeit Beſtellten. In Bezug auf die Vermögensverwaltung hatten die Minorennen viele Vorrechte und waren namentlich nicht verpflichtet, die ohne Einwilligung des Vormundes übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, auch wenn ſie volljährig geworden wären, ohne daß die Verpflichtung rückgängig gemacht ſei. Ausnahmen begründete es, wenn ſie die Verpflichtung eidlich beſtärkt, oder ſich bei Eingehung derſelben böswilliger Weiſe für volljährig ausgegeben, oder nach erlangter Volljährigkeit das Geſchäft beſtätigt hatten. In vielen Staaten, z. B. in Preußen, beſteht noch jetzt dieſe doppelte M., wovon das letze Stadium bis zum 25. Jahre reicht. Ebendeshalb iſt aber die Volljährigkeitserklärung, die Ertheilung einer venia aetatis, nicht ſelten. In den Ländern des ſächſiſchen Rechts beginnt dagegen die Mündigkeit ſchon mit zurückgelegtem 21. Jahre und nur die Wechſelmündigkeit erſt mit dem 25. Die Privilegien der Minorennen beſtehen noch immer. Zweckmäßige Vormundſchaftsordnungen haben das Intereſſe der Mündel gegen untreue Vormünder mehr als früher geſichert. Indeß ſieht man auch hier, daß die beſten Geſetze nur ein unvollkommenes Surrogat für die Gewalt der Sitte und der natürlichen Verhältniſſe ſind. Das Vormundſchaftsweſen war urſprünglich eine reine Familienſache, die, ohne Formalien und Controlen, mit Liebe, Treue und Vertrauen übernommen und geführt, im Intereſſe der Familie geleitet und zum wahren Erſatz der väterlichen Gewalt wurde. Jetzt iſt es ein kaltes Rechtsgeſchäft, was von dem Vormund theils als Erwerbsquelle benutzt, theils als unangenehme Laſt vernachläſſigt wird. Und die Geſetze über die Verwaltung des Vermögens können, wie alle ähnlichen, nur ein Verfahren vorſchreiben, was gegen offenbare Veruntreuung ſchützt, was aber in den einzelnen Fällen nicht immer zum wahren Vortheil des Unmündigen und ſeiner Familie gereicht. Bekannt iſt, daß die Volljährigkeit zum Regierungsantritt in den regierenden Häuſern früher als mit den 21. Lebensjahre eintritt, doch hat hierüber faſt jedes Regentenhaus ſeine beſonderen Beſtimmungen.

Minoriten, ſ. Franciscaner.

Minos I., König von Kreta ums Jahr 1406 vor Chriſti Geburt, berühmt als

Digitized by Google

Geſetzgeber, erſter Meerbeherrſcher und nachmals Richter in der Unterwelt. Der Sage nach ſtammte er von Aſterios, einem der erſten Beherrſcher von Kreta ab, nach Andern war er der Sohn des Jupiter und der Europa. Um ſeinen Geſetzen leichten Eingang und Anſehen zu verſchaffen, nannte er ſie heilige Eingebungen des Zeus, zu welchem er ſtets in eine geweihte Grotte am Fuße des Ida hinabſtieg; ſie zweckten vorzüglich auf Eintracht, Tapferkeit und Freiheitsliebe ab, daher die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten (ἄνδρια), ſtrenge Erziehung und Waffenübung der Kretenſer, wobei der Ackerbau Sache der Sclaven war. Nach ſeinem Tode wurde M. erſter Richter der Unterwelt. Ephorus (b. Strabo) nennt den Radamanthos als den eigentlichen weiſen Geſetzgeber und Minos I. nur deſſen Nachfolger, doch paßt dieſe Meinung beſſer auf den Enkel des Minos, auf Minos II. Dieſer beſtieg nach M. I. den kretenſiſchen Thron, vermählte ſich mit Paſiphaë, einer Tochter des Helios und der Perseïs, und zeugte mit ihr 6 Kinder. Er unterjochte die Seeräuber der Inſeln und Küſtenländer, ſelbſt Attikas. Mit ihm erloſch der heroiſche Stamm auf Kreta, und nur ſein Enkel Idomeneus erſcheint noch unter den Heerführern vor Troja.

Minotauros, ein fabelhaftes Ungeheuer, Sohn der Paſiphaë, Gemahlin Minos II. (ſ. d.), von einem Stier erzeugt und deſſen Nahrung einzig und allein in Menſchenfleiſch beſtand; aus welchem Grunde Minos daſſelbe in das von Dädalus erbaute Labyrinth verbannte, und Anfangs mit Verbrechern, dann mit den von Athen erhaltenen Geißeln nährte, bis es endlich Theseus (ſ. d.), eine der Geißeln, mit Hülfe der Ariadne, der Tochter des Minos, tödtete, und ſo die Griechen von dem ſchmählichen Tribut befreite.

Minsk, ein Gouvernement des weſtlichen Rußlands, 1628 □M. groß, mit 935,000 Einw., worunter 187,000 Katholiken, 750 Evangeliſche, 96,480 Juden und 2660 Mohamedaner, wurde 1795 aus der vormaligen lithauiſchen Woiwodſchaft gleiches Namens und aus Theilen der Woiwodſchaften Polozk, Wilna, Nowogrodek und Brzesc-Litewſki zuſammengeſetzt. Das Land iſt moraſtig, flach, mit ungeheuren Urwaldungen und Steppen bedeckt; in den Wäldern findet man noch Auerochſen, Elennthiere, Wölfe, Bären, Luchſe und wilde Katzen, nur im Weſten ſind einige Gegenden für den Getreidebau geeignet. Die beiden Hauptnebenflüſſe des Dniepr ſind der Pripet und die Bereszina, die ausgedehnteſten Moräſte die von Pinsk und Rokitno, wahre Einöden, aus Bruch- und Schilfgegenden beſtehend. Im Frühjahr iſt faſt das ganze Land eine weite endloſe Waſſerfläche, wo der Verkehr oft viele Tage lang gänzlich gehemmt iſt. Ein beſonderes Product iſt die hier häufig geſammelte ſogenannte poln. Cochenille. Biber kamen ſonſt häufig vor, ſind aber jetzt nur auf die Gegend bei Pinsk, wo ſie in der Pina leben, beſchränkt. Das Klima iſt im Sommer glühend heiß, im Winter rauh und kalt. Die Bevölkerung, aus Großruſſen, Lithauern, Polen, Juden und Tataren gemiſcht, nährt ſich kümmerlich von Jagd, Fiſchfang, Handel mit kleinen, wilden, muthigen Pferden und einigen Arbeiten in Wolle und Leder. M., die Hauptſtadt des Gouvernements, am Fluſſe Swislocz, einem Nebenfluß der Bereszina, iſt der Sitz eines griech. Archimandriten und eines kath. Biſchofs, hat ein 1773 geſtiftetes Gymnaſium, eine berühmte Meſſe im März (die ſogenannten Joſephscontracte), eine herrliche Kathedrale, 13 andere Kirchen, 10 Schulen, 10 Fabriken und gegen 22,500 Einw., die einen zum Theil nicht unbedeutenden Handel unterhalten. Durch Siege der Lithauer über die Tataren ſind in dieſem Gouvernement denkwürdig die Orte Koidanow (1221) und Klozk (1506); durch Siege der Polen über die Ruſſen Lachowice (1660), und durch Kämpfe der Ruſſen mit den Franzoſen Bobruisk und vor Allem Boriſſow, in deren Nähe bei den Dörfern Studzianka und Zaniwki am 27. und 28. Nov. 1812 der Uebergang der franz. Armee über die Bereszina (ſ. d.) unter Napoleon erfolgte.

Minſtrels, ſ. Troubadour.

Minturnä iſt der Name einer im Alterthume nicht unbedeutenden Stadt in Latium, an der Grenze von Campanien, nicht weit von der Mündung des Fluſſes Liris, aus deren Trümmern das ſpätere Trajetta erſtand. Bekannt iſt das Abenteuer, welches

Digitized by Google

Marius (ſ. d.) hier zu beſtehen hatte. Um der Rache Sulla's zu entgehen, hielt er ſich eine Zeit lang in einem Sumpfe in der Nähe dieſer Stadt verſteckt, wurde entdeckt von der Behörde in M., aber wieder freigelaſſen und entkam glücklich nach Afrika.

Minucius Felix, einer der chriſtlichen Apologeten zu Anfange des 3. Jahrh., war Sachwalter in Rom. Er ſchrieb unter dem Titel „Octavius" eine Apologie, die lange Zeit dem ältern Arnobius (ſ. d.) aus Sicca beigelegt wurde, und in der Sprache manche Vorzüge vor den andern Apologien hat. Sie wurde zuerſt mit dem Arnobius (Rom 1543, Fol.), dann öfter, unter Anderm von Lindner (Langenſalza 1760, 2. Aufl., 1773) und Muralto (Zürich 1836), herausgegeben und von Lübkert ins Deutſche überſetzt (Lpz. 1836). Vgl. Meier, „De Minutio Felice" (Zürich 1824.)

Minus iſt ein Kunſtwort der Mathematik, welches anzeigt, daß die Größe, der es vorgeſetzt wird, von einer andern, voranſtehenden, hinweggenommen werden ſoll. Das Zeichen dafür iſt ein liegender Strich (—). Bei der Lehre von den entgegengeſetzten Größen bezeichnet man durch Minuszeichen die negativen Größen, die poſitiven dagegen durch Pluszeichen (+) oder ſetzt ihnen auch gar kein Zeichen vor.

Minuskel, ſ. Mönchsſchrift.

Minute iſt der 60. Theil eines Grades, der wiederum der 360. Theil des ganzen Kreiſes (ſ. Kreis) iſt; die Minute hat 60 gleiche Theile, Secunden genannt. Dann aber heißt auch der 60. Theil der Stunde Minute, die ebenfalls in 60 Theile, Sekunden getheilt wird. Der 48. Theil einer Kopflänge, wonach die Verhältniſſe des menſchlichen Leibes beſtimmt werden, heißt in der Zeichnenkunſt und der 30. Theil eines Modells in der Baukunſt eine Minute. — Minutenglas, eine kleine Sanduhr auf den Schiffen beim Lootſen gebraucht, die nur eine Minute läuft.

Minutoli, Heinrich, Freiherr Menu von, geb. zu Genf am 12. Mai 1772, ſtammte aus einer ſavoyiſchen Familie, und machte im Dienſte Preußens die Rheinzüge mit, wurde hierauf zum Cadettencorps nach Berlin verſetzt, und ſpäter zum Gouverneur des Prinzen Karl, Sohnes des Königs, ernannt. Da er ſich vorzugsweiſe mit antiquariſchen Unterſuchungen beſchäftigt hatte, wurde er 1820 zu Leitung einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Aegypten auserſehen. Den 17. Aug. 1820 verließ er Trieſt; am 7. Sept. kam er in Alexandrien an, begleitet von ſeiner Frau, einer geb. Gräfin Schulenburg, von den Naturforſchern Hemprich und Ehrenberg, dem Orientaliſten Scholz, dem Architekten von Gruoc, zu denen ſpäter noch Prof. Liman kam. Das nächſte Ziel ſeiner Reiſe in Aegypten war das Orakel des Jupiter Ammon; M. bewies, daß daſſelbe an der Stelle des heutigen Siwah Kebir (29° 12′ N. Br. und 54′ öſtlich von Ferro) lag. Mehrere ſeiner Begleiter, unter ihnen die Architekten Gruoc und Liman, ſtarben auf der Reiſe, welche durch die Wildheit und Treuloſigkeit der Araber und durch die klimatiſchen Verhältniſſe höchſt mühſelig und gefahrvoll wurde. M. beſuchte außer Kairo, Theben und Aſſuan, und ging dann über Damiette nach Alexandrien zurück, ſchiffte ſich nach Trieſt ein und ging von da zu Lande im Auguſt 1822 nach Berlin zurück. Ein Theil ſeiner Sammlungen ging durch Schiffbruch verloren, den geretteten Theil erkaufte der König von Preußen für 22,000 Thaler, um ſie der königl. Kunſtkammer einzuverleiben. Es befanden ſich darin mehrere Mumien, ägyptiſche Götterbilder und viele Papyrusrollen. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin ernannte nun M. zu ihrem Ehrenmitgliede, und der König ertheilte ihm, als er den Abſchied nachſuchte, den Charakter als Generallieutnant. Er ſchrieb, „Betrachtungen über die Kriegskunſt" (Berlin, 1799, 2 Bände); „Beitrag zur deutſchen Vaterlandskunde" (in den Jahrbüchern der preußiſchen Monarchie 1801), ſodann einen Aufſatz „Ueber die Fußangeln und ihren Gebrauch bei Alten und Neuen," (1809,) und „Unterſuchungen über antike Glasmoſaik." Die Ergebniſſe der Reiſe wurden niedergelegt in „Reiſe nach dem Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten" (herausgegeben von Tölken, Berlin 1824, 4. mit Kupfern), und in einem „Nachtrage zu einer Reiſe u. ſ. w." (Berlin 1827, mit Kupfern). Ein Auszug aus dem größern Werke erſchien Berlin 1825. Sodann ſchrieb M. eine „Beſchreibung der zu Stendal 1826 u. 27

Digitized by Google

gefundenen heidniſchen Grabſtätten“ (Berlin 1828). Berichte über jene Reiſe geben auch Frau v. M.'s: „Mes souvenirs d'Egypte,“ herausgeg. von Raoul-Rochette (Par. 1826, 2 Bde; deutſch v. Gersdorf, Lpz. 1829.). In der neuern Zeit ſchrieb M. „Beiträge zur Biographie Friedrich Wilhelm's III.“ (Berl. 1843) und „Militäriſche Erinnerungen“ (Berl. 1845).

Minyas, König von Orchomenos in Böotien, war der Sohn des Chryſes, nach Andern des Orchomenos oder Poſeidon, Gemahl der Tritogeneia, der Tochter des Aeolos, und Vater des Athamas, Diochthondas, Orchomenos, Presbon, der Alkithoë, Arſinoë, Eteoklymene, Leukippe und Periklymene; doch iſt ſeine Genealogie ſehr unſicher.

Minyer heißen die Argonauten als Nachkommen des Minyas, oder weil ſie aus der Landſchaft der Minyer ſtammten. — Dann heißen ſo die Nachkommen der Argonauten, die von den Pelasgern aus Lesbos vertrieben nach Laconica gingen; und endlich ein Volk Böotiens bei Orchomenos.

Minze (Mentha) iſt der Name einer Gattung aus der Familie der lippenblütigen Pflanzen. Die meiſten Arten dieſer Gattung enthalten ein aromatiſch riechendes, ätheriſches Oel, das arzneikräftig wirkt. Die vorzüglichſten ſind die Pfefferminze (ſ. d.), die Krauſeminze (ſ. d.) und der Polei (Mentha pulegium), der äußerſt ſtark riechend und reich an ätheriſchem Oele iſt, aber wegen häufiger Verwechſelung mit unwirkſamen Arten ſelten arzneilich angewendet wird.

Mionnet, Theodor Edmé, Mitglied der Akademie der Inſchriften und erſter Conſervator der Antiken auf der königl. Bibliothek zu Paris, wurde am 2. Sept. 1770 zu Paris geboren, nach vollendeten juriſtiſchen Curſus 1789 Parlamentsadvocat, aber 1792 gezwungen, Soldat zu werden. Doch blieb er nicht lange bei der Armee und ergab ſich nach ſeiner Rückkehr nach Paris ausſchließlich dem Studium der Alterthümer, für das er ſchon von der früheſten Jugend an eine beſondere Vorliebe gehegt hatte. Barthélémy, der ihn dabei unterſtützte, verſchaffte ihm auch eine Anſtellung. Unter Napoleon's Regierung wurde er nach Wien berufen, um das dortige Medaillencabinet zu ordnen. Von Napoleon erhielt er den Orden der Ehrenlegion, ſah ſich aber unter der Reſtauration zurückgeſetzt. Sein Hauptwerk „Description des médailles antiques grecques et romaines avec leur degré de rareté et leur estimation“ (11 Bde., Par. 1806—13, nebſt Supplementen 1—8, Par. 1813—35), wozu eine Sammlung von etwa 20,000 Schwefelabdrücken gehört, iſt beſonders reich an oſtrömiſchen Münzen und Medaillen; ſein: „Traité de la rareté et du prix des médailles romaines“ (Par. 1827, 2 Bde.) intereſſirt nur die Sammler. Noch erwähnen wir ſeinen „Atlas de géographie numismatique“ (Par. 1838) und „Poids de médailles grecques d'or et d'argent du cabinet royal de France“ (Par. 1839).

Mioſis, ſ. Meioſis.

Miquelets heißen die cataloniſchen Bergſchützen in den Pyrenäen, welche die Thäler in den letztern bewohnen, und ſich mit der Jagd und mit den Transport der Contrebande beſchäftigen. An Krieg und Raub gewöhnt, haben ſie gewöhnlich den Franzoſen in den Kriegen mit Spanien viel Abbruch gethan. Die ſavoyiſchen Bergſchützen in den See-Alpen führen in den früheren Kriegen von 1744 ebenfalls dieſen Namen.

Mirabeau, Victor Riquetti, Marquis von, der Vater des berühmten Revolutionsmannes, war am 5. Oct. 1715 zu Perthuis in Frankreich geboren. Seine Vorfahren ſtammten aus Florenz, waren im 13. Jahrh. während der bürgerlichen Unruhen aus ihrer Vaterſtadt verbannt worden, und hatten ſich in der Provence niedergelaſſen, wo ſie ſich bald eine Stelle unter den erſten Familien des Landes errangen. M. hat ſich, außer in Bezug auf ſeinen Sohn, nur noch durch ſeine Schriften ökonomiſchen Inhalts und durch das Skandaleuſe ſeines Privatlebens bekannt gemacht. Während er, um ſeiner Sucht nach Berühmtheit zu genügen, Worte über die Landwirthſchaft im Tone des philantropiſchen Charlatanismus ſchrieb, quälte er ſeine Bauern; während er ſich nach ſeinem Hauptwerke gleiches Namens „Ami des hommes“ nennen ließ, mißhandelte er ein braves Weib auf die empörendſte Weiſe, und gefiel ſich darin, den eignen Sohn, der ihn durch

Digitized by Google

ſeinen Geiſt zu verdunkeln drohte, mit tyranniſcher Härte zu verfolgen und ihm alle Schritte zum Emporkommen zu erſchweren. Er ſtarb am 13. Febr 1789. Seine Werke, die man nicht mit Unrecht „L'apocalipse de l'économie politique“ genannt hat, umfaſſen über 20 Bände.

Mirabeau, Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von, berühmt durch ſeinen Einfluß auf die franzöſiſche Revolution, wurde am 9. März 1749 zu Bignon, unweit Nemours geboren. Er war von kräftiger Leibesbeſchaffenheit, einem Temperament voll Feuers und den reichſten Anlagen und hatte damit zugleich alle Keime der gewaltigſten Leidenſchaften, welche, je nachdem Erziehung und Umſtände die Richtung gaben, die ſegenvollſten oder auch die verderblichſten Früchte tragen mochten. Die erſte Sorge für ſeine Jugend wurde einem ſehr tüchtigen Manne, dem Vater des Literators Lachabeauſſière anvertraut, welchem es jedoch, weil er ſeine beſten Beſtrebungen durch die Einwirkungen Anderer, namentlich von M.'s eignem Vater, geſtört und vereitelt ſah, nicht vergönnt war, dem Genius ſeines Zöglings jenen Impuls zu geben, der ihn auf die rechte Bahn gewieſen haben würde. M. wurde einem militäriſchen Inſtitute übergeben, wo er von dem berühmten Lagrange mit den Elementen der Mathematik bekannt gemacht, außerdem das Studium der neuen Sprachen betrieb und ſich mit den ſchönen Künſten beſchäftigte. Kaum zu den Jünglingsjahren gereift, hat ihn ſchon die Sucht nach Berühmtheit erfaßt und er ließ eine Lobrede auf den großen Condé nebſt einer Sammlung von Verſen im Druck erſcheinen. 17 Jahre alt verließ er die Schule und nahm als Freiwilliger in einem Cavalerieregiment Dienſte; eine Liebesgeſchichte jedoch, die großes Aufſehen erregte, war Urſache, daß ſein Vater eine lettre de cachet gegen den jungen Grafen auswirkte und ihn auf der Inſel Rhé einſperren ließ. Da wurde der Feldzug gegen Corſica unternommen, M. erhielt die Erlaubniß, hieran Theil zu nehmen, zeichnete ſich aus und verſöhnte dadurch die väterliche Strenge auf kurze Zeit. Corſica war unterworfen, M., der es bis zum Capitän gebracht und ſeinen Vater gebeten hatte, ihm ein Regiment zu kaufen, erhielt eine abſchlägliche Antwort, ergriff nun die Feder und entwarf ein Gemälde der Unterdrückungen, welche Corſica unter Genuas Oberherrſchaft hatte erdulden müſſen, allein der unnatürliche Vater, der bereits anfing, auf die Talente ſeines Sohnes eiferſüchtig zu werden, vernichtete das Manuſcript. M. entſagte dem Militär und wandte ſich nach Paris (1771). Seine laut ausgeſprochene Verachtung des Charlatanismus der Oekonomiſten, ſodann ſeine glänzende Oppoſition gegen den miniſteriellen Despotismus Maupeou's und Terray's veruneinigten ihn vollends mit dem „Ami des hommes“ (ſ. d. vor. A.), der gewohnt war, den Autoritäten zu ſchmeicheln. Im Jahre 1772 heirathete M. Mlle. de Marignan, eine ſchöne und reiche Erbin, verſchwendete aber innerhalb zwei Jahren ſein disponibles Vermögen und erhielt deshalb auf väterliches Anſuchen, einen Befehl, der ihn innerhalb der Grenzen ſeiner Güter bannte. In dieſem Exil ſchrieb M., erhitzt durch die Lectüre des Tacitus und J. J. Rouſſeau, ſeinen „Essai sur le despotisme“, eine Arbeit, die jedoch von geringem Werthe iſt. Unterdeſſen hatte er ſeinen Bann gebrochen, um eine ſeiner Schweſtern, für die ihr von einem Edelmann zugefügte Beleidigung zu rächen, was ſein Vater benutzte, um ihn in das Schloß If einſperren zu laſſen, von wo er 1776 in das Fort Joux gebracht wurde. Hier wußte er den Gouverneur durch den Zauber ſeiner Rede dergeſtalt für ſich einzunehmen, daß er ihm erlaubte, die Stadt Pontarlier zu ſeinem Aufenthalte zu wählen. Es war an dieſem Orte, wo er Sophie de Ruffey, eine liebenswürdige junge Frau kennen lernte, welche ihre Aeltern an einen mehr als 60jährigen Mann, den Expräſidenten Marquis von Monnier, verheirathet hatten. In heftiger Liebe für ſie erglühend, gelang es ihm bald, das junge leichtgläubige Weib zu verführen. Die Familie des beſchimpften Ehemanns, die Sophiens und ſeine eigene vereinigten ſich nun, um die ganze Strenge der Geſetze auf ſein Haupt herniederzuziehen. Es blieb ihm nichts als Flucht übrig; er entwich, Sophie vereinigte ſich mit ihm in der Schweiz und ſie wandten ſich nach Holland, wo er ſich mühſam ſeinen Unterhalt durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten verdiente. Seine Ueberſetzung der „Geſchichte Philipp's II. von Watson“, die er mit Durival in Gemeinſchaft unternommen, fällt in dieſe

Digitized by Google

Zeit. Unterdeſſen hatte er erfahren, daß ſein Vater ihn beſchuldigt habe, ſein eignes Ehebett geſchändet zu haben und er ſuchte nun dadurch Rache zu nehmen, daß er grauſame Schmähſchriften gegen jenen erließ. Plötzlich, als er eben damit umging, ſich nach Amerika zu begeben, wurde er ſammt ſeiner Sophie von franzöſiſchen Polizeiagenten mitten in Amſterdam aufgegriffen; ſeine ſchwangere Geliebte brachte man in ein Sicherheitshaus zu Paris, ihn ſelbſt aber in das Donjon von Vincennes, wo er eine Gefangenſchaft von 42 Monaten zu beſtehen hatte. Der Polizeilieutenant geſtattete ihm einen Briefwechſel mit M. de Monnier und ſo entſtanden die berühmten Briefe an Sophie, welche 1792 in 4 Bänden erſchienen. Sie ſind ein treuer Spiegel von M.'s Geiſt und eben deshalb, trotz aller Mängel, des Leſens werth. Um dieſe Zeit arbeitete er auch für ſeine Geliebte mehrere Ueberſetzungen, von denen wir nur die des Boccaz, Tibull und die Küſſe Johann's II. erwähnen. In ſeinen „Erotica biblion“ verſöhnte die Originalität der Erfindung einigermaßen mit der Obſcönität des Gegenſtandes, allein in dem Roman „Ma Conversion“ überſchritt er alle Grenzen. Hierauf machte er ſich an die lettres de cachet, und die Staatsgefängniſſe, über welche er eine Expectoration voll Kraft und Wärme ſchrieb. Nachdem er endlich ſeine Freiheit wieder erhalten, das früher gegen ihn ausgeſprochene Todesurtheil zu nullificiren gewußt und durch ſeine ſchlauen Künſte ebenfalls den Proceß mit M. de Monnier zu ſeinen Gunſten beendigt hatte, begab er ſich in die Provence, um ſich mit ſeiner Gemahlin wieder auszuſöhnen, wodurch ihm der Genuß von 6000 Fr. zugeſichert worden wäre. Allein alle ſeine Bemühungen und Kunſtgriffe waren vergeblich, und als es zur Klage kam, entſchied das Gericht auf Scheidung. Von Subſiſtenzmitteln entblößt und bereits aufs Neue verdächtig, ging er nun (1784) in Begleitung einer Holländerin, welche die Nachfolgerin Sophiens in ſeiner Neigung geworden, nach London. Hier erſchienen die „Considérations sur l'ordre de Cincinnatus“, welche von dem jungen amerikaniſchen Freiſtaate nicht unbeachtet blieben. Fortan ganz den politiſchen Studien ſich weihend, erhob er ſich nun in ſeinen „Doutes sur la liberté de l'Escaut“ gegen die Abſichten Joſeph's II., der, von Preußen und Rußland begünſtigt, Brabant eine freie Ausfahrt ins Meer verſchaffen, Oſtende heben und dadurch Holland in Schach halten wollte. Seine Angriffe gegen die Discontocaſſe, die Banque de Saint-Charles und andere öffentliche Anſtalten verwickelten M. in einen grimmigen Federkrieg mit Beaumarchais, worin Letzterer, wenn man ſein endliches Verſtummen vor den rückſichtsloſen perſönlichen Invectiven des Gegners ſo nennen will, den Kürzeren zog. Ihn neuen Verfolgungen dieſerhalb zu entziehen, ſchickte der Finanzminiſter Calonne den Grafen mit einer geheimen Miſſion nach Berlin. Sein Aufenthalt daſelbſt lieferte ihm den Stoff zu ſeinen 1788 in 4 Bänden erſchienen Werke „La monarchie prussienne“, das jedoch voll von Fehlern und Oberflächlichkeiten iſt. Nach ſeiner Rückkehr von dort, ließ er von Neuem eine wüthende Diatribe los, unter dem Titel „Dénonciation de l'agiotage, au roi et aux notables“ worin es wieder von Perſönlichkeiten, namentlich gegen Necker und andere Große wimmelte. Seine „Histoire secrète du cabinet de Berlin“, worin er ſich nicht entblödete, an den Geheimniſſen der Gaſtfreundſchaft, dem Vertrauen ſeiner Freunde und dem der Regierung zum Verräther zu werden, empörte alle Gemüther und wurde vom Parlament verdammt, öffentlich durch Henkers Hand verbrannt zu werden. Bis hieher hatte ſich M. durch ſeine Wirkſamkeit als Pamphletiſt immer noch eine Berühmtheit ſehr untergeordneter Art erworben; da geſchah die Einberufung der Reichsſtände und von dieſem Augenblicke an begann für ihn die Laufbahn, auf welcher einherſtürmend er ſeinen Namen zu einem ewig denkwürdigen in den Annalen der Geſchichte ſtempelte. Aix und Marſeille zugleich hatten ihn zu ihrem Abgeordneten erwählt; er zog es vor, die erſtere Stadt zu repräſentiren. Sein erſtes Auftreten in dieſer neuen Sphäre geſchah durch die Herausgabe eines Blattes, unter dem Titel „Journal des Etats-généraux“, das er wegen eines von Necker ausgewirkten Verbotes, eine Zeit lang in „Lettres à ses commentants“ umtaufte, bis es endlich wieder nach Freigebung der Journalliteratur, unter dem Namen „Courrier de Provence“ erſchien. M., überhaupt noch ungewiß über den Gang, welchen er einſchlagen ſollte, legte ſich Anfangs darauf, das Verfahren ſeiner Collegen in der Verſammlung

Digitized by Google

zu beobachten. Der Eindruck, welchen es auf ihn machte, daß der Hof ſeine Verachtung gegen den „Comte plébéien“ ſo offenkundig an den Tag legte, dazu Scheu vor den Folgen des Kampfes, der im Begriff war durch den Widerſtand der beiden priviligirten Stände ſich zu entzünden, endlich ſeine innere ariſtokratiſche Natur vermochten ihn, eine Annäherung an die miniſterielle Seite zu verſuchen. Malouet war es, der eine Zuſammenkunft zwiſchen ihn und Necker veranſtaltete, worin Letzterer ſich jedoch ſo wenig zuvorkommend und mittheilend bewies, daß M. im Innern tief verletzt ſich empfahl, wobei er im Weggehen die Worte geſagt haben ſoll: „Ich werde nicht wiederkommen, aber ſie ſollen von mir hören“. Nur zu ſehr hielt er Wort. Der 23. Juni war der Tag, an welchem er ſeinen neuen ſelbſtgewählten, oder, wenn man will, aufgezwungenen Beruf, als Volkstribun, in einer Weiſe geltend machte, die das Schickſal der Monarchie entſchied. Der König hatte der Verſammlung geboten, ſich aufzulöſen, allein der dritte Stand gehorchte nicht, ſondern verharrte im dumpfen Schweigen auf ſeinen Bänken; der Ceremonienmeiſter, Marquis von Brezè hielt es nun für ſeine Pflicht, des Königs Befehl zu wiederholen, da erhob ſich der Graf von M. und rief mit ſeiner Donnerſtimme: „Die Gemeinen von Frankreich ſind entſchloſſen, ihre Berathungen fortzuſetzen; geht und ſagt Eurem Herrn, daß wir hier verſammelt ſind, durch die Macht des Volkes und daß nur die Gewalt der Bajonette im Stande ſein wird, uns von dieſem Orte zu vertreiben“. Unbeſchreiblich war die Wirkung, welche dieſe Worte hervorbrachten. Die Deputirten bis dahin ſchweigend, ſchienen plötzlich wie durch einen elektriſchen Schlag belebt und einſtimmig ertönte der Ausruf: „Tel est le voeu de l'assemblée!“ Später ſoll M. ſelbſt, im Kreiſe vertrauter Freunde über den Erfolg ſeiner Kühnheit gelacht und behauptet haben, daß man mit einer Hand voll Soldaten die neuen Geſetzgeber hätte können auseinander jagen. Als der Hof endlich wirklich dieſen Verſuch machen zu wollen ſchien, ließ M. den Beſchluß faſſen, welcher die Deputirten für unverletzlich erklärte. Am Morgen des 15. Juli, wo Paris ſich in einer ſchrecklichen Gährung befand und für den Augenblick weder Subſiſtenzmittel noch ſelbſt eine Polizeigewalt beſaß, hielt M. gegen die Miniſter, den Hof, die Prinzen und den König ſelbſt eine Rede, welche alle Herzen, die noch dem Monarchen ergeben waren, mit Schrecken erfüllte und das Signal zur Proſcription zu ſein ſchien. Am 16. Juli erließ er eine Adreſſe an den König, worin die Entlaſſung der Miniſter verlangt wurde; es geſchah. Tags darauf erſchien Ludwig XVI. in Paris und nahm auf dem Stadthauſe die dreifarbige Kokarde. Durch ſeine ewigen Angriffe gegen Necker gelang es M. deſſen Popularität und damit ihn ſelbſt zu ſtürzen. Er war es endlich ebenfalls, der vorzugsweiſe die Bildung der Sectionen von Paris, die in der Folge eine ſo wichtige Rolle ſpielten, zu Stande brachte; ſowie die der Nationalgarden, welche er ſtets als den mächtigſten Hebel der Revolution bezeichnet hatte. Trotz alledem war M. in ſeinem Herzen keineswegs Republikaner, er hatte alle ſeine bisherigen revolutionären Maßregeln, die er theils geſchehen laſſen, theils ſelbſt herbeigeführt, nur darum gut geheißen, weil er ſie als nothwendig für ſich ſelbſt erkannte, um den Gipfel der Macht zu erreichen, von welchem aus er nach ſeinem Plane würde operiren können. Auch wollte er im Grunde, wenn gleich Sicherſtellung gegen deren Mißbrauch, doch keineswegs die gänzliche Vernichtung der Monarchie. Zeuge davon war unter Anderm ſeine Rede für das abſolute und uneingeſchränkte Veto. Dieſe und ähnliche Bemühungen ſeinerſeits konnten nicht umhin, ihn den Ultras zu verdächtigen; es wurde eine Anklage gegen ihn erhoben, doch die Kraft ſeiner Rede brachte die Gegner zum Schweigen. Bald darauf hieß es wieder, M. verfechte nur darum die Intereſſen des Thrones, weil ihm dafür die Ausſicht eröffnet worden, Miniſter zu werden, was die Verſammlung bewog, am 7. Nov. 1789 den Beſchluß zu faſſen, daß kein Deputirter ſolle Miniſter werden können. Bei der Frage über das Recht, Krieg und Frieden zu machen, ſprach M. abermals zu Gunſten des Königs, was alle Demagogen gegen ihn aufbrachte. In den Straßen ſchrie man: „La grande trahison du comte de Mirabeau“ —; das Volk verlangte ſeinen Kopf, es zeigte ſchon den Strick, mit welchem es ihn erhenken wollte. Barnave erhob die Anklage wider ihn; M.'s Vertheidigung war ein Meiſterſtück der Beredtſamkeit, und errang ihm den glänzendſten Sieg

Digitized by Google

über ſeine Gegner. Dennoch gewann die Meinung, M.'s Beſtrebung, in der neuen Conſtitution die monarchiſchen Elemente zu erhalten, rühre nur aus eigennützigem Antriebe her, immer mehr Wahrſcheinlichkeit. Rivarol, ein dem Hofe ergebener Schriftſteller, hatte von ſich geſagt: „Ich bin erkauft, aber nicht bezahlt". M. drehte die Phraſe um und ſagte: „Ich bin bezahlt, aber nicht erkauft". Man war jedoch nichtsdeſtoweniger überzeugt, daß Geſchenke von Seiten des Hofes die Urſache von dem veränderten Benehmen M.'s ſeien. Das Bedürfniß nach Beifall und die Nothwendigkeit ſeine Popularität aufrecht zu erhalten, ließen ihn zwar mitunter noch Worte reden, die eine Anhänglichkeit an deſtructive Grundſätze beurkundeten; allein wenn auch der Revolutionär in ihm noch nicht ganz geſtorben war, ſo ſah man ihn doch täglich mehr und mehr hinſchwinden. Im Febr. 1791 hatte die rechte Seite in Verbindung mit ſeinen perſönlichen Freunden die Wahl M.'s zum Präſidenten durchzuſetzen gewußt und man muß geſtehen, daß er dieſes wichtige Amt auf eben ſo glänzende als ehrenvolle Weiſe verwaltet hat. Als das Geſetz gegen die Emigrationen vorgeſchlagen wurde, widerſetzte ſich M. demſelben auf das Entſchiedendſte und ſagte u. A.: „Wenn Ihr ein Geſetz gegen die Emigranten erlaßt, ſo ſchwöre ich, ihm niemals zu gehorchen". Unterdeſſen gewannen die Verbindungen zwiſchen M. und dem Könige einen immer entſchiedeneren Charakter. Die Unterhandlungen leitete für M. der Prinz Auguſt von Aremberg, damals unter dem Namen eines Grafen von Lamark bekannt, mit dem vom Könige dazu bevollmächtigten General Bouillé. M. verlangte als erſte Bedingung des Vertrages, daß ihm wöchentlich eine Summe von 40.000 Francs ausgezahlt werde, und daß ihm, nach Wiederherſtellung der königlichen Würde, die Wahl zwiſchen einer Miniſterſtelle oder einem Geſandtſchaftspoſten frei ſtehe. Alles dies wurde bewilligt und er genoß wirklich mehrere Monate lang jene Revenue. Sein Plan war die beſtehende Verſammlung der Deputirten durch den Willen der Nation ſelbſt aufzulöſen, welches Reſultat durch die Adreſſen und Petitionen der Departements vorbereitet worden wäre. Eine neue Verſammlung ſollte alsdann ſogleich einberufen werden, und zwar aus Männern beſtehend, die weniger unter ſich ſelbſt uneins, dabei der Monarchie ergebener, ſich bereit fänden M.'s Pläne zur Rettung des Königthums ins Werk zu ſetzen. „Ich rieth dem Könige, ſagt der Marquis von Bouillé in ſeinen Memoiren, Mirabau'n mit Golde zu überſchütten, ihm Alles zu verſprechen und zu gewähren, was er nur verlangen würde; ich verſicherte ihn, daß Leute von Ehre und Rechtſchaffenheit ihn nicht mehr zu retten vermöchten, daß ſie nur noch vergebliche Wünſche ihm darzubieten hätten, während die Menſchen, deren Kühnheit und Verſchlagenheit alles Unglück verurſacht, allein auch die Mittel zu dieſer Abhülfe kennten". Doch es ſollte ihm, in der That dem einzigen Manne, dem es vielleicht möglich geweſen wäre, die Revolution zu bändigen, nicht mehr vergönnt ſein, dies Rieſenwerk zu vollbringen. Erſchöpft ſchon durch alle Kämpfe ſeines früheren Lebens, am meiſten aber ohne Zweifel durch die ungeheueren Anſtrengungen ſeiner letzten politiſchen Wirkſamkeit, ward er plötzlich inmitten ſeiner großen Entwürfe abgerufen. Sobald die Nachricht von M.'s Krankheit ſich in der Hauptſtadt verbreitete, war auch die Thür ſeines Hauſes von einer Menſchenmenge aus Leuten aller Parteien beſtehend, umlagert, welche mit der ängſtlichſten Spannung den über ſeinen Geſundheitszuſtand erſcheinenden Bülletins entgegenharrten. Sein Stolz berauſchte ſich noch einmal an dem Anblick der allgemeinen Theilnahme, welche ſich für ihn ausſprach. Ein junger Menſch, der gehört hatte, daß die Einflößung eines reineren Blutes ihn noch vielleicht retten könne, erbot ſich zu dieſem freiwilligen Opfertode für den größten Mann ſeines Vaterlandes. Als ihn Kanonenſchüſſe, die um irgend einer Ceremonie willen abgefeuert wurden, aus ſeinem Krankheitsſchlummer erweckten, rief er mit Enthuſiasmus: „Sind das ſchon die Leichenfeierlichkeiten des Achilles". Er war am Morgen des 2. April 1791, als Graf von M. in den Armen ſeiner Freunde verſchied. Die Verehrung des Volkes bereitete ihm eine Apotheoſe. Die Schauſpiele wurden geſchloſſen, ein Gefolge, deſſen Reihen ſich über eine Stunde hin erſtreckten, ſchloß ſich an den Leichenwagen an; Cerutti ſprach die Trauerrede und der Körper des Verſtorbenen erhielt ſeinen Ruheplatz im Pantheon. Man weiß, wie ſpäter (1798) der Pöbel, nachdem er ſich von dem Verſtänd-

niß M.'s mit dem Hofe überzeugt hatte, dieſe geheiligten Ueberreſte behandelte. — M. war einer der größten Köpfe, die Frankreichs Geſchichte aufzuweiſen hat. Mit einer ausdauernden Kühnheit, ungezähmtem Egoismus begabt, welcher alle Hinderniſſe für nichts achtete, war er mit dem feſten Willen in die Verſammlung der Reichsſtände getreten, der Willkür, deren Opfer er ſelbſt ſchon ſo oft hatte ſein müſſen, um jeglichen Preis ein Ende zu machen, die veralteten Inſtitutionen ſeines Landes zu verbeſſern und neu zu befeſtigen und auf dieſem Wege zu dem doppelten Ziele des Glückes und des Ruhmes zu gelangen. Die Verachtung, mit welcher die Miniſter ſeine erſten Eröffnungen entgegennahmen, war Urſache, daß M. auf eine Zeit lang der radicalen Partei ſich anſchloß, oder richtiger geſagt, ſie leitete; als er aber dahin gekommen war, den Royaliſten die Uebermacht ſeines Genies zu beweiſen, wie furchtbar er ihnen als Feind ſein könne, als nun das Königthum Rettung ſuchend ſich ihm in die Arme warf, da war es nicht blos Gewinnſucht und geſchmeichelter Stolz, ſondern gewiß zum ebenſo großen Theile die edlere Triebfeder der innigſten Ueberzeugung des Patrioten, was ihn umkehren und dieſelbe Revolution, deren mächtigſter Beförderer er geweſen, jetzund bekämpfen und in ihre gebührenden Grenzen zurückdrängen hieß. Sein politiſches Glaubensbekenntniß iſt am vollſtändigſten in den Worten ausgeſprochen: „Ich habe die Franzoſen von dem Aberglauben der Monarchie heilen wollen, indem ich den wahren Cultus derſelben wieder herzuſtellen ſuchte". Viele von M.'s politiſchen Entwürfen ſind von ſeinen Secretären Comps, Pellenc, Clavière und Dumont, weshalb ſeine Gegner das Gerücht verbreiteten, er glänze durch die Mittel Anderer. In Barthe's Ausgabe der „Orateurs franç." bilden die „Discours et opinions de M." (Par. 1820) die drei erſten Bände und Etienne Méjean veröffentlichte eine „Collection complète des travaux de M. l'aîné à l'assemblée nationale" (5 Bde., Par. 1792). Die erſte vollſtändige mit einer Biographie begleitete Ausgabe ſämmtlicher Schriften M.'s veranſtaltete Mérilhou (9 Bde., Par. 1825—27). Die zuverläſſigſten Nachrichten über M.'s Leben und Wirkſamkeit theilt ſein natürlicher Sohn Lucas Montigny mit in den „Memoires biographiques, littéraires et politiques de M." (2. Aufl.; 5 Bde., Paris 1841). Ein jüngerer Bruder M.'s, der Vicomte Boniface Riquetti, geb. zu Bignon am 30. Nov. 1724 ebenfalls Mitglied der Assemblée constituante, allein fortwährend ein unverſönlicher Feind der republikaniſchen Doctrinen, wegen ſeiner Dicke Mirabeau-Tonneau genannt, wanderte im J. 1790 aus und ſtarb ums Ende des J. 1792 zu Freiburg im Breisgau. Er hat ſich als Deputirter wenig ausgezeichnet, obgleich er ebenfalls nicht ohne Geiſt war. Man beſitzt noch aus ſeiner Feder: „Voyage national de Mirabeau cadet" und eine Satyre „La lanterne magique".

Miranda, Don Francisco de, ſtammt aus einer durch Alter, Anſehen und Reichthum ausgezeichneten ſpaniſchen Familie und wurde ums Jahr 1752 zu Caraccas geboren. In ſeinen jüngern Jahren war er Offizier bei den Truppen der Provinz Guatemala, mußte aber die Colonien verlaſſen, da er in eine Verſchwörung verwickelt war, welche die Befreiung ſeines Vaterlandes von der ſpaniſchen Herrſchaft zum Zwecke hatte. Später diente er in der ſpaniſchen Armee, wo er bis zum Rang eines Obriſten aufſtieg und nahm dann am nordamerikaniſchen Freiheitskriege Antheil. Nach dem Schluſſe dieſes Krieges nahm er ſeinen Abſchied und durchwanderte Europa, in der Abſicht ſeine Kenntniſſe zu bereichern, mehr aber noch, um ſich die Mittel zu verſchaffen, womit er ſein Vorhaben, Südamerika von der Gewaltherrſchaft des Mutterlandes zu befreien, ins Werk ſetzen wollte. Er begab ſich deshalb zuerſt nach England und beſuchte von da aus Preußen, Oeſterreich, Italien, Griechenland und einen Theil der Türkei. Darauf ging er nach Rußland, wo er der Kaiſerin Katharina vorgeſtellt ward, die ihn in ihre Dienſt zu ziehen ſuchte, als aber dies vergeblich war, ihm wenigſtens von ihrer Seite die kräftigſte Unterſtützung ſeiner Pläne zuſagte. Aehnliches verſprach ihm Pitt, den er bald nachher in London kennen lernte. Nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er, nach Ausbruch der Revolution, an den Ereigniſſen derſelben den innigſten Antheil. Beim Ausbruch des Krieges trat er unter Dumouriez's Oberbefehl, als General in die Dienſte der Republik. Zu den Siegen der franzöſiſchen

Armee in dem Feldzuge gegen Preußen und Belgien hat M. namhaft beigetragen; er commandirte ſpäter den Rückzug und an dem Schickſal des Tages von Neerwinden iſt er keinesweges Schuld, wie ihm Dumouriez dies fälſchlich hat zur Laſt legen wollen. In dem Augenblicke, wo der Oberbefehlshaber das Vaterland verrieth, ließ er M. gefangen nehmen, unter der Beſchuldigung, daß er ſeinem Befehle nicht gehorcht und den rechten Flügel der Oeſterreicher angegriffen habe, ſtatt in ſeiner Stellung zu bleiben. Bei ſeinem Proceſſe in Paris am 8. April 1793 wurde M. einſtimmig freigeſprochen. Während der Schreckensregierung wurde er verhaftet und erhielt erſt mit dem Sturze Robespierre's ſeine Freiheit wieder. Politiſche Intriguen bewirkten, daß ihn das Directorium verbannte, doch ſeine Unſchuld kam bald an den Tag und er kehrte nach Paris zurück, wo er bis zum 18. Fructidor ruhig lebte. Da ward er wiederum ungerechter Weiſe durch das Decret, welches die beſiegte Partei zur Deportation verurtheilte, getroffen, entging jedoch abermals den Spähern und entfloh nach England. Später nach Frankreich zurückgekehrt, ließ ihn Bonaparte 1804, als des Complotts der Höllenmaſchine mit verdächtig, gefangen nehmen. M.'s Freunde jedoch, vor Allem Lanjuinais, bewieſen, daß er unſchuldig ſei und bewirkten ſeine Freilaſſung. Darauf verließ er Frankreich, um es nie wieder zu ſehen und wandte ſich nach England. Von jetzt an beſchäftigte er ſich nur noch mit den Angelegenheiten ſeines Vaterlandes und mit den Plänen zu deſſen endlicher Befreiung. Schon in früherer Zeit hatte er zu mehreren Malen Unterhandlungen mit den amerikaniſchen Patrioten, namentlich mit Mexikanern, angeknüpft; es war jedoch, wegen allerhand widriger Umſtände nie zu einem Reſultate gekommen, woran vorzüglich die Unſchlüſſigkeit des engliſchen Cabinets, wie die gehaltloſen Zuſagen des Präſidenten der Vereinigten Staaten ſchuld waren. Endlich gelang es dem unermüdlichen Manne, ſich die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen. Entſchloſſen auf die Provinz Venezuela, wo er am meiſten Anklang zu finden hoffte, einen Gewaltſtreich zu verſuchen, landete er daſelbſt, im April 1806 mit drei Schiffen in der Nähe von Coro. Allein die ſpaniſchen Commandanten waren bereits lange vorher von M.'s Unternehmen in Kenntniß geſetzt worden, durch Uebermacht wurden ihm zwei ſeiner Fahrzeuge genommen und mit genauer Noth gelang es ihm nur noch, auf dem dritten zu entfliehen. Er ging nun nach England und von da 1811 nach Südamerika, wo er an die Spitze der Inſurgentenbanden trat und die Republik Caraccas zu gründen ſuchte. Von Großbritannien und den Vereinigten Staaten unterſtützt, vermochte er ſich im Laufe des J. 1812 gegen die Spanier aufrecht zu erhalten, hatte aber das Unglück in die Hände des Feindes zu fallen, wurde als Gefangener nach Cadiz gebracht und ſtarb daſelbſt 1816 in den Kerkern der Inquiſition. Er beſaß einen reichgebildeten Geiſt und ſeltene Feſtigkeit und Energie des Charakters.

Mirandola, eine Stadt im Herzogthum Modena mit 5500 Einw. und 16 Kirchen, iſt Sitz eines Biſchofs und war früher die Hauptſtadt der gleichnamigen Grafſchaft, die 1619 zum Herzogthum erhoben wurde, 1710 aber an Modena kam.

Mirandola, Giovanni Pico, Graf von und Fürſt von Concordia, geb. 1463, wird von den Zeitgenoſſen als ein Wunder von Gelehrſamkeit geprieſen, hat aber der Wiſſenſchaft nur wenig genützt. Schon im 18. Jahre ſoll er 22 Sprachen verſtanden haben. Er beſuchte die berühmteſten Lehranſtalten Italiens und Frankreichs, um Philoſophie von Grund aus zu ſtudiren, allein das ſcholaſtiſche Gewand derſelben mochte ihm nicht zuſagen und M. fand bald Befriedigung ſeines wißbegierigen Geiſtes in der noch verwerflichern Kabaliſtik, oder der zum transſcendenten Myſticismus erhobenen und mit theurgiſchen, magiſchen und eklektiſchen Meinungen verſchmolzenen morgenländiſch-alexandriniſchen Philoſophie und wurde bald der eifrigſte Verbreiter derſelben. Im 24. Jahre ging er nach Rom und ſchlug hier mit Erlaubniß des Papſtes Innocenz VII. 900 Theſen dialektiſchen, phyſiſchen, metaphyſiſchen, moraliſchen, theologiſchen und mathematiſchen Inhalts und größtentheils aus alten philoſophiſchen und theoſophiſch-kabbaliſtiſchen (arabiſchen, chaldäiſchen, hebräiſchen, griechiſchen und lateiniſchen) Werken entlehnt, öffentlich an, um ſie in einer feierlichen Disputation gegen Jedermann zu vertheidigen. Die Disputation kam aber

Digitized by Google

nicht zu Stande, weil man viele Theſen für ketzeriſch erklärte; M. verließ aus Verdruß darüber Italien, vertheidigte dieſelben während ſeines Aufenthalts in Frankreich und in einer eigenen Apologie, zerfiel deshalb mit dem heiligen Stuhl, ſöhnte ſich aber mit Alexander VI. wieder aus, und lebte ſpäter meiſt auf ſeinem Landgute bei Florenz, welches ihm Lorenzo de' Medici geſchenkt hatte. Gegen Ende ſeines Lebens kam er von mancher Verirrung zurück, wie ſeine Schrift gegen die Aſtrologie beweist, warf auch 5 Bücher italieniſcher Liebesgedichte ins Feuer, gab einen Theil ſeiner Habe den Armen und ſtarb mit großen literariſchen Plänen beſchäftigt, 1494 zu Florenz. So ziemlich ganz in ſeine Fußtapfen trat ſein Neffe, Giov. Franc., neigte ſich aber bei etwas weniger Geiſt als ſein Oheim zum Myſticismus hin. Beider Schriften erſchienen geſammelt Baſel 1573 und 1601. Von den Schriften des erſten hat Cellarius die Briefe (Jena 1682) und Buddeus die Schrift „De stud. divin. et human. sap." (Halle 1792) herausgegeben.

Miroslawsky, Ludwig, Graf von, geb. von einer vornehmen polniſchen Familie um das J. 1818 oder 1819 in Frankreich. Seine Mutter war eine Franzöſin; ſeine Erziehung erhielt er in Frankreich, weshalb er auch das Franzöſiſche beſſer und lieber ſpricht als das Polniſche. M. machte ſich zuerſt durch ſeine Theilnahme an dem Polenaufſtande in Poſen im Jahre 1846 bemerklich, in Folge deſſen er gefangen und zum Tode verurtheilt wurde. Noch mehr zog er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, als man erfuhr, daß er ſich weigere für ſeine Begnadigung beim Könige einzukommen, der der Ausführung dieſes Todesurtheils gern überhoben geweſen wäre. Das Jahr 1848 führte endlich eine freilich von manchen Seiten nicht gern geſehene Vermittelung herbei, denn in Folge des Aufſtandes von Berlin am 18. und 19. März erließ die preuß. Regierung für die polniſchen Gefangenen des Jahres 1846 eine Amneſtie. Bald nach ſeiner Freilaſſung erfolgte die Schilderhebung der poſenſchen Polen für ihre Nationalität. Auch hier nahm M. einen ſehr hervortretenden Antheil, wurde aber ebenfalls wieder gefangen und von der Regierung nur mit dem Verſprechen entlaſſen, das preußiſche Gebiet fortan zu meiden. Er begab ſich darauf nach Frankreich und war zu Anfang des Jahres 1849 in Sicilien, wo er die franzöſiſche Hülfslegion commandirte. Nachdem er aber auch hier wenig Lorbeeren errungen hatte und Sicilien von den neapolitaniſchen Truppen unterworfen war, ging er wieder nach Paris, folgte aber im Juni desſelben Jahres der Einladung der proviſoriſchen Regierung in Baden, den Oberbefehl über die dortige Truppenmacht zu übernehmen. Der Kampf hat eben erſt begonnen, weshalb wir noch nicht ſagen können, ob er ſein früheres Mißgeſchick durch glänzendere Talente vergeſſen laſſen wird.

Miſanthrop heißt ein Menſchenhaſſer; daher Miſanthropie, eine Unzufriedenheit, ein Haß gegen alle Menſchen. Dieſe traurige Richtung des menſchlichen Geiſtes entſpringt zunächſt aus bittern Lebenserfahrungen, aus Ueberſchätzung des eignen Werthes und aus Störungen des geiſtigen und körperlichen Wohlergehens. Zunächſt aber iſt eine Störung des geiſtigen Lebens, welche unmittelbar auf den Verſtand einwirkt, die Haupturſache der Miſanthropie, welche ſich auf keine Weiſe von der Moralität rechtfertigen läßt, obſchon ſich der M. durch Sophiſtereien von der Rechtmäßigkeit ſeiner Anſicht zu überzeugen ſucht. Menſchenſcheu iſt keine Miſanthropie.

Miscellanea (lat.) häufig gewählter Titel für Schriften gemiſchten Inhalts. Dieſes Wort war vorzüglich im vorigen Jahrhundert gebräuchlich und es bezeichnet dann gewöhnlich eine ganz ungeordnete Maſſe gelehrter Notizen, welche meiſt lateiniſch, zuweilen auch deutſch, oft in einer großen Anzahl von Bänden ausgegeben wurden. In der neueren Zeit iſt die Umdeutſchung desſelben, „Miscellen" üblicher geworden und die unter dieſem Titel erſcheinenden Sammlungen haben einen minder ſchwerfälligern oft aber auch leichtfertigern Charakter. Unter dem Titel „Miscellanea philologica" oder „critica" beſitzen wir eine große Reihe trefflicher Erörterungen über Gegenſtände der Alterthumswiſſenſchaft, über Kritik und Erklärung der alten Claſſiker von britiſchen, holländiſchen und deutſchen Gelehrten. (S. Adverſarien und Collectaneen).

Digitized by Google

Miſchna, ſ. Talmud.

Miſerere, d. h. erbarme dich, heißt ein berühmter latein. Kirchengeſang, eigentlich der 57 Pſalm, nach dem Anfangsworte in der Vulgata: Miserere mei domine. Beſonders berühmt iſt die Compoſition des M. von Allegri (ſ. d.), welche ſeit ihrer Entſtehung im 17. Jahrhundert alljährlich in der Charwoche von den Sängern der päpſtlichen Kapelle in Rom ausgeführt wird. Außer dieſer Compoſition ſind vorzüglich noch die von Leon. Leo und Tom. Baj. zu nennen.

Miſerere oder Darmgicht (ileus oder passio iliaca, auch chondapsus) iſt eine acute Unterleibskrankheit. Charakter derſelben iſt eine hartnäckige Stuhlverſtopfung, welche Schmerzen im Unterleibe und heftiges Erbrechen ſelbſt der ſchon aus dem Magen in die Gedärme übergeführten Stoffe erzeugt und gewöhnlich den Tod herbeiführt. Veranlaſſung dazu können alle Umſtände geben, welche den Durchgang der verdauten Speiſen durch den Darmkanal verhindern, z. B. Darmverſchlingungen, zuſammengeballte Würmer, verhärteter Darmkoth, fremde den Darmkanal verſtopfende Körper u. ſ. w. Der lateiniſche Name rührt von dem Gebete „Miserere mei", d. i. erbarme dich meiner, her, weil durch bald eintretende Entzündung und ſchnell darauf folgenden Brand des afficirten Darmſtücks in den meiſten Fällen der Tod ſehr ſchnell eintritt.

Misericordia (lat. Mitleid), bezeichnete ehemals in Klöſtern alle Vergünſtigungen, welche die Mönche wider die Ordensregel erhielten, wie z. B. Speiſen, Getränke u. dgl. Misericordiae heißen daher auch die Stühle, worauf alte und ſchwache Geiſtliche während des Gottesdienſtes ſitzen durften. Misericordias Domini der zweite Sonntag nach Oſtern, ſo genannt, nach den Anfangsworten der Meſſe, die an dieſem Tage geleſen wird.

Miſes, ſ. Fechner, Guſt. Theod.

Miſogynie, Weiberhaß oder Weiberſcheu iſt eine Art von Miſanthropie (ſ. d.), indem ſich dieſe auf das ganze menſchliche, jene nur auf das weibliche Geſchlecht bezieht. Die Urſachen des Weiberhaſſes liegen im Verſtande oder im Gefühl; auch können körperliche Gründe zu ſeiner Entſtehung mitwirken, beſonders wenn durch zügelloſe und unnatürliche Ausſchweifungen das Geſchlechtsſyſtem zerrüttet oder auf eine andere Art beeinträchtigt iſt. Deshalb ſind auch Eunuchen, Onaniſten, Päderaſten und Sodomiten meiſt Weiberfeinde; in ſeltenen Fällen können auch körperliche Conſtitution mit Neigung zur Melancholie, oder geiſtige Einwirkungen von außen, Lehren und Erziehung den Weiberhaß hervorbringen. Seine Behandlung iſt daher theils phyſiſch, theils pſychiſch; doch ergibt ſie ſelten ein befriedigendes Reſultat. Den Weiberhaſſer nennt man gewöhnlich Miſogyn.

Miſologie, Vernunfthaß, alſo die unvernünftigſte Art des Haſſes, da die Vernunft das Höchſte des Menſchen iſt, welches ihm allein vom Thiere weſentlich unterſcheidet. Die M. iſt aber gewöhnlich nur gegen die ſpeculirende Vernunft gerichtet, inſofern ſie ſich anmaßt, der göttlichen Offenbarung entgegenzutreten.

Mispel (Mespilus germanica), ein in Süddeutſchland wildwachſender, aber in Gärten vielcultivirter Strauch, deſſen Früchte bei der Reife ſehr herbe, erſt durch Liegen und Teigigwerden einen weinartigen Geſchmack erhalten. Nach Länge des Stils unterſcheidet man Birn- und Apfelmispeln. Das zähe Holz des Stammes iſt zu Drechslerarbeiten ſehr brauchbar.

Miſſa oder Meſſe heißt vorzugsweiſe das Muſikſtück, welches während des kirchlichen Hochamtes der Katholiken an Textesinhalt und muſikaliſcher Form eng mit ihrem Cultus verbunden, abgeſungen wird. Es war urſprünglich ein Wechſelgeſang zwiſchen Prieſter und Gemeinde; die Stimme der letzteren wurde aber bald einem beſtimmten Chor übertragen. Der lateiniſche Text iſt aber der Vollendetſte der kirchlich muſikaliſchen Sprache und beſteht aus ſechs Abtheilungen: Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus, Benedictus, Agnus dei. Unter der ſogenannten kleinen Meſſe werden nur die erſten beiden Sätze verſtanden. Unter den unzähligen Compoſitionen dieſer Worte rechnen wir zu den beſten die eines

Digitized by Google

Orlando Laſſo, Paleſtrina, Bai, Marcello, Durante, Leo, Lotti und Anderer; die Compoſitionen ſpäterer Meiſter ſtehen zwar höher an Freiheit der Form und muſikaliſcher Poeſie, aber der Geiſt der katholiſchen Kirche, die religiöſe Poeſie flüchtete immer mehr aus ihnen und in den proteſtantiſchen Compoſitionen iſt auch der Anklang davon verſchwunden. Unter den neuern Componiſten ragen hervor Joh. und Mich. Haydn und Mozart, Vogler, Winter, Cherubini, Naumann, Schuſter, Eybler, Seyfried u. A. m.

Miſſalen oder *Meßbücher* heißen in der römiſch-katholiſchen Kirche diejenigen liturgiſchen oder gottesdienſtlichen Bücher, welche die von der Kirche geordneten Meſſen für alle Sonn- und Feſttage, für beſondere Gelegenheiten, z. B. bei der Todenfeier, die evangeliſchen und epiſtoliſchen Perikopen, Gebete und den Meßkanon enthalten. Der Name entſtand im 7. oder 8. Jahrhundert. Seit dem Jahre 1570 gibt es ein in der ganzen römiſch-katholiſchen Kirche gültiges Meßbuch. Es wurde zufolge der Beſchlüſſe der Tridentiner Kirchenverſammlung auf Befehl des Papſtes Pius V. durch römiſche Theologen abgefaßt und mußte vom Tage ſeiner Publication (am 14. Juli) an gerechnet, von den Prieſtern in Rom nach einem Monate, von denen diesſeit der Alpen binnen drei und von denen jenſeit derſelben binnen ſechs Monaten eingeführt werden. Nur diejenigen Kirchen, welche ihr bisheriges Meßbuch ununterbrochen ſeit ihrer Stiftung oder wenigſtens 200 Jahre lang gebraucht hatten, durften es mit der Einführung des römiſchen Miſſals nach Belieben halten und ſo haben denn z. B. in Deutſchland Mainz, Köln, Münſter und andere Diöceſen ihre eigenen Meßbücher. Solche Particularmeßbücher, deren erſtes ſich ſchon unter Kaiſer Ludwig dem Frommen gebildet haben ſoll, gab es vor der Publication des römiſchen Miſſals ſehr viele und es weichen dieſelben von dem römiſchen bedeutender ab, als die jetzt nachgelaſſenen. Zweimal wurde das römiſche Miſſal, weil in die an unzähligen Orten veranſtalteten Ausgaben ſich Irrthümer eingeſchlichen hatten, revidirt, nämlich auf Befehl Clemen's VIII. im Jahre 1604 und Urban's VIII. im Jahre 1634 und ſo beſteht das heutige römiſche Meßbuch. — Die alten Miſſalen vor Erfindung der Buchdruckerkunſt wurden oft auf das prächtigſte geſchrieben, mit den ſchönſten Initialen und Miniaturen geſchmückt und mit den koſtbarſten Einbänden verſehen; Reiche ließen ſie abſchreiben und machten damit Geſchenke an Kirchen. Ungefähr zwei Jahrhunderte vor Erfindung der Buchdruckerkunſt entſtand eine Art größerer gothiſcher Buchſtaben (ſ. *Mönchsſchrift*), mit welchen man die M. ſchrieb; ſie wurden, als die Buchdruckerkunſt erfunden war, nachgeſchnitten und zum Drucke von Meßbüchern gebraucht, woher eine gewiſſe Art größerer Typen den Namen *Miſſalbuchſtaben* führt.

Mißgeburt (monstrum) nennt man eine menſchliche Frucht, welche in ihrer Geſtaltung von der Regelmäßigkeit abweicht. Solche Abweichungen oder Monſtroſitäten kommen häufig vor und können als fehlerhafte Aeußerungen der bildenden Thätigkeit im Weibe angeſehen werden. In Hinſicht auf ihre Entſtehungen unterſcheidet man drei Arten. Bildet der Bildungstrieb den *Fötus* (ſ. d.) mehr an als ihm gebührt, ſo entſtehen Geſchöpfe, bei denen einzelne Gliedmaßen eine die Norm überſteigende Größe haben oder die auch ganz neue überzählige Gliedmaßen beſitzen, z. B. Hände mit ſechs Fingern ꝛc. (monstrositates per excessum); bringt dagegen die bildende Thätigkeit die Frucht nicht bis zum Grade der Ausbildung, den dieſe erreichen ſoll, ſo fehlen ihr mehr oder weniger wichtige Theile, z. B. das Gehirn, der Kopf oder ein Theil desſelben, Eingeweide, Arme, Beine, Finger ꝛc. (monstrositates per defectum). Dieſe zweite Claſſe der Mißgeburten hat man auch Hemmungsbildungen genannt, weil ſich meiſt nachweiſen läßt, daß das fehlende Organ zwar urſprünglich vorhanden geweſen iſt, auch eine gewiſſe Stufe der Ausbildung erreicht hat, aber auf derſelben ſtehen geblieben iſt. Die dritte Claſſe enthält Mißgeburten, bei denen die bildende Kraft am unrechten Orte thätig geweſen iſt und den Organen eine falſche Lage gegeben hat z. B. wenn das Herz ſich in der rechten Seite der Bruſt befindet ꝛc. (monstrositates per situm partium mutatum). Theils zur erſten, theils zur zweiten Claſſe können ſolche Mißgeburten gerechnet werden, in denen offenbar zwei Embryonen zu einem Körper verwachſen ſind. Uebrigens gibt es ſo zahlreiche Verſchiedenheiten, daß mancher

Digitized by Google

Fall für ſich eine Ordnung bildet, wie die beiden zuſammengewachſenen Siameſen. Ueber die Urſachen, welche dieſe Bildungsabweichungen hervorrufen, ſind die Meinungen der Aerzte ſehr getheilt; doch mögen häufig Schwächlichkeit der Aeltern, Druck oder Stöße auf den Leib einer Schwangern und ähnliche Beeinträchtigungen viel dazu beitragen. Das ſogenannte Verſehen (ſ. d.) und andere noch abergläubiſchere Annahmen ſind theils ganz zu verwerfen oder ſehr problematiſch. Wie wenig aber die Naturkunde die bei der Bildung von Mißgeburten wirkenden Geſetze bis jetzt noch hat aufzufinden vermögen, um ſo mehr hat die Jurisprudenz ſich dieſer Geſchöpfe angenommen und über alle dabei vorkommenden wichtigen Punkte ziemlich beſtimmte Regeln aufgeſtellt. Bei geringern Verunſtaltungen, welche die Lebensfähigkeit nicht beeinträchtigen und die menſchliche Geſtalt noch deutlich erkennen laſſen, kann kein Zweifel über die Anſprüche auf Menſchenrechte erhoben werden und ſelbſt in zweifelhaften Fällen wird das Endurtheil aufgeſchoben, weil man nicht wiſſen kann, ob die Geſtalt nicht ſpäter noch der menſchlichen ähnlicher werde. Die Tödtung eines lebenden, von einem Menſchen geborenen Weſens, iſt aber, welche Geſtalt es auch habe, in keinem Falle erlaubt.

Mißheirath, fr. méssalliance. Seitdem ein Unterſchied von Ständen unter den Menſchen begründet worden iſt, ſeit den älteſten Zeiten alſo, hat man auch die Vermählung von Perſonen aus verſchiedenen Ständen für einen Schritt gehalten, der von Seiten des Mitgliedes der höheren Standesclaſſe eine Art Selbſtentwürdigung involvirte. Je ſchroffer die Unterſchiede der Stände waren, deſto ſtrenger hielten ſie ſich geſondert und bei dem erblichen Kaſtenſyſteme der Aegypter und Indier war eine M. ſchon wegen der unvermeidlichen Nachtheile für die Kinder, kaum denkbar. Das Sclaventhum der Vielweiberei und die Begünſtigung außerehelicher Verbindungen brachten jedoch viele Erleichterungen mit ſich. Den freien und freiſinnigen Griechen war der Begriff einer M. fremder. Unter den Römern dagegen beſtand er in hoher Kraft, da den patriziſchen Geſchlechtern an Erhaltung ihrer Reinheit gelegen war. Aber er ward bei ihnen gemildert durch die verſchiedenen Abſtufungen ihrer Ehen. Mit der Standesgenoſſin ging der Patrizier das feſte, ſolenne Bündniß des ſtrengſten Rechts ein; mit der Plebejerin verband er ſich zu einer leichteren und doch nicht rechtloſen Verbindung. Unter den germaniſchen Völkern bildete ſich ſeit der Zeit, wo ſie zu Beherrſchern Europas wurden, ein Abhängigkeits- und daraus ein Standesverhältniß in großer Verbreitung und Schroffheit aus. Mit ihm der Begriff M., der jedoch erſt in der Zeit der vollen Blüthe des Lehnsweſens und des Ritterthums zum höchſten Umfang gedieh, von da er aber ſich noch lange erhielt, nachdem ſein Grund faſt geſchwunden war. Auf die niedern Stufen der Miniſterialität und der Leibeigenſchaft hatte dieſes Verhältniß die größten Nachtheile; die Kinder nahmen den Stand der Mutter, die Freie, die ſich mit einem Leibeigenen verband, den Stand ihres Mannes an. Aber auch der Adelige, der ſich mit einer Bürgerlichen oder Unfreien vermählte, verlor die Turnierfähigkeit, an deren Stelle ſpäter die Hoffähigkeit trat und ſeine Kinder wurden unfähig zu allen Aemtern und Vortheilen, bei denen die Ahnenprobe verlangt ward, bis eine Reihe untadelhafter Vermählungen den Fehler wieder verwiſcht hatte. Dies hat ſich bis auf unſere Zeiten erhalten, aber freilich hat ſich die Zahl der durch Mißheirathen zu verwirkenden Vortheile vermindert. Was früher auf tieferen Verhältniſſen geruht hatte, das erhielt ſich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem gleichfalls ziemlich feſten Boden der Vorurtheile und nicht ohne Grund warnten noch damals ſelbſt wohldenkende und freiſinnige Schriftſteller gegen Mißheirathen. Allerdings lag der Sache etwas zu Grunde. So lange die Stände noch ſchroff geſchieden ſind, eine andere Bildung, Denkungsweiſe, Sitte und Gewohnheit genoſſen haben, da ſcheinen ſie ſich in der Regel zu den innigen Bündniß der Ehe nicht zu eignen. Die Gluth der Liebe überſieht dies Alles; aber wenn die Liebenden zu ſtetem Beiſammenſein vereint ſind und nun erſt erkennen, daß ſie über ſo Vieles grundverſchieden denken, an ſo vielen Dingen nicht denſelben Geſchmack finden, in alle dem von einander abweichen, was auf von der Wiege an eingeſogenen Anſichten und Gefühlen beruht, ſo kommt Ueberlegung und Reue dazu. Dazu kam, daß noch im vorigen Jahrhunderte der Edelmann, der eine

Digitized by Google

Bürgerliche heirathete, entweder ſich von allem Umgang mit ſeiner Familie und ſeinen Standesgenoſſen losſagen, oder zuſehen mußte, wie ſeine Gattin zahlloſen Demüthigungen ausgeſetzt blieb. Das Alles hat ſich verändert; der reelle Unterſchied der Stände iſt verſchwunden; ein neuer Adel, auf Staatsdienſt oder Reichthum gegründet, erhob ſich aus dunklen Anfängen und ſo iſt der Begriff der M., der unſern Vätern noch ſo klar war, jetzt faſt vergeſſen. Wo er noch beſteht, unter den Fürſten nämlich, da hat er ſeinen guten Grund. Der Adel umfaßt urſprünglich auch die Claſſen, die ſich ſpäter über ihn aufſchwangen und früher galt es für keine Mißheirath, wenn ein Fürſt ſich mit einem Edelfräulein vermählte, nach und nach zog ſich aber der Kreis enger, und die Ebenbürtigkeit ward auf den hohen Adel beſchränkt. Ausnahmen ſind zwar nicht ſelten, allein es kam in der Regel auf äußere Umſtände an, welche Folgen ſie haben ſollten. Zuweilen hatte die Verbindung, vielleicht vom Kaiſer beſtätigt, die vollſte Kraft; zuweilen gingen die Kinder des Erbrechts verluſtig. In neueſter Zeit betrachtet das Fürſtengewohnheitsrecht nur die Verbindungen eines Fürſten oder Prinzen als rechtmäßig, bei denen die Gemahlin aus einem regierenden Hauſe ſtammt, wozu man jedoch aus Billigkeitsrückſichten die Häuſer des hohen Adels rechnet, die ehemals reichsunmittelbar waren, aber mediatiſirt wurden; ebenſo auch ſonſt alle Häuſer, die regiert haben, aber die Regierung verloren, z. B. die Lesczynski, Waſa, Bonaparte u. A. Die Idee iſt nicht ohne richtige Begründung; denn allerdings kann es vielfache Nachtheile haben, wenn der Fürſt mit Familien aus dem Volke in Verwandtſchaftsverhältniſſe tritt und dadurch fremdartige Intereſſen in die Regierung gemengt werden. Darum fordern die meiſten Verfaſſungen ebenbürtige Ehen und darum iſt ſelbſt in England, wo der Begriff der Mißheirathen ſonſt keine rechtlichen Folgen hat, die Ehe der Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes von der Einwilligung des Regenten abhängig gemacht worden.

Miſſion bedeutet zunächſt Sendung, Auftrag überhaupt; auch nennt man diplomatiſche Sendungen, deren Zweck ein einzelnes beſtimmtes Geſchäft iſt, Miſſionen im Gegenſatze zu den ſtehenden Geſandtſchaften. Endlich werden M. Sendungen zur Ausbreitung des Chriſtenthums unter nicht chriſtlichen Völkern genannt. In dieſem Sinne würden alle Bemühungen für die Ausbreitung des Chriſtenthums M. zu nennen ſein und als die älteſten Miſſionäre würden Diejenigen zu bezeichnen ſein, welche Chriſtus ſelbſt noch entſendete. Sodann würden ſämmtliche Apoſtel und nach ihnen die muthvollen begeiſterten Männer, welche das Chriſtenthum in Europa ganz verbreiteten, hierher zu rechnen ſein. Und dies geſchieht auch wohl zuweilen; gewöhnlich nennt man nur diejenigen Sendungen M., durch welche das Chriſtenthum, nachdem es bereits in Europa herrſchend geworden war, in außereuropäiſchen Ländern verbreitet wurde. In dieſem Sinne gibt es erſt ſeit der Reformation M. und zwar gingen ſie ſeit dieſer Zeit ſowohl von der katholiſchen Kirche als auch von den Proteſtanten aus. Die katholiſche Kirche ſchien in jenen fremden Ländern die Wirkſamkeit aufſuchen zu wollen, welche ihr in Europa ſo beträchtlich geſchmälert worden war und ſie that es in dieſen Bemühungen lange Zeit hindurch den Proteſtanten zuvor und dies war kein Wunder; denn es ſtanden ihr weit beträchtlichere Mittel zu Gebote als jenen. Sie beſaß in den Ordensgeiſtlichen Organe, welche an keinen beſtimmten äußeren Beruf gebunden ganz zu ihrer Verfügung ſtanden. Ferner kamen diejenigen Völker, welche ſich vorzugsweiſe zum Katholicismus bekannten, damals vielmehr in Berührung mit außereuropäiſchen Ländern als die proteſtantiſchen. Ueberdies mußte der Proteſtantismus in ſeiner Heimath erſt zu einem gewiſſen Gefühle kommen, ehe er mit Energie an die Ausbreitung des Chriſtenthums unter fernen Völkern denken konnte. In neueſter Zeit hat ſich dieſes Verhältniß umgekehrt. Jetzt geht die bei weitem größere Zahl der Miſſionen von proteſtantiſchen Ländern und zwar hauptſächlich von England und Deutſchland aus. Die Mittel zu dieſem Zwecke werden durch freiwillige Beiträge herbeigeſchafft. Der Katholicismus dagegen hat theils einen Theil ſeiner ſonſtigen Mittel verloren, theils iſt der Eifer, dieſelbe für Verbreitung des Chriſtenthums anzuwenden, erkaltet, theils auch iſt ſeine Aufmerkſamkeit dadurch in Anſpruch genommen, daß man ſelbſt in katholiſchen Ländern anfängt,

Digitized by Google

die Rechte der Kirche zu beeinträchtigen. Dieſer Umſtand hat ſogar veranlaßt, daß eifrige Geiſtliche in chriſtliche und zwar katholiſche Länder geſendet wurden, um daſelbſt die Rechtgläubigkeit zu erhalten oder herzuſtellen. So heilſam nun auch im Allgemeinen die Miſſion ſich erwieſen, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß die Miſſionäre auch viele Mißgriffe bei ihrem Werke ſich haben zu Schulden kommen laſſen. Früher geſchah es nicht ſelten, daß einzelne von verſchiedenen Geſellſchaften oder Orden abgeſendete Miſſionäre ſich unter einander mit Heftigkeit bekämpften und dadurch bewirkten, daß den zu bekehrenden Völkern die neue Lehre verächtlich erſchien. In neuerer Zeit möchte dieſer Uebelſtand zwar ſelten vorgekommen ſein, vielmehr bieten die Abgeſandten verſchiedener Nationen oder Geſellſchaften häufig einander hülfreich die Hände; aber ein anderer Uebelſtand thut ſich jetzt mehr als früher hervor. Viele Miſſionäre achten nämlich zu wenig auf den Grad der Cultur, auf die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, welche ſie bei den zu bekehrenden Völkern vorfinden, und zwingen ihnen zu plötzlich Anſichten auf, welche ihnen nur in ſehr geringem Maße verſtändlich ſein können, und ſie bringen dadurch nicht ſelten nur eine äußerliche Bekehrung zu Stande, ohne den Völkern, die ihnen vertrauen, wahrhaft zu nützen. Ja zuweilen hat der jähe Bekehrungseifer unbefangene Völkerſtämme in eine Verwirrung und in Laſter verſtrickt, welche ihnen früher durchaus fremd waren. Jedenfalls iſt indeſſen der ſeltene Muth und die ausnehmende Beharrlichkeit, welche die meiſten Miſſionäre gezeigt haben, mit Lob anzuerkennen; nur fragt ſich, ob der gute Wille und die Geiſteskräfte, welche auf dieſes Werk verwendet worden ſind, nicht zum Theil einen ſicherern Boden hätten gewinnen und doppelte Früchte tragen können, wenn Diejenigen, welche jene Kräfte aufzuwenden hatten, dieſelben den ihnen von der Natur angewieſenen Umgebungen hätten zu Gute kommen laſſen.

Die wichtigſten Miſſionen der katholiſchen Kirche gingen von Rom und Paris aus. Zu dieſem Zwecke ſtiftete Gregor XV. 1622 die Propaganda (ſ. d.), und Urban VIII. 1627 ein Collegium de propaganda fide. In Paris wurde 1635 eine Congregation für auswärtige Miſſionen errichtet. Der Beſtimmungsort dieſer Miſſionäre war meiſtens Amerika und Oſtaſien, beſonders China, Oſtindien und Japan. In Amerika hat das Chriſtenthum große Fortſchritte gemacht, wiewohl häufig durch Mittel, welche mit ſeinen Lehren keineswegs verträglich waren. In Aſien hatten die katholiſchen Miſſionäre Anfangs ebenfalls Urſache mit ihren Erfolgen zufrieden zu ſein; ſpäter jedoch machte ſie ſich den Regierungen mehrerer oſtaſiatiſchen Länder als Kundſchafter oder Werkzeuge fremder Eroberer oder auch wohl als Volksaufwiegler verdächtig, und in Folge deſſen wurde namentlich in Japan das Chriſtenthum, das daſelbſt ſchon beträchtlichen Eingang gefunden hatte, gänzlich wieder verbannt. Auch in China fanden wiederholt gewaltſame Reactionen gegen das Chriſtenthum ſtatt, indeſſen haben ſich doch noch ziemlich viele chriſtliche Gemeinden daſelbſt erhalten. Ebenſo ſind in Tunkin und in Thibet in der neueſten Zeit einige chriſtliche Gemeinden gegründet worden. Die Pariſer Miſſionsgeſellſchaften ſind während der Rückkehr der Bourbonen wieder beſonders thätig geweſen. Die Seminarien für auswärtige Miſſionen, das Seminarium des heiligen Geiſtes, das für die franzöſiſchen Colonieen oder die Congregation der Prieſter haben in den letzten Jahrzehnten eine beträchtliche Menge Miſſionäre gebildet und namentlich nach Oſtaſien ausgeſendet. Hierzu trugen beſonders die unter den Namen Pères de la foi im Gefolge der Bourbonen nach Frankreich zurückkehrenden Jeſuiten viel bei. Außerdem bildete ſich 1822 eine Geſellſchaft zur Fortpflanzung des Glaubens in Frankreich, welche nach und nach eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern erhielt und von einem oberſten Rathe zu Paris und unter dieſem von Partial-, General-, und Centralräthen in den verſchiedenſten Städten des Reiches geleitet ward. Die Geſellſchaft iſt ſo zahlreich, daß ſie, obgleich jedes Mitglied wöchentlich nur einen Sous zahlt, dennoch ſehr beträchtliche Unterſtützungen an verſchiedene Miſſionsanſtalten auszahlt.

Die proteſtantiſchen Miſſionen unterſcheiden ſich von den katholiſchen beſonders dadurch, daß ſie die von der katholiſchen Kirche verbotenen heiligen Schriften als ein Hauptmittel der Ausbreitung des Chriſtenthums betrachten, und daher in Verbindung der Bi-

Digitized by Google

belgeſellſchaften (ſ. d.) dieſelben in alle betreffenden Sprachen überſetzen und unter die zu bekehrenden Gemeinden vertheilen. Die erſten proteſt. Geſellſchaften zur Ausbreitung des Chriſtenthums in fremden Ländern bildeten ſich in England. Ihnen folgte im Anfange des 18. Jahrh. die von Friedrich III. von Dänemark reich ausgeſtattete däniſch-halleſche Miſſionsgeſellſchaft, die zu Tranquebar auf der Küſte von Koromandel noch thätig iſt, und um welche ſich Ziegenbalg, Franke, Knapp und Andere viele Verdienſte erwarben. Das Miſſionscollegium in Kopenhagen, welches jene Miſſionen ſeit 1714 leitete, dehnte ſeine Wirkſamkeit auch nach Grönland (ſ. Egede), nach Norwegen und Lappland aus. Die Herrnhutergemeinde begann 1732 ihre Miſſionäre auszuſenden, und dieſe ſuchten ſelbſt die Polarvölker auf. In der neueſten Zeit haben nun beſonders in England ſich eine große Menge von Miſſionsgeſellſchaften gebildet, welche ihr Werk mit vielem Eifer und mit bedeutenden Mitteln ausgeſtattet, fortſetzen. Die 1794 gegründete Miſſionsgeſellſchaft beſitzt 253 Filialgeſellſchaften in allen Welttheilen. Zehn andere Geſellſchaften ſenden ebenfalls eine bedeutende Anzahl von Miſſionären nach den verſchiedenſten Gegenden der Erde aus. In Deutſchland beſtehen über 30 M.-Geſellſchaften, doch ſind ihre Mittel bei weitem nicht ſo beträchtlich, wie die der engliſchen. In Berlin, Baſel, Halle und Leipzig beſtehen Pflanzſchulen für Miſſionäre. Die Erfolge aller M. ſind beträchtlich. In neueſter Zeit ſind beſonders in Oſtindien und Auſtralien viele Menſchen bekehrt worden. Die Bewohner der Geſellſchaftsinſeln, namentlich die von Otahaiti und viele Sandwichinſulaner ſind Chriſten geworden. In Oſtindien wirken verſchiedene M.-Vereine, indem ſie ſich trotz ihrer verſchiedenen Glaubensanſichten in ihren gemeinſchaftlichen Zwecken unterſtützen, auf das entſchiedenſte und wohlthätigſte. Schulen und Druckereien werden angelegt, und religiöſe Schriften in den Landesſprachen gedruckt und verbreitet. Die Miſſionäre erwerben ſich zum Theil auch das Verdienſt, daß ſie die Länder- und Völkerkunde bereichern und namentlich eine Menge bisher faſt ganz unbekannter Sprachen zugänglich machten. Unter den neueſten M. der Brüdergemeinde ſind die in Südafrika und die bei den Kalmückenſtämmen verſuchten beſonders zu erwähnen. Die erſtere macht erfreuliche Fortſchritte; der letzteren widerſetzen ſich die Prieſter des Landes ſo entſchieden, daß ſie aufgehoben werden mußte. Einige M.-Geſellſchaften beſchäftigen ſich auch damit, chriſtlichen Sekten z. B. der armeniſchen, neuere Anſichten beizubringen. Namentlich aus der Baſeler M.-Schule ſind zu dieſem Zwecke mehrere Prediger nach Südrußland und Kleinaſien geſendet worden. Auch um Bekehrung der Juden zum Chriſtenthume hat man ſich in der neueſten Zeit eifrig bemüht, und zu dieſem Zwecke in London, Berlin, Dresden, Breslau, Königsberg, Petersburg u. a. O. Schulen errichtet. Die Miſſionen, welche nur Aufrechterhaltung des chriſtlichen Glaubens zum Zwecke hatten, ſind ebenfalls ſeit der Reformation in katholiſchen Ländern gebräuchlich. Es fanden ſich nämlich Geiſtliche, welche Gegenden, deren Bewohner der Neigung zur Abtrünnigkeit verdächtig waren, bereisten, um die Menſchen in der Religion zu unterrichten, ſie gegen Abfall von der katholiſchen Kirche zu bewahren, und die etwa Abgefallenen wieder zurückzuführen. Auch hierbei bewieſen ſich beſonders die Jeſuiten ſehr thätig und ihre Wirkſamkeit war nicht ſelten ſehr wohlthätig, da die Seelenſorge häufig in den ungeeignetſten Händen war. In neuerer Zeit jedoch haben dieſe M. namentlich in Frankreich viele Verwirrungen angerichtet. Sie glaubten nämlich, die durch die Revolution in Verfall gerathene Religioſität und Sittlichkeit dadurch wieder empor zu heben, daß ſie theils überſpannte moraliſche Grundſätze predigten, theils veraltete Begriffe, ſelbſt politiſche, wieder geltend zu machen ſuchten. Solche Miſſionäre zogen in den Jahren 1823—1828 in den Provinzialſtädten Frankreichs umher, und predigten auf eine Weiſe, welche großes Aergerniß gab. Im Süden und Weſten von Frankreich fanden ſie einigen Anhang, und verleiteten dieſen zuweilen zu fanatiſchen Exzeſſen. Meiſt aber war das Volk entſchieden gegen ſie, und dies führte ebenfalls oft zu ärgerlichen Auftritten. Ueberdies machten die Häupter dieſer Miſſionäre durch eine Art geheimer geiſtlicher Regierung, die ſich über mehrere Provinzen Frankreichs erſtreckte, der Staatsregierung ſich verdächtig, welches Alles 1845 die Aufhebung der Jeſuitencongregation herbeiführte.

Digitized by Google

Miſſiſippi, der größte Strom Nordamerikas, entſpringt auf der flachen, höchſtens 1200 F. hohen quellenreichen Hochebene. Die Länge ſeines Laufes beträgt ohngefähr 800 Meilen; er bildet in ſeiner obern Hälfte mehrere Waſſerfälle, die indeß bei einer Breite von 1700 bis 1800 Fuß, nur 16 Fuß Höhe haben, und an ſeiner Mündung ein weit in das Meer reichendes Delta. Im untern Laufe ſind die Umgegenden zum Theil niedriger, als die ihn einſchließenden Ufer, und wenn er daher im April und Auguſt überſtrömt, ſo reichen ſeine Ueberſchwemmungen oft 4 bis 5 Meilen weit. Alle Gewäſſer, von der Oſtſeite des Felſengebirges bis zum Weſtabhange der öſtlichen Gebirge, in einem Gebiete von 54,000 □M., nimmt er in ſich auf. Schiffbar iſt er ohne Unterbrechung bis zu den Waſſerfällen von St. Anton; hier tritt er in das Tiefland. Die größten ſeiner Nebenflüſſe ſind: der Ohio (250 M. lang), der Mönchsfluß (Moingona) über 100 M. ſchiffbar, der 650 M. lange Miſſuri u. a. m. Dieſes ungeheure Flußgebiet des M. umfaßt das ganze Mittelland der Vereinigten Staaten. Nach ihm iſt der Staat Miſſiſſippi (ſ. d.) benannt und an ihm liegt auch Louiſiana (ſ. d.).

Miſſiſſippi, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika an der Südküſte, wird von Alabama, Tenneſſee, Arkanſas, Louiſiana und dem Meerbuſen von Mexico begrenzt und hat einen Flächenraum von 2000 □M. Der Boden iſt fruchtbar, das Klima im Allgemeinen mild und geſund und nur an der Weſtgrenze gegen Tenneſſee wegen der Ueberſchwemmungen des Miſſiſſippi ungeſund. Die Bewohnerzahl vermehrt ſich fortwährend; im Jahre 1820 belief ſie ſich auf 144,000, 1830 auf 200,000 und 1840 zählte man 375,651 Einw. M. gehört noch zu den Sclavenſtaaten und die Zahl der Sclaven beträgt 195,211. Früher beſaßen die Indianer ein eigenes Gebiet, wurden aber 1832 gegen gewährte Entſchädigung zur Ueberſiedelung auf das jenſeitige Ufer des M. vermocht. Hauptbeſchäftigung der Einwohner iſt Plantagenbau, nur in den nördlichern Gegenden beſchäftigt man ſich mit Viehzucht. Der Handel, der beſonders in der Ausfuhr der Baumwolle beſteht, wird durch den Miſſiſſippi ſehr begünſtigt. Der Staat, der 1817 in die Union aufgenommen wurde, ſendet vier Repräſentanten in den Nationalcongreß. Die Geſetzgebende Verſammlung tritt aller zwei Jahre zum Neujahr zuſammen. Die Hauptſtadt iſt Jackſon, der wichtigſte Ort Natchez mit 3000 Einw.

Miſſolunghi oder Miſſolonghi iſt die wichtigſte Stadt in Weſthellas, ſtark befeſtigt, am Golf von Patras, unweit der Ruinen des alten Kalidon in Aetolien, ihr gegenüber, in einer andern Bucht des Golfs auf einer Inſel das ebenfalls befeſtigte Anatoliko, ſodaß man beiden Plätzen ſich nur mit Fiſcherkähnen nähern kann. M. iſt durchaus neuern Urſprungs. Von Fiſchern gegründet, wurde es bald durch ſeine ſtrategiſch und commerciell wichtige Lage von Bedeutung und hob ſich ſchnell durch Handel. Obgleich von den Türken 1715 verwüſtet und 1770 beim Aufſtande gegen die Türken betheiligt, zählte es doch 1801 ſchon wieder 4000 Einw. Es regierte ſich damals nach eignen Geſetzen und entrichtete an die Türken nur den gewöhnlichen Kopfzins. Beim Ausbruch des griech. Freiheitskampfs erhob es ſich nebſt Anatoliko ſchon am 7. Juni 1821 für die Sache der Freiheit. Früher waren die Befeſtigungen des Ortes blos eine mit Schießſcharten verſehene Mauer. Erſt 1823, nachdem der tapfere Fürſt Maurokordatos mit 380 Mann und 22 Sulioten unter Markos Botzaris, mit wenigem Geſchütz, den faſt unhaltbaren Ort gegen die Angriffe Omer Brione's, Paſchas von Janina, und Rutſchuk Paſchas klug und tapfer vertheidigt hatte, wurde M. durch einen breiten mit Seewaſſer gefüllten Graben, vom Feſtlande getrennt und durch Schanzen und andere Außenwerke ſo verſtärkt, daß es damals zu den feſteſten Plätzen des freien Griechenlands gehörte. Die Türken boten daher Alles auf, dieſen wichtigen Grundpfeiler griechiſcher Freiheit zu ſtürzen. Schon im Sept. deſſelben Jahres geſchah von ihrer Seite der zweite Angriff. Omer Brione und Muſtai Paſcha von Skodra ſchloſſen 59 Tage lang im Sept., Octob. und Decbr. M. zu Lande und Waſſer ein, aber alle ihre Operationen ſcheiterten am Muthe des Conſtantin Botzaris, Bruders des Helden von Karpinitzi, der M.'s Wälle vertheidigte, und als Maurokordatos zum Entſatz der Stadt herbeieilte, mußte ſich der Paſcha mit bedeutendem Verluſte zurück=

Digitized by Google

ziehen. Von jetzt an gewann M. in ſeinen Mauern wieder eine freundlichere Geſtalt; während Maurokordatos, Befehlshaber des Platzes, durch zweckmäßige Vertheidigungsanſtalten Beſorgniſſen für die Zukunft vorbeugte, und zugleich für wiſſenſchaftliche Bildung des Volkes ſorgte, berechtigte die Thätigkeit des Philhellenen Lord Byron (ſ. d.), der Ende Januar 1824 hier ankam, zu nicht minder erfreulichen Ausſichten. Unglückſchwanger aber endete ſchon das Jahr 1825. Mit ſeiner ganzen Kriegsmacht war im Auguſt d. J., von Kephalonia her, der Kapudan Paſcha herangezogen, ſchwörend er wolle diesmal Stadt und Bevölkerung mit Feuer und Schwerdt verfolgen. Neun Monate bot der tapfere Noto Botzaris jedem Sturm trotz. Der Seraskier Reſchid Paſcha mit ſeinen 35,000 M. und Ibrahim Paſcha vermochten nicht den Heldenmuth der Griechen zu beugen, obgleich ein 40tägiges Bombardement Stadt und Wälle verwüſtete. Denn in ihrer Feſte hatten die Krieger von der Welt Abſchied genommen, Weiber, Greiſe und Kinder längſt nach Zante, Ithaka und Kephalonia übergeſetzt und ſich verbunden durch den feierlichen Eid, zu ſiegen oder zu ſterben. So brach der Tag des 22. Aprils 1826 an. Die Beſatzung, vor Hunger ermattet und kraftlos, beſchloß ſich durch die Haufen der Belagerer mit dem Schwerdte den Weg zu bahnen, oder kämpfend zu ſterben. Nur gegen 1800 Helden, an ihrer Spitze Noto Botzaris und Zitzos Tzavellas entrannen dem Schwerdte, und fochten ſpäter vor Athen. Nur ein kleiner Theil ihrer Brüder wurde in die Feſte zurückgedrängt, ihnen nach ſtürzten durch die offenen Thore die Türken; allein kaum war der erſte Grieche bei den Minen der Feſte angelangt, als Miſſolunghi mit der geſammten Türkenſchaar in die Luft flog. Auch die wenigen tapfern Helenen fanden den Heldentod. Am 18. Mai 1829 wurde M. und Anatoliko mit Capitulation von den Griechen wieder eingenommen. Seit der Errichtung des Königreichs Griechenland hat ſich M. ſchnell wieder gehoben, ſodaß es gegenwärtig 5000 Einw. zählt, obſchon es von den Unruhen, die das Land zerrütteten, nicht verſchont geblieben und u. A. 1836 eine Belagerung von den Empörern in Aetolien und Akarnenien aushalten mußte. M. iſt das Grab der gefeiertſten helleniſchen Freiheitshelden, denn hier ruht der kühne Mainotte Cyriako Jatrani, der (Juli 1822) bei Vertheidigung des Forts Phanari fiel; hier der Suliote Markos Botzaris, der bei Karpinitzi (19. Aug. 1823) ruhmvoll endete und neben ihnen fern von der Heimath auch der deutſche Graf Normann, und das Herz des genialen Briten Byron.

Miſſuri, einer der größten nordamerikaniſchen Flüſſe, Nebenfluß des Miſſiſippi, von einer Länge von 650 Meilen, bricht nach einem weit nach N. gekrümmten Laufe 450 M. vor ſeiner Mündung mit Waſſerfällen und Stromſchnellen durch die Bergketten in das Tiefland als völlig ſchiffbarer Strom. Seine größten Nebenflüſſe ſind links der Stachelſchwein-, Jacobs-, weiße Erdfluß und Sins, rechts der Gelbſteinfluß, kleine Miſſuri, der Quicourt, Platte Fluß, Kanſas und Oſagenfluß.

Miſſuri, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, iſt 2850 (nach Andern 2967) QM. groß, wird von dem Oſage- und Sioux-Gebiet, von Illinois, Kentucky und Arkanſas begrenzt und gehört zu den acht Binnenſtaaten. Das Land iſt im Süden gebirgig, im Norden flach und hügelig; die Niederungen an den Flüſſen ſehr fruchtbar, die Höhen im Norden ſchöne von Wäldern unterbrochene Prairien, auf welchen Büffelheerden bis zu 10,000 Stück weiden. Der Sommer iſt ſehr heiß, der Winter nur ſelten ſo ſtrenge, daß die Flüſſe zufrieren, und das Klima in den Niederungen ungeſund. M. hat unermeßliche Kohlenlager und vieles Steinſalz. Die Zahl der Bewohner iſt fortwährend im Steigen begriffen und belief ſich 1845 auf 511,937, während ſie 1830 nur etwa 143,000 betrug. Der Staat gehört zu den vier Sclavenſtaaten und zählt ungefähr 60,000 Sclaven. Faſt nur die Ufer am Miſſuri und Miſſiſippi ſind zur Zeit angebaut. In die Union wurde der Staat erſt 1821 aufgenommen und zum Nationalcongreß ſendet er fünf Repräſentanten. Die Hauptſtadt iſt der unbedeutende Ort Jefferſon, am rechten Ufer des Miſſuri, die volkreichſte und älteſte Stadt St. Louis, am Miſſiſippi, mit angeblich 18,000 Einw., die bedeutenden Handel, namentlich mit Pelzwerk treiben. Von Deutſchen wurden die freundlichen Städte Franklin und Columbia am Miſſuri gegründet. M. war früher

Digitized by Google

ein Theil von Louiſiana und erhielt um 1765 ſeine erſten Bewohner. Durch Canadier, welche die ſpan. Regierung herbeirief, wurde St.-Louis angelegt. Seit 1812 ſiedelten ſich ſehr viele Amerikaner und noch mehr Deutſche daſelbſt an, ſodaß der Staat hinſichtlich der Zahl ſeiner Bevölkerung ſchon 1819 hätte in die Union aufgenommen werden können, was ſich indeß, weil es ſich um die Aufnahme eines Sclavenſtaates handelte, bis 1821 hinzog.

Miſtbeete nennt man die künſtlich angelegten, mit Pferdemiſt oder Lohe angefüllten, mit Fenſtern bedeckten Beete, in welchen theils frühzeitiges Gemüſe, theils ausländiſche, ein rauhes Klima nicht vertragende Pflanzen gezogen werden. Je nach der Menge Miſt, die man anwendet, unterſcheidet man warme, temperirte und kalte M. Die geeignetſte Lage für M. iſt die, wo ſie den ganzen Tag Sonne haben und gegen Luftzug und auf der Mitternachtſeite geſchützt ſind. Bei kalter Witterung werden die Fenſter der M. noch mit Strohdecken belegt; bei gelinder Witterung wird ihnen Luft gegeben, und bei Wärme und ſanften Regen werden die Fenſter ganz abgenommen.

Miſtel (Viscum album Linn.) eine Schmarotzerpflanze, welche wegen ihrer Wurzeln nicht in der Erde, ſondern nur auf Bäumen, beſonders auf der Eiche, wachſen kann, wird noch jetzt als heilſames Mittel wider die fallende Sucht gebraucht. Sie ſpielt in dem Cultus der alten Druiden eine große Rolle, denn ſie wurde von ihnen als das Heiligſte in der Natur und als Univerſalmittel angeſehen, (ſ. Druiden).

Mitau, im Ruſſiſchen Mitawa, im Lettiſchen Selgawa, die Hauptſtadt des ehemaligen ſelbſtändigen Herzogthums Kurland und Semgallen, welches gegenwärtig das ruſſ. Gouvernement Kurland oder Mitau, eine der Oſtſeeprovinzen, bildet, liegt an der großen preuß.-ruſſ. Grenzſtraße, in einer flachen, ſandigen Gegend an der Drixo, die unfern der Stadt in die kuriſche Aa fällt. Die Stadt iſt gut gebaut und macht einen angenehmen Eindruck, beſonders von der Wilnaer Seite her. Sie liegt unter dem $56\frac{1}{2}°$ nördl. Br., hat aber doch im Ganzen ein mildes Klima. Ihre erſte Begründung verdankt ſie Konrad von Medem gegen Ende des 13. Jahrh. Sie war urſprünglich befeſtigt und mit hohen Wällen verſehen, die aber jetzt meiſt abgetragen ſind. Hiſtoriſch merkwürdig iſt ſie als Aufenthaltsort Ludwig's XVIII., der zur Zeit ſeiner Verbannung in dem nahe der Stadt ſtehenden großen Reſidenzſchloß, dem jetzigen Gouvernementsgebäude wohnte. Sehr lebhaft iſt ſie beſonders zur Zeit des vier Wochen währenden Jahrmarkts, der ſogenannten Johanniscontracte, wo ſich der ganze kurländ. Landadel daſelbſt verſammelt. Sie hat ein gutes Gymnaſium, geſtiftet 1775, mit einem phyſikaliſchen und naturhiſtoriſchen Cabinet, eine Sternwarte, eine Bibliothek, ſechs Kirchen, 31 Schulen, mehrere Fabriken und 13,900 Einw., worunter etwa 7000 Deutſche und 3000 Juden ſich befinden. Auch beſteht daſelbſt die Kurländiſche Geſellſchaft für Literatur und Künſte. In der Nähe von M. liegen die drei Luſtſchlöſſer und Vergnügungsorte Schwerthof, Friedrichsluſt und Ruhethal, welches letztere der fürſtlich Subow'ſchen Familie gehört.

Mitbelehnung, ſ. Belehnung.

Miteſſer ſind das ausgeſchiedene und in den Hautgrübchen angehäufte Product der Hauttalgdrüschen und zeigen ſich als dunkle Pünktchen auf der Oberfläche der Haut, woſelbſt ſie ſich in wurmförmiger Geſtalt ausdrücken laſſen. Früher hielt man ſie fälſchlich für in der Haut erzeugte, wirklich belebte Thierchen; daher auch die Benennung. Durch ſorgſame Reinigung der Haut beugt man am ſicherſten ihrer Entſtehung vor.

Mitford, Maria Ruſſel, geb. im J. 1787 als die einzige Tochter des Arztes Dr. Mitford, der, nach Aufgebung ſeiner ärztlichen Praxis, jetzt einer der Magiſtrate für Berkſhire und Wiltſhire iſt, zeigte ſchon früh viel Beobachtungsgeiſt. Ihre erſte Dichtung „Christine, or the maid of the south" war zwar, ſo wie ihre Walter Scott nachgeahmten Gedichte, von keiner großen Bedeutung; doch gab ſie in „Our village" eine treffliche Sittenſchilderung. Auch im Drama verſuchte ſie ſich. Ihre erſte Tragödie „Julian" litt unter einer allzu ſclaviſchen Nachahmung Beaumont's und Fletcher's; die ſpäteren „Toxari" und „Rienzi" können als gelungener bezeichnet werden. In der neuern Zeit iſt ſie eine

Digitized by Google

fleißige Mitarbeiterin am „New monthly magazine.“ Ein satyrisches Werk „Belford regis“ gibt ziemlich indiscret persönliche Verhältnisse aus ihrer Umgebung der Oeffentlichkeit preis. Sie lebt in Three mile croß bei Reading in Berkshire.

Mitgabe oder Mitgift, s. Ausstattung.

Mithras ist der Name einer Gottheit, welche von den alten Persern als Symbol des Feuers oder der Sonne (nach Andern der Planet Venus) verehrt wurde. Die Denkmäler, welche von dieser Gottheit sich noch bis auf unsere Zeit erhalten haben, stellen sie gewöhnlich als einen Jüngling vor, mit einer phrygischen Mütze und einem morgenländischen Leibrock bekleidet, kniend auf einem niedergeworfenen Stier, dem er einen Dolch in den Hals stößt. Dabei trifft man allerhand Symbole an, die den Lauf der Sonne, wiewohl auf eine dunkle Art, bezeichnen. Oft wird M. auch als ein Löwe, dem eine Biene in den Rachen fliegt, geflügelt und mit Schlangen umwunden, auch mit einem Löwenkopfe gebildet. Die Weihungen zum M.-Dienste sollen aus harten Prüfungen, dieser Dienst selbst aber neben andern Unmenschlichkeiten auch in Menschenopfern bestanden haben. Dem M. wurden viele Feste gefeiert. Das größte war der Geburtstag des M., am 25. Decbr. Unter Pompejus kam der M.-Dienst auch nach Rom und breitete sich schnell aus, sogar bis nach Deutschland, wie man aus den auch hier (z. B. in Heddenheim) gefundenen M.-Denkmälern sieht. Die beste Antike über diesen Mythus, von schwarzem Marmor, befindet sich in der Villa Negroni zu Rom.

Mithridates VI. der Große, auch Eupator genannt, der berühmteste unter den pontischen Königen dieses Namens, und der furchtbare aber unglückliche Gegner Roms, bestieg nach der Ermordung seines Vaters (124 v. Chr.) 13 Jahre alt den Thron unter Vormundschaft seiner Mutter. Herrschsucht und Grausamkeit verdunkelten seine sonst ausgezeichneten Geistesanlagen. Bald nach Antritt seiner Regierung ließ er seine Mutter, welche, um die Alleinherrschaft an sich zu bringen, sein Leben in Gefahr gesetzt hatte, ins Gefängniß werfen, worin sie starb. Schon damals faßte er den Plan, die Grenzen seines mächtigen Reiches durch die Eroberung von ganz Asien zu erweitern; er machte, um sich Länderkenntnisse zu verschaffen, eine 3jährige Reise durch diesen Welttheil, griff dann die Scythen an, eroberte Kolchis und ganz Armenien (112—110) und kehrte hierauf kurze Zeit nach Pontus zurück, wo er seine Gemahlin, welche ihn durch Gift umbringen wollte, tödten ließ. Darnach überfällt er Paphlagonien und nimmt Galatien, das unter römischer Schutzherrschaft stand; läßt Ariarathes König von Cappadocien umbringen, vertreibt den Nicomedes, der sich daselbst des Throns bemächtigt hatte und setzt seinen Neffen wieder darauf; zerschlägt sich jedoch bald wieder mit ihm und tödtet ihn bei einer öffentlichen Unterredung. Nicomedes gibt einen Jüngling für den 3. Sohn des Ariarathes aus und läßt diesen die Römer um Hülfe flehen. M. gibt nun gleichfalls seinen Sohn für den rechtmäßigen des Ariarathes aus. Die Römer, Beider Betrug entdeckend, nehmen Beiden ihre Länder. Sulla hebt den Ariobarzanes auf den Thron von Cappadocien; doch kaum hat er sich entfernt, als M. unter Beistand des Tigranes, Königs von Armenien, seinen Sohn in Cappadocien wieder einsetzt, und Bithynien wegnimmt. Die Römer entreißen ihm aufs Neue die beiden Provinzen. Da rüstet sich M. gegen Rom selbst, bricht aber zugleich in Cappadocien und Bithynien ein, schlägt den Nicomedes und den Aquilius, erobert Bithynien und den größten Theil der römischen Flotte. Phrygien, Carien, Mysien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien, alle Länder bis Jonien unterwirft er sich; viele Freistaaten Kleinasiens empfangen ihn als Sieger, und er läßt die daselbst wohnenden römischen Bürger nebst Weibern und Kindern umbringen, (nach Einig. 150,000, nach And. 80,000), besetzt Griechenland und Macedonien und bedroht selbst Italien (88 v. Chr.). Die Römer eilten jetzt ihren Bundesgenossen zu Hülfe. Sulla wurde mit einer bedeutenden Macht nach Asien geschickt, der feindliche Feldherr Archelaus bei Athen geschlagen und M. zur Herausgabe aller eroberten Länder gezwungen und ihm bedeutet, sich mit seinen Erbländern zu begnügen. Unterdeß kam ihm die baldige Entfernung des Sulla, der nach Rom eilte, um die Partei des Marius zu unterdrücken, erwünscht. Er konnte seine früheren Erober-

Digitized by Google

ungen nicht vergeſſen, brach den Frieden und ſetzte ſich aufs Neue mit gewaffneter Hand in den Beſitz derſelben und ſchlug den Muräna, dem Sulla unterdeß den Oberbefehl gegen ihn übertragen hatte. Jetzt trat Lucullus an die Spitze des römiſchen Heeres; M. verlor bereits in der erſten Schlacht den größten Theil ſeines Heeres und konnte ſich nur mit Mühe durch die Flucht retten. Daſſelbe Schickſal hatte ſein zweites Heer und er war genöthigt nach Armenien zum König Tigranes zu fliehen. Glücklicher war er gegen Glabrio, der bald an des Lucullus Stelle den Oberbefehl übernahm. Er gewann Zeit, ein neues Heer zu ſammeln, ſchlug mit dieſem die römiſchen Unterfeldherrn, vereinigte ſich mit Tigranes und ſah ſich in kurzem wieder in den Beſitz ſeines Erbreichs, Pontus, Bithyniens, Cappadociens und Kleinaſiens. Jetzt trat Pompejus der Gr., Oberfeldherr des römiſchen Heeres, gegen ihn auf. Dieſer umzingelte von allen Seiten das feindliche Lager, ſchnitt ihm die Zufuhr ab und nöthigte ſo den M. ſich endlich durchzuſchlagen. Es gelang ihm, allein bei Nicopolis (66. v. Chr.) kam es zur Hauptſchlacht, in welcher ſein ganzes Heer vernichtet wurde und er nur mit 800 Reitern durch die Flucht ſich retten konnte. Doch ſelbſt dieſer Unfall vermochte ihm nicht Hoffnung und Muth zu benehmen. Da indeß Tigranes, der im Innern ſeines Landes mit Empörungen zu kämpfen hatte, ihn jetzt zu unterſtützen nicht mehr im Stande war, floh der Verfolgte nach Kolchis; von da weiter über den Araxes. Hier ſammelte er alle Barbaren, auf welche er unterwegs ſtieß und trat mit den ſcythiſchen Fürſten in ein Bündniß gegen Rom. Der Krieg begann aufs Neue; M. faßte jetzt den Plan ihn nach Europa ſelbſt zu ſpielen, und gleich dem Hannibal über die Alpen nach Italien einzudringen. Doch eine Empörung ſeiner eigenen Soldaten, noch mehr angeregt durch ſeinen Sohn Pharnaces, der nach der Gunſt des Pompejus geizte, hinderte ihn an der Ausführung deſſelben. Da er das traurige Ende dieſes Aufruhrs vorausſah, ſo faßte er den Entſchluß zu entfliehen und ſeinem Sohne ſein noch übriges Beſitzthum zu überlaſſen. Sobald dieſer aber das Vorhaben des Vaters erfuhr, gab er ihm durch einen Sclaven die Weiſung, das einzige Mittel zu ſeiner Rettung ſei der Tod. Mit Schaudern vernahm M. den Beſel ſeines eigenen Sohnes: in ſeinem Leben das erſtemal begann ſein Muth zu ſinken; er ſammelte alle ſeine Getreuen um ſich, machte ſie mit ſeinem Entſchluſſe freiwillig zu ſterben bekannt, und reichte ihnen, um ein Gleiches zu thun, Gift; alle nahmen es mit Freuden und M., in deſſen Körper alles Gift wirkungslos blieb, weil er früher, aus Furcht vergiftet zu werden, allmälig immer ſtärkere Doſen Gift zu ſich genommen, und ſich ſo daran gewöhnt hatte, ließ ſich von einem Gallier Bitäus (64 v. Chr.) tödten. So endete M., verrathen durch ſeinen eigenen Sohn und verlaſſen von ſeinem Heere. Zwanzig Jahr hindurch war er Rom ein furchtbarer Gegner und 59 Jahr hatte er über Pontus regiert. Bemerkenswerth iſt noch, daß er in 22 Sprachen ſich mitzutheilen geübt war.

Mitlauter, ſ. Conſonanten.

Mitra, eine Kopfbedeckung der ſüdweſtlich-aſiatiſchen Völker, namentlich der Perſer, die die Sonne vorſtellen ſollte (ſ. Mithras). Die phrygiſche Mütze entſtand aus ihr; wegen der Aehnlichkeit mit dieſer, wird auch die Biſchofsmütze (ſ. Inful) ſo genannt, ferner eine Schnecke. Mitra Hippocratis iſt eine chirurgiſche Bandage.

Mitſcherlich, Chriſtoph Wilhelm, Geheimer Juſtizrath, Profeſſor der Poeſie und Beredtſamkeit zu Göttingen, wurde am 20. Sept. 1760 zu Weißenſee in Thüringen geb. und erhielt in Schulpforta und auf den Univerſitäten Leipzig und Göttingen ſeine wiſſenſchaftliche Bildung. In Göttingen erregte er durch ſeine „Epistola critica ad Apollodorum" Heyne's Aufmerkſamkeit, habilitirte ſich daſelbſt, ward 1785 außerordentlicher Profeſſor und Cuſtos an der Univerſitätsbibliothek, 1794 nach Niederlegung der Stelle an der Bibliothek ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, erhielt 1806 den Hofrathstitel, 1809 die Profeſſur der Beredtſamkeit an Heyne's Stelle, legte 1833 ſeine Profeſſur nieder, feierte am 12. Juni 1835 ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum und erhielt bei der Säcularfeier der Univerſität im J. 1837 den Titel eines Geheimen Juſtizraths. M. iſt ein tiefer Kenner der alten Literatur, wie ſeine „Lectiones in Catullum et Propertium"

Digitized by Google

(Gött. 1786), die Ausgabe des homeriſchen „Hymnus in Cererem“ (Lpz. 1787) und namentlich ſeine Ausgabe des „Horaz“ (2 Bde., Lpz. 1800—1801) beweiſen. Auch ſeine Programme, die er als Profeſſor der Beredtſamkeit ſchreiben mußte, enthalten viel Schätzbares. In der ſpätern Zeit lebte er ſehr zurückgezogen und beſchäftigte ſich viel mit Blumen- und Bienenzucht; doch brachte er ſich von Zeit zu Zeit in das Gedächtniß auswärtiger Philologen zurück, wie namentlich durch ſeine Bemerkungen über Theokrit (1825) und die ſechs Stücke der „Racemationes venusinae“ (1827—33).

Mitſcherlich, E., ordentlicher Profeſſor der Chemie in Berlin, ward am 7. Jan. 1794 zu Neurede bei Jever geboren und bildete ſich auf dem Gymnaſium zu Jever und in Heidelberg unter dem Profeſſor Schloſſer zunächſt für Geſchichte, Philologie und orientaliſche Sprachen, welche Studien er in Paris 1813 und Göttingen 1814 fortſetzte. An dem letztern Orte arbeitete er nach orientaliſchen Manuſcripten an einer Geſchichte der Ghuriden und Kare-Chiteger, von der ein Kapitel „Mirchondi historia Thaheridarum“ als Probe erſchien. Erſt 1818 machte er das Studium der Chemie, das er mit dem der Geologie, Mineralogie, Phyſik und Medicin nebenbei getrieben hatte, in Berlin zur Hauptaufgabe ſeines Lebens. Seine Entdeckung der Iſomerie macht ihn mit dem 1819 in Berlin anweſenden Berzelius bekannt, mit dem er nach Stockholm ging und dort bis 1821 blieb, wo er auf Berzelius' Vorſchlag Profeſſor der Chemie zu Berlin und Mitglied der Akademie an Klaproth's Stelle wurde. M. hat nur ein „Lehrbuch der Chemie“ (Bd. 1—2, Abth. 1. Berlin 1829—35; Bd. 1. 4. Aufl., 1844) herausgegeben, übrigens ſich der „Annalen“ von Poggendorff als wiſſenſchaftlichen Organs bedient.

Mittag, wird 1) der Augenblick genannt, da die Sonne am höchſten ſteht, d. h. culminirt; 2) die Himmelsgegend, in der alle Geſtirne ihre größte Höhe erreichen; ſie iſt folglich auf der, der Mitternachtsgegend entgegengeſetzten Seite, und mit *Süd* gleichbedeutend.

Mittagskreis oder *Meridian*, iſt 1) derjenige größte Kreis des Himmels, welcher, ſenkrecht auf dem Horizont ſtehend, durch die Weltpole und durch das Zenith und Nadir geht. Alle Geſtirne erreichen bei ihrem zweimaligen Eintritt in denſelben ihre größte Höhe *über*, und größte Tiefe *unter* dem Horizonte. Der unter dem ſichtbaren Pole nach Mitternacht gelegene Theil des Meridians heißt der *untere*, der andere der *obere* Meridian. 2) Jeder größte, auf der Erdoberfläche durch die beiden Pole, auf den Aequator ſenkrecht gezogene Kreis, der für alle Orte der Erde, durch welche er hindurchgeht, dann der M. oder Meridian derſelben genannt wird. Die Richtung des Mittagskreiſes eines gewiſſen Ortes fällt mit der der *Mittagslinie* völlig zuſammen, und wird durch aſtronomiſche Beobachtungen beſtimmt, und ihre, vom Beobachtungsorte beliebig weit entfernt anzunehmenden Endpunkte durch kleine Säulen bezeichnet, welche man *Meridianzeichen* nennt (ſ. *Paſſageninſtrument*). Der Winkel nun, welchen die Meridiane zweier Orte an dem Pole bilden, oder, was daſſelbe iſt, die Anzahl Grade, welche von ihnen am Aequator abgeſchnitten werden, geben in Zeittheile verwandelt (15° gehen auf 1 Stunde) die Differenz der Uhrzeiten dieſer beiden Orte an, welche daher auch *Meridiandifferenz* genannt wird. Die Beſtimmung derſelben durch Beobachtung und Rechnung iſt nicht leicht, und hat in dem beſondern Falle, daß der Mittagsunterſchied eines Schiffes und eines gewiſſen Ortes auf dem feſten Lande geſucht wird, unter dem Namen der *Erfindung der Meereslänge* eine große Wichtigkeit erhalten.

Mittagszeit, im engern Sinne der Augenblick, wo um 12 Uhr die Sonne am höchſten ſteht, d. h. durch den Mittagskreis geht; alsdann iſt der halbe Tag verfloſſen. Im weitern Sinne verſteht man unter M. 1 oder 2 Stunden vor und nach dem Mittage, d. h. vor und nach 12 Uhr.

Mittel, *arithmetiſches*, aus mehreren auf denſelben Gegenſtand ſich beziehenden Zahlenangaben erhält man, wenn man die Summe dieſer Zahlenangaben mit der Anzahl derſelben dividirt. So z. B. wenn die Beobachtung gezeigt hat, daß in der erſten Woche 20 Menſchen in einer gewiſſen Stadt geboren worden, in der zweiten Woche

Digitized by Google

18, in der dritten 24, in der vierten 14, ſo ſagt man es ſeien im Mittel (Durchſchnitt) $\frac{20 + 18 + 24 + 14}{4} = \frac{76}{4} = 19$ Menſchen in einer Woche geboren worden. — Das geometriſche Mittel zwiſchen zwei Zahlen iſt die Quadratwurzel aus ihren Producten. Das harmoniſche Mittel zweier Zahlen endlich erhält man, wenn man das doppelte Product beider Zahlen durch ihre Summe dividirt. Von den Zahlen 4 und 9 z. B. iſt $6\frac{1}{2}$ das arithmetiſche, 6 das geometriſche und $5\frac{7}{13}$ das harmoniſche Mittel.

Mittelalter nennt man den großen hiſtoriſchen Zeitraum, der zwiſchen dem Alterthume und der neuern Zeit mitten inne liegt. Gerechtfertigt wird dieſer Ausdruck hinlänglich durch die Stellung dieſes Zeitraums zur vorhergehenden und zur folgenden Zeit. Ein eigenthümlicher Charakter ſpricht ſich in dieſem Zeitraume in Beziehung zu den beiden andern ihn begrenzenden Zeiträumen aus. Denn wenn das Alterthum als die Zeit vorherrſchender ſinnlicher Empfänglichkeit, die Kindheit, die neuere Zeit dagegen wegen ihrer überwiegenden Neigung zur Reflexion und ihrer höhern ſittlichen Reife das Mannesalter der Menſchheit genannt werden kann, ſo trägt das dazwiſchen liegende Mittelalter, wenigſtens bei den meiſten europ. Völkern, in dem Vorwalten der rohen perſönlichen Kraft, des Gefühls, der Abenteuerlichkeit, Schwärmerei und einer gewiſſen geſteigerten und vergeiſtigten Sinnlichkeit einen Charakter, wie ihn die Jugend in den einzelnen Individuen des Menſchengeſchlechts darſtellt. Der Grenzpunkt, wo das Mittelalter beginnt und wo es aufhört, iſt von den einzelnen Hiſtorikern verſchieden beſtimmt worden. Einige beginnen das M. mit der Schlacht bei Soiſſons im J. 486, Andere mit dem Regierungsantritt Karl's des Großen, die Meiſten aber ſetzen den Anfang desſelben in das Jahr des Unterganges des weſtröm. Reichs, 476 n. Chr. Geſchloſſen wird der Zeitraum des M.'s von Einigen mit der Entdeckung von Amerika, von Andern mit Erfindung der Buchdruckerkunſt, von den Meiſten mit dem Beginn der Reformation, nur Wenige dehnen denſelben ſogar bis zum weſtfäl. Frieden aus. Dieſe Verſchiedenheit der Annahmen hat ihren Grund in dem Umſtande, daß das M. mit den eigenthümlichen Erſcheinungen, die es charakteriſiren, nicht mit einem Male, mittels eines einzigen Ereigniſſes, ſondern allmälig mittels einer Reihe von Entwickelungen und Begebenheiten ins Leben trat und ſich zu einem Ganzen geſtaltete. Von einem ſo langen Zeitalter, in welchem die verſchiedenſten Völker auf dem Schauplatze der Geſchichte erſchienen und die meiſten jüngern europ. Reiche und Staatsformen geſtiftet wurden, einen vorherrſchenden gemeinſchaftlichen Charakter anzugeben, iſt allerdings ſchwierig; doch tritt ſoviel als allgemeines geſchichtliches Reſultat über das M. deutlich hervor, daß in dieſem Zeitraume in Europa Alles im Werden war, daß auf den Trümmern der röm. Macht die neue politiſche Welt der Germanen in Europa und der Araber in Aſien und Afrika ſich erhob, daß zwei neue Religionen, das Chriſtenthum (ſ. d.) im Abendlande, der Mohamedanismus (ſ. d.) im Morgenlande, in vielen Grundſätzen ſich verwandt und doch ihre Bekenner ſich zum Haß und zur Feindſeligkeit gegen einander erregend, an die Stelle des untergehenden Heidenthums traten; endlich, daß nach vielen Erſchütterungen, Bewegungen und Veränderungen der Orient unter religiös-kriegeriſchem Despotismus erlag, während ſich im Occident Nationalitäten und Verfaſſungen entfalteten und das politiſche und kirchliche Leben unter den eigenthümlichen Geſtaltungen des Lehnſyſtems und der Hierarchie in die Erſcheinung traten. Unter den Völkern, die in dieſem Zeitraum auf dem Schauplatz der Geſchichte treten, ſind ohne Zweifel die Germanen (ſ. d.) das wichtigſte; alle andern Nationen, wie die Slaven, Araber, Mongolen u. ſ. w. haben nur in ſoweit Anſpruch auf Berückſichtigung, als ſie mit den Germanen in Berührung kamen und entweder auf ſie einwirkten oder durch ſie eine Umgeſtaltung erfuhren. Während nun nach außen die Staatsverfaſſung und politiſche Eigenthümlichkeit der german. Völker durch gegenſeitiges Verhältniß der Eroberer zu den eroberten Ländern, durch innere Lage und äußere Umgebungen beſtimmt wurden, bildeten ſich gleichzeitig im Innern mitgebrachte Sitte und Herkommen mit den vorgefundenen For-

Digitized by Google

men des Lebens und der Cultur bei ihnen zu einem neuen ſelbſtändigen Ganzen aus. Die den Germanen eigenthümliche Achtung für das Weib wurde die Grundlage eines in reinern und zartern Verhältniſſen ſich offenbarenden Familienlebens; Rittergeiſt und Bürgerſinn erzeugten fromme Kraft und biedere Männlichkeit und der ſchwärmeriſche auf das Unendliche mit Sehnſucht gerichtete Sinn jener Zeit ſprach ſich nicht blos in dem Hange zu abenteuerlichen kriegeriſchen Unternehmungen, ſondern auch in den Denkmälern großartiger Baukunſt und kraftvoller Malerei, ſowie in den unſterblichen Werken der phantaſtiſch-gewaltigen Dichtkunſt aus. Trotz dieſes allgemeinen Charakters des Mittelalters treten in den einzelnen Perioden desſelben wieder verſchiedene eigenthümliche Richtungen hervor. Am zweckmäßigſten nimmt man deren drei an. Die erſte, von dem durch die Völkerwanderung erfolgten Umſturz des weſtröm. Reichs bis zur Widerauflöſung der durch Karl den Großen gegründeten karolingiſchen Monarchie, zeigt uns den gewaltigen Kampf zwiſchen den alten röm. und den neuen german. Elementen des Lebens noch in ſeiner Fortdauer begriffen. Im Staate bildete ſich das Kaiſerthum und das damit zuſammenhängende ſogenannte Feudal- oder Lehnsweſen (ſ. Lehen), mit welchem ſich eine ſtolze trotzige Ariſtokratie erhob, deren Kampf nach oben wider das Königthum und die centrale Staatsgewalt, nach unten wider die Freiheit des Volks gerichtet war und dieſelbe theils zu vernichten ſtrebte, theils wirklich vernichtete. (S. Ritterweſen.) In der Kirche zeigen ſich die Anfänge der Hierarchie (ſ. d.) nebſt dem Streben des apoſtoliſchen Stuhls, an die Spitze dieſer Hierarchie und dadurch zur Herrſchaft über die Welt zu gelangen. In der zweiten Periode, von dem Untergange des Reichs der Karolinger bis gegen Ende des 13. Jahrh., ſtellt ſich im Innern des Staatenlebens durch das Hervortreten der Städte (ſ. d.) ein bedeutendes Element neben die feudaliſtiſche Ariſtokratie, wodurch es der königlichen und fürſtlichen Gewalt möglich wurde, hier mehr dort weniger eine centrale Staatsgewalt zu gründen. Die Stände, welche unter ſehr verſchiedenen Namen erſcheinen, datiren aus dieſer Zeit. Es trat ein gewiſſes Gleichgewicht der Gewalt und Macht zwiſchen Königthum, Ariſtokratie und Volk ein, welches letztere indeß faſt ausſchließend durch die Städte repräſentirt wurde. Das Schwankende aber in den Berechtigungen dieſer verſchiedenen Gewalten und ihrer Verhältniſſe unter ſich erzeugte Erſcheinungen, welche in wohlgeordneten Staaten ſonſt nicht gefunden werden, wie Städtebündniſſe, Landfrieden (ſ. d.) und Fehmgerichte (ſ. d.). In der Kirche iſt dieſe Zeit die Epoche der Höhe und des Glanzes der Hierarchie, die indeß vergeblich ſich der höchſten Staatsgewalt in der europ. Welt zu bemeiſtern ſucht und ihre Macht vorzüglich dazu benutzt, nicht blos das menſchliche Geſchlecht zu Aberglauben und wildem Fanatismus zu erziehen, ſondern auch alle freiern Regungen, die ihr auf dem Gebiete des Glaubens entgegentreten, gewaltſam niederzudrücken. (S. Inquiſition.). Mit der fortſchreitenden Bildung des Zeitalters fing auch die feudaliſtiſche Ariſtokratie an, ſich zu veredeln und ſich der Poeſie und dem Geſang in den Nationalſprachen zuzuwenden, welche Neigung ſehr bald auch auf den Bürgerſtand überging, deſſen Dichtungen aber weniger ſinnig und poetiſch erſcheinen. (S. Troubadour und Meiſterſänger.) Zugleich fiel in dieſe Epoche das Erwachen einer neuen bildenden Kunſt. (S. Italieniſche Kunſt und Deutſche Kunſt.). Auch begann die Hiſtoriographie in den Nationalſprachen. Am meiſten ſtand die Philoſophie zurück, die in der Form, in welcher ſie auftrat, als Scholaſtik nur erſt in unangemeſſenen und verworrenen Formen ſich bewegte. In der dritten Epoche, vom Ende des 13. bis zu Ende des 15. oder zu Anfange des 16. Jahrh., bildeten ſich conſtitutionelle Staatsformen weiter zu höherer und allgemeiner Freiheit aus, und es begann, wie in Frankreich, über den Gegenſatz zwiſchen Ariſtokratie und Städten hinweg das autokratiſche Königthum. Im Allgemeinen ſank der Einfluß der feudaliſtiſchen Ariſtokratie und die Wichtigkeit des Lebens ging auf den Bürgerſtand über. Die Entdeckung und die immer allgemeiner ſich verbreitende Anwendung des Schießpulvers, die Auffindung des Seewegs nach Oſtindien, die Erfindung der Buchdruckerkunſt und die Entdeckung von Amerika trugen weſentlich zu dieſen Umwandlungen bei. In der Kirche riefen die ſchreienden Mißbräuche, welche Päpſte und Hierarchie mit der früher errungenen Macht und Gewalt trieben, eine immer mächtigere

Digitized by Google

Oppoſition hervor, welche bald von der Kirche ſelbſt, z. B. auf den Synoden zu **Baſel** (ſ. d.), **Konſtanz** (ſ. d.), bald von den ſogenannten Ketzern, wie **Wicliffe** (ſ. d.), **Huß** (ſ. d.), bald auch von den Myſtikern, die das Chriſtenthum wieder weſentlich zu etwas Innerlichem machen wollten, ausging. So ſchwanden am Ende dieſer Epoche die charakteriſtiſchen Merkmale des Mittelalters immer mehr; die Hierarchie ſank, das Anſehen der kaiſerlichen Macht erloſch immer mehr, das Feudalweſen hatte dem überall ſich erhebenden Mittelſtande mit ſeinem kräftigen Volksgeiſte, ſeiner Betriebſamkeit und ſeiner gereiften Einſicht Platz machen müſſen, und die neue Zeit begann. Was das Morgenland betrifft, ſo hatte dasſelbe in dem Sinne wie Europa kein Mittelalter, doch machten daſelbſt der Mohamedanismus und die **Arabiſche Literatur** (ſ. d.) Epoche. Ebenſo kennt das griech. Kaiſerthum, die ſchwache langweilige Fortſetzung des römiſchen, kein Mittelalter. Vgl. Rühs, „Handbuch der Geſchichte des Mittelalters“ (Berlin 1818); Rehm, „Handbuch der Geſchichte des Mittelalters“ (3 Bde., Marb. 1820—33) und deſſen „Geſchichte des Mittelalters ſeit den Kreuzzügen“ (Kaſſel 1831); Leo, „Lehrbuch der Geſchichte des Mittelalters“ (2 Bde., Halle 1830) und deſſen „Geſchichte des Mittelalters“ (Halle 1836; 2. Aufl., 1839); Hallam, „Geſchichtliche Darſtellung des Zuſtandes von Europa im Mittelalter“ (deutſch von Halem, 2 Bde., Lpz. 1820); Tillier, „Geſchichte der europ. Menſchheit im Mittelalter“ (Frankf. 1829, 1. Aufl., 1833); „Annales du moyen âge“ (8 Bde., Par. 1825) und C. D. Beck, „Ueber die Würdigung des Mittelalters“ (Lpz. 1812).

Mittelamerika, ſ. **Centralamerika**.

Mittelbegriff (terminus medius) heißt in einem **Schluſſe** (ſ. d.) derjenige Begriff, durch welchen die Beſtimmung eines Begriffs (des Unterbegriffs) durch einen andern (den Oberbegriff) vermittelt wird.

Mittelfarben, **Mitteltinten**, ſ. **Mezzotinto**.

Mittelfranken, einer der Regierungsbezirke des Königreichs Bayern, wurde 1837 zum größten Theile aus dem frühern Rezatkreiſe gebildet. Er umfaßt auf $143\frac{1}{2}$ QM. gegen 590,000 Einw. und beſteht aus dem Fürſtenthum Ansbach, Theilen des Fürſtenthums Baireuth und des Bisthums Würzburg, dem Fürſtenthum Eichſtädt, den ehemaligen freien Reichsſtädten Nürnberg, Rothenburg an der Tauber, Dinkelsbühl, Windsheim, Weiſſenburg und mehreren Standesherrſchaften.

Mittelländiſches Meer oder **Mittelmeer**, ſo genannt von ſeiner Lage zwiſchen Europa, Aſien und Afrika, ein mit dem Adriatiſchen, Aegeiſchen und dem Meere von Marmora 47,500 QM. großes Becken, hängt im Weſten mit dem Atlantiſchen Ocean durch die Meerenge von Gibraltar zuſammen, in deren Mitte man einen ſtarken Strom aus dem Ocean in das Mittelländiſche Meer bemerkt, eine Erſcheinung, die ſich dadurch erklärt, daß der Verluſt an Waſſer, den dieſes Meer durch ſeine ſtarke Verdunſtung erleidet, nicht durch die Waſſermenge der ihm zuſtrömenden Flüſſe erſetzt wird. Aus Afrika fließt nämlich nur der Nil, aus Europa nur die Etſch, Po, Rhone und Ebro, nebſt den kleineren Flüſſen Italiens und Oſtſpaniens ihm zu, aus Aſien kein nur einigermaßen bedeutender Strom. Dagegen ergießt ſich eine ebenfalls ſtarke Strömung aus dem ſchwarzen Meere durch den Bosporus und die Dardanellen in das Mittelmeer. Theile desſelben die Golfe von Valencia, Dubion und von Genua, das Tyrrheniſche Meer, der Meerbuſen von Tarent, des Adriatiſche Meer, das Joniſche Meer, das Aegeiſche oder griech. Meer, die Meerenge der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmora oder die Propontis, die Meerbbuſen von Adalia und Skandarum und die große und kleine Syrte. Das Mittelländiſche Meer iſt ſehr tief, beſonders in ſeinem weſtlichen Theile und hat an manchen Stellen 3000, ja ſogar 5000 F. Tiefe, an andern Stellen, namentlich bei Sicilien beträgt die Tiefe nur 180, ja ſogar nur 40 F. Es hat unbeſtändige Winde; in der Meerenge von Negroponte unregelmäßige, im Adriatiſchen Meere regelmäßige, überhaupt aber und namentlich bei Marſeille eine ſehr ſchwache Ebbe und Fluth. Vgl. Steel's „Carl of the Mediterranean“ (Lond. 1823).

Mittelmark hieß derjenige Theil der ehemaligen Kurmark Brandenburg, welcher,

Digitized by Google

von der Vormark oder Priegnitz, dem Herzogthum Magdeburg, dem ſächſ. Kurkreiſe, der Niederlauſitz, Neumark, Uckermark und von Mecklenburg-Strelitz begrenzt wurde und auf 227 □M. 560,000 Einw. zählte. Sie war früher in ſieben, ſeit 1806 in zehn Kreiſe getheilt und hatte Brandenburg zur Hauptſtadt. Als 1807 die beiden, nach Abtretung des Herzogthums Magdeburg, Preußen noch verbliebenen Kreiſe desſelben: Jerichow und Zieſar, mit der Mittelmark vereinigt wurden, ſtieg ihre Einwohnerzahl, bei einem Flächenraum von 271 □M., auf 620,000 Einw. Bei Gelegenheit der neuen Eintheilung des preuß. Staats wurde die Mittelmark mit Ausnahme des Lebuſer Kreiſes, der an Frankfurt kam, dem Regierungsbezirk Potsdam zugetheilt, die Kreiſe Jerichow und Zieſar aber an den Regierungsbezirk Magdeburg zurückgegeben.

Mittelpunkt heißt in der *Geometrie* derjenige Punkt einer Figur oder eines Körpers, welcher alle durch denſelben gehenden geradlinigen Sehnen in zwei gleiche Theile theilt. (S. *Centrum.*) In der *Mechanik* hat dieſes Wort ſehr verſchiedene Bedeutung, indem es einen *Mittelpunkt der Anziehung* gibt, in welchem der Sitz der anziehenden Kraft iſt, z. B. für das Planetenſyſtem die Sonne; einen *M. des Gleichgewichts*, welcher unterſtützt oder befeſtigt werden muß, um ein Syſtem von Körpern, auf welche Kräfte wirken, ungeachtet der Wirkung derſelben im Gleichgewicht zu erhalten; einen *M. der Kräfte*, gewöhnlich in gleicher Bedeutung mit dem vorigen; einen *M. der Maſſe*, Trägheit oder Schwere, auch *Schwerpunkt* (ſ. d.) genannt; einen *M. des Schwunges*, wie man denjenigen Punkt eines zuſammengeſetzten Pendels nennt, in welchem die ganze ſchwere Maſſe des Pendels vereinigt gedacht werden kann, weil dann, wenn dies der Fall wäre, das Pendel um denſelben Aufhängepunkt ebenſo ſchnelle Schwingungen machen würde, als es wirklich macht; einen *M. des Stoßes*, wo man ſich die ganze Wirkung des Stoßes, den ein Körper von einem andern Körper erhält, vereinigt vorſtellen kann; und endlich einen *M. der Umdrehung*, welches derjenige Punkt eines in Folge eines excentriſchen Stoßes rotirenden Körpers iſt, der in Ruhe bleibt, weil er durch die progreſſive Bewegung des Körpers ebenſo weit vorwärts als durch die rotirende rückwärts getrieben wird. In der *Phyſik* gibt es noch einen *phoniſchen M.*, worunter man bei einem mehrſilbigen Echo den Ort verſteht, an den ſich die redende Perſon ſtellen muß, wenn das Echo am beſten gehört werden ſoll.

Mittelrheinkreis, einer der Kreiſe des Großherzogthums Baden, bildete bis 1832 den Murg-, Pfinz- und Kinzigkreis und zählt auf 77¾ □M. gegen 460,000 Einw. Er umfaßt den größten Theil der alten Markgrafſchaft Baden, Theile des Bisthums Speier, der Pfalz, des Herzogthums Würtemberg und der Ortenau, der Herrſchaft Lahr, mehrere ehemalige freie Reichsſtädte, wie Offenburg, und einige Standesherrſchaften.

Mittelſalze, ſ. *Neutralſalze.*

Mittelſtimmen, von Inſtrumental- und Vocal-Muſik gleich gebräuchlich: Stimmen, welche ſich zwiſchen den obern und untern Stimmen eines Muſikſtücks bewegen, und die Harmonie bilden und füllen helfen. Es gehören alſo wenigſtens drei Stimmen zum Entſtehen der Mittelſtimme; die erſte Spur derſelben finden wir am Ende des dreizehnten Jahrhunderts 1250—80. In der Vocalmuſik gehören *gewöhnlich* Alt und Tenor, in der Inſtrumentalmuſik, im Quartet, Viola und II. Violine, bei den Blasinſtrumenten die Clarinetten, II. Oboe, 1 Fagott und der größere Theil der Blechinſtrumente zu den M., doch richtet ſich dies durchaus nach der jedesmaligen beſondern Zuſammenſtellung.

Mittelwald oder *Compoſitionsbetrieb* nennt man forſtlich eine ſolche Waldwirthſchaft, wo in den Niederwaldungen viele ſtarke und geringere Bäume erzogen werden, oder wo zwiſchen den lichten Baumholzbeſtänden zugleich auch Niederwald erzogen wird.

Mittermaier, Karl Joſeph Anton, badiſcher Geheimrath und Profeſſor der Rechte zu Heidelberg, ward den 5. Auguſt 1787 geboren. Nachdem er zu Landshut und Heidelberg ſtudirt hatte, wurde er 1811 Profeſſor in Landshut, 1819 in Bonn und 1821 in Heidelberg. Zum Landtag von 1831 von der Stadt Bruchſal in die Volkskammer abgeordnet, zeichnete er ſich aus durch ſeine Anträge, daß alle Staatsangehörige, alſo auch das

Digitized by Google

Militär die Aufrechthaltung der Verfaſſung beſchwören, die Adminiſtrativjuſtiz abgeſchafft werden und der Mißbrauch der Gerichte, vom Angeſchuldigten durch Stockſchläge ein Geſtändniß zu erpreſſen, aufhören ſollten. An der Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in Civilproceſſen hatte er weſentlich Theil und ebenſo verdient machte er ſich um die Gemeindeordnung. Er unterſtützte den Antrag, welchem zufolge die Kammer im September 1831 der Regierung erklärte: ohne Preßfreiheit kein Budget. M. iſt aber nebſt Duttlinger der Wortführer der Gemäßigten und daher ſicher die Mehrheit der Kammer für ſich zu haben. Im Jahre 1833, 1835 und 1837 erwählte ihn die Regierung zum Präſidenten der zweiten Kammer. Seitdem erſchien er Kränklichkeitshalber nicht wieder in der Ständeverſammlung. Dagegen wirkte er weſentlich mit ein auf die Umgeſtaltung der badiſchen Strafgeſetzgebung. An den Bewegungen des Jahres 1848 nahm er den regſten Antheil, war einer der 50 Männer, welche in Heidelberg die erſten Schritte zur Neugeſtaltung der deutſchen Verhältniſſe thaten, betheiligte ſich am ſogenannten Vorparlamente und war dann Mitglied der Nationalverſammlung zu Frankfurt, wo er ſtets die Partei des Volkes kräftig vertrat. Ein gefälliges Organ ſowie Klarheit der Gedanken und Schönheit und Leichtigkeit des Vortrages zeichnen ihn als Redner aus. Als Rechtslehrer hat er ſich beſonders um das deutſche Privatrecht und um die Proceßlehre Verdienſte erworben. Wir nennen folgende ſeiner Schriften: „Einleitung in das Studium des germaniſchen Rechts“ (Landshut 1812); „Grundſätze des gemeinen deutſchen Privatrechts“, wovon die 4. umgearbeitete, auch das Handels-, Wechſel- und Seerecht enthaltende Ausgabe (Landsh. 1831, 2 Theile) einer der beſten Darſtellungen dieſer Lehre iſt. In ſeinen Schriften: „Die öffentliche und mündliche Strafrechtspflege und das Geſchwornengericht“ (Landsh. 1819) ſpricht er ſich gegen die Geſchwornengerichte aus: jetzt aber iſt er von der Zweckmäßigkeit dieſer Gerichte überzeugt und hat auf dem Landtag von 1831 erklärt, daß er jene frühere Anſicht für irrig erkenne. Von ſeinen Schriften über den Criminalproceß erwähnen wir: „Das deutſche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsbrauch und Particulargeſetzbücher“ (1832); „Theorie des Beweiſes im peinlichen Proceſſe“ (2 Bde., Darmſt. 1821) und „Anleitung zur Vertheidigungskunſt im dreifachen Criminalproceſſe“ (2. Aufl., Landsh. 1820). Für den Sachwalter und Richter wie für den Geſetzgeber von gleich hohem Intereſſe iſt ſein Werk: „Der gemeine deutſche bürgerliche Proceß, in Vergleichung mit dem preußiſchen und franzöſiſchen Civilverfahren und mit den neueſten Fortſchritten der Civilgeſetzgebung“ (Bonn 1820) mit einem erſten, zweiten und dritten „Beitrag“ (1822—23) wovon der letzte 1832 in 2. Auflage erſchien. Ferner ſchrieb er: „Lehre vom Beweiſe im deutſchen Strafproceſſe ꝛc.“ (Darmſt. 1834); „Ueber den neueſten Zuſtand der neueſten Criminalgeſetzgebung“ (Heidelb. 1825), „Ueber die Grundfehler der Behandlung des Criminalrechts in Lehr- und Strafgeſetzbüchern“ (Bonn 1829); „Lehrbuch des Criminalproceſſes“ (12 Aufl., Gieß. 1837; 13. Aufl., 1847), eine Umarbeitung des Feuerbach'ſchen Werks; „Italieniſche Zuſtände“ (Heidelb. 1844) und „Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht“ (Stuttg. 1845). Er iſt Mitherausgeber des „Neuen Archivs des Criminalrechts“ (Halle 1817 flg.), des „Archivs für die civiliſtiſche Praxis“ (Heidelb. 1818 flg.) und „Der kritiſchen Zeitſchrift für Rechtswiſſenſchaft und Geſetzgebung des Auslandes“ (Heidelb. 1829 flg.).

Mitternacht, wird 1) der Augenblick genannt, da die Sonne des Nachts am tiefſten unter dem Horizonte ſich befindet; 2) die Himmelsgegend, in der alle Geſtirne ihre kleinſte Höhe einnehmen. Sie iſt daher auf der, der Mittagsgegend entgegengeſetzten Seite und mit Nord gleichbedeutend. — Mitternachtspunkt heißt derjenige Punkt im Horizonte, in welchem der Meridian auftrifft und zwar auf der, der Mittagsſeite entgegengeſetzten Seite. Es iſt daher auch der eine von beiden Endpunkten der Mittagslinie.

Mitylene oder Mytilene, wie man jetzt nach alten Münzen und Handſchriften faſt ausſchließend ſchreibt, hieß die ehemalige reiche und mächtige, von den Aeolern gegründete Hauptſtadt der Inſel Lesbos (ſ. d.). Sie war berühmt durch die daſelbſt veran-

Digitized by Google

ſtalteten dichteriſchen Wettkämpfe, wurde während des peloponneſiſchen Kriegs im Jahre 427 v. Chr., nachdem die ganze Inſel mit Ausnahme von Methymna ein Jahr vorher von der Bundesgenoſſenſchaft Athens ſich losgeſagt hatte, von den Athenern erobert und die Bewohner auf Kleon's (ſ. d.) Betrieb mit ſchonungsloſer Strenge gezüchtigt. Zur Zeit der macedoniſchen Herrſchaft, als Lesbos eine republikaniſche Verfaſſung erhielt, kam es an die Spitze der übrigen Städte und behauptete ſeinen Einfluß und ſein Anſehen, bis es im Kriege gegen Mithridates, in welchem die Mitylener feindſelig gegen die Römer auftraten, durch Sulla (ſ. d.) gänzlich zerſtört und ſeine Einwohner als Sclaven verkauft wurden. Nach dieſer Kataſtrophe erhob ſich zwar die Stadt wieder aus ihren Trümmern und wurde auch von Pompejus (ſ. d.) begünſtigt; allein ihren früheren Glanz erhielt ſie nie wieder und nur noch wenige Ueberbleibſel bei dem heutigen Caſtro bezeichnen ihre ehemalige Stätte.

Mixtur iſt eine Stimme (Regiſter) in der Orgel, in der jeder Ton mit mehreren Pfeifen verſehen iſt, ſodaß mit dem Anſchlage einer Clavis zugleich die Terz, Quinte und Octav ſeine Tonika ertönt. Die Mixturen ſind ſehr verſchiedener Art, doch beſtehen ſie immer aus kleinern Pfeifenwerk, deren größte nicht mehr als 4 Fuß hält. Am gewöhnlichſten ſind ſie 4, 6—8 bis 12fach. Die Mixtur repetirt faſt immer bei der zweiten oder doch dritten Octave. — Mixtur (Miſchung), in mediciniſcher Bedeutung genommen, bezeichnet jede wäſſrig flüſſige Arznei, in welcher mehrere Subſtanzen aufgelöſt enthalten ſind und die gemeiniglich löffelweiſe genommen zu werden vom Arzte verordnet wird.

Mnemonik oder Mnemotechnik, d. i. Gedächtnißkunſt, nennt man die Kunſt, durch eine beſondere Methode die Kraft des Gedächtniſſes zu ungewöhnlichen Leiſtungen zu bringen. Solcher Methoden ſind im Laufe der Zeit ſehr verſchiedene verſucht worden; doch zeigten ſie ſich meiſt unzulänglich, ſodaß man in neuerer Zeit die ganze Sache als unfruchtbare Künſtelei betrachtete. Erſt in den letzten Jahren brach Reventlow eine, allem Anſcheine nach ſehr glückliche neue Bahn. Schon die Alten kannten eine Gedächtnißkunſt, als deren Erfinder der griechiſche Dichter Simonides (ſ. d.) betrachtet wurde und von welcher mehrere Stellen der rhetoriſchen Bücher, an den Herennius, des Cicero in ſeinem Buche vom Redner und des Quinctilian handeln. Die Methode der alten Mnemoniker war folgende. Sie nahmen irgend einen begrenzten Raum, z. B. ein Zimmer und merkten ſich eine Reihe von 50 oder 100 Gegenſtänden an beſtimmten Plätzen in dieſem Raume; mit dieſen Plätzen verbanden ſie dann die einzelnen Bilder der Namen u. ſ. w., die ſie ſich in einer beſtimmten Reihenfolge merken wollten. Für größere Operationen dieſer Art war es nöthig, dieſe Plätze nach dem dekadiſchen Syſteme zu ſteigern, ſodaß ſie ſich z. B. eine imaginäre Stadt mit je 10 Quartieren von je 10 Häuſern mit je 10 Zimmern bildeten, was andererſeits wieder dadurch vereinfacht wurde, daß man das mnemoniſch eingetheilte Zimmer in 10 verſchiedene Lagen des Hauſes, dieſes Haus wieder an 10 verſchiedenen Orten u. ſ. w. dachte. Die Schwierigkeit hierbei lag aber darin, nicht blos für jeden zu merkenden Begriff oder Gegenſtand ein paſſendes Bild zu finden, ſondern auch dieſes Bild ſo zu behalten, daß man ſich ſeiner Verbindung mit einem beſtimmten, ohnehin voraus einzuprägenden und genau zu behaltenden Platze ſtets wieder erinnerte. Gleichwohl iſt dieſe Methode der Verbindungen im Weſentlichen dieſelbe geweſen, welche bis auf die neueſte Zeit den mnemoniſchen Syſtemen zum Grunde gelegen hat. Seit dem 15. Jahrhundert finden wir wieder vielfache Lehren der M.; zum Theil wurde dieſe Kunſt als eine Art kabbaliſtiſcher Geheimlehre behandelt, wie von Giordano Bruno (ſ. d.), dem Vervollkommner der ſogenannten Lulli'ſchen Kunſt und noch ſpäter, am Ende des 16. Jahrh., von dem Deutſchen Lambertus Schenkel, der als umherreiſender Lehrer derſelben großes Aufſehen erregte; zum Theil widmeten aber auch tüchtige Köpfe ihr ernſtes Nachdenken dieſer Kunſt, wie der bekannte Konr. Celtes im 15. Jahrhundert und ſpäter Leibnitz. Dieſe Methoden waren meiſt nur Modificationen der Alten; doch ſubſtituirten auch Einige, z. B. Winkelmann, Leibnitz, der Engländer Grey (1756) u. A. da, wo es Zahlen zu merken

Digitized by Google

gab, den Ziffern Buchſtaben, die ſie in verſchiedener Weiſe mit dem zu merkenden Worte verbanden, z. B. durch Umänderung der Endſilbe in dieſe Buchſtaben. In dem erſten Decennium des gegenwärtigen Jahrhunderts regten die Schriften von Käſtner, einem kurſächſiſchen Landgeiſtlichen „Mnemonik oder Syſtem der Gedächtnißkunſt der Alten“ (Lpz. 1804) und vom Freiherrn von Aretin, Bibliothekar zu München „Syſtematiſche Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik“ (Sulzb. 1810) das Intereſſe an dieſer Wiſſenſchaft von Neuem an. Jener erneuerte die Methode der Alten und ſuchte ſie in mehreren Schriften, namentlich auf die Erlernung von Sprachen anzuwenden; dieſer ſtellte ein zum Theil neues Syſtem auf, indem er zwar die Ordnungsbilder der Alten beibehielt, aber die Gedächtnißplätze änderte und den Zahlen z. B. Buchſtaben ſubſtituirte, an deren alphabetiſche Ordnung ſich weitere Combinationen knüpften, die mit dem Bilde des zu Merkenden verbunden werden mußten. Beide gaben öffentliche Proben ihrer Methoden; Käſtner ſelbſt, Aretin durch ſeinen Schüler, den Licentiaten Duchet. Um dieſelbe Zeit trat auch ein vormaliger Ordensgeiſtlicher, Gregor von Feinaigle, mit einem aus ältern und neuern Methoden componirten Syſteme auf und ſuchte es auf ſeinen Reiſen durch mehrere Länder zu verbreiten. Originell iſt die neuerlich von Aimé Paris „Principes et applications diverses de la mnémotechnie“ (7. Aufl., Par. 1833) veröffentlichte Methode, welche darin beſteht, daß er die Wörter der franzöſiſchen Sprache ſo, wie ſie nach ihrer Ausſprache geſchrieben werden ſollten, betrachtet und ſie dann in Laute und Articulationen auflöſt. Hierdurch drückt er die Ziffern aus, wenn es ſich um die Anwendung auf die Chronologie handelt; das Behalten von Nomenclaturen wird vermöge gewiſſer points de rappel bewerkſtelligt, welche Zahlen entſprechen und aus denen in Verbindung mit dem zu Merkenden eine Formel conſtruirt wird. Dieſes ſehr complicirte Syſtem modificirten einigermaßen die Brüder Joſ. Feliciano und Alexander de Caſtilho (ſ. d.) welche portug. Refugiés aus den Zeiten der Migueliſtiſchen Unruhen, in dem Jahre 1832 in Frankreich und Belgien mit vielem Erfolge öffentliche Proben davon ablegten; „Traité de mnémotechnie“ (5. Aufl., Bordeaux 1835) und „Dictionnaire mnémonique“. Eine eigenthümliche Methode bildete der Pole Jazwinſki aus, indem er mnemoniſche Quadrate conſtruirte und dieſe, ſowie ihre Combinationen, mit Bildern belegen ließ. Es trat eine beſondere Geſellſchaft zur Ausbreitung ſeiner Methode zuſammen und ſie wurde mehrfach auf den Unterricht mit Glück angewendet, ſpäter auch vom polniſchen General Bem (ſ. d.) vervollkommnet. In Deutſchland, wo nur noch Graf Mailáth (ſ. d.) mit einem nennenswerthen, jedoch keineswegs neuen Syſteme (Wien 1842) neuerlich aufgetreten war, erhob ſeit 1840 der däniſche Candidat der Philologie, Karl Otto Reventlow, die Mnemotechnik auf die Stufe, von wo aus ihr unmittelbarer Uebergang in das Unterrichts- und Lehrſyſtem möglich iſt. Er verwirft in ſeinem „Lehrbuche der Mnemotechnik“ (Stuttg. 1843) alle ſinnliche Symbolik für dieſe Zwecke, reducirt vielmehr alle Gedächtnißoperationen auf Verſtandesoperationen und ſtützt ſeine Methode auf den Grundſatz, daß man Das am leichteſten und dauerndſten behalte, was zum Gedanken geworden und ins Bewußtſein übergegangen iſt. Alle Nichtbegriffe, d. h. hier alle Zahlen und Laute, von denen man keine andern als ihre numeriſchen und Lautbeziehungen kennt, werden nach einer beſtimmten allgemeinen Regel in Begriffe verwandelt. Sein Schema der Subſtitutionen für Zahlen iſt in der Hauptſache folgendes:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
l	t	n	m	r	s	b	f	h	g
z	d	v	w	q	sch	p	pf	j	k
					sz		ph		ck

Durch dieſe Subſtitution, die übrigens auf gewiſſen rationellen Gründen beruht, werden mittels hinzugenommener Vocale ſogenannte numeriſche Worte gebildet, in denen die erſten Conſonanten und zwar höchſtens die drei erſten, eine Bedeutung als Subſtitutionen haben, z. B. 425 = ironiſch (r = 4, n = 2, s = 5). Die Zahl der möglichen Combinationen

iſt ebenſo groß, als die Verbindung leicht. Bei Verwandlung unbekannter Namen und Begriffe ſubſtituirt Reventlow phoniſche Analogien. Die Anwendung auf die Chronologie ergibt ſich hiernach von ſelbſt; will man ſich z. B. das erſte Vorkommen der Cenſur im Jahre 1486 merken, ſo braucht man nur das Wort Rhabarber in irgend eine Beziehung mit dem Begriffe der Cenſur zu ſetzen (r = 4, h = 8, b = 6; die Subſtitution für die Tauſend fällt weg, weil hierin kaum ein Irrthum möglich iſt). Auf Grund dieſer Methode können unter Wahrnehmung einiger ſich leicht ergebenden weitern Regeln ſelbſt ſehr große Zahlen und Zahlenreihen leicht und ſicher eingeprägt werden. Die Hauptaufgabe iſt, nach Einprägung des Schemas ſich darin eine Fertigkeit zu erwerben, einen gegebenen Begriff in ſeiner Mannichfaltigkeit, in allen ſeinen Beziehungen ſchnell zu überblicken, um daraus einen Anhaltepunkt für die Verbindung mit einem zweiten gegebenen Begriffe, dem numeriſchen Worte, herauszufinden. Weit entfernt von Sterilität und trockenem Mechanismus, beſchäftigt daher dieſe Methode auch die Phantaſie in hohem Grade. Reventlow hat die Wirkſamkeit derſelben nicht blos durch vielfache öffentliche Proben auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland, wobei er Staunenswerthes leiſtete, ſondern auch dadurch bewieſen, daß von dieſer leicht anzueignenden Methode vielfach im Unterricht glücklicher Gebrauch gemacht worden iſt, wie denn ſchon mehrere Schriften von Pädagogen dieſelbe z. B. auf die Erlernung geſchichtlicher Daten angewendet haben. Sehr erleichtert werden Studium und Praxis derſelben durch Reventlow's „Wörterbuch der Mnemotechnik" (Stuttg. 1844), worin mehr als 120,000 Subſtitutionen für die Zahlen 000,00,0 und 1—999 enthalten ſind. Einer beſtimmtern Ausbildung iſt dieſes Syſtem noch fähig in ſeiner Anwendung auf Erlernung von Sprachen und auf Einprägen zuſammenhängender Sätze.

Mnemoſyne, die Tochter des Uranus und der Gäa, eine der älteſten Göttinnen, in der das Gedächtniß und überhaupt die Seelenkraft, durch welche Bildung erworben wird, perſonificirt iſt. Sie iſt die Mutter der neun Muſen, die ſie gebar, nachdem ſie neun Nächte in Pierien in den Armen des Jupiter zugebracht hatte. Ihr Lieblingsſitz iſt Eleutherä in Böotien.

Mnioch, Joh. Jak., geb. 1765 zu Eßlingen in Preußen, eine Zeit lang Rector im Flecken Neufahrwaſſer bei Danzig, zuletzt erſter Directionsrath bei der preußiſchen Lotteriedirection zu Warſchau, wo er 1804 ſtarb, iſt bekannt durch mehrere proſaiſche Schriften und eine Sammlung von größtentheils Gelegenheitsgedichten, Ausgabe ſämmtlicher auserleſenen Schriften (Görlitz 1799, 3 Bdchn.), die ſich durch Originalität, hochherziges Gefühl und auch im Aeußeren durch dichteriſchen Werth auszeichnen und ihn mit den größten Geiſtern ſeiner Zeit, einem Wieland, Herder, Fichte, Lafontaine u. A. befreundeten. M. war auch durch Neigung und Talent ein nicht gewöhnlicher Declamator und einer der ſehr wenigen trefflichen Improviſatoren Deutſchlands. Auch ſeine Gattin Maria M. hatte ſich unter ſeiner Leitung geiſtig ſo ausgebildet, daß M. ihre geiſtreichen Aufſätze als Muſter weiblichen Zartgefühls nach ihrem Tode unter dem Titel: „Für Frauen und Jungfrauen eines edeln weiblichen und chriſtlichen Sinnes" (Görl. 1800; 2. Aufl., 1821) herausgab.

Moabiter, ein in der Bibel vielfach vorkommendes Nomadenvolk, welches der Sage nach von Moab, einem Sohne Loth's und deſſen älteſter Tochter, abſtammen ſoll und an der Oſtſeite des todten Meeres zwiſchen dem Gebiete der Medianiter und Edomiter wohnte. Vor David über die Juden herrſchend, mußten ſie ſich dieſen ſpäter unterwerfen und ihnen nach David, der ſie unterjochte, jährlich einen Tribut bezahlen. Dennoch konnten ſie nie ganz unterdrückt werden, indem ſich immer ein großer Theil derſelben frei und unabhängig zu erhalten wußte. Mit den Juden hatten ſie während des babyloniſchen Exils gleiches Schickſal, kamen ſpäter unter die Herrſchaft der Araber und hörten auf ein eigenes Volk zu ſein.

Moallakat, d. i. die Aufgehangenen, heißen 7 gekrönte Gedichte von 7 Preisdichtern der Araber, welche mit Gold und Seide geſtickt an das Thor der Kaaba zu Mekka öffentlich angeheftet ſind. Eins derſelben vom Araberfürſten Antar (Andar) aus der Mitte

Digitized by Google

des 6. Jahrhunderts, worin dieſer ſeine kriegeriſchen Thaten und ſeine Liebe zu Alba beſingt, iſt von Menil (Leyd. 1816, 4.) herausgegeben worden. Hartmann hat es nach Jones ins Deutſche übertragen in den „Hellſtrahlenden Plejaden am arabiſch poetiſchen Himmel“ (Münſt. 1802). Ein anderes, eines der älteſten von Hareth, gaben Knatchbull (Oxford 1820) und Jon. Vullers (Bonn 1827 mit latein. Ueberſetzung) heraus, welcher auch die „Moalakka“ oder Tarafa herausgab; die des Amr ben Kulthum gab Koſegarten (Jena 1829), die des Amrulkais Hengſtenberg (Bonn 1822), des Zohair Roſenmüller (Lpz. 1828) und die des Lebid Peiper (Bresl. 1825) heraus.

Mobile Colonnen nennt man im engern Sinne die Truppencolonnen, welche zu beſtimmten Zwecken ſeitwärts des Heeres abgeſendet werden. Man rechnet dazu außer den Freicorps (ſ. Freibataillone) und Streifcorps, auch die vom Heere ſelbſt entſendeten Truppen, die letztern jedoch nur dann, wenn ſie in ſtärkerer Anzahl und aus den verſchiedenen Waffen zuſammengeſetzt, auftreten. Die mobilen Colonnen werden vorzugsweiſe zum kleinen Kriege gebraucht, um den Feind in größern Entfernungen zu beunruhigen, ihm Transporte und Magazine zu nehmen, Marodeurs (ſ. d.) aufzuheben u. ſ. w., überhaupt um die Streitkräfte auf mehreren Punkten zu vervielfältigen, ohne die Maſſe auf nachtheilige Weiſe zu ſchwächen.

Mobiliarſteuer heißt die Abgabe, welche von dem beweglichen Vermögen erhoben wird. Sie gehört zu den directen und zu den Vermögensſteuern. Den Hauptgegenſtand der M. bilden die Activcapitalien der Staatsbürger; doch werden auch andere Beſtandtheile des beweglichen Vermögens darunter begriffen. Sie kann ſehr unpolitiſch ſein, wenn durch die Art ihrer Anlegung ſolche Gegenſtände getroffen werden, deren Vermehrung großen Nutzen für den Staat hätte, wie z. B. der Viehbeſtand der Landwirthe. Auch ſtreift ſie in das Gebiet der Conſumtions- und Luxusſteuern hinüber, wenn ſie hauptſächlich gewiſſe Gattungen beweglicher Sachen trifft, deren man ſich leicht entäußern kann, wie z. B. den Beſitz von verarbeiteten Gold und Silber, Equipagen, Singvögel u. ſ. w.

Mobilien, im eigentlichen Sinne diejenigen Vermögenstheile, die von den Geſetzen als bewegliche betrachtet wurden. Die Geſetzgebung mußte darüber Beſtimmungen treffen, da ſchon nach römiſchem Rechte bei der Verjährung, noch mehr aber nach deutſchem Rechte bei Veräußerungen, Theilungen, Erbſchaften, dem Lehnsweſen, dem Concurſe, Pfandrechte u. ſ. w. die unbeweglichen Sachen nach andern Rechtsgrundſätzen betrachtet wurden, als die beweglichen. Die Sache war auch nicht ſo leicht zu entſcheiden, wie es ſcheinen könnte. Denn allerdings kamen Gegenſtände in Frage, die zwar im körperlichen Sinne beweglich ſind, die aber dennoch die Natur von beweglichen Dingen zu haben ſchienen, weil ſie vielleicht feſte Zubehöre unbeweglicher Gegenſtände waren, z. B. Thüren, Schlöſſer, Fenſter, Ziegel, alles was niet- und nagelfeſt in den Häuſern iſt, oder weil ſie ein unbewegliches Eigenthum repräſentiren, z. B. Rechte und Forderungen, welche ſich auf unbewegliche Sachen beziehen. Hierher gehören jedoch die Hypotheken nicht, da dieſe nicht ſowohl einen Anſpruch an das unbewegliche Eigenthum, als einen ſolchen an die Summe bezeichnen, für welche letzteres verpfändet iſt, wohl aber Bergwerksantheile, da dieſe ein den Beſitz eines ideellen Antheils an einem Grundeigenthum darſtellendes Recht zum Empfange einer jährlichen Rente ſind, weil man die Feſtigkeit letzterer dem Grundeigenthum gleich ſchätzt. Dagegen rechnet man zu dem Mobiliarvermögen alle beweglichen Sachen, die nicht unter die erwähnten Ausnahmen fallen, und namentlich die eigentlichen Meubles, Kleider, Hausrath, Waffen, Vieh, Waaren, Schuldforderungen, Geld, Metalle und Edelſteine; namentlich auch alle Früchte unbeweglicher Sachen und aus letzterem Grunde auch die rückſtändigen Zahlungen einer Leibrente, die Ausbeute der Bergwerksantheile, ſowie den in bewegliches Eigenthum übergegangenen Erlös aus dem Verkaufe unbeweglicher Sachen.

Mochnacki, Maurycy, ein ausgezeichneter polniſcher Schriftſteller, wurde 1804 im Dorfe Bojaniec in Galizien geboren, Anfangs durch Hauslehrer unterrichtet und vollendete ſeine Studien auf dem Lyceum zu Warſchau und auf der dortigen Univerſität. Schon

Digitized by Google

war der Tag anberaumt, an dem er ſeine Prüfung zur Erlangung der Magiſterwürde ablegen ſollte, als er, geheimer Verbindungen verdächtig, auf Befehl des Großfürſten Conſtantin verhaftet und auf den bloßen Verdacht hin, da er, obgleich er 40 Tage lang mit den ſchwerſten Verbrechern im Garten von Belvedere öffentlich arbeiten mußte, nicht zum Geſtändniß gebracht werden konnte, aus den Liſten der Studirenden geſtrichen und zur Uebernahme eines öffentlichen Amtes für unfähig erklärt wurde. Einige Monate nachher erfuhr das Unterſuchungscomité von einem in Lithauen Eingekerkerten, daß M. Mitglied des patriotiſchen Vereins ſei und M. ward von Neuem ins Gefängniß, diesmal zu den Karmelitern gebracht. Er leugnete abermals, nannte keinen der Mitverſchwornen und wurde nach 9monatlicher Haft freigelaſſen, nachdem er im Gefängniß einen Plan entworfen oder vielmehr unterzeichnet hatte, wie man in Polen durch ein neues Erziehungsreglement der fortſchreitenden Aufklärung entgegenwirken könne. Der Agent Nowoſilzoff's, Hankiewicz, legte dieſe Schrift des 18jährigen Jünglings dem Großfürſten als Beweis vor, wie leicht man durch das nach dem Muſter der nordamerikaniſchen Strafanſtalten eingerichtete Gefängniß bei den Karmelitern zur Unterwerfung der exaltirteſten Gemüther benutzen könne. Von jedem öffentlichen Amte ausgeſchloſſen, übernahm endlich M. eine ihm angebotene Stelle beim Cenſurbureau, wo er aber den Anſichten der Regierung ſo entgegenwirkte, daß er ſchon nach 2 Monaten wieder entlaſſen wurde. In den Jahren 1826—30 gehörte er zur Redaction einer Zeitſchrift für Induſtrie und Landwirthſchaft und erhielt die Diäten eines Adjuncts im Miniſterium des Innern, in der Abtheilung der Fabriken. Während dem beſchäftigte er ſich fortdauernd mit ſeinen Lieblingsſtudien, Philoſophie und Literatur, immer das Ziel vor Augen, ſeine Landsleute fortwährend im Zuſtande der Inſurrection zu erhalten. In dieſem Sinne redigirte er vom 1. Dec. 1827 bis 1. Dec. 1829 die „Gazeta polska" und ſpäter den „Kurjer polski", in dem bis zum Ausbruch der Revolution täglich Artikel von ihm zu finden waren. Außerdem verbreitete er anonym viele heftige Schriften, unter denen die „Stimme eines Bürgers aus unterjochtem Lande", an die polniſchen Landboten gerichtet, großen Eindruck machte und in unzähligen Abſchriften durch das ganze Land verbreitet wurde. Er gehörte mit ſeinem Bruder, dem Unterfähnrich Kamill M., zu allen geheimen Verbindungen, die ſeit der Krönung des Kaiſers Nicolaus unter der militäriſchen Jugend entſtanden waren. Beim Ausbruch des Aufſtandes ſah man M. in den Straßen von Warſchau mit den Waffen in der Hand. Er bildete gegen die Contrerevolution des Lubecki einen revolutionären Club, der, wenn er auch nur wenige Tage dauerte, doch drei Regierungsſyſteme ſtürzte und zur Dictatur führte. Doch jetzt fand man unter Conſtantin's Papieren die obenerwähnte Schrift M.'s und ſie lähmte für immer ſeine öffentliche Thätigkeit, da ſie ihn verdächtig machte. Darauf trat er als Gemeiner in das erſte Jägerregiment zu Fuß, zeichnete ſich in den Schlachten bei Grochow, Okuniew, Wawre, Liw und Dlugoſiodlo aus, bis er endlich bei Oſtrolenka bei der Vertheidigung der Kanonen vier ſchwere Wunden erhielt. Während ſeiner Heilung war er wieder mit der Feder thätig für ſein Vaterland und ſeine Artikel, die er in den Monaten Aug. und Sept. in dem „Dziennik powszechny" abdrucken ließ, werden immer Werth behalten. Nach dem Fall von Warſchau begab er ſich nach Frankreich, hatte aber auch hier viel von den Verfolgungen ſeiner Landsleute zu leiden, bis er am 20. Dec. 1834 in Auxerre ſtarb. Jetzt erſt erkannte man ſeinen Werth, oder ließ ihm wenigſtens Gerechtigkeit wiederfahren, indem die polniſchen Emigranten ihm eine coloſſale Büſte als Denkmal ſetzen ließen. Als Publiciſt nimmt M. eine der erſten Stellen unter den Polen ein, doch auch für die Wiſſenſchaft bleibt ſein Name von Bedeutung durch ſeine Schrift „Ueber die polniſche Literatur des 19. Jahrh." (Bd. 1, Warſch. 1830) und ſeine „Geſchichte des polniſchen Aufſtandes" (2 Bde., Par. 1834). Seine während und nach der Revolution in verſchiedenen Zeitſchriften erſchienenen Aufſätze ſammelte Jelowicki unter dem Titel „Pisma rozmaite" (Vermiſchte Schriften, Par. 1836).

Modalität (latein. Philoſophie) iſt die vierte der von Kant angegebenen Kategorien, oder reinen Verſtandesbegriffe. In ihr ſind die Begriffe der Möglichkeit

Digitized by Google

(Unmöglichkeit), des Daſeins (Nichtſeins), der Nothwendigkeit (Zufälligkeit) zuſammengefaßt. (S. Urtheil.)

Mode. So lange noch in einem Volke ein es vor andern Völkern charakteriſirender beſonderer Geiſt lebendig iſt, drückt ſich dieſer in ſeiner Vollkräftigkeit durch das äußere Gepräge aus, welches er jedem Einzelnen dem Volke angehörigen aufdrückt und gibt eine innerlich und äußerlich das Leben beſtimmende Sitte. Wie wir bemerken, daß ſich der Volkscharakter ſelbſt in der Form des Geſichts ausſpricht, ſo drückt ſich derſelbe, je kräftiger und individueller er iſt, bis in die feinſten Nuancirungen auch der ſcheinbar zufälligſten Aeußerlichkeiten aus. Die Art, wie die Menſchen ihre natürlichen Bedürfniſſe befriedigen, die Bereitung ihrer Speiſen, der Schnitt ihrer Kleidung, die Art dieſelbe zu tragen, alles dieſes iſt von der herrſchenden Sitte beſtimmt und davon abzuweichen, würde dem Einzelnen ebenſo das Gepräge der Nichtswürdigkeit in ſeinem Volke aufdrücken, wie einem Verbrecher. Wir ſehen, daß der Volkscharakter die Urſache dieſer ſcheinbaren Zufälligkeiten ſei, aus dem Umſtande, daß dieſelben in ihrer einmaligen Beſtimmtheit ſich unverändert erhalten, ſo lange der Volkscharakter ſich gleich bleibt. Mit dieſem aber verſchwindet auch die ſo äußerlich ſich kundgebende Sitte. Die ins Univerſelle gehende Bildung ſtreift die Volksthümlichkeit ab, es wird immer mehr das Nationelle, wie alle natürliche Bedingtheit, als zufälliges erkannt, die Befriedigung der natürlichen Bedürfniſſe wird der Willkür des Einzelnen überlaſſen, nicht mehr von dem allgemeinen Geiſte beſtimmt und ſo entſteht eine Mannichfaltigkeit, wie der Individuen ſo auch der Aeußerlichkeit ihrer Kleidung, Nahrung u. ſ. w. Hierzu kommt, daß mit der Ausbildung des Geiſtes zu univerſeller Bedeutſamkeit auch die Mittel zur Befriedigung des Natürlichen ihre anfänglich durch Grund und Boden beſtimmte Beſchränktheit verlieren, eine ins Unendliche wachſende Mannichfaltigkeit gewinnen. Wie früher der Volksgeiſt, ſo beſtimmen aber nun mehr oder weniger particuläre geiſtige Beſtimmtheiten jene Aeußerlichkeiten und neben dieſen das Streben nach Genuß und Bequemlichkeit. So entſteht aus der Sitte im Aeußerlichen die Mode, welche ſich am meiſten in der Kleidung ausdrückt. Immer behalten aber auf dieſe Grund und Boden (Klima, Erzeugniſſe des Bodens u. dgl.) noch Einfluß, aber einen nur untergeordneten. Die Bedürfniſſe ſteigern ſich mit der Bildung und machen Tauſende von Gegenſtänden nöthig, die zu ihrer Befriedigung beſtimmt ſind und denen der Verſtand bemüht iſt, die größte Zweckdienlichkeit, verbunden mit geſchmackvoller Aeußerlichkeit, zu geben. Individualitäten, welche ſich im Aeußerlichen ausſprechen, geben beſtimmte Richtungen in der ohnedies in die Unendlichkeit der individuellen Verſchiedenheiten aus einander fahrenden M., wenn ſie der Menge der Einzelnen auf irgend eine Weiſe imponiren. So ſehen wir Moden von vornehmen Perſonen, Feldherrn, von Künſtlern u. ſ. w. ausgehen und haben Stiefeln à la Suwaroff, Mützen à la Ypſilanti, Bänder à la Sonntag u. ſ. w. Wie wir in neuerer Zeit Frankreich in der politiſchen Bewegung uns haben vorangehen laſſen und mehr oder weniger die Einflüſſe der dort mit einander kämpfenden Geiſtesrichtungen erfahren haben, ſo haben wir auch unſere M. von daher bezogen. Der Umſtand aber, daß ein Volk an eigenen Moden arm iſt, zeigt nicht von Mangel eigenthümlichen Volksgeiſtes, ſondern vielmehr davon, daß der Volksgeiſt in ihm noch ſo weit unmittelbar mächtig ſei, daß er die Willkür des Einzelnen in dem Aeußerlichen noch nicht habe unbeſchränkt walten laſſen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beſitzen wir Zeitſchriften, deren Hauptgegenſtand die M. iſt. Die erſte derſelben iſt: Mode- und Galanteriezeitung (Erfurt 1758). Von den neuern Modezeitungen war bis 1848 zu nennen: die Wiener „Zeitſchrift für Literatur, Kunſt, Theater und M.“, das Frankfurter „Journal der Damen“, die Leipziger „Modezeitung“ und „Schnellpoſt für Moden“, das Pariſer Wochenblatt „Album des salons ou Revue des Modes et Galerie des moeurs“.

Model (Modul, vom lat. modulus), der, in der Baukunſt ein Maß, wonach die verhältnißmäßige Größe der verſchiedenen zur Verzierung eines Gebäudes dienenden Theile, z. B. die Stellung, Höhe und das Gebälk der Säulenordnungen beſtimmt wird. Die Größe des M.'s iſt unbeſtimmt. Die Griechen z. B. nahmen bei der doriſchen Säulen-

Digitized by Google

ordnung den halben, bei der ioniſchen und korinthiſchen dagegen den ganzen Durchmeſſer des unterſten Theiles des Säulenſchaftes zum M. Die neueren Baumeiſter nehmen dazu für alle Säulenordnungen ohne Unterſchied gewöhnlich den halben, Andere den ganzen Durchmeſſer des Säulenſchaftes. Kommen mehrere Säulenordnungen übereinander, ſo hat jede ihren beſondern M. Ebenſo wird bei Verzierungen an Thüren und Fenſtern, wenn die Einfaſſung derſelben aus Säulen beſteht, daſſelbe Verfahren beobachtet; wenn nicht, ſo muß die Höhe des Geſimſes zum M. genommen werden. Da bei jedem Gebäude Theile vorkommen, deren Größe weit unter dem M. iſt, ſo theilt man dieſen gewöhnlich in 30 Theile und nennt dieſe Minuten. Vgl. Säulenordnung.

Modell heißt überhaupt ein Muſterbild, nach welchem der Künſtler etwas bildet. So nennt der Maler eine Perſon, welche er unbekleidet, in beliebigen Poſitionen vor ſich hinſtellt und abzeichnet, um auf dieſe Weiſe die Natur in ihren verſchiedenen Formen und Bewegungen nach Verſchiedenheit des Alters und Geſchlechts kennen zu lernen, ein M. und die Zeichnung ſelbſt einen Act. Der Bildhauer bildet ſich den Gegenſtand, welchen er ausführen will, vorher in Thon, Gyps, Wachs oder einen andern fügſamen Stoff, damit er bequem Aenderungen daran treffen kann, gemeinlich in verjüngtem Maßſtabe nach der Phantaſie oder Natur ab, nennt dies modelliren, das Abbild ſelbſt ein M. und führt nach ihm das Werk in der eigentlichen Materie (Stein, Metall u. ſ. w.) im Großen aus. Auch der Baumeiſter bildet ſich von größeren Gebäuden, die er ausführen will, bisweilen Modelle, um daran Fehler und Unbequemlichkeiten des Bauplans leichter wahrnehmen zu können. Dieſe Modelle beſonders, wenn ſie genau ausgeführt werden, koſten bisweilen große Summen, ſo das M. der Peterskirche in Rom, welches gegenwärtig im Vatican aufbewahrt wird, 5000 Kronen und das der Paulskirche in London 2000 Pfund Sterling. Oft formt ſich auch der Maler zu einzelnen Figuren, um beſonders bei Gruppirungen Licht und Schatten genau zu beobachten und die Gewandung mit Muße daran ſtudiren zu können, mit Vortheil Modelle. Ebenſo macht man auch Modelle zu Feſtungen, allerhand Werkzeugen und Maſchinen, ja Nachbilder von ganzen Städten und Gebirgen, wovon hier und da koſtſpielige Sammlungen vorhanden.

Modena. Dieſes in Italien gelegene, ſouveräne Herzogthum gehört, wie das benachbarte Parma, dem großem Po-Thale an. Es erſtreckt ſich am rechten Ufer des Po bis über die Waſſerſcheide der Apenninen hinüber und mit dem ihm jetzt einverleibten Herzogthum Maſſa Carrara bis an das Mittelmeer und wird nördlich von Lombardei-Venedig und Guaſtalla, öſtlich vom Kirchenſtaate, ſüdöſtlich von Toscana, ſüdlich von Lucca und dem Meere, ſüdweſtlich von Genua und einem Theile von Toscana, weſtlich von Parma begrenzt. Gegen den Po zu iſt das Land flach und eben, erhebt ſich gegen Süden terraſſenartig bis zu den Apenninen. Die höchſte Spitze iſt der 6548 Fuß hohe Cimone. Alle Flüſſe des Landes ſtrömen von den Apenninen herab; der bedeutendſte derſelben iſt die Secchia, von welcher mittels einer großen Anzahl von Kanälen die Felder bewäſſert werden. Das Haupterzeugniß ſind edle Südfrüchte. Die Vegetation iſt blühend, außer höher nach den Apenninen zu. Das ganze Land iſt mit Meierhöfen beſäet, der Weinbau ſtark, die Rindviehzucht wichtig, ebenſo der Seidenbau. Der türkiſche Weizen gehört mit zu den Hauptnahrungsmitteln des Volkes. Das Mineralreich liefert Eiſen, Marmor und in anſehnlicher Menge Bergöl. Der Kunſtfleiß der Bewohner iſt gering, da der größte Theil ſich mit Landbau beſchäftigt. Die meiſten Fabrikgegenſtände müſſen vom Auslande bezogen werden, wogegen M. Korn, Wein, Rindvieh, Schweine, Butter und Käſe ausführt. Anſehnlich iſt bei den vortrefflichen Straßen des Herzogthums der Commiſſions- und Speditionshandel. Mit den 1847 hinzugekommenen Ländertheilen beträgt M.'s Flächeninhalt 100 □M. mit 515,000 Einw. Die Regierungsform war bis 1848 abſolut monarchiſch und der Herzog gehört einer Seitenlinie des Hauſes Oeſterreich an. Politiſch iſt das Land in fünf Provinzen, Modena, Reggio, Garfagnana, Maſſa-Carrara und Lunigiana eingetheilt. Im Allgemeinen gelten die öſterreichiſchen Geſetze, die aber in einem eignen Geſetzbuche zuſammengeſtellt ſind; Vermögensconfiscationen ſind eingeführt, Fideicom-

Digitized by Google

miſſe verboten. Das Unterrichtsweſen gänzlich vernachläſſigt. Das ganz nach öſterreichiſcher Weiſe organiſirte Militär beſteht aus 1300 M., die Staatseinkünfte ungefähr 1,500,000 Fl.

Ehedem war M. ein Reichslehn und wurde von Markgrafen verwaltet. Markgraf Obizzo III., aus dem Hauſe Eſte, deſſen Familie ſchon ſeit längerer Zeit das Amt eines Podeſta in M. beſaß, wurde bei den Unruhen, welche im Mittelalter das republikaniſche Oberitalien zerrütteten, von dieſer Stadt, 1290, zum Herrn gewählt und ſeine Nachkommen erhielten nach und nach die Belehnung von Ferrara, Modena und Lucca. Markgraf Borſo wurde 1452 vom Kaiſer Friedrich III. zum Herzog von M. und Reggio erhoben. Mit deſſen Urenkel Alfons II. ſtarb 1598 der Hauptſtamm aus und das Land fiel mit Ausnahme der Lehen von Ferrara, die der päpſtliche Stuhl einzog, an eine Nebenlinie, welche das Herzogthum Mirandola und das Marquiſat Concordia erwarb und mit Herkules III. Reinald 1803 ausſtarb. Durch ſeine an den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich vermählte Tochter, fiel das Land an eine Seitenlinie des Fürſtenhauſes Eſte, die aber dieſe Beſitzungen durch den Preßburger Frieden verlor und erſt durch die Schlußacte des Wiener Congreſſes 1815 wieder zum ſouveränen Beſitz der Herzogthümer M., Reggio und Mirandola gelangen konnte. Mit ihr beginnt die neue Dynaſtie in M. Jetzt regierender Herzog iſt Franz IV., geb. den 6. Oct. 1779, der zum Beſitz des Landes 1815 gelangte, wo auch ſeine Mutter (ſein Vater ſtarb ſchon am 29. Dec. 1806) die Regierung des Herzogthums Maſſa-Carrara wiederum antrat. Bei dem Tode ſeiner Mutter, am 14. Nov. 1829, fiel dieſes Herzogthum mit dem ſeit 1815 damit verbundenen kaiſerlichen Lehne in der Lunigiana an M. Als der Herzog von Lucca ſein Herzogthum durch Vertrag vom 4. Oct. 1847 an Toscana abtrat, nahm M. Fivizzano in Anſpruch, was ihm auch am 4. Dec. 1847 von Toscana abgetreten wurde. Nach dem Ableben der Herzogin von Parma am 18. Dec. 1847 fiel auch Guaſtalla mit den am rechten Enza-Ufer gelegenen Diſtricten von Parma an Modena, wogegen dieſes die Diſtricte von Villafranca, Treſchietto, Caſtevoli und Mulazza an Parma, durch Vertrag vom 8. Jan. 1848 abtrat. Doch die bisherige Regierung des Herzogs Franz IV. (ſ. d.) war in ganz Italien ſo verhaßt, daß ſich die von Toscana abgetretenen Bezirke weigerten ſich M. zu unterwerfen. Vergeblich ſuchte Franz IV. ſie mit Waffengewalt zum Gehorſam zu zwingen; die Revolution von Mailand, der ſich bald ganz Oberitalien anſchloß, vertrieb ihn aus ſeinem Herzogthume und ſchon im März 1848 verlangte Fivizzano im Mai auch Maſſa, Carrara, Lunigiana und Garfagnana Toscana einverleibt zu werden. Die italieniſchen Angelegenheiten überhaupt und die der Lombardei insbeſondere ſehen noch immer ihrer endlichen Löſung entgegen und ſo iſt es noch jetzt (Juli 1849) zweifelhaft, ob ein Herzogthum Modena bleiben oder ob ſeine einzelnen Theile ſich der römiſch toscaniſchen Republik, ſollte dieſe Beſtand gewinnen, anſchließen werden.

Modena, Haupt- und Reſidenzſtadt des gleichnamigen Herzogthums, eine der freundlichſten Städte Italiens, liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene, am Kanale, welcher die Secchia mit dem Panaro verbindet, hat 1 Univerſität, 1 Gymnaſium, 1 Ritterakademie, Kunſtſchule, Thierarzneiſchule, 2 Hospitäler, 34 Kirchen und 28,000 Einw. Die Kirchen ſind nicht ausgezeichnet, enthalten aber einige ſchöne Gemälde von Guido Reni u. A. Das ausgezeichnetſte Gebäude der Stadt iſt das beinahe in ihrer Mitte, auf einem freien Platze gelegene Schloß faſt ganz von Marmor erbaut, ein prachtvolles, aber unvollkommenes Bauwerk. Sehenswerth iſt das in den innern Säulengängen der Opera della Carità aufgeſtellte Muſeum von Marmordenkmälern, die ſämmtlich in der Umgegend aufgefunden worden ſind. Die frühere Bildergallerie des Schloſſes kam 1746 größtentheils durch Kauf nach Dresden. Die öffentliche Bibliothek enthält viel Seltenheiten, übrigens iſt aber M. im Verhältniß zu andern Hauptſtädten Italiens ſehr arm an Kunſtſchätzen. In der Nähe Mineral- und Erdölquellen und das herzogliche Luſtſchloß Saſſuolo.

Modena, Guſtavo, einer der ausgezeichnetſten italieniſchen Schauſpieler, wurde geboren 1803 zu Venedig. Sein Vater, ein Schauſpieler, der zur Wiedererhebung des

Digitized by Google

italieniſchen Dramas nicht wenig beigetragen hat, verlangte, daß M., ungeachtet ſeiner entſchiedenen Vorliebe für die Bühne, die Rechte ſtudiren ſollte, weshalb derſelbe die Univerſitäten in Padua und Bologna beſuchte und ſeit 1821 nach vollendeten Studien als Advocat in Rom, dann in Bologna prakticirte. Doch dieſer ihm gewiſſermaßen aufgezwungene Beruf mißfiel ihm mit der Zeit mehr und mehr und 1826 faßte er endlich den Entſchluß auf die Bühne zu gehen. Er that dies, trat zuerſt in Rom auf und ſchnell entwickelte ſich nun ſeine natürliche Anlage zum Bühnenkünſtler. Die freien Regungen im Jahre 1831 blieben auch auf ihn nicht ohne Einfluß, er ergriff die Waffen und wurde verbannt. Frankreich, Belgien und die Schweiz waren abwechſelnd die Aufenthaltsorte, wo er in der größten Dürftigkeit 7 Jahre verlebte. Nichtsdeſtoweniger hatte er ſich verheirathet, als die Amneſtie, welche der Kaiſer Ferdinand 1838 für die italieniſchen Verbannten erließ, auch ihm zu Gute kam. Er verweilte damals in London; Declamationen aus Dante's „Commedia divina" im Kingstheater, die großen Beifall fanden, gewährten ihm die Mittel zur Rückkehr in das Vaterland, wo er von Neuem ſeinen Ruf als Schauſpieler gründete und zugleich der Lehrer einer dramatiſchen Schule wurde, die durch ſeine vorzüglichen Leiſtungen angeregt, auch Unterſtützung fand. Die Schauſpielertruppe, der er angehörte, war eine der beſten in Italien, jedoch nach italieniſcher Weiſe eine wandernde. M.'s unermüdliche Thätigkeit für die Reform des ital. Dramas geht auch dahin, ein ſtehendes Nationaltheater zu Stande zu bringen.

Moder heißt die in naſſen Gründen vorkommende, in trockenem Zuſtande leicht verbrennliche, ſchwarze oder ſchwarzbraune, erdige Subſtanz, welche ſich aus wildwachſenden Pflanzen bildet. Die Moderlager bilden die ſogenannten Brüche und Moore. Der beſte Moder iſt derjenige, der aus Waſſerpflanzen und Sumpfgewächſen entſtanden, an Abhängen von Lehm- und Mergelhügeln vorkommt. Wachſen an den Rändern der Brüche ſüße Gräſer, Kleearten und Diſteln, ſo iſt der M. gut, wachſen aber daſelbſt Riedgräſer und Mooſe, ſo iſt der M. ſchlecht. Will man den M. zum Düngen benutzen, ſo muß man allen Zufluß des Waſſers von ihm ableiten, weil der längere Zeit unter Waſſer ſtehende M. viel von ſeiner guten Beſchaffenheit verliert. Die beſte Wirkung bringt der M. auf leichten Bodenarten. Zu viel M., wenn beſonders der Acker ſandig iſt, kann man nicht leicht anwenden. Am beſten gedeihen nach gutem M. Kartoffeln, Erbſen, Raps und Klee. Moderboden nennt man einen Boden, welcher bis 35 Proc. Humus enthält und deshalb zur Cultur untauglich iſt.

Moderato, muſikaliſche Tempobezeichnung, mäßig, wird als ein Beiſatzwort zu den 5 Hauptarten der Bewegung gebraucht, z. B. Allegro moderato, Andante moderato etc.

Modern bezeichnet 1) ſo viel als modiſch, Alles was der Mode angemeſſen iſt (ſ. Mode); dann 2) im Gegenſatz zu antik oder auch claſſiſch, Alles was der chriſtlichen Welt angehört. So ſpricht man von moderner Kunſt, Literatur, Philoſophie u. ſ. w. Der eigenthümliche Charakter des Modernen in der Kunſt wird als romantiſch (ſ. d.) bezeichnet.

Modeſtinus, Herennius, lebte um 244, war der letzte bedeutende Juriſt dieſes Zeitraums und Lehrer des Kaiſers Maximinus in der Rechtsgelehrſamkeit. Die Fragmente ſeiner Schriften finden ſich in Hugo's „Jus civile antijustinianeum" (Berl. 1815).

Modica, Stadt und Hauptort eines Diſtricts in der ſiciliſchen Intendanz Siragoſa (Syrakus), früher Hauptſtadt der gleichnamigen Grafſchaft, liegt in einem tiefen, von hohen Felſen umſchloſſenen Thale. Ein ſchlecht gebauter ärmlicher Ort mit einem Kaſtell, 30 Kirchen, 18 Klöſtern, worunter das der Franciscaner wegen ſeiner muſiviſchen Arbeit bemerkenswerth iſt und 20,000 Einw., meiſt Ackerbauern und Viehhändlern. Wichtig iſt der Handel mit Korallen. Vier Miglien von M., in einer ſteinigen Einöde, liegt das Thal von Iſpica mit ſeinen Felſenwohnungen, die zu beiden Seiten dieſes Thales 4 Miglien lang in unzähliger Menge und in mehreren Stockwerken über einander in den Kalkfelſen eingehauen ſind. Wahrſcheinlich haben ſie den Urbewohnern (Troglodyten)

Digitized by Google

der Inſel zu Wohnungen gedient. Die größte Höhle, gleich am Eingange des Thales, heißt Altaria.

Modlin, ſonſt unbedeutendes Dorf, ſeit 1810 ſtarke Feſtung am Zuſammenfluſſe der Narew und der Weichſel, der Stadt Nowydwor gegenüber, in der polniſchen Woiwodſchaft Plock gelegen. Am 25. Nov. 1813 mußte ſich M. nach einer 11monatlichen Blokade aus Hunger an die Ruſſen unter General Kleinmichel ergeben. Der plötzliche Polenaufſtand zu Ende des Jahres 1830 zwang den damaligen Dictator Polens, den Großfürſten Conſtantin, unter dem Schutze der in M. garniſonirenden Truppen ſich nach Volhynien zurückzuziehen. Nach ihm beſetzten es die Polen unter ihrem wackern Commandanten Ledochowski, der es aber endlich, nachdem ſein Plan, die Feſtung in die Luft zu ſprengen, an der Schwäche der im Kriegsrathe befragten Generale geſcheitert war, ſich ſelbſt nebſt Beſatzung in die Hände der Ruſſen übergeben mußte. M. iſt jetzt eine der ſtärkſten ruſſiſchen Feſtungen.

Modon oder Motun, das alte meſſeniſche Methone, Stadt im heutigen Morea, hatte früher 7000 Einw., während es jetzt kaum 1000 zählt, einen ſchönen Hafen und eine in neuerer Zeit durch die Franzoſen gut befeſtigte Citadelle. In ihrer Nähe geſchah die Landung der Aegypter unter Ibrahim 1825 am 22. Febr.

Modulation heißt in der allgemeinſten Bedeutung die Tonführung überhaupt; im engern Sinne die Tonausweichung. Die gute Tonführung muß größte Mannichfaltigkeit mit innerer Einheit verbinden, Melodie und Harmonie müſſen in ihr innig vermählt erſcheinen. Ein Haupterforderniß, auf unſer muſikaliſches Gefühl begründet, iſt die Grundtonart eines Muſikſtücks vor Allem feſtzuſtellen und im Verfolg deſſelben feſtzuhalten, ohne dabei in den größten Fehler aller Kunſt, in Monotonie zu verfallen. In der älteren Muſik bezeichnet M. blos die mannichfache und verſchiedene Folge, ſowohl einzelner Töne des Geſanges, als ganzer Accorde in ein und derſelben Tonart der Alten, nämlich die ioniſche, doriſche, phrygiſche, nicht nur in melodiſcher, ſondern auch in harmoniſcher Hinſicht ihre eigene M., ihre beſondere Art fortzuſchreiten, denn der verſchiedenen Lage der halben Töne wegen konnte nicht jede Melodie unverändert aus einer Tonart in die andere verſetzt werden. M. im engern Sinne, oder Ausweichung, iſt jeder Uebergang aus einer Tonart in die andere, ſei er zufällig durchgehend oder herrſchend. (S. Ausweichung.)

Modulus, ein Ausdruck, der namentlich in der Lehre von den Logarithmen vorkommt und diejenige Zahl bezeichnet, mit welcher man die natürlichen Logarithmen multipliciren muß, um die Logarithmen für die Grundzahl eines künſtlichen Syſtems zu erhalten. Iſt dieſe z. B. a, ſo iſt $\frac{1}{\text{log. nat. b}}$ der M. für dieſelbe, ſodaß alſo der M. nichts anders, als das Verhältniß der Logarithmen des künſtlichen Syſtems zu den entſprechenden des natürlichen ausdrückt.

Möbius, Aug. Ferd., ordentlicher Profeſſor der Aſtronomie an der Univerſität zu Leipzig, geb. am 17. Nov. 1790 zu Schulpforte, wo ſein Vater Lehrer der Tanzkunſt war, zeigte ſchon in ſehr jugendlichem Alter große Neigung zur Mathematik und wurde in ſeinem dahin einſchlagenden autodidaktiſchen Studien von dem nachher auf einem ganz andern Felde berühmt gewordenen Thierſch, der damals Schüler in Schulpforte war, nicht wenig unterſtützt. Im Jahre 1809 bezog er die Univerſität zu Leipzig, wo er Anfangs die Rechte, dann Mathematik ſtudirte und beſuchte dann 1813 Göttingen und 1814 die Univerſität zu Halle. Im Jahre 1815 habilitirte er ſich in Leipzig als Privatdocent und wurde im Jan. 1816 daſelbſt außerordentlicher Profeſſor der Aſtronomie. Im Sommer deſſelben Jahres machte er mit Unterſtützung der Regierung eine wiſſenſchaftliche Reiſe, um die damals vorzüglichſten Sternwarten Deutſchlands kennen zu lernen und nach den geſammelten Erfahrungen einen Plan über die Umgeſtaltung der Leipziger Sternwarte einzureichen. Der von ihm entworfene Plan wurde 1818—21 ausgeführt. Im Jahre 1844 wurde er nach Ablehnung eines Rufs nach Jena zum ordentlichen Profeſſor der höhern Mechanik und

Digitized by Google

Aſtronomie ernannt. Schon ſeine Diſſertation „De computandis occultationibus fixarum per planetas“ (Lpz. 1815) machte Aufſehen und fand allgemeinen Beifall. Die erſten Früchte ſeiner praktiſchen aſtronomiſchen Thätigkeit veröffentlichte er in der kleinen Schrift „Beobachtungen auf der Sternwarte zu Leipzig“ (Lpz. 1823). Unter ſeinen ſpätern Schriften heben wir beſonders hervor „Barycentriſcher Calcul, ein neues Hülfsmittel zur analytiſchen Behandlung der Geometrie“ (Lpz. 1827), das in der Geſchichte der Geometrie Epoche machte; einen Haupttheil dieſes Werks, welches von dem großen Scharfſinn des Verfaſſers Zeugniß gibt, bildet die neue Lehre von den Verwandtſchaften der Figuren. Nicht minder eigenthümlich und werthvoll ſind ſein „Lehrbuch der Statik“ (2 Bde., Lpz. 1837), worin der innige Zuſammenhang zwiſchen der Statik und Geometrie gründlicher als bisher geſchehen war, nachgewieſen wird und „Die Elemente der Mechanik des Himmels“ (Lpz. 1843), ein Verſuch, die Theorie der für die Aſtronomie ſo wichtigen Störungsrechnungen ohne Anwendung höherer Lehren der mathematiſchen Analyſis zu entwickeln. Außerdem hat er ſeit 1828 in Crelle's „Journal für Mathematik“ viele Abhandlungen geliefert, unter denen die Darſtellung der Haupteigenſchaften eines Syſtems von Linſengläſern und der damit zuſammenhängenden Lehre von den Kettenbrüchen hervorzuheben iſt.

Möckern, eine kleine Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, iſt durch das Gefecht denkwürdig, in welchem am 5. April 1813 die Preußen unter York über die Franzoſen unter Eugen den Sieg davon trugen. Damit iſt nicht zu verwechſeln das Dorf Möckern bei Leipzig, welches der Schlacht bei Leipzig (ſ. d.) ſeinen weltgeſchichtlichen Namen verdankt, wo am 16. Oct. die Preußen unter Blücher die Franzoſen unter Marmont warfen.

Möen, eine zum däniſchen Stift Seeland gehörige Inſel in der Oſtſee, liegt ſüdöſtlich von der Inſel Seeland, von der ſie durch den Ulfsſund und nordöſtlich von der Inſel Falſter, von der ſie durch den Grönſund getrennt iſt. Ihr Flächenraum beträgt $4\frac{1}{2}$ QM., die Zahl der Einwohner 13,000. Der Boden der Inſel iſt hügelig und erhebt ſich bis zu 470 F., doch im Uebrigen fruchtbar; die ſteilen Kreideufer (Möensklint) erreichen eine Höhe von 200 F. Die Einwohner, däniſchen Stammes, beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit Fiſcherei und Schifffahrt. Die Hauptſtadt Stege, am Ulfsſund, hat einen Hafen und 1100 Einw.

Mögelin oder Möglin, ein Dorf in der Nähe von Küſtrin, iſt bekannt wegen der daſigen Akademie des Landbaues, die 1804 von Thaer (ſ. d.) geſtiftet und dann zur königl. Akademie erhoben wurde. Zu der Lehranſtalt gehören ein abgeſondert gelegenes Landgut, ein Laboratorium, eine Bibliothek, phyſikaliſche und technologiſche Sammlungen, ein ökonomiſch-botaniſcher Garten, Brauerei, Brennerei, Zucker- und Syrupſiederei und Ziegelei. Die daſige Schäferei hat ſich einen vorzüglichen Ruf erworben. Die Lehrvorträge der Anſtalt, die zur Bildung tüchtiger Wirthſchaftsdirigenten beſtimmt, beſtehen in Ackerbau, Viehzucht, Buchführung, Mathematik, Phyſik, Chemie, landwirthſchaftlicher Technologie, Anatomie, Phyſiologie und Diätetik der Hausthiere. Den Unterricht ertheilen drei Lehrer. Gegen ſonſt hat die Anſtalt viel von ihrer Blüthe verloren. Vgl. Thaer „Geſchichte meiner Wirthſchaft zu M.“ (Berl. 1815) und deſſen „Möglin'ſche Annalen“.

Möglich iſt eine Sache, welche bei Mangel oder Unkenntniß mit allen das Sein oder Nichtſein derſelben bedingenden Verhältniſſen, doch mit den formalen Bedingungen der Erfahrung, Anſchauung und den Begriffen nach übereinſtimmt, wo ſich alſo in der verſtändigen Wahrnehmung kein Hinderniß zum Eintritt in die Wirklichkeit darſtellt; denn im entgegengeſetzten Falle tritt die Unmöglichkeit ein. Iſt keine ſolche Hemmung vorhanden, iſt alſo eine Sache nach allen Bedingungen möglich, dann iſt eine Sache eigentlich auch wirklich und demnach fällt die Möglichkeit mit der Wirklichkeit zuſammen, iſt an ſich gar nicht und liegt blos in unſerer Vorſtellung.

Möhler, Johann Adam, geb. am 6. Mai 1796 zu Igersheim an der Tauber,

Digitized by Google

unweit Mergentheim, bildete ſich auf dem Gymnaſium zu Mergentheim, auf dem Lyceum zu Ellwangen und im Wilhelmsſtifte zu Tübingen zum Theologen, wurde Hülfsprediger zu Weil und Riedlingen, trat aber 1820 als Präparand in das Wilhelmsſtift in Tübingen zurück, beſchäftigte ſich als ſolcher und ſpäter als Repetent ausſchließlich mit der Alterthumswiſſenſchaft, bis er 1822 zum Privatdocenten der katholiſch-theologiſchen Facultät ernannt wurde. Ehe er dieſes Amt antrat, machte er eine wiſſenſchaftliche Reiſe über Würzburg und Bamberg nach Jena, Leipzig, Halle, Göttingen, Berlin, Breslau, Prag, Wien und München und begann dann im Jahre 1823 ſeine Vorleſungen über Kirchenrecht, Kirchengeſchichte und Patrologie. Nachdem er 1826 einen Ruf nach Freiburg abgelehnt hatte, wurde er im März desſelben Jahres zum außerordentlichen und nach Ablehnung einer abermaligen Berufung nach Breslau 1828 zum ordentlichen Profeſſor ernannt und von der theologiſchen Facultät mit der Doctorwürde beehrt. Seine Schrift „Symbolik" (Mainz 1832, 5. Aufl., 1838) verwickelte ihn in einen gelehrten Streit, beſonders mit Baur (ſ. d.), den er mit Lebhaftigkeit aufnahm und fortführte, indem er Baur's Schrift: „Der Gegenſatz des Katholicismus und Proteſtantismus nach den Principien und Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe, mit beſonderer Rückſicht auf M.'s Symbolik" (Tüb. 1833, 2. Aufl., 1836) durch ſeine „Neuen Unterſuchungen der Lehrgegenſätze zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten" (Mainz 1834, 2. Aufl., 1835) beantwortete. Als ihm aber das würtembergiſche Miniſterium die Fortſetzung desſelben unterſagte und den Vorwurf machte, eine längſt verjährte Polemik wieder ins Leben gerufen zu haben, ſehnte er ſich einen Wirkungskreis zu verlaſſen, der durch das geſpannte Verhältniß mit der evangeliſchen Facultät ihm peinlich wurde und als ihm die preußiſche Regierung, zunächſt auf Veranlaſſung Schmedding's, der M. ſchon lange perſönlich kannte, 1834 freiſtellte, ſich eine Profeſſur in Bonn, Breslau oder Münſter zu wählen, entſchied er ſich für Bonn. Doch der Erzbiſchof von Köln, Graf von Spiegel, wollte nicht eher in dieſe Vocation einwilligen, bis M. ſeine Schrift „Die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus" (Tüb. 1825) zurückgenommen und hinreichende Garantien für ſeine Orthodoxie gegeben hätte. M. mochte ſich einem ſolchen Verfahren nicht unterwerfen und nahm 1835 den Ruf des Königs von Bayern nach München an, wo er aber ſchon am 12. April 1838 ſtarb. — Außer den bereits genannten Schriften hat M. noch geſchrieben: „Athanaſius der Große und die Kirche ſeiner Zeit im Kampfe mit dem Arianismus" (Mainz 1827), ſowie mehrere Aufſätze in der „Allgemeinen Zeitung". Nach ſeinem Tode gab Döllinger ſeine „Nachgelaſſenen Schriften" (Bd. 1, Regensb. 1839) und Reithmayr ſeine „Patrologie oder chriſtliche Literargeſchichte" (Bd. 1, Regensb. 1839) heraus. Unbedingt muß M. als einer der bedeutendſten katholiſchen Schriftſteller angeſehen werden, ſowie er auch durch die Gründlichkeit und Vielſeitigkeit ſeiner Kenntniſſe, die Klarheit und Ruhe ſeiner Vorträge und den Eifer und die Begeiſterung, mit der er ſich ſeinem Lehramte hingab, eine ſehr erſprießliche Wirkſamkeit unter ſeinen Schülern errang.

Möhre (Daucus carotta), eine Futterpflanze, die in Deutſchland faſt überall wild wächſt, aber auch durch Cultur veredelt als Gemüſepflanze in den Gärten wie auf dem Felde angebaut wird. In den Gärten cultivirt man zwei Arten, die eigentliche Möhre und die Carotten, welche letztern im Allgemeinen feiner und zartfleiſchiger ſind als die erſtern. Die Möhren dienen auch zu Kaffeeſurrogat, ſowie zur Bereitung von Möhrenſaft, Syrup und Branntwein.

Möllendorf, Wichard Joachim Heinrich von, königlich preußiſcher Generalfeldmarſchall, geb. 1724 zu Lindenberg in der Priegnitz, beſuchte 1739 die Ritterakademie zu Brandenburg, begleitete 1740 als Page Friedrich II. in den erſten ſchleſiſchen Feldzug, ward 1743 Fähnrich beim erſten Bataillon Leibgarde, 1744 Flügeladjutant des Königs und zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten aus. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege wohnte er der Belagerung von Prag und den Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr bei, wo er verwundet wurde. Im Jahre 1746 ward er Hauptmann im Regiment Garde, war 1757 bei der Belagerung von Prag und der Schlacht bei Roßbach, erhielt wegen vorzüglicher

Digitized by Google

Tapferkeit in der Schlacht von Leuthen den Orden pour le mérite, wohnte der Belagerung von Breslau bei, ward 1758 Major und Commandeur des 3. Bataillons Garde, war bei dem Ueberfall von Hochkirch und als Commandant des Garderegiments bei der Schlacht von Liegnitz, nach welcher er Oberſtlieutenant wurde; entſchied durch ſeinen Rath den Sieg bei Torgau den 3. Nov., wurde aber dabei gefangen und erſt das folgende Jahr (1761) wieder ausgewechſelt, und kurz darauf Oberſter. Nach Eroberung des verſchanzten Poſtens bei Burkersdorf 1762 ernannte ihn der König zum Generalmajor, ſowie 1774 zum Generallieutenant. Im bayeriſchen Erbfolgekriege befehligte er unter dem Prinzen Heinrich in Sachſen und Böhmen ein eigenes Corps, und erhielt für einen im Winter 1779 bei Bautzen glücklich ausgeführten Streich den ſchwarzen Adlerorden. Als Gouverneur von Berlin (ſeit 1783) ließ er ſich eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten angelegen ſein. Nicht lange nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's II. erhielt er 1787 den Charakter eines Generals der Infanterie, obgleich er in Ungnade fiel, weil er nicht für den Krieg gegen Frankreich ſtimmte. Als aber der Herzog von Braunſchweig 1794 den Oberbefehl über die preußiſchen Truppen niederlegte, wurde dieſer auf ihn übertragen. Beim Ausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und Preußen 1806 begleitete er, 80 Jahr alt, die preußiſche Armee, wurde bei Jena verwundet, und gerieth, als er in Erfurt ſehr krank lag, in franzöſiſche Gefangenſchaft, doch durfte er bald nach Berlin zurückkehren. Er ſtarb zu Havelberg als Domprobſt 1816. M. war der älteſte aller Marſchälle in Europa und diente ſeinem Vaterlande faſt 73 Jahre.

Möller, Jens, wurde 1779 zu Kopenhagen geboren und erzogen, wirkte einige Jahre als Adjunct an der Schule zu Slagelſe und wurde 1808 als außerordentlicher Profeſſor der Theologie nach Kopenhagen zurückgerufen, wo er im Jahre 1834 ſtarb. M. hat ſich als Schriftſteller, als fleißiger und geſchmackvoller Sammler und Herausgeber von Zeitſchriften um die Bearbeitung der Theologie und der vaterländiſchen Geſchichte in Dänemark große Verdienſte erworben. Als Theolog bekannte er ſich zum gemäßigten Supernaturalismus, weshalb man ſich nicht wundern darf, wenn ihm von Einigen Schwanken und Ungleichheit, von Andern Unduldſamkeit vorgeworfen wird. Beſonders wirkſam für die Theologie war er durch ſeine von 1811 bis an ſeinen Tod fortgeſetzte „Theologisk Bibliothek“ (20 Bde., „neue Folge,“ 20 Bde., ſpäter unter dem Titel: „Tidsſkrift for Kirke og Theologie,“ 4 Bde., Kopenh. 1811—34), wo die meiſten Aufſätze von ihm ſelbſt herrühren, und ſeine Ueberſetzung der poetiſchen Bücher des A. T. mit Anmerkungen, welche als Theil einer Ueberſetzung des ganzen A. T. erſchien, die er mit dem Biſchof von Lalland, Dr. R. Möller, herausgab. Seine hiſtoriſchen Schriften ſind eine Sammlung hiſtoriſcher Aufſätze, die er mit dem Hiſtoriker Engelstoft unter dem Titel: „Hiſtoriſk Kalender“ (3 Bde., 1814—17) herausgab und worin er namentlich eine ſchätzbare Ueberſicht der Geſchichte der däniſchen Literatur ſeit dem Anfange des 19. Jahrhunderts lieferte; die Biographien von N. Hemmingſen, Balle, Brochman, u. A., ſowie die Geſchichte des norwegiſchen Fanatikers Hauge in Ständlin's und Tzſchirner's „Archiv,“ und „Mnemoſyne“ (4 Bde., 1830—34), eine Sammlung für däniſche Geſchichte, in welche er eine neue Bearbeitung der Geſchichte König Chriſtian's VI., nach unbenutzten Briefen desſelben, ſowie eine intereſſante Darſtellung des Zuſtandes von Dänemark unter dem König Friedrich VI. aufnahm. Auch für die däniſche Literaturzeitung, die er ſeit 1830 redigirte, war er ein fleißiger Mitarbeiter.

Mömpelgard oder Montbeillard, Stadt im franzöſiſchen Departement des Doubs, am Zuſammenfluſſe des Rigole in die Aleine, in einer fruchtbaren von Weinbergen umgebenen Ebene, mit 5500 Einw., vieler Induſtrie, beſonders in Siamoiſen und Uhren, war einſt die Hauptſtadt der gefürſteten, theils dem deutſchen Reiche einverleibten, theils unter franzöſiſcher Landeshoheit ſtehenden Grafſchaft M., welche 1397 an Eberhard v. Würtemberg, und als der letzte Herzog dieſer Linie, Leopold Eberhard, 1723 ſtarb, an den Herzog von Würtemberg-Stuttgart kam. Bei dieſer Linie blieb M. bis zum Jahre

Digitized by Google

1792, wo es gleich andern in Elſaß enclavirten Gebietstheilen zu Frankreich geſchlagen und an daſſelbe in Folge des Lüneviller Friedens völlig abgetreten wurde.

Mönchs-Deggingen, ehemalige Benedictinerabtei bei Deggingen, einem fürſtlich öttingen-wallerſteiniſchen Marktflecken im bayeriſchen Rezatkreiſe, geſtiftet im 8. Jahrhundert, und in Folge des Reichsdeputationshauptſchluſſes vom 25. Febr. 1803 ſäculariſirt und dem Fürſten von Oettingen-Wallerſtein zugefallen, iſt merkwürdig durch die vom Fürſten Kraft Ernſt geſtiftete und ſpäter hierher verlegte Bibliothek von 80,000 Bänden. Es liegt in einer höchſt romantiſchen Gegend auf einer Anhöhe, von wo aus man das ſogen. Rieß, eine der reizendſten ſchwäbiſchen Gegenden überſchaut. Eine Stunde von M.-D. liegt das fürſtl. Wallerſteiniſche Luſtſchloß Hohenaltheim, merkwürdig durch das hier im alten Tempel zum St. Johannis Baptiſta gehaltene Concilium Altheimense.

Mönchslatein iſt die Urkunden- und Bücherſprache des Mittelalters, inſofern ſie von den Clerikern gehandhabt wurde, welche die Intereſſen der Kirche, des Staats und der Wiſſenſchaft vorzugsweiſe wahrnahmen. Denn indem die lateiniſche Kirche es war, welche die Vermittlung zwiſchen dem Alterthum und der neuen Zeit der germaniſchen Völker bildete, der Staat aber unter dem ideellen Einfluß der Kirche ſtand, und alle formellen Bildungsmittel gleichfalls in den Händen der letzteren waren, mußte auch die Sprache der römiſchen Curie das Medium für die Ueberlieferung letzterer bleiben. Sowie aber die römiſche Sprache ſchon in der Literatur der letzten Jahrhunderte des römiſchen Reichs von ihrem urſprünglichen Gehalt ſehr viel eingebüßt hatte, wie ſie im Dienſt der Kirche bei der einſeitigen Tendenz dieſer immer mehr verkümmert war, ſo mußte ſie durch die Maſſe des neuen Stoffs, den ſie nun zu bilden und zu bewältigen beſtimmt wurde, nothwendig noch mehrfache Modificationen erleiden. Was daher das Latein des Mittelalters vor der Feſtſetzung der germaniſchen Völker, die der Cultur ſich nicht anſchloſſen, bis zu der Erſcheinung einer Nationalliteratur bei denſelben charakteriſirt, iſt erſtens die Unkenntniß und Geſchmackloſigkeit, die der Subjectivität der Geiſtlichen zur Laſt fällt. Sodann aber ſind es diejenigen Erſcheinungen, die durch die Sprödigkeit und Rückwirkung des Stoffs, der zu behandeln war, entſtanden. Zu den letztern gehört die Bildung neuer Wörter, oft ganz aus germaniſchen Beſtandtheilen, die Umformung oder Umdeutung alter, um neue Begriffe des kirchlich-germaniſchen Lebens auszudrücken, wie ſie der Geſchäftsſtyl der Diplome, der geiſtliche Sprachgebrauch und die ſcholaſtiſche Philoſophie bedurfte. Ferner die baldige Umgeſtaltung der Conſtructionen. In dieſer Hinſicht iſt die Einwirkung des germaniſchen oder romaniſchen Sprachgenius durchaus nicht zu verkennen. Die Conjunctionen verlieren ihre bisherige Unterſcheidung, die Satzgefüge werden lockerer, wenig fehlt, daß ſelbſt in Zeit- und Hauptwörtern die ſynthetiſche Form, wie ſie den romaniſchen und der deutſchen Sprache eigen iſt, eintrete. Daſſelbe germaniſche Princip macht ſich geltend in Verwiſchung der Quantität der römiſchen Sprache, um die Orthographie, die durch die Ausſprache bedingt wurde, zu übergehen, und das Vorherrſchen des Accents in Verbindung mit dem modernen Reim conſtituirt die lateiniſche Mönchspoeſie des Mittelalters. Auf dieſen beiden Urſachen nun beruht die Eigenthümlichkeit des Mittelalterlateins; doch war die Unwiſſenheit des gelehrten Standes in den verſchiedenen Zeiten nicht immer gleich groß; mannichfache Reformen, die freilich nicht durchdringend genug waren, ließen einzelne zu einer ziemlichen Kraft und Gediegenheit des Ausdrucks ſich erheben. Karl's des Großen Bemühungen für Schulunterricht und Erweckung altclaſſiſcher Literatur blieben nicht fruchtlos; ſpäter war es die Erneuerung des Benedictiner-, die Stiftung des Carthäuſer-, Ciſtercienſer-, Dominicaner- und Franciscaner-Ordens, welche Verbreitung zeitgemäßer Kenntniſſe zur Folge hatte, und endlich geſchah dies ungleich wirkſamer noch durch die Stiftung der Univerſitäten vom 12. Jahrhundert ab. Obgleich man dieſe Erſcheinungen alle als auf kirchlichem Boden entſtanden anſehn darf, was ſich ſchon daraus ergibt, daß der Schulunterricht zu allen Zeiten noch in der Hand des Clerus blieb (wie denn auch das Latein, welches bis ins 13. Jahrhundert geſchrieben wurde, nur mäßig von dem der frühern ſich unterſchied), ſo enthält die zuletzgenannte doch ſchon den Keim zu Dem in ſich,

Digitized by Google

was die Grenze zieht zwiſchen der kirchlich-mittelalterlichen Bildung und der der neuern Zeit, zu der freien und ungetrübten Anſicht des Alterthums, deſſen vollkommne Auffaſſung eben durch die Uebermacht der Kirche gehindert worden war, und doch die Annäherung in der Sprache bedingte. Berückſichtigt man auf der andern Seite die organiſche Entfaltung des politiſchen Lebens in dem Ritter- und Städteweſen, welches mit dem Gefühl ſeiner innern Stärke auch bald eine analoge Bildung und mit dieſer eine volksthümliche Literatur aus ſich erzeugte, ſo ſieht man auch hier Elemente ſich entwickeln, die der kirchlichen Vormundſchaft ſich entziehen. Die kirchliche Literatur mit ſammt ihrer Sprache erliegt einmal den humaniſtiſchen Studien, die in Italien im 14. und 15. Jahrh. begannen, und in der Hand der deutſchen Kirchenreformatoren die wirkſamſten Mittel zum Sturz der Hierarchie darboten, und ſodann dem Entſtehen einer weltlichen Nationalliteratur, zunächſt einer Nationalpoeſie, die ſie im Wachsthum zu hindern mehr als einmal verſucht hat. Geiſtreiche Perſiflage der Mönchsſprache ſind von Seiten der deutſchen Humaniſten die epistolae obscurorum virorum, und als Parodie des Deutſchlateins, wie es im Mittelalter vorkommt, kann die ſogenannte makaroniſche Poeſie gelten, die für burleske Zwecke ebenfalls in der Reformationszeit beſonders von Fiſchart gebraucht wurde.

Mönchsſchrift heißt die letzte, abnormſte, aber auch zugleich weiteſtverbreitete der Schriftgattungen des Mittelalters, die die Grundlage zu unſerer heutigen Druck- und Federſchrift iſt. Das untergehende Römerreich überlieferte den verſchiedenen deutſchen Völkern außer der ungefügen Capital- und Uncialſchrift, die keinen Eingang fand, eine für den täglichen Gebrauch geeignete Minuskel- und Curſivſchrift, welche auf die leichteſte Weiſe durch Aufnahme nationeller Beſonderheiten zur longobardiſchen, weſtgothiſchen und fränkiſchen Minuskelſchrift ſich ausprägte, und in dieſer Sonderung ſich forterhielt und in den erhaltenen Diplomen erſcheint, ſo lange die geringe wiſſenſchaftliche Bildung und politiſche Wechſelbeziehung eine deutlichere und ſchönere Schrift weder zum dringenden noch allgemeinen Bedürfniß werden ließ. Hierauf ſchuf Karl der Große aus der merovingiſchen Curſivſchrift ſeines Volkes eine neue, einfachere, geradſtehende Schrift, die dem literariſchen Bedarf, dem allgemeinen Gebrauch und den Forderungen der Eleganz gleichmäßig entſprach. Dieſe nationelle Reform machte ſich raſch allgemein, wenigſtens überall, wo ſchriftliche Aufzeichnung ein Bedürfniß war, geltend, und die karolingiſche Schrift war für ſorgfältige Schriftwerke einzig üblich, außer in Italien, wo die Bullen der Päpſte eine Curialſchrift, die der altrömiſchen ähnelte, beibehielten, und die longobardiſche Schrift daneben ſich erhielt. Die Reinigung von nationeller Willkür und die Geradſtellung der Hauptzüge war Karl's des Großen Verdienſt geweſen. Die von ihm eingeführte Schrift erhielt ſich in ziemlich unverfälſchter Geſtalt bis zum Ende des 11. Jahrhunderts, aber mit Anfang des 12. läßt ſich zweierlei an den Schriftdenkmalen nicht verkennen. Während ſich nämlich die eine Grundeigenſchaft der karolingiſchen Minuskel, das Geregelte und Perpendikuläre, zum Extrem ſteigert, indem die Buchſtaben in der geraden Stellung bedeutend verlängert und ſpaliermäßig aufgerichtet werden, verliert ſich die andere Eigenſchaft, das einfache und rationelle, und die bizarre Willkür, die früher in der Schrift der einzelnen deutſchen Stämme glücklich verdrängt worden war, machte ſich jetzt gleichſam mit einem Male an den Schriftzügen des geſammten Europas geltend, und zwar war es der longobardiſche Typus, der nach Mannert's Bemerkung gerade da auf das übrige Europa Einfluß gewann, als er in Italien ſelbſt außer Gebrauch kam, während Schömann den angelſächſiſchen dafür anſpricht. Dieſe Schrift, die im 12. Jahrh. zuerſt ſich ankündigt, und in den folgenden überall verbreitet erſcheint, wo lateiniſche Schrift galt, iſt es, die man ſcharfeckige oder gebrochene Minuskel, gothiſche oder neugothiſche, auch Mönchsſchrift nennt. Nach ihrer Erſcheinung erhält ſie im 13. Jahrhundert wieder eine etwas unſichere Haltung, bis ſie ſich im 14. und 15. zu ihrer ausgebildetſten Form erhebt. Sie erſcheint in Diplomen groß und breit, in Bücherhandſchriften in kleinern Verhältniſſen, überall aber mit ſenkrechten Grundzügen, die an beiden Enden durch einfache oder doppelt-dachförmige Querlinien begrenzt ſind, wie auch alle Bogenlinien der frühern Schrift gebrochen, oder durch Ecken und Spitzen ausge-

Digitized by Google

drückt werden. Die auch vorkommende Majuskelſchrift folgt der Analogie der Minuskel. Im 15. Jahrh. erzeugt ſie neben ſich eine verwandte Curſivſchrift, wenigſtens hat man von dieſer, die dem Privatgebrauch angehört, keine früheren Proben; dieſe iſt in Deutſchland für Latein und Deutſch gleichmäßig in Gebrauch. Die gerade M. wird beſonders in den großen Buchſtaben oft unkenntlich durch die Menge der Verzierungen, die Curſivmönchsſchrift durch gehäufte Abbreviaturen aller Art. Nach Erfindung der Buchdruckerkunſt iſt die Schrift der Bücher, die noch abgeſchrieben wurden, mehr oder weniger der Curſivſchrift ähnlich, wogegen die der Diplome dem alten Typus treu bleibt. Unſere deutſche Druckſchrift ſtammt aus der geraden M., unſere Federſchrift aus der Curſivmönchsſchrift, der gewöhnliche lateiniſche Druck aber daher, daß venetianiſche Drucker ſchon vor Aldus theils die karolingiſche, theils die noch ältere römiſche Minuskel nachbildeten.

Mönchsweſen. Schon in den älteſten Zeiten haben ſich Menſchen, die ſich vorzugsweiſe der Betrachtung göttlicher Dinge widmen wollten, in die Einſamkeit zurückgezogen, um ungeſtört ihrem heiligen Berufe nachgehen zu können. Solches geſchah auch wohl, um ſich dem verhaßten Welttreiben mit ſeinen Lüſten und Sünden zu entziehen. Um ſich ſelbſt gegen dieſe letztern abzuhärten, auch wohl, um Standhaftigkeit gegen alle irdiſchen Freuden und Leiden zur Erbauung Anderer zu zeigen, legten ſich dieſelben allerlei Entſagungen, ja heftige Qualen und Martern auf. So finden wir bei den Indern die Gymnoſophiſten (ſ. *Gymnoſophiſten* und *Fakir*). Auch die Juden beſaßen in den Nazaräern und ſpäter in den Eſſäern und Therapeuten Claſſen von Menſchen, die mit den chriſtlichen Mönchen verglichen werden können. Bekanntlich haben auch die Muhamedaner ihre Mönche (vergl. *Derwiſche*). In der chriſtlichen Kirche bildete ſich das Mönchsweſen, — Verſchmähung alles Weltlichen und Zurückgezogenheit von der Welt — im 4. Jahrh. aus, und wurde im 5. Jahrh. kirchliches Inſtitut. (S. *Klöſter*.). Vergl. K. J.-Weber „die Möncherei“ (Stuttg. 1820, 3 Bde.) und Döring „Geſchichte der Mönchsorden“ (Dresden, 1828, 2 Bdchn.).

Mörike, Eduard, Pfarrer zu Klever-Sulzbach in der Nähe von Weinsberg in Würtemberg, einer der tiefſten und reichſten Dichter der Gegenwart. Geboren am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, widmete er ſich nach gründlicher Schulbildung dem Studium der Theologie, lebte nach Vollendung ſeiner Studien, 1827, mehrere Jahre als Pfarrgehülfe in verſchiedenen Gegenden Würtembergs, bis er 1834 ſeine jetzige Stelle erhielt. Schon in Tübingen hatte er ſich mit ſeinen Freunden Wilhelm Waiblinger und Ludwig Bauer eifrig dem Studium Goethe's und der griechiſchen Tragiker gewidmet und trat zuerſt 1832 mit ſeinem Roman: „Maler Nolten“ auf, dem ſpäter „Gedichte“ (Stuttg. 1838) und „Iris“ (Stuttg. 1839) folgten, eine Sammlung Novellen und Mährchen, zum Theil in dramatiſcher Form. Die darin enthaltene Oper: „die Regenbrüder“ wurde von Lachner in Stuttgart trefflich in Muſik geſetzt und kam dort im Frühjahr 1839 zur Aufführung.

Möris, künſtlicher, ſchon im früheſtem Alterthum berühmter See in Mittelägypten, hing mit dem Nil durch einen 80 Stadien langen und 280 Fuß breiten Kanal zuſammen, und war dazu beſtimmt, das überflüſſige Waſſer des Nils aufzunehmen, und während der trocknen Hälfte des Jahres mittelſt Kanäle das Land zu bewäſſern. Aus der Mitte des Sees erhoben ſich 2 Pyramiden, auf der Spitze geſchmückt mit 2 koloſſalen, marmornen ſitzenden Bildſäulen. Der Umfang des M. wird auf 16, nach Andern ſogar auf 48 geograph. Meilen angegeben. Der tägliche Ertrag des Sees an Fiſchen, 1 Talent betragend, bildete ehedem das Nadelgeld der ägyptiſchen Königinnen.

Möris, Aelius, mit dem Beinamen *Atticiſta*, ein bekannter griech. Grammatiker, der im 2. Jahrh. n. Chr. unter Hadrian lebte, ſchrieb unter dem Titel „Lexicon atticum“ ein kleines Wörterbuch, worin er die Ausdrücke und Redensarten der frühern attiſchen Gräcität ganz im Geiſte jener Zeit durch Ausdrücke des ſpätern oder gemeinen Dialekts erklärt. Zuerſt wurde dieſes Lexicon durch Hudſon (Oxford 1712), ſpäter von Fiſcher (Lpz. 1756), am beſten von Pierſon (Leyd. 1759) und Koch (2 Bde., Lpz.

Digitized by Google

1830—31), der bloße Text aber von Bekker zugleich mit dem Harpokration (Berl. 1833) herausgegeben.

Mörs, auch Moeurs oder Meurs, Fürſtenthum im Regierungsbezirke Düſſeldorf, der preußiſchen Provinz Jülich, Cleve, Berg, gehörte früher zum Weſtfäliſchen Kreiſe, wurde von den Herzogthümern Cleve, Geldern und Berg, ſowie von ehemaligen kurköln. Landestheilen umgrenzt und enthielt auf ungefähr 6 □M. 28,000 meiſt reformirte Einw. Im Mittelalter ſtand es unter den Grafen von Moeurs, die bei Cleve zu Lehen gingen. Die Erbtochter des letzten Grafen Friedrich von M. brachte das Fürſtenthum ihrem Gemahl, dem Grafen Wilhelm III. zu Wied und Iſenburg, als Heirathsgut zu. Auf gleiche Weiſe kam es ſpäter an deſſen Schwiegerſohn dem Grafen von Nuenar oder Nuevanar. Als das letztere Geſchlecht ausgeſtorben, fiel M. durch Erbſchaft 1600 dem Hauſe Oranien zu, wurde 1702 von Preußen in Beſitz genommen, 1707 zum Fürſtenthum erhoben, 1801 an Frankreich abgetreten, und fiel 1815 an Preußen zurück. Es iſt jetzt in die Kreiſe Geldern und Krefeld vertheilt. Vergl. Altgelt „Geſchichte der Grafen und Herren von M.“ (Düſſeld, 1846). Die ehemalige Hauptſtadt des Fürſtenthums M.'s, $^1/_2$ Meile vom linken Rheinufer an der Kennelt, hat 2500 Einw., Seiden-, Woll- und Baumwollenfabriken, ein Schullehrerſeminar, ein Progymnaſium, 2 Kirchen und ein altes Schloß.

Mörſer, Böller (franz. Mortier), ein kurzes und gewöhnlich weites Geſchütz, um Bomben (ſ. d.) und Kunſtfeuer gegen den Feind zu ſchleudern. Weil man hier ſich lange der ſteinernen Kugeln bediente, entſtand bei der deutſchen Artillerie die Gewohnheit daraus: den Kaliber der M., gleich den der Haubitzen, nach Steingewicht zu beſtimmen, ſodaß z. B. die 25- oder 50pfündige Bombe ſteinernen Kugeln von demſelben Gewichte gleich iſt. Die Franzoſen, Spanier u. A. beſtimmen hingegen die Mündungsweite ihrer M. nach Zollen, ſodaß ſie 10- und 12zollige M. haben. Die letzteren oder die 50—60pfündigen ſind bei der meiſten Artillerie die größten, weil ſie alle nur zu verlangende Wirkung leiſten: 1) zu ſchwache Gewölbe feindlicher Vorrathsräume einzuſchlagen; 2) auf den Wällen belagerter Städte die unbedeckten Geſchützlaffeten zu zertrümmern; 3) durch die größere Menge der Stücke um ſo größere Wirkung gegen die Vertheidiger zu thun. Man hat ſich allerdings bei einzelnen Gelegenheiten weit größerer Bomben bedient, wie der Comminges (nach einem ſehr großen und dicken Kammerherrn Ludwig's XIV. ſo genannt), deren 18 Zoll große Bombe 500 Pfund wog, und 48 Pfund Pulver faßte; ſie wurden ſeit der Belagerung von Tournay 1745 nicht mehr gebraucht, weil ihre Wirkung dem ſchwierigen Transport des, mit ſeinem Schemmel 8400 Pfund ſchweren M.'s, und der beſchwerlichen Ladung desſelben nicht angemeſſen war. Zur Belagerung von Cadix wurden ebenfalls beſonders große M. gegoſſen, die, von den Preußen erobert, jetzt vor dem Arſenale zu Berlin ſtehen; der größte M. neuerer Zeit wurde bei der Belagerung von Antwerpen durch die Franzoſen gebraucht; er ſelbſt wog 14,000 Pfund, ſeine Bombe 1000 Pfd. Im Allgemeinen ſind die gewöhnlichen M., weil ſie nur ſchwächeren Ladungen widerſtehen ſollen, nicht ſo ſtark im Metall, wie die Kanonen. Sie haben gewöhnlich den dreifachen Mündungsdurchmeſſer zur ganzen Länge, und werden äußerlich von hinten nach vorn, in das Kammerſtück, das Mittelſtück — auf dem ſich die Henkel oder Delphinen befinden — und das Mundſtück eingetheilt. Inwendig iſt unten die Kammer angebracht, in welche die Ladung geſchüttet wird, und die das Lager mit dem Fluge über ſich hat. Die Kammer, deren Weite und Tiefe von der Größe der Pulverladung abhängt, iſt entweder cylinderiſch oder kugelförmig, welche letztere ſich gewöhnlich gegen den Flug ſo erweitert, daß hier kein eigentliches Lager vorhanden iſt, ſondern die eingeſetzte Bombe ſich in die Verbindung des Flugs mit der Kammer einklemmt. Der letzteren eine kugelförmige oder birnenförmige (unten weiter als oben) Geſtalt zu geben, iſt wegen der großen Gewalt, welche die Ladung bei ihrer Entzündung gegen die Unterlage des M.'s ausübt, beinahe ganz aus dem Brauch gekommen. Die M. hatten in der frühern Zeit, gleich den Kanonen, ihre Schildzapfen, faſt in der Mitte ihrer Länge; ſie bedingten daher eine Laſſete mit

Digitized by Google

hohen Wänden, und wurden hängende M. genannt. Wegen der Schwierigkeit, den geladenen M. nach genommener Richtung feſtzuſtellen, und wegen bequemerer Einbringung der Bombe, hat man es jedoch allgemein gerathener gefunden: die Schildzapfen unten am Stoß oder nur wenig über demſelben anzubringen, und die M. auf einen niedrigen Block oder zwiſchen 2 ebenfalls niedrige Wände von Holz oder Metall zu legen. Die Richtung, d. h. der Erhöhungswinkel, wird durch 1 oder 2 vorn unter dem M. geſchobene hölzerne Keile oder (bei dem ſächſiſchen, vegaſchen und gomerſchen M. mit kegelförmiger Kammer) vermittelſt einer beinahe ſenkrechten Schraube, auf welcher der Flug des M. ruhet, gegeben. Dieſe Schraube gehet vorn in ein für ſie gebohrtes Loch, und wird durch eine Mutter mit 2 Armen auf- und abwärts bewegt. Zum Transport wird der M. entweder auf dem Blocke liegend, zwiſchen den Schwungbäumen eines dazu eingerichteten Wagens aufgehangen, oder von jenem abgeſondert und mit ihm zugleich auf einem Sattelwagen gefahren. Hier iſt aber der Gebrauch eines Hebezeuges nothwendig, um den M. von dem Wagen heben und auf ſeinen Block oder ſeine Laffete legen zu können. Zu den Stein- und Kartetſchenwürfen werden 12—13 Zoll in der Mündung weite M. angewendet, die eine noch geringere Metallſtärke haben, als die gewöhnlichen M. Umgekehrt iſt es der Fall bei den Seemörſern, die zu größern Wurfweiten beſtimmt, ſtärkere Ladungen bekommen müſſen. Sie haben, ähnlich den Fußmörſern, eine unten angegoſſene ſtarke Metallplatte, die mit der Seelenaxe einen Winkel von 45 Graden macht, und vermittelſt dreier Vorſprünge auf eine, im Kreiſe bewegliche Unterlage befeſtigt iſt. Die kleinen tragbaren M. zu Handgranaten, welche den Namen Coehörner führen, haben ſich bei Belagerungen immer vorzüglich nützlich bewieſen. Mörſerbatterien (Keſſel) unterſcheiden ſich von den Kanonenbatterien dadurch, daß ſie der Scharten entbehren. Bedeckte Mörſerſtände, uneigentlich carnotſche Batterien genannt, weil ſie ſchon vor Carnot von Virgin nach Rimpler und Franke vorgeſchlagen worden ſind, beſtehen aus einer Art Blockhaus, groß genug zur Bedienung des darunter ſtehenden M.'s, der vorn durch den Wall eines Feſtungswerkes oder durch eine hohe und ſtarke Bruſtwehr gegen die Kanonenkugeln, ſowie durch eine Decke von Holz und Erde gegen die feindlichen Bombenwürfe geſchützt iſt, ſodaß er nur oben die nöthige Oeffnung vor ſich hat, um unter einer gegebenen Elevation aus dem Stande herauswerfen zu können. Ihnen in der Form ähnlich ſind die Mörſercaſematten, durch welche jedoch die Ingenieure dem bei der Vertheidigung ſo nützlichen Mörſer ſeine Beweglichkeit rauben und dagegen die einer Bedeckung mehr bedürftigen Kanonen ohne eine ſolche laſſen.

Mörtel, ſ. Kalk.

Möſer, Juſtus, als Menſch, Staatsmann und Schriftſteller gleich ausgezeichnet, ward im Jahre 1720 zu Osnabrück geboren, woſelbſt ſein Vater als Conſiſtorialpräſident und Kanzleidirector lebte. Nach den zu Jena und Göttingen beendigten juriſtiſchen Univerſitätsſtudien, trat M. zuerſt als Advocat in ſeinem Vaterlande unter Verhältniſſen auf, welche ihm Gelegenheit gaben, ſeinen Muth und ſeine Geſchicklichkeit in der Vertheidigung des Rechts gegen die Willkür des damaligen Statthalters den Mitbürgern zu zeigen. Dafür erwählten ihn dieſe ſchon im Jahre 1747 zum advocatus patriae, neben welchem ehrenvollen Amte er noch das Secretariat und Syndicat der Landesritterſchaft verwaltete. In dieſer Stellung erwarb er durch redliche, biedere und geſchickte Geſchäftsführung ſich ebenſo ſehr die Achtung, die Liebe und das Vertrauen des Landes, als der Regierung, welche ihm während der Minderjährigkeit des Prinzen von England, der als proteſtantiſcher Biſchof 1761 Osnabrück erhielt, die ganze Leitung des Fürſten, wenn auch nicht dem Namen, ſo doch der That nach anvertraute. Seit dem Jahre 1768 geheimer Referendar der Regierung, erhielt M. 1783 den Titel eines geheimen Juſtizraths, und bewahrte ſeinen Einfluß wie die allgemeine Liebe ungeſchmälert bis zum Tode, welcher ihn am 7. Januar 1791 ereilte. So viel er auch durch die oben angedeuteten Eigenſchaften ſeines Herzens und Geiſtes als wahrhafter Biedermann ſeinem kleinen Vaterlande genützt hat, welches ihm in allen Zweigen der Adminiſtration die weſentlichſten Verbeſſerungen und Vortheile ver-

Digitized by Google

dankt, ſo wird dieſe Wirkſamkeit an allgemeiner Bedeutung und Einfluß noch durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit übertroffen, in der er ſich, obwohl ſie ihm ſelbſt Nebenſache blieb, um das geſammte deutſche Vaterland die größten Verdienſte erwarb. Wenn auch in ſeiner „Osnabrückiſche Geſchichte" (2 Theile, zuerſt 1765, 3. Aufl., Berlin, 1820) viele Anſichten über deutſches Alterthum u. ſ. w. jetzt nicht mehr als richtig gelten können, manches Einzelne als falſch anerkannt werden muß, ſo bleibt Möſern doch der doppelte Ruhm, zuerſt ein treffliches Beiſpiel einer deutſchen Specialgeſchichte aufgeſtellt und als einer der erſten, den Sinn für eine richtigere Auffaſſung des Mittelalters in Deutſchland auf eine großartige Weiſe erweckt zu haben. Dagegen ſind ſeine „Patriotiſchen Phantaſien" (4 Bde., 3. Aufl. Berlin, 1804) wohl heut zu Tage noch als ein ſehr gelungenes Volksbuch zu betrachten. Sie beſtehen aus einzelnen Aufſätzen, welche in den J. 1766—82 zuerſt für die Osnabrückiſchen Intelligenzblätter geſchrieben wurden, um den Bürger auf eine populäre Weiſe mit den verſchiedenen Verhältniſſen des Vaterlandes und ihrer Betrachtung vertraut zu machen. Geſchichte, Staatswirthſchaft, Recht und Sitten behandelt M. in ihnen auf eine wahrhaft populäre Art, wie es kein Anderer nach ihm vermocht hat. Mag man die Kunſt der einfachen Einkleidung, die Kraft und Energie der Sprache, den Witz, das Wohlwollen, oder die Gelehrſamkeit, den ſcharfen Blick und die Kenntniß des Lebens, welches Alles ſich in dieſen Phantaſien zeigt, betrachten, man wird immer geſtehen müſſen, daß hier ein Schatz von Anſichten aufbewahrt iſt, der nicht nur für den Bürger und Landmann, ſondern auch für jeden Gebildeten eine reiche Quelle der Belehrung, wie des Vergnügens ſein wird, weshalb wir das Leſen dieſes Buches ſo dringend als möglich empfohlen haben wollen. Außer dieſen Schriften ſind noch in Berlin 1797 zwei Theile „Vermiſchter Schriften" von M. erſchienen, welche ſich würdig jenen patriotiſchen Phantaſien anreihen. Ein Trauerſpiel „Arminius" 1748 geſchrieben, folgt noch ganz der Gottſched'ſchen Schule und wurde deshalb bald vergeſſen. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner „ſämmtlichen Werke" (10 Bde., Berl. 1842—43) hat B. R. Abeken beſorgt. Am 12. Sept. 1836 wurde in ſeiner Vaterſtadt ein ehernes Standbild ihm errichtet.

Möſer, Karl, 1774 den 24. Jan. zu Berlin geb., jetzt Muſikdirector bei der Kapelle in Berlin, einer der gediegenſten und vielſeitigſten deutſchen Violinvirtuoſen, der ſich beſonders der Viotiſchen und Rodeſchen Schule anſchließt. Von ſeinem Vater ſchon im 6. Jahre auf der Violine unterrichtet, trat er früh in Concerten auf, ging in ſeinem 14. Jahre an die Kapelle des Markgrafen von Schwedt und nach deſſen Tode wieder nach Berlin zur königl. Kapelle. Hier machte er unter Haake's Leitung große Fortſchritte, wurde aber wegen eines Verhältniſſes zu einer natürlichen Tochter des Königs wieder daraus verwieſen. Jetzt ging er nach Hamburg, wo er Viotti, Rode und Fränzl kennen lernte, und ſeine Virtuoſität erfuhr hier eine völlige Umbildung. Jetzt ließ er ſich in Hamburg, Kopenhagen und Chriſtiania hören, und wollte ſich nach London wenden. Dort engagirte ihn Salomon, doch traf M. nicht ein. Nach Friedrich Wilhelm's II. Tode erhielt er die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren, wo er ſchöne Tage in dem Umgang mit dem Prinzen Louis Ferdinand, Duſſek und Himmel verlebte. Eine Reiſe nach Wien 1804 führte ihn zu Beethoven und Haydn. Nachdem er ſich ſeit 1806 in Warſchau und Petersburg aufgehalten, wurde er nach ſeiner Rückkehr in Berlin Concertmeiſter und 1825 Muſikdirector. Als Virtuos zeichnet er ſich durch ſchönen, vollen, lebendigen und kecken Vortrag aus. Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich durch die Begründung ſeiner ausgezeichneten Quartettunterhaltungen.

Möſien hieß als röm. Provinz das Land im Süden der untern Donau. Es wurde gegen Oſten vom Schwarzen Meere, im Süden durch die Bergketten des Hämus und Orbelus von Thracien und Macedonien, im Weſten durch die des Scardus (jetzt Skardagh) und durch den Fluß Drinus (Drina), der ſich in die See ergießt, von Illyricum begrenzt. Das Land zerfiel durch den Fluß Ciabrus (Cibriz) in zwei Hälften, Niedermöſien, das heutige Bulgarien, im Oſten und Obermöſien, das heutige Serbien, im Weſten. Unter den Städten, die vorzüglich erſt unter röm. Herrſchaft entſtanden,

Digitized by Google

ſind die bekannteſten, in Niedermöſien, Tomi am Schwarzen Meere, in deren Nähe Ovid in der Verbannung lebte, ferner Marcianopolis, Sardica (bei dem jetzigen Sophia) und an der Donau Axiopolis (Raszovat), Doroſtorum (Siliſtria) und Nikopolis; in Obermöſien, Viminacium (Widdin), Singidunum (unweit Belgrad), Naiſſus (Niſſa) und Scopi (Uſkup). Die Einw. gehörten urſprünglich dem thraciſchen Volksſtamme an (ſ. Thracien); wie die Möſier, von den Griechen Myſier genannt, Dacier und Geter, die noch vor Alexander's Zeit über die Donau auswanderten, die Dardanier und Triballer, welche letztere zu Ende des 4. Jahrh. v. Chr. von den keltiſchen Skordiskern, die ſich ſelbſt im weſtl. M. niederließen, in das öſtl. verdrängt wurden. Ueber Oſtmöſien übten die Perſer ſeit Darius I. etwa 30 Jahre lang die Herrſchaft; ſpäter, zur Zeit des peloponneſiſchen Kriegs, gehörte es zu dem thraciſchen Reiche der Odryſen unter Sitalkes und deſſen Sohn Seuthes. Nach der Eroberung von Macedonien kamen die Römer mit den möſiſchen Völkern in Berührung, und ſobald nur erſt die Macht der Skordisker von den Römern in mehreren Schlachten gebrochen war, folgte bald auch die gänzliche Unterwerfung des Landes. Seitdem entſtand an der Donau eine Reihe Feſtungswerke, deren Spuren jetzt noch ſichtbar ſind. Unter Tiberius erhielt das Land röm. Provincialeinrichtung; am blühendſten war M. unter Trajan, der von hier aus Dacien unterwarf. Im 3. Jahrh. begannen die Einfälle der Gothen (ſ. d.), gegen die Dacius (ſ. d.) im J. 251 in M. fiel; bis ihnen Claudius durch den Sieg bei Naiſſus im J. 269 und Aurelian im J. 271, der die röm. Coloniſten aus Dacien nach M. verpflanzte, hier einige Zeit ein Ziel ſetzte. Bei dem Andrange der Hunnen überſtrömten die Weſtgothen das Land, das ihnen, nachdem Valens gegen ſie bei Adrianopel im J. 378 Schlacht und Leben verloren hatte, Theodoſius I., deſſen Oberherrſchaft ſie anerkannten, einräumte. Viele von ihnen blieben bei dem Wegzuge des Volks im Anfange des 5. Jahrh. zurück und erhielten ſich unter den Namen Möſogothen (ſ. d.) bis ins 6. Jahrh. im Lande, das ſeit 395 oſtröm. Provinz war. Im 6. Jahrh. wanderten in Niedermöſien die ſlav. Anten ein, die zu Ende des 7. Jahrh. von den Bulgaren (ſ. d.) unterjocht wurden; in Obermöſien nahm Heraklius zu Anfang des 7. Jahrh. gegen die Avaren die Serbier auf.

Möskirch oder Meßkirch, ein Städtchen im badiſchen Seekreiſe, unweit der Donau an der Ablach mit 1300 Einw., iſt bekannt durch den Sieg, welchen die Franzoſen unter Moreau am 5. Mai 1800 über die Oeſterreicher unter Kray davontrugen. — Von M., das mit den umliegenden Ortſchaften eine dem Fürſten von Fürſtenberg gehörige Herrſchaft bildet, die halb unter bad., halb unter hohenzollern-ſigmaring. Hoheit gehört, führte eine 1744 ausgeſtorbene Linie des fürſtenberg. Hauſes den Namen.

Möſogothen (Gothi minores) heißen im Allgemeinen diejenigen Gothen, welche ſich im 3. Jahrh. in Niedermöſien, an der Mündung der Donau, nieder ließen; im engern Sinne aber die beim Wegzuge des Volks im Anfange des 5. Jahrh. zurückgebliebenen Gothen. (ſ. Möſien.).

Mogul, ſ. Großmogul.

Mohacz (Mohatſch), großer biſchöflicher Marktflecken Niederungarns, im baranyer Komitat in der Nähe von Fünfkirchen, an einem Arme der Donau, mit einem Luſtſchloſſe des Biſchofs von Fünfkirchen, 1108 Häuſer und 8500 Einw., iſt geſchichtlich merkwürdig durch die 1526 in der Ebene, ſüdl. vom Orte, den Türken gelieferte unglückliche Schlacht, in welcher die Ungarn geſchlagen und König Ludwig II. auf dem Rückzuge in einem Sumpfe der gegenüberliegenden, 8 Stunden langen und 4 St. breiten Mohaczer oder Brigitteninſel ſein Leben verlor. Auf derſelben Stelle wurden 1687 die Türken geſchlagen.

Mohammed, ſ. Muhammed.

Mohilew, ein Gouvernement des weſtlichen Rußland von 1152 □M., mit 850,000 Einw., wird begrenzt von den Gouvernements Witebsk, Smolensk, Tſchernigow und Minsk. In der älteſten Zeit gehörte es zum ruſſ. Fürſtenthum Smolensk und nach der Eroberung durch die Lithauer und unter poln. Oberherrſchaft zu den Woiwodſchaften Mciſlaw und Witebsk. Als es 1772 wieder an Rußland gekommen war, erhielt es

Digitized by Google

1778 eine eigene Gouvernementsverfaſſung, wurde dann 1796 unter dem Namen Weißrußland mit Witebsk vereinigt, 1802 aber wieder ein beſonderes Gouvernement. Das Land iſt eben, von nur wenigen unbedeutenden Hügeln durchzogen, ſehr fruchtbar, und genießt eines milden Klimas. Es gehört zum Flußgebiet des Dniepr, der mit ſeinen anſehnlichen Nebenflüſſen Soſha und Druez das Land bewäſſert. Die Bewohner ſind ſehr thätig, kunſtfertig und induſtriös. Ackerbau und Obſtzucht ſtehen auf einer hohen Stufe der Ausbildung, und beſonders ausgezeichnet iſt das hieſige Gemüſe; auch Viehzucht und Jagd, bei den herrlichen Viehweiden und den ausgedehnten Wäldern, und die Waldbienenzucht werden in großem Umfange getrieben. Endlich bietet der Dniepr mit ſeinen Nebenſtrömen Gelegenheit zu einer ausgedehnten Flußſchifffahrt und zu einem ſehr umfangreichen, durch den Productenreichthum beſonders gehobenen Handel dar, den die Einwohner, meiſt Rußniaken, aber auch Großruſſen, Deutſche und Juden, ja ſogar Zigeuner, mit den umliegenden Gouvernements unterhalten. So vereinigt ſich Alles, das Land zu einem der wohlhabendſten Diſtricte Rußlands zu machen. — Die gleichnamige Hauptſtadt des Gouvernements, am Dniepr, in einer ſchönen, fruchtbaren Gegend, iſt eine der freundlichſten Städte Rußlands. Sie iſt der Sitz zweier Erzbiſchöfe, eines griech. und eines kathol., und hat breite, gerade, ſchöngepflaſterte Straßen, in der Mitte einen achteckigen, von ſchönen Gebäuden umgebenen Platz und eine ſchattenreiche, um die ganze Stadt führende Promenade, die eine herrliche Ausſicht in das Dneprthal gewährt. In den Vorſtädten gibt es viele Obſtgärten; auf einer Anhöhe liegt das alte Schloß. M. hat 27 Kirchen, worunter ſich die prächtige Joſephskirche auszeichnet, vier Klöſter, früher auch ein Jeſuitencollegium, 14 Schulen und Lehranſtalten, 125 Fabriken, und ihm J. 1839 ſchon 23,100 Einw., die ſehr gewerbfleißig, einen lebhaften, durch drei Wochenmärkte gehobenen Handel unterhalten. Auch beſtehen daſelbſt ein geiſtliches Seminar und eine Bibelgeſellſchaft. Am 23. Juli 1812 kam es hier zwiſchen den Franzoſen und Ruſſen, unter Bagration's Befehle, zur Schlacht. Etwa eine Stunde von der Stadt, in ſehr romantiſcher Gegend, liegt der geſchmackvolle mit einem Ritterſchloß verſehene Jantſchin'ſche Park, wo 1780 die Kaiſerin Katharina II. mit dem Kaiſer Joſeph II. eine Zuſammenkunft hielt.

Mohl, Jul. von, Profeſſor am Collège de France in Paris, ward am 25. Oct. 1800 zu Stuttgart geboren, wo ſein Vater Conſiſtorialpräſident und Mitglied der erſten würtembergiſchen Kammer iſt, genoß ſowohl im älterlichen Hauſe als auf dem Gymnaſium eine ausgezeichnete Bildung, ſtudirte von 1818 an zu Tübingen Theologie, wo er 1820 Doctor der Philoſophie wurde, und begab ſich 1823 zur weitern Ausbildung ſeiner orientaliſchen Sprachkenntniſſe nach Paris. Im Jahre 1826 ward er außerordentlicher Profeſſor der orientaliſchen Literatur an der Univerſität Tübingen, wobei ihm zur Fortſetzung ſeiner Studien ein unbeſtimmter Urlaub bewilligt wurde. Nachdem er die Jahre 1826, 1827, 1830 und 1831 mit großem Nutzen in London und Oxford zugebracht hatte, erhielt er 1831 von der franzöſiſchen Regierung den Auftrag, für die „Collection orientale“ die Bearbeitung des perſiſchen „Schah-nameh“ von Firduſi zu übernehmen, worauf er endlich 1833 dauernd in Paris angeſtellt wurde, nachdem der erſte Theil des Firduſi'ſchen Werks erſchienen war. M. iſt Ritter des Ordens der würtembergiſchen Krone, Correſpondent der Akademie zu Turin und Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Paris und London. Auch wurde er 1841 Mitglied der Akademie der Inſchriften. Schon 1829 gab er anonym mit Olshauſen die „Fragments relatifs à la religion de Zorousse“ (Par.) heraus, beſorgte dann die Herausgabe von „Confusii Chiatting sive liber carminum, ex latine P. Cacherme interpretatione“ (Stuttg. 1830) und von „the King, antiquissimus Sinonym liber, ex interpretatione P. Regis“ (2 Bde., Stuttg. 1834—39). Die ihm in Paris geſtellte Aufgabe hat er in den beiden erſchienenen erſten Bänden (Par. 1838—40) würdig gelöst. — Brüder von ihm ſind Robert M., früher ordentl. Profeſſor der Rechte in Tübingen, 1848 Juſtizminiſter des deutſchen Reichs in Frankfurt und noch jetzt des Königreichs Würtemberg, ein ausgezeichneter Staatswiſſenſchaftslehrer, der, als er in Folge einer freimüthigen Anſichten 1815 als Regierungsrath nach Ulm verſetzt werden ſollte, ſeine Entlaſſung

Digitized by Google

aus dem Staatsdienſt nahm. — Hugo M. ordentlicher Profeſſor der Botanik in Tübingen, deſſen gründliche Schriften mit Recht eines großen Rufes genießen; — und Max M., Oberſteuerrath in Stuttgart und Mitglied der deutſchen Nationalverſammlung in Frankfurt, der ebenfalls als Schriftſteller aufgetreten iſt.

Mohn, Mohnſamen, ſind ſehr kleine ſchwarzblau oder gelblichweiße Samenkörner der Mohnpflanze (Papaver somniferum L.), die in Perſien und dem Oriente einheimiſch, bei uns aber häufig gebaut wird; es gibt zwei Varietäten, die eine liefert den ſchwarzblauen, die andere den weißen Mohnſamen. Die Samen enthalten eine bedeutende Menge fettes Oel; es wird durch Auspreſſen erhalten, und vertritt in der Haushaltung die Stelle des Olivenöls; wegen ſeiner austrocknenden Eigenſchaft wird es auch zur Bereitung von farbloſen Firniß benutzt. Im Morgenlande, in Perſien und Indien werden Einſchnitte in die noch grünen Mohnköpfe gemacht, aus dieſen fließt nun ein Saft, der ſich verdickt und das Opium (ſ. d.) gibt.

Mohn, Sigismund, geb. zu Weißenfels 1760, geſt. 1815 zu Dresden, war zuerſt Tiſchler, dann Soldat, und beſchäftigte ſich nach erhaltenem Abſchiede mit Silhouettiren und Glasmalerei Im J. 1809 ſtellte er in Leipzig zuerſt Verſuche in der letztern Kunſt öffentlich aus. Er malte Arabesken, Silhouetten, Porträts, Landſchaften und Proſpecte von Städten mit eingebrannten Metallfarben auf Gläſer, Flaſchen, Becher u. ſ. w., und brachte es in Zeichnung, Colorit und Beobachtung der Perſpective zu vieler Fertigkeit. — Sein Sohn, Gottlob Samuel, geb. 1789 zu Weißenfels, beſchäftigte ſich ſeit 1812 auf der Akademie zu Wien ausſchließlich mit Glasmalerei. Er hat eine Kapelle im Schloſſe zu Laxenburg mit Glasmalereien verziert, und in der Wiener Kryſtallglasfabrik ſind mehrere Arbeiten von ihm, welche ſich durch Nettigkeit und Eleganz der Behandlung auszeichnen. Er ſtarb zu Laxenburg den 2. Nov. 1825.

Mohnike, Gottlieb Chriſtian Friedrich, Conſiſtorial- und Schulrath und Oberpfarrer zu Stralſund, wurde am 6. Jan. 1781 zu Grimmen in Neuvorpommern geboren, widmete ſich in Jena der Theologie, lebte von 1803—10 als Hauslehrer auf der Inſel Rügen, wurde darauf als Conrector an der Stadtſchule zu Greifswalde angeſtellt, 1813 Paſtor an der Jacobskirche und zugleich Aſſeſſor im Stadtconſiſtorium zu Stralſund. Bei der Organiſirung der 1815 an Preußen abgetretenen Provinz erhielt er die Verwaltung der geiſtlichen und Schulangelegenheiten und wurde 1819 zum Conſiſtorial- und Schulrath bei der Regierung von Neuvorpommern und Rügen ernannt, mit welchem Amte er zugleich königl. Commiſſär bei der Prüfungscommiſſion für die vom Gymnaſium zur Univerſität abgehenden Schüler, bei dem Schullehrerſeminar zu Greifswald und bei einigen andern Prüfungsbehörden war. Eine gefährliche Krankheit, die ihn 1825 befiel, hielt ihn zwei Jahre lang von ſeinen Amtsgeſchäften entfernt, und während der Zeit ſeiner Geneſung ward er durch den damaligen ſchwediſchen Generalconſul Lundblad zu Greifswald mit den Dichtungen Tegnér's bekannt und veranlaßt, ſich der ſcandinaviſchen Literatur zuzuwenden. Im J. 1827 machte er mit königlicher Unterſtützung zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit eine Reiſe durch Schleſien, Böhmen, Bayern, Franken und Sachſen, ſpäter im J. 1829, nachdem er Anfangs die ſchwediſche, dann auch die däniſche und isländiſche Sprache erlernt hatte, eine Reiſe durch das ſüdliche Schweden und nach Seeland, wo er mit der Literatur des Nordens und mit mehreren ausgezeichneten ſcandinaviſchen Gelehrten genauer befreundet wurde, und ſtarb im J. 1842. M. iſt ein fleißiger Schriftſteller geweſen. Von ſeinen zahlreichen kirchengeſchichtlichen und literarhiſtoriſchen Arbeiten erwähnen wir hier nur: „Ulrich Hutten's Jugendleben, nebſt Geſchichte und Beſchreibung der Urſchrift der Klagen“ (Greifsw. 1816), „Urkundliche Geſchichte der ſogenannten professio fidei tridentinae und einiger andern römiſchen Glaubensbekenntniſſe“ (Greifsw. 1822) und den Nachtrag dazu „Zur Geſchichte des ungariſchen Fluchformulars“ (Greifsw. 1823), „Bartholomäi Saſtrowen Herkommen, Geburt und Lauf ſeines ganzen Lebens“ (3 Bde., Greifsw. 1823—24), „Johann Berckmann's Stralſundiſche Chronik ꝛc.,“ herausgegeben von M. und E. H. Zober (Stralſ. 1833), „Hymnologiſche Forſchungen“

Digitized by Google

2 Bde., Stralſ. 1831—32), „Johannes Frederus“ (Stralſ. 1837) ꝛc. Am allgemeinſten bekannt hat er ſich aber durch ſeine treffliche Ueberſetzung ſchwediſcher und altnordiſcher Dichtungen gemacht und ſich dadurch ein ganz beſonderes Verdienſt um Schweden erworben. Er überſetzte Eſaias Tegnér's „Frithjofs Sage“ (Stralſ. 1826, 4. Aufl. 1840), deſſen „Auerhahn“ (Stralſ. 1828) und „Sämmtliche Gedichte“ (3 Bde., Lpz. 1840), Nicander's „Runen“ (Stralſ. 1829), „Volkslieder der Schweden“ (Bd. 1., Berl. 1836), „Altſchwediſche Balladen, Mährchen und Schwänke“ (Stuttg. u. Tüb. 1836), wodurch er die reiche Sammlung von Geijer und Afzelius: „Svenska folk-visar“ (3 Bde., Stockh. 1814—16) faſt vollſtändig auf deutſchen Boden verpflanzte; „Heimskringla oder Sagen der Könige von Norwegen von Snorre dem Sohne Sturlas“ (Bd. 1., Stralſ. 1835—37). Schon früher hatte er „Die Saga von Fridthjof dem Starken“ (Stralſ. 1830), die Tegnér's Gedichte zum Grunde liegt, aus dem Isländiſchen überſetzt, und in Verbindung mit Rafn die „Faereyinga-Saga im isländiſchen Grundtext mit faröiſcher, däniſcher und deutſcher Ueberſetzung“ herausgegeben (Kopenh. 1833); 1830 gab er eine Ueberſetzung von Rask's „Verslehre der Isländer“ (Berl.) und von Rafn's „Entdeckung Amerikas im 10. Jahrh.“ (Stralſ. 1838) heraus. Einzelne Aufſätze von ihm ſind zu finden in Ullmann's und Umbreit's „Theologiſchen Studien,“ in den „Baltiſchen Studien,“ und in Illgen's „Zeitſchrift für die hiſtoriſche Theologie.“

Mohr iſt entſtanden aus Maure (ſ. Mauren), wird aber auch gleichbedeutend mit Aethiopier (ſ. d.) und mit Neger (ſ. d.) gebraucht, obſchon mit Unrecht, da der M. ſtets von tiefbrauner, der Neger von ſchwarzer Farbe iſt.

Mohs, Friedrich, geb. zu Gernrode am Harze ums Jahr 1774, der Sohn eines Kaufmannes, einer der berühmteſten Mineralogen der neuern Zeit, deſſen Forſchungen die Mineralogie bedeutenden Aufſchwung durch ſichere Begründung ſyſtematiſcher Unterſuchungen zu verdanken hat, ſtudirte, nachdem er zeitig ſeinen Vater verloren, 1796 in Halle und 1798 in Freiberg Berg- und Naturwiſſenſchaften. Er fand hierauf im Anhalt-Bernburgiſchen einen Bergwerksdienſt, den er verließ, um in Dublin an Errichtung einer gelehrten Anſtalt Beiſtand zu leiſten. Als dieſes Unternehmen ſich zerſchlug, kehrte er nach Deutſchland zurück, um wiederum in Freiberg gelehrten Beſchäftigungen ſich zu widmen. Aus dieſer Zeit ſeines Aufenthalts ſchreiben ſich die Notizen, welche er über die Grube Himmelsfürſt bei Freiberg ſammelte, und kurz darauf im erſten Theile einer Sammlung bergmänniſcher und mineralogiſcher Abhandlungen herausgab. Im J. 1802 hielt er ſich in Wien auf, wo er das Mineralienkabinet des Van der Null ordnete, beſchrieb und den Catalog davon in Druck gab. Im Oeſterreichiſchen hatte er mehrfache Gelegenheit, Reiſen in den einzelnen Provinzen anzuſtellen; auch wurde ihm 1810 der Auftrag für die kaiſerl. Regierung die Porzellainerdelager zu Paſſau, im Oeſterreichiſchen und in Böhmen zu unterſuchen. Im J. 1811 machte er deshalb eine Reiſe nach Steiermark, nach deren Vollendung er als Profeſſor der Mineralogie am Johanneum zu Gräz angeſtellt wurde. Mehrere Abhandlungen von ihm, wiſſenſchaftlichen Inhalts, über Bergweſen, Geologie und Mineralogie, welche in des Herrn von Moll Jahrbüchern abgedruckt ſind, fallen in dieſe Zeit. Mit denſelben legte er für Mineralogie vorzüglich den Grund zu eigener Erkenntniß und Auffindung feſter, ſyſtematiſcher, wiſſenſchaftlicher Anſichten über die unorganiſche Natur. Nach ſeinen Grundſätzen waren die Sammlungen des Johanneum geordnet, noch ehe ſeine Forſchungen im Zuſammenhange ans Licht traten. Mit einem ſeiner Zöglinge im Johanneum machte er im Jahre 1817 eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach England; zurückgekehrt, fand er den Ruf zur Profeſſur der Mineralogie an der Akademie zu Freiberg, mit dem Titel Bergcommiſſionsrath, die ſeit Werner's Tode (1817) erledigt war. Hier fühlte er das Bedürfniß, ſeine Erfahrungen in der kleinen Schrift: „Charaktere der Claſſen, Ordnungen, Geſchlechter und Species des Mineralreichs“ (Dresden, bei Arnold) herauszugeben. Eine kurz darauf folgende zweite Behandlung lieferte zugleich eine Skizze ſeiner Terminologie, Syſtematik, Nomenclatur und Phyſiographie. Die dritte Bearbeitung desſelben Gegenſtandes erſchien in Dresden bei Arnold in 2 Bänden 1822 u. 1824 unter

Digitized by Google

dem Titel: „Grundriß der Mineralogie," begleitet von einem Atlaſſe von Kryſtallzeichnungen. Dieſes Buch enthält eine höchſt ſchätzbare, ſyſtematiſche Darſtellung der Mineralogie. Es erfährt gegenwärtig eine neue Bearbeitung, von der unter demſelben Titel der erſte Band in Wien bereits erſchienen iſt, wohin der gelehrte Verfaſſer von Kaiſer Franz I. von Oeſterreich als Profeſſor an deſſen mineralogiſches Muſeum im Jahre 1826 berufen worden war. Hier fand M. Alles bereit, um das Muſeum mit kaiſerlicher Pracht nach ſeinen Grundſätzen zu ordnen, welches von ihm in den nächſtfolgenden Jahren ausgeführt wurde. Dieſe neue Ordnung des kaiſerl. Cabinets iſt in einer kleinen Schrift: „das k. k. Hof-Mineralien-Cabinet" beſonders beſchrieben worden. Er wurde 1838 Bergrath, ſtarb aber ſchon am 29. Sept. 1839 zu Agordo bei Belluno. Außer den ſchon angeführten Schriften nennen wir noch den „Verſuch einer Elementarmethode zur naturhiſtoriſchen Beſtimmung und Erkenntniß der Foſſilien" (Bd. 1., Wien 1813) und die „Anfangsgründe der Naturgeſchichte des Mineralreichs" (Wien 1832, 2. Aufl., fortgeſetzt von Zippo, 2 Bde., Wien 1836—39).

Moira, Graf von, ſ. Haſtings, Francis Rawdon, Marquis von.

Moiriren oder Wäſſern nennt man das Verfahren, mittels deſſen man gewebten Stoffen und in neuerer Zeit auch dem verzinnten Eiſenblech (ſ. Metallmohr) auf der Oberfläche ein flammiges oder wolkiges, wellen- oder perlmutterähnliches Anſehen gibt. Bei den Geweben erlangt man dieſes gewäſſerte Anſehen dadurch, daß man dieſelben auf der zu wäſſernden Fläche mit einer wäſſerigen Auflöſung von Gummi arabicum und Flöhſamen mittels eines Schwammes befeuchtet, die rechten Seiten gegeneinander legt und den Stoff dann in noch feuchtem Zuſtande durch die heiße Moirirpreſſe gehen läßt. Dieſe Preſſe beſteht aus einem Geſtelle, in welchem ein hohler Cylinder von Metall ſich befindet, der durch Dampf oder glühende Kohlen von innen geheizt wird. Dieſer Cylinder erhält ſeine Umdrehung zwiſchen zwei ſpiegelblank polirten Metallplatten, und zwiſchen ihnen und dem Cylinder wird der zu moirirende Stoff durchgewunden. Bänder werden behufs des Moirirens auf einen Rahmen gewickelt und zwiſchen erhitzten Metallplatten gepreßt.

Moitte, Pierre Etienne, geb. zu Paris 1722, geſt. 1780, ſtudirte ſeine Kunſt unter Beaumont, und zeichnete ſich zugleich als Kupferſtecher, Porträt- und Hiſtorienmaler aus. Ein Porträt von Reſtout erwarb ihm 1770 die Würde eines Mitglieds der Akademie zu Paris. Außerdem hat er mehrere Bilder der Dresdner Gallerie und einige von Greuze geſtochen. Drei ſeiner Söhne wurden ebenfalls geſchickte Künſtler, auch ſeine zwei Töchter haben die Kupferſtecherkunſt mit Erfolg getrieben. — François Auguſte M., des Vorigen Sohn, geb. 1748, geſt. 1787, zeichnete ſich durch Feinheit und Sauberkeit der Ausführung aus. „Die Erholung bei Tiſche" nach Jordaens, und ſeine 4 Hefte „Divers habillement suivant le costume d'Italie dessinées par Greuze" werden beſonders gerühmt. — Baptiſte Philibert M., des Vorigen Bruder, geſt. 1808 zu Dijon, war ein geſchickter Baumeiſter, und wurde als Profeſſor an der Schule zu Dijon angeſtellt; doch hat er wenige Bauten ſelbſt ausgeführt. Seine Pläne aber wurden geſucht. Der eines Triumphbogens erhielt 1792 einen Preis, und ſteigerte ſeinen Ruf bedeutend. — Jean Guillaume M., des Vorigen Bruder, geb. zu Paris 1747, geſt. den 2. Mai 1810, bildete ſich als Bildhauer unter Pigalbe u. Lemoyne, und ging, nachdem er einen erſten Preis erhalten hatte, 1768 nach Italien, wo er bis 1773 die Werke der alten Kunſt ſtudirte, ohne die Natur zu vernachläſſigen. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich erwarben ihm zierliche Zeichnungen, welche er für Auguſte, den Bildhauer des Königs, verfertigte, allgemeinen Beifall, und die Statue eines Opfernden trug ihm eine Stelle in der Akademie zu Paris ein. Mehrere Basreliefs an den Barrieren von Paris, ein Relief an den Fronten des Pantheons, eines am Louvre, eine Reiterſtatue Napaleon's, für welche er das Kreuz der Ehrenlegion erhielt, und ein Relief in der Pairskammer ſind ſeine vorzüglichſten Werke. Auch wurde er bei Errichtung des Nationalinſtituts Mitglied desſelben. Er zeichnete ſich durch Anmuth und Erfindung, durch Eleganz der Figuren aus, doch vermißt man in mehreren ſeiner Werke den dem Gegenſtande angemeſſenen Adel der Charaktere.

Digitized by Google

Mokka, eine ſchmutzige, elend gebaute Stadt, im Gebiet Jemen, welches die SW.-Ecke der arabiſchen Halbinſel bildet, mit ungefähr 5000 Einw. Sie iſt des Handels wegen wichtig. Die Engländer beſitzen hier eine Faktorei, machen ungeheure Geſchäfte, und führen unter andern Artikeln hauptſächlich Kaffee (Mokkakaffee) aus. M. bringt indeß gegenwärtig keine Bohne mehr hervor, und man muß die eigentlichen Kaffeepflanzungen 50 bis 100 Stunden tiefer in dieſen Ländern ſuchen. M. hat einen geräumigen Hafen, den zwei Caſtelle vertheidigen und war bis ins 16. Jahrh., wo der Beherrſcher von Jemen den Handel von Aden, den die Portugieſen ſtörten, dahinzog, nur ein unbedeutendes Dorf. Seitdem hob es ſich durch ſeine günſtige Lage in der Nähe der kaffeebauenden Bezirke ſo ſchnell, daß es Zeiten gegeben haben ſoll, wo es 18—20,000 Einw. zählte. Jetzt iſt dieſe Blüthe ſchon längſt verſchwunden.

Mokronowski, Staniſl. Koſtka Pogorja, einer der eifrigſten poln. Patrioten, geb. am 10 Nov. 1761 in dem zum Dobrzyner Kreiſe gehörigen Dorfe Bogucice, ward, nachdem er in früher Kindheit ſeine Aeltern verloren, von ſeinem Oheim Andr. M., einem äußerſt gebildeten und aufgeklärten Mann, erzogen. Den Unterricht erhielt er in der Jeſuitenſchule zu Warſchau und im Cadettencorps daſelbſt, und vollendete dann ſeine Studien in Paris. Nach der Rückkehr ins Vaterland nahm er Dienſte bei der reitenden Krongarde. Zwei Jahre ſpäter ging er wieder nach Frankreich, wo er zehn Jahre in dem Regiment Royal-Allemand diente und zum Escadronchef avancirte. Während dieſer Zeit, im J. 1784, begleitete er den Herzog von Naſſau auf einer Reiſe nach Konſtantinopel. Als 1788 das Regiment Royal-Allemand Frankreich verließ, kehrte er nach Polen zurück, wo er ſogleich vom wyſzogroder Kreiſe zum Landboden erwählt wurde. Nachher zum Vicebrigadier unter M. Wielhorſki ernannt, organiſirte er in der Ukraine eine Brigade, über die er 1792 den Befehl erhielt. Mit ihr ſprengte er in der darauf folgenden Campagne bei Zielence eine ihm bedeutend überlegene feindliche Abtheilung und wurde dafür auf dem Schlachtfelde mit dem neugeſtifteten poln. Militär-Verdienſtorden als erſter Ritter geſchmückt. Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes zog auch er ſich auf ſeine Güter zurück, wo er ſich mit der Fürſtin Maria Sanguſzko vermählte. Die Ereigniſſe des J. 1794 trafen ihn in Warſchau, wo er ſogleich an die Spitze eines großen Theils der Bürgerſchaft trat und nicht wenig zur Vertreibung der Ruſſen aus Warſchau beitrug. Bald darauf zum Commandanten der Hauptſtadt erwählt, verfiel er in eine ſchwere Krankheit, die ihn für längere Zeit für alle Geſchäfte unfähig machte. Unruhen drohten in der Hauptſtadt auszubrechen. Da ermannte ſich M. Auf die Frage an ſeine Aerzte, ob es keine Mittel gäbe, ihn ſchnell herzuſtellen, hatten dieſelben einen Aderlaß bezeichnet, der aber darum nicht angewendet werden könne, weil er ſpäter eine gänzliche Lähmung zur Folge haben würde. Sofort ließ M. einen ſolchen ausführen und genaß inſoweit, daß er das Commando wieder übernehmen konnte. Er beruhigte die Exaltirten, bezähmte die Ruheſtörer und unterdrückte alle Anſchläge der auswärtigen Partei. So erhielt er die Hauptſtadt ſowohl von außen als im Innern geſichert, bis zur Ankunft Koſciuſzko's. Dieſer ſchickte ihn zunächſt mit einem Corps gegen die Preußen, über die er am 6. Juli bei Blonie große Vortheile errang; dann übernahm er das Commando in Lithauen, wo er aber Alles ſo zerrüttet fand, daß er ungeachtet der größten Anſtrengungen keinen erwünſchten Erfolg erlangen konnte. Er mußte ſich auf die Defenſive beſchränken, bewies aber auch hierbei ſo viel Einſicht und Scharfſinn, daß ihm Koſciuſzko mit einem Ringe, mit der Inſchrift: „Das dankbare Vaterland ſeinen Vertheidigern," beſchenkte. Nach der dritten Theilung Polens, als ſich bei M. ſchon Symptome der ihm vorhergeſagten Krankheit einſtellten, ſuchte er auf einer Reiſe durch Italien die geſtörte Geſundheit wieder herzuſtellen; aber vergebens. Seit 1796 von der Lähmung befallen, hatte er ſeitdem die qualvollſten Schmerzen zu erdulden. Im J. 1809 ging er mit den poln. Truppen nach Krakau. Erſt nachdem das Königreich Polen proclamirt war, kehrte er nach Warſchau zurück, wo er vom Kaiſer Alexander ſehr ehrenvoll empfangen wurde. Sein Haus war ſeitdem wieder der Sammelplatz aller Patrioten. Er ſtarb am 18. Oct. 1821.

Digitized by Google

Mola und **Molenbildung,** ſ. Mondkalb.

Mola, Pietro Franceſco, gewöhnlich Mola di Roma genannt, ein ital. Maler der bologneſ. Schule, geb. zu Coldre im Canton Teſſin 1621, genoß den Unterricht Giuſ. Ceſari's in Rom und Albani's in Bologna, worauf er nach Venedig ging. Durch Guercino's Neid ſah er ſich indeß genötbigt, nach Rom zurückzukehren, wo ihn Alexander VII. den Auftrag gab, die Geſchichte Joſeph's in der Gallerie von Monte Cavallo zu malen. Er ſtand im Begriff, einer Einladung Ludwig's XIV. an deſſen Hof zu folgen, als er aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1665 ſtarb. Viele Frescobilder von ihm finden ſich noch jetzt in Rom; auch malte er mehrere treffliche Bilder im Louvre zu Paris, unter Anderm den heil. Johannes in der Wüſte predigend, den heil. Bruno in einer ſchönen Landſchaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und den Soldaten, der ihn verwundet, die Ruhe auf der Flucht in Aegypten und Tancred. Er arbeitete viel, zeichnete richtig und übertraf ſeinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich ſeine Schatten ein wenig ſchwarz ſind, ſowie in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. — Der gleichzeitige, vielleicht mit ihm verwandte Giov. Battiſta M., geb. 1620 oder 1622, wahrſcheinlich in Frankreich, ein Schüler Albani's, bildete ſich hauptſächlich zum Landſchaftsmaler aus und arbeitete in manchen Bildern ſeines Lehrers die Landſchaften. Seine Compoſition iſt meiſt tüchtig und großartig, während er in der Farbe ſeine Zeitgenoſſen Claude Lorrain und Ruysdael bei Weitem nicht erreicht. — Gaſparo M., von Lugano, geb. zu Ende des 16. Jahrh., war einer der beſten Medailleurs in Dienſten der Päpſte; ſeine Köpfe ſind weich und dabei doch kräftig gearbeitet, die Rückſeiten hier und da mit antiker Einfachheit componirt und trefflich ausgeführt.

Molay, Jacques Bern. de, der letzte Großmeiſter der Tempelherren, aus Bourgogne gebürtig, ſtammte von der Familie der Herren von Longwy und Raon. Sehr jung, ums Jahr 1265 wurde er in den Orden aufgenommen. Er holte ſich bald glänzende Lorbeeren in Paläſtina und wurde, da er alle empfehlenden Ordenseigenſchaften in ſich vereinigte, nach Wilhelm von Beaujeu's Tode zum Großmeiſter erwählt. Bei der Wiedereroberung von Jeruſalem mußte M. ganz aus dem heiligen Lande nach der Inſel Arad und von da nach Cypern weichen. Hier war er bereits mit neuen Zurüſtungen zur Unterſtützung beſchäftigt, als ein päpſtlicher Befehl 1305 die Ordensglieder nach Frankreich berief, unter dem Vorwande nothwendiger Berathungen, eigentlich aber um ſich hier der Ritter zu verſichern und den Orden, nach deſſen Schätzen man begierig war und den man, um das gegen ihn eingeleitete Verfahren zu rechtfertigen, ſtaatsgefährliche Maximen vorwarf, mit einem Schlage in Frankreich zu vernichten. M. erſchien mit 60 Rittern in Frankreich. Durch königliche Söldner wurden dieſe und alle in Frankreich anweſende Ritter am 13. Oct. 1307 verhaftet. König Philipp der Schöne legte ſogleich Beſchlag auf alle Güter des Ordens, bezog ſelbſt mit ſeinem Hofe den Tempel und ließ gegen die Gefangenen ein gerichtliches Verfahren einleiten, welchem nur habſüchtige Politik und Willkür zum Grunde lagen. Ueber die Gründe, die man hervorſuchte, um die Grauſamkeiten, zu welchen die geiſtlichen Gerichte in Frankreich unter dem Vorſitze päpſtlicher Cardinäle ihr Gutachten hergaben, zu rechtfertigen, ſowie über deren in neuerer Zeit erwieſene Nichtigkeit, ſ. Tempelherrn. Auch der unglückliche M. wurde, da er die dem Orden angeſchuldigten Frevel nicht bekennen wollte, am 18. März 1314 zu Paris bei langſamen Feuer lebendig verbrannt, nachdem er noch vorher, wie die Sage erzählt, ſeinen Unterdrücker Philipp und Clemens binnen Jahresfriſt vor Gottes Gericht geladen hatte. Wirklich ſtarb auch der Papſt ſchon am 19. April und der König den 29. Nov. deſſelben Jahres.

Molbech, Chriſtian, einer der ausgezeichnetſten däniſchen Sprach-, Geſchichtsforſcher und Literatoren, geb. 1783 zu Soröe, bezog 1803 die Univerſität, verließ ſie aber, auf Anregung des Oberbibliothekars Moldenhawer, im folgenden Jahre wieder, um ſich unter deſſen Leitung für das bibliothekariſche Fach auszubilden. Er wurde 1806 Mitredacteur des von der königlichen däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften veranſtalteten

Digitized by Google

kritiſchen „Wörterbuchs der dän. Sprache“ und unternahm ſpäter verſchiedene Reiſen theils für allgemeine wiſſenſchaftliche Zwecke, theils zur Erforſchung des Alterthums und der Kunſt namentlich 1812 in Schweden, 1811 und 1813 in Dänemark und 1819 und 1830 in Deutſchland, Frankreich, England und Italien, deren Reſultate er in den „Briefen aus Schweden“ (3 Bde., Kopenh. 1814—17), in den „Jugendwanderungen in meinem Vaterlande“ (2 Bde., Kopenh. 1811—13) und in den „Reiſen durch Deutſchland, Frankreich ꝛc.“ (3 Bde., Kopenh. 1821—22) wiederlegte. Im J. 1823 erhielt er die Profeſſur der Literaturgeſchichte und gleichzeitig die erſte Stelle an der königl. Bibliothek und von 1830—42 ward er Mitredacteur der königlichen Schauſpiele. Als Schriftſteller widmete er ſich beſonders der Bearbeitung der vaterländiſchen und nordiſchen Geſchichte, dem kritiſchen und vergleichenden Sprachſtudium, der äſthetiſchen und Kunſtkritik, ſowie der Bibliographie und Bibliothekswiſſenſchaft. In erſterer Hinſicht ſind, außer einigen Jugendverſuchen, z. B. „Ueber die Regierung und das Schickſal der Stuarte“ (Kopenh. 1805) beſonders zu erwähnen ſeine „Geſchichte des dithmarſiſchen Kriegs“ (Kopenh. 1813), „Geſchichte Erik Ploppenning's“ (Kopenh. 1821), „Auszüge aus Jens Bircherod's hiſtoriſch-biographiſchen Tagebüchern“ (Heft 1, Kopenh. 1838) und die mit N. M. Peterſen herausgegebene „Auswahl bisher ungedruckter däniſcher Diplome und Briefſchaften aus dem 14—16. Jahrhundert“ (Bd. 1, Kopenh. 1842—43). Auch lieferte er eine große Anzahl hiſtoriſcher Monographien und Beiträge zur Geſchichtskunde überhaupt in den von ihm herausgegebenen Zeitſchriften „Nordiſk Tidsſkrift for Hiſtorie, Literatur og Konſt“ (4 Bde., Kopenh. 1827—36) und „Hiſtoriſk Tidsſkrift af den danſke hiſtoriſke Formig“ (5 Bde., Kopenh. 1840—44); ſowie er ſich auch an den neuen Zeitereigniſſen betheiligte durch ſeine Schrift „Das Herzogthum Schleswig in ſeinen hiſtoriſchen Verhältniſſen zu Dänemark und Holſtein“ (deutſch von Th. Schore, Kopenh. 1847) und „Kong Chriſtian der Ottende ꝛc.“ (Kopenh. 1848). Als Sprachforſcher hat er die entſchiedenſten Verdienſte nicht nur durch ſein auf umfaſſenden Studien beruhendes und zum erſten Male den ganzen gegenwärtigen Sprachvorrath vorführendes „Danſk Ordbog“ (2 Bde., Kopenh. 1833) und ſein mit dem mühſamſten Fleiße zuſammengetragenes „Danſk Dialect. Lexicon“, das er 1841 vollendete, ſondern durch eine Reihe kritiſcher, mit Gloſſaren verſehener Ausgaben der älteſten däniſchen Sprachdenkmale, z. B. „Danſke Rimkrönike“ (Kopenh. 1825), Henrik Harpeſtreng's „Danſke Lägebog“ (Kopenh. 1826), Präſten Michael's „Rimvorker“ (Kopenh. 1836) und „Aelteſte däniſche Bibelüberſetzung“ (Kopenh. 1828), ſowie „Sprachſchilderung der däniſchen Bibelüberſetzungen aus dem 16. Jahrhundert (Kopenh. 1840). Für äſthetiſche Kritik war vorzugsweiſe ſeine Monatsſchrift „Athene“ (9 Bde., Kopenh. 1814—17) beſtimmt. Derſelben Richtung gehören an ſeine einen intereſſanten Ueberblick gewährende „Däniſch poetiſche Anthologie (Bd. 1 u. 2 u. 4, Kopenh. 1830—40), ſeine „Vorleſungen über die däniſche Poeſie, vorzüglich über Ewald's, Baggeſen's und Oehlenſchläger's Werke“ (2 Bde., Kopenh. 1831—33) und „Joh. Ewald's Leben nebſt Beiträgen zur Geſchichte und Charakteriſtik ſeiner Dichterwerke“ (Kopenh. 1831). Seine bibliothekariſchen Grundſätze entwickelte er in der Schrift „Ueber Bibliothekwiſſenſchaft“ (deutſch von Retjen, Lpz. 1832). Er nahm auch Theil an der Stiftung der „Holberg'ſchen Stiftung“ und gab den erſten Band einer kritiſchen Textrecenſion von Holberg's „Comödien“ (Kopenh. 1841) heraus.

Molch, ſ. Salamander.

Moldau, der Hauptfluß Böhmens, entſpringt auf dem Böhmerwaldgebirge zwiſchen dem Bretterwalde, dem ſchwarzen Berge und dem Vogelſteine, an der bayerſchen Grenze im prachiner Kreiſe Böhmens und macht Anfangs die Grenze von Nordweſt nach Südoſt; bei Hohenfurth, wo ſie flößbar wird, biegt ſie ſich und ſtrömt dann fortwährend nordwärts. Sie nimmt die Malſch, Luſchnitz, Wottawa, Sazawa, Beraun und andere kleinere Flüſſe auf; von Budweis aus, wo der Verkehr auf ihr durch eine Eiſenbahn mit Linz an der Donau und dem Salzkammergut in Oberöſterreich in Verbindung ſteht, trägt ſie Kähne von 2—300 Ctr. Laſt und fällt, nachdem ſie Roſenberg, Krumau, Budweis, Moldauteyn, Prag und Weldrus berührt hat, Melnik gegenüber in die Elbe (ſ. d.).

Digitized by Google

Moldau. Dieſes durch den Frieden zu Adrianopel am 14. Sept. 1829 vertragsmäßig von Rußland abermals unter die Oberherrlichkeit der Pforte geſtellte Fürſtenthum, machte in alter Zeit, als die Römer hier feſten Fuß gefaßt hatten, einen Theil des transalpiniſchen Daciens aus. Die Türken nennen das Land Bogdan, ein Name, den es ſchon führte, als die Kumanen es inne hatten. Dieſe wichen zu Anfange des 13. Jahrhunderts den aus Thracien angekommenen Walachen und damals erhielt das Land den Namen M., nach dem Fluſſe Moldova. Es hatte von jetzt an, wie die Walachei, ſtets eigene, bis zu Anfange des 16. Jahrhunderts von der Pforte unabhängige Fürſten, (Woiwoden), ungeachtet die Türken ſchon 1310 häufige Einfälle in dasſelbe wagten. Fürſt Bogdan III. unterwarf ſich wenige Jahre vor ſeinem Tode (geſt. 1516), gedrängt von den Tartaren, der Pforte als Lehnsmann und ſeitdem wurde die M. als türkiſches Lehn und Provinz der osmaniſchen Pforte betrachtet. Häufige Uneinigkeiten der Großen des Landes (Bojaren) mit ihren Fürſten, gaben den Türken bald Gelegenheit, die Grenzen ihrer Oberlehnsherrlichkeit zu überſchreiten. Bald artete dieſe in argen Druck aus; die Pforte ſetzte nach Gutdünken die Fürſten des Landes ein und ab, ohne Volk und Adel dabei zu befragen und 1658 erhielt durch ſie ſogar ein Grieche die Fürſtenwürde, die auch bis zum Jahre 1822 ununterbrochen durch Glieder reicher griechiſcher Familien (ſ. Fanarioten) beſetzt wurde, welche den Titel Hospodare annahmen. Fortwährende Kriege der Pforte mit Rußland und Oeſterreich, die ſich von 1711 bis auf die neueſte Zeit faſt ununterbrochen fortziehen und wobei die M. jederzeit den Kriegsſchauplatz abgeben mußte, verwüſteten dieſes Land. Im Jahre 1777 wurden ſeine ſchönſten und ſicherſten Provinzen, die ſogenannte Bukowina (178 □M. mit einer jetzt bis auf 230,000 geſtiegenen Einwohnerzahl) von der Pforte als Kriegsentſchädigung an Oeſterreich abgetreten und der Hospodar Gregor III., der ſich dieſer ächt türkiſchen Willkür widerſetzen wollte, ohne weiteres ermordet. Der Friede von Bucareſt 1812 ſprach auch die Abtretung ſämmtlichen Landes auf dem linken Ufer des Pruth, alſo ganz Beſſarabien an Rußland aus. Die Hospodarenwürde war jetzt nur noch ein bloßer Titel. Schwerer als je laſtete türkiſcher Druck und Willkür aller Art auf den Moldaubewohnern und indem der Hospodar Michael Suzzo die Verſchworenen unter Alexander Ypſilanti 1820 mit offenen Armen in ſeinem Lande aufnahm, gab er das Zeichen zur Inſurrection, die bald wie ein Lauffeuer über andere Provinzen der Türkei ſich ausbreitete. (Vgl. Griechenlands, Rußlands und der Türkei neueſte Geſchichte). Durch den Frieden von Adrianopel 1829 hat ſich die Stellung der M. gegen die Türkei, ſowie der Walachei, von der ſie ſich übrigens in Hinſicht auf frühere Geſchichte und Verfaſſung, ſelbſt durch Producte und Bewohner wenig unterſcheidet, etwas freundlicher geſtaltet. In beiden Fürſtenthümern werden die Hospodare wieder aus und von den Bojaren gewählt, doch muß zu Wahl und Abſetzung derſelben die Genehmigung Rußlands eingeholt werden, im Uebrigen aber hat ihre Verfaſſung und die Stellung der Hospodare zur Pforte keine weſentliche Veränderung erlitten. — Im April 1834 wurde Michael Stourdza von den Bojaren zum lebenslänglichen Hospodar gewählt. Der immer merklicher werdende Einfluß Rußlands brachte aber beſonders unter den jüngern Bojaren, die, wie es ſcheint, von franzöſiſchen Emiſſären bearbeitet wurden, eine wachſende Unzufriedenheit hervor, die das J. 1848 zum vollen Ausbruch trieb. Ein Aufſtand in Bucareſt ſcheint wenigſtens auch in der Moldau vielfachen Anklang gefunden zu haben. Rußland und die Türkei ließen gleichzeitig in die Fürſtenthümer Truppen einrücken, um die bisherige Ordnung wiederherzuſtellen; doch ſcheint die Willkür der ruſſiſchen Befehlshaber Mißfallen bei der türkiſchen Regierung erregt zu haben, die im Gegenſatz zu Rußland einer freiern Geſtaltung der Regierung der Fürſtenthümer nicht abgeneigt ſcheint. (S. Walachei). Die M. hatte ehedem einen weit bedeutendern Umfang als gegenwärtig. Ihre Grenzen waren in N. und O. der Dnieſter, im W. das ſchwarze Meer, im S. die Donau, der Sireth und die Miſſova und nordweſtlich Polen. Die Türken fingen ſchon im 16. Jahrhundert an, verſchiedene Provinzen bald hier bald da abzuſchneiden, auch Oeſterreich und Rußland nahmen ſich ihr Theil und ſo beträgt der jetzige Flächeninhalt 725 □M. mit 700,000 Einw.

Digitized by Google

Dieſe ſind hauptſächlich Moldowenen, den Walachen ſtammverwandt, obwohl ſie ſich für das Urvolk des Landes halten, außerdem Griechen, Armenier, Juden u. ſ. w. Sie ſind faul, treiben Ackerbau und Viehzucht; überlaſſen aber die meiſte Arbeit und Sorge der üppig-fruchtbaren Natur. Der Wein gedeiht vorzüglich und die M. bringt treffliche Gewächſe. Viehzucht jeder Art iſt ausgezeichnet und beſſer als in der Walachei. Sonſt gingen jährlich über 20,000 Pferde und 60,000 Ochſen durch Polen in andere Länder Europas. Nicht weniger wichtig iſt die Schweine-, Schaf- und Bienenzucht (mancher Gutsbeſitzer hat 6 oft 10,000 Stöcke). Unter den Gartengewächſen gedeihen beſonders Melonen. Der Handel mit Producten der Aus- und Einfuhr iſt meiſt in den Händen der Griechen, Armenier und Juden und 1829 ganz freigegeben. Die Bildungsanſtalten der M. ſind ſchlecht beſtellt, die herrſchende Religion iſt die griechiſche, Katholiken zählt man 12,000. Die Sprache iſt ein Dialekt des walachiſchen, ein mit ſlawiſchen, türkiſchen und tartariſchen Wörtern verſtümmeltes Latein. Haupt- und Reſidenzſtadt des Fürſtenthums iſt Jaſſy (ſ. d.), Haupthandelsſtadt Galatſch (ſ. d.). Vgl. Wilkinſon „An account of the principalities of Valachie and Moldavie“ (Lond. 1820, franz. von de Laroquette, 2. Aufl., Par. 1824); Anagnoſti „La Valachie et la Moldavie“ (Par. 1837) und Colſon „L'état présent etc. de la Moldavie et de la Valachie“ (Par. 1839).

Molé, Mathieu, geb. 1584, Sohn des ebenfalls als Präſident des Pariſer Parlaments bekannten Eduard Molé. Erziehung und Erfahrung wirkten zuſammen, um ihm einen durch Feſtigkeit und Beſonnenheit gleich ausgezeichneten Charakter zu geben. Matthieu Molé 1606 zum Parlamentsrath befördert, wurde nach Verlauf von 4 Jahren Präſident bei einer der chambres des enquêtes, und folgte 1614, erſt 30 Jahre alt, dem Herrn von Bellièvre in der Stelle des General-Procureurs. Bei dem Proceſſe des Marſchalls von Marillac gerieth der General-Procureur, als deſſen Verwandter, in den Verdacht, um die Abſichten des Angeklagten gewußt zu haben; ein Decret des Staatsraths entſetzte ihn ſeiner Functionen. Alſobald erſchien er am Hofe, um ſich zu rechtfertigen; es bedurfte dazu nur ſeines Erſcheinens. „Seine angeborne Würde“, ſagt Talon, „von der er in dieſem Augenblicken auch nicht um einen Zoll breit abließ, bewirkte ſogleich die Aufhebung des Urtheils“. M. hatte ſich bei dieſer Gelegenheit einige bittere Bemerkungen gegen Richelieu erlaubt, die demſelben zu Ohren gekommen waren. Nichtsdeſtoweniger machte ihn der Cardinal kurze Zeit darauf (Nov. 1641) zum erſten Präſidenten. Es war ihm aufbehalten, in ſeiner zweifachen Stellung als Staatsdiener doppelten und ſich ſcheinbar widerſprechenden Pflichten genügen zu müſſen, oder richtiger, er hatte ſich ſelbſt dieſe ſchwierige Aufgabe geſetzt und ſein großer Geiſt hat ſie auf ſo glänzende als unbeſcholtene Weiſe zu löſen gewußt. Als General-Procureur gab es ſeine ſtolze und unabhängige Seele nicht zu, der ſervile Diener des Hofes zu ſein und ſich unter ein despotiſches Miniſterium zu beugen, das jeder Freiheit Hohn ſprach und alle Gerechtigkeit mit Füßen trat. Erſter Präſident, zu einer Zeit, wo die Minderjährigkeit des Königs und die Schwäche des Conſeils einer Stütze bedurften gegen eine Menge von Aufrührern, die ſich um die Anmaßung der legitimen Gewalt ſtritten, hatte er dahin zu ſtreben, das Feuer der Empörung zu dämpfen, welches unaufhörlich ſich in der Körperſchaft wieder entzündete, wovon er das Haupt war. Unter der abſoluten Herrſchaft Richelieu's ſah man ihn die Rechte der Unterthanen vertheidigen; während des oft zu ſchwachen Miniſteriums Mazarin hielt er die Gewalt des Monarchen aufrecht. Um dieſen doppelten Anforderungen zu entſprechen, bedurfte es für Molé nur derſelben Tugenden und weit davon entfernt, daß ſein Charakter bei irgend einem Anlaſſe verleugnet oder gebeugt hätte, erſcheint er dadurch um ſo größer und ſtandhafter bei allen neuen Gefahren, die ſeiner warteten. Als 1648 die Unruhen der Fronde ausbrachen und bald darauf in der Hauptſtadt ſelbſt Auftritte der beängſtigendſten Art ſich ereigneten, war es Molé, der am offenkundigſten und muthigſten Geſetz und Freiheit gegen die Angriffe beider Parteien vertheidigte. Nicht ablaſſend von der ſtrengſten Vollführung derſelben, was er als ſeine Pflicht erkannte, ſah er ſich faſt täglich der äußerſten Lebensgefahr preisgegeben. Das Geſchick, welches über das Leben ſolcher Menſchen wacht, die zum Wohl der Völker unentbehrlich

Digitized by Google

ſind, ſchützte ihn, mehr als einmal war es die imponirende Hoheit ſeiner Erſcheinung allein, welche die ſchon gehobene Mörderfauſt entwaffnete. Seine Feinde ſelbſt, ſo der große Condé und der Coadjutor, Cardinal von Retz, ſahen ſich zur Bewunderung ſeiner gezwungen. Die Memoiren des Letztern geben davon ſo erfreuliche als unzweideutige Beweiſe. Nach der Entfernung Mazarin's übergab die Königin Regentin das Staatsſiegel an Molé; der aber, als er dadurch die Bedrängniß ſeiner Gebieterin ſah, wie ſie von allen Seiten wegen dieſes Schrittes angefeindet ward und ſich kaum mehr vor Demonſtrationen jeglicher Art zu retten wußte, legte freiwillig ſein Amt nieder. Anna von Oeſterreich, ſein Zartgefühl und ſeine uneigennützige Aufopferung kennend, bot ihm als Entſchädigung den Cardinalshut an, für ſeinen Sohn eine Staatsſecretärſtelle und überdies eine Summe von 100,000 Thalern. Er lehnte Alles ab und nahm nur ſeine Stelle als erſter Präſident wieder ein, vielleicht nicht ohne die ſtolze Ueberzeugung im Innern, die er mit Recht hegen durfte, daß „der ſchwierigſte Poſten immer der beſte Lohn ſei, der ihm werden könne". Auch erwarteten ihn hier in der That neue Gefahren. Fortan hatte er den großen Condé ſelbſt zum Gegner und wie viel Schmerz es ihm verurſachen mochte, Denjenigen jetzt bekämpfen zu müſſen, dem er in ſo mannichfacher Hinſicht die höchſte Bewunderung zollte, ſo ſchwankte er doch keinen Augenblick zwiſchen ſeinen Gefühlen und ſeiner Pflicht. Am Tage des 21. Aug., als die Leidenſchaften den höchſten Grad erreicht hatten und ſchon die Waffen Condé's und des Coadjutor's ſich kreuzten, war es nochmals Molé, der den ausbrechenden Sturm beſchwichtigte. 4000 Schwerter waren gezückt und harrten nur eines Winkes, um ihre Opfer zu ſuchen, da ſtürzte der Präſident ſich zwiſchen die Wüthenden und beſchwor ſie, im Namen des heiligen Ludwig, den Tempel der Gerechtigkeit nicht mit Bürgerblut zu beflecken und die wildempörten Elemente gehorchten ſeinem Mahnrufe. So hat er ſich unaufhörlich und rückſichtslos bis an ſeines Lebens Ende den Gewaltthätigkeiten aller Parteien entgegengeſtemmt, das Anſehen der Krone und die Rechte des Volks zugleich vertheidigend. Die Annalen der Geſchichte, die Memoiren der Zeitgenoſſen ſtimmen in ſeinem Lobe überein. Den Regierungsantritt Ludwig's XIV., dem es vorbehalten war, der innern Zwietracht ein Ziel zu ſetzen, wenn gleich auf eine wenig wünſchenswerthe Weiſe, hat dieſer wahrhafte Patriot nicht lange überlebt. Er ſtarb am 3. Jan. 1656 in einem hohen Alter, das frei geweſen von jeder Hinfälligkeit. Die Memoiren des Cardinal von Retz, als ſeines ehemaligen Feindes, ſind eine der beſten Quellen für ſeine Biographie. Unter den neueren Schriften über Molé's Leben ſind auszuzeichnen: „Eloge de Matthieu Molé, par M. Henrion de Pansey" (Paris 1775); nicht weniger die „Essais de morale et de politique, précédés de la vie de Matthieu Molé" (2. Aufl., Paris 1809), geſchrieben von ſeinem Urenkel, Molé de Champlatreux, Eduard François Matthieu, geb. den 5. März 1760, der wegen eines an den König geſchriebenen Briefes, der zu ſeinem Nachtheil gedeutet ward, als Präſident des Parlaments, auf dem Schaffot der Revolution (20. April 1794) ſein Leben verlor. Er hinterließ einen Sohn, den Grafen Molé, nachmals Pair von Frankreich.

Molé, Mathieu Louis, Graf, ehemaliger franzöſiſcher Miniſterpräſident, des Zuletztgenannten Sohn, geb. zu Paris am 24. Jan. 1781, folgte in der Revolution ſeinem Vater ins Ausland. Er lebte theils in der Schweiz, theils in England, bis er im Alter von 16 Jahren nach Frankreich zurückkehrte, wo er nun ſeine vernachläſſigte Bildung durch eifriges Selbſtſtudium auszugleichen ſuchte. Seine „Essais de morale et de politique" (2. Aufl., Par. 1809), in denen er die Herrſchaft Napoleon's als eine Nothwendigkeit darſtellte, lenkten die Aufmerkſamkeit des Kaiſers auf ihn, der ihm darauf die Berichterſtattung über den Zuſtand der Juden in Frankreich übertrug. M. löſte dieſe Aufgabe zu großer Zufriedenheit Napoleon's und wurde im Jahre 1806 Requetenmeiſter, 1807 Präfect des Departements Côte d'Or, 1809 Staatsrath und einige Monate ſpäter Generaldirector der Brücken und Chauſſéen. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, ließ er ſich nur mit Mühe bewegen, in dieſes Amt wieder einzutreten, das er auch mit der zweiten Reſtauration behielt, weil er im Staatsrathe wider die Maßregeln gegen die Bourbons

Digitized by Google

geſtimmt hatte. Am 17. Aug. 1815 ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair. Durch ſeine Verbindung mit dem Miniſter Richelieu, deſſen gemäßigtere Politik er zu ſtützen ſuchte, gewann M. von nun an einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Regierung. Zugleich näherte er ſich den Doctrinaires und erhielt, von ihnen begünſtigt, das Marineminiſterium am 12. Sept. 1817. Indeſſen entſprach er den von den Liberalen gehegten Erwartungen nicht und legte zugleich mit Richelieu am 28. Dec. 1818 ſein Portefeuille nieder. Fortan entfaltete er in der Pairskammer ein großes Rednertalent und zwar bald für, bald gegen die Regierung. Der Miniſter Martignac, deſſen principloſe Vermittelungspolitik der ſeinigen nicht unähnlich war, berief ihn bei der Vorbereitung der Communal- und Departementalgeſetze in den Staatsrath zurück. Allein erſt nach der Revolution von 1830 eröffnete ſich ihm eine miniſterielle Laufbahn. Durch ſeine frühere Verbindung mit den Doctrinaires erhielt er im erſten Cabinet das Miniſterium des Auswärtigen. Er zeigte ſich in dieſer äußerſt ſchwierigen Stellung, an welche der europäiſche Friede geknüpft war, ganz der Politik des Hofes und der neuen Dynaſtie ergeben, mußte aber darum ſchon am 2. Nov. 1830 dem Herzoge von Broglie weichen. Als ſich das Miniſterium Thiers am 25. Aug. 1836 zurückzog, erhielt M., der ſich beſonders gegen die Intervention in Spanien erklärt hatte, von Könige den Auftrag zur Bildung einer neuen Verwaltung. Nach einer mehrwöchentlichen Kriſis kam endlich in Verbindung mit den Doctrinaires ein Cabinet zu Stande, in welchem er ſelbſt die Präſidentſchaft und das Auswärtige übernahm. Doch die harten, dem conſtitutionellen Princip zuwiderlaufenden Maßregeln, welche dieſes Miniſterium nach dem Attentate des Prinzen Ludwig Napoleon und dem Mordverſuche Meunier's den Kammern vorſchlug, führte ſchon im März 1837 deſſen Auflöſung herbei. Die Doctrinaires ſchieden aus; aber M., der allerdings weniger Angriffe erlitten, ſich auch der Auflöſung der Kammer widerſetzt hatte, blieb nach dem Wunſche des Hofes und brachte endlich nach langen Bemühungen das Cabinet vom 15. April 1837 zuſammen, in welches Montalivet, Salvandy, Lacave-Laplace und Barthe eintraten. Eine ſolche Combination entſprach aber den Wünſchen der parlamentariſchen Majorität und der öffentlichen Meinung noch weniger als die frühere. Ungeachtet der Siege in Algier und des kriegeriſchen Auftretens gegen das wehrloſe Mexico, rief die politiſche Reaction der ganz dem Hofe ergebenen Miniſter nicht nur die Erbitterung der Liberalen, ſondern ſelbſt der Doctrinaires hervor. Die Adreſſe der Kammer, die am 4. Jan. 1839 zur Berathung kam, war eine offene Kriegserklärung an die Regierung und enthielt eine Anſpielung auf die Abhängigkeit des Cabinets vom Willen des Königs. M. dankte unter heftigen Angriffen am 22. Jan. 1839 ab, mußte aber bei den Schwierigkeiten, die Soult erhob, auf den Wunſch Ludwig Philipp's die Führung der öffentlichen Angelegenheiten nochmals übernehmen. Er löſte jetzt zwar die Kammer auf; doch die neuen Wahlen fielen nicht günſtiger für das Miniſterium aus, das darauf am 9. März 1839 definitiv den Rückzug nahm. Seitdem betheiligte er ſich nur ſelten an den politiſchen Discuſſionen. Die Februarrevolution von 1848 war einer politiſchen Thätigkeit von ſeiner Seite noch ungünſtiger und erſt die Zeitverhältniſſe, welche gegen Ende des Jahres 1848 einen Umſchwung in der öffentlichen Meinung hervorbrachten, machten ſeine Wahl in die geſetzgebende Nationalverſammlung, die im April 1849 zuſammentrat, möglich.

Molé, René Franç., einer der berühmteſten franzöſiſchen Schauſpieler, geb. zu Paris am 25. Nov. 1734, ſollte Anfangs die Rechte ſtudiren, wurde aber durch ſeine Neigung dem Theater zugeführt. Nach ſorgfältigen Vorſtudien trat er 1754 zum erſten Male auf dem Théâtre français in der Rolle des Britannicus auf. Er fand bei dem Publikum eine günſtige Aufnahme; da er indeß nicht angeſtellt wurde, ſo begann er ſeine Studien von Neuem und betrat erſt 1760 in der Rolle des Andronicus wieder die Bühne, worauf er 1761 eine feſte Anſtellung erhielt. Allein die Tragödie ſagte ſeinem Naturell weniger zu, einen größern Ruhm erwarb er ſich in den fein komiſchen Rollen, in denen er ſich als der vollendetſte Künſtler zeigte, den das franz. Theater gehabt hat. Während der Schreckensherrſchaft wurde er eine Zeit lang eingekerkert, ſpäter zum Mitglied des Inſtituts und

Digitized by Google

zur Zeit des Kaiſerreichs zum Lehrer der Declamation an der Schule bei der Oper und zum Director der Schule beim Théâtre français ernannt. Er ſtarb in Paris 1805. Außer mehreren Abhandlungen über ſeine Kunſt hat man einige Lobreden von ihm, unter denen ſich das „Eloge de Mlle. d'Angeville“ (Par. 1795) auszeichnet. Seine „Mémoires“ wurden von Etienne (Par. 1825) herausgegeben.

Moleculen heißen in der Phyſik die kleinſten Theile der Körper, welche einige Phyſiker annehmen, um aus ihnen den verſchiedenen Aggregationszuſtand und die mit demſelben zuſammenhängenden Erſcheinungen zu erklären. Sie ſchreiben dieſen kleinſten Theilen daher im Allgemeinen eine eigenthümliche, bald anziehend, bald abſtoßend wirkende Kraft, Molecurkraft zu, welche ſich auf die kleinſten Entfernungen erſtrecken ſoll.

Molière, Jean Baptiſte Pocquelin genannt de, der bekannte franzöſiſche Luſtſpieldichter, welcher dem franzöſiſchen Luſtſpiel die regelmäßige Kunſtgeſtalt verlieh, auf der durch Rotrou und Scarron gebrochenen Bahn fortſchreitend, den für künftige Zeiten gültigen Nationalton angab und nach Boileau's ſinnvollem Ausſpruch, das Zeitalter Ludwig's XIV. literariſch am glänzendſten verherrlichte. Er wurde 1622 den 15. Jan. zu Paris geboren. Der Vater hatte bei der Geburt des Sohnes deſſen Lebensberuf ſchon dahin entſchieden, ſeinen Tapetenhandel und Trödel fortzuſetzen und als Hoftapezierer in des Königs Dienſte zu treten. 14 Jahr alt, beſtand M.'s ganze Gelehrſamkeit in Leſen und Schreiben. In dieſem Alter ſah er zum erſten Male Schauſpiele. Das Sehen reizte ihn zum Leſen der Dichter; Tapetenkram und Trödelbude ekelten ihn an und auf des Großvaters Fürbitte ſchickte man ihn in das Jeſuitencollegium. Hier lehrte Gaſſendi und Pocquelin fand an Chapelle, Bernier und Cyrano drei talentvolle Mitſchüler. 5 Jahre ſtudirte er hier, als ihn häusliche Verhältniſſe zurückriefen. Der kränkliche Vater konnte die Stelle im Dienſte des Königs nicht mehr verſehen und der Sohn mußte für ihn eintreten. Allein bald erwählte er den Schauſpielerſtand und trat unter dem Namen M. bald im Quartier St. Paul, bald in der Vorſtadt St. Germain auf. Nach einiger Zeit verließ er Paris und zog mit einer loſen Bühne durch die Städte Lyon, Bezières, Grenoble u. ſ. w. Nicht blos Schauſpieler, ſchrieb er auch bald Komödien, freilich noch blos für die Caſſe; aber er arbeitete ſeine Luſt- und Trauerſpiele vollkommen aus, die Schauſpieler durften den Dialog nicht aus dem Stegreife dazu liefern und ſchon dadurch erhob er ſeine wandernde Truppe über das gewöhnliche Treiben. Von M.'s Erſtlingsarbeiten iſt außer einigen Titeln nichts mehr vorhanden. Sein „Etourdi ou les contretemps“ (Alles zur Unzeit) machte zuerſt ungemeines Glück; nach ihm die „Précieuses ridicules“ (die Eleganten), worin er auf ſelbſtgebrochener Bahn die Thorheiten ſeines Zeitalters angriff. Als witzigem Kopf mußten ihm die Verirrungen des Geſchmacks zur Satyre dienen. Eine Scene aus der wirklichen Welt hob er auf die Bühne. Der Einfall war neu und der lauteſte Beifall rauſchte ihm zu. Die „Précieuses ridicules“ gaben den Impuls zur Reform der franzöſiſchen Komödie. Da die Burlesken, der Caſſe zu gefallen, beibehalten werden mußten, ſo dachte doch Niemand daran, daß die Bühne eine Sittenſchule werden könnte. M.'s Wunſch war, auf immer nach Paris kommen zu können. Auf Verwenden des Prinzen von Conti erhielt er endlich die Erlaubniß, einmal vor dem Hofe zu ſpielen. Sein Trauerſpiel Nicomedes, mit dem er im Gardenſaale des alten Louvre debütirte, wurde kalt aufgenommen, da ihm die Tragödie mißglückte. Ein kleines Luſtſpiel in einem Aufzuge aber, als erbetene Zugabe, machte den Hof lachen. M. hatte gewonnen und erhielt die Erlaubniß, ſich in Paris mit ſeiner Truppe niederzulaſſen, den Titel: La troupe du Monsieur anzunehmen, und drei Mal wöchentlich auf dem Theater du Petit Bourbon zu ſpielen. Jetzt begann M.'s glänzende Laufbahn und er fand Gelegenheit, ſein ganzes Genie zu entwickeln. Im Jahre 1661 ward die junge und ſchöne Bejard, die Tochter ſeiner früheren Geliebten, M.'s Gattin. Was ſein Aeußeres anlangt; ſo waren ſeine Haltung, wie ſein Charakter edel. Niemand, der ihn auf der Bühne als Sganarell geſehen, erkannte in dem ernſten Manne außer denſelben den Schauſpieler wieder. Die Mitglieder ſeiner Truppe übte er für jede Stelle ſelbſt ein. Baron war nicht der einzige, deſſen Talente M. aus dem Dunkel hervorzog und

Digitized by Google

Racine, der ſelbſt den Namen Corneille's verdunkelte, empfing von ihm die erſte Aufmunterung. Zwei Luſtſpiele: „Sganarelle, ou le cocu imaginaire“ (in unſerer Ueberſetzung: *Eiferſucht in allen Ecken*), und „L'école des maris“ (Männerſchule) gewannen ihm vorzüglich die Gunſt des Hofes und der Stadt. Der König ſelbſt wurde M.'s erklärter Gönner, das gegen den Günſtling der Muſen mächtig gewaffnete Heer der Neider und Tadler mußte ſchweigen und M. erhielt das von Richelieu neuerbaute Theater im Palais-Royal. Weniger gediegen war das nächſtfolgende Luſtſpiel, dem Titel nach das Gegenſtück zur Männerſchule: die „L'école des femmes“ (in unſerer Ueberſetzung: *Wer zuletzt lacht, lacht am beſten*). Obwohl man es gut aufnahm und über der Wirkung des Ganzen die einzelnen Mängel Anfangs überſah, ſo wußte M. doch, als dieſe ſpäter deſto heftiger gerügt wurden, in ſeiner „Critique de l'école des femmes“, worin er eine Geſellſchaft von Schöngeiſtern ſich über das vielangefochtene Stück entzweien, alles Lächerliche aber auf die Gegner desſelben fallen läßt, die Kritiker abermals zum Schweigen zu bringen und der bekannte Edmund Bourſault wurde ſammt ſeinem: „Portrait du peintre, ou la contrecritique de l'école des femmes“ von M. in ſeinem „L'impromptu de Versailles“ mit ariſtophaniſcher Ausgelaſſenheit durchgezogen. Unſer Dichter ſtieg immer höher in der Gunſt des Königs, wurde in die Penſionsliſte eingerückt und erhielt jährlich 1000 Livres und freien Zutritt bei Hofe. Die geiſtvollſten Männer, Chapelle, Jouſac, Desbareaux u. A. wurden ſeine Geſellſchafter. Auf ſeinem Landgute zu Auteuil, 1 Stunde von Paris, lebte er ganz den Muſen und der Freundſchaft. Allgemeine Senſation unter den Frömmlern der Hauptſtadt erregte der 1665 zum erſten Male aufgeführte: „*Don Juan*“. Man war empört über ſolche religiöſe Spöttereien, allein der König ſchützte ſeinen Günſtling auch hier gegen Beeinträchtigung ſeiner oft zügelloſen Freimüthigkeit und bewilligte ſeiner Geſellſchaft eine Penſion von 7000 Livres und den Titel der königlichen Schauſpielertruppe. Außer mehreren kleinen Luſtſpielen von geringem Kunſtgehalt, die M. größentheils zur Verherrlichung von Hoffeſten ſchreiben mußte, wie: „Les Facheux“, „L'amour médicin“ (in unſerer Ueberſetzung: *die ſympathetiſche Kur*) „Mélicerte“, ein heroiſches Paſtorale u. ſ. w., die er aber als flüchtige und durch ſeine Stellung erzwungene Arbeiten ſelbſt verwirft, erſchien bis zu dem ſturmvollen Jahre 1665 auf ſeiner Bühne nichts Neues. Im folgenden Jahre erſchien ſein „*Miſanthrop*“, einmüthig von allen Kennern das Meiſterwerk der Molière'ſchen Muſe genannt, gefiel aber nur kurze Zeit, denn es war zu fein für die Menge und nur zum Leſen geeignet. M. nahm daher wieder zur Poſſe ſeine Zuflucht und ſo entſtand der „Médicin malgré lui“ (in unſerer Ueberſetzung: *der Wunderarzt*). Größeren Beifall erhielt ſein Luſtſpiel: „Le Sicilien ou l'amour peintre“ (der Sicilianer). Im Febr. 1667 fing M.'s Geſundheit zu wanken an, doch die ſchönen Tage des Frühlings ſtellten ihn wieder ſo weit her, daß er am 5. Aug. 1667 mit königlicher Erlaubniß ſeinen „*Tartüffe*“ geben konnte. Das Stück wurde mit dem rauſchendſten Beifall gekrönt, die abermalige Aufführung aber von Seiten des Parlamentspräſidenten, während der König im Lager vor Lille in Flandern war, verboten. M. wandte ſich ſchriftlich an den König, erhielt die Erlaubniß zur Aufführung und 3 Monate lang ward es nach einander bei immer vollem Hauſe gegeben. Nur die Partei der Frommen ließ mehr als 20 Schmähſchriften erſcheinen; die berühmteſten Kanzelredner donnerten gegen M. und verdammten ihn ſogar zum Scheiterhaufen. In dem Zwiſchenraume von Auguſt 1667 bis Febr. 1669, wo der Tartüffe verboten war, trat M. mit ſeinem „*Amphytrion*“ und dem „*Geizigen*“, zwei freie Nachahmungen des Plautus, auf. Voltaire ſetzt wohl mit Recht beide Stücke über die Arbeiten des römiſchen Dichters hinaus, da M.'s Witz treffender, ſeine Anſpielungen verſtändlicher ſind. — Außerdem gab M. in eben der Zeit den „George Dandin ou le mari confondu“ (in unſerer Ueberſetzung: *Peter Rothbart*). Die Eiferſucht eines Ehemannes ſchien damals M.'s Lieblingsgegenſtand zu werden. Er iſt unerſchöpflich an Witz und Laune, das Lächerliche dieſer Leidenſchaft darzuſtellen, vielleicht als moraliſche Arznei für ſich ſelbſt. Denn M. mußte ſich von ſeiner jungen Gattin, die er ſehr liebte, endlich trennen. Dieſem Stücke folgten mehrere mittel-

Digitized by Google

mäßige, ſo die bekannte Poſſe: „Monsieur de Pourceaugnac“, „Les amans magnifiques“ und die niedliche Poſſe: „Le bourgeois gentilhomme“ (der Adelſüchtige). Um dieſe Zeit wurde M. Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Im Jahre 1671 wurde ſeine Poſſe: „Fourberies de Scapin“ zum erſten Male gegeben. Sie iſt ganz in italieniſchem Geſchmack, abenteuerlich und poſſenhaft, oft bis zur Albernheit, eine Nachahmung von Terenz's Phormion. Mehr Aufſehen erregten 1672 die „Femmes savantes“. Dieſes Luſtſpiel erhielt von den Kennern den Rang des Tartüffe und Miſanthrope, iſt aber ſo leer an Handlung und Intrigue, daß es Anfangs ſehr kalt aufgenommen wurde, bis der König applaudirte, dem nun Hof und Stadt nachfolgten. Für das heutige Paris haben M.'s „gelehrte Frauen“ nicht daſſelbe Intereſſe, da das Ganze Perſonalſatyre war. — Die „Comtesse d'Escarbagnas“ (Gräfin von Hoheunaſen) und ſeine „Malade imaginaire“ (der Kranke in der Einbildung) ſind M.'s letzte Arbeiten. Das letzte Stück ſchrieb er, als er bereits mit dem Tode kämpfte. Am 17. Febr. 1673 fühlte er ſich beſonders ſchwach, doch war er nicht davon abzubringen, der Aufführung ſeines Kranken in der Einbildung beizuwohnen. Bald nach Beendigung des Stücks überfiel ihn ein heftiger Froſt, ihm folgte ein ſtarker Blutſturz, der ſeinem Leben ein Ende machte, noch ehe er Abſchied von ſeiner Gattin genommen und von den zögernden Prieſtern der Pfarrei St. Euſtache Abſolution hatte erhalten können. Erſt als er bereits ausgeathmet, erſchien einer derſelben und verweigerte das Begräbniß, weil M. ohne Abſolution verſchieden. Auf Befehl des Königs wurde dieſem Streit endlich ein Ende gemacht und M.'s Leiche auf den St. Joſephs-Kirchhof beigeſetzt. Eine unzählige Menge von Stanzen, Epitaphien, Sonnetten, epigrammatiſchen Grabſchriften und Lobliedern in franzöſiſcher, lateiniſcher und italieniſcher Sprache verherrlichten den Tod des großen Künſtlers. M. hinterließ eine 10jährige Tochter, die ſchön und geiſtvoll geweſen ſein ſoll. M.'s Truppe verlor durch den Tod ihres Meiſters Alles und wurde bald nach erfolgtem Abgange einiger der vorzüglichern Mitglieder aufgelöſt. Die wichtigſten der 30 Molière'ſchen Luſtſpiele haben wir genannt. Sie zeichnen ſich durch reiche Kenntniß des geſellſchaftlichen Lebens, beſonders in den untern Volksclaſſen und treue Darſtellung der allgemeinen Charaktere aus. In der Darſtellung des Niedrigkomiſchen war M. unerreichbar. Sein Dialog iſt unübertrefflich, die Sprache eigenthümlich plaſtiſch, und bei auffallender Ungleichheit, weich und gefällig, der Versbau bequem wohllautend. 105 Jahr nach M.'s Tode verehrte d'Alembert der Akademie deſſen Büſte mit der Inſchrift von Saurin: Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre. Am 6. Juli 1792 wurde ſeine Aſche in das Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler gebracht, von wo aus man ſie am 6. März 1817 nach dem Père Lachaiſe brachte und neben Lafontaine beiſetzte. Das Théâtre français, jetzt Théâtre de la republique, feiert ſeinen Geburtstag jährlich durch Aufführung eines ſeiner Stücke. Auch wurde ihm 1845 in der Rue Richelieu, ein öffentliches Denkmal errichtet. Seine Werke ſind unzählige Male herausgegeben worden; wir nennen von den ältern Ausgaben beſonders die Amſterdamer (5 Bde., 1675) und von den neuern die von Auger commentirte (9 Bde., Par. 1819), die von Nodier und die von Didot; durch Genauigkeit der Variantenſammlung und durch Mittheilung neuaufgefundener Stücke zeichnet ſich die Ausgabe von Aimé Martin (Par. 1845 flg.) aus. Vgl. Cailhava „Etudes sur M.“ (Par. 1802) und J. Taſchereau „Histoire de la vie et des ouvrages de M.“ (Par. 1825; neue Aufl., 1828). Ein treues Bild von M.'s Geſichtszügen verdankt man ſeinem Freunde, dem Maler Mignard.

Molina, Ludwig, Jeſuit und Lehrer der Theologie an der portugieſiſchen Univerſität zu Evora, geb. 1540, iſt durch ſeine vermittelnde Theorie über G n a d e (ſ. d.) und Prädeſtination bekannt geworden. In der Abſicht, Auguſtinismus und Semipelagianismus miteinander zu vereinigen, gab er das Werk „Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia“ (Liſſab. 1588, 4.) heraus und lehrte darin, daß die Gnade Gottes zwar die Bedingung der Seligkeit ſei, aber Jedem zu Theil werde, der mit den noch übrigen Kräften des freien Willens das Seinige thue, daß alſo die Erlangung oder der Verluſt der Seligkeit doch von der menſchlichen Selbſt-

Digitized by Google

beſtimmung abhänge. Dieſe offenbar pelagianiſirende Anſicht wurde von den Dominicanern heftig bekämpft, dagegen von den Jeſuiten, die deshalb Moliniſten genannt wurden, vertreten und veranlaßte ſo einen Streit, zu deſſen Schlichtung Papſt Clemens VIII. die Congregatio de auxiliis niederſetzte und der nachmals, nach dem im Jahre 1600 erfolgten Tode M.'s, in dem Kampfe über die Lehre des Janſen (ſ. d.) ſich fortſetzte.

Molinos, Michael, ſpaniſcher Myſtiker, geb. 1640 in Saragoſſa, hatte zu Pampelona und Coimbra ſtudirt und war vielleicht mit der um 1575 entſtandenen Secte der Alombrados oder Erleuchteten in Berührung gekommen. Seit 1669 lebte er als Doctor der Theologie und Prieſter in Rom, gewann daſelbſt mehrere hochgeſtellte Freunde und gab für dieſe ſeine Schrift „Guida spirituale“ (Rom 1675; lat. von A. H. Francke, Lpz. 1687; deutſch von G. Arnold, Frankf. 1699) heraus, worin er im Gegenſatze zu dem kirchlichen Mechanismus die wahre Religioſität als ſüße Seelenruhe, als reine Gottesliebe und als unmittelbare Anſchauung Gottes darſtellte. Deshalb nannte man ſein Syſtem Quietismus (ſ. d.) und ſeine Anhänger Quietiſten. Die Inquiſition unterſuchte auf Betrieb des Jeſuiten Lachaiſe jene Schrift und die Vorträge des M. und fand darin 68 ketzeriſche Sätze, die Papſt Innocenz XI. 1687 als ſolche verdammte. M. mußte darauf in demſelben Jahre ſeine Irrthümer abſchwören und beſchloß unter harten Bußübungen in einem Dominicanerkloſter ſein Leben. Er ſtarb 1696. Vgl. „Recueil des diverses pièces concernant le Quiétisme, ou Molinos, ses sentimens et ses disciples“ (Amſt. 1688).

Molione, die Gemahlin des Aktor, des Bruders des Epeerkönigs Augeas, wurde durch ihn, nach Spätern aber durch Poſeidon, Mutter des Eurytos und Kteatos, welche nach ihr Molioniden heißen. Als Herakles wegen des verweigerten Lohnes gegen Augeas zog, übertrug dieſer ſeinem Neffen die Führung des Kriegs, in welchem Herakles den größten Theil ſeines Heeres verlor. Aber bald vergalt er es den Molioniden. Als ſie nämlich zu den iſthmiſchen Spielen zogen, paßte er ihnen in den Klippen bei Kleonä, an den Grenzen von Argolis, auf und erſchlug ſie.

Molitor, Gabriel Jean Joſ., Graf, Marſchall von Frankreich, geb. am 7. März 1770 zu Hayange im Moſeldepartement, erhielt von ſeinem Vater, einem alten Militär, eine ſorgfältige Erziehung und trat in der Revolution als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon. In dieſer Eigenſchaft wohnte er dem Feldzuge von 1792 in der Nordarmee bei und ging dann als Generaladjutant zur Ardennen-, 1793 aber zur Moſelarmee, wo ihn Hoche (ſ. d.) ſeiner Tüchtigkeit wegen oft an die Spitze einer Brigade ſtellte. Er focht mit Auszeichnung in den Armeen am Rhein und an der Donau, erhielt 1799 den Rang eines Brigadegenerals und wurde nach der Schweiz geſendet, wo ihn Maſſéna mit einer ſchwachen Brigade in die kleinen Cantons abſchickte, um ſie gegen die öſterreichiſche und ruſſiſche Armee zu vertheidigen, was er auch mit erſtaunenswerther Kühnheit und nicht ohne Erfolg that. Im Feldzuge von 1800 befehligte er unter Moreau in der Rheinarmee; überſchritt bei Stein den Fluß, warf mit wenigen Grenadieren den Feind, zerſprengte am folgenden Tage, am 3. Mai, deſſen rechten Flügel bei Stockach, wendete ſich dann zurück gegen den linken und half die Schlacht bei Möskirch gewinnen. Man vertraute ihm hierauf ein Corps von 5000 Mann, mit dem er unter anhaltenden Gefechten 25,000 Oeſterreicher in Tirol aufhielt. Noch vor dem Friedensſchluß ernannte ihn der erſte Conſul auf Moreau's Empfehlung zum Diviſionsgeneral und gab ihm ſpäter den Befehl über die 7. Militärdiviſion zu Grenoble, wo er glücklich zur Beſänftigung der politiſchen Parteien wirkte. Als der Krieg von 1805 begann, folgte M. dem Marſchall Maſſéna nach Italien und zeichnete ſich an der Spitze der Avantgarde bei Vago, beſonders aber bei Caldiero aus. Nach dem Frieden von Preßburg wurde er vom Kaiſer als Generalgouverneur nach Dalmatien geſchickt. Er erwarb ſich daſelbſt mancherlei Verdienſte um die Organiſation des Landes und wußte auch mit Klugheit und Feſtigkeit gegen die Diplomatie des öſterreichiſchen Cabinets anzukämpfen. Nachdem er mittels einiger zuſammengeraffter Fahrzeuge die Ruſſen von der Küſte vertrieben, eilte er mit 1700 Mann dem von 13,000 Ruſſen und Montenegrinern zu Raguſa eingeſchloſſenen Lauriſton zu Hülfe und nöthigte den Feind durch

Digitized by Google

mehrere Angriffe zur Einſchiffung. Im Jahre 1807 erhielt er den Befehl, ſeine Streitkräfte nach den Küſten des baltiſchen Meeres gegen die Schweden zu führen. Er griff den Feind bei Damgarten an, erzwang den Uebergang über die Regnitz und verfolgte den König Guſtav IV. Adolf von Schweden bis nach Stralſund. Bei der Belagerung dieſes Platzes führte er den linken Flügel und trug ſehr viel zur Eroberung bei. Napoleon belohnte ſeine Dienſte mit dem Oberbefehl über das Obſervationsheer, dem Generalgouvernement von Schwediſch-Pommern, dem Grafentitel und einer reichen Dotation. Im Feldzuge von 1809 führte M. eine Diviſion unter Maſſéna und nach der Schlacht von Eckmühl detachirte ihn der Kaiſer nach Neumarkt, wo er 25,000 Oeſterreicher ſiegreich aufhielt und die hartbedrängten Bayern freimachte. Am 19. Mai trieb er die Oeſterreicher von der Inſel Lobau; in der Schlacht von Eßling aber ſetzte er ſich zu Aspern feſt, das er mit ſeiner geſchwächten Diviſion 5 Stunden gegen die furchtbaren Angriffe der öſterreichiſchen Armee vertheidigte. Eine gleiche kalte Beharrlichkeit entfaltete er auch in der Schlacht bei Wagram. Im Jahre 1810 führte er den Befehl in den Hanſeſtädten und ging dann 1811 mit ſeiner Diviſion nach Holland, das er erſt gegen Ende des Jahres 1813 verließ. Nachdem er in dem Feldzuge von 1814 dem Corps Macdonald's zugetheilt worden war und bis zur Abdankung Napoleon's die verzweifeltſten Auſtrengungen gemacht hatte, unterwarf er ſich endlich den Bourbons und wurde als Generalinſpecteur angeſtellt. Weil er ſich jedoch während der Hundert Tage vom Kaiſer zur Organiſation der Nationalgarden in Elſaß bewegen ließ, verlor er mit der zweiten Reſtauration ſeine öffentliche Stellung, bis ihm der Miniſter Gouvion Saint-Cyr 1818 das Amt eines Generalinſpecteurs wieder verlieh. Um den Krieg gegen die ſpaniſchen Cortes populär zu machen, trug der Hof auch ihm in dem Feldzuge von 1823 ein Commando an, das er nur annahm, nachdem ihm Ludwig XVIII. politiſche Mäßigung gelobt. Er operirte hierauf an der Spitze des zweiten Armeecorps im öſtlichen Spanien und führte durch die Raſchheit ſeines Verfahrens und die Entſchiedenheit ſeiner Angriffe die ſchnelle Beendigung des Kriegs herbei. Nach der Rückkehr erhob ihn der König am 9. Oct. 1823 zum Marſchall und Pair von Frankreich, welche Würden er auch nach der Revolution von 1830 behielt. Seine Muße verwendete er zu literariſchen Arbeiten und hat mehrere gediegene Aufſätze in den „Spectateur militaire“ geliefert.

Molken nennt man den von den eiweißſtoffigen, käſigen und buttrigen Subſtanzen getrennten wäſſrigen Theil der Milch, welcher noch den in der Milch befindlichen Zucker und alle ihr eigenthümlichen Salze enthält. Die Bereitung der M. geſchieht mittels irgend einer milden Säure, welche, kochender, vom Rahm befreiter Milch zugeſetzt, die eben genannten zu trennenden Beſtandtheile zum Gerinnen (Coaguliren) bringt. Die reinſten und ſüßeſten M. erhält man durch Zuſatz eines Stückes im Waſſer erweichten Kälbermagens (10—15 Gran auf 1 Pfund Milch); außerdem dient auch dazu Citronenſaft (1 Drachme bis 4 Scrupel), Weineſſig (1—2 Drachmen), Weinſteinrahm ($^1/_2$—1 Drachme), Rheinwein (2—4 Unzen), Tamarindenmark (3—6 Drachmen), oder endlich gereinigter Alaun ($^1/_2$—1 Drachme). Die nach geſchehenem Durchſeihen erhaltene immer noch etwas trübe Flüſſigkeit muß man hierauf abklären, durch Zuſetzen von geſchlagenem Eiweis, etwas weinſteinſaurem Kali, ſowie durch abermaliges Kochen und Filtriren. Nun erſt ſtellen ſich die Molken als eine reine, helle Flüſſigkeit von grünlich-gelber Farbe und ſüßem Geſchmacke dar. In mediciniſcher Hinſicht kommen den M. mäßig nährende, erweichende und gelind abführende Eigenſchaften zu. Sie werden theils da in Anwendung gezogen, wo man anhaltend gelind eröffnen will, theils zu Frühlings- und Sommercuren beſonders für ſolche Perſonen benutzt, die an chroniſchen Uebeln der Bruſt- und Verdauungsorgane leiden. Wo die Milch ſelten iſt, bereitet man die M. auch künſtlich aus dem Molkenpulver, deſſen Hauptbeſtandtheil Milchzucker (ſ. d.) iſt.

Moll, vom latein. Worte mollis, heißt in der Tonkunſt die weiche Tonart, im Gegenſatze der harten oder Durtonart. Die Molltonart iſt kenntlich an der kleinen Terz (ſ. Tonart).

Molla, bei den Türken derjenige geiſtlich-richterliche Staatsbeamte, welcher die

Digitized by Google

Oberaufſicht über die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit ganzer Diſtricte führt. Unter ihm ſtehen der Kadi und über ihm alle Glieder des Divan.

Mollbret heißt ein landwirthſchaftliches, einem Schubkarren ähnliches Inſtrument zu Erdarbeiten, z. B. zum Ebenen der Wieſen u. ſ. w. Je nach ihrer Größe erfordern die Mollbreter eine Anſpannung von 2 bis 4 Zugthieren.

Moller, Georg, großherzoglich heſſiſcher Hofbaudirector und Geheimer Oberbaurath, wurde 1784 zu Diepholz im Hanöverſchen geboren, ſtudirte in Karlsruhe unter Weinbrenner die Baukunſt und hielt ſich dann von 1807—10 in Italien auf, wo er beſonders die mittelalterlichen Bauwerke von Florenz, Piſa und Siena ſtudirte. Seine Vorliebe für altdeutſche Baukunſt brachte ihn auch damals wie ſpäter in die freundlichſte Berührung mit Thorwaldſen, Goethe, Boiſſerée, Wilhelm von Humboldt und Rauch. Nach ſeiner Rückkehr 1810 trat er als Hofbaurath in großherzoglich heſſiſche Dienſte. Die bedeutendſten der ſeitdem durch ihn und unter ſeiner Leitung zur Ausführung gekommenen Gebäude ſind in Darmſtadt: das Caſino (erbaut 1817), das Opernhaus (1819), die katholiſche Kirche (1824), die neue Kanzlei (1826); ferner die katholiſche Kirche in Bensheim an der Bergſtraße (1827), die Reſtauration der Oſtſeite der Domkirche in Mainz (vollendet 1828) und das neue Schauſpielhaus daſelbſt (1833), bei welchem letztern Gebäude zuerſt auch für das Aeußere die Form der antiken Theater angewendet wurde. In den mit dem verſtorbe- Oberbaurath Heger herausgegebenen „Entwürfen ausgeführter und zur Ausführung beſtimmter Gebäude" (Darmſt. 1824 flg.) gab er von dem Theatergebäude und der katholiſchen Kirche in Darmſtadt und auch von dem neuen Theater in Mainz genaue architektoniſche Zeichnungen in mehreren Blättern.

In den Jahren 1827 und 1830 machte M. eine Reiſe nach Paris und London, um ſich mit den neuern franzöſiſchen und engliſchen Conſtructionen näher bekannt zu machen. Er iſt Ritter des Ludwigs- und Guelphenordens, wurde 1817 Mitglied der Berliner Akademie, 1837 Mitglied des Royal institute of british architects in London, 1838 Mitglied der Wiener Akademie und 1839 zum Correſpondenten des franzöſiſchen Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts in Bezug auf Alterthümer ernannt. In ſeinen Schriften: „Die Originalzeichnung des Doms zu Köln" (Darmſt. 1816), „Denkmäler der deutſchen Baukunſt" (Bd. 1—3, Darmſt. 1815—45, Fol.), zu welchen der erläuternde Text unter dem Titel: „Ueber altdeutſche Baukunſt" (2. Aufl., Darmſt. 1831) erſchien, „Beiträge zur Lehre von den Conſtructionen" (Darmſt. 1835 flg.), wie durch ſeine Bauwerke, als leitender und lehrender Vorſtand ſeiner Ateliers, wie als Director des geſammten Hof- und Landbauweſens im Großherzogthum Heſſen, hat M. den bedeutendſten und ausgebreitetſten Einfluß auf die Förderung der geſchichtlichen Kenntniß und Theorie der Baukunſt, wie überhaupt auf die Richtung und Belebung der architektoniſchen Thätigkeit ausgeübt. Er iſt der Anſicht, daß der Architekt den Geiſt ſeiner Zeit richtig beurtheilen und in Uebereinſtimmung mit ihm wirken müſſe; er glaubt nicht, daß die altdeutſche Baukunſt allgemein eingeführt werden könne, wie ſehr er ihren Kunſtwerth auch anerkennt und hält die Vervollkommnung des conſtructiven Theils der Architektur für einen der wichtigſten Hebel zum weitern Fortſchritt dieſer Kunſt in gegenwärtiger Zeit. Die altdeutſche Conſtructionsart, die man fälſchlich mit der altdeutſchen Baukunſt zugleich aufgegeben hatte, ſcheint ihm in techniſcher Hinſicht die größte Beachtung zu verdienen. Er ſuchte zuerſt auf die conſtructiven Grundſätze des Mittelalters aufmerkſam zu machen und nachzuweiſen, wie die außerordentliche Leichtigkeit und Feſtigkeit der altdeutſchen Bauwerke auf der Anwendung eines ſehr einfachen Princips beruhe, das er das Netz- oder Knotenſyſtem nennt und das er bei vielen ſeiner eigenen Conſtructionsbauten, wie an der Kuppel der katholiſchen Kirche und an dem Dache des neuen Kanzleigebäudes in Darmſtadt, an der Kuppel des Doms zu Mainz und an dem Dache des Theaters daſelbſt, ſowie an mehreren Brücken und Thürmen auf gewandte und geiſtreiche Weiſe mit glücklichem Erfolge zur Anwendung brachte. Zu ſeinen vorzüglichſten Schülern gehören, außer dem erwähnten Franz Heger, der Oberbaurath Lerch, in heſſiſchen Dienſten, Profeſſor Heſſemer in Frankfurt a. M., Stadtbaumeiſter Andrä

Digitized by Google

in Hanover und viele andere jüngere Architekten, die von nah und fern in ſeinen Ateliers zuſammenkamen, um vor Allem die conſtructiven Geheimniſſe der Baukunſt kennen zu lernen.

Mollusken oder *Weichthiere* bilden eine ſehr große Thierclaſſe, deren Bau ſie von andern Claſſen deutlich unterſcheidet. Sie haben kein inneres Skelett, ſind daher aſymetriſch und formlos, oder doch, je nachdem ſie ſich zuſammenziehen, von ſehr veränderlicher Geſtalt. Sie ſind häufig von gallertartiger Conſiſtenz, meiſt ſehr ſchleimig, mit einer muskelreichen Hülle (Mantel) umgeben, ohne deutliche Körpergliederungen, zum Theil ohne eigentlichen Kopf, niemals mit freien Bewegungswerkzeugen verſehen. Daher kriechen ſie theils wie Schnecken auf dem Bauche, theils haben ſie floſſenartige Anhänge, theils ſind ſie feſt angewachſen an Felſen u. ſ. w., wie die *Auſtern* (ſ. d.). Ein eigentliches Hirn- und Rückenmark fehlt allen M.; Augen haben nur diejenigen der höheren Ordnungen; ſehr viele ſind eigentliche Zwitter. Mit Ausnahme der Schnecken im ſtrengen Sinne ſind ſie alle Waſſerthiere, beſonders aber Bewohner des Meeres. Ihre Bewegungen ſind langſam und ihre Nahrung beſteht ſelten aus Pflanzen, gewöhnlich aus kleinern Thieren. Manche, wie die Sepien oder Tintenfiſche (ſ. *Sepien*), ſind den ſchwächern Meeresgeſchöpfen gegenüber den Raubthieren zu vergleichen; die kleinſten ſind faſt mikroſkopiſch, die größten, z. B. die Rieſenmuſchel, wiegen einige Centner. Viele ſind eßbar und machen die Hauptnahrung roher Völker aus, oder ſind, wie die Auſtern und Perlenmuſcheln, ein wichtiger Gegenſtand des Handels in civiliſirten Ländereien. Die erſte Abtheilung der M. bilden die mit Kopf verſehenen Mollusken; ſie zerfallen wieder nach der Geſtalt ihrer Bewegungswerkzeuge in mehrere Ordnungen. Auch die zweite Abtheilung, die Akephala oder kopfloſen M., theilt man in mehrere Ordnungen nach Geſtalt des Mantels u. ſ. w. Die M. der erſten Abtheilung ſind gemeiniglich mit kalkigen einfachen Gehäuſen (*Conchylien*), die der zweiten mit zweiklappigen Schalen (*Muſcheln*) verſehen. Dieſe ſehr vielartig geſtalteten, oft ſehr zierlichen und nicht ſelten ſehr glänzend gefärbten Kalkbedeckungen entſtehen durch Ausſchwitzung auf der Oberfläche des Thieres, dem Mantel, ſind in derſelben Gattung der Hauptſache nach von derſelben Form und ſchon von den Römern für Sammlungen geſucht worden. *Conchylienſammlungen* ſind auch gegenwärtig noch ſehr beliebt, obgleich der Stand der Wiſſenſchaft ſich geändert hat und Berückſichtigung des eigentlichen Weichthieres und ſeiner Anatomie erfordert. Zumal im 18. Jahrhundert wurde mit Conchylien viel Luxus getrieben und ausſchweifende Preiſe für die ſeltnern bezahlt. Es gibt viele Werke mit Abbildungen derſelben; wir nennen von den ältern Martini's und Chemnitz's „Neues ſyſtematiſches Conchyliencabinet“ (12 Bde., Nürnb. 1769—95, 4.), von den neueſten die Werke von Reeves, Kiener, Féruſſac und Roßmäßler, „Ikonographie der europäiſchen Land- und Süßwaſſermollusken“ (Lpz. 1836 flg., 4, mit Kpfrn.). In den frühern Erdperioden ſcheinen die M. noch weit häufiger geweſen zu ſein als gegenwärtig, denn man findet ganze Berge, die der Hauptſache nach aus verſteinerten Conchylien und Muſcheln beſtehen.

Mollweide, Karl Brandau, einer der ausgezeichnetſten Mathematiker der neuern Zeit, geb. 1774 zu Wolfenbüttel, war ſeit 1800 Lehrer der Mathematik und Phyſik am Pädagogium zu Halle, von wo er 1811 als Profeſſor der Mathematik nach Leipzig kam, hier bald darauf zum Obſervator der Sternwarte ernannt ward und 1825 ſtarb. Er hat um die Löſung vieler Aufgaben aus der höheren Mathematik ein unbeſtrittenes Verdienſt. Von ſeinen trefflichen Schriften nennen wir nur: „Prüfung der Farbenlehre Goethe's und Vertheidigung des Newton'ſchen Syſtems gegen denſelben“ (Halle 1820); „Darſtellung der optiſchen Irrthümer in Goethe's Farbenlehre“ (Ebend. 1821). Außerdem bearbeitete er den vierten Theil des mathematiſchen Wörterbuchs von Flügel (Lpz. 1823).

Mollwitz, Dorf im preußiſchen Regierungsbezirk Breslau bei Brieg in Niederſchleſien. Hier ſchlug am 10. April 1741 der preußiſche Generalfeldmarſchall, Graf von *Schwerin* (ſ. d.) die Oeſterreicher, welcher Sieg Schleſiens Schickſal entſchied und mit

Digitized by Google

dem Frieden von Breslau das Ende des erſten ſchleſiſchen Krieges herbeiführte (vergl. Friedrich II.).

Molo, Mole, Mulje, Seew., ein Steindamm, welcher vom Lande aus in das Meer gebaut wird, um einen Hafen, welcher nicht tief genug in das Land geht, gegen Winde zu ſchützen. Man fertigt den M. dadurch, daß man mit Steinen gefüllte Küſten oder große Felsſtücken in das Meer ſtürzt. So weit der M. über das Waſſer herausragt, bekommt er gewöhnlich eine Bekleidung von großen Quadern.

Moloch, eigentlich Molech oder Milkom, iſt der ſemetiſche Name eines ammonitiſchen Gottes, ähnlich dem Kronos zu Karthago, der auch zuweilen von den Juden in ihrem Götzencultus verehrt wurde. Inſofern der Götzendienſt ein heidniſch-aſtrologiſches Princip hatte, bezeichnete M., das im Semetiſchen König ausdrückt, auch den Planet Saturn. Das Bild dieſes Götzen, welches nach dem alten Teſtament im Thale Hinnom (*γεέννα*) aufgeſtellt wurde, war eine hohle, eherne, koloſſale, menſchenähnliche Geſtalt mit einem Stierkopf, in deren glühend gemachten Armen Kinder bei rauſchender Inſtrumentalmuſik geopfert wurden. Wegen dieſes Molochfeuers wurde das Hinnomthal als ein Ort der ewigen Verdammniß, als Symbol der Hölle betrachtet.

Moltke, eine berühmte däniſche Familie, die eine Menge Staatsmänner und andere auszeichnete und verdiente Glieder aufzuweiſen hat. Sie iſt ſeit dem 13. Jahrh. in Schweden, Dänemark und Mecklenburg anſäſſig und theilt ſich in die ältere und jüngere Linie. Die erſtere wurde von Friedrich, Grafen von M. geſtiftet und 1740 in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben; die letztere, welche 1750 den Grafentitel erhielt, ſtiftete Adam Gottlob, Graf von M., geb. 1709, geſt. 1792, Miniſter und Freund des Königs Friedrich's V. von Dänemark und Freund Klopſtock's. Außerdem verdienen Erwähnung Joachim Godske, Graf von M., als Staatsmann und Beſchützer der Wiſſenſchaft bekannt. Er bekleidete zwei Mal den Poſten eins däniſchen geheimen Staatsminiſters, zuerſt von 1775—84 und zuletzt zu einer Zeit, wo die Lage des Staates wenig erfreuliche Ausſichten darbot, von 1813—1818, rettete mit perſönlichen Aufopferungen den Staatscredit und unterſtützte einen großen Theil während dieſer Periode verarmter Staatsdiener aus eigenen Mitteln. Er ſtarb am 5. Oct. 1818. — Adam Wilh., Graf von M., geb. 1785, iſt gegenwärtig däniſcher geheimer Staats- und Conferenzminiſter und Großkreuz des Dannebrog-Ordens. — Magnus, Graf von M., däniſcher Kammerherr, erſter Rath im ſchleswigſchen Obergericht, Präſident der erſten ſchleswigſchen Ständeverſammlung, ſtammt aus einer alten adeligen Familie in Schleswig-Holſtein und ward am 20. Aug. 1783 geboren. Bis zum 15. Jahre lebte er im älterlichen Hauſe, bezog dann, vom Profeſſor Schlichtegroll begleitet, das Gymnaſium zu Gotha und nach einem vierjährigen Aufenthalte daſelbſt die Univerſitäten Kiel und Göttingen, wo er ſich neben dem Rechtsſtudium auch hiſtoriſchen, politiſchen, nationalökonomiſchen und äſthetiſchen Studien ergab. Nach beſtandenem Examen hielt er ſich längere Zeit in Paris auf, ward nach ſeiner Rückkehr 1808 Auscultant beim ſchleswigſchen Obergericht und 1813 Rath. Seine ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien führten ihn zu Haller's „Reſtauration der Staatswiſſenſchaften“ und die auf einer Reiſe in die Schweiz gemachte perſönliche Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer erhöhte den Einfluß auf ſeine Geſinnung bedeutend. Seine damalige Geiſtesrichtung iſt in der Schrift: „Ueber den Adel und deſſen Verhältniß zum Bürgerſtande“ (Hamb. 1830) klar ausgeſprochen. Sie rief die von Heyne herausgegebene treffliche Schrift Kahldorf's: „Ueber den Adel an den Grafen M. von M.“ (Hamb. 1831) hervor. Die perſönliche Bekanntſchaft mit Heyne, die im Jahre 1831 in Paris geſchah und eine Reiſe durch Oberitalien, die Schweiz und mehrere conſtitutionelle Staaten Deutſchlands gaben M. eine entſchiedene Richtung zum Liberalismus und die Schriften: „Reiſe durch das obere und mittlere Italien“ (Hamb. 1833) und „Ueber das Wahlgeſetz und die Kammer mit Rückſicht auf Schleswig und Holſtein“ (Hamb. 1834) trugen das deutliche Gepräge davon. Die Stadt Schleswig ernannte ihn im Sommer 1834 zu ihrem erſten Abgeordneten zur Verſammlung der berathenden Provinzialſtände und M. nahm ſehr

Digitized by Google

geſchmeichelt dieſe Wahl an, obwohl er von Seiten des Adels manches harte Wort deshalb vernehmen und hören mußte, daß man die Umänderung ſeiner Geſinnung dem Verdruß über die Vernachläſſigung von Seiten des Königs zuſchrieb. Bei der Ständeverſammlung ward M. zum Präſidenten gewählt, doch fand er ſich hier nicht an ſeinem Platze, da er liberaler war, als die Mehrheit der Kammer, ein ſchwankendes Juſte-milieu ohne politiſche Bildung und Charakter. M. ſuchte Propoſitionen, die durchgreifende Hauptreformen bezweckten, vor andern minder wichtigen zur Verhandlung zu bringen, verletzte aber dadurch Manche, die in ihrer Eitelkeit ihre Propoſitionen nicht zurückgeſetzt wiſſen wollten. Er kam aber auch mit dem königlichen Commiſſarius in ſcharfe Berührung, da er für Angelegenheiten, wie für Preßfreiheit, die Ordnung des Finanzweſens, Aufhebung des Lottos ꝛc., entſchieden vom Präſidentenſtuhle aus ſprach, was er nach dem Reglement allerdings thun konnte, zugleich aber auch Partei ward. Bei der zweiten Ständeverſammlung wurde er daher nicht mehr zum Präſidenten erwählt, was ihm nicht unangenehm war, da er ſich jetzt freier fühlte und eine bedeutendere Wirkſamkeit erlangen konnte, was auch geſchah. Zwar waren ſeine Propoſitionen nicht von praktiſcher Bedeutung, deſto mehr waren es ſeine Arbeiten in den Comités und ſeine Vertheidigung liberaler Grundſätze und Anträge in der Verſammlung. Man kann daher M. einen der beſten Abgeordneten in der ſchleswigſchen Provinzialſtändeverſammlung nennen, der ſich trotz ſeines Standes und ſeiner amtlichen Stellung nicht von Standes- oder perſönlichen, ſondern allein von patriotiſchen Rückſichten leiten ließ. Das Volk erkannte es dankbar an, und nicht allein die Stadt Schleswig ehrte ihn durch Deputationen ꝛc., ſondern auch mehrere andere Städte, die er auf einer Erholungsreiſe berührte, thaten ein Gleiches. M.'s Name war auch unter den Unterſchriften der Dankadreſſen, die aus verſchiedenen Städten von Schleswig-Holſtein an die Göttinger Sieben nach ihrer Proteſtation gerichtet wurden und er wurde in ſeiner Ueberzeugung und Handlungsweiſe nicht wankend gemacht, als er auf allerhöchſten Befehl deshalb einen Verweis erhielt. — Der ältefte Bruder M.'s, Adam Gottfried Detlev, Graf von M., geb. 1765, geſt. 1840, früher Beſitzer des adeligen Gutes Nütſchau in Holſtein, nahm an den Schritten, welche die ſchleswig-holſteinſche Ritterſchaft unter Dahlmann's Leitung zur Erringung einer Verfaſſung während der Jahre 1815—23 theils bei der Landesregierung, theils beim Bundestage that, eifrig Theil. In dieſer wie in andern Angelegenheiten hat er mehrere beachtenswerthe publiciſtiſche Schriften herausgegeben; unter Anderm: „Einiges über die Verfaſſung Schleswig-Holſteins und die Ritterſchaft, als eine in fortwährender Wirkſamkeit beſtehende Landſtandſchaft" (Lübeck 1833).

Molukken, ſ. Gewürzinſeln.

Molybdän, ſ. Waſſerblei.

Molyn, Peter, ſ. Tempeſta.

Molza, Francesco Maria, italieniſcher Dichter, geb. 1489 zu Modena, ſtammte aus einer angeſehenen Familie und zeigte früh glänzende Anlagen, aber auch großen Hang zu Ausſchweifungen. Er lebte meiſt zu Rom und ſtand mit den größten Gelehrten ſeiner Zeit, Bembo, Sadoleto, Caro, Pietro Vettori u. A. in freundſchaftlicher Verbindung. Er wird als Verfaſſer lateiniſcher und italieniſcher Gedichte geſchätzt. Unter ihnen werden beſonders ſeine Stanzen auf das Porträt der Giulia Gonzaga und die „Ninfa Tiberina", eine Idylle in Ottave rime gerühmt. Sein „Capitolo in lode dei fichi" iſt ſchlüpfrigen Inhalts, aber durch Witz und Gewandtheit der Darſtellung ausgezeichnet; Annibale Caro hat es commentirt. M. ſtarb den 28. Febr. 1544. Im Jahre 1747 hat der Abt Saraſſi zu Bergamo M.'s Werke nebſt einer Biographie desſelben herausgegeben. Eine Enkelin M.'s, Tarquinia M., geb. zu Modena den 17. Dec. 1547, ſtand wegen ihrer Gelehrſamkeit in großem Anſehen bei ihren Zeitgenoſſen. Sie verſtand Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, Geſchichte und Muſik, lebte in Ferrara am Hofe Alfons II. als Hofdame der Schweſtern desſelben und ſtarb den 8. Aug. 1617. Sie hat „Poësie volgare e latine" geſchrieben und zwei Dialoge des Platon überſetzt.

Moment iſt 1) der Augenblick, d. h. ſtreng genommen, die unendlich kleinſte

Digitized by Google

Zeitdauer. In der praktiſchen Aſtronomie verſteht man unter dem Ausdruck „Moment der Beobachtung" die bis auf Secunden und deren Theile angegebene Zeit, wo die Beobachtung einer nur augenblicklich währenden Himmelserſcheinung gemacht wurde; ſo ſpricht man z. B. von dem Moment des Verſchwindens eines Fixſterns hinter dem Mondsrande, da dieſes Phänomen plötzlich eintritt; ferner vom M. des Antritts eines Sterns an den Faden im Mittagsfernrohr u. ſ. f. — 2) In der Mechanik unterſcheidet man das *ſtatiſche Moment der Kraft*, oder das Product der bewegenden Maſſe in die Entfernung vom Umdrehungspunkte; ferner das *mechaniſche Moment*, oder das Product der bewegenden Maſſe in ihre Geſchwindigkeit und endlich das *Moment der Trägheit*, oder das Product der bewegten Maſſe in das Quadrat der Geſchwindigkeit. — In der Theorie der Kunſt, namentlich der bildenden Künſte, wird M. in einem anderen Sinne gebraucht. Es bedeutet nämlich auch ſo viel als Zeitpunkt und in jener Theorie insbeſondere den Augenblick einer Handlung, welchen der Künſtler bei ſeiner Darſtellung derſelben erwählt. Die Lehre von der Wahl eines ſolchen Augenblicks iſt ſehr wichtig für den bildenden Künſtler und für jede dieſer Künſte, je nach Maßgabe der verſchiedenen Mittel, welche ihnen zu Gebote ſtehen, verſchieden. Im Allgemeinen aber hat der Künſtler die Aufgabe, denjenigen Zeitpunkt der darzuſtellenden Handlung zu wählen, in welchem die Eigenthümlichkeit derſelben am ſtärkſten und ausdrucksvollſten zur Erſcheinung kommt. In neuerer Zeit hat man mit großer Strenge die Anforderung geltend gemacht, daß die Darſtellung einer Handlung wirklich nichts enthalte, was nicht in einem und demſelben Augenblicke geſchehen ſein könne. Die alten Künſtler waren in dieſer Beziehung nachſichtiger und ſtellten vielmehr oftmals ganz unbefangen die einzelnen Hauptmomente einer Handlung neben einander hin, ohne ſich durch die Erwägung abhalten zu laſſen, daß dieſelben unmöglich zu gleicher Zeit geſchehen konnten. Sie erlangten hierdurch einen bei Weitem heiteren, freieren Spielraum für die Bewegungen ihrer Einbildungskraft. In tropiſcher Beziehung bedeutet M. auch Das, was für die Ueberlegung einen Grund der Entſcheidung nach dieſer oder jener Seite darbietet. In einem beſonders prägnanten Sinne gebraucht Hegel dieſes Wort, indem er Momente die einzelnen Begriffsbeſtimmungen nennt, welche der dialectiſche Proceß durchläuft. Jeder Begriff iſt M., aber auch nur Moment, d. h. eine Gedankenbeſtimmung, die aus den früheren hervorgeht, aber auch in die nachfolgenden übergeht, daher an ſich keine ſelbſtändige Bedeutung hat.

Momiers. Der Name kommt her von dem franzöſiſchen Worte momerie, zu Deutſch: Mummerei, Heuchelei und wurde im Jahre 1818 in Lauſanne ein Spottname für die Methodiſtenpartei daſelbſt, ging dann auch in die offizielle Sprache des Cantons über und ward endlich allgemein zur Bezeichnung derjenigen kirchlichen Secte auch in Deutſchland gebraucht, welche ſich den engliſchen Methodiſten anſchließt und den Zweck hat, den reinen ſtrengen Calvinismus, wie er ſich in England und namentlich in Schottland ausgebildet hat, auch auf dem Feſtlande auszubreiten. Beſonders thätig wurden die engliſchen Methodiſten nach dem Sturz Napoleon's und dem allgemeinen Frieden; ſie ſchickten nach Frankreich, der Schweiz und Deutſchland Miſſionarien und Colporteurs, welche Bibeln, Tractätchen, Erbauungsſchriften und andere für dieſen Zweck taugliche Bücher austheilten und ſich überall Anhänger und Gehülfen zu verſchaffen ſuchten, um Filialanſtalten zu ſtiften. So wurde die „Société évangélique" für Frankreich gegründet, deren Centralcomité in Paris iſt, die „Société évangélique" in Genf, die „Gazette évangélique" in Lauſanne, die „Evangeliſche Kirchenzeitung" in Berlin, die „Evangeliſche Geſellſchaft" in Bern. In Genf hatte ſchon 1813 die Frau von Krüdener den Samen der Schwärmerei ausgeſtreut und damit einen jungen Genfer Geiſtlichen, Empaytaz, ihren Almoſenier, angeſteckt. Im Jahre 1816 kamen unter mehreren andern Methodiſten Drumond und Haldane aus Schottland, welcher Letztere Vorleſungen über „den Brief an die Römer" in Genf hielt, die ſpäter gedruckt wurden und bei ſeiner Rückkehr nach Edinburg in der Verſammlung der Continentalgeſellſchaft die kraſſeſte Schilderung von dem Unglauben der Genfer und beſonders ihrer Geiſtlichen machte. Dieſe arbeiteten nämlich dieſem Treiben entgegen, Empaytaz trat

Digitized by Google

öffentlich mit der Beſchuldigung gegen ſie auf, daß ſie die Gottheit Chriſti leugneten und von der reinen Lehre Calvin's abgefallen ſeien und als dieſe Streitigkeiten ſogar auf die Kanzeln gebracht wurden, befahl die Genfer Geiſtlichkeit (la vénérable compagnie) am 3. Mai 1817 jedem Ordinand und Geiſtlichen, keine theologiſchen Theorien über folgende Dogmen aufzuſtellen: 1) von der Art der Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur in der Perſon Chriſti, 2) vom Sündenfall und deſſen Folgen, 3) von der Art der wirkenden Gnade, 4) von der Prädeſtination; Anderer Meinung nicht zu beſtreiten und ſo viel möglich darüber nur in den Ausdrücken der heiligen Schrift zu ſprechen. Gegen dieſes Reglement traten die Freunde und Anhänger des Methodismus, die Paſtoren Empaytaz, Malan, Gauſſen, Boſt und Galland mündlich und ſchriftlich auf, trennten ſich mehr und mehr von der Nationalkirche Genfs und hielten ihre Zuſammenkünfte in der église du Semoignage, du Bourg de Four, und in der chapelle de l'oratoire. Anfangs wurden ſie von dem Volke beſchimpft, bedroht und verfolgt, doch da die Genfer Regierung eine ruhige und würdige Haltung ihnen gegenüber beobachtete, ihnen die Freiheit des beſondern Cultus geſtattete, entging ihnen der Glanz des Märtyrthums; die in Genf herrſchende wiſſenſchaftliche Bildung gab ihnen keinen Grund, worauf ſie fußen konnten und die Selbſtentleibung mehrerer in Wahnſinn verfallener Glieder ihrer Gemeinde konnte ſie nicht beſonders empfehlen. Der von ihnen im Jahre 1834 gemachte Verſuch, in Genf eine beſondere theologiſche Lehranſtalt zu errichten, hatte keinen Erfolg; vergeblich baten ſie in einer Adreſſe vom 10. Sept. 1831 alle Kirchen der Schweiz und des Auslandes um Geldunterſtützung für dieſe Anſtalt, und ihre Partei ſoll im Aug. 1835, zur Zeit der Reformationsjubelfeier, kaum 200 Perſonen gezählt haben. Größern Anhang fanden die Momiers im Waadtland, das noch ſehr in Geiſtescultur zurückſteht. Beſonders waren der Paſtor Malan und eine engliſche Dame, Namens Greaves, zur Ausbreitung der methodiſtiſchen Lehren thätig. Anfangs fanden ſie leidenſchaftlichen Widerſtand bei dem Volke, das ſie mit dem Spottnamen Momiers belegte und ſie thätlich mißhandelte; auch die Regierung trat ihnen entgegen, vertrieb Malan, die Greaves und andere Emiſſäre aus dem Lande und unterſagte durch das Geſetz vom 20. Mai 1824 alle Proſelytenmacherei, ſeparatiſtiſche Verſammlungen und das ganze Treiben der Momiers bei namhafter Strafe. Das Geſetz wurde ſtreng gehandhabt, und Mehrere, wie die Pfarrer Scheler, Olivier, Chavannes, Profeſſor Molard, aus dem Lande verbannt. Dieſe Strenge ſteigerte aber auch die Schwärmerei der M. und vermehrte ihre Anhänger, namentlich an jungen Geiſtlichen, ohne tüchtige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, die hier die Mittel fanden, leicht zu großem Einfluß zu gelangen. Endlich aber ließ die Regierung in ihrer Strenge nach und hob nach der Julirevolution das Geſetz vom 20. Mai 1824 gänzlich auf. Die unmittelbare Folge dieſer Aufhebung war freilich eine ſehr günſtige für den Methodismus, mehr und mehr aber ließ der Eifer nach, und auch hier zeigte ſich, daß gegen religiöſe Verirrungen nicht Gewalt, ſondern Beförderung wiſſenſchaftlicher Forſchung und Bildung das zweckmäßigſte Mittel ſei. — Auch in andern Theilen der Schweiz, in St. Gallen, Appenzell, Thurgau, Bern wirkten methodiſtiſche Miſſionäre, die zum Theil aus Norddeutſchland kamen; in Bern waren beſonders der Würtemberger Möhrli und der bekannte Arzt Valenti aus dem Weimariſchen thätig, in St. Gallen der Paſtor Helm, in Oberutzwyl der Pfarrer Fröhlich, der auch wiedertaufte; doch haben die Momiers in neuerer Zeit immer weniger Anklang gefunden.

Momus, (Mythol.) ein Sohn der Nacht, tadelte und beſpöttelte mit ſchonungsloſem Witze alle Handlungen der Götter und wird aus dieſem Grunde der Gott der Tadelſucht und Spötterei genannt. In einem Wettſtreit der Minerva mit dem Neptun und Vulkan tadelte er an dem von der Minerva erfundenen Haus, daß es nicht beweglich ſei, und man ſo daſſelbe von einem böſen Nachbar nicht zu einem beſſern hinrücken könne; — an dem Ochſen des Neptun wollte er die Hörner nicht am Kopfe, ſondern an der Bruſt wiſſen, weil dort das Thier mehr Kraft habe, — und an dem von Vulkan aus Erde verfertigten Menſchen vermißte er an der Bruſt ein Fenſter, durch welches Jedermann deſſen

Digitized by Google

Gedanken ſichtbar wären. — Hager, mit offenſtehendem Munde und einer Narrenkappe wird er dargeſtellt, oder auch zuweilen mit einer Tafel in der Hand, worauf ein Menſch, ein Stier und ein Haus ſich befinden, die er mit ſpöttelnder Miene betrachtet. Er wird erſt in der ſpätern Zeit öfter genannt.

Monaco, kleines unter Oberhoheit des Königs von Sardinien ſtehendes Fürſtenthum, $2^1/_2$ QM. groß, zieht ſich öſtlich, als Enclave der Provinz Nizza, unmittelbar am Felſengeſtade des Meeres hin und bildet einen mit allen Gewächſen des Südens reich geſchmückten Fruchtgarten, in dem man jährlich allein für 30,000 Rthlr. Oel erbaut. Die Bevölkerung M.'s überſteigt nicht 7400 Seelen, die eine Stadt, einen Marktflecken und zwei Dörfer bewohnen. Die Reſidenz des Fürſten M., mit 200 Häuſern und 1200 Einw. liegt, umgeben von Oel und Orangenhainen, auf einer felſigen Landzunge, die weit ins Meer hineinreicht und zugleich einen ſicheren Hafen bildet. Die Alten ſchreiben die Erbauung von M. dem Herkules zu, der hier einen Tempel hatte, und nannten es Portus Herculis Monoeci. In der Nähe liegt das Dorf Turbia mit einer ſchönen Kirche und einer ungeheuren Ruine aus der Römerzeit, gewöhnlich die Trophäen des Auguſtus genannt, die jetzt wenig mehr als ein unförmlicher Steinhaufen ſind. — Das Ländchen gehörte ſeit den Zeiten Kaiſer Otto's II. der Familie Grimaldi (ſ. d.), kam 1450 unter ſpan. und im Frieden zu Peronne 1641 unter franz. Oberhoheit. Als deshalb der König von Spanien die mailänd. und neapolitan. Lehngüter des Hauſes Grimaldi einzog, entſchädigte Ludwig XIV. von Frankreich daſſelbe dafür durch Verleihung des neuerrichteten Herzogthums Valentinois nebſt der Pairswürde. Beim Erlöſchen des Hauſes Grimaldi im Mannsſtamme 1731 fiel das Fürſtenthum an Jacq. Leonard de Goyon-Matignon, den Gemahl der Erbtochter des letzten Grimaldi, der auch zugleich das Herzogthum Valentinois und die Pairswürde erhielt und nun den Namen Grimaldi annahm. Unter dem Enkel deſſelben, Honoratus IV., wurde das Fürſtenthum M. am 14. Febr. 1793 mit der Republik Frankreich vereinigt. Im Frieden von Paris 1814 wurde es, unter franz. Oberhoheit, Honoratus IV. zurückgegeben, 1815 aber unter ſardiniſche Oberhoheit geſtellt. Letzteres erkannte durch Vertrag vom 8. Nov. 1817 die Souveränetät des Fürſtenthums an, behielt ſich aber das Recht der militär. Beſetzung und der Ernennung eines Platzcommandanten in der Stadt M. vor. Im J. 1819 folgte Fürſt Honoratus V. ſeinem Vater in der Regierung und ſtarb am 2. Oct. 1841. Er iſt Verfaſſer der in Paris 1839 erſchienenen Schrift: „Ueber den Pauperismus in Frankreich und die Mittel gegen denſelben." Der gegenwärtige Regent iſt Floreſtan Roger Louis de Grimaldi Fürſt von M., geb. 1785, ein Bruder Honoratus V. Er gab ſeinem Ländchen 1847 eine Verfaſſung, mußte aber 1848 auch flüchtig werden. Sein Sohn Charles Honoré de Grimaldi, geb. 1818, führt den Titel eines Herzogs von Valentinois.

Monadologie nennt man diejenige ſpeculative Naturanſicht, welche die letzten Gründe der Erſcheinungen in einfachen, unkörperlichen Weſen (Monaden) ſucht. Die M. nimmt wie der Atomismus eine Vielheit des Realen an, unterſcheidet ſich aber dadurch wieder von dem letzteren Syſteme, daß die Atomen (ſ. d.) ſchon als körperlich ausgedehnt und als gegenſeitig undurchdringlich aufgefaßt werden, der Atomismus alſo zu einer mechaniſchen Naturerklärung führt, die M. aber einen dynamiſchen Charakter hat. Leibnitz (ſ. d.) und Herbart (ſ. d.) ſind die beiden bedeutendſten Vertreter der M. Monas heißt übrigens Einheit und wird ſchon von Pythagores und ſeiner Schule zur Bezeichnung des Urprincips der Zahlen und der Dinge gebraucht.

Monaldeſchi, Giovanni, Marqueſe, aus einer ital. Adelsfamilie von Aſcoli herſtammend, ging, um ſein Glück zu machen, nach Schweden und wurde 1652 durch die Protection des Grafen de la Gardie Stallmeiſter der Königin Chriſtine. Im nächſten Jahre trug man ihm Sendungen nach Polen und an mehrere kleinere ital. Höfe auf. Die Königin Chriſtine hatte bald nach ſeiner Einführung am Hofe viel Gefallen an ihn gefunden und bald galt er als ihr erklärter Günſtling; auch ernannte ſie ihn zu ihrem Ober-

Digitized by Google

ſtallmeiſter. Nach der Abdankung der Königin begleitete M. dieſelbe auf ihren Reiſen und nach Paris. Hier wurde er auf ihren Befehl in der Hirſchgallerie im Schloſſe zu Fontainebleau am 10. Nov. 1657 hingerichtet. (S. Chriſtine.) Die Urſache dieſes Mordes, wie man die Hinrichtung trotz des angeblichen förmlichen Gerichts, welches die Königin hielt, nennen muß, iſt nicht ganz aufgeklärt; das Wahrſcheinlichſte iſt, daß die Entdeckung einer flagranten Untreue ihr die Veranlaſſung ſeiner Hinrichtung gab, die ſie durch das Vorgeben von Hochverrath auf M.'s Seite zu beſchönigen ſuchte. Nach der Hinrichtung, bei der die Königin ſich eben ſo grauſam als ſtarrſinnig und herzlos gezeigt hatte, ließ ſie Meſſen für den hingerichteten Geliebten leſen.

Monarchie. Zunächſt die Herrſchaft eines Einzigen. Daß, wo Einer an der Spitze ſteht, von deſſen Willen die Entſcheidung abhängt und ihm die Andern als Werkzeuge dienen, die Geſchäfte mit größerer Einheit und höherem Nachdruck vollzogen werden können, iſt früh erkannt worden. Schon Homer eiferte gegen die Vielherrſchaft, und die Römer übertrugen in ſchwierigen Zeiten alle Staatsgewalt an einen Dictator. Doch weder der Ausſpruch des Dichters, noch das Verfahren der Römer ſind Zeugniſſe für die unumſchränkte und erbliche Monarchie. Homer wollte den Agamemnon nicht zum Könige der Griechen, ſondern nur zum oberſten Befehlshaber ihres Heeres haben, und die Römer wählten ihren Dictator nur in den Tagen des Sturmes, auf kurze, gemeſſene Zeit. Darin liegt die Andeutung, daß jene Vorzüge der Monarchie ſich auf gewiſſe Geſchäfte beſchränken, und zwar vorzüglich auf ſolche, bei denen es mehr auf Einheit, Kraft und Schnelle ankommt, als auf weiſe Ueberlegung und Abwägung von Rechten und Pflichten. Es ſcheint alſo hierbei ungefähr dasſelbe Verhältniß obzuwalten, wie bei der Bureaukratie und Collegialverwaltung: Geſetzgebung und Rechtspflege durch Mehrere, Verwaltung durch Einzelne am beſten beſorgt zu werden. Dieſe lediglich auf beſſere Vollziehung der Geſchäfte gegründeten Vorzüge der Monarchie laſſen ſich auch in den andern Verfaſſungsformen erreichen, wenn gewiſſe, geeignete Geſchäfte Einzelnen übertragen werden und ſelbſt die Einheit des Staats läßt ſich auch in Republiken durch Einheit der oberſten Staatswürde darſtellen. Venedig hatte ſeinen Dogen, jede Reichsſtadt ihren regierenden Bürgermeiſter, Amerika hat ſeinen Präſidenten. Will man die Monarchie den übrigen Staatsformen entgegenſtellen, ſo muß man die erbliche Monarchie unter ihr verſtehen und bei dem höchſt verſchiedenen Charakter, den auch dieſe Staatsform nach Zeit und Ort hat, iſt auch hier noch ein engerer Geſichtskreis zu erfaſſen und weniger die erbliche Monarchie überhaupt, als das chriſtlich-germaniſche Königthum zu betrachten, das keineswegs die Größe und die Schrecken der orientaliſchen Despotien vertreten kann. Ueber keine Staatsform beinahe iſt ſo ungemeſſener Tadel ausgeſchüttet worden, wie über das Königthum; über keine wird ſo ungemeſſenes Lob verbreitet. Beides mit gleichem Ungrund. Alle Staatsformen haben ihre Licht- und Schattenſeite; jede Zeit iſt was ſie ſein kann; die Blüthe der Republik iſt glanzvoll, ihre Entartung fürchterlich; die Ariſtokratie hat ruhmvoll und wohlthätig geherrſcht, und zu anderer Zeit iſt ihr Joch das erdrückendſte geweſen; der Monarchie rühmt man nach, daß ihre Vorzüge die dauerndſten ſeien und doch iſt der Zuſtand der Menſchheit in monarchiſchen Staaten Jahrhunderte lang troſtloſer geweſen, als jemals in Republiken. Vor Allem hat man niemals die Monarchie an ſich und iſolirt, ſondern ſtets in Verbindung mit allen übrigen Inſtitutionen, mit allen öffentlichen Verhältniſſen des Staats- und Volkslebens zu betrachten. Halten wir nun dennoch die M. nicht blos für die geeignetſte Staatsform für die meiſten Länder Europas, ſondern ſelbſt, ſoweit unſere Blicke reichen, für eine abſolut gute Staatsform, ſo kann dies nur ſo viel heißen: daß uns das erbliche Königthum als ein weſentlicher Beſtandtheil derjenigen Staatsform erſcheint, welche die längſte Zeit für die meiſten Menſchen die Bedingung eines wohlthätigen Staatslebens ſein wird. Durch die Erblichkeit der oberſten Würde wird zuvörderſt die Quelle der gefährlichſten Streitigkeiten und Unruhen verſtopft. Nur dann hört der Ehrgeiz auf, nach der erſten Stelle zu ſtreben, wenn ihm ihre Erreichung unbedingt unmöglich geworden iſt. Erneuert ſich nun auch das von der erſten Stelle ausgeſchloſſene Wettringen auf den folgenden, ſo

Digitized by Google

hat doch der Monarch die Mittel, dieſen Eifer auf ruhigem Wege zu ordnen und zu mäßigen und nach der zweiten Stelle ſtrebt man nicht ſo heftig, wie nach der erſten. Indem ferner die oberſte Würde geradezu dem Verkehr und allem menſchlichen Einwirken entrückt iſt, erhält die Staatsgewalt, deren Repräſentant ſie iſt, eine höhere Weihe und wird über Streit und Zweifel erhaben. Die Idee iſt vieldeutig; aber ihrem ſichtbaren Träger unterwirft ſich das Volk. Der Feldherr einer Republik, den die Regierung aus der Laufbahn ſeiner Siege zurückruft, wird zum Feinde derſelben und verſucht wenigſtens, eine Zurücknahme des Befehls zu ertrotzen. Der entlaſſene General des Fürſten denkt nicht an Widerſpruch und zieht ſich mit einer Penſion auf ſein Landgut zurück. Der erbliche Monarch verwächſt mit den großen Geſchicken ſeines Volkes; an den gemeinſamen Zügen des Volksgeiſtes hat das Fürſtengeſchlecht ſeinen innigen Theil und bewährt ſich als ſichtbaren Repräſentanten der Nation, ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft. Aber in die kleinlichen und vergänglichen Intereſſen iſt der erbliche Fürſt nicht verflochten und darum unabhängig von den Einflüſſen, die frühere Umgebungen auf den Wahlherrſcher äußern; nicht getroffen von dem Neide, den frühere Nebenbuhler gegen den Wahlherrſcher hegen. Denn in Wahlreichen wird nicht blos um die oberſte Würde gekämpft, ſondern ihr Inhaber auch nach der Erlangung befehdet. Jeder denkt, was mein Nachbar geworden iſt, kann ich auch werden, und ſtrebt darnach. Die Gewalt des Fürſten anerkennen, iſt leicht, ſie iſt eine unbeſtrittene; der Gedanke, ſie zu erreichen, liegt fern; die größte Mehrzahl des Volks kommt nie in perſönliche Berührung mit dem Fürſten. Aber Dem ſich unterwerfen, iſt ſchwer, der neben, vielleicht unter uns geſtanden, deſſen Schwächen wir kennen, mit deſſen Vorzügen wir gewetteifert. Es iſt ſchwer, ſelbſt wenn er der Beſſere iſt, und bis jetzt hat man in Republiken nur ſelten den Beſten gewählt. Die Feſtigkeit der königlichen Würde, die zugleich eine Bürgſchaft für alle übrigen Rechte abgibt, hat auch den Vortheil, daß ſie ein milderes Verfahren in ihrer Ausübung und gegen ihre Gegner erlaubt, da ſie weniger mit Gefahren bedroht iſt. Der Wahlherrſcher droht ferner dem Staate nicht ſelten den größten Nachtheil, weil nicht Jeder ſich von dem Streben befreien kann, die Süßigkeit der Gewalt ſo lange als möglich zu behalten, und ſie auf Nachkommen zu verpflanzen. Gerade der beſte Regent iſt dem Wahne ausgeſetzt, ſich für unentbehrlich zu halten. Gelingen kann dieſes Streben nur unter einem Bruch der Geſetze und der Verfaſſung. Nicht blos Sicherheit und Ehrfurcht verſchafft die Erbmonarchie der Staatsgewalt, ſie umgibt ſie auch mit einem Gefühle forterbender Liebe, das den Gehorſam adelt und die Beſchwerden mildert; wenigſtens kann ſie es. Der Herrſcher auf Zeit ferner iſt der Verſuchung ausgeſetzt, ſeine zeitliche Gewalt zum Nachtheil des Volks, zu eignem Beſten und dem ſeiner Familie zu mißbrauchen. Der erbliche Herrſcher ſieht ſein und ſeiner Familie Wohl mit dem des Volkes innig verbunden. Der Zeitherrſcher muß allemal Selbſtherrſcher ſein und zieht daher alle Klagen des Volks auf die oberſte Staatswürde. Der erbliche Herrſcher kann durch die Entlaſſung eines Miniſters den drohendſten Sturm beſchwören und neue Hoffnungen aufregen. Fügen wir zu dem Allen die unendliche Macht der Gewohnheit, den Charakter der Sicherheit, den der Gedanke an eine, durch Jahrhunderte in gleichmäßiger Ruhe verpflanzte Gewalt dem Staatsleben geben muß, das Verſchmelzen des Fürſtengeſchlechts mit allen großen Erinnerungen der Geſchichte des Volks, den günſtigen Einfluß, den bei guter Erziehung die erhabene, freie und ſorgloſe, von tauſend beengenden und erniedrigenden Sorgen und Verſuchungen ledige Stellung der Fürſten auf ihren Charakter haben muß, den väterlichen Charakter der ganzen Staatsform, deren Oberhaupt Gnade üben kann, wo der Vorſteher einer Republik nur den Buchſtaben des Geſetzes kennt und auf den Buchſtaben halten muß, weil das Geſetz die einzige Baſis des Ganzen iſt, die Leichtigkeit und Innigkeit, mit der ſie ſich mit den Ideen und Gefühlen des Volks verwebt und allen den übrigen Grundlagen unſers geſelligen Lebens analog wird, — ſtellen wir alle dieſe Vortheile zuſammen, und wir werden das Lob des erblichen Königthums gerechtfertigt finden. Auch hier iſt die Geſchichte weiſer geweſen als der Verſtand. — Die Wahlmonarchie iſt entweder eine verſchleierte Republik, wie Polen war,

Digitized by Google

oder eine verſchleierte Monarchie, wie Ungarn iſt. Nur die geiſtliche Wahlmonarchie: der Kirchenſtaat, macht eine Ausnahme und bildet eine Claſſe für ſich. (S. Hierarchie.)

Monas, ſ. Monadologie.

Monat wird die Zeit genannt, während der unſer Mond einen Umlauf um den Himmel zu vollenden ſcheint, und iſt einer der erſten größern Zeiträume, die ſchon die Alten annahmen. — Eine genauere Betrachtung aber zeigt bald, daß dieſer Zeitraum, auch Mond genannt, von ungleicher Größe ſein müſſe. Betrachtet man nämlich die Zeit, binnen welcher der Mond ſeinen Umlauf um den Fixſternhimmel vollendet, ſo heißt dieſe der ſideriſche Monat, welcher 27 Tage, 7 Stunden, 43 Minuten und 11$^1/_2$ Sec. dauert. Der periodiſche oder tropiſche Monat iſt der Zeitraum von 27 Tagen, 7 Stunden, 43 Minuten und 5 Secunden, binnen dem der Mond die ganze Ekliptik durchläuft. Er iſt alſo um 7 Sec. kürzer als der ſideriſche Monat. Die Zeit von einem Neumonde zum andern, oder die Dauer eines völligen Mondwechſels, deren Größe 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten und 3 Sec. beträgt, heißt der ſynodiſche Monat. Der Drachenmonat (ſ. Knotenmonat) von 27 Tagen, 5 Stunden, 5 Minnuten, 29 Sec. iſt die Zeit, welche verfließt, wenn der Mond vom aufſteigenden Knoten bis wieder zu dieſem ſich bewegt. Die Zeit, in der der Mond zu ſeiner Erdferne oder Erdnähe wiederkehrt, und welche 27 Tage, 13 Stunden, 21 Minuten und 3 Sec. beträgt, heißt der anomaliſtiſche Monat. Weil ferner 12 Mondwechſel faſt die Dauer des Sonnenjahres ausmachen, ſo nennt man auch den 12. Theil (30 Tage, 10 Stunden und 29 Minuten) davon den Sonnenmonat. Von den bisher angeführten aſtronomiſchen Monaten unterſcheiden ſich die, nur aus einer Anzahl von vollen Tagen beſtehenden, bürgerlichen Monate. Zu dieſen gehört auch noch der Erleuchtungsmonat, der von der erſten Wiedererſcheinung des Mondes nach dem Neumonde bis zur folgenden gerechnet wird. Dieſes Monats bedienen ſich einige Völker, welche den ſynodiſchen Monat entweder nicht kennen, oder deſſen wahre Dauer nicht zu beſtimmen wiſſen. Uebrigens heißen die 12 Monate des julianiſchen und gregorianiſchen Kalenders: Januar 31, Februar 28, März 31, April 30, Mai 31, Juni 30, Juli 31, Auguſt 31, September 30, October 31, November 30 und December 31 Tage. Der Monat Februar heißt darum der Schaltmonat, weil in ihm in den Schaltjahren (ſ. d.) noch ein Tag eingeſchaltet wird, der dann Schalttag heißt.

Monatsfluß, ſ. Menſtruation.

Moncāda, Don Francisco de, Conde de Oſona, ein claſſiſcher Geſchichtſchreiber der Spanier, ſtammte aus einem der angeſehenſten Häuſer Cataloniens, deſſen Zweige in Frankreich die Vicegrafen von Bearn, in Sicilien die Herzoge von Montalto waren. Er wurde am 29. Dec. 1586 zu Valencia geboren, wo ſein väterlicher Großvater als Vicekönig reſidirte. Schnell ſchwang er ſich zu den erſten Stellen im Staate empor, ward Staats- und Kriegsrath, Geſandter am Hofe zu Wien, Oberſthofmeiſter der Infantin Clara Eugenia, Gouverneur in den Niederlanden und Oberbefehlshaber der dortigen ſpan. Truppen und erwarb ſich als Politiker und Militär großen Ruhm. Mitten in ſeiner ruhmwürdigen Laufbahn erreichte ihn ſchnell der Tod; er fiel bei der Belagerung von Gock, einer Feſtung im Herzogthum Kleve, im Jahre 1635. M. beſaß, wie ſo viele Staatsmänner ſeiner Zeit, gelehrte Bildung, und wußte ebenſo gut die Feder wie den Degen zu führen. Er ſuchte den Ruhm ſeiner Nation nicht nur durch ſeine Thaten, ſondern auch durch ſeine Schriften zu vermehren, und ſeine „Historia de la expedicion de Catalones y Aragoneses contra Turcos y Griegos“ (Barcelona 1623, 4.; neu aufgelegt Madr. 1777 und 1805; auch im Ochoa's „Tesoro de historiadores esp.“, Par. 1840, und in Jaime Tio's „Tesoro de los autores ilustres“, Barcel. 1841) zeichnet ſich durch Lebendigkeit der Darſtellung und Muſterhaftigkeit des Styls aus. Er hatte ſich, wie Mendoza (ſ. d.), nach Salluſt und Tacitus gebildet; aber ſeine Sprache iſt viel natürlicher, einfacher und freier von falſchem Pathos. Außerdem ſchrieb er noch eine „Vida de Anicio Manlio Torquato Severino Boecio“ (Frankf. 1642).

Digitized by Google

Moncey, Von Adrian Jeannot, Herzog von Conegliano, Pair und Marſchall von Frankreich, wurde am 31. Juli 1754 zu Beſançon geboren, wo ſein Vater Parlamentsadvocat war. Obgleich er für die juriſtiſche Laufbahn beſtimmt war, trat er doch im Alter von 15 Jahren aus Neigung für den Soldatenſtand heimlich in das Infanterieregiment Conti. Seine Familie kaufte ihn zwar nach 6 Monaten los; allein ſehr bald nahm er wieder im Regiment Champagne Dienſte. Zwar kehrte er 1773 nochmals nach Beſançon zurück und begann das Studium der Rechte, doch ſchon am 22. April 1774 ließ er ſich abermals unter die Gendarmen der Garde aufnehmen. Als Lieutenant kam er 1778 in die Legion der freiwilligen Dragoner von Naſſau-Siegen. Erſt durch die Revolution eröffnete ſich ihm eine Laufbahn; zunächſt erhielt er 1793 den Befehl über das unter dem Namen der cantabriſchen Jäger bekannte leichte Infanteriebataillon. Sein ausgezeichnetes Betragen in der Armee der Pyrenäen verſchaffte ihm 1794 den Grad eines Brigadegenerals; einige Monate nachher ſtieg er zum Diviſionsgeneral. Nach einer Reihe ſiegreicher Gefechte erhielt er vom Convent am 17. Aug. 1795 in den Pyrenäen den Oberbefehl. Er ſchlug die Spanier bei Villanova, Villareal und Bilbao, unterwarf ſich das ganze Biscaya und ſchloß endlich den Waffenſtillſtand von San-Sebaſtian, welchem der Friede zu Baſel folgte. Im Sept. 1796 erhielt er das Commando der elften und ſpäter vom erſten Conſul, den er in der Revolution vom 18. Brumaire unterſtützte, das der 15. Militärdiviſion. Im Feldzuge von 1800 führte er ein Corps von 20,000 M. über die Alpen, an deſſen Spitze er ſich bei Marengo und bei vielen andern Gelegenheiten auszeichnete. Nach dem Frieden zu Luneville übernahm er das Commando in den Departements Oglio und Adda, und am 4. Dec. 1801 wurde er zum Inſpecteur der Nationalgendarmerie ernannt, in welcher Eigenſchaft er Bonaparte in Beziehung auf das Polizeiweſen die wichtigſten Dienſte leiſtete. Im J. 1804 erhielt er den Marſchallsſtab und bald darauf die Würde eines Herzogs von Conegliano. Im J. 1808 befehligte er ein Beobachtungscorps an der Küſte des Oceans, das er dann nach Spanien führte, und ſchlug hier die Inſurgenten in der Provinz Valencia. Unter Murat übernahm er am 31. Juli den Befehl über den linken Flügel und betheiligte ſich hierauf bei den Gefechten am Ebro und unter den Mauern von Saragoſſa. Weil er der Kriegspolitik des Kaiſers entgegentrat, ſo übertrug ihm derſelbe in den Feldzügen von 1812 und 1813 nur die Inſpection über die Reſervecadres. Erſt am 8. Jan. 1814 wurde er zum Generalmajor und zweiten Befehlshaber der Pariſer Nationalgarde ernannt. Als ſolcher benahm er ſich feſt und tapfer am 31. Mai in der Schlacht vor Paris. Nach der Abdankung des Kaiſers wendete er ſich den Bourbons zu, die ihm die Pairswürde verliehen. Weil er dieſelbe während der Hundert Tage behalten, ſich auch weigerte, an der Verurtheilung Ney's Theil zu nehmen, verlor er ſeine Rechte und Aemter mit der zweiten Reſtauration und wurde 1815 mehrere Monate auf Schloß Ham gefangen gehalten. Doch 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück und ernannte ihn am 5. April 1820 zum Commandanten der neunten Militärdiviſion. Im ſpan. Feldzuge von 1823 bediente man ſich ſeines populären Namens und gab ihm den Befehl über das vierte Armeecorps. Er nahm Puycerda, Roſas und Figueras; am 2. Nov. aber ſchloß er mit Mina (ſ. d.) eine Capitulation, der zufolge ihm Barcelona, Tarragona und Hoſtalric ausgeliefert wurden. Nach ſeiner Rückkehr aus Spanien zeigte er ſich bis zur Julirevolution in der Pairskammer als gemäßigter Gegner des Hofes. Im J. 1833 folgte er dem Marſchall Jourdan als Gouverneur des Invalidenhauſes. Er ſtarb am 20. April 1842 und hinterließ das Andenken eines edlen, gemäßigten und rechtſchaffenen Charakters. — Sein einziger Sohn, welcher Dragoneroberſt war, kam 1817 auf der Jagd um.

Moncontour, eine Stadt im Bezirke Brieux des franz. Departements der Nordküſte, hat 1800 Einw. und iſt geſchichtlich denkwürdig durch die Schlacht am 3. October 1569, in welcher die Hugenotten unter Coligny durch den Herzog von Anjou vollſtändig geſchlagen wurden.

Moncrif, François Auguſtin Paradis de, geb. zu Paris 1687, der Sohn des

Digitized by Google

Rechtsgelehrten Paradis, von ſeinem Ahnherrn mütterlicher Seite de Moncrif zubenannt, verdankte der Kunſt: zu gefallen, das Glück, deſſen ſeine edlen Eigenſchaften ihn vollkommen würdig machten. Der Großprior von Orleans und Herr von Maurepas führten ihn in die vornehmſten Geſellſchaften ein, welche dem liebenswürdigen Charakter des Jünglings, dem Zauber ſeines Geiſtes, ſeiner Talente in Dichtkunſt, Muſik und theatraliſcher Darſtellung nicht widerſtehen konnten. Der Graf d'Argenſon machte ihn, als er Miniſter wurde, zu ſeinem Geheim-Secretär; in gleicher Eigenſchaft nahm ihn nachher der Graf von Clermont (ein Prinz von Geblüt) zu ſich, und von Ludwig XV. wurde er mit einem angenehmmachenden Amte bekleidet, indem dieſer ihn zum Vertheiler ſeiner Geſchenke erkor. Bei der Königin Maria Leszczynska wurde er Vorleſer, was er ſpäter eine Zeit lang auch bei der Dauphine war. Der Graf d'Argenſon machte endlich, als er Kriegsminiſter wurde, ſeinen Günſtling zum Generalſecretär ſeines Büreaus. Aber auch die bedeutendſten Gelehrten jener Zeit unterhielten Verbindungen mit M., welchem Voltaire, Grimm und Marmontel ihre beſondere Freundſchaft ſchenkten. Im J. 1733 nahm ihn, nach Caumartin's Tode, die franzöſiſche Akademie, und in der Folge auch die Akademie zu Nancy und Berlin zu ihrem Mitglied auf. Dankbarkeit und Treue war einer der Hauptzüge ſeines Charakters. Er bewies ſie, als der Begründer ſeines Glücks, der Graf d'Argenſon, in Ungnade gefallen und auf ſeine Güter verwieſen war. Unbekümmert um den Nachtheil, den es ihm bringen konnte, begleitete er den Verbannten auf ſeinen Landſitz d'Ormes, und beſuchte ihn alle Jahre mehrere Wochen lang. Großmuth und Menſchenliebe zeigte er in dem Gebrauch, den er von ſeinem beträchtlichen Einkommen machte, indem er ſeine armen Verwandten in Wohlſtand verſetzte, und das Unglück ſo vieler Familien tilgte. Nach einem ebenſo tugendhaften als glücklichen Leben ſtarb er in hohem Alter zu Paris am 13. Nov. 1770. „Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire" iſt ſeine berühmteſte Schrift, weil zu der Lehre, die ſie enthält, das Leben des Verfaſſers ein ſo intereſſantes Beiſpiel gegeben hat; ſeelenvoll iſt ſein kleiner Roman „Les âmes rivales" geſchrieben. Durch denſelben Reiz zeichnen ſich auch ſeine Romanzen aus. Außerdem ſchätzt man in ſeinen „Poésies diverses" die Erzählung „Rajeunissement inutile." Er hat auch mehrere Theaterſtücke geſchrieben. Seine „Oeuvres" erſchienen in 2 Bänden (Paris 1796).

Mond, der Nebenplanet oder Trabant unſerer Erde, bewegt ſich um dieſelbe in einem *Monat* (ſ. d.) von Weſten nach Oſten und gemeinſchaftlich mit ihr um die Sonne. Obgleich uns der Mond faſt von derſelben Größe wie die Sonne erſcheint, ſo iſt er doch der kleinſte von den bekannten Geſtirnen der Alten und der drittletzte der Größe nach unter den jetzt bekannten Planeten. Sein Durchmeſſer beträgt nämlich nur den vierten Theil von dem der Erde, ſodaß er alſo beinahe 50mal kleiner iſt als dieſe, und da ſeine Dichtigkeit zu der der Erde ſich wie 68 zu 100 verhält, ſo iſt ſeine Maſſe 70mal geringer als die unſerer Erde, von der er im Durchſchnitt, wie man aus der Parallaxe finden kann, 51,810 Meilen entfernt iſt. Der Mond durchläuft ſeine Bahn, die elliptiſch geſtaltet iſt, in 27 Tagen, 17 Stunden, 43 Minuten und 11 Secunden. Die Excentricität ſeiner Bahn beträgt ungefähr 2610 Meilen. Die größere Axe der Mondsbahn heißt die *Apſidenlinie* (ſ. d.); dieſelbe enthält das *Apogäum* und *Perigäum*, d. h. die Punkte, wo der Mond in der größten und kleinſten Entfernung von der Erde ſteht. — Die *Mondphaſen* (ſ. d.) ſind die Folge von ſeinem Stande gegen Sonne und Erde, und beweiſen, daß er, an und für ſich dunkel, nur durch das zurückgeworfene Sonnenlicht ſichtbar iſt. — Die Bewegung des Mondes iſt ſehr ungleich, nämlich im Perigäum ſchneller als im Apogäum. Daſſelbe findet auch zur Zeit der *Syzygien* (ſ. d.) ſtatt, wenn man dieſe mit den Quadraturen vergleicht, weil alsdann, vermöge der Kraft der Sonne, die Schwere des Mondes vermindert wird. Die Abſidenlinie wird jährlich um 40° verrückt, woraus nothwendig folgen muß, daß die Mondbahn ſelbſt verſchiedene Veränderungen erleidet, je nachdem dieſe Linie mit den Syzygien oder Quadraturen zuſammenfällt. Endlich iſt auch die Neigung der Mondbahn-Ebene gegen die Ekliptik in den Quadraturen größer, und die Knoten verrücken ſich demnach in dieſer Bahn ſehr unregelmäßig. — Der

Digitized by Google

Mond zeigt keine Abplattung an den Polen, und dieſes iſt ganz natürlich, da wir wiſſen, daß die Bewegung um ſeine Axe ſehr langſam iſt, weil ſie genau dieſelbe Zeit braucht, in welcher der Mond um die Erde läuft. Daher kommt es denn auch, daß wir nur immer eine und dieſelbe Seite von ihm ſehen, und die Bewohner des Mondes, wenn es deren gibt, während eines Mondenmonats blos einen Tag und eine Nacht haben. — Unſere Erdkugel zeigt genau den Mondsbewohnern dieſelben Erſcheinungen, die uns der M. gewährt, nur in umgekehrter Reihenfolge. Aber da die Erde ihnen 13mal größer an Oberfläche, als uns der M., vorkommt, ſo ſtrahlt ihnen auch die Erde in einem 13mal hellerm Glanze, als uns das Mondlicht. Auch iſt das Licht der Erde ſtark genug, durch eine doppelte Reflexion den nicht von der Sonne erleuchteten Theil der Mondſcheibe ſichtbar zu machen. Dieſes matte Licht nimmt man am beſten wahr, wenn der Mond in Geſtalt einer ſchmalen Sichel glänzt, und iſt unter dem Namen des aſchgrauen Lichtes bekannt. Der Mond ſcheint nur eine außerordentlich dünne Atmoſphäre und keine Flüſſigkeiten auf ſeiner Oberfläche zu haben. Man ſieht daſelbſt eine Menge Flecken, die mehr oder minder glänzen, von verſchiedenen Geſtalten, die man für Gebirge und Thäler an dem Halbſchatten, der ſie umgibt, und an der ſpitzigen oder ſtumpfen Form, welche ſie zeigen, wenn die Hörner des Mondes ſo eben erleuchtet werden, deutlich erkennt. Durch dieſe Wahrnehmungen iſt es ſogar möglich geworden, die Höhe der Mondsberge, welche bedeutend höher als die auf der Erde ſind, zu beſtimmen; es gibt deren von 1 bis 2 Meilen Höhe. Der mit dem Fernrohre betrachtete M. verliert gänzlich die Art von Geſtalt, welche er dem bloßen Auge zeigt. Es iſt ſchon erwähnt worden, daß er nichts Flüſſiges enthalte; alſo ſind die Flecken keine Meere, wie man ſonſt geglaubt, ſondern Thäler und Vertiefungen. Einige ſind ſehr tief, andere ſcheinen Vulkane zu ſein, und man vermuthet, daß aus ihnen die Meteorolithen (ſ. Meteorſteine) auf unſere Erde herabgeworfen werden. Noch vor Kurzem haben Flecke gewiſſe Erſcheinungen bezeigt, die man keiner andern Urſache als vulkaniſchen Ausbrüchen zuſchreiben kann. Unter den Aſtronomen haben namentlich Hevel, Riccioli, Caſſini, Tobias Mayer und Schröter den Mond mit großem Fleiße anhaltend beobachtet; die Selenographien (ſ. d.) von Hevel, Mayer, Schröter und Lohrmann ſind berühmt. Jetzt iſt es faſt durchgängig gebräuchlich geworden, die Mondflecken nach Riccioli zu bezeichnen. — Noch muß der Libration oder eines gewiſſen Schwankens der Mondkugel gedacht werden, wodurch bisweilen die, der vordern uns ſichtbaren Hälfte der Mondſcheibe zunächſt gelegenen, Theile der andern hintern Hälfte auf kurze Zeit ſichtbar werden. — Von den Monden der übrigen Planeten ſ. m. den Artikel: Satelliten. Da der Mond unter allen Weltkörpern der Erde am nächſten ſteht, ſo läßt ſich ſchon aus dieſem Grunde ein Einfluß deſſelben auf die Erde vermuthen, und lange ſchon, ehe eine erklärende Theorie über dieſen Gegenſtand gegeben werden konnte, beobachtete man Thatſachen, welche dieſem Einfluſſe zugeſchrieben wurden. Das am meiſten in die Augen ſpringende Symptom einer ſolchen Einwirkung iſt die auf den Geſetzen der Attraction beruhende Erſcheinung der Ebbe und Fluth (ſ. d.) und nachdem ſich dieſe als ein Product des Mondeinfluſſes erwieſen hatte, war auch der Weg zu einer Theorie angebahnt, welche die Annahme einer urſächlichen Beziehung des Mondes zu andern organiſchen Vorgängen des Lebens rechtfertigte, wenn ſie auch die Art dieſer Beziehung bis in ihre Einzelheiten nicht mit Sicherheit verfolgen konnte. Dieſelbe Anziehungskraft, die nämlich der Mond auf das Waſſer ausübt, muß auch in Hinſicht auf die Luft ſtattfinden, wodurch ſich ebenfalls in der Luft wie im Waſſer eine Ebbe und Fluth erzeugt, die ſich durch Strömungen der Luft, durch Windbewegungen kundgibt. So entſtehen die Winde, welche zur Zeit des Neu- und Vollmonds und der Tag- und Nachtgleiche zu wehen pflegen. Der Einfluß, den die Winde auf die organiſche Natur üben, iſt im Allgemeinen bekannt, doch fehlen über ihre Wirkungen im Einzelnen noch genauere Beſtimmungen. Vielleicht beruhen auf dieſem Grunde die Regeln, welche ſich bei dem Landbebauern aller Erdſtriche in Hinſicht auf Pflanzen, Säen, Pfropfen u. ſ. w., ſo weit ſie ſich auf den Mond beziehen, durch die Erfahrungen vieler Generationen Geltung verſchafft haben, obgleich bei den meiſten

Digitized by Google

dieſer Leute die Beobachtungen richtiger ſind als die oft unklaren oder durch den gröbſten Aberglauben entſtellten Erklärungen derſelben. Wie alſo ein Einfluß des Mondes auf das Leben der Pflanzen nicht abgeleugnet werden kann, ſo iſt wohl auch ein ſolcher auf den thieriſchen Körper, beſonders durch Vermittelung des für dergleichen Reize empfänglichen Blut- und Nervenſyſtems ebenfalls kaum zu beſtreiten. Mehrere Aerzte, wie Mead in ſeiner Schrift „De imperio solis ac lunae in corpora humana et morbis inde oriundis“ (Lond. 1704), Fr. Hoffmann „De siderum in corpora humana influxu medico“, (Halle 1706) u. A. haben ſchon in früheren Zeiten darauf aufmerkſam gemacht und wenn auch ihre Beobachtungen als nicht ganz unbefangen betrachtet werden können, da ſie ſämmtlich der Schule der Jatromathematiker (ſ. d.) angehörten, ſo ſind ſie doch auch nicht ganz als unbegründet zurückzuweiſen. Beſonders war es die dem Mondlaufe ähnliche und mit ſiebentägigem oder in ſeiner Quadruplication viermalſiebentägigem Typus durch einen großen Theil der pathologiſchen Erſcheinungen unverkennbar ſich hindurchziehende Periodicität, welche eine Erklärung hervorbrachte, der in vielen Fällen nichts entgegengeſetzt werden kann. Eine weit ſchwächere Einwirkung dürfte der Mond durch ſeine Lichtſtrahlen auf den Erdkörper ausüben, obgleich durch Verſuche der neuern Zeit erwieſen iſt, daß im Mondlichte gewiſſe Silberpräparate geſchwärzt und manche Farben, namentlich Chamois, gebleicht werden wie im Sonnenlichte, daß das Mondlicht die chemiſche Zerſetzung todter organiſcher Körper im Verhältniß zur Dunkelheit befördert und daß die im Hohlſpiegel geſammelten Mondſtrahlen das Thermometer ſteigen laſſen. Der jüngere Herſchel hat dieſe Erſcheinungen neuerdings dadurch zu erklären geſucht, daß die Erhitzung der Mondoberfläche auf der einen Seite, welche faſt volle 14 Tage der ununterbrochenen Einwirkung der Sonnenſtrahlen ausgeſetzt ſei, wohl eine weit über den Siedepunkt ſteigende Höhe erreichen und daher beim Vollmonde eine Wärmequelle für die Erde ſein könne. Dieſe Wärme bringe jedoch nicht bis zur Erdoberfläche, da ſie von der Atmoſphäre aufgehalten, vielleicht nur die ſchnelle Zerſtreuung und Verwandlung der ſichtbaren Wolken in unſichtbaren Dunſt beim Aufgange des Vollmondes zur Folge habe.

Mondfinſterniß wird das im Vollmonde bisweilen eintretende Verdunkeltwerden desſelben genannt. Da die Erde eine dunkle Kugel iſt, ſo wirft ſie, wenn ſie von der Sonne beſchienen wird, einen kegelförmigen Schatten hinter ſich, deſſen Axe die gerade Linie iſt, welche die Mittelpunkte von der Sonne und Erde berührt. Die Länge dieſes Schattenkegels beträgt im Mittel $^7/_2$ der Entfernung des Mondes von der Erde, die Breite in der Entfernung des Mondes von uns aber nur $^8/_3$ des Monddurchmeſſers. Läge nun die Bahn des Mondes in der Ekliptik, ſo müßte der Mond jedesmal, wenn er Vollmond wäre, in den Schattenkegel der Erde treten und alſo verfinſtert werden. Da aber ſeine Bahn mit der Ekliptik einen Winkel von $5^7/_{30}{}^0$ macht, ſo geht der Mond meiſtens über oder unter dieſem Schattenkegel hinweg, ohne ihn zu berühren. So kommt es, daß man im Durchſchnitte in 18 Jahren nur etwa 29 Mondfinſterniſſe ſieht, welche nämlich nur dann entſtehen können, wenn der Mond zur Zeit des Vollmonds zugleich nahe bei einem ſeiner Knoten, d. h. dem Durchſchnittspunkte ſeiner Bahn mit der Ekliptik nahe iſt. Wenn ſich die ganze Mondſcheibe in den Erdſchatten ſenkt, ſo heißt die Finſterniß total, und wenn nur ein Theil des Mondes verfinſtert wird, partial. Die längſte Dauer einer partialen Finſterniß kann nicht über 2 Stunden 18 Minuten, die einer totalen nicht über 4 Stunden 38 Minuten betragen. — Bei Beobachtung einer Mondfinſterniß nun ſieht man im Anfange derſelben den vollen Mond auf ſeiner linken Seite ſich mit einem grauen Schleier überziehen, der nach und nach dunkler wird. Dies kommt von dem ſogenannten Halbſchatten der Erde her, der ebenfalls ein Kegel iſt, deſſen Spitze aber zwiſchen der Sonne und der Erde liegt. — Uebrigens bewieſen die Alten, wie bekannt, aus der runden Geſtalt des verfinſterten Theiles des Mondes die Kugelgeſtalt der Erde, und die Beobachtungen der Mondfinſterniſſe ſelbſt benutzten ſie zu einer genauern Beſtimmung der Meridiandifferenzen der Beobachtungsörter.

Mondjahr nennt man einen Zeitraum, welcher 12 Mondwechſel oder ſynodiſche

Digitized by Google

Monate umfaßt. Die Juden und Türken legen dasſelbe ihrer Zeitrechnung zum Grunde; die erſten ſetzen es aber mit dem Sonnenjahre in Verbindung. (S. Jahr und Monat.)

Mondkalb (mola) wird die gänzlich entartete, eines ſelbſtändigen Lebens nicht fähige, menſchliche Frucht genannt, die bald einen ziemlich compacten Klumpen (Fleiſchmolen), bald ein Convolut mit ſeröſer Flüſſigkeit gefüllter Blaſen (Blaſen- und Traubenmolen) u. ſ. w. darſtellt. Die Molen ſind höchſt wahrſcheinlich das Product der durch einen krankhaften Zuſtand der Zeugungflüſſigkeiten veränderten Empfängniß. Die Molenſchwangerſchaft hat daher auch nicht denſelben Verlauf wie eine normale Schwangerſchaft, ſondern wird gewöhnlich von verſchiedenartigen krankhaften, bedenklichen Zuſtänden des weiblichen Körpers begleitet und endigt größtentheils früher als die letztere mit dem unter oft gefährlichen Zufällen erfolgenden Ausſtoßen der Mola.

Mondkarten heißen die nach aſtronomiſchen Berechnungen und Betrachtungen angefertigten Abbildungen der Mondſcheibe. Die erſte dieſer M. lieferte Galiläi in ſeinem Nuntius sidereus, welche freilich noch ſehr unvollkommen war und durch die ſchon genauer angefertigte von Hevel (in deſſen Selenographie) ergänzt ward. Die darauf angeführten ſichtbaren Flecken der Mondſcheibe erhielten zuerſt Namen durch Riccioli. Daß eine ſolche M. nicht ſo ſicher und genau ſein kann, als eine Karte unſerer Erde, verſteht ſich von ſelbſt. Große Verdienſte um die M. haben Tobias Mayer, Schröter und Gruithuiſen. Schröter's „Atlas des Mondes“ enthält über 70 Karten. Die neueſten ausgezeichneten M. ſind von Beer und Mädler (Mappa selenographica etc. Berl. 1834 ff.)

Mondovi, Stadt und Feſtung im Piemonteſiſchen, am Elero, Sitz eines Biſchofs und eines biſchöflichen Seminars, mit Schloß und Kathedrale, 16,500 Einw., Fabriken in Seide und Tuch und anſehnlichem Handel, war früher frei, unterwarf ſich aber gegen Ende des 14. Jahrh. den Grafen von Savoyen. M. ward 1796 von den Sardiniern unter Colli vertheidigt, der hier eine Stellung genommen und ſich verſchanzt hatte. Die Franzoſen erſtürmten jedoch am 2. Mai die Redoute im Mittelpunkte der Stellung, die deshalb vom Feinde mit einem Verluſte von 18 Geſchützen und 1300 Gefangenen verlaſſen ward.

Mondphaſen werden die regelmäßig abwechſelnden Lichtgeſtalten, die wir am Monde wahrnehmen, genannt. Wenn nämlich der Mond bei Sonnenuntergang aufgeht, ſo erſcheint der Vollmond als eine kreisrunde lichte Scheibe. Von dieſem Tage an geht er, wie er weiter gegen Oſten vorrückt, täglich beinahe eine Stunde ſpäter als am vorhergehenden Tage auf, und verliert zugleich auf ſeiner rechten Seite immer mehr von ſeinem Lichte, bis er nach 7 Tagen als letztes Viertel um Mitternacht in Geſtalt einer nur halb erleuchteten Scheibe aufgeht. Dieſe wird in der Folge noch kleiner, ſowie er auch immer ſpäter nach Mitternacht aufgeht, und blos die ſpätern Nachtſtunden erhellt, bis er endlich, 14 Tage nach dem Vollmonde, gänzlich verſchwindet, indem ſein Aufgang mit dem der Sonne gleichzeitig eintritt. Nach einer Unſichtbarkeit von 3 oder 4 Tagen ſteht er als Neumond wieder am Himmel, und der eben erwähnte Lauf findet in umgekehrter Weiſe ſtatt. Die Phaſen alſo rühren von dem Stande des Mondes gegen die Erde und die Sonne her, und haben ohne Zweifel dem Monate und der Woche ihr Daſein gegeben. Im Neumonde entſtehen bisweilen Sonnen-, im Vollmonde aber Mondfinſterniſſe. Man ſ. hierüber d. Art. Mond- und Sonnenfinſterniſſe. Uebrigens kann die Entſtehung der Mondphaſen durch folgendes Experiment ſehr anſchaulich nachgewieſen und erklärt werden. Man male nämlich eine hölzerne Kugel halb ſchwarz und halb weiß an, und laſſe ſie ſo um ſich herum tragen, daß ihre weiße Hälfte, welche die von der Sonne beleuchtete Seite vorſtellen ſoll, ſtets demſelben Fenſter, das die Sonne bedeuten ſoll, zugekehrt iſt, ſo kann man alle die M. der Reihe nach hervorbringen.

Mondſüchtig werden Diejenigen genannt, die, meiſtens bei hellem Scheine des Vollmondes, im Schlafe aufſtehen und entweder, oft mit der bewunderungswürdigſten Gewandtheit, hohe Gegenſtände zu erklimmen ſuchen (wahrſcheinlich um dem Monde näher zu

Digitized by Google

kommen; wofür auch das häufig beobachtete Greifen ſolcher Perſonen nach demſelben ſpricht) oder ihre Lieblingsverrichtungen, gewöhnlich mit voller Ueberlegungskraft, vornehmen und ſich darauf wieder zur Ruhe begeben, um unausgeſetzt bis zum Morgen zu ſchlafen. Daß Alles dieſes im bewußtloſen Zuſtande geſchieht, geht daraus hervor, daß die Kranken am andern Tage ſich des Vorgefallenen kaum wie eines Traumes oder gar nicht erinnern, und daß ſie während der Nachtwandlung nur durch ſtarke Sinneseindrücke, beſonders durch Zurufen ihres Namens, zu ſich ſelbſt gebracht werden können. Am andern Morgen fühlen ſich ſolche Perſonen gewöhnlich ſehr angegriffen, vorzüglich aber dann, wenn ſie gewaltſam an der Ausführung ihrer nächtlichen Unternehmungen gehindert wurden. Ueber das Weſen und die Urſachen dieſes Zuſtandes herrſcht noch ein tiefes Dunkel, und nur ſo viel läßt ſich annehmen, daß derſelbe bei mit ſtarker nervöſer Reizbarkeit begabten Perſonen ſich findet, daß ſein Eintreten mit dem Mondwechſel weſentlich zuſammenhängt, und daß er zuweilen angeboren, ja erblich iſt.

Mondtafeln ſind aſtronom. Tafeln, aus denen der Ort des Mondes für jede gewiſſe Zeit beſtimmt werden kann. Die Mayer-Maſon'ſchen, Bürg'ſchen, Burkhardt'ſchen und Damoiſeau'ſchen Tafeln ſind die gebräuchlichſten und beſten.

Mondwechſel, ſ. Mondphaſen.

Mone, Franz Joſeph, badiſcher geheimer Archivrath und Director des Generallandesarchivs in Karlsruhe, wurde zu Mingolsheim unweit Heidelberg am 12. Mai 1792 geboren, und ſtammt aus einer urſprünglich niederländiſchen Familie, die ſich Moonen ſchrieb, wie es noch M.'s Großvater that, der ſich in Mingolsheim als Kaufmann niederließ. M. beſuchte ſeit 1808 das Gymnaſium zu Bruchſal, 1812 das Lyceum zu Raſtatt und widmete ſich ſeit 1814 in Heidelberg dem Studium der Philoſophie, Geſchichte und der Rechtswiſſenſchaft. Im J. 1817 trat er als Privatdocent an der Univerſität auf, ward 1818 Secretär der Univerſitätsbibliothek, 1819 außerordentlicher, 1822 ordentlicher Profeſſor der Geſchichte, erhielt 1825 die Leitung der Univerſitätsbibliothek, folgte aber 1827 einem Rufe als Profeſſor der Statiſtik und Politik an der Univerſität Löwen. In Folge der belgiſchen Revolution wurde er, wie die meiſten übrigen deutſchen Profeſſoren, von der proviſoriſchen Regierung außer Thätigkeit geſetzt und kehrte im Frühjahr 1831 nach Heidelberg zurück, wo er ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte. Im April 1832 übernahm er die Redaction der „Karlsruher Zeitung“, die er bald wieder niederlegte, und wurde 1835 zum geheimen Archivrath und Vorſtand des badiſchen Generallandesarchivs ernannt, mit dem beſondern Auftrag, eine ausführliche und kritiſche badiſche Fürſten- und Landesgeſchichte zu bearbeiten. Auf M.'s Antrag wurde jedoch dieſer Auftrag dahin modificirt, daß an die Stelle jener Geſchichte zuerſt eine vollſtändige, diplomatiſch genaue und kritiſche Herausgabe ſämmtlicher Quellen zur badiſchen Geſchichte treten ſolle. M. hat ſich um die Kunde und das Verſtändniß der altdeutſchen und nordiſchen Schriftſteller hochverdient gemacht. Von ſeinen Schriften nennen wir: „De emendanda ratione grammaticae germanae linguae“ (Heidelb. 1816), „Einleitung in das Nibelungenlied“ (Heidelb. 1818), „Geſchichte des Heldenthums im nördlichen Europa“ (2 Bde., Heidelb. 1822—23), die den 5. und 6. Band von Creuzer's „Symbolik und Mythologie der alten Völker“ bildet; „Historia statistica adumbrata“ (Löwen 1828), „Reinhart Fuchs, aus Handſchriften des 9. und 12. Jahrhunderts herausgegeben“ (Stuttg. 1832), „Unterſuchungen zur deutſchen Heldenſage“ (Quedl. 1836), „Ueberſicht der niederländiſchen Volksliteratur älterer Zeit“ (Tübing. 1828), „Altdeutſche Schauſpiele“ (Quedlinb. und Lpz. 1841), „Schauſpiele des Mittelalters“ (2 Bde. Karlsr. 1846), „Urgeſchichte des badiſchen Landes bis zum Ende des 7. Jahrh.“ (Bd., 1. u. 2., Karlsr. 1845) und „Quellenſammlung der bad. Landesgeſchichte“ (Bd. 1, Karlsr. 1848, 4.). Von 1834—39 redigirte er den „Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters“, der, wenn auch fragmentariſch, doch viel Treffliches und Seltenes für altdeutſche Sprache, für Recht, Kunſt, Religion und Sitte enthält.

Monge, Gaspard, ein ausgezeichneter franz. Mathematiker und Phyſiker, war der

Digitized by Google

Sohn eines armen Handelsmannes und wurde am 10. Mai 1746 zu Beaune geboren. Schon auf der Schule ſeiner Vaterſtadt machte er in den exacten Wiſſenſchaften große Fortſchritte, beſuchte dann das Collége zu Lyon und erhielt daſelbſt im Alter von 16 Jahren ein Lehramt der Phyſik. Ein Obriſt vom Geniecorps brachte ihn an die Artillerieſchule zu Mézieres, wo man ihn aber nur als Zeichner und Conducteur verwendete, weil er von niederer Herkunft war. Durch mehrere das Geniewesen fördernde Erfindungen erhob ſich aber M. aus dieſer untergeordneten Stellung und ward im Alter von 19 Jahren Profeſſor der Mathematik und dann auch der Phyſik. Nachdem er durch die Verbindung mit Condorcet, Lavoiſier und d'Alembert 1780 in die Akademie der Wiſſenſchaften gekommen, berief man ihn als Profeſſor der Hydrodynamik nach Paris. Als Feind des geiſtigen Drucks, den auch er erfahren, wendete er ſich der Revolution zu und übernahm nach der Kataſtrophe des 10. Aug. 1792 das Miniſterium der Marine und mußte nachher das Decret des Nationalconvents gegen den unglücklichen Ludwig XVI. vollziehen laſſen. Er zog ſich nun von den Geſchäften zurück, und wandte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Verbeſſerung der Stückgießereien, um das langſame Verfahren bei dem Formen der Geſchütze abzukürzen und dem ungeheuren Bedarf des Krieges mit beinahe ganz Europa genügen zu können. (Description de l'art de fabriquer le canon. 4. 1794). Er ward deshalb Mitglied des Nationalinſtituts und hatte an der Errichtung der polytechniſchen Schule großen Antheil, an welcher er das Lehramt der Mathematik übernahm. Im Feldzuge 1796 folgte er Bonaparte nach Italien, als Mitglied der Commiſſion, welche die nach Paris abzuführenden Kunſtwerke ausſuchen mußte; ebenſo befand er ſich unter der Zahl der Gelehrten, welche die Expedition nach Aegypten begleiteten, und ward nachher von Bonaparte wieder mit nach Frankreich genommen. Weil ihn der nachherige Kaiſer ſtets ſehr ausgezeichnet und ihm ſein Vertrauen geſchenkt hatte, verlor er nach der Reſtauration alle ſeine Anſtellungen, ſelbſt die im Nationalinſtitut, und ſtarb 1818 am 18. Juli. In der Wiſſenſchaft hat er ſich, außer vielen wichtigen phyſikaliſchen Entdeckungen (er erfand in Aegypten unter Anderm die Theorie der Luftſpiegelung), als Erfinder der deſcriptiven Geometrie ein bleibendes Verdienſt erworben. Von ſeinen Schriften nennen wir, außer den obigen den „Traité élémentaire de statique“ (7. von Hachette durchgeſehene Aufl., Paris 1834. deutſch von Hahn, Berl. 1806); „Leçons de géométrie descriptive“ (6. durch Briſſot vermehrte Aufl., Paris 1837; deutſch von Schreiber, Freib. 1822) und „Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du 1. et du 2. degré“ (4. Aufl., Paris 1809). Seine „Explication du mirage“ befindet ſich im erſten Theile der „Décade égyptienne.“ Vgl. Dupin „Essai historique sur les services et les traveaux scientifiques de M.“ (Paris 1819.).

Mongibello, ſ. Aetna.

Mongolen und **Mongolei.** Die Stammſitze des vormals mächtigen nomadiſchen Völkerſtammes der M., die dreimal Welterobernd auftraten, waren die Steppen Hochaſiens; denn genauer laſſen ſie ſich nicht angeben. Wahrſcheinlich hatten ſie aber von jeher die Länderſtrecken inne, welche die heutige Mongolei bilden, und brachen von hier zu verſchiedenen Zeiten in die Tiefländer ein, gründeten Staaten und wurden von Zeit zu Zeit wieder in ihre alten Wohnſitze zurückgetrieben. Nach Berichten orientaliſcher Schriftſteller wohnte ſchon in dem Zeitraume von 1200 vor bis 97 nach dem Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung, da wo die M. noch heute ihren Hauptſitz haben, ein mächtiges, gefürchtetes und kühnes Volk, die Hiong-nu (ſ. Hunnen). Sie verſchwinden aber von dieſer Zeit an aus der Geſchichte und gewinnen erſt im 13. Jahrh. wieder welthiſtoriſche Bedeutung. Unter ihrem mächtigen Führer Dſchingis-Chan (ſ. d.) erobern ſie in einem Zeitraume von 20 Jahren faſt $1/3$ der damals bekannten Welt. Oktai, deſſen Sohn und Nachfolger, ſetzte die Eroberungszüge fort und unternahm einen neuen Weltſturm. Mit 600,000 Mann unterwarf er ſich China, und mit einem noch ſtärkern Heere drangen ſein Sohn und ſeine beiden Neffen nach Weſten vor, überſchwemmten Rußland, verbrannten in einem Monate (Febr. 1238) 14 ruſſiſche Städte, eroberten Moskau und Kiew, machten

Digitized by Google

ſich außer Nowgorod ganz Rußland tributbar, verheerten 3 Jahre lang Polen, Schleſien, Mähren, Ungarn, Slavonien, Bosnien, Servien und Bulgarien, hausten ebenſo in Kleinaſien, und erſt Oktai's Tod 1243 befreite Europa von dieſer Geißel. Seine nächſten Nachfolger hatten nicht Kraft, ein ſo ungeheures Reich zu beherrſchen; nach und nach warfen ſich die Statthalter desſelben zu Selbſtherrſchern auf, und ſo zerfiel das mächtige aſiatiſche Reich der M. 1259 in 5 immer noch bedeutende Staaten: China, Iran, Dſchagatai, Kaptſchak und Turan. Noch einmal unter Timur (ſ. d.), den größten, aber auch planloſeſten Eroberer, welchen die Geſchichte kennt, — drangen die mongoliſchen Waffen verwüſtend bis in das weſtliche Europa; aber Timur's uneinige Nachfolger (Timuriden) verloren nach und nach alle Eroberungen in Aſien bis auf die Bucharei und Choraſan. Der letzte Timuride war Babur; er wurde 1500 aus dem Lande verjagt, gründete dafür in Indien das Reich des großen Mogul (ſ. Indien). Seitdem nun verlieren die M. alle hiſtoriſche Wichtigkeit. Die heutige Mongolei iſt ein unermeßlicher Landſtrich, welcher Rußland vom eigentlichen China trennt. Im Süden iſt ſie durch die große Mauer begrenzt, im Norden durch die hohe Bergkette des Altai, Kingghan und Kintai von Sibirien getrennt. Oeſtlich von ihr liegt das Reich der Mandſchu's. Durch die M. zieht ſich die große Wüſte Gobi und trennt ſie in 2 Theile, wovon die eigentlichen Mongolen den ſüdlichen, die ſog. Kalkas-M. den nördlichen bewohnen. Das Land iſt gebirgig und waſſerreich, der Boden beſonders in den Flußthälern fruchtbar, das Klima gemäßigt. Der nördliche Theil der M. oder das Land der Kalkas-M. iſt waldig und theilweiſe fruchtbarer Boden; allein die Hauptbeſchäftigung iſt die Jagd wilder Thiere, Kameele, Pferde, Eſel und Antilopen, und Hornvieh- und Schafzucht. Pferde und Rindvieh ſind klein, aber dauerhaft und wohlgebildet; die Schafe geben nur ſchlechte Wolle. Könnten ſich namentlich die Bewohner der ſüdl. M. entſchließen, Ackerbau zu treiben, die Waldungen ihrer Thäler auszurotten, und den Reichthum ihrer Berge, welche bedeutende Metallſchätze vermuthen laſſen, zu Tage zu fördern, ſo würden die Mongolen ein reiches und mächtiges Volk werden. Schon im 10. Jahrhundert haben die Beherrſcher der. M. auf dieſen wichtigen Gegenſtand ihre Aufmerkſamkeit gerichtet, und es beſtand in der M. damals eine große Anzahl bedeutender Städte. Allein die nachfolgenden politiſchen Revolutionen zerſtörten die Früchte der weiſen Maßregeln dieſer Fürſten, und jetzt hat die mißtrauiſche chineſiſche Regierung dem Anbaue des Bodens große Hinderniſſe in den Weg gelegt. Uebrigens ſind die Bedürfniſſe der Mongolen ſo gering, daß ſie Alles, was ſie von andern Nationen erhalten, mit eigenen Producten, Vieh, Butter, Schaffellen u. dergl. bequem bezahlen können. Ihre gewöhnliche Nahrung iſt Thee mit Hirſe gemiſcht, der am Feuer geröſtet wird; ihre Kleidung einfach, meiſtens Nanking. Die Mongolen ſind urſprünglich tatariſchen Stammes, von mittler Statur, ſchmächtig, aber muskulös. Ihr Haar iſt ſchwarz, ihr Kopf rund und oben breit, die Hautfarbe weizengelb. Die Ohren ſtehen weit vom Kopfe ab, und die Augen ſind, wie bei den Chineſen, ſehr klein. Der obere Theil der Naſe iſt platt, die Backenknochen hervorſtehend und das Kinn klein. Die Lippen ſind ſchmal, der Bart dünn und der Blick lebhaft und durchdringend. Dieſe charakteriſtiſchen Züge haben die Mongolen mit einer Menge anderer Nationen, mit den Chineſen und Japanern, den Völkern Hinderindiens, mit Ausnahme der Malaien, mit den Lappen und ebenſo mit den Eskimos gemein; ſie bilden eine der 5 menſchlichen Hauptracen, die mongoliſche. Obgleich die Lebensart der Mongolen rauh iſt, ſo ſind ſie doch geſitteter, als man von Nomaden erwarten ſollte, höflich, artig und gefällig; im Kriege aber grauſam, liſtig und räuberiſch, kennen gegen Feinde weder Ehre noch Gerechtigkeit. Die jetzt in China regierende Mandſchu-Dynaſtie hat zu Anfange des 17. Jahrh. die Mongolen ihrem Scepter unterworfen und hält ihr Land in eine Menge kleiner Fürſtenthümer getrennt, denen ſie Geſetze gegeben. Jeder Mongolenſtamm iſt in Fahnen oder Diſtrikte, die mit ihren Bewohnern ebenſo viele Militärdiviſionen bilden, abgetheilt; alle 3 Jahre verſammeln ſich die ſämmtlichen Mongolenfürſten und beſprechen die Intereſſen des Landes. Dieſer Einrichtung verdankt die Mongolei ihre bisherige Ruhe. Die Würde des Fürſten

Digitized by Google

iſt erblich auf die männlichen Nachkommen nach dem Rechte der Erſtgeburt, und hat 5 Grade. Seine Einkünfte beſtehen theils aus einem Erbzinſe der Unterthanen, theils aus einem Jahrgehalte des Hofes zu Peking. Die Religion der Mongolen iſt Buddhismus unter der Form, die derſelbe in Tübet durch die lamaiſche Hierarchie erhalten hat. Die M., welche jetzt zu den Bewohnern des ruſſiſchen Reiches gehören, entzogen ſich im 17. Jahrh. der chineſiſchen Herrſchaft und begaben ſich freiwillig unter die ruſſiſche; doch muß, nach einem mit China abgeſchloſſenen Tractate, Rußland jetzt alle mongoliſchen Ueberläufer zurückweiſen. Nach einer Zählung von 1766 betrug die Zahl der ruſſiſchen M. 7000 Köpfe. Vgl. des Mongolenfürſten Sſanang-Sſetſen Khungtaidſchi (um 1660) „Geſchichte der Oſtmongolen" (im Original und deutſch von J. J. Schmidt, Petersb. 1829. 4.); Babur's von ihm ſelbſt verfaßte „Denkwürdigkeiten ꝛc." (deutſch nach dem Engl. von Kaiſer, Lpz. 1828), Hüllmann „Geſchichte der Mongolen bis 1206" (Berl. 1796); „Histoire des Mongols depuis Tschinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lenc" (Par. 1829) und J. J. Schmidt, „Forſchungen im Gebiete der ältern religiöſen, politiſchen und literar. Bildungsgeſchichte der Mongolen und Tibeter" (Petersb. 1829). Schmidt hat auch eine mongol. Grammatik (1831) und ein mongol. Wörterbuch (1839) geliefert.

Moniteur, eine franzöſiſche Zeitſchrift, welche im Laufe ihres Daſeins die entgegengeſetzteſten Geſtalten annahm; denn zuerſt diente ſie der Revolution und der Republik, indem ſie bei ihrer Entſtehung am 24. Nov. 1789 unter dem Namen Gazette nationale ou le Moniteur universel die Beſtimmung hatte, als Organ der Nationalverſammlung, deren Verhandlungen ſie vorzugsweiſe mittheilte, zu dienen. Sie ward dazu förmlich als officielles Blatt erklärt am 7. Nivôſe des republikaniſchen Jahres VIII. Um gewiſſermaßen aus dieſem Moniteur die Annalen der franzöſiſchen Zeitgeſchichte ſeit der großen Periode der Revolution zu machen, wurden die Begebenheiten von 1787 an bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung beſonders nachgetragen und herausgegeben unter dem Titel Introduction (Paris, Agaſſe, 1. Bd. Fol.), im Jahr der Republik IV, und als eine Recapitulation erſchien im J. IX die Révolution française, ou Analyse complète et impartiale du Moniteur bei Girardin zu Paris, in 2 Fol. Bdn., und im J. X die Table alphabétique du Moniteur, auch in 2 Fol. Bdn. Beide Werke gehen jedoch nur bis zum Jahre VII. Später wurde jedoch dieſe Zeitſchrift das einzige durchaus officielle Blatt der franzöſiſchen Regierung, und nahm ſeit dem 1. Januar 1811 den einfachen Titel Moniteur universel an, und erſcheint bis heute, jeden Tag eine Nummer, in großem Folio, in der erſten Abtheilung enthaltend alle officiellen Verordnungen der Regierung, in der zweiten die politiſchen Nachrichten, welche nach dem Willen der Regierung für officiell in Frankreich angeſehen werden ſollen. Außerdem werden noch literariſche, artiſtiſche und dramaturgiſche Notizen gegeben. Welche höchſt verſchiedenartigen Mittheilungen nun der Moniteur in dieſem Zeitraume von 1789, aus den Händen der Revolution in die der Monarchie übergegangen, gegeben, von den freiſinnigſten Ideen und dem Schrecken der franzöſiſchen Revolution bis zu den geheimen Plänen und Minen des Hofes der zurückgekehrten Bourbons mit ihren Miniſtern, und ſeit der neueſten Zeit in der Sprache des Königs der Franzoſen und den Schattirungen einer republikaniſch-royaliſtiſchen Farbe, kann der, welcher die Geſchichte Frankreichs kennt, leicht beurtheilen. Deshalb aber bleibt der Moniteur (von dem jedoch vollſtändige Exemplare, da beſonders die Jahre 1798—1800 oft fehlen, ſo ſelten ſind, daß ſchon 1809 in Paris ein ſolches mit 600 Thalern bezahlt wurde) für den Geſchichtsforſcher der neuern Zeit eine der wichtigſten Sammlungen von Actenſtücken. Der Gebrauch des ganzen weitſchweifigen Werkes wird erleichtert durch die „Tables chronologiques et alphabétiques du Moniteur universel" (8 Bde. Paris 1828), die in 3 Abtheilungen vom 5. Mai 1789 bis 1824 gehen und zuſammen 320 Francs koſten. Seit 1825 erſchien eine „Seconde série decennale de la restauration", die jährlich 10 Francs koſtet. Uebrigens iſt der Pariſer Moniteur die Veranlaſſung zu officiellen Zeitungen unter gleichem Titel in andern Staaten geworden, die in Verbindung mit Frankreich ſtanden. Neapel z. B. und Weſtfalen hatten ebenfalls ihren Moniteur.

Digitized by Google

Monk, George, *Herzog von Albemarle*, war der Sohn von Sir Thomas Monk, dem Sprößling einer altadeligen, aber unbegüterten Familie, und wurde am 6. Dec, 1608 in Devonſhire geboren. In einem Alter von 17 Jahren machte er als Freiwilliger die Expedition gegen Spanien mit, und vom J. 1630 an die Feldzüge in den Niederlanden, wo er ſich mit dem Grade eines Capitäns zugleich die militäriſchen Kenntniſſe erwarb, welche den Grund zu ſeiner nächſtfolgenden glänzenden Laufbahn legten. Als der Aufſtand in Irland ausgebrochen war, wurde M. dorthin beordert, und führte einen ſehr lebhaften Krieg gegen die Rebellen, bis der Vicekönig 1643 einen Waffenſtillſtand mit ihnen ſchloß, um die Truppen zu Gunſten Karl's I. verwenden zu können, deſſen Feindſeligkeiten mit dem Parlamente damals eben ihren Anfang genommen hatten. Nach England zurückgekehrt, wurde Monk, auf die fälſchlich gegen ihn erhobene Beſchuldigung, als begünſtige er die Parlamentspartei, verhaftet und ſeines bisherigen Commandos entſetzt. Es gelang ihm jedoch, ſich vor dem Könige zu rechtfertigen, worauf ihn dieſer zum Generalmajor ernannte. Kaum hatte M. ſeinen neuen Poſten vor Natwich, einem von den königlichen Truppen belagerten Orte, angetreten, als er bei einem nächtlichen Ueberfalle der Parlamentstruppen unter dem General Fairfax gefangen genommen und in den Tower zu London geſperrt wurde. Erſt nach zwei Jahren erhielt er auf Verwendung des Lord Liſle beim Parlament und unter der Bedingung, ſich dem Covenant anzuſchließen, ſeine Freiheit wieder. Er ging nun nach Irland, erhielt daſelbſt den Oberbefehl im nördlichen Theile der Inſel und entſetzte Londonderry, das von den Royaliſten belagert wurde. Die überlegenen Streitkräfte des Feindes zwangen ihn endlich, nach England zurückzukehren, wo er nun perſönlich mit Cromwell bekannt wurde, der ihn zum Generallieutenant machte und mit ſich nach Schottland nahm. M. zeichnete ſich hier in der Schlacht bei Dunbar aus, erhielt nach der Abreiſe des Protectors den Oberbefehl über das Heer und unterwarf ſich den größten Theil des Königreichs. Im Jahre 1553 befehligte er eine Abtheilung der Flotte unter Admiral Blake, kämpfte rühmlich gegen van Tromp, und beſiegte endlich, nachdem er ſelbſt das Obercommando der engliſchen Seemacht erhalten, den niederländiſchen Helden in der berühmten Seeſchlacht (Julius 1653), welche den Feinden mit ihrem Admirale zugleich 30 Schiffe koſtete. Dieſer Sieg wurde zu London durch ein großes öffentliches Feſt gefeiert, und M. ſelbſt durch eine ihm von Cromwell mit eigner Hand umgehängte goldene Kette belohnt. Sodann zum Oberbefehlshaber des Heeres in Schottland ernannt, ließ er den Protector in Edinburg proclamiren und trieb die Hochländer zu Paaren. Als Cromwell ſtarb, nahm er an den politiſchen Bewegungen nicht den geringſten Antheil, ſondern ſchien nur mit der Sorge beſchäftigt, ſich in ſeiner Stellung in Schottland zu erhalten. Bald nachher gelang es ihm, ſeinen Nebenbuhler, den General Lambert, in der Gunſt des Parlaments zu ſtürzen und deſſen Verhaftung zu bewirken. Nachdem er auf dieſe Weiſe die Hauptſtreitkräfte unter ſeine alleinige Gewalt zu bringen gewußt hatte, drang er an der Spitze des Heeres in England ein, beſetzte Weſtminſter, machte ſich zum Organ der Nation bei dem *langen Parlamente* und zwang dieſe Verſammlung, ſich ſelbſt aufzulöſen und ihren Platz freigewählten Deputirten einzuräumen. Da plötzlich, ſei es nun aus ſchon längſt gehegter Abſicht, oder erſt durch die ihm von Sir John Grenville, dem Hauptagenten Karl's II. gemachten Anträge bewogen, änderte er ſeine Rolle, wurde der republikaniſchen Partei abtrünnig, ſchlug den General Lambert (welcher aus dem Gefängniſſe entflohen und eine Schar um ſich verſammelt hatte) aufs Haupt, ließ den legitimen Herrſcher am 8. Mai 1660 öffentlich als ſolchen in London ausrufen, und empfing ihn in eigner Perſon, als derſelbe bei Dover ans Land ſtieg. Karl II. machte ihn dafür zum Ritter des Hoſenbandordens, Mitglied des Geheimenraths, Kammerherrn, Oberſtallmeiſter, erſten Lord des Schatzes und endlich zum Herzog von Albemarle, ein Titel, an den ſich der Beſitz großer Güter knüpfte. Später wurden ihm auch noch die Statthalterſchaften von Middleſex und Devonſhire übertragen. Er erſchien zum letztenmale auf dem Kriegsſchauplatze in den Jahren 1667 und 68 gegen Holland, wo er mit dem Herzoge von York gemeinſchaftlich den Oberbefehl überkam. M. ſtarb an der Waſſerſucht am 3. Jan. 1670.

Digitized by Google

Karl II. ließ ihn mit einem faſt königlichen Pompe in der Weſtminſterabtei beerdigen, wo er in der Kapelle Heinrich's VII. ruht. Viele engliſche Geſchichtſchreiber kommen darin überein, M. ſei ein Mann von nur mittelmäßigen Talenten geweſen, und die Urſache der Wiederherſtellung der Monarchie mehr dem Laufe der Begebenheiten als ſeinen Bemühungen zuzuſchreiben. Während ſeiner Gefangenſchaft im Tower hatte er „Observations on military and political affairs“ (Lond., 1671. Fol.) geſchrieben, die aber von geringer Bedeutung ſind. Eine Lebensbeſchreibung von ihm hat ſein Almoſenier, Thomas Gumble, geliefert.

Monk, Jacques Henri, engliſcher Philolog, Profeſſor der griechiſchen Sprache in Cambridge, ausgezeichnet durch kritiſche Genialität, ſprachliche Gelehrſamkeit, ſowie durch fruchtbare Wirkſamkeit, wurde 1782 geboren Er bildete ſich zu London und Cambridge, folgte hier dem berühmten Porſon 1808, und gab mit C. J. Blomfield deſſen ſchriftlichen Nachlaß unter dem Titel „Ricardi Porsoni adversaria“ (Cambridge, 1812) heraus, außerdem einige Trauerſpiele des Euripides, wie Hippolyte und Alceſte; mit Blomfield das ausgezeichnete Werk: „Museum criticum“ (ſeit 1831 eine neue Reihe: the philological Museum) und ſchrieb mehrere wichtige Aufſätze, die im „Quarterly review“ enthalten ſind.

Monmouth, eine engl. Grafſchaft von 23½ QM. mit 98,000 Einw. und mit der gleichnamigen Hauptſtadt an der Wye, umfaßt einen ſehr fruchtbaren Strich Landes. Die Bewohner treiben bedeutenden Ackerbau, Viehzucht, Induſtrie und Handel mit Natur- und Kunſtproducten. Höchſt merkwürdig ſind die Ruinen der Kirche der Tintern-Abtei an der Wye, in einem Felsthale, die zu den ſchönſten Ueberbleibſeln der goth. Baukunſt gehören.

Monmouth, Jacob, Herzog von, ein natürlicher Sohn Karl's II. von England, von deſſen Favorite Lucy Walters, wurde im J. 1649 zu Rotterdam geboren und in der katholiſchen Religion erzogen. Als die Reſtauration der Stuarts bewerkſtelligt worden, ließ ihn der König nach London kommen, und ernannte ihn nach und nach zum Grafen von Orkney, Herzog von Monmouth, Ritter des Hoſenbandordens und Befehlshaber der Garden. M. legte ſeine erſten Waffenproben unter dem Prinzen von Oranien in den Niederlanden ab, führte in der Schlacht von Saint-Denis 1678 ein Corps Engländer und Schotten an, und wurde ſodann nach Schottland gegen die Rebellen geſchickt, welchen er eine vollſtändige Niederlage beibrachte. Allein Ehrgeiz ließ ihn bald darauf ſeine Pflichten vergeſſen. Er ließ ſich in mehrere Verſchwörungen gegen ſeinen Vater ein, oder vielmehr gegen den Herzog von York, ſeinen Onkel, dem er die Krone ſtreitig machen wollte, indem er das Gerücht zu verbreiten ſuchte, er ſei ein legitimer Sprößling Karl's II. aus deſſen Verbindung mit Miß Walters, mithin gebühre ihm der Thron. Der König verzieh ihm mehreremale; M. knüpfte aber ſtets aufs Neue ſeine Verbindungen mit den Mißvergnügten an. Er erhielt den Befehl, nicht mehr am Hofe zu erſcheinen, und zog ſich deshalb nach Holland zurück, wo er vom Prinzen von Oranien ſehr gut aufgenommen wurde. Als Karl II. geſtorben war, glaubte M., es ſei der günſtige Augenblick gekommen, ſeine angeblichen Rechtsanſprüche geltend machen zu können, ſchiffte ſich deshalb mit ungefähr 80 Begleitern beim Texel ein, landete an der Küſte von Dorſetſhire, und erließ von dort eine Proclamation, in welcher er Jacob II. einen Uſurpator nannte und ihn anklagte, nicht nur der Anſtifter der Feuersbrunſt geweſen zu ſein, ſondern auch den König, ſeinen Bruder, vergiftet zu haben. Es gelang ihm, 2 bis 3000 Mann um ſich zu verſammeln; allein ein Preis wurde auf ſeinen Kopf geſetzt. Die königlichen Truppen vereinigten ſich unter dem Befehle des jungen Albemarle, Sohns des berühmten Monk; bei Somerſetſhire kam es zum Treffen, die Rebellen wurden geſchlagen, und M. ſelbſt zum Gefangenen gemacht und in den Tower abgeführt. Vergebens ſuchte er nun durch die demüthigſte Unterwerfung den Zorn Jacob's zu erweichen; er wurde am 15. Jul. 1685 enthauptet. In ſeinen letzten Augenblicken bewies er jedoch mehr Seelenſtärke und würdevolle Ergebung in ſein Schickſal, als er während der Gefangenſchaft im Tower gezeigt hatte.

Digitized by Google

Monochord (Einſaite, Klangmeſſer), ein Inſtrument von einer einzigen Saite (von den Alten canon benannt), mit einem beweglichen Steg, womit durch ab- oder zunehmende Länge der Saite beim Hin- und Herſchieben desſelben das Entſtehen der höhern oder tiefern Töne mathematiſch berechnet werden kann, indem man als Grundton den Klang der ganzen Saite annimmt. Die Conſtruction des ganzen Inſtruments iſt ſehr einfach, ein Bretchen mit einer darauf ausgeſpannten Saite genügt zu jenem Zwecke. Man bezieht es auch mit mehreren Saiten (bis zu acht), zur beſſern Vergleichung der Tonverhältniſſe. Erſte Erfindung und erwähnte Benutzung wird dem Pythagoras zugeſchrieben. Die fortſchreitenden Verhältniſſe der Länge der Saite beim Suchen der Intervalle ſind: 1. $^1/_2$. $^2/_3$. $^3/_4$. $^4/_5$. $^5/_6$ ꝛc.

Monochromen, einfarbige Gemälde, waren diejenigen, mit welchen die Malerei in ihrer Entwickelung begann. Doch hat man auch in neuerer Zeit auf dieſe Art gemalt, z. B. Grau in Grau. Die Alten bedienten ſich dagegen gewöhnlich der rothen Farbe. Ebenſo ſind die Grundſätze, welche die Alten bei Anfertigung dieſer Bilder befolgten, von denen der Neuern durchaus verſchieden. Die Letztern nämlich beobachten eigentlich nicht die Dinge ſelbſt, ſondern die verſchiedenen Abſtufungen des Schattens, und gehen daher beim Zeichnen vom tiefſten Schatten aus, und ſchwächen dieſen immer mehr, bis ſie zum hellſten Lichte gelangen, welches meiſtens durch den Grund ſelbſt bezeichnet wird. Die Alten dagegen machten die Lichtmaſſen ſelbſt zum Gegenſtande der Beobachtung und Nachahmung, und gingen daher auch von den hellſten Farben aus, welche ſie nach dem Schatten hin allmälig abſchwächten. Die Methode der Neuern begünſtigt eine ſcharfe Abſtufung der verſchiedenen Nüancen des Schattens, daher überhaupt eine genauere, oft aber eine Nachahmung der Natur; die der Alten dagegen erſetzt dieſe Genauigkeit reichlich durch die größere Lebendigkeit und Heiterkeit der dargeſtellten Gegenſtände. Nach Plinius ſind Hygiemon, Dinias und Charmades die älteſten Monochromenmaler geweſen. Doch ſoll auch Zeuxis noch ſich dieſer Manier bedient haben. Auf den hetruriſchen Gefäßen ſieht man dieſe Art der Malerei am häufigſten.

Monodrama, ſ. Melodrama.

Monogamie bezeichnet im Gegenſatze zur Polygamie (ſ. d.) die geſchlechtliche Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau, folglich die einfache Ehe. Von M. ſpricht man auch bei den Thieren und in der Botanik führt eine beſondere Ordnung des Linné'ſchen Syſtems den Namen Monogamen.

Monogramm, eigentlich aus einem Buchſtaben beſtehend, heißt eine Figur oder ein Schriftzug, welcher einen oder einige in einander verſchlungene Buchſtaben enthält und einen Namen oder Titel u. ſ. w. bezeichnet. Sie wurden zuerſt auf Münzen angebracht, ſpäter auch auf Fahnen, Siegeln und Urkunden, und zwar hauptſächlich von Fürſten, doch auch von Magiſtratsperſonen und Notaren. Die Fürſten namentlich pflegten im Mittelalter bei ihrem Regierungsantritt ein ſolches M. zu wählen, deſſen ſie ſich dann als Unterſchrift bedienten. Das älteſte, bis jetzt bekannte in Urkunden iſt von dem oſtgothiſchen Könige Theodorich. Doch erſt durch Karl d. Großen wurden ſie allgemeiner eingeführt. In Frankreich bediente man ſich derſelben nur bis ins 12. Jahrh., in Deutſchland jedoch blieben ſie bis in die Mitte des 15. Jahrh. im Gebrauch. Für die Erklärung und Kritik der Urkunden des Mittelalters ſind dieſe M. von Wichtigkeit, da ſie nicht ſelten über das Alter derſelben Aufſchluß geben. Später hat man auch die Zeichen, mit welchen Künſtler, vorzüglich Maler und Kupferſtecher, ihre Arbeiten bezeichneten, M. genannt. Vergl. Chriſt's „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum" (Lpz. 1745. 8.), ferner Brouillot's „Dictionnaire des monogrammes" (neue Aufl., Stuttg. 1832—34, 3 Bde.) und deſſen „Table générale des monogrammes" (München 1820). Heller „Monogrammenlexikon" (Bamb. 1831). — Die Alten nannten jede Zeichnung ein Monogramm.

Monographie wird eine Abhandlung genannt, welche einen einzelnen ſpeciellen Gegenſtand zum Vorwurfe hat, im Gegenſatze zur Wiſſenſchaft überhaupt, welche viele zuſammengehörige Gegenſtände zugleich behandelt, oder auch nur zu einer Abhandlung über

Digitized by Google

eine größere Anzahl verwandter Gegenſtände. In der neuern Zeit ſind die M.'n beſonders in den Naturwiſſenſchaften gebräuchlich geworden. Doch auch hiſtoriſche Abhandlungen über ſehr ſpecielle Gegenſtände werden M.n genannt. Sie ſind die Vorläufer der eigentlich wiſſenſchaftlichen Abhandlungen, inſofern ſie den rohen Stoff genießbarer und überſehbarer machen. In neuerer Zeit hat man jedoch mehr als billig ſich der M. befleißigt, ja man kann ſagen, die geſammte Wiſſenſchaft der neuern Zeit ſei eine Sammlung von M.n, und es bleibt daher von der Zukunft zu erwarten, daß ſie dieſe zahlreich aufgeſparten Einzelnheiten zu einem wahrhaft wiſſenſchaftlichen Ganzen ordnen werde.

Monokotyledonen oder Monokotyledoniſche Pflanzen heißen im Gegenſatze zu den Dikotyledonen (ſ. d.) die Gewächſe, deren Keim nur einen Samenlappen oder Kotyledo (ſ. Kotyledonarpflanzen) hat. Von den übrigen Gewächſen unterſcheiden ſie ſich ſowohl in ihrem äußern Anſehen und in der Form wie durch ihre innere Structur und Bildung. Sie haben eine feine faſerige, oder knollige, ſelten eine holzige, veräſtete Wurzel. Ihr Stamm iſt gewöhnlich einfach, ſeltener äſtig und beſteht nicht aus Rinde, Holz und Mark, ſondern vielmehr aus gleichem Zellgewebe und unregelmäßig dazwiſchen liegenden Gefäßbündeln, verdickt ſich auch, wenn neue Gefäßbündel in der Mitte herabſteigen. Die Blätter ſind am Grunde meiſt ſcheidig und umfaſſen die Stengel; ſie haben einfache, gleichlaufende Adern, welche durch zarte Queradern verbunden werden. Die Blüthen ſind, ſeltene Ausnahmen abgerechnet, aus 3, 6, 9 oder 12 Theilen zuſammengeſetzt; haben keine Blumenkrone, und die häufig prächtigen Umhüllungen der Geſchlechtstheile, z. B. bei der Tulpe, ſind Kelche; oft aber fehlt auch der Kelch. Die Früchte ſind meiſt ein- oder drei- oder ſechsfächerig. Ueberhaupt waltet die Zahl drei und deren Vervielfältigung in den Blumen und Fruchttheilen vor. Die vorzüglichſten Gewächsfamilien dieſer Abtheilung ſind die Gräſer, zu denen unſere Getreidearten gehören, die Scheingräſer, Pfeffergewächſe, Kolbengewächſe, Nympheen und andere Waſſergewächſe, die Palmen, Graslilien, Schwertlilien und lilienartige Gewächſe, die Orchideen und Bananen. Von den foſſilen Ueberreſten des Pflanzenreichs aus der Vorwelt gehört die bei Weitem größere Zahl zu den M.

Monolog, d. i. Selbſtgeſpräch, nennt man im Schauſpiel im Gegenſatz zum Dialog (ſ. d.) diejenige Rede oder Scene, in welcher eine einzelne Perſon für ſich ſelbſt ſpricht. Der Monolog ſoll die handelnden Hauptperſonen nach innen genauer ſchildern, die Triebfedern ihrer Handlungen darſtellen und dadurch den Zuſammenhang der Handlung anſchaulicher machen; daher darf er auch nur da eintreten, wo der Dramatiker durch den Dialog ſeinen Zweck gar nicht oder doch nicht vollkommen erreichen würde. Er darf nie bloßer Lückenbüßer ſein, ſondern muß die dialogiſchen Scenen verbinden und eine bedeutende Veränderung in dem innern Zuſtande der Perſon bezeichnen, die als Urſache für das Folgende als bedeutend oder als Wirkung des Vorhergehenden angeſehen werden kann. Auch muß er der Lage der ſprechenden Perſon angemeſſen ſein.

Monomanie, der zuerſt von Esquirol (ſ. d.) eingeführte Name einer Art Wahnſinns, der entweder auf einen beſtimmten Gegenſtand gerichtet iſt, ſodaß der Kranke übrigens geſund, nur z. B. eine krankhafte Vorſtellung feſthält, etwa wie es vorgekommen, daß er Chriſtus ſei u. ſ. f., oder einen Hang hat, dem er keinen ſittlichen Widerſtand zu leiſten vermag. In letzterer Beziehung hat man von einer Mordmonomanie u. dgl. geſprochen. Doch iſt hierbei zu bemerken, daß zur wiſſenſchaftlichen Annahme von M. deutliche Zeichen einer wirklichen phyſiſchen Krankheit vorhanden ſein müſſen, weil dieſe ſonſt mehr eine intellectuelle oder moraliſche, ein Irrthum oder eine Leidenſchaft ſein würde, in welchem Sinne das Wort M. auch oft im gewöhnlichen Leben gebraucht wird.

Monophyſiten, eine im 5. Jahrhundert entſtandene chriſtliche Religionsſecte, welche in Chriſto nur Eine (die göttliche) Natur annahm, die entweder bei ſeiner Empfängniß menſchlich geworden ſei, oder ſich nur hinter einem Scheinkörper verborgen habe. Auf der Kirchenverſammlung zu Chalcedon 451 verurtheilte man die M. als Ketzer. Die Secte hatte beſonders unter der aſiatiſchen und ägyptiſchen Geiſtlichkeit viele Anhänger und führte

Digitized by Google

lange, ja bisweilen blutige Kämpfe mit der occidentaliſchen Geiſtlichkeit, zerfiel aber endlich in verſchiedene größere und kleinere Haupt- und Nebenſecten. Zuerſt trennten ſich von der Hauptmaſſe die Akephalen (ſ. d.) und bildeten den eigentlichen Kern des Monophyſitismus. Die 519 erhobene Frage: „Ob der Leib verweslich ſei oder nicht"? wurde von den Severianern, Anhängern eines abgeſetzten Patriarchen Severus von Antiochia, der ſich zu den Akephalen hielt, bejaht; von den Julianiſten oder Gajaniten, Anhängern der Biſchöfe Julianus und Gajanus verneint. Jene wurden deshalb Phthartolatrer, Corrupticolä oder Verweslichkeitsdiener, dieſe Aphthartodoketen oder Unverweslichkeitslehrer und, weil ein unverweslicher Leib nur ein ſcheinbarer ſein könne, auch Phantaſiaſten genannt. Letztere zerfielen wieder über die Frage: „Ob der Leib Chriſti erſchaffen ſei"? in Aktiſteten, die ihn für unerſchaffen, und Ktiſtolatrer, die ihn für erſchaffen hielten. Die Severianer, nach einem ihrer Biſchöfe auch Theodoſianer genannt, behielten endlich die Oberhand und belegten auch die unter ihnen entſtandenen Agnoeten, die Chriſto als Menſchen die Allwiſſenheit abſprachen, mit dem Banne. Um 560 kam der Monophyſit Akusnages und nach ihm der chriſtliche Philoſoph Philoponus auf den Einfall, die drei Perſonen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Doch das erſchien ſelbſt den Monophyſiten ketzeriſch, weshalb ſich viele von ihnen den Katholiſchen wieder zuwandten. In Aegypten, Syrien und Meſopotamien behielten die Monophyſiten unter allen kirchlichen Gemeinden die Oberhand und bildeten ſeit der erſten Hälfte des 6. Jahrhunderts getrennt von der griechiſchen und römiſchen Kirche, aber in den Hauptpunkten mit erſterer übereinſtimmend, die ſelbſtändigen Kirchen der Jakobiten und Armenier (ſ. d.). Die Jakobiten in Aegypten heißen Kopten (ſ. d.). Eine 4. monophyſitiſche Kirche iſt die abyſſiniſche. Die Habeſſinier bedienen ſich beim Gottesdienſte der Bibel und der apokryphiſchen Bücher in der Tigre- oder Gheesſprache, welches ihre Bücher- und Urkundenſprache iſt. Taufe und Abendmahl verrichten ſie nach Art der griechiſchen Kirche, mit der ſie auch Faſten und Feſttage gemein haben. Beim Abendmahl erhalten die Vornehmern größere Stücken Brod als die Geringern. Vor dem 25. Jahre wird Niemand zu dieſem Sacramente zugelaſſen, weil ſie behaupten, daß Niemand vor dieſem Alter eine eigentliche Sünde begehen könne. Ihr Gottesdienſt beſteht nur im Vorleſen bibliſcher Stellen und Austheilen des Abendmahls. Das Oberhaupt der habeſſiniſchen Kirche heißt Albuna (unſer Vater) und wird gewöhnlich aus koptiſchen Prieſtern gewählt. Unter ihm ſtehen die Oberprieſter der Weltgeiſtlichen, die Schriftgelehrten und Mönche.

Monopol iſt die ausſchließliche Berechtigung zum Betriebe eines Erwerbszweiges. Es iſt ein natürliches, wenn die ausſchließliche Berechtigung in einer ausſchließlichen Befähigung ihren Grund hat. Ein ſolches hat z. B. der Erfinder, ſo lange das Geheimniß der Erfindung nicht entdeckt iſt, oder der ausſchließliche Beſitzer gewiſſer Materialien. Es iſt aber ein künſtliches, wenn es ſich auf poſitive Rechtstitel ſtützt, wenn alſo auch Andere den Erwerbszweig treiben könnten, aber durch das Privilegium des Monopolinhabers ausgeſchloſſen werden. Hier gibt es wieder perſönliche und königliche Monopole, z. B. die an gewiſſe Häuſer und Grundſtücke gebundenen Bannrechte. Ferner indirecte und directe. Ein indirectes M. entſteht, wenn die Ausübung des Erwerbszweiges an gewiſſe Bedingungen geknüpft wird, welche die Zahl der Gewerbtreibenden unter den Standpunkt der natürlichen Concurrenz hinabdrängen, wie z. B. bei den Zünften der Fall iſt, oder indem durch äußere Beſtimmungen der Betrieb des Gewerbes nur für die begünſtigten Perſonen vortheilhaft gemacht wird. So kann z. B. in dem Bezirke einer Bannmühle vielleicht die Errichtung von Windmühlen erlaubt ſein, aber ſie wird nicht erfolgen, weil es an Kunden fehlt. Directe Monopole haben jedenfalls den Nachtheil, daß ſie einerſeits das Volk in dem freien Aufſuchen des Erwerbs beſchränken, andrerſeits ihm eine indirecte Abgabe an den Monopolinhaber auflegen und drittens einen Productionszweig der Gefahr nachläſſigen Betriebes ausſetzen. Bei Staatsmonopolen wird letztere Gefahr noch größer und die indirecte Abgabe höher, weil der Staat ein ſchlechter und theurer Gewerbtreibender iſt.

Digitized by Google

Des Gewinnes halber ſollte kein Staatsmonopol behauptet werden. Nur die Monopole verdienen, als eine der Sache angemeſſene Belohnung und Aufmunterung, eine Billigung, die Erfindern auf geſetzlich beſtimmte Zeit, gegen Entdeckung des Geheimniſſes der Erfindung, ertheilt werden und allerdings zu nützlichen Erfindungen anſpornen und deren Bekanntmachung befördern können. Bei indirecten Monopolen kommt es ganz darauf an, ob die Bedingungen, deren indirecte Folge das Monopol iſt, wichtiger ſind, als die Nachtheile, die aus der Thatſache des Monopols für Concurrenten und Conſumenten erwachſen.

Monotheismus heißt im Gegenſatze zum Atheismus und *Polytheismus* (ſ. d.) die Annahme und die Verehrung Eines Gottes. *Pantheismus* (ſ. d.) iſt mit M. wohl verwandt, aber nicht identiſch. Man unterſcheidet zwiſchen einem wahren und falſchen M. Erſterer ſtatuirt durchaus nur ein einziges höchſtes Weſen. Den falſchen M. findet man z. B. bei den Hebräern, welche ihren National-Jehova als das mächtigſte und höchſte Weſen, daneben aber noch die Götter der Heiden als exiſtirende geringere Gottheiten anerkennen. Den M. im wahren Sinne dieſes Wortes findet man bei den Muhammedanern und Chriſten. Man ſtreitet darüber, ob der M. oder Polytheismus früher dageweſen ſei. Beide Parteien ſtützten ſich auf Philoſophie und Geſchichte. Die Vertheidiger der letzteren Anſicht verwerfen eine im Verlaufe der Zeit durch die Sünde verlorene Uroffenbarung der erſten Menſchen und ſagen: daß die Menſchen von dem Niedrigern zum Beſſern und Höhern, von dem Polytheismus erſt zum M. ſich emporgearbeitet hätten, für erſtere Anſicht führt man das Zeugniß der heiligen Urkunden an und unterſtützt ſie noch durch das Philoſophem von der angebornen Gottesidee im Menſchen. Die Geſchichte ſtimmt auch inſofern dieſer Anſicht bei, weil man in den Lehren aller alten polytheiſtiſchen Religionen doch zuletzt auf ein Urprincip und auf eine Einheit zurückkommt. So ſtellt die alte Lehre der Braminen (Wedas, Upaniſhads) über ihre drei Hauptgötter den Parabrama. Die Chaldäer glaubten außer dem Lichte der Finſterniß gegenüber noch an ein höheres unentſtandenes Licht, das ewig, allmächtig, weiſe und gütig iſt, aus welchem erſt das körperliche Licht hervorging. Die Zeroane akerene und ſeine Sichſelbſtoffenbarung Honover (Wort) ſtand bei den Perſern über Ormuzd und Ahriman. Selbſt die Aegypter hatten an ihrem Eiktru ein höchſtes Grundweſen wenigſtens für ihre geheime Religion. Die griechiſchen Gottheiten waren alle der unvermeidlichen Moira und die römiſchen dem Fatum (Schickſal) unterworfen. Die griechiſchen Philoſophen ſprachen von einem göttlichen und unbekannten Gott und der ägyptiſche Philoſoph Pſammon lehrte, daß Gott der allgemeine Vater aller Menſchen ſei und ſich die beſſeren derſelben zu ſeinen Kindern wähle. So ergäbe ſich denn aus der Religionsgeſchichte, daß der göttliche Funke im Menſchen, welcher den Menſchen zur Wahrheit beſtimmt, überall ſeine einfache, aber die Welt durchſtrömende Wahrheit verbreitet habe und daß nur der nach der Wahrheit entſtandene Irrthum die Menſchen zum Polytheismus geführt habe.

Monotheleten hießen die Anhänger einer chriſtlichen, den *Monophyſiten* (ſ. d.) verwandten Partei. Die M. lehrten, das Chriſtus zwar zwei Naturen in ſich vereinigt habe, wollten aber nur von einer Einheit ſeines Wollens und Wirkens wiſſen, indem ſie behaupteten, ſein menſchliches Wollen und Thun ſei im göttlichen untergegangen, von dieſem gleichſam verſchlungen geweſen. Dies ſchien ihnen aus der Einheit der Perſon zu folgen und für die Kraft des Erlöſungswerks nothwendig. Die Partei der M. und der Streit über ſie entſtand im 7. Jahrh. Kaiſer Heraklius machte nämlich im Jahre 633 auf den Rath der Biſchöfe Cyrus von Alexandrien und Sergius von Konſtantinopel den Verſuch, die Monophyſiten mit der orthodoxen Kirche durch die Formel wieder zu vereinigen, daß Chriſtus ſeine Werke durch eine gottmenſchliche Wirkungsweiſe vollbracht habe. Gegen dieſe Formel traten Sophronius, Biſchof von Jeruſalem und Andere, welche *Dyotheleten* genannt wurden, heftig auf und nun entſpann ſich ein Kampf, den weder das kaiſerliche Edict „Ektheſis“ vom Jahre 638, nach der „Typos“ des Kaiſers Konſtans II. von 648 zu ſchlichten vermochte. Erſt dem 6. ökumeniſchen Concile zu Konſtantinopel im J. 680

Digitized by Google

gelang es, der Lehre von zwei in Chriſto ohne Gegenſatz und Vermiſchung vorhandenen Willen und Wirkungsweiſen ein Uebergewicht zu ſichern, gegen welches der monotheletiſch geſinnte Kaiſer Philippicus Bardanes nur vorübergehend auftrat. Aus den Ueberreſten der Monotheleten bildete ſich die Secte der Maroniten (ſ. d.).

Monotonie oder Eintönigkeit, bezeichnet im Allgemeinen den Mangel an Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit, beſonders aber in der menſchlichen Stimme beim Sprechen oder Singen. Dieſer Mangel an Wendungen und Beugungen der Stimme, die durchaus nothwendig ſind, um eine Mannichfaltigkeit der Vorſtellungen und Empfindungen hervorzubringen, entſteht entweder aus Mangel an lebhaftem Gefühl oder aus der Unbiegſamkeit der Sprachorgane. In den ſchönen Künſten bezeichnet M. die Aehnlichkeit gewiſſer Theile eines Ganzen in Hinſicht auf ſeine Form, indem der Künſtler gewiſſe Bilder, Gedanken, Wendungen u. ſ. w. häufig anwendet und dadurch die ſo anziehende Mannichfaltigkeit ganz vernachläſſigt. Ebenſo ſpricht man in demſelben Sinne von M. bei Gegenſtänden der Natur, z. B. bei Gegenden.

Monreale, eine Stadt in Sicilien, liegt in einer herrlichen Gegend, eine Meile von Palermo und iſt mit dieſem durch eine ſchöne Straße verbunden. M. hat gegen 14,000 Einw. und iſt der Sitz eines Erzbiſchofs. Beſonders merkwürdig ſind die reich ausgeſtattete Benedictinerabtei, mit einer Bibliothek und die alte Kathedrale mit Bronzethüren, ſchönem Säulenwerk und den irdiſchen Ueberreſten mehrerer normänn. Könige aus dem 12. Jahrh. Mit dem Glöcklein auf dem daſigen Schloſſe wurde zur Siciliſchen Vesper geläutet.

Monro iſt der Name mehrerer berühmten engliſchen Anatomen und Chirurgen. — Alex. M., geb. am 8. Sept. 1697 in London, ſtudirte in Edinburg und London unter Cheſelden, in Paris und in Leyden unter Boerhaave und fing im Jahre 1719, nach ſeiner Rückkehr an, in Edinburg anatomiſche und chirurgiſche Vorleſungen zu halten. Nachdem er 1721 die Profeſſur der Anatomie und Chirurgie daſelbſt bekommen, bewirkte er die Errichtung eines akademiſchen Krankenhauſes, an dem er den kliniſchen Unterricht leitete. Im Jahre 1759 trat er ſeine Profeſſur an ſeinen jüngern Sohn ab und behielt nur die Klinik bei. Er ſtarb am 10. Juli 1767. Von ſeinen Schriften ſind beſonders zu erwähnen: „Anatomy of human bones and nerves“ (Edinb. 1726 u. öft.; deutſch von Krauſe, Lpz. 1761) und „Essay on comparative anatomy“ (nach ſeinen Vorleſungen ohne ſeine Mitwirkung herausgegeben, Lond. 1744; deutſch, Gött. 1790). Als Secretär der königlichen Geſellſchaft der Aerzte zu Edinburg redigirte er die „Medical essays and observations“ (6 Bde., Edinb. 1732 flg.), welche viele werthvolle Abhandlungen von ihm enthalten. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke beſorgte ſein älterer Sohn (Edinb. 1781; 2. Aufl., 1784; deutſch, Lpz. 1782). — Donald M., der Sohn des Vorigen, geb. zu Edinburg 1729, trat als Chirurg in Militärdienſte, ſtieg bis zum Oberfeldarzte und ſtarb zu Edinburg am 9. Juni 1802. Neben der Herausgabe der geſammelten Werke ſeines Vaters machte er ſich durch folgende Schriften bekannt: „On the dropsy and its different species“ (Lond. 1755; deutſch von Krauſe, Lpz. 1761 und Altenb. 1777), „Account of the diseases in the british military hospitals in Germany from 1761 to 1763“ (Lond. 1764; deutſch von Wichmann, 3 Bde., Altenb. 1766; 2. Aufl., 1771), „On the mineral waters“ (2 Bde., Lond. 1770), „On the means of preserving the health of soldiers and of conducting military hospitals“ (2 Bde., Edinb. 1780; deutſch Altenb. 1784) und „Medical and pharmaceutical chymistry and materia medica“ (4 Bde., Lond. 1788; deutſch von Hahnemann, 2 Bde., Lpz. 1791). — Alex. M., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1732 zu Edinburg, folgte ſeinem Vater 1759 in der Profeſſur der Anatomie und Chirurgie und ſtarb am 2. Oct. 1817. Als Anatom war er nicht minder ausgezeichnet als ſein Vater; ſeine hauptſächlichſten Schriften ſind: „Observations on the structure and functions of the nervous system“ (Edinb. 1783, Fol.; deutſch von Sömmering, Lpz. 1787, 4.), „Structure and physiology of fishes explained and compared with those of man and other animals“ (Edinb. 1785, Fol.; deutſch von Schneider, Lpz.

Digitized by Google

1787, 4.) und „Description of all the bursae mucosae of the human body" (Lond. 1788, Fol.; lat. und deutſch von Roſenmüller, Lpz. 1799, Fol.). — Alex. M., der Sohn des Vorigen, geb. 1760, erwarb ſich 1797 in Edinburg die mediciniſche Doctorwürde und wurde nachmals ebenfalls Profeſſor der Anatomie und Chirurgie in Edinburg. Er bereicherte die Literatur der Medicin durch folgende wichtige Werke: „Observations on crural hernia" (Edinb. 1803), „The morbid anatomy of the human gullet, stomach and intestines" (Edinb. 1811, Fol.), „Outlines of the anatomy of the human body in its sound state" (3 Bde., Lond. 1813 flg.), „Observations on the different kinds of small-pox" (Edinb. 1818), „Elements of the anatomy of the human body in its sound state" (2 Bde., Edinb. 1825), „The anatomy of the pelvis of the male" (2. Aufl., Edinb. 1827) und „The morbid anatomy of the brain" (Lond. 1827).

Monroe, James, Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde am 28. April 1758 zu Virginien geboren, ſtudirte die Rechte und arbeitete mit Erfolg unter der Leitung des berühmten Jefferſon, ſpäter ſein ſteter Freund. 21 Jahr alt wurde er zum Mitglied des Congreſſes ernannt; er zog es aber vor in dem Heere zu dienen. Tapfer und umſichtig, zeichnete er ſich aus und war, als der Friede unterzeichnet wurde, bereits Oberſt. Heimgekehrt beſchäftigte er ſich wieder mit der juriſtiſchen Praxis; bald aber berief man ihn in die Repräſentantenkammer, bei der er 10 Jahre blieb und ſich die Achtung der Nation erwarb. Im Jahre 1794 war er Geſandter der Vereinigten Staaten bei der franzöſiſchen Republik. Nach ſeiner Rückkehr gab er ſeine diplomatiſche Correſpondenz heraus. Als John Adams Präſidentſchaft zu Ende ging, ernannte das Volk, unzufrieden mit dieſem, ſeinen Gegner Jefferſon zum Haupt der Republik. Dieſer berief alsbald M. zum Gouverneur von Virginien, was dieſer 6 Jahre hindurch blieb. Im Jahre 1803 ſchickte man ihn nach London, um die zwiſchen beiden Staaten obwaltenden Differenzen auf dem Wege der Güte beizulegen. Unverrichteter Sache heimgekehrt, erhielt er doch 1811 das Staatsſecretariat. Im Jahre 1814, nachdem Waſhington von den Engländern eingenommen, übergab man M. den Oberbefehl ſämmtlicher amerikaniſcher Streitkräfte; er behielt das Kriegsminiſterium bis zum Friedensſchluſſe bei, wo er aufs Neue das Departement der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Im Jahre 1817 wurde er mit Stimmenmehrheit zum Präſidenten erwählt und nach Ablauf der erſten 4 Jahre, 1821 abermals, und zwar einmüthig, auf die nächſtfolgenden. Während der 8jährigen Amtsdauer zeigte er große Klugheit in Allem, was auf die innere Verwaltung der Union Bezug hat. Was die auswärtige Politik anbetrifft, ließ er ſich mehr von ſeinem Staatsſecretär John Adams, leiten. Wenn die Vereinigten Staaten in ihren Beziehungen zu den großen europäiſchen Mächten ſo viel Freimüthigkeit als Loyalität mit Feſtigkeit gezeigt haben, ſo iſt dies nicht weniger bei den diplomatiſchen Verhandlungen zwiſchen dem Cabinet von Waſhington einerſeits und denen von Spanien und Portugal andrerſeits der Fall geweſen. M. hat bei Eröffnung der verſchiedenen Congreßſitzungen Reden gehalten, unter denen ſich die 1824 an die Verſammlung am meiſten auszeichnet. Während der Präſidentſchaft dieſes Mannes haben die Vereinigten Staaten an innerer Wohlfahrt und Macht nach außen hin bedeutend zugenommen und viele öffentliche Anſtalten größere Ausdehnung und weſentliche Verbeſſerungen erhalten, unter Anderen die Waffenfabriken, Schiffswerften, Militärſchulen, die große Straße von Cumberland, die Ausdehnung der Poſtenlinien und die vom General Bertrand geleiteten Befeſtigungswerke. Nachdem er ſeine Würde niedergelegt, gründete er mit Jefferſon und Madiſon die neue Univerſität in Virginien und ſtarb hochgeachtet wegen ſeines redlichen, ſchlichten und uneigennützigen Bürgerſinns am 4. Juli 1831.

Mons (flamändiſch Bergen), Hauptſtadt der belgiſchen Provinz Hennegau, eine der ſchönſten und feſteſten Städte Belgiens, mit 24,000 Einw. und über 3683 gut gebauten Häuſern, unter denen als ſchönſtes Denkmal gothiſcher Baukunſt die Hauptkirche Sainte-Wandru, in der Zeit von 1460 bis 1589 erbaut und das Stadthaus aus dem 15. Jahrh. mit prachtvollem Dome. M. iſt der Centralpunkt eines ſehr ausgebreiteten Handels mit Kohlen, Hopfen, Hanf, Flachs, Getreide, Mühlſteinen, Marmor und Vieh, hat im

Digitized by Google

ganzen wenig Manufacturen und Fabriken, 12 Brauereien, 8 Oelmühlen, 10 Salz- und 2 Zuckerraffinerien. Unter den öffentlichen Unterrichtsanſtalten erwähnen wir 1 Collegium, 1 Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, 1 öffentliche Bibliothek, 1 Zeichnen- und Bauſchule und mehrere wohlthätige Inſtitute, wie das Waiſen-, Irren-, Beguinen- und Wittwenhaus. Ein Kanal verbindet die Stadt mit der Schelde, eine Eiſenbahn mit Brüſſel. In der Umgegend von M. ſind die bedeutendſten Steinkohlenbergwerke, deren 115 Flötze bis 500 F. unter dem Meeresſpiegel reichen und ein großer Flintenſteinbruch. Auf dem Berge Caſtrilucius ſtand ſchon zur Frankenzeit ein Schloß (das erſt 1618 eingeriſſen und das Material zum Bau der Eliſabethkirche verwendet ward), neben dem die Stadt im Mittelalter ſich zu Reichthum und Größe erhob. Im Jahre 1572 von Ludwig von Naſſau durch Ueberfall eingenommen, ward es noch im nämlichen Jahre von des Herzogs von Alba Sohne Federico wieder erobert. Im Jahre 1677 vergebens von dem franzöſiſchen Marſchall Humières blokirt, ward M. 1691 von Ludwig XIV. und Vauban belagert und durch Verrath erobert, im Frieden 1697 aber zurückgegeben. Bei dem Ausbruche des ſpaniſchen Erbfolgekrieges wieder in franzöſiſche Hände gekommen, übergab der Commandant, Graf Grimaldi, die Stadt nach der Schlacht bei Malplaquet den Alliirten, wo ſie dann im Frieden 1713 den Holländern, 1714 aber den Oeſterreichern übergeben ward, was auch 1746 nach der Eroberung durch die Franzoſen abermals geſchah. In keinem Vertheidigungszuſtande, vermochte es 1792 nach dem Siege bei Jemappes, einem 1 Stunde von M. gelegenen Dorfe, den Franzoſen nicht zu widerſtehen, von denen ſeine Werke nachher geſchleift, jedoch in Folge der Reſtauration 1816 von Contributions- und engliſchen Geldern wieder in Vertheidigungsſtand geſetzt wurden.

Mons en Puelle, ein Dorf in Flandern, an der Lys, iſt durch die Schlacht merkwürdig, welche hier am 18. Aug. 1304 der König Philipp IV. von Frankreich über die empörten Flandrer erfocht.

Monſieur (franz.), mein Herr, bei uns früher Bezeichnung für Knaben, ſo lange ſie noch die Schule beſuchten oder in der Lehre ſtanden. In Frankreich war es ehedem vorzugsweiſe der Titel des älteſten Bruders des Königs.

Monſigny, Pierre Alexandre, geb. am 17. Oct. 1729 zu Fauquemberg in Artois, war bereits in Paris in einem Subalternpoſten angeſtellt, als auf einmal in Folge der Vorſtellung der „Serva padrona“ von Pergoleſi, der er beiwohnte, in ihm der Gedanke erwachte, ſich ausſchließend der Muſik zu widmen. Nach wenigen Monaten des Compoſitionsſtudiums unter Gianotti, componirte er die Oper „Les aveux indiscrets“, brachte ſie indeß aufs Theater zu Paris 1759. Nachdem ſein Ruf durch eine Reihe von komiſchen Opern begründet war, wurde er in die Stelle Gretry's nach deſſen Tode eingeſetzt, 1798 am Neujahrstage der Republik neben Cherubini, Leſueur und Martini als trefflicher Tonſetzer öffentlich geehrt und ihm eine Penſion auf Lebenszeit zugewieſen. Im Jahre 1800 wurde er der Nachfolger Piccini's als Director des Conſervatoriums. Er ſtarb am 15. Jan. 1817. Von ſeinen Opern ſind beſonders zu erwähnen: „On ne s'avise jamais de tout“, „Aline reine de Golconde“, „Le deserteur“ etc. M. hat die höchſten Verdienſte um die Bildung der komiſchen Oper in Frankreich, ſeine Muſik iſt jedoch vom Repertoir verſchwunden.

Monſoons (engl.), franz. Mouſſons, vom malaiſchen Worte Mouſſin die Jahreszeit, werden die im indiſchen Ocean von 10° ſüdl. Br. an, nördlich regelmäßig abwechſelnden Paſſatwinde genannt (ſ. Wind).

Monſtranz, das Kirchengefäß der römiſch-katholiſchen Kirche, worin die conſecrirte Hoſtie öffentlich ausgeſtellt wird. Sie iſt nach dem Becher und Ciborium das vornehmſte Gefäß und gewöhnlich ſehr koſtbar von Gold oder Silber mit Edelſteinen beſetzt und nicht ſelten ein Werk der Kunſt. Die koſtbarſte in Deutſchland iſt zu Prag in Geſtalt einer Sonne, deren Scheibe von einem großen Edelſteine gebildet wird und deren in Silber gearbeitete Strahlen reichlich mit Diamanten beſetzt ſind, die Arbeit allein daran hat 16,000 Fl. gekoſtet. — Nur ein geweihter Prieſter darf ſie berühren. Den Namen erhielt die M. von

dem Vorzeigen der geweiheten Elemente (monstratio elementorum). Mit ihr wird der bei dem Gottesdienſte verſammelten Gemeinde der Segen ertheilt.

Monſtroſität heißt jede von der Norm abweichende Bildung eines oder mehrerer Organe eines belebten Körpers und Monstrum (Mißgeburt) ein eine abweichende Bildung an ſich tragender Körper. Es laſſen ſich vier Hauptclaſſen dieſer Abnormitäten unterſcheiden: a) die mit übermäßiger (monstra per excessum), b) die mit zu geringer Bildungsthätigkeit (monstra per defectum), c) die mit abnormer Lage und Form der Theile (monstra per situm et formam partium) und d) die mit Verwachſung getrennt ſein ſollender Theile (monstra per coalitum). Bei der erſten Claſſe ſind entweder alle oder nur einzelne Theile von widernatürlicher Größe oder überzählig; bei der zweiten ſind einzelne Theile auffallend kümmerlich ausgebildet oder fehlen gänzlich. Nicht ſelten finden ſich dieſe vier Claſſencharaktere bei einer und derſelben Mißgeburt auf die verſchiedenartigſte Weiſe vereinigt vor. Hierdurch ſowohl, als durch den verſchiedenen Grad der Monſtroſität überhaupt entſtehen die mannichfachſten Abſtufungen von den unbedeutendſten Abweichungen an bis hinauf zu den ſcheußlichſten Mißgeſtaltungen. Hinſichtlich der Entſtehungsurſachen und des Weſens der Mißgeburten iſt bis jetzt noch wenig ermittelt. Einige geben dem ſogenannten Verſehen (ſ. d.) der Schwangeren die meiſte Schuld; Meckel nimmt an, daß jede Mißgeburt eine auf einer niederen Bildungsſtufe ſtehen gebliebene Organiſation ſei, inſofern nach ſeiner Meinung die Leibesfrucht bei ihrer Entwickelung alle Stufen der unter ihr befindlichen Thiergattungsbildungen allmälig durchlaufen muß.

Montagna, Bartolomeo, ein für ſeine Zeit ſehr bedeutender Künſtler, aus Vicenza gebürtig, ſoll um 1489 geboren, 1522 geſtorben und ein Schüler Andr. Mantegna's geweſen ſein. Seine Auffaſſungsweiſe iſt ſchlicht und ernſt, ſeine Färbung monoton. Eine Madonna auf dem Thron mit den Heiligen und eine Krone der Maria beſitzt von ihm das Muſeum zu Berlin, andere Gemälde von ihm finden ſich in Vicenza und Verona. Benedetto M., ebenfalls Maler und Kupferſtecher, geb. um 1458, geſt. 1530, war wahrſcheinlich des Vorigen älterer Bruder. Gemälde von ihm ſind ſehr ſelten, eine Dreieinigkeit und eine Madonna mit Johannes findet ſich im Dom zu Vicenza. Er fertigte Zeichnungen zu Holzſchnitten für Druckwerke und ſcheint auch ſelbſt in Holz geſchnitten zu haben; namentlich ſchreibt man ihm die ſeltene „Hypnerotomachia Poliphili" (2. Ausg., Ven. 1545, 4.) zu. Von ſeinen Kupferſtichen kennt man 47 Blatt.

Montague, Lady Mary Wortley, älteſte Tochter von Evelyn Pierrepoint, Herzog von Kingſton, geb. ums Jahr 1690 in der Grafſchaft Nottingham, zeigte ſchon früh ſehr große Geiſtesanlagen und erlernte mit großer Leichtigkeit Griechiſch, Latein, Franzöſiſch, Italieniſch und Deutſch. Ihre Ueberſetzung von Epiktets „Enchiridion" wird noch jetzt geſchätzt. Im Jahre 1712 verheirathete ſie ſich mit dem Lord Eduard Wortley-Montague, Enkel des dritten Grafen von Sandwich und ging mit ihm 1716, als er zum Geſandten beim türkiſchen Hofe ernannt worden, nach Konſtantinopel. Hier lernte ſie die türkiſche Sprache, erhielt vom Sultan Achmet III. die Erlaubniß, das Serail beſuchen zu dürfen und wußte ſich ſogar Zutritt zum Harem zu verſchaffen, wo ſie mit der Favorit-Sultanin Fatime ein inniges Freundſchaftsbündniß ſchloß. So erfuhr ſie die Gebräuche der Einrichtung des Serails und konnte manche irrige Meinungen berichtigen. Ihr hat auch England die Einführung der Kuhpockenimpfung zu verdanken, nachdem ſie in der Türkei eine Probe geſehn und ſie bei ihrem Sohne angewandt hatte. Nach 3 Jahren ſchiffte ſie ſich mit ihrem Gemahl wieder ein, beſuchte Tunis nebſt den Ruinen von Karthago, landete bei Genua und kehrte von dort über Frankreich nach England zurück. Ihr Haus in Twickenham wurde der Vereinigungspunkt für die ausgezeichnetſten Geiſter, als Pope, Addiſon, Steele, Young und Andere. Eine Streitigkeit mit Erſterem jedoch und mehr noch die Anfeindungen, welche ſie wegen ihres Whigismus von den Tories zu erdulden hatte, bewogen ſie nach Italien zu gehen, wo ſie 22 Jahre ſich den Wiſſenſchaften und ländlichen Beſchäftigungen widmend, verlebte. Nach dem Tode ihres Gemahls 1761, kehrte ſie nach England zurück, im Schooße ihrer Familie ihr Leben beſchließend (21. Aug. 1762).

Digitized by Google

Bekannt iſt ſie auch im Auslande durch die „Briefe", worin die Erbgebniſſe ihrer Reiſen auf eine höchſt geiſtreiche und eigenthümliche Art, wie mit Gewandtheit und Eleganz des Styls geſchildert ſind. Die vollſtändigſte Ausgabe ihrer Werke iſt die von ihrem Enkel, dem Marquis von Bute, beſorgte. Später behauptete man, der größte Theil jener Briefe ſei von Walpole und Anderen, um das Publikum zu myſtificiren. Unter vielen Fabeln über ſie, gehört auch die Leidenſchaft des Sultans Achmet für ſie und daß ſie gegen ſelbige nicht gleichgültig geblieben. — **Montague**, Edward Wortley, älteſter Sohn der Vorigen, geb. 1715 in der Grafſchaft York und geſt. in Italien am 2. Mai 1776, hat ſich durch die ſeltſamſten Abenteuer, wie durch ſeine höchſt bizarre Lebensweiſe berühmt gemacht. Von der Weſtminſterſchule lief er drei Mal fort. Das erſte Mal war er Schornſteinfeger geworden; das zweite Mal (noch keine 10 Jahr alt) hatte er ſich zu einem Fiſchhändler begeben und endlich reiſte er als Schiffsjunge nach Portugal, entlief aber wieder im Hafen von Oporto und verdingte ſich bei einem Winzer als Eſelstreiber. Nach einigen Jahren entdeckt und zu ſeinen Aeltern zurückgebracht, wurde er nun, in Begleitung eines Hofmeiſters, auf Reiſen geſchickt. In England wieder angekommen, verfiel er aufs Spiel, ſtürzte ſich in Schulden und entwich deshalb nach Paris, wo ihn ſein erſtes Abenteuer ſogleich in das Gefängniß des Chatelet brachte. Nachdem er ſeine Freiheit erlangt, kehrte er heim, und wurde, trotz ſeines üblen Rufes, im Jahre 1754 zum Parlamentsmitgliede erwählt, lebte mehrere Jahre ſehr zurückgezogen auf dem Lande, nur mit dem Studium der Geſchichte beſchäftigt und ließ als Reſultat ſeine „Reflexions on the rise and the fall of the ancient republics" (1759) erſcheinen. Kaum war jedoch ſein Vater geſtorben, durchſtreifte er nun nicht nur die meiſten Länder Europas, ſondern auch Kleinaſien, Armenien, Syrien, Paläſtina und Arabien, lebte mehrere Jahre zu Konſtantinopel, nahm türkiſche Sitten und Gebräuche an und betrug ſich ganz als Muſelmann. Ueberhaupt lebte er in jedem Lande ganz nach Art der Eingebornen. Auf ſeinen Reiſen betrieb er das Studium der Antiken mit großer Vorliebe und hat mehrere ſehr ſchätzbare Briefe darüber an die Royal-Society eingeſandt. Als er ſich 1776 in Italien eben zu einer Pilgerreiſe nach Mekka vorbereitete, ereilte ihn der Tod. Er liegt in einem Kloſter zu Padua begraben. Ausführlichere Nachrichten über ſein Leben finden ſich in der „Histoire du comté de Leicester" und in den „Anecdotes littéraires du 18e S. par J. Nichols" (Lond. 1812).

Montaigne, Michel Eyquem de, geb. den 23. Febr. 1533 auf dem Schloſſe gleiches Namens in Perigord, wurde ſorgfältig aber wunderlich erzogen. Sobald er ſprechen konnte, erhielt er einen Hofmeiſter, welcher nur lateiniſch mit ihm ſprach. Im Alter von 13 Jahren hatte er bereits ſeine Studien auf dem Collegium zu Bordeaux unter Grouchy, Buchanan und Muret beendigt. Er heirathete die Tochter eines Parlamentsraths von Bordeaux, bekleidete einige Zeit ein ähnliches Amt, gab es aber bald auf und ging auf Reiſen, um ſeine Geſundheit herzuſtellen. Er beſuchte Deutſchland, die Schweiz und Italien und wurde allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen. Im Jahre 1582 wurde er Maire von Bordeaux und erwarb ſich die Zufriedenheit ſeiner Untergebenen ſo ſehr, daß ſie ihn nach Paris ſandten, um ihre Angelegenheiten zu vertreten. Endlich kehrte er auf ſein Schloß zurück, um ganz der Philoſophie zu leben. Indeß wurde ſeine Ruhe häufig durch bürgerliche Unruhen und ſchmerzhafte Krankheiten geſtört. Er ſtarb den 13. Sept. 1592. Sein Hauptwerk ſind ſeine „Essais" (Bordeaux 1580 und ſpäter oft wieder aufgelegt, am beſten durch Pierre Coſte, Lond. 1724 u. 25, 3 Bde., 4.; deutſch von Bode, Berl. 1796, 6 Bde., 8.). — Die einſeitige Erziehung, welche er in ſeinen erſten Lebensjahren erhielt, wirkte Anfangs nachtheilig auf ſeine Ausbildung. Schon, als er 6 Jahr alt war, waren ihm ſo viele Kenntniſſe eingeprägt worden, daß er in eine der oberen Claſſen eines Collegiums eintreten konnte und die Folge davon war, daß er 7 Jahre daſelbſt blieb, ohne bedeutende Fortſchritte zu machen und daß er ſeinen Lehrern wenig Hoffnung gab, einen kenntnißvollen Mann aus ihm zu bilden. Er begriff langſam und ſchwer und nur die Lectüre einiger claſſiſchen Dichter zog ihn an. Man mußte ihm, obgleich dies gegen

Digitized by Google

die Regel des Collegiums war, dieſe Lectüre geſtatten und in Beziehung auf alle übrigen Lehrgegenſtände große Nachſicht mit ihm haben. Dieſelbe Erziehung hatte aber auch in ihm den Grund zu einem ſehr feſten Charakter gelegt. Schon als Knabe war er bis zur Pedanterie rechtlich und als Mann zeichnete er ſich ſtets durch die Beharrlichkeit aus, mit welcher er einmal aufgefaßte Eindrücke feſthielt. So war er z. B. berühmt wegen ſeiner Unerſchütterlichkeit als Freund. Unter ſeinen Zeitgenoſſen waren mehrere, mit denen er in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand. Am vertrauteſten aber war ſeine Freundſchaft mit Etienne la Boetie. M. lernte dieſen durch eine ſeiner Schriften kennen, fand in derſelben Uebereinſtimmung der Anſichten mit den ſeinigen und widmete ihm von dieſem Augenblicke an bis zu ſeinem Tode eine begeiſterte Anhänglichkeit. Ebenſo hielt er eine zärtliche Erinnerung an ſeinen Vater fortwährend feſt. Unter Anderem trug er mehrere Jahre nach deſſen Tode häufig einen Mantel desſelben, weil es ihn ausnehmend beglückte, ſich, wie er ſich ausdrückte, gleichſam in ſeinen Vater zu hüllen. Für die Vorzüge der Frauen ſcheint er aber weniger Empfänglichkeit gehabt zu haben, er hielt ſie namentlich einer ausdauernden Freundſchaft nicht fähig. Dennoch knüpfte er 1588 mit Marie de Gournay ein enges und ungewöhnliches Verhältniß an. Er nannte ſie nämlich ſeine Wahltochter (fille d'alliance), und liebte ſie, wie er wiederholt verſichert, mehr als väterlich. Hierzu ſcheint indeß die begeiſterte Verehrung, mit welcher das junge, lebhafte Mädchen ihm huldigte, viel beigetragen zu haben. Mit dieſer Charakterfeſtigkeit verband ſich indeſſen auch eine gewiſſe Unfähigkeit, am Weltverkehr Theil zu nehmen und Starrheit in Geſchäften. Daher konnte er ſich auch nicht mit ſeiner juriſtiſchen Wirkſamkeit befreunden und gab dieſelbe ſobald als möglich auf, um ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen. Hier beſchäftigte er ſich faſt nur mit ſich ſelbſt, wie ſeine „Essais“ bezeugen. Dieſe ſind nämlich ein treuer Spiegel ſeines Lebens und ſeines Charakters. Er brachte ſeine meiſte Zeit bei den Büchern zu, Plutarch, Seneca, Tacitus, Lucrez und Horaz waren ſeine Lieblingsſchriftſteller. Aber er ſtudirte ohne Plan und Ziel, jeder Laune folgend. Dieſe Weiſe zu ſtudiren ſpiegelt ſich auch in ſeinen Schriften ab. Denn es iſt ihm faſt unmöglich, bei einem und demſelben Gegenſtande einige Zeit hindurch auszudauern. Er ſchweift vielmehr fortwährend ab, bald hierhin bald dorthin und kommt gewöhnlich nur, nachdem er ſich aufs Behaglichſte hat gehen laſſen, auf ſeinen urſprünglichen Gegenſtand zurück. Ebenſo iſt ſein Styl lebhaft, glänzend, aber auch ſpringend, abgeriſſen, ungleich. Indeſſen verſichert er ſelbſt, daß eine durch die Einſamkeit erregte Mißlaune ihm zuerſt den Gedanken, ſeine Anſichten niederzuſchreiben, eingegeben habe. Er hat auch viele Reiſen gemacht, zuerſt nur in Frankreich, ſpäter auch im Auslande. Erzählt wird, daß er ſich hier einer oft auf das Kleine gerichteten Eitelkeit mehr als billig hingegeben habe. Seine Anſichten ſind meiſt ſcharfſinnig. Namentlich die über Geſetzgebung und Rechtsverwaltung haben großen Nutzen geſtiftet und die über Erziehung hat man im vorigen Jahrhundert größtentheils wieder in Anregung gebracht, jedoch ohne ſich auf ihn zu berufen. Dagegen fehlt es ſeinen Anſichten an Zuſammenhang, an ſyſtematiſcher Beſtimmtheit. Er verhielt ſich mehr negativ gegen Andere, als daß er ſelbſt von einer beſtimmten inhaltvollen Anſicht durchdrungen geweſen wäre. Daher iſt die Deviſe: „Que sais je“? deren er ſich nach damaliger Sitte bediente, durchaus ernſtlich gemeint. Er war ſich keiner inhaltvollen Anſicht bewußt und verſtändiger Zweifel galt ihm ſchon für Wahrheit. Zeugniß davon gibt beſonders ein Capitel ſeiner Essais, in welchem er zuerſt die Vernunft gegen die Offenbarung und dann die Offenbarung gegen die Vernunft auf eine Weiſe vertheidigt, daß man ſieht, er habe ſelbſt weder dem Offenbarungsglauben noch den ſogenannten Vernunftglauben ſeiner Zeit gehuldigt und doch auch keine recht inhaltvolle Mitte zwiſchen beiden aufzufinden gewußt. Außer den Essais verdient noch ſein „Journal du voyage de Michel M. en Italie pur la Suisse et l'Allemagne“ Erwähnung, das zufällig aufgefunden und durch Guerlon (Par. 1774) veröffentlicht wurde. Es war nicht für die Veröffentlichung beſtimmt und iſt daher noch nachläſſiger abgefaßt als die „Essais“; doch iſt viel Anziehendes und Belehrendes darin.

Montalembert, Marc René, Marquis de, geb. zu Angoulème am 15. Juli

Digitized by Google

1714, nahm frühzeitig Kriegsdienſte und wurde wegen der bei den Belagerungen von Kehl und von Philippsburg im Feldzuge von 1736 gezeigten Tapferkeit zum Hauptmann der Gardecompagnie des Prinzen von Conti ernannt. Er zeichnete ſich nach dem Friedensſchluß durch wiſſenſchaftliche Arbeiten aus, für welche ihn 1747 die Akademie zu ihrem Mitglied aufnahm. Von ſeiner Erfahrenheit in den Kriegswiſſenſchaften zeugten, außer mehreren Schriften, ſeine Befeſtigung der Inſel Oleron und das hölzerne Fort, welches er 1799 auf der Inſel Aix erbauen ließ. Als die Revolution ausbrach, ſchloß er ſich derſelben an, flüchtete aber beim Eintritt der Schreckenszeit mit ſeiner Gattin nach England. Kaum dort angekommen, verließ er die Letztere, kehrte nach Frankreich zurück, wurde verhaftet, bewirkte, ſobald er ſeine Freiheit wieder hatte, die Scheidung von ſeiner Frau und heirathete eine andere. Sein Vermögen war durch Aufwand zu Grunde gegangen und er lebte in Dürftigkeit. Doch ſein „Art défensif supérieur à l'art offensif", ſein großes Werk über die perpendiculäre Befeſtigungsart, welches er dem geſetzgebenden Körpern anbot, erwarben ihm von denſelben einen Jahrgehalt. Er ſtarb den 26. März 1800. Noch kurz vor ſeinem Tode hatte er im Nationalinſtitut ein „Mémoire sur les affûts de la marine" vorgeleſen. Außerdem hat er eine „Correspondence avec les généraux et les ministres dépuis 1761 jusqu'en 1791" ſowie „Réflexions sur le siège de Saint-Jean d'Acre" und mehrere Erzählungen, Luſtſpiele und Chanſons geſchrieben.

Montalivet, Jean Pierre Bachaſſon, Graf, franz. Miniſter unter Napoleon, geb. am 5. Juli 1766 zu Saargemünd, trat frühzeitig in Militärdienſte, ſtudirte aber ſpäter die Rechte und erhielt ſchon im Alter von 19 Jahren die Stelle eines Raths am Parlament zu Grenoble. Während des Streits der Parlamente mit dem Miniſter Loméniede Brienne (ſ. d.) zog er ſich nach Valence ins Privatleben zurück. In den Stürmen der Revolution gerieth er als conſtitutioneller Royaliſt mehrmals mit den Schreckensmännern in perſönlichen Conflict, ſodaß er 1794 in die Armee von Italien flüchten mußte. Ein Jahr ſpäter verſchaffte ihm ein Commiſſar des Directoriums die Präfectenſtelle zu Valence und in der erſten Zeit des Conſulats wurde er Präfect im Departement Lamanche. Durch das kluge und gemäßigte Betragen, mit dem er hier zur Beilegung des Bürgerkriegs wirkte, erwarb er ſich die Gunſt des erſten Conſuls, der ihn zum Präfect des Departements Seine und Oiſe ernannte. In dieſer Stellung fand er noch mehr Gelegenheit, ſich das Vertrauen und die Freundſchaft Bonaparte's zu erwerben. Am 3. Mai 1806 wurde er Director der Brücken und Chauſſéen, am 1. Oct. 1809 Miniſter des Innern. In letzterer Eigenſchaft führte er die großartigen Pläne Napoleon's rückſichtlich der öffentlichen Bauten, der Induſtrie und des Handels mit Eifer und Geſchicklichkeit aus, zog ſich aber auch den Vorwurf zu, daß er nicht nur der Miniſter, ſondern der Sclave des Kaiſers ſei. Nach der erſten Abdankung Napoleon's ſuchte er, wiewohl vergebens, im Intereſſe der geſtürzten Familie zu wirken. Nachdem er während der Hundert Tage die Verwaltung der Krongüter geführt, zog er ſich mit der zweiten Reſtauration auf ſein Landgut Duberri zurück und widmete ſich der Erziehung ſeiner Kinder. Der Miniſter Decazes veranlaßte 1819 ſeinen Eintritt in die Pairskammer, wo er entſchieden das conſtitutionelle Syſtem vertheidigte. Das Schickſal und der Tod Napoleon's, dem er das treueſte Andenken bewahrte, gingen ihm ſehr zu Herzen. Er ſtarb am 23. Jan. 1823 auf dem Landgute Lagrange im Departement Nièvre.

Montalivet, Camille, Graf von, geb. im Jahre 1801 zu Paris, iſt der zweite Sohn des Jean Pierre Bachaſſon, Grafen von M., der unter Napoleon Miniſter des Innern war. In ſeinen Schuljahren zeigte er eben keine hervorragenden Fähigkeiten, wurde ſpäter durch Verwendung des Herausgebers des „Journal des Débats", Bertin de Vaux, mit Umgehung ſeines ältern Bruders zum Pair ernannt, bekannte ſich in einer Flugſchrift: „Un jeune pair aux Français de son âge" (Par. 1827) zu den allgemein verbreiteten liberalen Anſichten, die er aber in einem milden Lichte darzuſtellen ſuchte, trat zu dem berühmten Verein Aide-toi, le ciel t'aidera, zu deſſen Secretär er ernannt wurde und kam auf dieſe Weiſe mit den angeſehenſten Häuptern der liberalen Partei in vielfache

Digitized by Google

Berührung. Dieſen Verbindungen verdankte er es auch, daß er nach der Julirevolution in dem Miniſterium Laffitte die wichtige Stelle eines Miniſters des Innern erhielt. Bei der Gährung des Volkes während des Proceſſes der Miniſter Karl's X. bewies er rühmliche Entſchloſſenheit, doch die unbedingte Hingebung, mit der er ſich der Perſon des Königs anſchloß, erregte bald bei ſeinen liberalen Freunden Mißtrauen und ſein Benehmen bei Gelegenheit der Unruhen im April 1831 machte einen Bruch unvermeidlich. Er griff in die amtliche Thätigkeit Odilon-Barrot's, des damaligen Seinepräfecten, ein, indem er die Maires von Paris in ſeinem Hôtel verſammelte, gab dem Präfecten in der Deputirtenkammer die Schuld an all den Ausſchweifungen, die der Pöbel begangen hatte und wies ſeine Rechtfertigung hochmüthig zurück. Als einige Wochen ſpäter das Miniſterium ſich auflöſte, trat M. nicht mit vom politiſchen Schauplatz ab, ſondern übernahm unter Perier's Verwaltung das Miniſterium des öffentlichen Unterrichts und verletzte die Deputirten, als er in einer geſchriebenen Rede von Unterthanen (sujets) des Königs ſprach, die es natürlich in einem Lande nicht geben konnte, wo die Volksſouveränetät an der Spitze der Verfaſſung ausgeſprochen war. Doch je mehr M. von ſeiner Beliebtheit bei der liberalen Partei verlor, deſto mehr gewann er an Gunſt beim König. Während Perier's Krankheit vertrat er dieſen Staatsmann im Miniſterium des Innern und zeichnete ſich durch die blutige Unterdrückung der Juniunruhen aus. Bei der neuen Bildung des Cabinets am 11. Oct. 1832 mußte er ſich, zu ſehr verhaßt bei der Kammer, von der Verwaltung zurückziehen; der König belohnte aber ſeine treue Ergebenheit durch die Intendantur der Civilliſte, die er ihm übertrug. Unter dem Miniſterium Thiers im Jahre 1836 trat M. wieder als Miniſter des Innern ein, zeigte aber hier ſeine Unfähigkeit, Unſelbſtändigkeit und die ſclaviſche Hingebung in den Willen des Königs, beſonders in der Angelegenheit mit Conſeil, deſſen Auslieferung Thiers als eines gefährlichen politiſchen Verbrechers, nach ſeiner Verhaftung in der Schweiz verlangte und bei dem man zu gleicher Zeit Päſſe unter falſchem Namen vom Miniſterium des Innern vorfand. M. nahm die ganze Verantwortlichkeit auf ſich und verdiente ſich dadurch den beſondern Dank der hochgeſtellten Perſon, die bei dieſem ärgerlichen Handel compromittirt zu werden fürchten mußte, als die Sache in der Deputirtenkammer zur Sprache kam. Als das Miniſterium Thiers nach fünf Monaten auseinanderfiel, trat M. wieder als Intendant der Civilliſte ein, die ihm der König aufgehoben hatte, wurde aber ſchon 1838 wieder zum Miniſter des Innern ernannt. Seine Verſuche bei der Wiedererwählung des berüchtigten Girardin (ſ. d.), die Behörden ſelbſt zur Anwendung von Beſtechung aufzufordern, die Mittel, deren er ſich bei Auflöſung der Kammer im Jahre 1839 bediente, um die Wahlen im Sinne der Regierung zu lenken, riefen durch ihre rückſichtsloſe Mißachtung des Anſtandes und der Geſetze die gerechteſten Klagen hervor, hatten aber keinen Erfolg und M. zog ſich abermals zu ſeiner Intendanz der Civilliſte zurück.

Montalvan, Don Juan Perez de, ein berühmter ſpaniſcher dramatiſcher Dichter, der Sohn des Hofbuchhändlers Alonſo Perez de M. und geb. 1602 zu Madrid, trat mit 23 Jahren in den geiſtlichen Stand, wurde apoſtoliſcher Notar der Inquiſition und ſtarb am 25. Juni 1638. Sehr frühzeitig muß er mit Lope de Vega bekannt geworden ſein, deſſen Hausgenoſſe und Lieblingsſchüler er wurde. Schon im 17. Jahre ſchrieb er ſeine erſte Komödie und da ſeine erſten Verſuche großen Beifall fanden, widmete er ſich mit allen Kräften der dramatiſchen Dichtkunſt; auch ſcheint er in Schnelligkeit des Componirens und Fruchtbarkeit mit ſeinem Meiſter gewetteifert zu haben. Ein Theil ſeiner Komödien erſchien in 2 Quartbänden (Bd. 1, Alcala 1638; Bd. 2, Madr. 1638; 2. Aufl., Valencia 1652); andere füllen einen ganzen Band der „Comedias escogidas de los mejores ingenios de España“. Die meiſten wurden mit großem Beifall gegeben, ſo z. B. No hay vida como la honra“ und „La Toquera vizcaina“, die ſich bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten hat. Genialität und Individualität findet man in den dramatiſchen Dichtungen M.'s nicht, die wohl den Beifall nicht verdienen, welche ſeine Zeit ihm zollte. Ohne ſeines großen Meiſters Lope de Vega's Geiſt zu beſitzen, ahmte er mehr deſſen Manier und Fehler nach. Wie ſein Meiſter, den er mehr inſtinctmäßig als pedantiſch nachahmte, iſt er

Digitized by Google

ganz Spanier und wenn auch ſeinen Stücken ein individueller Charakter fehlt, ſo zeichnen ſie ſich doch durch eine ſehr lebendige nationale Färbung aus und ſelbſt die im Ganzen mißrathenen enthalten gelungene Scenen und einzelne glückliche Züge. Außerdem hat man von ihm noch „Sucesos y prodigios de amor en ocho novelas ejemplares“ (Madr. 1624), „Para todos“ (Huesca 1633; Madr. 1635), eine Sammlung von Novellen, Komödien und moraliſchen Betrachtungen und „Orfeo“ (Madr. 1624), ein Gedicht in Octaven, das von Manchen fälſchlich dem Lope de Vega beigelegt worden iſt.

Montanus, d. h. Bergbewohner, ein chriſtlicher Häretiker des 2. Jahrhunderts, von dem die Secte der Montaniſten ihren Namen hat. Er war aus Pepuza in Phrygien gebürtig und lebte um 150 n. Chr. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war er zuerſt Prieſter der Cybele. Als Hauptſatz ſeiner Lehre ſtellte er auf, daß er der von Chriſto Joh. 15, 26 verheißene Paraklet ſei, der kurz vor dem Anbruche des 1000jährigen Reiches erſcheint, um der Kirche ihre Vollendung zu geben. Da nämlich das alte Teſtament die Zeit der Kindheit geweſen wäre, ſo hätten Chriſtus und die Apoſtel die Menſchen nur zu einer jugendlichen Größe erziehen können und ſie wegen der Schwachheit des Fleiſches ſchonen müſſen, was aber jetzt in der Zeit der männlichen Reife aufhören müſſe und zwar durch ſeine Vermittlung; das Leben des wahren Chriſten ſei ſtete Entſagung, nur an Gott und dem Märtyrertode dürfe er Gefallen finden. Alle irdiſche Freude, ſelbſt an der Wiſſenſchaft, ſei ſündlich. Das ſei keine rechte Kirche, welche die Sittenſtrenge nicht durchführe, die zweite Ehe zuließe und die Verbrecher wieder aufnähme. Ueber ſolcher ſtehe die Kirche des Geiſtes, die nicht durch die Verſammlung der Biſchöfe, ſondern durch den Geiſt ſelbſt gehalten werde. Entzückungen ſind ihm der höchſte chriſtliche Zuſtand, welcher auch die Propheten weit über die Biſchöfe ſetze. Er legte ſich Offenbarungen bei, welche ſich aber mehr aufs Leben, als auf die Lehre bezogen. Das 1000jährige Reich werde alsbald anbrechen und das himmliſche Jeruſalem in Pepuza, ſeiner Vaterſtadt, ſeinen Sitz finden. An ihn ſchloſſen ſich beſonders zwei ſchwärmeriſche Weiber, Maximilla und Priscilla, als Prophetinnen an und um ihn herum bildete ſich eine bedeutende Gemeinde. Dieſe ſeine Anhänger erhielten nach ihm den Namen Montaniſten, Kataphryges, auch den Namen Pneumatici (Geiſtiggeſinnte). Sie wurden von den aſiatiſchen Biſchöfen aus der Kirchengemeinſchaft geſtoßen, auf den Grund, daß ihre Prophetengaben unächt ſeien, beſtanden aber in Aſien bis ins 6. Jahrhundert mit eigener Kirchenverfaſſung. — In der abendländiſchen Kirche erlangten ſeine Grundſätze, beſonders in Afrika, einen großen Einfluß durch Tertullianus, der die ſchwärmeriſchen Gefühle des M. zu helldunkelm Bewußtſein ausbildete. Beide Männer waren in den Geiſt ihres Zeitalters eingedrungen, nur verlangten ſie von Allen, was man an einzelnen Heiligen bewunderte. Vgl. Kirchner „De Montanistis“ (Jena 1832), Münter „Effata et oracula Montanistarum“ (Kopenh. 1819, 4.) und Schwegle „Der Montanismus und die chriſtliche Kirche des 2. Jahrhunderts“ (Tübing. 1841), wo der Montanismus als Reaction des Judenchriſtenthums gegen den Paulinismus dargeſtellt wird.

Montauban, Bezirk und Stadt im Departement des Tarn und der Garonne, eine gut gebaute Stadt an beiden Ufern des Tarn, hat 4000 Häuſer und 25,000 E., eine reformirte, 1810 geſtiftete Akademie, Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Bibliothek, Sternwarte, bedeutende Tuchfabriken und iſt in den franzöſiſchen Religionskriegen durch ihre Schickſale bekannt.

Montauſier, Charl. de Sainte-Maure, Herzog von, geb. 1610, trat frühzeitig in die Armee und zeichnete ſich unter Anderm 1630 bei der Belagerung von Breiſach aus. Er war Calviniſt, trat aber ſpäter zur römiſchen Kirche über und wurde 1664 von Ludwig XIV. mit wichtigen Aufträgen an den päpſtlichen Hof geſendet. Nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn der König zum Herzog und Pair und 1668 zum Gouverneur des Dauphin. Unter ſeiner Aufſicht beſorgten Boſſuet und Huet die Ausgaben in usum Delphini. (S. Dauphin). Bei der Verheirathung des Dauphin im Jahre 1680 wurde er zu deſſen erſten Kammerherrn ernannt. Er ſtarb am 17. Mai 1690. Vgl. Puget de Saint-Pierre „Histoire du duc de M.“ (Genf u. Par. 1784). — Berühmter oder vielmehr gefeierter als

Digitized by Google

er ſelbſt, war ſeine Gemahlin Louiſe Lucine geb. Marquiſe von Rambouillet, geb. 1607. Sie verſammelte alle Gelehrte, Künſtler und ſchönen Geiſter in ihren Salons, wurde 1661 von Ludwig XIV. zur Erzieherin der königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen ernannt und ſtarb am 15. Nov. 1671. Ihr berühmtes Album „Guirlande de Julie", in welches faſt alle berühmten Maler ihrer Zeit Blumen eingezeichnet hatten, die von den berühmteſten Dichtern eigenhändig mit Gedichten verſehen waren, erſchien 1784 im Druck und 1818 in einem neuen Drucke.

Montbeillard, ſ. v. a. Mömpelgard (ſ. d.).

Montblanc, die höchſte Spitze der Alpen in Italien und zugleich der höchſte Berg in Europa, erhebt ſich zwiſchen den Thälern Chamuny und Entreves in Piemont, nach Royer 14,817 Fuß, nach Welden 14,764 F. hoch über das Meer, hat von Norden geſehen eine pyramidenförmige Geſtalt, nach Süden zu faſt ſenkrecht abgeſchnittene Felswände und 17 Gletſcher. Erſt am 8. Aug. 1786, nach vielen frühern fruchtloſen Verſuchen, gelang es dem Dr. Paccard und Jaques Balmat nach dem höchſten Gipfel des Berges einen paſſirbaren Weg zu finden. Seit jener Zeit hat dieſer theils auf demſelben, theils einem neuen weniger gefährlichen Wege mehr als 20 Beſuche erhalten. Am intereſſanteſten und für die Wiſſenſchaft erfolgreichſten war die Beſteigung des M. durch den Naturforſcher Sauſſure aus Genf. Er verweilte 5 Stunden auf dem Gipfel, der einen Kamm bildet, wo kaum 2 Perſonen neben einander gehen können. Ganz mit Schnee bedeckt, ragt erſt 60 bis 70 Toiſen tiefer der Fels hervor. Sauſſure und ſeine Begleiter litten, ohne Eßluſt zu haben, an Durſt und Erſchöpfung. Der Puls ging ungewöhnlich ſchnell. Die Farbe des Himmels war dunkelblau. Im Schatten ſah man die Sterne, das Waſſer fror an der Sonne, das Barometer ſtand 16 Zoll 1 Linie, während es in Genf 27 Zoll 1 Linie hatte.

Mont-Cenis, zwiſchen Turin und Chambery in Savoyen gelegen, gehört zu den Grajiſchen Alpen und iſt 10,751 F. hoch. Der über ihn führende Paß liegt in einer Höhe von 6354 Fuß. Schon Hannibal ſoll, nach den Angaben einiger Hiſtoriker, über den Mont-Cenis gezogen ſein, über welchen damals ein gewöhnlicher Weg von Italien nach Savoyen geführt habe. Im Mittelalter allerdings bediente man ſich dieſes Weges, doch konnte er nur mit Saumthieren paſſirt werden. Die gegenwärtige ſtark befahrene Landſtraße wurde von Napoleon 1805 angelegt, zur Verbindung Italiens mit Frankreich. Sie zieht ſich auf der weſtlichen Seite des Mont-Cenis längs der Arc und Iſère nach Grenoble hin. Auf der Höhe des Paſſes befindet ſich ein Hospiz.

Montebello, Marktflecken am Aldega, im Gouvernement Venedig des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, mit 3000 Einw. Hier ſiegte den 9. Juni 1800, kurz vor der Schlacht von Marengo, der franzöſiſche Marſchall Lannes über den General Ott, der die öſterreichiſche Avantgarde befehligte. Anfangs zog ſich General Ott, indem er von Genua, welches capitulirt hatte, zurückkehrte, nach Caſteggio, wo er eine feſte Poſition nahm, nichtsdeſtoweniger aber durch Lannes (ſ. d.) aus der Stellung gedrängt wurde. Nun mußte er ſich nach M. zurückziehen, wo er mit einem Verluſte von 3000 Todten, 5000 Gefangenen und 6 Kanonen beſiegt ward. Lannes erhielt von dieſer Schlacht den Titel Herzog von Montebello.

Monte Caſino, ſ. Caſino.

Montecuculi, Raimund, Graf von, einer der ausgezeichnetſten Feldherrn des 17. Jahrhunderts, war 1628 in Italien geboren und diente unter ſeinem Oheim, welcher Oberſter der kaiſerlichen Artillerie war, gegen die Schweden, gegen die er 1644 zwar ein glückliches Unternehmen ausführte, aber dabei gefangen und erſt nach 2 Jahren wieder ausgewechſelt ward. Er wendete die gezwungene Ruhe dazu an: die Kriegskunſt zu ſtudiren und ward nach dem weſtfäliſchen Frieden von dem Kaiſer dem Könige Johann Caſimir von Polen zu Hülfe geſchickt, wo er die Siebenbürger ſchlug und nachher 1659 an dem Entſatz von Kopenhagen thätigen Antheil nahm. Als M. den Oberbefehl gegen die Türken erhielt, ſchlug er dieſe mit Hülfe der Franzoſen bei St. Gotthard am 1. Aug. 1664.

Digitized by Google

Nach dem Frieden zum Präſidenten des Kriegsraths ernannt, war er bemüht, das kaiſerliche Kriegsweſen möglichſt zu verbeſſern, bekam aber 1673 den Oberbefehl über die deutſchen Truppen am Rheine, wo er Bonn eroberte und Condé's und Turenne's Vorſchreiten hinderte, welcher Letztere bei Desbach am 26. Juli 1675 das Leben verlor. M. trat den Oberbefehl an den Prinzen von Lothringen ab und lebte den Reſt ſeiner Tage (bis 1680) am kaiſerl. Hofe den Wiſſenſchaften. Seine Memoiren ſind 1736 aus den Italieniſchen ins Lateiniſche, Franzöſiſche und Deutſche überſetzt worden.

Monteſiascone, Stadt am See Bolſena in der Delegation Viterbo im Kirchenſtaate, mit 3700 Einw. und einer ſchönen Kathedrale, iſt der Sitz eines Biſchofs. Es liegt auf einem Berge und zeichnet ſich durch trefflichen Weinbau aus. Einſt reiſte ein deutſcher Edelmann und ließ einen Bedienten vorausreiſen, der die Weine probirte und wo er in einem Wirthshauſe guten Wein fand: Est (iſt) an die Thüre ſchrieb. Er kam nach M. und der Muscatellerwein hier mundete ihm ſo, daß er an die Thüre in Einſtande 3 Est ſchrieb: Auch ſeinem Herrn ſchmeckte der Wein, der ſeitdem Est Est Est hieß, ſo wohl, daß er ſich todt daran trank. Sein witziger Diener ſetzte ihm die Grabſchrift:

Est Est Est, propter nimium est,
Dominus meus mortuus est.

Monteiro, Antonio Peregrino Maciel, ehemaliger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Braſilien, wurde 1804 zu Pernambuco geboren und zeichnete ſich frühzeitig in den ſchönen Wiſſenſchaften aus. Vom damaligen portugieſiſchen Generalcapitän, Don Luis de Rego, jetzt Visconde Geraz de Lima, begünſtigt, trat M. noch ſehr jung als Lieutenant unter die Miliz, gab aber ſpäter die militäriſche Laufbahn wieder auf, ſtudirte 1824 in Paris die Medicin und gewann ehrenvoll die akademiſchen Grade der Facultät. Schon damals zeigte er eine ſo entſchiedene politiſche Meinung, daß er von ſeinen in Paris anweſenden Landsleuten bei Zuſammenkünften zur Feier nationeller Feſte immer zum Vorſitzenden gewählt wurde und dadurch Gelegenheit fand, ſein Rednertalent zu üben. Im Jahre 1829 nach Pernambuco zurückgekehrt, begann er mit Glück die Laufbahn als praktiſcher Arzt. Seine innere Neigung zog ihn aber zur Politik hin und zwar in die Reihen der Oppoſition, die ſpäter Dom Pedro ſtürzte. Durch die Leitung des „Diario de Pernambuco", die er übernahm, machte er ſich zum Haupt der Oppoſition in der Provinz, gewann, ungeachtet er bei den Wahlen in der Provinz Pernambuco durchfiel, immer bedeutendern Anhang, der durch eine reiche Heirath, die ihn mit den angeſehenſten Familien verband, noch vergrößert wurde. Nach der Abdankung Dom Pedro's ward er von der Geſellſchaft Harmonisadora, deren Zweck war, der Revolution Einhalt zu thun, zu ihrem Präſidenten erwählt; im Jahre 1832 ward er zum Deputirten ernannt und trat als ſolcher, wie es in Braſilien geſetzlich iſt, nach zwei Jahren in die geſetzgebende Verſammlung. Nach dem Sturz des Regenten Feijó (ſ. d.) ward M. von deſſen Nachfolger zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, doch die Streitigkeiten mit Frankreich wegen der Grenze zwiſchen Braſilien und dem franzöſiſchen Guiana und die mit Buenos Ayres wegen der Präſidentſchaft Rivera's in Montevideo veranlaßten bald den Sturz des neuen Cabinets. M. ward ſpäter zum Director der juriſtiſchen Akademie von Olinda ernannt. Seine politiſche Meinung gehörte einem gemäßigten Monarchismus, als Deputirter zeichnete er ſich beſonders durch ſeine Kunſt, Reden aus dem Stegreife zu halten, aus und war als Berichterſtatter der Finanz- und diplomatiſchen Commiſſion ſtets an ſeiner Stelle.

Montemayor, Jorge de, geb. 1520 zu Montemayor in Portugal, war in ſeiner Jugend Soldat, obgleich ſeine Neigung ihn zu Muſik und Poeſie hinzog. Später ließ er ſich als Muſiker in die Kapelle aufnehmen, welche Philipp II. auf ſeinen Reiſen begleitete. Nach ſeiner Rückkehr dichtete er in Leon ſeinen Schäferroman „Diana" und wurde dafür von der Königin Katharina, Schweſter Karl's V., zu einer ehrenvollen Stellung bei Hofe berufen, ſtarb aber ſchon am 16. Febr. 1562. Er war von Geburt ein Portugieſe, ſchrieb aber in der caſtilianiſchen Sprache und gehört daher der ſpaniſchen Literatur an.

Digitized by Google

Seine Diana wurde vielfach nachgeahmt, aber nach dem Urtheile des Cervantes nicht erreicht; fortgeſetzt wurde ſie von zwei Dichtern, am beſten von Gaspar Gil Polo. Auch ins Lateiniſche wurde ſie überſetzt, und ins Deutſche von Harsdörfer, ebenſo ins Franzöſiſche (wenigſtens ſechs Mal), in das Holländiſche u. ſ. w. Sie zeichnet ſich durch Feuer, Natürlichkeit und Mannichfaltigkeit in der Darſtellung der Leidenſchaft aus. Die übrigen Gedichte M.'s ſind unter dem Titel: Cancionero (Saragoſſa 1561) geſammelt.

Montenegro (ital.), d. i. ſchwarzes Gebirge, bei den Türken Karadagh, bei den Albaneſen Mal Iris, bei den ſlaw. Eingeborenen Tſcherna Gora, heißt die kleine 60 □M. große Gebirgslandſchaft, die, zwiſchen dem öſter. Dalmatien, der Herzegowina und Albanien, auf dem dalmatiniſchen Küſtengebirge, am Adriatiſchen Meere liegt. Sie bildet eine in ſich abgeſchloſſene, ſchwer zugängliche Felſenbaſtei am Südoſtende dieſes Gebirges und iſt mehr durch ſeine Bewohner und ihre eigenthümlichen Verhältniſſe, als durch ſeine, wenn auch intereſſante Gebirgsnatur berühmt. Der Boden iſt ziemlich felſig und daher im Ganzen wenig ergiebig; nur in den Thälern iſt das Land fruchtbarer. Die Bewohner (abgeſehen von den Auswanderern, die in Bosnien und dem öſter. Dalmatien ſich angeſiedelt haben), ungefähr 107,000 an der Zahl, gehören zur ſlaw. Völkerfamilie und insbeſondere zum ſerb. Stamme. Sie ſind von ſchöner und kräftiger Geſtalt, mit edeln und ſtolzen, wenn auch wilden Geſichtszügen, gewandt und ſicher in ihren Bewegungen und abgehärtet zu allen Strapazen. Sie bilden eine der merkwürdigſten Völkerſchaften Europas, ſowohl in Betreff ihrer noch ziemlich auf dem Standpunkte des Naturzuſtandes ſtehenden Sitten und geſellſchaftlichen Zuſtände, als hinſichtlich ihrer Schickſale und Kämpfe. Der Montenegriner führt mehr ein herumſchweifendes Hirten- und abenteuerndes Jägerleben als das eines Ackerbauers und beſitzt daher noch die ganze Urſprünglichkeit ſeines Charakters, die ſich in ungezähmter Wildheit und Leidenſchaftlichkeit, in Schlauheit und Hinterliſt, in grauſamer Rachſucht und Selbſthülfe, in Streit- und Kriegsluſt, aber auch in hochherziger Tapferkeit, ungebändigter Freiheitsliebe, frugalſter Mäßigkeit, Genügſamkeit, einfachen reinen Sitten und ungezwungener, wenn auch rauher und roher Natürlichkeit ausſpricht. Von ungeſchwächter Stärke ſind die Familien- und Stammesbande, was ſich einestheils in dem patriarchaliſchen Leben, das jede Familie inmitten ihres Grundeigenthums vereinzelt, in beſonderer Wohnung unter gemeinſchaftlichem Familienoberhaupte zuſammenhält, anderntheils in der noch herrſchenden Blutrache und den Stammesfeindſchaften ausſpricht, die Familie gegen Familie und Stamm gegen Stamm ſolidariſch auftreten laſſen. Da nun die verhältnißmäßig zu ſtarke Bevölkerung des Landes in dem kärglichen Boden keinen zureichenden Unterhalt findet, und für dieſen Mangel ſich auch nicht in irgend einer Induſtriethätigkeit Erſatz holen kann, denn die letztere erhebt ſich nicht über die niedrigſte Hausinduſtrie, ſo hat ſie, von Natur zu abenteuerlichen Unternehmungen geneigt und bei ihrem oben erwähnten vorherrſchenden Charakter einigermaßen das Gepräg eines Räubervolks angenommen, das, wenn nationale und religiöſe Intereſſen mit ins Spiel kommen, zum ſtreitbarſten Kriegervolke werden kann, wie es die Kämpfe zwiſchen den Montenegrinern und Türken gezeigt haben. Die Verfaſſung des Landes iſt eine hierarchiſch-republikaniſche. An der Spitze eines vom Volke gewählten Rathes der Familienälteſten (Senat) ſteht ein Oberhaupt, das die Würde eines Wladikas oder Anführers mit der eines Erzbiſchofs vereint und ſo weltliche Macht auf geiſtlichen Einfluß ſtützt. Ihm liegt die oberſte Verwaltung und Gerechtigkeitspflege ob, welche beide bei dem Mangel einer ausgebildeten Staatsgewalt auf patriarchaliſche Weiſe, jedoch nicht nach bloßer Willkür ausgeübt werden dürfen; denn wenn auch geſchriebene Geſetze faſt unbekannt ſind, ſo iſt doch die Macht des Herkommens und der Sitte um ſo ſtärker. In Folge dieſes Mangels an Policirung iſt den Leidenſchaften der Einzelnen noch großer Spielraum gegeben und der Zuſtand des Landes daher noch ziemlich unſicher und ungeordnet. M. zerfällt in vier Najas oder Bezirke, deren jeder unter einem Hauptmann ſteht und wieder eine beſtimmte Anzahl Gemeinden in ſich faßt, die zuſammen mit den benachbarten aus Montenegrinern beſtehenden Gemeinden, die nicht zum eigentlichen unabhängigen M. gehören und deshalb

zu häufigem Streit mit den Türken Veranlaſſung geben, auf 20,000 Waffenfähige ins Feld ſtellen können. Hauptort des Landes und Sitz des Wladiska iſt Cettigne.

M. gehörte im Mittelalter zum großen Serbenreich, von dem es ſich 1389 losriß und unter eigenen Fürſten einen eigenen Staat bildete, bis 1516 der Letzte abdankte. Seitdem wurde es von einem Wladika und einem Erzbiſchof regiert, welche Würden in gewiſſen Familien erblich waren, und in neueſter Zeit in Einer Perſon, aus der Familie Petrowitſch, vereinigt wurden. Während dieſer Zeit lagen die Montenegriner, eng verbunden mit den Venetianern, in faſt ununterbrochenem Streite mit den Türken, der mit abwechſelndem Glück geführt wurde, bis ſie gegen Ende des 18. Jahrh. factiſche Unabhängigkeit errangen, die ſie bis jetzt bewahrt haben, wenn auch ihre ſelbſtändige ſtaatliche Exiſtenz noch nicht für eine völkerrechtlich anerkannte gelten kann. Mit dem Umſichgreifen der Macht Rußlands machte ſich ſchon im 18. Jahrh. deſſen Einfluß in M. geltend, und in fortwährend ſteigendem Maße entwickelte ſich derſelbe in der neueſten Zeit, ſodaß M. gegenwärtig factiſch als im Schutze Rußlands ſtehend betrachtet werden kann, von dem der Wladika durch Geld und andere Unterſtützungen abhängig iſt. Der gegenwärtige Wladika, Petro Petrowitſch II., iſt vor Allem beſtrebt, ſein Volk einigermaßen zu civiliſiren, was ihm auch in vielen Beziehungen gelungen iſt. Er hat einen Senat von ſechs und einen Gerichtshof vo 155 Mitgliedern eingerichtet, hat beſonders auf Abſchaffung der Blutrache und der Selbſthülfe und Einführung eines geſicherten Rechtszuſtandes nach Kräften hingearbeitet, und hat ſogar die Herausgabe eines Staatskalenders und eines monatlich erſcheinenden Blattes bewerkſtelligt. Im Sommer 1838 beſuchte der König Friedrich Auguſt von Sachſen das Land und den Wladika, was dieſer ſehr hoch aufnahm. Auch erſchien eine Beſchreibung der Reiſe des Königs in M. in montenegriniſcher Sprache. In den letzten Jahren waren die Montenegriner in Folge von Raubzügen und wegen Grenzſtreitigkeiten in blutige Conflicte mit den öſter. Militärbehörden und den Türken gerathen, welche Letztere 1844 die Montenegriner völlig bekriegten und ihnen mehrere Inſelchen im See von Skutari nahmen. Mit den Oeſterreichern wurde der Streit unter ruſſ. Vermittelung gütlich beigelegt.

Montenotte, ſardiniſches Dorf im Fürſtenthume Piemont auf den Apenninen, merkwürdig durch den Sieg, welchen Napoleon hier am 12. April 1796 über die vereinigten Oeſterreicher und Sardinier erfocht.

Monte Pulciano, eine kleine Stadt in Toscana, im Chianathale, von 2000 Einw., der Sitz eines Biſchofs, mit einem biſchöflichen Seminar und einem Gymnaſium, einer Kathedrale und mehreren andern anſehnlichen Kirchen und Paläſten, iſt beſonders ſeines Weines wegen berühmt, der zu den vorzüglichſten Weinen Italiens gehört.

Montereau, kleine Stadt im Departement der Seine und Marne in Frankreich, am Zuſammenfluß der Yonne in die Seine, wo am 18. Febr. 1814 der jetzige König von Würtemberg, damals Kronprinz, ſich der überlegenen Macht Napoleon's muthig entgegenſtellte, durch Behauptung der Stadt und Verwehrung des Uebergangs über die Seine, den Rückzug der Alliirten deckte, und ſich erſt bei einbrechendem Dunkel nach einem Verluſte von 2,800 Mann unter ununterbrochenem feindlichen Geſchützfeuer ungehindert zu dem Hauptheere zurückzog. Auf der daſigen Seine-Brücke wurde auch 1419 der Herzog von Burgund meuchlings umgebracht.

Monte-Roſa, bei den Alten Mons Sylvius genannt, iſt nächſt dem Montblanc (ſ. d.) der höchſte Gebirgsſtock der Mittelalpen und bildet die Spitze des rechten Winkels, worin das öſtliche Ende der Penniniſchen Alpen an die hier nordwärts bis zum St-Gotthard hinlaufenden Lepontiſchen Alpen ſtößt. Er trennt den Canton Wallis von Italien und das Gebiet von Novara von Piemont. Von ihm laufen aus das Matterthal, das wilde Thal der Anza, das Thal der Seſia und das Lysthal. Der ſüdliche Theil desſelben, im Norden des Greſſonaythales, bildet einen breiten eiſigen Felſenkamm, der in ſeiner Mitte, dem Lyskamm, die größte Höhe erreicht. Eine Menge Felſenkanten und Schluchten fallen von ihm ſüdwärts und vereinigen ſich im Lysgletſcher, der dem Lysbach, welcher

Digitized by Google

das Thal von Greſſonay bewäſſert, den Urſprung gibt. Der weſtliche Kamm iſt der kleine Montcervin. Den eiſigen Felſenkamm im Norden bilden neun Spitzen, von denen fünf trigonometriſch gemeſſen ſind. Die niedrigſte Spitze iſt die Vincentpyramide, benannt nach Vincent, der ſie 1819 zuerſt beſtieg; die Parrotsſpitze erhielt ihren Namen nach dem Naturforſcher Parrot, der 1817 einen Theil des Monte-Roſa unterſuchte; die Signalkuppe befindet ſich im Mittelpunkte des Gebirgs, und die Zumſteinsſpitze, 13,955 F. hoch, wurde nach Joſ. Zumſtein ſo genannt, der 1819—22 fünfmal nach den Spitzen des M. aufſtieg und zuerſt den höchſten erſteigbaren Gipfel erreichte, was weit ſchwieriger iſt als die Beſteigung des Montblanc. Die höchſte nicht erſteigbare Spitze iſt ein jäher Fels mit zwei kleinen Hörnern, 270 F. höher als die Zumſteinsſpitze und 14,220 F. über dem Meere. Der Gebirgsſtock ſcheint, beſonders in ſeiner obern Hälfte, aus Glimmerſchiefer zu beſtehen, der hin und wieder mit Gneis abwechſelt, und enthält Gold-, Silber-, Kupfer- und Eiſenminen. Die letzte Erzhütte liegt 10,086 F. hoch auf dem ewigen Schnee. Granit findet man in größern Maſſen nur am Fuße des Bergs. Winter- und Sommerroggen reift noch bei einer Höhe von 5500—6000 F.; der Weinſtock im Seſiathale bis zu einer Höhe von 3090 F. Doch herrſcht eine große Verſchiedenheit auf der Nord- und der Südſeite in Bezug auf Vegetationsgrenzen, die beinahe 1000 F. beträgt. Die Schneegrenze auf der Südſeite iſt 9500 F., die Grenze des Hochwaldes 7000 F. Fünf ſüdlich und ſüdöſtlich vom M. auslaufende Thäler bewohnen acht deutſch redende Gemeinden, die mit ihren Sprachgenoſſen in Wallis und im Uechtlande in der Schweiz dem Stamme der Burgunder angehören. Die Weſtſeite iſt unbewohnt. Vgl. Welden, „Der M., eine topographiſche und naturhiſtoriſche Skizze" (Wien 1824) und A. Schott, „Die Deutſchen am M." (Zürich 1840).

Monte Santo, ſ. Athos.

Montespan, ſ. Rochechouart.

Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de la Brede et de, geb. am 18. Jan. 1689 auf dem väterlichen Schloſſe Brede bei Bordeaux, wurde nach ſeines Oheims Tode (1714) Parlamentsrath zu Bordeaux, ſpäter Präſident des Parlaments, 1728 als Mitglied in die franzöſiſche Akademie aufgenommen, legte 1726 die erſte Stelle nieder, machte eine Reiſe durch Deutſchland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England, wo er während eines 2jährigen Aufenthaltes Mitglied der königl. Societät der Wiſſenſchaften wurde, kehrte von hier auf ſein Schloß Brede zurück, wo er überhaupt die meiſte Zeit ſeines Lebens zubrachte, ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte und einige ſeiner beſten Werke ſchrieb, und ſtarb zu Paris am 10. Februar 1755. — M. gehört unter die geiſtvollſten philoſophiſch-politiſchen Schriftſteller Frankreichs. Unter ſeinen Schriften erwähnen wir ſeine „Lettres persanes" (1721; deutſch von Michaelis, Landshut 1803), worin der Verfaſſer ein geiſtreiches naturgetreues Gemälde der damaligen franzöſiſchen Sitte, mit allen Lächerlichkeiten und Thorheiten in muſterhafter Sprache aufſtellt. Eine Frucht ſeiner Reiſe war ſein: „Esprit des lois", wozu Deſtutt de Tracy einen gelehrten Commentar (Paris 1819) geliefert hat. Wenn auch über Manches in ſeinem Eifer für Wahrheit, Recht, Pflicht und Völkerwohl im Sinne ſeines Jahrhunderts etwas einſeitig philoſophirend, und die hohe Bedeutſamkeit der Religion und ihren wichtigen Einfluß auf alle Lebensverhältniſſe mit leichtfertigem Spott verkennend, zeigt doch die Art und Weiſe, wie M. in dieſem Werke die geſetzlichen Einrichtungen der verſchiedenen Länder in Hinſicht auf ihre Entwickelung und ihr Naturverhältniß zu örtlichen und geſellſchaftlichen Bedingungen darſtellt, von großem Scharfblick, und es iſt daſſelbe für die allgemeinere Verbreitung des ſtaatswirthſchaftlichen Studiums in der gebildetern Volksclaſſe von großem Einfluß geweſen. Meiſterhaft ſind auch M.'s: „Dialogues de Sylla et de Lysimaque" (1748), ein unübertroffen treuer Spiegel eines Despoten, ſowie ſeine: „Considerations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains" (1734, deutſch, Altenburg 1786), die jedem Philoſophen und Staatsmanne mit Recht empfohlen werden können. Noch ſind unter M.'s Schriften zu erwähnen ſeine: „Lettres familiaires", und ſein

Digitized by Google

dem frivolen Zeitgeiſte huldigender, in poetiſcher Proſa geſchriebener: „Temple de Guide“. Unter den zahlreichen Geſammtausgaben der Werke M.'s erſchienen die beſten zu London (1759, 3 Bde., 4.), zu Baſel (1800, 8 Bde.), und zu Paris (1819, 8 Bde., beſorgt von Auger, und 1827, 8 Bde., beſorgt von Deſtutt de Tracy und Villemain).

Monteſquiou-Fézenſac, François Xavier Marc Antoine, Herzog von, franzöſiſcher Staatsminiſter, wurde 1757 zu Marſan bei Auch geboren, und zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Im J. 1789 ſandte die Pariſer Geiſtlichkeit den Abbé M. zu den Generalſtaaten. Hier widerſetzte er ſich dem Antrag, die geiſtlichen Güter zu veräußern, aber vergeblich: er wurde ſelbſt zum Mitglied des Ausſchuſſes ernannt, welcher die Veräußerung zu beſorgen hatte, und benahm ſich bei dieſem Geſchäft mit der äußerſten Unparteilichkeit. Im J. 1790 ward er Präſident der conſtituirenden Verſammlung. Obſchon er im Ganzen ziemlich deutlich ariſtokratiſche Grundſätze an den Tag legte, ſo wußte er doch die Volkspartei ſich geneigt zu erhalten. Erſt als die Revolution einen wilden Charakter annahm, flüchtete er nach England, und wurde während ſeiner Abweſenheit zum Tode verurtheilt. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück. Er war es, welcher Napoleon den Brief Ludwig's XVIII. übergab, worin der Wiederherſteller der Ruhe in Frankreich aufgefordert wurde, durch Wiedereinſetzung des königlichen Hauſes ſein Werk zu vollenden. Nachdem er bis 1814 zu Paris im Privatſtand und unter polizeilicher Aufſicht gelebt hatte, wurde er bei Napoleon's Sturze auf einmal Mitglied der proviſoriſchen Regierung von Frankreich. Ludwig XVIII. ernannte ihn gleich bei ſeiner Ankunft zum Miniſter des Innern. M. verwaltete dieſes Amt durchaus nicht zur Zufriedenheit irgend einer Partei, und wurde daher nach den hundert Tagen, die er in England zugebracht hatte, bei der zweiten Zurückkunft des Königs nicht wieder angeſtellt. Er lebte von nun an zurückgezogen auf ſeinen Gütern, wo er zu Anfang des Jahres 1832 ſtarb. Seines ältern Bruders einziger Sohn, Anatole, Graf von Monteſquiou-Fézenſac, geb. am 8. Aug. 1788, wurde in ſeiner militäriſchen Laufbahn ſehr ſchnell befördert, weil ſeine Mutter, geſt. am 30. Mai 1835, die erſte Erziehung des Königs von Rom leitete, den ſie 1815 aus Oeſterreich nach Frankreich zu entführen verſuchte. Er wurde 1841 Pair von Frankreich. — Derſelben Familie gehört an Anne Pierre, Marquis von Monteſquiou-Fézenſac, General der franz. Republik, geb. zu Paris 1741. Beim Ausbruche der Revolution war er Oberſtallmeiſter bei Monſieur und Maréchal de Camp. Der Adel von Paris ſandte ihn in die Nationalverſammlung, wo er bei den Verhandlungen über die Finanzen große Talente entfaltete. Er wurde zum Oberbefehlshaber der Armee des Südens ernannt und beſetzte im Sept. 1792 Sardinien ohne Blutvergießen. Demungeachtet wurde er, ſeiner adeligen Herkunft wegen, von den Jakobinern in Anklageſtand verſetzt, floh deshalb im Nov. nach der Schweiz und lebte daſelbſt längere Zeit in Gemeinſchaft mit dem Herzog von Orleans. Im J. 1795 ſtrich ihn der Convent aus der Emigrantenliſte und bewilligte ſeine Rückkehr und Vertheidigung. Er ſtarb am 30. Dec. 1798 zu Paris und hinterließ mehrere jetzt vergeſſene poetiſche Werke.

Monteverde, Claudio, einer der Begründer der Oper, geb. 1570 zu Cremona, lebte zu Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts in Mailand, war Anfangs Virtuos auf der Viola, widmete ſich dann unter der Leitung des Kapellmeiſters Ingognerie zu Mantua ganz der Compoſition, und ſchrieb Kirchenſtücke, welche großen Ruf erlangten. Später ſchrieb er die Opern „Orfeo“ und „Arianna“, die großes Aufſehen machten, indem ſie die erſten dieſer Gattung von Muſik waren. Er ſtarb um 1650 als Kapellmeiſter an St. Marcus zu Venedig. Der kleine Septimen-Accord in der Dominante mit der großen Terz kommt zuerſt in ſeinen Werken zum Vorſchein.

Monte Video, die wichtigſte Stadt der ſüdamerikan. Republik Uruguay, am nördlichen Ufer des Laplata und ſtark befeſtigt, hat einen ſichern, aber zu ſeichten Hafen und gegen 16,000 Einw., die anſehnlichen Handel treiben. Früher betrug die Einwohnerzahl über 30,000. Zur Zeit der ſpan. Herrſchaft gehörte M. nebſt Umgegend und der Banda oriental, unter welchem Namen es auch oft mitbegriffen wurde, zu Buenos-

Digitized by Google

Ayres. Während des Unabhängigkeitskriegs war es ein Hauptſchauplatz der Kriegsbegebenheiten. Seit 1825 ein freier Staat unter dem Namen M., nahm dann das Land 1828 den Namen Uruguay an.

Montezuma II. war der letzte Kaiſer von Mexico. Er folgte ſeinem Vater 1502 in der Regierung. Cortez ſchlug ſein Heer, als er 1518 in dies Reich einfiel, nahm ihn gefangen, und zwang ihn zu einem Tribut von 600,000 Mark Goldes. Die Mexicaner, empört über die ihrem Kaiſer zugefügte Schmach, machten einen Aufſtand, und M., welcher den Aufruhr durch ſeine Gegenwart ſtillen wollte, wurde von ihnen, die ihn als Sclaven der Spanier verachteten, mit Steinen geworfen, und dabei ſo verwundet, daß er bald darauf 1520 ſtarb. Seine Kinder, 2 Söhne und 3 Töchter, nahmen den chriſtlichen Glauben an; der älteſte erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von M. Seit 1821 lebte der letzte Sprößling dieſer Kaiſerfamilie Don *Marſilio de Teruel*, Graf von M., zu Paris, von wo er ſich im Oct. 1826 nach Mexico einſchiffte und von hier verbannt, am 22. Oct. 1836 zu Neu-Orleans ſtarb.

Montfaucon, Bernard de, einer der gelehrteſten Köpfe, welche aus der Benedictinercongregation von Saint-Maur hervorgingen, wurde geboren 1655 auf dem Schloſſe Soulage in Languedoc. Anfangs Militär, diente er als Freiwilliger im Regiment von Languedoc unter Turenne's Oberbefehl. Während dieſer Zeit ſtarben ſeine Aeltern, M. trat in den Benedictinerorden und bildete hier ſeine glücklichen Anlagen ſchnell und auf eine ſolche Weiſe aus, daß er als Philolog eine Zierde ſeines Ordens wurde, und ſich zugleich um alte Kunſt und Literatur, Kirchen- und Profangeſchichte vielſeitig verdient machte. Im J. 1698 machte er eine Reiſe nach Italien, um in den dortigen Bibliotheken die zu ſeinen Arbeiten nöthigen Handſchriften zu ſtudiren. Papſt Innocenz XII. nahm ihn mit Auszeichnung auf. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris ſchrieb er ſein: „Diarium italicum, s. monumentorum veterum, bibliothecarum etc. notitiae collectae" (Paris 1702). Dieſes Werk wurde ins Engliſche überſetzt. Bald darauf erſchien ſeine: „Collectio nova patrum et scriptorum graecorum" (Ebend. 1706, 2. Fol.); „Palaeographia graeca" (Ebend. 1708); „Le livre de Philon, de la vie contemplative" (aus dem Griech., Ebd. 1709); „L'antiquité expliquée et representée en figures" (lat. und franz., Ebd. 1724, 15. Fol., mit 1200 Kupfern); „Les monuments de la monarchie française" (Ebend. 1733, 5. Fol.); „Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova" (Ebd. 1739, 2. Fol.) Außerdem mehrere Kirchenväter u. A. m. Die Zahl ſeiner Werke in Fol. wird auf 44 angegeben, und wohl wenige Gelehrte ſind ihm an Fruchtbarkeit gleichzuſtellen. Seine: „Antiquité expl. etc." iſt für das Studium des Alterthums eine ungemein ſchätzbare und unentbehrliche Sammlung, wiewohl hier und da ſeine Beſchreibungen und Abbildungen die ſtrengeren Forderungen der Treue und Genauigkeit nicht befriedigen. Auch fehlt es im Ganzen ſeinem Style an der nöthigen Reinheit und Eleganz. Er ſtarb in der Abtei St. Germain des Pres 1741. Während der Revolution wurden ſein Gebeine im Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler beigeſetzt.

Montferrat, ein jetzt zum ſardiniſchen Staate gehöriges Herzogthum, 50 QM. groß, mit 180,000 Einw., zwiſchen den Seealpen und dem Po, gehörte ſonſt dem Herzoge von Mantua, mit Ausnahme einiger vom Herzoge von Savoyen durch den cherasciſchen Frieden 1631 erlangten Orte. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege verlor der Herzog von Mantua ſein Land, und der deutſche Kaiſer belehnte 1703 den Herzog von Savoyen mit M. Eine Zeit lang bildete es unter franzöſiſcher Herrſchaft einen Theil des Departements Piemont. Seit 1814 gehört es wieder zu Sardinien, und wird in die Provinzen Arqui und Caſale getheilt. Die Hauptſtadt iſt *Caſale* (ſ. d.) am Po. Hier glänzender Sieg der Franzoſen über die Spanier 1640. In der Nähe liegt das Schloß Cuccaro, in welchem 1442 Columbus geboren worden ſein ſoll.

Montfort, altes ausgeſtorbenes Geſchlecht in Frankreich, welches ſeine Abſtammung von Amaury, Grafen von M., herleitet (um 952). Berühmte Glieder desſelben waren: *Simon* III., geb. um 1150, machte 1203 einen Kreuzzug nach Paläſtina

Digitized by Google

mit, zog nach ſeiner Rückkehr gegen die Albigenſer in Languedoc zu Felde, befleckte ſeinen Namen aber durch unerhörte Grauſamkeiten gegen die unglücklichen Verfolgten, ſchlug den König von Arragonien und Raimund VI., Grafen von Toulouſe, welche ſich als Beſchützer der Ketzer verdächtig gemacht hatten, in der Schlacht bei Muret (1213), in welcher der König von Arragonien das Leben verlor, kam aber bei der ſpäteren Belagerung von Toulouſe (1218) durch den Sohn des Grafen von Toulouſe, Raimund, bei einem Ausfalle durch einen Steinwurf, der ihm den Kopf zerſchmetterte, um. Seiner Grauſamkeit und Treuloſigkeit wegen gab man ihm den Beinamen des Makkabäers. — Ganz in ſeine Fußtapfen trat ſein Sohn Amaury, Graf von M., er ſetzte den Krieg gegen die Albigenſer fort, ließ unter Anderm mit ſeinem Verbündeten dem Sohne König Philipp Auguſt's, Ludwig, 5000 wehrloſe Bürger in Marmande niederhauen, wurde 1231 Connetable, unternahm 1239 einen Kreuzzug mit dem König von Navarra, Thibaut VI., wurde aber bei Gaza in Paläſtina gefangen, nach Kairo geſchleppt, losgekauft, ſtarb während ſeiner Rückkehr nach Frankreich 1241 am Blutſturz zu Otranto in Italien, und liegt in der Peterskirche zu Rom begraben. — Sein Bruder Simon VI. von M., Graf von Leiceſter, auch der engliſche Catilina genannt, verließ Frankreich um 1236, wo er mit der Königin Blanca, der Mutter des heil. Ludwig, in Streit gerathen war, und ging an den engliſchen Hof. Hier von Heinrich III. gut aufgenommen, erhielt er den Titel eines Grafen von Leiceſter und die beträchtlichen Beſitzungen ſeiner Vorfahren zurück, und heirathete die reiche Wittwe des Grafen von Pembroke. Als König Heinrich's Stolz und ſchlechte Regierung Anlaß zu einer Empörung des Adels gab, ſtellte ſich M. an die Spitze des letztern, in deſſen Hände das Parlament die geſetzgebende und executive Gewalt legte, und entzündete durch Despotismus und niederen Eigennutz einen mehrjährigen blutigen Bürgerkrieg. In Verbindung mit dem Fürſten von Wales, Blewedge, ſchlug er das königliche Heer 1263, zwang den König zur Unterzeichnung eines ſchimpflichen Vertrags, nahm ihn ſelbſt in der Schlacht von Lewes gefangen, empörte aber bald viele der Großen des Reichs durch ſeinen unbegrenzten Stolz und ſeine Ehrſucht, wurde vom Papſte zu gleicher Zeit in den Bann gethan, und nahm deshalb ſeine Zuflucht zum Volke, und berief 1265 ein demokratiſches Parlament, welches die erſte Grundlage zu dem ſeit 1295 geſetzlich berufenen Hauſe der Gemeinen wurde. Bald aber verbanden ſich Mortimer und andere Große des Reichs gegen ihn, und M. verlor 1265 bei Evesham gegen ſie Schlacht und Leben. — Sein Bruder Guido von M. hielt ſich in Neapel auf, wurde Statthalter von Toscana, ermordete aus Rache des König Richard's Sohn, Heinrich, ſchmachtete deshalb lange zu Rom im Gefängniß, wurde vom Papſt Martin IV. wieder befreit, übernahm den Oberbefehl über die päpſtlichen Truppen, und ſtarb in Italien, oder wurde, wie Andere wollen, 1287 in einem Seetreffen von den Spaniern gefangen und an den König von England ausgeliefert.

Montgelas, Max. Joſeph, Graf von, verdienter bayeriſcher Staatsmann, aus einer altadeligen italieniſchen Familie abſtammend, wurde 1759 zu München geboren und daſelbſt nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien ſchon im Jahre 1777 als Hofrath angeſtellt. Zwei Jahre ſpäter erhielt er die Würde eines Kammerherrn und Bücher-Cenſurraths. Nach des Herzogs Karl von Zweibrücken Tode nahm Maximilian Joſeph den vielverſprechenden Mann in ſeine Dienſte, und übertrug ihm den wichtigen Poſten eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten. Im J. 1806 wurde er zugleich Miniſter des Innern, 1809 Finanzminiſter und 1810 in den Grafenſtand erhoben. Das politiſche Syſtem, welches Bayern ſeit 1805 befolgte, und wodurch es unleugbar ſein Anſehen, ſeine Macht und ſeine extenſive Vergrößerung außerordentlich befördert und erweitert hat, war, nach faſt allgemeiner Meinung, größtentheils M.'s Werk. Auch genoß dieſer das Vertrauen ſeines Königs in ſo hohem Maße, daß er während deſſen Abweſenheit in den Jahren 1809, 1810, 1811 u. ff. unumſchränkte Vollmacht in der Geſchäftsführung erhielt. M. war ein vielſeitig gebildeter, äußerſt gewandter, in allen Welthändeln wohlerfahrener und dabei ſehr thätiger Geſchäftsmann. Und bei allen ſcharfen Urtheilen, die auch hier und da über ihn aus der Feder berühmter politiſcher Schriftſteller Deutſchlands floſſen,

Digitized by Google

kann man ihm bayeriſchen Patriotiſmus nicht abſprechen. Seine Gegner in München benutzten indeß des Königs Aufenthalt in Wien, man ſprach unter Anderm auch von M.'s Abneigung gegen die öſterreichiſche Politik, und als der König am 1. Febr. 1817 wieder in München eintraf, erfolgte den Tag darauf M.'s Entlaſſung aus dem Staatsdienſt mit einer Penſion von 30,000 Fl., der Beibehaltung ſeines Ranges und der Auszeichnung, daß der König ſich für außerordentliche Fälle ſeines Raths ferner bedienen wolle. Seiner Entlaſſung folgte zugleich eine radicale Veränderung der oberſten Staatsbehörden, die Bildung von 5 Staatsminiſterien. Ueberhaupt iſt Bayern ſeit M.'s Zeiten der fruchtbarſte Boden für Reformen und Wiederreformen geweſen. Jede derſelben wurde zu ihrer Zeit als das non plus ultra der adminiſtrativen Weisheit geprieſen und hatte doch keinen Beſtand. Im J. 1819 ernannte ihn der König zum erblichen Mitgliede der Kammer der Reichsräthe, in welcher er bei der Verſammlung von 1827—28 als zweiter Präſident fungirte. Er ſtarb zu München am 13. Juni 1838.

Mont Genèvre heißt eine der höchſten Spitzen der Cottiſchen Alpen, vier Stunden von Briançon, im franz. Departement der Hautes-Alpes, an der Grenze von Piemont, 11,058 F. hoch.

Montgolfier, Jacques Etienne, Erfinder des Luftballons, geb. den 5. Jan. 1745 zu Vitalon-lès-Annonai, ſtudirte, wie ſein Bruder Joſeph Michel (geb. 1740), Mathematik, Phyſik, Chemie und Mechanik. Nach vielen Abenteuern und jugendlichen Irrfahrten übernahmen beide Brüder die Papierfabrik ihres Vaters und machten ſie durch weſentliche Vervollkommnungen und beſonders durch Entdeckung des Velinpapiers zu der vorzüglichſten in Frankreich. Ein Zufall veranlaßte die Erfindung des Luftballons. Etienne ſah nämlich in ſeinem Laboratorium den papiernen Deckel eines erhitzten Gefäßes in die Luft aufſteigen. Er dachte über die Erſcheinung nach, las Prieſtley's Werk „Sur les différentes espèces de l'air", theilte ſeinem Bruder ſeine Vermuthungen mit, und nach mehreren Verſuchen mit papiernen Luftbällen wurde 1782 die Montgolfière entdeckt. Den erſten Verſuch im Großen mit dieſem Luftſchiff machten die Brüder 1783 zu Annonai; er gelang vollkommen, und nun zeigte Etienne in demſelben Jahre die neue Erfindung zu Paris und zu Verſailles vor dem königlichen Hofe. Die Akademie öffnete ſich ſogleich für beide Brüder. Ludwig XVI. gab insbeſondere Etienne eine Penſion von 2000 Livres, den Michaelsorden und das Adelsdiplom, welches letztere dieſer jedoch nicht für ſich, ſondern nur für ſeinen alten Vater annahm. Etienne hatte zu Verſailles und Paris mehrere Thiere mit aufſteigen laſſen, und man erfand Fallſchirme für Menſchen, welche die Luftreiſe machten. Ludwig XVI. ſetzte 40,000 Livres aus, um die Erfindung des Luftſchiffes im Leben anwendbar zu machen; die Stürme der Revolution zogen aber von dieſen Unterſuchungen ab. Sie bereiteten auch dem Erfinder ſo viele Leiden, daß dieſer in der Blüthe ſeines Alters am 2. Aug. 1799 ſtarb. Sein Bruder Joſeph hat ſich auch ſelbſt durch bedeutende Verbeſſerungen des Papiers, durch mehrere mechaniſche Erfindungen, beſonders durch die der Waſſerſchraube (bélier hydraulique), welche das Waſſer 60 Fuß in die Höhe zieht, berühmt gemacht. Außerdem zeichnete er ſich noch durch ſeine ſeltenen Geiſtesvorzüge, durch ſeine furchtlos thätige Menſchenliebe in der Revolution durch ſeine Kaltblütigkeit und ſeine Leibesſtärke aus. Da die Revolution ihm die Abſatzwege für ſeine Papierfabrikate verſperrte, zog er nach Paris, war hier zur Beförderung neuer Betriebſamkeit thätig, und wurde dafür beim Bureau der Künſte und Manufacturen und als Adminiſtrator des Conſervatoriums für Künſte und Gewerbe angeſtellt, wie auch zum Mitglied des Nationalinſtituts und der Ehrenlegion aufgenommen. Von ihm ging 1807 die Idee der Errichtung einer eigenen Geſellſchaft für Ermunterung zur Induſtrie aus. Er ſtarb am 26. Juni 1810. Ueber den Luftballon und die Luftreiſen hat er 3 Schriften herausgegeben.

Montgomery, Jacob, Seigneur de Lorges, ein berühmter Krieger des 16. Jahrh., war der Sohn Robert M.'s, eines Schotten, der ſich nach Frankreich gewandt hatte, dort unter dem jungen Könige Dienſte zu nehmen. J. M., bekannter unter dem

Digitized by Google

Namen Capitaine de Lorges, zeichnete ſich frühzeitig aus Man hat ihn ſtets als den Urheber des Unfalls angeſehen, welcher Franz I. im J. 1521 betraf. Als dieſer ſich eines Tages mit ſeinen Edelleuten den Scherz machte, einen ſcheinbaren Belagerungsangriff auf das Hotel des Grafen St. Pol auszuführen, wurde er von einem brennenden Feuerbrande getroffen, welcher ihm das Kinn verletzte, weshalb man ſeitdem den Bart lang und die Haupthaare kurz zu tragen pflegte. M. that ſich bei Mezières hervor, wurde ſpäter Infanterieobriſt in Piemont, endlich, an des Grafen von Aubigny Stelle, Capitän der königl. ſchottiſchen Garde, kaufte ſich die Grafſchaft Montgomery in der Normandie und ſtarb 1560, neun Söhne hinterlaſſend, ſämmtlich durch Tapferkeit ausgezeichnet. Der vorzüglichſte davon war Gabriel Montgomery, welcher 1545 nach Schottland als Anführer der Truppen ging, die Franz I. Marien von Lothringen, der Mutter Maria Stuart's, während deren Minderjährigkeit zu Hülfe ſchickte. Nach ſeiner Rückkehr von dort hatte er das Unglück, Heinrich II. beim Turnier durch einen Lanzenſplitter am Auge zu verwunden, ſodaß dieſer einige Tage nachher ſtarb. Um ſich dem Zorn der Königin zu entziehen, reiste er einige Zeit in England und Italien umher, ſchloß ſich aber nach ſeiner Rückkunft an die Anhänger der neuen Lehre an, wodurch er ſich wieder der Verfolgung des Hofes preisgab. Er ſtellte ſich endlich an die Spitze einer Abtheilung der bewaffneten Proteſtanten, kämpfte abwechſelnd glücklich, mußte ſich aber endlich, in Domfront eingeſchloſſen, den Royaliſten übergeben, und wurde, trotz der ihm in der Capitulation verſprochenen Begnadigung, auf Befehl Catharina's von Medicis (27. Mai 1574) hingerichtet.

Montgomery, James, einer der neuern engliſchen Dichter, wurde am 4. Nov. 1771 zu Irvine in Ayrſhire geboren. Nach ſeines Vaters frühzeitigem Tode, der als Miſſionär in Weſtindien ſtarb, nahm ſich die Brüdergemeinde von Fulneck in Yorkſhire ſeiner an, ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmend. Allein der junge M. zeigte eine entſchiedene Abneigung dagegen, und es wurde ihm geſtattet, ſich der Kaufmannſchaft zu widmen. Schon früh hatte er Proben eines nicht gewöhnlichen Dichtertalents gegeben, und ſo verließ er ſeinen Stand und gab nun das Blatt „die Iris" heraus, wobei er ſich durch einige der Regierung mißfällige Artikel eine ſechswöchentliche Gefangenſchaft zuzog. Als Frucht dieſer einſamen Stunden erſchienen 1797 ſeine Gedichte „Prison amusements"; 1806 folgte: „The wanderer of Switzerland"; 1810 „The Westindies"; 1815 „The world before the flood"; 1819 „Greenland"; 1822 „Songs of Zion etc.". Seine Poeſie beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit der Religion, und ſeine Sprache iſt an Gehalt und Würde der Erhabenheit des Gegenſtandes entſprechend. Ein jüngerer Namens- und Geiſtesverwandter von ihm iſt Robert M., bereits rühmlich bekannt durch ſeine Gedichte: „The omnipotence of the Deity", „Satan" und „Messiah".

Montgomery-Martin, Rob., ſ. Martin, Rob. Montgomery.

Montholon, Charl. Triſtan de, Graf von Lee, ein treuer Anhänger des Kaiſers Napoleon, wurde 1782 zu Paris geboren, und trat ſchon als Knabe in die franz. Marine. Im J. 1797 ging er in das Landheer über und zeigte als Escadronchef in der Revolution vom 18. Brumaire für den erſten Conſul ſo großen Eifer, daß ihm derſelbe einen Ehrenſäbel verlieh. In der Folge wohnte er den Feldzügen in Italien, Oeſterreich, Preußen und Polen bei und wurde in der Schlacht von Wagram als Adjutant Berthier's fünf Mal verwundet. Im J. 1809 ernannte ihn der Kaiſer zum Kammerherrn, zog ihn in ſeine Nähe und ſchickte ihn 1811 an den Hof des Erzherzogs Ferdinand nach Würzburg. M. richtete von hier aus an Napoleon eine ſehr merkwürdige Denkſchrift über die Lage der deutſchen Höfe und deren feindliche Geſinnungen gegen Frankreich. Bei ſeiner Rückkehr ſtieg er zum Brigadegeneral und 1814 erhielt er das Commando im Departement Loire. Als Napoleon abdankte, begab er ſich nach Fontainebleau und bot demſelben ſeine Dienſte an, wurde aber abgewieſen. Während der 100 Tage erinnerte ſich Napoleon des Umſtandes und erhob M. zum Generaladjutanten. Nach der Schlacht von Waterloo, an welcher er Theil nahm, durfte er den Kaiſer nach St. Helena begleiten, wohin ihm auch ſeine Frau und Kinder folgten. Seine Ergebenheit und Treue gegen den

Digitized by Google

Gefangenen blieb dieſelbe bis zu deſſen letztem Athemzuge. Napoleon hatte ihn zum Teſtamentsvollſtrecker ernannt, und als ſolcher ſcheute er nach ſeiner Rückkehr weder Mühe noch Opfer, um die übernommene Pflicht zu erfüllen. Induſtrielle Unternehmungen, in die er zur Verbeſſerung ſeiner Vermögensverhältniſſe ſich einließ, führten 1829 ſeinen Bankerott herbei; doch gelang es ihm durch angeſtrengte Thätigkeit, das Deficit bis zum Jahre 1838 zu decken. Als der Prinz Ludwig Napoleon am 6. Aug. 1840 bei Boulogne ſur-Mer landete, um den franz. Thron zu erobern, ſtreute derſelbe Proclamationen aus, unter welchen ſich der Name M.'s in der Eigenſchaft eines Generalſtabschefs des Prinzen befand. M. wurde ſogleich verhaftet und am 6. Oct. vor den Pairshof geſtellt. Der Angeklagte geſtand zwar, daß ihn der Prinz bei einer Zuſammenkunft in London im April 1840 zur Theilnahme an dem Projecte aufgefordert; ſuchte aber auch zu beweiſen, daß er von der Ausführung des Attentats erſt zehn Minuten vor der Landung des Prinzen Kenntniß erhalten habe. Ungeachtet der geſchickten Vertheidigung des Advocaten Berryer wurde er zu zwanzigjähriger Einſperrung verurtheilt. Nach der Rückkehr von St. Helena hatte M. mit dem General Gourgaud die in ſeinen Händen befindlichen Manuſcripte des Kaiſers unter dem Titel: „Mémoires pour servir à l'histoire de France, sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène, sous sa dictée" (8 Bde., Par. 1823; überarbeitet, 9 Bde., 1830) veröffentlicht.

Monthyon oder Montyon, Jean Bapt. Rob. Auget, Baron de, bekannt durch ſeine wohlthätigen Stiftungen, geb. zu Paris am 23. oder 26. Dec. 1733, gehörte einer reichen Familie an, welche ihn für die Magiſtratur beſtimmte. Im J. 1766 wurde er Mitglied des königlichen Raths, zeigte aber hier eine ſo große Unabhängigkeit der Geſinnung, daß ihn Maupeou ſeiner Stellung entſetzte. Erſt 1775 trat er wieder in den Staatsdienſt und erhielt der Reihe nach die Intendanz der Provence, der Auvergne und von Larochelle. Im Jahre 1780 wurde er Kanzler des Grafen von Artois, mit dem er während der Revolution nach England auswanderte. Hier veröffentlichte er 1796 ſeinen „Rapport à Sa Maj.Louis XVIII. sur les principes de la monarchie franç". Nach der zweiten Reſtauration kehrte er in ſein Vaterland zurück und beſchäftigte ſich ausſchließend mit der Linderung menſchlichen Elends. Er ſtarb zu Paris am 29. Dec. 1820. Sein Teſtament beſtimmte den größten Theil ſeines höchſt bedeutenden Vermögens zu Stiftungen, welche theils wohlthätigen Zwecken, theils der Beförderung von künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen gewidmet ſind. Am bekannteſten iſt der nach ihm benannte Tugendpreis (prix de vertu), den er zum Theil ſchon 1782 geſtiftet hatte. Von ſeinen literariſchen Leiſtungen nennen wir noch die „Recherches et considérations sur la population de la France" (Par. 1778), „Eloge de Corneille" (Par. 1807), „Particularités et observations sur les ministres des finances de France les plus célèbres, depuis 1760 jusqu'en 1791" (Lond. 1812) und das „Exposé statistique du Tonkin, de la Cochinchine etc. sur la relation de Labissachère" (2 Bde., Lond. 1811).

Monti, Vincenzo, geb. zu Fuſignano am 19. Febr. 1754, ſtudirte zu Ferrara, begab ſich alsdann nach Rom, wo er Secretär des Don Luigi Braſchi, eines Neffen des Papſtes, und Mitglied der Arcadia wurde. Hier dichtete er zwei Tragödien: „Galeotto Manfredi" und „Ariſtodemo", welche nur mäßigen Beifall fanden. Doch ein Gedicht auf die Ermordung des franzöſiſchen Geſandten Baſſeville zu Rom, betitelt: „Basvilliana", erwarb ihm wegen einzelner glänzender Stellen großen Ruhm. Ihm folgten zwei andere ähnliche Gedichte, die „Musogonia" und die „Feroniade". Als die Franzoſen Oberitalien umgeſtaltet hatten, begab M. ſich nach Mailand, wo er Secretär des Directoriums der cisalpiniſchen Republik wurde. Der Feldzug Suwarow's in Italien nöthigte ihn 1799 nach Frankreich zu flüchten, jedoch kehrte er bald darauf nach Mailand zurück und gab drei Geſänge eines Gedichts auf den Tod Maſcheroni's heraus, welches faſt ebenſo viel Bewunderung erregte, als die Basvilliana. Er wurde hierauf zum Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften an dem Collegium Brera und bald darauf zu Pavia ernannt. Als Napoleon ſich zum König von Italien gemacht hatte, ernannte er M. zum Hiſtoriographen

Digitized by Google

dieſes Königreichs, und dieſer dichtete nun ſeinen „Bardo della Selva Nera“ in 7 Geſängen, ein wunderliches Werk, welches ſehr ungünſtig aufgenommen wurde. Ebenſo wenig Beifall fand ſeine bald darauf erſcheinende Tragödie „Cajo Gracco“ und einige muſikaliſche Dramen. Er ſuchte nämlich etwas darin, dem Dante nachzuahmen, und hatte ihm doch nur einige ſeltſame Aeußerlichkeiten abgelernt, welche Anfangs das Publikum überraſchten, ſpäter aber ihm mit Recht ungenießbar erſchienen. M. überſetzte darauf die Satyren des Juvenal und Homer's Iliade, aber ohne Griechiſch zu verſtehen. Auch mit einer Umarbeitung des Wörterbuchs der Cruſca hat er ſich beſchäftigt. Man nannte ihn il Dante engentilito, auch il Dante redivivo. Er ſtarb zu Mailand den 13. Octbr. 1828. Seine „Opere inedite e rare“ erſchienen zu Mailand (5 Bde., 1832—33) und die „Opere varie“ (8 Bde.) in den „Classici italiani“ (Mail. 1825—27).

Montjoie, eine Stadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, an der Roer auf der hohen Veen hat ein altes Schloß und 3000 Einw. die ſehr bedeutende Tuch- und Kaſimirfabriken, ſowie andere Induſtriezweige unterhalten. Früher gehörte M. zum Herzogthum Jülich.

Montloſier, François Dominique Reynaud, Graf von, ein Adeliger aus der Auvergne, geb. am 16. April 1755, war in der Verſammlung der Reichsſtände 1789 der heftigſte Vertheidiger der unbeſchränkten königlichen Gewalt und der Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit. Als dieſen Vernichtung drohte, ging er nach Holland und bald darauf nach England, wo er den „Courrier de Londres“ herausgab. Im J. 1800 kam er nach Frankreich mit dem geheimen Auftrage, Bonaparte zur Wiedereinſetzung der Bourbons zu bewegen, wofür dieſer ein Fürſtenthum in Italien erhalten ſollte. Doch bei ſeiner Landung in Calais ward er verhaftet und nach Paris in den Tempel gebracht. Hier unterredeten ſich mit ihm die Miniſter Talleyrand und Fouché; nach 36 Stunden ward er wieder frei, und ſchrieb nun bei ſeiner Rückkunft nach London viel zum Lobe des erſten Conſuls. Deshalb aus England verwieſen, kehrte er nach Paris zurück, ſetzte hier kurze Zeit den Courrier de Londres fort, und erhielt dann eine Anſtellung im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten. Bonaparte trug ihm auf, ein Werk über die alte Monarchie, die Urſachen ihres Sturzes, über die Revolution und die Art ihrer Beendigung zu ſchreiben. Als er jedoch die Arbeit, auf welche er 4 Jahre verwendet hatte, aus der Schweiz dem Kaiſer zuſchickte, verſagte dieſer ihr den Druck, lud aber den Verfaſſer ein, ihm regelmäßig über politiſche Angelegenheiten zu ſchreiben. M. that es 15 Monate lang, zu Ende 1812 aber bat er um die Erlaubniß, ſich in Italien der Naturgeſchichte, ſeinem Lieblingsfache, zu widmen. Er erhielt ſie nebſt einem Jahrgehalt. Sobald aber die Bourbons wieder eingeſetzt waren, kehrte M. eilig nach Paris zurück und ließ hier ſein Werk „De la monarchie française“ drucken (Paris 1814. 3 Bde. und 5 Fortſetzungen). Nach der zweiten Reſtauration aus Paris verbannt, zog er ſich nach Clermont-Ferrand zurück, wo er jenes Werk fortſetzte: „Depuis la seconde restauration jusqu'à la session de 1817“ (Paris 1818) und „jusqu'au 1. janvier 1821“ (Paris 1821). Als in Frankreich die Jeſuiten wieder mächtig wurden, ſchrieb er gegen dieſe ſein bekanntes „Mémoire à consulter etc.“, welches ihn bei der liberalen Partei in Gunſt brachte, aber die Regierung bewog, ihm ſeine Penſion zu nehmen. Er wurde Mitarbeiter an dem freiſinnigen „Conſtitutionel“ und ſchrieb gegen Ende des J. 1829 die Flugſchrift „De la crise présente et de celle qui se prépare“, worin er als Vermittler aufzutreten verſuchte. Nach der Julirevolution ſchloß er ſich der neuen Dynaſtie an und wurde deshalb 1832 zum Pair ernannt; doch zog er ſich ſchon 1833 in die Nähe von Clermont zurück, wo er am 9. Dec. 1838 ſtarb. Die Geiſtlichkeit verweigerte ihm unter maßloſem Scandal ein chriſtliches Begräbniß. Außer vielen Flugſchriften ſchrieb er „Memoires sur la révolution franç, le consulat, l'empire et la restauration“, von denen aber nur zwei Bände (Par. 1829) erſchienen.

Montmartre, ein bekannter Felſenberg bei Paris, auf dem rechten Seine-Ufer, mit vielen Kalkbrüchen, die bei der Vertheidigung als Gräben und Annäherungshinderniſſe benutzt wurden. Wegen des Vordringens der Verbündeten in Frankreich 1814 genöthigt,

Digitized by Google

auf die Sicherheit der Hauptſtadt zu denken, hatten ſich die Marſchälle Marmont und Mortier mit dem Ueberreſte ihrer Truppen vor der Stadt aufgeſtellt, und 300 Zöglinge der polytechniſchen Schule neben und auf dem Montmartre vertheilt; ſie erfüllten ihre Beſtimmung mit großer Ruhe und fügten beſonders der preußiſchen Garde großen Verluſt zu. Der Montmartre ſelbſt ward von den Ruſſen erſtiegen, als in Folge des eingegangenen Stillſtandes die Franzoſen ſich eben zum Abmarſch anſchickten, die nun vollends mit dem Bajonett von der Höhe hinabgetrieben wurden. Im Feldzuge von 1815 hatten die Franzoſen die Anhöhen von Belleville und den Montmartre mehr noch als im vorhergehenden Jahre befeſtigt, und die Alliirten wagten es nicht, eine ſo feſte Stellung anzugreifen, ſondern umgingen Paris durch einen Marſch auf das linke Ufer und brachten dadurch die Capitulation zu Stande. Schon zur Römerzeit ſoll ein Tempel des Mars oder Merkur auf dem Montmartre geſtanden haben, an deſſen Stelle nachher eine Kapelle kam, weil der heilige Dionys mit ſeinen Jüngern auf dieſem Berge erſchlagen worden war, wovon er auch ſeinen Namen erhalten hat. Im J. 1096 baute Burkhardt von Montmorency hier ein Mönchskloſter, das die Königin Adelheid 1133 in ein reich dotirtes Nonnenkloſter verwandelte. Nur ungern folgten jedoch die jüngern Nonnen der Regel des heil Benedict, ſie verließen im 16. Jahrh. während des Religionskrieges ihr Kloſter und folgten mit ihrer, von Heinrich IV. geliebten Aebtiſſin dem Heere des Königs. In der Folge ward das Kloſter nach Ausbruch der Revolution eingezogen.

Montmedy iſt eine kleine Feſtung im franz. Maasdepartement, am Chiers, in den Ardennen. Sie beſteht aus der Oberſtadt und der Unterſtadt Medybas, von denen die erſtere auf einem Felſen liegt und am ſtärkſten befeſtigt iſt. Die Stadt hat ungefähr 2400 Einw., und wurde in den Kriegen Frankreichs mit Kaiſer Karl V. und Philipp II. von Spanien, als Herren der Niederlande, bald von dieſer, bald von jener Partei erobert und wieder aufgegeben. Nachdem endlich Ludwig XIV. ſie nach einer regelmäßigen Belagerung von 47 Tagen am 7. Aug. 1657 erobert hatte, wurde ſie im Frieden von 1659 für immer an Frankreich abgetreten und nun durch de Ville und Vauban von Neuem befeſtigt. Im J. 1815 wurde M. von den Preußen und den norddeutſchen Bundestruppen belagert und die Unterſtadt erſtürmt, worauf die Oberſtadt ſich durch Capitulation ergab. Die Beſatzung erhielt freien Abzug.

Montmirail, kleine franz. Stadt im Departement der Marne mit 2200 Einw. und berühmten Mühlſteinbrüchen. Hier ſchlug Napoleon am 11. Febr. 1814 die 20,000 Mann ſtarke Heeresabtheilung des ruſſiſchen Generals Sacken, der ſich mit einem Verluſte von 2400 Mann an Todten, 1000 Gefangenen und 9 Kanonen zurückziehen mußte.

Montmorency, kleine franz. Stadt mit 2000 Einw. im Departement der Seine und Oiſe, iſt als J. J. Rouſſeau's Aufenthalt, der im nahen Vaucluſe ſich eine Zeit lang aufhielt und hier ſeinen „Emile“ und ſeine „Nouvelle Heloise“ ſchrieb, bekannt. Nach ihm wurde M. in der Revolutionszeit Emile genannt. In der Nähe der Stadt ſind Schwefelquellen und Bäder, welche den Namen d'Emphion führen. Eine Merkwürdigkeit iſt auch das Schild des daſigen Gaſthofs zur weißen Roſe, welches der berühmte Gerard auf Bitten des Wirths malte, der den Künſtler nicht kannte. Das Schloß M., aus dem die Familie Montmorency ſtammt, iſt von der Bande noir abgetragen worden.

Montmorency heißt ein uraltes, weitverzweigtes, durch Verbindung und große und verdiente Männer ausgezeichnetes Geſchlecht in Frankreich, deſſen Urſprung in Dunkel gehüllt iſt. Mit Bauchard, Herrn des Fleckens und Schloſſes M., der in der Mitte des 10. Jahrh. lebte und mehr als 600 Lehngüter beſaß, wird die Geſchichte der Familie gewiſſer. Jean II. wurde zu Anfang des 15. Jahrh. der Stammvater der drei Hauptzweige. Sein Sohn zweiter Ehe, Guillaume, wurde der Haupterbe, und aus deſſen Nachkommenſchaft gingen die Barone und ſpätern Herzoge von M. hervor, die 1632 in der Perſon Henri's II. de M. (ſ. d.) erloſchen. Die beiden andern Söhne erſter Ehe Jean's II. mit der Erbin von Nivelle und Foſſeux in Brabant erzeugt, Jean und Louis, ſtifteten, der erſte die 1570 erloſchene Linie Nivelle, der zweite die Linie der Mar-

Digitized by Google

quis von Foſſeux, welche gegenwärtig die herzogliche Würde führt. Das jetzt lebende Haupt dieſes letzten Zweigs iſt Anne Louis Raoul Victor, älteſter Sohn von Anne Charl. Franç., Herzog von M.-Foſſeux, der am 28. Juli 1768 geboren, während der Revolution mit ſeiner Familie auswanderte, in der Armee Condé's diente, unter Napoleon nach Frankreich zurückkehrte, und im Jan. 1814 Generalmajor der Pariſer Nationalgarde wurde, worauf ihm Ludwig XVIII. die Pairswürde ertheilte, die er auch 1830 behielt. Er ſtarb am 25. Mai 1846. — Anne Louis Victor Raoul, Baron von M., iſt geb. am 14. Dec. 1790, diente in den Armeen des Kaiſerreichs, war Kammerherr Napoleon's, diente auch nach der Rückkehr der Bourbons einige Jahre als Adjutant des Herzogs von Orleans, trat aber 1820 ins Privatleben zurück. — Die Nebenzweige der Marquis von Foſſeux ſind ſehr zahlreich. Darunter gehören vornehmlich die Familie der Waſtines, Prinzen von Robecque und Morbecque, geſtiftet 1490 von Ogier von M., erloſchen 1813 in der Perſon des Anne Louis Alex. von M., die Familie der Herren von Hallot nnd Bouteville, dann der Herzoge von Beaufort-M. und von Pinei-Luxembourg, 1546—1761, welcher der Marſchall von Luxembourg (ſ. d.) angehörte; die Familie der Herzoge von Châtillon-Bouteville, von Olonne, und die von dem dritten Sohne des Marſchalls gegründete jüngere Linie Pinei-Luxembourg, welche noch fortdauert in der Perſon des Generallieutenants Charl. Emanuel Sigismond von M., Herzogs von Luxembourg, geb. am 27. Juni 1774, der 1830 die Pairswürde verlor, weil er den Eid verweigerte; endlich die Familie der Prinzen von Tingri, die Chriſtian Louis, ein vierter Sohn des Marſchalls, ſtiftete, und deren jetziges Haupt Anne Edouard Louis Joſeph von M., Herzog von Beaumont, geb. 1802, iſt. — Außer den drei Hauptſtämmen mit ihren Nebenzweigen zählt das Geſchlecht auch noch viele ältere Nebenäſte, wie die Herren von Marly, 1160—1356, die Herren von Bouqueval und Gouſſainville, 1306—1461, die Herren von Croiſilles und von Courrières, welche 1599 mit ihren Seitenzweigen erloſchen. Der wichtigſte der alten Nebenäſte iſt jedoch die 1230 von Gui von M. geſtiftete Familie Montmorency-Laval. Aus derſelben entſprangen die Herren von Attichi, 1267—1408, die Herren von Chalouyou und Raiz, 1333—1474, die Herren von Lezai. Dem letztern Zweige, geſtiftet 1528 von Gui de Laval, gehörte Matthieu Jean Félicité von Laval-M. (ſ. d.) an. — Ihr gehörte ferner an Anne Pierre Adrien, Herzog von Laval-M., geb. am 29. Oct. 1768, Pair von Frankreich und ſpan. Grande. Derſelbe war 1814 franz. Geſandter zu Madrid, 1822 zu Rom, 1828 zu Wien und 1829 zu London. Unter dem Miniſter Polignac trug man ihm das Portefeuille des Auswärtigen an, das er jedoch ausſchlug; 1830 verlor er die Pairswürde wegen Verweigerung des Eides. Er ſtarb am 8. Juni 1837. — Gegenwärtig iſt der Generallieutenant Eugène Alex. de M., Herzog von Laval, geb. am 20. Juli 1773, das Haupt der Familie Laval-Lezai. — Aus der Familie Laval ſind außerdem hervorgegangen die Herren von Bois-Dauphin, 1433—1672, ferner die 1484 geſtiftete Linie Laval-Tartigni, deren letzter Nachkomme Louis Adélaide Anne Joſ., franz. Generallieutenant, geb. am 18. Oct. 1752, war. Derſelbe wohnte in der Armee Condé's den Feldzügen von 1796 und 1797 bei und ſtarb im März 1828. — Nach der Erhebung der Baronie Bourbon zur Pairie und zum Herzogthum im J. 1327, ſollen die Montmorency's mit Bewilligung des Königs und der Nation den Titel der „erſten Barone von Frankreich angenommen haben. Bis zu Ende des 18. Jahrh. zählte das Geſchlecht unter ſeinen Gliedern ſechs Connetables, elf Marſchälle und vier Admiräle. Vgl. „Les Montmorency de France et les Montmorency d'Irlande" (Par. 1828).

Montmorency, Anne de, Connetable von Frankreich, geb. zu Chantilly ums J. 1493, hat ſich durch ſeine, dem Könige Franz I. geleiſteten Dienſte berühmt gemacht. Er focht zuerſt in Italien, unter dem heldenmüthigen Gaſton de Foix, nahm mit Bayard an der glorreichen Vertheidigung von Mezières (1521) Theil, und bewies ſich ſtets höchſt tapfer. Das Jahr darauf wurde er zum Marſchall ernannt. Nachdem er ſich vergebens

Digitized by Google

bemüht hatte, den König von dem Entſchluſſe einer abermaligen Expedition gegen Mailand abzubringen, ging er mit demſelben nach Italien, wo beide in der Schlacht von Pavia (1525) zu Gefangenen gemacht wurden. Im J. 1538 hatte ihn Franz I. zum Connetable ernannt und ihm die Leitung der innern Angelegenheiten übertragen. Durch Verleumdung ward er jedoch in der Gunſt ſeines königlichen Freundes geſtürzt, ging in eine freiwillige Verbannung, und wurde erſt bei der Thronbeſteigung Heinrich's II. wieder an den Hof zurückberufen. Im J. 1557 wollte er das von den Spaniern belagerte St. Quentin entſetzen, beging aber einen Fehler in der Dispoſition, wurde gefangen genommen, und ſchien von da an ſein altes Glück verloren zu haben. Unter Franz II. ganz thatlos, erſchien er erſt unter Karl IX. wieder auf dem öffentlichen Schauplatze, jedoch ohne ſeinen frühern Einfluß. Später verband er ſich mit dem Herzog von Guiſe und dem Marſchall von St. André zu dem berüchtigten *Triumvirat* wider die Hugenotten, beſiegte dieſelben in der Schlacht von Dreux (1562), wurde aber ihr Gefangener. Das Jahr darauf erhielt er ſeine Freiheit wieder, verjagte die Engländer aus Havre, und erfocht ſeinen letzten Sieg über die Hugenotten in den Ebenen von St. Denis (1567), wo er tödtlich verwundet wurde, und in Folge davon am 12. Nov. zu Paris ſtarb. M. hinterließ ihm an Kühnheit und Thatkraft ähnliche Söhne: *François*, Herzog von M. und Marſchall, geſt. 1579; *Henri*, Pair, Marſchall und Connetable, geſt. 1614; *Charles*, Herzog von Damville, Pair und Admiral von Frankreich, geſt. 1612; *Gabriel*, Baron von Montheron, getödtet in der Schlacht bei Dreux, und *Guillaume*, Herr von Thoré, geſt. 1593.

Montmorency, Heinrich II. Herzog von, Marſchall von Frankreich, ein Enkel des vorhergehenden und Sohn Herzog Heinrich's I., wurde 1595 zu Chantilly geboren. Er that ſich zuerſt gegen die Calviniſten in Languedoc hervor, befehligte ſpäter (1625) die dem Könige von den Holländern zu Hülfe geſchickte Flotte und nahm den Hugenotten die Inſeln Rhé und Oleron wieder ab. Im J. 1628 erfocht er neue Vortheile über die Proteſtanten, welche der Herzog v. Rohan in Languedoc anführte, ging das Jahr darauf als Generallieutenant nach Piemont, wo er an dem ruhmvollen Tage von Veillane (10. Jul.) die ihm an Zahl weit überlegenen Kaiſerlichen gänzlich ſchlug und ihren Anführer Doria gefangen nahm. Für dieſe und ſeine nächſtfolgenden Waffenthaten wurde ihm der Marſchallſtab zu Theil. Bis hieher war M. nur glücklich, nun aber ließ er ſich von Gaſton von Orleans zum Umſturze von Richelieu's Gewaltherrſchaft verleiten und in Languedoc, der ihm anvertrauten Provinz, die Fahne des Aufruhrs erheben. Richelieu wandte den ihn bedrohenden Streich ab, und ſchon ſah ſich M. verloren, als er ſich am 1. Sept. 1632 gegen die vom General Schomberg befehligten königlichen Truppen in den ungleichen Kampf von Caſtelnaudary einließ. Vergebens verſuchte er den wankenden Muth Gaſton's wieder aufzurichten, und ſtürzte ſich in die feindlichen Schaaren, drang bis in die ſiebente Reihe vor, wo er endlich, nachdem ihm ſein Pferd unterm Leibe getödtet worden, überwältigt und gefangen genommen wurde. Man ſchleppte ihn nach Toulouſe, machte ihm den Proceß und verurtheilte ihn zum Tode. Die einzige Gnade, welche der König auf die von allen Seiten an ihn gerichteten Bitten dem hohen Gefangenen zu Theil werden ließ, war die, nicht öffentlich, ſondern im Innern des Stadthauſes enthauptet zu werden. Die Hinrichtung geſchah am 30. Octbr. 1632.

Montmorency, Matthieu Jean Felicité, Herzog von *Laval*, Pair von Frankreich, Staatsminiſter ꝛc., geb. zu Paris am 10. Juli 1767, diente im amerikaniſchen Unabhängigkeitskriege unter ſeinem Vater, der Obriſt war, wurde 1789 als Abgeordneter in die Verſammlung der franzöſiſchen Reichsſtände gewählt, ergriff die Intereſſen des dritten Standes, und nahm während der ganzen Dauer der conſtituirenden Verſammlung thätigen Antheil an den Reformmaßregeln, welche den Sieg der neuen politiſchen Doctrinen ſicherſtellten. Auf ſeinen Vorſchlag wurde z. B. die Abſchaffung des Adels beſchloſſen. Adjutant unter Luckner bis zur Errichtung der Republik, verließ er nach dem Eintritte dieſer Kataſtrophe Frankreich, und ging nach der Schweiz, wo ihn Madame de Staël in ihrem

Digitized by Google

Hauſe Zuflucht und Freundſchaft finden ließ. Nach dem 9. Thermidor kehrte er in das Vaterland zurück und lebte in größter Zurückgezogenheit. Die Reſtauration fand in ihm einen Bekenner ganz entgegengeſetzter Anſichten, als die er bei ſeinem erſten politiſchen Auftreten beurkundet hatte. Mit Zuvorkommenheit von Monſieur (ſpäter Karl X.) empfangen, wurde er bald darauf zu deſſen Adjutanten ernannt, begleitete 1815 die Herzogin von Angoulème als Ehrencavalier nach Bordeaux und London, ging dann nach Gent, und kehrte mit dem Könige nach Paris zurück. Er wurde nun zum Pair creirt, und wußte ſich durch ſein Verhalten als ſolcher ſo die Gunſt des Hofes zu erwerben, daß er 1822 das Portefeuille des Auswärtigen und zugleich die Präſidentſchaft des Miniſterraths erhielt. Später wohnte er mit Chateaubriand dem Congreſſe von Verona bei, vertauſchte ſeinen miniſteriellen Poſten mit einer Stelle in der Akademie, und wurde endlich (1825) vom Könige zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt. Er bekleidete jedoch dies Amt nicht lange, da er ſchon am 24. März 1826 ſtarb.

Montpellier, Bezirk und Hauptſtadt des Departements des Herault mit 8000 Häuſern und 37,000 Einw. worunter über 5000 Reformirte, zwiſchen den Flüſſen Moſſon und Lez am Fuße eines Hügels von einem Zweige der Sevennen. Das Innere der Stadt iſt unfreundlich. Heiterer ſind die Vorſtädte, aber ihres Gleichen ſuchen die Promenaden. Eine der Zierden von M. iſt der Platz Peyrou, vielleicht der ſchönſte Europas. Er bildet eine herrliche, breite und ziemlich lange Terraſſe, die auf dem höchſten geebneten Gipfel der Anhöhe liegt, an deren Seiten ſich die Stadt hinabzieht. Einer der beſten Triumphbogen des Alterthums führt zu ihr. Ihm gegenüber liegt das ſogenannte Waſſerſchloß (Chateau d'Eau), ein herrliches achteckiges, offenes Gebäude, im edelſten, reinſten, antiken Style erbaut, ein mit 8 Pforten, 24 etwa 40 Fuß hohen korinthiſchen Säulen und einer 12 bis 15 Fuß hohen Attika geſchmückter Tempel. Im Innern desſelben befindet ſich ein großes Marmorbecken, in welches die 1 $^1/_2$ Stunde entfernte Quelle von St. Clement mittelſt eines im römiſchen Style erbauten, aus zwei Doppelreihen von 182 Bogen beſtehenden Aquäducts geleitet wird. Die Kathedrale St. Pierre enthält Bourdon's ſchönſtes Gemälde: „Simon der Magier“. Das Theater iſt ſchön und geſchmackvoll in Zirkelform erbaut. M. iſt reich an wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Obenan ſteht die Univerſität, berühmt durch ihre mediciniſche Facultät, die einen 1598 angelegten und ſehr reichen botaniſchen Garten beſitzt. Hier ſoll Young ſeine adoptirte Tochter Narziſſe ſelbſt begraben haben, weil man ihr, als einer Proteſtantin, ein Grab in geweihter Erde verſagte. Jedem Mediciner, der die Doctorwürde erhält, wird der Mantel des Rabelais umgehängt, der hier Profeſſor war. Induſtrie und Handel von M. iſt wichtig. Ehedem fabricirte man häufig Grünſpan und jährlich werden noch über 2000 Ctr. abgeſetzt; großen Ruf haben auch die Parfümerien und Eſſenzen von M. Mit dieſen Fabrikaten, ſowie mit Flanell, wollenen Decken, türkiſchem Garn, Leder, Liqueuren, Wachsleinwand und den Landesproducten wird mittelſt der Seehäfen von Cette und Agde ein bedeutender Handel getrieben. Die hieſigen reichen Handelshäuſer dehnen ihre Speculationen ſogar auf ausländiſche Anleihen und Plantagen aus, daher iſt auch der Wechſelhandel ſehr wichtig.

Montpenſier, Anne Marie Louiſe d'Orleans, gewöhnlicher: Mademoiſelle de, Tochter Gaſton's, Herzogs von Orleans, geb. zu Paris 1627, iſt ihres Reichthums und ihrer entſetzlichen Launen wegen bekannt. In den Kriegen der Fronde für Condé Partei ergreifend, war ſie kühn genug, von der Baſtille aus die Truppen des Königs beſchießen zu laſſen. Sie verfeindete ſich dadurch für immer mit Ludwig XIV., der ihr zu jeder ſchicklichen Vermählung ſeine Einwilligung verſagte und ihr nur ſolche Verbindungen vorſchlagen ließ, welche ſie nicht annehmen konnte. So war ſie 44 Jahre alt geworden, als ſie eine lebhafte Neigung zu dem Grafen von Lauzun faßte und ihn zu heirathen beſchloß. Der König gab die Erlaubniß und ſie brachte ihrem Geliebten ein Vermögen von 20 Millionen Livres, 4 Herzogthümer, die Grafſchaft Eu, die Herrſchaft Dombes und das Palais Luxemburg zu. Schon war der Ehecontract geſchloſſen, als der König die gegebene Einwilligung zurücknahm und ihr die Verbindung mit dem Herzoge du Maine anbieten ließ. Allein ſie wies ſie ab

Digitized by Google

und vermählte ſich heimlich mit dem geliebten Lauzun. Dieſer wurde dafür auf 10 J. nach Pignerol gebracht und nach Verlauf dieſer Zeit der Prinzeſſin geſtattet, durch Abtretung der Herrſchaft Dombes und der Grafſchaft Eu an den Herzog du Maine, ihren Gemahl ſich loszukaufen. Sie that es mit Freuden, doch die langerſehnte Wiedervereinigung war nur von kurzer Dauer. Lauzun wurde ihre zudringliche Liebe und ihre Eiferſucht bei ſo vorgerücktem Alter, ihr ſeine Treuloſigkeit und Frechheit unerträglich. Sie verbannte ihn endlich auf immer aus ihrer Nähe und lebte einſam bis an ihren 1693 erfolgten Tod. Sie hat ſehr anziehende Memoiren hinterlaſſen.

Montreal, Bezirk und Stadt Untercanadas in Nordamerika. Die Stadt wurde 1640 auf einer Inſel des St. Lorenz gegründet, hatte im Jahre 1830 30,000 Einwohner, war Stapelplatz für den Pelzhandel der Nordweſthandelsgeſellſchaft, die ſeit 1827 mit der Hudſonsbaigeſellſchaft vereinigt iſt, hat ein engliſches Collegium, ökonomiſche Geſellſchaft mit einer Bibliothek und ein katholiſches Seminarium. Auf dem Markte ſteht Nelſon's Bildſäule und die neue katholiſche Kirche iſt eine der ſchönſten Nordamerikas.

Montroſe, oder Montroß, Jacob Graham, Graf und Herzog von, einer der Vertheidiger Karl's I., wurde zu Edinburg im Jahre 1612 geboren. In ſeiner Jugend durchreiſte er Europa. Bevor die bürgerlichen Unruhen ausbrachen, bot er ſchon dem Könige ſeine Dienſte an, der Herzog von Hamilton ſuchte jedoch deſſen Anſtellung zu hintertreiben. So gehörte denn M. eine Zeit lang der Partei des Covenant an und ſtritt unter ihren Fahnen. Später, durch die einnehmende Perſönlichkeit des Königs, bei Gelegenheit ſeiner diplomatiſchen Sendung in Berwick gewonnen, wandte er ſich dieſer Sache zu. Mit einem kleinen Corps irländiſcher und ſchottiſcher Truppen warf er ſich zuerſt auf Lord Elcho, der damals mit 6000 Mann ihm dreimal an Zahl überlegen, zu Perth ſtand. M. tödtete den größten Theil der Feinde und der Reſt ſtreckte die Waffen. Zu Aberdeen fühlten Lord Burleigh, zu Inverlochy der Graf von Argyle die Schwere ſeines Arms. Der Rath von Edinburgh gerieth in Beſtürzung und rief die engliſchen Parlamentarien um Hülfe an. Baillie und Urrey machten nun von zwei Seiten zugleich einen Angriff auf M., doch ſchlug er ſie beide gänzlich. In einem dieſer Gefechte verwundete er Cromwelln mit eigner Hand. Als Karl I. von den Schotten gefangen genommen wurde, mußte auch M. ſeine Waffen ſtrecken. Er wollte ſich nun in Frankreich niederlaſſen, ging aber, da er beim Cardinal Mazarin ſchlechte Aufnahme fand, nach Deutſchland, wo er an den letzten Feldzügen des 30jährigen Krieges Theil nahm und ſich bis zum Feldmarſchall emporſchwang. Kaum aber hatte er Karl's I. Ende vernommen, als er ſogleich nach dem Haag eilte, Karl II. ſeine Dienſte anzubieten. Mit Freuden nahm dieſer ihn auf. Der König von Dänemark und der Herzog von Holſtein ließen ihm Unterſtützung an Geld zukommen; die Königin Chriſtine verſchaffte ihm Waffen und der Prinz von Oranien Schiffe. M. ſteuerte ſogleich nach den Orcadiſchen Inſeln, bewaffnete daſelbſt die Eingebornen und landete an den Küſten der Grafſchaft Caithneß (April 1650). Er hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, es werde beim Anblick von des Königs Fahnen das ganze Land zu Gunſten Karl's II. ſich erheben, allein Jedermann war der Kriegsunruhen müde. Das Parlament befahl ſeinem General David Lesley, gegen die Royaliſten zu marſchiren und M., ohne alle berittene Mannſchaft, erlag einem Ueberfalle und mußte als Bauer verkleidet fliehen. Nach einigen Tagen Umherirrens ohne Nahrung, in unwegſamen Felſen entdeckte er ſich einem gewiſſen Aſton, der früher unter ihm als Offizier gedient hatte. Dieſer Menſch, durch die Prämie von 2000 Pfd. Sterling für M.'s Haupt verleitet, verrieth ihn. Alle Wuth des Parteigeiſtes ließ man an ihm aus, ohne ihn dadurch zu beugen. Sein Urtheil war der Strang. Muthig ging er zum Schaffotte und ermahnte das Volk, unter die legitime Botmäßigkeit Karl's II., des Sohnes von Karl I., zurückzukehren. Er ſtarb am 21. Mai 1650 38 Jahre alt.

Mont Saint-Jean, ein Dorf, eine Viertelmeile von Belle Alliance in dem Bezirke Nivelles der belgiſchen Provinz Südbrabant, nach welchem die Franzoſen die Schlacht bei Belle Alliance oder Waterloo (ſ. d.) benennen.

Digitized by Google

Montſerrat (d. h. zerſägter Berg), ein Berg in der ſpaniſchen Provinz Catalonien von höchſt ſonderbarer Geſtalt. Eine Menge großer, cylindriſcher Kegel, auf einer über 3000 Fuß hohen Felſenſchicht ſtehend, bilden den Gipfel des Berges zu einer Säge. Die einzelnen Felſen beſtehen aus runden verſchiedenfarbigen Kalkſteinen, Sandſteinen und Quarz, die durch einen Kitt verbunden ſind. In den Bergſpalten wachſen Bäume und Pflanzen vom ſchönſten Grün, troß allen Waſſermangels. Das Innere des Berges enthält ſchöne Tropfſteingrotten. Gewöhnlich iſt der Gipfel des Berges in Wolken gehüllt. Faſt in ſeiner Mitte ſteht das berühmte, nach ihm benannte Benedictinerkloſter und auf den Pyramiden liegen, oft auf den ſteilſten Stellen, zerſtreut die dazu gehörigen Einſiedeleien. Die einzelnen Kloſtergebäude ſind von ſchlichter Bauart, ihr Totaleindruck aber ſteht in vollem Einklange mit der Gegend. Sie beſtehen in Wohnungen der Mönche, in dem Krankenhauſe für Pilgrimme und in den Hoſpitium für Fremde. Gegen 250 Menſchen bewohnen das Kloſter und ein wunderthätiges Marienbild zieht Tauſende von Wallfahrern hierher. Dieſes ſteht auf dem Hochaltare, iſt von ſchwarzem Holze und ſtrahlt ringsum von Gold und Edelſteinen. Die Jungfrau von M. hat Kirchen zu Wien, Rom und Madrid. Karl V. war neun Mal auf dem M. und ſtarb mit der an ihrem Altare geweihten Kerze in der Hand. Einer im Kloſter befindlichen Inſchrift zufolge vom Jahre 1239 fand man das Marienbild im Jahre 880 in den Höhlen des Berges und das Kloſter wurde 801 durch die Tochter eines Grafen von Barcelona, welche vom Einſiedler Guarin verführt und ermordet, durch ein Wunder wieder lebendig wurde, geſtiftet. Anfangs war das Kloſter eine Priorei, wurde aber im Jahre 1410 von Benedict XIII. zur ſelbſtändigen Abtei erhoben. Papſt Alexander VI. vereinigte es endlich mit der Benedictinercongregation zu Valladolid, wovon es ſeitdem beſtändig einen Theil ausgemacht hat. Das Kloſter wurde am 28. Juli 1812 durch die Franzoſen zum Theil zerſtört und litt noch mehr im Jahre 1827, wo der Hauptheerd des karliſtiſchen Aufſtandes in Catalonien war.

Montur, ſ. Uniform.

Monumente, ſ. Denkmale.

Monza, im Alterthume Moditia, in der Lombardei, in der jetzigen Delegation Mailand des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, am Lambro, iſt eine ſehr alte Stadt und zählt gegen 6000 Einw. Das daſige Schloß iſt ein ſehr elegantes, großes Gebäude, am merkwürdigſten aber durch den daſſelbe umgebenden, in mehrere Abtheilungen zerfallenden Park, der der größte in ganz Italien iſt. Der alte Juſtizpalaſt war ehemals die Wohnung der lombardiſchen Könige. In der ſchönen ehrwürdigen Domkirche zu St.-Johannes wird die eiſerne Krone (ſ. d.) aufbewahrt. In der Umgegend gibt es eine Menge prachtvoller Landhäuſer.

Moor heißt ein ſumpfiges Land mit ſchwarzem Boden, in der ſich über einer Thonlage Torf befindet, der häufig gegraben wird, um als Holzmaterial benutzt zu werden. Auf dem Grünmoor wächst ziemlich hohes Gras, wogegen der Hoch- oder Haidemoor nur mit Haide, Strauchwerk und wenig ſchlechtem Graſe bewachſen iſt. Die Austrocknung der Moore geſchieht entweder durch Ableitung des Waſſers in Gräben, wobei man die Orte aufſuchen muß, von denen aus er bewäſſert wird, oder durch Durchbrechung des Thonlagers auf ſeinem Grunde, falls ſich unter dieſem ein Sandlager befindet. Die größten Moore findet man in Amerika und Weſtindien, im nördlichen Europa, doch auch in Ungarn und Polen. In Deutſchland ſind die größten Moore in Oſtfriesland, in der Lüneburger Haide, das Teufelsmoor bei Bremen, das Bourtangermoor in der Provinz Gröningen und das trocken gelegte Donaumoos (ſ. d.) in Bayern.

Moore, Sir John, engliſcher General, Sohn des als Arzt und Schriftſteller bekannten Schottländers John M., wurde 1761 zu Glasgow geboren. Er begleitete ſeinen Vater auf den Continent, zur Zeit als dieſer mit dem Herzoge Hamilton, Sohn des Herzogs von Argyle, reiſete und erhielt 1776 eine Fähnrichsſtelle zu Minorca. Hierauf machte er den amerikaniſchen Krieg mit und kam, nach Beendigung deſſelben als Repräſentant des Fleckens Lanark ins Parlament. Im Jahre 1788 trat er wieder in Dienſt, ging, 1793,

Digitized by Google

nach Gibraltar und nahm 1794 an der Expedition gegen Corſica Theil. Im Jahre 1796 wurde ihm das Commando von General Perryn's Brigade übergeben; darauf ſchiffte er ſich nach den Antillen ein, vereinigte ſich zu Barbados mit Sir Ralph Abercromby und entſchied bei dem Sturm auf St. Lucia das Schickſal der Inſel. Zweimal gelang es ihm das Land von den Banden revoltirter Neger zu ſäubern. Endlich mußte er, zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nach England zurückkehren, ging dann 1798, unter General Johnſton mit nach Irland und zeichnete ſich bei dem Gefechte von New-Roß, wo die Irländer eine große Niederlage erlitten, aus. Den Inſurgenten entriß er die Stadt Werford und ward dafür zum Generalmajor befördert. Im Jahre 1800 diente er gegen die Franzoſen in Aegypten, widerſetzte ſich der Ausſchiffung und warf den Feind durch einen kühnen Angriff mit dem Bajonett zurück. In der Schlacht vom 31. März, nachdem Abercromby gefallen war, hielt er die engliſchen Truppen noch zuſammen, obgleich er ſelbſt ſchwer verwundet worden, wofür er den Bath-Orden erhielt. Im Jahre 1808 hatte er den Oberbefehl über ein Corps von 10,000 Mann in Schweden, gegen das vereinigte Heer der Dänen, Ruſſen und Franzoſen. Am 7. Mai landete der General M. zu Gothenburg; es erhoben ſich Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und dem Könige und M. wurde zu Stockholm verhaftet. Wieder in Freiheit geſetzt, führte er ſein Heer nach England zurück, zog nun mit einer Diviſion nach Portugal und ſtieg dort ans Land, als Sir Arthur Wellesley mit dem General Junot die Convention von Cintra unterzeichnete. Als nun Sir Heir Dalrymple, der den Tractat ratificirt hatte, nach England zurück mußte, um Rechenſchaft darüber abzulegen, übernahm M. den Oberbefehl, um die Spanier zu unterſtützen, marſchirte gegen Salamanca, ſah ſich aber genöthigt, eine Vereinigung mit Hope zu ſuchen, der gegen Madrid vorgerückt war. Allein von Napoleon und Soult verfolgt, trat er den Rückzug an. Bei Lago kam es zwiſchen ihm und Soult zum Gefecht; die Engländer kämpften, bis ſie, unter dem Schutze der Nacht, ihren Weg fortſetzen konnten. Endlich erreichte er (am 16. Jan. 1809) Corunna, wo er ſich einzuſchiffen gedachte. Aber grade als ſchon die Befehle hierzu ertheilt wurden, ſah man die verfolgende franzöſiſche Armee. M. traf ſogleich ſeine Anordnungen, wußte den Feind abzuhalten, ſodaß die Truppen eingeſchifft werden konnten, fiel aber von einer Kanonenkugel getroffen. Er behielt noch ſo lange das Leben, um den Sieg der Seinigen vernehmen zu können. Ein Denkmal iſt ihm in der Paulskirche, ein Gleiches in ſeinem Geburtsorte Glasgow errichtet worden. Sein Bruder beſchrieb ſeinen Feldzug in Spanien (Lond. 1809) und gab auch ſein Leben heraus (Lond. 1831) gründlicher beurtheilt ihn Napier in der „History of the war in the peninsula“ (3 Bde., Lond. 1832).

Moore, Thomas, einer der größten jetzt lebenden Dichter Großbritanniens, wurde am 23. Mai 1780 zu Dublin geboren, wo ſein Vater Kaufmann war. Die erſte Erziehung gab ihm Samuel White, bekannt als Lehrer Sheridan's. Mit 14 Jahren wurde M. ein Schüler des Trinity-college zu Dublin, wo er ſich bald durch ſeine dichteriſchen Anlagen, ſeine patriotiſchen Geſinnungen und ſeinen Widerwillen gegen Tyrannei bemerkbar machte und errang ſich die glänzendſten akademiſchen Auszeichnungen. Von Dublin ging er nach London, als Advocat, wobei er jedoch die Poeſie nicht vernachläſſigte. Das erſte, was von ihm erſchien, war die Ueberſetzung der „Oden des Anacreon“ in engliſchen Verſen, welches in vielen Stellen das Original erreicht. Voran ſteht derſelben eine griechiſche Ode, an den Prinzen von Wales gerichtet. Der Beifall, den dieſe Ueberſetzung fand, verſchaffte ihm den Namen Anacreon-Moore. Im Jahre 1801 gab er unter dem Namen Little „Leichte Poeſien“ heraus, welche in Nachahmungen Catull's beſtehen. Dieſe, wie einiges andere, wurde ſehr günſtig vom Publikum aufgenommen. Den Hauptgrund zu ſeinem Ruhme legten aber die „Irländiſchen Melodien“, eine Sammlung Lieder iriſchen Weiſen angepaßt. Im Jahre 1803 erhielt er eine Stelle als Secretär der Admiralität auf den bermudiſchen Inſeln, ließ ſie aber durch einen Stellvertreter verwalten, während er ſelbſt Nordamerika bereiſte. Im Jahre 1804 nach England zurückgekehrt, gab er 1806 eine Auswahl von Oden und Epiſteln heraus, mit einer Vorrede, welche ſeine über Amerika eingeſammelten Bemerkungen enthält, aus denen ſeine Abneigung gegen die Yan-Kees ſehr

Digitized by Google

hervorblickt. Einige Jahre ſpäter heirathete M. die junge und ſchöne Miß Dyke, die durch ihren Geiſt, Sinn für Poeſie und muſikaliſches Talent eine würdige Gefährtin des Dichters iſt. Im Sommer 1817 beſuchte er Frankreich und ſchrieb daſelbſt „die Familie Fudge“, ein kleines ſatyriſches Gedicht, worin die Lächerlichkeiten einer beſondern Claſſe ſeiner Landsleute gegeißelt werden. Sein Hauptwerk iſt jedoch „Lalla-Rookh“, ein großes Gedicht, das im Orient ſpielend, mit der Tiefe der Auffaſſung zugleich in ſeiner Diction die ganze Pracht und Ueppigkeit des Morgenlandes entwickelt. Er erhielt dafür von dem Buchhändler Murray ein Honorar von 3000 Guineen und binnen 2 Jahren waren bereits 8 Auflagen davon vergriffen. Im Jahre 1823 gab er „die Liebe der Engel“ heraus, welchen Stoff Byron zu derſelben Zeit unter dem Titel „der Himmel und die Erde“ bearbeitete und den ſie beide aus der Geneſis VI, 2 ſchöpften. Sheridan ſprach bei dieſer Gelegenheit von ſeinem Landsmann M. mit dem höchſten Enthuſiasmus. Die innigſte Freundſchaft beſtand zwiſchen M. und Byron, welcher Letztere in ſeiner Zueignung des Corſaren dies Verhältniß aufs ſchönſte bezeichnet hat. M. hat auch 1830 die Biographie Byron's herausgegeben, für welche Arbeit ihm Murray 6000 Pfund Sterlinge gezahlt haben ſoll. Außer den genannten, gehören noch zu den vorzüglichern ſeiner Schriften: „das Paradies und die Péri“, „The Epicurean“, „Rhymes on the road and fables for the holy alliance“, „Memoirs of the life of captain Rock“, worin er auf das ergreifendſte den jammervollen Zuſtand ſeines unterdrückten Vaterlandes ſchildert. Als Politiker gehört er begreiflicher Weiſe der entſchiedenſten Oppoſition, wovon außer dem Vorhergehenden namentlich ſeine unter dem Namen „Brown the Younger“ herausgekommenen ſatyriſchen Producte Zeugniß ablegen. Glänzende Sophiſtik zeigt er in ſeinen: „Travels of an Irish gentleman in search of Religion, 1833“, eine Vertheidigung des Glaubens ſeiner Landsleute und gewiß nicht weniger beachtenswerth als ſeine frühern Leiſtungen. Noch müſſen wir ſeine „Memoirs of Lord Edward Fitzgerald“ (2 Bde., Lond. 1831) und die für Larder's „Cyclopedia“ gelieferte „Hystory of Ireland“ erwähnen. Auch gab er 1821 Sheridan's Werke heraus und ſchrieb 1825 deſſen Biographie. Neuerdings erſchien eine vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte (10 Bde., Lond. 1840—42).

Moorhirſe iſt eine im ſüdlichen Europa, bei den nogaiiſchen Tataren und in Kaukaſien häufig cultivirte Pflanze, welche die Stelle des Hirſe vertritt. Die Körner haben jedoch nur geringen Mehlgehalt, das noch dazu wenig ſchmackhaft iſt, weshalb man den M. mehr zum Viehfutter als zum Brodbacken verwendet. Von beſſerer Beſchaffenheit iſt der Zuckermoorhirſe, welcher in Ungarn, in der Bucharei, in Aſtrachan und an der Wolga gebaut wird. In der Bucharei iſt der Zuckermoorhirſe das einzige Brodkorn. In Deutſchland gedeiht er nicht.

Mooſe ſind diejenigen kryptogamiſchen Gewächſe, welche auf krautartigen ſehr blattreichen Stengeln und Aeſten meiſt geſtielte, mit wenigen Ausnahmen vermittelſt eines Deckels büchſenartig aufſpringende Kapſeln und in ſternförmigen Knospen, Scheinantheren mit Saftfaden untermiſcht tragen. Sie gehören nach Juſſieu's natürlichem Syſtem zur 3. Ordnung der Akotyledonen, nach Linne's künſtlichem Syſtem bilden ſie die 2. Ordnung der Kryptogamen. Sie werden eingetheilt in Laubmooſe (Musci) und Lebermooſe (Hepaticae). Den Mooſen ermangeln, wie allen kryptogamiſchen Gewächſen, deutlich wahrnehmbare Geſchlechtstheile, ſie beſitzen weder Blumen noch Samen und pflanzen ſich nur vermittelſt beſonderer kleiner Theile, Keimkörner, sporulae genannt, fort. Die Blätter der M. ſind kaum etwas mehr als die einfachſten zelligen Flächen. Die Kapſeln, worin der eigentliche Keimſame enthalten, ſind ein- oder mehrfächerig, nach gehöriger Reife ſpringt der Deckel, welchen zuweilen ein elaſtiſcher Ring mit der Kapſel verbindet, auf, der Keimſame wird verſchüttet und durch dieſen werden wieder neue Pflanzen erzeugt. In der Medicin finden dieſe M. kaum eine Anwendung, doch ſind ſie zu manchen ökonomiſchen und techniſchen Zwecken ſehr nützlich.

Mopſus, der Sohn des Ampyr und der Nymphe Chloris, aus Theſſalien, war ein berühmter Seher bei den Argonauten und bekannt als kalydoniſcher Jäger. Er ſtarb

Digitized by Google

in Libyen an einem Schlangenbiſſe, wurde dort von den Argonauten beſtattet und erhielt Heroendienſt und Orakelſtätte. — **Mopſus**, der Sohn des Apollon oder des Kreters Rhakios und der Manto (ſ. d.), war der Gründer von Mallos in Kleinaſien und des Orakels daſelbſt.

Mora, ein ſchon im Alterthume bekanntes und noch jetzt in Italien ſehr gewöhnliches Spiel, beſteht darin, daß Jemand die Hand oder auch beide Hände mit mehr oder weniger eingeſchlagenen Fingern ſchnell ausſtreckt und ein Anderer in demſelben Augenblicke angibt, wie viel Finger jener nicht eingeſchlagen hat. Etwas Aehnliches iſt das deutſche Gerade oder Ungerade.

Mora, Don Joſé Joaquin de, wurde 1783 in Cadiz geboren und lag auf dem Collegio de San Miguel in Granada dem Studium der Rechtswiſſenſchaft ob, bis zum Ausbruch des franzöſiſchen Kriegs 1808, wo er die Waffen ergriff, 1809 von den Franzoſen gefangen genommen und nach Frankreich geführt ward, wo er die ihm dargebotene Gelegenheit benutzte, ſeine Kenntniſſe zu vervollkommnen und zu erweitern. Nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1814 nach Spanien ward er in Madrid Advocat und gab das Journal: „Cronica cientifica y literaria“, heraus, das unter ſeiner Führung bald zu den geleſenſten und geſchätzteſten gehörte. Im Jahre 1820 nach Wiedereinſetzung der Conſtitution verwandelte ſich dieſe Zeitſchrift in den „Constitucional“ um, auch redigirte er die „Minerva“. Im Jahre 1823 mußte er nach England flüchten, folgte 1826 der Einladung Rivadavia's nach Buenos Ayres, wo er die „Cronica politica y literaria“ herausgab, erhielt nach dem Sturz dieſes Staatsmannes in Chile eine Stelle im Departement der auswärtigen Angelegenheiten und gründete und leitete mehrere Jahre lang nebenbei ein Erziehungsinſtitut, das Liceo de Chile, gab auch zugleich die reinwiſſenſchaftliche Monatsſchrift Mercurio Chileno heraus. Die politiſchen Stürme vertrieben ihn aber auch aus dieſem Lande wieder; er begab ſich nach Lima, wo er philoſophiſche Vorleſungen hielt, bis ihn 1834 der General Santa Cruz nach Bolivia rief und zu ſeinem Privatſecretär ernannte. Später ward er von der Peru-Bolivianiſchen Conföderation als Generalconſul nach London geſchickt, wo er noch lebt. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit entfaltete ſich beſonders während ſeines erſten Aufenthalts in London von 1823—26, denn in dieſem Zeitraume gab er neben einer Menge von Ueberſetzungen und Nachahmungen in Verſen und Proſa nicht allein das Taſchenbuch: „No me olvides“, das nach dem Muſter des engliſchen: „Forget me not“ bei Ackermann erſchien, heraus, ſondern auch den „Correo de Londres“, das „Museo cientifico y literario“, „Cuadras de la Historia de los Arabes“ (2 Bde., Lond. 1816, 12.), „Cartas sobre la Educacion del bello sexo“ (Lond. 1824, 2. Aufl., 1827), „Meditaciones poeticas“ (Lond. 1826, 4.). Bei ſeinem zweiten Aufenthalt in London gab er ſeine „Legendas españolas“ (Par. 1838, 12.) heraus. M.'s Dichtungen zeichnen ſich nicht durch Gedankenfülle, durch Tiefe des Gemüths, durch Originalität der Auffaſſung aus, wohl aber durch Anmuth, Gefälligkeit und einen überaus fließenden Versbau. — Nicht zu verwechſeln iſt M. mit Joſé Marie Luis M., dem mexicaniſchen Bürger, welcher „Mejico y sus revoluciones“ (8 Bde., Par. 1836) und „Obras sueltas“ (2 Bde., Par. 1838) erſcheinen ließ.

Morabiten bilden unter den Mauren eine eigne Kaſte oder vielmehr Stamm. Sie ſind die einzigen, welche leſen und ſchreiben können, daher auch Ausleger der Geſetze, Prieſter, Aerzte und Kaufleute. Sie ſtehen unter einem Oberhaupte, deſſen Würde auf das jedesmalige älteſte Familienglied forterbt.

Moral, Sittengeſetz, iſt der Inbegriff der Geſetze, nach welchen der Menſch zu handeln hat, um ſeine Beſtimmung zu erreichen. Der Menſch iſt von Natur mit gewiſſen Neigungen ausgeſtattet. Die Gegenſtände dieſer Neigungen ſind daher natürlich auch das Ziel ſeiner Handlungen. Doch lehrt die Erfahrung, daß der einzelne Menſch, indem er einer augenblicklichen Neigung gemäß handelt, in Widerſpruch mit ſich ſelbſt oder anderen geräth und oftmals auf eine aller Vernunft durchaus widerſprechende Weiſe ſich benimmt. In Folge dieſes Umſtandes hat man ſich gewöhnt, die Neigungen und die Vernunft als

Digitized by Google

zwei einander feindlich ſich gegenüberſtehende Mächte zu betrachten und das Weſen der Sittlichkeit in die Unterdrückung der erſteren durch die letztere zu ſetzen. Betrachtet man aber die Sache näher, ſo findet ſich, daß die Vernunft nichts anderes will, als wahre, d. h. vernünftige Befriedigung der Neigungen und daß, wenn ſcheinbar die Befriedigung der Neigungen zu einem der Vernunft widerſprechenden Reſultate führte, keine wirkliche, ſondern nur eine vermeintliche Befriedigung vorhanden war. Wenn z. B. Jemand aus Leichtſinn oder unbezähmbarer Begierde ſein ganzes Lebensglück für den Genuß weniger Augenblicke hinopfert, ſo handelt er ja eben gegen ſeine Neigungen, denn er opfert die Neigungen ſeines ganzen Lebens einem einzelnen augenblicklichen Gelüſte. Die Vernunft hat daher nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die Aufgabe, den Neigungen zu widerſtreben, ſondern vielmehr über die Rechte derſelben zu wachen und die Nichtbefriedigung derſelben zu verhindern. Der Menſch kommt nämlich auf folgende Weiſe dazu, unmoraliſch, d. h. ſeinen Neigungen zuwider zu handeln: Da er zunächſt nicht nur eine, ſondern mehrere Neigungen hat, ſo können dieſe mit einander in Conflict kommen. Hier hat nun die Vernunft die Aufgabe zu entſcheiden, welcher von den in Rede ſtehenden Neigungen der Menſch zu folgen habe. Hierbei iſt beſonders auf zwei Verhältniſſe zu achten. Zuerſt nämlich ſind die Neigungen ſelbſt von verſchiedenem Werthe; es gibt untergeordnete und höhere Neigungen. Die Vernunft hat daher darüber zu wachen, daß die höheren Neigungen den niederen unter übrigens gleichen Umſtänden vorgezogen werden und daß überhaupt alle Neigungen in richtigem Verhältniſſe zu ihrem größeren oder geringeren Werthe befriedigt werden. Zweitens hat die Neigung dahin zu ſehen, daß die Mittel zur Befriedigung der Neigungen ſtets ſo gewählt werden, daß dadurch die in Rede ſtehende Neigung nicht nur wirklich vernunftgemäß befriedigt werde, ſondern daß auch keine der übrigen Neigungen, am wenigſten aber eine höhere, verletzt werde. Sie wird daher z. B. die Befriedigung der Ehrliebe verbieten, ſobald dadurch etwa die Aelternliebe gekränkt würde. Demgemäß iſt es die Aufgabe einer Theorie der Moral, zunächſt die Natur der Neigungen und ihr Verhältniß zu einander zu unterſuchen und alsdann die Beziehungen anzugeben, in welchen die den Menſchen angewieſenen Genußmittel zu jenen ſtehen. Indeſſen wird freilich eine ſolche Kunde den einzelnen Menſchen noch nicht tugendhaft machen, vielmehr bedarf er hierzu gewiſſer Eigenſchaften, welche man unter dem Namen Charakter zuſammenfaßt. Dieſer enthält alle die Tugenden in ſich, welche in den gewöhnlichen Theorien der M. vorzugsweiſe empfohlen werden. Dieſe Theorien ſind daher inſofern einſeitig, als ſie nur die Mittel, welche den Menſchen in Stand ſetzen, dem Sittengeſetze nachzukommen, z. B. Enthaltſamkeit, Beſonnenheit, Entſchloſſenheit, Gewiſſenhaftigkeit u. ſ. w., nicht aber den Inhalt des Sittengeſetzes ſelbſt angeben. Um dieſen zu bezeichnen, bedienen ſie ſich vielmehr nur ganz allgemeiner, inhaltloſer Formeln (ſ. Moralprincip) und Fichte, eines der Häupter dieſer Moraliſten ſtellt geradezu den Satz: handle nach deiner Ueberzeugung und du handelſt ſittlich — an die Spitze ſeiner Sittenlehre, ſodaß alſo der eigentliche Inhalt des Sittengeſetzes der Willkür des Einzelnen anheim gegeben wird und die Moralität eines Menſchen alſo nur noch nach der Conſequenz und Entſchloſſenheit, mit welcher er ſeine Zwecke verwirklicht, beurtheilt werden müßte. Man pflegt die Moralphiloſophie in 3 Theile zu theilen. Zunächſt werden in der Metaphyſik der Sitten die allgemeinen Beziehungen des Begriffs der M. zu anderen Ideen unterſucht. Es wird feſtgeſtellt, daß Handlungen, welche ſchlechthin aus einer Neigung entſpringen, eben deshalb von keinem ſittlichen Werthe ſeien und daß der Menſch vielmehr, wenn er ſittlich handeln wolle, nur, auf Antrieb der Vernunft, der Idee der Sittlichkeit handeln dürfe. Sodann wird in der eigentlichen Tugendlehre näher geſagt, was man unter dieſer Idee der Sittlichkeit verſtehe. In dieſer Tugendlehre wird aber vielmehr von Laſtern als von Tugenden geſprochen und ſelbſt Tugenden, welche empfohlen werden, ſind meiſt nur Nichtlaſter (negative Tugenden, Unterlaſſungstugenden). Es wird nämlich vor allen Dingen Enthaltſamkeit, Mäßigkeit, Keuſchheit empfohlen. Sodann wird vor dem Selbſtmorde gewarnt, man wird ermahnt, nichts zu thun, was der Ausbildung ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte zuwider ſei, ſich vor Habſucht, Geiz, Müſſiggang, Eitelkeit ꝛc. zu hüten, Niemand zu beleidigen, noch weniger

Digitized by Google

aber Jemand Gewalt anzuthun, ihn zu verführen, zu verleumden, zu belügen. Nebenbei werden allerdings auch einige poſitive Tugenden empfohlen, wir ſollen z. B. ſuchen, durch Lehre und Beiſpiel dazu beizutragen, daß unſere Umgebungen an Weisheit und Tugend zunehmen, unſere Ehre und unſern guten Namen zu bewahren ſuchen, die menſchliche Würde überall anerkennen ꝛc. Doch auch dieſe Tugenden ſind nur ſcheinbar poſitiv; denn näher betrachtet, gehen die Ermahnungen dieſer Moraliſten auch hier darauf, daß man nichts thue, was die Ehre und den guten Namen verletze oder der menſchlichen Würde zuwider ſei ꝛc. Daß hierbei der eigentliche Inhalt des Sittengeſetzes nicht in Betracht kommt, geht beſonders aus den Colliſionsfällen hervor, welche in dieſen Moraltheorien häufig angeführt werden. Es kommt nämlich im Leben ſehr häufig vor, daß man eine von den hier gegebenen Vorſchriften verletzen muß, daß man z. B. ſeinen guten Namen aufs Spiel ſetzen muß, wenn man nicht wider ſeine moraliſche Ueberzeugung handeln will und umgekehrt. In ſolchen Fällen nun weiß die Moraltheorie keinen Rath und geſteht daher zu, die Entſcheidung hierüber falle der ſubjectiven Ueberzeugung anheim. Dies iſt aber nur darum der Fall, weil die einzelnen Sätze dieſer Theorie nur ſchlechthin neben einander geſtellt ſind und folglich bei ihrer Anwendung auf das Leben in Widerſpruch mit einander treten müſſen. Denn in Wahrheit gelten alle dieſe Sätze nur in gewiſſem Grade und bedingen einander gegenſeitig. Dieſe nähere Beziehung unter den Moralgeſetzen iſt es, auf welche durch dieſe ſogenannten caſuiſtiſchen Unterſuchungen unſerer Moralphiloſophen hingedeutet wird und deren nähere Erforſchung der Zukunft aufbehalten bleibt. Endlich wird hier noch unter dem Namen Aſcetik von Tugendmitteln geſprochen. Hierunter werden ſolche Veranſtaltungen verſtanden, welche geignet ſind, das Pflichtgefühl und die Idee der Sittlichkeit in dem Einzelnen wach zu erhalten. Endlich wird auch das Naturrecht als ein Erzeugniß der Sittenlehre betrachtet. Dieſe Moral nun hat ihre Entwickelungsperioden wie jede andere Seite des menſchlichen Geiſtes. Alle Völker, welche welthiſtoriſche Wichtigkeit erlangt haben, haben ſich auch beſtimmte moraliſche Anſichten ausgebildet, welche wir zum Theil aus den Schriften der gleichzeitigen Denker oder auch der Geſetzgeber, vollſtändiger aber aus den Ueberlieferungen von dem Leben und Thun der Völker ſelbſt erforſchen können. Doch iſt dies bisher noch ſehr unvollkommen geſchehen, weil unſere Geſchichtsforſcher es nicht über ſich gewinnen können, von unſern dermaligen moraliſchen Anſichten zu abſtrahiren und nur auf dieſem Wege wird es möglich, die Eigenthümlichkeit fremder Anſichten zu durchſchauen. In der alten Welt war Anfangs alle M. eine durchaus bewußtloſe. Erſt Socrates führte das Nachdenken ſeiner Zeitgenoſſen auf dieſen Gegenſtand und nach ihm iſt derſelbe vielfach abgehandelt worden, jedoch bemächtigte die Luſt über moraliſche Gegenſtände zu reflectiren ſich einer größern Anzahl von Menſchen erſt dann, als das kräftigſte Leben der alten Welt erſtorben war. Im Mittelalter fand das umgekehrte Verhältniß ſtatt. Die Völker wurden, als ſie zu hiſtoriſchem Bewußtſein erwachten, ſogleich mit Geſetzen bekannt gemacht, welche nicht aus ihrer natürlichen Beſonderheit ſich gebildet hatten. Dieſe Geſetze (das Chriſtenthum) mußten ſie nun in ihr Bewußtſein aufzunehmen, zu verarbeiten ſuchen und das ganze Mittelalter iſt der Proceß, durch welchen jene beiden Elemente, die natürliche Beſtimmtheit der Völker und die von außen von ihnen angenommenen Geſetze, ſich zu einem organiſchen Ganzen vereinigten. Es war daher natürlich, daß man einerſeits verſuchte, jene Geſetze mit dem natürlichen Bewußtſein der Völker durch vermittelnde Auslegungen zu vereinigen, andrerſeits aber dieſes Bewußtſein, ſowie es ſich erſtarkt fühlte, ſich in ſeinem Unterſchiede von jenen Geſetzen geltend machte. Dieſe beiden Richtungen gehen in dem letzten Jahrtauſend beſtändig neben einander her, ſich gegenſeitig bekämpfend. Doch war in den erſten Jahrhunderten nach Einführung des Chriſtenthums bis ans Ende des 14. jene erſte Richtung die vorherrſchende. Seit dieſer Zeit aber iſt die zweite herrſchend geworden und erſt in neuerer Zeit hat man Verſuche gemacht, dieſe beiden Syſteme zu vermitteln. So wie nun aber ſchon im Mittelalter die Geſetze des Chriſtenthums, indem man ſie mit den Anſichten der Zeit zu vereinigen ſuchte, natürlich mehr oder minder modificirt wurden, ſo geſchah dies noch vielmehr, als das Bewußtſein der Völker

Digitized by Google

ſich zu größerer Selbſtändigkeit erkräftigt hatte. Da man indeſſen den Schein bewahren wollte, als halte man ſich noch immer an jene urſprünglichen Geſetze, ſo bemühte man ſich, die Anſichten, welche in den verſchiedenen Zeiten herrſchend wurden, auch aus den Urkunden des Chriſtenthums herauszudeuten, was ziemlich leicht war, da dieſe Urkunden ſich mit der Unbeſtimmtheit der Vorſtellung und der Begeiſterung ausſprechen und daher die aller verſchiedenſten Deutungen zulaſſen. Man hat daher nach und nach die Anſichten aller Moralphiloſophen, welche die Anſichten der letzten Jahrhunderte ausſprachen, in den heiligen Büchern wieder gefunden und auch jetzt noch verſteht man unter der Benennung: „chriſtliche Moral" eine Theorie, welche von der Kant'ſchen ſich nur durch einige Citate aus jenen Geſetzbüchern und dadurch unterſcheidet, daß mitunter Frömmigkeit oder Gottesfurcht genannt wird, was bei Kant Pflichtgefühl oder Eifer, den Forderungen der ſittlichen Vernunft gemäß zu handeln, heißt.

Morales, Luis, fälſchlich Criſtobal Perez, geb. 1509 zu Bajadoz, geſt. ebend. 1586, der „Göttliche", war einer der berühmteſten ſpan. Maler, von dem ſich Werke in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada finden und zeichnet ſich durch fleißige, ideale Ausführung und charaktervolle Darſtellung aus. Eine Straße in Bajadoz iſt nach ihm benannt worden.

Morales, Criſtofero de, aus Sevilla, Sänger der päpſtlichen Kapelle und Componiſt in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von dem ſich die Motette „Lamentabatur Jacob" noch bis in die neueſte Zeit erhalten hatte, indem ſie jährlich am erſten Faſtenſonntag in der päpſtlichen Kapelle aufgeführt wurde. Jetzt iſt ſie im Archiv daſelbſt niedergelegt.

Moraliſche Perſon oder Perſonengemeinheit (universitas) iſt eine Vereinigung mehrerer Perſonen zu gewiſſen Zwecken, welche zuſammen in Beziehung auf dieſe Vereinigung ein einziges Rechtsſubject bilden. Dieſes letztere Recht kann nur durch Sanction der Regierung erlangt werden. Inhaber der Rechte einer ſolchen universitas ſind nicht die einzelnen Mitglieder, ſondern die universitas ſelbſt, d. h. der Complex aller Mitglieder als ein Ganzes, ſodaß alſo das einzelne Mitglied derſelben für ſich allein keinen ſelbſtändigen Antheil an den Rechten der universitas anſprechen kann, aber auch nicht für die Schulden derſelben antheilig haftet, wie dies im Gegenſatze hierzu bei der bloßen communio oder societas (ſ. Geſellſchaftsvertrag) der Fall iſt. Städte, Dörfer, Gemeinden u. ſ. w. ſind Beiſpiele von moraliſchen Perſonen.

Moralphiloſophie, ſ. Moral.

Moralprincip, ſittlicher Grundſatz. Aus den Unterſuchungen, über die moraliſche Natur der Menſchheit kann man ſich einzelne Sätze abſtrahiren, welche ſodann als Norm des Handelns gelten und ſittliche Grundſätze oder Moralprincipien heißen. Doch gewöhnlicher wird dieſes Wort in einem engeren Sinne gebraucht und bedeutet ſo viel als höchſter Grundſatz einer Theorie der Moral. Es iſt nämlich der wiſſenſchaftlichen Weiſe des vorigen Jahrhunderts, welche noch jetzt viele Anhänger hat, eigenthümlich, jeden Zweig der Wiſſenſchaft mit einem ſogenannten Grundprincipe anzufangen und aus demſelben alsdann den Inhalt der Wiſſenſchaft zu deduciren. Das jetzt am allgemeinſten angenommene M. iſt das Kant'ſche und heißt: Handle ſo, daß die Maxime deines Handelns mit einem allgemeinen Geſetze für vernünftige Weſen übereinſtimme. Solche Sätze ſind um ſo bequemer, je weniger Inhalt ſie haben; denn alsdann läßt ſich um ſo leichter jedes beliebige Moralgeſetz hineinlegen. Daher iſt das eben erwähnte M. allerdings ſehr wohl gewählt; denn es heißt eben nur ſo viel als: Handle moraliſch. Da man nun glaubte, daß gar keine Moraltheorie, wie überhaupt keine Theorie, ohne einen ſolchen höchſten Satz möglich ſei, ſo hat man auch aus älteren Syſtemen der Moral ähnliche höchſte Sätze herauszufinden gewußt, welche natürlich ebenſo abſtract ſind als der vorhin genannte. Solche Moralprincipien ſind z. B.: Strebe nach Vollkommenheit; ſtrebe nach Glückſeligkeit; lebe naturgemäß; folge dem Gewiſſen; handle der menſchlichen Würde gemäß. Alle dieſe Principien bedeuten gerade ſo viel als jenes einfache: Handle moraliſch.

Digitized by Google

Moräſte nennt man größere Strecken verſumpften, unwirthbaren und unzugänglichen Landes, die je nach ihren Hauptbeſtandtheilen in Moore (ſ. d.), Sümpfe (ſ. d.) und Brüche (ſ. d.) eingetheilt werden.

Morata, Fulvia Olympia, geb. zu Ferrara 1526, geſt. am 26. Oct. 1553, die Tochter des geachteten Dichters Fulvius Peregrinus Moratus, wurde ſchon früh mit dem claſſiſchen Alterthum bekannt, ſodaß ſie ſchon in ihrem 16. Jahre zu Ferrara öffentliche Vorleſungen hielt. Später heirathete ſie den Arzt And. Gundler, mit dem ſie nach Schweinfurt ging und hier zur proteſtantiſchen Kirche übertrat. Als Schweinfurt durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg geplündert wurde, kam ſie um ihr Vermögen und ihre Bücher und begab ſich nach Hammelburg, ſpäter nach Heidelberg, wo ſie ſtarb. Ihre Schriften, unter denen ſich Gedichte befinden, welche ſich durch Gefühl und ſchöne Sprache auszeichnen und in griech. und latein. Sprache abgefaßt ſind, wurden von Cölius Secundus Curio (Opuscula, Baſel 1558) herausgegeben. Ihr Leben beſchrieb Nolten (Frankf. 1731 u. 1775); Kartzſchke (Zittau 1808, 4.) und ein anonymer Engländer (Lond. 1834).

Moratin, Leandro Fernandez de, ſpaniſcher Dichter, Sohn des Nachfolgenden, geb. 1758 zu Madrid, ſtarb zu Paris den 21. Juni 1828 und hat Satyren und Luſtſpiele verfertigt. Seine Gedichte erhielten ſchon früh viele Anerkennung von Seiten der ſpaniſchen Akademie, namentlich ſein „Leccion poetica“, eine Satyre auf die damaligen Verirrungen der ſpaniſchen Poeſie. Seit 1787 ſchrieb er Luſtſpiele, welche ebenfalls meiſt Sitten und Zuſtände der Zeit komiſch darſtellen und ſich durch Witz und feine Charakterzeichnung auszeichnen. Hierdurch wurde er der Wiederherſteller der ſpaniſchen Bühne. Als lyriſcher Dichter ſteht er ſeinem Vater an Kraft und Feuer nach. Von Ferdinand VII. und deſſen Günſtling Godoi, ſowie von Joſeph Bonaparte wurde er reichlich unterſtützt. Als aber die Franzoſen Spanien verlaſſen hatten, lebte er zurückgezogen in Valencia und Barcelona und ſeit 1826 in Paris. Eine Geſchichte des ſpaniſchen Theaters hat er angefangen; ſie bildet die beiden erſten Bände der von der Akademie veranſtalteten Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke (6 Bde., Madr. 1830—31). Eine Auswahl aus ſeinen lyriſchen Gedichten enthält J. F. Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas“.

Moratin, Nicolas Fernandez de, ſpaniſcher Dichter der Vater des Vorigen, geb. am 20. Juli 1737 zu Madrid, ſtudirte auf der Univerſität zu Valladolid und beſchäftigte ſich neben der Rechtsgelehrſamkeit beſonders mit den ſchönen Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt. Nach erhaltenem Doctorgrade kehrte er nach San-Ildefonſo, wo ſein Vater erſter Kronjuwelenverwahrer der Wittwe Philipp's V. war, zurück und wurde deſſen Gehülfe. Später kam er mit der Königin Wittwe nach Madrid und trat hier in engere Verbindung mit den ausgezeichnetſten Dichtern und Künſtlern. Seine literariſche Thätigkeit war zunächſt auf die Reform des Nationaltheaters gerichtet, dem er durch regelmäßigere, im franzöſiſchen Style gearbeitete Stücke aufzuhelfen ſuchte. Für die Anfeindungen, die er deshalb im Vaterlande von den Gegnern der Reformen zu erleiden hatte, entſchädigte ihn die Anerkennung, die er ſelbſt im Auslande fand. In dieſer Zeit ließ er auch ſein Lehrgedicht über die Jagd „La Diana, ó arte de la caza“ (Madr. 1765) erſcheinen. Durch den Einfluß des Miniſters Aranda kam 1770 ſeine Tragödie „Hormesinda“ zur Aufführung, nach deren Muſter bald mehrere ſpaniſche Originaltragödien im franzöſiſchen Geſchmack verfaßt und gegeben wurden. Da er es aber verſchmähte, ſich durch die Künſte der Schmeichelei ein ſorgenfreies Auskommen zu verſchaffen, ſo ſah er ſich genöthigt, 1772 als praktiſcher Advocat aufzutreten. Dieſer Wirkungskreis ſtellte ihn aber wenig zufrieden und er nahm daher bald nachher mit Freuden die ihm angebotene Profeſſur der Poetik an, welcher er bis zu ſeinem Tode vorſtand. Er ſtarb zu Madrid am 11. Mai 1780. Noch in den letzten Jahren ſeines Lebens ſchrieb er die Tragödie „Guzman el Bueno“ und das heroiſche Gedicht „Canto épico de las Naves de Cortés destruidas“, das erſt nach ſeinem Tode von ſeinem Sohne herausgegeben wurde (Madr. 1785) und das als eins der beſten epiſchen Gedichte anerkannt iſt, welche die ſpaniſche Literatur aufzuweiſen hat. Eine von ihm ſelbſt

Digitized by Google

beſorgte Auswahl aus ſeinen poetiſchen Werken gab ebenfalls erſt ſpät ſein Sohn heraus (Barcel. 1821; Lond. 1825). M. iſt am ausgezeichnetſten als lyriſcher und lyriſch-epiſcher Dichter, vorzüglich in Schilderungen nationaler Sitten und Großthaten, wozu ihm ſeine ungemeine Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte und Sprache und ſein Studium der altſpaniſchen Claſſiker befähigten; auch verſtand er ſehr glücklich die volksmäßige Form, beſonders die der Romanze zu gebrauchen. Ueberhaupt nimmt er eine bedeutende Stellung in der Geſchichte der neuern ſpaniſchen Poeſie ein, indem er, geregeltern Geſchmack mit nationeller Geſinnung verbindend, recht eigentlich als das Mittelglied zwiſchen Luzan (ſ. d.) und Melendez (ſ. d.) zu betrachten iſt.

Moratorium oder Anſtandsbrief, eiſerner Brief, litterae induciales, litt. dilatoriae, litt. respirationis, auch, weil die Geſtundung gewöhnlich aufs höchſte 5 Jahre dauert, Quinquennell, iſt ein landesherrliches Reſcript oder obrigkeitlicher Freiheitsbrief, wodurch dem inſolventen Schuldner (nicht dem muthwilligen Bankroteur) ohne Rückſichtnahme auf die Einwilligung ſeiner Gläubiger auf kürzere Zeit Geſtundung ertheilt wird, ſodaß er weder etwas für ſeine Perſon (Arreſt), noch hinſichtlich ſeiner Sachen z. B. Auspfändung ꝛc. zu fürchten hat. Ein Moratorium wird nur dem Schuldner ertheilt, welcher ohne ſeine Schuld inſolvent geworden, und dem es nicht möglich iſt, augenblicklich ſo viel baares Geld aufzubringen, um die bereits verfallenen oder nächſtens verfallenden Schulden zu bezahlen. Die ſpäter beſtimmt eintretende Zahlungsfähigkeit wird ſtets vorausgeſetzt. In Sachſen dürfen von Staatswegen keine Moratorien ertheilt werden.

Morawa iſt der ſlawiſche Name zweier Flüſſe: 1) der March oder Morawa in Mähren, welche am ſüdlichen Fuße des Glatzer Schneebergs entſpringt, ſüdwärts fließt, bei Olmütz ſchiffbar wird, in ihrem untern Laufe die Grenze zwiſchen Deutſchland und Ungarn bildet und oberhalb Preßburg nach einem 37 Meilen langen Laufe in die Donau mündet; und 2) der Morawa in Serbien, die aus dem Zuſammenfluſſe der öſtlichen und der weſtlichen M. bei Kruſchewaz entſteht und nach einem von Süden nach Norden gerichteten Laufe unweit Semendria in die Donau fällt.

Morawſki, Theodor, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten während der letzten polniſchen Revolution, wurde am 1. Nov. 1797 in Großpolen geboren, trat 1817, nach vollendeten Studien, in die Kanzlei des Miniſteriums des Innern, verlor dieſe Stellung 1820 wieder wegen ſeiner freiſinnigen Schriften, die er theils in einer mit ſeinen Studiengenoſſen Brykczynski und Graf Kicinski gemeinſam herausgegebenen Zeitſchrift, theils beſonders veröffentlichte. Um ſich der Ueberwachung des Großfürſten Konſtantin zu entziehen, lebte er bis 1825 auf dem Lande; 1825 ward er ſeiner Theilnahme an der von Lukaſinski geſtifteten Geſellſchaft wegen verhaftet, nach kurzer Zeit wieder freigelaſſen, weil es an Beweiſen fehlte und entfloh, als Lukaſinski's Geſtändniſſe ihn bloßgeſtellt hatten, erſt nach Poſen, dann nach Paris und London. Vom Jahre 1827 an hielt er ſich wieder unter angenommenem Namen in Paris auf und war ein fleißiger Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“; auch in Maltebrun's „Tableau de la Pologne“ iſt der kurze Abriß der Geſchichte von M. Nach der Julirevolution trat er unter ſeinem wahren Namen auf und verfocht im „Morning chronicle“ offen die Sache ſeines Vaterlandes. Die Nationalregierung übertrug ihm nach Ausbruch der Revolution interimiſtiſch, bis zur Ankunft der beiden Geſandten Kniaziewicz (ſ. d.) und Graf Plater (ſ. d.) die diplomatiſchen Functionen bei der franzöſiſchen Regierung und auch nach ihrer Ankunft ward er von ihnen in Paris zurückgehalten, ſodaß er erſt im Juni 1831 nach Warſchau reiſen konnte, wo er nach mancherlei Fährlichkeiten am 10. Juli ankam. Hier wurde er ſogleich zum außerordentlichen Commiſſar des Palatinats Kaliſch und bald nachher von der Stadt Kaliſch zum Landboten am Reichstage ernannt. Am 20. Aug. trat er als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in die neue Regierung ſelbſt ein, nahm aber ſeine Entlaſſung, als der Präſident Krukowiecki am 7. Sept. ſich entſchloß, mit dem Marſchall Paskiewitſch über die Capitulation Warſchaus zu unterhandeln. Erſt nachdem Bonaventura Niemojowſki zum

Digitized by Google

Präſidenten ernannt war, trat er ſein Amt für wenige Tage wieder an. Nach Warſchaus Fall begab er ſich nach Paris, wo er als Schriftſteller lebt. Das bedeutendſte Werk, das er bisher veröffentlicht hat, iſt die Broſchüre: „Ueber den Zuſtand der Bauern in Polen", worin er dieſelbe Geſinnung niederlegt, die ihn während der Revolution bewog, die Hälfte ſeiner Ländereien den Bauern anzubieten, welche die Waffen für das Vaterland ergreifen würden. Außerdem ſtehen mehrere Aufſätze, unter Anderm: „der Aufſtand Kosciuszko's" von ihm in der „Polniſchen Chronik". — Sein Bruder, Theophil M., geb. 1793, war Mitglied der Nationalregierung während der Revolution von 1830 und ging dann ebenfalls in die Verbannung. — Franciſzek M., poln. General, iſt als Dichter bekannt. Seine „Pisma" erſchienen zu Breslau 1841.

Morbihan, ein franzöſiſches Departement in der ehemaligen Bretagne, von 128 QM. mit 443,000 Einw., hat ſeinen Namen von dem gleichnamigen Meerbuſen am atlantiſchen Meere, der, 4 Stunden lang, gegen 2 Stunden breit, mehrere Eilande umſchließt. Das Departement iſt hügelig, haidig und moraſtig, im Ganzen nicht unfruchtbar, aber zum Theil ſchlecht cultivirt. Aus Mangel an Holz brennt man häufig Miſt. Die Bewohner ſprechen einen eigenthümlichen, ſehr ſchwerfälligen Dialekt, leben zum Theil in großer Dürftigkeit und beſchäftigen ſich meiſt mit Ackerbau und Viehzucht. Der Handel erſtreckt ſich faſt blos auf die Landesproducte und auf Eiſenwaaren, die man fabricirt. Die Hauptſtadt iſt Vannes mit 12,000 Einw., nicht weit von dem Meerbuſen; außerdem erwähnen wir noch die Feſtung l'Orient mit 20,000 Einw.; Quiberon (ſ. d.) und Carnac, in deſſen Nähe ſich merkwürdige Druidendenkmäler finden.

Morcheln nennt man Pilze mit hohlem Strunke und einem hohlen, außen zellenartig gefalteten, gelben oder braunen Hute. Sie wachſen nur am Boden, werden oft ſehr groß, dauern längere Zeit und verbreiten keinen unangenehmen Geruch; wohlſchmeckend und nicht unverdaulich, geben ſie in Deutſchland, Italien und Frankreich ein gewöhnliches Gemüſe ab. Sie erſcheinen im erſten Frühjahre auf Raſenplätzen, zwiſchen dem todten Baumlaub etwas ſandiger Wälder, auf Kalk- und Thonboden, wie an Gräben u. ſ. w. Man kennt viele Arten, in Deutſchland allein 4 bis 5 eßbare, die nur von den Bontanikern unterſchieden, im gemeinen Leben aber vermengt werden. Mit andern giftigen Schwämmen kann man ſie jedoch bei der geringſten Aufmerkſamkeit nicht verwechſeln. Die gewöhnlichſte Art iſt die bald braun, bald gelb oder auch ſchwarz gefärbte gemeine Morchel (Morchella esculenta).

Mord, Tödtung eines Menſchen aus Ueberlegung und Willkür, (aus Willkür, weil z. B. der zum Tode verurtheilte Verbrecher wohl mit Ueberlegung, nicht aber aus Willkür getödtet wird) juriſtiſch unterſchieden vom Todtſchlag, d. i. eine aus Unüberlegtheit und im Affect des Zorns begangene Menſchentödtung. Qualificirt heißt der M., wenn der Mörder mit dem Ermordeten durch beſondere Pflichten der Liebe und Ehrerbietung verbunden war; einfach, wenn der M. an andern Perſonen geſchah. Der Zweck und die Triebfeder zu dem Entſchluſſe des M.'s haben auf die rechtliche Beurtheilung des Verbrechens keinen Einfluß, immer aber wird Zurechnungsfähigkeit zur Begründung der ordentlichen Strafe vorausgeſetzt. Beſondere Arten des M. ſind: Raubmord (latrocinium), d. i. Tödtung, um fremdes Eigenthum zu erlangen; aufgetragene Tödtung, wenn ſie im Auftrage eines Andern geſchah; Banditenmord (assassinium) eine rechtswidrige, um Lohn unternommene Tödtung; Meuchelmord (homicidium proditorium) eine unter abſichtlicher Täuſchung des Getödteten vollbrachte Tödtung; Giftmord, Tödtung eines Menſchen durch Mittheilung eines Stoffes, welcher heimlich und verborgen den Körper ſo verletzte, daß der Tod die Folge war; Verwandtenmord (parricidium), welcher den Verwandtenmord im engern Sinne und den Kindermord (infanticidium) (ſ. d.) begreift. Erſterer wird an nahen Blutsverwandten, Schwägern und Ehegatten begangen; parricidium im engſten Sinne wird der Vater- und Muttermord genannt.

Mordant oder Mordent (fr. pince) heißt in der Tonkunſt eine Sing- oder

Digitized by Google

Spielmanier, bei welcher der melodiſche Hauptton, auf welchen ſie bezeichnet iſt, ein oder mehrmals mit der unmittelbar darunter liegenden Stufe im geſchwinden Wechſel angegeben wird und wobei der Nachdruck auf den Hauptton fällt. Es gibt einen langen oder doppelten

bezeichnet ✢

und einen kurzen oder einfachen ✢ Der Wechſel beider Töne muß bei dieſer Manier, die einige auch Battement nennen, äußerſt geſchwind und rund vorgetragen werden. Dieſe Geſangverzierung iſt übrigens veraltet.

Mordbrenner nennt man den vorſätzlichen Anſtifter einer Feuersbrunſt mit naheliegender Gefahr für das Leben eines Menſchen. Sonſt wurde die Mordbrennerei mit dem Feuertode beſtraft.

Mordſchlag heißen die etwa 4—5 Zoll langen, unten zugeſpitzten und mit einem Zündloche verſehenen Stücke Flintenlauf, welche mit 2—4 Kugeln geladen, zwiſchen die Rippen der Brandkugel eingeſchlagen werden, um das Löſchen derſelben durch darauf geworfene Erde u. dgl. zu verhindern. Seit der Einführung gegoſſener, eiſerner Brandkugeln ſind ſie jedoch entbehrlich geworden und deshalb nicht mehr im Gebrauch.

Mordwinen, ſ. Finnen.

More, Hannah, eine ſehr fruchtbare Schriftſtellerin Englands, geb. zu Stappleton in Glouceſterſhire 1745, geſtorben zu Cliffton am 7. Dec. 1833. Früh ſchon wurde ihr dichteriſcher Genius genährt durch die Erzählungen ihrer Amme von dem Dichter Dryden, in deſſen Hauſe ſie gelebt hatte. In ihrem 12. Jahre kam ſie nach Briſtol, wo ihre ältern Schweſtern eine Schule errichtet hatten und dadurch in Berührung mit dem ältern Sheridan und dem Aſtronomen Ferguſon, die ihr Talent erkannten und ſie ermunterten, ſich der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn zu widmen. Ein Jahrgehalt, den ihr der in der Nähe von Briſtol lebende Gutsbeſitzer Turner ausſetzte, mit dem ſie ein zärtliches Verhältniß angeſponnen hatte, machte es ihr möglich, 1774 nach London zu gehen und ſich ganz der Literatur zu widmen. Ein Aufſatz über Garrick's künſtleriſche Leiſtungen, an eine Freundin geſchrieben, der dieſem in die Hand kam, führte zu einer nähern Bekanntſchaft mit dieſem Schauſpieler, der ſie mit Allem, was damals England an Talenten beſaß, in nährere Berührung brachte. Sie lernte Reynolds, Burke, Johnſon u. A. kennen und wurde dadurch zu immer größerer Thätigkeit angeſpornt. Im Jahre 1777 erſchien ihre erſte Tragödie: „Percy", die ihr das für die damalige Zeit außerordentliche Honorar von 750 Pfd. Strl. eintrug; und ſie würde Ausgezeichnetes im Drama geleiſtet haben, wenn ihre religiöſen Anſichten nicht eine Richtung angenommen hätten, die ihr dieſes Feld für immer verſchloſſen. Nach Garrick's Tode im Jahre 1786 beſchloß ſie nichts mehr für das Schauſpiel, „das laſterhafteſte aller literariſchen Inſtitute", wie ſie ſagte, zu ſchreiben. Sie zog ſich nach Cowslip Green bei Briſtol und ſpäter nach Barley Grove zurück, wo ſie in Verbindung mit ihren Schweſtern, trotz der Oppoſition eines Theils der hochkirchlichen Geiſtlichkeit, eine Schule errichtete, in der die umwohnende verwahrloſte Bevölkerung in Religion unterrichtet wurde. England verdankt ihr 16—1700 Geſellſchaften und Schulen und das Anſehen und die Achtung, die ſie genoß, war ſo groß, daß ſie ſelbſt wegen des Erziehungsplans der Prinzeſſin Charlotte um Rath gefragt wurde. Ihre Dichtungen zeugen von glühender Phantaſie, von Witz und Originalität, ſie wurzeln in den beſtehenden Formen der Geſellſchaft und haben auf die höhern und niedern Stände Englands einen ſehr ſegensreichen Einfluß.

Morea war ſeit der Zeit des Mittelalters und wahrſcheinlich ſchon ſeit dem 4. Jahrh. der gangbare Name des alten Peloponnes (ſ. d.). Gewöhnlich leitet man ihn, wegen der Aehnlichkeit der Halbinſel mit dem Blatte eines Maulbeerbaums von morum

Digitized by Google

d. i. Maulbeere, Andere dagegen, wie Fallmerayer, der die heutigen Griechen für Nachkommen der eingewanderten Slaven hält, führen ihn auf das ſlaviſche Wort more, d. i. Meer, zurück. M. iſt der ſüdlichſte Theil Griechenlands und umfaßt im heutigen Königreiche die Nomarchie Argolis und Korinth, Lakonien, Meſſenien, Arkadien, Achaja und Elis. Im byzantiniſchen Reiche bildete es ein eigenes von Strategen regiertes Thema. Nachdem es ſchon in der Völkerwanderung von Gothen und Vandalen durchzogen und verheert worden, wurde es in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. ei e Beute einwandernder Slavenhaufen, die ſich das größtentheils durch Kriege und Peſt verödete Land unterwarfen. Wie ſehr die ſlaviſche Herrſchaft verbreitet war, zeigen noch jetzt eine Menge Orts-, Fluß- und andere Namen ſlaviſchen Urſprungs in M. Im Jahre 1207 wurde M. eine Beute der fränkiſchen Ritter; 1261 eroberte der griechiſche Kaiſer Michael VIII., der Paläologe, zwar einen Theil des Landes wieder; das Fürſtenthum Achaja blieb aber bis 1346 Eigenthum der Familie Villehardouin, fiel 1460 zum größten Theil in die Hände der Türken und blieb in deren Beſitz, mit Ausnahme der Zeit von 1687—1715, wo es im Beſitz der Venetianer war, bis zur Zeit der Bildung des gegenwärtigen Königreichs Griechenland. Im J. 1719 zählte M. nur ungefähr 200,000 Einw., eine Zahl, die während der Peſt von 1756 und 1782 bis auf die Hälfte herabſank; doch erholte ſich das Land in neuerer Zeit ſo ſehr, daß es 1820 ſchon wieder 300,000 Einw. zählte, wovon nur ein Sechstel aus Türken beſtand. Vgl. „Recherches et matériaux pour servir à une histoire de la domination franç. aux XIII., XIV. et XV. siècles dans les provinces de l'empire grec" (2 Bde., Par. 1840) und Fallmerayer „Geſchichte der Halbinſel M." (2 Bde., Stuttg. 1830—37).

Moreau, Jean Victor, der Sieger von Hohenlinden, geb. 1761 zu Morlaix im Departement Finiſterre, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft zu Rennes und zwang hier 1789, an der Spitze der Bürgerſchaft, das Parlament, den königlichen Befehl, wegen Zuſammenberufung der Reichsſtände zu vollziehen. Er ſah die Revolution bevorſtehen, ſtudirte unermüdlich Staatswiſſenſchaft und Kriegskunſt und bewährte ſein Talent für die letztere zuerſt in der Schlacht von Neerwinden (18. März 1793). Damals ſtand er unter dem Oberbefehl Pichegru's, mit welchem er bald in Freundſchaftsverhältniſſe trat. Im April 1794 war er Diviſionschef und am 24. April 1796 wurde er General der Rhein- und Moſelarmee. Seit dieſer Zeit zeigte er ſich als einen der größten Feldherrn. Dreimal führte er ſein Heer im Angeſicht des Feindes über den Rhein: im Juni 1796 bei Straßburg, im April 1797 bei Diersheim und im April 1800 bei Kehl und Breiſach. Am 5. Juli 1796 gewann er die Schlacht bei Raſtadt, am 9. Juli die bei Etlingen und ſiegte, auf dem Rückzuge begriffen, am 2. Oct. bei Biberach mit 45,000 Mann über 66,000, die ihn umringt hatten. Trotz der Niederlage, die er hierauf bei Emmendingen am 19. Oct. und am 24. bei Schliengen erlitt, ſchlug er die Sieger vor Kehl und Hüningen zurück und rettete dieſe wichtigen Plätze. Streng in der Kriegszucht, war er mild im Umgange mit ſeinen Kriegsgefährten und theilte alle Beſchwerden und Entbehrungen der Soldaten. Die Soldaten von ganz Frankreich ſchwuren bei M.'s Namen. Eben dieſe begeiſterte Liebe, die ihm das Heer bewies und ſeine Freundſchaft für Pichegru waren die Urſache ſeiner Abberufung am 4. Sept 1797. Allein ſchon im Nov. 1798 wurde er wieder in Thätigkeit geſetzt und kam als Generalinſpector zu der Armee in Italien, die unter Scherer's Anführung ſo viel Unfälle erfuhr. An dieſes Generals Stelle zum Oberfeldherrn ernannt, zog M. mit einem geſchlagenen Heere von 28,000 Mann vor 80,000 Ruſſen und Oeſterreichern unter Suwaroff nach Piemont ſich zurück, indem er zugleich durch die Siege bei Marengo am 19., 20. und 21. Juni 1799 über die Generale Bellegarde und Seckendorf ſeine Vereinigung mit Macdonald bei Novi bewirkte. Die Weiſe, wie er dieſes that, ſtellt ihn den größten Feldherrn an die Seite. Nachdem er das Heer gerettet hatte, wurde ihm der Oberbefehl entzogen und dem General Joubert übertragen. Als aber dieſer in der Schlacht bei Novi (15. Aug.) den Tod fand, ſtellten ſich freiwillig alle Generale unter M.'s Befehl und nach 20ſtündigem Kampfe, in welchem er verwundet wurde und 3 Pferde unter ihm

Digitized by Google

ſtürzten, ſicherte er dem Heere den Rückzug. Hierauf übertrug Bonaparte ihm und Carnot die Bildung einer Rheinarmee, an deren Spitze M. die Siege bei Engen (3. Mai 1800), bei Möskirch (den 5. Mai), bei Biberach (den 9. Mai) und bei Memmingen erfocht, den öſterreichiſchen Obergeneral Kray aus ſeiner feſten Stellung bei Ulm vertrieb, ihn bei Hochſtädt, Nördlingen und Neuburg ſchlug und München einnahm. Durch die Verträge, die er nun zu Parsdorf und zu Hohenlinden ſchloß, fielen Regensburg, der tyroler Paß Reitti, Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt in ſeine Hände. Nach dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten lieferte er am 3. Dec. 1800 dem Erzherzog Johann die große Schlacht bei Hohenlinden, in welcher er dieſen Feldherrn vollkommen ſchlug und bewog alsdann durch raſches Vorrücken auf Wien den Erzherzog Karl zum Abſchluß des Vertrages von Steyer (25. Dec. 1800), in welchem ihm die Feſtungen Würzburg, Kufſtein, Scharnitz und Braunau abgetreten wurden. Die Unterhandlungen, welche dieſer Vertrag zur Folge hatte, führten den Luneviller Frieden herbei. Nach deſſen Abſchluß lebte M. mit ſeiner Gemahlin auf ſeinem Landgut Grosbois bei Paris: doch nicht lange war ihm der Genuß dieſer Ruhe vergönnt. Es war bekannt, daß Bonaparte M.'s Anſehen haßte. Ein Verbrecher zeigte an, um ſich der Strafe zu entziehen, Georges Cudoudal und Pichegru ſeien in Paris und M. wiſſe ihren Aufenthalt. Auch waren der geheimen Polizei Briefe in die Hände gerathen, in welchen der Abbé David M. mit Pichegru auszuſöhnen verſuchte, ſowie M.'s Antwortsſchreiben darauf. Am 15. Febr. 1804 wurde M. auf Befehl des erſten Conſuls als Staatsverbrecher in den Tempel gebracht und nachdem der Senat hierauf am 28. Febr. das Geſchwornengericht für Unterſuchungen wegen Hochverrath aufgehoben, vor das von der Regierung hierzu ernannte Criminalgericht geſtellt, welches am 26. Mai ſeine Sitzungen eröffnete. Aus allen Umſtänden ergab ſich, daß nichts vorgefallen war, als was M. ſchon am 11. April ſelbſt erklärte, nämlich, daß er in ſeinem Landhaus wider ſeinen Willen 2 Beſuche von Pichegru erhalten und dieſer ihn, aber vergeblich, für die Sache der Bourbons zu gewinnen geſucht hatte. Am 10. Juni wurde das Urtheil geſprochen, welches M. für frei erklärte. Savary machte den Richtern bemerklich, wie wenig dieſes Urtheil mit den Anſichten des Kaiſers übereinſtimme. Daher änderten ſie den Spruch in M.'s Verurtheilung zu 2jährigem Gefängniß. Doch Napoleon fand es zweckmäßiger ihn zu verbannen. Am 21. Juni holte Savary M. aus dem Tempel ab und begleitete ihn nach Spanien. M. ſchiffte ſich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein, wohin ihm ſeine Gemahlin folgte und wo er ſich zu Morisville, unweit Philadelphia, ein Gut kaufte. Im Dec. 1811 erfuhr er das Unglück, ſein Haus und ſeine Bibliothek durch eine Feuersbrunſt und bald darauf ſeinen Sohn durch den Tod zu verlieren. Im Jahre 1813 erbat der Kaiſer Alexander ſich ſeine Geſellſchaft. Dieſer Einladung folgend, ſchiffte er im Juni 1813 ſich ein und landete den 26. Juli 1813 in Gothenburg. Am 7. Aug. in Stralſund angekommen, blieb er 3 Tage bei ſeinem alten Freunde, dem Kronprinzen von Schweden und ging dann nach Prag, wo ihn am 17., dem Tage nach ſeiner Ankunft, der Kaiſer Alexander beſuchte, deſſen Freund er wurde. M. trug die Uniform eines ruſſiſchen Generaladjutanten, war aber nicht in ruſſiſchem Dienſt. In der Schlacht bei Dresden (27. Aug. 1813) ſtand er auf der Höhe bei Recknitz, wo das Mitteltreffen war, zu Pferde vor dem Kaiſer Alexander und ſprach mit ihm, als er plötzlich mit dem Pferde zu Boden ſtürzte. Eine Kanonenkugel hatte ihm beide Beine zerſchmettert. Sie wurden ihm abgelöſt und er hierauf nach Böhmen getragen, wo er am 2. Sept. 1813 zu Laun ſtarb. Seine abgelöſten Beine liegen unter dem einfachen ſchönen Denkmale, welches ihm am 4. Nov. 1814 der Fürſt Repnin auf der Stelle errichten ließ, wo er den Tod gefunden hatte. Sein Leichnam wurde am 4. Nov. 1814 in Petersburg feierlich beerdigt. Ludwig XVIII. ließ 1819 M.'s Bildſäule aufſtellen und verlieh ſeiner Gattin den Titel einer Marſchallin.

Morella, Graf von, ſ. Cabrera, Don Ramon.

Morellet, André, Abbé und Mitglied der franzöſiſchen Akademie, geb. 1727 zu Lyon, kam in ſeinem 14. Jahre in das Seminar der Drei und Dreißiger nach Paris und ſtudirte dann im Inſtitut der Sorbonne, wo Turgot und Lomenie de Brienne ſeine Freunde

Digitized by Google

wurden. Bei ſeinem Austritt aus dieſer Anſtalt wählte ihn der polniſche Kanzler in Lothringen de la Galaizière zum Erzieher ſeines Sohnes, mit welchem er das Collegium zu Bleſſis beſuchte und 1758 nach Italien reiſte. Während ſeines Aufenthaltes in Rom gerieth ihm Nicolaus Eymeric's „Directorium Inquisitorum“ in die Hände. Sein Auszug aus dieſem Werke, den er 1762 unter dem Titel „Manuel des inquisiteurs“ herausgab, machte zuerſt die Verhandlungsweiſe der Ketzergerichte in Europa bekannt. Für dieſes Werk ward er von Voltaire und Friedrich II. auf das ſchmeichelhafteſte belobt. Nach Paris zurückgekehrt (1759) fand er Zutritt bei Mad. Geoffrin, welche die geiſtreichſten Perſonen der Hauptſtadt um ſich verſammelte. Als darauf Paliſſot in einem Luſtſpiele „die Philoſophen“, die berühmteſten Männer der Nation zum Gelächter des Volkes machte, ſchrieb M. eine Vorrede zu dieſem Luſtſpiele, in welcher er Paliſſot der allgemeinen Verachtung preisgab und für welche M. ein halbes Jahr in der Baſtille zubringen mußte. Dies vermehrte jedoch ſeinen Ruhm und als er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, bewarben ſich unter Mehreren auch der Baron von Holbach und der Banquier Necker um ſeine Geſellſchaft. Durch Letzteren mit den Angelegenheiten des Handels bekannt gemacht, ſchrieb er 1769 ſeine „Bemerkungen über die indiſche Compagnie“ (in Frankreich), durch welche er die Abſchaffung der dem Gemeinwohl ſchädlichen Privilegien dieſer in ihren Angelegenheiten ganz zerrütteten Geſellſchaft veranlaßte. Auch begann er in demſelbem Jahre ſeinen „Prospectus d'un nouveau dictionnaire de commerce“, an welchem er 20 Jahre lang arbeitete. Bald ſtand er in Freundſchaftsverhältniſſen mit den erſten Männern ſeiner Zeit. Im Jahre 1772 reiſte er nach England, wo Franklin und der Lord Shelburne ihm ihre Freundſchaft ſchenkten, die ſie ihm für immer bewahrten. Voltaire, den er in Ferney beſuchte, ſchätzte ihn ſehr; ebenſo Marmontel, welcher in der Folge eine Nichte M.'s heirathete. Als 1783 Lord Shelburne nach Paris kam, um den Frieden zwiſchen England und Frankreich zu unterhandeln, hatte nach Shelburne's eigner Verſicherung gegen Ludwig XVI. ſeine Freundſchaft mit M. weſentlichen Einfluß auf das Gedeihen der Unterhandlungen, weshalb M. nach dem Abſchluß des Friedens vom König eine Penſion von 4000 Livres erhielt. Im Jahre 1784 trat er an des Abbé Millot's Stelle in die Akademie. Er rettete beim Ausbruch der Revolution vor der Zerſtörungswuth des Volkes das Archiv derſelben, deren Aufhebung er ſich mit Eifer, wiewohl vergeblich, widerſetzt hatte und nahm ſich der Familien Derer an, welche während der Schreckenszeit ums Leben kamen und ſeine Schrift „Cri des familles“ bewirkte, daß man ihnen die bisher eingezogenen Güter der Hingerichteten zurückgab. Ja er wagte es in ſeinem Schriftchen „Cause des pères“ zu Gunſten der Emigranten zu ſprechen. Im Jahre 1799 griff er die Mißbräuche der Gewalt in der „Loi des otages“ an. Nachdem er während der Stürme der Revolution ſeinen Unterhalt mit Ueberſetzungen engliſcher Romane, Reiſen und Geſchichtswerke erworben hatte, wurde er 1803 in die wiederhergeſtellte Akademie aufgenommen und kam 1807 in das geſetzgebende Corps. Im Jahre 1815 zerbrach er durch einen Fall ſich den Schenkelknochen. Wie langſam auch bei ſo hohem Alter die Geneſung vor ſich ging, verlor er doch nicht die Heiterkeit des Geiſtes und den Geſchmack an literariſcher Beſchäftigung und gab noch 1818 ein Werk in 4 Bänden: „Mélanges de littérature et de philosophie du 18me siècle“ heraus. Er ſtarb am 12. Jan. 1819 in ſeinem 92. Jahre. Von Lemontey erſchienen 1821 die ſehr intereſſanten „Mémoires inédits de l'Abbé Morellet, suivis de sa correspondance avec M. le comte Röderer, ministre des finances à Naples, avec un éloge historique de l'Abbé Morellet“.

Morelli, Giacomo, ein tiefgelehrter und viel umfaſſender Philolog, der erſte Bibliothekar im umfaſſendſten Sinne des Wortes, wurde zu Venedig 1745 (14. April) geboren. Durch unermüdlichen Fleiß, bei nüchternem geſundem Urtheil und ſeltener Faſſungsgabe wurde er einer der erſten Literatoren unſerer Zeit, ein großer Archäolog und unvergleichlicher Kritiker, bei dem Europas Gelehrten niemals Rath und Hülfe vergeblich geſucht hatten und denen ſeine Ausſprüche bei literargeſchichtlichen Fragen und Zweifeln für Autorität galten. Nachdem er die reichen Bibliotheken ſeiner Vaterſtadt und der Inſeln

Digitized by Google

mit Eifer durchforſcht, copirt und excerpirt (ſeine ſchätzbaren Excerpten befinden ſich gegenwärtig im Beſitze der St. Marcusbibliothek von Venedig) ſchrieb er ſeine „Bibliotheca manoscr. del Bali T. G. Farsetti" (Vened. 1771—1780, 2 Bde., 12.); „Diss. storica intorno alla publica libreria di S.-Marco" (ebend. 1774); „Codd. Mss. lat. Bibliothecae Nanianae relati, c. Opusculis ineditis ex iisdem depromtis" (ebend. 1776), worin er der literariſchen Welt Europas nie geahnte Schätze enthüllt, und zeigte, daß für die Literaturgeſchichte die eigentliche Urquelle in Venedig zu ſuchen ſei. Im Jahre 1778 wurde M. Bibliothekar der großen Marcusbibliothek zu Venedig und machte ſich um dieſelbe, wie um die gelehrte Welt in 41jährigem fruchtbarem Wirken unſterblich verdient. Sein Hauptwerk iſt ſeine „Bibl. manuscripta", doch bei Weitem nicht die umfaſſendſte ſeiner Arbeiten, auch iſt von ihm nur der 1. Band (Baſſano 1802) erſchienen, aber am geeignetſten, darnach M. als erſten Kritiker und Gelehrten beurtheilen zu können. M. ſtarb am 5. Mai 1819, 75 Jahre alt. Außer ſeinen bibliothekariſchen und antiquariſchen Schriften, Biographien mehrerer Gelehrten gab er mit Anmerkungen zuerſt heraus: Ariſtides Rede gegen den Leptines; Libanius Apologie des Sokrates; Ariſtoxenos rhythmica elementa (Vened. 1785); ſchrieb er auch: „Epp. septem variae eruditionis" (Padua 1819), welcher Schrift zugleich ein vollſtändiges Verzeichniß von M.'s Schriften beigefügt iſt. Seine kleinen Schriften erſchienen zu Venedig 1820 in 3 Bänden.

Moreno, Vincente Gonzalez, ſpaniſcher General, geb. 1778 zu Cadix, machte in ſpaniſchen Kriegsdienſten ſchon den Feldzug in Catalonien mit. Nach der Invaſion der Franzoſen in Spanien im Jahre 1808 half er die Junta in Valencia mit begründen und gelangte in dem Kriege gegen Napoleon zu den höchſten militäriſchen Würden. Im Jahre 1813 war er Vicekönig von Granada. Später erwarb er ſich großen Ruhm in dem Kampfe Spaniens gegen die Inſurgenten in Südamerika. Nach dem Tode Ferdinand's VII. ging er als Anhänger des Don Carlos, nach England und als er dann zu dieſem nach Spanien zurückkehren wollte, wurde er in Frankreich feſtgenommen. Nach 6 Monaten gelang es ihm indeß doch zu Don Carlos zu gelangen, der ihn 1835 zu ſeinem Obergeneral und Chef des Generalſtabes ernannte. Nachdem er ſeit Ende des Jahres 1838 mit der Camarilla und mehreren andern Generalen des Don Carlos ſich mehr und mehr verfeindet hatte, konnte ihm nichts willkommener ſein, als der Vertrag zu Bergara, im J. 1839, in welchem er ſich der geſetzmäßigen Regierung unterwarf. Seitdem lebte er in großer Zurückgezogenheit.

Moresken, ſ. Groteſken.

Moreto y Cavana, Auguſtin, ein vorzüglicher ſpaniſcher Schauſpieldichter aus der Zeit Philipp's IV. Seine Lebensumſtände ſind nur wenig bekannt. Er war angeſehen bei Hofe und beim Volke, trat aber ſpäter in den geiſtlichen Stand, die dichteriſche Laufbahn aufgebend und war zuletzt Rector des Hoſpitals del Refugio zu Toledo. Er ſtarb daſelbſt am 28. Oct. 1669. Unter ſeinen Luſtſpielen iſt das beſte „El desden con el desden", welches von Molière und Gozzi nachgeahmt und in der neueſten Zeit durch Weſt's deutſche Bearbeitung unter dem Namen „Donna Diana" unter uns bekannter geworden iſt. Es zeichnet ſich durch Anmuth der Erfindung und durch Schärfe und Lebendigkeit der Charaktere aus. Ueberhaupt ſind die Luſtſpiele des M., wie der meiſten andern ſpaniſchen Dichter, von franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Dichtern vielfach bearbeitet worden. Eines derſelben „No puede ser" (Es kann nicht ſein) iſt von allen gebildeten Nationen nachgeahmt worden, zuerſt in England, dann in Frankreich mehr als einmal, ſpäter in Italien und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mehrmals in Deutſchland. Die Luſtſpiele des M. erſchienen zuerſt zu Madrid 1654 in einem Bande. Die beſte Ausgabe derſelben erſchien zu Valencia 1676 und 1677 in drei Quartbänden und enthält 36 Schau- und Luſtſpiele.

Morgagni, Giovanni Battiſta, dieſer berühmte Anatom wurde zu Forli einer Stadt im Kirchenſtaate im Jahre 1682 geboren. Durch das bedeutende Vermögen ſeiner Aeltern in den Stand geſetzt die Naturwiſſenſchaften und die Medicin zu Bologna nach

Digitized by Google

ſeinem Geſchmacke zu ſtudiren, erhielt er ſchon vor ſeinem 16. Jahre den Doctorhut. Mathematik ſtudirte er unter Dominico Guilielmi und Anatomie unter dem berühmten Valſalva. Schon in ſeinem 20. Jahre hielt M. anatomiſche Vorleſungen mit dem lebhafteſten Beifall zu Bologna. Durch die Menge ſeiner Zuhörer erregte er den Neid und den Haß und am Ende Verfolgungen ſeiner Mitlehrer; hierdurch entſtanden eine Menge von Streitſchriften, da man ſeine anatomiſchen Lehren angriff und er ſich vor den Augen der Menge zu vertheidigen gezwungen wurde. Der Senat, der ſeinen Fleiß und ſeine Verdienſte anerkannte, ertheilte ihm eine Profeſſur. Obwohl ihm ſein neues Lehramt bedeutende Zeit raubte, gab er doch im Jahre 1796 ſchon den erſten Theil ſeiner „Aversaria anatomica" heraus (wegen der darin mit Bianchi geführten Streitigkeiten ſo genannt). Die Herausgabe der übrigen Bände erfolgte: der 2. und 3. 1717, die drei andern 1719. Dieſes berühmte Werk erregte das größte Aufſehen, es enthielt die Beſchreibung vieler bis dahin noch unbekannter Theile des thieriſchen Körpers. Sein Ruhm erwarb ihm ſchon 1715 den Ruf zu einer Profeſſur der Medicin zu Padua mit bedeutenderem Gehalte von der damaligen Republik Venedig. Er nahm ſie an und die Republik bewilligte ihm bald darauf den erſten Lehrſtuhl der Medicin daſelbſt. Er würdigte nun auch die Medicin ſelbſt einer größern Aufmerkſamkeit und gab zu Padua eine Abhandlung unter dem Titel: „Nova institutionum medicarum idea" in 4. 1717 heraus; dort knüpfte er mit Ramazzini ein ſehr enges Freundſchaftsband und ward an Ruyſch Stelle in die Pariſer Akademie aufgenommen. Im Jahre 1757 erſchienen ſeine beiden erſten anatomiſchen Briefe (Epistolae anatomicae); Boerhave gab ſie 1728 in 4. zu Leyden heraus und 1762 wurden ſie in Venedig in Folio wieder aufgelegt. Im Jahre 1761 endete er noch zu Padua in einem Alter von 79 Jahren ſein letztes Werk unter dem Titel: „De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis". Er ſtarb am 5. Dec. 1771 in einem Alter von 90 Jahren. Sein Leben hat Fabroni und in der Folge Joſ. Moſſea (Neap. 1768) beſchrieben. Seinen Namen führen eine von ihm entdeckte kleine Oeffnung an der Wurzel der Zunge und ein Muskel des Zapfens.

Morgan, Lady, geb. Miß Owenſon, 1789 in der Nähe von Dublin geboren, zeigte ſchon früh Geſchmack und Anlagen für Muſik und Malerei, wandte ſich jedoch wegen der dürftigen Umſtände ihres Vaters, der Schauſpieler war, ausſchließlich der Literatur zu. Jung, ohne Welterfahrung, war die Quelle ihrer erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche faſt nur ihr eignes Innere; weswegen man in ihrem erſten Roman „Saint Clair" die Originalität vermißt, welche ihre ſpätern Leiſtungen auszeichnet; viele hielten es für eine bloße Nachahmung ſehr bekannter Muſter. Die „Novice von St. Dominique" hatte ſchon weit entſchiedeneren Erfolg, Ruf aber erhielt „Die junge Irländerin", welcher Roman ſie bald auf dem Continent berühmt machte. Trotz aller in den Werken der L. M. aufſtoßenden Unwahrſcheinlichkeiten und Nachläſſigkeiten kann man ihnen dennoch hohes Intereſſe nicht abſprechen. So in „Ida oder die Athenienſerin", worin die Heldin nur Ideal und Geſchöpf der dichteriſchen Phantaſie iſt; ſo in dem „Miſſionär". Im Jahre 1811 verheirathete ſich Miß Owenſon mit dem engliſchen Arzte Sir Charles Morgan und lebte ſeit dieſer Zeit, ihre Reiſen abgerechnet, größtentheils in Dublin, wo ihr Haus ſtets der Vereinigungspunkt der beſten Köpfe war. Später beſuchte ſie Frankreich und Italien, 1829 Belgien, worauf „France" und „Italy" erſchien, worin es, bei aller geiſtreichen Freimüthigkeit nicht an ſchiefen politiſchen Räſonnements und parteiiſchen Urtheilen fehlt. Am ſtärkſten und ſchönſten charakteriſirt die Lady eine grenzenloſe Liebe für ihr Vaterland, wovon ſie in allen Werken die edelſten Beweiſe gibt. Als Hauptleiſtungen ihrer Feder nennen wir noch: „Patriotic sketches of Ireland", „Life and times of Salvator Rosa" (von Theod. Hell ins Deutſche überſetzt), „Die O'Brien's und die O'Flaherty's oder Irland im Jahre 1793, eine Nationalgeſchichte", ferner: „Noch ein Opfer, oder Karolina, Königin von England", „Boudoir-book"; der Roman „The princess or the Beguine" (3 Bde., Lond. 1835), worin ſie die Zuſtände Belgiens anmuthig ſchildert, „Woman and her master" ꝛc.

Morgana, ſ. Fata Morgana.

Digitized by Google

Morganatiſche Ehe, Heirath zur linken Hand; Heirath ins Blut, aber nicht in Stand oder Gut, matrimonium ad morganaticam, ad morgencabicam, ad legem Salicam, iſt diejenige Ehe, bei welcher durch Ehecontracte (Ehepacten) hinſichtlich der Frau und der mit ihr zu erzeugenden Kinder beſtimmt wird, daß ſie keinen Antheil an den Standesvorrechten ihres Gemahls und Vaters nehmen, auch nicht deſſen Namen, Titel und Wappen führen und ebenſowenig, wie ſonſt in der Ehe erzeugte Kinder, ſein Vermögen erben ſollen. Dieſe Geſchlechtsverbindung iſt ihrer Natur nach eine wahre, kirchlich vollkommene, aber bürgerlich unvollkommene Ehe. Sie wird hauptſächlich eingegangen, um einen Theil des Aufwandes zu erſparen, welchen eine ſtandesmäßige Heirath erfordern würde, oder wenn in Familiengeſetzen hoher Perſonen einzelnen derſelben eine ſtandesmäßige Vermählung unterſagt iſt. Die Ehe zur linken Hand iſt allen Nichtadeligen verboten und ſtets an die Genehmigung des Regenten geknüpft.

Morgarten, ein Bergabhang an der Oſtſeite des Sees Egeri im ſchweizeriſchen Canton Zug, wo gegenwärtig die Kapelle an der Haſelmatt ſteht, wurde zum weltgeſchichtlichen Namen durch den Sieg der Waldſtädte Schwyz, Uri und Unterwalden über die Oeſterreicher am 6. Dec. 1315. Die erwähnten Cantone hatten nämlich aus Haß gegen Oeſterreich ſich für den Kaiſer Ludwig von Bayern erklärt, auf deſſen Seite auch der Kurfürſt von Mainz war. Friedrich von Oeſterreich, Ludwig's Gegenkönig, ſprach daher über ſie die Acht aus und der Biſchof von Konſtanz belegte ſie mit dem Bann. Als nun Friedrich ein Heer von 20,000 Mann unter dem Oberbefehl ſeines Bruders Leopold vorrücken ließ, beſetzten die Waldſtädter, im Ganzen etwa 1600 Mann ſtark, den ſchmalen Weg, der ſich zwiſchen dem Berge Morgarten und dem See Egeri hinſchlängelt, mit ihrem Haupttrupp, während der überbleibende Theil an der Seite des ſteilen Berges ſich aufſtellte. Kaum war Leopold's Heer in den engen Paß eingedrungen, ſo ließen die am Berge aufgeſtellten Schweizer die hier aufgehäuften Steinmaſſen herabrollen, brachten dadurch die Reiterei in Unordnung und richteten ſolche Verheerung unter dem Feinde an, daß es dem unten ſtehenden Häuflein möglich wurde, den vordringenden Theil des feindlichen Heeres größtentheils zu vernichten. Nur wenige, unter ihnen der Erzherzog Leopold, entrannen dem Tode. Hierauf verbanden ſich die drei Cantone zu Brunnen am 8. Dec. 1315 auf immer und ihnen ſchloſſen ſich bis zum J. 1513 nach und nach noch 10 Cantone an.

Morgen oder *Morgengegend* iſt diejenige der 4 Welt- oder Himmelsgegenden, in welcher die Geſtirne aufgehen. Man hat ſie zur Linken, wenn man das Geſicht gegen Mittag (Süd) richtet und ſie ſteht der Abendgegend gerade über. Durch die Morgen- und Abendgegend, ſowie durch das Zenith und Nadir geht der ſogenannte *erſte Verticalkreis* und der Punkt, in welchem dieſer den öſtlichen Horizont durchſchneidet, heißt der *Morgenpunkt*, der aber, welcher den weſtlichen Horizont trifft, der *Abendpunkt*. Da auch die Sonne in der Morgengegend aufgeht, ſo heißt die Zeit, da die Sonne aufgeht, die Stunden vor und nach dem Augenblicke des Aufgangs derſelben mit begriffen, die *Morgenzeit*. Bekannt iſt, daß alle Kirchen und Gräber in der Richtung von Abend nach Morgen liegen ſollen.

Morgen, ein Feld- und Ackermaß, welches im Allgemeinen ſo viel Feld hält, als ein Mann in einem halben oder ganzen Tage mit einem Geſpann umackern kann; außerdem in Sachſen 300, in Amſterdam 600, in Braunſchweig 148, in Breslau 394, in Kleve 625, in Kulm 395 (alte M.), 407 (neue M.), in Franken 257, in Fulda 160, in Gotha 167, in Halberſtadt 180, in Hanover 120, in Hildesheim 174, in Königsberg 300, in Lüneburg 120, in Mecklenburg 100, in Naumburg 300, in Würzburg 160 □Ruthen. Noch unterſcheidet man Waldmorgen, etwas größer als Feldmorgen und Wieſenmorgen, ſo viel Wieſenland als ein Mann in einem Tage abmähen kann.

Morgengabe. Die deutſchen Völker zeichneten ſich von Anbeginn an durch zarte Vorſorge für die Frauen aus. Schon Tacitus bemerkt es als etwas Beſonderes, daß bei den Deutſchen der Mann der Frau ein Heirathsgut zubringe, was nämlich die Ausſetzung des Leibgedinges war. Neben dieſer Entrichtung, deren Zweck eigentlich die Ver-

Digitized by Google

ſorgung der Witwe war, gab aber der Mann noch ſeiner Neuvermählten ſelbſt, zur freien Verfügung, am Morgen nach der Hochzeit, gewiſſe Geſchenke, welche den Namen der Morgengabe führten. Theils galt dies für eine Art Aequivalent für die in den Beſitz des Mannes gekommenen Güter der Frau, theils als eine Entſchädigung für die ihm geopferte Jungfräulichkeit. — In den Ländern des ſächſiſchen Rechts gab es noch eine Art fingirter Morgengabe, indem die Witwe auf gewiſſe Güter, namentlich auf das weibliche feldgängige Vieh, auf zugelegtes Bauholz und nicht eingefügte Bauſtücke einen Anſpruch hatte, der von den Erben gewöhnlich durch ein Geldquantum abgemacht ward; eine Sitte, die ſich auf manchen adeligen Gütern noch erhält, aber eigentlich mit jener urdeutſchen M. keinen rechten Zuſammenhang hat. Im Königreich Sachſen iſt die M. 1829 abgeſchafft worden.

Morgenröthe heißt der rothe Ton, welcher ſich um die Zeit des Sonnenaufgangs am Himmel verbreitet. Melville's wahrſcheinlichere Hypotheſe iſt die, daß von dem Sonnenlichte, wenn es vom Horizonte her durch eine große ſtarke Luft kommt, zuerſt die blauen, dann die gelben Strahlen und zuletzt erſt die rothen verloren gehen, daher die Sonne am Horizont ganz roth erſcheint, auch die Wolken, auf die das Sonnenlicht am Horizonte fällt, nur rothe Strahlen empfangen, und mithin in verſchiedenen Graden roth gefärbt werden. Sie iſt wie die Abendröthe, in verſchiedenen Gegenden und an verſchiedenen Tagen ſtärker oder ſchwächer. Uebrigens wechſelt die Farbe vom Gelb- und Hellrothen bis zum dunkel Purpurrothen, je nach der Beſchaffenheit der Atmoſphäre hinſichtlich der vorhandenen Dünſte.

Morgenſtern, ſ. Lucifer.

Morgenſtern, Leopold von, Doctor der Rechte, wirklicher Geheimerrath, Regierungs- und Conſiſtorialpräſident zu Deſſau, wurde am 29. Juli 1790 zu Sandersleben geboren und ſtudirte zu Leipzig und Göttingen die Rechte. Er wollte Anfangs die akademiſche Laufbahn ergreifen, ward aber 1810 zu Deſſau als Regierungsadvocat angeſtellt, machte als Auditeur und Quartiermeiſter beim anhaltſchen Contingente den ruſſiſchen Feldzug mit, ward 1814 zum Hauptmann befördert und diente als ſolcher in den Niederlanden gegen Frankreich. Nach ſeiner Rückkehr aus dem Feldzuge wurde er zum Regierungsaſſeſſor und geheimen Cabinetsſecretär ernannt, erwarb ſich als ſolcher das Vertrauen des Herzogs Leopold Friedrich Franz und erhielt den Auftrag, in den Jahren 1816 u. 1817 dem Erbprinzen in mündlichen Vorträgen eine Ueberſicht der Staats- und Rechtswiſſenſchaften zu geben. Im Anfange des Jahres 1816 ward er zum Regierungsrath befördert und bei dem Regierungsantritt des Herzogs Leopold Friedrich 1817 mit Einführung der Städteordnung und im Fache der Geſetzgebung beſchäftigt. Nach dem Tode des Präſidenten von Baſedow wurde er 1835 zum wirklichen Geheimenrathe und Regierungspräſidenten ernannt. In dieſer Stellung, wo er die Juſtizangelegenheiten des Landes, die des Cultus und öffentlichen Unterrichts, die Geſammthaus-, Bundes- und auswärtigen Angelegenheiten zu leiten hatte, widmete er beſondere Sorgfalt den Unterrichtsanſtalten, wie denn die neue Einrichtung der Schulen in Deſſau im Jahre 1837 und die neue Bürgerſchule in Zerbſt im Jahre 1839 ſein Werk ſind; auch die Berufung des Profeſſor Dr. Werner von Dresden zur Begründung einer Normalſchule und Lehranſtalt für Gymnaſtik und Errichtung eines orthopädiſch-gymnaſtiſchen Inſtituts iſt hauptſächlich durch ihn vermittelt. Er war es ferner, welcher die Schwierigkeiten beſeitigte, die der Richtung der Eiſenbahnverbindung Berlins mit Leipzig über Deſſau ſich entgegenſtellten. Der König von Preußen hat ihn mit dem rothen Adlerorden zweiter Claſſe beehrt, 1836 erhob ihn der Herzog in den Adelſtand, die Stadt Deſſau ertheilte ihm 1827 das Ehrenbürgerrecht, er erhielt das Ritterkreuz des öſterreichiſchen Leopoldordens und 1838 das des anhaltiſchen Geſammthausordens Albrechts des Bären, und 1840 wurde er Spruchmann beim Schiedsgericht des deutſchen Bundes. Im J. 1848 mußte er ſeine Aemter niederlegen.

Morghen, Raffaello, geb. zu Florenz den 19. Juni 1758. Schon ſein Vater Philipp M. und ſein Oheim, Joh. Elias M., waren geſchickte Künſtler und arbeiteten zu Neapel an dem Prachtwerke über die herkulaniſchen Alterthümer. R. M. wurde

Digitized by Google

von ihnen im Zeichnen und in der Kupferſtecherkunſt unterrichtet. Im J. 1778, nachdem er bereits einige Anſichten aus der Umgegend von Neapel nach der Natur gezeichnet hatte, ging er nach Rom zu Johann Volpato, welcher damals der berühmteſte Kupferſtecher Italiens war. Mit dieſem und ſeinem eignen Bruder Antonio, welchen er bald erreichte, verband M. ſich zu gemeinſchaftlichen Arbeiten und heirathete 1781 deſſen Tochter. Im J. 1793 wurde er Profeſſor der Kupferſtecherkunſt bei der Akademie der Künſte zu Florenz. Zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten gehören: die Madonna della Seggiola nach Rafael, und die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto, das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, nach einer Zeichnung von Mattrini, die Verklärung nach Rafael, die Nacht von Correggio nach der Zeichnung des Profeſſor Seydelmann und ſehr viele Porträts berühmter Männer, z. B. von Dante, Petrarca, Arioſto, Taſſo. Ein Verzeichniß von M.'s Blättern, deren Zahl 254 beträgt, hat N. Palmerini zu Florenz 1810 herausgegeben. Er ſtarb zu Florenz am 8. Apr. 1833. Ein Sohn von ihm iſt als Landſchaftsmaler bekannt.

Morhof, Daniel Georg, geb. den 6. Febr. 1639 zu Wismar, geſt. den 30. Juli 1691, ſtudirte ſeit 1667 zu Roſtock die Rechte und die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften, wurde 1660 daſelbſt Profeſſor der Dichtkunſt und 1665 der Rede- und Dichtkunſt auf der neugeſtifteten Akademie zu Kiel und 1673 auch Profeſſor der Geſchichte daſelbſt und 1680 Bibliothekar. Er machte ſich beſonders durch ſeinen: „Polyhiſtor" (Lübeck 1688, 4.; vierte Ausgabe ebendaſ. 1747, 2 Bde., 4.) berühmt. Dies Buch war lange Zeit ein unentbehrlicher Rathgeber für die gelehrte Welt. Außerdem ſchrieb er einen „Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie, deren Urſprung, Fortgang und Lehrſätze" und mehrere deutſche und lateiniſche Gedichte. Eine Auswahl ſeiner deutſchen Gedichte ſteht in Wilhelm Müller's Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts, 8. Bd. Außerdem hat er eine Menge Abhandlungen verfaßt z. B. „De Patavinitate Liviana"; „De metallorum transmutatione" ꝛc.

Morier, James, Verfaſſer von Reiſebeſchreibungen und ethnographiſchen Romanen, geb. um 1780, ſtammt aus einer Familie der franz. Schweiz, von wo aus ſein Vater nach England ausgewandert war. Er hatte den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung gelegt und beſonders in den morgenländiſchen Sprachen ſich Kenntniſſe erworben, als er, noch jung, zu Anfange dieſes Jahrhunderts eine Reiſe nach Perſien und andern Gegenden des Orients unternahm, über welche er in den „Travels in Persia, Armenia and Asia minor to Constantinople" (London 1812, 4.) einen intereſſanten Bericht herausgab. Im. J. 1810 reiste er aufs Neue nach Perſien, wo er zum engliſchen Geſandten ernannt wurde und bis 1816 blieb, und machte nach ſeiner Zurückkunft „A second journey through Persia, Armenia and Asia minor" (Lond. 1818, 4.) bekannt. Auch in dieſer Reiſebeſchreibung zeigt er ſich als feinen Beobachter. Wie allſeitig und tief er aber die perſiſche Volksthümlichkeit aufgefaßt hat und welches glückliche Talent ſie wiederzugeben er beſitzt, beweiſen ſeine perſiſchen Sittengemälde in der Form von Romanen. In „The adventures of Hajji Baba of Ispahan" (Lond. 1824, 3 Bde., deutſch von Lindau, Leipzig, 1824) und „The adventures of Hajji Baba of Ispahan in England" (Lond. 1828, 2 Bde., deutſch, Stuttg. 1829) ſieht man nicht nur das perſiſche Volksleben, ſondern auch mit perſiſchen Augen das europäiſche, indem er einen perſiſchen Gilblas ſeine Schickſale in ſeiner Heimath und in Europa erzählen läßt. Ein anderer ſeiner Romane: „Zohrab, the hostage" (Lond. 1832, 3 Bde., überſetzt von Sporſchil, Braunſchweig, 1833), eine perſiſche Erzählung aus den Zeiten des kriegeriſchen Aga Mohammed Schah, ſchildert den perſiſchen Charakter im Kampfe mit Unglück und Gefahr.

Morillo, Don Pablo, Graf von Carthagena, geb. 1777 zu Fuente in der Provinz Toro von niederer Herkunft, ſchwang ſich in den Kriegen zwiſchen Spanien und Frankreich ſeit Ausbruch der franzöſiſchen Revolution bis 1808 vom gemeinen Soldaten bis zum General empor. Im J. 1813 zeichnete er ſich ebenfalls gegen die Franzoſen bei Puebla d'Arlanzon und Santa Fé aus. Im J. 1815 wurde er von Ferdinand VII. mit 10,000

Digitized by Google

Mann nach Caraccas geſchickt, um die neu entſtandene Republik Venezuela wieder zu erobern. Hier war er Anfangs glücklich, eroberte Carthagena, zerſtreute den Congreß von Neugranada in Santa Fé de Bogota und vereitelte überhaupt lange Zeit die Anſtrengungen Bolivars, des Heerführers der Inſurgenten. Aber er machte auch durch Grauſamkeit und Treuloſigkeit die ſpaniſche Herrſchaft in Amerika immer verhaßter. Namentlich bediente er ſich des Paters Torres, des Inquiſitors von Carthagena, um ein furchtbares Unterdrückungsſyſtem einzuführen. Im J. 1817 wurde ein Angriff M.'s auf die Inſel Marguarita durch die muthvolle Vertheidigung der Einwohner gänzlich vereitelt. Im April 1818 behauptete er ſich zwar durch neue Siege über Bolivar im Beſitze der Küſte und einiger Städte, wie Caraccas und Carthagenas, allein der Inſurgentenadmiral Brion, mit welchem ſich 1818 Lord Cochrane vereinigte, entriß ihm die Herrſchaft auf dem Orinoko. Ein Verſuch, den Inſurgentengeneral, D. Pablo Zaraza, zum Abfall zu bewegen, mißglückte und M. ſah ſich in Folge mehrerer Unglücksfälle am 28. Nov. 1820 genöthigt, einen Waffenſtillſtand abzuſchließen, in welchem die endliche Entſcheidung über das Schickſal der inſurgirten Provinzen zum Schein dem König und den Cortes von Spanien anheimgeſtellt wurde. Zugleich wurde ausgemacht, daß bei Erneuerung der Feindſeligkeiten der Krieg menſchlicher als bisher geführt werden ſolle. Hierauf übergab M. das Commando dem General la Torre und ging nach Europa zurück. Hier nahm er im Juli 1822 Antheil an der Verſchwörung der Camarilla gegen die neue ſpaniſche Verfaſſung, welche mit Hilfe der Garden umgeſtürzt werden ſollte. Da indeſſen dieſer Plan ſcheiterte, ſo verleugnete er ſeine Theilnahme an demſelben und zog ſogar an der Spitze der Milizen gegen die Garden. Indeſſen war er doch dem Volke verdächtig geworden und ein erbitterter Milizſoldat hätte ihn wahrſcheinlich erſchoſſen, wenn Riego ihn nicht abgehalten hätte. Auch mußte er ſein Commando als Generalcapitän aufgeben. Später wurde er jedoch wieder als Generalcapitän von Gallicien und Aſturien angeſtellt. Als die Cortes in Sevilla die Suspenſion der königlichen Macht ausſprachen und eine proviſoriſche Regentſchaft mit der vollziehenden Gewalt bekleideten, erklärte M. ſich gegen die Cortes. Schon vorher hatte er ſich durch ſeine Unthätigkeit verdächtig gemacht, indem er weder den Grafen de Amarante, der in Portugal eine Gegenrevolution begonnen und ſich auf das ſpaniſche Gebiet zurückgezogen hatte, abgeſchnitten, noch die unter ihm ſtehenden Truppen dem heranziehenden franzöſiſchen Heere unter dem General Bourck entgegengeſtellt hatte. Jetzt unterhandelte er, einverſtanden mit mehreren Offizieren und den vornehmſten Einwohnern Galliciens mit dem General Bourck, und errichtete eine beſondere Junta, welche Gallicien und Aſturien ſo lange verwalten ſollte, bis der König und die Nation eine Regierung errichtet hätten. Doch mußte er ſpäter die Regierungsjunta von Spanien und Indien anerkennen, wogegen ihm und ſeinen Anhängern vollkommne Sicherheit der Perſon, Rechte und Güter verſprochen wurden. Die Willkürherrſchaft, welche nach der Reſtauration des abſoluten Königthums eintrat, nöthigte auch ihn zur Flucht nach Frankreich, worauf ſeine Güter in Spanien eingezogen wurden. Im J. 1832 kehrte er in Folge der von Zea-Bermudez erlaſſenen Amneſtie wieder nach Spanien zurück und erhielt das Generalcapitanat von Gallicien wieder. Nach dem Tode Ferdinand's VII. befehligte er eine Zeitlang die Chriſtinos gegen Don Carlos, wurde aber abberufen und ſtarb 1838 zu Madrid. Seine „Memoires“ (Par. 1826) enthalten ſchätzbare Beiträge zur Geſchichte ſeines Lebens und der Ereigniſſe in Amerika.

Moriskos, ſ. Mauren.

Moritz, Kurfürſt von Sachſen ſeit 1548, war der Sohn Heinrich's des Frommen und Katharina's von Meklenburg, geb. den 21. März 1521 zu Freiberg. Seine früheſte Erziehung erhielt er bei ſeinem Vetter, dem Herzog Georg, kam ſpäter an den üppigen Hof des Kurfürſten Albrecht zu Mainz, verließ dieſen aber bald wieder und ging zu ſeinem Vetter, dem Kurfürſten Johann Friedrich dem Großmüthigen, nach Torgau. Wider ſeines Vaters Willen vermählte er ſich (1541) mit der Tochter des Landgrafen Philipp von Heſſen, Agnes, und übernahm noch in demſelben Jahre, nach des Erſteren Tode, die Re-

Digitized by Google

gierung. Mit ſeinem Bruder, der dem Teſtament zufolge gleiche Anſprüche auf die väterlichen Erblande haben ſollte, traf er einen Vergleich, wornach er ihm mehrere Aemter und Städte, mit allen Rechten, abtrat. Begabt mit vorzüglichen Geiſtesanlagen, dabei muthig und kraftvoll, wirkte er thätig für das Wohl ſeines Landes. Als ächter Proteſtant trug er beſonders zur Förderung der neuen Lehre bei, verbeſſerte und ſtiftete Schulen, namentlich die Landſchulen zu Pforta, Meißen und Merſeburg und dotirte die Univerſität Leipzig. Stets war er treuer Anhänger des Kaiſers, unterſtützte dieſen beſonders kräftig gegen die Türken, oft ſogar mit Gefahr ſeines eignen Lebens, ſodaß er einſt von jenen umringt, nur durch die Entſchloſſenheit ſeines Pagen gerettet wurde. Um nicht die Gunſt des Kaiſers zu verlieren, trat er 1542 dem ſchmalkaldiſchen Bunde nicht bei, ſondern verband ſich, als 1546 der ſchmalkaldiſche Krieg ausbrach, heimlich mit dieſem. Zwar mußte er bald offen als Feind gegen das Bundesheer auftreten. Als der Kaiſer ihn mit der Acht gegen Johann Friedrich, Kurfürſten von Sachſen und Anführer des Bundesheeres ſandte und er in Folge derſelben deſſen Länder in Beſitz nahm, verließ Johann ſchnell das Bundesheer und eilte zum Schutz ſeiner eigenen Lande herbei und M. mußte nicht nur dieſelben räumen, ſondern verlor auch ſeine ſämmtlichen Albertiniſchen Beſitzungen, außer Dresden, Leipzig und Zwickau. Jetzt vereinigte ſich M. (1547) bei Eger mit den kaiſerlichen Truppen, ſchlug den Kurfürſten bei Mühlberg und nahm ihn gefangen. Der Kaiſer ertheilte ihm in Folge der Wittenberger Capitulation bald darauf die Kur und den größten Theil der Erneſtiniſchen Beſitzungen ſeines gefangenen Vetters. M. ſah indeß wohl voraus, daß des Kaiſers Pläne allein auf unumſchränkte Gewalt in Deutſchland gingen und daß er deshalb die Rechte und Freiheiten der deutſchen Fürſten zu vernichten ſuche. Dieſes nebſt Anderem bewog daher M. (d. 5. Oct. 1550) zu Friedrichswalde mit König Heinrich II. von Frankreich in ein geheimes Bündniß zu treten. Die Vollziehung der Acht gegen die Stadt Magdeburg diente als Vorwand zur Rüſtung gegen den Kaiſer. So brach er 1552 mit ſeinen Bundesgenoſſen gegen dieſen auf, eroberte (3. April) Augsburg, die Hauptpäſſe von Tyrol und hätte bei Insbruck den Kaiſer faſt ſelbſt gefangen genommen. Dieſer übertrug jetzt ſeinem Bruder Ferdinand, dem römiſchen König, die Unterhandlungen mit M. In Folge derſelben wurden die gefangenen Kurfürſten frei gelaſſen und der Paſſauer Vertrag (d. 31. Juli 1552) unterzeichnet. Aus Dankbarkeit dafür begleitete M. den Kaiſer auf einem Türkenzuge, konnte jedoch zu keiner Schlacht kommen, da der Feind ſich zurückzog. Bei ſeiner Rückkehr fand er bereits den röm. Kaiſer, den Herzog Heinrich von Braunſchweig und mehrere Biſchöfe gerüſtet gegen den Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, welcher den Bedingungen des Paſſauer Vertrages zu folgen ſich weigerte. An der Spitze dieſes Heeres ſchlug M. (d. 9. Juli 1553) bei Sievershauſen den Markgrafen, ward hier aber durch einen Schuß in die Seite tödtlich verwundet und ſtarb darauf am 11. Juli. Da er keine männlichen Erben hinterließ, denn ſein Sohn Albert war frühzeitig geſtorben, ſo folgte ihm ſein Bruder Auguſt. Er hinterließ eine Tochter Anna, ſpäter Gemahlin Wilhelm's von Oranien. Gleich groß war M. als Feldherr und als Regent, und Sachſen verdankt ihm manches dauernd nützliche und das Wohl aller Stände wahrhaft fördernde Inſtitut. Vgl. Langenn, „Mor. Herzog und Kurfürſt von Sachſen" (Lpz. 1841, 2 Bde.).

Moritz, von Naſſau, Prinz von Oranien, Sohn Wilhelms I. von Oranien und der Prinzeſſin Anna von Sachſen, geb. zu Dillenburg 1567, folgte bald nach Beendigung ſeiner Studien zu Heidelberg und Leyden, ohnerachtet ſeiner Jugend, ſeinem 1584 meuchelmörderiſcher Weiſe erſchoſſenen Vater als Statthalter von Holland und Seeland. Kriegswiſſenſchaftliche Studien, zweckmäßige Verbeſſerungen im Heere beſchäftigten ihn in der erſten Zeit ſeiner Regierung und als der Oberſtatthalter Leiceſter abdankte, gewann er durch ſein Talent das ganze Vertrauen des Großpenſionärs Barneveldt (ſ. d.) und erhielt auf deſſen Empfehlung (1590) unter Anderm auch die Statthalterſchaften von Utrecht und Geldern, nebſt der Würde eines Generalcapitäns und Admiral der vereinigten Provinzen. In dieſem Poſten bewährte er ſich als einen der tapferſten, entſchloſſenſten und einſichtsvollſten Feld-

Digitized by Google

herrn ſeiner Zeit. In allen Schlachten entwickelte er eine muſterhafte Taktik. Er commandirte ein kleines aber wohlgeübtes Heer und ſeine mit Scharfblick gewählten Stellungen und ſeine Kriegskunſt bewirkten, daß er bis zum Jahre 1597 die Provinzen Geldern, Oberyſſel, Friesland und Gröningen gänzlich von Spaniern geſäubert hatte. Noch in demſelben Jahre gewann er die Hauptſchlacht bei Tournhoud und 1600 bei Niewpoort gegen Erzherzog Albrecht, und vertheidigte Oſtende. Nicht ohne Eiferſucht ſah jetzt Barneveldt die immer ſteigende Größe des Prinzen, und ſchloß deshalb wider Willen deſſelben (1609) mit Spanien einen 12jährigen Waffenſtillſtand. Der Prinz, der dadurch einen großen Theil ſeines bisher mächtigen Einfluſſes auf die öffentlichen Angelegenheiten verlor, ſuchte Barneveldt ſich unſchädlich zu machen; er beſchuldigte den würdigen und verdienſtvollen Greis des Staatsverrathes, reizte die Gomariſten (ſ. d.) wider ihn auf und Barneveldt ſtarb unſchuldig durch Henkers Hand 1619. Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes begann der Prinz die Feindſeligkeiten aufs Neue, allein das Glück hatte ihn verlaſſen. Der ſpaniſche Feldherr Spinola (ſ. d.) war ihm überlegen, M. verlor Breda und ſuchte vergeblich ſich der Feſtung Antwerpen zu bemeiſtern. Er ſtarb bald darauf zu Haag, am 23. April 1625. Die Kriegskunde verdankt M. mehrere wichtige Erfindungen, auch war er der Lehrer vieler verdienten Helden und Folard nennt ihn den größten Infanteriegeneral ſeit den Zeiten der Römer. Als Privatmann war er liebenswürdig und offen, ehrte die Wiſſenſchaften und war ſelbſt ein ausgezeichneter Mathematiker. Er ſtarb unvermählt, ihm folgte ſein Bruder Friedrich Heinrich.

Moritz, Graf von Sachſen, bekannt unter dem Namen: Marſchall von Sachſen, war der natürliche Sohn Auguſt's des Starken und Aurora's, Gräfin von Königsmark, und wurde geb. 1696 in einem Dorfe bei Magdeburg. Bei vielverſprechenden Anlagen, zeigte er ſchon früh des Vaters Geiſt und Stärke. Schon 1709 machte er die Feldzüge unter Schulenburg in Flandern, unter Eugen und Marlborough gegen Frankreich mit. Für ſeinen Heldenmuth bei der Belagerung von Stralſund (1711) machte ihn ſein Vater zum Grafen von Sachſen und Obriſt eines Küraſſierregiments. Mit dieſem focht er gegen die Schweden 1712 und 1717 gegen die Türken vor Belgrad und ward Ritter des weißen Adlerordens. Seine Vorliebe für die Franzoſen bewog ihn nach geſchloſſenem Frieden (1720) in franzöſiſche Dienſte zu gehen. Hier ward er Maréchal de Camp, errichtete 1722 ein deutſches Heer, organiſirte daſſelbe ganz nach ſeinen Anſichten, arbeitete ein neues Exercirreglement aus und brachte es mit glücklichem Erfolge in Anwendung. Mathematik, Kriegsbaukunſt und Mechanik waren von jeher ſeine Lieblingsſtudien. Auf Antrieb der verwitweten Herzogin Anna, welche den Feldmarſchall liebte und ihn gern zu einer Heirath mit ihr bewogen hätte, wählten ihn die Stände von Kurland 1726 zum Herzog. Allein Menzikoff an der Spitze der ruſſiſchen und polniſchen Partei widerſetzte ſich ihm und M. kehrte nach Frankreich zurück. Nach dem Tode ſeines Vaters 1733 trug ihm ſein Halbbruder den Oberbefehl über die geſammte ſächſiſche Armee an, M. aber ſchlug dies aus, blieb in Frankreich und erhielt nach dem Treffen bei Ettlingen und vor Philippsburg, unter dem Marſchall von Berwick, 1734 die Stelle eines Generallieutenants. Im öſterreichiſchen Erbfolgekriege 1741 erſtürmte er Prag, Eger und Einbogen, führte die Armee des Marſchall von Broglie an den Rhein zurück und nahm dort die Linien von Lauterburg. Im J. 1744 ward er Marſchall von Frankreich und erhielt ein Commando in Flandern. Dieſer Feldzug ſtellt ihn in der Kriegskunſt den größten Feldherren an die Seite. Noch glücklicher wurde für ihn das Jahr 1745, durch ſeinen Sieg bei Fontenoy, der ihn in den Beſitz von Tournay, Brügge, Gent, Oſtende, Ath und Brüſſel ſetzte. In Folge dieſer Siege wurde er 1747 General-Marſchall des geſammten franzöſiſchen Heeres und nach der Schlacht bei Lawfeld (im Juli) und der Eroberung von Maſtricht (Mai 1748) Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden. Nach dem Frieden zu Aachen zog er ſich auf ſein Gut nach Chambord zurück und beſchäftigte ſich hier mit den Kriegswiſſenſchaften, ſowohl theoretiſch als praktiſch, zu welchem Zwecke er ein von ihm ſelbſt errichtetes Uhlanenregiment in dieſe Gegend verlegt hatte. Kurz vor ſeinem Tode (im

Digitized by Google

Nov. 1750) unternahm er noch eine Reiſe nach Berlin, ward von Friedrich d. Gr. ſehr ehrenvoll aufgenommen, ſtarb aber bald nach ſeiner Rückkehr zu Chambord an einem Blutſturze und wurde in der lutheriſchen Kirche zu Straßburg begraben. Während ſeiner Mußeſtunden beſchäftigten ihn oft chimäriſche Pläne. So hatte er die Idee die Juden zu einem Volke vereint nach Paläſtina zu führen, ſich zum König von Korſika zu machen und in Braſilien ein Königreich zu gründen u. A. m. Unter ſeinen Schriften ſind ausgezeichnet, ſeine „Reveries“ (Beiträge zur Kriegskunde, in welchen er ſchon auf manche, in neuerer Zeit gemachte Verbeſſerungen in den Landheeren hindeutet), herausgegeben von Perau, (Par. 1757, deutſch, Lpz. 1757, Liegnitz 1767) und ſeine „Mémoires sur l'infanterie ou traité des legions“, worin er eine nach Regeln berechnete Taktik bloßer Tapferkeit und Kühnheit vorzuziehen lehrt. Vgl. über ihn: Histoire de Maréchal de Saxe, Par. 1773, 2 Bde. Auch hinterließ er „Lettres et mémoires chaisés par miles papires originaux da maréchal de Saxe“ (Par. 1794).

Moritz, Karl Philipp, geb. den 15. Sept. 1757 zu Hameln, geſt. den 26. Juni 1793, von armen Aeltern, ſollte Anfangs Hutmacher werden, verließ aber ſeine Heimath und trieb ſich unter mannichfaltigen Schickſalen längere Zeit hindurch in der Welt umher. Endlich erhielt er ſo viel Unterſtützung, daß er zwei Jahre in Wittenberg ſtudiren konnte und bald darauf durch Baſedow einen Ruf nach Deſſau erhielt; aber ſein ungeſtümer, unſteter Geiſt ließ ihn nirgends ausdauern. Einer Lehrerſtelle am grauen Kloſter zu Berlin wurde er ebenfalls bald überdrüſſig. Nichtsdeſtoweniger erhielt er 1784, nachdem er eine Reiſe nach England aus dem Stegreiſe gemacht hatte, eine Profeſſur am Berliner Gymnaſium. Er hielt nun Vorleſungen über deutſche Sprache und ſchöne Wiſſenſchaften, ſtudirte Geſchichte und führte eine Zeitlang die Redaction der Voſſiſchen Zeitung. Doch gerieth er bald in eine heftige empfindſame Leidenſchaft zu einer verheiratheten Frau, von welcher ihn nur eine Reiſe nach Italien befreite. Hier ſah ihn Goethe und machte ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf deſſen Verwendung M. Mitglied bei der Berliner Akademie wurde. Nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland wurde er Profeſſor der Alterthumskunde und der Theorie der ſchönen Künſte an der Akademie der bildenden und mechaniſchen Künſte und ſchloß bald darauf eine Ehe, die ſehr unglücklich ausfiel. — Er beſaß viel Talent, aber auch einen ſehr verſchrobenen Charakter und wußte ſich in Menſchen und Verhältniſſe durchaus nicht zu finden. Er hat in „Anton Reiſer“, in „Andreas Hartknopf“ intereſſante Memoiren hinterlaſſen und außerdem viele Schriften mythologiſchen, antiquariſchen, pſychologiſchen und grammatikaliſchen Inhalts, Reiſebeſchreibungen ꝛc. verfaßt, eine deutſche Grammatik für Damen; „Γνῶθι σε αυτὸν oder Magazin für Pſychologie“ (10 Bde.); eine engliſche Grammatik, einen Briefſteller und andere gemeinnützige Schriften herausgegeben.

Moritzburg, ſchönes königl. Jagdſchloß, 3 Stunden von Dresden in der Nähe von Eiſenberg im meißner Kreiſe des Königreichs Sachſen, wurde gegründet von Kurfürſt Moritz 1542 und 1589 vom Kurfürſt Chriſtian vollendet. Der prachtliebende Friedrich Auguſt der Starke, König von Polen, verwandte auf die innere und äußere Ausſtattung dieſes Gebäudes ungeheure Summen und gab hier oft glänzende Feſte. Es enthält 270 in alt franzöſiſchem Geſchmack verzierte Zimmer. Die Umgebungen des Schloſſes ſind höchſt romantiſch. In der Nähe des wildreichen Thiergartens auf einem Hügel am Damme des großen Teiches (von 1 Stunde im Umfange), liegt das neue Jagdſchloß, welches Friedrich Auguſt III. 1769 erbauen ließ.

Morlacken oder Morlachen, ſ. Dalmatien.

Mornay, Philipp von, Herr von Pleſſis-Marly, geb. zu Buhy 1549. Seine Aeltern beſtimmten ihn, als jüngſten Sohn, für die Kirche und hofften, durch Hilfe ſeines Onkels, Biſchofs von Nantes, ihn zu hohen Würden gelangen zu laſſen. Allein ſeine Abneigung, wie ſeine Mutter, eine heimliche Proteſtantin, zogen ihn von dem Gedanken an ein kirchliches Amt ab. Sein Vater ſtarb 1560 und nun erklärte er ſich offen für den Kalvinismus. In den Jünglingsjahren durchreiste er die Schweiz und Deutſchland, ging nach

Italien und kehrte durch Ungarn, Böhmen und Oeſterreich zurück. Auf dieſen Reiſen ſammelte er ſich einen Schatz von Kenntniſſen in den Wiſſenſchaften, beſonders in der Politik. Im J. 1575 wurde er in die Dienſte Heinrich's IV. von Navarra berufen, diente ihm mit der innigſten Ergebenheit, wurde von ihm zum Geſandten an die Königin Eliſabeth ernannt und zeigte auch hier, wie ſehr das Wohl ſeines Königs ihm am Herzen lag. Nachdem Heinrich zum Katholicismus übergetreten war, zog ſich M. vom Hofe zurück und war mehr als jemals der Stützpunkt der Kalviniſten. Im J. 1595 ſchrieb er eine Abhandlung über das Abendmahl, die ihm die Feindſchaft aller katholiſchen Geiſtlichen zuzog und weshalb am 4. Mai 1600 zu Fontainebleau eine Unterredung zwiſchen ihm und dem Biſchofe von Evreux Duperron ſtattfand; doch die Sophiſtereien ſeines Gegners ſiegten über ihn und dadurch verlor ſeine Partei bedeutend an Anſehn. Heinrich IV. war ermordet; ſein Nachfolger bezeigte M. viele Güte, ohne ihn jedoch in den Miniſterrath aufzunehmen und als er vergeblich ſich bemüht hatte Ludwig XIII. zu ſanfteren Maßregeln gegen die Hugenotten zu bewegen, zog er ſich 1621, da er ſein Gouvernement Saumur verloren, auf ſeine Baronie Laforêt-ſur-Sèvre in Poitou zurück. Hier ſtarb er am 11. Nov. 1623. Nicht mit Unrecht nennt man ihn den Papſt der Hugenotten, ertheilt ihm Voltaire in der Henriade Lobſprüche; doch vergleiche man dagegen was Huet ihm tadelnd vorwirft. Von ſeinen Schriften erwähnen wir: „Abhandlung über das Leben und den Tod" (Genf 1575); „Ueber die Wahrheit des Chriſtenthums" (1580); „über das Abendmahl" (1598; vollſtändige Ausgabe, Paris 1825) und „Memoires et correspondance pour servir à l'histoire de la réformation en France" (1624; neue, nach dem Manuſcript gefertigte Aufl., 12 Bde., Par. 1824), die einen ſehr wichtigen Beitrag zur Geſchichte Frankreichs enthalten.

Morpeth, Viscont Howard, Lord, Generalſecretär von Irland unter Melbourne's Miniſterium, wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (um 1800) in einer angeſehenen in Irland begüterten proteſtantiſchen Familie geboren und kam bald nach Vollendung ſeiner wiſſenſchaftlichen und politiſchen Erziehung durch ſeine ausgedehnten Familienverbindungen in das Parlament, wo er mehrere Jahre lang die Weſtriding von Yorkſhire, einen der bedeutendſten ländlichen Wahlbezirk in England, repräſentirte und durch ſeine beſonnene Freiheitsliebe, wie durch die Feſtigkeit ſeiner Geſinnungen ſich die allgemeine Achtung erwarb. Es war in der Zeit, als nach dem Sturze des erſten bereits durch mannichfache Wechſel hindurchgeſchrittenen Reformcabinets das ganze britiſche Inſelreich in neue fieberhafte Aufregung kam. Bei dem neueröffneten Parlament erklärte er durch ſein Amendement zu der Adreſſe der Toryverwaltung im Namen der Reformpartei den Krieg und wurde, als Peel von den Geſchäften zurücktreten mußte, für die der gemeinſamen Sache geleiſteten Dienſte mit der wichtigen Stelle eines Staatsſecretärs für die iriſchen Angelegenheiten belohnt. Seiner weiſen, umſichtigen und vorurtheilsfreien Verwaltung dieſes wichtigen Amtes gebührt zum großen Theil der Ruhm, daß Irland nach Jahrhunderten der furchtbarſten und blutigſten Zerrüttung zu einiger Ruhe kam. Im Jahre 1841, als die Tories wieder zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zurückkehrten, verlor er dieſe Stellung wieder und trat als Parlamentsglied wieder ein. Doch erhielt er 1846 wieder eine Stelle in dem neuen Whigminiſterium.

Morpheus (der Bildner), der Gott der Traumgeſtalten, der bildende Traumgott, fähig jegliche Geſtalt anzunehmen und in dieſer bald beruhigend, bald beunruhigend den Menſchen zu erſcheinen, zu denen er auf Befehl der Götter herniederſchwebt, um ihnen durch Traumbilder ihr Schickſal zu verkünden oder ſie mit dem Willen der Götter bekannt zu machen. Er iſt der vornehmſte der Traumgötter, dargeſtellt als Greis und geflügelt, aus einem Horn ſchlafbringenden Duft ausgießend.

Morphin wurde im Jahre 1804 von Sertürner entdeckt und 1816 als eine organiſche Salzbaſis erkannt. Es iſt im Opium enthalten und darin an Mekanſäure gebunden, in kaltem Waſſer unlöslich, in Weingeiſt löslich und bildet mit Säuren Salze.

Morphologie (v. d. griech. *μορφη* Geſtalt und *λογος* Lehre), iſt die Wiſſenſchaft der freien Geſtaltung der Naturkörper, und zerfällt in M. im engern Sinne oder die

Digitized by Google

vom Geſtalten, und Morphographie oder Lehre (Beſchreibung) von der Geſtaltung der Subſtanz. Beide machen die *unorganiſche* und *organiſche* Natur zum Gegenſtande ihrer Betrachtung. — Goethe war der erſte, der auf dieſe ſtete Thätigkeit der Körper aufmerkſam machte, und darlegte, wie namentlich die organiſchen Körper eine ſtete Umgeſtaltung erleiden und wie ſie ſcheinbar Ein Ganzes, doch aus mehreren ſelbſtändigen exiſtirenden Weſen beſtehend, in fortwährender Trennung und Verbindung begriffen ſind und die mannichfaltigſte Production bewirken. Um von den unzähligen Geſtaltungsarten nur einige Beiſpiele anzuführen, machen wir auf das Fortpflanzen der Gewächſe durch Augen und Senker, auf das der Infuſionsthierchen durch Trennung ihres Körpers, in Länge- oder Querſpaltungen, oder durch Zerplatzen desſelben und dadurch erfolgtes Austreten von Kügelchen, aufmerkſam. So entſtehen auch aus den zerſchnittenen Stücken der Polypen und Regenwürmer neue Weſen. Vgl. übrigens Goethe's Beiträge zur Naturgeſchichte und M. (Tübing. 1817 folg.).

Morriſon, Rob., proteſtantiſcher Miſſionär, geb. am 5. Jan. 1782, wurde von der engliſchen Bibelgeſellſchaft 1806 nach den engliſchen Faktoreien Kanton und Macao in China geſchickt, um daſelbſt die chineſiſche Sprache zu erlernen und die Bibel in dieſe Sprache zu überſetzen. Im J. 1815 gründete M. zu Malacca in Hinterindien ein engliſch-chineſiſches Collegium, zum Studium der engliſchen und chineſiſchen Literatur und zur Verbreitung des Chriſtenthums. Nach 17jährigem Aufenthalte in China kehrte er 1823 nach England zurück und brachte eine Sammlung von 10,000 Büchern in chineſ. Sprache mit ſich dahin. Im J. 1826 ging er im Auftrag der Oſtindiſchen Compagnie abermals nach China, wo er ſpäter bei den eintretenden Streitigkeiten der Engländer mit der chineſ. Regierung gebraucht wurde. Im Juli 1834 begleitete er als Dolmetſcher den brit. Geſandten, Lord Napier, nach Kanton und ſtarb daſelbſt am 1. Aug. 1834. Seine Schriften, unter denen wir erwähnen: „Horae sinicae s. Traductions tirées de la littérature vulgaire des Chinois“ (London 1812); „Grammaire de la langue chinoise“ (Serampore 1815); „Dictionnaire chinoise-anglais et angl.-chin.“ (Macao 1815—22); „Des Melanges chinois“ (1824) ſind zur Kenntniß der chineſiſchen Sprache und Literatur höchſt wichtige Quellen.

Morſellen nennt man ein trocknes, in Tafeln geformtes, zuckriges Arzneimittel, welches, außer dem aus ſeiner Auflöſung in Waſſer eingedickten, geſtaltgebenden Zucker, gewöhnlich Gewürze, gewürzhafte Samen und Rinden und eingemachte Früchte enthält.

Mortalität, ſ. *Sterblichkeit*.

Mortier, Eduard Adolf Caſimir Joſeph, *Herzog von Treviſo*, Marſchall und Pair von Frankreich, 1768 zu Cambrai geboren, trat 1791 als Lieutenant in ein Carabinierregiment, hierauf als Hauptmann in das 1. Bataillon der Freiwilligen des Norddepartements und that ſich hervor in den Schlachten bei Quibéron, Jemappes, Neerwinden und Hondſchooten. Im J. 1799 ward er Brigadegeneral und in demſelben Jahre noch Diviſionschef. Am 15. März 1800 zum Commandanten von Paris ernannt, gab ihm der fehlgeſchlagene Verſuch gegen das Leben des erſten Conſuls am 3. Nivoſe Gelegenheit, dieſem ſeine eifrige Ergebenheit an den Tag zu legen. Bonaparte beauftragte ihn 1803, das Kurfürſtenthum Hanover zu beſetzen und machte ihn nach ſeiner Zurückkunft zum General der Conſulargarde und am 19. Mai 1804 zum Marſchall von Frankreich. Der erſte Feldzug, den der neue Marſchall im Octbr. 1804 unternahm, brachte ihm eine Niederlage bei Dürnſtein durch Kutuſow. Glücklicher war er im Feldzuge 1806; er beſetzte im Nov. das Kurfürſtenthum Heſſen, hierauf die Hanſeſtädte, that den Schweden Abbruch und hatte Theil an dem Siege bei Friedland. Hierauf nach Spanien geſchickt, eroberte er in Verein mit Lannes Saragoſſa, gewann die Schlacht bei Ocaña und zeichnete ſich vor Bajadoz aus. Er machte den ruſſiſchen Feldzug mit und erhielt in Moskau den Auftrag den Kreml in die Luft zu ſprengen. Als Chef der 1813 errichteten neuen Garde kämpfte er in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Dresden, Hanau und 1814 in Frankreich. Am 8. April ſtimmte er für Napoleon's Entſetzung. Nach der Reſtauration wurde

Digitized by Google

er Pair von Frankreich. Im J. 1815 trat er wieder in Napoleon's Dienſte. Nach deſſen zweitem Sturze ſtrich ihn Ludwig XVIII. aus der Liſte der Pairs, ernannte ihn aber zum Commandanten in Rouen. Im J. 1816 kam M. in die Deputirtenkammer und 1819 erhielt er die Pairswürde von Neuem. Ludwig Philipp ernannte ihn nach ſeiner Thronbeſteigung zum Geſandten in Rußland, in welcher Würde ihm 1833 Maiſon folgte. Im folgenden Jahre wurde er Kriegsminiſter und Präſident des Miniſterraths, welche Würde er jedoch nur vom 18. Nov. 1834 bis zum 20. Febr. 1835 bekleidete. Am 28. Oct. 1835 wurde der alte Krieger ein Opfer der Schändlichkeit des Corſen Fieschi, welcher bei Gelegenheit der Muſterung der Pariſer Nationalgarde die berüchtigte Höllenmaſchine auf Ludwig Philipp und deſſen Gefolge abſchoß und dabei 15 Perſonen, unter dieſen den Herzog von Treviſo tödtete und 27 verwundete, ohne ſeine ſchändliche Abſicht zu erreichen. Mit den übrigen Opfern erhielt er ſeine Ruheſtätte im Dome der Invaliden und auf der Place du Château ein Denkmal mit der Büſte von Bra. Seiner Witwe und ſeinen vier Kindern bewilligten die Kammern eine jährliche Penſion von 20,000 Fr.

Mortificiren, Todtmachen ohne Tod, heißt im theologiſchen Sinne der Verſuch, durch Selbſtpeinigung das ſinnliche Leben dergeſtalt zu ertödten, daß, ohne ein Abſterben des Menſchen, dieſer doch für den Genuß der Sinnenwelt abgeſtorben ſei. Im rechtlichen Sinne iſt M. die Ungiltigkeitserklärung eines in ſeinen äußeren Merkmalen zwar noch vorhandenen, aber in Wahrheit erledigten Anſpruchs z. B. eines verloren gegangenen Wechſels. Das Papier iſt nicht da, aber auch ſein Inhaber kann keinen Anſpruch mehr darauf gründen, da der wahre Anſpruch, deſſen Träger es war, durch Uebereinkunft der Contrahenten erledigt, oder auf ein anderes Papier übertragen worden iſt. Bei Staatspapieren heißt dieſe Handlung Amortiſation.

Mortimer, Roger, Graf von, ums Jahr 1287 an der Grenze von Wales geboren, wurde mit Eduard II., damals Prinzen von Wales, erzogen, diente demſelben als General in den Kriegen in Schottland, Irland und der Gascogne, erhielt ſodann die Statthalterſchaft in Irland im Jahre 1320, vereinigte ſich jedoch mit den Baronen gegen die Spenſers und erhob die Fahne der Empörung. Allein M. ward gefangen und in den Tower geſperrt. Von dort entwich er, floh nach Frankreich und wurde der Liebhaber der Königin Iſabelle, welche, ebenfalls ſtrebend, die Spenſers zu ſtürzen, ſich mit ihm verband, um gewaffnet nach England zurückzukehren. Vom Grafen von Hennegau unterſtützt, landeten ſie (1326) an der Küſte von Suffolk und gelangten durch die Zahl ihrer Anhänger dahin, den König zu entthronen und die Krone auf das Haupt ſeines Sohnes zu ſetzen (1327). In demſelben Jahre ließ M. Eduard II., welchen er auf dem Schloſſe Berkeley gefangen hielt, ermorden. Keineswegs bemüht, in den vom Parlament eingeſetzten Regentſchaftsrath aufgenommen zu werden, machte er ſelbigen doch ſo gut wie nichtig, riß die ganze königliche Gewalt an ſich und wurde bald verabſcheut. Bei einem Einfalle der Schotten in England verhinderte er Eduard III. eine Schlacht zu liefern, zum Verdruß der engliſchen Patrioten. Damals gab er auch ſeine Einwilligung dazu, Robert Bruce als unabhängigen Souverän des Königreichs Schottland anzuerkennen. Dieſer Vertrag ſteigerte die Erbitterung der Nation, allein M. wußte die Unzufriedenen noch eine Zeitlang durch Schrecken niederzuhalten, durch den, an dem Grafen von Kent ausgeübten juriſtiſchen Mord und durch die Gefangennehmung des Grafen von Lancaſter, Oheims des jungen Königs. Sein Hochmuth, ſeine Verſchwendungsſucht kannten nun keine Grenzen mehr, ſodaß ſein eigner Sohn Gottfried ihn den König der Narrheit nannte. Unterdeſſen hatte Eduard III. ſein 18. Jahr erreicht; er ergriff jetzt ſelbſt die Zügel der Regierung und eine ſeiner erſten öffentlichen Handlungen war, jenen übermüthigen Diener verhaften und ihm den Proceß machen zu laſſen. Das Parlament verdammte den Grafen, da die wider ihn vorgebrachten Punkte notoriſch waren, ohne ſeine Vertheidigung anzuhören, zum Tode und M. ward im Jahre 1330 bei Smithfield gehängt.

Mortuarium, ſ. Todte Hand.

Morus, Thomas, Großkanzler von England, 1480 zu London geboren, war der

Sohn eines der Richter am Kingbench. Der Cardinal Morton, Erzbiſchof von Canterbury nahm ihn zu ſich ins Haus, erzog ihn erſt ſelbſt und ſchickte ihn dann nach Oxford. M.'s Fortſchritte in allen Fächern der Wiſſenſchaft waren ſchnell und glänzend. Sich dem Advocatenſtand widmend, erwarb er ſich darin ſolchen Ruf, daß er mit Erreichung des geſetzmäßigen Alters auch ſogleich ins Parlament gewählt wurde. Der erſte Schritt ſeiner neuen Wirkſamkeit war die Beſeitigung einer drückenden Auflage, die Heinrich VII. ausſchreiben wollte. Wolſey ſtellte ihn Heinrich VIII. vor und M. wurde Geh.-Rath. Der Monarch machte ihn zu ſeinem Vertrauten, ernannte ihn zum Kanzler der Schatzkammer und gebrauchte ihn zu mehreren wichtigen Sendungen, namentlich bei den Conferenzen in Cambrai, wo er zu Schließung des Tractats mit beitrug. Nach Wolſey's Sturz wurde er Großkanzler, welches Amt er mit viel Eifer, Redlichkeit und Uneigennützigkeit verwaltete. In weniger als zwei Jahren hatte er alle von früher her, mitunter ſeit 20 Jahren noch unentſchiedenen Rechtshändel ins Reine gebracht. M. kannte genau den Charakter Heinrich's VIII. und ſah den Lohn ſeiner offenen Redlichkeit voraus. Als Heinrich VIII., ſeine Eheſcheidung durchzuſetzen, mit dem röm. Stuhle völlig brach, ſuchte er vergebens durch Bitten, Befehle und Drohungen die Mitwirkung ſeines populären Kanzlers zu gewinnen. M. hielt die Sache wie das Verfahren gegen Recht und Gewiſſen, legte 1532 ſeine Aemter nieder und zog ſich in Armuth mit ſeiner Familie nach Chelſea zurück. Als er 1534 das neue Succeſſionsſtatut, welches zugleich die erſte Ehe des Königs für nichtig erklärte, beſchwören ſollte, war er bereit die Erbfolge zu beſchwören, doch die übrigen Punkte wies er zurück, weil ſie ſein Gewiſſen beſchwerten. Der König ließ ihn deshalb mit dem Biſchof Fiſcher in den Tower bringen und ſehr hart behandeln. Um ihn vollends zu verderben, ließ ihm Heinrich VIII. den Suprematseid vorlegen, den M. ebenfalls nicht beſchwören wollte. Die härteſten Drohungen, die berechnetſten Schmeicheleien, die verlockendſten Anerbietungen glitten an M.'s Feſtigkeit ab. Der Kronanwalt Rich, welchem die Leitung des Proceſſes gegen M. übertragen war, ſpielte gegen ihn abwechſelnd die Rolle des Richters und des Freundes, legte ihm alle Arten von Fallſtricken, um ihn zu fangen. Als M. ſein Todesurtheil verkündigt ward, mit der Bemerkung, der König habe aus beſonderer Gnade die Strafe des Galgens in die des Schwertes verändert, war ſeine Antwort: „Gott bewahre meine Freunde vor einer ähnlichen Gunſtbezeugung; ich hoffe, meine Kinder werden derſelben nicht bedürfen". Nachdem er ſich durch den Troſt der Religion zu ſeinem letzten Gange vorbereitet, wurde er am 6. Juli 1535 auf der Platteform des Tower enthauptet. Seine Tochter, Margarethe Roper, ließ das Haupt ihres unglücklichen Vaters, das 14 Tage lang auf der London-Brücke zur Schau ausgeſtellt worden, in der St. Dunſtans Kapelle von Canterbury beiſetzen; der Körper ruht in der Kirche zu Chelſea. — An Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit, beſcheidenem Sinn und wahrer Hochherzigkeit war Thomas Morus ein Muſter ſeines Jahrhunderts. Er beſaß eine unerſchütterliche Kaltblütigkeit, eine ſtets heitere Miene und umgängliches Weſen. Am Hofe war er ohne Hochmuth, auf dem Schaffot ohne Zaghaftigkeit. M. war einer der liebenswürdigſten Männer ſeines Zeitalters und dabei einer der gelehrteſten Literaten. Er drückte ſich leicht und natürlich aus; ſein Styl iſt elegant, von einer reinen Latinität. Seine Werke ſind, in 2 Foliobänden geſammelt, herausgekommen, die in engliſcher Sprache geſchriebenen zu London 1559, die lateiniſchen zu Löwen 1566. Das bekannteſte daraus iſt ſein „Utopia, de optimo reipublicae statu", ein Werk der Republik des Plato ähnlich, eine Jugendarbeit des Verfaſſers. Außerdem „Leben Richard's III." und „Eduard's V." ſo wie die Abhandlung „Quod pro fide mors non sit fugienda" eine Frucht ſeiner Gefangenſchaft im Tower. M. Cayley hat 1808, in 2 Bänden, „Memoirs of the More" in engliſcher Sprache herausgegeben. Biographien dieſes berühmten Briten gibt es von ſeinem Schwiegerſohn, Will. Roper, Oxfort 1716; von ſeinem Enkel Thom. More 1627 (von Jöcher ins Deutſche überſ., Lpz. 1741) u.A. Sein letzter männlicher Nachkomme war der 1795 geſtorbene Thomas More; ſeine Familie erloſch gänzlich 1815 in der Lady Ellenborough. Vgl. Rudhart „Thom. M." (Nürnb. 1829); Mackintoſh „Life of Sir Thom. M." (Lond. 1830);

Digitized by Google

der Prinzeſſin von Craon „Thom. M.“ (2 Bde. Par. 1833) und „Thomas M. und ſein berühmtes Werk Utopia“ (deutſch, mit Einleitung von Oettinger, Lpz. 1846).

Morus, Sam. Friedrich Nathanael, ein ausgezeichneter claſſiſcher Theolog und ſcharfſinniger Ausleger, geb. den 30. Nov. 1736 zu Lauban in der Oberlauſitz, ſtudirte zu Leipzig 1754, wurde 1760 Magiſter, ſchrieb eine ausgezeichnete Schrift über „Verwandtſchaft der Geſchichte und Beredtſamkeit mit der Dichtkunſt“ und begründete ſich dadurch und durch einige andere kleinere allgemeingeſchätzte Schriften, ſowie durch ſeine Vorleſungen über griechiſche und lateiniſche Autoren einen verbreiteten Ruf, ſodaß er bereits 1771 ordentl. Prof. der griech. und lat. Sprache, 1780 Ephorus der kurfürſtlichen Stipendiaten und 1786 zweiter theologiſcher Profeſſor, Domherr und Mitglied des Conſiſtoriums wurde. Fleiß und planmäßiges Studium hatte bei ihm die ſchönſten Früchte getragen. Er war heimiſch in den theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften und ſein Verdienſt um dieſe durch ſorgfältige Unterſuchung und umſichtige Prüfung, iſt unbeſtritten. Dieſen Grundſatz hält er in allen ſeinen Schriften feſt, unter denen wir ſeine Commentatt. de interpretatione rel. scriptor. et monum. (Lpz. 1790); De altioris natura et rat. (Ebend. 1795); Commentt. soc. phil. Lips. (1801); Grundriß der Archäologie (1816) und viele andere Abh., Anm., Ueberſetzungen hiſt. theolog. Schriften, neben zahlreichen Ausgaben der Claſſiker erwähnen. Zu den geſchätzteſten theologiſchen Schriften gehören ſeine Ueberſetzungen des Briefes an die Hebräer, ſowie ſein Epitome Theologiae Christianae (1789). Er ſtarb 1792.

Moruſi iſt der Name einer berühmten Fanariotenfamilie. — Konſtantin M. Hospodar der Moldau, wurde des Einverſtändniſſes mit den Ruſſen verdächtig, 1806 von der Pforte abgeſetzt, durch Rußlands Einfluß im J. 1812 wieder eingeſetzt, in demſelben Jahre aber ermordet. — Demetrios M. war ein Mann von hoher wiſſenſchaftlicher Bildung und voll glühender Liebe für ſein Vaterland. Er entwarf einen ſehr großartigen Plan für das Unterrichtsweſen ſeiner unterdrückten Landsleute und wußte auch den Divan für denſelben zu gewinnen. Im J. 1812 war er als Dragoman beim Congreß zu Bukareſt, machte ſich hier der Hinneigung zu Rußland verdächtig und wurde nach ſeiner Rückkehr in Schumna, im Lager des Großveziers, von ſeiner eigenen Ehrenwache getödtet, ſein Kopf aber nach Konſtantinopel geſendet, wo man gleichzeitig auch ſeinen Bruder Panajotti enthauptete. — Zwei ſeiner Neffen waren, als der Aufſtand der Griechen ausbrach, im Dienſte der Pforte; der eine, Konſtantin M., als Dragoman, der andere beim Arſenal. Beide wurden bei der allgemeinen Niedermetzelung im J. 1825 umgebracht. Dagegen entkam Konſtantin's Gemahlin mit ihren neun Kindern auf einem raguſaniſchen Schiffe nach Odeſſa. Sie erhielt ſpäter vom Kaiſer Alexander eine Penſion, und ihre Söhne ſtudirten in Paris. Der eine derſelben, Demetrios M., iſt der Verfaſſer des „Geſanges der Sulioten“.

Morveau, Louis Bernard Guyton, Baron, ein Chemiker, iſt vorzüglich durch ſeine Räucherungen von ſalzſauren Dämpfen bekannt, die ſich als Präſervativ gegen epidemiſche Krankheiten, wie in neuerer Zeit bei der Choleraepidemie bewährt haben. Sie beſtehen aus 3 Theilen Kochſalz, einem Theil Braunſtein, auf die man 2 Theile concentrirte Schwefelſäure, die vorher mit gleichviel Waſſer verdünnt iſt, gießt. Er wurde zu Dijon den 4. Jan. 1737 geboren, und war früher Generaladvocat beim Parlament zu Dijon, wo er ſich durch ſeine Beredtſamkeit und Rechtſchaffenheit auszeichnete. Im Jahre 1791 war er Mitglied der Nationalverſammlung, hierauf des Convents, trat aber 1797 wieder in den Privatſtand zurück. Später wurde er Director des polytechniſchen Inſtituts, das er mit gründen half und nach der Reſtauration penſionirt. Sein Lieblingsfach war und blieb die Chemie, die er früher 13 Jahre hindurch in Dijon lehrte. Seine „Description complete de ses procédés de désinfection“ erſchien im Jahre 1801, überſetzt wurde ſie von Pfaff, unter dem Titel: „Abhandlung von den Mitteln, die Luft zu reinigen, von Guyton de Morveau“ (Kopenh. 1802). Er ſtarb den 2. Jan. 1806.

Moſaik oder muſiviſche Arbeit iſt eine Art von Gemälden, welche aus far-

Digitized by Google

digen Steinen, Glasflüſſen oder verſchiedenartigen Hölzern zuſammengeſetzt werden. Die Entſtehung dieſer Gemälde iſt unbekannt. Wahrſcheinlich wurde die M. im Orient erfunden, erhielt aber erſt bei den Griechen höhere Ausbildung. Wann ſie unter dieſen bekannt worden iſt, iſt ebenfalls ungewiß, aber in der ſpätern Zeit wurde dieſe Kunſt von den Griechen ſehr eifrig geübt und verfeinert. Noch beliebter aber war ſie bei den Römern, denen ſie ſeit Sulla bekannt wurde. Bei ihnen hatten die Gemälde verſchiedene Namen. Waren ſie aus ziemlich großen quadratiſchen Stücken zuſammengeſetzt, ſo hießen ſie opera tesselata oder quadrataria, am Fußboden angebracht, hießen ſie pavimenta lithostrota, an den Wänden und Decken opera musea oder musiva. Hiervon wurden ſpäter alle Arbeiten der Art muſiviſche, muſaiſche, moſaiſche Arbeiten genannt. Sie waren bei den Römern ſo allgemein verbreitet, daß in den Städten, ſelbſt in den kleineren, faſt alle Häuſer mit dergleichen Arbeiten geſchmückt waren. In allen Ländern, in welche die Römer gekommen ſind, findet man daher noch heute dergleichen Kunſtwerke. Vgl. J. Ciampicini, vetera monumenta, in quibus praecipue musiva opera illustrantur. — Dieſe Kunſt erhielt ſich unter den byzantiniſchen Griechen und wurde von dieſen am Ende des 13. Jahrh. nach Italien zurückgebracht. Hier wurde ſie nun vorzugsweiſe zu Ausſchmückung von Kuppeln benutzt und um Originalgemälde berühmter Meiſter zu verewigen. Giambattiſta Calandra und Peter Paul v. Chriſtophoris förderten dieſe Kunſt vorzugsweiſe. In neueren Zeiten ſind beſonders zwei Arten der M. berühmt: die römiſche und die florentiniſche. Die letztere bedient ſich nur der Steine, die erſtere jedoch auch der Glasſtifte. Die M. in Holz nennen die Italiener Tanſia oder Tarſia, die Franzoſen Marqueterie. Philipp Brunelleſchi und Giovanni da Verona brachten es hierin zu großer Vollkommenheit. Das Verfahren bei der M. iſt folgendes: auf ſtarke, ſteinerne Platten wird ein Kitt aufgetragen und in dieſen die Marmor- oder Glasſtücke eingeſetzt. Iſt der Kitt dann getrocknet, ſo wird das Werk polirt. In neuern Zeiten hat man Moſaikgemälde vervielfältigt, indem man ſie in 2 bis 3 Platten quer zerſägte, welche dann alle daſſelbe Gemälde enthalten. Im J. 1819 hat Franz Xaver Fernbach (geb. zu Waldkirch im Breisgau) mit Hilfe gründlicher Studien in der Chemie und Mineralogie eine Behandlung der Moſaiken erfunden, welche die täuſchendſte Nachahmung zuläßt. Auch hat Prof. Blank zu Würzburg eine Moosmoſaik erfunden und beſchrieben. Vgl. J. B. Blank „Beſchreibung ſeiner Moſaikgemälde“, (Würzb. 1820).

Moſaiſche Religion iſt die Religion, welche Moſes dem Volke Isräel gab, als er daſſelbe aus Aegypten führte, und welche uns in den 5 Büchern Moſes (Pentateuch) aufbewahrt iſt. Sie iſt nicht neu von Moſes gegründet, inwiefern die Grundwahrheiten derſelben ſich ſchon in dem Glauben der Erzväter finden; auch iſt ſie, wie ſie im Pentateuch uns aufbewahrt iſt, nicht von ihm ſelbſt niedergeſchrieben, da dieſer dem größern Theile nach aus ſpäterer Zeit herrührt: wie ſie ſich aber darin findet, ſo wird ſie für moſaiſch auch jetzt noch angeſehen, und iſt wenigſtens der Grund, auf den der ächte Moſaiſt zurückkommen muß. Der ſyſtematiſche Ueberblick derſelben ſtellt ſich in folgenden Punkten heraus: Es iſt ein einziger Gott, der vollkommenſte Geiſt, der zwar unter Bildern menſchlicher Eigenſchaften der Erkenntniß vermittelt werden kann, aber unter keinem ſichtbaren Bilde verehrt werden darf. — Er hat ſich dem Menſchen zuerſt durch ſeine Schöpfung, dann durch einzelne Menſchen: Adam, Abraham, Moſes, durch vermittelnde Geiſter, Geſchichte und Träume offenbart. Er hat die Welt und Alles, was darinnen iſt, erſchaffen, was ſo dargeſtellt wird, daß er ſie aus einer mit Waſſer bedeckten ungeordneten Maſſe, durch ſein Schöpferwort in einer Stufenfolge von 6 Tagen hervorgebracht hat; oder: die Erde war da, aber unfruchtbar und leer, durch Nebel wurde ſie befeuchtet. Der Mann wurde aus Erde gebildet, wie die Thiere, dann das Weib aus des Mannes Rippe. Gott erhält und regiert fortwährend die Welt, ſchreitet aber dabei mit Wundern ein. Die Engel ſind blos Sinnbilder der Gotteserſcheinungen, keine Gegenſtände für Andacht und Glauben. Gott als thätig in der Natur wird Geiſt Gottes genannt, iſt aber als ſolcher kein beſonderer Gegenſtand der Anbetung. Die Lehre von der Unſterblichkeit iſt kein be-

Digitized by Google

ſonderer Glaubensartikel; was davon vorkommt iſt Privatanſicht einzelner Weiſen. Moſes wollte damit die Mythologie vermeiden und die Menſchen für die Erde tüchtig machen. — Der Menſch trägt das Ebenbild Gottes, ſeine moraliſche Natur aber wurde verderbt, durch Ungehorſam gegen den beſtimmt ausgeſprochenen Willen Gottes, verleitet durch Luſttrieb und Verſtandesklügelei, was unter dem Bilde der Eva und der Schlange dargeſtellt wurde. Immer wieder von Neuem ſündigt ſeitdem der Menſch, und muß ſich deshalb immer wieder von Neuem durch Buße und Opfer mit Gott verſöhnen. Die Moral der moſaiſchen Rel. iſt in dem Civilgeſetze enthalten, welches dadurch das Anſehen moraliſcher Vorſchriften bekam, daß Gott ſelbſt als König des Volkes galt, (Theokratie.) Die moraliſche Grundlage dieſer Geſetze ſind die 10 Gebote, 2. Moſ. 20. Gegen den Geiſt dieſer 10 Gebote blieb aber in der Geſetzgebung noch Manches ſtehen, was zu tief auf den Vorurtheilen wurzelte, z. B. die Blutrache, die Leichtigkeit der Eheſcheidungen. Die Reinigkeitsvorſchriften waren ſtreng in Bezug auf Keuſchheit, Krankheit und Diät (ſ. moſaiſches Recht). Der Cultus beſtand meiſt in Opfern, welche in und vor der Stiftshütte (ſ. d.) von Prieſtern vollführt wurden; hiezu kamen noch Gelübde, Faſten, Gebet und Segensſprüche. Zu den Opferthieren durften nur Rinder, Ziegen, Schafe und Tauben fehllos und von einem gewiſſen Alter genommen werden. Der Opfernde, vorher geheiligt, brachte das Opferthier dar mit der Ceremonie der Händeauflegung und ſchlachtete es; die Prieſter fingen das Blut auf und ſprengten es bei verſchiedenen Opfern verſchieden; der Opfernde zog das Thier ab und zerſtückte es; die Prieſter beſorgten das Verbrennen. — Unter den Opfern unterſchied man Dankopfer, wobei der größte Theil verſchmauſt wurde. Sünd- und Schuldopfer wurden zur Sühnung ſolcher Vergehungen und Verunreinigungen gebraucht, die bürgerlich nicht ſtrafbar waren, wobei das Blut meiſt ins Heiligthum geſprengt wurde. Brandopfer war das vorzüglichſte. Es hatte den Zweck allgemeiner Verſöhnung und das blos männliche Opferthier mußte gänzlich verbrannt werden. Die unblutigen Opfer beſtanden in Mehl, Gebäcke, gerösteten Körnern, Oel, Weihrauch und Salz; ein Theil wurde verbrannt, das Uebrige gehörte den Prieſtern. Das Trankopfer aus Wein beſtehend, wurde um den Altar gegoſſen. Rauchwerk war bei mehreren Speisopfern, und eine beſondere köſtliche Miſchung täglich. Ein Theil der Erſtlinge aller Erzeugniſſe mußte dargebracht werden und gehörte den Prieſtern; alle Erſtgeburt war heilig und die von Menſchen mußte gelöst werden. — Gelübde, bei allen alten Völkern gebräuchlich, einmal ausgeſprochen, mußten gehalten werden; nach Verlauf der Ablöſungszeit löste ſich der Geweihte durch Opfer. — Der Bann war eine unlösbare Art, Gott etwas zu weihen, z. B. Beute. — Moſes verordnete nur ein einziges öffentliches Faſten. Von Opfergebeten kommt wenig vor, dagegen aber die prieſterliche Segensformel, 4. Moſ. 6, 22—24, worauf die Gemeinde mit Amen antwortete. Man fiel beim Gebete nieder, theils kniete man, theils ſtand man mit ausgebreiteten Händen. — Ordnung des Gottesdienſtes. — Beim täglichen Gottesdienſt wurde jeden Morgen und Abend ein Lamm geopfert; im Heiligthume wurde zu eben dieſer Zeit geräuchert, und die ganze Nacht hindurch brannte die Lampe. — Der Sabbath, der ſiebente Wochentag, ein den Hebräern ganz eigenthümliches Feſt, gebot Ruhe für Menſchen und Vieh. Außer dem täglichen Opfer kam noch ein Sabbathopfer hinzu und die Schaubrode für die künftige Nacht wurden aufgelegt, 2. Moſ. 40, 4. Der Neumond wurde als ein erhöheter Sabbath gefeiert, 4. Moſ. 28, 11—15, und unter den Neumonden wurde der 7. im Jahre mit Poſaunenblaſen verkündet und noch feierlicher begangen, 4. Moſ. 29, 1—8. Der große Verſöhnungstag wurde am 10. des ſiebenten Monats gefeiert. An ihm entſündigte ſich der hohe Prieſter mit ſeiner Familie durch Blutbeſprengungen und Räuchern im Allerheiligſten, dann wurde das Volk durch zwei Ziegenböcke entſündigt, wovon der eine zu einem Sündopfer, der andere zum ſymboliſchen Träger der Sünde des Volks durchs Loos beſtimmt, jener geopfert, dieſer in die Wüſte entlaſſen wurde. Die drei großen Feſte: das Paſſah-, Pfingſten- und Laubhüttenfeſt wurden, das zweite ausgenommen, eine Woche lang mit 2 Sabbathen unter Verſammlung aller Israeliten beim Nationalheiligthume gefeiert; das Paſſah vom 14.

Digitized by Google

des Monats Niſan bis zum 21., das Feſt der ungeſäuerten Brodte zum Andenken an den Auszug aus Aegypten. Die Feier beſtand im Genuſſe des ungeſäuerten Brodes, im Opfer eines am Abende des 14. Niſan zu ſchlachtenden Lammes und in andern Opfern und Opfermahlzeiten. — Das Pfingſtfeſt, ſieben Wochen oder funfzig Tage nach Oſtern, wurde auch das Feſt der Wochen, das Erntefeſt und Erſtlingsfeſt genannt und mit Darbringung der Brod- und Mehlerſtlinge und anderer Opfer einen Tag lang gefeiert. Endlich das Laubhüttenfeſt am 15. des ſiebenten Monats. Von ſeiner doppelten Beſtimmung als Dankfeſt der Obſt- und Weinleſe und des Wohnens in Hütten auf dem Zuge durch die Wüſte, wurde es das Feſt der Einſammlung oder das Feſt der Hütten genannt und dauerte 8 Tage. Es war das fröhlichſte der Feſte und zeichnete ſich außer den zahlreichen Opfern noch beſonders durch die Laubhütten aus.

Dies die Grundzüge der moſaiſchen Religion, ihre Entwickelung folgende: Der einfache Glaube und Gottesdienſt der Patriarchen, war durch den Aufenthalt des iſraelitiſchen Volks in Aegypten mit dem dortigen Götzendienſte vermiſcht worden; in der eben angegebenen Form hatte ihn Moſes wieder gereinigt und weiter ausgebildet. In der Periode der Richter faßte der Götzendienſt neben dem Dienſte Jehova's Platz, der ſelbſt auch durch Bilderdienſt entweiht wurde. Unter Saul ſtiftete Samuel die Prophetenſchulen, wodurch die moſ. Religion eine freiere Entwickelung erhielt, indem die Propheten die ſymboliſchen Formen durchbrachen und ſich zu einer geiſtigen Anſicht erhoben in Verkündigung des göttlichen Wortes; die Prieſter dagegen blieben an den Symbolen hängen und erhielten dieſe in ihrer alten Abgeſchloſſenheit. David und Salomo gaben beſonders dem Cultus größeren Glanz, durch Erbauung des prächtigen Tempels zu Jeruſalem und Einführung der Kirchenmuſik und ſtifteten hierdurch zugleich einen Centralgottesdienſt. Nach der Trennung des Reichs findet ſich beſonders unter den zehn Stämmen der Bilderdienſt, wogegen die Propheten vergeblich warnen; mit dem von hieraus feſtzuſetzenden Unglücke, welches über das Volk immer mehr hereinbrach, bildete ſich aber als neue religiöſe Idee die Meſſiashoffnung, die, durch die Propheten genährt, von nun an feſtgehalten ward. Der Einfluß des Exils war, wie auch die ganze Denkart der Nation, ſo beſonders auch auf die Religion ſo nachwirkend, daß man die nachexiliſche Bildung auch in dieſer Hinſicht das Judenthum nennt, während die vorexiliſche der Hebraismus heißt. Die neue Anhänglichkeit an das moſaiſche Geſetz wurde Anhänglichkeit an den Buchſtaben; das Prophetenthum geht unter, vom Geiſte Moſes entfernt man ſich nur um ſo weiter, als man der metaphyſiſch-mythologiſchen Religionslehre, die unter dem Namen orientaliſche Philoſophie bekannt iſt, Eingang geſtattet. Dieſen neuen Einfluß ſehen wir beſonders in der Dämonologie, der Lehre vom Meſſias, von der Auferſtehung und ewigen Vergeltung hervortreten. Es entſtehen hierdurch verſchiedene Secten; die Phariſäer, welche neben der moſaiſchen noch die mündliche Tradition als religiöſe Autorität anerkannten; die Sadducäer beſchränkten ſich auf das Geſetz; die Eſſener und Therapeuten waren beſchaulich asceticſche Secten; und endlich bildet ſich durch Verbindung der griechiſchen Bildung mit der moſaiſchen Religion und orientaliſchen Weisheit eine freiere geiſtigere Religionslehre, wie ſie im Philo beſonders ſich zeigt. Schon zu dieſer Zeit alſo, mehr aber noch ſeit der Zerſtörung Jeruſalems, tritt der Moſaismus als bindende Religion hinter die Auslegung desſelben durch die Rabbinen zurück. Der Cultus änderte ſich ſchon dadurch weſentlich, daß die Einheit des Gottesdienſtes aufgehoben war, und an die Stelle des Tempeldienſtes der Synagogendienſt trat. Jene Auslegungen des Geſetzes in wiſſenſchaftliche Ordnung gebracht, hießen Miſchnah's, und deren entſtanden bald ebenſo viel, als bedeutende Geſetzgelehrte auftraten, bis ſeit dem 3. Jahrh. die Miſchnah des Jehuda als Schulbuch eingeführt wurde, und dieſe von nun an für den Einheitspunkt des Judenthums galt. Zu dieſer Miſchnah bildeten ſich wieder Commentare, die ſeit dem 4. Jahrh. unter dem Namen Talmud zuſammengefaßt wurden, wovon eine zweite Recenſion aus dem 5. Jahrh. noch jetzt die gültige iſt. Im 6. Jahrh. blüht zwar in einigen Gegenden das Schriftſtudium, konnte aber doch nicht bewirken, daß der reine Moſaismus das Anſehen der Miſchnah und des Talmuds brach. Noch weniger dazu geeignet waren die folgenden

Digitized by Google

Jahrhunderte, wo der Druck, unter dem das jüdiſche Volk in aller Herren Ländern lebte, alle freie Entwickelung verhinderte. Seit dem 12. Jahrhundert trat noch der Sohar, eine ſchriftliche Abfaſſung der Kabalah, zu den heiligen Büchern. Im 17. und 18. Jahrh. traten einige freier geſinnte Sectenführer auf, deren Freiſinnigkeit aber meiſt in Schwärmerei ausartete: ſo der Meſſias von Smyrna Schabbathai Zevi, wovon die Sabbathianer; Joſeph Frank (geſt. 1791), wovon die Frankiſten; Baal Schem, wovon die Secte der Beſchter oder Chaſidim. In Moſes Mendelsſohn aber 1729—1786 trat ein ächter Reformator des Moſaismus auf; er verwies auf das Studium der heiligen Schrift als letzte Quelle und wußte dieſe ſelbſt durch beſſere Ueberſetzung mehr einzuführen, ſowie er überhaupt durch ſeine ganze Bildung mächtig auf ſeine Genoſſen zu dieſem Zwecke zu wirken wußte. Hartwig Weſſeley, David Friedländer arbeiteten in ſeinem Geiſte weiter. Um ein zeitgemäßeres Ceremoniel und Erweiterung der Synagoge erwarb ſich Jacobſon große Verdienſte in Caſſel, in Deſſau, beſonders in Seeſen, wo er einen ſchönen Tempel mit einer Orgel bauete und in Berlin. An Anſchuldigungen hat es dabei nie gemangelt und auf ſolchem Grunde ruhen zum Theil die rohen Geſetze und Anſtalten, die gegen die Juden ſelbſt in der neuern Zeit noch ins Leben traten. Doch beginnt auch für das Judenthum in neueſter Zeit eine beſſere Periode, die ſich namentlich durch größere Toleranz und faſt völlige Gleichſtellung der Juden ankündigt. Dogmatiſch behandeln das Judenthum Formſtecher „Die Religion des Geiſtes" (Frankf. 1841); S. Hirſch „Syſtem der religiöſen Anſchauungen der Juden" (Bd. 1, Lpz. 1841—42), Steinheim u. A. Vgl. auch „Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft des Judenthums" (Berl. 1823).

Moſaiſches Recht oder moſaiſche Geſetzgebung, umfaßt die in den Schriften Moſis (im Pentateuch) enthaltenen geſetzlichen Vorſchriften. Das moſaiſche Recht zerfällt in das kirchliche oder Ceremonialrecht und in das politiſche oder bürgerliche. Dieſes enthält die Rechte und Verbindlichkeiten, welche die Iſraeliten als Bürger eines beſonderen Staates zu beobachten hatten: natürlich hat es mit dem Untergange des jüdiſchen Staats ſeine vollkommene Verbindlichkeit verloren. Einzelne dieſer Vorſchriften gelten nur inſofern, als ſie ausdrücklich oder ſtillſchweigend recipirt worden ſind, außerdem haben die Juden die Geſetze des Staats, in welchem ſie wohnen, anzuerkennen. Die Ceremonialgeſetze werden noch jetzt für die Juden für verbindlich gehalten, diejenigen ausgenommen, welche ihrem heutigen Zuſtande nicht mehr angemeſſen ſind. In chriſtlichen Staaten hat man einzelne Vorſchriften hinſichtlich der Ehe und der verbotenen Grade als verbindlich anerkannt. S. Michaelis: „Moſaiſches Recht" und Moſes Mendelsſohn „Ritualgeſetz der Juden".

Moſaisk oder Moſhaisk, im ruſſiſchen Gouvernement Moskwa, 12 Meilen von der Hauptſtadt, da wo die Moſhaika in die Moskwa fällt, Kreisſtadt mit 5000 Einw., hat der Schlacht zwiſchen den Ruſſen und Franzoſen, am 7. Sept. 1812 in den Berichten der letztern den Namen gegeben, während ſie bei den erſtern die Schlacht von Borodino heißt, Andere nennen ſie auch wohl die Schlacht an der Moskwa (ſ. d.).

Moscati, Pietro, geb. zu Mailand 1736, war ſchon im 22. Jahre ſeines Alters Profeſſor der Medicin zu Pavia und erlangte in kurzer Zeit einen großen Ruf. Bei den Ereigniſſen von 1796 betrat er die politiſche Laufbahn, ward 1798 zu einem der Directoren und bald darauf zum Präſidenten der cisalpiniſchen Republik erhoben; 1799 bei dem Eindringen der Ruſſen und Oeſterreicher verhaftet, bekam er aber dadurch ſeine Freiheit wieder, daß er bei einer Krankheit des Erzherzog Karl's zu Rathe gezogen wurde. Die Schlacht von Marengo entſchied wieder für ſeinen Eintritt in den Staatsdienſt; er wurde zur Conſulta in Lyon berufen, wo Napoleon im Jahre 1802 die cisalpiniſche Republik in die italieniſche umwandelte und war Mitglied der Staatsconſulta, die dem Kaiſer Napoleon im März 1805 die italieniſche Königskrone antrug. Hierauf erhielt er die Generaldirection des öffentlichen Unterrichts, ſowie die Würde eines Senators, Grafen und Staatsraths, wurde Großwürdenträger des Ordens der eiſernen Krone und Ritter der Ehrenlegion, Leibarzt des Vicekönigs Eugen und ſeiner Familie. Die politiſchen Veränderungen von

Digitized by Google

1814 entfernten ihn von den öffentlichen Angelegenheiten und er hörte nun auf eine ſo wichtige Rolle wie unter Napoleon zu ſpielen, doch ſeine Talente und ſein Charakter blieben immer ein Gegenſtand der öffentlichen Beachtung. Er ſtarb den 19. Jan. 1824 zu Mailand in einem Alter von 88 Jahren. Die Phyſik und Chemie verdanken ihm mehrere intereſſante Abhandlungen, wiewohl ihm ſeine große Lebhaftigkeit oft zu paradoxen Anſichten hinriß. So ſah er z. B. den Menſchen als ein dem Affengeſchlechte urſprünglich angehörendes, nur veredeltes Geſchöpf an und leugnete, daß der Menſch zum aufrechten Gange beſtimmt ſei. Vgl. hierüber: „Pietro Moscati delle corporee differenze essenziali, che passano fra la struttura de' brutti e la umana“ (Milano 1770, 8., ins Deutſche überſetzt von Joh. Beckmann, Götting. 1771).

Moſchee, Moskeh, Mesdſched, Mesdſchid, Mesdſchijet, nennen die Türken im Allgemeinen jedes ihrer Bethäuſer, ſowohl die kleineren gemeinlich von Holz aufgeführten, als die eigentlichen großen, reichen, für den öffentlichen Gottesdienſt beſtimmten und gemeinlich mit vieler Pracht erbauten Tempel. Die letztern haben gewöhnlich 2 und mehrere ſehr hohe Thürme (Minarets), bleierne Dächer, ſind viereckig mit einer Mauer umgeben und haben niedrige mit Ketten verhangene Eingänge, ſodaß man nur gebückt hineingehen kann. Im Innern ſind dieſe Bethäuſer einfach, die Wände weiß und mit Sprüchen aus dem Koran verziert. Bänke und Tiſche fehlen, nur der Iman ſitzt in der ſüdöſtlichen Ecke, wenn er das Gebet lieſt. Die Betenden richten ſtets ihre Blicke nach der Gegend, wo Mekka liegt, die gewöhnlich durch eine an der Wand befeſtigte Tafel oder einen Schrank (Kebla), worin die heiligen Schriften aufbewahrt werden, angezeigt iſt. Den Chriſten iſt jede M. verſchloſſen und nur hohe Perſonen, Geſandte u. dgl. erhalten Zutritt als beſondere Auszeichnung. Die prächtigſten und reichſten Moſcheen des türkiſchen Reichs ſind die Sophien-M. zu Konſtantinopel, die Moſcheen zu Mekka, Damask und Jeruſalem.

Moſcheles, Ignaz, zu Prag 1794 von jüdiſchen Aeltern geboren. Sein Vater übergab ihn bei ſeinem hervorſtechenden muſikaliſchen Talent bald dem bekannten Theoretiker Dr. Weber (am Conſervatorium zu Prag), der den Knaben mit den Werken der ältern Meiſter bekannt machte. Ignaz trat zuerſt 1806 in öffentlichen Concerten auf und gewann durch ſein fertiges und gediegenes Clavierſpiel ungetheilten Beifall. Hierauf ging er nach Wien, genoß bei Albrechtsberger und Salieri Unterricht in der Compoſition und wurde bald Liebling des Publikums und Glanzpunkt aller Inſtrumentalconcerte. Im Jahre 1820 machte M. mit dem glänzendſten Erfolge eine Kunſtreiſe über Frankreich, Holland nach England und ſchlug in London ſein Domicil auf, von wo er 1823 nach Deutſchland zurückkehrte, aber ſchon 1825 wieder nach London ging und daſelbſt Profeſſor der Muſik an der Akademie wurde. Dabei machte er fortwährend Reiſen, bald längere, bald kürzere Zeit an verſchiedenen Orten verweilend. Der Charakter von Moſcheles Spiel iſt höchſte Präciſion, Feinheit, Eleganz, baſirt auf gediegene Kunſtbildung und geiſtreiche Auffaſſung, ganz analog mit ſeinen Compoſitionen, die von Geiſtesblitzen ſtrahlen, aber auch von Kälte; ſeine Muſik iſt die der Salons. Unter ſeinen Compoſitionen bemerken wir 5 Concerte für Pianoforte, mehrere Fantaſien mit Orcheſter, Marche de Alexandre var. — Souvenirs d'Irlande — Sextett für Pianoforte und viele Rondos, Sonaten ꝛc. Vor Allem beachtungswerth ſind ſeine Etudes.

Moſcheroſch, Joh. Michael, eigentlich Moſeroſch, geb. den 5. März 1600 zu Wiltſtädt, einem Flecken in der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, geſt. den 4. April 1669 zu Worms, ſtudirte zu Straßburg, wurde 1624 Magiſter, 1626 Hofmeiſter der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann beim Grafen von Krichingen, 1636 Amtmann beim Herzog Ernſt Bogislaus von Croy zu Vinſtingen an der Saar, ſpäter königlich ſchwediſcher Kriegsrath und Secretär und Fiscal zu Straßburg, 1656 Rath und bald darauf Präſident der Kanzlei, der Kammer und des Conſiſtoriums zu Hanau. — Er war ſeit 1645 unter dem Beinamen „des Träumenden“ ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft und hat unter dem Namen Philander von Sittewald mehrere zu ſeiner Zeit ſehr beliebte Schriften verfaßt, von denen die wichtigſte: die „Wunderlichen und

Digitized by Google

wahrhaften Geſichte Philander's von Sittewald", iſt. In derſelben findet ſich viel Witz und Weltkenntniß verbunden mit viel Geſchmackloſigkeit und Neigung zum Barocken. Außerdem ſchrieb er eine Blumenleſe von Epigrammen, Straßburg 1650. — Sein Bruder Quirinus M. war ein Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz und ließ ein poetiſches Blumenparadies drucken.

Moſchus, aus Syrakus, war griechiſcher Idyllendichter, Zeitgenoſſe des Bion (ſ. d.), und nächſt Theokrit (ſ. d.) Meiſter in der bukoliſchen Poeſie. Seine Gedichte ſichern ihm Dichterruhm in ſtrengerm Sinne. Sie unterſcheiden ſich von der reich geſchmückten Sprache des Bion, durch Einfachheit, Anmuth und Liebeswärme, ſind überſetzt von Manſo und Voß, und werden gewöhnlich mit denen des Bion zuſammen abgedruckt.

Moſchus oder Biſam heißt eine ſtarkriechende Subſtanz, die ſich in einem Säckchen am Nabel des Biſamthieres befindet. Dem erlegten Thiere ſchneidet man dieſen Beutel ſogleich ab und nähet ihn darauf gleich wieder zuſammen, um die darin enthaltene Feuchtigkeit trocknen zu laſſen, wo ſie dann zerreiblich, von Farbe ſchmutzig ſchwarzbräunlich, dem geronnenen Geblüte ähnlich ſteht und von harzig bitterlichem Geſchmacke iſt. Sie läßt ſich in Waſſer und auch in Weingeiſt auflöſen. Durch Engländer und Holländer wird der Biſam als ein beträchtlicher Handelsartikel aus China, Oſtindien und Perſien nach Europa gebracht. Auch Rußland erhält aus ſeinen aſiatiſchen Provinzen viel Biſam. Am ſchönſten iſt der aus Tibet. Man braucht ihn verſchiedentlich in der Medicin, z. B. als krampfſtillendes Mittel, auch zu Wohlgerüchen.

Moscovade, ſ. Zucker.

Moſel, fr. Moſelle, einer der beträchtlichſten Nebenflüſſe des Rheins, entſpringt in Frankreich auf dem ſüdlichen Theile der Vogeſen in der Gegend von Remiremont, bewäſſert Lothringen, wird bei Pont à Mousson im Departement der Meurthe, wo ſie die Meurthe aufnimmt, ſchiffbar, verläßt unterhalb Sierk Frankreich, fließt nach Deutſchland und ergießt ſich nach einem 80 Meilen langen Laufe bei Coblenz in den Rhein. Viele Krümmungen und mehrere gefährliche Stellen, wie das Mückenloch, Sommerloch und andere mehr, nicht weniger die Felſen bei Briedern und Alff erſchweren die Schifffahrt auf ihr ungemein, doch ſind Waſſerreiſen auf der M., namentlich von Trier bis Coblenz, äußerſt anziehend. Das Flußgebiet der M. begreift 509 □M. — Das franzöſiſche Departement der Moſel, Grenzprovinz aus einem Theile Lothringens, dem franzöſiſchen Luxemburg und dem vormaligen Bisthume Metz gebildet, zieht ſich längs der Grenze des Großherzogthums Luxemburg, der preußiſchen Rheinprovinz und des bayeriſchen Rheinkreiſes hin. Durch den zweiten Pariſer Frieden verlor es einen Theil, ſodaß es jetzt etwa 110 □M. mit 409,000 Bewohnern deutſchen Stammes enthält. Man ſpricht dort deutſch und das ſogenannte Metzer Patois. Der Boden iſt nur ſtrichweiſe gebirgig, zum Theil kalkartig, ſteinig und höchſt undankbar, beſonders in den öſtlichen Theilen, wo die Vogeſen eingreifen. Der Ackerbau wird läſſig betrieben, denn vieles Land liegt noch unbenutzt und der ſtarke Kartoffelbau muß das Fehlende erſetzen. In der Gegend von Metz blüht der Obſt- und Gemüſebau und die daſelbſt erzeugten Melonen, Pfirſchen, Mirabellen, ſowie anderes Obſt ſind berühmt. Die Viehzucht iſt mittelmäßig. Großen Fleiß verwendet man auf den Weinbau, doch ſind die Weine mittelmäßig und werden faſt blos im Lande vertrunken. Das Departement zerfällt in 4 Bezirke: Metz, Brieq, Sarreguemines und Thionville.

Moſeler Weine heißen die an und in der Umgegend der Moſel wachſenden Weine. Sie ſind nach den Rheinweinen die beſten deutſchen Weine, von angenehmem Geſchmack und wegen ihrer Leichtigkeit ſehr geſund. Die beſten Sorten erzeugen die Gegenden bei St. Goar, Conz, Zell, Berncaſtell, Deſſemund ꝛc. Man unterſcheidet ſie durch die Benennung Ober- und Niedermoſeler und nach den Jahrgängen. Es gibt rothe und weiße Sorten. Am häufigſten werden ſie in Preußen getrunken, wo auch der größte Theil derſelben wächst. Die Städte Frankfurt a. M., Köln und Lüttich treiben Handel mit dieſen Weinen.

Digitized by Google

Moſellanus, Petrus, eigentlich Schade, einer der Beförderer der claſſiſchen Studien im Zeitalter der Reformation, war zu Proteg an der Moſel im Trierſchen im J. 1493 geboren und unter 14 Kindern das jüngſte. Sein Vater, ein Winzer und Kleinhändler, der ihn wollte ſtudiren laſſen, ſtarb frühzeitig und M. ſah ſich nun ſelbſt überlaſſen. Nachdem er ſich auf der Schule zu Köln tüchtige Kenntniſſe im Griechiſchen und Lateiniſchen erworben, ging er nach Leipzig, wo er namentlich an dem Profeſſor Kaspar Börner einen bedeutenden Gönner fand. Auf Anrathen desſelben nahm er zunächſt 1514 die Lehrerſtelle an der neugeſtifteten Schule zu Freiberg an, wurde aber noch in demſelben Jahre von Herzog Georg von Sachſen als Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache an der Univerſität zu Leipzig angeſtellt. Hier ſtarb er bereits am 19. April 1524. Er ſtand mit Erasmus, Melanchthon, Eobanus Heſſus, Camerarius und Micyllus in enger Freundſchaft. Sein Hauptbemühen war dahin gerichtet, die gelehrten Schulen zu verbeſſern und die Wiſſenſchaften in größere Aufnahme zu bringen. Vgl. Köhler „Petri Mosellani memoria“ (Lpz. 1805).

Moſen, Julius, eigentlich Moſes, wurde am 8. Juli 1803 zu Marienei, einem Dorfe des ſächſiſchen Voigtlandes von unbemittelten jüdiſchen Aeltern geboren und bildete ſich theils durch die kleine väterliche Bibliothek, theils auf dem Gymnaſium zu Plauen, wo aber die Lehrer nicht recht klug aus ihm werden konnten. Im Jahre 1822 bezog er die Univerſität Jena und wollte im Jahr 1824 nach Leipzig gehen, als ſein Vater ſtarb, ſeine Familie ſich in die bitterſte Armuth verſetzt ſah und M. ſeinem Geſchick allein überlaſſen blieb. Mit dem Dr. Auguſt Kluge, der ſpäter in Aegypten ſtarb, beſchloß er eine Reiſe nach Italien, trennte ſich aber ſchon in München von ihm und pilgerte allein durch Tyrol nach Rom. Während ſeines Aufenthaltes ſchrieb er daſelbſt den „Ritter Wahn“ (Lpz. 1831). Bei ſeiner Rückkehr in die Heimath fand er ſeine Familie in großer Dürftigkeit, für ſein Gedicht keinen Verleger und erlangte von der Behörde für die Seinigen nur eine dürftige Penſion. Er entſchloß ſich nun die Rechte zu ſtudiren (1827) und beſtand Anfang 1828 das juridiſche Examen. In ſeinen Geburtsort zurückgekehrt, fand er kaum bei einem Sachwalter umſonſt Beſchäftigung in praktiſchen Arbeiten. In tiefer Abgeſchloſſenheit brachte er ſeine Tage, oft an ſich ſelbſt verzweifelnd, zu, und dichtete ſein noch ungedrucktes Trauerſpiel „Wendelin und Helene“. Zur Zeit der Julirevolution ging er nach Leipzig, ſchrieb hier die Novelle „Georg Venlot“ (Lpz. 1831), fand bei dem Patrimonialgerichte zu Kohren bei Frohburg eine Anſtellung als Actuar und lernte jetzt als Hausfreund der Familie des Gutsherrn Dr. Cruſius auf dem Schloſſe Rüdigsdorf das Leben von einer freundlichern Seite kennen. Im Jahre 1834 ging er nach Aufhebung des Patrimonialgerichts nach Dresden. Nach und nach fand er allgemeinere Anerkennung als Dichter, bis er im Jahre 1843 als Theaterdichter nach Oldenburg berufen wurde. M. hat ſich als Dichter in allen Formen, im Epos, Lied, Novelle, Trauerſpiel und Luſtſpiel verſucht. Wir finden ihn als Epiker beſonders in ſeinem „Ritter Wahn“ und „Ahasver“ (Dresd. und Lpz. 1838) am bedeutendſten, da er hier die Reſultate ſeines innern Menſchen bis jetzt am klarſten zur Anſchauung gebracht hat. Auch ſeine „Gedichte“ (Lpz. 1836) zeugen von einer tiefen Innerlichkeit und Naturfriſche. In ſeinen „Novellen“ (Lpz. 1837) und beſonders in ſeiner neueſten Novelle „Congreß von Verona“ (Bresl. 1842) tritt ſeine bittere Anſicht vom Leben zu grell hervor. Gegenwärtig ſcheint er ſich ausſchließlich dem Drama widmen zu wollen, wozu ihn ſeine neue bürgerliche Stellung doppelt aufzufordern ſcheint. Unſerer Meinung nach iſt jedoch M. weniger für dramatiſche Dichtungen befähigt. Bis jetzt ſind vier Dramen von ihm erſchienen, „Heinrich der Finkler“, „Cola Rienzi“, „Otto III.“, „die Bräute von Florenz“ und das Luſtſpiel „die Wette“ in denen wir allzuſehr die tiefere Charakterzeichnung der Perſonen vermiſſen.

Moſengeil, Friedrich, Oberconſiſtorialrath zu Meiningen, bekannt als Verfaſſer von Erzählungen, iſt am 26. März 1773 in einem Dorfe Schönau bei Eiſenach geboren, wo ſein Vater Prediger war. Im einſamen häuslichen Kreiſe verlebte er hier ſeine Jugend und gewöhnte ſich an ein ſtilles geiſtiges Leben. In Jena, wo er Theologie ſtudirte, waren

Digitized by Google

der Dichter Ernſt Wagner und der Oberforſtrath in Tharand, Heinrich Cotta, ſeine einzigen Freunde. Als dieſer Letztere im Dorfe Zellbach, unweit Eiſenach, eine Forſtſchule errichtet hatte, zog M. zu ihm und übernahm an der Anſtalt das Lehrfach der Mathematik. Die Stille dieſes Aufenthaltes erweckte ſeinen Geiſt zu lyriſchen Dichtungen, von welchen einige in Wieland's deutſchem Merkur erſchienen; er erfand damals auch zufällig die Stenographie und lehrte dieſe Kunſt in einer Schrift, welche ſchnell mehrere Auflagen erhielt und unterſtützte dann 7 Jahre lang ſeinen alten Vater, welcher als Prediger nach Frauenbreitungen gekommen war, in deſſen Berufsgeſchäften. Hier lernte ihn der Herzog Georg von Meiningen kennen. Nach des Herzogs Tode übertrug ihm die Herzogin die Erziehung ihres Sohnes, welcher, als er 1821 die Regierung antrat, ihn zum Oberconſiſtorialrath in Meiningen machte. Sein „Gottgeweihter Morgen" und „Abendſtunden in ländlicher Einſamkeit" (Hildburgh. 1821), ſowie die Rede, die er bei der Feier der Augsburgiſchen Confeſſion 1830 an der Luthersbuche bei Altenſtein hielt (mitgetheilt in ſeiner Schrift: „Das Jubelfeſt an der Luthersbuche" 2. Ausg., Meining. 1830) ſind bekannt. Die erſte Erzählung, die er drucken ließ: „Bilderleben" gefiel ungemein; eine andere: „Sieg der Kunſt, des Künſtlers Lohn" (abgedruckt im Taſchenbuch Urania 1822) erhielt einen Preis. Er hat folgende Sammlungen ſeiner Erzählungen herausgegeben: „Reiſegefährten" (Frankf. a. M. 1825—28, 3 Bde.); „Drei Freunde auf Reiſen" (Lpz. 1828, 3 Bde.); „Lieſenſtein und die neuen Arkadier" (Frankf. a M. 1826, 2. Aufl.); „Sommerabendſtunden" (Hildburgh. 1831, 2 Bde.). Bekannt ſind ſeine „Briefe über den Dichter Ernſt Wagner" (Schmalk. 1826, 2 Bde.). Er hat die ſämmtlichen Werke deſſelben mit deſſen Lebensbeſchreibung herausgegeben (Lpz. 1824, 10 Bde.). Er ſtarb am 2. Juni 1839.

Moſer, Johann Jacob, geb. den 18. Jan. 1701 zu Stuttgart, aus dem Geſchlechte der Moſer, das aus dem Würtembergiſchen ſtammte, von Maximilian II. in den Adelſtand erhoben, ſtudirte 1717 in Tübingen die Rechte, wurde 1720 außerordentlicher Profeſſor daſelbſt, ging 1721 nach Wien, ward 1726 Regierungsrath, 1727 Profeſſor in Tübingen, legte 1731 ſeine Stelle nieder, um die ihm angetragene ſächſiſche Kreispräſentation anzutreten, erhielt, da ihm dieſes fehl ſchlug, den Charakter eines kurkölniſchen Geheimenraths, trat aber 1733 ſeine vorige Stelle in Tübingen wieder an, ging 1736 als preuß. Geheimrath, Director der Univerſität und Ordinarius der Juriſtenfacultät nach Frankfurt a. d. O., legte aber ſchon 1739 dieſe Stellen, beſonders wegen Unannehmlichkeiten über eine vom Könige angeordnete Disputation nieder. Von dieſer Zeit an privatiſirte er in Ebersdorf, im reußiſchen Voigtlande, bis er 1741 Geheimrath zu Heſſen-Homburg wurde. Er gab dieſe Stelle jedoch wieder auf und lebte ſeit 1749 zu Hanau. Im Jahre 1751 nahm er einen Ruf als Landſchaftsconſulent nach Stuttgart an und bekam 1759 den Titel eines däniſchen Etatsraths, wurde aber noch in demſelben Jahre, den 12. Juli auf die Feſtung Hohentwiel geſetzt, weil er die Rechte der Landſtände gegen den Herzog Karl Alexander von Würtemberg ſehr freimüthig vertheidigt hatte und erhielt erſt den 25. Sept. 1764 auf Befehl des Reichshofraths ſeine Freiheit wieder. Den Reſt ſeines Lebens brachte er bis zu ſeinem Tode, den 30. Sept. 1785, ruhig in Stuttgart zu. Obgleich ihm Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfſinn und eigentliche juriſtiſche und hiſtoriſche Gelehrſamkeit abging, ſo nehmen doch ſeine Schriften eine rühmliche Stelle in der Geſchichte des deutſchen Staatsrechts ein. Sein Fleiß war unermeßlich; die Zahl aller ſeiner Schriften beträgt über 400, von denen nur hier erwähnt werden können: „Grundriß der heutigen Staatsverfaſſung von Deutſchland" (Tübing. 1754); „Deutſches Staatsrecht" (50 Theile nebſt 2 Bänden Supplemente und 1 Band Regiſter, Nürnb. 1737 ff., 4.), ein ausführliches und vollſtändiges Werk vom ganzen deutſchen Staatsrechte, in lauter einzelnen Büchern (über 25 Quartbände); „Deutſches Staatsarchiv" (Hanau und Frankf. 1751 ff., 13 Bde., 4.) ꝛc. und mehrere Schriften des poſitiven europäiſchen Völkerrechts, welches er zuerſt in ein Syſtem brachte; ſeine eigene Lebensbeſchreibung (4 Bde., Offenb. 1768, 3. Aufl., Frankf. und Lpz. 1777—83.). — **Friedrich Karl**, Freiherr von M., älteſter

Digitized by Google

Sohn des Vorigen, geb. 1723 zu Stuttgart, ſtudirte zu Jena, wurde 1747 heſſen-homburgiſcher Kanzleiſecretär, lebte dann in Hanau, war mehrere Jahre heſſen-kaſſelſcher Geſandter beim oberrheiniſchen Kreiſe, 1767 kaiſerlicher Reichshofrath, 1770 kaiſerlicher Adminiſtrator der Grafſchaft Falkenſtein und dann Miniſter und geheimer Rathspräſident zu Darmſtadt, nahm 1780 ſeine Entlaſſung und hielt ſich ſeitdem theils zu Wien und auf ſeinem Gute Zwingenberg in der Bergſtraße, theils zu Mannhein und ſeit 1790 zu Ludwigsburg auf, wo er 1798 ſtarb. Man hat von ihm: „Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts, wie auch des Hof- und Kanzleiceremoniels" (Frankf. 1751 bis 65, 12 Bde.); mehrere juridiſche Sammlungen: „Geſammelte moraliſche und politiſche Schriften" (1763—64, 2 Thle.); „Beiträge zu dem Staats- und Völkerrecht und der Geſ." (1765); „Der Herr und der Diener" (1759); „Reliquien" (1767); „Luther's Fürſtenſpiegel"; „Patriotiſches Archiv für Deutſchland"; „Fabeln"; „Ueber die Regierung der geiſtlichen Staaten in Deutſchland"; „Geſchichte der päpſtlichen Nuntien in Deutſchland" (Frankf. 1788, 2 Bde.); „Neues patriotiſches Archiv für Deutſchland" (Frankf. und Lpz. 1784—94, 12 Bde.); „Ueber Regenten, Regierung und Miniſter" (Frankf. 1784).

Moſes, aus dem Aegyptiſchen, der aus dem Waſſer Gezogene, geb. um 1600 v. Chr., war ein Sohn des Amram und der Jochebed. Als auf Befehl des damals in Aegypten regierenden Königs aus dem Geſchlechte der Pharaonen alle neugeborenen Kinder der Iſraeliten getödtet werden mußten, ſetzten ihn ſeine Aeltern in einem Käſtchen auf den Nil aus, wo ihn die Prinzeſſin Thermutis erblickte und zu retten befahl. Die erſte Pflege erhielt Moſes durch ſeine Mutter, die ſich in der Nähe der Prinzeſſin befand. Als Knabe gelangte er an den königlichen Hof, wo er in die Geſellſchaft der Prieſter kam und von dieſen in die Myſterien eingeweiht wurde; da ſah er die Bedrückungen und Leiden ſeines Volkes und Haß gegen die Aegypter erfüllte ihn. Als Sieger heimgekehrt aus einem Feldzuge gegen die Aethiopier, ſah er Einen ſeines Volkes von einem ägyptiſchen Vogte mißhandeln und erſchlug dieſen. Er flüchtete zu Jethro, einem Fürſten der Midianiter, der ihm eine Freiſtätte und ſeine Tochter Zipora, die jener aus den Händen räuberiſcher Nomaden befreite, gewährte. Eine Zeit lang verſchwindet M. nun vom Schauplatze und tritt wieder auf als Heerdenbeſitzer. Ueberall begleitete ihn der Gedanke an die Leiden ſeines Volkes und er ſann darauf, der Retter desſelben zu werden. Einſt, am Berge Horeb weidend, ſieht er einen Buſch brennen und doch unverzehrt bleiben; er vernimmt die Stimme des Gottes, der ſich ihm als der Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs verkündigt und befiehlt ſich aufzumachen und ſein Volk aus Aegypten zu führen. Mit Unterſtützung ſeines Bruders Aaron, durch Beredtſamkeit ausgezeichnet, während er ſtammelte, tritt er vor den König bittend um Freilaſſung des iſraelitiſchen Volkes. Dieſer drückte es nur deſto mehr. Die Iſraeliten dadurch noch mehr erbittert, machen M. die härteſten Vorwürfe. Wiederum erſcheint M. vor dem Könige und thut Wunder, zum Zeichen, daß ihn der Heer ſende und durch ſeinen Mund rede, allein auch dies iſt vergebens und nur da alle Erſtgebornen der Aegypter ſtarben, erlaubt endlich der König, daß das Volk abziehen dürfe. Doch kaum hatten ſich die Iſraeliten entfernt, als Pharao, ſeine Erlaubniß bereuend, ihnen nachſetzt. M. führte indeß, durch Localkenntniß unterſtützt, das ihm anvertraute Volk durch das rothe Meer, nach der gewöhnlichen Annahme in der Gegend von Bedra, nach Niebuhr aber nördlich, noch oberhalb Suez, wo das Meer ſchmal und ſeicht iſt (ſ. deſſen Beſchreibung von Arabien S. 412). Getäuſcht durch dieſes glückliche Unternehmen folgen die Aegypter, gerathen auf Untiefen, die Fluth kehrt zurück und ſie finden ſo ihren Tod. Früher niedergedrückt durch harte Bande, wußten die Iſraeliten jetzt ihr Glück nicht zu ſchätzen und beim geringſten Mangel lehnten ſie ſich gegen jedes Gebot ihres Retters auf. In der Zeit des höchſten Mangels wünſchten ſie, daß man ſie in Aegypten gelaſſen hätte. M. führte ſie dahin, wo Manna die Hungernden ſättigen, eine friſche Quelle die Dürſtenden laben konnte. Drei Monate lang hatte M. ſo ſein Volk in der Wüſte umhergeführt, als er, an den Berg Sinai gelangt, denſelben beſteigt und dort unter Donner und Blitz die 10 Gebote von

Digitized by Google

Jehova empfängt, die in einer kurzen Ueberſicht Das enthielten, was ſchon die Vorfahren für die Gebote ihres Gottes anerkannt hatten. „Unſer Gott iſt ein einiger Gott und an ſeiner Stelle ſoll der Stamm Levi herrſchen". Das ganze Volk ward von M. in 12 Stämme getheilt, unter denen der Stamm Levi als Prieſterſtamm erwählt wird; von allen Abgaben befreit, ſollen ihm die übrigen Stämme zehntpflichtig ſein. Als erſter Hoherprieſter wird Aaron ernannt; zum Heerführer Joſua. Die lange Dauer des Zuges, von dem uns übrigens wenig erzählt wird und der 40 Jahre gedauert haben ſoll, geſchah wohl deshalb, weil M. ſich überzeugte, die jetzt lebende Generation ſei nicht fähig, das Land zu erobern und damit die durch Sclaverei entarteten Menſchen ausſterben möchten und er durch eine neue unter Unglück und Gefahren gebildete Generation die Eroberung des gelobten Landes vollziehen könnte. Noch einmal vor ſeinem Tode verſammelte M. das ganze Volk um ſich her, wiederholt ihnen die Geſchichte der Wanderung, um ſie zu warnen, befiehlt, alle Geſetze auf dem Berge Ewall (Garizzi) in Stein zu hauen, ſpricht den Segen über Die aus, die ſie befolgen würden, verflucht Die, die es wagen ſollten, ſie zu übertreten, ſegnet die 12 Stämme, legt ſein Amt nieder und ſtirbt, ohne daß Jemand wußte, wo ſein Grab ſei, indem ihn, wie uns die Bibel erzählt, Jehova auf den Berg Nebo führt, ihm das gelobte Land zeigt und ihn ſelber begräbt. Nach Philo, Joſephus und den Samaritern iſt M. nicht geſtorben, ſondern gen Himmel gefahren, cf. Josephi archäol. 4. 8, § 48. Schon lange herrſchte unter den Gelehrten die Streitfrage: ob M. der Verfaſſer des Pentateuch ſei, ſowie er uns jetzt vorliegt, die die Talmudiſten und ältern chriſtlichen Theologen, ſelbſt einige neuere Gelehrte bejahend vertheidigten, jedoch mit der Einſchränkung, daß die Geneſis aus ältern Quellen geſammelt, die Erzählung von ſeinem Tode Zuſatz ſpäterer Zeit ſei und daß einzelne Interpolationen ſtattfänden; ſo J. D. Michaelis, Eichhorn, Jahn. Zweifel erregten an der moſaiſchen Abfaſſung zuerſt die Gnoſtiker und Nazarener, doch nur aus dogmatiſchen Gründen der Jude Aben Eſra, ferner Karlſtadt, Spinoza, Thom. Hobbes, Rich. Simon gaben Andeutungen, vollſtändig Vater, auf welche Andere fortbauten, ſo de Wette, Bertholdt, Geſenius. Dagegen haben ſich erhoben Roſenmüller, Eichhorn, Fritzſche, Scheibel und neuerdings Hengſtenberg und Hävernick, welche den Pentateuch als vollkommen authentiſch anerkannten. Die vermittelnde Anſicht möchte folgende ſein: Im Zeitalter David's, Salomo's und der Könige ſind die hiſtoriſchen Ueberlieferungen über die vormoſaiſche Zeit von verſchiedenen Verfaſſern in mehreren Urſchriften aufgezeichnet, welche ein ſpäterer Sammler in ihre jetzige Geſtalt gebracht hat. Dieſelbe Bewandtniß hat es wahrſcheinlich mit der Geſchichte Moſis ſelbſt; denn eine gleichzeitige geſchichtliche Aufzeichnung von der Hand Moſis oder eines andern Zeitgenoſſen iſt ſehr unwahrſcheinlich. Die Geſetzgebung und Verfaſſung, wie ſie im 2. bis 4. Buch beſchrieben ſteht, enthält gewiß viele ächt moſaiſche Einrichtungen; denn unbeſtritten iſt M. Gründer der Geſetzgebung und Verfaſſung. Aber der von ihm gelegte Grund wurde unter den Königen von den Prieſtern erweitert, Alles jedoch auf M. zurückgeführt und die Referenten ſetzten alle Geſetze, frühere und ſpätere, in Verbindung mit der moſaiſchen Geſchichte und reiheten ſie in die verſchiedenen Perioden ſeines Lebens ein. Vgl. Heß „Geſchichte Moſis" (2 Bde., Zür. 1777); Ilgen „Urkunde des Jeruſalemiſchen Tempelarchivs" (Halle 1797); Vater „Commentar über den Pentateuch" (Halle 1802—5); Ewald „Compoſition der Geneſis" (Braunſchw. 1823); Rank „Unterſuchungen über den Pentateuch" (Erlang. 1834) und Stähelin „Unterſuchungen über den Pentateuch ꝛc." Berl. 1843).

Moſes Mendelsſohn, ſ. Mendelsſohn, Moſes.

Moſhaisk, ſ. Moſaisk.

Mosheim, Joh. Lorenz, ein um alle Theile der theologiſchen Wiſſenſchaften gleich verdienter deutſcher Theolog, wurde 1694 zu Lübeck geboren, 1718 zu Kiel Magiſter und Beiſitzer der philoſophiſchen Facultät, 1723 Profeſſor der Theologie zu Helmſtädt und in Folge ſeiner ausgezeichneten Leiſtungen als akademiſcher Lehrer, als Prediger und Schriftſteller, 1726 als Kirchen- und Conſiſtorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelſtein berufen, mit welcher Würde er zugleich die Generalſchulinſpection des Herzogthums Wolfen-

büttel verband. Im Jahre 1747 wurde er Kanzler der Univerſität Göttingen, wo er als Menſch und Gelehrter gleich hoch geachtet, 1755 ſtarb. Unter ſeinen in jeder Hinſicht gediegenen Schriften nennen wir nur ſeine „Institutiones historiae ecclesiasticae“ (Helmſt. 1755, neue Aufl., 1764, deutſch von Ch. v. Einem, Lpz. 1769—78, 9 Bde.; fortgeſetzt und mit Zuſätzen von J. Rud. Schlegel). Es iſt dieſes Werk M.'s Hauptwerk im kirchengeſchichtlichen Fache, gilt noch jetzt bei dem ungemeinen Fleiße, den der Verfaſſer darauf überhaupt und beſonders auf die hiſtoriſchen Forſchungen verwandt hat, für eine der zuverläſſigſten Quellen für das Studium der Kirchengeſchichte, obſchon dieſes Feld der theologiſchen Wiſſenſchaft in jener Zeit noch gar zu wenig bebaut war und M. kann daher mit vollem Rechte der Schöpfer der Kirchengeſchichte genannt werden. Mit demſelben Fleiße hat M. auch beſondere Theile der Kirchengeſchichte bearbeitet; ſo z. B. in ſeinen: „Institutiones historiae christianae majores“ (Helmſt. 1763, 2. Aufl.) und „De rebus christianorum ante Constantinum“. Ferner gehört hierher ſein ſchätzbarer „Verſuch einer unparteiiſchen und gründlichen Ketzergeſchichte“ (Ebend. 1748) und „Anderweitiger Verſuch einer unparteiiſchen Ketzergeſchichte (Ebend. 1756, 2. Aufl., Lpz. 1800). Gleich große Verdienſte, wie um Kirchengeſchichte, hat M. auch um die deutſche Kanzelberedtſamkeit und durch ſeine „Anweiſung erbaulich zu predigen“, hauptſächlich aber durch ſeine zu ihrer Zeit muſterhaften „Heiligen Reden“ (Hamb. 1765, neue Aufl.), wurde er der Reformator derſelben. Ueberhaupt wußte er als Kanzelredner auf ſeltene Weiſe, Gründlichkeit und Gemeinverſtändlichkeit, Feuer und Rührung, Eleganz und Reichthum zu vereinigen. Nicht weniger wurden durch ihn auch das Studium der Exegeſe und alten Literatur gefördert. Seine „Sittenlehre der heiligen Schrift“ (fortgeſetzt von J. Pet. Müller, Helmſt. 1753—83, 4. Aufl., 9 Bde., 4.) iſt, wenn auch in Plan und Ausführung etwas weitläuftig, wegen Vollſtändigkeit und des darin niedergelegten Schatzes praktiſcher Erfahrungen, ein vorzügliches Werk.

Moskau, Moskwa, Hauptſtadt des gleichnamigen Gouvernements, alte Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs und zweite Reſidenzſtadt, eine der größten und merkwürdigſten Städte Europas, wo der Kaiſer gekrönt wird. Als Stadt verdankt ſie ihren Urſprung dem Großfürſten Juriew oder Georg I. Wladimirowitſch im Jahre 1147. Vorher war es ein unanſehnlicher Flecken mit Palliſaden geſchützt, Daniel I. Alexandrowitſch vergrößerte M. und erbaute 1300 den *Kreml* (ſ. d.). Im Jahre 1382 eroberten es die Mongolen unter ihrem Chan Toktamyſch und verwandelten es in einen Aſchenhaufen; doch erhob es ſich wieder. Eine zweite Verwüſtung erlitt es durch die krimſchen Tartaren im Jahre 1571 und die letzte war die von 1812 im Kriege gegen Napoleon, wo die Ruſſen ſelbſt es den Flammen preisgaben. Damals blieben von 9158 Häuſern, die M. hatte, nur 526 ſteinerne und 2100 hölzerne und von 8521 Kaufläden nur 1368 ſtehen, die übrigen wurden während des achttägigen Brandes, vom 15—22. Sept., vom Feuer verzehrt (ſ. *Ruſſiſch deutſcher Krieg*). Nach einem beſſern Plane iſt nach dieſer Zeit M. wieder aus ſeiner Aſche erſtiegen; denn vor dem Brande hatte ſie ihrer Hauptanlage nach mehr aſiatiſch Prächtiges als Europäiſches und doch ſah man neben der größten Pracht und dem verſchwenderiſchſten Luxus den ekelhafteſten Schmuz, Elend und Armuth, neben Paläſten die erbärmlichſten Hütten, kurz die wunderlichſte Miſchung der verſchiedenſten Bauſtyle Europens und Aſiens. Dennoch hat M. noch vieles von ſeiner früheren Eigenthümlichkeit beibehalten, ſelbſt die Kirchen haben dieſelben Formen, ja dieſelben Farben, wie vorher, da in Dem, was ſeine Religion betrifft, der Ruſſe am Alten feſt hängt. Kommt man von Petersburg her nach M., ſo gewährt die Stadt in einer Entfernung von 3/4 Stunden, von wo an man ſie zuerſt erblickt, mit ihren Hunderten von Thürmen und vergoldeten Kuppeln, wie mit ihrer gewaltigen Häuſermaſſe einen majeſtätiſchen Anblick. Sie breitet ſich in eine rechts von den ſogenannten Sperlingsbergen begrenzte Ebene aus, wird von der Moskau oder Moskwa, einem für Fahrzeuge ſchiffbaren, mit Granit-Kaien eingefaßten Fluſſe, durchzogen und bildet ein unregelmäßiges Viereck, deſſen Umfang 6 Meilen beträgt. Die Geſammtbevölkerung belief ſich im Jahre 1842 auf 349,167 Individuen, nämlich 216,181 männlichen und

Digitized by Google

132,986 weiblichen Geſchlechts. Von dieſen kamen auf den Kreml 1841, auf Kitaigorod 9820, auf Beloigorod 58,350, auf Semlänoigorod 101,735 und auf die Sloboden oder Vorſtädte 177,421. Nach den Confeſſionen geordnet gab es 340,796 Bekenner der griechiſch-ruſſiſchen Religion, 266 Armenier, 4650 Proteſtanten, 321 Reformirte, 315 Anglikaner, 241 Juden und 258 Muhamedaner; hinſichtlich des Standes und der Beſchäftigung 619 Mönche und Nonnen, 1864 Weltgeiſtliche und Prieſterfrauen und 3048 Kirchen- und Kloſterdiener; 18,167 Militär- und Civilperſonen der höhern und 42,119 der untern Claſſen; 594 Kaufleute erſter, 1138 zweiter und 13,787 dritter Gilde; 1040 Ehrenbürger, 63,189 Bürger, 13,784 Handwerker, 7,900 Ausländer, 4,944 Freigelaſſene, 32,483 freie Miethlinge, 22,143 Leibeigene, meiſt als Hausgeſinde und 122,316 Bauern verſchiedener Art, die durch Hafendienſt, Kramhandel oder Fuhrweſen, zum Theil auch durch Bettelei ihren Unterhalt finden. Die Zahl der Gebäude belief ſich auf 19,407, nämlich 2117 Kron- und 17,290 Privathäuſer; ſteinerne Häuſer gab es 6329, hölzerne 13,078. Keine Stadt der Erde hat ſo viele kirchliche Gebäude als M.; im genannten Jahre zählte es 375 griech. Kirchen, darunter 8 Kathedralen, 2 armeniſche, 2 proteſtantiſche, 1 reformirte, 1 anglikaniſche, 2 katholiſche, 1 muhamedaniſche Moſchee und 31 Kapellen; ferner 14 Mönchs- und 7 Nonnenklöſter, 1481 Kirchen-, Klöſter- und Begräbnißhäuſer, 95 öffentliche Gebäude zu geſellſchaftlichen Zwecken, 27 kaiſerliche und großfürſtliche Paläſte und 514 andere meiſt gemeinnützigen Zwecken gewidmete Anſtalten. Die Stadt beſteht aus den Theilen: Kreml, Kitaigorod, Beloigorod und Semlänoigorod und aus den Vorſtädten, deren vor dem Brande von 1812 30 waren. Der Kreml bildet den Mittelpunkt der Stadt, hat einen Umfang von beinahe $1^1/_2$ Stunden, nimmt einen ſteilen ziemlich beträchtlichen Hügel ein und iſt überall mit 60 Fuß hohen Mauern umſchloſſen, welche 5 Thore haben und mit einer Menge hoher gothiſcher Thürme geſchmückt ſind. Der ſumpfige tiefe Graben, der ehemals dieſen Stadttheil umgab, iſt jetzt nach engliſchem Geſchmack in reizende Spaziergänge umgewandelt worden. Auf dem höchſten freien Platze desſelben liegt der alte Zaarenpalaſt, ein unregelmäßiges gothiſches Gebäude, in neueren Zeiten ſehr umgeſtaltet. Er enthält unter Anderm die Rüſtkammer, worin man die reich geſchmückten Krönungsornate der ruſſiſchen Kaiſer, die Kronen der eroberten Königreiche Kaſan, Aſtrachan, Sibirien und ſeit dem Sommer 1832 auch Polens Krone, Scepter, Reichsapfel, Krönungsmantel und Schwerdt, die polniſche Fahne und die Schlüſſel der Feſtung Zamosk ꝛc., die Kronen der ruſſiſchen Monarchen, worunter die Katharina's I. die koſtbarſte iſt, den Scepter, mit dem bekannten großen durch Katharina II. um 450,000 Rubel angekauften Diamanten, die ſich ehemals an Schach Nadir's Throne befand und eine Sammlung alter und koſtbarer Gewehre und andere merkwürdige Gegenſtände aufbewahrt. Unter den Kirchen des Kremls, deren man vor dem Brande von 1812 32 zählte, ſtehen die zwar kleine aber reiche Kathedrale Mariä Himmelfahrt und die des Erzengel Michael's mit den Gräbern mehrerer Großfürſten oben an. Der höchſte Thurm des Kreml und der Stadt und eine der größten Merkwürdigkeiten Moskaus iſt der ſogenannte Glockenthurm, Iwan Weliki, mit 22 großen Glocken. Die durch die Franzoſen 1812 beſchädigte große Glocke, 1064 Centner (3551 Pud) ſchwer, iſt 1819 durch eine noch größere 440 Pud ſchwerere erſetzt worden. Die größte Glocke unſtreitig auf der ganzen Erde liegt am Fuße dieſes Thurmes tief in der Erde. Ihr Gewicht beträgt 443,770 Pfund; ſie enthält 67 Fuß 4 Zoll im Umfange, 22 Fuß 5 Zoll im Durchmeſſer, 21 Fuß 4 Zoll in der Höhe und iſt 23 Zoll dick; für die niedere Claſſe der Bewohner M.'s bildet ſie einen Gegenſtand religiöſer Verehrung. Sehenswerth iſt auf dem Kreml noch die 1694 gegoſſene Kanone, in deren Mündung ein Mann aufrecht ſtehen kann. An der Südſeite des Kreml, über dem ſogenannten heiligen Thore, ſteht das Bild eines Heiligen, welcher der Sage nach den Kreml einmal gerettet haben ſoll. Jeder der in die Nähe des Thores kommt, muß ſchon in einer Entfernung von 100 Schrift vor dem Heiligen das Haupt entblößen. Der 2. Haupttheil M.'s Kitaigorod iſt beſonders reich an Kirchen. Beide Stadttheile werden ringsum von der ſogenannten weißen Stadt, Beloigorod, eingeſchloſſen, welche die Univerſitätsgebäude,

Digitized by Google

das prächtige Findelhaus, das Theater, die Bank ꝛc. in ſich begreift. Der 4. Stadttheil, Semlainoigorod, hat einen Umfang von zwei Meilen und wird wie die drei übrigen von den großen Vorſtädten umgeben, die mit einem Erdwalle umſchloſſen ſind. Unter den öffentlichen Monumenten M.'s erwähnen wir das dem Bürger Minin und dem Knäs Poſharsky, die ſich 1612 um die Errettung ihres Vaterlandes von der Polenherrſchaft verdient machten, 1817 in der Nähe des Kreml errichtete Denkmal von Kupfer mit einem Fußgeſtelle von Granit, die beiden Patrioten in Lebensgröße vorſtellend und deſſen Koſten 170,000 Rubel betrugen. Zu den öffentlichen ſeit dem Brande neu erſtandenen Gebäuden gehören: das neue Theater auf der Petrowka, aus Stein und Gußeiſen erbaut, das 560 Fuß lange, 168 F. breite und 43½ F. hohe Exercierhaus, worin 200 M. Infanterie und 1000 M. Cavalerie exercieren können und endlich die prachtvolle 1817 gegründete Erlöſerkirche auf den Sperlingsbergen, eines der herrlichſten Denkmäler der neuen Baukunſt, 110 Faden hoch mit 5 Kuppeln und 48 Glocken. Zu den wichtigſten Bildungsanſtalten der Stadt gehört die 1755 geſtiftete und 1803 erneuerte Univerſität (1842 mit 817 Studenten), mit dem berühmten anatomiſchen Muſeum von Loder (ſ. d.) beſtehend aus gegen 50,000 Präparaten, die mediciniſche Akademie, ein adeliges Inſtitut, ein Ingenieurinſtitut, ein geiſtliches Seminar, drei Gymnaſien, drei Kreisſchulen, ſieben deutſche Kirchſchulen und eine große Menge ruſſiſcher Privat-, Fabrik- und Sonntagsſchulen. Im Ganzen belief ſich die Zahl der Lehrer und Lehrerinnen auf 850 und die der Schüler und Schülerinnen auf 10,629. Unter den Wohlthätigkeitsinſtituten zeichnen ſich aus: die 56 Hospitäler und vor Allem das kaiſerliche Findel- und Waiſenhaus, worin jährlich 5—6000 Kinder aufgenommen und bis in ihr 18. Jahr durch ſorgfältigſte Bildung erzogen werden, dann nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten eine höhere oder niedere Verſorgung erhalten. M. iſt beſonders wegen der ſchiffbaren Verbindung der Wolga und Newa der Mittelpunkt des ganzen innern Handels. Fabriken gab es im J. 1842 467 mit einem Perſonal von 26,490 Meiſtern, Geſellen und Lehrlingen. Die abgeſetzten Fabrikate hatten einen Werth von 14,555,000 Silberrubeln. Dazu kommen noch 164 Hüttenwerke oder Sawoden, die 2620 Perſonen beſchäftigen und Fabrikate im Werth von 3,979,000 Silberr. lieferten; ferner 3422 Handwerksgeſchäfte und Niederlagen, wo 21,910 Perſonen beſchäftigt und in Waaren 4,058,000 Silberr. gewonnen wurden. Ein Hauptmangel M.'s iſt das Trinkwaſſer, dem ſeit dem Jahre 1788 durch die 16 Werſte lange Mytiſchtſchinſche Waſſerleitung, mit 1,000,000 Rubeln in 9 Jahren erbaut, theilweiſe abgeholfen iſt. Sowohl die nächſten als entferntern Umgegenden von M. ſind äußerſt anmuthig und durch viele prächtige Landhäuſer, mehrere kaiſerliche Schlöſſer und Landgüter ruſſiſcher Großen verſchönert. Vgl. Lecorate de Laveau „Guide de voyageurs à M.“ (Mosk. 1825); Schnitzler „Moscau; Tableau statistique, géogr., topogr. et historique“ (Petersb. u. Par. 1834); Meyer „Ruſſiſche Denkmäler, in den Jahren 1828 und 1835 geſammelt“ (Hamburg 1837, Bd. 2); G. Engelhardt's als claſſiſch anerkannte „Ruſſiſche Miscellen zur genauern Kenntniß Rußlands und ſeiner Bewohner“ (4 Bdchn., Petersb. 1828 fl.) und Kohl „Reiſe im Innern von Rußland und Polen“ (Bd. 1, Dresd. und Lpz. 1841).

Moskwa, ein Nebenfluß der Oka, die in die Wolga fällt, iſt hiſtoriſch merkwürdig durch die Schlacht am 7. Sept. 1812. Am 7. Sept 1839 wurde auf dem Schlachtfelde ein durch Originalität ausgezeichnetes Mauſoleum nach dem Entwurfe des Architekten Adamini aufgeſtellt, da die Ruſſen ſich ebenfalls den Sieg in jener Schlacht zuſchrieben.

Mosquitos, ſ. Mücken.

Moßdorf, Friedrich, ein durch ſeine kritiſchen Unterſuchungen um die Geſchichte der Freimaurerei verdienter Mann, geb. 1757 zu Eckartsberge, kam 1785 als Hof- und Juſtizkanzleiſecretär an die Landesregierung zu Dresden. Von ſeinen Schriften ſind die vorzüglichſten: „Mittheilungen an denkende Freimaurer“ (Dresd. und Freib. 1818), mit welcher Schrift man zu vergleichen hat: Siebert's vertraute Briefe über dieſe Schrift, herausgegeben von M. (Dresd. 1819); außerdem hat M. großen Antheil an Lenning's

Digitized by Google

Encyklopädie der Freimaurerei (Lpz. 1822—28, 3 Bde.) und gab Feßler's Werke über die Freimaurerei (Freib. 1804, 2 Bde.) heraus. Er ſtarb am 16. März 1843.

Moſt heißt der aus reifen Trauben ausgekelterte Saft. Die Trauben werden in Tonnen zerſtoßen oder zertreten, dann unter der ſogenannten Traubenpreſſe ausgepreßt. Den abfließenden M. füllt man in Fäſſer und ſtellt dieſe in Keller, worauf die Gährung eintritt. Der Moſt enthält Waſſer, Zucker, Schleim, Herbſtoff, Weinſtein, weinſteinſauern Kalk, Kochſalz und ſchwefelſaures Kali. Der Zuckergehalt des M.'s wird dadurch vermehrt, indem man die Trauben ſo lange an den Stöcken reifen läßt, bis dieſe beinahe zu Roſinen eingeſchrumpft ſind, wie es bei Bereitung der Portweine geſchieht: oder wenn man die reifen Trauben vor dem Preſſen auf Stroh ausgebreitet, einſchrumpfen läßt, wodurch man den ſogenannten Strohwein erhält.

Motenebbi, ein berühmter arabiſcher Dichter, war aus Kufa gebürtig (geb. 915, geſt. 965) und im Orient unter dem Namen des Sultans der Dichtkunſt gekannt und berühmt. Man hat von ihm eine Sammlung von 289 Lob-, Helden- und Schlachtengedichten und Liebeselegien, unter dem Titel: Diwan. Der Dichter zeigt ſich darin als freiſinnigen Denker in Glaubensſachen, überſpannten Schmeichler aus Selbſtſucht, Spötter aus gekränkter Eitelkeit und als Lobredner der Fürſten. In kriegeriſchen Schilderungen iſt er glücklich, ſowie in Anpreiſung der Tapferkeit. Dabei zeichnet er ſich durch Kenntnißreichthum und Bilderfülle aus, verwendet große Sorgfalt auf das Metriſche und ſpielt bisweilen mit Aſſonanzen, Buchſtaben und grammatiſchen Deuteleien. Viele ſeiner Verſe ſind von Andern entlehnt. Er wurde 965 zwiſchen Kuf und Bagdad von Beduinen ermordet. Seine Gedichte haben theilweiſe herausgegeben: J. J. Reiske (Lpz. 1765, arabiſch und deutſch); H. Hindley in „Orient. Collect. (Lond. 1797); de Sacy in ſeiner Chrestom. (T. 3. p. 1 sq.). Sämmtliche Werke wurden arabiſch zu Calcutta 1815 herausgegeben und von J. v. Hammer (Wien 1822) ins Deutſche überſetzt. Vgl. Bohlen „De Motenabbio" (Bonn 1824).

Motette, eine Geſangcompoſition für Chor, gewöhnlich ohne Inſtrumentalbegleitung über einen kirchlichen Text. Urſprünglich (im 16. Jahrhundert) bildete die M. in der Schreibart einen Gegenſatz zu einer Kirchencompoſition im ſtrengſten Styl; Form und contrapunktiſcher Satz bewegten ſich bei ihr etwas freier und ihr Text, zwar aus der Bibel entnommen, war aber keiner von denen, zu dem katholiſchen Cultus gehörigen. In ſpäterer Zeit hat ſich dieſe engere Bedeutung durchaus verloren und war im proteſtantiſchen Sinne überhaupt unmöglich. Die Motette iſt wenigſtens dreiſtimmig bis zu Doppelchören; einzelne Soloſätze können darin vorkommen; unter den einzelnen Abtheilungen findet man gewöhnlich Choralſätze und gewöhnlich zum Schluß eine Fuge. Die Franzoſen nennen jede Compoſition über einen kirchlichen Text M. Die erſte Sammlung Motetten finden wir im Anfang des 16. Jahrhunderts zu Venedig von Petrucci gedruckt. Die älteſten in dieſer Form componirenden Meiſter ſind unter Andern: Carpentras, Josquin, Feſta, Senft, Ockenheim, Orlandi Laſſo, Morales, Paleſtrina Porta, Marcello ꝛc. In der ſpätern Zeit ragen unter den Motetten der Deutſchen die von Rolle, Graun, den Bach's, Haydn, Mozart, Schicht ꝛc. hervor.

Motherwell, William, ein ſchottiſcher Dichter, geb. zu Glasgow am 13. Oct. 1797, wurde vom 11. Jahre an unter der Leitung ſeines Oheims in Paisley erzogen und erhielt nachher daſelbſt die Stelle eines Unterſecretärs des Sheriff. Schon früh entwickelte ſich ſeine Liebe zur Dichtkunſt. Im Jahre 1819 gab er eine Sammlung von eigenen und fremden Liedern „The harp of Renfrewshire" heraus, begleitet von einem werthvollen Aufſatze „Essay on the poets of Renfrewshire". Namentlich widmete er ſich mit Eifer den Unterſuchungen über die vaterländiſche Dichtkunſt. Die Ergebniſſe derſelben legte er in ſeiner Ausgabe von Burns Werken und in der „Minstrelsy ancient and modern" (1827) nieder. Im Jahre 1825 begann er in Paisley ein Wochenblatt und bald auch eine Monatsſchrift herauszugeben, in welcher viele ſeiner beſten Gedichte erſchienen. Seine Fähigkeiten und ſein Fleiß lenkten die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ihn und bewirkten, daß ihm

Digitized by Google

die Zeitung des „Glasgow courier“ übertragen wurde. Als ſolcher ſtarb er zu Glasgow am 1. Nov. 1835. Seine „Poems narrative and lyrical“ (Glasg. 1832) weiſen ihm einen ehrenvollen Platz unter den ſchottiſchen Lyrikern an. Am glücklichſten war er im Rührenden und Elegiſchen; an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, an Schönheit und Wohlklang des Versbaus iſt er von keinem ſchottiſchen Dichter übertroffen, von wenigen erreicht worden.

Motion, ein von England aus in die Geſchäftsſprache ſtändiſcher Verſammlungen übergegangener Ausdruck, der das Stellen eines Antrags von Seiten eines Mitgliedes bezeichnet. Er mag durch die Sitte entſtanden ſein, daß der Antragſteller ſich von ſeinem Sitze erhebt, ſowie dann über das Schickſal des Antrags häufig gleichfalls durch Aufſtehen und Sitzenbleiben entſchieden wird.

Motiv, Beweggrund, Triebfeder, daher: *motiviren* ſo viel als: einen Beweggrund angeben. In der Theorie der Kunſt haben dieſe Worte eine doppelte Bedeutung. Zuerſt nämlich heißt eine Handlung, z. B. in einem erzählenden Gedichte, motiviren ſo viel als: ſie ſo darſtellen, daß ſie als natürlich aus der Wechſelwirkung des handelnden Charakters und der Situationen, in welche derſelbe gebracht wird, ſich zu ergeben ſcheint. Außerdem aber werden jene Worte noch in einer weitern Bedeutung gebraucht. Man bezeichnet nämlich auch ganze Theile eines Kunſtwerkes, Charakters, Epiſoden, auch wohl Abtheilungen der Haupthandlung ſelbſt, als mehr oder minder motivirt. Alsdann bezieht man ſich überhaupt auf den Zuſammenhang, in welchem ſolche Theile mit der Idee des Ganzen ſtehen. Da man nämlich verlangen darf, daß die Einzelnheiten eines Kunſtwerkes in weſentlichem Zuſammenhange unter einander ſtehen, ſo verwirft man ſolche Theile desſelben, welche willkürlich und äußerlich damit verbunden ſind, als unmotivirt, d. h. als nicht durch die Idee des Ganzen bedingt. Dagegen nennt man ſolche Gedichte, deren Theile ſämmtlich in weſentlicher Beziehung zu einander ſtehen, durchgängig motivirt.

Motten bilden unter den Nachtfaltern eine beſondere Gruppe von meiſt ſehr kleinen Schmetterlingen, die auf den erſten Blick ſehr unanſehnlich, bei genauer Unterſuchung nicht ſelten die feinſten Zeichnungen und einen an Gold und Silber erinnernden Farbenglanz zeigen; dem Menſchen ſind ſie aber als ſchwer zu vertilgende Feinde im Haus- und Feldweſen ſehr verhaßt. Ihre Raupen haben ein madenartiges Anſehen und verpuppen ſich zwiſchen einem feſten Geſpinnſt, leben auch häufig in einem kleinen Gehäuſe, welches ſie aus den Reſten zernagter Gegenſtände zuſammenkleben und mit ſich herumſchleppen. Die ausgebildeten Motten ſind nicht ſchädlich, um ſo mehr aber ihre Larven oder Raupen, die ſich theils in Kleidern, Pelzwerk u. ſ. w., theils in Getreide und auf Pflanzen aufhalten. Zu den erſtern gehören die *Pelzmotte*, *Kleidermotte* und *Tapetenmotte*, zu den andern der ſogenannte *weiße Kornwurm*. Kräftige und untrügliche Mittel gegen die erſtern gibt es nicht; nur unabläſſige Aufmerkſamkeit, häufiges Lüften, Sonnen und Klopfen bedrohter Gegenſtände können hier ſchützen, denn keine der gerühmten ſtarkriechenden Subſtanzen gibt volle Sicherheit gegen Mottenfraß; nicht einmal Arſenikdunſt ſchützt naturhiſtoriſche Sammlungen. Den einmal eingeniſteten Kornwurm bewältigt man kaum anders als durch Auflegen neuer Dielen in den Kornböden und durch Dörren des angegriffenen Getreides im Backofen, wodurch die Brut zerſtört wird. Die vielen Mottenarten, deren Raupen geſellig auf Büſchen und Obſtbäumen leben, thun geringern, aber immer noch bedeutenden Schaden und können durch Abraupen wohl beſchränkt, nie vertilgt werden.

Motto, Sinnſpruch, Wahlſpruch, eine geiſtvolle Stelle irgend eines Schriftſtellers, die einer Schrift oder einem Abſchnitte derſelben vorgeſetzt wird und worin man den Leſer auf den Inhalt des Folgenden oder auf den Geſichtspunkt, aus dem das Folgende aufzufaſſen, aufmerkſam macht.

Motz, Friedr. Chriſt. Adolf von, preuß. Finanzminiſter, ein Staatsmann von heller, tiefer Einſicht, wurde am 18. Nov. 1775 zu Kaſſel geboren, bildete ſich auf der Univerſität zu Marburg, trat 1795 als Auscultator bei der Regierung zu Halberſtadt in

Digitized by Google

preuß. Staatsdienſte, ging dann als Referendar zur daſigen Kriegs- und Domänenkammer, wurde 1801 Landrath des Fürſtenthums Halberſtadt, 1803 im Eichsfelde, 1807 Unterpräfect daſelbſt, hierauf Präfect des Werradepartements und ſpäter Steuerdirector im Harzdepartement. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde er Director der Gouvernementscommiſſion für die Provinzen zwiſchen der Elbe und Weſer, erwarb ſich durch kräftige und umſichtige Verwaltung dieſes Poſtens das ganze Vertrauen ſeiner Regierung und erhielt 1815 die Verwaltung des Fürſtenthums Fulda und das eiſerne Kreuz am weißen Bande. Im J. 1816 wurde er als königl. Commiſſär mit der Regulirung verſchiedener Landesabtretungen beauftragt, ſchloß deshalb mit Kurheſſen einen Vertrag ab und wurde hierauf noch in demſelben Jahre Vicepräſident, 1818 Chefpräſident der Regierung in Erfurt, 1820 Präſident der Regierung zu Magdeburg, zugleich interimiſtiſcher Oberpräſident der Provinz Sachſen, 1824 Oberpräſident und erhielt im folgenden Jahre den rothen Adlerorden 2. und 1827 1. Claſſe mit Eichenlaub. Im J. 1825 erfolgte ſeine Ernennung zum wirklichen geheimen Staats- und Finanzminiſter, in welcher Würde er am 30. Juni 1830 ſtarb. Geachtet nicht weniger ſeiner häuslichen und der geſelligen Tugenden ſeines Umganges wegen, wie im Staatsleben wegen Feſtigkeit, Einſicht und Rechtlichkeit hat M. beſonders in der letzten Stellung ſich um Preußen, ſowie überhaupt um Deutſchland die größten Verdienſte erworben. Sein muſterhaftes Verwaltungsſyſtem, wobei er den Grundſatz feſthielt: das Nothwendige und Nützliche dem Entbehrlichen ſtets vorzuziehen, einſah, daß nur freier Handel und Verkehr, mit nur mäßigen Schutzzöllen gegen das Ausland eine feſte Grundlage der Verwaltung bilden könne, und ſich durch Aufhebung der Generalcontrole (29. Mai 1826) eine gegen früher bei Weitem freiere und durchgreifendere Stellung zu geben wußte, hat für Preußens Finanzzuſtand das längſt vergeblich erſtrebte Reſultat herbeigeführt, daß ſich ſeitdem jährlich nicht nur ein beſtimmter etatmäßiger Ueberſchuß ergab, ſondern noch bedeutende Ueberſchüſſe für den Staatsſchatz erzielt werden. Die wohl erwogene und geprüfte Wahrheit, daß nur im gemeinſamen Intereſſe der deutſchen Staaten auch die alleinige Stütze für Deutſchlands Macht und Frieden zu ſuchen ſei, führte ihn zuerſt zur Idee des allgemeinen deutſchen Zollverbandes, die unter ſeinem Nachfolger M a a ß e n ins Leben trat.

Mouchard nennt man in Frankreich ſpottweiſe die Polizeiſpione, welche die Regierung zur Erforſchung politiſcher Geſinnungen und Anſchläge abſendet. Im Munde des Volks iſt daher dieſer Name überhaupt ein Schimpfwort geworden und bedeutet ſo viel als Schuft. Einige leiten das Wort von einem gewiſſen Mouchy her, dem zur Zeit der katholiſchen L i g u e (ſ. d.) in Frankreich unter dem Titel eines „Inquisiteur de la foi“ die Ausſpürung der Ketzer übertragen war. Andere leiten den Namen M. von Mouche, d. i. Fliege her, weil die Spione Die, welche ſie aushorchen, wie Fliegen umſchwärmen, welches Gleichniſſes ſich ſchon Plutarch bediente.

Moucheron, Frederik de, geb. 1633 zu Emden, geſt. 1686 zu Amſterdam, wurde zuerſt von Joh. Aſſelyn in der Malerei unterrichtet, vervollkommnete ſich dann in Paris zu einem der vorzüglichſten Landſchaftsmaler der niederländiſchen Schule, und ließ ſich ſpäter in Amſterdam nieder. Seine Gemälde zeichnen ſich durch treue Nachahmung und Sicherheit der Ausführung aus. Beſonders das Waſſer malte er mit großer Vollkommenheit, weshalb er es auch auf den meiſten ſeiner Bilder anzubringen ſuchte. Die Figuren in ſeinen Landſchaften ließ er, ſo lange er in Paris war, von Helmbreker und ſpäter von Adrian van der Velde malen. Im Louvre ſind mehrere vorzügliche Bilder von ihm. — I ſ a a k M., genannt O r d o n n a n z, des Vorigen Sohn, geb. 1670, geſt. 1744, arbeitete ganz in der Manier des Vaters, und erreichte ihn vielleicht in der Pinſelführung und im Colorit, aber nicht in der Selbſtändigkeit und Beſtimmtheit der Auffaſſungsweiſe. In der Dresdner Gallerie ſind mehrere Bilder von ihm.

Mounier, Jean Joſeph, aus einer Kaufmannsfamilie von Grenoble, wo er 1751 geboren wurde, entſproſſen, widmete ſich dem Rechtsſtudium, wurde 1779 Advocat, und erhielt bald nachher die Stelle eines königl. Richters. Sechs Jahre verwaltete er dieſen Poſten und wurde dann, als die Stände der Dauphiné Frankreich den erſten conſtitutio-

16 *

nellen Impuls gaben, an die Spitze ſeiner Mitbürger geſtellt, lenkte alle ihre Schritte, namentlich in der Verſammlung von Vizille (am 21. Jan. 1788), wo er nicht nur als Secretär ſondern auch als Redner ſich geltend machte. Die Vereinigung der drei Stände und das Stimmen nach Köpfen bewirkte er, und als ſodann das Miniſterium die Reichsſtände nach Verſailles zuſammenberief, war M.'s bedeutender Einfluß nicht zu verkennen. Er veranlaßte die berühmte Sitzung im Ballhauſe, wo alle Deputirten, mit Ausnahme eines einzigen, ſchworen, ſich nicht zu trennen, bis ſie ihrem Lande eine conſtitutionelle Verfaſſung gegeben hätten. Indeſſen glaubte M. ſich dem nach dem 14. Juli in der conſtituirenden Verſammlung die Oberhand gewinnenden Syſteme entgegenſtemmen zu müſſen, bekämpfte mit Nachdruck die Beſchränkungen, welche man der königlichen Gewalt auflegen wollte und hörte erſt nach vergeblichen Anſtrengungen auf, an den Arbeiten des Conſtitutions-Comités Theil zu nehmen. Als Präſident der Verſammlung verhinderte M. in den Tagen des 5. und 6. Octbr. manches Unheil durch ſeine Entſchloſſenheit. Dennoch war es ein Glück, daß der Rath, welchen er Ludwig XVI. ertheilte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, nicht befolgt wurde. Der Erfolg jener unglücklichen Tage beſtimmte ihn, ſeine Entlaſſung als Repräſentant einzureichen. Er zog ſich nach Grenoble zurück, verließ jedoch 1790 Frankreich, hielt ſich zwei Jahre in der Schweiz auf, begab ſich dann nach England, wo er, aus Patriotismus, die ihm angebotene Oberrichterſtelle von Canada ausſchlug, und übernahm die Stelle eines Erziehers bei einem jungen Lord, mit welchem er die Schweiz und Italien bereiste. Im J. 1797 begründete er zu Weimar, auf Antrag des Großherzogs, eine Anſtalt, in welcher junge Leute für den Staatsdienſt herangebildet werden ſollten. Trotz des glänzenden Erfolgs zog ihn doch endlich die Liebe zum Vaterlande, und M. kehrte, ſobald die dortigen Verhältniſſe es ihm geſtatteten, nach Frankreich zurück. Er erhielt die Präfectur Ille und Vilaine und wurde von Napoleon zum Staatsrath ernannt. Er ſtarb 1806, allgemein geachtet. Folgende Werke hat er hinterlaſſen: „Nouvelles observations sur les Etats Généraux“ (Grenoble 1789); „Considérations sur le gouvernement etc, qui convient à la France“ (Paris 1789); „Recherches, qui ont empêché les François de devenir libres“ (Genf 1792, 2 Bde.); „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons“ ꝛc. (Tüb. 1801 und Par. 1821). — Sein Sohn Eduard Claude Philipp, Baron M. ward 1784 geboren, unter Napoleon Auditeur des Staatsrathes, 1809 Cabinetsſecretär, 1810 Maitre des requêtes, 1815 Mitglied der Deputirtenkammer, 1817 Staatsrath, 1819 Pair von Frankreich. Er führte den Vorſitz in der gemiſchten Commiſſion, welche die Liquitationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte und leiſtete bei dieſer Gelegenheit Frankreich außerordentliche Dienſte. Er wies nach, daß die unmittelbare Ausgleichung der Privatanſprüche der franz. Regierung ungeheure Opfer und unermeßliche Arbeit koſten würde, und bewog den Miniſter Richelieu, auf dem Congreſſe zu Aachen mit jeder einzelnen der betheiligten Mächte ein Abfindungsquantum zu verhandeln. Im J. 1819 erhob ihn der König zum Pair und im Febr. 1820 trug man ihm das Portefeuille des Innern an, welches er aber aus Beſcheidenheit ablehnte. Dagegen bewog ihn Richelieu, unter dem Titel eines Generaldirectors der Polizei und der Departementalverwaltung in die Regierung zu treten. Dieſes Amt legte er jedoch unter dem Miniſterium Villèle nieder; auch ſtellte er ſeine Functionen als Staatsrath ein. Unter der Verwaltung Martignac's nahm er wieder an den Geſchäften Theil, namentlich arbeitete er die Geſetzesentwürfe über die Departemental- und Municipalverwaltung aus. Nach der Julirevolution zog er ſich gänzlich aus dem Staatsrathe zurück, entfaltete aber eine um ſo größere Thätigkeit in der Pairskammer im Intereſſe der öffentlichen Wohlfahrt und der conſtitutionellen Freiheit. Er ſtarb zu Paſſy bei Paris am 11. Mai 1843.

Mouradgea d'Ohſſon, Ignaz, aus Konſtantinopel gebürtig, trat ſehr früh in die Dienſte der ſchwediſchen Geſandtſchaft bei der ottomaniſchen Pforte, wurde Chargé d'Affaires, Ritter des Waſaordens und bevollmächtigter Miniſter und außerordentlicher Botſchafter 1782. In dieſer Lage und bei ſeinen außerordentlichen Kenntniſſen in den Sprachen des Orients faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemälde des ottomaniſchen Reichs und

Digitized by Google

ſammelte die dazu nöthigen Materialien, die er 1784 in Paris ausarbeitete. In den Jahren 1788 und 89 erſchienen die beiden erſten Bände ſeines „Tableau général de l'empire ottoman", die er mit bedeutendem Koſtenaufwande drucken ließ. Die Unruhen beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution führten eine Unterbrechung dieſes Werkes herbei. M. begab ſich wieder nach Konſtantinopel, wurde daſelbſt von Selim III. gütig empfangen, der ſich das Werk vorlegen ließ und ihm fernere Unterſtützung zur Vollendung deſſelben gewährte. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris fand er nur wenig von ſeinem Vermögen wieder und ſelbſt die Niederlagen erbrochen und geplündert, worin die Exemplare ſeines Werks, nebſt Platten und Zeichnungen aufbewahrt worden waren. Er entwarf daher einen neuen Plan zu einem Werke, das den ganzen Orient umfaſſen ſollte, und ſo entſtand ein Werk in folgenden 3 Abtheilungen: „Tableau historique de l'Orient" eine Geſchichte aller Völker unter türkiſcher Botmäßigkeit; „Tableau général de l'empire ottoman", eine Darſtellung der Geſetzgebung, Religion, Sitten ꝛc.; „L'histoire de la maison ottomane", von Osman I. bis 1758, welches ſehr zur Kenntniß des türkiſchen Reichs beiträgt. M ſtarb kurz vor Beendigung deſſelben den 10. Aug. 1807. Die letzten Theile dieſes Werkes, das aus 7 Theilen beſteht, erſchienen Paris 1824.

Mouſſiren heißt das Schäumen von Getränken, ſobald dieſelben aus den bisher verſchloſſenen Gefäßen in ein Glas gefüllt werden, vorzugsweiſe aber das Schäumen des Champagners. Die Erſcheinung ſchreibt ſich von der Entwickelung des kohlenſauren Gaſes her.

Mouſſons ſ. Monſoons.

Mouzinho de Albuquerque, Luis da Silva, früherer portugieſiſcher Staatsminiſter, wurde 1794 zu Liſſabon geboren. Als jüngerer Sohn zum Malteſerorden beſtimmt, bildete er ſich zum Seedienſt, verließ aber 1816 den Dienſt, heirathete und widmete ſich in ſtiller Zurückgezogenheit in der Provinz Beira der Poeſie. Seit 1819 lebte er in Paris, wo er ſich dem Studium der Naturwiſſenſchaften hingab, kehrte 1823 nach Portugal zurück, wo er ſogleich als Director der königlichen Münze und Lieutenant beim Geniecorps angeſtellt ward; ſpäter gründete man für ihn beſonders eine Profeſſur der Phyſik und Chemie. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges mußte er als Anhänger des liberalen Syſtems 1828 nach England flüchten, wo ihm ſeine ebenfalls flüchtig gewordenen Landsleute den Auftrag gaben, Dom Pedro aus Braſilien zum Schutze Portugals zu holen. Nach ſeiner Rückkehr nach England ging er mit dem Grafen Villaflor, ſpäter Herzog Terceira, nach der Inſel Terceira, wo er bei der ſich daſelbſt bildenden Regentſchaft zum Staatsminiſter ernannt wurde, und nahm von jetzt den thätigſten Antheil an allen folgenden militäriſchen Operationen. Nach Dom Pedro's vollſtändigem Siege und der Reſtauration des Reichs ward er Civil- und Militärgouverneur der Inſel Madeira, dann Gouverneur von Indien und kehrte 1836 nach Portugal zurück. Ehe er in ſein Gouvernement zurückreiste, ward er zum Staatsminiſter des Innern ernannt, verlor aber dieſe Stellung noch in demſelben Jahre in Folge der Septemberrevolution und mußte ſogar aus Portugal entfliehen. Er kehrte 1838 in Folge der allgemeinen Amneſtie zurück und lebt jetzt von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen auf einer kleinen Beſitzung bei Leiria. Unter ſeinen Gedichten zeichnen ſich beſonders die „Georgicas portuguezes" aus. Während ſeines Aufenthalts in Paris redigirte er die „Annaes das sciencias, das artes e das letras" und ſchrieb die Abhandlung „Ideas sobre a instrucçaõ publica em Portugal". Als Profeſſor der Chemie ließ er den „Tratado elementar de physica e chemicà" drucken und gab eine Beſchreibung der Inſel San Miguel, nebſt einer Analyſe der warmen Mineralwaſſer derſelben heraus. Als Gouverneur von Madeira ſchrieb er eine Abhandlung über die Gebirgsverhältniſſe dieſer Inſel.

Mora iſt ein aus Oſtindien zu den Türken und in neuerer Zeit auch zu uns gekommenes Reizmittel, welches bei örtlicher, noch nicht eingewurzelter Gicht mit Erfolg gebraucht wird. Es beſteht in einem kleinen Kegel, der aus dem weißlichen Filze an den Stielen und Blättern des gemeinen Beifußes oder der Wermuthspflanze, oft auch nur aus Linnen zuſammengerollt iſt und bisweilen mit Weingeiſt getränkt wird. Man ſetzt es auf

Digitized by Google

die leidende Stelle, zündet es an und läßt es langſam verbrennen. Es brennt in das Fleiſch bis durch die Knochenhaut und hinterläßt ein gewöhnlich in Eiterung übergehendes Brandmal.

Moys, ein Dorf unweit Görlitz im preuß. Schleſien, iſt berühmt wegen des Ueberfalls, den der öſterreich. General Nadaſti mit 20,000 M. und 24 ſchweren Geſchützen im Frühnebel am 7. Sept. 1757 gegen das auf dem Holzberge verſchanzte Lager des preuß. Generals Winterfeld ausführte. Letzterer wurde dabei tödtlich verwundet und ſtarb ſchon am folgenden Tage. Durch dieſen Unfall wurde das Treffen, das bereits eine für die Preußen günſtige Wendung genommen hatte, zuletzt für die Oeſterreicher ſiegreich, und die Preußen ſahen ſich zum Rückzug genöthigt. Eine weitere Folge dieſes Treffens war, daß der in der Nähe lagernde Herzog von Bevern, den ein öſterreich. Corps durch die Beſetzung Bautzens von Sachſen und der Elbe abgeſchnitten hatte, den Rückzug nach Schleſien antreten mußte.

Mozambique, Küſtenſtrich der Oſtküſte von Afrika, ungefähr 140 Meilen lang, ſeit Jahrhunderten Niederlaſſung der Portugieſen, welche der Goldreichthum der dortigen Erde dahin lockte und ſie bewog, bis in die neueſte Zeit immer neue Opfer in ihre daſigen Colonien zu ſenden. Die gleichnamige Stadt auf einer halbmondförmigen Inſeln iſt Sitz des portugieſiſchen Gouverneurs der Oſtküſte, der aber alle 3 Jahre einen Nachfolger erhält; denn die Gegend iſt höchſt ungeſund und die Einwohner ſind hierher gebrachte Verbrecher, Neger, Hindus, Araber und Portugieſen (2800). Nirgends wird das Gewerbe des Sclavenhandels induſtriöſer betrieben als hier. Selbſt bis in die neueſte Zeit wurden noch jährlich an 4000 Sclaven ausgeführt und Stück um Stück für einen Elephantenzahn von 60—80 Pfund hingegeben. Jetzt iſt dieſer Handel etwas in Verfall gerathen und mit ihm auch der auf ihn gegründete Glanz der portugieſiſchen Colonien. Denn ſtatt Colonialpflanzungen exiſtirten bisher nur Maniokpflanzungen für den Sclavenhandel. Als einheimiſche Bewohner dieſer Küſte ſind in neueſter Zeit die Monſchu und Makua bekannt, von wilder Gemüthsart, aber als Sclaven treu; ſie tragen vergiftete Waffen und namentlich die erſteren ſind den Portugieſen durch häufige Anfälle gefährlich. Die Fruchtbarkeit dieſes Küſtenlandes iſt außerordentlich, die Vegetation tropiſch. Man ſieht hier die, oft 30 Fuß im Durchmeſſer haltenden, Stämme der Adanſonia, die zierliche Wachspalme, die nährende Banane, koloſſale Schlinggewächſe, alle Arten Affen, Papageien, Kolibris neben dem Elephanten, Nashorne, Flußpferde und Krokodile.

Mozaraber nannte man die Nachkömmlinge der ſpaniſchen Chriſten, welche unter arabiſcher Herrſchaft den gothiſchen Ritus beibehielten und ſich erſt unter Papſt Gregor zur Annahme der römiſchen Liturgie entſchloſſen. Nur in einer einzigen Kapelle der Kathedrale von Toledo wurde der mozarabiſche Cultus beibehalten. Der Name Mozaraber oder Moßaraber bedeutet Fremdlinge unter den Arabern oder unechte Araber.

Mozart, Leopold, geb. 1719 zu Augsburg, ſtudirte zuerſt Jurisprudenz, aber ſeine Neigung trieb ihn wieder zur Ausübung der Muſik. Er wurde 1743 Violiniſt der biſchöflichen Kapelle zu Salzburg; 1762 zum Vicekapellmeiſter ernannt und ſchrieb: „Verſuch einer gründlichen Violinſchule“ (Augsb. 1756). Außer dieſem Werke, das lange Zeit das einzige und beſte ſeiner Art blieb, componirte er Verſchiedenes, worunter die Operette: „Baſtien und Baſtienne“ am meiſten bekannt. Er ſtarb 1787 zu Salzburg.

Mozart, Johann Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus, Sohn des Vorigen, wurde am 27. Juni 1756 zu Salzburg geboren. Schon als ſeine vierjährige Schweſter Klavierunterricht erhielt, drängte ſich der Knabe in dem zarten Alter von 3 Jahren hinzu, um Terzen mit ſeinen kleinen Fingern aufzuſuchen. Im 4. Jahre lehrte ihn der Vater einige Menuetten, die er in wenigen Minuten lernte; auch ſpielte er ſchon mehrere Stücke auf der Geige. Bald zeigte ſich auch ſein Compoſitionstalent; er ſpielte kleine Stücke, die ſein Vater aufſetzte und deſſen Elementar-Exempel übertrafen. Im 5. Jahre ſchrieb er ſchon ein Klavierconcert, das Gedanken verrieth, die weit über ſein Alter hinausgingen, und zugleich ſo ſchwer war, daß ſein Vortrag ſchon einen Virtuoſen erforderte. Im 7. Jahre

Digitized by Google

hatte die Virtuoſität Wolfgang's bereits einen ſo hohen Grad erreicht, daß der Vater mit ihm und der Schweſter Maria Anna die erſte Kunſtreiſe nach München und Wien zu unternehmen wagte. An beiden Orten fand die Künſtlerfamilie die liebevollſte Aufnahme. Schon hier zeigte ſich ein intereſſanter Charakterzug des kleinen M., indem er nur nach dem Beifall des wahren Kenners ſtrebte. Noch ehe er in Wien vor dem kaiſerlichen Hofe ſpielte, bat er den Kaiſer, daß er Wagenſeil holen laſſen möchte, „weil dieſer es verſtände“. Raſtlos bildete ſich M. weiter; von früh bis in die Nacht ſaß er am Klaviere. Im J. 1763 reiſte der Vater mit den beiden Kindern über München, Ludwigsburg, Frankfurt u. Aachen nach Paris. Schon unterwegs ſetzten die kleinen Virtuoſen Alles in Staunen; in Paris, wo ſie ein halbes Jahr blieben, erregten ſie den größten Enthuſiasmus und wurden mit Ehrenbezeigungen und Geſchenken überſchüttet. In Verſailles ſpielte Wolfgang Alles vom Blatte, was man ihm von den daſigen großen Klavierſpielern vorlegte, und phantaſirte über aufgegebene Themata mit überraſchender Fülle der Phantaſie. In Paris ließ M. ſeine zwei erſten, den königl. Prinzeſſinnen gewidmeten, Klavierſonaten erſcheinen. Im J. 1764 wandte ſich die Familie nach London. Hier legte ihm der König Georg III. die ſchwerſten Klaviercompoſitionen von Abel, Bach und Händel vor, die er alle vom Blatte ſpielte. Zugleich zeigte er ſeine Virtuoſität auf der Orgel. Bei einer Krankheit des Vaters ſetzte er ſeine erſte Symphonie und Klavierſonaten mit Violinbegleitung. Nachdem die Familie noch Amſterdam und den Haag beſucht hatte, kehrte ſie über Paris, Lyon und Straßburg in die Vaterſtadt zurück. Im J. 1768, da nun Wolfgang zum ausgebildeten Virtuoſen gereift war und auch ſchon mehrere größere Werke componirt hatte, wurde eine zweite Reiſe nach Wien unternommen. Dort ſchrieb der junge M. eine Muſik zur Einweihung der Kirche des Waiſenhauſes, deren Aufführung er ſelbſt leitete. Außerdem trug ihm der Kaiſer Joſeph auf, die komiſche Oper: „La finta semplice“, zu componiren. M.'s Arbeit fand zwar den Beifall Haſſe's und Metaſtaſio's, doch kam die Aufführung derſelben, trotz dem Willen des Kaiſers, nicht zu Stande durch die Kabalen der Muſiker und Sänger, die einen Knaben nicht an der Stelle des Directors dulden wollten. Im J. 1769 ernannte der Erzbiſchof den 13jährigen Knaben zum Concertmeiſter an ſeiner Kapelle. Noch in demſelben Jahre trat er in Begleitung des Vaters eine Kunſtreiſe nach Italien an. Der Ruf ging ihm voraus, und ſo fand er überall eine enthuſiaſtiſche Aufnahme. Durch fleißigen Beſuch der Opern erhöhte und verfeinerte ſich ſein Geſchmack an ſchönen Melodieen, ſein Talent rang ſich mehr und mehr los aus den Feſſeln deutſcher Schwerfälligkeit und abſtracter Regeln. Er bezeugte ſeine Fähigkeit durch Compoſition neuer Arien und Symphonien, und ſo wurde ihm von der Theaterdirection in Mailand die Oper „Mitridate“ für das Carneval 1771 übertragen. Aehnliche Anerbietungen erfolgten von Neapel, Rom und Bologna. In der letzten Stadt bewunderte der berühmte Pater Martini die Geſchicklichkeit, mit welcher der Knabe gegebene Fugenthemata ſogleich am Inſtrumente ausführte. Hier und in Verona wurde er zum Mitglied der philharmoniſchen Akademie ernannt. Zu Rom brachte er, nach Anhörung des Allegri'ſchen Miserere, das jährlich in der Charwoche aufgeführt wurde, und deſſen Verbreitung durch Abſchriften bei hoher Strafe verboten war, blos nach dem Gehör das ganze Werk zu Papier. In Neapel glaubten die Schüler des Conſervatoriums die große Fertigkeit ſeiner linken Hand beruhe in einem magiſchen Ringe, den er am Zeigefinger derſelben trage; als M. ihn bei Seite legte und auch ohne ihn ebenſo fortſpielte, erhöhte ſich ihr Erſtaunen. In Rom wurde er vom Papſte zum Ritter des goldnen Sporns ernannt. Auf der Reiſe hatte er unterdeſſen ſeine Oper „Mitridate“ vollendet, die er am 26. Dec. 1770, 14 Jahre alt, mit großem Erfolge aufführte. Sie mußte über zwanzigmal wiederholt werden. Im J. 1771 kehrte er, nachdem er im reichſten Maße Ruhm eingeerntet, nach Salzburg zurück. Im Auftrage der Kaiſerin Maria Thereſia componirte er zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand die Serenate: „Ascanio in Alba“; und da zu demſelben Feſte Haſſe die Oper ſchrieb, ſo war es eine intereſſante Erſcheinung, daß damals in Mailand, wohin M. auf einige Monate reiſte, mit der Oper des älteſten und der Serenate des jüngſten Componiſten abgewechſelt wurde. Zur Wahl des Erzbiſchofs von

Digitized by Google

Salzburg ſetzte er 1772 die Serenate: „il Sogno di Scipione", welches Werk den Uebergang von ſeiner Schülerperiode zu der Meiſterſchaft bilden dürfte. In den Jahren 1773—75 lebte er abwechſelnd in München, Wien und Salzburg in ununterbrochener Thätigkeit. In dieſe Zeit fallen ſeine Oper: „Lucio Silla", die kom. Oper: „La finta giardiniera" (1775), zwei große Meſſen und ſeine: „il Re pastore". Von einer Reiſe nach Paris, wo er mehrere dieſer Werke und außerdem noch eine große Symphonie für das Concert spirituel geſetzt hatte, kam er 1779 zurück. Seine, von ihm geliebte Mutter, die ihn dahin begleitet hatte, war dort geſtorben; doch das Schickſal hatte ihm ſchon einen Troſt auserſehen. Auf der Rückreiſe war er mit Conſtanze Weber, der Tochter eines Sängers, bekannt geworden. Die Neigung zu ihr erfüllte ſeine ganze Seele; die Liebe ſchien nun alle ſeine Talente im Fluge zu entwickeln. Im J. 1781 wurde ihm zu München von dem Kurfürſten C. Theodor die Oper „Idomeneo" übertragen, in der er ſich zuerſt als vollendeter Meiſter zeigte. In demſelben Jahre begab er ſich nach Wien, wo er mit Haydn eine enge Freundſchaft ſchloß. Ihm widmete er 6 ſeiner ſchönſten Violinquartette. Hier gab er bei den vornehmſten Familien Muſikunterricht, ſchrieb beſtellte Werke und veranſtaltete öfters Concerte. Nach dem Willen des Kaiſers mußte er einſtmals in einer muſikaliſchen Akademie einen Wettkampf mit Clementi beſtehen. M. nannte Clementi „einen braven Cembaliſten, der aber keine Empfindung habe". Unterdeſſen war ſeine Conſtanze zu Wien angekommen. Seine damaligen Empfindungen malte er in der liebeathmenden Oper: „Die Entführung aus dem Serail". Der große Beifall, den theils dieſe Oper, theils die darauffolgende: „Figaro's Hochzeit" fand, begeiſterte ihn zu ſeinem Meiſterſtücke, dem „Don Juan", den er im Oct. 1787 vollendete. Im J. 1789 ſtarb ſein Vater. Im J. 1790 ſchrieb M. „Cosi fan tutte", 1791 „die Zauberflöte", „La clemenza di Tito" und das „Requiem". Ueber der Entſtehung und Vollendung des letztern Werkes ſchwebt ein eignes Dunkel. Der bekannten Erzählung nach beſtellte es bei ihm ein Fremder, der 100 Dukaten dafür vorausbezahlte. Nach einigen Monaten erſchien der Unbekannte wieder, an die Vollendung des Werkes mahnend. M., obgleich erſchöpft von geiſtiger Anſtrengung, wendet alle ſeine Kraft auf das Requiem. Er fühlt, daß die Arbeit ſein Leben wegzehrt, und äußert gegen ſeine Gattin, daß er das Requiem für ſich ſelbſt ſetze. Sie nimmt ihm die Partitur weg; anſcheinend geneſen, verlangt er ſie wieder; nah an der Vollendung ſinkt er, in dem Wahne, von Salieri vergiftet zu ſein, auf das Krankenlager und ſtirbt. Die noch fehlenden Stücke ſetzte ſein Schüler Süßmayer hinzu. Sein Todestag war der 5. Decbr. 1791. Die Geſchichte von der Erſcheinung des Unbekannten dürfte wohl ein Mährchen ſein. Ein Mehreres über das „Requiem" ſiehe in Weber's „Cäcilia", 1826. M.'s Tod wurde in Wien und Prag feierlich begangen. Seine hinterlaſſene Witwe wurde ſpäter Gattin des Staatsraths von Niſſen in Kopenhagen und ſtarb am 6. März 1842 zu Salzburg; der älteſte Sohn war Kanzleiſecretär in Mailand und der jüngere Muſiklehrer und Pianofortevirtuos in Lemberg. Er ſtarb 1844 zu Karlsbad. Seine Schweſter, Maria Anna, ſtarb zu Salzburg 1829. M. war klein, hager, blaß; in ſeinem Aeußern zeigte ſich nichts Ungewöhnliches. In ſeinem Betragen erſchien er einfach, offen, kindlich, gutmüthig, lebendig; gerechten und anſtändigen Tadel nahm er gern an, gegen Arroganz und Mißwollen aber war er ſehr empfindlich; auf fades Lob legte er keinen Werth; deſto höher ſchätzte er die Anerkennung des Kunſtverſtändigen. Mit häuslichen Angelegenheiten hatte er nicht gern zu ſchaffen. Zum Componiren mußte er oft getrieben werden; doch wenn er auch mit Unluſt begann, ſo gerieth er über dem Werke gar bald in Feuer. Seine beſten Arbeitsſtunden waren früh von 6—10 Uhr; dann ruhte er, außer in dringenden Fällen, wo er zuweilen ganze Nächte durch ſaß. Seine Lieblingserholung war das Billardſpiel. M. iſt wie Göthe und Rafael ein Künſtler der Wahrheit, Natur und ewigen Schönheit; in Allem, was er ſchuf, lebt der göttliche Funke, Alles iſt poetiſch, muſikaliſch, äſthetiſch vollendet. Mit der größten Beſonnenheit und Intelligenz vereint er jenen Schwung der Phantaſie, jene Tiefe der Empfindung, die ſeinen Productionen den Anſchein der höhern Inſpiration verleiht. Schön ſagt ein geiſtreicher Schriftſteller: „Der kräftige Morgen gehört Bach und

Digitized by Google

Händel an. Was ſich vor ihnen geregt, waren nur Frühſtimmen, Morgenahnungen, und oft recht kalte. Da führten Mozart und Haydn den Tag heran und das helle lebendige Leben, das in der Sternennacht wieder verſtummte, welche Beethoven und Franz Schubert eröffneten." — Mozart ſchuf die reinſte, univerſellſte Muſik für die ganze Welt. — Außer den bereits genannten Werken führen wir noch als die bedeutendſten an: das Oratorium „Davide penitente, 36 Meſſen, Pſalmen, Motetten u. a. Kirchenſtücke, 39 Symphonien, 8 Quintetten, 28 Quartetten, viele Concerte, worunter 29 für Klavier, 23 Klaviertrios, Phantaſien f. Klavier, viele Klavierſonaten, Lieder ꝛc." Im Ganzen zählt man gegen 800 Compoſitionen. Vgl. auch Oubiliſchew „Vie de M." (Mosk. 1841) und Holmes „Life of M." (Lond. 1845). Im J. 1840 wurde M. ein Denkmal in Salzburg errichtet.

Mozetta iſt der ital. Name für das kurze ſeidene Kleid, welches die Päpſte, Cardinäle und Biſchöfe tragen.

Mozin, Abbé, franz. Grammatiker, geb. 1771 zu Paris, mußte während der Schreckenszeit ſein Vaterland verlaſſen und wendete ſich nach Deutſchland, wo er Anfangs als Privatlehrer, dann eine Zeit lang an der Handelsſchule zu Stuttgart Unterricht in ſeiner Mutterſprache ertheilte. Er gab eine große Anzahl vielverbreiteter Schulſchriften, wie Grammatiken, Sammlungen von Redensarten, Ueberſetzungsbücher und dergl., heraus, durch die er ſich in weiten Kreiſen bekannt gemacht hat. Am beachtenswertheſten war ſein „vollſtändiges Wörterbuch der deutſchen und franz. Sprache" (4 Bde.; neueſte Aufl., von Peſchier, Stuttg. und Tüb. 1842 fg.). In ſeiner ſpätern Lebenszeit war er lange Jahre hindurch ohne öffentliche Anſtellung, und ſtarb von den Gebrechen des Alters heimgeſucht, in ſehr dürftiger Lage zu Stuttgart am 2. Mai 1840.

Mucius, ein röm. plebejiſches Geſchlecht, das im 2. Jahrh. v. Chr. zuerſt im Beſitz höherer Staatsämter erſcheint. Sein Stammvater ſoll jener Caj. Mucius Cordus geweſen ſein, der durch ſeinen Heldenmuth Porſenna zu günſtigern Bedingungen gegen Rom bewog. Die Sage erzählt nämlich, als im J. 507 v. Chr. Porſenna (ſ. d.) der Etrusker Rom belagerte, ſei M., um dieſen zu morden, in deſſen Lager gekommen, habe aber ſtatt des Königs deſſen Schreiber, den er für jenen hielt, getödtet. Deshalb ergriffen und von Porſenna mit Qualen bedroht, habe er ſeine rechte Hand auf einem Kohlenbecken ſelbſt verbrannt, und da ihm hierauf der König die Freiheit ſchenkte, ihm wie zum Dank mitgetheilt, daß 300 röm. Jünglinge, von denen er der erſte ſei, ſich zu ſeiner Ermordung verſchworen hätten. Dies habe den Porſenna zum Friedensſchluß bewogen, M. aber ſei von den dankbaren Römern mit einem Stück Landes und einer Ehrenſäule belohnt, und weil er ſich nur der Linken (scaeva) fortan bedienen konnte, Scävola benannt worden. Unter den ſpätern Muciern zeichneten ſich mehrere durch große Rechtskenntniß, ſowie durch ihren Eifer für das Wohl des Staats aus. Publ. M. Scävola war im J. 133 v. Chr. Conſul, unterſtützte mit ſeinem Bruder Publ. Licinius Craſſus Mucianus die Plane des Tiberius Sempronius Gracchus, und weigerte ſich, als Conſul gegen ihn einzuſchreiten. Gracchus erhob ihn im J. 130 zum Pontifex Maximus und ſo wurde die Rechtskunde in ſeinem Hauſe heimiſch. — Des Vorigen Vetter, Quint. M. Scävola, der Augur, der im J. 117 Conſul war, widerſetzte ſich in hohem Alter im J. 88 der Aechtung des Marius durch Sulla; Cicero betrachtete ihn als ſeinen Lehrer in der Rechtswiſſenſchaft. — Quint. M. Scävola, der Pontifex Maximus, der Sohn des Publius, von den Rittern gehaßt, von den aſiat. Griechen durch Errichtung eines Feſttags, Mucia, wegen der Gerechtigkeit, mit der er als Prätor Aſien im J. 99 verwaltete, gefeiert, war im J. 95 mit Luc. Licinius Craſſus (ſ. d.), dem Redner, Conſul. Bei der Beſtattung des ältern Marius im J. 86 entging er einem Mordverſuche des Flavius Fimbria; im J. 83 ließ ihn der jüngere Marius durch den Prätor Damaſippus tödten. Seine 18 Bücher über das Jus civile galten als ein Hauptwerk; auch als Redner war er ausgezeichnet. Cicero, der auch an ihn ſich anſchloß, nennt ihn den beredteſten unter den Rechtsgelehrten und den rechtskundigſten unter den Rednern. — Durch Adoption waren in das Liciniſche Geſchlecht

Digitized by Google

aus dem der Mucier übergegangen der oben erwähnte Publ. Licinius Craſſus Mucianus, der im J. 131 Conſul war, von Ariſtonicus, der das Pergameniſche Reich, das Attalus den Römern hinterlaſſen hatte, zu erobern ſuchte, beſiegt und auf der Flucht getödtet wurde, und in der Kaiſerzeit der Cajus Licinius Craſſus Mucianus, der zuerſt unter Claudius im J. 52 n. Chr. Conſul war, als Statthalter von Syrien mit Veſpaſianus, dem Statthalter von Judäa, Anfangs im Streite lebte, dann aber nach dem Tode des Otho ſich mit ihm vereinte, ihn aufmunterte, ſich des Thrones zu bemächtigen, und ihm voran gegen Rom zog. Unter Veſpaſian verwaltete er das Conſulat noch zweimal im J. 70 und 75; auch machte er ſich als Geſchichtſchreiber bekannt.

Mucker. Dieſer Name wurde im Jahre 1835 vom Volke in Königsberg in Preußen einer Secte gegeben, welche bezüchtigt ward, unter der Form religiöſer Conventikel geheime Wolluſt zu treiben. Er iſt wohl von Frömmler und Pietiſt zu unterſcheiden, denn er wurde jener Secte nicht ihrer Frömmelei, ſondern ihrer Geilheit wegen gegeben, da M. in der Jägerſprache des deutſchen Nordoſtens der männliche Haſe oder Rammler, bekanntlich ein Bild der Geilheit, und muckern ſo viel als rammeln heißt. Die Sache ſelbſt iſt übrigens noch nicht im Klaren, da die Reſultate der gerichtlichen Unterſuchung, ſo viel wir wiſſen, nicht bekannt gemacht worden ſind. Man kennt die Sache nur aus Privatnachrichten, von denen die wichtigſten in der Allgemeinen Kirchenzeitung (1835, Nr. 177 und 1836, Nr. 16 und Nr. 50) abgedruckt ſind. Nach dieſen Nachrichten ſoll ein Naturphiloſoph zu Königsberg, Johann Heinrich Schönherr, ſchon zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts ein philoſophiſches Syſtem gelehrt haben („Lehre und Leben des Königsberger Theoſophen Joh. Heinr. Schönherr", herausgegeben von Olshauſen, Königsb. 1834), das in ſeiner Anwendung von ſeinen Schülern, den Predigern Ebel und Dieſtel, zur Heiligung der Geſchlechtsverrichtungen gebraucht worden ſei. Es ſoll verſchiedene Grade unter den Eingeweihten gegeben haben; in den untern Graden ſei der Geſchlechtstrieb zwiſchen Männern und Frauen durch Manipulationen, den Seraphinenkuß und dergl. gereizt, aber die Vollziehung des Beiſchlafs nicht geſtattet worden. Die demüthige Hingabe des Körpers und aller Glieder zu ſolchen von den Eingeweihten vorgenommenen Manipulationen habe man den Act der Heiligung genannt und ſie als Beweis demüthiger Unterwerfung gefordert. In den höhern Graden habe man den Geſchlechtsgenuß zu einer rein geiſtigen Empfindung zu ſteigern geſucht, und die Kriſis des Zeugungsacts erſt dann erlaubt, wenn in dem Manne das deutliche Bewußtſein vorhanden geweſen, daß er als Gottes Stellvertreter fungire, weil das Ergebniß eines ſo vollkommen geläuterten Beiſchlafs die Erzeugung eines Meſſias ſein ſolle. Zwei junge Frauenzimmer ſollen als Opfer fortgehender Reizungen an den Geſchlechtstheilen in Auszehrung verfallen und geſtorben ſein. Das Volk hatte die Ebelianer ſchon längſt in Verdacht geheimer Unzucht und nannte ſie und ihr Treiben Mucker, Muckerei, muckern, bezeichnete auch einen am Altſtädter Kirchplatz von der Secte angelegten, verſchloſſenen Garten als den Seraphinenhain oder Muckergarten. Entdeckt aber ſollen dieſe Schändlichkeiten folgendermaßen worden ſein. Außer vielen Perſonen niedern Standes gehörten zu Ebel's Partei und Secte auch viele Perſonen höhern Standes von beiden Geſchlechtern, unter Andern auch der Graf Fink von Finkenſtein und ſeine Gemahlin. Ebel, Archidiakonus an der Altſtädter Kirche, ſoll ſich erfrecht haben, die Gemahlin des Grafen zur Erzeugung des Meſſias mißbrauchen zu wollen. Dieſe habe ſich dem Verlangen widerſetzt und ſich nebſt ihrem Gemahl von der Secte getrennt. Als nun der Graf einige Perſonen vor dem Zutritt zu Ebel's Conventikeln gewarnt, weil er Anweiſungen zur Unzucht gebe, habe Dieſtel, Prediger an der heberberger Kirche, einen ſo groben und ſchmähenden Brief dem Grafen geſchrieben, daß dieſer ſich genöthigt geſehen habe, den Prediger deshalb vor Gericht zu belangen und die in den Conventikeln getriebenen Unkeuſchheiten anzuzeigen. Das Gericht habe hierauf das Conſiſtorium in Königsberg davon in Kenntniß geſetzt, das den Conſiſtorialrath Köhler und den Aſſeſſor Zander mit der Vernehmung des Grafen und anderer als Zeugen genannter Perſonen beauftragt habe. In Folge dieſes Verhörs wurden Ebel und Dieſtel vom Conſiſtorium vorläufig von

ihren Aemtern ſuspendirt, weil ſie die Religion zum Deckmantel der Hurerei gebraucht. Dieſe Amtsenthebung, welche factiſch iſt, iſt ein großer Beleg für die Wahrheit der übrigen Erzählung. Als ſie in der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ erſchien, ſendete der Tribunalrath Graf von Kanitz, ein Verehrer Ebel's, eine Widerlegung des Aufſatzes von Nr. 177 (Jahrg. 1835 der Allg. Kirchenz.) ein, worin er alles Nachtheilige als Verleumdung darzuſtellen ſuchte und ſich eine zweideutige Aeußerung über den Charakter des Grafen Fink und deſſen Gemahlin erlaubte. Dies hatte die Folge, daß eine große Menge der vornehmſten und geachtetſten Perſonen in Königsberg mit ihrer Namensunterſchrift die in der A. K. Z. 1836 Nr. 50 abgedruckte Erklärung gaben, „daß ſie den Grafen Fink als einen Ehrenmann und ſeine Gemahlin als eine in Sittlichkeit und weiblicher Würde hochſtehende Dame erkennten“. Wenn ſchon dieſes Zeugniß den moraliſchen Glauben an die Wahrheit der gerichtlichen Ausſagen des Grafen gegen Ebel und Dieſtel ſehr erhöhen muß, ſo gewannen ſeine Ausſagen, wie jene öffentlichen Gerüchte noch größere Wahrſcheinlichkeit, als man erfuhr, daß das Miniſterium zu Berlin auf den Bericht des Conſiſtoriums zu Königsberg die Abſetzung Ebel's und Dieſtel's verfügt und das Criminalgericht zu Königsberg mit der gerichtlichen Unterſuchung der Sache beauftragt habe. Das ungeberdige Betragen Dieſtel's bei dieſer Unterſuchung zog ihm allein ſchon im Jahre 1837 einen fünfmonatlichen Feſtungsarreſt zu. In Folge der Unterſuchung ſoll man ſo viel Verzweigungen der Secte, ſelbſt bis nach Berlin, und ſo viel Perſonen vornehmer Geſchlechter dabei betheiligt gefunden haben, daß das Criminalgericht ſich nur auf die Unterſuchung der Ebel und Dieſtel zur Laſt fallenden Anſchuldigungen beſchränkte. Gegen Ende März 1838 wurden die Acten (70 ſtarke Bände und 40 Druckſchriften)nach Berlin geſendet und dem Kammergericht übergeben, das nach vorher einzuholendem Gutachten des Conſiſtoriums zu Magdeburg mit Fällung eines Richterſpruchs beauftragt wurde. Das Urtheil erfolgte gegen Ende des Monats Auguſt 1839 und verurtheilte Beide, Ebel und Dieſtel, zur Caſſation mit Verluſt der Nationalcocarde und Ebel noch insbeſondere zur Detention in einer Correctionsanſtalt „bis zur beſſern Einſicht;“ doch blieb ihnen die Appellation an die höhere Inſtanz noch offen. Die Muckerei beſchränkte ſich aber nicht auf Königsberg, auch an andern Orten kam man ähnlichen frommen Conventikeln auf die Spur und namentlich wurde der Pfarrer Stephan in Dresden vom Publikum gleicher unzüchtiger Conventikel bezüchtigt. Einer näheren Unterſuchung ſcheint Stephan ſelbſt dadurch entgangen zu ſein, daß er ſich, angeblich des wahren Glaubens wegen, mit ſeinen Anhängern entſchloß, nach Amerika zu gehen. Dort ergriffen ihn ſeine eigenen Anhänger, während ſie im Begriff waren, ihm einen biſchöflichen Palaſt zu bauen, in den geheimen Uebungen der Unzucht, entſetzten ihn ſeines Amtes, vertrieben ihn und machten es ſelbſt in öffentlichen Blättern bekannt.

Mücken, auch hier und da Schnaken genannt, bilden eine eigene ſehr reichartige Familie der zweiflügeligen Inſekten, unterſcheiden ſich durch einen kurzen hervorſtehenden Rüſſel mit 2 fleiſchigen Lippen und gegliederte Taſter, durch ſtarkes Bruſtſtück, langen Hinterleib mit Ringen (gewöhnlich 7—8) und lange, ſehr dünne Beine von den Fliegen. Die wurmartigen Larven leben entweder im Waſſer, oder in der Erde, oder in Pflanzen und verpuppen ſich, bevor ſie als M. auftreten. Einige M. ſtechen mit ihren Rüſſeln, erregen dadurch eine Geſchwulſt, die durch Reiben ſich gewöhnlich entzündet und ein empfindliches Jucken und Grimmen verurſacht. Die M. fliegen meiſt Abends in großen Schaaren in der Luft, am häufigſten nach gefallenem Regen, und in warmer feuchter Witterung vermehren ſich dieſe Thiere überhaupt unglaublich ſchnell, wogegen trockene Witterung dieſes hindert. Die bekannteſten Arten unſerer inländiſchen M. ſind die Bachmücke (lipula), mit zahlreichen, meiſt 1 Zoll langen Arten, unter denen die Wieſenſchnake beſonders im September häufig auf Wieſen gefunden wird; die Stechmücke (culex), die in großen Schaaren in der Luft auf- und abtanzt und von welcher Gattung die Weibchen durch ihren Stich beſonders läſtig werden; ſie exiſtirt ebenfalls in zahlreichen Arten, unter denen wir nur die gemeine oder Singmücke (culex pipiens) erwähnen. Eine

Digitized by Google

ähnliche, durch ihren Stich aber noch weit läſtigere Art ſcheinen die **Musquito's** in Surinam ꝛc. zu ſein. Wenn man im Juni ein Gefäß mit faulem Teich- oder ähnlichem ſtehenden Waſſer füllt, dieſes der Sonne ausſetzt, ſo kann man die ganze Fortpflanzungsart der beiden vorletzt genannten M.-Arten genau beobachten. Die Zeit der Verwandlung der Mückeneier in Larven und hierauf in vollkommne M. dauert in der Regel bei günſtiger Witterung an 20 Tage, und man will gefunden haben, daß durch ein einziges M.-Weibchen vom Frühling bis Herbſt, indem die jungen Mücken ſich auf dieſelbe Weiſe wieder fortpflanzen, an 20,000 Millionen M. entſtehen können.

Muelnaere, Felix Armand, Graf von, geb. am 9. April 1793 zu Pitthem in Weſtflandern von bürgerlichen Aeltern, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft und wurde frühzeitig Generalprocurator in Brügge. Im J. 1824 zum Deputirten bei der zweiten Kammer der Generalſtaaten des damaligen Königreichs der Niederlande erwählt, nahm er gleich vom Anfange an einen thätigen Antheil an allen wichtigen Verhandlungen und wurde bald einer der ausgezeichnetſten Redner der Oppoſition. Deshalb wurde 1829 ſeine Wiederwahl von der Regierung hintertrieben, wodurch ſie aber nichts weiter erreichte, als M. in dem widerſpenſtigen Flandern zum Manne des Tages zu machen. Die Revolution brachte ihn wieder in eine öffentliche Stellung; er wurde zum Mitglied des Nationalcongreſſes und bald darauf von der proviſoriſchen Regierung zum Gouverneur von Weſtflandern ernannt. In dieſer Stellung zeigte er ſich als eifriger Anhänger der neuen Geſtaltung der Dinge; er war und ſprach ſich für eine conſtitutionelle Erbmonarchie, für Ausſchließung der oraniſchen Dynaſtie, für die Wahl des Herzogs von Nemours und, als dieſe mißglückte, für die des Königs Leopold aus, und gehörte dann der Deputation an, die dieſem die Krone anbot. Am 24. Juli 1831 wurde er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und unterzeichnete als ſolcher den Vertrag der 24 Artikel, den er auch vor den Kammern vertheidigte, den aber der König der Niederlande nicht annahm. Er verlangte darauf bereits am 12. Nov. 1831 ſeinen Abſchied; behielt aber die Leitung der Geſchäfte noch bis zum 17. Sept. 1832, wo er ſein Miniſterium dem General Goblet (ſ. d.) überließ, das er indeß am 4. Aug. 1834 nach Auflöſung des Miniſteriums Lebeau wieder übernahm. Doch die Ernennung der Bankiers Meeus und Coghen zu Miniſtern ohne Portefeuille erregte 1836 einen ſolchen Sturm wider ihn, daß er genöthigt war, im Dec. wieder ſeine Entlaſſung zu nehmen. Hierauf erhielt er den Titel als Graf und die Stelle als Gouverneur von Weſtflandern. Im Apr. 1841 übernahm er zum dritten Male die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die er auch bis zum April 1843 führte, wo er bei der Auflöſung des Cabinets ſeine Entlaſſung nahm. Seit der Revolution im J. 1830 gehörte er fortwährend als Deputirter der Repräſentantenkammer an.

Müffling, Friedrich Karl Ferdinand, Freiherr von, ſeit 1830 commandirender General des königl. preuß. ſiebenten Armeecorps und ſeit 1832 General der Infanterie, ward zu Halle a. d. Saale am 12. Juni 1775 geboren, folgte in der Wahl ſeines Berufes ſeinem Vater, welcher 1809 als Generalmajor in Neiſſe ſtarb. Durch Thätigkeit und Geſchick in höheren militäriſch-wiſſenſchaftlichen Arbeiten zeichnete ſich M. ſehr früh aus, indem er an der Vermeſſung, welche der Oberſt le Coq in Weſtfalen 1798, ſowie an der Gradmeſſung des Herrn von Zach in Thüringen 1802 rühmlichen Antheil nahm, in Folge dieſer Leiſtungen er ſchon 1804 zum Capitän und Quartiermeiſterlieutenant in dem Generalſtabe ernannt wurde. Den unglücklichen Feldzug des Jahres 1806 machte er als Generalſtabschef des Herzogs von Weimar mit, und nahm an dem Rückzuge dieſes Truppentheils nach Lübeck Antheil, woſelbſt er zu Rattkau die Convention mit den franzöſiſchen Generälen Rivaud und Tilly abſchloß. Das entſchiedene Unglück Preußens in den Jahren 1806 und 1807 entmuthigte ihn nicht, obwohl er ſeit dem J. 1809 aus dem preuß. Militär austrat und in Weimar ſeit 1811 im geheimen Conſeil ſich mit Adminiſtrationsangelegenheiten beſchäftigte. Denn in ſeinem Innern hoffte er unerſchütterlich auf eine Erholung Preußens und blieb daher mit Scharnhorſt in ſteter und enger Verbindung. Als daher im Jahre 1813 Preußen ſich wirklich kräftig gegen Napoleon erhob, gab M.

Digitized by Google

ſeine Stellung zu Weimar auf und eilte zum preuß. Heere, bei dem er kurz vor der Schlacht bei Lützen eintraf und als Obriſtlieutenant des Generalſtabs unter Scharnhorſt und Gneiſenau angeſtellt wurde. In Folge der Schlachten von Lützen und Bautzen ward er zum Oberſten ernannt und machte dann als Oberquartiermeiſter der ſchleſiſchen Armee den Feldzug Blücher's bis nach Frankreich mit, nachdem er nach der Schlacht bei Leipzig zum Generalmajor ernannt war. Als in Folge der zweiten Vertreibung der Bourbons aus Paris der Feldzug von Neuem eröffnet war, wurde M. als militäriſcher Bevollmächtigter zum Herzog von Wellington geſandt, ſchloß dann vor Paris die Convention mit darauf, und ward zum Gouverneur von Paris ernannt. Nach dem Rückzuge der Verbündeten blieb er 1815, 1816 und 1817 in Paris und begann während dieſer Jahre die bedeutende Längengradmeſſung zwiſchen Gotha und Paris, welche 1820 beendigt wurde. — Die Jahre 1818 und 1819 beſchäftigten ihn in diplomatiſchen Angelegenheiten zu Aachen und Brüſſel; 1820 wurde er zum Chef des Generalſtabes der Armee nach Berlin berufen. In dieſer Stellung erwarb er ſich neben andern vielfachen Geſchäften das Verdienſt einer Gradmeſſung von Berlin zur Oder, Weichſel und über Schleſien nach Wien. Im Jahre 1829 wurde M. wieder zur diplomatiſchen Thätigkeit berufen, indem er als preußiſcher Vermittler zwiſchen Rußland und der Pforte nach Konſtantinopel ging, von wo er nach Abſchluß des Friedens nach Berlin zurückkehrte, und in Folge ſeiner bedeutenden Verdienſte zu den obenbenannten Stellen befördert wurde. — Im Jahre 1837 wurde er Gouverneur von Berlin und 1841 Präſident im Staatsrathe. Neben dieſer praktiſch-militäriſchen Thätigkeit hat ſich M. auch durch literariſch-militäriſche Werke auf das rühmlichſte ausgezeichnet, welche unter dem angenommenen Chiffre C. v. W. erſchienen ſind. In Weimar gab er 1806 heraus: „Operationsplan der preuß.-ſächſiſchen Armee 1806". Zwei Jahre darauf die „Marginalien zu den Grundſätzen der höhern Kriegskunſt für die öſterreichiſchen Generale" (2. Aufl. 1810), ferner erſchienen von ihm: „Die preußiſche und ruſſiſche Campagne im Jahre 1813", (Breslau 1813, 2. Aufl. Lpz. 1815). „Geſchichte des Feldzuges der engliſch-, hanöveriſch-, niederländiſch-braunſchweigiſchen Armee unter dem Herzog von Wellington und der preußiſchen unter dem Fürſten Blücher" (Stuttg. 1815); „Beiträge zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 und 1814", (Berlin 1824, 4 Thle.); „Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten ꝛc.", (Berlin 1825); „Napoleon's Strategie im Jahre 1813", (Berlin 1827).

Mügge, Theod., ein bekannter deutſcher Schriftſteller, iſt um 1810 in Berlin geboren, wo er auch lebt. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begann 1831 mit den beiden politiſch-hiſtoriſchen Schriften „Frankreich und die letzten Bourbonen" und „England und die Reform". Gleichzeitig erſchien auch die Novellenſammlung „Bilder aus dem Leben", der er ſeitdem in raſcher Aufeinanderfolge in Taſchenbüchern und Zeitſchriften eine ſo große Anzahl von Novellen hat folgen laſſen, daß er dieſelben bis jetzt ſchon zu vier verſchiedenen umfangreichen Sammlungen vereinigen konnte, nämlich den „Novellen und Erzählungen" (3 Bde., Braunſchw. 1836), „Novellen und Skizzen" (3 Bde., Berl. 1838), „Geſammelte Novellen" (6 Bde., Lpz. 1842—43) und „Neue Novellen" (3 Bde., Hanov. 1845). Dazwiſchen ſchrieb er noch folgende Romane: „Der Chevalier" (3 Bde., Lpz. 1835), „Die Vendeerin" (3 Bde., Berl. 1837), „Tänzerin und Gräfin" (2 Bde., Lpz. 1839) und „Touſſaint" (4 Bde., Stuttg. 1840). Wenn M. bei ſo großer Fruchtbarkeit doch nirgend der niedern Bücherfabrikation verfallen iſt, ſich im Gegentheil ſtets eine beachtenswerthe Stellung erhalten hat, ſo ſpricht dies ebenſo ſehr für eine außerordentlich rege Phantaſie als für eine ſehr leichte Darſtellungsgabe. Mit vielem Glücke hat M. neuerdings ein neues Gebiet betreten in ſeinen „Skizzen aus dem Norden" (4 Bde., Hannover 1844), welche außer anziehenden Reiſeſchilderungen eine gediegene Darſtellung der politiſchen Verhältniſſe in den ſkandinav. Staaten enthalten. Auch wendete er ſich neuerdings den Tagesintereſſen zu in der Schrift „Die Cenſurverhältniſſe in Preußen" (Lpz. 1845), die zu dem Beſten gehört, was in unſerer Zeit über die betreffende Frage geſchrieben worden iſt.

Digitized by Google

Mühlberg, Stadt im liebenwerda'ſchen Kreiſe des preuß. Regierungsbezirks Merſeburg, unfern der Elbe mit Schloß, Schifffahrt, Wein=, Holz= und Getreidehandel und 3600 Einw., iſt beſonders merkwürdig durch die Schlacht am 24. April 1547, worin Kaiſer Karl V. die ſchmalkaldiſchen Verbündeten beſiegte. Der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen ſtand mit ſeinem 13,000 M. ſtarken Heere zwiſchen Mügeln und Meißen, als er erfuhr, daß Karl V. mit ſeinem Heere in größter Eile aus Oberdeutſchland gegen ihn in Anzug wäre. Johann Friedrich ließ (22. April) die Elbbrücke bei Meißen eiligſt abbrechen und führte ſein Heer auf das rechte Ufer, an dem er ſich eiligſt gegen Mühlberg hinzog. Der Kaiſer, um Wittenberg beſorgt, zog ihm ſchleunigſt dieſſeits der Elbe nach, bis er M. ſchräg gegenüber kam. Gegen Abend machte er hier Halt. Die Sachſen waren die Nacht ganz ruhig; die Schiffbrücke brannte nur zum Theil ab. Ein Bauer zeigte eine Furth, wo die Reiterei durchgehen konnte, indeß die Schiffbrücke wieder hergeſtellt wurde, und die Spanier ſchwammen in Menge durch den Fluß. Der Kurfürſt folgte eilig ſeinem abziehenden Heere und gab Befehl, das Fußvolk ſolle Wittenberg zu erreichen und die Reiter den Feind abzuhalten ſuchen; das Geſchütz war ſchon nach Wittenberg vorausgeſchickt. Die Kaiſerlichen ereilten die Sachſen auf der lochauer Heide, und obgleich noch ohne Geſchütz und ohne den größten Theil des Fußvolks ließ der Kaiſer die ſpaniſchen und neapolitaniſchen Reiter eindringen. Herzog Moritz ſelbſt focht unter den Vorderſten; die ſächſ. Reiter in Verwirrung ſtürzten ſich auf ihr eignes Fußvolk, am Saume eines Waldes, das die Kaiſerlichen durchbrachen. Die Fliehenden bedeckten die Strecke von Koßdorf bis gen Falkenburg und Beiersdorf hin. Der Kurfürſt ſelbſt gerieth nach tapferer Gegenwehr mit dem Herzog Ernſt von Braunſchweig in Gefangenſchaft und ward mit dem Tode bedroht, den jedoch die Verwendung des Herzogs Moritz und anderer deutſchen Fürſten verhüteten. Am 18. Mai kamen Verhandlungen zu Stande. Johann Friedrich mußte für ſich und ſeine Nachkommen auf die Kurwürde und auf ſein Land Verzicht thun und beides an Moritz abtreten; die Feſtungen Wittenberg und Gotha dem Kaiſer ausliefern und den Markgrafen von Brandenburg, Albrecht den Jüngern, frei geben, und des Kaiſers Gefangener noch bleiben. Moritz mußte den Söhnen des gefangenen Kurfürſten 50,000 Gulden jährliche Einkünfte verſprechen und räumte ihnen die Aemter Eiſenach, Gotha, Weimar und Jena, Amt und Schloß Tenneberg, die Stadt Waltershauſen, ingleichen Amt und Schloß Wachſenburg ein. Die Stadt und das Amt Gotha wurde dem geweſenen Kurfürſten, während der Zeit ſeiner Gefangenſchaft, als ein eigenthümliches Kammergut angewieſen.

Mühldorf, bayeriſche Stadt im Iſarkreiſe am Inn mit 1500 Einw., welche Schifffahrt und Handel treiben. Die Stadt iſt merkwürdig durch den hier von Ludwig dem Bayer 1322 über Friedrich von Oeſterreich erfochtenen Sieg. Der Letztere ward gefangen.

Mühlen heißen im Allgemeinen Maſchinen, durch deren Bewegung irgend etwas zerkleint werden kann. Die Hauptbeſtandtheile einer M. ſind Räder und Walzen, beide greifen kunſtvoll in einander ein und ſetzen die Inſtrumente zum Zermalmen in Bewegung. Nach der äußern Kraft, welche hierbei bewegend wirkt, zerfallen die M. in: *Waſſer=*, *Wind=*, *Roß=* und *Handmühlen* und in Bezug auf ihren Zweck, in: *Mahl=*, *Schneide=*, *Bohr=*, *Schleif=*, *Polir=*, *Oel=*, *Walk=*, *Papier=*, *Butter=*, *Webe=*, *Spinnmühlen* ꝛc. Die *Waſſermühlen* theilt man, je nachdem das Waſſer von oben, in der Mitte, oder von unten die Räder umdreht, in: ober=, mittel= und unterſchlächtige ein und in Staber=, Straub= und Panſtermühlen, nach der Verſchiedenheit der Waſſerräder. Die Waſſermühlen zerfallen, je nach ihrer Lage, in *Schiffmühlen*, welche auf großen Kähnen liegen und ihren Stand verändern können nnd in *Pfahlmühlen*, welche am Ufer des Waſſers feſt erbaut ſind. Bei letztern iſt das Waſſer in ein Gerinne gefaßt, was oft bedeutende Waſſerbauten erfordert. Die *Roßmühlen* werden durch thieriſche Kräfte in Bewegung geſetzt. An einer ſenkrechten Welle iſt ein

Digitized by Google

horizontaler Balken (Zugarm) 10—20 Fuß lang befeſtigt, an deſſen Ende man 1 oder 2 Pferde ſpannt, welche die Welle herumdrehen; oder das Pferd ſetzt durch Treten in einem Tretrade die ganze Maſchine in Bewegung. Die *Handmühlen* ſind höchſtens zum oberflächlichen Zermalmen (Schroten) des Getreides bei Armeen im Felde anwendbar; doch hat ein Mechanikus Prudon zu Paris im J. 1782 eine Handmühle erfunden, bei welcher 2 Menſchen Mühlſteine von 3 Fuß 6 Zoll im Durchſchnitt eben ſo geſchwind als Wind und Waſſer bewegen können. M. vorzugsweiſe nennt man die Maſchinen zur verſchiedenartigen Bearbeitung des Getreides oder die Mahlmühlen. In der neueſten Zeit hat das amerik. Syſtem, und mit Recht, ſehr viel Anhänger gefunden und auch in Deutſchland ſind ſchon viele M. nach demſelben erbaut. Das Grundprincip der Amerikaner iſt höchſte Reinlichkeit des Kornes, weshab daſſelbe durch eine Reihe von Apparaten vielfach gereinigt wird, ehe es zum Zuführewerk kommt; der Mahlproceß ſelbſt iſt verbeſſert und ebenſo der Beutelapparat; ein Hauptvorzug iſt aber das Kühlſyſtem. Durch das Mahlen wird nämlich das Korn erhitzt und leidet; darum haben die amerikan. M. eigene Ventilatoren, durch welche das Gut zwiſchen jeder Operation erſt wieder vollkommen abgekühlt wird. Außerdem ſind noch die Elevatoren und die Zubringer oder Convoyers vorhanden, Apparate, mit welchen das Gut theils horizontal, theils vertical von einem Apparate dem andern durch die Maſchine zugeführt wird, ſodaß jeder Handarbeit und Verunreinigung vorgebeugt iſt. Das amerikan. Mehl iſt feiner, weißer und ausgiebiger als das deutſche und verdirbt nicht ſo leicht, da es durchaus trocken vermahlen wird, was bei den deutſchen Mühlen nicht der Fall iſt. Die erſten etwas vollkommnen Werkzeuge der Alten zum Mahlen des Getreides waren die Handmühlen; vorher genoß man das Getreide roh, geröſtet, zerſtoßen oder mit Steinen zermalmt. Handmühlen hatten ſchon die Juden. In der letzten Hälfte des erſten Jahrhunderts kamen in Rom Waſſermühlen auf. Schiffmühlen oder Mühlen auf größern Flüſſen kommen zuerſt im J. 836 auf der Tiber vor. *Windmühlen* kannten die Römer noch nicht. In Frankreich findet man ſie ums Jahr 1105. Man ſtellt ſolche M. entweder dadurch, daß man das ganze auf einem Zapfen ſtehende Haus oder nur das Dach und die Flügel nach dem Winde dreht. Die erſten heißen *deutſche* oder Bockmühlen, die letztern *holländiſche* Windmühlen. Vergl. über M. „Sturm's Mühlenbaukunſt". Götze „de pistris veterum", Zwickau 1730. Die ſogenannten Gewichtmühlen erfand man in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und im J. 1792 Sebaſtian Morozzi aus Florenz eine Maſchine, mit welcher ohne Wind und Waſſer in einer Stunde auf einem einzigen Gange 40 Scheffel vortreffliches Mehl hervorgebracht werden konnte. — *Mühlenordnung* heißt die Sammlung der Geſetze und Verordnungen, welche ſich auf das Mühlenweſen beziehen; *Mühlenregel*, das der Regierung zuſtehende Recht, von jeder neuen Mühle eine Abgabe, den Waſſerzins, zu erheben; *Mühlenzwang*, die Verbindlichkeit der Einwohner des einer Mühle gehörigen Bezirks, ihr Korn nur in dieſer Mühle mahlen zu laſſen; *Mahlmetze*, der als Lohn an den Müller abzugebende Theil des Getreides, der in einigen Ländern den 32., in andern den 30 oder 24. Theil beträgt, bei Theuerung aber vermindert wird und in mehreren Ländern in Geld verwandelt iſt. Ebenſo iſt das *Staubmehl*, d. h. der Abgang beim Mahlen, mit welchem die Müller ſonſt viel Betrug trieben, geſetzlich beſtimmt und beträgt gewöhnlich $^1/_{32}$, in Norddeutſchland 1 Procent.

Mühlenbruch, Chriſtian Friedrich, einer der berühmteſten Civilrechts- und Proceßlehrer der Gegenwart, wurde am 3. Oct. 1785 in Roſtock geboren, ſtudirte daſelbſt, in Greifswald, Göttingen und Heidelberg, an welchem letzten Orte er ſich mit der Diſſertation „De origine, vi et indole stipulationum" (Mannh. 1805) die juriſtiſche Doctorwürde erwarb, und trat in demſelben Jahre 1805 in Roſtock als Privatdocent auf. Einige Jahre der akademiſchen Wirkſamkeit entzogen, wurde er erſt 1810 für die Univerſität wieder gewonnen. Im Jahre 1815 folgte er einem Rufe nach Greifswalde, 1818 nach Königsberg, 1819 nach Halle. Nachdem er hier mehrere auswärtige Rufe, wie 1819 und 1822 nach Tübingen, 1819 als Profeſſor und Oberappellationsrath und 1825 nach

Schnaubert's Tode als Ordinarius der Juriſtenfacultät, Director des Schöppenſtuhls und Professor primarius nach Jena ausgeſchlagen, nahm er 1833 die Einladung an, als ordentlicher Profeſſor und ordentliches Mitglied des Spruchcollegiums mit dem Charakter als geheimer Juſtizrath nach Göttingen zu gehen, wo er noch jetzt eine der erſten Zierden der Georgia Augusta iſt. Im Jahre 1836 ward er veranlaßt, ſich nach Leipzig zu wenden, doch ſeinen bereits zugeſagten Ueberzug an den letzten Ort hinderten nicht völlig bekannte, von Ununterrichteten zu ſeinem Nachtheile ausgelegte Motive. Nach dem Eintritt der großen hanöverſchen Verfaſſungsfrage bildete er einen abſoluten Gegenſatz zu den entlaſſenen Sieben, über deren Verfahren er ſich, wenn man der öffentlichen Stimme Glauben beimeſſen darf, in einem von der Allgem. Zeit. (1838 Nr. 8.) veröffentlichten Briefe durchaus mißbilligend ausgeſprochen haben ſoll. Dies brachte in ſein Verhältniß zu den übrigen Lehrern der Univerſität und zu ſeinen Zuhöhrern einen Mißton, es fehlte nicht an vielfachen Beſchuldigungen, ſeine Reiſe in Hanover im April 1838 und ſeine Conferenzen mit dem König wurden einer ſehr nachtheiligen Deutung unterworfen, doch hat ſich bis jetzt keine beſtätigt. Im Jahre 1839 ward er zum außerordentlichen Mitgliede des Staatsraths ernannt, was M. zwar mit ſeiner amtlichen Wirkſamkeit unverträglich abgelehnt hat, doch wird er vom Staatskalender fortwährend in dieſer Eigenſchaft aufgeführt. Im J. 1839 ernannte ihn der König zum Ritter des Guelphenordens. Seine Schriften ſind: „De veterum Romanorum gentibus et familiis“ (Roſt. 1807. 4.), „Lehrbuch der juriſtiſchen Encyklopädie und Methodologie“ (Roſt. 1807), „die Lehre von der Ceſſion der Forderungsrechte nach den Grundſätzen des römiſchen Rechts“ (Greifsw. 1817. 3. Aufl. 1835), „Doctrina pandectarum scholarum in usum“ (3 Bde. Halle 1823—25. 4. Aufl. 1838), „Entwurf des gemeinrechtlichen preußiſchen Civilproceſſes, mit beigefügten Quellen und literariſchen Belegen (Halle 1827), „Rechtliche Beurtheilung des Städel'ſchen Beerbungsfalles, nebſt einer Einleitung über das Verhältniß der Theorie zur Praxis“ (Halle 1828), die Fortſetzung von Chr. Fr. von Glück's „Ausführlicher Erläuterung der Pandecten“ (Bd. 35—40. Erlang. 1833—38), „Lehrbuch des Pandectenrechts nach der 3. Ausgabe der Doctrina pandectarum deutſch bearbeitet“ (3 Bde. Halle 1835. 2. Aufl. 1837. 3. Aufl. 1839—41). Außerdem iſt M. Mitredacteur des „Archivs für civiliſtiſche Praxis“ und Redacteur der halliſchen „Allgemeinen Literaturzeitung“ für das juridiſche Fach, in welchen beiden Organen zahlreiche Abhandlungen und Recenſionen von ihm befindlich ſind. Um die Vielſeitigkeit der Bildung ſeines Geiſtes zu beurkunden, erwähnen wir noch, daß er ſchon früh eine entſchiedene Neigung für Muſik hatte und darin bedeutende Kenntniſſe beſitzt, obgleich von ſeinen Compoſitionen nur ein vierſtimmiges Lied bei Gelegenheit des Niemeyer'ſchen Jubelfeſtes gedruckt worden iſt; auch befindet ſich in Biederſtädt's „Beiträgen zur Geſchichte der Kirchen und Prediger in Neu-Vorpommern“ (Bd. 4) von ihm eine Nachricht von einigen alten Handſchriften in der Nicolai-Kirchenbibliothek zu Greifswald.

Mühlenfels, Ludwig von, geb. 1792 in Pommern, focht in den Jahren 1813 und 1814 in Lützow's Corps, kam dann als königl. Beamter nach Köln, wurde hier mit in die im J. 1819 wegen ſtaatsgefährlicher Verbindungen und Umtriebe begonnenen Unterſuchungen verwickelt, verhaftet und wiewohl man ihn keiner Theilnahme an irgend einem der angeſchuldigten Verbrechen überführen konnte, die Commiſſion auch ſeine Freilaſſung wiederholt ausgeſprochen hatte, dennoch bis zum 5. Mai 1821 in der ſtrengſten Haft gehalten, wo er in der darauf folgenden Nacht zu entkommen wußte, nach Schweden flüchtete, hier, nachdem man das Verbannungsrecht über ihn ausgeſprochen hatte, bis 1828 als Erzieher bei einer ſchwediſchen Familie größtentheils zu Gothenburg lebte, dann als Lehrer der germaniſchen Sprachen und Literatur an die Univerſitäten zu London berufen wurde, von hier aus auf Unterſuchung ſeines Proceſſes antrug und nach erfolgter Freiſprechung, aus den günſtigſten Verhältniſſen London verließ, in ſein Vaterland zurückkehrte, und 1830 am preuß. Oberlandsgerichte zu Frankfurt a. d. O. arbeitete. Im J. 1848 wurde er von der neuen Centralgewalt als Reichscommiſſär in die thüringiſchen Lande geſchickt. In literariſcher Hinſicht machte ſich M. durch ſeine „Introductionary lecture“; „A manual

Digitized by Google

of german literature“ (Lond. 1830, 2 Bde.); und „An introduction to a course of german literature“ bekannt. Das erſtgenannte Werk iſt ins Deutſche überſetzt worden.

Mühler, Heinr. Gottlob, preuß. Staatsminiſter und Chef-Präſident des Geh. Obertribunals zu Berlin, geb. 1779 zu Luiſenhof bei Pleß in Schleſien, wo ſein Vater Kammerrath des fürſtlichen Rentamts war, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Friedrichsgymnaſium zu Breslau, ging dann auf die Univerſität nach Halle und trat 1801 als Auscultator zu Brieg in den Staatsdienſt. Im folgenden Jahre wurde er Referendar, 1804 Aſſeſſor beim Oberlandesgericht zu Brieg und 1810 wirklicher Rath. Fünf Jahre ſpäter wurde er in das Kammergericht nach Berlin berufen und einige Zeit nachher zum Director des vormundſchaftlichen Gerichts (einer Abtheilung des Stadtgerichts) befördert. Mit dieſer wichtigen Stelle verband er ſeit 1819, unter dem Titel eines Geh. Oberreviſionsrathes, zugleich das Amt eines Mitgliedes des Caſſationshofes. So große Anforderungen auch, namentlich das Directorium des Vormundſchaftsgerichts, an ſeine Thätigkeit machte, ſo behielt M. dennoch bei ſeiner ſeltenen Geſchäftsgewandtheit Zeit und Kraft genug übrig, einzelnen Commiſſionen und der Theilnahme an den Arbeiten der Geſetzescommiſſion ſich zu widmen. Das Juſtizminiſterium übertrug ihm 1822 die Stelle eines Vicepräſidenten des Oberlandesgerichts zu Halberſtadt. Zwei Jahre darauf wurde er in gleicher Eigenſchaft an das Oberlandesgericht zu Breslau verſetzt und 1832 trat er an die Spitze der Juſtizverwaltung. Doch theilte der König das Juſtizminiſterium zwiſchen von Kamptz und M., in der Weiſe, daß Beide, zu Juſtizminiſtern ernannt, die Beſetzung der höhern Beamtenſtellen, die Beſtellung der Immediat-Examinationscommiſſion, die Bearbeitung der Conduitenliſten und die vom Juſtizminiſterium ausgehenden Geſetzvorſchläge gemeinſchaftlich behielten, Kamptz aber mit der Fortführung der Geſetzesreviſion und der oberſten Leitung der Juſtizangelegenheiten in den Rheinprovinzen, M. dagegen in den übrigen Provinzen beauftragt wurde. Am Ende des J. 1838 wurde indeß die Verwaltung der Juſtizangelegenheiten, und zwar in der Perſon M.'s, wieder vereinigt, die der Rheinprovinzen in einer beſondern Abtheilung des Miniſteriums unter ſeiner Aufſicht durch den Geh. Oberjuſtizrath und Director Ruppenthal bearbeitet und dem Juſtizminiſter von Kamptz nur die Leitung der Geſetzesreviſion belaſſen. In dieſem umfaſſenden Wirkungskreiſe hat M., durch die gründlichſte Sachkenntniß, ein treffendes Urtheil und eine ausgezeichnete, bis in die geringſten Details eingehende Thätigkeit unterſtützt, ohne vorſchnelle Eingriffe in den Zuſammenhang des materiellen preuß. Rechtsſyſtems zu thun, für die Förderung wiſſenſchaftlicher Bearbeitung desſelben, für die Fortbildung durch die Praxis der Gerichtshöfe, denen er mehr Einheit zu geben trachtete und durch die Abhülfe einzelner Mängel ſehr Bedeutendes gewirkt. Ganz vorzüglich war ſein Augenmerk auf den weitläuftigen laxen Gang des preuß. Proceßverfahrens gerichtet, das er von ſeiner idealen, auf Ermittelung einer unbedingt materiellen Wahrheit gerichteten Tendenz auf die geeignetere Baſis einer mehr formellen Wahrheit zurückzuführen und durch kürzere Friſten und ſtrengere Contumazien zu regeln und zu beſchleunigen ſuchte. Seine Verordnungen über den Mandats-, den ſummariſchen und den Bagatellproceß, über das Rechtsmittel der Reviſion und Nichtigkeitsbeſchwerde, das neue Executions- und Subhaſtationsgeſetz und die Verkürzung der Verjährungsfriſten hatten die Abſicht, dieſes Streben zu realiſiren, während zugleich eine Anzahl neuer Anordnungen und Einrichtungen dahin wirken ſollte, veraltete und beengende Förmlichkeiten im Curialſtyl und im Hypothekenweſen zu beſeitigen, die Juſtizbeamten von der Laſt adminiſtrativer Nebenarbeiten möglichſt zu befreien, das verwickelte Controle- und Koſtenweſen zu vereinfachen, die Reſultate der Rechtspflege in größern Umriſſen nutzbarer für die Zukunft zu machen und die der Sichtung und Aufklärung des verworrenen Zuſtandes der Provinzialrechte bisher gewidmeten Kräfte der Fortbildung des Landrechts zuzuwenden. Daß ihm als Miniſter die öffentliche Meinung nicht gleichgültig ſei, zeigte M., als er im J. 1840 in Beziehung auf einen über ihn ſich verbreiteten Journalartikel eine öffentliche Erklärung gab. Verhältniſſe beſtimmten ihn, im J. 1844 ſein Miniſteramt mit der durch den Rücktritt des Chef-Präſidenten des Geh.

Digitized by Google

Obertribunals Sack erledigten Stelle zu vertauſchen, wobei er jedoch Sitz und Stimme im Staatsminiſterium fortbehielt.

Mühlhauſen, im franz. Departement Oberrhein an der Ill, eine der wichtigſten franz. Fabrikſtädte und der Mittelpunkt des Handels und der Induſtrie des ganzen Departements, iſt nett gebaut und hat 6 Kirchen, darunter 2 reformirte, ein gut eingerichtetes Hoſpital und ein Waiſenhaus. Die Stadt hat 25,000 Einw., welche ſich mit Fabriken in Tuch, Baumwollengewebe, Siamoiſen, Leder, Maroquin und Tapeten beſchäftigen; auch gibt es bedeutende Färbereien und Bleichen. Das bedeutendſte Fabrikgeſchäft iſt das der Gebrüder Köchlin (ſ. d.). M. iſt eine ſehr alte Stadt. Kaiſer Rudolf von Habsburg erhob ſie 1273 zur freien Reichsſtadt. Im 15. Jahrh. führte ſie manche Fehden gegen den benachbarten Adel und verband ſich deshalb mit mehreren Schweizercantonen, ſodaß ſie ſpäter in den Kämpfen zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich eine gewiſſe Neutralität behaupten konnte. Der Reformation trat ſie ſchon 1523 bei. Sie gehörte zum Oberrheiniſchen Kreiſe, bis ſie 1798 zu Frankreich geſchlagen wurde.

Mühlhauſen, jetzt Kreisſtadt im preußiſchen Regierungsbezirke Erfurt, vormals freie Reichsſtadt mit einem Gebiete von 4 □M. und 21 Dorfſchaften, 1801 aber mit Verluſt ſeiner alten Verfaſſung, Preußen zugetheilt, liegt an der Unſtrut und Schwemmotte, iſt mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben, hat 13,500 Einw., ein Gymnaſium, 15 Kirchen, 3 Hoſpitäler, Fabriken für Wolle und Baumwolle, Tuch, Leder und Stärke und ſtarke Etaminweberei, Leimſiederei und Brau- und Brennereien. Der Handel mit Producten, namentlich mit Waid, Saflor, Anis, Sämereien und Branntwein iſt wichtig.

Müller, Adam Heinrich von Nitersdorf, geb. 1779 zu Berlin, geſt. 1829 in Wien, war zur Theologie beſtimmt, widmete ſich aber der Philoſophie und den Staatswiſſenſchaften. Nachdem er einige Zeit hindurch in Berlin angeſtellt war, unternahm er eine Reiſe nach Schweden und Dänemark und hielt ſich dann abwechſelnd in Polen, Dresden, Berlin und Wien auf. Im J. 1805 trat er zur römiſch-katholiſchen Kirche über. Im J. 1813 war er in öſterreichiſchen Dienſten, und ſtarb als k. k. Hofrath in außerordentlichen Dienſten, Der Kaiſer hatte ihn mit dem Beinamen von Nitersdorf in den Adelſtand erhoben. Er hat eine Menge meiſt ſtaatswiſſenſchaftlicher Schriften verfaßt, unter denen die von der Nothwendigkeit einer theologiſchen Grundlage der Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft ſeine Tendenz vielleicht am Genaueſten bezeichnet.

Müller, Alexander, geb. 1780 zu Zell bei Fulda, ſtudirte Jurisprudenz und wurde ſpäter in Fulda und 1816 in Weimar angeſtellt. Doch verließ er dieſes Dienſtverhältniß 1830 und lebte ſeitdem theils in Leipzig, theils in Mainz. Später kehrte er nach Weimar zurück und ſtarb daſelbſt am 27. Dec. 1844. Er hat mehrere ſtaatswiſſenſchaftliche Abhandlungen geſchrieben, welche meiſtens das Verhältniß der Kirche zum Staate betreffen. Seine Tendenz iſt, die katholiſche Kirche in ihrer Reinheit wieder herzuſtellen. Dabei zeichnet er ſich jedoch durch einen entſchiedenen Haß gegen die Jeſuiten und gegen die Verfinſterung unſerer Tage aus. Er ſpricht ſeine Anſichten vorzugsweiſe in: „der kanoniſche Wächter, eine antijeſuitiſche Zeitſchrift für Staat und Kirche und für alle chriſtliche Confeſſionen“ aus. Außerdem gab er das ſich durch Reichhaltigkeit auszeichnende Archiv für die neueſte Geſetzgebung aller deutſchen Staaten heraus und hat ein encyklopädiſches Handbuch des geſammten in Deutſchland geltenden katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchenrechts angefangen.

Müller, Friedrich, bekannter unter dem Namen der Maler M., geb. 1750 zu Kreuznach, geſt. den 23. April 1825, beſchäftigte ſich in ſeiner Jugend vorzüglich mit Malerei und Kupferſtecherkunſt und gab ſchon in ſeinem 18. Jahre mehrere Sammlungen radirter Blätter (beſonders Thierſtücke, Hirtenſcenen mit Compoſitionen in niederländiſchem Geſchmacke) heraus, welche wegen der Sicherheit der Behandlung Beifall fanden. Im Jahre 1776 ging er nach Rom und ſtudirte dort beſonders nach den Werken Michel Angelo's. Sein Hang zum Barocken fand hier reichliche Nahrung und ſeine Compoſitionen wurden immer willkürlicher und phantaſtiſcher. Entſchiednere Verdienſte hat er als Dichter. Er

Digitized by Google

ſchrieb Idyllen, Romanzen, Balladen und Dramen. Im Jahre 1771 ſchrieb er „die Schafſchur“, 1774 „Bachidon und Milon“, 1775 den „Satyr Mopſus“. Neben dieſen Idyllen ſind auch noch „Ulrich von Koßheim“ und „das Nußkernen“ zu erwähnen. Größeren Werth als dieſen legt man ſeiner „Niobe“, dem „Fauſt“ und der „Genoveva“ bei, aber vielleicht mit Unrecht; wenigſtens ſind jene Idyllen voll eigenthümlicheren und in ſich gerundeteren Charakters. In den größeren Werken dagegen hat er ſeiner Phantaſie allzu ungeordnete Sprünge und ein allzu behagliches Ergehen geſtattet. Daß er übrigens jene Idyllen, ſo leicht gearbeitet ſie auch ſcheinen, mit großem Fleiße ausgearbeitet hat, bezeugt der Umſtand, daß unter ſeinen Papieren ſich unter Anderm acht verſchiedene Anfänge des Satyr Mopſus vorfanden. M. zeigte in ſeinem Leben, wie in ſeinen Schriften einen ſchroffen, wunderlichen Sinn und hatte namentlich bis ins höchſte Alter eine ſich oft bis zum Krankhaften ſteigernde Heftigkeit. Eine ſeiner Idioſynkraſien war eine entſchiedene Abneigung gegen Goethe, welche er nicht ſelten gegen ſeine Freunde mit einem überhaupt ihm eigenen Cynismus äußerte. Im höchſten Alter gab er noch eine Trilogie „Adonis“ heraus, in welcher er, ganz im Gegenſatze zu ſeiner ſonſtigen Weiſe die Darſtellung der Alten nachzuahmen ſuchte. Seine Werke erſchienen in 3 Bänden (Heidelb. 1811).

Müller, Johannes von, geb. den 3. Jan. 1752 zu Schafhauſen, ſtarb den 29. Mai 1809 zu Kaſſel. Sein Vater war Prediger an erſterm Orte. Dieſer, aber mehr noch der helle Geiſt und der fromme Sinn der Mutter und der Eifer für vaterländiſche Geſchichte, welcher den Großvater mütterlicher Seite, Johannes Schoop, beſeelte, wirkten auf die Bildung des Knaben ein. Sein Talent, ſcharf und richtig aufzufaſſen, zeigte ſich ſchon im 9. Jahre in einem Verſuche, die Geſchichte von Schafhauſen in Frage und Antwort nach Hübener's Manier zu beſchreiben. Die Lectüre der Werke Rollin's und Boyſen's und die alten Claſſiker bildeten dieſes Talent weiter aus. Im Jahre 1769 ging M. nach Göttingen und widmete ſich beſonders der Kirchengeſchichte. Schlözer's Umgang entſchied ihn für das Studium der Geſchichte überhaupt. Schon 1772 erlangte er durch eine Beſchreibung des cimbriſchen Krieges viel Lob. In demſelben Jahre übernahm er die Profeſſur der griechiſchen Sprache am Gymnaſium zu Schafhauſen und ſchon jetzt beſchäftigte er ſich in den Mußeſtunden vorzugsweiſe mit der ſchweizeriſchen Geſchichte. Der Entſchluß, die Geſchichte ſeines Volkes zu ſchreiben, reifte jedoch erſt durch Bonſtetten's Einfluß, mit welchem M. ſeit 1773 im innigſten Freundſchaftsverhältniſſe lebte. Das Andenken dieſer Freundſchaft iſt in den „Briefen eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund“ (herausgegeben 1802 von Friederike Brun), aufbewahrt worden. Auf Bonſtetten's Empfehlung kam M. im Febr. 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini in Genf und verband ſich im März 1775 mit Francis Kinloch aus Südcarolina zu gemeinſchaftlichen Studien. Da dieſer im März 1776 nach Amerika zurückging, wurde M. in das Haus des Naturforſchers Bonnet aufgenommen. Im Jahre 1778 lebte er theils auf Bonſtetten's Landgütern, theils in Genf bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, einem erfahrenen Staatsmanne, durch welchen er an Einſicht in das Weſen der Staatskunſt gewann. Zugleich hielt er hier franzöſiſche Vorleſungen über allgemeine Geſchichte, welche er ſpäter unter dem Titel: 24 Bücher allgemeiner Geſchichte — in deutſcher Sprache aufſchrieb. Nachdem er im Sommer 1779 die Geſchichte der Landſchaft Saanen verfaßt hatte, vollendete er den erſten Band ſeiner Schweizergeſchichte, welcher nach manchem Kampfe mit der Cenſur 1780 in Bern erſchien. Hierauf reiſte er nach Berlin, in der Hoffnung auf eine Anſtellung an der Akademie der Wiſſenſchaften. Er wurde zwar von Gelehrten und Großen zuvorkommend aufgenommen, erhielt aber nur das Anerbieten eines Schulamtes. Unzufrieden hierüber ging er nach Halberſtadt zu Gleim und nahm im Mai 1781 die Profeſſur der Geſchichte am Carolinum zu Kaſſel an. In Berlin hatte er ſeine „Essais historiques“ herausgegeben; jetzt verfaßte er für die „Société des Antiquités“ zu Kaſſel zwei im 8. Bande ſeiner Werke abgedruckte Abhandlungen: „De l'influence des Anciens sur les Modernes“ und „Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8me siècle“. Im Jahre 1782 vertheidigte er in den „Reiſen der Päpſte“ die Hier-

Digitized by Google

archie als Schutzwehr der Völker gegen den Despotismus der weltlichen Macht und erwarb ſich dadurch viele Freunde in Rom und im katholiſchen Deutſchland. Daß er aber keineswegs einſeitig für den Katholicismus eingenommen war, zeigt ſein „Geſpräch mit Aglaja über das Chriſtenthum", das er in demſelben Jahre niederſchrieb. Obgleich M. bald darauf auch zum Rath und zum Unterbibliothekar in Kaſſel ernannt wurde, begab er ſich doch 1783 wieder nach Genf, um mit mehr Muße und in der Nähe der Quellen ſeine Schweizergeſchichte fortzuſetzen. Im Jahre 1784 ging er in derſelben Abſicht auf ein Gut Bonſtetten's, wo er den erſten Band der Schweizergeſchichte zum Behuf einer neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten raſch vorwärts rückte.

Im Jahre 1786 wurde M. auf Empfehlung Heyne's und Sömmering's als Hofrath und Bibliothekar nach Mainz berufen, wo er noch in demſelben Jahre die neue Ausgabe des erſten Bandes und den zweiten Band der Schweizergeſchichte vollendete. Da er hier bei Staatsgeſchäften zu Rathe gezogen wurde, fühlte er ſich angeregt, in den Abhandlungen „Zweierlei Freiheit" (im deutſchen Muſeum 1786), „Darſtellung des deutſchen Fürſtenbundes" (1787) und „Erwartungen Deutſchlands vom Fürſtenbunde" (1788), ſeine Anſicht über die Angelegenheiten des Tages auszuſprechen. Im Jahre 1787 wurde er in Angelegenheiten des Kurfürſten von Mainz nach Rom geſendet, hierauf in der Cabinetskanzlei angeſtellt und 1788 zum geheimen Legationsrath und nach wenigen Monaten zum geheimen Conferenzrath ernannt. Trotz der gehäuften Geſchäfte, welche M. hiermit übernahm, ſchrieb er in dieſer Zeit noch die „Briefe zweier Domherren" (1787) und vollendete (1788) die erſte Abtheilung des dritten Bandes der Schweizergeſchichte. Uebermäßige Anſtrengung zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu; aber ſchon 1790 wohnte er wieder der Kaiſerwahl Leopold's in Frankfurt bei. Obgleich er durch einige verdrießliche Vorfälle bewogen, um ſeine Verabſchiedung nachſuchte, während die Höfe von Wien und Berlin ihn an ſich zu ziehen ſuchten, hielt der Kurfürſt von Mainz ihn durch die Ernennung zum Geheimen Staatsrath, Referendar und Director der kurrheiniſchen Kreisarchive feſt. Um dieſe Zeit wurde er zum Mitgliede der Akademien zu Berlin, Mannheim und Erfurt ernannt und im Januar 1791 zum Edlen von Müller zu Sylvelden und Reichsritter erhoben. Als die franzöſiſche Revolution ausbrach und Mainz von den Franzoſen beſetzt war, wurde M. eingeladen, ſich an die Spitze der neuen Verwaltung zu ſtellen; er verweigerte jedoch jede Theilnahme und ging nach Wien, wo er als k. k. wirklicher Hofrath bei der Geheimen Hof- und Staatskanzlei angeſtellt wurde. In dieſer Zeit verfaßte er wieder einige politiſche Flugſchriften: „Die Uebereilungen und der Reichsfriede" bei Gelegenheit des preuß. Separatfriedens (1795); „die Gefahren der Zeit"; „Mantua und die Ausbeute von Borgoforte" (1796) und „das ſicherſte Mittel zum Frieden" (1797). Im Jahre 1795 gab er die zweite Abtheilung des dritten Bandes der Schweizergeſchichte heraus und lieferte jetzt mehrere Recenſionen in die Jenaiſche Literaturzeitung unter der Chiffre Ths. Als 1798 die Schweiz ebenfalls revolutionär umgeſtaltet wurde, wählte Schafhauſen M. zum Mitglied des oberſten helvetiſchen Gerichtshofes. Er ſchlug aber auch dieſen Antrag aus. Die Staatsgeſchäfte am kaiſerlichn Hofe wurden ihm indeſſen auch bald verleidet und er nahm daher im Herbſte 1800 die Stelle eines erſten Cuſtos an der kaiſerl. Bibliothek an. Nun fertigte er einen Realkatalog dieſer Bibliothek an und arbeitete zugleich mit mehr Muße an ſeinem Geſchichtswerke. Doch auch dieſe Stellung wurde ihm durch Intriguen aller Art verbittert und M. folgte daher dem Rufe zum wirklichen Mitgliede der Berliner Akademie und Hiſtoriographen des Hauſes Brandenburg mit dem Titel eines Geheimen Kriegsraths. Im Jahre 1804 begab er ſich nach Berlin und ſchrieb daſelbſt mehrere Abhandlungen für die Akademie der Wiſſenſchaften, „Ueber die Geſchichte Friedrich's II.", „Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker" und „Den Verſuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt" (8. Bd. ſ. W.). Zugleich gab er Herder's Werke heraus, vollendete 1805 den 4. Band der Schweizergeſchichte und beſorgte eine neue Ausgabe der drei erſten Bände. Im J. 1806 erhielt er den Auftrag, die Geſchichte Friedrich's II. zu ſchreiben, wurde aber hiervon zunächſt durch die in Folge der Schlacht bei Jena herbei-

Digitized by Google

geführten politiſchen Verwickelungen verhindert. Doch hielt er am 29. Jan. 1807 in der Akademie eine Rede „De la gloire de Frédéric“, in welcher er nicht undeutlich Napoleon jenem Könige an die Seite ſtellte und dadurch natürlich, ſo vortrefflich die Rede ſonſt auch ſein mochte, das Nationalgefühl ſeiner Umgebung verletzte. Er zog ſich dadurch manche Verdrießlichkeiten zu und nahm in Folge deſſen einen Ruf als Profeſſor in Tübingen an. Doch ehe er noch hier ankam, wurde er nach Fontainebleau berufen und daſelbſt auf Napoleon's Befehl von Maret gezwungen, die Stelle eines weſtfäliſchen Miniſterſtaatsſecretärs anzunehmen. Da jedoch dieſe Stellung ſeiner Natur durchaus widerſtrebte und namentlich ſeine Geſundheit ſehr zu wanken anfing, ſo bat er wiederholt und dringend um Entlaſſung. Im Januar 1808 wurde ſie ihm endlich gewährt, jedoch mit der Ernennung zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Aber auch dieſe Stellung war durchaus nicht für ihn geeignet und Mißmuth über verfehlte Pläne und über die Schuldenlaſt, in welche die letzten Veränderungen ihn geſtürzt hatten, wie der Anblick der unter dem franzöſiſchen Geiſtesdruck um ſich greifenden Barbarei, beugten ſeinen Geiſt und machten ſeinem Leben ein Ende. Kurz vorher hatte er die erſte Abtheilung des 5. Bandes der Schweizergeſchichte vollendet.

M.'s Aeußeres war mehr einnehmend als Ehrfurcht gebietend. Er hatte eine kleine, corpulente Geſtalt, rundes Geſicht, heitere hohe Stirn und große blaue Augen voll Herzensgüte. Mit dem Anſtande eines Weltmannes verband er wahre Menſchenfreundlichkeit und eine oft allzu raſche Gutmüthigkeit, welche ihn unfähig machte, Intriguen anzuſpinnen und Beleidigungen zu erwiedern, aber auch öffentliche Geſchäfte mit Nachdruck zu führen. Gebildeter Jünglinge, welche ſich an ihn ſchloſſen, nahm er ſich mit großer Bereitwilligkeit an; von Hammer, Stäkling, Pfiſter, Hormayr und Dippold verdanken ſeiner Anleitung ſehr viel. Sehr empfänglich war er für die Freundſchaft und ſtand mit den vorzüglichſten Zeitgenoſſen, namentlich ſeinem Bruder, Joh. Georg M., Bonſtetten, Gleim, F. H. Jacobi, Herder, Alex. von Humbold, Heyne u. v. A. in innigen Verhältniſſen. Auch mit den gebildeteren Fürſten ſeiner Zeit ſtand er in freundſchaftlichem Verkehr. — Man bewunderte an ihm eine ſeltene Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eiſernem Fleiß und ſchöpferiſcher Phantaſie, von kritiſchem Scharfſinn und gläubiger Empfänglichkeit, von ruhigem Ernſte und glühender Empfindung. Selbſtändigkeit, Tiefe, eine reines ſtarkes Wahrheitsgefühl zeichnen ſeine Forſchungen, Würde und Originalität, Feuer und Kraft ſeinen Vortrag aus. Doch iſt letzterer nicht ganz frei von Geſuchtheit und Schwerfälligkeit. Er hatte ſich nicht nur mit Staatswiſſenſchaften ſondern auch mit der Theorie der Kriegskunſt gründlich beſchäftigt und wurde hierdurch mehr als alle anderen Hiſtoriker befähigt, in den Hergang der verſchiedenſten Ereigniſſe mit ſcharfer Einſicht einzudringen. Namentlich ſind ſeine Beſchreibungen von Schlachten außerordentlich anſchaulich und ausdrucksvoll und in Schilderungen der Sitten und des Bildungsganges der Völker iſt er ebenfalls einzig in ſeiner Art. Als er 1781 den Entſchluß faßte, eine Weltgeſchichte zu ſchreiben, begann er damit, alle alten Schriftſteller, obgleich er die meiſten derſelben ſchon kannte, von Moſes und Homer an, nach der Zeitfolge in den Urſprachen durchzuleſen und zum Behufe ſeiner Forſchungen zu excerpiren. Trotz der mannichfaltigen Geſchäfte und Zerſtreuungen ſeines Lebens wandte er an dieſe Unternehmung einen ungeheuren Fleiß und hatte, als er ſtarb, das geſammte Gebiet der hebräiſchen, griechiſchen und römiſchen Literatur, die Kirchenväter und die Schriftſteller des Mittelalters im Morgen- und Abendlande bis auf die Periode der Reformation, im Ganzen 1833 Autoren excerpirt und damit 17,000 enggeſchriebene Folioſeiten angefüllt. Dabei beſaß er ein außerordentliches Gedächtniß; vor ſeiner Einbildungskraft ſtand ſtets eine Welt von Thatſachen und namentlich in der Schweiz gab es kein Dorf, kein adeliges Geſchlecht, deſſen Geſchichte ihm nicht gegenwärtig war. Seine politiſche Anſicht war der in ſeiner Zeit und zum Theil noch jetzt herrſchenden entgegengeſetzt. Er durchſchaute die Seichtigkeit der Staatstheorien, welcher die Menge am liebſten huldigt und ſprach ſeine Abneigung gegen dieſelben oft und ſcharf aus. Ebenſo hat er ſich gegen alles willkürliche Theoretiſiren in der Geſchichtsforſchung mit Eifer aufgelehnt, aber durch ſeine

Digitized by Google

gerechte Abneigung gegen dasſelbe ſich vielleicht auch zu einiger Unbilligkeit gegen philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte überhaupt verleiten laſſen. Wenigſtens hat Woltmann in ſeiner Schrift „über Johannes von Müller“ (Berl. 1810, 8.) ihn von dieſer Seite und wohl nicht ganz mit Unrecht angegriffen. Heeren in ſeiner Schrift: „Müller der Hiſtoriker“ (Lpz. 1809) und der Akademiker Roth zu München, in ſeiner Lobſchrift auf Müller, haben die großen Verdienſte dieſes Geſchichtſchreibers nach Gebühr gewürdigt. Die Fortſetzung ſeiner „Schweizergeſchichte“ lieferten Glutz-Blozheim (Bd. 5, Abth. 2, Zür. 1816) und Joh. Jac. Hottinger (Bd. 6 und 7, Zür. 1825—29). M.'s „Sämmtliche Werke“ (27 Bde., Stuttg. 1817—19; neue Aufl., 40 Bde., 1831—35) wurden von ſeinem Bruder und ſeine „Briefe an ſeinen älteſten Freund in der Schweiz“ (Zür. 1812) von J. H. Füßli herausgegeben. Ueber ſein Leben ſchrieben Heeren (Lpz. 1809), Wachler (Marb. 1809) und in den „Biographiſchen Aufſätzen“ (Lpz. 1815) Woltmann (Berl. 1810) und Roth (Sulzb. 1811).

Müller, Johannes, Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie an der Univerſität zu Berlin, ward zu Coblenz am Rhein am 14. Juli 1801 geboren und unter beſchränkten Verhältniſſen auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und auf der Univerſität Bonn gebildet. Noch als Student ſchrieb er, in Folge einer Preisaufgabe, die Schrift: „De respiratione foetus“ (Lpz. 1823), widmete ſich, nach ſeiner Promotion, anderthalb Jahre lang anatomiſchen und zoologiſchen Studien in Berlin, wobei er ſich der beſondern Gunſt und Unterſtützung Rudolphi's erfreute, beſchäftigte ſich neben dieſen empiriſchen Studien viel mit der Hegel'ſchen Philoſophie und habilitirte ſich im Jahre 1824 als Privatdocent in Bonn. Im Jahr 1826 ward er zum außerordentlichen, 1830 zum ordentlichen Profeſſor ernannt und ſeine Vorleſungen über verſchiedene Fächer der Medicin, namentlich über Phyſiologie, vergleichende Anatomie, allgemeine Pathologie und mediciniſche Propädeutik fanden den größten Beifall und von Seiten der Regierung Theilnahme und Anerkennung. Im Jahre 1832 erhielt er einen Ruf als Profeſſor der Phyſiologie nach Freiburg im Breisgau, lehnte ihn aber ab und ward nach Rudolphi's Tode an deſſen Stelle nach Berlin gerufen, wo er als Mitglied der Akademie und der mediciniſchen Oberexaminationscommiſſion, als Dekan und Rector der Univerſität, als Lehrer und Geſchäftsmann vielſeitig gewirkt und doch noch Zeit zu fortgeſetzter ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit gefunden hat. Die erſte Grundlage ſeiner phyſiologiſchen Studien über die Sinne legte er bereits 1823 in Berlin und ſprach ſeine Anſicht in dem Werke aus: „Zur vergleichenden Phyſiologie des Geſichtsſinnes des Menſchen und der Thiere, nebſt einem Verſuch über die Bewegungen der Augen und den menſchlichen Blick“ (Lpz. 1826), in welchem die Einleitung: „Von dem Bedürfniß der Phyſiologie nach einer philoſophiſchen Naturbetrachtung“ ſeinen philoſophiſchen Standpunkt andeutet. Seine Abhandlung „Ueber phantaſtiſche Geſichtserſcheinungen“ (Koblenz 1826) bezeugt ſeine Richtung, philoſophiſche und empiriſch-phyſiologiſche und anatomiſche Forſchungen innig zu verſchmelzen. Dieſen Schriften folgte das Werk „De glandularum secernentium structura penitiori earumque prima formatione in homine atque animalibus“ (Lpz. 1830, Fol.), welches eine höchſt ſchwierige und umfaſſende Aufgabe, an der ſich die ausgezeichnetſten Männer verſucht hatten, auf das Glänzendſte löste. Als Beitrag zu Burdach's „Phyſiologie“ (Bd. 4) erſchienen 1832 M.'s wichtige Unterſuchungen über das Blut. Ihnen folgte ſein „Handbuch der Phyſiologie des Menſchen“ (2 Bde., Kobl. 1833—40, Bd. 1, 3. Aufl., 1838), welches großen Einfluß auf die neuere Richtung der organiſchen Naturlehre und Medicin hatte und im In- und Auslande die größte Theilnahme und Anerkennung fand. Nach ſeiner Berufung nach Berlin ſchrieb er mehrere umfaſſende Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der vergleichenden Anatomie, namentlich über die Anatomie der Myxinoiden und der Fiſche überhaupt, ein größeres Werk „Ueber den feinern Bau der krankhaften Geſchwülſte“ (Lief. 1, Berl. 1838, Fol.) und in Verbindung mit Dr. Henle die „Syſtematiſche Beſchreibung der Plagioſtomen“ (Lief. 1 und 2, Berl. 1838—39, Fol.), für welches Werk er die größeren Muſeen Frankreichs, Hollands und Englands beſuchte. M.'s Verdienſt liegt beſonders in der exacteren Methode, wie ſie bisher blos in

Digitized by Google

den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften in Anwendung kam. Die Darſtellungsweiſe läßt vielfach zu wünſchen übrig, indem ihr ein ſorgfältiger Styl und überſichtliche Darſtellung mangelt und häufige Wiederholungen ſie unangenehm machen; doch liegt das wohl mehr in der größern Nachſicht, welche die deutſche Nationalität den Schriftſtellern gewährt, als in M.'s Befähigung; denn er hat an andern Orten, z. B. in der Gedächtnißrede auf Rudolphi, gezeigt, daß er eine Fülle von Material und einen Reichthum von Gedanken, in ſchöner, plaſtiſcher Form zu geben weiß.

Müller, Joh. Friedrich Wilh., des Nachfolgenden Sohn, geb. zu Stuttgart 1782, geſt. am 3. Mai 1816 in Dresden, war von früher Jugend an kränklich und hypochondriſch, doch ſein Trieb und ſein Talent zur Kunſt ſeines Vaters zeigten ſich früh mit Entſchiedenheit. Im Jahre 1802 ging er nach Paris, um daſelbſt auf der Kunſtakademie zu ſtudiren. Er untergrub jedoch ſeine Geſundheit durch übertriebenen Fleiß immer mehr, und würde vielleicht ſchon jetzt ſich aufgerieben haben, wenn nicht ſein Freund Kymli ihn zu zerſtreuen geſucht hätte. In Paris ſtach er für das franzöſiſche Muſeum die Venus d'Arles und eine Statue, welche die Jugend vorſtellte, für Robillard. Hierbei erfand er eine eigenthümliche Weiſe, den Marmor im Kupferſtich nachzuahmen. Außerdem malte und ſtach er 1805 das Bild des jetzigen Königs von Würtemberg und fing einen Johannes und eine Cäcilia nach Domenichino an, welche er ſpäter in Stuttgart beendigte. Im J. 1808 nahm er den Antrag, die Madonna del Sixto von Rafael auf der Dresdner Galerie in Kupfer zu ſtechen, an und machte eine Reiſe nach Italien, um ſich für dieſes große Werk würdig vorzubereiten. Im J. 1809 kehrte er zurück, begann die Madonna und verfertigte nebenher die Bildniſſe von Jacobi, Schiller und Hebel und ein Blatt nach Rafael, Adam und Eva darſtellend. Im Jahre 1814 wurde er durch das damalige preußiſch-ruſſiſche Gouvernement zu Dresden als Profeſſor an die dortige Kunſtakademie berufen. Doch hier vertiefte er ſich ſo ſehr in ſein herrliches Vorbild und ſtrengte ſich ſo übermäßig an, daß mit der Vollendung des Stiches auch ſein Geiſt ſich verzehrte. Er mußte als ſeelenkrank nach dem Sonnenſtein bei Pirna gebracht werden, wo er bald darauf ſtarb. Doch hat er in jenem Werke ſich ein dauerndes Denkmal geſtiftet. Es iſt eine der vorzüglichſten Arbeiten, welche jemals aus der Werkſtätte eines Kupferſtechers hervorgegangen ſind. Ein Verzeichniß ſeiner Werke findet ſich im Kunſtblatt zum Tübinger Morgenblatt 1817, Nr. 1.

Müller, Joh. Gotthard von, geb. 1747 zu Bernhauſen im Würtembergiſchen, geſt. 1830, ſollte Theologie ſtudiren, aber ſeine Neigung und ſein Talent entſchieden ſich für die Kunſt, welcher er ſich in Stuttgart mit ſchnellem Erfolg widmete. Unterſtützt von dem Herzoge von Würtemberg ging er 1770 nach Paris, lernte und trieb daſelbſt die Kupferſtecherkunſt unter Wille mit ſo entſchiedenem Erfolge, daß ihn die dortige Kunſtakademie 1776 zu ihrem Mitgliede ernannte. Nach Stuttgart zurückberufen, wurde er Profeſſor an der daſigen Kunſtſchule. Zartheit und Reinheit der Ausführung zeichnen ſeine Werke vorzüglich aus. Unter ſeinen Bildniſſen wird das Ludwig's XIV. beſonders gerühmt; es übertrifft in Beziehung auf die erwähnten Vorzüge des Meiſters noch den Berwick'ſchen Kupferſtich, doch ſoll dieſer ähnlich ſein. Im hiſtoriſchen Fache hat er ebenfalls treffliche Kupferſtiche geliefert, unter denen die Madonna de la Sedia nach Rafael und das Treffen bei Bunkershill nach Trumbull die vorzüglichſten ſind.

Müller, Joh. Gottwerth, geb. zu Hamburg am 17. Mai 1744, war Anfangs Buchhändler zu Itzehoe in Holſtein, woher man ihn auch oft den Itzehoeer nennt, gab aber 1772 dieſes Geſchäft auf und lebte an letzterem Orte bis zu ſeinem Tode, am 23. Jan. 1828, im Genuſſe einer Penſion des Königs von Dänemark. Er war in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. ein der geſammten Leſewelt wohlgefälliger Romanſchriftſteller, reich an nutzbaren und noch lange nicht überflüſſigen geſellſchaftlichen Erfahrungen, an treffenden Charakterſchilderungen und gutmüthigem, humoriſtiſchem Spott, bei ſtrenger Beobachtung der Schranken des ſittlichen Anſtandes. Da er indeß bei ſtrengem Halten am Wahren und bei Widerwillen gegen alle Künſtelei ſeinen Erzählungen durch Mannichfaltigkeit und phantaſiereiche Erfindung keinen Reiz zu geben vermochte, ſo iſt die Theilnahme für ihn jetzt

Digitized by Google

ganz erkaltet. Die eben berührten Fehler haben beſonders die ſpätern Arbeiten M.'s und ſein: „Selim der Glückliche“ (Berl. 1792, 3 Bde.) und „Friedrich Brack“ (Ebend. 1793 bis 95, 4 Bde.) leiden ſehr durch Mangel an Lebendigkeit in der Darſtellung und froſtiger Eintönigkeit, doch ſollte man darüber das Verdienſtliche ſeiner frühern Werke mit ihrem wackeren Hausverſtande, wäre er auch manchem Leſer zu breit, wenn der Schriftſteller dann und wann mit einiger Behaglichkeit bei ſeinen moraliſchen Betrachtungen verweilt, billig nicht vergeſſen. Originale zu ſeinen Charakterſchilderungen will man in Mehreren, die mit ihm in beſonders vertrauten Verhältniſſen ſtanden, wiedergefunden haben. Unter ſeinen komiſchen Familienromanen zeichnen ſich aus: „Der Ring“ (Itzehoe 1777, neue Aufl., 1788); „Siegfried von Lindenberg“ (Hamb. 1779, neueſte Aufl., Lpz. 1829, 3 Bde.); und die „Komiſchen Romane aus den Papieren des braunen Mannes“ (Götting. 1784 bis 91, 8 Bde.).

Müller, Karl Otfried, einer der genialſten, kenntnißreichſten und thätigſten Alterthumsforſcher der neueſten Zeit, geb. am 28. Aug. 1797 zu Brieg in Schleſien, wo ſein Vater damals Feldprediger war, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und widmete ſich ſeit Oſtern 1814 in Breslau, ſeit 1815 aber in Berlin den philologiſchen Wiſſenſchaften im weiteſten Umfange. Nachdem er das erſte Ergebniß ſeiner gelehrten Forſchung in dem „Aegineticorum liber“ (Berl. 1717) veröffentlicht, wurde er noch in demſelben Jahre am Magdalenum in Breslau angeſtellt. Die Mußeſtunden, die ihm ſeine amtliche Wirkſamkeit ließ, widmete er dem Verſuch, ganze griechiſche Mythenkreiſe zu analyſiren und gleichſam bis zu ihrem erſten Faden zu verfolgen, um auf dieſe Weiſe die richtige Linie zwiſchen den bisher vorwaltenden hiſtoriſchen und den allegoriſchen Verfahrungsweiſen zu halten. Im Jahre 1819 erhielt er einen Ruf nach Göttingen für das Fach der Alterthumskunde und zunächſt der Archäologie der Kunſt. Um ſich dazu noch mehr vorzubereiten, beſuchte er im Herbſt 1819 Dresden und die dortigen Kunſtſchätze, auch unternahm er im Sommer 1822 zu gleichem Zwecke eine Reiſe nach Frankreich und England. In dieſem ſeinem neuen Berufe wirkte er ſegensreich durch ſeine anziehenden und begeiſternden Vorträge wie durch ſeine gediegenen Schriften, bis die Wirren und Parteiungen, die 1837 in Hanover Mißmuth und Mißtrauen hervorriefen und das Ausſcheiden ſeiner beſten Freunde zur Folge hatten, den Aufenthalt in Göttingen ihm verleideten. Er ſuchte und erhielt daher die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Grichenland und er trat dieſelbe im Sept. 1839 an. Die Wintermonate brachte er in Italien zu und begab ſich von Sicilien aus, im April des folgenden Jahres nach Griechenland. Schon in Sicilien hatte er gekränkelt. Nachdem er die Ueberreſte des alten Athen in Augenſchein genommen und eine Rundreiſe im Peloponnes vollendet hatte, ging er nach Delphi, zog ſich aber dort, mit anhaltenden Nachgrabungen beſchäftigt ein Wechſelfieber zu, das erſt auf der Rückreiſe mit aller Stärke hervortrat und endlich ſeine kräftige Natur am 1. Aug. 1840 zu Athen zerſtörte. Unter Begleitung faſt aller Glieder der Univerſität und der höchſten Staatsbeamten wurde er auf einem kleinen Felshügel, Kolonos gegenüber, der einſt zu den Räumen der Akademie gehörte, beerdigt und ſein Andenken durch Grabreden in griechiſcher und deutſcher Sprache gefeiert. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit erſtreckte ſich über den ganzen Umfang der zur Alterthumswiſſenſchaft gehörenden Disciplinen und nur die außerordentliche Tiefe und Fülle ſeines Wiſſens, die uns wahrhaft zur Bewunderung hinreißt und durch den raſtloſen Eifer und Fleiß, mit dem er die höhere Bedeutung der Wiſſenſchaft umfaßte, konnte es ihm gelingen, ſich ſchon in ſo frühen Jahren einen allgemein anerkannten europäiſchen Namen zu erwerben. Viel Treffliches, manche neue und überraſchende Aufſchlüſſe verdanken wir ihm in Hinſicht der alten Geſchichte, Geographie und Topographie, der Literatur, Mythologie, Archäologie und der kritiſchen grammatiſchen und ſachlichen Erläuterung alter Schriftſteller. Als tüchtigen Geſchichtsforſcher bewährte er ſich durch ſeine „Geſchichte helleniſcher Stämme und Staaten“, welche „Orchomenos und die Minyer“ (Bresl. 1820) und die „Dorier“ (2 Bde., Bresl. 1824) umfaſſen und von denen Schneidewin nach den hinterlaſſenen Papieren des Verfaſſers eine neue, berichtigte Ausgabe (3 Bde., Bresl. 1844) beſorgte; ferner durch ſeine ethnogra-

Digitized by Google

phiſche Unterſuchung „Ueber die Wohnſitze, Abſtammung und ältere Geſchichte des macedoniſchen Volks“ (Berl. 1825) und durch ſeine „Etrusker“ (2 Bde., Bresl. 1828), woran wir ſeine Bemerkungen zu Rienäcker's Bearbeitung der Leake'ſchen Topographie“ (Halle 1829) knüpfen und ſeine durch mehrere weſentliche Verbeſſerungen und Berichtigungen ausgezeichneten Karten von Griechenland. Große Beleſenheit, geſchickte Benutzung der verſchiedenſten Hülfsmittel und Vorarbeiten, eine reiche Fülle eigener Bemerkungen und Urtheile finden wir in ſeinem „Handbuch der Archäologie der Kunſt“ (Bresl. 1830; 2. Aufl., 1835), zu deſſen beſſern Gebrauche er zugleich mit Oeſterley die „Denkmäler der alten Kunſt“ (Gött. 1832 flg.) hinzufügte. Hierher gehören auch die einzelnen Schriften „De tripode delphico“ (Gött. 1820), „De Phidiae vita et operibus“ (Gött. 1827), „De munimentis Athenarum“ (Gött. 1836) und „Antiquitates antiochenae“ (Gött. 1839, 4) und der erläuternde Text zu Ternite's „Wandgemälden aus Pompeji und Herculanum“. Die „Prolegomenen zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie“ (Gött. 1825) enthalten eine rein hiſtoriſche Auffaſſung der Mythen und ſuchen durch Darlegung des Charakteriſtiſchen in den verſchiedenen Anſichten früherer Mythologen zur Erlangung eines ſichern Standpunktes beizutragen. Hiermit ſteht die Monographie „Minervae Poliadis sacra et aedes in arce Athenarum“ (Gött. 1820) in Verbindung. Auch das Studium der Geſchichte der griechiſchen Literatur wurde zuletzt durch ihn um ein Bedeutendes gefördert durch die „History of the literature of ancient Greece“ (Bd. 1, Lond. 1840), die er, aufgefordert von mehreren engliſchen Gelehrten, zunächſt in engliſcher Sprache verfertigte. In deutſcher Sprache beſorgte ſie nach der Handſchrift des Verfaſſers ſein Bruder Edm. M. unter dem Titel „Geſchichte der griechiſchen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's“ (2 Bde., Bresl. 1841). In dieſem unvollendet gebliebenen Werke, welches die Proſa bis auf Thucydides enthält, wird uns das geiſtige Leben des Volks in Wechſelbeziehung mit den Fortſchritten der Literatur in klarer und lebendiger Darſtellung und Begeiſterung dargeſtellt. Endlich zeigte ſich M. auch als ſcharfſinnigen Kritiker und gründlichen Grammatiker in den von ihm veranſtalteten neuen Recenſionen des Varro „De lingua lat.“ (Lpz. 1833) und des Feſtus „De significatione verborum“ (Gött. 1839), als gewandten Ueberſetzer und geſchmackvollen Erklärer in der deutſchen Uebertragung der „Eumeniden“ des Aeſchylus, die er mit erläuternden Abhandlungen über die äußere Darſtellung und über den Inhalt und die Compoſition dieſer Tragödie verſah (Gött. 1833, 4.), der ſpäter zwei „Anhänge“ (Gött. 1834—35, 4.) folgten, in denen er ſich gegen die Angriffe G. Hermann's vertheidigte. Außerdem hat er eine große Reihe bald größerer bald kleinerer Abhandlungen und Aufſätze in den „Commentationes societatis regiae scientiarum gotting.“ (Bd. 6 und 7) in dem „Göttinger Anzeiger“, im „Rheiniſchen Muſeum“, in der „Halleſchen Allgemeinen Literaturzeitung“, in der „Allgemeinen Encyklopädie“ von Erſch und Gruber, in der „Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft“, in Böttiger's „Amalthea“, ſelbſt in ausländiſchen, namentlich italieniſchen und engliſchen Zeitſchriften hinterlaſſen. Auch veröffentlichte er Völkel's „Archäologiſchen Nachlaß“ (Gött. 1831) und die „Kleinen Schriften“ ſeines Freundes Diſſen (Gött. 1839). Vgl. Lücke „Erinnerungen an Otfr. M.“ (Gött. 1841). — Sein jüngerer Bruder, Eduard M., geb. am 13. Nov. 1804, früher Prorector am Gymnaſium zu Ratibor, ſeit 1842 Profeſſor an der Ritterakademie in Liegnitz, hat ſich durch eine „Geſchichte der Theorie der Kunſt bei den Alten“ (2 Bde., Bresl. 1834—37) bekannt gemacht.

Müller, Julius, Profeſſor der Theologie zu Halle, wurde am 10. April 1801 zu Brieg geboren und iſt der Bruder des 1842 auf ſeiner Reiſe in Griechenland verſtorbenen Philologen Otfried Müller. Nach einer von fortdauernder Kränklichkeit verdüſterten Jugend bezog er 1819 die Univerſität Breslau, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen und ſetzte dieſes Studium auch im folgenden Jahre in Göttingen fort, wo ſeine Abhandlung „Ratio et historia odii cui foenus habetur“ den Preis erhielt. Doch ſchon hier vertauſchte er das Studium der Jurisprudenz mit dem der Theologie und ſetzte es, Anfangs mit nur geringer Selbſtbefriedigung, in Breslau und Berlin fort. Bei dieſem Studium ſchloß er ſich beſon-

Digitized by Google

ders an Tholuck, Strauß und vor Allem an Neander an. Zu Oſtern 1825 ward er Pfarrer zu Schönbrunn und Roſen bei Strehlen in Schleſien, 1831 als zweiter Univerſitätsprediger nach Göttingen berufen und hielt hier zugleich Vorleſungen über praktiſche Exegeſe und Pädagogik und ward 1834 zum außerordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt. Zu Oſtern 1835 ging er als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Marburg und 1839 in gleicher Stellung nach Halle. Schon als Pfarrer zu Schönbrunn machte er ſich durch ſeine mehrmals aufgelegte Broſchüre „Zur Beurtheilung der Schrift: Die katholiſche Kirche Schleſiens“ (1826) bekannt. In Marburg ſchrieb er ſeine dogmatiſche Monographie „Vom Weſen und Grunde der Sünde“ (Bresl. 1839) und mehrere Abhandlungen in den „Theologiſchen Studien und Kritiken“ und ſein Programm „De miraculorum Christi natura et necessitate“ (Marb. 1839), in denen er die genaueſte Kenntniß der neueren philoſophiſchen Syſteme kund gab, ohne aber von denſelben abhängig zu ſein und einen ungemeinen kritiſchen Scharfſinn bewährte. Seine Predigten, von denen mehrere gedruckt ſind, zeigen ihn als einen ausgezeichneten Kanzelredner. Den Geiſt ſeines Wirkens als Prediger bezeugen die unter dem Titel „Das chriſtliche Leben, ſeine Kämpfe und ſeine Vollendung“ von ihm herausgegebenen Kanzelvorträge (Bresl. 1834; 2. Aufl., 1838).

Müller, Joh., ſ. Regiomontanus.

Müller, Karl Wilhelm, geb. den 15. Sept. 1728 zu Knauthayn bei Leipzig, geſt. den 27. Febr. 1801, wurde in Pforta erzogen und ſtudirte zu Leipzig die Rechte. Im Jahre 1752 begann er als Sachwalter zu prakticiren und erhielt die juriſtiſche Doctorwürde. In dem Umgange mit andern Gelehrten, welche damals in Leipzig lebten, bildete er ſeinen Geſchmack für Poeſie und Kunſt aus. Im Jahre 1755 gab er ſeinen „Verſuch in Gedichten“, ohne ſeinen Namen, heraus. Im Jahre 1756 unternahm er im Vereine mit einigen andern Gelehrten die „Brittiſche Bibliothek“, welche Beurtheilungen und Auszüge aus engliſchen Büchern enthielt. Er ſelbſt lieferte dazu die meiſten Beiträge. Im Jahre 1759 wurde er Mitglied des Raths zu Leipzig. Im Jahre 1768 gab er eine Ueberſetzung der „Eugenie“ des Beaumarchais und 1776 eine von Gray's „Gedichten“; 1778 wurde er Bürgermeiſter und Beiſitzer des Schöppenſtuhls und bald nachher erhielt er den Titel eines kurfürſtlichen geheimen Kriegsraths. Er war fleißig, ſtreng, genau und raſch in der Geſchäftsverwaltung, aber nicht ſelten auch hart und vorurtheilsvoll. Er war mit den merkwürdigſten Erſcheinungen ſeiner Zeit in dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt bekannt, in dem claſſiſchen Alterthume wohl bewandert, ſtand mit vielen geiſtvollen Männern ſeiner Zeit, z. B. mit Leſſing, Käſtner und Blankenburg in Verbindung und ging viel mit Weiſe, Morus und Roſenmüller um. Leipzig verdankt ihm die Freiſchule, welche 1791 eingeweiht wurde, ein neues Leipziger Geſangbuch (1796) und den Plan der Bürgerſchule. Auch die Wiederherſtellung der Nicolaikirche, die Errichtung des Concertſaals, ſowie die Anlage der Spaziergänge um Leipzig fallen in die Zeit ſeiner Amtsführung. Man hat ihm in den Anlagen zu Leipzig ein Monument errichtet.

Müller, Ludwig Chriſtian, königl. preuß. Ingenieurmajor, der Sohn des Predigers zu Groß-Breeſe in der Priegnitz, war am 5. Sept. 1734 geboren und urſprünglich zum Gottesgelehrten beſtimmt, zeigte aber eine ganz beſondere Vorliebe zur Mathematik, weshalb er nach Potsdam ging und im Planzeichnen Unterricht gab. Dadurch erreichte er eine Anſtellung im Ingenieurcorps, die ihm der Prinz Heinrich von Preußen vor Anfang des 7jährigen Krieges verſchaffte. Während des Krieges wohnte M. den Schlachten und Belagerungen bei, bis zur Gefangennehmung des Generals Fink 1759, die ihn mit betraf und ihm 3 Jahre lang Inſpruck zum Aufenthalte und dadurch Gelegenheit gab, in den nahen Alpen bis Mantua ſeine Kenntniß von der Terrainlehre zu erweitern. Im Frühling 1763 nach Potsdam zurückgekehrt, fand er mannichfache Beſchäftigung in ſeinem Fache, bis zum Feldzuge 1779, den er bei der Armee des Prinzen Heinrich's mitmachte, von welchem er hauptſächlich zum Recognoſciren angewendet wurde. Nach dem Frieden ward er wieder in Potsdam zum Unterricht angeſtellt, bearbeitete die Anweiſung zur militäriſchen Planzeichnung und durch die in Kupfer geſtochenen Probeblätter legte er den erſten Grund

Digitized by Google

zu einer beſſern Geſtaltung dieſes Gegenſtandes. Nur mit Mühe konnte er aber 1781 die Erlaubniß zum Druck ſeiner „Verſchanzungskunſt auf Winterpoſtirungen" erlangen. Mehr Anerkenntniß fand M.'s wiſſenſchaftliche Thätigkeit unter König Wilhelm II.; er ſtieg ſpäterhin zum Major und ſtarb zu Berlin am 12. Juni 1804. Nach ſeinem Tode erſchienen 1807 zwei von ihm nachgelaſſene Werke: ein Verſuch über die Lagerkunſt oder vielmehr eine vollſtändige Bearbeitung der höheren Taktik und eine Terrainlehre in 4. Die verſprochene Herausgabe noch mehrerer, von ihm hinterlaſſener Papiere iſt jedoch nicht erfolgt.

Müller, Otto Friedr., zuletzt königl. dän. Conferenzrath, rühmlichſt bekannt als Naturforſcher wurde 1730 zu Kopenhagen geboren, ſtudirte Anfangs Theologie, legte ſich ſpäter mit Fleiß auf das Studium der Naturgeſchichte, erweiterte hierin ſeine Kenntniſſe beſonders auf Reiſen, wurde 1769 Kanzleirath zu Kopenhagen, 1771 Archivar der norwegiſchen Kammer, ſpäter Staatsrath und ſtarb 1784 als Conferenzrath. Die vorzüglichſten Früchte ſeiner Mußeſtunden ſind folgende beſonders für Botanik und Würmerkunde ſehr wichtige Werke: „Zoologia Danica" (Kopenh. zuletzt 1808, 4 Bde. mit Kupfern); „Vermium terrestrium et fluviatilium etc. historia" (Ebend. 1774, deutſch 1800); auch beſorgte er den 5. und 6. Band der von G. Ch. v. Oeder angefangenen Flora Danica.

Müller, Peter Erasmus, Biſchof im Stifte Seeland, geb. 1776 in Kopenhagen, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt, beſuchte dann Deutſchland, Frankreich und England und erhielt bei ſeiner Zurückkunft 1801 eine theologiſche Profeſſur an der Univerſität zu Kopenhagen und 1803 die Würde eines Doctors der Theologie. Berühmt iſt er durch ſeine Werke über nordiſche Geſchichte und Alterthümer, von welchen wir nur einige hier anführen. Er begann die Reihe derſelben mit der von der Kopenhagener Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gekrönten Preisſchrift über die im königlichen Muſeum zu Kopenhagen aufbewahrten, aus dem früheſten Alterthum ſtammenden goldnen Trinkhörner, die man in der Erde gefunden hat „Antiquariſk Underſögelſe ower de ved Gallahuus fundne Guldhorn" (Kopenh. 1806, ins Deutſche überſetzt von dem ältern Abrahamſon). Im Jahre 1813 erſchienen von ihm die Schriften: „Om det islandſke Sprogs Vigtighed" (von der Wichtigkeit der isländiſchen Sprache) und „Ueber den Urſprung und Verfall der isländiſchen Hiſtoriographie, nebſt einem Anhange über die Nationalität der altnordiſchen Gedichte", überſetzt von Sander. Im Jahre 1816—18 ließ er eine „Sagabibliothek" mit Einleitungen und Anmerkungen drucken (Kopenh., 3 Bde.); 1823 und 1830 „Kritisk Underſögelſe af Danmarks og Norges Sagnhiſtorie" (Kritiſche Unterſuchung von Dänemarks und Norwegens Sagengeſchichte, oder über die Glaubwürdigkeit der Quellen Saro's und Snorro's) und „Kritisk Underſögelſe af Saro's Hiſtories ſyv ſidſte Böger" (Kritiſche Unterſuchung der 7 letzten Bücher der Geſchichte Saro's). Auch durch mehrere theologiſche Schriften und durch eine „däniſche Synonymik" hat er ſich ausgezeichnet und 1805—32, die „däniſche Literaturzeitung" herausgegeben. Er ſtarb am 16. Sept. 1834.

Müller (Gebrüder), in Braunſchweig haben den möglichſt vollendetſten Vortrag des Streichquartetts erreicht, ſowohl in geiſtiger Auffaſſung als techniſcher Ausführung. Der älteſte von den Brüdern, Karl Friedrich, 1797 zu Braunſchweig geboren, erlangte unter Möſer's Leitung in Berlin einen bedeutenden Grad von Virtuoſität, die er durch nachheriges eignes Studium zu einer ſeltenen Meiſterſchaft ſteigerte, ſodaß er zu den größten Violiniſten unſerer Zeit gehört. Der Vater machte Anfangs mit ihm allein Kunſtreiſen. In dem Quartett ſpielt er die erſte Violine. Der zweite Bruder, Theod. Heinr. Guſtav, 1800 geb., ſpielt die Bratſche; der dritte, Aug. Theodor, 1803 geb., die zweite Violine; der vierte, Franz Ferd. Georg, 1809 geb., das Violoncelle. Als der Herzog Karl von Braunſchweig den Mitgliedern ſeiner Kapelle verbot, ſich außerhalb ihres Dienſtes hören zu laſſen, nahmen die Gebrüder M. ihren Abſchied. Sie reisten 1832 nach Hamburg und Berlin. Von letzterm Orte, wo ſie eine enthuſiaſtiſche Aufnahme fanden, ging ihr großer Ruf nun eigentlich aus und verbreitete ſich

Digitized by Google

durch ganz Deutſchland. Von der neuen Regierung wurden ſie an ihre vorigen Stellen nach Braunſchweig zurückberufen. Später beſuchten ſie auch Leipzig, Dresden, Wien und Paris.

Müller, Sophie, geb. zu Mannheim 1803, geſt. als kaiſerliche Hofſchauſpielerin zu Hietzing bei Wien 1830. Ihr Vater und ihre Mutter waren Schauſpieler zu Mannheim, woſelbſt Sophie als 5jähriges Kind zuerſt die Bühne betrat. Gebildet durch Kotzebue und den Baron Sternberg, welcher 1819 das Mannheimer Theater übernahm und Vorleſungen über dramatiſche Kunſt den jungen Mitgliedern des Theaters hielt, erwarb ſie ſich bald einen bedeutenden Ruf und mehrere Theaterdirectionen ſuchten ſie an ſich zu ziehen. Im Jahre 1822 ging ſie an das Burgtheater zu Wien, wo ſie bald lebenslängliches Engagement erhielt. Sophie M. zeichnete ſich vorzüglich in der Tragödie aus, den höchſten Grad der Leidenſchaft trug ſie mit vollendeter Naturwahrheit vor, ohne die Grenzlinie der Schönheit zu überſchreiten. Wahre Kunſt iſt nicht triviale Nachahmung, ſondern Veredlung der Natur. Die vollſte Anerkennung wurde ihr bei ihrem Gaſtſpiel in Dresden und Berlin 1827 und 1828 zu Theil. Zum letzten Mal trat ſie in Wien 1829 auf und wurde darauf nach jahrelangem Leiden der Welt durch den Tod entriſſen. Nach ihrem Tode erſchien: „Leben der Sophie Müller“ ꝛc. und „Nachgel. Papiere“ herausgeg. v. J. Graf Mailáth (Wien 1832).

Müller, Wilhelm, geb. den 7. Oct. 1795 zu Deſſau, geſt. ebendaſelbſt den 7. Oct. 1827, war in ſeiner Jugend faſt ganz ſich ſelbſt überlaſſen; Vielſeitigkeit des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Strebens, aber auch Ungebundenheit in jedem Sinne und Uneinigkeit mit ſich ſelbſt waren die Folge davon. Seit 1812 machte er unter Böckh's, Solger's u. And. Leitung philologiſche und geſchichtliche Studien. Im Jahre 1813 und 1814 machte er den Befreiungskrieg mit. Nach ſeiner Rückkehr nach Berlin verband er mit den alten Studien neue, beſonders über altdeutſche Literatur und Sprache. Im J. 1817—19 bereiſte er Süddeutſchland und Italien und ward alsdann zum Lehrer der lateiniſchen und griechiſchen Sprache an die neuorganiſirte Gelehrtenſchule zu Deſſau berufen und bald darauf zum Bibliothekar ernannt. Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind zu nennen: „Rom, Römer und Römerinnen“ (Berl. 1820, 2 Bde.); ferner „Gedichte aus den hinterlaſſenen Papieren eines reiſenden Waldhorniſten“ (Deſſau 1822 u. 1824); „Lieder der Griechen“ in 5 Heften ſeit 1821, denen ſich die Ueberſetzung der neugriechiſchen Volkslieder der Fauriel'ſchen Sammlung anſchließt (Lpz. 1825, 2 Bde.); „Lyriſche Spaziergänge“ (Lpz. 1827); „Homeriſche Vorſchule“ (Lpz. 1824). Auch gab er eine Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrh. heraus und ſchrieb mehrere Aufſätze in Literaturzeitungen. Guſtav Schwab hat M.'s Werke in 5 Bänden, mit der Lebensſkizze M.'s (Lpz. 1830) herausgegeben. Seine Gedichte zeigen Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, verſtändige Lebensanſicht, Anmuth der Darſtellung und viel metriſche Gewandtheit. In ſeinen Novellen ſpricht ſich Feinheit der Beobachtungsgabe, ein empfängliches Gemüth, aber zugleich Mangel an ſtreng durchgebildetem Charakter aus.

Müllner, Amadeus Gottfr. Adolf, geb. zu Langendorf bei Weißenfels den 18. Oct. 1774, geſt. den 11. Juni 1829. Er wurde auf der Fürſtenſchule zu Pforta erzogen und beſchäftigte ſich beſonders mit Mathematik. Doch hörte er auch Vorleſungen über Proſodie und Reimlehre mit Eifer. Im 16. Jahre machte er ein Gedicht auf die Entſtehung der elliptiſchen Curve aus der Kreislinie. Bürger, welcher mit ihm verwandt war, hatte Einfluß auf ſeine Ausbildung und ſchreckte ihn namentlich durch ein entmuthigendes Urtheil auf lange Zeit von poetiſchen Verſuchen ab. Im J. 1793 bis 1797 ſtudirte M. die Rechte in Leipzig und arbeitete alsdann als überzähliger Actuarius im Amte Delitzſch, zog aber 1798 nach Weißenfels und begann dort als Advocat zu prakticiren. Im Jahre 1802 verheirathete er ſich. Im Jahre 1803 ſchrieb er Betrachtungen über den eben im Drucke erſchienenen Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für Kurſachſen, unter dem Titel: „Modeſtinus, 60 Gedanken über den Entwurf ꝛc.“ (Greiz 1804). Auch war er ſeitdem Mitarbeiter mehrerer literariſchen Inſtitute im juriſtiſchen Fache. Im Jahre 1805 wurde

Digitized by Google

er in Wittenberg Doctor der Rechte. Im Jahre 1808 ſchrieb er eine allgemeine „Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde“ (Lpz. 1812). Bald darauf wurde ein Privattheater Anlaß, daß er ſich als Luſtſpieldichter verſuchte. Er ſchrieb den „Angoriſchen Kater“, dann „Die Zurückkunft aus Surinam“ ſpäter „Die Vertrauten“ und „Die Zweiflerin“ (ſ. „Spiele für die Bühne“ Lpz. 1815 und „Almanach für Privatbühnen“ Lpz. 1817). Aufgeregt durch Werner's „Vierundzwanzigſten Februar“ ſchrieb er im Mai 1812 ſeine erſte Tragödie: den „Neunundzwanzigſten Februar“. Iffland's Aufforderung und eine in einer Schrift über die Staatsrechtstheorie aufgeworfene Frage gab ihm den Hauptgedanken ſeiner zweiten Tragödie: „Die Schuld“, die im Oct. 1812 niedergeſchrieben und mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Bald darauf ſchrieb M. die Luſtſpiele: „Die großen Kinder“, „Der Blitz“ und „Die Onkelei“; 1813 die Tragödie: „König Yngard“; 1820 „Die Albaneſerin“. Zugleich arbeitete er als Kritiker an mehreren Zeitſchriften, beſonders im dramatiſchen Fache. Seit 1820 redigirte er das Tübinger Literaturblatt, ſeit 1823 die „Hekate“, ſeit 1826 das „Mitternachtsblatt“. Im Jahre 1824 und 1826 gab er vermiſchte Schriften heraus und 1828 ſeine dramatiſchen Werke in 7 Theilen. Kurz vor ſeinem Tode ſchrieb er noch eine Streitſchrift gegen ſeine Verleger unter dem Titel: „Meine Lämmer und ihre Hirten“. Einige Zeit hindurch erfreute M. ſich eines großen Rufes und man hielt ihn für einen unſrer beſten Tragödiendichter. Doch hat man ſpäter angefangen einzuſehen, daß ſeine Dramen auf Unnatürlichkeit beruhen und die auf den erſten Blick tiefſinnig ſcheinenden Tendenzen entweder ganz allgemein bekannte Redensarten ſind, oder ſchiefe, halbe Wahrheiten enthalten. Die „Schuld“ hat ſich jedoch noch auf den Theatern erhalten, theils, weil ſie wirklich beſſer iſt als die übrigen Tragödien M.'s, theils, weil ſie der herrſchenden Manier unſrer Schauſpieler und namentlich ihrer Sucht nach Knalleffecten Vorſchub leiſtet. Als Kritiker hat M. ſich immer durch entſchiedene Abneigung gegen alles Große und Schöne hervorgethan. Da er nicht ohne Scharfſinn war, ſo gelang es ihm auch hier, einige Zeit hindurch das größere Publikum zu täuſchen. Doch ſpäter hat er ſelbſt durch kleinliche Animoſität, durch zum Theil ungeſchickte Ränke und durch den Cynismus ſeiner Ausdrucksweiſe jenen Wahn zerſtört.

Münch, Ernſt Herrmann Joſeph, Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart, geb. den 25. Oct. 1798 zu Rheinfelden, einer damals öſterreichiſchen, jetzt zum Kanton Aargau gehörenden Stadt, beſuchte das Gymnaſium in Solothurn und ſtudirte dann die Rechte zu Freiburg im Breisgau. Seine Neigung zur dramatiſchen Poeſie veranlaßte ihn in der Geſchichte Stoff zu Schauſpielen aufzuſuchen, bald aber gaben die wichtigen europäiſchen Ereigniſſe jener Zeit ſeinem Geſchichtsſtudium eine andere Richtung und er beſchloß, ſich demſelben hauptſächlich zu widmen. Vorzüglich beſchäftigte er ſich mit dem Zeitalter der Reformation, wie die von ihm beſorgte erſte vollſtändige Ausgabe der Werke Ulrich's von Hutten (Berl. 1821—25, 5 Bde.), ſeine Ausgabe der „Epistolae obscurorum virorum“ mit kritiſchen Erläuterungen (Lpz. 1827), ſein „Charitas Pirkheimers“ (Nürnb. 1822) und „Franz von Sickingen“ (Stuttg. 1824—29) beweiſen. Das Wiederaufſtehen der griechiſchen Nation machte den tiefſten Eindruck auf ihn; ſo entſtand ſein Geſchichtswerk: „Die Heerzüge des chriſtlichen Europas wider die Osmanen und die Verſuche der Griechen zur Freiheit“ (Baſel 1822—26). Nachdem er erſt einige Zeit als Gerichtsſecretär im Bezirksgericht zu Rheinfelden gearbeitet und dann ſeit 1819 ein Lehreramt an der Kantonſchule in Aarau bekleidet hatte, nahm er hier 1821 ſeine Entlaſſung und kehrte nach Freiburg zu ſeinen Freunden, Rotteck, Duttlinger u. A. zurück. Er wurde dort 1824 Profeſſor der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften. So hoch ihn die Univerſität und die Bürgerſchaft ſchätzte, ſo machte ſeine freiſinnige Denkart ihm die Regierung und den Großherzog abhold. Als M. dieſem das Protectorat über die allgemeine Verbindung der Geſchichts- und Alterthumsforſcher des gebildeten Europas, die er ſtiften wollte, anbot, erklärte er geradezu, er wolle an einer Sache nicht Theil nehmen, bei welcher Rotteck und M. an der Spitze ſtänden. Im Jahre 1828 folgte er einem Rufe als Profeſſor der Kirchengeſchichte und des Kirchen-

rechts nach Lüttich. Hier begann er ſeine „Geſchichte des Hauſes und Landes Fürſtenberg“, wovon die drei erſten Bände zu Aachen 1829—32 erſchienen. Er ſollte als Geſchichtſchreiber des königlichen Hauſes angeſtellt werden. Die ganze apoſtoliſche Partei in Belgien proteſtirte aber dagegen und er legte ihr jeſuitiſches Treiben in ſeiner Nacktheit an den Tag; der Streit wurde immer hitziger und erſtreckte ſich bis in die Verhandlungen der Generalſtaaten. Hohe Beamte traten nun mit ihm in Verbindung. Dies erbitterte nun die Apoſtoliſchen ſo ſehr, daß ſeine Perſon in Lüttich nicht mehr ſicher war. Deshalb ließ ihn der König nach dem Haag kommen und machte ihn zum Bibliothekar. Er gab hier ſeine Schrift: „Das Großherzogthum Luxemburg, integrirender Theil des deutſchen Bundes in ſeinen geſchichtlichen und ſtaatsrechtl. Beziehungen“ (Haag 1831) heraus und unternahm die „Geſchichte des Hauſes Naſſau-Oranien“ (Aachen 1831—32, 1. u. 2. Bd.). Zugleich war er Redacteur der Zeitſchrift „Aletheia“ (Aachen 1829—30). Die Miniſter van Maanen und van Doorn gaben ihm Beweiſe ausgezeichneter Gewogenheit. Er war ein entſchiedener Gegner der belgiſchen Revolution, welche, von den Apoſtoliſchen geſtiftet, ihnen in Belgien den Sieg verſchaffte. Ebenſo der Wahrheit getreu ſchilderte er dieſe Faction als ihre Gegner in der Flugſchrift: „Deutſchlands Vergangenheit und Zukunft“ (Haag 1831, 2. Ausg.) Seinen Ruf nach Stuttgart als Bibliothekar, mit dem Titel eines geheimen Hofraths, erhielt er im Sommer 1831. Er hat hier eine „Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit“ (Stuttg. 1833) begonnen und in ſeinen „Denkwürdigkeiten“ (Stuttg. 1832) eine Rechtfertigung ſeiner Wirkſamkeit als Schriftſteller über Staatsverhältniſſe gegeben. Wir erwähnen noch von ſeinen Schriften: „Die Schickſale der alten und neuen Cortes in Spanien“ (Stuttg. 1824—27, 2 Bde.); „Grundzüge der Geſchichte des Repräſentantenſyſtems in Portugal“ (Lpz. 1827); „Sammlung der alten und neuen Concordate“ (Lpz. 1830—31, 2 Bde.). „Erinnerungen an ausgez. Frauen Italiens“ (Aachen 1832 ff.). „Die Fürſtinnen des Hauſes Burgund-Oeſterreich in den Niederlanden“ (2 Bde. Lpz. 1832); „Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit“ (6 Bde. Lpz. 1833—35); „Hiſtoriſch-biographiſche Studien“ (2 Bde., Stuttg. 1836); „Erinnerungen und Studien aus den erſten 37 Jahren eines deutſchen Gelehrten“ (3 Bde. Karlsr. 1836—38), eine Selbſtbiographie; „Römiſche Zuſtände und katholiſche Kirchenfragen“ (Stuttg. 1835); „Ueberſetzung von Hutten's lat. Gedichten“ (Stuttg. 1838); „Paolo Sarpi und ſein Kampf mit dem Curialismus und Jeſuitismus“ (Stuttg. 1839); „Denkwürdigkeiten zur politiſchen Kirchen-, und Sittengeſchichte der 3 letzten Jahrhunderte (Stuttg. 1839); Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Hauſes Eſte und Lothringen“ (Bd. 1, Stuttg. 1840) ꝛc. Er ſtarb zu Rheinfelden am 9. Juni 1841. M. war einer der fruchtbarſten Schriftſteller, doch ſind ſeine Geſchichtswerke höchſt flüchtig zuſammengeſchrieben.

Münch-Bellinghauſen, Joachim Eduard Graf von, geb. 1786 zu Wien, bis 1848 öſterr. Präſidialgeſandter am Bundestage zu Frankfurt a. M.. Nachdem er früher in Reichsgeſchäften thätig geweſen war, trat er in öſterr. Staatsdienſte und zeichnete ſich während der franz. Kriege aus. Er wurde, kaum 30 Jahre alt, Stadthauptmann in Prag. Bei dem 1819 in Dresden zuſammengekommenen Elbſchifffahrtscongreſſe zeichnete er ſich als eines der thätigſten Mitglieder aus. Die Folge dieſes Congreſſes war, daß ſeit dem März 1822 die Schifffahrt auf der Elbe bis zu ihrer Mündung frei gegeben wurde. In Folge ſeiner bei dieſer Gelegenheit bewieſenen Gewandtheit wurde M. in das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten nach Wien berufen, aber bald darauf nach Entlaſſung des Grafen Buol-Schauenſtein als Geſandter zum Bundestage geſchickt. Er iſt ſeitdem in den Grafenſtand erhoben worden und hat von dem Hauſe Dietrichſtein die Herrſchaft Merkenſtein in der Nähe von Baden bei Wien gekauft.

Münch-Bellinghauſen, Eligius Franz Joſ., Freiherr von, bekannt unter dem Namen Friedr. Halm als Dichter, geb. am 2. April 1806 zu Krakau, wo ſein Vater Kajetan, Freiherr von M., der ſpäter Staats- und Conferenzrath wurde, damals als Appellationsrath in öſterr. Dienſten angeſtellt war. M. erhielt eine ſorgfältige Erziehung, widmete ſich juridiſch-politiſchen Studien, cultivirte aber auch fleißig die Dichtkunſt

und hatte in ſeinem 20. Jahre ſchon ein Trauerſpiel geſchrieben. Sein ehemaliger Lehrer Enk von der Burg (ſ. d.), mit dem er 1833 wieder in Verbindung kam, hatte entſchiedenen Einfluß auf ſein poetiſches Wirken und bewog ihn namentlich ſeine „Griſeldis" 1834 unter dem Namen Friedr. Halm dem Hofburgtheater zu übergeben, wo ſie im folgenden Jahre mit außerordentlichem Beifall aufgeführt wurde. Im J. 1836 folgte ſein: „Adept", eine Tendenztragödie, 1837 ſeine Jugendarbeit das dramatiſche Gedicht „Camoens", 1838 das hiſtoriſch-romantiſche Trauerſpiel „Imelda Lambertezzi" und 1840 das Trauerſpiel „Ein mildes Urtheil", die aber insgeſammt weit geringern Beifall erhielten. Hierauf verſuchte ſich M. in Bearbeitungen ausländiſcher Meiſterwerke für die Bühne, unter denen beſonders Lope de Vega's „König und Bauer" ſehr anſprach, weniger die Bearbeitung von Shakeſpeare's „Cymbeline", das 1842 auf der Bühne erſchien. Großen Erfolg hatte aber wieder ſein Originaldrama „Der Sohn der Wildniß", das faſt in alle europäiſche Sprachen überſetzt wurde. Sein hiſtoriſches Trauerſpiel „Sampione" (1844) fand nur getheilten Beifall. Im J. 1840 wurde er zum niederöſterr. Regierungsrath ernannt, nahm aber 1845 die erſte Cuſtosſtelle an der kaiſerlichen Hofbibliothek an, wozu ihn ſeine umfaſſenden literar-hiſtoriſchen und Sprachſtudien befähigten.

München, Monachium, Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Bayern; liegt auf dem linken Ufer der Iſar, in einer Ebene, 1500 F. über der Meeresfläche und hat wegen dieſer hohen Lage und der Nähe der tiroler Gebirge ein mehr rauhes als mildes Klima. Die Stadt, welche aus der Altſtadt und 5 Vorſtädten beſteht, zählt 166,500 Einw. (ohne die Vorſtadt Au, welche allein 13,000 Einw. hat), unter denen über 7000 Proteſtanten und 1000 Juden. München iſt die Reſidenz des Königs (ſeit 1777 alleinige Reſidenz des Landesfürſten) und Sitz der höchſten Staatsbehörden, des Oberappellationsgerichts, eines Generalcommiſſärs, der Kreisregierung und eines Erzbiſchofs. In der Reihe der Anſtalten für Beförderung der Wiſſenſchaften ſteht die königl. Akademie oben an, welche 1759 vom Kurfürſten Maximilian Joſeph III. gegründet, 1807 und 1812 erneuert, vom Könige Maximilian mit einer neuen Verfaſſung und reichen Dotation begabt und 1827 neu organiſirt wurde, mit 36 ordentlichen Mitgliedern. M. hat ferner: 2 Gymnaſien, 2 Feiertagsſchulen, eine Blindenanſtalt, eine Gewerbſchule, ein Studentenſeminar, das Athenäum für Neugriechen, eine mediciniſche Lehranſtalt, Hebammen-, Vieharznei- und Baugewerksſchule, Cadetten- und Pagenanſtalt und Taubſtummenanſtalt; einen landwirthſchaftlichen und polytechniſchen Verein; eine Centralbibliothek (faſt 400,000 Bände und 9000 Handſchriften), eine Univerſitätsbibliothek von 116,000 Bänden, eine Bildergallerie, Antikenſammlung, Kupferſtichſammlung von 300,000 Blättern, eine Sammlung von Handzeichnungen (9000 Blätter), Miniatur-, Muſiv- und Emailgemälden. Der Name „Munichen" kommt zuerſt in den Kloſterannalen von Tegernſee zwiſchen 1102—54 vor; der Mönch aber, den die Stadt jetzt im Wappen führt, rührt erſt aus dem 13. Jahrh. her und verdankt wahrſcheinlich ſein Entſtehen der unbegründeten Sage, daß die Stadt von den Mönchen des nahen Kloſters Schäftlarn erbaut worden ſei. Herzog Heinrich der Löwe erhob 1158 die Villa Munichen zu einer Münzſtätte und Hauptniederlage für das von Reichenhall und Hallein kommende Salz, wodurch der Grund zu dem ſtädtiſchen Aufblühen dieſes Ortes gelegt wurde. Schon 1164 hatte München Mauern, doch erſt unter den neuen Herzogen aus dem Geſchlechte der Wittelsbacher, die öfter ihr meiſt glänzendes Hoflager daſelbſt aufſchlugen, ward es nach und nach zu einer anſehnlichen Stadt. Ludwig der Strenge machte die Stadt zu ſeiner beſtändigen Reſidenz und erbaute 1253 in ihrem nördlichen Theile die Ludwigsburg, welche unter dem Namen des Alten Hofes noch jetzt zum Theil in der Weiſe beſteht, wie ſie 1327 vom Kaiſer Ludwig nach einem Brande hergeſtellt worden iſt. Die innere Stadt war mit Wall und Graben verſehen und nur vier Thore, deren letzte Reſte erſt in neueſter Zeit abgebrochen wurden, an den Ausgängen der beiden ſich durchkreuzenden Hauptſtraßen, vermittelten ihre Verbindung mit den Vorſtädten. Damals beſtand in der Stadt ſelbſt nur eine Kirche, die St. Peterskirche, welche, aus der Herrgottskapelle erwachſen, 1294 neu aufgebaut und nach wieder-

Digitized by Google

holtem Brande und Wiederaufbau zuerſt 1370 und zuletzt 1607 durch Kurfüſt Maximilian I. die gegenwärtige Geſtalt erhielt. Zu ihr gehörten die beiden ſüdlichen Viertel der innern Stadt, die beiden nördlichen gehörten zur jetzigen Frauenkirche, welche von 1271—84 außerhalb der Ringmauern auf dem Haferfelde erbaut wurde. Zu derſelben Zeit wurde auch die St. Katharinenkapelle als Heiligen=Geiſtkirche zur Pfarrei erhoben.

Unter dem Sohne Ludwig's des Strengen, Herzog Rudolf, erweiterte ſich die innere Stadt ſo ſehr, daß 1301 eine neue Umfaſſungsmauer gezogen wurde. Eine noch größere Umgeſtaltung erhielt ſie aber unter dem jüngern Sohne Ludwig's des Strengen, dem deutſchen Kaiſer Ludwig dem Bayer. Ein furchtbarer Brand im Jahre 1327 zerſtörte faſt den dritten Theil der Stadt nebſt der Peterskirche. Der Kaiſer ſetzte darauf eine Baubehörde ein, die für den zweckmäßigern und feuerſicherern Aufbau der neuen Häuſer Sorge tragen ſollte, und ſo bekam die Stadt ihren bis zu Anfang des 17. Jahrh. faſt unveränderlich und zum Theil noch gegenwärtig beſtehenden Charakter. Mit ihren neuen Erweiterungen reichte ſie bis zu den äußern noch jetzt vorhandenen Thoren mit ihren runden oder achtſeitigen Eckthürmen, dem Iſar=, Sendlinger=, Karls= und Schwabingerthore, von denen in der neuern Zeit nur das letztere ganz abgebrochen iſt. Zwiſchen ihnen zogen ſich die zum Theil noch beſtehenden hohen Stadtmauern mit ihren Zinnen und Thürmen hin, geſchmückt mit rautenförmigen Verzierungen in den kaiſerlichen Farben ſchwarz und gelb, und von außen mit einem breiten Wallgraben umgeben. Zur Bequemlichkeit des Verkehrs ließ der Kaiſer zwiſchen den genannten Thoren und zum Theil außerhalb des Wallgrabens vier kleinere, das Neuveſtthor hinter dem alten Hof, das merkwürdig erhaltene Wurzer= oder Koſtthor, das ſehr veränderte Schiffer= oder Einlaßthor und das in neuern Zeiten erſt wieder geöffnete Angerthor anlegen und die vom Brande zerſtörte Ludwigsburg wieder aufbauen. Auch das Rathhaus am Hauptſchrannenplatz ſoll aus jener Zeit herrühren, und dieſer Platz ſelbſt wurde von allem darauf befindlichen Baugerüſte geſäubert und ſo für Diejenigen, die darauf zu thun hätten, „luſtſamer, ſchöner und gemachſamer" gemacht. Die St. Peterskirche erhielt 1370 zwei im altdeutſchen Styl erbaute Spitzthürme, die aber 1607 einem ſchmalen, viereckigen, von unentſchiedenem Charakter Platz machen mußten. Zwiſchen 1468—88 wurde an der Stelle des frühern Marienkirchleins durch den Maurer Georg Ohmkoffen die Kirche zu Unſerer Lieben Frauen mit ihren beiden charakteriſtiſchen, unten vier=, oben achteckigen und von Kuppeln überdeckten Thürmen erbaut.

Aus dem Beginn der neuern Zeit im Anfange des 16. Jahrh. ſind nur unbedeutende Spuren baukünſtleriſcher Thätigkeit auf uns gekommen. Der Steinbau und die Ziegelbedachung wurde jetzt allgemein und die Giebeldächer und Erker machten mehr und mehr dem geradlinigen Frontenbau Platz. Aus Wilhelm's des Frommen Zeit (1579—96) ſtammen die Maxburg und das mit ihr durch einen Bogengang in Verbindung ſtehende, weitläufige und ſtattliche Collegialgebäude der Jeſuiten, in welchem ſich bis vor Kurzem die Locale der Univerſität und der Akademien der Künſte und der Wiſſenſchaften, ſowie die Räume für die königl. Hof= und Staatsbibliothek, das Archiv, die Gypsabgüſſe, Naturalien und viele alte Sammlungen befanden und zum Theil noch befinden. Derſelben Zeit gehört die mit dieſem Gebäude verbundene ehemalige Jeſuiten=, jetzt Hofkirche zu St. Michael an, die von 1583—97 in dem ſpätitalieniſchen, aus einer Miſchung von korinthiſchen und ioniſchen Elementen beſtehenden Styl von Wolfgang Müller und nach deſſen Tode von Andreas Gundelfinger aufgeführt und 1597 mit beiſpielloſer Pracht eingeweiht wurde. Kurfürſt Maximilian I. ließ das Zeughaus, das Joſephs= und das Herzogsſpital errichten, zugleich aber ſeine Hauptſtadt durch eine neue (jetzt die alte) Reſidenz ſchmücken, die nach den Entwürfen des Peter Kandit, eines Malers, Baumeiſters und Bildhauers, mit großem Aufwande von Wandmalereien, Bildhauerarbeiten und Erzgußwerken erbaut und verziert wurde und innerhalb 16 Jahren, noch vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, vollendet daſtand und von der Mitwelt als das achte Wunder der Welt geprieſen wurde. Von demſelben Künſtler rühren auch der erzene Waſſerbehälter im Brunnenhofe der Reſidenz, die marianiſche Säule auf dem Hauptplatze in München mit der vergoldeten

Digitized by Google

Erzſtatue der Madonna und das ſchöne bronzene Denkmal Ludwig's des Bayern in der Frauenkirche her, der auch den ſchon von Albert V. (1550—79) an der neuen Veſte angelegten Hofgarten im Styl römiſcher Villen in einen prächtigen, mit vergoldeten Erzſtatuen und ſpringenden Waſſern reich geſchmückten Park umwandelte und die ſeitdem ſo berühmt gewordenen Arcaden ſchon damals mit Frescomalereien ausſtattete. Unter Ferdinand Maria (1651—79), der die italieniſche Sprache zur Hofſprache machte, wurde von dem Architekten Agoſtino Barella aus Bologna die Theatiner-Hofkirche zum heiligen Cajetan in einem ſehr gemiſchten Style aufgeführt. Die Façade baute erſt 1767 der Franzoſe Couvillers völlig aus. Ferdinand Maria ließ auch das Schloß Nymphenburg in der Nähe von München erbauen. Mit Max Emanuel (1679—1726), der zuerſt mit einer koloſſalen, den halben Rücken bedeckenden Perücke erſchien und die franzöſiſche Sprache bei Hofe einführte, erhielt der franzöſiſche Geſchmack das Uebergewicht. Das Schloß zu Schleißheim, im erſten Jahre des 18. Jahrh. vollendet, ſteht noch als ein vollgültiges Muſter des damaligen Geſchmacks da; ſowie die kleine St. Johanniskirche, zwiſchen 1733—46 nach dem Plane des Bildhauers Egidius Aſam auf deſſen eigene Koſten erbaut und von ihm im Wetteifer mit ſeinem Bruder, dem Maler Kosmas Aſam, mit Geſchmackloſigkeiten aller Art, in den Verhältniſſen ſowohl wie in den Formen der gewundenen Säulen und des Zierraths überladen, ein Muſter der höchſten Verſchrobenheit dieſes Geſchmacks darſtellt. Unter Maximilian Joſeph (1745—77) ſchwanden die letzten Giebeldächer, die unförmlichen Dachrinnen, die aus ihren Drachenmäulern das Regenwaſſer oft bis mitten in die Straßen ergoſſen, und machten blechernen Röhren Platz, in welchen das Waſſer an den Häuſern herabfloß. Zu jener Zeit waren noch die Frescomaler Aſam, Günther, Martin Knoller u. A. thätig, mit deren Tode die maleriſche Technik zu Grabe ging.

Unter Karl Theodor begann eine neue Periode für die Stadt München. Sie hörte auf, eine Feſtung zu ſein, verließ ihre lang gewohnten Grenzen und begann ſich nach allen Seiten auszubreiten. Das nach dem Kurfürſten benannte Karlsthor empfing mit ſeinen Umgebungen ſeine jetzige Geſtalt; die nördlichen Arcaden wurden höher gebaut, um die vereinigten Gemäldegallerien von Schleißheim und M. in ſich aufzunehmen; der Miniſter Graf Rumford legte den engliſchen Garten an; die um die Kirchen liegenden Friedhöfe wurden aufgehoben und auf den allgemeinen Gottesacker außerhalb der Stadt verlegt. Unter König Maximilian I. durchdrang auch den bayerſchen Staatskörper ein neues wiſſenſchaftliches und künſtleriſches Leben. Die erſten Gebäude, die dieſer Fürſt errichten ließ, waren nur kriegeriſcher Natur. Zwiſchen 1801 und 1803 entſtand auf dem ausgetrockneten Grunde des ehemaligen Weihers am Hofgarten die Caſerne des Infanterie-Leibregiments, bald nachher die Cavaleriecaſerne am Iſarthore und noch ſpäter (1824—26) die noch größere Infanteriecaſerne am Türkengraben. Sie ſind von geringer Bedeutung in architektoniſcher Hinſicht. Entſcheidend aber für die neueſte Geſtaltung der Hauptſtadt war die Stiftung der Akademie der bildenden Künſte (1808), die gleich Anfangs mit dem neuerblühenden Inſtitut der Akademie der Wiſſenſchaften in eine erfolgreiche, lebendige Wechſelwirkung trat. Maximilian beſchloß, das noch immer ſehr beengte und düſtere München in eine heitere, geräumige Königsſtadt umzuwandeln. Die Feſtungswerke wurden vollends zerſtört, die Gräben verſchüttet, neue Thore in den Stadtmauern geöffnet und durch den Abbruch des alten Franziscanerkloſters der ſchöne freundliche Max-Joſephsplatz geſchaffen. Die Verſchönerungen und Erweiterungen dehnten ſich vorzugsweiſe über den nördlichen, weſtlichen und ſüdweſtlichen Theil der Stadt aus und namentlich wirkte der Architekt Karl von Fiſcher (ſ. Baukunſt), Profeſſor der Kunſtakademie und ſeit 1809 Mitglied der Baucommiſſion, vielfach auf die Verbeſſerung der bürgerlichen Baukunſt ein. Von ihm rühren die den neuen Carolinenplatz ſymmetriſch umgebenden Häuſer und das jetzige Palais des Prinzen Karl im engliſchen Garten her, deſſen Säulenporticus beweiſt, wie willkürlich man damals noch mit den Verhältniſſen der griechiſchen Architektur umging. Im Jahr 1812 entſtand der botaniſche Garten mit ſeinem ſeltſamen, zwiſchen einem Eiſen-

Digitized by Google

gitter alleinſtehenden, doriſchen Säulenportal. Das allgemeine Krankenhaus, deſſen Garten die Denkmäler der beiden Aerzte von Groſſi und von Häberl in ſich ſchließt, wurde mit einer Façade im griechiſch-römiſchen Styl von wenig anſprechenden Verhältniſſen 1813 nach Fiſcher's Entwurf angelegt. Um dieſelbe Zeit entſtand auch das zu Localpoſſen und komiſchen Opern beſtimmte Theater vor dem Iſarthore, welches jetzt anderen Zwecken dient. Mit dem Jahre 1817 aber begann die wichtigſte Erweiterung der Stadt durch das Abbrechen des alten Schwabingerthores und die neuen Anlagen in den vor demſelben gelegenen Theilen der Maxvorſtadt und des Schönfeldes, wo der Odeonsplatz und die neue Ludwigsſtraße bald Alles überſtrahlen ſollten, was bis dahin zur Verherrlichung der Hauptſtadt geſchehen war. Nach dem Vorbilde des Palaſtes Farneſe wurde ſchon 1817 der Palaſt Leuchtenberg am Odeonsplatze durch Klenze angefangen zu bauen; 1822 vollendete derſelbe Baumeiſter, jenem Palaſt gegenüber, den Bazar, deſſen öſtliche Seite die berühmten Arcaden bildet, ſowie die neue königliche Reitbahn; 1824 begann Klenze das nach florentiniſchen Muſtern und guten eigenthümlichen Verhältniſſen aus groben Spiegelquadern errichtete Gebäude des Kriegsminiſteriums in der Ludwigsſtraße (vollendet 1830); auch lieferte er die Zeichnungen zu den durchbrochenen Eiſengußornamenten des Geländers der neuen, vom Stadtbaurath Karl Probſt aus kellheimer Sandſtein zwiſchen 1821—28 vollendeten Ludwigsbrücke über die Iſar, wodurch die Vorſtadt Au mit der Hauptſtadt unmittelbarer als früher in Verbindung geſetzt wurde. Das vor 1818 nach dem Vorbilde des Pariſer Odeons von Fiſcher erbaute, aber 1823 niedergebrannte Schauſpielhaus wurde in der Hauptſache nach des Architekten urſprünglichem Plane von Neuem wieder aufgebaut und ſchon nach zwei Jahren wieder eröffnet, und wenn wir noch die nach dem Entwurfe des Bauraths Vorherr 1818 ausgeführte Verſchönerung und Erweiterung des allgemeinen Begräbnißplatzes, die vom Bauintendanten von Thurn, nach den Plänen von Reichenbach und Soldner aufgeführte königl. Sternwarte zu Bogenhauſen, die vom Oberbaurath Pertſch 1820 begonnene Frohnveſte und eine Anzahl neuer, in einem würdigen Style vom Baurath Himbſel erbauten Schulhäuſer erwähnen, ſo wäre der Kreis Deſſen geſchloſſen, was unter König Maximilian für die Errichtung öffentlicher Bauwerke geſchah.

Das Beiſpiel der Regierung fand unter den Bürgern bereitwillige Nachahmung. Man überließ ſich frei einer überſchwenglichen Bauluſt, zu deren voller Befriedigung Mittel und Gelegenheit vorhanden waren. Die von Herm. Mitterer und Fr. Xaver Kefer 1792 und 1793 geſtifteten Feiertagsſchulen für Künſtler und Handwerker ſchmolzen bald nach ihrem Entſtehen in eine einzige ſchnell aufblühende Anſtalt zuſammen, aus der in der Folge unter Mitterer die Baugewerkſchule zur höhern Ausbildung von Bauhandwerkern und zur Verbreitung eines verbeſſerten Volksbauweſens ſich abſonderte, welche von 1823 an unter die Leitung des Bauraths Vorherr, des Begründers des Sonnenbaues, kam, während Mitterer der Feiertagsſchule nach wie vor mit demſelben erfolgreichen Eifer bis zu ſeinem Tode 1829 vorſtand. Die Akademie der Künſte pflegte mit beſonderer Vorliebe die Baukunſt. Aus Fiſcher's Schule gingen Gärtner, Ohlmüller und Ziebland hervor, von welchen Erſterer nach ſeines Lehrers Tode die Profeſſur der Baukunſt an der Akademie erhielt. Es fehlte daher nicht an tüchtigen Zeichnern, und die vielen öffentlichen Bauten gaben jungen Architekten Gelegenheit genug, ſich praktiſch auszubilden. Zu den vorzüglichſten im geradlinigen griechiſchen Styl aufgeführten Privatgebäuden dieſer Zeit gehören die Hotels der verſtorbenen Freifrau von Baiersdorf und des Barons von Lotzbeck, von welchen jenes 1824—25, dieſes 1828—29 von Metivier aufgeführt wurde. Von Metivier rührt auch die mit Unrecht in demſelben Style, aber nach guten Verhältniſſen erbaute Synagoge und die ornamentale Ausſtattung der neuen proteſtantiſchen Kirche her. Außer dem Max-Joſephsplatz war noch innerhalb der alten Stadt der Paradeplatz durch das Abbrechen der alten Salzhallen (unter Karl Theodor 1778) und des Mauthgebäudes (unter König Maximilian 1806) und außerhalb der alten Wallgräben unter König Max allmälig der Odeons-, Wittelsbacher-, Carolinen-, Maximilians- und Karlsplatz, ſowie die mit einer vierfachen Baumreihe beſetzte Sonnenſtraße entſtanden, zwiſchen deren einzeln

Digitized by Google

gelegenen Häuſern Höfe und Gärten ſich hinziehen. Die Verbindung der innern Stadt mit der Sonnenſtraße wurde durch Abbrechung des Joſephsthors, die mit dem Maximilansplatze nach der Prannersgaſſe zu durch Oeffnung des Marthors, die nach den Promenadenplatze zu durch das Abbrechen des alten Ballhauſes hergeſtellt.

So war denn eine breite Baſis zu Dem gelegt, was unter König Ludwig erſt zur Vollendung kommen ſollte. Bildnerei und Malerei treten in Verbindung mit der Architektur und geben dem neuern München eine ſo weſentlich eigenthümliche Phyſiognomie, verſchieden von der aller andern deutſchen Städte. Noch fehlt freilich viel, um der neuen Umgeſtaltung Münchens den Charakter der Einheit und Harmonie zu geben, welcher nothwendig iſt, um alle dieſe einzelnen Prachtgebäude zum ſchönen Ganzen zu verbinden, ja es möchte ſogar ſcheinen, als wenn ein urſprünglicher Plan gänzlich gefehlt hätte und der Stadt das Lebenselement fehlte, um durch immer zunehmende Maſſen der Bewohner die Lücken zu füllen, welche nothwendig aus den einzelnen oft weit auseinander liegenden Theilen der neuangelegten Stadt entſtehen und bleiben müſſen. Die Volksmenge, welche ſchnell um das Doppelte ſtieg, fand in der innern Stadt keinen Raum mehr, und noch ehe die Behörden und das Geſetz ſich der Leitung der allgemeinen Baukunſt bemächtigen konnten, hatte dieſe bereits von ſelbſt ihren Zug nach der nördlichen, weſtlichen und theilweiſe ſüdlichen Seite genommen, nicht gegen den Lauf der Iſar, ſondern mit demſelben, die Thalniederung entlang. Die Glyptothek und die übrigen neuen Prachtgebäude liegen weit von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt in den verödeten Räumen der äußerſten Maximiliansvorſtadt, ein Mißgriff, der erſt nach vielen Jahren ſich vielleicht wieder ausgleichen wird, wenn dieſe Theile bewohnter werden ſollten.

Die Glyptothek, beſtimmt zur Aufbewahrung einer koſtbaren Sammlung ägyptiſcher, altgriechiſcher, römiſcher und neuerer Sculpturwerke, wurde fünf Jahre nach König Ludwig's Thronbeſteigung, 1830 unter Ohlmüllers Aufſicht durch den Architekten des Baues, L. von Klenze, vollendet. Sie iſt im ioniſchen Bauſtyl mit einem Porticus von 8 vordern und 4 hintern Säulen erbaut und hat an der Außenſeite tempelartig geſtaltete Bilderblenden erhalten, um die Form des Gewölbes, deſſen Anwendung für das Innere zur Bedingung gemacht war, auch im Aeußern hervortreten zu laſſen. Das vordere Giebelfeld zieren ſeit 1836 neun koloſſale freiſtehende Marmorfiguren (Minerva Ergane mit den ſie umgebenden Vertretern der verſchiedenen Zweige der Bildnerei); die ſechs Niſchen der Vorderſeite haben bis jetzt die für ſie beſtimmten Marmorſtatuen noch nicht erhalten. Die Aufſtellung der Kunſtwerke iſt nach den hiſtoriſchen Entwickelungsperioden der Kunſt geordnet, und die umgebende Decoration der Zimmer ſteht in genauer Harmonie mit den aufgeſtellten Kunſtwerken. So ſchmückte Cornelius den trojaniſchen und Götterſaal nebſt ihren Vorhallen mit Darſtellungen aus der griechiſchen Götter- und Heldengeſchichte al fresco aus. Die Glyptothek iſt rings mit Gartenanlagen umgeben und bildet die nördliche Seite des Königsplatzes, gegenüber dem neuen Kunſtausſtellungsgebäude. Am 7. April 1826 wurde der Grund zur Pinakothek gelegt, zu welcher Klenze bereits 1822 den Plan entworfen hatte. Sie iſt im Styl römiſcher Paläſte erbaut und beſtimmt, die Schätze der Malerei und Zeichnungen aller Zeitalter, Gattungen und Schulen in ſich aufzunehmen. Sie ſteht mitten auf einem großen freien, mit Gartenanlagen verſchönten Platze, in der Länge von Oſten nach Weſten ſich ausdehnend und an den beiden Enden flügelähnlich vorſpringend. Der Sockel beſteht aus Spiegelquadern, die übrigen Wände ſind glatt. Die Hauptfaçade hat zwei Reihen Bogenfenſter übereinander, inmitten der untern befindet ſich ein dreifaches Portal. Die 25 Fenſter der obern befinden ſich zwiſchen einer ioniſchen Wandſäulenſtellung. Darüber erhebt ſich ein verziertes Conſolengeſims, auf welchem 24 nach Schwanthaler's Modellſkizzen in Kalkſtein gearbeitete Malerſtatuen ſtehen. Gekrönt iſt das Ganze mit einer etwas zurücktretenden Attika von einfacher Pilarſtellung mit Schmuckziegeln. Das Souterän dient zu Holzmagazinen und zur Heizung; das Erdgeſchoß enthält die Reſerveſäle und das Kupferſtichcabinet, ſowie die zur Aufnahme von antiken Malereien beſtimmten Räume. An den Wänden und Decken der Säle, in welchen

18*

Digitized by Google

die Vaſen aufgeſtellt ſind, ſehen wir die getreuen Abbildungen der antiken griechiſchen Malereien, die in den Hypogeen von Corneto entdeckt und mit großer Treue in den urſprünglichen Maßen und Farben an Ort und Stelle nachgemalt wurden, ehe der Einfluß der Luft und anderer Unfälle ſie der Zerſtörung preisgaben: 24 Bilder, je 15—17 Fuß lang. Die Fußböden ſind mit antiken und neuern Moſaikgemälden ausgelegt. Hinter der Bogenfenſterſtellung des Hauptgeſchoſſes ziehen ſich 25 Loggien hin, die nach den Zeichnungen von Cornelius von Profeſſor Zimmermann und ſeinen Gehülfen ausgemalt wurden. In neun großen Sälen von 40 F. Breite, 50 F. Höhe und 50—80 F. Länge, die zum Theil plaſtiſch und mit Reliefbildern verziert ſind, ſowie in 23 kleinern, 19 F. tiefen, 16 F. breiten und 16 F. hohen Cabineten iſt die Sammlung der Gemälde aufgeſtellt. Die Cabinete ſind durch gleichmäßiges Licht, ſieben größere Säle von oben her ohne Spiegellicht durch Laternen beleuchtet, welche, 11 an der Zahl, über das Dach hinausragen, wodurch dem ruhigen, großartigen Geſammteindruck des Gebäudes von außen Eintrag geſchieht.

Im Jahre 1826 wurde das Odeon durch Klenze erbaut und durch Kaulbach und Eberle mit Deckengemälden geſchmückt; in den Jahren 1827—29 16 Arcaden des Hofgartens durch mehrere Künſtler aus Cornelius' Schule theils mit Darſtellungen aus der bayerſchen Geſchichte, in den folgenden Jahren die übrigen 28 mit italieniſchen Landſchaftsbildern durch Rottmann al fresco gemalt. Von 1828—30 erbaute Klenze das Palais des Herzogs Max, deſſen Zimmer im pompejaniſchen Geſchmack verziert und mit Wandmalereien von Rob. von Langer, Kaulbach und Zimmermann geſchmückt ſind. Im Jahre 1833 war die Reſtauration des Iſarthores nach den Entwürfen von Gärtner und 1835 die Bemalung des Fries oberhalb am Schwibbogen von Bernh. Neher beendet. Zugleich wurde 1833 auf dem Carolinenplatze zum Andenken an die im ruſſiſchen Feldzuge Umgekommenen ein 100 F. hoher eherner Obelisk errichtet, deſſen Guß und Zuſammenfügung von Stiglmaier herrührt. Im Jahre 1835 wurde das von den Münchner Bürgern 1824 beſchloſſene, von Rauch modellirte und von Stiglmaier in Erz gegoſſene Monument des Königs Maximilian auf dem Max-Joſephsplatze enthüllt und der 1826 begonnene Neue Königsbau, der die nördliche Seite dieſes Platzes begrenzt, eingeweiht. Die Hauptſeite iſt 430 F. lang und bis auf den mittlern Theil, wo ſich noch ein pavillonartiges Obergeſchoß über den beiden Stockwerken des Hauptgebäudes erhebt, 150 F. hoch. Das Gebäude erinnert an den Palaſt Pitti in Florenz. Fünf Säle des Erdgeſchoſſes zur Linken des Einganges ſind mit Darſtellungen aus den Nibelungen durch Schnorr al fresco gemalt, die Gemächer des Königs und der Königin im obern Stockwerk mit den ſchönſten Dichtungen der Griechen und Deutſchen, wie der Argonautenzug, Darſtellungen zum Heſiod, Pindar, Aeſchylos, Sophokles und Ariſtophanes nach Schwanthaler, zu den Hymnen des Homer von Schnorr, zum Anakreon von Zimmermann, zum Theokrit von Heß u. A. verziert und zwar enkauſtiſch und al fresco, zum Theil in monochromatiſcher Weiſe. Ein neuer Reſidenzbau, der ſogenannte Feſtſaalbau, wurde von 1832—36 am Hofgarten durch Klenze im Aeußern vollendet. In dem Hauptgeſchoß iſt eine lange Reihe von geräumigen, prächtigen Sälen zu großen Hoffeſten und Audienzen beſtimmt, von denen wir beſonders den 112 F. langen, 75 F. breiten und 57 F. hohen, nur plaſtiſch verzierten Thronſaal nennen, deſſen ſtattliche Gallerie von 20 korinthiſchen Säulen getragen wird, zwiſchen welchen die nach Schwanthaler's Modellen von Stiglmaier in vergoldeter Bronze gegoſſenen 12 Statuen Wittelsbacher Fürſten zu ſtehen kommen werden. In den Sälen des untern Geſchoſſes werden ſechs Zimmer mit Darſtellungen zu den 24 Geſängen der „Odyſſee" nach Schwanthaler's Zeichnungen ausgemalt. Zu dem Prachtſtiegenbau an der öſtlichen Seite der Reſidenz, der zu den Feſtſälen führt, wurde im Jahre 1840 der Grund gelegt. Zu dem Umfange der Reſidenz gehört auch die an der öſtlichen Seite derſelben, mit der Fronte gegen Morgen gewendete Allerheiligenkirche, die zwiſchen 1826—37 von Klenze im byzantiniſchen Kirchenſtyle des 11. Jahrh. erbaut und im Innern mit Frescogemälden von Heinrich Heß auf Goldgrund geſchmückt wurde.

Digitized by Google

In der ſeit 1829 entſtandenen Ludwigsſtraße zeichnet ſich beſonders die 1832 begonnene und 1840 vollendete Bibliothek aus mit ihrer 518 F. langen Hauptfaçade. Auf den Pfeilern der Portaltreppe ſteht man die ſitzenden Statuen des Homer, Hippokrates, Thucydides und Ariſtoteles aus Kalkſtein. Die Säle und Bücherſtellen der beiden obern zur Bibliothek beſtimmten Stockwerke ſind durch innere Wandtreppen mit einander verbunden. An dieſes Gebäude reiht ſich die auf Veranlaſſung und mit Unterſtützung des Königs durch die Münchner Bürgerſchaft 1829 gegründete und 1838 im Aeußern vollendete Ludwigskirche mit dem vielbeſprochenen jüngſten Gericht von Cornelius in der Hauptaltarniſche al fresco gemalt. In ähnlichem Styl wie die Bibliothek und die Ludwigskirche ſind die ihnen gegenüber liegenden Gebäude des Damenſtiftes (vollendet 1836—39, jetzt zu Privatwohnungen benutzt) und das Blindeninſtitut (1833—35), das von dem Blindeninſtitut durch eine Querſtraße getrennte Salz- und Bergamtsgebäude (1838 begründet), das mit zwei langen Vorderflügeln verſehene Univerſitätsgebäude ꝛc.

Noch müſſen wir die von dem verſtorbenen Baurath Ohlmüller erbaute Maria-Hülf-Kirche in der Vorſtadt Au erwähnen, bei deren Bau die vielfarbige Holzbildnerei und die Glasmalerei in der ihrer kirchlichen Beſtimmung angemeſſenen Ausdehnung und Würde zuerſt in neueſter Zeit wieder in Anwendung gebracht worden ſind. Die Kirche wurde am 25. Aug. 1839 eingeweiht, nachdem ſeit ihrer Grundſteinlegung im Jahre 1831 mehr als 360 Individuen faſt ununterbrochen daran gearbeitet haben. Das Gebäude bildet in ſeiner Grundform ein längliches Viereck, welches hinter dem Chor in einen fünfſeitigen Schluß ausläuft; über der Mitte der Eingangsſeite erhebt ſich der 280 F. hohe, in eine aus durchbrochenen Hauſteinen beſtehende Pyramide ausgehende Thurm, rechts und links von den niedrigen Treppenthürmen und Gallerien umgeben. Die Strebepfeiler ſteigen an der Außenſeite der Mauern empor, gekrönt mit kleinen Thürmchen. Alles Mauerwerk beſteht aus tüchtig gebrannten Ziegeln. Das ganze gewährt einen ſehr angenehmen, befriedigenden Eindruck und beweist, daß wir noch jetzt im Stande ſind, den ſtrengern Anforderungen des altdeutſchen Bauſtyls ſelbſt mit beſchränkten äußern Mitteln vollkommen zu genügen. Uebrigens müſſen wir hinzufügen, daß die Kirche aus den gemeinſchaftlichen Mitteln der Auer Bürgergemeinde mit Unterſtützung des Königs erbaut worden iſt. Sämmtliche 19 Hauptfenſter der Kirche, wovon 7 dem Chor und 12 dem Schiff angehören, ſind mit Glasmalereien, Darſtellungen aus dem Leben der heiligen Jungfrau enthaltend, geſchmückt.

Dies ſind die Hauptgebäude, welche unter der Regierung König Ludwig's zur Verſchönerung und Erweiterung Münchens angelegt und vollendet worden ſind. Wenn ſie im Ganzen nicht den befriedigenden Eindruck machen, den ſie eigentlich hervorbringen können ſollten, ſo liegt dies zum Theil daran, daß kräftige Hervorhebung aus der Umgebung nur durch freie, zu dieſem Zwecke angelegte Plätze erreichbar iſt, die die Einzelſchönheiten wie die Geſammtwirkung der Gebäude erſt ins rechte Licht ſtellt, wie dies namentlich bei allen neuen Anlagen Berlins durch Schinkel der Fall iſt, zum Theil aber auch daran, daß die Bauluſt der Münchener gar bald erkaltete, die Bevölkerung für die neu anzulegenden Stadttheile nicht groß genug war und die durch die königl. Bauten gebildeten Plätze theils noch unbebaut ſtehen, theils die neu abgeſteckten Straßen, ja ſelbſt die darin im Bau begriffenen Häuſer nicht völlig ausgebaut wurden, wieder zerfielen, die vollendeten keine Bewohner erhielten und ſo manchen Theilen von M. das Ausſehen einer Stadt gaben, die ſchon im Beginn zur Ruine geworden iſt. Die Vergrößerung geſchah zu plötzlich, die Anlage war zu umfaſſend, die Stadt bot zu der Maſſe der dahin ſtrömenden Arbeitſuchenden nicht Gewerbsmittel genug und es wird Jahre, langer Jahre bedürfen, um dieſen ſtörenden Eindruck zu verwiſchen und die jetzt faſt noch chaotiſch daſtehenden einzelnen Theile zu einem ſchönen Ganzen zu verbinden. Dazu kommt in der neuen Maximilians- und Ludwigsvorſtadt der gänzliche Mangel an fließendem Waſſer, das Bedürfniß eines guten Straßenpflaſters, denn noch ſind nicht alle größere Plätze und Straßen der Neuſtadt gepflaſtert, die Unbequemlichkeit bei dem Numeriren der Häuſer, die ſchlechte Beleuchtung der Straßen ꝛc. Damit ſoll

Digitized by Google

nicht geleugnet werden, daß alles Mögliche für die Bequemlichkeit der Bewohner von den Behörden gethan worden; im Gegentheil iſt für die Reinlichkeit der Stadt ſehr viel geſchehen und mit der Zeit werden gewiß alle Mängel ſchwinden, die jetzt noch ſichtbar und fühlbar ſind. Die Bürgerſchaft ſelbſt zeigt ein reges Streben nach Verſchönerung. Die alten, dunkeln Läden ſieht man mehr und mehr ſchwinden und geräumigere, lichtvollere und geſchmücktere an ihre Stelle treten. Das reiche Zuſtrömen durch reiſende und domicilirende Fremde trägt zu dieſen Umwandlungen Vieles bei. Für die Hebung des induſtriellen und commerziellen Lebens iſt in der neueſten Zeit viel geſchehen. Die großen Bauunternehmungen des Königs mußten natürlich vorzugsweiſe die künſtleriſche Ausbildung der verſchiedenen Bauhandwerker fördern, weshalb die Schreiner, Schloſſer, Töpfer, Gürtler, Bronzegießer, Kupferſchmiede und Vergolder in ihren Arbeiten mit dem Schönſten und Beſten, was anderwärts darin geleiſtet wird, in die Schranken treten können. Die von Reichenbach und Traugott Ertel 1815 gegründete mathematiſch-mechaniſche Anſtalt, welche die großartigſten Maſchinen, Hebe-, Präg- und Preßwerke liefert, das von Fraunhofer und Utzſchneider 1808 gegründete und gegenwärtig durch Georg Merz geleitete optiſche Inſtitut, aus welchem ſchon mehrere der größten Rieſenrefractoren hervorgegangen ſind, behaupten ſich noch jetzt in ihrem Rufe. Im Jahre 1805 wurde eine Waſſerbauſchule, 1808 das topographiſche Bureau, 1810 eine Hauptthierarzneiſchule für ganz Bayern, ſowie der landwirthſchaftliche Verein, 1812 der botaniſche Garten und das allgemeine Krankenhaus, 1822 die polytechniſche Sammlung, 1824 eine mediciniſch-praktiſche Lehranſtalt und ein anatomiſches Theater begründet; 1827 nahm der Orden der Grauen Schweſtern die Krankenpflege über ſich und erhielt 1840 ein eigenes von Gärtner von 1837—39 erbautes, mit dem allgemeinen Krankenhauſe verbundenes und mit einer Kapelle verſehenes Ordenshaus. Die Gebäranſtalt verlegte man 1832 in das Gebäude, das ſie noch jetzt inne hat. Die königl. Taubſtummen-Unterrichts- und Erziehungsanſtalt wurde 1826 von Freiſingen nach M. verlegt, wie 1836 die Blindenanſtalt. Im ehemaligen Theater am Iſarthore befindet ſich die durch Kurz 1832 gegründete techniſche Unterrichts- und Beſchäftigungsanſtalt für arme verkrüppelte Kinder. Die wiſſenſchaftlichen und techniſchen Unterrichtsanſtalten erhielten unter König Max eine durchgreifende Verbeſſerung. Außer der ſogenannten lateiniſchen Schule, einer Vorbereitungsanſtalt für Gymnaſialunterricht, entſtanden allmälig drei Gymnaſien, das alte Gymnaſium, das 1808 von Benedict von Holland gegründete königliche Erziehungsinſtitut für Studirende, was früher ein mönchiſches Knabenſeminar war, und das 1824 geſtiftete ſogenannte neue Gymnaſium. Im J. 1826 ward die königl. Ludwig-Maximilians-Univerſität von Landshut nach M. verlegt und trat in eine nähere, unmittelbarere Verbindung mit der Akademie der Wiſſenſchaften und den übrigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Sammlungen des Staats. Mit ihr wurde in neueſter Zeit noch die techniſche Hochſchule für Forſt- und Baueleven und für Pharmaceuten verbunden, ſodaß mit den Werktagsſchulen, den Landwirthſchafts- und Gewerbſchulen, den Sonn- und Feiertagsſchulen für jeden Zweig, für jede Stufe der Bildung geſorgt iſt.

In der neuern Zeit iſt freilich Manches anders geworden. Das Wiedererwecken der Klöſter, die erſt König Max zum größern Theil aufgehoben hatte, das größere Feſthalten an katholiſchen Kirchenceremonien, zu deren Beobachtung ſogar diejenigen Mitglieder des Militärs und der Landwehr genöthigt wurden, welche einer andern Confeſſion angehören, die hin und wieder ſich regende Unduldſamkeit katholiſcher Geiſtlichen, wir erinnern nur an die Predigten des Hofpredigers Eberhart im Jahre 1841, zeigen, daß die obern Behörden nicht mehr von derſelben Duldſamkeit in religiöſer Hinſicht beſeelt ſind, als es unter König Maximilian der Fall war, welcher ſchon 1800 die Erklärung ergehen ließ, daß bei der Anſäſſigmachung in ſeinen oberbayerſchen Staaten die katholiſche Religion nicht mehr als weſentliches Bedingniß anzuſehen ſei, der in M. allein 18 Klöſter aufhob, der proteſtantiſchen Gemeinde durch die Verfaſſungsurkunde von 1818 gleiche ſtaatsbürgerliche Rechte mit den katholiſchen Unterthanen zuſicherte, den Bau der proteſtantiſchen Kirche unterſtützte.

Digitized by Google

Es iſt gut, daß der Volkscharakter der Bayern überhaupt und beſonders der Münchner höchſt gutmüthig iſt, ſonſt wäre in den jüngſt verfloſſenen Jahren vielfacher Stoff zu ernſtlichen Unruhen vorhanden geweſen. Der Bayer oder um bei unſerm Gegenſtande zu bleiben, der Münchener wird nur ernſtlich böſe, wenn man ihm ſeinen Genuß im Biere verkümmert, woher es denn auch gekommen iſt, daß eine Erhöhung des Bierpreiſes in dieſem Jahre (1844) einen weit ernſtern Auflauf in der guten Stadt M. erregt hat, als irgend eine andere Demonſtration gegen ihre geiſtigern Intereſſen zur Folge haben könnte. Erſt das Jahr 1848 zeigte, daß der Münchner auch für etwas Anderes noch Sinn habe als für ein wohlfeiles gefülltes Bierglas; freilich nahm nur ſeine Luſt zu Raufereien einen falſchen Weg, wozu wir doch wohl die Plünderung des Pſchorſchen Hauſes und die Theilnahmloſigkeit der Bürgerwehr rechnen können.

Dieſes auf leiblichen Genuß und Behaglichkeit gerichtete Bedürfniß des Müncheners erklärt auch das wenige wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Leben in dieſer Stadt. Bedeutende wiſſenſchaftliche Talente darf man nicht in ihr ſuchen, ernſtes Streben, mit den übrigen deutſchen Ländern in der Bildung gleichen Schritt zu halten, iſt nicht zu finden. Die ſchönwiſſenſchaftliche Literatur wird vom Herzog Maximilian in Bayern (ſ. d.), Aloys Joſeph Büſſel, C. Fernau (Darenberger), Dr. E. Förſter (ſ. d.), R. Marggraff, dem Humoriſten Hocheder, dem anmuthigen Volksliederdichter Fr. von Kobell, K. von Martius, dem Grafen Franz von Pocci, Dr. Quitzmann u. A. vertreten, die aber ſämmtlich nebſt den gelehrten Männern K. F. Neumann (ſ. d.), Maßmann (ſ. d.), Fr. von Schelling, G. H. von Schubert, Fr. von Thierſch ꝛc., den aus den Theeblättern entſtandenen „Deutſchen Blättern“ keinen Fortgang verſchaffen konnten; die von der königl. Akademie herausgegebenen „Gelehrten Anzeigen“ enthalten manches Treffliche, ohne ſich einer großen Verbreitung zu erfreuen, weil ſie der gefälligen Form zu wenig opfern; die Tageblätter dürfen, wenn ſie nicht jedes Anhanges verluſtig gehen wollen, nicht mehr als Stadtneuigkeiten bringen. Uebrigens geben die landwirthſchaftlichen und polytechniſchen Vereine Monatsſchriften und der ſeit 1838 ins Leben getretene hiſtoriſche Verein für Oberbayern ein „Archiv“ in zwangloſen Heften heraus.

Der geſellige Verkehr, der ſich in eine Unzahl von geſchloſſenen Geſellſchaften vertheilt und verſplittert hatte, ſcheint ſich mehr und mehr in die Familienkreiſe zurückzuziehen. Man klagt, daß der Vergnügungsanſtalten zu viele ſeien, doch ſcheint das Leben in den Bierhäuſern im Ganzen dadurch keinen Abbruch zu erleiden. Für Theater und Muſik iſt in München, wie, wenigſtens für die Letztere, in allen Städten, eine große Vorliebe herrſchend geworden. Man huldigt berühmten Sängern und Virtuoſen wie anderwärts. In der neueſten Zeit hat der Volkscharakter der Münchner eine weſentliche Veränderung erlitten; denn die Bewegungen des J. 1848 haben hier wie überall einen regen politiſchen Sinn hervorgerufen, der in Parteien geſpalten, ſchon die blutigſten Scenen hervorgerufen hat. Den nachtheiligſten Einfluß hat dies auf die Kunſt und die Künſtler geübt. Schon der Weggang des Meiſters Cornelius im J. 1845 hatte einen weſentlich hemmenden Einfluß auf die Kunſtbeſtrebungen, noch mehr mußte dies bei den unruhigen Bewegungen der Neuzeit der Fall ſein und ſeit König Ludwig's Thronentſagung kann man wohl ſagen, daß die Kunſt in M. feiert, da kaum die angefangenen Werke mühſam fortgeſetzt werden.

Münchhauſen, Gerlach Adolf, Freiherr v., hanöverſcher Premierminiſter, Geh. Rath, Kammerpräſident und Curator der Univerſität zu Göttingen, ein gelehrter Staatsmann und Mäcen der Gelehrten, ſtammte aus einer altadeligen Familie im Braunſchweig-Lüneburgiſchen und war geb. den 14. Oct. 1688. Sein Vater war Gerlach Heinrich v. Münchhauſen, kurfürſtlich brandenburgiſcher Oberkammerherr und Oberſtallmeiſter. M. bildete ſich auf den Univerſitäten zu Jena, Halle, Utrecht und auf Reiſen und wurde bei der Rückkehr als poln. kurfürſtl. ſächſ. Appellationsrath nach Dresden, im J. 1715 aber als hanöverſcher Oberappellationsrath nach Zelle berufen. Es wurden ihm mehrere wichtige Geſandtſchaften übertragen und 1727 ertheilte ihm König Georg II. die Würde eines wirkl. Geh. Raths im Geheimrathcollegium zu Hanover. Im J. 1732 wurde er Großvoigt zu Zelle und bei Stiftung der Univerſität Göttingen ihm die Einrichtung der Anſtalt aufge-

Digitized by Google

tragen. Um das Gedeihen derſelben erwarb ſich M. die größten Verdienſte, durch die Wahl tüchtiger Lehrer; die Bibliothek und andere Inſtitute verdanken ihm größtentheils ihre Gründung und Verbeſſerung, und ebenſo beförderte er auch durch Milde und Sorgfalt den Flor des Landes. Er ſtarb 1770.

Münchhauſen, Hieronymus Karl Friedrich, Freiherr von, geb. auf dem väterlichen Gute Bodenwerder im Hanöverſchen iſt bekannt durch ſeine ſcherz- und lügenhaften mit Abenteuern aller Art durchflochtenen Reiſeerzählungen. Er machte ſehr frühzeitig als ruſſiſcher Cavalerieoffizier mehrere Feldzüge gegen die Türken mit, kehrte endlich als Rittmeiſter in ſein Vaterland zurück, lebte auf ſeinen Gütern, unterhielt hier ſeine Freunde durch Erzählung ſeiner unter den Türken, mit Pferden und Jagdhunden, Bären und Wölfen erlebten Abenteuer, die er gewöhnlich auf das wunderbarſte zu übertreiben ſuchte. Dieſe nun gab G. A. Bürger in Pyrmont, bei dem ſich M. oft aufhielt, heraus, als „Wunderbare Abenteuer und Reiſen des Herrn von M." (aus den Engliſchen, London, Göttingen 1787). Ein Theil der hier M. zugeſchriebenen Lügen iſt aber ſchon unter dem Titel „Mendacia ridicula" in Joh. Pet. Lange's „Deliciae academicae" (Heilbr. 1665) gedruckt. H. Th. L. Schnorr lieferte ſpäter eine weit weniger geglückte Fortſetzung, die mit dem erſten wieder gedruckten Bändchen in 4 Bänden (Bodenwerder, Götting. 1794—1800) erſchien.

Münchhauſen, Otto von, Herr zu Schwöbber bei Hameln, Landdroſt im Fürſtenthum Kalenberg, geb. 1716, hat ſich durch mehrere noch jetzt allgemein geſchätzte landwirthſchaftliche Schriften, namentlich durch ſeinen „Hausvater" (Hanov. 1773, 6 Bde.), ein Hauptwerk für Garten- und Ackerbau und reich an nützlichen Vorſchriften, bekannt gemacht. Seine gründlichen Kenntniſſe in der Botanik und Naturgeſchichte rühmt ſelbſt Linné. Er ſtarb den 13. Juni 1774. — Außerdem hat man noch von ihm: „Monatliche Beſchäftigung für einen Baum- und Plantagegärtner ꝛc." (Hanov. 1772).

Münchhauſen, Karl Ludwig Auguſt Heino, Freiherr von, aus dem Hauſe Oldendorf, wurde am 11. Febr. 1759 geboren. Er beſchäftigte ſich ſchon früh mit Kunſt und Literatur. Im Jahre 1780 trat er in heſſiſche Dienſte und ging mit einem Rekrutentransport nach Amerika. Hier lernte er durch einen Zufall Seume kennen und ſchloß innige Freundſchaft mit ihm. Seit 1788 wurde M. zu dem Feldjägercorps verſetzt, um welches er ſich große Verdienſte erwarb. In den Feldzügen gegen die Franzoſen am Rhein rückte er zwar zum Hauptmann auf, ſeine militäriſchen Vorzüge wurden aber verhältnißmäßig nur wenig anerkannt. Der Einfall der Franzoſen in Heſſen hatte für M. viele verdrießliche Folgen; er blieb zwar im Lande, ſchlug aber die vortheilhafteſten Anſtellungsanerbietungen aus und ſah ſich endlich 1808 genöthigt, eine kleine Forſtſtelle anzunehmen. Im Jahre 1809 wurde er einer Verſchwörung verdächtig, verhaftet, aber freigeſprochen. Nach der Rückkehr des Kurfürſten in ſein Land, wurde M. nur dürftig belohnt und zog ſich daher 1814 auf ſein Stammſchloß Swedestorp zurück. Er beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit literariſchen Arbeiten, Liedern, Dramen, Erinnerungen aus ſeinem Leben. Gemeinſchaftlich mit Seume gab er „Rückerinnerungen" (Frankf. a. M. 1793) heraus und ſpäter „Verſuche" (Neuſtr. 1801). Im Jahre 1802 gab er mit Gräter den Bardenalmanach heraus und lieferte mehrere Beiträge zu Gräter's Braga und Hermode, zu Juſti's Denkwürdigkeiten und anderen Zeitſchriften.

Münden, eine Stadt in der hanoverſchen Provinz Göttingen, Landdroſtei Hildesheim, zum Unterſchied von Preußiſch-Münden auch Hanoverſch-Münden genannt, am Zuſammenfluſſe der Fulda und Werra, über welche letztere zur Vorſtadt Blume eine ſteinerne Brücke führt, liegt in einer reizenden Gegend zwiſchen waldigen Bergen und hat ein altes herzogliches Schloß, das jetzt als Magazin benutzt wird, zwei proteſtantiſche und eine reformirte Kirche, ein Progymnaſium und 4400 Einw., welche Fabriken in Tabak, Thonpfeifen, Fayence, Zucker ꝛc., Eſſig- und Porterbrauereien unterhalten und einen ſehr bedeutenden Speditionshandel mit Colonialwaaren, Farben, Leinwand, Tabak, Holz und Mühlſteinen treiben, was durch die Lage der Stadt an der Grenze, die Schifffahrt auf der

Digitized by Google

Fulda und Werra und durch das ihr 1823 eingeräumte Stapelrecht ſehr begünſtigt wird. Die Stadt wurde im 30jährigen Kriege 1826 von Tilly belagert und mit Sturm genommen und erlitt damals einen Verluſt von nahe an 4 Tonnen Goldes. In der Nähe liegen zwei Mühlſteinbrüche, ein bedeutendes Braunkohlenwerk und zwei Papierfabriken. Auch iſt hier eine Lämmelegge.

Mündigkeit, ſ. Minorennität.

Münnich, Burkhard Chriſtoph, Graf von, kaiſerl. ruſſ. Generalfeldmarſchall, geb. den 9. Mai 1683 zu Neuenhuntorf im Oldenburgiſchen, einem Gute ſeines Vaters, der, nachdem er als däniſcher Rittmeiſter ſeinen Abſchied genommen, Deichinſpector in Oſtfriesland war. Nach einem ſorgfältigen Unterrichte machte er eine Reiſe nach Frankreich und erhielt zu Straßburg als Ingenieur eine Anſtellung. Der Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekrieges verleidete ihm, weil er gegen ſein Vaterland nicht die Waffen ergreifen wollte, den fernern Aufenthalt in Frankreich; er trat daher 1701 in heſſen-darmſtädtiſche Dienſte, wohnte 1702 der Eroberung von Landau bei, focht von 1705—8 in Italien und den Niederlanden in heſſen-kaſſeliſchen Dienſten, wurde nach der Schlacht bei Malplaquet 1709 Oberſtlieutenant und gerieth 1712 in der Schlacht bei Denain in franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft, von der er ſich aber loskaufte. Nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland wurde er Oberſter, legte nach hergeſtelltem Frieden den Hafen, die Schleuſe und den Kanal von Karlshafen an, trat, weil ihm die Ruhe des Friedens läſtig wurde, 1716 in ſächſ. Dienſte, wo er im folgenden Jahre von Friedrich Auguſt II. zum Generalmajor ernannt wurde. Doch durch den Generalfeldmarſchall Grafen von Flemming beleidigt, nahm er ſchwed. und nach Karl's XII. Tode 1721 ruſſiſche Dienſte; führte als Ingenieurgeneral die Aufſicht über den angefangenen Bau des Ladogakanals, wurde den 22. Mai von Peter I. zum Generallieutenant ernannt, empfing von Katharina I. den Alexanderorden und, von Peter II. 1727 zum General en Chef erhoben, bekam er 1728 den Grafentitel. Im J. 1731 ward er Generalfeldzeugmeiſter und 1732 Generalfeldmarſchall und Präſident des Kriegscollegiums. Die Errichtung des adeligen Cadettencorps zu St. Petersburg 1733, die Einnahme von Danzig 1734 und von Oczakow 1735, die Schlacht bei Stewutſchau den 28. Aug. 1739 und die Einnahme der Feſtung Choczim den 30. Aug. gereichten ihm zum großen Ruhme. Nach dem Belgrader Frieden den 18. Sept. erhielt er von der Kaiſerin Anna die glänzendſten Beweiſe der Dankbarkeit und war Urſache, daß der Herzog Ernſt Johann von Kurland (Biron) Regent des ruſſiſchen Reiches wurde, weil er hoffte, mit ihm die Zügel der Regierung zu führen. Getäuſcht in dieſer Erwartung, erhob er die Schweſtertochter der vorigen Kaiſerin, die Prinzeſſin Anna von Braunſchweig, zur Reichsverweſerin, die ihm dafür die Standesherrſchaft Wartenberg in Schleſien verlieh, ließ hierauf 1740 Biron verhaften und nach Sibirien bringen und ſich zum Premierminiſter machen. Der Hofkabalen jedoch müde, bat er um ſeinen Abſchied und ſtand eben im Begriff, Rußland zu verlaſſen, als die Prinzeſſin Eliſabeth im Dec. 1741 ſich des Thrones bemächtigte. Des Hochverraths angeklagt, wurde er nach Pelim in Sibirien geſchickt und blieb daſelbſt bis 1762, wo ihn Peter III. zurück berief und ihm alle ſeine Würden und Güter wieder gab. Katharina II. erhob ihn zum Generaldirector des baltiſchen, revaliſchen und narviſchen Hafens. Er ſtarb den 16. Oct. 1767 zu St. Petersburg. Er war der Stifter des großen im Oldenburgiſchen gelegenen Familienfideicommiſſes, das ſeine Collateralerben nützen. Dies mit ſeinen großen Einkünften blieb dem Grafen als er nach Sibirien geſchickt wurde. Er ſchrieb: „Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie" (Kopenh. 1774).

Münſter (gebildet aus dem lateiniſchen monasterium) heißt ſ. v. a. Mönchskloſter; dann nannte man früher auch Haupt- oder Kathedralkirchen M., weil die bei ihnen angeſtellten Geiſtlichen in eigenen zur Kirche gehörigen Gebäuden und unter Beobachtung förmlicher Ordensregeln zuſammenwohnten. Den Namen M. haben bis auf unſere Zeit beibehalten der berühmte Straßburger Münſter (ſ. Straßburg), der zu Ulm, zu Freiburg ꝛc.

Digitized by Google

Münſter, die Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, ſowie der preußiſchen Provinz Weſtfalen, der Sitz eines Biſchofs und Domcapitels, des Oberpräſidiums und des Generalcommandos des 7. Armeecorps und eines Oberlandesgerichts, liegt am Fluſſe Aa, der ungefähr 3 Stunden davon in die Ems fällt und am Kanale, der nach Maxhafen führt, in ebener Gegend. Sie iſt eine der ſchönſten Städte Weſtfalens, hat größtentheils gut gebaute Häuſer, von denen die am Markte mit Arcaden verſehen ſind, breite Straßen, 8 Kirchen und 23,000 Einw. Zu den ſehenswürdigen Gebäuden gehört die Domkirche, auf dem geräumigen, von anſehnlichen Gebäuden umgebenen Domplatze, mit trefflichen Bildhauerarbeiten, die im ſchönſten altdeutſchen Styl gebaute Lambertuskirche am Markte, an deren Thurme noch die eiſernen Käfige mit den Gebeinen Johann's von Leyden, Knipperdolling's und Krechting's aufgehängt ſind; ferner der ehemalige fürſtbiſchöfliche Palaſt, das Rathhaus mit einer hohen, gothiſchen Façade, in welchem der Saal, worin am 24. Oct. 1648 der weſtfäliſche Friede unterzeichnet wurde, noch unverändert erhalten iſt, geziert mit den Porträts der ſämmtlichen Geſandten; dann die Paläſte der Freiherren von Romberg und von Droſte und die Häuſer mehrerer Adeligen. Die ehemaligen Feſtungswerke wurden ſchon im 18. Jahrhundert unter dem Miniſter von Fürſtenberg (ſ. d.) zu einer rings um die Stadt ſich ziehenden, von 4 Reihen Linden beſchatteten Allee umgeſchaffen und auf der ehemaligen Citadelle der fürſtbiſchöfliche Palaſt mit ſchönen Gartenanlagen erbaut. Die daſige katholiſche Univerſität wurde 1818 aufgehoben und ihre Fonds der nachher von König Friedrich Wilhelm III. 1824 errichteten Max-Friedrichs-Akademie, dem katholiſchen Prieſterſeminar und dem Gymnaſium zu M. und Paderborn zugetheilt. Die Akademie beſteht in zwei Facultäten, einer theologiſchen und philoſophiſchen und zählt 16 Lehrer und etwa 300 Studirende. Zu dem Gymnaſium mit etwa 380 Schülern, gehört eine Bibliothek von 25,000 Bänden. Außerdem gibt es in M. eine chirurgiſche Lehranſtalt, eine Thierarzneiſchule, einen botaniſchen Garten, ein Seminar für Schullehrerinnen, einen Verein für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens, der mit dem zu Paderborn ein Ganzes bildet, eine Taubſtummenanſtalt und eine Menge milder Stiftungen. Die Einwohner, größtentheils katholiſch, wenn auch die Zahl der Proteſtanten nicht unbedeutend iſt, beſchäftigen ſich mit der Bereitung von Leder, Wollzeuchen, Tuchen, Stärke, Zucker und Wagen; auch gibt es anſehnliche Brauereien und Brennereien. Der Handel beſchränkt ſich auf Landesproducte und iſt namentlich in Leinwand, weſtfäliſchen Schinken und Pumpernickel ſehr bedeutend. M. kommt unter dem Namen Mimigardevord ſchon zu Karl's des Großen Zeit vor, der im Jahre 791 dem zum Biſchof der Sachſen ernannten heiligen Ludger dieſen Ort zu ſeinem Wohnſitze anwies. Größere Bedeutung erlangte der Ort aber erſt ſeit der Mitte des 11. Jahrhunderts, wo an die Stelle der urſprünglichen kleinen Kapelle eine Pfarrkirche trat und ein Kloſter angelegt wurde, das nun zu dem neuen Namen Münſter Veranlaſſung gab, indem man den Ort die Stadt bei dem Münſter (ad monasterium), d. i. Kloſter, nannte. Der Biſchof Dietrich, Graf von Iſenburg, begann 1225 den Bau des Doms, vollendet wurde der Bau aber erſt nach 36 Jahren unter dem Biſchof Gerhard von der Mark, der ihn 1261 einweihte. In dem 13. Jahrhundert trat die Stadt dem Hanſebunde bei. Im Anfange des Jahres 1532 wurde unter dem Biſchof Friedrich III., der einer gemäßigten Kirchenreform nicht abgeneigt war, unter heftigem Widerſtande des Domcapitels die Reformation eingeführt. In den Jahren 1535 und 1536 war die Stadt der Schauplatz der politiſch-religiöſen Bewegungen der Wiedertäufer. (S. Taufgeſinnte.) Nachdem die Stadt nach tapferer Gegenwehr am 25. Juni 1535 von dem Biſchofe erobert worden war, erfolgte eine durchgreifende Reaction. Auch ſpäter wiederholten ſich die Streitigkeiten der Bürger mit den Biſchöfen, namentlich mit dem kriegeriſchen Chriſtoph Bernhard von Galen (ſ. d.), dem ſie nach ſeiner Wahl im Jahre 1650 Anerkennung und Aufnahme verweigerten. Nachdem ſich aber 1661 die Stadt ihm hatte ergeben müſſen, arbeitete er mit Kraft dahin, den unruhigen Geiſt derſelben für immer zu brechen. Er legte eine Citadelle an, die er mit 2500 Mann beſetzte und nahm in M. ſeinen Sitz, während ſeine Vorgänger in Köſfeld reſidirt hatten. Im 7jährigen

Digitized by Google

Kriege wurde die Stadt ſowohl von den Franzoſen als von den Verbündeten belagert und erobert.

Das vormalige Hochſtift Münſter war das größte des weſtfäliſchen Kreiſes und zählte auf 180 QM. 350,000 Einw. Anfangs ſtand es unter der Erbſchirmgerechtigkeit der Grafen von Tecklenburg, wurde aber im 12. Jahrhundert zum Reichsfürſtenthum erhoben. Auch erhielt der Biſchof, welcher im weſtfäliſchen Kreiſe erſter kreisausſchreibender Fürſt und Director war, 1708 Sitz und Stimme im Reichsfürſtenrathe, in den er aber nie eingeführt wurde. Seit 1719 war der Erzbiſchof von Köln zugleich Biſchof von M., das jedoch ſeine beſondere Regierung behielt. Im Reichsdeputationshauptſchluſſe von 1803 wurde das Hochſtift ſäculariſirt, das Territorium getheilt und als Entſchädigung an Preußen, an den Herzog von Holſtein-Oldenburg, den Herzog von Aremberg, das fürſtliche und rheingräfliche Haus Salm, den Herzog von Croy und den Herzog von Looz und Corswarem gegeben. Der dem Letztern zugefallene Theil erhielt den Namen des Fürſtenthums Rheina-Wolbeck. Preußen bildete aus ſeinem Antheile, 60 QM. mit 128,000 Einw., das Fürſtenthum Münſter, welches im Tilſiter Frieden 1807 an Frankreich abgetreten und zu dem neugebildeten Herzogthum Berg geſchlagen, 1810 aber der größte Theil davon nebſt den an die Häuſer Salm, Aremberg, Croy und Looz und Corswarem gefallenen Theilen des Hochſtifts M. mit dem franzöſiſchen Kaiſerreiche vereinigt wurde. In Folge des Wiener Congreſſes erhielt Preußen das Fürſtenthum M. zurück, mit Ausnahme von Kloppenburg und Vechta, die wieder unter oldenburgiſche Hoheit kamen und zugleich die Souveränetät über die ehemals münſt. Landestheile der Häuſer Salm, Croy und Looz und Corswarem; Hanover wurde Souverän über die münſt. Beſitzungen der mediatiſirten Herzoge von Aremberg und über einen kleinen Theil der Looz und Coswaremſchen Beſitzungen. Vgl. Wilkens „Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Stadt M.“ (Hanov. 1823) und Erhard „Geſchichte M.'s“ (Münſt. 1837).

Münſter, Sebaſtian, ein tiefgelehrter Theolog, 1489 zu Ingelheim in der Pfalz geboren, trat aus dem Franciscanerorden zum Proteſtantismus über, wurde Profeſſor der hebräiſchen Sprache und Theologie zu Heidelberg, dann zu Baſel, zeichnete ſich zugleich auch als Mathematiker, Aſtronom und Geograph aus, beſaß aber namentlich in der hebräiſchen Sprache ſo große Kenntniſſe, daß man ihm, als er 1552 zu Baſel an der Peſt ſtarb, die Grabſchrift ſetzte: „Germanorum Esdras hic Straboque conditus“. Unter ſeinen Schriften erwähnen wir: ſeine „Hebräiſche Bibel“ mit jüdiſch-deutſchen Lettern und lateiniſchen Anmerkungen (Baſel 1535, 2 Bde., Fol.), die erſte von einem Deutſchen herausgegebene Bibel; „Cosmographia universalis“ (Ebend. 1544 und Aufl. 1550, 1553 und 1559, franz., Ebend. 1553, ital., Ebend. 1558, auch engliſch und böhmiſch, Prag 1554), „Dictionn. chaldaicum“ (Baſel 1527); „Mathaeus versus cum annotationibus R. Abenezrae“; „Sphaera mundi et arithmetica“ (Ebend. 1546); „Higgaion logica R. Simonis“ (Ebend. 1527); „Horologiographia“ (Ebend. 1531, 1533); „Organum uranicum“ (Ebend. 1538, Fol.); „Rudimenta mathematica“ (Ebend. 1551). Jeſaias, Paulus Brief an die Hebräer und die Sprüche Salomonis gab M. ebenfalls heraus, ebenſo eine Geſchichte Deutſchlands (Baſel 1550, Fol., deutſch 1629), auch war er einer der Erſten, welche die Geographie beſonders für Deutſchland und die Schweiz glücklich bearbeiteten.

Münſter-Ledenburg, Ernſt Friedrich Herbert, Reichsgraf zu, hanoverſcher Staats- und Cabinetsminiſter, geb. zu Osnabrück am 1. März 1766, aus einem alten deutſchen Adelsgeſchlechte, das ſich gegenwärtig in die drei Aeſte Langelage, Meinhövel und Ledenburg ſpaltet, die 1794 von Kurpfalzbayern während des Reichsvicariats in den Reichsgrafenſtand erhoben wurden. Er beſuchte das Philanthropin in Deſſau und die Ritterakademie zu Lüneburg und ſtudirte 1784—87 in Göttingen. Im Jahre 1788 trat er als Kammerauditor in den hanoverſchen Civilſtaatsdienſt, wurde 1791 Hof- und Kanzleirath und erhielt 1793 einen Auftrag an den nachmaligen Herzog von Suſſex, der in Italien war, begleitete ihn dann auf deſſen Reiſen und hielt ſich bis 1798 in Italien auf,

Digitized by Google

worauf er wieder in Hanover in die Finanzkammer eintrat. Von 1801—4 war er als außerordentlicher Geſandter am ruſſiſchen Hofe; nach ſeiner Rückkehr wurde er vortragender Miniſter am Hofe zu London, wo er ſich auch während der Occupation Hanovers aufhielt und vielfach in die diplomatiſchen Verhandlungen verflochten war. Im Aug. 1814 wurde er zum Erblandmarſchall in Hanover ernannt und 1815 wohnte er dem Wiener Congreſſe bei. Gleichzeitig erhielt er die Specialvollmacht zur Führung der Vormundſchaft des Herzogs Karl von Braunſchweig. Als dieſer, nachdem er die Regierung ſelbſt übernommen, 1827 gegen die vormundſchaftliche Verwaltung mit öffentlichen Anklagen auftrat, rechtfertigte M. ſich und den König von England in der „Widerlegung der ehrenrührigen Beſchuldigungen, welche ſich Sr. Durchl. der regierende Herzog von Braunſchweig gegen Ihren erhabenen Vormund und die während Ihrer Minderjährigkeit mit der Verwaltung Ihrer Lande und Ihrer Erziehung beauftragten Männer erlaubt haben“ (Hanov. 1827). Die Folge davon war, daß der Herzog ihm eine Herausforderung ſchickte, die er aber nicht annahm. (S. Braunſchweig.) Bei den Bewegungen in Hanover zu Anfange des J. 1831 ſah er ſich wegen ſeiner Verwaltung harten Angriffen ausgeſetzt, namentlich in der Schrift „Anklage des Miniſteriums Münſter“, die er in einer „Erklärung u. ſ. w.“ (Hanov. 1831) zu entkräften ſuchte und die auch durch die „Actenmäßige Würdigung u. ſ. w.“ (Hanov. 1831) widerlegt wurde. Nichtsdeſtoweniger erhielt er am 12. Febr. 1831 ſeine Entlaſſung als dirigirender Miniſter für die hanoverſchen Angelegenheiten am Londoner Hofe. Wie er ſchon 1815 die Erhebung in den Fürſtenſtand verweigert hatte, ſo lehnte er auch jetzt die Penſion, deren Betrag er ſelbſt beſtimmen ſollte, gänzlich ab und wurde dafür am 22. Febr. 1831 zum Großkreuz des Bathordens ernannt. Er ſtarb am 20. Mai 1839 und die Landmarſchallswürde ging auf ſeinen einzigen Sohn, Georg Herbert, geb. 1820, über.

Münſterberg, vormaliges Fürſtenthum Niederſchleſiens = 14 □M. mit 52,000 Einw., hatte ſonſt eigene Herzöge. Kaiſer Ferdinand III. ſchenkte es 1654 dem Fürſten von Auersberg, welcher es 1791 dem König von Preußen käuflich überließ. Jetzt bildet es einen Theil des preußiſchen Regierungsbezirkes Breslau und iſt unter die Kreiſe M. und Falkenſtein vertheilt. Der Kreis M. = 6 □M. mit 26,000 Einw., hat zur Hauptſtadt M. eine alte ſchlechtgebaute Stadt am rechten Ufer der Ohlau mit 3700 Einw., Mancheſter-, Tuch-, Tabak- und Stärkefabriken, angeſehenen Töpfereien und ſtarkem Hopfenbau.

Münter, Balthaſer, geb. 1734 zu Lübeck, ſtudirte Theologie in Jena und ward daſelbſt 1757 Privatdocent und Adjunct der philoſophiſchen Facultät. Im Jahre 1760 wurde er Waiſenhausprediger und Hofdiaconus in Gotha und ſtarb 1793 als Prediger bei der deutſchen Gemeinde in Kopenhagen. Er hat durch Predigten viel zu Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe beigetragen, auch geiſtliche Cantaten und Lieder verfaßt. Im Jahre 1772 mußte er Struenſee zum Tode vorbereiten und gab deſſen Bekehrungsgeſchichte heraus, welche damals viel Aufſehen machte. — Sein Sohn, Friedr. Chriſt. Karl Heinr. M., iſt am 14. Oct. 1761 zu Gotha geboren. Durch ſeine Mutter gehört M. dem Geſchlechte der Freiherrn von Wangenheim in Sachſen an. In Kopenhagen entwickelte ſich früh die geiſtige Anlage des Knaben. Von dauerndem Einfluſſe auf ſeinen Geiſt waren unter Anderm die häufigen Beſuche Niebuhr's im väterlichen Hauſe, der in ihm die Liebe zum antiquariſchen Studium weckte. Den Kunſtſinn zu wecken und zu nähren, trug die Bekanntſchaft mit dem damals angeſehenen Kupferſtecher Preisler bei. Im Jahre 1778 ward er zur Univerſität zugelaſſen. Er ſtudirte Theologie, vorzüglich Religions- und Kirchengeſchichte. Im Frühjahr 1781 ging er von der Kopenhagener Hochſchule nach Göttingen und 1783 nach Dänemark zurück. Im Jahre 1784 begann auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Mit königlicher Unterſtützung trat er im Jahre 1784 eine Reiſe in das ſüdliche Europa an. Ueber Wien ging er nach Italien, wo er ſich ein ganzes Jahr in Rom aufhielt. Vorzüglich erfreute er ſich damals der Gunſt des nachherigen Cardinals Borgia, der ihm ſein Muſeum und alle literariſchen Schätze öffnete, ihm Erlaubniß ver-

Digitized by Google

ſchaffte, in den Bibliotheken zu arbeiten und ihm antrug, auf ſeine Koſten nach Aegypten zu reiſen, welches Anerbieten er aber nicht annehmen konnte. Seinen Dank bewies er dem edlen Gönner dadurch, daß er, als Borgia in den letzten Jahren ſeines Lebens, durch die politiſchen Umwälzungen in ſehr bedrängte Umſtände gekommen war, eine reiche Collecte für den um alle in Italien reiſenden Dänen früher ſo hoch verdienten Mann veranſtaltete und ihm auch einen Zufluchtsort in Dänemark, in ſeinem eigenen Hauſe zubereitete. Er ging von Rom nach Neapel und Sicilien. Eine Frucht dieſer Reiſe waren ſeine „Nachrichten über beide Sicilien", die er nach ſeiner Zurückkunft in 2 Bänden herausgab und die ins Deutſche, Holländiſche, Italieniſche und auszugsweiſe ins Schwediſche überſetzt wurden. Nach ſeiner, durch den Tod ſeines Bruders beſchleunigten Zurückkunft 1787 wurde er Profeſſor der Theologie an der Univerſität. Hier nun arbeitete er unter Anderm ſeinen intereſſanten, im Buchhandel längſt vergriffenen „Verſuch über die kirchlichen Alterthümer der Gnoſtiker" (Anſpach 1790) und ſeine „Unterſuchungen über die perſepolitaniſchen Inſchriften", däniſch in den Schriften der Geſ. der Wiſſenſchaften für 1800 (deutſch, Kopenh. 1802) aus. In der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen war er eines der thätigſten Mitglieder. Auf ſeinen Vorſchlag wurde eine Commiſſion zur Aufbewahrung der Denkmäler des nordiſchen Alterthums ernannt und ein Muſeum errichtet. Am 2. April 1802 ward M. zum Biſchof von Seeland ernannt. Hier konnte er, neben dem hohen Berufe, eine große freie Zeit den Studien und Forſchungen widmen. Seine Bibliothek ſtieg bis zu 14,000 Bänden, worin ſich höchſt werthvolle und ſeltene Werke befanden. Seine Münzſammlung enthielt ungefähr 10,000 Stück. An Antiquitäten beſaß er über 600 Nummern; die größeren Stücke ließ er, wie es in ſüdlichen Ländern Gebrauch iſt, auf den Vorplätzen einmauern und hinterließ ſie ſo als Vermächtniß ſeinen Nachfolgern in der biſchöflichen Reſidenz. Die Sammlungen waren in der ſchönſten Ordnung, ſowie alle ſeine Sachen. Die Beſchäftigung mit ihnen war ihm die angenehmſte Zerſtreuung. In dieſe andere Periode ſeines öffentlichen Lebens fallen ſeine „Antiquariſche Abhandlungen" (Kopenh. 1816); die „Religion der Karthager" (Kopenh. 1816, 2. Ausg., 1821); „Sinnbilder und Kunſtvorſtellungen der alten Chriſten" (Altona 1825); „Religion der Babylonier" (Kopenh. 1827). Als Zeichen königlicher Gnade wurden ihm, gleich nach der neuen Organiſation des Dannebrogordens, ſowohl das Ritterkreuz als das ſilberne Kreuz dieſes Ordens verliehen; auch wurde er zum Ordensbiſchof ernannt; 1812 erhielt er das Commandeurkreuz, 1817 das Großkreuz dieſes Ordens. Er ſtarb an einem Anfall, deſſen Symptome denen der Cholera nicht unähnlich waren, am 9. April 1830 am Charfreitage. Seine als Dichterin berühmte Schweſter Friederike Chriſt. Brun ſtarb am 25. März 1835 in Kopenhagen.

Münzconvention. Die verſchiedenen, in Deutſchland beſtehenden Münzfuße hatten ſchon längſt in dem Verkehre mannichfache Nachtheile mit ſich geführt und vielfache Klagen waren hierüber laut geworden, als unter Hinweiſung auf die deshalb in den Verträgen der deutſchen Zollvereinsſtaaten in Ausſicht geſtellte Einigung, endlich 1837 auf dem in München abgehaltenen Zolltage die Frage über Herſtellung eines gleichen Münzſyſtems, wenigſtens im Zollvereine zur Sprache kam. Nach einigen Berathungen kam man überein, für die nördlichen Vereinslande den Vierzehnthalerfuß, für die ſüdlichen den Kronenthalerfuß anzunehmen, die beſtehende Thaler- und Groſchen-, ſowie Gulden- und Kreuzerrechnung beizubehalten, für ſämmtliche Vereinsſtaaten eine und dieſelbe grobe Silbermünze auszuprägen und feſte Coursbeſtimmungen zu treffen. Hierauf verſammelten ſich die Bevollmächtigten ſämmtlicher Vereinsregierungen im Jahre 1838 in Dresden, wo am 30. Juli die Münzconvention zu Stande kam, durch welche folgende Beſtimmungen getroffen wurden. Als Grundlage des geſammten Münzweſens im Zollverein wurde in allen Münzſtätten die Anwendung einerlei Münzmarks angeordnet und deren Gewicht auf $233,_{855}$ Gramme feſtgeſetzt. Als Landesmünzfuß wurde in den nördlichen Staaten der 14-Thalerfuß mit dem Werthsverhältniſſe des Thalers zu $1^3/_4$ Fl., in den ſüdlichen der $24^1/_2$ Guldenfuß mit dem Werthsverhältniſſe des Guldens zu $^4/_7$ Thaler in Geltung gebracht. Zu den

Digitized by Google

erſtern Staaten gehört Preußen, Sachſen, Kurheſſen, Sachſen-Weimar, Sachſen-Altenburg und Sachſen-Gotha, die ſchwarzburg-rudolſtädtiſche Unterherrſchaft, Schwarzburg-Sondershauſen und die reußiſchen Landen; zu den letztern Bayern, Würtemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt, Sachſen-Meiningen und Sachſen-Koburg, Naſſau, die ſchwarzburg-rudolſtädt. Oberherrſchaft und die freie Stadt Frankfurt. Der Landesmünzfuß ſoll genau innegehalten werden und von dem Gehalte oder Gewichte der Münzen darf nur inſoweit abgewichen werden, als eine abſolute Genauigkeit unerreichbar iſt. Dieſe äußerſten Falls zuläſſige Abweichungen im Mehr oder Weniger iſt beim einzelnen Thalerſtücke auf ein Grän im Feingehalt und $^1/_2$ Proc. im Gewicht und beim einzelnen Einſechstelthalerſtücke auf $1^1/_2$ Grän im Feingehalt und 1 Proc. im Gewichte feſtgeſtellt worden. Es ſoll eine Vereinsmünze zu einem Siebentheil der Mark feinen Silbers ausgeprägt werden und ſonach den Werth von 2 Thlr. oder $3^1/_2$ Gulden erhalten. Sie muß neun Zehntheile Silber und ein Zehntheil Kupfer enthalten ($14^2/_5$ löthig) und es müſſen davon bis 1. Jan. 1842 mindeſtens 2 Millionen Stücke ausgeprägt ſein. Nach Ablauf dieſer Zeit ſollten innerhalb jedesmaliger 4 Jahre mindeſtens ebenfalls 2 Millionen Stücke ausgeprägt werden, wenn keine anderweite Vereinbarung erfolgte. Dieſe hat aber ſchon ſtattgefunden, da dieſe Vereinsmünze beſonders wegen ihrer Größe als unpraktiſch erkannt worden iſt. Sämmtliche Staaten verpflichteten ſich, ihre eigenen groben Silbermünzen niemals gegen den ihnen beigelegten Werth herabzuſetzen. Es blieb ihnen vorbehalten, Scheidemünze, jedoch nur für das eigene Bedürfniß, prägen zu laſſen, deren beigelegter Werth aber nicht heruntergeſetzt werden darf. Jedes abgenutzte Münzſtück muß zum Einſchmelzen eingezogen werden. Jeder andere deutſche Staat kann dieſer Convention beitreten. Die Dauer dieſer Uebereinkunft wurde bis zum Schluſſe des Jahres 1858 fortgeſetzt und es ſoll dieſelbe ſtillſchweigend von 5 zu 5 Jahren als verlängert angeſehen werden, wenn inzwiſchen nichts Anderes feſtgeſetzt wird. Durch eine beſondere Uebereinkunft ſetzten gleichzeitig die Thalerſtaaten feſt, daß die Einthalerſtücke 4 Theile Kupfer und 12 Theile Silber ($8^1/_3$ löthig) enthalten ſollten. Andere Stücke werden zur Zeit nicht geprägt. In der Scheidemünze ſoll die Mark feinen Silbers zu 16 Thlr. ausgebracht werden. Jedenfalls iſt durch dieſen erſten Schritt für Erſtrebung einer größern Uebereinſtimmung der Münzen in Deutſchland, der allerdings zunächſt nicht weiter gethan werden konnte, vielen gerechten Klagen abgeholfen.

Münze nennt man ein mit einem Gepräge verſehenes flaches Stück Metall, das entweder als Geld (Zahlungsmittel im Handel und Wandel) oder zur Erinnerung an irgend ein Ereigniß dienen ſoll. Münzen der letztern Art heißen *Denkmünzen* (ſ. d.) oder Medaillen. Hier iſt nur von denen der erſtern Art die Rede. Die gegenwärtig in allen civiliſirten Staaten allgemein übliche Form der Münzen iſt bekanntlich die Kreisform; viereckige kommen in einigen aſiatiſchen Ländern vor. Von den beiden Seiten einer M. heißt die eine die Hauptſeite oder der *Avers* (ſ. d.), die andere die Rückſeite oder der *Revers*. Die Schrift am Rande heißt Legende oder Umſchrift, die auf der Mitte Inſcription oder Inſchrift. Die Metalle, aus denen Münzen geſchlagen oder geprägt werden, ſind gegenwärtig nur Gold, Silber, Platin und Kupfer, von denen jedoch das Platin einzig und allein in Rußland und zwar erſt ſeit 1828 angewandt wird; die alten Spartaner hatten eiſerne Münzen. Gold, Platin und Silber werden jedoch aus verſchiedenen Gründen nicht rein verarbeitet, ſondern erhalten einen Zuſatz (eine Legirung) von einem andern Metalle und zwar Gold von Silber oder Kupfer, Platin von Silber, Silber von Kupfer, wobei jedoch das zugeſetzte Metall in der Regel nur einen geringen Theil ausmacht. Das geſetzliche Gewicht einer Münze heißt das Schrot, das geſetzliche Gewicht des in der Münze enthaltenen edeln Metalls aber das Korn und das geſetzliche Miſchungs- oder Feinheitsverhältniß der Feingehalt; zuweilen verſteht man unter dem Korn auch den Feingehalt und umgekehrt. Die geſetzliche Beſtimmung über den Nennwerth, das Gewicht oder Schrot und die Feinheit oder das Korn der Münzen nennt man *Münzfuß* (ſ. d.). Da es aber nicht möglich iſt, beim Prägen der einzelnen Münzen die geſetzlichen Vorſchriften über Schrot und Korn mit vollkommener Genauigkeit einzuhalten, ſo wird in der Regel eine kleine Ab-

Digitized by Google

weichung von denſelben, zuweilen auch nur vom Schrot, nachgelaſſen, welche Remedium genannt wird. Bei den Münzen muß man den Nennwerth (Nominal- oder Tauſchwerth), welchen ſie im Verkehr haben oder haben ſollen und den wahren oder Metallwerth (Realwerth) und den Handels- oder Curswerth wohl unterſcheiden; der letztere hängt im Allgemeinen bei ausländiſchen Münzen und Goldmünzen von dem ſchwankenden Verhältniſſe des Preiſes beider Metalle ab. Der Nennwerth der Münzen muß ſich, wenigſtens was die gröbern oder größern Münzſorten (Haupt- oder Courantmünzen) betrifft, welche für größere Zahlungen dienen, nach dem Handelswerthe der Metalle, aus denen ſie geprägt ſind, richten und pflegt nur darum etwas höher zu ſein, weil die Prägungskoſten in Anſchlag zu bringen ſind. (S. Schlagſchatz.) In allen civiliſirten Staaten hat der Staat das ausſchließliche Recht, Geld zu ſchlagen (ſ. Münzregal); er kann daſſelbe benutzen, um durch ein unnatürliches Verhältniß zwiſchen dem Nenn- und Metallwerth der Münzen Gewinn zu ziehen, was in der That oft geſchehen iſt, aber den Grundſätzen einer vernünftigten Staatsökonomie völlig zuwiderläuft. Nur bei der ſogenannten Scheidemünze, d. h. bei den kleinern, ausſchließlich für den innern Verkehr eines Landes und für kleinere Zahlungen oder zur Ausgleichung beſtimmten Münzen, hält man ſich bei Weitem weniger ſtreng an den eigentlichen Werth des Metalls, woraus ſie geprägt ſind. Dieſe Münzen ſind theils Kupfermünzen, theils Silbermünzen, welche letztere aber verhältnißmäßig mehr Kupfer enthalten als die Haupt- oder Courantmünzen und auch Billomünzen heißen, ſo bald ſie ebenſo viel oder mehr Kupfer als Silber enthalten, wie z. B. die preußiſchen Silbergroſchen, welche $3^1/_2$ Theil Kupfer und einen Theil Silber enthalten. Rechnungsmünzen ſind ſolche, nach denen in einem Lande oder einem Orte gerechnet wird. Hierzu dienen nicht immer wirklich vorhandene, ſondern zum Theil auch eingebildete oder Idealmünzen, wohin die Mark Banco in Hamburg, der hier und da in Deutſchland noch übliche Reichsthaler nach dem 20-Guldenfuß und gewiſſermaßen auch das Pfund Sterling in England gehören, da es keine Münze gibt, welche dieſen Namen führt. In den meiſten Ländern iſt die Hauptmünze eine Silbermünze und das Silbergeld das Hauptzahlmittel; eine Ausnahme machen in Europa eigentlich nur England und die freie Stadt Bremen, wo eine Goldvaluta üblich iſt und das Gold als Hauptzahlmittel dient.

Wir geben nun eine Ueberſicht der wichtigſten der gegenwärtig in Europa und einigen außereuropäiſchen Ländern geſetzlich gültigen Rechnungsmünzen und größern Silbermünzen, bemerken aber dabei, daß der Werth der Hauptmünze durch Vergleichung mit dem preuß. Gelde angegeben iſt. Belgien (ſ. Frankreich); Braſilien: Milreïs = 1 Thlr. 6 Sgr., = 1000 Reïs. Dänemark: Reichsbankthaler = $22^2/_3$ Sgr. = 6 Mark, die Mark = 16 Schilling (Speciesthlr. = 2 Reichsbankthaler.) Deutſchland: 1) Oeſterreich: Gulden = 21 Sgr., 1 Gulden = 60 Kreuzer, 1 Kreuzer = 4 Pf., geprägt nach dem Conventions- oder 20-Guldenfuß. (Speciesthlr. = 2 Fl.) Im gemeinen Leben rechnet man häufiger nach Gulden Schein oder Gulden Wiener Währung, deren $2^1/_2$ auf einen Gulden Conv.-Geld gehen (alſo 1 Fl. W. W. = $8^2/_5$ Sgr.). 2) Bayern, Würtemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt, Naſſau, Sachſen-Meiningen, Koburg, Frankfurt u. ſ. w.: Gulden Rhein. = $^4/_7$ Thlr. oder $17^1/_7$ Sgr. der Gulden = 60 Kr. der Kr. = 4 Pf., geprägt nach dem $24^1/_2$ = Guldenfuß. (Kronthlr zu 2 Fl. 42 Kr.; Vereinsmünze = 3 Fl. 30 Kr.; Stücke von 2 Fl.) 3) Preußen, Sachſen, Sachſen-Weimar, Sachſen-Altenburg, Sachſen-Gotha, Kurheſſen, Lippe, Reuß u. ſ. w.: Thaler = 30 (Silber- oder Neu-) Groſchen, geprägt nach dem 21- Guldenfuß. Ein Groſchen wird in Sachſen, Sachſen-Altenburg und Sachſen-Gotha in 10 Pf., in den übrigen Ländern in 12 Pf. (in Kurheſſen Heller genannt) getheilt. (Stücke zu 2 Thlr.). 4) Hanover, Braunſchweig und Anhalt: Thaler = 24 Gr., der Groſchen = 12 Pf., geprägt nach dem 21-Guldenfuß. 5) Mecklenburg-Schwerin: Thaler = 1 Thlr. 5 Sgr, = 48 Schill., der Schilling = 12 Pf., nach dem Leipziger oder 18-Guldenfuß. (Mark = 16 Schill; Gulden oder Neues $^2/_3$ Stück = 32 Schill.). 6) Hamburg und Lübeck: Mark Courant = 12 Sgr., die Mark = 16 Schill., der Schilling = 12 Pf., nach dem lübiſchen Cou-

rantfuß. (Stücke zu 2 Mark; Courantthlr. zu 3 Mark.) In Hamburg rechnet man auch häufig nach Mark Banco zu 15 Sgr. 7) Bremen und Oldenburg: Thaler = 1 Thlr. 4 Sgr. = 72 Groten, die Grot = 5 Schwaren; Louisd'or = 5 Thlr. Bei größern Zahlungen wird immer nach letztern gerechnet. Frankreich: Franc = 8 Sgr. = 100 Centimes. (Stücke von 2 und 5 Fr.) Griechenland: Drachme = $7^1/_2$ Sgr. = 100 Lepta. (Stücke von 5 Drachmen). Großbritannien und Irland: Pfund Sterling, = 20 Schill., der Schill. = 12 Pence. Schilling = $9^1/_3$ Sgr. (Krone = 5 Schill.) Italien: 1) Lombard.-Venet. Königreich: Lira austriaca = 7 Sgr. oder 20 Kr. Conv., zerfällt in 10 Centesimi. (Scudo = 6 Lire.) 2) Sardinien, Modena, Lucca, Parma: Lira nuova oder italiana = 1 Franc = 8 Sgr., getheilt in 100 Centesimi oder 20 Soldi. (Scudo = 5 Lire.) 3) Toscana: Lira toscana = $6^3/_4$ Sgr., die Lire = 20 Soldi, der Soldi = 10 Denari. (Scudo = 7 Lire.) 4) Kirchenſtaat: Scudo romano = 1 Thlr. $13^1/_2$ Sgr., = 10 Paoli oder 100 Pajocchi, der Baj. = 5 Quatrini. 5) Neapel und Sicilien; Ducato di regno = 1 Thlr. $4^1/_3$ Sgr., 10 Carlini oder 100 Grani. Krakau: Gulden = 5 Sgr., getheilt in 30 Groſchen. Niederlande: Gulden = 17 Sgr., = 100 Cents. (Thaler = $2^1/_2$ Fl.) Norwegen: Speciesthaler = 1 Thaler $15^1/_3$ Sgr., = 5 Ort (Mark) oder 120 Schill. Oſtindien, engliſches: geſetzliche Rupie = 19 Sgr. Portugal: Krone oder Milreïs = 1 Thlr. $18^3/_4$ Sgr., = 1000 Reïs. Rußland und Polen: (Silber-) Rubel = 1 Thlr. $2^1/_4$ Sgr., = 100 Kopeken. (1 Silberrubel $3^1/_2$ Papierrubel.) Von Platina werden Stücke von 3, 6 und 12 Rub. geſchlagen. Schweden: Reichsthaler = $11^1/_2$ Sgr., = 48 Schill., der Schilling = 4 Stüver. (Speciesthaler = 4 Reichsthaler.) Schweiz: 1) Aargau, Baſel, Bern, Freiburg, Luzern, Solothurn, Thurgau, Waadt (und Zürich): Schweizer Franc = 12 Sgr., = 10 Batzen, der Batzen = 10 Rappen. (Neuthlr. = 4 ſchweiz. Fr.) 2) Genf, ſ. Frankreich. 3) Appenzell, St. Gallen, Schaffhauſen: Gulden = $17^1/_2$ Sgr., nach dem 24-Guldenfuß, = 15 Batzen oder 60 Kr. 4) Teſſin: Lira = $5^1/_4$ Sgr., 20 Soldi, der Soldi = 4 Quatrini. 5) Zürich: Gulden = $19^1/_4$ Sgr., = 14 Schillinge oder 60 Kr. Spanien: Real de Vellon = $2^1/_2$ Sgr., = 34 Maravedis. (Piaſter oder Peſo duro = 20 Reales de Vellon = 1 Thlr. 14 Sgr.) Türkei: Piaſter oder Gruſch = 2 bis $2^1/_2$ Sgr., = 40 Paras oder 100 gute Aſper oder 120 Cour. Aſper. Vereinigte Staaten von Nordamerika: Dollar = 1 Thlr. $13^1/_4$ Sgr., getheilt in 100 Cents.

Bei Angabe der wichtigſten Goldmünzen, die hier nicht fehlen darf, beſchränken wir uns nur auf die, welche gegenwärtig geprägt werden und geben den Werth, wo es nöthig ſcheint, ebenfalls in preuß. Courant an, wobei ein preuß. Friedrichsd'or zu 5 Thlr. 20 Sgr. gerechnet iſt. Belgien, ſ. Frankreich. Dänemark: Frederiks- und Chriſtiansd'or = 5 Thlr. $17^2/_3$ Sgr. Deutſchland: Ducaten = 3 Thlr. 7 Sgr. (67 Stück auf die rauhe kölniſche Mark, Feingehalt $^{65}/_{72}$); doppelte und halbe Louisd'or. Frankreich: Stücke von 10, 20, 40 Fr. Griechenland: Stücke von 20 und 40 Drachmen. Großbritannien und Irland: Sovereign = 20 Schill. 6 Thlr. $26^1/_3$ Sgr.; halbe, doppelte, fünffache. Italien: 1) Lombard.-Venet. Königreich: Souveränd'or = 40 Lire austr. = 9 Thlr. 17 Sgr. 2) Sardinien: Doppietta zu 10, Doppien zu 20, 40, 50, 80, 100 Lire nuove. 3) Toscana: Ruspone = $9^3/_4$ Thlr., Zecchine = 3 Thlr. 8 Sgr. 4) Kirchenſtaat: Stücke zu $2^1/_2$, 5 und 10 Scudi. 5) Sicilien: Oncetta = 3 Ducati = 3 Thlr. 16 Sgr.; doppelte, fünf- und zehnfache. Niederlande: Zehnguldenſtück = 5 Thlr. $20^2/_3$ Sgr. Portugal: Corõa d'auro oder Goldkrone = 5000 Reïs = 8 Thlr. 7 Sgr. Rußland: Rubel = Imperial zu 3 Rubel = 3 Thlr. $11^1/_2$ Sgr.; Stücke von 5 und 10 Rubel. Schweden: Ducaten = 3 Thlr. 6 Sgr.; doppelte und vierfache. Spanien: Piſtole oder Dublone = 5 Thlr. 17 Sgr.; Onza oder Quadruple = 22 Thlr. Türkei: Stücke zu 10, 12, 20, 40 Piaſter. Vereinigte Staaten von Nordamerika: Adler zu 10 Dollars = 14 Thlr. 4 Sgr.

Digitized by Google

Zum Schluß geben wir noch eine kurze Ueberſicht der griechiſchen und römiſchen Münzen. Von **griechiſchen Münzen** haben wir zwar ſchon aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts v. Chr. ſichere Nachrichten, doch die auf uns gekommenen älteſten Stücke reichen nur bis in das 5. Jahrh. v. Chr. Bis zu Solons Zeiten ſtimmten die Münzen der Griechen mit den Gewichten, deren Namen ſie führten, überein; erſt von jener Zeit an wurde das Geld leichter ausgeprägt. Dem Stoffe nach beſtanden ſie aus Gold, Silber, Kupfer, zuweilen auch aus Blei und ſogar aus Eiſen. Die Goldmünzen, deren Urſprung man auf Kröſus zurückführte, nannte man in Attika **Stater**, im Werthe von ungefähr 5 Thalern. Sie zerfielen in halbe und doppelte, doch hat ſich keiner erhalten. Außer den attiſchen Goldmünzen hatten die Stater von Cyzikus und die phocenſiſchen, Letztere von beſonders geringem Gehalt eine weitere Verbreitung, weniger die äginetiſchen. Am zahlreichſten ſind in unſern Münzſammlungen die Goldmünzen der Perſerkönige, der **Dareikos**, mit dem Bilde eines Schützen, an Werth 4 Thlr., die der macedoniſchen Machthaber, beſonders Philipp's II., der **Philippeios** und Alexander's des Großen und die unter Lyſimachus geprägten thraziſchen Münzen. Der Werth der Goldmünzen war nicht zu allen Zeiten derſelbe; doch kann man annehmen, daß das Gold den 10fachen Werth des Silbers hatte. Unter den Silbermünzen erwähnen wir zuerſt die **Drachme** (ſ. d.), die in den einzelnen griechiſchen Staaten an Gewicht und Gehalt ſehr verſchieden war. Die ältern Drachmen, die von Perikles bis zu den Zeiten des peloponneſiſchen Kriegs in Umlauf waren, hatten einen feinern, die neuern hingegen, beſonders ſeit der Herrſchaft Alexander's des Großen, einen weit geringern Gehalt. Auch der äußern Geſtalt nach unterſcheiden ſie ſich, indem jene ältern dicker und plumper gebildet und mit der Eule bezeichnet waren, die neuern dagegen dünner und mehr abgerundeter erſchienen und außer der Eule, die auf einem Gefäße ſitzt und durch den Helmſchmuck der Pallas ſich auszeichnet, mit Namen verſehen ſind. Die ältere Drachme mag etwa 5 gGr. 9 Pf., die ſpätere 5 gGr. 5 Pf. betragen haben. Außerdem hatte man halbe, doppelte, drei- und beſonders vierfache Drachmenſtücke, **Hemidrachmen**, **Didrachmen**, **Tridrachmen** und **Tetradrachmen**, letztere auch **Silberſtater** genannt. Der **Obolos** (ſ. d.), deſſen Werth etwa 10 Pf. betrug, zerfiel ebenfalls in halbe, doppelte, drei- und vierfache Obolosſtücke, **Hemiobolen**, **Diobolen**, **Triobolen** und **Tetrobolen**. Von dem Kupfergelde, der eigentlichen Scheidemünze, kennen wir blos Stücke von geringerm Werthe als die Drachme, beſonders den **Chalkus**, entſprechend unſerm Pfennig und den Doppelchalkus oder **Dichalkon**; die der Drachme ſich mehr nähernden kleinern Münzſorten ſind wohl meiſt in Silber ausgeprägt worden. Zur Zeit der Noth fertigte man auch Münzen aus Eiſen, wie zu Byzanz und Klazomenä und in Sparta war durch Lykurg den Bürgern der Gebrauch des Goldes und Silbers im Verkehr ganz verboten und nur eiſernes Geld geſtattet, das aber freilich außer Landes keinen Werth hatte. Das **Talent** (ſ. d.) und die Mine nebſt ihren verſchiedenen Arten bezeichneten nur eine Rechnungsmünze, wie bei den Engländern ein Pfund Sterling. Vgl. Millingen „Ancient coins of Greek cities and Kings“ (Flor. 1831) und Grote „Tabellariſche Ueberſicht der antiken Münzen der griechiſchen Könige, Völker und Städte“, in Deſſen „Blätter für Münzkunde“ (Lpz. 1844). Eine gute Ueberſicht der Berechnung der altgriechiſchen Münzen u. ſ. w. gewähren Schultze's „Tafeln über die griech. Maße, Gewichte und Münzen“, als Anhang zum zweiten Theile von Paſſow's Handwörterbuch der griech. Sprache“ (4. Aufl., Lpz. 1831).

Die **römiſchen Münzen** gehen bis auf die früheſte Zeit der Königsherrſchaft zurück. Servius Tullius münzte zuerſt Kupfer (aes) in Aſſe (asses); der älteſte As ſtimmte in ſeinem Nominalwerth überein mit dem Gewichtpfund zu 12 unciae, und wurde daher aes grave oder Libral-As genannt. Im erſten puniſchen Kriege (264—242 v. Chr.) begann man geringere Münzen auszuprägen und dieſe Reductionen gingen bis zum Zweiunzenfuß. Seitdem rechnete man in der Regel nicht mehr nach aes grave. Im Jahre 217 v. Chr. reducirte man den As auf eine Unze Gewicht und um das Jahr 54 auf eine halbe Unze. Silbergeld wurde zuerſt im J. 269 v. Chr. geprägt, in Denaren, ein **Denar** (ſ.d.)

Digitized by Google

zu 10 Libral-As. Die Reduction des Silbergeldes fand gleichzeitig mit der des Kupfergeldes bis zum Zweiunzenfuß ſtatt; hiernach enthielt der Denar, auf welchen 16 Uncial-As nach dem Einunzenfuß gerechnet wurden, ungefähr 73 Pariſer Gran, ſodaß 84 auf das römiſche Pfund gingen; in der Kaiſerzeit wurde er leichter ausgeprägt, bis herab zu 63 Gran. 96 auf das Pfund; der erſtere enthielt im Silberwerth etwa 5 gGr., nahe an 23 Kr. Rhein. oder 82 Centimes, der zweite $4^2/_5$ gGr.. $19^1/_5$ Kr. Rhein. oder 70 Centimes. Der Denar zerfiel in 2 quinarii oder 4 sestertii (ein ſchwerer sestertius = 1,27 gGr., 5,73 Kr. Rhein. oder 20 Cent.; ein leichter sestertius = 1,10 gGr., 4,94 Kr. Rhein. oder 18 Cent.) oder 10 libellae. Nach dem sestertius (von semis tertius, d. i. $2^1/_2$ As, weil er Anfangs ſo viel galt, bezeichnet mit L. L. S. oder zuſammen IIS, d. i. duae librae semis), den man auch ſchlechthin nummus nannte, pflegten die Römer alle größern Summen zu beſtimmen; ſie zählten die sestertii einzeln bis tauſend mit Cardinalzahlen, mille sestertii oder mille sestertium (Genitiv Pluralis), ſchwere etwa 53 Thlr. oder 204 Francs, leichte nahe an 46 Thlr. oder 176 Fr.; Tauſende von sestertii nannte man sestertia und zählte ſie gewöhnlich mit Diſtributivzahlen bis 999, z. B. bina sestertia = 2000 sestertii; anſtatt milena sestertia ſagte man aber gewöhnlich nur decius sestertium, mit Auslaſſung von centena millia, alſo decies sestertium = 1000 sestertia oder 1,000000 sestertia (ſchwere 53033 Thlr. oder 203791 Fr.; leichte 45785 Thlr. oder 175874 Fr.); von dieſer Summe an brauchte man sestertium als Singular in der Bedeutung von 100,000 sestertii und verband es mit den Zahladverbien. Das Zeichen für alle drei Bedeutungen blieb IIS, ſchrieb man Zahlzeichen dazu, ſo unterſchied man z. B. ſo: IISX = sestertii decem. IIS$\overline{X}$ = sestertia dena, $\overline{\text{IISX}}$ = sestertium decies. Gold wurde ſeit 207 v. Chr. gemünzt, anfänglich zu beſtimmtem Gewicht von einem Scrupel (dieſe Stück mit XX, d. i. 20 sestertii, bezeichnet) an; ſeit Julius Cäſar ohne ſolche Rückſicht, doch der gewöhnliche nummus aureus zum Werth von 25 Denaren (ſchweren 5 Thlr. 7 gGr., leichte 4 Thlr. 14 gGr.); ſeit Konſtantin dem Großen der solidus aureus zu 4 Scrupel Gewicht, 5 auf das Pfund Silber gerechnet, alſo 20 (leichte) Denare (3 Thlr. 16 gGr.). Vgl. Mayer „Einleitung in die alte römiſche Numismatik" (Zür. 1842); Millingen „Considérations sur la numismatique de l'ancienne Italie" (Flor. 1844); Ackermann „Coins of the Romans relating to Britain" (Lond. 1844); Florencourt „Erklärung der räthſelhaften Umſchriften der Conſecrationsmünzen des Romulus" (Trier 1843); Pinder und Friedländer „Die Münzen Juſtinian's" (Berl. 1843) und Köhne „Die auf die Geſchichte der Deutſchen und Sarmaten bezüglichen römiſchen Münzen" (Berl. 1844). Eine gute Zuſammenſtellung der verſchiedenen Berechnungen der römiſchen Münzen nach Conventionsgelde enthält Hartmann's „Tabellariſche Ueberſicht der gewöhnlichſten altröm. Münzen" (Lpz. 1828, 4.).

Münzer, Thomas, ein berüchtigter Wiedertäufer und religiös politiſcher Schwärmer des 16. Jahrhunderts. Er war geboren zu Stollberg am Harz und ſoll in ſeiner Jugend das Unglück gehabt haben, daß ſein Vater ungerechter Weiſe hingerichtet wurde. M. ſtudirte in Wittenberg, wurde dort Magiſter, dann Lehrer in Aſchersleben, Kaplan eines Nonnenkloſters zu Halle, predigte eine kurze Zeit mit Beifall in ſeiner Vaterſtadt und ging 1520 als Prediger nach Zwickau. Er hatte einen finſtern Sinn und erhitzte ſich damals durch Leſung myſtiſcher Schriften. Sein Streben ſich thätig zu zeigen, äußerte ſich zuerſt auf einer Reiſe nach Prag, wo er die Huſſiten für ſeine Anſichten zu gewinnen ſuchte und einen heftigen Aufſatz gegen die Papiſten (contra papistas) anſchlug. Zu Ende des Jahres 1521 ſchloß er ſich an die Zwickauer Wiedertäufer Storch, Thomä, Stübner und Cellarius an, welche bis nach Wittenberg ihren Unfang getrieben hatten und dort von Luther zur Ruhe gebracht wurden. Seit dieſer Zeit behielt M. einen Haß gegen Luthern im Herzen, den er kurz darauf in einer Schrift: „Hochverurſachte Schutzrede und Antwort wider das geiſtloſe, ſanftlebende Fleiſch zu Wittenberg" ausdrückte und worin er ihn Lügner, Erzbaid, Erzbub, Wittenbergiſcher Papſt ꝛc. ſchimpfte. Von Allſtedt in Thüringen, wohin er ſeit 1523 als Prediger gekommen, mußte er auf Veranlaſſung Friedrich's von

Digitized by Google

Sachſen und Johanns von Weimar fort, weil er den Pöbel beſonders durch die Lehre aufgereizt hatte: daß man der Obrigkeit nicht zu gehorchen brauche. Nachdem er ſich darauf in Nürnberg und Schaffhauſen herumgetrieben hatte, erſchien er 1525 wieder in Mühlhauſen, und von da aus entwickelte ſich ſeine politiſche Bedeutſamkeit. Er gewann den Pöbel für ſich, und ſetzte mit deſſen Hülfe den alten Rath ab und einen neuen ein. Durch die Predigt von der Gütergemeinſchaft gewann er mittelſt der Plünderung von Klöſtern und Reichen Geld, und als unterdeß die Nachricht von dem Bauernaufſtande in Franken anlangte, und ein ähnlicher Schwärmer, Pfeifer, mit einer plündernden Horde das Eichsfeld durchzogen hatte, ſammelte auch er Anhänger zu einem Kriege wider die Herren. Ehe er aber noch viele Gewaltthätigkeiten hatte verüben können, hatten die Fürſten, Johann von Sachſen, Georg, Philipp von Heſſen und Heinrich von Braunſchweig bereits 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen ihn zuſammengezogen und trafen ihn bei Frankenhauſen. M.'s Heer war bis auf 8000 Mann gewachſen, mit dem er ſich günſtig auf einer Anhöhe hinter einer Wagenburg verſchanzt hatte. Die Fürſten ließen ihm friedliche Unterhandlungen anbieten, die aber M. verwarf und dagegen ſeine Anhänger durch exaltirte Reden zu befeuern ſuchte. Die Schlacht wurde geſchlagen am 15. Mai 1525; die Rebellen gänzlich beſiegt. Mit dem Reſte hatte ſich M. nach Frankenhauſen begeben und ſich da verborgen; doch man entdeckte ihn und brachte ihn gefangen nach Heldrungen. Auf der Folter verrieth er bald ſeine Verbündeten, und wurde nebſt Pfeifern und 24 andern Rebellen zu Mühlhauſen enthauptet. Sein Körper wurde nach der Enthauptung geſpießt und ſein Haupt auf einen Pfahl geſteckt. Vgl. Strobel, „Leben, Schriften und Lehren Thom. M.'s" (Nürnb. 1795) und Seidemann „Thom. M." (Dresd. und Lpz. 1842). Zu einem Roman hat Theodor Mundt die Geſchichte M.'s bearbeitet.

Münzfälſchung (crimen falsae monetae) nennt man das widerrechtliche Prägen von Münzen mit dem Gepräge ächter vom Staate ausgegebener Münzen, dagegen aber von geringerem Werthe als dieſe. Das Verbrechen iſt vollendet, ſobald die falſche Münze ausgegeben iſt; es wird dadurch ſowohl das Publikum betrogen, als in die Rechte der Regierung durch Mißbrauch ihres Gepräges gegriffen. Die älteren Geſetze ſind in Beſtrafung der Falſchmünzer ſehr ſtreng. Nach der Carolina iſt ihnen der Feuertod gedroht, in England ſteht noch jetzt der Strang auf M.; in Preußen, Oeſterreich und Frankreich Zuchthaus oder Galeeren oder Feſtungsbau. Prägt ein nicht Berechtigter unter ſeinem eignen Namen Münzen, ſo fällt die Fälſchung weg.

Münzfuß. Der Werth der Münzen für den Verkehr beruht weſentlich darauf, daß ſie genau die Maſſe des edlen Metalles enthalten, welche ſie enthalten ſollen. Deshalb iſt es nöthig, daß ihr Gewicht den feſtgeſetzten Beſtimmungen entſpreche, oder in der Kunſtſprache, daß das S c h r o t richtig ſei, und daß die Beimiſchung geringerer Metalle das feſtgeſetzte Maß nicht überſchreite, daß alſo auch das K o r n normalmäßig ſei. Deshalb muß beſtimmt ſein, wie viele Münzſtücke aus einer gewiſſen Maſſe reinen Goldes oder Silbers geprägt werden dürfen und dieſe Beſtimmung ſelbſt bezeichnet den M. einer Münzſtätte. Er iſt hoch oder ſchwer, wenn aus derſelben Maſſe eine relativ geringe Anzahl, vielleicht ſehr feiner Münzen, er iſt niedrig oder leicht, wenn eine relativ große Anzahl, vielleicht ſehr ſtark legirter Münzen geprägt wird. In dem großen Weltverkehr macht dies keinen Eindruck; denn da wird jede Münze nach ihrem Metallwerth genommen. Aber auch in dem innern Verkehre richten ſich die Preiſe aller Bedürfniſſe nach demſelben Verhältniſſe und es iſt dann für eine größere Summe leichten Geldes auch nicht mehr zu bekommen, als für eine geringere von ſchwereren. Da jedoch dieſe Annäherung der Preiſe an den Geldwerth nicht augenblicklich ſich einſtellt, ſo führt eine jede Veränderung des Münzfußes unvermeidliche große Störungen für den Verkehr der Betheiligten mit ſich und bringt eine nachtheilige Unſicherheit in Handels- und Rechtsgeſchäfte. Deshalb eben wirkten die häufigen Münzverſchlechterungen, die ſich die Fürſten vergangener Jahrhunderte erlaubten, ſo verderblich. Außerdem kann das Beſtehen ſehr vielfach verſchiedener Münzfuße unter angren-

Digitized by Google

zenden und innig verflochtenen Staaten große Verwirrungen veranlaſſen, die Geſchäfte unnöthig erſchweren, zu manchen Täuſchungen und zu einer nachtheiligen Agiotaxe führen. Die engliſche und ſeit 1810 auch die ruſſiſche Regierung münzen ihr Geld genau nach dem Weltpreiſe der edeln Metalle und ſelbſt ohne Berechnung der Fabrikationskoſten aus. Hier zeigt ſich dann auch, daß der Werth des Metalls ſich durch die bloße Ausmünzung vergrößert; denn gewöhnlich koſtet die Münze in England 2 Procent mehr als das unvermünzte Metall. Als Nachtheil der unentgeldlichen Ausprägung zeigt ſich dagegen die Nothwendigkeit des Verbotes der Geldausfuhr. In Frankreich wurde 1793 das Korn für alle Gold- und Silbermünzen $^{9}/_{10}$ fein und $^{1}/_{10}$ Legirung feſtgeſetzt und das Schrot des Franken zu 5 Gran. Sonach enthält ein Einfrankenſtück $4^{1}/_{2}$ Gran Silber und $^{1}/_{2}$ Gran Kupfer. Bei Berechnung des Geldwerthes kommt die Legirung gar nicht in Betracht und es handelt ſich hier blos um das Gewicht. In Deutſchland findet, wie in allen Dingen, ſo auch im Münzfuß große Verſchiedenheit ſtatt und große Nachtheile ſind daraus erwachſen. Man beſtimmt hier den Münzfuß, indem man angibt, wie viele Loth reinen Silbers eine legirte (rauhe) kölniſche Mark enthalten ſoll und wie viele Münzſtücke von der fraglichen Sorte daraus zu prägen ſeien. Nach dem *Zinnaiſchen Fuße* von 1667, den Hanover lange Zeit beibehielt, ſollte die feine Mark Silber zu $10^{1}/_{2}$ Thlr. oder zu 15 Fl. 45 Kr. ausgemünzt werden. Aber ſchon 1690 ging man zum *Leipziger Fuß*, den 18 Guldenfuß über und prägte aus der feinen Mark 12 Thlr. Umſonſt ward dieſer 1738 zum Reichsfuß erhoben; er konnte nicht durchdringen. Auch ging Preußen ſchon 1750 zum *Graumann'ſchen*, oder 21 Guldenfuße über und prägte die feine Mark zu 14 Thlr. aus; Oeſterreich aber ſchloß 1753 mit Bayern eine Convention, wornach die feine Mark zu 20 Fl. oder $13^{1}/_{3}$ Thlr. ausgeprägt werden ſollte; ein M., den ſpäter auch Sachſen und andere Staaten annahmen. Hier iſt der Conventions- oder Speciesthaler die Normalmünze, von der zehn (zu $1^{1}/_{3}$ Thlr.) auf die feine Mark gehen müſſen. Hiernach prägt Sachſen $13^{1}/_{3}$ Thlr. zu 24 Groſchen von 12 Pfennigen, Oeſterreich aber 21 Gulden zu 60 Xrn. aus der Mark fein. Der preußiſche 20 Guldenfuß wurde neuerdings von mehreren Staaten, z. B. von Kurheſſen und Braunſchweig angenommen. Bei den Silbergroſchen befolgt man aber einen 24 Guldenfuß; man wiegt ſie zu 16 Thlr. aus der feinen Mark. Der im ſüdweſtlichen Deutſchland übliche 24 *Guldenfuß* iſt bloß eine abweichende Berechnungsweiſe des 20 Guldenfußes. Der in Hamburg, Lübeck, Holſtein und Mecklenburg geltende *Lübiſche Fuß* iſt ſchwerer und es werden nach ihm aus der feinen Mark nur $11^{1}/_{3}$ Thlr., oder 34 Markſtücke zu 16 Schillingen geprägt; es iſt der 17 Guldenfuß. Nach den Geldfuß der hamburgiſchen Bank wird die feine Mark nur zu $9^{5}/_{24}$ Thlr. beſtimmt, ſo daß 13 Mark Banko gleich 16 Mark hamburger Courant ſind. Noch wurden in Süddeutſchland Kronenthaler geprägt, die urſprünglich nach einem 24 Guldenfuße waren, durch eine ſpätere Convention aber ſich in einen $24^{1}/_{2}$ Guldenfuß verſchlechterten; eine anſcheinend geringe Minderung, die aber vielfach geſchadet hat. Goldmünzen beſtehen in Deutſchland 1) Dukatenfuß, wo 67 Stück auf die rauhe Mark eines Feingehaltes von $23^{2}/_{3}$ Karat gehen, folglich $67^{67}/_{71}$ Stück eine feine Mark Goldes enthalten; 2) der deutſche Piſtolenfuß, 35 Stück aus der rauhen Mark des Feingehaltes von $21^{2}/_{3}$ Karat, folglich $38^{10}/_{12}$ Stück auf die feine Mark; 3) der Souveraind'orfuß, im Gehalte von 22 Karat $^{3}/_{4}$ Gran fein, wo $42^{1}/_{6}$ auf die feine köln. Mark gehen. — Uebrigens iſt es unmöglich, jedes einzelne Münzſtück mit mathematiſcher Genauigkeit dem Schrot und Korn entſprechend zu prägen. Deshalb iſt den Münzmeiſtern eine geringe Abweichung über und unter den M. geſtattet, die man das *Remedium* nennt.

Münzkunde, ſ. *Numismatik*.

Münzregal. Da der Werth der Münzen ſehr weſentlich von der Beglaubigung ihres inneren Werthes abhängt, ſo iſt es allerdings wünſchenswerth, daß dieſe Beglaubigung nur von einer Seite erfolge, die bei der Erhaltung des Credits der Münzen wahrhaft interreſſirt iſt. Privatperſonen dürften, bei dem geringen Gewinne, den die Münzfabrikation abwirft und dem hohen Vortheile, der ſich aus einer Münzverſchlechterung für

Digitized by Google

einige Zeit ziehen läßt, der Verſuchung zu einem Schritte nicht leicht entgehen, deſſen nachtheilige Folgen nicht ſie, ſondern das Publikum büßen muß. Von der Regierung aber, die ein ſolches Geſchäft für alle Zukunft übernimmt, den verderblichen Wirkungen einer Münzverfälſchung alſo nicht ausweichen kann, läßt ſich die Aufrechthaltung eines dem Bedürfniß und der Stellung des Volks entſprechenden Münzfußes und Münzſyſtemes und deren gewiſſenhafte Beobachtung noch am erſten erwarten. Um ſo mehr legt die Klugheit wenigſtens allen ſouveränen Regierungen das Recht bei, den Fuß der Landesmünze zu beſtimmen und das Verhältniß der fremden Münzen nach dieſem Fuße zu würdern, auch ſich nach Befinden über die Zulaſſung oder Ausſchließung letzterer zu entſcheiden. Man hat aber dieſen Einfluß der Regierung nur dann vollſtändig zu ſichern geglaubt, wenn die Regierungen ſelbſt die Fabrikation der Münzen übernehmen und urſprünglich iſt das M. mehr wegen des Schlägeſchatzes als des gemeinen Beſten halber geübt worden. Können Privatfabriken wohlfeiler arbeiten als die Regierung, ſo braucht ſich letztere nur auf die Controle zu beſchränken, und kann ſie das Geld wohlfeiler kaufen als münzen, ſo mag ſie ihre Münzſtätte eingehen laſſen. Früher wurde viel Mißbrauch mit dieſem Rechte getrieben; die neuere Staatsverwaltung iſt aber auch hierin mehr und mehr zu redlichern und weiſern Grundſätzen gekommen. Schon die röm. Kaiſer übten dieſes Recht als ein ausſchließliches. In Deutſchland ſtand es ebenfalls nur dem Könige zu, der es dann einzelnen Stiftern, Biſchöfen, Aebten, weltlichen Fürſten und Städten verliehen. Da aber die alten Herzoge von Sachſen, Bayern und Schwaben es ſich ebenfalls beilegten, ſo wurde es in der Goldnen Bulle als ein geſetzliches Vorrecht der Kurfürſten anerkannt. Gegenwärtig iſt es mit der Souveränetät verbunden.

Münzſammlungen, ſ. Numismatik.

Münztarif, ſ. Valvation.

Münzwardein, ſ. Wardein.

Mufti, d. h. Entſcheider oder Ausleger des Geſetzes, d. i. des Korans. Mit der moslemiſchen Geiſtlichkeit aber iſt auch die Rechtspflege in der größten Ausdehnung verbunden, da der Koran allen weltlichen und geiſtlichen Geſetzen zur Quelle dient. Der Großmufti, bei den Türken auch Scheik-al-Islam, d. h. Haupt der Auserwählten genannt, hat in der Türkei die oberſte Leitung des Cultus und der Geſetze. Im Kriege werden nicht ſelten Rathsverſammlungen bei dem Mufti im Beiſein des Sultan gehalten, und im Staatscollegium der Zwölfe ſteht er mit dem Großweſſir an der Spitze. Sonſt, wenn Religionsſachen verhandelt werden, führt der Mufti ganz allein den Rath, dem aber nicht ſelten der Sultan heimlich hinter einer Tapete beiwohnt. Nächſt dem Mufti ſind die Ulema's, Kadileskiers, Mella's und Kadi's, die eigentlich ſeine Werkzeuge ſind. In großen Städten ernennt er Untermufti's, jedoch hängt ſeine Machtvollkommenheit vom Sultan ab, inſofern er ihn zu jeder Zeit abſetzen kann. Seinen Ausſpruch, Fetwa genannt, gibt der M. meiſt ganz kurz und ohne Beifügung der Entſcheidungsgründe.

Muggendorf, ein bayeriſcher Flecken in einem tiefen Thale an der Wiſent im Obermainkreiſe, zum Landgericht Ebermanſtadt gehörig, mit 55 Häuſern und 350 Einw., welche Hopfenbau und Bierbrauerei treiben. Merkwürdig ſind die vielen Höhlen, welche in den rings umher gelegenen Bergen befindlich ſind. Die ſchönſte und größte iſt die Roſenmüllershöhle, mit Figuren von Stalaktiten beſetzt und wie eine Kirche gewölbt. Für Naturforſcher iſt aber die gailenreuther Zoolithenhöhle die merkwürdigſte. Ihr Eingang iſt eben ſo beſchwerlich als gefährlich. In tiefen Felſengängen enthält ſie große Maſſen halbverhärteten Thons, und in demſelben eine unendliche Menge großer Knochen von zum Theil uns unbekannten Thieren. Beſchreibungen derſelben haben Esper, Köppel, Roſenmüller und Goldfuß geliefert. Vergl. Heller, „M. und ſeine Umgegend“ (Bamb. 1829).

Muhamed (eigentl. Abu Kaſem Ibn Abdallah), ein Religionſtifter, deſſen Genie und Thatkraft den ganzen Orient durchdrang, und zu deſſen Lehre ſich noch jetzt 80 Millionen bekennen. Seine Ausſprüche ſind die Evangelien Aſiens und Afrikas geworden. M. wurde zu Mekka im J. 569 n. Chr. geboren, zu einer Zeit, als der erſchlaffte Orient

einer Revolution bedurfte; denn das Chriſtenthum mit ſeiner abendländiſchen Abtödtung des Fleiſches, mit ſeinem Cynismus, mit ſeinen verſteckten Ränken und Sünden unter den ausgearteten Byzantinern, konnte eben ſo wenig wie das proſaiſch gewordene und zum Gaukelſpiel herabgeſunkene Heidenthum dem phantaſievollen Morgenländer genügen. Wundervolle Mährchen verherrlichen M.'s Geburt, wie die eines Geſandten Gottes; das heilige Feuer der Magier ſoll ausgelöſcht, der Palaſt des Perſerkönigs durch Erdbeben erſchüttert worden ſein; der See Hava ſoll vertrocknet, der Bach Semava aus den Ufern getreten ſein u. A. m. Seine Kindheit verlebte er in mährchenhafter Abgeſchiedenheit bei ſeinem Großvater Abd Al Mutalleb, da ſein Vater Abdallah im 1., ſeine Mutter Aminah im 6. Jahre ſeines Alters ſtarben, und ſeine Amme Hatima ihn auch nur eine kurze Zeit pflegte. Später kam er zu ſeinem Oheim Abu Taleb, der damals den Schlüſſel zur Kaaba (ſ. d.) hatte und mit dem er Reiſen durch Syrien u. a. Länder machte. Abu Taleb, ſein Großvater mütterlicher Seite, brachte den verlaſſenen Verwaiſten in ſeinem 25. Jahre in die Dienſte der reichen Chadiga, Witwe des Emirs Abu Halet, welches Ereigniß ſowohl durch die vielen und bedeutenden Handelsreiſen, die er bei dieſer Gelegenheit für die Witwe machen mußte, als auch durch das dadurch gewonnene Vermögen, da er die Chadiga ſpäter heirathete, ſehr einflußreich auf ſeine Pläne geworden iſt. Nach einem einſamen Familienleben, und nach einer lang vorhergegangenen Selbſtweihe und gründlichen Ueberlegung, trat er in ſeinem 40. Jahre am 23. Ramadan des Nachts in eine Grotte auf dem Berge Hara, wo nach dem Koran ein Engel ihn zum Propheten erklärte, daher dieſe Nacht: Lailet al Kadr, d. h. Nacht des göttlichen Rathſchluſſes genannt wird. Er überzeugte von ſeiner göttlichen Sendung zuerſt ſeine Frau Chadiga, dann ihren Oheim Waraka, der in jüdiſchen und chriſtlichen Büchern, wie es heißt, ſeine Ankündigung beſtätigt fand, endlich aber auch ſeinen eigenen Oheim Ali Ibn Abu Taleb, den er ohnehin ernährte, ſeinen Sklaven Said, dem er die Freiheit ſchenkte, und den Abu Bekr (d. h. Vater der Jungfrau) deſſen Tochter Ajiſcha er als 3. Gemahlin heirathete. Als M. drei Jahre lang in ſeinem Stamme Bekehrte machte, vorgebend, die reine Lehre Abrahams wieder herzuſtellen, was bei ſeinem den Monotheismus anhängenden Stamme um ſo leichter war, verbanden ſich die Haſchemiten endlich zu ſeinem Schutze, wahrſcheinlich von Familienrückſichten geleitet, und er konnte nun um ſo ſchneller den Plan ausführen. Die Koreiſchiten fingen nun an feindlich gegen ihn aufzutreten, in der Kaaba hing eine Tafel, Heirath und Handel mit den Haſchemiten zu unterſagen. Obgleich der erſte Kriegszug gegen die Koreiſchiten mißlungen und auch Chadiga geſtorben war, konnte jeder dennoch den Sieg des neuen Glaubens vorausſehen; denn er hörte nun auf Sache der Individuen zu werden; Stamm ſtand gegen Stamm, und ganz Arabien war in den Streit gezogen. Die Bewohner Jatrib's (Medinah's) nahmen aus Abneigung gegen die Koreiſchiten den Glaubenshelden, als er durch Ali's Treue den Händen der koreiſchitiſchen Meuchelmörder in die Wüſte auf 16 Tage entflohen war — daher der Name der neuen Zeitrechnung: Hegira-Flucht und Medinah (Jatrib) Al Nabi-Prophetenſtadt (622 n. Chr.) — wieder mit großem Jubel auf. M. brachte 11 Monate bei Abu Ajub in Medinah zu, die erſte Moſchee und ein neues Haus für ihn wurde gebaut, und er benutzte dieſe Muße, ſeine ihn beſchützenden Medinaher (Anſarin) mit den Neubekehrten (Mohajerin) und den Stämmen Charegiten und Afſten durch Familienbande zu verbinden. Mit 313 Gläubigen errang M. über Abu Sofian, Oberhaupt der Koreiſchiten und über ſeine 950 Krieger den Sieg, nach 50 kleinen Gefechten konnte er erſt einigen Vortheil erwerben, und mit der Zunahme der Gläubigen wuchs auch die Begier nach Eroberungen, ſowie das Streben nach Begründung einer irdiſchen Macht. Die arabiſchen Stämme und iſolirten Völkerſchaften waren in Rückſicht auf religiöſe Meinungen in 2 Hälften zerfallen, ein bedeutender Theil war judaiſirt; durch Sprach- und Sittenverwandtſchaft, durch Abſtammung und vorherrſchenden Monotheismus ohnehin gleichgeſinnt, gelang es den unter ihnen ſeit alter Zeit wohnenden Juden, ganze Stämme dem Judenthume zuzuführen, da dieſes überhaupt in jenen Wüſten blos in der religiöſen Reſignation und dem Glauben an den

Digitized by Google

Einen Gott beſtand. Ein anderer Theil war noch ganz heidniſch, und zwar nicht ſo ſehr aus Abneigung gegen das Judenthum, als vielmehr aus Rohheit. M. glaubte anfangs die judaiſirenden Araber mit leichter Mühe gewinnen zu können, da überhaupt ſeine einfachen, faſt abrahamitiſchen Religionsideen dem dortigen Judenthume nicht widerſprachen, er täuſchte ſich aber; denn dieſe waren theils aus Eigennutz, theils aus Abgeſtumpftheit jeder Neuerung entgegen, und da er nun gegen alle kämpfen mußte, war er klug genug, immer ſeine Gegner zu ſpalten, um gegen Eine Partei zu ſiegen. Während die Koreiſchiten ruheten, zerſtörte er die kleinen, ſtets entzweiten Judenſtaaten; muthig erneuerte er ſeinen Kampf, obgleich er bei Ohud ſelbſt verwundet, und ſein Oheim Hamza im Treffen geblieben war, und als faſt die jüdiſche Macht ſchon gänzlich gebrochen war, ſchloſſen ſich erſt die Koreiſchiten an dieſe zu einem gemeinſchaftlichen Kampf. Aber zu ſpät; Kamus Wattih, Saladem, Fadak, Chaibar, Fadil, Kora u. a. Feſtungen der Juden waren genommen, und nach 628 n. Chr. war M.'s Blick ſchon auf die Länder außer der Halbinſel gerichtet. Mit der Zuverſicht der ſelbſtbewußten Kraft, begeiſtert für einen reinen Monotheismus, trat er auf, dieſen Glauben in alle Welt zu verkünden. Mit einer in der Weltgeſchichte beiſpielloſen Kühnheit und faſt abſchreckenden Geiſtesüberlegenheit ſandte der vor kurzer Zeit noch geflohene Prophet ſeine Glaubensboten in die Länder außer der Halbinſel und forderte kühn die Aufnahme ſeiner Lehre, ſo an den Perſerkönig Chosru Parviz, an den Kaiſer Heraklius in Konſtantinopel, an Mokawkas, den Statthalter von Aegypten, an den Ghaſſaniden Hareth, der die Araber in Syrien beherrſchte, und dennoch hatte er nicht mehr als ein Heer von 3000 Muhamedanern, um ſein Wort zu unterſtützen. Chosru Parviz nahm die Aufforderung gütig auf, Heraklius gab eine höfliche Antwort, Mokawkas beſchenkte ſogar die Boten, nur Hareth und ſein Stammgenoſſe Amru, ſowie ſpäter auch der Perſerkönig reizten die begeiſterten Araber. Dem Amru, Statthalter zu Muta, wurde Rache geſchworen, 3 Tagereiſen von Jeruſalem kam es endlich zu einer Schlacht, und durch ihre Entſchloſſenheit und Begeiſterung errangen die Muhamedaner, obgleich nur 3000 gegen 100,000 den Sieg. Dieſe Schlacht entſchied. Wie eine Schneelawine wuchs die Zahl der Bekehrten, alles zitterte und ſuchte durch Unterwerfung dem Todesſtahl zu entgehen, der Stein des Anſtoßes, die feindlichen Koreiſchiten, wurden aus dem Wege geräumt (630), Mekka war der Mittelpunkt des Islam und von dort aus wurden alle Götzenbilder zerſtört. Nur noch eine Waffenthat war dem M. vergönnt, einige Stämme (Hawazaniten, Tjakfiten, Saaditen) verbanden ſich gegen ihn, aber er ſiegte (631), ſelbſt die Himjariten und Hamdaniten, die Ali bekehrte, traten jetzt zu ihm. Er ſtarb aber nach 14tägigen Fieber (632) durch die Wirkung eines Giftes, das ein jüdiſches Mädchen, ſeine Heiligkeit prüfend, ihm beibrachte. Nach dem Zeugniß ſeiner Zeitgenoſſen, ſoll er ein Mann von den glänzendſten Vorzügen geweſen ſein, Körperſchönheit mit Hoheit in Blick und Geberden, hinreißende Beredtſamkeit mit einer feurigen Phantaſie, Wohllaut der Stimme mit unbeugſamen Muth, ſollen die Hauptzüge ſeines Charakters geweſen ſein. S. Abulfeda, „De vita et rebus gestis Muhamedis“ J. Gagnier, „La vie de Mohamet“ (Amſterd. 1732, deutſch von Vetterlein, Köthen 1802); Fr. Turpin, „Histoire de la vie de Mohamed“, (Paris 1773—80, deutſch, Halle 1781).

Muhamed I., der 3. Sohn Bajazets, beſtieg nach ſeines Vaters Tode und nachdem er die beiden Gegenkaiſer, ſeine Brüder Soliman I. und Muſa (1413) geſtürzt hatte, den osmaniſchen Thron, wußte ſich durch Sanftmuth und Milde die Liebe ſeiner Unterthanen zu ſichern, hatte viel mit den Völkern Kleinaſiens zu kämpfen, war ſtets Sieger und in Aſien und Europa gefürchtet, und ſtarb auf einem Feldzuge gegen die Walachen 1421. Ihm folgte ſein älteſter Sohn Murad II.

Muhamed II., türkiſcher Sultan, mit dem Beinamen Bujuk, der Große, geb. den 24. März 1430 zu Adrianopel, folgte ſeinem Vater Amurat II., 1451. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, als er den Plan zur Unterjochung Griechenlands und Eroberung Konſtantinopels entwarf. Anfangs April 1453 begann er den Feldzug und ſchloß am 6. die Stadt zu Lande mit einem Heere von 300,000 Streitern und zur See mit 300 Ga-

Digitized by Google

leeren und 200 kleinern Fahrzeugen ein. Seine Flotte vermochte nicht in den Hafen zu bringen, der durch ſtarke Ketten geſperrt war und mit Vortheil vertheidigt wurde. M. ließ einen zwei Stunden langen Weg mit Bretern belegen, welche mit Seiſe und Fett beſchmiert waren und zog durch Hülfe mechaniſcher Werkzeuge 80 Galeeren und 70 andere Schiffe in den Hafen. In wenigen Tagen war das Rieſenwerk vollendet. Im Hafen wurde raſch eine Schiffbrücke geſchlagen und mit Kanonen beſetzt. Die Griechen vertheidigten ſich mit Muth; doch ihr Kaiſer Conſtantinus Drageſes fiel und ohne Widerſtand zu finden, drangen die Türken den 28. Mai in die Stadt. Während der Schrecken der Plünderung führte ein Paſcha eine junge Fürſtin, Irene, deren Reize ſie vom Tode gerettet hatten, zu M., in deren Armen er 3 Tage hindurch Alles vergaß. Die Janitſcharen murrten über die unkriegeriſche Thatloſigkeit ihres Herrſchers und ſein Vezier wagte es, die Stimmung des Heeres vor ihn zu bringen. M. ließ alsbald die ſchöne Gefangene in den Kreis ſeiner Offiziere führen, ergriff ſie bei den Haaren und hieb ihr den Kopf mit den Worten ab: „So verfährt M. mit der Liebe“. Drei Tage darauf hielt er ſeinen Einzug in Konſtantinopel, vertheilte reichliche Geſchenke an die Sieger und Beſiegten, verſtattete freie Uebung der Religion, ſetzte ſelbſt einen Patriarchen ein, machte Konſtantinopel zur Hauptſtadt ſeines Reichs und ließ zur Sicherheit am Eingange des Helleſponts, die Dardanellen anlegen. Nun ſandte er ein Heer gegen Skanderbeg, Fürſt von Albanien, das aber mehrere Niederlagen erlitt; eine andere Armee unter der eignen Anführung M.'s, drang bis zur Donau und begann die Belagerung von Belgrad, doch Johann Hunyades nöthigte ihn 1456 ſie aufzuheben. Der Tod dieſes großen Mannes weckte des Sultans Muth wieder, aber Hunyades Sohn, Matthias Corvinus, hielt die Türken ab und eroberte Bosnien. Im J. 1458 nahm M. Korinth und machte den Peloponnes ſich zinsbar. Er eilte von Eroberung zu Eroberung, vergrößerte ſein Reich durch die Einnahme von Sinopol und Trapezunt und eines Theils von Kappadocien; dann drang er bis zum ſchwarzen Meere und nahm 1474 den Genueſern Kaffa weg. Nur die Venetianer wagten ihm Trotz zu bieten; hierüber erzürnt, ſchwur der Sultan Venedig den Untergang. Zuerſt griff er 1470 die Inſel Negropont an, bemächtigte ſich ihrer Hauptſtadt Chalcis und ließ ſie plündern. Zehn Jahre darauf ſandte er eine gewaltige Flotte, Rhodus zu erobern. Der muthige Widerſtand der Johanniterritter und die heldenmüthige Tapferkeit ihres Großmeiſters Pierre d'Aubuſſon ſchlugen die Türken mit beträchtlichem Verluſte in die Flucht. M. rächte dieſe Niederlage durch die Einnahme von Otranto, deſſen Einwohner er niedermetzeln ließ. Ganz Italien zitterte, und M. zog eben eine Armee gegen die Chriſtenheit zuſammen, während er auf der andern Seite ſeine Waffen gegen die Sultane der Mameluken wendete, als er den 3. Mai 1481 zu Nikomedien ſtarb. Er hatte zwei Kaiſerreiche zertrümmert, 12 Königreiche erobert und über 200 Städte den Chriſten abgenommen. Auf ſeinen Grabſtein befahl er die Worte auszuhauen: „Ich wollte Rhodus nehmen und Italien erobern“, wahrſcheinlich wollte er hierdurch ſeinen Nachfolgern ihre Pflicht in Erinnerung bringen. Er ſprach griechiſch, arabiſch und perſiſch, verſtand Latein, zeichnete und beſaß für ſeine Zeit große Kenntniſſe in der Geographie und Mathematik; er hatte die Geſchichte der großen Männer des Alterthums ſtudirt, achtete die Malerkunſt, ließ aus Italien den Bellini kommen und überhäufte ihn mit Wohlwollen. Er verachtete alle Religionen und nannte den Gründer der ſeinigen einen Banditenchef. M. würde unter die großen Männer zu zählen ſein, wenn ſeine Grauſamkeit ſeinen Ruhm nicht befleckt hätte. Merkwürdig iſt, daß ſeine beſten Miniſter oder Generale chriſtliche Renegaten waren.

Muhamed IV., geb. 1642, wurde den 17. Aug. 1647, nach dem tragiſchen Tode ſeines Vaters Ibrahim I., der von den Janitſcharen erdroſſelt worden war, als Kaiſer anerkannt. Während ſeiner Minderjährigkeit führte ſeine Großmutter einige Zeit die Regierung, fand aber bei einer Revolution im Innern des Serails ihren Tod und der große Muhamed Kiuperli oder Kuprili trat als Großvezier an die Spitze der Verwaltung. Er wendete ſeine größte Sorgfalt auf die Beruhigung des Reichs, die er nur durch ſchreckliches Blutvergießen erreichen konnte. Bei der Thronbeſteigung des M. war die Türkei mit Ve-

Digitized by Google

nedig im Kriege begriffen. Der Großvezier wurde zwar bei Raab von dem bekannten Montecuculi geſchlagen, ſuchte aber ſeine und der Ottomanen Ehre durch die Eroberung Candias zu rächen; doch die Unruhen im Serail und der Einbruch der Türken in Ungarn machte einige Jahre hindurch dies Unternehmen lauer, ohne es darum zu unterbrechen. Endlich 1669 wurde die Belagerung von Candia durch den Achmet Kiuperli, einen der größten Feldherrn der Türken, mit doppeltem Eifer begonnen. Moroſini, der General der venetianiſchen Seetruppen und Montbrand, ein Franzoſe und Feldherr der Landmacht, vertheidigten es heldenmüthig. Die Belagerten, denen Ludwig XIV. unter Anführung der Herzöge von Beaufort und Noailles ein Hülfscorps von 7000 M. überſchickte, ſchlugen über 2 Jahre die Belagerer zurück, mußten jedoch endlich am 5. Sept. 1669 capituliren. Der Herzog von Beaufort ward in einem Ausfalle getödtet, Candia lag in Aſche und der Sieger hatte 100,000 M. eingebüßt. Nach der Einnahme Candias wälzte ſich die ottomaniſche Macht gegen Polen; M. führte 1672 die Armee in Perſon, nahm den Polen die Ukraine, Podolien, Volhynien und die Stadt Kaminiek und gab ihnen nur den Frieden unter der Bedingung eines jährlichen Tributs von 20.000 Thalern. Johann Sobieski wollte den Frieden nicht ratificiren, rächte ſeine Nation durch eine vollſtändige Niederlage der Feinde bei Choczim 1673 und zwang ihnen 1676 einen ehrenvollen Frieden ab. Einige Jahre darauf empörte der Graf Tekeli Ungarn gegen den deutſchen Kaiſer; der Sultan begünſtigte ihn. Mit einem Heere von 200,000 M. überſchwemmte der Großvezier Kara Muſtapha Ungarn und belagerte 1683 Wien. Seine geringe Energie ließ Sobieski Zeit, der bedrängten Kaiſerſtadt zu Hülfe zu eilen; er griff den 2. Sept. das Lager des Muſtapha an, hieb die Türken nieder und nöthigte ihn, mit Zurücklaſſung der Artillerie und des Gepäcks, ſein Heil in ſchmählicher Flucht zu ſuchen. Der Großvezier wurde auf Befehl des Sultans erdroſſelt. Seit dieſer Epoche gerieth die türkiſche Macht immer mehr in Verfall. Die Koſacken in Verbindung mit Polen vernichteten bald darauf eine türk. Armee. Zwiſchen dem Kaiſer, dem Könige von Polen und den Venetianern wurde 1684 ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Pforte geſchloſſen. Der Prinz Karl von Lothringen, Feldherr der kaiſerl. Armee, ſchlug die Türken den 12. Aug. 1687 bei Mohacz gänzlich und Moroſini nahm ihnen den Peloponnes weg. Die Janitſcharen ſchrieben die wiederholten Unfälle der Unthätigkeit des Sultans zu und ſtießen ihn den 8. Octbr. 1687 vom Throne auf den ſie ſeinen Bruder Soliman III. erhoben. M. ward in den Kerker geworfen, wo er den 22. Juni 1691 ſtarb. Es fehlte dieſem Fürſten weder an Muth noch an Geiſt; er beſaß aber einen unſtäten Charakter. Weniger als ſeine Vorgänger der Wolluſt ergeben, war ſeine Hauptleidenſchaft die Jagd.

Muhamedaniſche Religion oder der Islam d. h. Gottergebenheit, iſt die Religion, welche im Anfange des 7. Jahrhunderts Muhamed ſeinen Arabern gab und die ſich im Laufe der Jahrhunderte beſonders durch das Schwert ſo über Aſien, Afrika und Europa verbreitet hat, daß man gegenwärtig noch 120 Mill. Muhamedaner, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, Gläubige (Moslems, woraus der Name Muſelmänner entſtanden) zählt. Obgleich ſich nun dieſe vielen Millionen in mehrere Secten ſcheiden, ſo vereinen ſie ſich doch alle mehr oder weniger in den Grundlehren und Gebräuchen, wie ſie in ihrem heiligen Buche, dem Koran (Leſung, Buch) enthalten ſind, wozu eine Menge ſpäterer Beſtimmungen und Traditionen gekommen ſind. Die Muhamedaner theilen ihren Islam in den Iman (Glaube) und in den Din (Recht), mit Einſchluß der Moral. Zu dem Iman rechnen ſie 1 Fundamentalpunkt: Es iſt kein Gott, als der wahre Gott und Muhamed iſt ſein Prophet. Zum Din rechnen ſie 4 Fundamentalpunkte: 1) Gebet mit Waſchen und Reinigen, 2) Almoſen, 3) Faſten, 4) Wallfahrten. Wir wollen dieſe Eintheilungen, wozu noch einige Verbote kommen, beibehalten. — In dem erſten Fundamentalartikel ſind die 6 Punkte: Glaube an Gott; Glaube an die Engel; Glaube an die Schrift; Glaube an die Propheten; Glaube an die Auferſtehung und das Gericht; Glaube an die abſolute Vorherbeſtimmung. Im Glauben an Gott, ſtimmen die Muhamedaner mit den Chriſten auch in Bezug auf die Eigenſchaften im Weſentlichen ganz überein. — Der Glaube an die

Engel. Dieſe denken ſie ſich im Dienſte Gottes im Himmel lebend, mit reinen aus Feuer geſchaffenen Leibern ohne Geſchlechtsunterſchied. Sie ſingen Lobgeſänge, halten Fürbitten für die Menſchen, ſchreiben der Menſchen Handlungen auf und tragen den Thron Gottes. Die 4 Erzengel ſind Gabriel (Engel der Offenbarung), Michael (Schutzengel der Juden), Azraël (Todesengel), Iſrafil (der Poſaunenengel bei der Auferſtehung). Jedem Menſchen legen ſie 2 Schutzengel bei, die alle Tage verändert werden. Der Teufel (Eblis) iſt der gefallene Engel Azazil, der aus dem Uebermuthe fiel, daß er dem Adam keine Ehrerbietung beweiſen wollte. — Außer den Engeln glauben ſie noch an Genien, welche eſſen und trinken, ihr Geſchlecht fortpflanzen und ſterben. Die Schrift iſt, die von Gott an die Propheten gegebene öffentliche Offenbarung. Hierzu gehören 104 heilige Bücher, die aber außer dem Pentateuch, den Pſalmen, dem Evangelio und dem Koran ſämmtlich verloren gegangen. Von den Erhaltenen ſeien die 3 Erſteren ſo verfälſcht, daß nur im Koran (ſ. d.) allein das wahre Wort Gottes zu finden ſei, weshalb aber auch von dieſem der ächt Gläubige jedes Wort glauben müſſe. — Glaube an die Propheten. Ihre Anzahl wird auf 224,000 angeſchlagen, worunter 313 Apoſtel, von denen wieder 6 neue Geſetze gaben, nämlich: Adam, Noah, Abraham, Moſes, Jeſus und Muhamed. Sie alle ſind frei von groben Irrthümern geweſen, haben alle einerlei Glauben, der nur in Unweſentlichem verſchieden iſt. In Bezug auf ſeine eigne Glaubwürdigkeit beruft ſich Muhamed auf Weiſſagungen des alten Teſtamentes, wovon die meiſten aber von den Chriſten und Juden unterdrückt waren. — Glaube an die Auferſtehung und das Gericht. Sie nehmen eine allgemeine Auferſtehung und ein zukünftiges Gericht an, vorher aber gehe ein Mittelzuſtand. Wenn nämlich ein Menſch geſtorben iſt, ſo wird er alsbald im Grabe von 2 ſchwarzgelben Engeln im Glauben examinirt. Beſteht er, ſo bleibt er in Frieden ruhen; derjenige aber, der nicht beſteht, wird mit eiſernem Scepter geſchlagen und geſtochen, von 99 Drachen gequält und die Erde auf ihn gedrückt bis zum jüngſten Tage. Die Seelen aber gehen in dieſer Mittelzeit in das Berzakh (Mittelſtand) und zwar die Gläubigen nach 3 Claſſen: die erſte ſind die Propheten, dieſe gehen in das Paradies. Die zweite ſind die Märtyrer, die gehen in den Leib grüner Vögel, welche von Paradiesprodukten leben. Die dritte ſind die gemeinen Gläubigen, dieſe leben entweder neben ihren Gräbern, oder als weiße Vögel, oder im unterſten Himmel, die Meinungen ſind hierin verſchieden. Die Seelen der Gottloſen aber werden in der 7. Erde in eine Grube Sajin, oder in des Teufels Rachen geworfen, wo ſie bleiben, bis ſie wieder mit Leibern vereint werden. Von der Art der Auferſtehung lehren ſie, daß des Menſchen Leib nur bis auf das Rumpfbein (os Coccygis) verweſe: dieſes bleibe unverweslich bis auf den jüngſten Tag, wo es mittelſt eines 40tägigen Regens zum neuen Leibe erwachſe.

Als Anzeichen des jüngſten Tages werden unter andern angegeben: Verfall des Glaubens, Sonnenaufgang in Weſten, Krieg mit den Griechen mit Einnahme von Konſtantinopel, Erſcheinung des Antichriſts, welcher einäugig beſchrieben wird, mit dem Worte „Ungläubiger“ an der Stirn. Er wird zwiſchen Irak und Syrien 70,000 Juden um ſich verſammeln, aber von Jeſu bei den Thoren Lud erſchlagen werden; Wiederkunft Chriſti bei Damaskus, welcher Muhamedaner werden, heirathen, Kinder zeugen und nach 40 Jahren wieder werde ſterben müſſen ꝛc. — Beim Anbruch des Tages ſelbſt wird ein dreimaliges Blaſen der Poſaune ertönen, 1) das Blaſen der Beſtürzung, 2) Das Blaſen der Entſeelung, 3) Das Blaſen der Auferſtehung; bei dieſem fliegen die Auferſtehenden aus der Poſaune. Der Gerichtstag dauert 1000 oder 5000 Jahre. Alles erſteht, wie es aus Mutterleibe gekommen, oder in 3 Claſſen, zu Fuße, zu Pferde und kriechend. Die Gottloſen in 10 verſchiedenen Geſtalten z. B. die Gewinnſüchtigen als Schweine, ungerechte Richter blind, Gelehrte, die nicht nach ihren Worten wandeln, mit über die Bruſt hängenden Zungen, an denen ſie nagen, während fauliger Blutgeifer aus ihrem Munde läuft. Er wird auf der Erde gehalten. Die Zeit des Wartens wird für Gerechte und Ungerechte peinlich und lange ſein. Bei dem Gerichte ſelbſt wird Muhamed als Mittler zur Hand gehen. In 2 großen Waagſchalen werden die Werke gewogen, wobei zugleich die

Digitized by Google

Wiedervergeltung geſchieht, ſodaß von den guten Werken des Beleidigers zu denen des Beleidigten gethan werdeu. Das übriggebliebene Gute wird verdoppelt, ebenſo das Böſe. Auch die Thiere und Genien werden gerichtet. Nach beendetem Gerichtstage gehen alle über eine Brücke Sirat, welche mitten über die Hölle gelegt, feiner als ein Haar und ſchärfer als eine Meſſerſchneide iſt. Die Gottloſen fallen von da hinab in die Hölle, die Frommen aber gelangen mit Leichtigkeit über ſie hinweg. Die Hölle iſt in 7 Behältniſſen, das 1. Gehenna für gottloſe Muhamedaner, das 2. Ladha für Juden, das 3. Hotama für die Chriſten, das 4. Sair für die Sabier, das 5. Sakar für die Magier, das 6. Jahem für die Götzendiener, daß 7. Hawigat für die Heuchler. Die gelindeſte Strafe wird ſein, daß einer feurige Schuhe anbekommt, von deren Hitze das Gehirn ſiedet. Blos die Ungläubigen erleiden ewige Höllenſtrafen, die Gläubigen, bis ſie ſchwarz werden. Zwiſchen Hölle und Paradies iſt eine Mauer al Orf. Jenſeit der Brücke iſt zuerſt der Teich Muhamed's, woraus die Frommen mit ſchönem Waſſer getränkt werden, alſo, daß ſie in Ewigkeit nicht mehr durſten. In Beſchreibung des Paradieſes hat Muhamed für alle Gelüſte geſorgt. Ungewiß iſt es, ob es ſchon da iſt oder erſt nach dem Gerichtstage hinter dem 7. Himmel geſchaffen wird. Das Ganze wird als Garten gedacht. Deſſen Erde beſteht aus feinſtem Weizenmehle oder Safran, die Steine ſind Perlen und Hyazinthe, die Mauern der Gebäude ſind von Gold und Silber, unter den Bäumen, deren Stämme auch Gold ſind, ragt der Baum der Glückſeligkeit Tuba heraus, der ſeine Zweige in alle Wohnungen der Gläubigen ſendet. Reich an Gewäſſern iſt der Garten. Aber vor allen ſchön ſind die ſchönen Mägdlein des Paradieſes, von ihren großen ſchwarzen Augen Hur al oyun genannt. Sie ſind nicht aus Erde ſondern aus Moſch und Biſam geſchaffen, frei von allen natürlichen Unreinigkeiten, Gebrechen und Ungelegenheiten, denen dies Geſchlecht hier unterworfen iſt, von der ſtrengſten Ehrbarkeit und wohnend in großen Perlen als Zelten. Jeder Gläubige bekommt die Vermöglichkeit von 100 Männern zum Genuß aller dieſer Herrlichkeit. Vor den 8 Pforten dieſes Paradiesgartens ſind 2 Badequellen. Blos aus Barmherzigkeit Gottes kommen die Frommen an dieſen glückſeligen Ort, aber größer und geringer iſt die Seligkeit nach Verdienſt. Die Meiſten darin ſind Arme, die auch 500 Jahre eher hinkommen, die Meiſten in der Hölle ſind Weiber. Bei der Ankunft wird erſt eine große Mahlzeit gehalten. Jeder Paradiesbewohner bekommt 80,000 Diener und 72 Weiber nebſt ſeinen hieſigen, wenn er ſie will, u d ein koſtbares Zelt. Koſtbar der ganze Hausſtand, auch Weingenuß wird ſein. Sie leben ohne Nothdurft zu verichten und die Naſe zu ſchneutzen, ſondern ſchwitzen alles wohlriechend weg. Ihre Kleider ſind von grünſeidnen Brokatſtücken. Sie werden nie älter als 30 Jahre und 60 Ellen hoch wie Adam. Wenn ſie nicht wollen, bekommen ihre Weiber keine Kinder, aber wenn ſie wollen dann iſt in einer Stunde das Kind empfangen, geboren und erwachſen. Für das Ohr iſt durch Glocken an den Bäumen geſorgt, welche harmoniſch klingen, wenn man will. Von dieſer Paradiesherrlichkeit behielt ſich Muhamed als beſondere höchſte Herrlichkeit vor, das Anſchauen des Antlitzes Gottes. — Fromme Weiber kommen an einen beſondern Ort des Paradieſes, alte Weiber kommen nicht hinein, oder müſſen erſt durch Gebet wieder verjüngt werden. Glaube an abſolute Vorherbeſtimmung und Verhängniß. Die Muhamedaner glauben nämlich: alles was in der Welt geſchehen iſt, geſchieht und geſchehen wird, es ſei gut oder böſe, das rühre vom göttlichen Willen her und ſei unwiderruflich auf jener großen Tafel von Ewigkeit her aufgezeichnet, auch Glaube und Unglaube des Menſchen, Glückſeligkeit und Verdammniß.

Der zweite Haupttheil der Religion (Din) handelt: A. Vom Gebet mit Waſchen und Reinigen. Dieſe Waſchungen ſind 1) Ghorl, Untertauchen oder Badung des ganzen Leibes. Dieſes iſt blos nöthig bei außerordentlichen Verunreinigungen, als nach dem Beiſchlafe, nach Samenerguß u. A. m. 2) Wodu, das Waſchen des Geſichts, der Hände und der Füße nach beſtimmt vorgeſchriebenen Formen. Ein Ausſpruch Muhamed's lautet: Reinlichkeit iſt die Hälfte des Glaubens und Schlüſſel zum Gebet. Beſonders aber gilt das Waſchen auch als Symbol innerer Reinigung. Zu dieſen Reinigungsgeboten gehört

Digitized by Google

noch das Auskämmen der Haare, das Bartſcheeren, das Nagelſchneiden und Beſcheeren der Haare am Geſchlechtstheile. Das Geſetz der Beſchneidung iſt nicht im Koran enthalten, wird aber gewöhnlich beobachtet, aber erſt in den Jahren zwiſchen 6—16, wenn die Kinder nämlich den erſten Glaubensſatz ausſprechen können. — Das Gebet wird der Pfeiler der Religion und der Schlüſſel des Paradieſes genannt. Geſetzlich wird aller 24 Stunden 5 Mal gebetet, welche Termine durch einen Ausrufer angezeigt werden. Die Stellung der Betenden iſt ſo, daß das Geſicht nach Mekka gewendet iſt, wozu in den Moſcheen beſondere Niſchen (Mehrab) angebracht ſind. Es wird überdies bei dem Gebete auf innere Andacht gedrungen. Auch iſt es Geſetz, daß die Betenden zwar ehrbar aber nicht koſtbar gekleidet in die Moſchee gehen dürfen, daß aber den Weibern der Zutritt verſagt iſt. Von Almoſen. Sie werden im Koran ſehr empfohlen. Geſetzlich werden $2^1/_2$ Procent des Vermögens jährlich entrichtet, von verdächtigem Erwerb 20 Proc. z. B. vom Kaufmanne. Vom Faſten. Faſten wird für die Thür des Gottesdienſtes gehalten und werden dabei drei Grade unterſchieden, 1) Zähmung des Leibes, 2) Zähmung der Ohren, Augen, Zunge, Hände und Füße, 3) Faſten des Herzens, d. h. an nichts anderes zu denken als an Gott. Den ganzen Monat Ramadan, an welchem der Koran von Himmel gekommen, wird gefaſtet und zwar von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang, wo bei Strenggläubigen ſchon Riechen und das Ausſpeien des Speichels ein Faſtenbruch iſt. Man pflegt ſich aber dafür in der Nacht zu entſchädigen. Vom Wallfahrten. Wenigſtens einmal ſoll jeder Gläubige nach Mekka und Medinah gewallfahrtet ſein, doch kann man Stellvertreter ſtellen. Das Wallfahrtshabit ſind zwei grobe Tücher und Pantoffeln ohne Hacken. Auf dem Wege dahin dürfen ſie nichts verrichten, dort angekommen, küſſen die Pilger den ſchwarzen Stein (von dem man glaubt, daß es ein Edelſtein aus dem Paradieſe ſei und der in der Kaaba eingeſetzt iſt), trinken aus dem Brunnen der Hagar und durchlaufen 7 Mal die heilige Rennbahn. — Zu den Verboten gehören 1) das des Weintrinkens, 2) des Spielens, außer Schach, 3) das Verbot der Weiſſagungspfeile, 4) die Speiſeverbote, die auch bei den Juden gelten, 5) das Verbot gegen Wucher. Die 4 heiligen Monate ſind der 1. Moharam, der 7. Rajeb, der 11. Dhulkaada, der 12. Dhulhaja. Der Freitag iſt der heilige Tag. Es gibt 2 Hauptfeſte Beirams, 1) Id al fetr, das Feſt der Faſtenbrechung, am erſten Tage nach dem Ramadan, 2) Id al adha das Opferfeſt, wo die Opfer zur Wallfahrt geſchlachtet werden. Jedes dauert 3—6 Tage und das erſte namentlich iſt ſehr luſtig. Da die muhamedaniſche Religion zugleich das Civilgeſetz bildet, ſo ſind die Prieſter zugleich Rechtsgelehrte wie bei den Juden. Im Civilgeſetz iſt Polygamie erlaubt, doch auf 4 rechtmäßige Weiber beſchränkt, die übrigen gelten als Concubinen. Blutrache und Wiedervergeltungsrecht bei körperlichen Beleidigungen. Als eine der erſten Pflichten gilt der Kampf gegen die Ungläubigen. — Gleich nach Muhamed's Tode ſtanden zwei Hauptſecten 1) die Sunniten, die den Abu Bekr für den rechtmäßigen Nachfolger erkannten, ſo genannt von Sunna (d. i. Tradition), ſo fern ſie dem Koran eine mündliche Ueberlieferung an die Seite ſetzen, welche Specialitäten Muhamed's und Sittenſprüche enthielt. Dieſe zerfielen in 4 Nebenſecten. A. Haneſiten, welche rationaliſtiſche Grundſätze hatten. B. Maleciten, Buchſtabenorthodoxe, beſonders in der Berberei zu Hauſe. C. Shafeiten, deren Anführer beſonders hervorhob: man könne nicht Gott und der Welt zugleich dienen. Beſonders in Arabien und Perſien. D. Hanbaliten, deren Anſtifter läugnete, daß der Koran geſchaffen. Die 2. Hauptſecte ſind die Schiiten (Schismatiker), die ſtatt Abu Bekr den Ali für den rechten Khalifen erklärten. Sie zerfielen ſpäter in 70 Parteien, unter welchen die ſeltſamſten ſchwärmeriſchen Verirrungen ſich finden. Ein alter engliſcher Gelehrter ſagt von der muhamedaniſchen Religion: Muhamed iſt dem Beiſpiele der berühmteſten Geſetzgeber gefolgt, daß er nicht ſolche Geſetze gegeben, die an ſich die beſten, ſondern die beſten, die ihr Volk anzunehmen fähig war.

Mulatten, urſpünglich ſpaniſche Benennung für ſolche Menſchen, die durch Vermiſchung von Europäern mit Schwarzen überhaupt erzeugt ſind. Ihre Farbe iſt gelblich. Bei den Spaniern heißen auch alle Abkömmlinge von Mauren und Spaniern M.

Digitized by Google

Mulde, nächſt der Elbe der Hauptfluß Sachſens, entſteht in der Nähe von Kolditz aus der Vereinigung der Zwickauer oder weſtlichen Mulde, die bei Schöneck im ſächſiſchen Voigtlande entſpringt, Zwickau berührt und die Chemnitz aufnimmt und der Freiberger oder öſtlichen Mulde, die bei Graupen in Böhmen ihren Quell hat, an Freiberg vorübergeht und die Zſchopau aufnimmt. Nach ihrer Vereinigung berührt ſie in Sachſen die Städte Grimma und Wurzen. Sie dient hauptſächlich zum Holzflößen. Früher war namentlich bei Wurzen ein anſehnlicher Lachsfang, der aber jetzt faſt ganz aufgehört hat. Aus Sachſen geht ſie durch einen Theil der preuß. Provinz Sachſen und fällt bei Deſſau in die Elbe.

Mulgrave, Conſt. John Phipps, Lord, einer der kenntnißreichſten, geſchickteſten und kühnſten Seefahrer ſeiner Nation und nicht ohne Verdienſte um Vervollkommnung der Schiffbaukunſt, war 1744 geboren. Schon als 19jähriger Jüngling war er königlicher Fregattencapitän, gab aber 1768 den Seedienſt auf und wurde Mitglied des Unterhauſes. Um dieſe Zeit beſchäftigte die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt aus dem atlantiſchen Ocean durch das Polarmeer in das große Weltmeer, wieder lebhaft die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. M. erbot ſich die von der Regierung hierzu ausgerüſtete Flotte zu führen. Am 2. Juni 1773 ſegelte er in Begleitung des Capitän Lutwidge ab, allein unter 80° 48′ Br. hinderten ihn Eisfelder am weitern Vordringen. Am 24. Sept. d. J. kehrte er nach London zurück, erhielt nach ſeines Vaters Tode den Titel eines Lords Mulgrave, wurde 1777 Commiſſär bei der Admiralität und nach dem amerikaniſchen Kriege, in welchem er ſich als Flottenoffizier auszeichnete, zum Geheimen Rath und Pair ernannt. Er ſtarb zu Lüttich 1792. Seine Reiſebeſchreibung erſchien auf königlichen Befehl (Lond. 1774, 4.). — Sein Bruder Heinrich, ebenfalls Lord, Baron und Graf M., Pair und britiſcher Staatsminiſter, geb. 1755, focht ebenfalls im amerik. Freiheitskriege, trat 1790 in die Kammer der Pairs. Mit Nachdruck vertheidigte er nach der mißlungenen 3. Coalition gegen Frankreich (1805) alle Schritte des Miniſteriums welche darauf Bezug hatten und ſchob die Schuld des Fehlſchlagens auf Oeſterreich, welches zu eilig die Feindſeligkeiten begonnen. Als ſich nach Pitt's Tode das alte Miniſterium auflöſte, trat er aus dem Miniſterium und bekämpfte die neuen Miniſter mit allem Eifer. Im Jahre 1807 wurde er Lord der Admiralität und ſprach nachdrücklich gegen die Emancipation der Katholiken. Der unglückliche Ausgang der Expedition gegen die Inſel Walcheren, die er am meiſten betrieben hatte, ſetzte ihn harten Vorwürfen von Seiten der Oppoſition aus. Im Jahre 1819 wurde er Großmeiſter der Artillerie an Lord Chatams Stelle, zugleich Viscount Normanby und Graf Mulgrave mit dem Titel eines Generals der engliſchen Armee und Gouverneurs von Scarborough. Seit 1818 bekleidete der Herzog von Wellington ſeine Stelle als Großmeiſter der Artillerie. Er blieb indeß Mitglied des Parlaments und ſtarb 1831. — Er hinterließ einen Sohn Conſtantin George, den jetzigen Lord Normanby (ſ. d.).

Multiplication heißt dasjenige Verfahren in der Arithmetik, wodurch eine gegebene Zahl der Multiplicandus genannt, ſo viel Mal genommen oder zu ſich ſelbſt addirt wird, als eine andere ebenfalls gegebene Zahl, welche der Multiplicator heißt, Einheiten enthält; z. B. 4 mal 3 iſt 12, d. h. die 4 dreimal zu ſich ſelbſt addirt gibt 12. Multiplicator und Multiplicandus heißen gemeinſchaftlich die Factoren, und das Reſultat der Multiplication das Produkt. Als Zeichen der Multiplication dient entweder $\times$ oder ein Punkt (.), z. B. 5×7 oder $5 \,.\, 7$; bei einfachen Buchſtabengrößen gewöhnlich unmittelbare Zuſammenſtellung, z. B. $a\,b$. Auch aus mehr als zwei Factoren kann durch mehrmalige Multiplication ein Produkt gebildet werden, z. B. $5 \times 8 \times 9 = 40 \times 9 = 360$; ſind die Factoren gleich, ſo nennt man es eine Potenz (ſ. d.).

Multiplicationskreis iſt ein zu Höhenmeſſungen dienendes aſtronomiſches Werkzeug, beſtehend aus zwei um eine horizontale Axe in einer ſenkrechten Ebene drehbaren

Digitized by Google

Kreiſen von gemeinſchaftlichem Mittelpunkt. Mit dem innern Kreiſe iſt ein Fernrohr feſt verbunden, das in ſeinem Innern einen Spiegel enthält. Man dreht abwechſelnd beide Kreiſe zugleich, und den innern nach Befeſtigung des äußern. Dadurch hat man ein Mittel, einen verticalen Geſichtswinkel mehrere male nach einander meſſen und durch dieſe Vervielfachung der Meſſung die Fehler jeder einzelnen corrigiren zu können. Jetzt wird der M. ſelten noch gebraucht.

Multiplicator, Schweiggerſcher oder elektromagnetiſcher, ein einfaches aber höchſt wichtig gewordenes phyſikaliſches Inſtrument, welches in einem mehrere Male um eine freiſchwebende Magnetnadel herumgeführten mit Seite überſponnenen Drahte beſteht, durch den ein elektriſcher Strom geleitet wird. Der Strom kann noch ſo ſchwach ſein, ſo wird doch durch jede Umänderung ſeine Kraft verdoppelt und er wirkt mithin ablenkend auf die Magnetnadel. Nobili nahm ſtatt einer Nadel eine doppelte mit entgegengeſetzt gekehrten Polen. (S. Elektromagnetismus.)

Mumien nennt man durch Einbalſamirung vor Verweſung geſchützte Leichname. Das Wort iſt arabiſchen Urſprungs und bedeutet eigentlich Geſalzenes. M. finden ſich in mehreren Ländern; am berühmteſten aber ſind die ägyptiſchen. Hier findet man nämlich beſonders in der Fläche von Sakkara (in der Nähe des alten Memphis), in den beiden Gebirgsketten zur Seite des Nils von Kairo bis Siena und in der Nähe der Fläche, auf welcher einſt Theben ſtand, eine große Menge mit über 1000 Jahre alten Mumien angefüllter Höhlen. Die Art des Einbalſamirens war im Allgemeinen folgende: Zuerſt wurden die Eingeweide und das Gehirn aus dem Körper genommen. Die gereinigten Eingeweide wurden mit Palmwein gewaſchen und hierauf der ganze Körper 70 Tage lang in Salpeter gelegt. Hierauf wurden in alle Höhlungen des Leibes Oele und Balſame gegoſſen und dann der Körper mit baumwollnen Binden umwunden, welche ebenfalls mit wohlriechenden Oelen getränkt, verſchieden gefärbt und zum Theil vergoldet waren. Unmittelbar nach der erſten Binde finden ſich zuweilen verſchiedene Idole von Gold, Bronce, gebrannter, mit Firniß überzogener Erde, von vergoldetem oder bemaltem Holze, beſchriebene Rollen von Papyros und andere Gegenſtände. Einige M. haben auf der linken Seite unter der Achſelgrube eine Oeffnung, durch welche die Eingeweide herausgenommen wurden; anderen fehlt dieſe Oeffnung und bei dieſen ſcheint man die Eingeweide durch den After herausgebracht zu haben. Ebenſo ſind die Stoffe, mit denen man die M. tränkte, ſehr verſchieden. Theils nahm man gerbſtoffhaltige Mittel, theils Salze. Einige ſind mit aromatiſchen Harzen, andere mit Asphalt angefüllt. Die erſten von dieſen ſind am beſten erhalten und haben meiſtens noch ihre Zähne, Kopfhaare und Augenbraunen. Die mit Asphalt gefüllten ſind von röthlicher Farbe und kommen häufiger vor. Die gewöhnlichſten ſind jedoch diejenigen, welche erſt mit ſalzigen Stoffen behandelt und dann mit einer ſchlechteren Sorte von Asphalt (Piſſasphalt) gefüllt wurden. Dieſe haben keinen Zug des vorigen Anſehens; die Höhlungen und die ganze Oberfläche des Körpers ſind dicht mit Piſſasphalt bedeckt. Derſelbe hat die Haut, die Muskeln und die Knochen ſo durchdrungen, daß er mit ihnen nur eine Maſſe ausmacht. Es ſind die ſchwarzen M., die man häufig in Sammlungen von Alterthümern ſieht. Die wohlfeilſte Art der Einbalſamirung war endlich die, wo man die Körper nur 70 Tage hindurch in Salpeter legte und dann trocknen ließ. Statt der Harze hat man Sägeſpähne angewendet. Dieſe M. wurden nun gewöhnlich ohne weiteres Behältniß in die Grabhöhlen geſtellt; doch einige derſelben, wahrſcheinlich die der Reicheren, ſind in koſtbar verzierte Kiſten verſchloſſen, welche entweder aus mehreren aufeinander geleimten Stücken von Leinwand oder aus Sykomorus- oder Cedernholze beſtanden. Die Aegyptier balſamirten aber nicht nur menſchliche Körper, ſondern auch Thierkörper und zwar vorzüglich die des von ihnen verehrten Vogels Ibis, aber auch von Stieren, Schafen, Füchſen, Affen, Katzen, Fledermäuſen, Vögeln, Krokodilen und Fiſchen. — Außerdem findet man wohlerhaltene Menſchenkörper aus ſehr frühen Zeiten in Menge auf den canariſchen Inſeln in eigenen Katakomben. Dieſe ſind trocken, leicht, gelb und von ſtarkem Geruch, aber häufig von Würmern benagt. Sie ſind in Ziegenfelle eingenäht und

Digitized by Google

in Kiſten von Sabinaholz verſchloſſen und wohl erhalten. Sie ſcheinen durch Austrocknen an der Luft zubereitet und zugleich wiederholt mit einem aromatiſchen Firniß überzogen zu ſein. Auch in Mexiko fand man ähnlich zubereitete M. und die Peruaner verſtanden es ebenfalls, die Leichen ihrer Yncas unverſehrt zu erhalten. Auch in Europa werden die Leichen fürſtlicher Perſonen durch Einbalſamiren vor der Verweſung geſchützt. An manchen Orten bleiben die daſelbſt beigeſetzten Leichen blos wegen der trockenen und ſcharfen Luft unverweſt z. B. in einem Gewölbe der Domkirche zu Bremen, dem ſogenannten Bleikeller und in den Gewölben des St. Bernhardkloſters. — Die M. wurden früher beſonders von den arabiſchen Aerzten als Arzneien namentlich als ſtärkende und belebende Mittel empfohlen; doch hat man dies längſt aufgegeben. Auch Maler wandten die M. zur Bereitung einer braunen Farbe an.

Mumme, ein ſehr ſtarkes, dickes, ſchwarzbraunes kräftiges Hopfenbier, wird in Braunſchweig gebraut und wurde 1492 von Chriſtian Mumme erfunden. Sonſt wurde es ſelbſt bis nach Oſtindien verſendet; jetzt aber von den bayeriſchen Bieren ſehr verdrängt, übrigens auch wegen ſeiner Süßigkeit und ſyrupähnlichen Dicke nicht mehr ſo allgemein beliebt, iſt es gemeinlich nur als magenſtärkendes Getränk geſucht. Seine Hauptbeſtandtheile ſind außer Weizen- und Gerſtenmalz und Hopfen noch Tannenſproſſen, Majoran, Thymian, Fliederblüthen, Hahnebutten und Syrup.

Mummius, Lucius, ein aus einer plebejiſchen Familie gebürtiger Römer, der die Würden eines Tribunen, Prätors und Conſuls (146 v. Chr.) bekleidete. Später fiel Achaja ihm als Provinz zu, worauf er den achäiſchen Bund vernichtete und dem Kriege durch die Zerſtörung Korinths ein Ende machte. Ihm ward ein Triumph zuerkannt und der Ehrenname Achaicus zuertheilt.

Mumps, ſ. Bauerwezel.

Mund heißt im engern Sinne die zwiſchen der Naſe und dem Kinne gelegene Queröffnung, die Mundſpalte (os oder fissura oris). Umgeben iſt ſie von den Lippen (labia), welche aus einer äußern, der Geſichtshaut, und einer innern, der Mundſchleimhaut, angehörigen Hautplatte gebildet werden. An der Stelle, wo die äußere Haut in die Schleimhaut übergeht, wird die erſtere ſo dünn und zart, daß durch die Oberhaut (ſ. Haut) der zwiſchen beiden Schichten liegende Ring- oder Schließmuskel des Mundes (musculus orbicularis oris) hindurchſchimmert, woher die rothe Farbe der Lippen kommt. Außer dieſem Muskel, welcher, ohne ſich an einen Knochen anzuſetzen, die ganze Mundſpalte ringförmig umgiebt, vermittelt noch eine ziemliche Menge kleinerer und größerer Muskeln die Bewegungen der Lippen, wie dies die große Verſchiedenheit der Mundſtellungen beweist, welche man theils willkürlich beim Sprechen, Singen u. ſ. w., theils unwillkürlich hervorbringt. Im weitern Sinne bedeutet Mund die Mundhöhle (cavum oris), welche vorn von der Mundſpalte, hinten von dem Gaumenſegel (ſ. Gaumen), an beiden Seiten von den Backen, oben von dem Gaumen und unten von den das Zungenbein (ſ. Zunge) mit dem Unterkiefer (ſ. Kiefer) verbindenden Muskeln eingeſchloſſen wird. Bei geſchloſſener Mundſpalte iſt dieſe Höhle nur nach hinten theilweiſe offen, indem das von oben herabhängende Gaumenſegel den Boden derſelben nicht erreicht und hängt durch die hierdurch entſtandene Oeffnung (isthmus faucium) mit der Rachenhöhle (ſ. Schlund) zuſammen. Die ganze Mundhöhle iſt mit Schleimhaut ausgekleidet, welche zahlreiche Schleimdrüſen enthält, vorn über die Lippen in die äußere Haut übergeht und nach hinten ſich in die Schleimhaut der Athmungs- und Verdauungsorgane fortſetzt. In der Mundhöhle liegen die Zähne, die Zunge und die Ausführungsgänge der Speicheldrüſen. Der M. iſt ſehr mannichfaltigen Krankheiten unterworfen. Die Lippen, die beſonders vielen mechaniſchen Verletzungen ausgeſetzt ſind, neigen zu krebſigen Entartungen, die Zähne, die Zunge haben ihre beſondern Krankheiten und die auskleidende Schleimhaut wird beſonders leicht von Syphilis afficirt. Als eine den ganzen M. betreffende Krankheit iſt aber hauptſächlich die Mundfäule (stomacace), auch Mundſkorbut genannt, zu erwähnen. Sie beſteht in entzündlicher Anſchwellung aller Weichtheile des Mundes, verbunden mit

Digitized by Google

Schmerzen und Abſonderung eines zähen, übelriechenden Speichels, welcher die Zähne ſchwärzt, wozu ſich meiſt noch ein mehr oder weniger bedeutendes Allgemeinleiden geſellt, wenn dieſes nicht ſchon vorher wie bei allgemeinen Skorbut und Mercurialkrankheiten vorhanden und die Grundurſache des Uebels war. Beim gewöhnlichen Verlauf der Krankheit, d. h. wenn ſie nicht bis zur Bildung von Geſchwüren und Afterorganiſationen ausartet, welche eine beſondere Behandlung nöthig machen, ſo reicht ſchon die Beobachtung einer ſtrengen Diät und Entfernung der Urſachen hin, die Geneſung in 10—14 Tagen herbeizuführen. Das Uebel iſt um ſo unleidlicher, da es außer den Schmerzen, die es verurſacht, auch die Geduld des Kranken durch die Erſchwerung aller Functionen des M.'s auf eine oft harte Probe ſtellt. Zuweilen herrſcht die Mundfäule epidemiſch in naßkalten Gegenden und Jahreszeiten, übrigens entwickelt ſie ſich in Folge des Genuſſes unpaſſender Nahrungsmittel bei Kindern und ungünſtiger atmoſphäriſcher Verhältniſſe, ungeſunder Wohnungen u. ſ. w. — Bei den unterſten Thierclaſſen machen ſich beſonders zwei Arten von Mundbildungen bemerkbar, von denen die eine zum Umfaſſen der Nahrungsmittel, die andere zum Saugen beſtimmt iſt. Die erſtere Art iſt unendlich verſchieden in ihren Bildungen, die letztere dagegen beſteht meiſt nur in einer Art Schnabel oder Rüſſel. Bei den Fiſchen und Amphibien enthält die ſchon den Menſchen ähnlichere Mundhöhle faſt durchgängig feſte Zähne, welche aber mehr zum Faſſen als zum Zermalmen der Nahrungsmittel dienen; die Vögel beſitzen ſtatt des Mundes einen Schnabel und die Säugethiere haben ſämmtlich einen Mund, welcher dem des Menſchen ſehr ähnlich iſt, aber nach der Lebensart und den Nahrungsmitteln der Thierklaſſen eine ſehr verſchiedene Geſtaltung zeigt.

Munda, eine im Alterthum nicht unbedeutende Stadt im bätiſchen Hiſpanien, zwiſchen dem heutigen Ronda und Malaga in Granada, iſt berühmt durch die Schlacht im ſogenannten ſpaniſchen Kriege, in welcher Julius Cäſar am 17. März 45 v. Chr. in ihrer Nähe die Pompejaner unter dem jüngern Cnejus Pompejus und Labienus bekämpfte. Cäſar hatte 80 Cohorten und 8000 Reiter, Pompejus 10 Legionen. Die Schlacht dauerte bis gegen Abend, doch endlich ſiegte Julius Cäſar in Folge einer rückgängigen Bewegung, die Labienus, um den Fehler eines Befehlshabers zu beſſern, von einigen Cohorten machen ließ, die aber von den Seinen als Zeichen der Flucht angeſehen und von Cäſar, der in den vorderſten Reihen gefochten hatte, benutzt wurde. 33000 Feinde waren gefallen, die letzte Hoffnung der Pompejaner, deren Führer in der Schlacht ſelbſt oder auf der Flucht umkamen, war vernichtet und der Bürgerkrieg beendet.

Mundart, ſ. Dialect.

Mundharmonica, Maultrommel, Brummeiſen, ein muſikaliſches Inſtrument, welches aus einem rundgebogenen Eiſen beſteht, das zwiſchen den Zähnen gehalten wird und an welchem ſich eine ſtählerne Zunge befindet, durch deren Anſchlagen man einen brummenden Tron hervorbringt. Ein gewiſſer Scheibler in Krefeld hat mehrere Maultrommeln zuſammengeſetzt und auf dieſe Weiſe einen größern Tonumfang erzielt und nennt das Inſtrument Aura. Als Virtuoſe auf der M. iſt Koch berühmt.

Mundium bezeichnet im Allgemeinen ein Schutzverhältniß, ähnlich dem, das noch gegenwärtig bei der Vormundſchaft ſtattfindet. Urſprünglich bedeutete Mund ſoviel als Hand (manus), und dies findet für die früheſten Zeiten des deutſchen Volkslebens ſeine volle Erklärung dadurch, daß man damals den Schutz mehr durch die Hand und das Schwert angedeihen ließ, als durch den Mund oder die Rede, wie dies ſpäter der Fall. Das Mundium findet ſich zunächſt auf dem Gebiete des deutſchen Familienrechts; diejenigen, welche zur Familie gehören, waren nämlich theils Solche, welche das Mundium ausübten, alſo Schutz gewährten und dies konnten nur großjährige Männer ſein; theils Solche, welche unter dem Mundium ſtanden und das waren nicht Kinder, Schwache und Gebrechliche, ſondern auch Weiber. Uneheliche Kinder ſtanden nicht unter dem Mundium einer Familie, ſondern unter dem Schutze des Königs, weshalb ſie auch Königskinder hießen. Die Wirkſamkeit des Mundiums erſtreckte ſich übrigens nicht blos auf die Perſon; ſondern auch auf das Vermögen der Unmündigen oder der dem Mundium unterworfenen Familienglieder.

Digitized by Google

Der Zweck deſſelben ging weit mehr dahin, zu ſchützen, zu unterſtützen und vor und außer Gericht zu vertreten, ſomit die durch die Natur gegebene Ungleichheit auszugleichen, als dahin, die rechtliche Stellung des Einen auf Koſten des Andern, des Unmündigen, zu erhöhen, wie bei der römiſchen patria potestas. In dem M. war die Grundlage für das einheimiſche Familienrecht gegeben, die aber durch die Aufnahme des römiſchen Rechts nachtheilig erſchüttert worden iſt. Der Mann hatte das M. über ſeine Frau, daſſelbe war ſomit die Grundlage des Eherechts. Der Vater hatte es gleichfalls über ſeine ehelichen Kinder, ohne daß eine beſondere väterliche Gewalt vorkam. In ähnlicher Weiſe hatte es ſodann der nächſte Verwandte nach des Vaters Tode über deſſen hinterlaſſene unmündige Kinder; aber auch großjährige unverheirathete Perſonen weiblichen Geſchlechts ſtanden unter dem M., woraus ſich die, jetzt meiſt aufgehobene, Geſchlechtsvormundſchaft entwickelte. Endlich war ſelbſt für das Erbrecht das M. von Bedeutung. Noch gab es ein beſonderes Standesmundium oder des öffentlichen Rechts, welches nicht nur dem Könige über alle Diejenigen zuſtand, welche keinen Vormund hatten und doch eines Beſchützers bedurften, ſondern auch dem Herrn über ſeine Unfreien, die deshalb familia hießen.

Mundt, Theodor, einer der Schriftſteller des jungen Deutſchlands, wurde 1807 in Potsdam geboren, kam aber mit ſeinen Aeltern früh nach Berlin und erhielt hier auf dem Joachimsthalſchen Gymnaſium und der Univerſität ſeine Bildung. Er ſtudirte Philologie und Philoſophie und beabſichtigte ſich dem Lehrfache zu widmen, als eine bei dem Oberlehrerexamen von dem damaligen Examinator Profeſſor Lachmann gegen ihn begangene Ungerechtigkeit ihn veranlaßte, dieſe Laufbahn aufzugeben und ſich der Literatur zuzuwenden, um durch dieſe ſich möglicher Weiſe den Weg zur Univerſität zu bahnen. Einige Novellen, welche er im Jahre 1832 herausgab (Madelon, das Duell, der Baſilisk) erregten jedoch keine beſondere Aufmerkſamkeit, da ſich kein hervorſtechendes, eigenthümliches Talent in denſelben kund gab und erſt 1834 und 1835, als er die „Lebenswirren“ und die „Madonna“ ſchrieb, gelang es ihm, die Blicke des Publikums und der Kritiker auf ſich zu lenken. Dort hatte er die Täuſchungen geſchildert, welche der Liberalismus des Jahres 1830 durch die Machinationen des politiſchen Jeſuitismus erfahren hatte, hier proklamirte er das Princip der „Bewegung“ als das einzige Heil der Völker. Zugleich machte er das Recht der Sinnlichkeit gegen die verknöcherte Moral und die Abſtraction der Philoſophie geltend und erklärte ſich gegen die Ehe, als eine Schranke der freien Entwickelung der männlichen wie der weiblichen Kraft. Die Anſchauungen des St. Simonismus und Fourierismus traten hier, wie in Heine's, Laube's, Gutzkow's und Wienbarg's Schriften, zum erſten Mal in Deutſchland an das Licht und die Gläubigen wie die orthodoxen Politiker entſetzten ſich vor denſelben. Sie ſahen im Geiſte ſchon die bürgerliche Geſellſchaft unterwühlt, Thron und Altar bedroht und glaubten es der „heiligen“ Sache der Kirche wie des Staates ſchuldig zu ſein, dieſe Regung des „frechen Denkens“ mit Gewalt zu unterdrücken. Als M. ſich im Jahre 1835 nach der dazu erhaltenen Erlaubniß habilitiren wollte und eben im Begriff ſtand, ſeine Antrittsvorleſung zu halten, wurde ihm dieſelbe plötzlich von dem damaligen Rector Steffens unterſagt und bald darauf wurde auch der von ihm ſeit Jahresfriſt gegründete „Literariſche Zodiacus“, den er in Leipzig herausgab und an dem Männer wie Varnhagen von Enſe, Roſenkranz, Fürſt Pückler-Muskau, ſelbſt Göſchel mitarbeiteten, in Sachſen unterdrückt. Der darauf folgende Bundesbeſchluß deſſelben Jahres, welcher alle bis dahin erſchienene Schriften Heine's, Mundt's, Gutzkow's, Laube's und Wienbarg's verbot und die zukünftigen einer eigenen ſtrengen Cenſur unterwarf, krönte dieſe Maßregeln. Die Folge zeigte indeſſen nur zu bald, wie wenig Urſache man hatte, dieſes junge Deutſchland zu fürchten. Es war ihnen wohl um Ideen zu thun, weil ſie mit dieſen glänzen wollten, aber ſie waren auch nicht geſonnen ſich für dieſelben zu opfern. Sie zum Princip auszubilden und an dieſem unverbrüchlich feſtzuhalten, dazu fehlte es ihnen an philoſophiſcher Tiefe wie an Charakterſtärke. M. ſowie Laube und Gutzow ſuchte zuerſt, ſo gut es anging, zu temporiſiren und ergriff dann, als dabei nichts herauskam und er zur Entſcheidung gedrängt wurde, die Gelegenheit, welche ſich ihm darbot, ſeinen Frieden mit dem

Digitized by Google

Staate zu ſchließen. Im Jahre 1836 ſchrieb er eine „Kunſt der Proſa", worin er die Entwickelung der deutſchen Sprache durch die verſchiedenen Jahrhunderte verfolgte und zu dem Reſultate gelangte, daß bei uns, wie bei den alten Völkern, der Gedanke die poetiſche Anſchauung und die Proſa, daher auch die Poeſie zu verdrängen beginne, ein Reſultat, welches fortwährend durch die Gegenwart widerlegt wird, da der Geiſt der modernen Bildung uns gerade dahin führt, unſern Sinn ebenſo friſch für die Eindrücke der Natur wie des Geiſtes zu erhalten und die Poeſie ſich gleichmäßig mit den Gedanken aus der Unmittelbarkeit des Lebens neu erzeugt. M. laborirte hier, wie auch anderwärts, an halbverſtandenen philoſophiſchen Sätzen, doch enthielt das Buch, abgeſehen von dieſem Mangel, manche ſchätzenswerthe Charakteriſtik der früheren Literaturepochen. Die „Dioskuren", eine Monatsſchrift, welche M. ebenfalls 1836 in Berlin gründete und die eine zahmere Fortſetzung des Zodiacus ſein ſollte, konnte zu keiner Bedeutung gelangen. Um ſich eine neue Anregung zu verſchaffen, reiste M. 1837 nach Frankreich und England ſchilderte die in Paris und London gewonnenen Anſchauungen der franzöſiſchen und engliſchen Geſellſchaft, ſowie der ſocialiſtiſchen Bewegungen der Literatur dieſer Länder in den „Spaziergängen und Weltfahrten", in denen er ſich ziemlich offen für das demokratiſche Princip erklärte. Dasſelbe aber auch in Deutſchland geltend zu machen, dazu fehlte es ihm, als ihm der von ihm begründete „Freihafen" die beſte Gelegenheit dazu bot, wieder an Muth; ja, als er ſich und ſeine kritiſche Richtuug in den unterdeſſen aufgetauchten Halleſchen Jahrbüchern überflügelt ſah, konnte er ſich nicht einmal dazu entſchließen, ſich für den durch dieſe gewonnenen Fortſchritt zu erklären. Er blieb, durch ſeine Eitelkeit verführt, allein ſtehen und mußte es daher auch bald erfahren, daß in der Literatur wie im politiſchen Leben Stillſtand ein Rückſchritt iſt. Er ſträubte ſich gegen Ruge's, Feuerbach's und Bruno Bauer's Uebergewicht, bekämpfte dieſelben und verfiel dadurch in die kläglichſte Reaction, deren jemals ein jüngerer Schriftſteller ſich ſchuldig gemacht hat. Dafür erwarb er ſich jedoch die Gunſt des Miniſters Eichhorn. Dieſer geſtattete ihm, ſich an der Berliner Univerſität zu habilitiren, und verſprach ihm auch, ihn, ſobald es ſich thun ließe, zum Profeſſor zu ernennen. Um ſich dieſen hohen Beifall noch mehr zu ſichern, ſchrieb M. ſeinen Roman „Thomas Münzer", den er damals gerade begonnen hatte, in conſervativem Sinne, indem er Luther als einen durchaus beſonnenen und mäßigen Mann darſtellte, welcher ſich dem fanatiſchen Treiben Thomas Münzer's ſowie der aufrühreriſchen Bauern mit vollem Recht widerſetzt habe. Dieſelbe Taktik verfolgte er ferner bei ſeinen Vorleſungen an der Univerſität, die er im J. 1842 begann, indem er Schleiermacher, dieſen ſpitzfindigen, ſeiner ſelbſt durchaus ungewiſſen Sophiſten, deſſen Zweideutigkeit Strauß kurz vorher auf das Schlagendſte an das Licht geſtellt hatte, als den klarſten Kopf ſeiner Zeit rühmte und ihn Hegel gegenüberzuſtellen ſuchte. Dieſe Heuchelei, in welche ſich M. hierbei ſelbſt hineinredete, brachte ihm jedoch nur ſehr ungewiſſe Früchte. Die Studirenden beſuchten zwar ſeine öffentlichen Vorleſungen, in denen er ihnen hier und da zu Gefallen zu reden und die er überdies noch durch eingeſtreute Witze intereſſant zu machen ſuchte, ließen aber ſeine „Aeſthetik", welche er ſpäter privatim las, leer und mit dem Profeſſorwerden war es fürs Erſte nichts. Auch die „Geſchichte der neueren Literatur", welche er als Fortſetzung der Schlegel'ſchen Literaturgeſchichte 1842 herausgegeben und in welcher er nur ſehr Oberflächliches geleiſtet hatte, konnte ihm nicht dazu verhelfen. So griff denn M. wieder zu dem verzweifelten Mittel, wieder liberal zu werden und ſchleuderte in ſeiner jüngſten Vorleſung über „Luther und ſeine Zeit" fortwährend die heftigſten Angriffe auf die hiſtoriſche Schule und die gegenwärtigen Staatsverhältniſſe, ſodaß Hengſtenberg und Puchta ſich veranlaßt fühlten, ihn deshalb beim Senate zu denunciren. Auch begann er öffentliche Vorleſungen über den Socialismus und Communismus vor einem gemiſchten Publikum, um ſich au dieſem einen Rückhalt zu bilden. Wahrſcheinlich wird er dieſe Vorleſungen wohl bald dem Druck übergeben und wir werden dann entſcheiden können, wieweit er ſeine frühere Tendenz darin wiedergewonnen hat oder nicht. Auf die Entwickelung unſerer Zuſtände wird M. indeſſen ſchwerlich jemals Einfluß gewinnen, da er viel zu egoiſtiſch iſt, um ſich der unmittelbaren

Digitized by Google

Gegenwart mit voller Wärme des Gefühls hinzugeben. Er denkt immer nur daran, wie er ſich über die Dinge ſtellen und damit glänzen will. Er iſt ein bloßer Schönredner. Es iſt ihm nicht möglich, ſich von dem belletriſtiſchen auf den politiſchen und rein menſchlichen Standpunkt zu erheben. Auch in ſeinem äußern Vortrage wie in ſeiner ganzen Repräſentation iſt er geziert und komödiantiſch zugeſtutzt. Es wird ihm auch als Redner niemals gelingen, einen großartigen Effekt hervorzubringen. Er iſt kalt, auch bei der pathetiſchſten Declamation, vermag er nicht, ſich von dem gekünſtelten Styl des vor ihm liegenden Blattes loszureißen und dem Geiſte freien Spielraum zu laſſen; er ſucht nur nach dem eingelernten Effekt und ſpreizt ſich mit den mühſam zuſammengeſtellten, äußerlich glänzenden, aber innerlich doch nur leeren Worten. M. iſt als Docent auch nicht einmal der Schatten von dem, was unter den Hegelianern z. B. Gans war. Daß M. bei dieſen Eigenſchaften kein Dichter ſein kann, liegt auf der Hand. Seine Novellen ſowie ſein Thomas Münzer ſind nichts als verunglückte Verſuche, ſich durch Reflexion mit Gewalt zum Dichter hinaufzuſchrauben. Er bringt es auch hier nur zu einzelnen geiſtreichen Intentionen, zur Ausführung eines wahrhaft poetiſch empfundenen Ganzen fehlt ihm die ſchaffende Produktivität, das Genie durchaus. Ebenſo mangelt es M. an natürlichem Schönheitsſinn und Geſchmack. Faſt in all' ſeinen Novellen kommen die niedrigſten, natürlichſten Schilderungen vor. Es iſt ihm daher auch niemals gelungen, mit ſeinen Poeſien zu irgend einer Popularität zu gelangen.

Mungo Park, bekannt durch ſeine Reiſen in Afrika, wurde als der Sohn eines Landgutbeſitzers am 10. Sept. 1771 zu Fowlsbiels bei Selkirk in Schottland geboren. Er ſtudirte zu Edinburg die Arzneiwiſſenſchaft und ließ ſich dann in Selkirk als Wundarzt nieder. Nachher ging er nach London und darauf als Hülfswundarzt in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie nach Indien. Gerade als er 1793 aus Indien zurückkehrte, erhielt die African association zu London die Nachricht von dem Tode des Majors Houghton, welcher auf ihre Koſten eine Reiſe nach Afrika unternommen hatte. M. erbot ſich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung und brach am 22. Mai 1795 nach der engliſchen Factorei Piſania am Gambia auf, wo er ſich einige Monate zu ſeiner weitern Reiſe vorbereitete und die Mandingoſprache erlernte. Von Weſten nach Oſten durchſtreifte er dann die Königreiche Mulli, Bondu, Kädſchaga, Kaſſon, Kaarta und Ludamar. In letzterm gerieth er im Anfange des März 1796 nahe bei der Gegend, wo Houghton den Tod gefunden hatte, in die Gefangenſchaft des mauriſchen Königs Ali, wo er die roheſte Behandlung erfuhr und der offenbarſten Lebensgefahr ausgeſetzt war. Endlich faßte er den verzweiflungsvollen Entſchluß, auf gut Glück, landeinwärts zu fliehen. Das Wageſtück gelang ihm ſo glücklich, daß er in der dritten Woche ſeiner Flucht, am 20. Juli 1796, das große Ziel ſeiner Reiſe, den Niger, erblickte, deſſen Lauf er ſo lange verfolgte, bis er ſich unüberſteiglicher Hinderniſſe wegen zur Rückreiſe entſchließen mußte. Er ſchlug darauf den Weg weſtwärts längs des Niger ein und kam im Sept. im Königreiche Madingo zu Kamilia an, wo er erkrankte und ſieben Monate verweilen mußte. Ein Sclavenhändler, mit dem er einen Vertrag ſchloß, brachte ihn am 10. Juni 1797 wieder nach der engliſchen Factorei am Gambia; am 15. ging er über Antigua nach London und traf daſelbſt am 25. Dec. ein. Seine Beſchreibung dieſer Reiſe in den „Travels in the interior of Africa“ (Lond. 1799, 4.; deutſch, Hamb. 1799) iſt mit ſtrenger Wahrheitsliebe abgefaßt und äußerſt anziehend. Hierauf ließ er ſich 1801 wieder als Wundarzt zu Peebles in Schottland nieder, doch ſchon 1805 trat er eine neue Reiſe nach Afrika auf Koſten der Regierung an. Er ging im Apr. 1805 von Piſania am Gambia mit 36 Europäern, wovon 30 Soldaten, die übrigen Handwerker waren, nach dem Innern Afrikas; doch nur mit ſieben ſeiner europäiſchen Begleiter erreichte er im Aug. den Niger. Von Sanſanding am Niger im Königreich Bambara ſendete er im Nov. 1805 ſeine Tagebücher und Briefe nach Gambia, wo ſie auch ankamen. Hier baute er ſich ein Boot und ſchiffte ſich mit vier Europäern, die einzigen, die von ſeinen Begleitern noch am Leben waren, ein, und erreichte das Königreich Hauſſa, wo der durch Unterlaſſung eines Geſchenks beleidigte König ihn in einem engen Paſſe bei

Digitized by Google

Buſſa an einem Fluſſe, welchen er herabſchiffte, um die Mündung des Nigers zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Seine Gefährten wurden bis auf einen getödtet, er ſelbſt ſuchte ſich durch Schwimmen zu retten und ertrank. Durch Sclavenhändler kam noch im Jahre 1806 die Kunde von ſeinem Tode in die engliſchen Niederlaſſungen am Senegal. Die Nachrichten von dieſer zweiten Reiſe, nebſt einer Lebensgeſchichte des unglücklichen Reiſenden, erſchienen zu London 1825 (deutſch von Büttner, Sondersh. 1827). Um M.'s Papiere, welche der König von Jauri in Händen hatte, zu erhalten und die Ufer des Tſchadda zu unterſuchen, begab ſich ſpäter Lander (ſ. d.) nach Afrika.

Municipalität nennt man hauptſächlich in Frankreich die eine Municipalſtadt (ſ. Municipien) oder überhaupt einen Gemeindebezirk vertretende Obrigkeit, welche aus dem Maire (ſ. d.) und deſſen Adjutanten beſteht. Neben ihr beſteht ein Municipalrath, der die Controle über die von der Mairie geführten Rechnungen des ſtädtiſchen Finanzweſens führt und wegen der Bedürfniſſe der Gemeinde die Vorſchläge zu machen hat. Unterſtützt wird die Municipalität durch die Municipalgarde, eine Art Polizeiſoldaten.

Municipalverfaſſung, ſ. Gemeindeordnung.

Municipien (municipia) hießen bei den Römern unterworfene Städte, deren Bürgerſchaft mit der römiſchen durch Ertheilung des vollen römiſchen Bürgerrechts (civitas) und Aufnahme in die Tribus vereint waren, die aber dabei die ſelbſtändige Verwaltung ihres eigenen ſtädtiſchen Gemeinweſens behielten. Anfangs war Rom mit Ertheilung dieſes Municipalrechts freigebig, ſpäter ſehr ſparſam und erſt nach Beendigung des Bundesgenoſſenkriegs, als ſich die Civität über ganz Italien verbreitete, wurden alle italieniſchen Städte M. und der Unterſchied zwiſchen M. und Colonien, von denen ja auch die lateiniſchen in das Bürgerrecht aufgenommen wurden, hörte für Italien auf eine weſentliche zu ſein, obſchon die Verſchiedenheit der Benennungen noch fortdauerte. Julius Cäſar bereitete durch ſeine lex municipalis (45 v. Chr.) eine größere Gleichförmigkeit der innern Verfaſſung der verſchiedenen Municipien vor und beſtimmte ihr Verhältniß zum Ganzen des Staats; ein Bruchſtück davon hat ſich in der ſogenannten tabula heracleensis erhalten. Cäſar war auch der Erſte, der eine in der Provinz gelegene Stadt, Gades in Spanien, zum Municipium machte. Unter den Kaiſern wurden häufig Provinzialſtädte zu Municipien erhoben, doch in der Regel, ohne daß ihnen die ſelbſtändige Rechtspflege, welche die italieniſchen Municipien genoſſen, damit gegeben wurde, indem ſie vielmehr der Jurisdiction des Statthalters untergeben blieben. Die eigentlichen Bürger eines Municipium hießen municipes, unterſchieden von den bloßen Inſaſſen (incolae); nur die erſtern verſammelten ſich in den Comitien, die ſich in den italieniſchen M. ſo lange als in Rom erhielten; nur aus ihnen ging der Senat hervor, der in den M. gewöhnlich nach der Benennung ſeiner Mitglieder, der Decurionen (ſ. d.), ordo decurionum genannt wird, und dem die übrige Gemeinde, in der dann auch die Grundeigenthümer (possessores), ſowie andere Stände beſonders bezeichnet wurden, als plebeji gegenüber ſteht. Zu den Magiſtraten die in der Regel ebenfalls nur aus den Municipes gewählt werden konnten, gehörten: die nach der Zahl benannten duumviri oder triumviri oder quatuorviri (ſ. Duumviri), mit dem Zuſatz juri dicundo, wo ihnen, wie in Italien, die Rechtspflege zukam und praefecti juri dicundo genannt und zwar oben an die für die Geſchäfte des Cenſus beſtellten censores oder quinquemales, dann die aediles und quaestores; unter dieſen Ehrenämtern (honores) die niedern Beamtungen als munera und curationes. Erſt gegen das Ende des 4. Jahrh. n. Chr. kommen die defensores rei publica als Beamte zum Schutz der Gemeinde gegen Willkür der Staats- und Stadtbehörden vor. Der trefflich geordneten Städteverfaſſung, die auch von den beſſern Kaiſern, von Trajan bis Diocletian, gepflegt wurde, hatte der römiſche Staat zum guten Theil die Erhaltung ſeiner innern Kraft in der Kaiſerzeit zu verdanken; ſie brach zuſammen ſeit Konſtantin und ſein Nachfolger, unter denen nur Julian und die beiden Theodoſius ſich des Städteweſens annahmen, die Städte durch mannichfache Eingriffe und namentlich durch übermäßigen Steuerdruck, der am ſchwerſten auf den Decu-

Digitized by Google

rionen laſtete, herabbrachten. Ueber das Hinüberdauern römiſcher Städteverfaſſung in das Mittelalter vgl. beſonders Savigny „Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter“ (Bd. 1) und Raynouard „Histoire du droit municipal en France“ (Par. 1829).

Munition (Kriegsw.). Dazu rechnet man den Geſammtbedarf der Geſchütze und des kleinen Gewehrs an Ladungen, Geſchoſſen, Zündung und Zubehör, überhaupt den Schießbedarf; uneigentlich auch die Handbrandkugeln und Granaten, Pechkränze, Pechfaſchinen, Sturmſäcke, Mordſchläge u. dergl.

Munkacs, Bezirk und Stadt mit 5000 Einw. und große Salpeter- und Alaunſiedereien, im beregher Comitate in Oberungarn. Eine halbe Stunde von hier liegt das berühmte munkacſer Schloß auf einem hohen, ſchroffen, wunderlich gebildeten Felſen, durch Kunſt und Natur ſo befeſtigt, daß es höchſtens durch Hunger oder Verrätherei bezwungen werden kann. Auf ihm war einſt der Waffenplatz des patriotiſchen Grafen Emmerich von Tököly (ſ. d.), deſſen muthige Gemahlin es 1687 gegen die Kaiſerlichen vertheidigte, aber nach tapferer Gegenwehr endlich übergeben mußte. Lange hielt ſich auch auf M. ihr heldenmüthiger Sohn erſter Ehe, Franz Ragotzy (ſ. d.), als ſein Plan, das Vaterland von öſterreichiſcher Herrſchaft zu befreien mißlungen war. Die Feſte ergab ſich 1708 an den kaiſerlichen General Löffelholz und iſt ſeitdem zum Gefängniß für vornehme Staatsverbrecher beſtimmt. Die Herrſchaft M. kam 1728 durch kaiſerliche Schenkung an das gräfliche Haus Schönbrunn, iſt bis heute bei ihm geblieben, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch deutſche Colonien ſehr bevölkert und cultivirt worden und nimmt zwei Drittheile der Geſpannſchaft ein.

Muñoz, Juan Bapt., ſpaniſcher Gelehrter aus Muſeros bei Valencia, geb. 1745, ſtudirte zu Madrid und wurde, 20 Jahre alt, Profeſſor der Philoſophie zu Valencia, wo er 1799 ſtarb. Als Schriftſteller iſt er berühmt durch ſeine noch unübertroffene „Hist. de nuevo mundo“ (Madr. 1793, 1. Bd.), Geſchichte der Entdeckung und Unterwerfung Amerikas, zu welcher er ſich die Materialien aus den Archiven von Simancas, Sevilla, Cadix, Liſſabon ꝛc. ſammelte und hier einen Schatz von 130 Bänden, von Documenten und Originalbriefen von Colombo, Pizarro, Ximenes ꝛc. fand. Leider konnte er nur den erſten Band zum Drucke geben, über der Bearbeitung des zweiten ſtarb er.

Muñoz, Don Thomas, ſpaniſcher Generallieutenant, geb. 1743, geſt. 1823 zu Madrid, war einer der erſten Ingenieurs ſeiner Zeit. Es gelang ſeinem Talente und ſeiner Thätigkeit, Arbeiten zu Stande zu bringen, welche die größten Meiſter für unmöglich hielten. Wir erwähnen unter dieſen die nach ſeinem Plane ausgeführte und glücklich gelungene Abdämmung des Meeres von Cadix, welches dieſe Stadt mehrmals, ſo beſonders im Jahre 1755 zu verſchlingen drohte. Ohnſtreitig der größte, ſchwierigſte und gelungenſte Waſſerbau, welcher bis dieſe Stunde ausgeführt wurde. Das Hauptwerk beſteht aus einer über 2600 Fuß langen Mauer, hat aber, da von der Regierung ſeit einiger Zeit wenig Sorgfalt darauf verwendet wird, ſehr gelitten. Nicht weniger bewundert man die Arbeiten dieſes Meiſters in dem Zeughauſe und den Schiffswerften der Inſel la Caracca, 2 Meilen von Cadix. Uebrigens machte M. mehrere ſehr wichtige Erfindungen, zu welchen namentlich eine einfachere und ſichere Methode, Kriegsſchiffe auszubeſſern, gehört. Trotz ſo großem Verdienſte um das Vaterland in 58jähriger Dienſtzeit entging er dem Schickſale nicht, bei den traurigen Reactionen aus Spanien verbannt zu werden. Er lebte eine Zeit lang zu Paris und ſchrieb hier ſein Meiſterwerk: „Traité sur la fortification“, welches ihm allein den Ruhm des erſten Ingenieurs ſeiner Zeit ſichern kann. Kaiſer Alexander hätte den verdienſtvollen Mann gern in ſeine Dienſte genommen, allein er lehnte die glänzendſten Anerbietungen ab, kehrte endlich in ſein Vaterland zurück und lebte hier von der Unterſtützung ſeines Sohnes, da ihn die Regierung darben ließ.

Muntaner, En Roman, einer der trefflichſten Chroniſten des romaniſchen Mittelalters, wurde 1265 zu Peralada, einem Flecken in Catalonien, geboren. Im Jahre 1285 verlor er während des franzöſiſchen Einfalls in Catalonien, wobei Peralada in Flammen aufging, alle ſeine Habe. Er verließ darauf den heimiſchen Boden und führte nun

Digitized by Google

30 Jahre hindurch ein unſtätes abenteuerliches Leben in beſtändiger Kriegsübung und mannichfachem Wechſel des Schickſals, bis er endlich Valencia zu ſeinem dauernden Wohnſitze erwählte. Im Jahre 1352 begann er ſeine Geſchichte der Großthaten der Fürſten des aragoniſchen Hauſes von Jayme dem Eroberer bis zur Krönung des Königs Alfons IV. von Aragon, der er ſelbſt noch als Abgeordneter von Valencia beiwohnte, welche Geſchichte zugleich großentheils die ſeines eigenen Lebens iſt, da er meiſt als Augenzeuge und Mithandelnder berichtet. Die älteſten Ausgaben des cataloniſchen Originals ſind die von Valencia 1558 und Barcelona 1562, beide große Seltenheiten. Nach dieſen Ausgaben hat Lanz einen ſehr guten Abdruck des Originals für den Stuttgarter literariſchen Verein veranſtaltet (Stuttg. 1844), nachdem er zuvor eine treffliche deutſche Ueberſetzung (2 Bde., Lpz 1842) herausgegeben hatte. Sehr mangelhaft iſt die franzöſiſche Ueberſetzung bei Buchon in der „Collection des chroniques nationales franç." (Bd. 5 und 6, Par. 1827), fleißiger gearbeitet die ital. Ueberſetzung von Filippo Moiſé (Flor. 1844).

Murad I., Amurath, einer der berühmteſten türkiſchen Kaiſer, der mit ſeinem Vater Orchan I. die Macht der Osmanen gründete. Durch Gerechtigkeit und Weisheit organiſirte er den türkiſchen Staat, bildete die Bewohner desſelben durch Anlegung von Schulen und ſtiftete die Janitſcharen. Von Bruſa, wo die türkiſchen Kaiſer bisher reſidirt hatten, verlegte er ſeine Reſidenz 1361 nach Adrianopel, beſiegte die Servier, die Bulgaren und unterwarf ſich alle Emirs und Sultane in Kleinaſien. Außerdem eroberte er Siebenbürgen, die Moldau und Walachei, beſiegte ſeinen Sohn Saudſchi (Kontuſes), der ſich, mit Johannes, dem Sohne des griechiſchen Kaiſers verbunden, gegen ihn empört hatte, 1387, und ließ ihn blenden, machte ſich das griechiſche Kaiſerthum zinsbar und führte ſein Heer 1389 gegen die vereinigten Ungarn, Walachen, Albaneſen und Servier. Er beſiegte ſie zwar bei Kaſſowa gänzlich, hatte aber das Unglück auf dem Schlachtfelde von einem verwundeten Stiere getödtet zu werden. Ihm folgte ſein Sohn Bajazet I.

Murad II., türkiſcher Kaiſer, Sohn Muhamed's I., geb. 1403, gelangte 1421 auf den Thron und gerieth ſogleich mit dem griechiſchen Kaiſer Manuel in einen heftigen Krieg, in welchem M. außer andern Provinzen des griechiſchen Reichs Achaja und Aetolien eroberte. Von 1424—26 kriegte M. gegen den Fürſten von Servien, eroberte deſſen Land, wurde aber dadurch in einem Krieg mit Hunyad von Siebenbürgen verwickelt, der Belgrad eroberte und erſt nach Abtretung dieſer Stadt Frieden ſchloß. Kaum glaubte M. nun ſeinen Raub in Sicherheit genießen zu können, ſo verbanden ſich Venedig, Ungarn, Burgund, Polen und Papſt Eugen IV. gegen M., der die Ungarn unter ihrem Könige Wladislaw 1444 bei Varna gänzlich ſchlug und den König tödtete. Obſchon M. nun die Regierung niedergelegt und ſie ſeinem Sohne Muhamed II. übergeben hatte, mußte er doch von Neuem als Kaiſer auftreten. Er züchtigte die empörten Janitſcharen, mußte jedoch Georg Caſtriota (Skanderberg) als Fürſten von Epirus beſtätigen, beſiegte dagegen die Ungarn abermals gänzlich 1451 in einer 3tägigen Schlacht bei Kaſſowa. Nicht lange nach dieſem glänzenden Siege ſtarb M. zu Adrianopel. Ihm folgte Muhamed II.

Murad Bey, geb. um 1750 in Circaſſien, zeichnete ſich als Sclave von Muhamed Abu Dhahab ſo ſehr aus, daß ihn dieſer zu einem der Bey's von Aegypten ernannte. Hier trachtete er nach größerer Macht, ward deshalb von den übrigen Beys vertrieben, kehrte aber mit verſtärkter Macht zurück und gelangte durch Unterjochung mehrerer derſelben zu größerer Herrſchaft. Allein jetzt ſchritt die Pforte ein, entſetzte M. und ſeinen Genoſſen Ibrahim Bey ihrer Würden; allein M. ſiegte und machte ſich unabhängig von der Pforte. Beide theilten nun die Herrſchaft mit einander, geriethen aber mit den 1798 in Aegypten landenden Franzoſen ſogleich in Streit, von denen M. bei Rhamanieh, Schebreiſſa und bei den Pyramiden geſchlagen ward, worauf er zwar vor Deſaix nach Oberägypten floh, deſſen ungeachtet aber den Franzoſen großen Schaden that. Erſt nach dem Siege bei Heliopolis ſchloß Kleber den 30. April 1800 einen Frieden mit M., in welchem dieſer in ſeiner Würde anerkannt ward und ſich nun an die Franzoſen anſchloß, obſchon ihm Klebers Nachfolger, Menu, nicht traute. Bei dem ſpäter ausbrechenden Kriege der Franzoſen gegen die Eng-

Digitized by Google

länder und Türken in Aegypten blieb M. unthätig, lebte jedoch mit Muhamed Ali Paſcha in fortwährendem Kriege bis an ſeinen Tod 1811.

Muräne iſt der Name von mehreren Arten von Aalen, z. B. des gemeinen Meeraals, der an den Küſten um ganz Europa herum zu finden iſt und beſonders in England viel gefangen wird. Er erreicht eine Schwere von 30 Pfund iſt ſehr gefräßig, übrigens den Flußaalen ſehr ähnlich. Im ſtrengern Sinne verſteht man unter M. einen Seeaal, der nur im Mittelmeere häufig iſt. Er war ſchon den Alten bekannt und wurde namentlich von den Römern ſo geſchätzt, daß dieſe zur Zeit einreißender Sittenverderbniß große Küſtenteiche mit vielen Koſten anlegten, um dergleichen Fiſche ſtets haben zu können. Vibius Pollio ließ ſogar ſeine M., um ſie beſonders ſchmackhaft zu machen, mit den Körpern ſeiner Sclaven nähren.

Muralt, Konrad von, Bürgermeiſter des Kantons Zürich, wurde am 30. Oct. 1779 geboren. Seine Familie, die ſich urſprünglich de Muralti ſchrieb, war im 16. Jahrh. in Folge der religiöſen Stürme von Locarno nach Zürich ausgewandert und hatte den bedeutenden Handel mit Seide, den ſie getrieben, ſowie die Fabrikation dieſes Stoffes in ihr neues Vaterland mit übergeführt, welcher der Kanton Zürich einen bedeutenden Theil ſeines jetzigen Wohlſtandes verdankt. Von Vater auf Sohn war dieſer Handel, der ſie reich gemacht hatte, fortgeerbt und M.'s Vater, Heinrich von M., war ein umſichtiger Kaufmann, vielſeitig gebildet, doch nie geneigt, ſich mit öffentlichen Geſchäften abzugeben. M. erhielt eine ſorgfältige Erziehung und trat ſchon früh in das Berufsleben ein, benutzte aber alle freien Stunden zu eigener Fortbildung, wobei er Geſchichte und mathematiſch-militäriſchen Studien den Vorzug gab. Im Jahre 1814 wurde er zum Mitglied des großen Raths erwählt und gab bald darauf ſeinen früheren Beruf völlig auf; 1823 trat er in die Regierung ein, wurde 1829 zum Staatsrath und 1831, nach Gründung der neuen Verfaſſung, zum Bürgermeiſter erwählt. Doch als er in dieſer Stellung darauf antrug, einen politiſchen Verein, der ſich zu Baſſersdorf gebildet hatte, unter die Staatscontrole zu ziehen, und dieſer Antrag von der Mehrheit der volksvertretenden Verſammlung verworfen wurde, gab er, nebſt mehreren andern Mitgliedern der Regierung, ſeine Entlaſſung. Der Wille des Volkes berief ihn aber wieder in die Mitte des großen Raths und gern war er, ſelbſt in einer veränderten Stellung zur Regierung, fort und fort thätig, diejenigen Schöpfungen der neuern Zeit zu fördern, die ihm in Wahrheit mit dem Gemeinwohl in Einklang zu ſtehen ſchienen. Als im Frühjahr 1836 die Exiſtenz der Hochſchule bedroht war, wies er im Intereſſe dieſes Inſtituts und der übrigen Lehranſtalten der Stadt Zürich ein Capital von 1000 Louisd'or aus ſeinem Vermögen an. Bei der definitiven Gründung des Vereins zur Errichtung einer Eiſenbahn von Zürich nach Baſel ward er 1838 einſtimmig zum Präſidenten dieſes Vereins ernannt. Im Jahre 1839, als die Berufung des Dr. Strauß zum Profeſſor der Dogmatik und Kirchengeſchichte an die Hochſchule von Zürich den ganzen Kanton in Bewegung ſetzte, war M. vom Anfang an entſchieden gegen die Wahl des Dr. Strauß aufgetreten. Den Aſſociationen gegen die Regierung blieb er völlig fremd und begab ſich am 6. Sept. von ſeinem Landhauſe erſt dann nach Zürich, als man ihn benachrichtigte, daß es in der Stadt unruhig ausſehe und man nicht wiſſe, was geſchehe. In ſeiner vom Schauplatze des Ereigniſſes abgelegenen Wohnung in der Stadt blieb er allein auf ſeinem Zimmer und verließ ſie erſt nach dem Sturmläuten, um zu erfahren, was vorgehe. Gegen Mittag vernahm er, daß factiſch keine Regierung mehr beſtehe, daß das Schickſal des Kantons dem Zufalle preisgegeben ſei, während Tauſende bewaffnet ſich der Stadt näherten. Jetzt nahm er Theil an dem beginnenden Kampfe und wenn inmitten der hochaufgeregten Maſſen kein Menſchenleben im Parteihaſſe geopfert, ja nicht einmal eine Thätlichkeit gegen politiſche Widerſacher verübt worden iſt, ſo iſt dies zum großen Theil auch M. zu verdanken. Am 20. Sept. ward er vom neu verſammelten großen Rathe faſt einſtimmig zum Bürgermeiſter ernannt und hat ſeitdem fortgefahren, vermittelnd in den Kampf der Parteien zu treten, welcher ſein Vaterland bewegt. Auch als Schriftſteller hat ſich M. gezeigt durch die Biographie: „Hans von Reinhard, Bürgermeiſter von Zürich und

Landammann in der Schweiz" (Zürich 1838), die ein ſehr werthvoller Beitrag zur Geſchichte der letzten Jahrzehende iſt und beſonders zur Aufhellung der in mancher Beziehung noch dunkeln Mediationsperiode dient.

Murat, Joachim, geb. den 25. März 1767 (nach And. 1771), war der Sohn eines Gaſtwirths in einem Flecken bei Cahors, ſollte Theologie ſtudiren, entlief aber der Schule zu Toulouſe und nahm Militärdienſte. Sein ſchönes Aeußere und lebendiger Geiſt verſchafften ihm ein ſchnelles Avancement. Er ſtieg bald bis zum Brigadechef, verlor aber beim Sturz der Jacobiner dieſe Stelle. Während ſeines Aufenthalts in Paris lernte er Bonaparte kennen. Sein Aeußeres gewann auch dieſen; er wurde deſſen Adjutant, begleitete ihn 1796 nach Italien, focht hier tapfer in mehreren Treffen und wurde zum Brigadegeneral ernannt. Während des Feldzuges nach Aegypten leiſtete er Bonaparte weſentliche Dienſte; der Sturm auf St. Jean d'Acre, die gänzliche Vernichtung des 15000 M. ſtarken türkiſchen Heeres bei Ramanieh, unter dem Anführer Muſtapha-Paſcha, waren großentheils M.'s Werk; zur Belohnung erhob ihn Bonaparte zum Diviſionsgeneral. Die Revolution am 18. Brumaire fand ihn zu Paris, wo er mit ſeinen Grenadiren den Rath der 500 ſtürzte. Im Jahre 1800 vermählte er ſich mit Bonaparte's jüngſter Schweſter Caroline Mathilde, erhielt den Oberbefehl über die Garde, trug noch in demſelben Jahre zum Siege bei Marengo bei, ward Gouverneur der cisalpiniſchen Republik und 1804 Gouverneur von Paris und General en Chef. Nach Napoleons Erhebung zum Kaiſer erhielt er die Würden eines Marſchalls, Großadmirals und Prinzen des franzöſiſchen Reichs. In dem Kriege zwiſchen Frankreich und Oeſterreich (1805) ſchlug er, als General der franzöſiſchen Cavalerie, die Oeſterreicher unter Auffenberg bei Wertingen, den Erzherzog Ferdinand bei Ulm und den General Werneck bei Nördlingen, drang in Wien ein und erhielt dafür von Napoleon das Großherzogthum Berg. Im Jahre 1806 zeichnete er ſich bei Saalburg aus, entſchied die Schlacht bei Jena, nahm Stettin und Küſtrin und focht bei Eylau. Um die Krone Spaniens nach Bayonne zu holen, führte er im März ein Heer nach Madrid, war Urſache der Streitigkeiten zwiſchen Ferdinand VII. und ſeinem Vater Karl IV. und nöthigte endlich Beide abzudanken und noch im Auguſt desſelben Jahres ſaß er auf dem neapolitaniſchen Königsthrone. Nicht allein ſein imponirendes Aeußere, ſeine ſonderbare, mehr theatraliſche Art ſich zu kleiden, ein glänzender Hofſtaat, ſondern achtungswerthe Charakterzüge erwarben ihm die Liebe des Volkes und die Achtung der Großen dieſes Landes. Die ungeheuern Summen indeß, welche die Verſtärkung ſeines Heeres und die Erbauung einer Flotte, im Jahre 1810 und 11 dem Staate koſteten, entfremdeten ihm allmälig die Herzen ſeiner Unterthanen und er hatte mit mancherlei Hofintriguen zu kämpfen. Unterdeß brach der Krieg mit Rußland aus. An der Spitze der franzöſiſchen Cavalerie ſchlug er 1812 im Juli den General Oſtermann, entwickelte während des ganzen Feldzuges ein ſeltenes Feldherrntalent, übergab jedoch das ihm nach dem unglücklichen Rückzuge von Napoleon übertragene Obercommando des geſammten Heeres dem Vicekönig von Italien und ging nach Neapel; darauf übernahm er das Commando eines Theils der Armee bei Dresden, verließ jedoch das Heer nach der verlornen Schlacht bei Leipzig, ging wieder nach Neapel und begann hier Unterhandlungen mit Oeſterreich, wornach er den Alliirten ein Heer von 30,000 M. zu ſtellen verſprach, wenn ihm von ihrer und Englands Seite der Beſitz ſeiner Staaten zugeſichert würde. Empört über dieſe Untreue gegen Napoleon, verließen ihn alle franzöſiſchen Offiziere und ein großer Theil ſeiner Garde verweigerte ihm den Gehorſam. Er rückte demungeachtet im Febr. 1814, nach der Einnahme von Reggio, am Po vor; bald aber erregten die glücklichen Gefechte der Franzoſen in der Champagne und das zweideutige Benehmen der Engländer die Beſorgniß M.'s; die Oeſterreicher ſahen in ihm einen höchſt unzuverläſſigen Verbündeten, der ihnen bei Weitem nicht die gehoffte Unterſtützung gewährte. Nach dem Sturze Napoleon's im Monat April erklärte er ſich jedoch ganz für die Sache derſelben. Indeß hatte man ſein voriges Schwanken nicht vergeſſen und die erneuerten Anſprüche des Königs beider Sicilien auf die Krone von Neapel machten, daß die Berathſchlagungen des Wiener Congreſſes nicht günſtig für ihn ausfielen. Er

Digitized by Google

trat daher nach der Landung Napoleons abermals auf deſſen Seite, begann ohne weitere Kriegserklärung Feindſeligkeiten gegen Oeſterreich und drang mit ſeinem 40,000 Mann ſtarken Heere unaufhaltſam vorwärts. Oeſterreich ſicherte ihm nochmals Schutz und ungekränkten Beſitz ſeiner Staaten zu, M. wies jedoch dies Anerbieten zurück, drang immer weiter vor, mußte aber am Po, unweit Ferrara, den Oeſterreichern weichen, welche jetzt wieder die Offenſive ergriffen und ihn bis Florenz zurücktrieben. M.'s Heer ward dadurch entmuthigt, ein von ihm vorgeſchlagener Waffenſtillſtand von Seiten der Oeſterreicher ausgeſchlagen und M. im Monat Mai zur Schlacht bei Tolentino genöthigt, welche die gänzliche Flucht des neapolitaniſchen Heeres zur Folge hatte. Mit dem 14,000 M. ſtarken Reſte ſeiner Armee kam er am 18. Mai in Neapel an. Alles war hier in vollem Aufſtande, er ſelbſt ſchiffte ſich daher nach Frankreich ein; da ihn Napoleon jedoch nicht nach Paris kommen ließ, floh er nach Toulon, von da nach Baſtia, traf hier einige franzöſiſche Offiziere, ſammelte ein Corps Corſen und faßte den unbeſonnenen Entſchluß, ſich auf's Neue des Königreichs Neapel zu bemächtigen. Auf 7, mit Hülfe ſeiner Diamanten gemietheten Schiffen und 250 tapfern Leuten ſchiffte er ſich zu Ajaccio ein und beſchloß nach Salerno zu ſegeln. Ein Sturm, der ſeine Schiffe zerſtreute, vereitelte dieſen Plan. Der Capitän ſeines Schiffes Barberia ſchlug, als M. jetzt nach Trieſt ſegeln wollte, aus Mangel an Waſſer, eine Landung im Hafen von Pizzo vor. M., der ſeinen Paß nicht in die Hände des Capitäns abgeben wollte, ſtieg ſelbſt ans Land mit einigen ſeiner Gefährten, ward hier trotz ſeiner Verkleidung erkannt und auf der Straße nach der Hauptſtadt Calabriens, Monteleone, durch einen Gensdarmerie-Capitän, welcher mit ſeinen Leuten auf ihn feuerte, genöthigt umzukehren. M. floh an den Hafen zurück; hier war ſein Schiff bereits abgeſegelt. So wurde er gefangen, nach Pizzo geführt, hier auf einen von Neapel erhaltenen Befehl, vor ein Kriegsgericht geſtellt und am 13. Oct. 1815 daſelbſt erſchoſſen. Er ſtarb mit gewohntem Muthe, ohne Todesfurcht und Reue. Sein Leichnam iſt in der Kirche von Pizzo begraben. Vergl. „Vie et aventures de J. Murat" und „Catastrophe de M." (Paris 1816 und 1817), und Franceſchetti, Leon. Gallois und Coletta, über die letzten Tage M.'s. Außerdem: „Faits intéressans relatifs etc. par son aide-de-champ Macirone" (Genf 1817). — M.'s Witwe, Maria Annunciata Karolina, geb. am 26. März 1782 zu Ajaccio, nahm den Titel einer Gräfin von Lipona an und lebte fortan auf der Villa Campo Marzo in der Nähe von Trieſt. Sie ſtarb zu Florenz am 18. Mai 1839. Seine Söhne wanderten nach Amerika aus. Der ältere, Achille M. geb. am 21. Jan. 1801, wurde Landwirth zu Florida, ſpäter Advokat in Georgien und ſtarb am 15. April 1847 in Florida; Der jüngere, Lucian M., geb. am 16. Mai 1803, lebte bis 1848 als Advokat in Newyork und lebt gegenwärtig als Mitglied der franz. Nationalverſammlung in Paris. Des letzteren Sohn, Joachim M., wurde von ſeiner Großmutter zum Erben eines Theils ihres ſehr anſehnlichen Vermögens eingeſetzt. Die älteſte Tochter heirathete den Marquis von Pepoli in Bologna, die zweite, Julie Karoline, 1825 den Grafen Rusponi aus Ferrara.

Muratori, Ludovico Antonio, geb. den 21. Oct. 1672 zu Vignola im Modeneſiſchen, geſt. den 23. Januar 1750, trat, 22 Jahr alt, an die Spitze des ambroſianiſchen Collegiums und der damit verbundenen Bibliothek und ſtudirte hier die alte und neue Literatur. 1700 machte ihn der Herzog von Modena zu ſeinem Bibliothekar und Archivar. Mehrere Akademien Italiens und des Auslandes ernannten ihn zu ihrem Mitglied. Er beſaß ausgezeichnete Kenntniſſe in der Jurisprudenz, Philoſophie, Theologie, Alterthumskunde, Geſchichte ꝛc. und ſchrieb 46 Folio-, 34 Quart- und 13 Octavbände, und unter andern: „Anecdota quae ex Ambrosianae bibliothecae codd. nunc primum eruit L. A. Muratorius"; „Anecdota Graeca"; „Rerum italicarum scriptores ab anno 500" (Mail. 1725—51, 25 Bde.) usque ad annum 1600 (Florenz 1748—1770, 2 Bde.); „Antiquitates Italicae medii aevi" (Mail. 1738—42, 6 Bde.); „Noves thesaurus veterum inscriptionum"; „Annali d'Italia del principio dell' era volgare sino all' anno 1749"; „Della perfetta poesia italiana"; „Della publica felicità aggeto de buoni principi", (Lucca 1749).

Digitized by Google

Murawiew iſt der Name einer angeſehenen adeligen Familie in Rußland, die ſich durch gelehrte Expeditionen und Forſchungen ſeit länger als einem Jahrhunderte berühmt gemacht hat. — So unternahm ums J. 1734 unter der Regierung der Kaiſerin Anna Iwanowna ein ruſſ. Marinelieutenant M. mit dem Marinelieutenant Barlow gemeinſchaftlich eine Fahrt um Nordaſien, und gab dadurch gleichſam das Signal zu einer ganzen Reihe von Expeditionen. Berühmter als der Vorerwähnte iſt der noch lebende ruſſ. General Nikolai Nikolajewitſch M., der unter der Regierung Kaiſer Alexander's 1819 als Capitän des Gardegeneralſtabs der Expedition beiwohnte, welche auf Anordnung des damaligen Oberbefehlshabers in Gruſien, des Generals der Infanterie, Jermolow, unter Leitung des Majors Ponomarew nach der Oſtküſte des kaspiſchen Meeres beordert wurde, um Verbindungen mit den Turkomanen anzuknüpfen und zugleich um ſich genauere Aufſchlüſſe über das ganze zwiſchen dem Aral- und Kaſpiſee liegende Land für den Fall eines Kriegs mit den Chiwenſern oder Bucharen zu verſchaffen. M. beſitzt umfaſſende Kenntniſſe in allen Gebieten der militäriſchen Wiſſenſchaft und war daher vortrefflich geeignet zu einer Expedition, wo es galt, alte Irrthümer zu berichtigen und neuere Unterſuchungen, Meſſungen und Berechnungen anzuſtellen. Nach einer Aufnahme der Oſtküſte des Kaſpiſchen Meeres begab er ſich mit der Expedition nach Chiwa, um an den Unterhandlungen mit dem dortigen Beherrſcher Theil zu nehmen. Hier ſammelte er genaue Nachrichten über den politiſchen und militäriſchen Zuſtand Chiwas und über die Induſtrie und den Handel, die Sitten und Gebräuche, Religion und Aufklärung der Einwohner und gab nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland ſein in ruſſ. Sprache abgefaßtes Tagebuch zu Petersburg heraus.

Murcia führte, als Spanien ſich noch in die Länder der kaſtiliſchen und aragoniſchen Krone ſchied, als Theil der alten kaſtiliſchen Monarchie den Titel eines Königreichs, bildet aber jetzt eine der 45 Provinzen, in welche Spanien nach dem Decrete von 1833 getheilt iſt. Sein Flächeninhalt beträgt 370 □M. mit 473,866 Einw. Es bildet einen der ſchönſten Theile Spaniens, ſchließt das herrliche Thal der Segura in ſich und iſt wärmer und theilweiſe weit fruchtbarer als Andaluſien. Der Boden iſt vulkaniſch und macht M. zum Treibhaus, dem es bei Mangel an Regen, Bewäſſerung und Anbau dennoch nie an Ueberfluß fehlt. Im J. 1829 richtete ein Erdbeben hier ſchreckliche Verwüſtungen an. In einem Raume von ungefähr 4 □M. entſtanden gegen 5000 Oeffnungen, welche Steine, Seemuſcheln, Aſche, Sand, bituminöſe Stoffe und ſtinkendes Waſſer auswarfen, alle umliegenden Ortſchaften und Pflanzungen zerſtörten und den Boden ringsum unfruchtbar machten. Die gleichnamige Hauptſtadt der Provinz M. (Vergilia) an der Segura mit 37,000 Einw. iſt ſchlecht gebaut, hat 1 Kathedrale, 10 Pfarrkirchen und 18 Klöſter, und iſt gewöhnlicher Aufenthaltsort des Biſchofs von Carthagena. Durch das letzte Erdbeben hat ſie ſehr gelitten.

Muret, Marc Antoine, geb. 1526 zu Muret bei Limoges in der Provinz Limouſin in Frankreich, lehrte ſeit ſeinem 18. Jahre in den vorzüglichſten Städten Frankreichs und Italiens Humaniora, ließ ſich 1576 zum Prieſter weihen, las lange zu Rom über griech. und ital. Klaſſiker und Philoſophie und ſtarb daſelbſt 1585. M. iſt einer der beſten neuern lat. Styliſten, klaſſiſch, vielumfaſſend gelehrt, doch mehr dem ſprachlichen Gefühle als dem höheren Geiſtigen hingegeben, ſittlich ſchwach. Seine Commentare zu einzelnen Klaſſikern und Varr. lectiones, (zuletzt herausgegeben von A. Wolf zu Halle 1791) zeigen von großem Scharfſinn und räumen ihm einen hohen Rang unter den Philologen ein. Seine Reden, Briefe und Gedichte tragen ganz das Gepräge des klaſſiſchen Alterthums. Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien mit Noten von Dr. Ruhnken (Leyden 1789, 4. 8.).

Murhard, Friedr. Wilh. Aug., durch wichtige Schriften, ſowie durch weite Reiſen bekannt, wurde 1778 zu Kaſſel geboren, ſtudirte mit Fleiß auf dem Lyzeum ſeiner Vaterſtadt klaſſiſche Sprachen und Hebräiſch, Syriſch, Arabiſch und Perſiſch, ſowie Mathematik, machte 1799 eine Reiſe nach Konſtantinopel und die Levante, ſpäter durch Deutſchland,

Digitized by Google

Italien, Frankreich, die Schweiz und die Niederlande, deren Ergebniſſe er in ſeinem „Gemälde von Konſtantinopel“ (Penig 1805, 3 Bde., neue Aufl. Lpz. 1824), ſowie in der Zeitſchrift: „Konſtantinopel und Petersburg“ (herausgegeben mit Reimers und And.) und in dem „Gemälde des griechiſchen Archipelagus“ (Berlin 1807, 2 Bde.) niedergelegt hat. Nach Errichtung des Königreichs Weſtfalen übernahm er die Redaction des weſtfäliſchen Moniteurs, wurde Bibliothekar am Muſeum zu Kaſſel und Präfecturrath des Fuldadepartements. Nach der im Jahre 1813 erfolgten Auflöſung dieſer Verhältniſſe, mit der Aufhebung des Königreichs Weſtfalen wählte er Frankfurt a. M. zum Wohnſitz, ſetzte hier die von Poſſelt 1795 begonnenen „Europäiſchen Annalen“ von 1821 an unter dem Titel: „Allgem. polit. Annalen“ fort, wurde 1824 in die wegen des Attentats auf den Kurfürſten durch die bekannten kaſſeler Drohbriefe, angeſtellte Unterſuchungen verwickelt und erſt nach 6monatlicher Haft, in Hanau und Kaſſel, wieder in Freiheit geſetzt. Seitdem lebte er abwechſelnd in Kaſſel, München und Frankfurt a. M. und machte viele Reiſen nach der Schweiz, Italien, nach den Niederlanden, nach Frankreich, England, Dänemark und Schweden. Zu Anfange der dreißiger Jahre ließ M. eine Reihe von Monographien über einzelne wichtige Gegenſtände aus dem Gebiete der Staatswiſſenſchaften erſcheinen; auch gab er nachher einen Commentar über die kurheſſiſche Verfaſſung unter dem Titel „Grundlage des jetzigen Staatsrechts des Kurfürſtenthums Heſſen“ (2 Bde., Kaſſel 1834—35) heraus. Seine Hauptbeſchäftigung beſtand in der von ihm beſorgten Fortſetzung von Martens „Recueil des traités“. Im Jahre 1844 wurde er in Kaſſel wegen einer in ſeiner Abhandlung über Staatsgerichtshöfe im „Staatslexikon“ enthaltenen Stelle, die man auf Kurheſſen beziehen zu können glaubte, wieder in einen politiſchen Proceß verwickelt, bei deſſen Beginn verhaftet, nach drei Tagen aber gegen Caution entlaſſen. — Sein Bruder: Joh. Karl Adam, geb. zu Kaſſel 1781, wurde Doctor der Rechte zu Marburg, arbeitete zuerſt an der Oberrentkammer in ſeiner Vaterſtadt, war während der Dauer des Königreichs Weſtfalen 1809 Auditeur des Staatsraths bei der Finanzſection, Mitglied der Commiſſion zur Unterſuchung der Archive zu Kaſſel, trat nach Aufhebung des Königreichs in ſeinen früheren Poſten als Archivar zurück, gab bald darauf ganz den Staatsdienſt auf, lebte ſeitdem mit ſeinem Bruder zu Frankfurt als Privatmann, wurde 1824 mit ihm verhaftet und nach kurzer Zeit wieder freigelaſſen. Er ſchrieb: „Theorie des Geldes und der Münze“ (Lpz. 1817), welche Schrift viel Beifall fand, „Ideen über wichtige Gegenſtände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirthſchaft“ (Gött. 1808); „Ueber Geld und Münze“ (Kaſſ. u. Marb. 1809); „Theorie und Politik des Handels“ (2 Bde., Gött. 1831) und „Theorie und Politik der Beſteuerung“ (Gött. 1834).

Muri, ein aus mehreren kleineren Ortſchaften beſtehendes Pfarrdorf im gleichnamigen Bezirk des ſchweizer Cantons Aargau, iſt beſonders durch die Benedictinerabtei daſelbſt bekannt, welche 1026 gegründet wurde, große Reichthümer erwarb, 1841 aber durch Beſchluß des Großen Raths von Aargau aufgehoben wurde.

Murillos, Bartolomeo Eſteban, der Fürſt der Schule von Sevilla und der ausgezeichnetſte unter den ſpan. Malern ſeines Jahrhunderts, geb. zu Sevilla 1618, empfing den erſten Unterricht im Zeichnen von ſeinem Verwandten, Juan del Caſtillo. Seine frühern Werke, von denen man noch mehrere in Sevilla ſieht, tragen das Gepräge des damals in Spanien herrſchenden florentiner Geſchmacks. Namentlich arbeitete er in dieſer erſten Periode ſeines Künſtlerlebens mit angeſtrengtem Fleiße kleine Heiligenbilder und andere Gegenſtände für den Handel mit Amerika, und verſchaffte ſich dadurch ſo viel, daß er 1643 eine Reiſe nach Madrid unternehmen konnte. Hier verſchaffte ihm ſein Landsmann Velasquez (ſ. d.) die Erlaubniß, die Meiſterwerke eines Tizian, Rubens, Van Dyk zu copiren, doch hauptſächlich ſtudirte er die des Velasquez daſelbſt. Im J. 1645 kehrte er nach Sevilla zurück, wo er durch ſeine Gemälde im Kloſter Francisco allgemeines Staunen erregte und zahlreiche neue Aufträge erhielt. Seine ruhmvollſte Periode reicht von 1670—80, während welcher er die acht großen Bilder, die Werke der Barmherzigkeit

Digitized by Google

vorſtellend, für die Kirche des Hoſpitals San-Jorge de la Caridad malte, die ſich durch herrliche Compoſition, richtige Perſpective und überaus treffliches Colorit auszeichnen. Arbeiten von ähnlicher Vollkommenheit lieferte er für die Kirche de los Venerables und das Kloſter der Capuciner, in welchem letztern er 28 Bilder vollendete, die ſpäter nach Amerika kamen. Beſchäftigt mit der Ausführung eines großen Altarblatts für die Capuciner zu Cadix, darſtellend die Verlobung der heil. Katharina, ſtarb er zu Sevilla 1682. Seine Werke bezeichnen die höchſte Stufe, welche der Naturalismus erreichen kann, diejenige nämlich, wo die Charakteriſtik Schönheit geworden iſt. Deshalb wußte er ſeinen Madonnen einen faſt eben ſo hohen Reiz zu geben, wie jene Rafael's beſitzen, obſchon ihnen die hohe Reinheit derſelben fehlt. Deshalb gelang ihm auch in ſeinen lebensgroßen Genrebildern, z. B. die Betteljungen in der Pinakothek zu München, eine poetiſche Wirkung, welche ganz außerhalb des Horizonts der großen Italiener lag. Dabei unterſtützten ihn ein Colorit und ein Helldunkel, wie es nur ſehr Wenigen der Letztern zu Gebote ſtand. Er war der Gründer der Akademie zu Madrid und deren Präſident ſeit 1660. Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Stil ihres Meiſters ab. Viele ſeiner Werke ſind jetzt in Frankreich im Beſitz des Marſchalls Soult und durch neuere Ankäufe des Barons Taylor auch gegen 40 in dem Louvre, und in England; doch gibt es noch viele ausgezeichnete in ſeinem Vaterlande, namentlich in Sevilla, z. B. den heil. Antonius von Padua in der Kathedrale, und in der königl. Galerie zu Madrid, wo man deren 46 aufbewahrt, unter denen die Himmelfahrt der Maria eins der vortrefflichſten iſt. Auch die Dresdener Galerie beſitzt von ihm eine herrliche Madonna mit dem Kinde; ebenſo ſind mehrere in München und andere in Wien im Beſitze des Fürſten Eſterhazy.

Murky, eine Art jetzt veralteter Klavierſtücke, deren Hauptcharakter ein in gebrochenen Octavengängen fortlaufender Baß iſt, wie:

Der Kammermuſikus Sidow in Berlin wird als Erfinder genannt. Davon gebräuchlicher Ausdruck: Murkybaß.

Murmelthier, ein Nagethier mit breitem und glattem Kopfe, kurzen abgerundeten Ohrmuſcheln (welche zuweilen auch ganz fehlen), behaarter Schnauze, geſpaltener Lippe, kurzem haarigen Schwanze, ſtarken Füßen, vorn mit 4, hinten mit 5 Zehen. Die M. leben in Geſellſchaften zuſammen, graben ſich Höhlen und ſchlafen im Winter. Das Alpenmurmelthier iſt auf der obern Seite des Körpers grauſchwärzlich, mit dunklern Scheitel und Seiten des Kopfes, grauen Backen und Ohren und graulichbraungelbem Untertheil. Es hat ohne den Schwanz eine Länge von anderthalb Fuß, lebt auf den Alpen mehr als 4000 F. hoch über dem Niveau des Meeres von Alpenpflanzen und kleinen Thierchen, und hat eine kläffende oder pfeifende Stimme. Sie haben beſondere Sommer- und Winterhöhlen, in den letztern ſchlafen ſie im Winter in großen Geſellſchaften zuſammen. Jährlich trägt das Weibchen 3 oder 4 Junge, welche von den Savoyarden gefangen und zum Tanzen und zu poſſirlichen Stellungen abgerichtet werden.

Murner, Thomas, geb. 1475 zu Straßburg, geſtorben wahrſcheinlich um 1536, ſtudirte Theologie, wurde Franziskaner und bald darauf Lehrer an der Hochſchule im Breisgau. Im J. 1506 wurde er zu Worms vom Kaiſer Maximilian I. zum Dichter gekrönt, 1509 in Krakau Doktor der Theologie und 1515 las er zu Trier und 1519 in Straßburg juriſtiſche Collegia. Später folgte er einer Einladung König Heinrichs VIII. nach England, wo er an den durch dieſen König veranlaßten Disputationen über Kirchenverbeſſerungen Theil nahm. Er war nämlich ein heftiger Widerſacher der Mißbräuche der katholiſchen Kirche, ohne ſich jedoch mit Luther verſtändigen zu können. Als er ſich ſeit 1526 in der Schweiz aufhielt, wurde er auch, obgleich er gegen Proteſtantismus viel predigte, (1527) von den katholiſchen Kantonen des Landes verwieſen. In ſeinen Schriften ſpiegelt ſich ſeine Zeit auf das treueſte ab. Er iſt derb, kräftig, ungeſtüm, von dem red-

Digitized by Google

lichſten Eifer beſeelt, aber durchaus rückſichtslos und jeder mildern Form abhold. Auch wird er in ſeinem Eifer eben ſo oft frech und geſchwätzig, als grob und geſchmacklos. In ſeiner „Narrenbeſchwörung“ (Straßb. 1512) züchtigte er zuerſt und vielleicht am treffendſten die Gebrechen ſeiner Zeit und namentlich die Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit. Im Jahre 1512 gab er auch ſeine „Schelmenzunft“ heraus, in welcher er auf derb ergötzliche Weiſe hauptſächlich gegen Betrüger, nebenbei aber auch auf andere Laſter und Thorheiten losſchlägt. Im J. 1515 erſchien „die Mühle von Schwindelsheim“, ähnlichen Inhalts, wie die vorigen; 1522 ſchrieb er ein Buch von dem großen lutheriſchen Narren und ſpäter einen Kirchen- und Ketzeralmanach. Er wird für den Verfaſſer des Till Eulenſpiegel, wahrſcheinlich fälſchlich, gehalten. Er überſetzte denſelben vielleicht aus dem Plattdeutſchen ins Hochdeutſche. Vergl. Waldau „Ueber Th. M.'s Leben und Schriften“, (Nürnb. 1775). Eine Correſpondenz M.'s mit dem Magiſtrate der Stadt Straßburg iſt in Strobel's „Beiträgen zur deutſchen Literatur“ (Straßb. 1827, S. 67 ff.) mitgetheilt worden.

Murphy, Arthur, dramatiſcher Schriftſteller Englands, wurde zu Elphin 1727 geboren, verlor ſchon frühzeitig ſeinen Vater, erhielt jedoch eine gute Erziehung in dem College von Saint-Omer, von wo er 1744 ins Vaterland zurückkehrte, um in dem Hauſe ſeines Onkels zu Cork die Handlung zu erlernen. Dieſen Plan bald wieder aufgebend, wandte er ſich nach London, wo er eine Zeitſchrift unter dem Titel: „The Gray's-Inn Journal“, herausgab. Dies Blatt erregte Aufmerkſamkeit und wurde Veranlaſſung zu ſeinen Freundſchaften mit Moore, Johnſon und Hawkesworth. Aus Noth wurde er Schauſpieler. Nach einem Jahre nahm er wieder ſeine juriſtiſche Laufbahn auf. Die Rechtsgeſellſchaft von Middle-Temple aber verweigerte ihm den Eintritt, der ihm erſt nach wiederholter Verwendung hoher Gönner (1757) geſtattet wurde. Im ſelbigen Jahre gab er auch unter dem Einfluſſe des Miniſters Fox ein politiſches Blatt heraus, das ebenfalls, als jener das Portefeuille abgab, aufhörte, und als M. zu einem andern politiſchen Syſtem überging, hörte ſein Verhältniß zu Fox auf. Inmitten ſeiner Berufs- und andern Arbeiten ſchrieb er noch fürs Theater. Er ließ nacheinander eine Menge Bühnenſtücke erſcheinen, wovon einige mit vielem Beifall aufgenommen wurden und ſich noch bis heutigen Tages auf den Brettern erhalten haben. Die beliebteſten darunter ſind: „der Lehrjunge; der Tapezierer; Zenobia und das Griechiſche Mädchen“, Tragödie; die Poſſe: „drei Wochen nach der Hochzeit“; — „Know your own mind“ u. a. Ferner hat er Biographien von Johnſon und Garrick herausgegeben; auch den Tacitus und Salluſt, doch mit gewohnter Flüchtigkeit, überſetzt. Die Gönnerſchaft des Lord Longborough verſchaffte ihm endlich ein ſehr einträgliches Amt bei der Bank und für die letzten Jahre ſeines Lebens eine Penſion von 200 Pfund. Jeſſe Foot, ein Freund von ihm, hat ein „Leben Murphy's“ (1812 in 4.) herausgegeben, das viele intereſſante Notizen enthält. M. ſtarb am 18. Juni 1805.

Murr, Chriſtoph Gottlieb v., geb. den 6. Aug. 1733 zu Nürnberg, ſtarb den 8. April 1811. Er ſtudirte in Nürnberg und zu Altorf und bekleidete dann in erſterer Stadt die Stelle eines Zollamtmanns. Im J. 1770 gab er eine „Bibliothèque de Peinture“ heraus. Beſonders verdient und berühmt aber machte er ſich durch ſein Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Literatur, welches er von 1770 bis 1789 fortführte, und durch die Fortſetzung desſelben unter dem Titel: „Neues Journal“ u. ſ. w., 1798 und 99. Dasſelbe zeichnet ſich durch Gründlichkeit, Unparteilichkeit und Reichthum des Inhalts aus und iſt namentlich für die Geſchichte der deutſchen Kunſt wichtig. Außerdem ſchrieb er: „die Abbildungen der herculaniſchen Alterthümer“, eine „Geſchichte des 30jährigen Krieges“, die „Beſchreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs“, und 1805 die „mediceiſche Venus und Phryne.“ Er trat in ſeinem Journale ſowie in mehreren Flugſchriften gegen Nicolai und ſeinen Anhang auf und wurde daher in der allgemeinen deutſchen Bibliothek vielfach angegriffen und verſpottet. Er vertritt in dieſem

Digitized by Google

Streite in der That häufig den tiefern und geſundern Sinn, obgleich er allerdings auch ſich durch ſeinen Eifer zu mancher Uebertreibung verleiten läßt.

Murray, Jam. Stuart, Graf von, Regent von Schottland während der Gefangenſchaft der Maria Stuart, war der natürliche Sohn Jakob's V. von Schottland mit Margarethe, der Tochter des Lords Erſkine, und wurde 1531 geboren. In früher Jugend wurde er dem geiſtlichen Stande beſtimmt und erhielt das Priorat von St.-Andrews. Allein ſeine Mutter nahm ihn 1542, nach des Königs Tode, zu ſich auf das Schloß Lochleven und nährte in ihm ehrgeizige Plane. Als ſeine Halbſchweſter, die ſechsjährige Königin Maria Stuart, 1548 nach Frankreich gebracht wurde, begleitete er dieſelbe und ſuchte ſich allenthalben nothwendig und beliebt zu machen. Nach ſeiner Rückkehr wendete er ſich der proteſtantiſchen Partei zu, gelangte zu großem Einfluß und unterſtützte insgeheim die engl. Politik, ohne mit dem franz. Hofe zu brechen. Später verband er ſich aufs engſte mit der Königin Eliſabeth von England, um durch dieſelbe zur ſchott. Krone zu gelangen, und trieb auch unter dieſer Vorausſetzung das kirchliche Zerwürfniß in Schottland auf die Spitze. Deſſenungeachtet ſuchte Maria Stuart, als ſie 1561 in ihr Erbreich zurückkehrte, in ihm eine Stütze, legitimirte ihn und erhob ihn zum Grafen. M. hingegen zeigte ſich als Haupt der proteſtantiſchen Partei rauh und feindſelig und ſtellte ſich an die Spitze aller Verſchwörungen und Intriguen. Nachdem er die Vermählung der Königin mit Darnley vergebens zu hindern geſucht, reizte er Letztern zur Ermordung des Sängers Rizzio. Er entwich nach Frankreich, kehrte aber bald zurück und ſoll, einigen Geſchichtſchreibern zufolge, ſich mit dem Grafen Bothwell zu der geheimnißvollen Ermordung Darnley's verbunden haben. Dagegen klagte er ſelbſt ſogleich die Königin und Bothwell des Mordes an, ſtellte ſich im Mai 1567 an die Spitze des zum Schutze des Reichs verbündeten Adels und nahm die Königin am 15. Juni bei Carberry ohne Widerſtand gefangen. Während er hierauf dieſelbe auf Lochleven, dem Schloſſe ſeiner Mutter, zur Abdankung zwang, ließ er ſich von den proteſtantiſchen Baronen für den jungen Jakob VI. die Regentſchaft zuſprechen und verfolgte und unterdrückte mit großer Härte die katholiſchen Anhänger der Königin. Als er von der Flucht der Maria Stuart Nachricht erhielt, eilte er an der Spitze von 6000 M. herbei, zerſtreute deren Anhänger am 15. Mai bei Langſide und nöthigte dieſelbe, Zuflucht in England zu ſuchen. Im Einverſtändniſſe mit der Königin Eliſabeth und von derſelben reichlich beſoldet, eröffnete er hierauf eine gerichtliche Unterſuchung zu Edinburg über die Theilnahme ſeiner Halbſchweſter an der Ermordung ihres Gemahls und erſchien auch zu gleichem Zwecke in England. Zum Leidweſen Eliſabeth's, die in dem Uſurpator ſchon den ergebenſten Vaſallen erblickte, wurde jedoch M. am 23. Jan. 1569 zu Linlithgow von dem Edelmanne James Hamilton aus Privat- und Parteihaß ermordet. Er hinterließ zwei Töchter. Seine großen Schätze, die er durch Gewalt zuſammengerafft hatte, waren bereits in den politiſchen Beſtrebungen daraufgegangen.

Murray, Sir George, brit. Generallieutenant, der jüngere Sohn eines altadeligen, begüterten ſchot. Hauſes, trat bereits 1789 als Fähnrich in die brit. Armee, zeichnete ſich zuerſt im Feldzuge von 1793 in den Niederlanden aus und wohnte 1801 dem Kriegszuge gegen die Franzoſen in Aegypten bei. Hierauf kämpfte er längere Zeit gegen die Franzoſen auf den weſtind. Inſeln. Als Stabsoffizier betheiligte er ſich im Sept. 1807 an der Expedition unter dem Admiral Gambier und dem General Cathcart gegen Dänemark und war Zeuge von der Einäſcherung Kopenhagens und der Zerſtörung der dän. Flotte. Die Regierung theilte ihn hierauf dem Generalſtabe in Schweden zu, wo er ſich mit Umſicht und Gewandtheit benahm. Darauf ernannte ihn Wellington bei der Landung in Portugal im J. 1810 zum Chef ſeines Generalſtabs, in welcher Stellung er an allen Ereigniſſen und Kämpfen auf der pyrenäiſchen Halbinſel bis zum J. 1814 Theil nahm. Nach dem erſten Friedensſchluſſe wurde er als Generalſtabschef nach Nordamerika geſendet, und nachdem auch hier der Friede hergeſtellt war, erhielt er den Oberbefehl über die brit. Streitkräfte in Canada. Später berief ihn die Regierung als Oberbefehlshaber

Digitized by Google

nach Irland. Als jedoch im Jan. 1828 die Tories ans Staatsruder gelangten, ernannte ihn Wellington zum Staatsſecretär für die Colonien. M. bewies in dieſem Amte der Politik ſeines frühern Generals einen wahrhaft militäriſchen Gehorſam und zog ſich ebenfalls zurück, als die Tories im Nov. 1830 von der Verwaltung abtraten. In den Reihen der Toryoppoſition im Unterhauſe war er bei den Discuſſionen über die Reformbill thätig. Als im Nov. 1834 Sir Robert Peel vom König Wilhelm IV. mit der Bildung eines Toryminiſteriums beauftragt wurde, erhielt M. die Stelle eines Feldzeugmeiſters, die er jedoch mit dem Rücktritt der Tories im April 1835 wieder niederlegen mußte. Als Peel im Aug. 1841 wieder an die Spitze des neuen Toryminiſteriums trat, betheiligte ſich auch M. nochmals an der Regierung, indem er das Amt eines Feldzeugmeiſters der Artillerie wieder übernahm, doch legte er nebſt ſeinen Parteigenoſſen im Jan. 1846 ſeine Stelle nieder, weil er ſich mit der Politik des Premierminiſters rückſichtlich der Schutzzölle nicht in Uebereinſtimmung befand. Er ſtarb am 29. Juli 1846.

Murrhiniſche Gefäße (lat. vasa murrhina oder blos murrhina) hießen im Alterthum eine Art Prunkgefäße, beſonders Becher, Näpfe und Schalen, die ſich durch Koſtbarkeit des Stoffs wie durch Gefälligkeit in der Bearbeitung auszeichneten. Mithridates der Große, König von Pontus, beſaß ſolche, von denen Pompejus mehrere an ſich nahm, im J. 61 v. Chr. in Rom einführte und dort in den Tempeln als Weihgeſchenke niederlegte; auch Auguſtus erhielt nachher einige ſolche Gefäße aus der ägyptiſchen Beute, und ſo wurden ſie ſpäter ſelbſt unter Privatperſonen als Luxusartikel gewöhnlich, doch ſtanden ſie ſtets in hohem Preis. Sie waren aus einem verſchieden gefärbten, undurchſichtigen, aber ſehr zerbrechlichen Stoffe verfertigt, von dem ſich nichts erhalten hat, denn die ſogenannte Portland-Vaſe (ſ. d.) iſt nur mit Unrecht hierher gerechnet worden. Daher hat man auch über die eigentliche Beſchaffenheit der Maſſe die verſchiedenſten Muthmaßungen aufgeſtellt. Der Name murrha ſelbſt iſt wie die Sache weder griechiſch noch römiſch, ſondern ſtammt aus Aſien; noch jetzt heißt bei den Ruſſen die Glaſur der Thonwaaren Murawa. Der ältere Plinius hielt die Maſſe für ein Foſſil, eine Art Onix, wie man ihn in Parthien und Karamanien finde, deſſen Vorzug in dem Buntfarbigen und Gefleckten und in dem ſchönen Farbenſpiel von Purpur und Weiß beſtand, ſodaß ſich die Farben wie im Regenbogen ineinder verloren. Spätere und neuere Archäologen aber erklärten den Stoff bald für eine Gattung Chalcedon mit veränderlichen Farben, wie den Giraſol oder Kacholong, bald für Dendrachat, Sardonyx, Flußſpath, bald auch für den chineſ. Edelſtein Yu; Caylus ſtellte die Anſicht auf, die Maſſe habe aus Eiſenſchlacken beſtanden; Veltheim hielt ſie für chineſ. Speckſtein, Böttiger u. A. für glasartiges Porzellan, eine Nachahmung des alten chineſ. Porzellans. Vgl. Chriſt, „De murrhinis veterum“ (Lpz. 1743, 4.); Veltheim, „Ueber die vasa murrhina“ in ſeiner „Sammlung einiger Aufſätze“ (Bd. 1., Helmſt. 1800) und die Abhandlungen von Böttiger in den von Sillig herausgegebenen „Kleinen Schriften archäologiſchen und antiquariſchen Inhalts“ (Bd. 2., Dresd. u. Lpz. 1838), von Roloff und Buttmann in Wolf's „Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften“ (Bd. 2) und von Mongez in den „Mémoires de l'Institut national des sciences des arts“ (Bd. 2).

Murten, Stadt im Canton Freiburg in der Schweiz, ſehr ſchön auf einer kleinen Anhöhe am murtner See gelegen; iſt klein aber gut gebaut, hat drei Kirchen, ein reiches Spital und 1700 Einw., wovon ein großer Theil unthätig iſt und in armſeligen Umſtänden lebt. — Hier war die berühmte Schlacht den 22. Juni 1476. Wüthend über das Unglück bei Granſon, bot Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Alles auf, erpreßte Geld und Menſchen und erſchien mit 40,000 Mann an dem genfer See. Von Lauſanne brach er auf nach Bern. M., deſſen Vormauer, wurde beſetzt; 1000 Mann ſchützten Freiburg. Die Reiſigen von Oeſterreich und der Banner von Straßburg hielten treu mit den Eidgenoſſen. Im Mai gingen Karl und der Graf von Romont auf beiden Seiten des Murtenſees, dieſe Stadt zu nehmen. Zehn Tage lang hielt Bubenberg mit 2000 M. die Belagerung und mehrere Stürme aus. Unterdeſſen ſammelten ſich die Banner aller

Digitized by Google

Orte zu Bern und zogen in der Nacht hinaus. In erfolgsgewiſſer Haltung wartete das noch einmal ſo ſtarke feindliche Heer am Morgen des 11. Juni 1476 des Angriffs. Nach 6 Stunden Regen traten die Schweizer aus dem Murtenwalde hervor, und kniend im Gebete begrüßten ſie die eben in vollem Glanze durch die Wolken brechende Sonne und bereiteten ſich zur Schlacht. Zuerſt wurde das Geſchütz genommen und gegen die Burgunder gerichtet; zu gleicher Zeit wütheten die Büchſen der Entlibucher und Oberländer in die Flanken des Feindes; daß Fußvolk trennte ſich und umwickelte den Herzog ſelbſt, als Bubenberg durch einen Ausfall aus M. die lombardiſchen Reiter auseinander warf und Hartenſtein auf den Höhen hinter dem Feinde erſchien. Ein harter Kampf tobte nun um den Herzog, den ſeine Leibwächen und der Engländer tapfere Hilfsvölker vertheidigten. Dieſe verloren ihren Anführer, den Herzog von Somerſet; Fußvolk und Reiter kamen in Verwirrung, und der Herzog floh mit 3000 Reitern vom Schlachtfelde. 15,000 Erſchlagene bedeckten den Boden bis über Wisliburg; den Romont tödteten die Eidgenoſſen auf der Flucht, tödteten und zerſtreuten ſeinen Heerhaufen. Das ganze Lager mit großen Koſtbarkeiten fiel in die Hände der Sieger, die nur 1400 Todte und 600 Verwundete zählten. Die Gebeine wurden in ein Beinhaus, $^1/_2$ Stunde von der Stadt gelegt. Deſſen urſprüngliche lateiniſche Inſchrift lautete: „D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae ducis, exercitus, Moratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. A. D. MCCCCLXXVI.“ Dieſes Denkmal zerſtörte ein franzöſiſches Regiment, welches aus Bewohnern des ehemaligen Burgunds beſtand, den 2. März 1798; die Tagſatzung ließ aber 1822 einen Obelisk als Nationaldenkmal aufrichten.

Murzuk, ſ. Fezzan.

Muſagetes, d. i. Muſenführer, iſt ein Beiname des Apollon, als Vorſteher und Lehrer der Muſen, in ſpäterer Zeit wurde auch Herakles ſo genannt. In neuern Zeiten iſt M. zum Ehrennamen für einen Gönner der Wiſſenſchaften und Künſte geworden.

Muſäos, ein berühmter griech. Dichter und Philoſoph aus dem mythiſchen Zeitalter, der nach des Orpheus Vorſchriften (deſſen Sohn und Schüler er nach der Sage iſt), die gottesdienſtlichen Gebräuche, namentlich bei den Eleuſinien und andern Myſterien eingeführt haben ſoll. Seine Werke ſind bis auf einige Verſe verloren gegangen. — Ein ſpäterer Dichter gleiches Namens, deſſen in den Handſchriften der Grammatiker Erwähnung geſchieht, und der wahrſcheinlich im 5. oder 6. Jahrh. n. Chr. lebte, iſt der Verf. des bekannten ſchönen erotiſchen Epos von der Liebe der Hero und des Leander. Die erſte Ausgabe iſt von Aldus Manutius um 1499, ſpätere gute Ausgaben ſind von Schrader (Leuwarden 1741; verbeſſerter Abdruck von Schäfer, Lpz. 1825), Heinrich (Hanov. 1793), Paſſow, mit Einleitungen und einer trefflichen deutſchen Ueberſetzung (Lpz. 1810) und Möbius (Halle 1814); überſetzt wurde es in faſt alle Sprachen, ins Deutſche zuletzt von Vorberg in „Hellas und Rom“ (Bd. 1., Stuttg. 1842).

Muſäus, Joh. Karl Aug., geb. 1735 zu Jena, geſt. 1787, ſtudirte Theologie zu Jena, ward Magiſter, verſcherzte ſich aber durch eine Unbeſonnenheit die Ausſicht Prediger zu werden. 1763 ward er Pagenhofmeiſter am weimarſchen Hof und 1770 Profeſſor am dortigen Gymnaſium. Als Schriftſteller trat er zuerſt mit ſeinem „Grandiſon der Zweite“, eine ſatyriſche Parodie, (Eiſenach 1760—62, 3 Thle; umgearbeitet 1781 und 82), auf. Dieſes Werk war hauptſächlich gegen die weinerliche Empfindſamkeit der Zeit gerichtet. Auf ähnliche Weiſe polemiſirte er bald darauf in den „Phyſiognomiſchen Reiſen“ (Altenburg 1778—79, 4 Bde.), gegen Lavater's Phyſiognomik. Hatte er in jener erſten Periode den Fehler begangen, daß er in derſelben eigentlich nur eine übertreibende Nachahmung der zu perſiflirenden Darſtellungs- und Anſchauungsweiſe gab, ſo ging er dafür in dieſer zweiten Satyre gar nicht auf die Sache ſelbſt ein, ſondern begnügte ſich, einige Einfälle über ganz unweſentliche, nur zufällig damit verbundene Thorheiten zu äußern. Im J. 1782—86 gab er die „Volksmährchen der Deutſchen“ in 5 Theilen heraus, welche großen Beifall fanden. Sie wurden fünf Mal aufgelegt, zum Theil von Wieland, zuletzt 1843 in einer illuſtrirten Prachtausgabe von Klee. Nichtsdeſtoweniger

Digitized by Google

ſind die Mährchen durch behaglich breiten Vortrag und durch witzelnde Bemerkungen beträchtlich verunſtaltet. Im J. 1785 gab er „Freund Heins Erſcheinungen in Holbein's Manier“, meiſt erbauliche Betrachtungen enthaltend, heraus. Kurz vor ſeinem Tode begann er noch eine Reihe von, meiſt aus dem Franzöſiſchen übertragener Erzählungen unter dem Titel: „Straußfedern“, von denen jedoch nur ein Band erſchien. M. hat unbeſtreitbare Verdienſte um ſeine Zeit, gehört aber auch zu den Schriftſtellern, welche nicht blos für ihr Jahrzehend arbeiten. Eine gewiſſe gutmüthige Spaßhaftigkeit, welche ſich nur ſelten zu wahrem Witze ſteigert, charakteriſirt ihn vorzugsweiſe. — Von ſeinen Werken ſind etwa noch zu nennen: „Moraliſche Kinderklapper“, (herausgeg. von Bertuch, Gotha 1788) und einige Opern: „Das Gärtnermädchen“, (Weimar 1771) und „Die vier Stufen des menſchlichen Alters“. An der allgemeinen deutſchen Bibliothek hat er ebenfalls gearbeitet. Seine „Nachgelaſſenen Werke“ wurden 1791 von Kotzebue herausgegeben.

Muſcheln, ſ. Mollusken.

Muſchenbroek, ſ. Muſſchenbroek.

Muſen (Musae). Heſiod (Theog. 53—) erwähnt deren 9, als Kinder des Zeus und der Mnemoſyne: Klio, Melpomene, Terpſichore, Thalia, Polyhymnia, Urania, Euterpe, Erato und Kalliope; andere nennen bald nur 3, bald 5, bald 7 M., und öfters werden ſie mit Uranos und Kronos zugleich geboren. Pauſanias erwähnt ihrer 3 und nennt ſie Melete, Mneme und Aoide, und verſchieden wie ihre Namen ſind ihre Functionen. Deshalb muß man 4 Perioden dieſes Mythus annehmen: thraziſche, helikoniſche in Böotien, Orakel verkündende am Parnaſſus und Heſiodiſche M. — Erſte Periode: thraziſche M. Pauſan. (9, 29) führt den Kultus der M. durch Thrazien aus Pierien nach Griechenland; anderwärts heißt die thraziſche Periode auch die Orphiſche, denn nach der Sage war es hauptſächlich Orpheus, der die M. nach Griechenland, namentlich Böotien brachte, weshalb ſein Mythus mit jenem oft zuſammenfließt. Nach Theocrit (7, 91) u. A. ſtanden dieſe M. bloß in der Reihe der Nymphen, und man gab ihnen begeiſterte Quellen zu Wohnſitzen. Begeiſterung ſchrieb man indeß nur ſolchen Quellen zu, die als mineralhaltig oder aus andern Urſachen auf Geiſt und Körper eine beſondere Wirkung äußerten. Vielleicht geben einige Sänger aus der Orphiſchen Schule, die man, als ſie aus ſolchen Quellen getrunken hatten, höher begeiſtert fand, Gelegenheit zur Dichtung der eigentlichen M. — Zweite Periode der helikoniſchen M. Nach Strabo (20, p. 471; 9, 410) ſtammte der Muſendienſt auf dem böotiſchen Berge Helikon von den Thraziern, den Nachbarn der Böotier. Nach Pauſ. (9, 29) opferten die Aloïden, Ephialtes und Otos, jene gewaltigen Rieſen zuerſt den M. auf dem Helikon, weihten ihnen dieſen Berg, erbauten die Stadt Askra, zählten aber nur 3 M.: Melete, Mneme und Aoide, rein allegoriſche Namen, da man zu jener Zeit alle Weisheit in Meditation (Melete), Gedächtniß (Mneme) und Geſang (Aöde) fand. Aus Mangel der Schreibekunſt war man zur Aufbewahrung alter Lehre, ſo auch alter Geſänge, auf das Gedächtniß beſchränkt, daher einige auch Mnemoſyne die Mutter der Muſen nennen. Die Zahl Drei war den Alten in mehrfacher Hinſicht am paſſendſten, ſie bildete den Reigen und drei Nymphen bewohnten jede Quelle. Der Muſendienſt war in der ganzen Umgegend des Helikon ausgebreitet, und zu Theſpiae feierte man ihnen Feſte und Spiele (Museia), worin Dichter und Sänger mit einander Wettkämpfe anſtellten. — Dritte Periode der weiſſagenden M. — Mit der Zeit kam auch der Kultus des Apollo in jene Gegenden. Apoll, ſagt Homer, (H. in Apoll.) führte die Kreter in Geſtalt eines Delphins nach Delphi, um ſie zu Vorſtehern ſeines Tempels zu machen. Delphi und der Helikon lagen einander gegenüber, und bald entſtand ein engeres Verhältniß zwiſchen den Göttinnen der poetiſchen Begeiſterung am Helikon und dem weiſſagenden Gotte von Delphi. Nicht nur die Möglichkeit, auch hiſtoriſche Zeugniſſe bürgen für dieſe Verbindung. Nach Clemens von Alexandrien wurde die weiſſagende Pythya von den M. auf dem Helikon erzogen; und ſo ſehen wir M. und delphiſche Prophetinnen mit einander in Verbindung, und hieraus ging in natürlicher Folge die Vorſtellung Apollo's als Vorſteher der M. und Chorführer, der zu ihrem Tanz und Geſang mit der Zither den Takt gab. So war all-

Digitized by Google

mählig das ganze Gebirge des Parnaſſus von Delphi bis nach Locris den vereinten Gottheiten heilig. — Vierte Periode. Heſiodiſche M. — Alles dieſes geſchah vor Homer, alſo vor Bildung des neuen Götterſyſtems der Olympier, in dieſem wurde die Neunzahl der Muſen feſtgeſetzt, welche im Olymp die Götter mit Tanz und Geſang unterhielten. Homer indeß erwähnt keine beſondern Functionen derſelben, welche erſt bei Heſiod vorkommen, daher die heſiodiſche Periode. Weshalb die Neunzahl die herrſchende wurde, darüber haben die alten Schriftſteller jeder ſeine beſondern, aber mehr geſuchten Gründe angegeben. Indeß wenn man die M. vom Helikon, Parnaß und Pindus (vielleicht urſprünglich 3 Dreiheiten), in ein Chor vereinigt, ſo ergibt ſich mit dieſer Zahl auch zugleich die verſchiedene Benennung der M., nach ihren Sitzen und zerſtreut liegenden Quellen in der Gegend dieſer Berge, (Kaſtalides, Helikoniades, Libethrides, Pimpleides u. a. m.) Nach Homer war ihr Wohnſitz auf dem Olymp; außerdem aber werden ſie geſetzt auf den Berg Pimpla in Macedonien, den Pindus daſelbſt, ſowie den in Theſſalien und Epirus, auf den Parnaß, wo die kaſtiliſche Quelle und korykiſche Höhle, auf den Helikon in Böotien, wo die Hippokrene, Aganippe und Libethron ſich befanden. Nach Pauſanias u. A. ſtammte dieſe letzte Umwandlung des Mythus der M. aus Pierien. Wenn an einigen Orten die M. Töchter des Uranus und der Gäa genannt werden, ſo ſind darunter die ältern zu verſtehen, oder Quellnymphen, die jüngern hingegen ſind Töchter des Zeus und der Mnemoſyne; Diodor (a. a. O.) erklärt die verſchiedenen Namen der letztern; ihre beſtimmten Functionen leiteten ſich aber erſt aus ſpäterer Zeit ab, (ſ. dieſelben unter den einzelnen Namen derſelben), da die Griechen mit dem von Zeit zu Zeit veränderten Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders der ſogenannten Humanitätsſtudien, auch andere Anſichten von den Functionen der einzelnen M. gewannen. Einem Gemälde in Herkulanum zu Folge, mit dem Namen der M., haben dieſelben folgende Charaktere und Attribute: Klio, M. der Geſchichte, hält eine halbgeöffnete Bücherrolle; Euterpe, M. der Muſik, eine oder zwei Flöten; Melpomene, M. der Tragödie, iſt verſchleiert mit der ernſten tragiſchen Maske in der linken und einer Keule in der rechten Hand, an den Füßen trägt ſie Kothurne; Thalia, M. d. Komödie, mit einer komiſchen Maske und krummen Hirtenſtabe (Pedum); Terpſichore, M. d. Tanzes, erſcheint in tanzender Stellung, ſpielend auf einer Lyra; Erato, M. d. erotiſchen Poeſie, ſpielt mit dem Plectrum auf einem 9ſaitigen Inſtrument, größer als die Lyra; Polyhymnia, M. d. Beredſamkeit und Mimik, legt den Zeigefinger auf den Mund, oder trägt eine Bücherrolle; Urania, M. d. Sternkunde, trägt in der Linken eine Kugel und ſcheint mit einem Stabe etwas auf dieſelbe zu zeichnen; Kalliope, M. des epiſchen Geſanges, hält ein zuſammengerolltes Pergament oder eine Tuba; alle in ſchöner jungfräulicher Geſtalt, mit verhüllter Bruſt; ſpäter um ihre Geiſteserhebung anzudeuten, erſcheinen ſie bisweilen geflügelt; A. geben ihnen einen Hauptſchmuck von Federn, die ſie den im Geſange überwundenen Sirenen geraubt hatten. Zur Geſchichte der M. gehören die drei Wettkämpfe mit den Sirenen, Pieriden und den thraziſchen Thamyris (ſ. d.) in welchen ſie ſiegten. Trotz ihres jungfräulichen Charakters nennt ſie doch der Mythus meiſtens Mütter. Sie waren Wohlthäterinnen der Sterblichen, welche den Geiſt nähren, den Verſtand ordnen, das Herz lenken, Tugend erwecken, und die heiligen Geheimniſſe lehren. Wie ſie das Leben durch Liebe und Freude verſchönern, beſingt zart und ſinnig Anakreon in ſeinem Liede vom gebundenen Amor. Wem bei ſeiner Geburt huldreich die Muſe lächelt, wird weiſe und glücklich.

Muſenalmanache, eine Frucht der erſten ſich entwickelnden Blüthen der deutſchen Dichtkunſt, haben zum Zweck ſchnelle Verbreitung der Erzeugniſſe und Ergüſſe des Augenblicks, beſonders auch junge Dichter in die Leſewelt einzuführen, welchen Zweck früher die Zeitſchriften erfüllten. Schon vor der Zeit, in welcher die Muſenalmanache ins Leben traten, gab es ähnliche Unternehmungen, wie die „Poeſien der Niederſachſen“, in denen Hagedorn ſeine Jugendverſuche niederlegte, „Die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“, in denen Gellert, Kleiſt u. A. zuerſt ihre Kraft erprobten, und ſeit 1745 die „Bremiſchen Beiträge“, welche Jahre lang hindurch bedeutenden Einfluß auf den Gang der

Digitized by Google

deutſchen Literatur äußerten. Veranlaßt durch den „Almanach des Muses“, (ſeit 1765) gaben zuerſt Gotter (ſ. d.) und Boje (ſ. d.) ſeit 1770 einen deutſchen M. heraus, unter dem Titel: „Göttingiſcher M.“ (oder auch: „poetiſche Blumenleſe“) unterſtützt von Käſtner, der ihn dann bis 1775 fortſetzte; von 1776—78 gab ihn von Göckingk heraus, in welchen Jahren Müller, Hölty, Voß, die beiden Grafen Stollberg, Bürger, Hahn u. a. m. ihre erſten Erzeugniſſe mittheilten; 1779—94 redigirte ihn Bürger, 1795—1802 Reinhard, 1803 Sophie Mereau (zuſammen 34 Bde. 12). Doch ſetzte ihn auch Reinhard 1803 in Leipzig und 1804 in Münſter noch fort. Im J. 1807 erſchien er nochmals mit neuem Titel und einer Geſchichte ſeines Beſtehens. — Einen andern M. gab ſeit 1776 Voß heraus, zuerſt zu Lauenburg, ſeit 1777 zu Hamburg, ſeit wann auch Göckingk der Mitherausgeber wurde. Er beſtand bis 1800. — Andere M. ſind noch der „Leipziger M.“, herausgegeben von Schmid 1770—81 und „Almanach der Muſen“ ebend. 1776—81 (beide jedoch unbedeutend); ferner der „Wiener M.“ ſeit 1777—88 beliebt durch die Beiträge Ratſchky's und Blumauer's, fortgeſetzt noch 1790—96 und 1802 und 1803; der „Berliner M.“ von Jörens 1791—92, dann redigirt von Schmidt und Bindemann 1793—96, von Walther 1803, und von Chamiſſo und Varnhagen 1804—6. — Epoche machten die Schillerſchen M. (1796—1801), berühmt durch die „Xenien“. Neuere ſind die M. von Schlegel und Tieck (Tübing. 1802); v. Vermehren (Jena 1802—3); v. Schlegel (Berlin 1805—6); v. Seckendorf (1807—8). Der „nordiſche M.“ von Winfried (Hamburg 1818—23); „Rheinländiſche und weſtfäliſche M.“ von Raßmann und Rouſſeau (Hamm 1821—24); der „ſchleſiſche M.“ von Brand, 1826—29. „Berliner M.“ von Veit, 1830—31, und „Deutſche M.“, zuerſt von Wendt, dann von Chamiſſo und Schwab 1830—39, mit Beiträgen von den beſten lebenden Dichtern. Die zunehmende Gleichgültigkeit gegen alles Metriſche und die eine Zeit lang dem Geſchmacke mehr zuſagende Taſchenbücherliteratur (ſ. d.) haben allen dieſen Unternehmungen von Zeit zu Zeit ſehr geſchadet, ſodaß ſie ſich nur kurze Zeit halten konnten.

Muſette heißt eine Art in Frankreich gebräuchlicher Sackpfeife mit einem Blaſebalge verſehen: dann ein eben dort heimiſcher ländlicher Tanz von fröhlichem, naiven Charakter im $^6/_8$ Rythmus; ein Tonſtück, ſehr ähnlich dem Gique, nur im langſamern Zeitmaß im $^6/_8$ Takt. Es hat Paſtoralcharakter, und da die Nachahmung des Dudelſacks dabei zum Grunde liegt, ſo bildet der Baß feſtliegende Orgelpunkte.

Muſeum, gr. Muſeion, bezeichnet urſprünglich einen den Muſen geweihten Ort. Andere leiten das Wort von dem griech. Dichter Muſäus her, wie denn auch ein Ort, unweit Athen, wo Muſäus ſeine Verſe recitirte und auch da begraben ſein ſoll, M. heißt. Das älteſte und berühmteſte M. war das von Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien, ein weitläufiges, zur königlichen Reſidenz gehöriges Gebäude, worin viele Gelehrten beiſammen wohnten, ſpeiſten, ſtudirten und lehrten. Später nannte man auch Sammlungen ſeltener und intereſſanter Gegenſtände aus dem Gebiete der Natur und Kunſt, zur Anſicht und Belehrung aufgeſtellt, Muſeen. Kunſtſammlungen hatten ſchon die alten Griechen und Römer, allein Muſeen in unſerm umfaſſenden Sinne kannte man noch nicht. Erſt die kunſtliebenden Mediceer ſammelten dergleichen Kunſtſchätze (15. Jahrh.). Das erſte M. legte in einem beſonders dazu eingerichteten Gebäude Cosmus I. in Florenz an, und darin den Grund zu dem berühmten Florentiner M., deſſen Schätze in dem von Gori (Florenz 1631—42, Fol., 6 Bde.) mit Anmerkungen herausgegebenen „Museum florentinum etc.“ zuſammengeſtellt ſind. Zu Rom gründete das erſte M. Papſt Leo X. auf dem Monte Pincio. Die erſten Muſeen enthielten hauptſächlich Münzen, und erſt ſpäter nahm man auch andere Kunſtgegenſtände darin auf. Zu den jetzt berühmteſten Muſeen gehört vor allen das M. im Vatican zu Rom, vorzüglich bereichert durch Papſt Pius VI. und VII. (ſ. d. A. Rom und Vatikan); nächſt dieſem das M. zu Paris, welches Napoleon, freilich nur auf kurze Zeit, durch zuſammengeraubte Kunſtſchätze zum erſten M. von ganz Europa erhoben hatte. Eine genaue Aufzählung der damals in ihm

Digitized by Google

befindlichen Gegenſtände giebt das unter d. Titel: „Musée francais", von Robillard, Peronville u. P. Laurent in 4 Bänden, Paris 1803—11, Fol. herausgegebene Prachtwerk; an dasſelbe ſchließt ſich „Musée royale", von Laurent (d. Sohne) in 4 Bänden. Auch vergleiche man „Les monumens antiques du M. Napoleon" von Petitradel (Paris 1804—6, 4 Bde.) und „Musée de sculpture antique et moderne" vom Grafen Clarai (Paris 1826). Es enthält dieſes M. noch jetzt beträchtliche Schätze und iſt eingetheilt in das M. antiker und in das M. moderner Bildwerke, in das ägyptiſche M. und in das M. der Gemälde. Außer dieſem M. beſaß Paris ehemals noch das von Lenoir (ſ. d.) während der Revolution, mit Kenntniß und Geſchmack begründete und geordnete M. der Nationaldenkmäler, die aber jetzt wieder größtentheils an ihre alten Plätze zurückgebracht worden ſind. Eins der reichſten Muſeen iſt auch das britiſche M. zu London (ſ. d.) in einem ſeit 1824 neu aufgeführten Prachtgebäude in Weſtminſter aufgeſtellt. Es wurde 1753 geſtiftet im Montaguehouſe. Erſter Stamm dazu war die von Sir Hans Sloane der Regierung geſchenkte Bibliothek, zu welcher nach und nach durch Ankäufe und Schenkungen Thiere, Pflanzen, Foſſilien, Mineralien, Statuen, griech., röm., ägyptiſche Alterthümer, Münzen, Kupferſtiche, Zeichnungen, Bücher und Handſchriften kamen. So wurden gleich Anfangs die vom Brande 1731 übrig gebliebenen Bücher der Cottonianiſchen Bibliothek, dann Hamilton's Vaſenſammlung, Elgin's Marmorſammlung dem M. geſchenkt; ebenſo von Georg II., alle von Heinrich VII. und Wilhelm III. hinterlaſſenen Bücher und Handſchriften, von Georg IV. die 150,000 Guineen koſtende Bibliothek Georg's III. von 20,000 Bänden. Gegenwärtig enthält es im Erdgeſchoß in 14 Zimmern Antiken, unter andern die Iſistafel, den Sarkophag Alexander's d. Gr., Elgin's Denkmäler des Parthenon in Athen; das 1. Stock enthält in 16 Zimmern 60,000 Handſchriften u. 310,000 Bücher, unter andern den Codex alexandrinus; das 2. Stock Natur- und Kunſtſeltenheiten und eine Sammlung von Handſchriften, für die Geſchichte Englands beſonders wichtig, unter ihnen das Original der Magna charta von 1215. Das älteſte M. Englands iſt das Oxforder, es wurde 1679 angelegt und iſt nach ſeinem Stifter M. Aſhmole benannt. Unter den deutſchen M. iſt zunächſt zu nennen das in Dresden (ſ. d.), Wien (ſ. d.), München (ſ. d.) und Berlin (ſ. d.). Ebenſo erfreuen ſich die übrigen Muſeen Preußens zu Bonn, Breslau, Halle und Münſter fortwährender Vermehrung. Reichhaltiger als die letztgenannten iſt das zu Prag. Vorzüglich reich an Bildern aus der altdeutſchen Schule iſt das 1824 eröffnete M. zu Gotha, welches Gemäldegallerie, Bibliothek, Münzkabinet, das chineſiſche und oſtindiſche Kabinet, die Seezen'ſchen Sammlungen, die Kunſtkammer ꝛc. enthält. Fortwährende Bereicherung erhalten auch die Kunſtſammlungen zu Stuttgart, Frankfurt a. M., Kaſſel, Braunſchweig ꝛc. Auch mehrere Privatſammlungen haben in neuerer Zeit Ruf erhalten, ſo das Museum Kircherianum und M. Worsleyanum (d. letztere beſchrieben in einem Prachtwerke, Lond. 1794—1803, 2 Bde., gr. Fol., deutſch von H. W. Eberhard und H. Schäfer, Darmſt. 1826—27. Fol., mit Kupfern) und viele andere. Auch die Hauptſtädte des nördlichen Europas, Rußland, Dänemarks, Schwedens, der Niederlande, ſind reich an Muſeen. Vergl. Ottfr. Müller: „Handbuch der Archäologie der Kunſt" (Bresl. 1835). — Muſeum iſt auch häufig als Büchertitel gebraucht und hat dann die Bedeutung von literariſchen Miscellen. Zuweilen werden auch größere Anſtalten für Journallectüre Muſeen genannt. Vgl. Böttiger „Ueber Muſeen und Antikenſammlungen" (Lpz. 1808), vermehrt in deſſen von Sillig herausgegebenen „Kleinen Schriften archäologiſchen und antiquariſchen Inhalts" (Bd. 2, Dresd. und Lpz. 1838).

Musgrave, Samuel, einer der vorzüglichſten engl. Philologen des 18. Jahrh. geb. 1711 zu Exeter, Sohn des ebenfalls als Arzt und Archäolog vielfach genannten William M., beſchäftigte ſich neben der Arzneiwiſſenſchaft, die er wie ſein Vater mit Erfolg ausübte, vorzugsweiſe mit dem Studium der alten Sprachen und Literatur, namentlich der griech. Tragiker. Ein Zeugniß ſeiner tiefen Kenntniß und ſeines feinen Urtheils legte er in ſeiner trefflichen Bearbeitung des Euripides (4 Bde., Oxf. 1774, 4.)

Digitized by Google

und des erſt nach ſeinem Tode erſchienenen Sophokles (2 Bde., Orf. 1800—1) nieder. Auch ſeine mediciniſchen Schriften fanden Beifall und wurden zum Theil deutſch überſetzt, wie die „Betrachtungen über die Nerven und Nervenkrankheiten" (Lpz. 1776). Er ſtarb 1780 zu Exeter oder nach Andern 1782 zu London.

Muſik iſt die Kunſt, das Schöne in Tönen darzuſtellen. Durch den Laut kommt die Seele als thätiges Leben zur ſinnlichen Erſcheinung; ſie tritt hervor in jenem Zuſtand der Berührung mit der Außenwelt, den wir Empfindung nennen. Nicht blos zur Erregung der Affecte und Leidenſchaften beſtimmt, ſoll die M. vielmehr das äußere Daſein der Seele in den Empfindungen zur Geſetzmäßigkeit und höchſten Ordnung erheben. Es hat ſich zwiſchen den mathematiſchen Tonverhältniſſen und Fibern des menſchlichen Herzens eine wunderbare Sympathie offenbart, wodurch die Tonkunſt ein reichhaltiges Organ zu bildender Abſchilderung menſchlicher Empfindungen geworden iſt. Sie iſt die Kunſt, die uns alle Bewegungen unſeres Gemüths, unkörperlich, in goldne Wolken luftiger Harmonien eingekleidet, über unſerm Haupte zeigt, weil ſie eine Sprache redet, die wir im gewöhnlichen Leben nicht kennen und die wir doch gelernt haben, wir wiſſen nicht wo und wie. Wer ſie hört, dem klingt ſie bekannt und heimiſch; er fühlt ſich auf Augenblicke in ſeiner Heimath; alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt ſich in ihm, Hoffnung und Sehnſucht. Die Töne umfließen wie in einem dunkeln Mondlicht unſer Herz mit Kräften ohne Körper, die unſere Seele ſo verdoppeln, daß ſie ſich ſelbſt zuhört, und mit denen unſere tief heraufgewühlten Hoffnungen und Erinnerungen gleichſam im Schlafe reden. Was die verſchiedenen Arten der Muſik anbetrifft, ſo zerfällt ſie in die zwei Hauptclaſſen der Vokal- und Inſtrumentalmuſik. Die Vokalmuſik beſteht entweder aus Geſang allein, oder aus Geſang mit Begleitung von muſikaliſchen Inſtrumenten; die Inſtrumentalmuſik wird, ohne Geſang, blos von den muſikaliſchen Inſtrumenten ausgeführt. In Hinſicht auf Anwendung und Zweck kann man die Muſik in die kirchliche und weltliche eintheilen. Zu der kirchlichen Muſik gehört: das Oratorium, die Miſſa, das Offertorium, die Motette, die Hymne, der Pſalm, das Madrigal und die Cantate, wenn ihr Stoff ein religiöſer iſt; dazu kommen der Choralgeſang und das Orgelſpiel. Die weltliche M. zerfällt in Kammer- Theater- und Volksmuſik. Aus den verſchiedenen Arten der Kirchenmuſik ſondert ſich nach und nach der freiere und galantere Kammerſtyl ab, der deshalb ſo benannt wurde, weil in den frühern Zeiten die Muſik mehr blos auf die Höfe der Großen beſchränkt war. Dieſe Art der Muſik war für den höher ausgebildeten Geſchmack der Liebhaber und Kenner berechnet. Jetzt, wo die muſikaliſche Bildung ſo allgemein geworden iſt, hat man bereits angefangen den nicht mehr paſſenden Namen der Kammermuſik mit dem der Concertmuſik zu vertauſchen. Kammermuſik in beſchränkterer Bedeutung braucht man für Duo- bis Octett-M. Die Theatermuſik begreift unter ſich: die große Oper, die Operette, das Sing- oder Liederſpiel, das Melodram. Zu der Volksmuſik gehören Tänze und Volkslieder.

Von der Urmuſik aus der fabelhaften Periode des Apoll, Orpheus, Pan, Amphion und der Muſen, wie von der Muſik der Hebräer wiſſen wir nur ſehr wenig; auch über die Tonkunſt der Griechen iſt man bei den vielen Dunkelheiten und Widerſprüchen ihrer muſikaliſchen Schriftſteller noch nicht zu befriedigenden Reſultaten gelangt. Wahrſcheinlich wäre aus der altgriechiſchen M., auch wenn Alt-Hellas noch Jahrtauſende fortgeblüht hätte, eine M., wie die unſrige, nie hervorgegangen. Die neue M. entſtand unbeachtet in niedern Hütten; es geſtaltete ſich in den Verſammlungen der erſten Chriſten ein kunſt- und regelloſer Naturgeſang, der ſich nach und nach in den Gemeinden feſtſtellte und fortpflanzte. Im 4. Jahrh. bemühten ſich einige gelehrte Biſchöfe, den Geſang zu ordnen. St. Ambroſius führte einen neuen Typus der Kirchengeſänge ein; in den Jahren 591—604 ward Gregor der Große Reformator derſelben; er gab eine Sammlung von Singweiſen für alle chriſtlichen Kirchen heraus, gründete ein neues Syſtem der Tonarten und Tonleitern, neue Benennungen der Töne und eine neue vereinfachte Tonſchrift. Die Unbilden der Folgezeit brachten Gregors Syſtem bald in Verfall; ſeine Geſänge waren in Gefahr

Digitized by Google

verloren zu gehen. Da nahmen ſich einige Geiſtliche der Kirchenmuſik an; doch, anſtatt auf Gregor's Wege fortzugehen, ſuchten ſie den Boethius mit ſeinen griechiſchen Syſtemen wieder hervor, wodurch eine Muſik entſtand, die weder die neue, noch die altgriechiſche war. Die abweichende Richtung der ſich mächtig durcharbeitenden europäiſch-occidentaliſchen M. wurde erſt dann recht bedeutend, als in ihr die Harmonie oder der ſogenannte Contrapunkt eingeführt wurde. Der Gebrauch der Harmonie in der neuern europäiſchen M. führte in dieſer nothwendig ein weſentlich verändertes Syſtem der Tonarten und Tonleitern, und in weiterem Verfolge ſelbſt veränderte Tonmeſſungen herbei. Die Melodie gewann Beſtimmtheit und zugleich durch die harmoniſche Begleitung eine Mannigfaltigkeit der Bedeutung, die der einfache Geſang an und für ſich nie erreicht haben würde. Der Harmonie verdanken endlich die Inſtrumente theils ihre Entſtehung, theils ihre Vervollkommnung und Veredlung. Die Ausbildung der Muſik hat verſchiedene Epochen. Hucbaldus (ſ. d.) unternahm zuerſt das Wagniß einer Verbindung mehrerer, gleichzeitig in verſchiedenen Intervallen in einer fortgeſetzten Reihe ſingend gedachter Stimmen. Ihm folgte Guido, der zwar nicht Erfinder, ſondern nur Verbeſſerer der Notenſchrift war; aber ſeine Methode, den Geſang mittelſt der Solmiſation und die Kirchentonarten mittelſt des Herachords und der ſogenannten Guidoniſchen Hand zu lehren, verbreitete ſich nach ſeinem Tode noch im Verlauf ſeines Jahrhunderts faſt in alle Länder Europas. Dann kam die Entdeckung mehrerer Konſonanzen, als die der Griechen, Anfänge des Kontrapunktes und Entſtehung der Menſural- und Figural-M. Franco (1201—1300) iſt der älteſte Schriftſteller über Menſural-M. durch ſeinen Traktat: „Musica et Cantus mensurabilis". Marchettus und de Muris (1300—1380) beförderten die Ausbildung der Harmonie. Die Niederländer brachten die erſten im Kontrapunkte geſchriebenen Meſſen nach Rom. Der älteſte Kontrapunktiſt in der päpſtlichen Kapelle war der nachmals berühmt gewordene Guilelmus Dufay (1380—1450). Ockenheim, das Haupt der zweiten niederländiſchen Schule, galt für den größten Meiſter in dem künſtlicheren Kontrapunkt und war gleich berühmt als Lehrer und als Komponiſt. Josquin de Près (Giosquino del Prato) eins der größten muſikaliſchen Genies trieb, der Richtung ſeiner Zeit gemäß, die muſikaliſchen Künſteleien auf die höchſte Spitze. Willaert (1520—1560), aus Brügge, Kapellmeiſter in Venedig, war der Erſte, der für eine größere Zahl von Stimmen als bisher gewöhnlich war, nämlich für 6 und 7 (nicht im Kanon plures ex una, wie dies wohl früher geſchah) komponirte; er erfand auch die Kompoſition für zwei bis drei Chöre. Gleichzeitig ſind Johann Walther, kurfürſtl. ſächſ. Kapellmeiſter, und Ludw. Senfl, des Herzogs Ludwig von Bayern Kapellmeiſter, beide Freunde Luther's, beſonders zu bemerken. Epoche machte Paleſtrina (1560—1600), der ſich durch die Erhabenheit und Strenge ſeines Styls auszeichnete. In ſeinen Werken herrſcht meiſt reine, wenig vorbereitete und vermittelte, durch chromatiſche Töne nur ſelten gemilderte Akkordfolge, im raſchen Fortſchreiten in entferntere Tonarten, deren Grundtöne in der diatoniſchen Skala liegen, nur ſeltener und dann beſtimmt motivirter Gebrauch der Septimen und des Nonakkordes, und überhaupt nur ſparſame, aber deſto wirkſamere Anwendung der Chromatik. Mit Monteverde (1600—1640) entſtand der dramatiſche Styl und die Kirchenconcerte. Cariſſimi (1640—1680) erfand oder verbeſſerte die Kammercantate, die, wenig von der Oper unterſchieden, aus dramatiſcher Recitation und dramatiſcher Melodie beſtand. Ihm verdankten das Recitativ und die dramatiſche Melodie, die nach dem Muſter ſeiner Cantaten auf die Bühne übertragen werden konnte, ihre Vervollkommnung. Scarlatti (1680—1725), einer der größten Meiſter aller Zeiten, gleich groß im Kontrapunkt, wie in der dramatiſchen Recitation, in Erfindung der edelſten, großartigſten und treffendſten Melodieen und einer freien, immer ſinnigen Begleitung von Inſtrumenten, bereitete den durch die neapolitaniſche Schule erfolgenden Umſchwung vor. Im Kirchenſtyl an dem Aelteren feſthaltend, und in der Oper das Neue annehmend, bildete er den Uebergang von dem Alten zu dem Modernen. Man nannte die hier abgeſchloſſene Periode die große, und die nun folgende die ſchöne Periode der

Digitized by Google

ital. M. Durch Leo und Durante wurde der rhetoriſche Theil der Melodie geregelt und die Arie beſſer geſtaltet. In Deutſchland war der Choral entſtanden. Die Begleitung deſſelben mit der Orgel bildete tüchtige Organiſten, und aus dieſen Organiſtenſchulen gingen Händel und Seb. Bach hervor. Noch hat kein Land und keine Schule die Oratorien des Einen und Fugenwerke des Andern übertroffen. Gluck ſchuf eine Epoche für die Oper, indem er dieſe M. mehr ihrer wahren Natur entgegenführte; ſeine Nachfolger Haydn und Mozart, die Schöpfer der Melodie, erreichten das von ihm wohl geahnte aber nicht erſtrebte Ziel. So wuchs von geringen Anfängen durch den Geiſt großer Meiſter die M. zu der Bedeutung, die ſie in unſerer Zeit gewonnen. Ob ſie die durch Mozart und Beethoven namentlich erreichte Höhe in der neuern und neueſten Zeit bewahrt hat, mag ein kurzer Ueberblick der neuern Muſik darthun.

Noch immer iſt Europa der einzige Welttheil, in welchem die Muſik als ſelbſtändige Kunſt betrieben wird; was in andern Welttheilen an denjenigen Orten für ſie geſchieht, wo europäiſche Bildung und Civiliſation ſich ſeit längerer oder kürzerer Zeit feſtgeſtellt hat, kann nur als momentan, als vorübergehende Erſcheinung, als europäiſches Ausfuhrproduct angeſehen werden, von ſelbſtändiger Kunſtbildung iſt noch nicht die Rede. Doch ſelbſt in Europa ſind es nur drei Länder, in denen die M. wirklich heimiſch geworden iſt und einen eigenthümlichen, nationalen Charakter angenommen hat, Italien, Frankreich und Deutſchland. Alle andern Länder, wo die Muſik als Kunſt betrieben wird, ſind einem von dieſen drei Ländern oder allen dreien zinspflichtig und üben ſie nur, wie ſie von ihnen überliefert wird. Es muß erſt einer ſpätern Zeit überlaſſen bleiben, zu zeigen, ob ſie ſich auch in ihnen wirklich als ein nationales Element der Bildung entwickeln kann.

Italien, die Wiege der Kunſt, das Land, wo ſie am früheſten blühte, ſich den edelſten Zwecken und Richtungen zuwandte und im Dienſt der Religion die herrlichſten Blüthen zur Reife brachte, iſt in der Gegenwart am weiteſten von dem Punkte entfernt, von dem es ausgegangen. Die M., wir dürfen es uns nicht verhehlen, iſt in dem ſchönſten Lande der Kunſt entartet und ſteht ihrem Untergange hier wohl am nächſten. Die Urſache liegt wohl in der traurigen Zerriſſenheit der öffentlichen Lebensumſtände dieſes Landes, die nothwendig auf die geiſtigen Schöpfungs- und Faſſungskräfte des Volkes nachtheilig einwirken müſſen, vielleicht auch iſt es ein Zeichen von der tiefgreifenden geiſtigen Umwandlung Italiens, die dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen kann und welche die kräftigern Geiſter zu ernſteren Studien führt. Wie dem auch ſei, der hohe heilige Ernſt der Kunſt iſt aus der heutigen italieniſchen Kunſt gewichen. Für die Kirche wird nichts mehr producirt, oder was dafür gearbeitet und in Verbindung mit dem Gottesdienſte ausgeführt wird, iſt des heiligen Ortes nicht würdig. Wir können nicht umhin, einige Stellen aus dem 1. Hefte des Foreign Quarterly Review vom J. 1842 anzuführen, die eine traurige Schilderung von der gänzlichen Stagnation der Kirchenmuſik Italiens geben. Es wird darin der Ausſpruch des Abbate Baini, des Kapellmeiſters der päpſtlichen Kapelle, angeführt. „In Rom", ſagt er, „gibt es weder Sänger noch Componiſten, noch eine Schule, um ſie zu bilden. Die päpſtliche Kapelle iſt nur der Schatten von dem, was ſie war. Die Stimmen, welche wir verlieren, können nicht mehr erſetzt werden, ſelbſt die Mittel fehlen, ſie heranzubilden. Unwiſſenheit herrſcht überall und die Zeit iſt nahe, wo die Werke Paleſtrina's verſchwinden müſſen. Auch die andern großen Chöre, im Vatican, in der Kirche Santa Maria Maggiore und San Giovanni di Laterano gerathen in Verfall. Sie beſitzen zwar noch einen Kapellmeiſter, und Baſili, welcher im Vatican angeſtellt iſt, iſt ein ausgezeichneter Kenner ſeiner Kunſt, aber die Mittel fehlen, um ſeine Werke aufzuführen. Der Abbate Santini, ein anderer tiefer Kenner des Kirchenſtyls, kultivirt die Kunſt nur des Vergnügens wegen, die ihre Ausübung ihm gewährt. Seine Meſſen, Motetten und andere Compoſitionen, die eben ſo bedeutend ihrer Gelehrſamkeit, als ihrer großen Schönheit wegen ſind, werden nirgends aufgeführt". Dieſen Verfall der Kunſt, den hier einer ihrer Jünger beklagt, fand der engliſche Berichterſtatter aber nicht allein in Rom; im Vorübergehen vor einer Kirche in Mailand hörte er die Töne eines Pianofortes in der-

Digitized by Google

ſelben. Neugierig, wie ein ſolches Inſtrument in eine Kirche käme, trat er ein und ſah die Kirche ſchwarz behangen und alle Vorbereitungen für eine Leichenfeier getroffen. Begleitet von dem Pianoforte ſang man die lateiniſchen Worte eines Requiem nach Opernmelodien von Bellini und Donizetti. Als er die Kirche verließ, brachte man eben noch eine Harfe, um die Töne des Pianofortes zu unterſtützen. In Bergamo, Padua, Venedig ꝛc. ſind unterrichtete Männer als Kapellmeiſter in den Kirchen angeſtellt, aber man hört keine Kirchenmuſik mehr. Die Inſtrumentalmuſik war niemals in Italien heimiſch, weder fürs große Orcheſter, noch als ſogenannte Kammermuſik. Die Oper dagegen iſt das Feld, auf welchem ſich von jeher der italieniſche Componiſt ausgezeichnet hat; und auch gegenwärtig werden noch glänzende Erfolge darauf errungen, das heißt, die Werke italieniſcher Operncomponiſten werden überall aufgeführt und von den Sängern gern geſungen, da ſie ihnen Gelegenheit geben, ihre Kehlfertigkeit zu zeigen; doch die Muſik ſelbſt hat mit ihnen keine Fortſchritte gemacht und man muß ſie eher als eine kunſtuntergrabende Verirrung beklagen. Der Charakter unſerer Zeit iſt Virtuoſität, und Virtuoſität des Geſangs wird beſonders von ihnen gefördert. Von einem wahren Ausdruck innerer Seelenzuſtände iſt keine Rede. Die italieniſche Geſangskunſt, eine ſo hohe, die aller übrigen Nationen überragende, Ausbildung ſie auch erreicht hat, dient hauptſächlich nur untergeordneten Zwecken. Geläufigkeit der Kehle iſt zur Hauptſache gemacht, ſtatt daß ſie dazu dienen ſollte, durch Beherrſchung aller mechaniſchen Mittel erſt ein höheres Ziel zu erreichen. So ſchwindet der Geiſt, die tiefere Bedeutung der Kunſt, ſie wird eine rein äußerliche, obgleich oft ſehr anmuthige und bezaubernde Erſcheinung. Dieſen Standpunkt hat die italieniſche Opernmuſik zunächſt durch Roſſini gewonnen, und da ſie nur den äußern Sinnen ſchmeichelt, keine ernſtern Anforderungen an die geiſtige Thätigkeit macht, ſo iſt ſie auch ſchnell die Muſik der Welt geworden. Sie findet bei allen Völkern in denjenigen Kreiſen der Geſellſchaft, die nur auf einen ſinnlichen Genuß in der Kunſt bedacht ſind, ihren Boden wieder. Daher iſt die italieniſche Opernmuſik in Paris ſo gut, wie in London, Petersburg und Madrid, wie in Neapel und Mailand heimiſch und hat ſogar in andere Welttheile ihren Weg und eine Heimath gefunden. Denn der Charakter der Nation unterſcheidet ſich nur in ihrer tiefern Seelenſtimmung, das Flache iſt ſich überall gleich. Ein ſolches Verflachen der Zwecke muß auch bald ein Erſchlaffen der Kräfte erzeugen, und auch dieſes zeigt die M. der Gegenwart. Roſſini ſchlug zuerſt den Weg der Effecthaſcherei ein und ſein glänzendes, reich ſprudelndes Talent erwarb ihm ſchnell überall Anerkennung. Die goldenen Früchte, die er erntete, ſpornten ihn zu immer größerer Thätigkeit an; nicht die Kunſt, nur das Geld war ſein Gott, und daher iſt es nicht zu verwundern, wenn er, ſobald er ſein ſich vorgeſtecktes Ziel erreicht ſah, ſeiner eiteln Bemühungen ſelbſt überdrüſſig wurde. Bellini (ſ. d.), ſein talentvollſter Nachfolger, zeigt ſich ungleich ſchwächer und trägt bereits die Spuren der weichlichen Entnervung ſeiner Zeit. Donizetti hat nicht einmal Bellini erreicht, obgleich er ſein Talent durch Beimiſchung des franzöſiſchen Charakters der Opernmuſik vielſeitiger zu geſtalten ſuchte. Von den übrigen Componiſten Italiens die in der neuſten Zeit mit ihren Compoſitionen die Theater dutzendweiſe überſchütten, iſt keiner würdig, hier genannt zu werden, wenn man auch von ihnen anerkennen muß, daß ſie der mechaniſchen Geſangsfertigkeit ein äußerſt dankbares Feld öffnen. Darin liegt auch der Grund, warum eine ſo große Menge völlig werthloſer Operncompoſitionen immer noch Zugang zu den Theatern finden. Der Geſang iſt die breiteſte, belebteſte Heerſtraße, auf welcher die Kunſt ihren Weg zu den Maſſen nimmt. Der wunderbare Reiz der Menſchenſtimme, die verführeriſche Perſönlichkeit des Virtuoſen wird ſtets eine gute Fürſprache ſelbſt für die mittelmäßigſten Producte ſein, wenn ſie dasjenige beſitzen, was das Ohr beſticht, glänzende Rouladen und all das ſchmeichelnde Beiwerk, das dem Geſang nicht fehlen darf, wenn ihm, wie in unſerer Zeit die eigentliche Seele der Kunſt entgeht. Vor allen Nationen liebt der Italiener den Geſang und ſeine muſikaliſche Sprache, die vielen angeborenen glücklichen Organe, das den körperlichen Geſangwerkzeugen ſo günſtige Klima, Alles wirkt zuſammen, um dieſer Kunſt Vorſchub zu leiſten. Lange Zeit behielt daher der Italiener

Digitized by Google

in der Geſangvirtuoſität den Vorrang in der Muſik der Gegenwart. Die Sterne erſter Größe, wie vor einigen Jahrzehnten die Catalani und Paſta, und in neuerer Zeit noch die Malibran (ſ. d.) ſind freilich untergegangen; Rubini und Lablache im Sinken, doch werden immer noch Namen wie die Griſi, Tachinardi, Perſiani, Tamburini mit Auszeichnung genannt. Und wenn in der jüngſten Zeit Sänger und Sängerinnen des Auslandes ſelbſt in Italien als unerreichbar gefeiert worden ſind, ſo darf man nicht vergeſſen, daß die trefflichſten Geſangslehrer Italiens jetzt ſelten in ihrer Heimath, ſondern meiſt in London und Paris zu finden ſind, und Künſtler wie Iwanow, ein Ruſſe, der Franzoſe Desprez, die Damen Novello, Shaw und mehrere der erſten deutſchen Sängerinnen ſind ihrer Schule nach wenigſtens als Italiener zu betrachten. Außer der Geſangsvirtuoſität hat eine andere von Bedeutung für die Kunſt in Italien nie blühen wollen, mit Ausnahme der Violine, deren Spiel zuerſt aus Italien entſprang, die zwar in neueſter Zeit mehr nach Deutſchland und Frankreich übergeſiedelt iſt, aber für welche Italien auch der neuern Zeit einen ſo bedeutenden Künſtler wie Paganini gebildet hat. Die Virtuoſität auf andern Inſtrumenten, wie Violoncelle, Horn, Flöte, Clarinette, Pianoforte wird in Italien wenig geſchätzt und noch weniger cultivirt. Eigentlich bleibt dem Italiener die Vorliebe für die Guitarre, um die ihn andere Länder nicht beneiden würden. So herrſcht denn italieniſche M. auf dem größten Theil der Opernbühne und im Concertſaal, wo es Geſang gibt, ſie iſt der Leckerbiſſen der vornehmen Welt, an Glanz und äußerm Effect überſtrahlt ſie jede andere; an innerm Werth aber ſteht ſie weit hinter Dem zurück, was Frankreich und Deutſchland leiſten.

Wenn die italieniſche M. mehr dem Sinnenreiz huldigt, ſo herrſcht in der franzöſiſchen M. mehr Witz und Verſtand vor. Frankreich, und namentlich Paris iſt zwar eine Art Weltſtadt der M. und, wenn wir die neueſten Productionen der ſogenannten romantiſchen Schule in der M. mit berückſichtigen, hat ſich das franzöſiſche Talent faſt in allen Gattungen, mit Ausnahme der Kirchenmuſik, erfolgreich verſucht; doch wird immer die Converſationsoper ein eigenthümlich franzöſiſches Product bleiben. In der trefflichen Schule von Cherubini rückſichtlich der erſten Wiſſenſchaft, und Boieldieu, in Bezug auf feinern Geſchmack und Weltſitte, hat ſich in Frankreich ein Kreis von Componiſten gebildet, Auber (ſ. d.), Halevy (ſ. d.) Herold (ſ. d.), Adam (ſ. d.) und eine nicht geringe Anzahl von Talenten zweiten Ranges, die der erwähnten Operngattung ſchnell eine große Beliebtheit gewannen. Auch unter den Geſangscompoſitionen für den Salon hat der Franzoſe ein ihm faſt ausſchließlich gehörendes Beſitzthum, die Romanze. Die größten Componiſten Frankreichs haben in dieſer Gattung zu glänzen geſucht, wie die deutſchen Meiſter im Liede, die italieniſchen in der Canzonette und Barcarole. Unter den ausſchließlichen Romanzencomponiſten möchten Lafont und Panſeron ſein. Auch die Inſtrumentalmuſik haben die Franzoſen fleißig angebaut. Zwar iſt die Symphonie, die bei uns erſt die Bedeutung des Orcheſters erklärt, bis auf die vereinzelten Verſuche des Romantikers Berlioz, ein rein deutſches Eigenthum; aber der Franzoſe verflicht die Inſtrumentalmuſik mit der Oper, es werden wirkungsvolle Ouverturen, verwickelte Orcheſterpartien geſchrieben, und namentlich iſt es die Balletmuſik, mit welcher ſich die talentvollſten Männer, wie gegenwärtig Adam beſchäftigt haben, und die ſehr geſchickte Inſtrumentaliſten fordert. Ferner hat die Kammermuſik in Frankreich einen der ausgezeichnetſten Vertreter an Onslow, der zwar ein Britte von Geburt, doch als Künſtler in Frankreich heimiſch iſt. Höchſt ausgezeichnet iſt Frankreich in jedem Gebiete der Virtuoſität, da einestheils das ſo vielfältig ausgebildete Inſtitut des Conſervatoriums jede Art derſelben fördert, anderntheils aber Paris der Ort iſt, wo ſie am meiſten gilt und das Anſtreben neuer Kräfte nothwendig einen ſteten Wetteifer erzeugen muß. Als Violinvirtuoſen ſind Beriot (ſ. d.), der der claſſiſchen Vollendung am treueſten geblieben iſt, Vieuxtemps, Brume, Ernſt, Heumann, Ghys u. A. zu nennen, von denen die meiſten zwar Belgier, aber ganz im franzöſiſchen Sinne und größtentheils in Paris ſelbſt gebildet ſind. Nächſt der Violine wird das Pianoforte vorzugsweiſe in Paris cultivirt, und

und zwar ſind es meiſt deutſche Talente, die den franzöſiſchen Ruhm tragen. Kalkbrenner iſt ein Deutſcher, Liszt ein Ungar, doch als Deutſcher zu betrachten, Thalberg ein Deutſcher, Chopin ein Pole und doch müſſen ſie ihrer Bildung nach den franzöſiſchen Virtuoſen beigezählt werden; ſelbſt Moſcheles und Hummel verdanken Frankreich einen großen Theil ihres Ruhmes. Auch in allen übrigen Inſtrumenten hat Frankreich ausgezeichnete Talente aufzuweiſen, wie Drouet auf der Flöte, Servais auf dem Cello u. ſ. w. Die Kunſt des Geſanges iſt den Franzoſen oft ſtreitig gemacht worden, doch haben ſie auch darin in neuerer Zeit Ausgezeichnetes geleiſtet; nur möchten wir es nicht als ein rein Nationelles anſehen, da die Geſanglehrer ſtets nur Italiener waren, wie Bordogni, der jetzt den Geſangsunterricht im Conſervatorium größtentheils leitet, ebenfalls ein Italiener iſt. Als nationell iſt für Frankreich nur die Converſations- und komiſche Oper und die Virtuoſität zu vindiciren.

Auf dieſe Weiſe gehen freilich die glänzendſten Seiten der Kunſt für Deutſchland verloren. Es kann ſich weder die oberflächliche, nur die Sinne anſprechende Oper der Italiener, noch die Converſationsoper und die Virtuoſität der Franzoſen als nationales Eigenthum zueignen und die in Deutſchland gebornen Talente, welche im Auslande ſich dieſe ſchimmernden Vorzüge angeeignet haben. kann es nicht mehr als ſeine echten Söhne anerkennen. Doch deswegen iſt die Stelle, welche Deutſchland im Reiche der Kunſt einnimmt, keine untergeordnete, im Gegentheil dürfen wir uns wohl rühmen, die Muſik in aller ihrer Würde und Anmuth zu erkennen und ihrem Dienſte auf die allſeitigſte Weiſe uns zu weihen. In der Oper iſt freilich wenig geleiſtet worden, was den eigenthümlich deutſchen Nationalcharakter trüge. Weber iſt todt und Spohr hat aufgehört, für dieſes Fach ſeine Kräfte zu verwenden und doch waren ſie die Einzigen, welche unabhängig vom ausländiſchen Geſchmack Ausgezeichnetes leiſteten. Unter den jetzt lebenden Componiſten ſind nur Marſchner (ſ. d.) für ernſte Oper und Lortzing in Leipzig für die komiſche Oper, welche als anerkannte Meiſter daſtehen. In der jüngſten Zeit iſt von mehreren jüngern Componiſten geſprochen worden, beſonders Wagner in Dresden, die zu großen Hoffnungen berechtigen. Die Zeit wird lehren, ob ſie ſie erfüllen. Um ſo kräftigere Wurzel ſchlägt in Deutſchland die Kirchenmuſik, die beſonders durch die Muſikfeſte ſehr unterſtützt wird. Bernhard Klein hätte ihr Hauptpfeiler werden können, doch ſtarb er frühzeitig. Friedrich Schneider hat durch ſeine zahlreichen Oratorien ein anerkennungswerthes Streben nach dem Höhern gezeigt, Mendelsſohn-Bartholdy in ſeinem Paulus ihr ein würdiges Opfer gebracht; auch Karl Löwe iſt für Kirchenmuſik ſehr thätig geweſen, wenn ſein Styl auch etwas zu ſehr an das Theater erinnert. Die Inſtrumentalmuſik war von jeher für die deutſche Muſik ein Hauptfeld und iſt es noch jetzt. Welcher deutſche Muſiker hätte nicht eine Symphonie geſchrieben, wie wenig auch der Fleiß, der darauf verwendet werden muß, belohnt wird. Auch hier treffen wir Mendelsſohn-Bartholdy als Chorführer, im Quartett iſt Spohr ein Meiſter, anderer gar nicht zu gedenken. Das Lied gehört dem Deutſchen ſo eigenthümlich, wie dem Franzoſen die Romanze und wohlbekannt ſind die Namen Curſchmann, Kreuzer, Spohr, Reiſſiger, Löwe, Taubert, Kücken, Banck, Schubert. Auch an Virtuoſen fehlt es in Deutſchland nicht, die ihre Hauptbildung im Vaterlande erworben haben. Für das Pianoforte, Thalberg, Henſelt (ſ. d.), Dreyſchock u. A.; im Geſang: von den ſchon älteren die Schechner, die Sonntag, die Schröder-Devrient, unter den Jüngern, Fräulein von Faßmann, Frau Köſter-Schlegel, Sophie Löwe, Fräulein Lutzer und Fräulein von Haſſelt, Francilla Pixis u. A.; doch da ſie mehr oder weniger die Vollendung ihrer Kunſt im Auslande ſelbſt oder wenigſtens durch die Schule des Auslandes erlangt haben, können wir ſie weniger als nationale Erſcheinungen anſehen.

So weit über die Kunſt an ſich. Wir haben geſehen, daß der intenſive Werthe der Kunſtbeſtrebungen im Allgemeinen ein ſehr geringer iſt; um ſo größer aber iſt ihr eigenes Reich. Es iſt wohl nie ſo viel muſicirt worden als in unſerer gegenwärtigen Zeit. Muſik und Franzöſiſch ſind die erſten Bedingungen, die man an einen einigermaßen wohlerzogenen

Digitized by Google

Menſchen macht. Ein Jeder iſt Dilettant und die Fertigkeit des Dilettanten iſt mit den Anſprüchen geſtiegen, die nach und nach die Virtuoſen an ſich gemacht haben. Selbſt die Theorie der Muſik wird den Kindern ſchon gelehrt und wohl in keiner Zeit ſind ſo viele Wunderkinder aufgetreten als in der unſern. Es iſt gar nichts Erſtaunliches mehr, daß Kinder von 9—10 Jahren als Virtuoſen die Welt durchreiſen, die Aeltern richten ſie ab wie Hunde und Affen und gebrauchen ſie wie Automaten. Schon dieſer eine Umſtand, daß es möglich iſt, mit ſolchen Erſcheinungen den Kunſtgeſchmack der Menge zu befriedigen, ja zu reizen, beweiſt, daß die Kunſt viel von ihrer Innigkeit und Tiefe verloren haben müſſe. Wir brechen den Stab nicht über die kleinen armen Weſen, die ihre ſchönſten Jahre des Lebens einer Speculation hinopfern müſſen, wir behaupten nur, daß diejenige Kunſt, welche ausſchließlich dem geiſtigſten Gefühle angehört, von Kindern nicht verſtanden und geübt werden könne, wenn ſie nicht zum Theil mechaniſche Fertigkeit geworden iſt. Und das iſt ſie in der That zum großen Theil geworden, das mußte ſie ſein, ehe ſie ein Gemeingut der Maſſe werden konnte, wie ſie es in der That iſt. Unſere Zeit iſt keine ſo tiefgeiſtige, daß ſie Gefallen finden könnte an wahrhaft geiſtig tiefen Tonwerken; und doch, welch ein Zuſammenſtrömen in den Concertſälen, welche eine Maſſe von Zuſchauern in den Opern. Dort ſind es die ſtaunenerregenden Fingeroperationen oder Kehlfertigkeiten der Virtuoſen, hier die Pracht der Decorationen, die lüſternen Reize des Ballets, welche die Menge anziehen, zum Theil der Reiz des traumähnlichen Zuſtandes, in welchen die Nerven des Zuhörenden verſetzt werden, der angenehme Kitzel des Ohrs, den die lieblich-lockenden oder mächtig erſchütternden Tonmaſſen hervorbringen. Wir haben in dem Bisherigen nur die ſogenannten gebildeten Kreiſe der Geſellſchaft im Auge gehabt, in denen die Zahl der Concert- oder Muſikvereine auf einen unglaublichen Grad geſtiegen iſt; anders wird ſich unſer Urtheil geſtalten, wenn wir diejenigen Verſuche berückſichtigen, welche in der neuern Zeit mit der Muſik als Bildungsmittel des Volks gemacht worden ſind. Wir haben hier zwei ſehr intereſſante Erſcheinungen zu beſprechen: die Muſikfeſte in Deutſchland und den angrenzenden germaniſchen Ländern und *Mainzer's* Verſuche in England und Frankreich, das Volk durch Muſik zu einem edlern Selbſtbewußtſein zu erwecken.

Muſikfeſte kamen zuerſt in der Schweiz auf, wo keine Stadt bedeutend genug iſt, um eine größere Muſikaufführung für ſich allein zu bewirken, wo aber die einzelnen Orte ſo nahe an einander liegen, und die Schönheit des Landes ſowohl als die hergebrachte Gaſtlichkeit der Bewohner leicht zum Zug in die Nähe und Ferne einladen. Wann das erſte Muſikfeſt gefeiert wurde iſt unbekannt, nur ſo viel wiſſen wir, daß Hans Georg *Nägeli* die Hauptveranſtaltungen getroffen hatte und daß, als 1812 ein großes Muſikfeſt in Zürich ſtattfand, dieſe Feſte ſchon ganz heimiſch und allgemein waren. Der Kantor *Biſchoff* in Frankenhauſen in Thüringen verpflanzte ſie in das deutſche Vaterland und feierte das erſte Muſikfeſt am 4. Jan. 1804, das zweite am 20. und 21. Juni 1810. Ueber das erſte fehlen die Nachrichten gänzlich, von dem zweiten aber wiſſen wir, daß Spohr mitwirkte und große Geſangs- und Orcheſterkräfte aus allen benachbarten Orten aufgeboten waren und von allen Seiten Fremde dazu herbeiſtrömten. Die geſelligen Freuden gingen mit denen der Muſik Hand in Hand. Man ſpeiſte Mittags und Abends gemeinſchaftlich, ſang im Freien und Jedermann der Anweſenden fand ſich erheitert und befriedigt. Solche Feſte wurden am 10. und 11. Jan. 1811, am 15. und 16. Aug. 1811, zur Feier von Napoleon's Geburtsfeſt in Erfurt und an denſelben Tage des Jahres 1812 wiederholt, von welchem Muſikfeſte der „Moniteur“ in komiſchem Mißverſtändniß meldete: „Mr. l'évèque de Francohousen“ habe ein glänzendes Muſikfeſt zu Ehren des kaiſerlichen Geburtstages angeordnet. Auch nach hergeſtelltem Frieden wurde am 19. und 20. Oct. 1815 in Frankenhauſen ein ſolches gehalten und von jetzt an lief die Reihe dieſer Feſte faſt ununterbrochen fort; ſie wurden von Biſchoff der unterdeſſen Muſikdirector in Hildesheim geworden war, auf eigene Gefahr und Koſten veranſtaltet und fanden abwechſelnd zu Hildesheim, Hanover, Peine bei Hanover, Helmſtädt ꝛc. ſtatt. Ihr Ruf verbreitete ſich, man ahmte ſie nach und nach in allen Orten nach und im Jahre 1819 hatten ſich ſchon die rheiniſchen

Digitized by Google

Städte Elberfeld, Düſſeldorf, Köln und Aachen und die Küſtenſtädte der Oſtſee, Lübeck, Wismar, Roſtock, Hamburg zu dieſem Zwecke im ſchönen Bunde an einander geſchloſſen; im Jahre 1824 bildete ſich bei dem großen Muſikfeſte in Quedlinburg vom 1—3. Juli, bei welchem mehrere der größten Meiſter, die damals Deutſchland beſaß, gegenwärtig waren, wie Maria von Weber, Fr. Schneider, Spohr, der ſogenannte Elbmuſikverein; auch Süddeutſchland hegte und pflegte ſie und ſelbſt im hohen Norden in Königsberg in Preußen und Marienburg fanden ſchöne Feſte dieſer Art ſtatt. Schon durch dieſe Feſte wird ein ſchöner Zweck erreicht, die Künſtler von nah und fern werden näher zu einander gebracht, eine edlere Geſelligkeit angeregt, noch höher möchten wir die beſonders in den preußiſchen Staaten immer mehr ſich ausbreitenden Geſangsfeſte ſtellen, weil ſie eine unmittelbare Einwirkung auf das Volk haben, es mit edlern Genüſſen bekannt machen, es ſelbſtthätig dabei wirken laſſen und auf dieſe Weiſe zu einer edlern Erziehung des niedern Volks beitragen können. Bis jetzt ſind ſie freilich nur noch bei Vereinen von Schullehrern, Cantoren und Organiſten ſtehen geblieben. Der Seminardirector Hientzſch zu Potsdam früher zu Breslau, regte dieſe Muſikfeſte zuerſt im Jahre 1825 durch eine Broſchüre, ſpäter in der muſikaliſchen Zeitſchrift „Eutonia" an, bis endlich am 11. Aug. 1830 zu Kynau bei Salzbrunn in Schleſien ein erſtes Geſangsfeſt zu Stande kam, zu welchem ſich gegen 150 Schullehrer, Cantoren, Organiſten ꝛc. eingefunden hatten. Bernhard Klein, der ſich zu Salzbrunn im Bade befand, übernahm einen Theil der muſikaliſchen Leitung. Im folgenden Jahre wiederholte ſich das Feſt zu Salzbrunn in Gegenwart der Kronprinzeſſin von Preußen; und obgleich Hientzſch verſetzt wurde, ſind die ſchleſiſchen Geſangsfeſte durch die eifrigen Bemühungen des Cantors Siegert im erfreulichſten Fortgange geblieben. Thüringen feierte ſein erſtes Geſangsfeſt zu Weißenfels im Jahre 1833, während am 24. Oct. 1831 ſchon das erſte Geſangsfeſt in Weſtfalen ſtattgefunden hatte; 1833 ſtiftete der Seminarlehrer Schärtlich zu Potsdam den märkiſchen Geſangsverein, zu dem die Städte Potsdam, Brandenburg, Belitz, Rathenow, Ruppin, Frieſack, Jüterbogk, Trebbin, Zoſſen ꝛc. gehörten und feierte im Juni desſelben Jahres das erſte Geſangsfeſt in Potsdam, wobei gegen 400 Sänger vereinigt waren, die in der Kirche geiſtliche Muſiken und im Freien geſellige Geſänge ſehr ſchön ausführten. Auch in Süddeutſchland, beſonders in Schwaben haben ſich faſt in allen kleinern Städten Geſangvereine gebildet, die zur Sommerzeit das ſchöne Land luſtig mit Geſang durchwandernd zu einander ziehen. So trafen im Jahre 1833 in Eßlingen 10 ſolche Liederkränze, die gegen 300 Sänger zählten, zuſammen. Die vielen Liederdichter des Landes, Schwab, Uhland u. A. verliehen den Feſten durch ihre Gegenwart einen beſondern Reiz und die Geiſtlichkeit iſt ſo freiſinnig, auch zu weltlichen Geſängen die Räume der Kirche darzubieten und zu geſtatten, daß das Gotteshaus mit grünem Laub feſtlich geſchmückt werde.

So hat Deutſchland nach allen Seiten hin gewirkt, die Muſe der Muſik in dem Leben heimiſch zu machen und in allen Kreiſen der Geſellſchaft ihre Zauber zu verbreiten. Die Muſik, wenigſtens der Geſang, bildet ſelbſt in dem dürftigſten Volksunterricht ein beſonderes Element und ſtrebt in dem jugendlichen Herzen ein edleres Bedürfniß nach Erholung zu gründen, als das mühevolle Alltagsleben ihm zu bieten vermag. Mag dieſes Streben nach dem Ideellen, dieſe Sucht, ſich den wirklichen Verhältniſſen des Lebens auf Augenblicke zu entreißen, immerhin als Schwärmerei, als eitle Thorheit gelten bei einem Volke, das ſo viel noch vom Leben zu fordern hat, ehe es ſich als Volk wirklich fühlen kann, immer iſt die Tendenz eine ſehr ſchätzenswerthe, die edlern Keime des Menſchen, ſeine geiſtige Natur auf dieſe Weiſe mehr und mehr zum Bewußtſein zu bringen und kann ohne ſegensreiche Folgen für das Ganze nicht bleiben. Wer das Edlere in ſich fühlt und weiß, kann nicht zum Thiere herabſinken, kann den rohen Leidenſchaften der Sinne nie ganz verfallen und ein Volk, in dem die geiſtige Natur ſo geweckt wird, das die edlern Genüſſe der Kunſt kennt und ſelbſt übend ſich verſchafft, kann nicht in die rohe Barbarei verſinken und wenn dadurch auch das tiefe Elend des Lebens nicht gehemmt oder aufgehoben wird, wirft es doch einen vorübergehenden, aber hellen, tröſtenden Schein in die Nacht des Unglücks. Dieſe Gedanken mochte

Digitized by Google

wohl Mainzer haben, als er 1840 ſein deutſches Vaterland verließ und nach Paris pilgerte, um in dieſer Stadt der Ueppigkeit und des Elends die Tröſtungen der Muſik zu verbreiten. Sein Ziel war, die untern Volksklaſſen mit dem Geſange zu bilden und wenn auch in den neueſten Zeiten nichts mehr von ſeinem Wirken verlautet, ſo war es doch im Anfange von den ſegensreichſten, erfreulichſten Folgen. Er ging ſpäter auch nach England hinüber, um in dieſem Lande des Geldes und des Hungers ſeine Miſſion zu erfüllen und hat daſelbſt ebenfalls die erſtaunenswertheſten Erfolge errungen.

Muſikaliſche Malerei. Man hat ſich häufig tadelnd über die muſikaliſche Malerei ausgeſprochen und ſie hin und wieder ſelbſt an den größten Komponiſten, wie Haydn und Beethoven, verdammt. Aber wenn die Malerei dichten, wenn die Poeſie muſiciren, wenn die Schauſpielkunſt durch Streben nach plaſtiſchen Stellungen der Sculptur ſich annähern darf, warum ſoll nicht die Muſik malen? Aber ſie ſoll nicht das Reich des Sichtbaren oder der Naturlaute vollſtändig nachzubilden ſich unterfangen, ſondern durch Darſtellung der Seelenzuſtände nur auf jene hindeuten. Der Komponiſt hat Unrecht, der gleichſam für ein ſehendes Ohr und hörendes Auge arbeiten will. Die Muſik überflügelt die Malerei durch ihren Hinaufſchwung in das Reich des Sichtbaren, durch ihr Hineinfliegen in das wunderbare Reich dämmernder Ahnungen und durcheinander ſpielender Gefühle. Der Muſiker, der eine Bataille, eine Schlittenfahrt oder dergl. komponirt, wird zum Kopiſten einer gemeinen Wirklichkeitserſcheinung. Wenn die Muſik malen will, ſo male ſie nicht die Außenſeite der Dinge, ſondern ſie erfaſſe ihr innerſtes Weſen und zeige uns das Endliche ſeiner Verbindung mit dem Unendlichen; ſie ſei, wie ſchon Engel wollte, nicht ein Malen der Objecte, ſondern ein Malen der Empfindung bei dieſen, wie z. B. in Beethoven's Paſtoralſymphonie und Mendelsſohn Bartholdy's herrlichen Ouverturen.

Muſikdirector heißt derjenige, der die Aufführung muſikaliſcher Werke zu leiten hat. Es iſt gleichbedeutend mit Kapellmeiſter (ſ. Kapellen); doch bezeichnet man in neuerer Zeit häufig blos einen untergeordneten Dirigenten des Orcheſters damit, der, unter dem Kapellmeiſter ſteht und hauptſächlich das Einſtudiren bis zur Generalprobe zu beſorgen hat.

Muſikfeſte, ſ. Muſik.

Muſivgold oder Malerbronze, wird zum Bronziren, Malen und Verzieren von Holzgegenſtänden, Gypsfiguren u. dergl. angewandt; man hat ächte und unächte. Die ächte wird bereitet, indem man Goldſchaum mit Honig fein reibt, dann den Honig mit Waſſer wieder auswäſcht und das Zurückbleibende trocknet. Die unächte Bronze wird durch ſtarkes Erhitzen eines Gemenges von 12 Theilen Zinn, 6 Theilen Queckſilber, 7 Theilen Schwefel und 6 Theilen Salmiak erhalten; es iſt eine Verbindung von Zinn und Schwefel. Das Muſivſilber erhält man auf gleiche Weiſe aus Zinn, Wismuth und Queckſilber.

Muſiviſche Arbeit, ſ. Moſaik.

Muskatellerweine heißen die ſüßen, lieblichen, rothen und weißen Weine, die aus den Muskatellertrauben gepreßt werden; Frankreich, Italien, Sicilien, Sardinien, die lipariſchen und griechiſchen Inſeln liefern ſie, die beſten die Inſel Cypern. Unter den franzöſiſchen Muskatellerweinen ſind der Lunel und Riveſaltes und unter den italieniſchen der Moskato, Syrakuſer, Giro u. A. die feinſten Sorten. Von den Muskatellertrauben gibt es verſchiedene Arten, mit weißen, gelben, grünen, rothen und aſchgrauen Beeren. Die ſogenannte ſpaniſche Muskatellertraube wird bis 8 Pfd. ſchwer. Die künſtlichen M. bereitet man aus Landwein, Zucker, Roſinen und Hollunderblüthen.

Muskatennuß, die Frucht des Muskatenbaums, der früher in ſeiner eigentlichen Heimath, den molukkiſchen Inſeln, überall wild wuchs, von den Holländern des Alleinhandels wegen hier an vielen Orten ausgerottet, ſpäter aber von Franzoſen und Engländern auch in andern Gegenden Oſtindiens angepflanzt wurde. Die M., welche bei uns als Gewürz und magenſtärkendes Mittel verbraucht wird, iſt der Kern der eigentlichen Nuß,

Digitized by Google

welche am Baume mit einer zweiten, dicken, herben, fleiſchigen Schale gleich unſern Welſchen-Nüſſen umgeben iſt. Zur Zeit der Reife platzt dieſe und läßt die Nuß fallen, die in einem netzförmigen, friſch carmoſinrothen, trocken gelben Gewebe liegt, welches die ſogenannte *Muskatenblüthe* gibt (die eigentliche Muskatenblüthe iſt geruchlos). Da die Blüthen des Muskatenbaums nur nach und nach zum Vorſchein kommen und jede Nuß 9 Monat nach der Blüthe reift, ſo erntet man eigentlich ein halbes Jahr lang vom Juli bis in den April reife Nüſſe, doch gibt es während dieſer Zeit 3 Haupternten Juli und Auguſt, November und März und April. Aus den Muskatennüſſen und Muskatenblüthen wird durch Deſtillation das koſtbare Muskatenöl gewonnen, welches in der Medicin als höchſt kräftig reizendes Mittel innerlich tropfenweis mit Zucker genommen, äußerlich als Zuſatz zu Salben gebraucht wird.

Muskau, Standesherrſchaft im preuß. Regierungsbezirke Liegnitz, früher zum Görlitzer Kreiſe der Oberlauſitz gehörig = 9 □M. mit 10,000 Einw., war von 1795 an Beſitzthum der Burggrafen von Dohna, kam 1644 an die Grafen von Callenberg und gehört ſeit 1784 dem ſonſt gräflichen, 1820 vom König von Preußen in den Fürſtenſtand erhobenen Hauſe Pückler (=Muskau). Die Hauptſtadt der Standesherrſchaft, Sitz der oberlauſitziſchen Bienengeſellſchaft an der Neiße, im Kreiſe Rothenburg, hat ein ſchönes Schloß mit Gemäldeſammlung, Rüſtkammer und Bibliothek und 1400 Einw., worunter viele Töpfer und Schuhmacher. Unweit der Stadt liegt ein ſtarkes Alaunbergwerk, welches jährlich über 300 Ctr. Alaun liefert; das Jagdſchloß Hermannsruhe und das Hermannsbad mit Eiſenſchlamm- und Dampfbädern. Der Fürſt Herm. Ludw. Heinr. *Pückler* (ſ. d.) verkaufte M. 1845 an den Grafen Edmund von Hatzfeld.

Muskeln (musculi), unter dieſem Namen begreift man alles, was man gewöhnlich Fleiſch nennt. Sie ſind aus parallel nebeneinander fortlaufenden Längenfaſern zuſammengeſetzt und mit einer Haut überzogen, die man die Muskelſcheide nennt. Die M. ſind die Organe der Bewegung und als ſolche ein höchſt wichtiger Theil der Anatomie (*Myologie*). An jedem Muskel unterſcheiden wir den Kopf, den Anfang jedes Muskels, oder eigentlich das unbewegliche Ende desſelben, den Bauch, den mittleren fleiſchigen Theil der ſich bei der Bewegung ſpannt und den Schwanz, das andere Ende, welches ſich mit dem daran befeſtigten Gliede bei der Bewegung gegen den Kopf des Muskels zieht; Kopf und Schwanz ſind flechſige Theile. — Beim Fötus befinden ſich die Muskeln, da die Gelegenheit zur kräftigen Muskelbewegung fehlt, in einem Zuſtande von Atonie. Die Muskeln erreichen ihre richtige Feſtigkeit in ziemlichen Gleichgewicht mit den Knochen. — Die Bewegung der M. unter der Haut, die einer ſchnell dahinfahrenden Maus nicht unähnlich iſt, hat ihnen den Namen Musculi, Mäuslein verſchafft. Alle Bewegung im thieriſchen Körper, die einzig und allein von den Muskeln abhängig iſt, theilt man in eine *willkürliche* und *unwillkürliche*, und nimmt auch zugleich noch eine aus beiden gemiſchte Bewegung an; dem Willen nicht unterworfen iſt z. B. die Bewegung des Herzens, Magens, der Gedärme, zu den gemiſchten rechnet man das Athmen u. ſ. f. Das wechſelweiſe Zuſammenziehen und Erſchlaffen der M., worauf die Bewegung beruht, geſchieht nach der Lage der Muskelfaſern und erregt in Hinſicht der Schnelligkeit und Kraft, mit der es vor ſich geht, unſere Bewunderung im höchſten Grade; vorzüglich thut dies der zuſammengeſetzte Muskelapparat der Sprachorgane in Hinſicht der Schnelligkeit und Kraft die bewegenden M. des Unterkiefers und der Extremitäten (der Arme und Füße). Jeder, auch der geringſte, auf die Muskelfaſer einwirkende Reiz erzeugt Zuſammenziehung; und dieſe Reizbarkeit der M. wird immer größer, je weniger ein Körper dieſem Reize Widerſtand zu leiſten im Stande iſt, je ſchwächer oder geſchwächter er iſt; ſo ſind Kinder und Frauen reizbarer als erwachſene Männer u. ſ. w. Die Einwirkung des Galvanismus als eines bedeutenden Reizes auf das Muskelſyſtem, die ſogar in den Muskeln friſchgetödteter Thiere, ſo lange noch etwas Lebenswärme vorhanden iſt, Zuſammenziehung hervorzurufen im Stande iſt, hat zu der Annahme einer eigenen Flüſſigkeit (*galvaniſches Fluidum*) Gelegenheit gegeben,

Digitized by Google

die von den Nerven bei der Berührung mit Metallen ausgehe und ſich dem Muskularſyſteme mittheile.

Muskete (wahrſcheinlich von muschetus, der Sperber, oder von dem Meierhofe Mochetta bei Feltri in Italien, ſo genannt), war urſprünglich ein kleines metallenes Geſchütz, das eine 7löthige Bleikugel mit der höchſten Elevation 1100 Schritt weit ſchoß. Alba hatte bei jeder Compagnie 15 Musketiere. Nach und nach aber wurde das ganze Fußvolk mit der M. bewaffnet, denn im Laufe des 30jährigen Kriegs errichtete Guſtav Adolf ſchon ganze Musketierregimenter und ſuchte die Conſtruction des Geſchoſſes zur leichteren Anwendung zu vereinfachen. Faſt gleichzeitig ward in Frankreich das noch jetzt übliche Flintenſchloß erfunden und die damit bewaffnete Infanterie erhielt den Namen Füſeliere oder Flintenträger. — Musketonner (franz. mousqueton), die Musketen der Cavalerie, bald nach Erfindung der Feuergewehre mit kurzem Lauf und weiter Mündung, ſodaß aus ihnen mehrere Kugeln auf einmal geſchoſſen werden konnten.

Muſſchenbroek, Peter van, (Muſchenbroek), geb. 1692 zu Leyden, zuerſt Profeſſor der Phyſik und Mathematik zu Utrecht, ſpäter zu Leyden, wo er 1761 ſtarb, hat die Phyſik mit ſcharfen und gehaltvollen Beobachtungen bereichert. Er erfand 1731 das, ſpäter von J. H. Lambert verbeſſerte, Pyrometer, ſtellte ergiebige Unterſuchungen über den Magnet an und hat die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen unter andern in folgenden Schriften niedergelegt: „Elementa physica“ (Leyden 1734); „Institut. phys.“ (Ebend. 1746, deutſch von Gottſched, Lpz. 1747, franz. von F. Maſſuet); „Physicae experimentalis et geom. diss.“ (Leyd. 1729); „Tentamina experimentor. natural. etc.“ (Ebend. 1731, Wien 1757); „Introductio ad philos. natur.“ (nach ſeinem Tode erſchienen, Leyden 1762). Sein älterer Bruder Johann, geb. 1688, zuletzt Profeſſor der Philoſophie zu Leyden, hat ſich als mechaniſcher Künſtler ausgezeichnet und „Beſchreibung einer einfachen und doppelten Luftpumpe“ (deutſch mit Zuſätzen von J. Ch. Them, Augsb. 1765) in franzöſiſcher Sprache abgefaßt.

Muſpilli iſt der Name eines von Schmeller (Münch. 1832) herausgegebenen, auch in Wackernagel's „Altdeutſches Leſebuch“ aufgenommenen poetiſchen Bruchſtücks, das vielleicht im 9. Jahrh. von Ludwig dem Deutſchen mit eigener Hand aufgeſchrieben, wahrſcheinlich aber in früherer Zeit verfaßt worden war. Es handelt vom jüngſten Gericht und gehört ſowohl wegen ſeiner alliterirenden Form, wie wegen der Spuren altheidniſcher Vorſtellungen, die ſich in ihm neben dem Chriſtlichen finden, zu den merkwürdigſten Ueberreſten der althochdeutſchen Poeſie. Das Wort Muſpilli, den Schmeller zum Titel des Gedichts wählte, kommt im Gedicht ſelbſt vor, lautet im altſächſiſchen Heliand (ſ. d.) Mudspelli, in der nordiſchen Edda Muſpell und bedeutet höchſt wahrſcheinlich ſoviel als Holzvernichter, eine poetiſche Umſchreibung des Feuers, wie in der Edda die ſüdliche Flammenwelt von der der Untergang der Welt ausgeht, Muſpellheim heißt.

Muſſelin (Mouſſelin, engl. Muslin), benannt von Moſſul, ein bekanntes feines baumwollenes Gewebe, bei uns Neſſeltuch genannt, kam früher am beſten aus Indien, wird aber jetzt eben ſo ſchön, oft noch ſchöner in Europa verfertigt. Man unterſcheidet die Muſſeline nach der Art des Gewebes und ihren Muſtern und hat glatten, geſtreiften, gedruckten, gegitterten, brochirten M. u. ſ. w. In der neuern Zeit hat man den Namen auch auf ähnliche Gewerbe aus Wolle oder Wolle und Baumwolle übertragen. Die Wollenmouſſeline unterſcheiden ſich in M. pure laine und M. laine chaine coton, je nachdem ſie aus reiner Wolle oder mit baumwollener Kette gewebt ſind.

Muſſet, Alfred de, franzöſiſcher Dichter, geboren in Paris 1810. Auf einem Pariſer Collège gebildet, fing er ſehr jung zu ſchreiben und zu leben an und ſtand ſchon 1828 unter den um Victor Hugo geſchaarten Romantikern, von ihnen als einer der größten Dichter Frankreichs geprieſen. Er hat gewiß ein ausgezeichnetes Talent, doch jagt er zu ſehr nach dem Abſonderlichen, nie Dageweſenen, um etwas Bedeutendes zu leiſten. Seine Dichtungen glänzen durch eleganten Styl, eine ſchnelle Auffaſſungsgabe, ohne tiefe-

Digitized by Google

ren Gehalt zu haben, er ſpielt zu ſehr mit ſeinem Talent, als daß er Zeit hätte, ein höheres Ziel im Auge zu behalten. Er hat ſehr viel geſchrieben und iſt fortdauernd noch in Thätigkeit. Er trat zuerſt mit den „Contes d'Espagne et d'Italie“ (Par. 1830) auf, dieſem folgten „Un spectacle dans un fauteuil“ (Par. 1833), „Les comédies injouables“ (2 Bde., Par. 1838), „La confession d'un enfant du siècle“ (2 Bde., Par. 1836) ꝛc. — Sein älterer Bruder, Paul de M., iſt ebenfalls Schriftſteller und hat unter Anderm herausgegeben: „Samuel, roman sérieux“ (Par. 1833), „La table de nuit, équipées parisiennes“ (Par. 1833) und Mehreres. Auch der Vater Beider, V. D. Muſſet-Pathay, iſt in der literariſchen Welt bekannt durch eine ſehr ſorgfältige, mit vielen Anmerkungen verſehene Ausgabe der Werke Rouſſeau's und eine ſehr fleißige „Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau“ (2 Bde., Par. 1821).

Muſtapha, Kara, Großvezier Sultan Muhamed's IV., der Sohn eines Sipahi, wurde von Muhamed Kiuprili (ſ. d.) erzogen. Schon frühzeitig machte er ſich durch ſeine Grauſamkeiten gegen die Chriſten berüchtigt. Nach Achmed's Tode wurde er am 7. Nov. 1676 Großvezier. Als ſolcher erklärte er am 3. März 1677 den Krieg an Rußland, welcher ohne Erfolg geführt wurde und endlich zu dem für die Pforte nachtheiligen Waffenſtillſtand von Radzin am 11. Febr. 1681 fuhrte; auch begünſtigte er den Aufruhr der Ungarn gegen Oeſterreich. In der innern Verwaltung zeichnete er ſich ebenſo durch ſeinen gewaltthätigen Uebermuth, insbeſondere gegen die europäiſchen Geſandten, wie durch ſeine unerſättliche Geldgier aus. Sein Sturz wurde endlich durch den unglücklichen Ausgang des Kriegs herbeigeführt, den er 1682 gegen den Kaiſer Leopold I. begann. Nachdem er Tököly (ſ. d.), den Hauptrebellen in Ungarn, der ſich erboten, die ungariſche Krone als Vaſall der Pforte zu tragen, mit dem Königreiche Ungarn beliehen, drang er ſengend und brennend bis in die öſterreichiſchen Erblande vor und begann am 14. Juli 1683 mit 200,000 M. die Belagerung von Wien. Schon war die Stadt ihrem Verfalle nahe, als das Entſatzheer der Polen und Deutſchen erſchien und am 12. Sept. 1683 den übermüthigen Feind vollſtändig ſchlug. M. entfloh mit den Trümmern ſeines Heeres nach Ungarn, ließ aber vor Raab den alten Ibrahim Paſcha, den Statthalter von Ofen, hinrichten, unter dem Vorwande, er habe zuerſt die Flucht ergriffen und wälzte nun in ſeinem Berichte an den Sultan alle Schuld auf dieſen. Der Sultan glaubte Anfangs dem ſchlauen Großvezier und belohnte ihn noch dafür, daß er wenigſtens einen Theil des Heeres gerettet habe. Als aber bald darauf die Nachricht von der am 9. Oct. 1683 erfolgten Niederlage M.'s bei Parkany und dem Verluſte der Feſte Gran am Hofe des Sultans eintraf, gewannen M.'s Feinde die Oberhand und der Oberſtkämmerer, ein Zögling und Schützling M.'s, wurde mit dem Befehle, den Kopf des Großveziers in Empfang zu nehmen, nach Belgrad geſandt. Er langte nach Sonnenuntergang am 25. Dec. 1683 an und noch vor Mitternacht war des Sultans Wille vollzogen. M. war kaum 50 Jahre alt. Ohne Feldherr zu ſein, entwarf er aus Geiz und Hochmuth die größten Kriegspläne. Seinem Hochmuthe glich ſeine Prachtliebe. Sein Harem zählte mehr als 1500 Odalisken, ebenſo viele Sclavinnen und 700 ſchwarze Eunuchen; ſeine Diener, Pferde, Hunde und Jagdvögel zählten nach Tauſenden.

Muſterreiterei. Ein ſpöttiſcher Ausdruck, mit dem man die täglich üblicher werdende Sitte bezeichnet, nach welcher Handelshäuſer aus allen Branchen fortwährend Reiſende in alle Gegenden ausſenden, die ihre Geſchäftsverbindungen unterhalten, Gelder einkaſſiren, Aufträge empfangen, vorzüglich aber durch Vorzeigung von Waarenproben und durch perſönliches Anliegen neue Kunden erwerben. In früheren Zeiten war dieſe Sitte faſt ausſchließlich den Weinhandlungen eigen und erregte bei ihnen keinen Anſtoß, da ihre Artikel natürlich von dem Meßverkehr ausgeſchloſſen waren und da ſie mehr als alle andern Großhändler mit Privatperſonen zu thun hatten, mit denen ſie nicht gut auf einem andern Wege eine regelmäßige Verbindung unterhalten konnten und bei denen es ihnen wünſchenswerth ſein mußte, ſich durch eigene Agenten über Zahlungsfähigkeit und ſonſtige Verhältniſſe in ſteter Kenntniß zu erhalten. Seitdem aber der Speculationsgeiſt, durch Noth

Digitized by Google

beflügelt, ſich ſo mächtig belebt hat, da ſeitdem die Communication ſo erleichtert iſt, haben nun auch viele andere Geſchäfte, unter Vorgang der Engländer, dieſes Verfahren nachgeahmt, weil ſie es als ein ſehr wirkſames Mittel erkannten, ihren Abſatz zu erweitern. Dem Beiſpiel des Einen mußten Andere nachfolgen, da die älteſte und geachtetſte Firma dennoch von dieſen lockenden Anerbietungen und dem Einfluſſe der Perſönlichkeit in Schatten geſetzt ward. Das ganze Verfahren iſt allerdings mit vielen Koſten verbunden; es veranlaßt manche Täuſchungen; thut dem Meßverkehr Abbruch und führt manche Beläſtigungen mit ſich. Aber ändern wird es ſich nicht laſſen, vielmehr iſt eher eine Zunahme zu erwarten. Und da ſich hoffen läßt, das auf die Dauer erprobte Solidität doch den Vorzug vor Prahlereien behaupten wird, ſo muß man dieſe neue Richtung, welche der Handelsverkehr genommen hat, achten. — Dagegen jedoch, daß viele Regierungen anfangen, die M. mit einer Gewerbsſteuer zu belegen, läßt ſich nichts erinnern.

Muſterwirthſchaften nennt man ſolche Oekonomien, welche ſich durch ihre in jeder Hinſicht vorzügliche Einrichtung und Leitung auszeichnen und ſomit einer Gegend zur Nachahmung dienen. Eine Muſterwirthſchaft im wahren Sinne des Worts muß nach einem Syſtem eingerichtet ſein und dieſes in allen Einzelnheiten auf ſolche Weiſe durchführen, daß ſich die unter den vorhandenen Verhältniſſen vortheilhafteſte Benutzung der bewirthſchafteten Fläche mit Sicherheit ergibt. Es gehört mithin Zweierlei zu einer Muſterwirthſchaft: ein muſterhaftes Syſtem und ein muſterhafter Betrieb. Das Syſtem begreift die Wahl der anzubauenden Gewächſe, das quantitative Verhältniß ihres Anbaues die Fruchtfolge und die wirthſchaftliche Verwendung der erzielten Produkte, der Betrieb dagegen umfaßt alle die einzelnen Verrichtungen mittels welcher das Syſtem durchgeführt werden kann, wie das Düngerweſen, die Beſtellung und Pflege der Gewächſe, die Ernte, die Wieſenwirthſchaft, die Viehzucht, die Haus- und Hofwirthſchaft, die Buchführung u. ſ. w. Wird durch conſequente und tüchtige Durchführung des Syſtems der unter den gegebenen natürlichen Verhältniſſen größte Reinertrag in ſicherer Annäherung und dauernden Fortſchritt erlangt, ſo darf man ein Syſtem muſterhaft nennen; der Betrieb heißt ſo, wenn alle jene Verrichtungen im Einzelnen genau und untadelhaft, in der Totalität ſowohl übereinſtimmend und ineinandergreifend, als den gegebenen Verhältniſſen angemeſſen ausgeführt werden. Syſtem und Betrieb gehören aber innigſt zuſammen. Wirthſchaften, wo zwar ein muſterhafter Betrieb und ein hoher Rohertrag ſtattfindet, dafür aber unverhältnißmäßige Geldmittel aufgewendet werden, verdienen den Namen Muſterwirthſchaften nicht, da es bei ſolchen hauptſächlich auch darauf ankommt, mit den möglichſt geringſten Geldausgaben den höchſten Reinertrag zu erhalten. Da die Muſterwirthaften beſonders den Zweck haben, den bäuerlichen Landwirthen ein gutes Beiſpiel zu geben; ſo hat man in neueſter Zeit angefangen, ſolche für einzelne Gegenden auf Koſten des Staats zu errichten, wie z. B. in einigen Kreiſen Oſtpreußens.

Muſtoxides, Andreas, Graf, geb. zu Korfu 1785, ſtudirte ſeit 1802 in Venedig, dann in Mailand. Im Jahre 1806 ſchrieb er: „Per servire all' istoria Corcirese da i tempi eroici al secolo XII.“ und wurde dafür Hiſtoriograph der Regierung der ioniſchen Inſeln. Im Jahre 1811 und 1814 gab er zu Mailand die beiden erſten Bände ſeiner Geſchichte von Corcyra, „Illustrazioni Corciresi“ heraus und arbeitete am literariſchen Journal „Il poligrafo“. Im Jahre 1816 ſchrieb er über die vier Pferde von Bronze an der Marcuskirche zu Venedig. Als man ſpäter in Korfu eine Univerſität gründen wollte, kehrte er dahin zurück, um an derſelben eine Lehrerſtelle zu übernehmen. Er iſt Correſpondent der franzöſiſchen Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften. Sein „Leben des Anakreon“ in ital. Sprache fand beſonderen Beifall wegen der Reinheit, mit welcher er das Italieniſche ſchreibt.

Mutation, ſ. Solmiſation.

Muthen, altdeutſches Wort, ſo viel als förmlich um etwas anhalten, vorſchriftsmäßig um etwas bitten; ſo heißt ein Lehen muthen, binnen der geſetzlichen Zeit um Belehnung mit demſelben beim Lehnsherrn anſuchen, und der von letzterem über das An-

Digitized by Google

ſuchen ausgeſtellte Schein, womit der Vaſall z. B. eine etwaige Beſchuldigung einer Lehnsverſäumung abwendet, wird Muthſchein, Muthzettel genannt. Bei Handwerkern heißt muthen, um Aufnahme in die Zunft oder um das Meiſterrecht nachſuchen. Iſt eine gewiſſe Zeit beſtimmt, welche hindurch der Geſelle arbeiten muß, ehe er das Meiſterrecht erlangen kann, ſo nennt man dies Muthzeit, umfaßt ſie den Zeitraum eines Jahres, Muthjahr. Beim Bergbau verſteht man unter muthen, die Bitte um Erlaubniß, im unverliehenen oder ins Freie gefallenen Felde Bergwerke zu bauen und damit belehnt zu werden; die, dieſe Muthung enthaltende Schrift, in welcher der Name des Muthers, der Ort, der Gang, die Art Metalle u. ſ. w. anzugeben iſt, heißt Muthzettel, Muthſchein. Früher war es gebräuchlich, zum Zeichen der geſchehenen Meldung zum Meiſterwerden etwas niederzulegen (gewöhnlich ein Stück Geld), welches den Namen Muthgroſchen erhielt.

Mutiren heißt das Uebergehen der Stimme aus Discant oder Alt in Tenor oder Baß, welches bei Knaben ſtatt zu finden pflegt, wenn ſie mannbar werden. Anſtrengung der Stimme während dieſer Zeit nimmt dieſer faſt immer Kraft und Reinheit.

Mutſchirung nannte man im Mittelalter die abwechſelnde Regierung zweier oder mehrerer nachgelaſſener Söhne über ein Land, das zufolge der beſtehenden Hausverträge oder der teſtamentariſchen Beſtimmungen nicht getheilt werden durfte und das man doch auch nicht gemeinſchaftlich regieren wollte. Eine ſolche Mutſchirung trat 1566 im Herzogthum Sachſen ein zwiſchen Johann Friedrich II. oder dem Mittlern und Johann Wilhelm, den Söhnen Johann Friedrich's des Großmüthigen. Man theilte das ganze Land in zwei Theile und aller drei Jahre wollte man mit der alten Regierung in denſelben wechſeln. Die Grumbach'ſchen Händel und die dadurch herbeigeführte Achtserklärung Johann Friedrich's II. verhinderten die Ausführung des Vertrags.

Mutis, Don Joſ. Cöleſtin, Botaniker und Freund Linné's, wurde 1732 zu Cadiz geboren. Im Umgange mit Linné zu Madrid, wo er eine Profeſſur der Botanik bekleidete, gewann er das botaniſche Studium beſonders lieb. Im Jahre 1750 begleitete er als Leibarzt den Vicekönig Don Pedro Meſia de la Cerda nach Neugranada, wo ſeine botaniſchen Kenntniſſe bei dem Reichthum der Natur jenes Landes einen bedeutenden Zuwachs erhielten und entdeckte die bis dahin hier ganz unbekannte Chinarinde. Zum Profeſſor der Mathematik zu Santa-Fé de Bogota ernannt, gerieth er mit den dortigen Dominikanermönchen in gefährliche Händel, weil er in der Aſtronomie das Kopernikaniſche Syſtem lehrte und wäre unfehlbar ein Opfer dieſer blinden Eiferer geworden, hätte ihn nicht der Vicekönig geſchützt. Vier Jahre lang machte er das Studium der Pflanzenwelt von Neugranada zu ſeiner Hauptbeſchäftigung, durchreiſte jene Länder und ſchrieb ſeine Flora von Neugranada. Auf Antrag der Regierung gründete M. zu Santa-Fé eine Anſtalt für naturwiſſenſchaftliche Studien (Expedicion real botanica) und wurde Director derſelben. Im hohen Alter trat er in den geiſtlichen Stand, wurde Kanonikus an der Kathedrale zu Santa-Fé, erbaute noch in ſeinem Garten ein Obſervatorium, verſah es mit koſtbaren Inſtrumenten und ſtarb 1808. Außer der Botanik, Aſtronomie und Chemie, beſchäftigte ſich M. auch mit Zoologie und ſtudirte fleißig die Reptilien, Säugethiere, Fiſche und Vögel von Neugranada. Seine zahlreichen Schriften ſind in Europa wenig gekannt. Mehreres iſt durch Linné in die Memoiren der königlichen Akademie zu Stockholm eingerückt worden, der auch ihm zu Ehren eine Pflanzengattung Mutisia genannt hat.

Mutterkorn, unnatürlich große oft 1 Zoll lange, äußerlich ſchwärzliche, violette, inwendig weiße Körner, beſonders bei Roggen, Gerſte und Grasarten, welche ſich in naſſen Jahren bilden. Manche halten ſie für das Produkt eines Inſectenſtichs (wie die Galläpfel), Andere für eine Art von Schwämmen. Es hat einen widerlichen Geſchmack und Geruch, wirkt in beträchtlichen Doſen auf den Körper ſelbſt zerſtörend, gibt unter das Brod verbacken dieſem ein bläuliches Anſehen und widerlichen Geſchmack und Geruch.

Muttermale (Naevi materni), gehören unter die Bildungsfehler (vitia primae formationis) und werden durch Erweiterungen der Hautgefäße gebildet. Es ſind verſchie-

Digitized by Google

denartig gefärbte, mehr oder weniger erhabene, mitunter mit Haaren bedeckte Flecken auf der Haut an verſchiedenen Stellen des Körpers. Nach der herrſchenden Meinung ſollen ſie durch einen plötzlichen Schrecken der Schwangern entſtanden und gemeinlich ein Abbild vom Gegenſtande deſſelben ſein; die Verbindung zwiſchen Mutter und Kind iſt aber keineswegs eine ſo unmittelbare, als ſie dieſen Annahmen zufolge ſein müßte. — Man empfiehlt dagegen die Exſtirpation, wenn ſie möglich iſt, vom 2. bis 5. Lebenjahre; außerdem bedient man ſich von der erſten Kindheit an der zuſammenziehenden Mittel.

Mygdon, der Sohn des Akmon und Bruder der Hekabe, war König von Phrygien und kämpfte mit Atreus und Priamus gegen die Amazonen. Nach ihm ſoll ein Theil von Phrygien Mygdonien genannt worden ſein.

Mykale, ein altes Gebirge in der kleinaſiatiſchen Landſchaft Jonien. Es erſtreckte ſich von Magneſia bis an die Küſte, wo die Inſel Samos lag, von welcher es durch eine ſchmale Meerenge geſchieden wird. M. iſt merkwürdig durch den Sieg der Griechen, welchen dieſe den 25. Sept. 479 vor Chr. (am Tage der Schlacht bei Platäa) über die Perſer erfochten. Die Spartaner unter Leotychides und die Athener unter Xanthippos landeten bei M. und fanden hier die perſiſche Seemacht ſchon vor. Dieſe vernichteten ſie und machten ungeheure Beute.

Mykenä, alte Stadt in Argolis, welche der Sage nach von Perſeus gegründet ward. Sie war als Reſidenz Agamemnon's eine der ſchönſten und blühendſten Städte des Peloponnes, litt aber ſehr durch die Herakliden, welche ſich der Stadt bemächtigten und wurde von den Perſern gänzlich zerſtört, weil 80 Mykenäer bei Thermopylä gegen ſie gefochten hatten. Nach und nach fanden ſich wieder einige Einwohner, welche ſich in M. anbauten, es blieb aber doch ſeitdem ein unbedeutender Ort. Auf der Stätte wo M. ſtand, finden ſich noch jetzt, unweit Kharvati, einige Ruinen, welche von der Größe und Pracht der alten Stadt zeugen, namentlich ein Begräbniß der alten Könige.

Mykoni, bei den Alten Mykonos, eine der Cykladen und zum Königreich Griechenland gehörig, hat einen Flächenraum von ungefähr 3 □M. und 6000 Einw., die ſich meiſt von der Schifffahrt nähren. Die Inſel iſt felſig, an Waſſer arm und deshalb dürr und unfruchtbar; doch findet man viel Rebhühner, Wachteln und anderes wilde Geflügel. Die Viehzucht erſtreckt ſich blos auf Schafe und Ziegen, denen einige benachbarte unbewohnte Inſeln, beſonders Delos, zur Weide dienen. Der gleichnamige Hauptort, mit 5000 Einw. und einem Hafen, hat die einzige Süßwaſſerquelle der Inſel.

Mylitta, die aſſyriſche Venus, in deren Tempel ſich jede Jungfrau vor ihrer Verheirathung gegen eine Summe Geldes, womit der Tempelſchatz bereichert wurde, einem Manne Preis geben mußte. (Herod. 1. 199.)

Mylius, Johann Chriſtoph, ein um die Literaturgeſchichte nicht unverdienter Gelehrter, geb. 1710 zu Buttſtädt, geſt. 1754 als Univerſitätsbibliothekar zu Jena, verfaßte die noch jetzt nicht ganz entbehrliche „Bibliotheca anonymorum et pseudonymorum" (Hamb. 1740) und die „Memorabilia bibliotheca academicae jenensis" (Jena 1746). — Chriſtlob M., ein während ſeines Studiums zu Leipzig mit Gellert, Zachariä und Schlegel befreundeter Arzt, geb. 1722 zu Reichenbach in der Oberlauſitz, geſt. 1754 zu London auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe, iſt der Verfaſſer mehrerer philoſophiſcher und literariſcher Schriften, die einen tief forſchenden Geiſt verrathen und nebſt ſeinen Gedichten von Leſſing (Berl. 1754) herausgegeben wurden. Vgl. „Historia Myliana vel de variis Myliorum familiis" (Gött. 1751. 4.).

Myn, Hermann van der, geb. zu Amſterdam 1681, 1741 geſt., war Anfangs Blumenmaler, wurde er ſpäter ein ausgezeichneter Hiſtorienmaler, hielt ſich früher zu Antwerpen, ſpäter in London auf, wo beſonders ſeine Porträts ſehr gut bezahlt wurden. Er malte mit großem Fleiße und vieler Sicherheit. — Franz van der M., geb. 1719, hielt ſich in Amſterdam auf und war ebenfalls ein ſehr geſuchter Portraitmaler. Zartheit des Colorits und Sicherheit des Faltenwurfs zeichnen ſeine Arbeiten aus.

Digitized by Google

Mynſter, Jacob Peter, Biſchof von Seeland, ein ausgezeichneter däniſcher Kanzelredner und Theolog, wurde 1775 zu Kopenhagen geboren, beſchäftigte ſich, nach vollendeten Univerſitätsſtudien einige Zeit mit dem Erziehungsſache, wurde 1801 Prediger in Spjellerup auf Seeland, 1811 zweiter Prediger an der Frauenkirche zu Kopenhagen, 1817 Mitglied der Direction der Univerſität und gelehrten Schulen, 1828 Schloß- und Hofprediger mit Beibehaltung ſeiner letztgenannten Stelle; am 9. Sept. 1834 endlich Biſchof von Seeland. Gegenwärtig iſt er zugleich Ordensbiſchof, königl. Confeſſionarius und Commandeur des Dannebrogordens. Im Jahre 1810 ließ er die erſte, 1815 die zweite Sammlung ſeiner Predigten drucken und zeigte dadurch wie durch ſeine Abhandlungen: „Bemerkungen über die Kunſt, zu predigen" (1810) und „Ueber den Vorzug feſtgeſetzter Texte vor den freien", wie tief er die Aufgabe des Predigers erfaßt habe. Auch für die Wiſſenſchaft der Theologie hat er mehrere werthvolle Schriften herausgegeben; z. B. „Unterſuchungen über den Gebrauch unſerer Evangelien von Juſtin dem Märtyrer" (1809), worin er Stroth's Irrthum widerlegt, als hätten wir in Juſtin's Schriften die Evangelien der Hebräer; „Ueber den Verfaſſer des Briefs an die Hebräer" (1808), ſeine „Einleitungen in den Brief an die Philipper" (1811) und „An die Galater" (1816); „De ultimis annis muneris apostolici a Paulo gesti" (1815); „Entwickelung des Begriffs des Glaubens" (1820), „Ueber den Begriff der chriſtlichen Dogmatik" (1831, deutſch in den „Theologiſchen Studien und Kritiken" 1831); vor allem aber die „Betrachtungen über die chriſtliche Glaubenslehre" (2 Bde., Kopenh. 1833; deutſch von Schorn, 2 Bde., Hamburg 1835.) Seinem Schwiegervater, dem verſtorbenen Biſchof von Münter, hat M. in den „Theologiſchen Studien und Kritiken" (1832) ein Ehrendenkmal geſetzt.

Myologie heißt die Lehre von den Muskeln (ſ. d.). Sie iſt ein Haupttheil der Anatomie, umfaßt aber in der gewöhnlichen Darſtellung nicht alle Muskeln des Körpers, denn das Herz wird bei der Gefäßlehre, die Darmmuskeln bei der Eingeweidelehre in nähere Betrachtung gezogen. Hülfsmittel beim Studium der Myologie ſind: Albinus „Historia musculorum hominis" (Leyd. 1734, 4.; neue Ausgabe von Hartenkeil, Bamb. 1796, 4.) und deſſelben „Tabulae sceleti et musculorum corporis humani" (Leyd. 1747, Fol.).

Myops, Myopie, ſ. Kurzſichtigkeit.

Myotomie, ein Theil der praktiſchen Anatomie, bezeichnet den Inbegriff der Regeln, welche beim Präpariren der Muskeln zu befolgen ſind.

Myriade, iſt eine Zahl von 10,000 Einheiten. Figürlich genommen, bedeutet M. eine unzählbare Menge; ebenſo in der Chronologie (Zeitrechnung) einen unbeſtimmt großen Zeitraum von vielen Jahrhunderten oder etlichen Jahrtauſenden.

Myriopoden, ſ. v. a. Tauſendfüße, Inſecten ohne Flügel mit ſehr vielen Füßen. Zu ihnen gehören die oft 2 Fuß langen Scolopendern Südamerikas. Eine giftige Art der M. ſoll in Weſtindien vorkommen.

Myrmidonen, ein Völkerſtamm in Phthia in Theſſalien, ſo genannt von Myrmidon, einem Sohne Jupiter's und der Eurymeduſa, nach Andern, von Myrmer, Ameiſe, weil ſie auf den Wunſch des Königs Aeacus (ſ. d.) auf der Inſel Aegina, deren frühere Einwohner die Peſt aufgerieben hatte, aus einem Ameiſenhaufen entſtanden waren. Mit Peleus, Sohn des Aeacus und Enkel des Actor, gingen ſie nach Theſſalien, von wo aus ſie auch mit dem Achilles (ſ. d.) gegen Troja zogen.

Myron aus Eleutherä in Böotien, ein berühmter griechiſcher Bildhauer um 440 v. Chr., Schüler des Ageladas, arbeitete in Erz, Holz und Marmor und zeichnete ſich durch ſeine Kraft und die lebensgetreue Darſtellung ſeiner Erfindungen aus. Er ſtellte beſonders Athletenkämpfe dar. Der fallende Fechter und der Discuswerfer im capitoliniſchen Muſeum werden ihm zugeſchrieben. Eine von ihm verfertigte Kuh, welche ihr Kalb ſäugt, war in der ſpätern Zeit des Alterthums beſonders berühmt. 36 Epigramme auf dieſelbe ſind uns aufbewahrt worden. Vgl. Böttiger's Abhandlung „M. und der athletiſche Kreis"

Digitized by Google

in den von Sillig herausgegebenen „Kleinen Schriften archäologiſchen und antiquariſchen Inhalts“ (Bd. 2., Dresd. u. Lpz. 1838).

Myronides, ein atheniſcher Feldherr, zeichnete ſich in den Kämpfen Athens um die Hegemonie zur Zeit des Perikles (ſ. d.) aus, indem er zuerſt im Jahre 457 v. Chr. die Korinther, welche in Megaris eingefallen waren, zum Abzuge nöthigte, im Jahre darauf aber die Böotier bei Oenophyta unweit Tanagra gänzlich ſchlug und durch dieſen Sieg alle böotiſchen Städte, mit Ausnahme Thebens, ſowie die Phocenſer und opuntiſchen Lokrer für Athen wieder gewann. Vgl. Röth „De Myronida et Tolmida, Atheniensium ducibus“ (Marb. 1841).

Myrrha, ſ. Adonis.

Myrte, iſt eine Gattung zierlicher, immergrüner Sträucher. Die gewöhnliche M. (Myrtus communis), wächſt im ſüdlichen Europa wild und wird bei uns in Töpfen gezogen, man hat mehrere Varietäten davon. Die Nelkenmyrte (Myrtus Caryophyllata). liefert die im Handel bekannte Nelkenrinde und Myrtus Piementa, welche auf Jamaica und in Südamerika wächſt, den Jamaicapfeffer oder das engliſche Gewürz.

Myrtilos, der Sohn des Hermes und der Kleobule, wurde als Wagenlenker des Oenomaos (ſ. d.) zum Verräther an ſeinem Herrn und von Pelops (ſ. d.) bei Geräſtos in Euböa in das Meer geſtürzt, das von ihm den Namen des Myrtoiſchen Meers erhalten ſoll. Sterbend ſprach er noch den Fluch über das Heer des Pelops aus. Von ſeinem Vater wurde er als Fuhrmann unter die Sternbilder verſetzt. Sein Grabmal zeigt man zu Pheneos hinter dem Tempel des Hermes; hier nämlich ſollte das Meer ſeinen Leichnam an die Küſte getrieben haben.

Myſien, alte Landſchaft in Kleinaſien, ſehr fruchtbar an Wein und Getreide. Die wichtigſten Städte des Landes waren: Pergamos, Lampſakos, Kyzikon, Parion, Adraſtea u. A., Flüſſe: Granikos und Skamandros und Gebirge: Ida und Temnos. Die älteſten Einwohner waren Cilicier, welche nach Trojas Zerſtörung das Land jenſeits des Taurus eroberten und nach ſich Cicilien nannten. Nach ihnen bewohnten die Myſier das Land, welche wahrſcheinlich von den Lydiern abſtammten. Anfangs ward es von Königen regiert mußte ſich jedoch ſpäter den Lydiern unterwerfen und wurde unter Kröſus von den Perſern unterjocht. Die Myſier wurden von den Griechen ſehr verachtet und daher ſprichwörtlich ein verächtlicher Menſch ein Myſier genannt.

Myſore (Meiſſur), jetzt Provinz zur Präſidentſchaft Madras im britiſchen Vorderindien gehörig, ein 2800—3500 Fuß hohes, geſundes Gebirgsland, war ehedem eins der mächtigſten Reiche Vorderindiens. Es ſtand ſeit dem Anfange des 16. Jahrhunderts unter den Rajahs aus bramaniſchen Stamme, die 1759 durch Hyder Ali (ſ. d.) verdrängt wurden. Des Letztern Sohn und Nachfolger Tippo Saib (ſ. d.) verlor 1799 Thron und Leben durch die Engländer, die das Land theilten, 8000 □M. mit der zeitherigen Hauptſtadt Seringapatam (ſ. d.) für ſich behielten, ungefähr 500 □M. ihrem Bundesgenoſſen, dem Nizam von Hyderabad und den Maratten abtraten und aus dem Reſte des Landes, ungefähr 1400 □M. mit 3 Mill. Einw. die Nabobſchaft Myſore bildeten, die ſie einem Sprößling des von Hyder Ali abgeſetzten Regentenſtammes übergaben. Der Prinz Kriſchna Adiaver, damals 6 Jahr alt, blieb fortwährend von der britiſchen Regierung zu Madras abhängig, der er gegen 2 Mill. Thlr. Tribut zahlen und in ſeinen Feſtungen engliſche Garniſonen unterhalten muß. Die wichtigſte Stadt in der Nabobſchaft M. iſt Myſore, mit 50,000 Einw., die Reſidenz des Radſchah, welcher einen großen Palaſt in der Citadelle bewohnt und der Sitz des brit. Reſidenten.

Myſtagog hieß bei den Griechen derjenige Prieſter, welcher den in die Myſterien (ſ. d.) Einzuweihenden anführte, in Sicilien nannte man auch Diejenigen Myſtagogen, welche die Fremden in die geheimen, beſonders gottesdienſtlichen Orte führten um ihnen alles Merkwürdige zu zeigen. Gegenwärtig wird das Wort häufig im verächtlichen Sinne gebraucht und bedeutet ein Geheimnißkrämer.

Myſterien waren religiöſe Inſtitute in Griechenland, beſtimmt, gewiſſe heidniſche

Digitized by Google

Götterſagen und geheime Lehren zu verwahren, die die Griechen aus dem Orient überkommen hatten. Ihr Zweck war im Allgemeinen Aufklärung über ſolche Mythen und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man vor dem Volke verborgen zu halten für gut fand. Daher war das erſte Geſetz bei den Myſterien tiefe Verſchwiegenheit, welche der Myſtagog (ſ. d.) von den Einzuweihenden nach vorhergegangenen Feſten und Reinigungen durch einen feierlichen Eid verlangte. Dann erfolgte die förmliche Aufnahme und der Aufgenommene konnte nun die einzelnen Grade oder Stufen, die Einige bis auf 5 beſtimmen, durchlaufen. Die wichtigſten griechiſchen Myſterien waren die eleuſiniſchen (ſ. Eleuſis), die dionyſiſchen (ſ. Bacchus), die aber wegen Gefährdung der guten Sitten ſchon zur Zeit des Epaminondas aus Theben und ſpäter aus ganz Griechenland verwieſen wurden; ferner die orphiſchen (ſ. Orpheus), die ſamothrakiſchen (ſ. Samothrake), endlich die der Iſis (ſ. d.), welche nur in Italien, beſonders in Rom Eingang und Anklang gefunden. Erſt ſpäter, als durch Alexander den Großen das Morgenland mit ſeinen geiſtigen Schätzen aufgeſchloſſen worden war, wurden die Geheimlehren von den Gebildeten unter dem Volke nicht mehr ſo ängſtlich verborgen gehalten wie früher; noch weniger konnten ſich die Geheimlehren und Myſterien ſeit Verbreitung des Chriſtenthums halten. Den griechiſchen Prieſterſchaften mußte ſogar jetzt ſelbſt daran gelegen ſein, daß gewandte Denker den wahren Werth der Geheimlehren ins rechte Licht ſetzten und ſo kam es daß Plotinus, Porphyrius, Jamblichus, Proklus u. A. die weſentlichſten Lehren der alten Myſterien bekannt machten und bekannt machen durften. Vgl. Saint-Croix „Récherches historiques et critiques sur les mytères du paganisme“ (Paris 1784; 2. von Sylv. de Sacy verbeſſ. Aufl., 2 Bde., Par. 1817); Meiners „Ueber die Myſterien der Alten“ in den „Vermiſchten philoſophiſchen Schriften“ (Bd. 3, Lpz. 1776) und Lobeck „Aglaophamus“ (2 Bde., Königsb. 1829).

Myſterien nannte man im Mittelalter eine Art geiſtlicher Schauſpiele, beſtehend in Darſtellung von Scenen aus der heiligen Geſchichte, hauptſächlich aus der Geſchichte der Paſſion, Auferſtehung und Wiederkunft Chriſti. Sie wurden ſeit dem frühen Mittelalter Anfangs, wohl nur in Kirchen, ſpäter auch auf Straßen und öffentlichen Plätzen, zuerſt blos von Geiſtlichen und Chorknaben, ſpäter auch von eigends dazu gebildeten Geſellſchaften dargeſtellt. Die älteſten Spuren derſelben in ital. und in brit. Denkmälern reichen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Aufgeführt wurden ſie am Oſter- und Pfingſtfeſt. In einem Decretal Innocenz' III. von 1210 wird bereits von theatraliſchen Darſtellungen mit abſcheulichen Masken (monstra larvarum) geredet, die man in Kirchen gäbe und bei denen ſelbſt Prieſter mitwirkten. Es mögen dies wohl nur Pantomimen ohne Dialog geweſen ſein, wie ſie noch gegenwärtig in Italien vorkommen und gewiß war auch der nachmals hinzutretende Dialog Anfangs blos improviſirt. Aufzeichnungen derartiger chriſtlicher Dramen kommen erſt im 15. Jahrhundert vor. (S. Italieniſche Sprache und Literatur.) In England ſcheinen bereits im 13. Jahrhundert Myſterien im Freien geſpielt worden zu ſein, wobei Stühle vermiethet wurden, auch Einſammlungen von Geld ſtattfanden. Als eines der älteſten auf uns gekommenen Dramen dieſer Art werden „Die Wunder der heiligen Katharina“ betrachtet. Die Aufführungen im Freien fanden, wenigſtens im 16. Jahrhundert, auf Karren, Spielwagen (pagiants) ſtatt, welche von Straße zu Straße zogen. Sobald ein Wagen abgeſpielt hatte, folgte ein anderer. Die Bühnen der Wagen waren in drei Stockwerke getheilt, um Himmel, Erde und Hölle vorſtellen zu können und mit Teppichen behängt; in dem unterſten Raume des Wagens kleideten ſich die Schauſpieler an. Außer den Darſtellungen der göttlichen Geheimniſſe (Mysteries) und Wunder der Heiligen (Miracles) gab man moraliſch lehrhafte Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte (Moralities). Die geiſtlichen Dramen Deutſchlands im 14. Jahrhundert, von denen wir Ueberreſte haben, waren ſämmtlich lateiniſch abgefaßt und wurden von Geiſtlichen aufgeführt. In Paris bildete ſich 1380 eine Geſellſchaft, welche Myſterien gab, die „Confrèrie de la passion, welche zuerſt bei Karl VI. Einzuge im Hospital der Trinité, ſpäter im Hôtel de Bourgogne ſpielte und 1402 ein Privilegium erhielt. Ihre Stücke pflegten viele

Digitized by Google

Abtheilungen zu haben, die an verſchiedenen Tagen nach einander aufgeführt wurden. Die Sitte, geiſtliche Dramen aufzuführen, hat ſich in vielen Orten der katholiſchen Chriſtenheit bis in die ſpäteſte Zeit erhalten, wobei die heilige Geſchichte öfters, wie ſchon im 17. Jahrh. ironiſirt wurde.

Myſticismus heißt diejenige religiöſe Anſicht, nach welcher eine klare Erkenntniß Gottes und ſeines Daſeins in der Welt nicht möglich iſt, der Glaube der Religion daher auch eine ſolche nicht gewährt, ſondern vielmehr durch ein unmittelbares Zuſammenleben Gottes und des Menſchen hervorgebracht wird, eine wunderbare, unbeſchreibliche Vereinigung, welche nur im Gefühle vor ſich geht. Der M. ſetzt daher ein hohes religiöſes Gefühl voraus, was ſich durch die Sprache, wie alle Gefühle, die nicht über die Unmittelbarkeit ſich erheben, nur unvollkommen und unbeſtimmt ausdrücken läßt. Die eigentliche Sprache des Gefühles bleibt in der Bruſt des einzelnen Menſchen verborgen und äußert ſich nur in Ach und Oh; was in Worte gefaßt werden ſoll, darüber muß der Geiſt zum Verſtändniß gekommen ſein. Je mächtiger das geiſtige Leben eines Menſchen und je unvollkommner zugleich die Bildung ſeines Verſtandes iſt, um ſo mehr wird er geneigt ſein, die Befriedigung der hohen Intereſſen des Geiſtes nur in ſeinem Gemüthe zu ſuchen, deſto geneigter wird er zum M. ſein. Der Myſtiker muß hungern und durſten nach der Wahrheit und zugleich von der Unzulänglichkeit ſeines ſelbſtbewußten Geiſtes, ſie zu erfaſſen, die Ueberzeugung haben: dann wird er in der nur ihm vernehmlichen Stimme ſeines Herzens ſuchen, um die Wahrheit, die er in ihrer vollkommenen Geſtalt nicht beſitzen kann, als Seligkeit zu erfaſſen. Der M. iſt daher überall ein Zeichen eines hohen Intereſſes am Geiſtigen, Ewigen, gegen welches alle endliche Intereſſen nichtig ſind und wird im gewiſſen Sinne ſtets eintreten müſſen, wo ein ſolches Intereſſe vorhanden iſt. Denn weſſen Verſtand iſt ſo ſcharf, daß er alle Geheimniſſe der Gottheit zu durchſchauen vermöchte und doch ſagt ihm ſein Herz, daß auch da, wo das Walten und die Weisheit der Gottheit ihm verſchwindet, der Allmächtige, Allweiſe, Allgütige, doch ſeiner ganzen Fülle nach noch vorhanden ſei. Nur thörichte Eitelkeit und Gedankenloſigkeit kann in dieſer Beziehung dem M. gegenübertreten; die wahrſte und wirklich verſtändigſte Frömmigkeit wird ſich dagegen ſtets zu ſolchem M. bekennen. Ein anderes aber iſt es, die Beſchränktheit der einzelnen Vernunft in der Erkenntniß anerkennen und die menſchliche Vernunft, um ihrer Schwäche willen, verachten. Der Menſch, welcher an ſeiner Vernunft verzweifelt, läſtert Gott, denn die Vernunft iſt der Theil, welchen Gott von ſeinem eigenen Weſen in die Bruſt des Menſchen gelegt hat. Nicht die Vernunft iſt überhaupt ſchwach und elend, daß ſie weniger zu erkennen vermöge, als das Herz zu fühlen, denn ſonſt müßte Gott ſelbſt ſein eigenes Weſen nicht zu erkennen im Stande ſein, ſondern nur ich, der einzelne durch Triebe und Leidenſchaften beſchränkte und mit einer zufälligen Körperlichkeit behaftete Menſch, habe mich noch zu wenig herausgerungen aus der Natürlichkeit in die Geiſtigkeit, aus der Bewußtloſigkeit in das Licht des Selbſtbewußtſeins, als daß ich zur völligen Kraft der Vernunft gelangt wäre. Ein M., welcher die Vernunft verachtet, weiß am wenigſten in dem unklaren Gebiete der Gefühlswelt, das in ihr liegende Vernünftige von dem Unvernünftigen, das Heilige von dem Unheiligen zu ſcheiden und da das Gefühl nur in ſo weit gut iſt, als es das erſte, noch bewußtloſe, gleichſam embryoniſche Daſein der Vernunft iſt, ſo wird der die Vernunft verachtende M. geeigneter ſein, dem Böſen ſich zuzuwenden, als dem Guten. Er wird nicht ſelten ein Mißbrauch der Religiöſität ſein, um unter dem Scheine der Gottſeligkeit einer geiſtentblößten Sinnlichkeit zu fröhnen. Sowohl in der neueſten Zeit, wie früher, iſt der M. einer Verſtandesaufklärung entgegengetreten, welche eitel und übermüthig von ihrem kleinlichen Standpunkte über Gott und göttliche Dinge abſprach. Wir ſehen daher unter den Myſtikern aller Zeiten die geiſtreichſten Männer, welche das Heiligthum der Religion muthvoll vertheidigten, indem ſie gegen den feindlichen Verſtand das Herz zu Hülfe riefen und da ſie nicht zu überzeugen vermochten, weil ſie an Verſtandesbildung die Gegner nicht übertrafen, durch glühende Worte zu überreden ſuchten. Ueber dieſer achtungswerthen Myſtik erblicken wir aber in der Geſchichte ſelbſt der neueſten Zeit jene bis zur tiefſten ſittlichen Verworfenheit gehende

Aufregung eines verderbten Gefühles, welche durch den Haß gegen Verſtand und Vernunft ſich eine Berechtigung zu verſchaffen ſuchte. Vgl. Borger „De mysticismo“ (Harlem 1819, 4; deutſch von Stange, Altona 1826); Ewald „Briefe über die alte Myſtik und den neuen Myſticismus“ (Tübing. 1822); H. Schmid „Der Myſticismus des Mittelalters“ (Jena 1824) und Heinroth „Geſchichte und Kritik des Myſticismus“ (Lpz. 1830).

Myſtificiren heißt eigentlich in Myſterien einweihen, dann aber bedeutet es auch ein ſcherzhaftes Benutzen fremder Leichgläubigkeit oder Eitelkeit zu allerlei falſchen Vorſpiegelungen. Doch ſchließt dies Wort eine ernſte Abſicht der Täuſchung, mithin eigentlichen Betrug aus; dagegen iſt Schadenfreude zuweilen das Motiv von Myſtification. In ernſten Angelegenheiten nennt man M. auch zuweilen ſolche geheime Veranſtaltungen, welche man als kleinliche, dem ernſten Zwecke nicht entſprechende Kunſtgriffe bezeichnen will.

Mythographen heißen diejenigen größtentheils ſpätern Schriftſteller des Alterthums, welche die verſchiedenen Sagen und Dichtungen der früheren Zeiten meiſt in Proſa bearbeiteten und zuſammenſtellten, wie unter den Griechen namentlich Apollodor (ſ. d.), Konon (ſ. d.), Parthenius (ſ. d.), Antoninus Liberalis (ſ. d.) und Paläphatus (ſ. d.), unter den Römern Hyginus (ſ. d.), Fulgentius, Lactantius (ſ. d.) u. A. Die beſte Sammlung der „Mythographi graeci“ beſitzen wir von Weſtermann (Braunſchw. 1843); die „Mythographi lat.“ gaben Muncker (2 Bde., Amſterd. 1681) und van Staveren (2 Bde., Leyd. und Amſt. 1742) heraus.

Mythologie iſt eine Wiſſenſchaft, die zuerſt im Griechenthume bekannt wurde und deren Grundlage noch immer vorzugsweiſe das griechiſche Leben iſt, dem ſie im engern Sinne, wie auch ihr Name, allein angehört. Im Hellenenthume nämlich bezeichnet dieſer Ausdruck alles, was bei anderen Völkern in verſchiedenen Abſtufungen: Symbolik, heilige und profane Sage, Mährchen u. ſ. w. heißt. Wir haben alſo von der griechiſchen M. auszugehen und die analogen Erſcheinungen bei andern Völkern nebenzuordnen. Zu betrachten iſt zunächſt Form, Inhalt und Entſtehungsart des Mythus. Betreffend die Form, ſo iſt dieſe hiſtoriſcher Art: der Mythus iſt die Darſtellung eines angeblichen Factums, aber ſo, daß die Zeit nicht genau beſtimmt wird, vielmehr als ſolche der vorhiſtoriſche Zeitraum anzunehmen iſt; damit hängt zuſammen, daß der Inhalt des Mythus häufig auch ein hiſtoriſcher iſt. In dem größten Theil ſeiner Mythen bewahrte der Grieche ſeine Anſicht über die Vorgeſchichte ſeines Volkes, das Verhältniß der einzelnen Stämme zu einander, die Entſtehung der Sitten und Inſtitute. Neben dieſer hiſtoriſchen Bedeutung tritt die religiöſe hervor, da der Cultus der Griechen einen Hauptbeſtandtheil ihres Lebens ausmachte. Und der geſchichtliche Mythus, die Heroenſage, hatte eben die Beſtimmung, durch die Abſtammung des Helden von einem Gott die Götterſage mit der Geſchichte zu verbinden. Die Götterlehre alſo iſt die zweite Seite des Mythus. Die dritte endlich iſt die, wo der Inhalt desſelben ein ſymboliſcher wird, inſofern nämlich die Götter ſelbſt theils moraliſche Mächte, theils Naturgewalten darſtellen. So geſtaltet ſich denn die Kosmologie der Griechen in verſchiedenen Sagen, die eben das ausdrückten, was ſpäter abſtracte Sätze der Philoſophen thaten. Dieſe drei Seiten machen den Inhalt der griechiſchen M. aus, wobei zu beachten, daß ſie nicht ſtreng geſondert hervortreten, vielmehr vielfach verſchlungen ſich zeigen und daß der zuletzt erwähnte kosmologiſche Inhalt der älteſte iſt. Was die Entſtehungsart des Mythus anbetrifft, ſo iſt eben jene Vereinigung der verſchiedenſten geiſtigen Beſitzthümer daraus zu erklären, daß der Mythus die Form war, in welcher die Hellenen ſowohl ihre und alle Vorzeit als die Wahrheit und Nothwendigkeit im Reiche der Natur und Sittlichkeit anſchauten. Ehe dieſe Kenntniſſe ſich zu verſchiedenen Wiſſenſchaften ſonderten, begriff ſie der Mythus als gemeinſchaftlichen Keim in ſich. Und damit kommen wir zum Grundbegriff der M., daß ſie nämlich menſchliches Wiſſen in der Form unmittelbarer geiſtiger Anſchauung, im Symbole oder Bilde enthält. In dieſem Sinne haben ähnliche Mythologie auch andere Völker des Alterthums, die Indier, Aegypter, Uritalier, die nordiſchen Germanen und zum Theil durch Kenntniß dieſer erſt hat man die rechte

Digitized by Google

Anſicht der griechiſchen gewonnen, indem man dieſe theils von jener abzuleiten verſucht, theils wenigſtens verglichen hat. Was aber die griechiſche von jenen unterſcheidet und ihr einen Vorzug vor ihnen zueignet, iſt die weitere Ausbildung des Mythus im helleniſchen Geiſte. Indem nämlich alle M. zuerſt das Verhältniß der Völker zur todten Natur ausdrückt — denn dieſes drücken die kosmologiſchen Sagen aus; Naturgewalten ſind die Götter zunächſt, und ſelbſt der geſchichtliche Heros iſt meiſtens nur eine Localperſonification — ſo bleiben die übrigen M.'n auf dieſer Stufe ſtehen, die griechiſche aber ſchreitet weiter vor. Sie ſtellt in den Göttern Begriffe des Geiſteslebens auf, und indem dieſe ſo beſeelt werden, werden ſie auch belebt, und erhalten zugleich Form, kurz ſie werden geiſtige Ideale, was die monſtröſen Götzenbilder anderer Nationen nicht ſind. Dies iſt die zweite Stufe, welche die griechiſche M. erreichte. Auf dieſer Stufe ſind die Götter Gegenſtand des öffentlichen Cultus, der bei den Griechen den Begriff der Schönheit zur Grundlage hatte. Die Künſte, Plaſtik und Poeſie bilden die Götterlehre aus. Ein ſchlagendes Beiſpiel, wie die ſymboliſche, geſtaltloſe Naturmythologie eines Volkes der griechiſchen geiſtigen Götterlehre nachſtehen mußte, iſt die italiſche, die, weil ſie ſich nicht fortbilden konnte, von der griechiſchen nach und nach ſo verdrängt wurde, daß man ſie nur mit Hülfe der griechiſchen zu erklären und umzudeuten ſuchte, ihre wahre Bedeutung aber faſt ganz verloren ging. War alſo die erſte Periode der griechiſchen M. ſymboliſch und ſomit geſtaltlos, vereinigte die zweite das Symboliſche mit geiſtiger Charakteriſtik und zugleich ideeller Geſtaltung, ſo iſt noch die dritte zu erwähnen, wo die Form die in der zweiten hinzugetreten war, den Inhalt überwog, wo rein menſchliche und pſychologiſche Motive die Verknüpfung bilden, alles den Charakter der bloß menſchlichen Sage annimmt. Man ſieht, daß auf der erſten Stufe das Kosmologiſche, auf der zweiten das Göttlich-Menſchliche, auf der dritten das Reinmenſchliche vorherrſcht. Will man Beiſpiele für dieſe drei Perioden, ſo hat man für die erſte die Nachrichten über die untergegangene Titanengötterwelt, wie ſie bei den Griechen ſich forterhalten, für die zweite die Idealwelt Homer's, Pindar's und der übrigen Dichter, für die dritte das Fortleben der griechiſchen M. bei den römiſchen Dichtern. Ihnen entſpricht eine dreifache Anwendung der M. für die Wiſſenſchaft der Griechen: die ſymboliſche Seite erfaßten die römiſchen und eleatiſchen Naturphiloſophen, die ethiſche z. B. Plato, wenn er der M. moraliſche Bedeutung unterlegt, die hiſtoriſche Seite haben die Logographen aufgenommen. — Da aber unſere Kenntniß der griechiſchen M. in zwar reichhaltigen, aber ungleichen Nachrichten aus allen drei Perioden beſteht, in deren jeder ſich die erwähnten drei Elemente, aber verſchieden gemiſcht, vorfinden, ſo wird man leicht einſehen, wie nöthig, aber auch wie ſchwer die Sichtung, Sonderung und Erforſchung derſelben iſt. Die früheren Forſchungen, wie die Bochart's, Banier's, Baco's von Verulam, Dupuis u. A. ſind jetzt ganz ohne Werth. Heyne (ſ. d.) und J. H. Voß (ſ. d.) ſuchten den griech. Mythus vom ausländiſchen ſcharf zu trennen und ſahen in der griech. M. den Inbegriff der alten Volks- und Stammſagen, die nun in den verſchiedenen Zeitaltern vielfach umgeändert worden ſeien. Nach ihnen haben ſich ſehr viele mit der Deutung der M. beſchäftigt; man kann ihre Beſtrebungen in zwei große Feldlager eintheilen, in ſolche, welche in ihr nur das religiöſe Element ſahen; das meiſt im Orient entſprungen und im oriental. Sinne und Geiſte aufgefaßt und ausgeprägt ſei, wonach alſo das Symboliſche, Magiſche und Allegoriſche von ihnen nicht ausgeſchloſſen werden dürfe, ihr Vertreter iſt namentlich Creuzer (ſ. d.), und in ſolche, welche in der M. nur eine Naturbetrachtung nichts Religiöſes ſahen was beſonders von Gottfr. Herrmann (ſ. d.) und Lobeck (ſ. d.) geſchah.

Myus, eine kleine Stadt der Jonier in Karien, am ſüdlichen Ufer des Mäander, deren Bewohner nach ihrem allmäligen Verfall nach Milet auswanderten, das heutige Palatsha, wurde einſt von Artaxerxes dem vertriebenen Themiſtokles (ſ. d.) nebſt Lampſakos (ſ. d.) und Magneſia (ſ. d.) als Geſchenk überlaſſen.

Digitized by Google

N.

N, der 14. Buchſtabe in den meiſten Alphabeten iſt ein Zungen und Naſenlaut und wird mittelſt Anſtemmung der Zungenſpitze an die obern Zähne (wie bei D und T) und Ausſtoßung der Luft durch die Naſe hörbar. Als Zahlzeichen bedeutet er im Hebräiſchen נ = 50, נ̈ = 50,000; im Griechiſchen ν = 50, ν, = 50,000; im Lateiniſchen N = 900 (zuweilen 90), N = 900,000 (auch 90,000); in der Rubricirung = 13. Als Abkürzung ſteht N in röm. Inſchriften und Handſchriften ꝛc. für Nomen, Numerus, Neutrum, Nominativus ꝛc.; in der Münzkunde iſt N ſ. v. w. Neu, z. B. N$^2/_3$, neue Zweidrittel, d. i. neue Gulden (die beſonders in Clausthal im Hanoverſchen geſchlagen wurden); auf dem Revers neuer Münzen die (ehemalige) franz. Stadt Montpellier; auf Recepten iſt es die Zahl, wie viele Stücke von einer Ingredienz genommen oder wie viele beſondere Theile bereitet werden ſollen; in der Muſik, ein Ton auf dem Syſtem der Laute; in der Chemie das Zeichen für Nitrogen.

Nabe nennt man den mittlern Theil des Rades, in welchem die Speichen, die den beſchlagenen Felgenring des Rades tragen, eingelaſſen ſind. Der vordere Theil der N. heißt die Röhre, der mittlere, welcher die Speichen trägt, der Haufen, der hintere, welcher gegen das Achsfutter trifft, der Stoß. In der Mitte iſt die N. zur Aufnahme des Achsſchenkels durchbohrt und die Bohrung wird, damit ſie ſich nicht ausläuft, mit einem eiſernen Ringe, dem Achsring, ausgefüttert. An den Eiſenbahnwagenrädern ſind die Speichen mit einem Speichenringe und der N. aus einem Stück gegoſſen; auf den Speichenring wird der ſchmiedeeiſerne Spurkranz (tyer) aufgeſchraubt, das Rad ſelbſt aber unbeweglich auf der Achſe feſtgekeilt.

Nabel wird die runde, mehr oder weniger vertiefte, nicht ganz in der Mitte der weißen Linie am Unterleibe gelegene Narbe genannt, welche von der Verwachſung der Oeffnung herrührt, die den Theilen, welche beim Fötus den Nabelſtrang ausmachten, zum Durchgange diente. Der N. beſteht eine Zeitlang nachher, wenn die Unterbindung vorgenommen worden iſt, aus den verkümmerten Reſten der unterbundenen Nabelſchnurſcheide und dem Nabelringe, einer runden, von kreisförmigen und feſten Sehnenfaſern der weißen Linie umgebenen Oeffnung. Die Nabelgrube iſt gewöhnlich um ſo tiefer, je älter und fetter das Individuum iſt. — Der Nabelſtrang oder die Nabelſchnur hingegen iſt die ungefähr einen Finger dicke und 18 Zoll lange, von der Nabelöffnung ausgehende und in den Mutterkuchen endende häutige Röhre, welche die Verbindung des Fötus mit der Mutter durch den Mutterkuchen vermittelt und in Verbindung mit ihm und den Eihäutchen die Nachgeburt bildet. Er beſteht aus der Nabelſtrangſcheide, und den von ihr umſchloſſenen Theilen, der Whartonſchen Sulze, der Scheidenhaut der Nabelgefäße mit der in dieſer enthaltenen Nabelblutader und den beiden Nabelſchlagadern nebſt dem Urachus. In den erſten Lebensmonaten des Embryo enthält ſie jedoch zugleich noch einen Theil des Darmkanals, das Nabelbläschen und die Nabelgekrößgefäße. — Zu den vorzüglichſten Krankheiten, welche am Nabel vorkommen, gehört: 1) die Nabelblutung. Sie findet gewöhnlich entweder vor dem Abfalle des Nabelſtranges oder in dem Augenblicke der Durchſchneidung, ja ſelbſt in dem übrigen Theile des Lebens ſtatt. Um die gefährliche Nabelblutung bei Neugebornen zu verhüten, muß der Nabelſtrang ſorgfältig unterbunden und von Zeit zu Zeit das Kind aufgewickelt werden, damit man ſich überzeugen kann, daß keine Blutung ſtattfindet. 2) Die Nabelentzündung charakteriſirt ſich durch eine mehr oder weniger tiefe Röthe und Geſchwulſt des N.'s und ſeiner Peripherie. Am häufigſten wird ſie beobachtet, wenn die Unterbindung des Nabelſtranges zu nahe am Leibe des Kindes geſchieht, ſo daß die Hautbedeckungen aufgefaßt werden, oder wenn der Nabel der

Digitized by Google

Reibung durch die Wickelbänder ausgeſetzt wird. 3) Der Nabelbruch iſt eine mehr oder weniger elaſtiſche, runde oder kegelförmige Geſchwulſt am Nabel, und entſteht wenn einige Theile des Unterleibes durch den erweiterten Nabelring hervortreten. Meiſtentheils findet man ihn bei den Kindern nach der Geburt, und die Urſachen ſind dann zu lange dauerndes Offenbleiben der Nabelöffnung nach dem Abfallen der Nabelſchnur, zu frühes Wegnehmen der Wickelbänder, beſtändiges Schreien u. ſ. w. Unter den Erwachſenen leiden vorzüglich ſehr Fette und Schwangere in Folge der vergrößerten Gebärmutter daran. Der Bruch wird zurückgebracht, um dem erneuerten Herausfallen durch Anlegung einer Binde zuvorzukommen, auf deren Mitte man eine Pelotte, entſprechend der Oeffnung des Nabelringes, anbringt.

Nabis, Tyrann von Sparta, ſeit 197 v. Chr., liſtig, freundlich, grauſam im höchſten Grade, wobei er ſich einen Schein von Gerechtigkeit zu geben verſtand, unterjochte Argos, wurde aber von den Achäern und ihren Bundesgenoſſen, den Römern, zuerſt von Quintus Flaminius und zuletzt, 192 v. Chr., von Philopömen geſchlagen und ein Jahr ſpäter, 191, bei einer Heerſchau ermordet. Ein Beweis ſeines verworfenen Charakters iſt, daß er, wie Polybius erzählt, ſich eine Maſchine bauen ließ, welche die Geſtalt eines ſchönen Weibes hatte, und wie ſeine Gemahlin Apega hieß. Jeder, der ihm von ſeinen Häſchern und Spionen als verdächtig zugeführt wurde, oder bedeutendes Vermögen beſaß und ſeine Habſucht reizte, mußte dieſes künſtliche Weib küſſen, wurde in demſelben Augenblicke von ihm umarmt und mittelſt der in demſelben verborgenen Dolche erſtochen.

Nabob bezeichnete im Reiche des Großmoguls den Statthalter einer Provinz und Befehlshaber über die Truppen in derſelben. Bei Eroberung Delhi's (1739), der Reſidenz des Großmoguls, machten ſich die N.'s unabhängig, mußten dagegen aber Englands Oberherrſchaft anerkennen. In England heißt jeder, der ſich in Indien große Reichthümer erworben hat, überhaupt viel Aufwand macht, ein N., da die indiſchen N.'s gewöhnlich durch mancherlei Erpreſſungen, welche ſie ſich gegen die Bewohner ihrer Provinzen erlaubten, große Reichthümer aufhäuften.

Nabonaſſar, angeblich der erſte König der Chaldäer oder Babylonier (im 8. Jahrh. v. Chr.), iſt beſonders deshalb wichtig, weil nach Ptolemäos mit ihm die ſogen. aera Nabonassari (Nabonaſſariſche Jahresrechnung) beginnt, welche jedes Jahr zu 365 Tagen annahm und mit dem 26. Febr. 747 v. Chr. begann. Nach dieſer Aera rechneten auch die Aegypter, ſo lange ſie unter perſiſcher Herrſchaft ſtanden, nahmen aber unter der Römerherrſchaft die Julianiſche an. Die Chaldäer behielten die Nabon. Aera bis in die Mitte des 7. Jahrh. n. Chr. bei, die Syrer bis gegen Chr. Geburt, wo ſie dann ebenfalls die Julianiſche annahmen. Die Perſer rechneten nach ihr bis 312 v. Chr., machten ſie dann durch Einſchaltungen der macedoniſchen gleich und nahmen 632 n. Chr. die Jezdedsjerdiſche Aera an, die mit der Zerſtörung des perſiſchen Reichs begann.

Nachahmung nennt man Geſtaltung, Bildung nach einem Vorbilde. Die N. iſt entweder abſichtlich oder willkürlich, inſtinktmäßig. Im erſtern Falle nehmen wir uns vor, ein Ebenbild zu ſchaffen, und nennen die N. eine treue, wenn das Muſter im Ebenbilde bis auf die einzelnen Theile verwirklicht iſt. Die N. iſt eine unwillkürliche, wenn ſie gleichſam von Natur eingepflanzt iſt; ſie iſt bloß den unvernünftigen Geſchöpfen von gleicher Gattung eigen, und der Trieb, ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht in gewiſſen Verrichtungen auf dieſelbe Weiſe zu betragen. Sklaviſch wird die N. genannt, wenn ſie ſich ohne eigene Geiſtesthätigkeit maſchinenartig, ängſtlich bemüht, das Muſterbild wiederzugeben; frei dagegen, wenn eigener Genius dabei obwaltet und ſchafft. — Wenn von N. in der Kunſt die Rede iſt, ſo iſt zu bemerken, daß alles künſtlich Hervorgebrachte eigentlich eine N. des in der Natur Gegebenen iſt, allein die N. muß auch hier eine freie ſein. Die Natur iſt für den Geiſt nicht das Vollkommene und Befriedigende; der Künſtler ſoll eine Herrſchaft ausüben über die Natur und den bedürftigen Stoff zur freien Schönheit erheben. Wenn aber auch das Weſen der Kunſt nicht auf der N. der Natur im gewöhnlichen Sinne, d. i. in ihren einzelnen Erſcheinungen beruht, ſo iſt doch nicht zu leugnen,

Digitized by Google

daß die erſten rohen Anfänge der Kunſt in ſolcher N. der Natur ihren Urſprung haben. Die Natur iſt aber blos die Bildungsſchule der Kunſt, und im Menſchen lebt der Geiſt, welcher die Maſſen belebt, und aus dem rein Angeſchauten, Durchdachten und Durchfühlten ein neues Originalbild durch die Kunſt erſtehen läßt (ſ. Copie). — In der Muſik bezeichnet man mit N. oder Imitation mehrere ähnliche melodiſche in verſchiedenen Stimmen aufeinander folgende Sätze. Die ſtrengern Nachahmungen dieſer Art kommen gewöhnlich in den Fugen und fugenartigen Sätzen, die freiern in allen figurirten Muſikſtücken vor.

Nachbar, entſtanden aus Nachbauer, heißt jedes Mitglied einer Gemeinde in Bezug auf das neben ihm wohnende (Haus-N.) oder neben ihm Grundſtücke beſitzende (Feld-N.) Gemeindeglied. Zur Sicherſtellung der gegenſeitigen Rechte und Pflichten iſt das Nachbar-Recht feſtgeſtellt; es umfaßt dieſes aber auch die Pflichten und Rechte des einen Gemeindegliedes gegen alle, ſowie aller gegen einen. Vermöge dieſes Rechts kann z. B. in ländlichen Gemeinden jeder Einzelne in den Gemeindeangelegenheiten mit abſtimmen und die Gemeindegrundſtücke (Hutungen, Waldungen ꝛc.) benutzen. Vgl. das hiermit verwandte Bürgerrecht und Heimathsrecht (ſ. d.)

Nachdruck iſt im Allgemeinen jeder Abdruck von beſonderer Kraft und Bedeutſamkeit, wodurch die Wirkung auf das Gemüth erhöht und verſtärkt wird. Man bedient ſich dazu theils der Wiederholung oder Anaphora (ſ. d.), theils der Steigerung oder Gradation (ſ. d.), theils der Frage oder des Ausrufs, theils der Umkehrung oder Inverſion (ſ. d.), theils der Apoſiopeſis (ſ. d.), auch wohl des Bildes (ſ. d.) und des Gleichniſſes (ſ. d.). Dieſer N., der Gedankennachdruck genannt, iſt wohl zu unterſcheiden von dem Nachdruck des Tones, der dadurch entſteht, daß der Ausdruck durch den Accent (ſ. d.) ein beſonderes Gewicht erhält. Die letztere Art des N.'s bezeichneten die alten Rhetoriker durch Emphaſis, d. h. einen Ausdruck, der mehr bedeutet als er auszuſprechen ſcheint.

Nachdruck. Seit der Erfindung des Bücherdrucks oder der Kunſt, Schriftwerke und künſtleriſche Erzeugniſſe auf mechaniſche Weiſe leicht und ſchnell zu vervielfältigen, hat ſich die öffentliche Meinung mit der Frage über das Recht der Erzeuger an ihren Schöpfungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft ſehr angelegentlich beſchäftigt, und die Art, wie die Geſetzgebungen den Wünſchen und Forderungen genügten oder auswichen, iſt für dieſe Geſetzgebungen und die Anſicht, die man über die Bedeutung der Literatur wie der Kunſt für das Leben hegt, in der That charakteriſtiſch. Indem man den feſten Beſitz, das Eigenthum allgemein als das beſte Unterpfand einer gut organiſirten Geſellſchaft und als die bewährteſte Rechtsgrundlage für die Sicherheit der Staaten wie für die Förderung der wahren Geſittung und Geiſtesbildung anerkannte, widerſetzte man ſich Jahrhunderte lang den aus einer ſehr alten Thatſache, nämlich der Erfindung des Bücherdruckes, ſich ergebenden nothwendigen Conſequenzen und gerieth dadurch in einen faſt gefährlichen Widerſpruch mit den erſten Rechtsgrundſätzen. Denn hat die erwähnte Thatſache der ganzen Geſellſchaft eine andere Geſtalt gegeben und die Denker, Dichter, Schriftſteller, die Literatur und Kunſt zur geiſtigen Herrſchaft über das Materielle berufen, ſo iſt es Widerſpruch, wenn den Früchten des Geiſtes, den Blüthen der edelſten Zeugungskraft, allen in einer beſtimmten Form zur ſinnlichen Wahrnehmung dargebrachten Gedanken die Qualität des Eigenthums verſagt wird, während alle übrigen geiſtigen und körperlichen Anſtrengungen bis zur geringſten Klaſſe herab ſich eines Schutzes erfreuen, der erkennen läßt, daß man in der Heilighaltung des Eigenthums die Grund- und Vorbedingungen aller Kultur ſieht. Außer dem Geſetze ließ, ja erklärte man diejenigen, welche als die Inhaber und Verwalter der höchſten Güter, mit denen der Himmel die Erde beſchenkt hat, für die Entſtehung und Ausbildung der Geſetze arbeiten und der Welt die Quellen der Erkenntniß, die Reichthümer der Ideen, des Guten und ewig Schönen aufſchließen. Gegen dieſes Mißverhältniß zwiſchen dem höchſten Stande und den übrigen Klaſſen kämpfte die Welt drei, vier lange Jahrhunderte und ſie mußte geduldig zuſehen, wie der, welcher aus bitterer Noth die Angel im Strome auswarf oder ein Feuerrohr auf den Vogel der Luft, auf das von ſeinen Früchten aufgenährte

Wild des Feldes richtete, oder einen trocknen Aſt von dem Baume des Waldes löste, um an der Flamme deſſelben die erſtarrten Glieder zu erwärmen, bis zur Grauſamkeit hart beſtraft wurde, weil er die Heiligkeit des Eigenthums verletzt habe: während der literariſche Räuber die Werke des Fleißes, die Schöpfungen des Genies, dieſe edelſten Perlen in der Ehrenkrone der Völker, als Quelle ſelbſtſüchtiger Speculation ungeſtraft, ja unbeſchützt und im Räuberhandwerk begünſtigt ſich aneignen durfte. Iſt dieſes Mißverſtändniß gegenwärtig allgemeiner erkannt und ſind, wie wir ſehen werden, die Geſetzgebungen auf dem Wege, die geiſtige Thätigkeit und ihre Früchte mit den Früchten körperlicher Anſtrengung gleichzuſtellen, ſo gibt es doch noch immer Männer genug, die es ſich aus Mangel an richtiger Einſicht und Erkenntniß oder abſichtlich zur Aufgabe gemacht zu haben ſcheinen, die Literatur, dieſe koſtbare Macht, welche zu den Völkern redet, um ſie auf eine höhere Staffel der Bildung zu erheben, in Misachtung zu bringen und den Denkern, Schriftſtellern und Literaten wie Künſtlern die Anſprüche auf eine beſſere und würdigere Exiſtenz ſtreitig zu machen. Man läßt nicht ab, die jüngern, enthuſiaſtiſchen Schriftſteller zu entmuthigen; über die zarteſten Blüthen des Gedankens, des raſtlos nach Vorwärts ringenden Geiſtes will man den kalten Nord der Geſetzloſigkeit wehen laſſen und über die warm ſprudelnde Quelle der Begeiſterung das Eis der Reflexionen ſtreuen. Die Beſchwerden der Literaten, den Drang der Schriftſteller nach dem Rechte, das dem niedrigſten Arbeiter nicht verſagt wird, fertigt man ab mit Verweiſungen auf die Vergangenheit, in welcher Taſſo u. Luther, Herder, Sixtus, Rouſſeau, Winckelmann, Camoens ohne Klage ihr Schickſal getragen hätten. Aber unſere Zeit mit ihrer Kultur und Civiliſation iſt eine andere geworden, wir ſind von einem Theile der Feſſeln frei, durch welche jene Zeit gebunden war; und wenn das Verhalten der Vorfahren gegen ihre Zeitgeſittung der Maßſtab für Veredlung des Lebens in Wiſſenſchaft, Kunſt, Staat und Geſellſchaft ſein ſoll, wie kommt es, daß die Menſchheit nicht mehr auf ihrer unterſten Stufe ſteht? Der Bürger hat aufgehört, Lehnsmann zu ſein; der Mittelſtand hat die Muſter des Gedankens und des Wortes aufgenommen und den Kreis ſeiner Begriffe, ſeiner Vorſtellungen, ſeiner Anſchauung, ſeiner Ideen und ſeiner Thätigkeit erweitert. Auch der Schriftſteller iſt nicht mehr Schmarotzer, Lakai und Bettler, wie in vergangenen Jahrhunderten, die man als Muſter hinſtellt. Der Schweinehirt und der Lakai der Frau von Vercellis war weder Sixtus V. nach J. J. Rouſſeau, der Kurrentjunge in den Straßen von Eiſenach und der Hausknecht eines oſtpreußiſchen Predigers war nicht Luther der große Reformator, nicht Herder, der Dichter und Philoſoph. Der Winzer Felix Peretti konnte wohl 1529 die Heerden hüten; als er aber leſen konnte, als er ſich Montalto nannte und ſeine erſte Predigt gehalten hatte, da fühlte er, wozu er beſtimmt war, und Niemand hätte es wagen dürfen, ihn in den Stall zurückzuweiſen. Der Knabe, welcher aus dem Katechumen-Hospiz in Turin kam und ſeinen Rock auf einem Wanderſtabe trug, konnte ſehr wohl Lakai ſein, ohne ſich etwas zu vergeben. Als er aber die erſte Seite geſchrieben hatte und fühlte, daß er J. J. Rouſſeau war, welcher Fürſt, welcher König hätte da wohl etwas Anderes aus ihm machen wollen, als den ſtolzeſten, unabhängigſten Bürger und Denker! Dieſer ſo empfindliche und reizbare Menſch, welcher den vornehmſten Herrn kaum nach zwanzigjähriger Bekanntſchaft erlaubte, ihn zu Tiſche zu laden, geſtand ſeine frühere Dienſtbarkeit erſt dann ein, als er ſo hoch ſtand, daß er es dreiſt thun konnte; er prunkte mit dieſer dunklen Stelle ſeiner Kindheit, nachdem er den Geſellſchaftsvertrag und den Emil geſchrieben. Gerade Rouſſeau hat die Würde des Schriftſtellers am beſten gefaßt und gelehrt, und die Achtung, die derſelbe vor ſich ſelbſt haben ſoll, nie aus den Augen geſetzt. Um zu behaupten, daß Taſſo, daß Luther, daß Rouſſeau und ein Camoens ſich nie über die Ungerechtigkeiten ihrer Zeit beklagt haben, hätte man die Klagen und Seufzer, die der eine im Hospital, der andere im Kloſter ausſtieß, hören und die Zeilen, die ein dritter an die Wände ſeines Kerkers ſchrieb, leſen müſſen. Die zahlloſen Ungerechtigkeiten der Geſellſchaft, die ein Unrecht will, können durch keine Paradoxen gerechtfertigt werden. Es iſt grauſam und hart, wenn man nach drei oder vier Jahrhunderten ſagt, die Unglücklichen hätten ſich nicht beklagt, weil uns die Zeit ihre Klagen nicht überliefert hat,

Digitized by Google

vielleicht aus Gefälligkeit gegen die Unterdrücker nicht überliefern konnte. Es iſt ein merkwürdiges, ja ein unwürdiges Raiſonnement, wenn man ſagt: Beugt euer Haupt unter der Ruthe der Gewalt und der Ungerechtigkeit, laſſet euch die Schmach und die Schande gefallen, nachdem ihr Meiſterwerke geſchaffen, dieſe dem Raube zu überlaſſen, ihr Dichter, ihr Denker, ihr Forſcher und Künſtler; denn im 16. Jahrhundert hütete ein achtjähriger Knabe, der Sohn eines Bauern, die Schweine, ehe er Papſt wurde, und der arme Sohn eines armen Bergmanns ſang vor den Thüren einer kleinen Stadt, um ſich ſeinen Unterhalt zu erwerben, ehe er mit dem Schwerte ſeines Geiſtes die ganze Chriſtenwelt ſpaltete und die Freiheit des Gewiſſens für Millionen erkämpfte, während im 18. Jahrh. ein 16jähriger Burſche Lakai war, zwanzig Jahre früher, als er ein großer Schriftſteller wurde, deſſen Worte Pfeile waren auf das kraft- und ſaftloſe Fleiſch ſeiner Zeit. Gerade diejenigen, auf deren Lebensſchickſale man die gegenwärtige Bildung verweiſet, waren die Vorläufer, die erſten Gründer dieſer Bildung. Sicherlich waren ſie tief gebeugt, ſie, denen wir Statueen errichten, aber ſie konnten ſich damit tröſten, daß um ſie herum und in ihrer barbariſchen Zeit überall Unordnung und Ungerechtigkeit zu Hauſe war. Als der Landsknecht vom Plündern lebte und ſein Blut dem Meiſtbietenden verkaufte, als die Bewohner einer Hauptſtadt den üppigen Tänzen eines epikuräiſchen Hofes zum Kandelaber dienten, als es nur Herrn und Knechte, ſelten einen freien Bürger gab, da konnte der Literat, der Dichter, der Künſtler, der nur zur Unterhaltung in dem Vorzimmer der Herrn unter dem übrigen botmäßigen Geſinde diente und höchſtens unter der Hand belehrte, im Solde des Hofes ſtehen und dem Finanzmanne ſchreiben: „Ich habe die Ehre, Ihnen anzugehören.“ Aber jetzt, wo Jeder ſich des Seinigen erfreut, wo jeder Arbeiter nach ſeinen Werken behandelt wird, wo Geſellſchaft und Recht und Geſetz Jedem den Genuß ſeiner Arbeit und ſeiner Werke gönnen, ſichern und ſchirmen, wo die Anſprüche auf ein freies, unabhängiges und geachtetes Leben durch theuer erkaufte Siege und Inſtitutionen geheiligt ſind, fordert auch die in der Literatur thätige Geiſteskraft ihre Unabhängigkeit, ihre Freiheit und als materielle Grundlage dafür das Eigenthumsrecht an ihren Erzeugniſſen. Die Verſagung dieſes Rechtes iſt nicht reaktionär, nicht abſolutiſtiſch, nicht hierarchiſch, ſondern wahrhaft revolutionär. Denn wenn man ſich damit berühmt, daß den Schriftſtellern geſtattet ſei, alle Fragen vor ihr Forum zu ziehen, und man bewilligt ihnen nicht das Eigenthumsrecht, ſo zwingt man ſie indirekt auf Gleichſtellung alles andern Eigenthums mit dem ihrigen, auf die Erſchütterung des Beſtehenden hinzuarbeiten. Entzieht die Geſetzgebung den Schöpfern die Gewähr für die Nutznießung von ihren Werken des Fleißes, der geiſtigen Anſtrengung und des Genies, ſo gibt man dadurch den literariſchen Erzeugniſſen, die ſich in kurzer Zeit rentiren, eine Prämie, während man die ernſten und umfaſſenden Werke, an die oft ein ganzes Leben geſetzt wird, mit einer willkürlichen Auflage belegt.

Die Lehre von der allgemeinen Wohlfahrt, für welche der Staat zu ſorgen habe, erzeugte einen andern Grund zur Vertheidigung des Nachdrucks, mithin zur Verletzung und Nicht-Anerkennung des literariſch-artiſtiſchen Eigenthums. „Um von Journaliſten geprieſen und von Dichtern beſungen zu werden, will ich mein Volk dem Eigennutz gewinnſüchtiger Buchhändler nicht länger preisgeben“ — ſoll Kaiſer Joſeph II. geſagt haben. Ebenſo hätte der Kaiſer, wie Schellwitz bemerkt, in Beziehung auf den Reichthum ſich ausdrücken können: „Das Volk iſt geneigt, ſich wohl zu befinden und hat in der Regel mehr Luſt dazu, als zum Unterricht; es hat mindeſtens ein ganz unzweifelhaftes Recht darauf, ſich ſatt zu eſſen, ſich zu kleiden und gegen die Unbilden des Wetters zu ſchützen, ich will daher mein Volk nicht länger dem Eigennutz gewinnſüchtiger Grundſtückbeſitzer, Kaufleute und Handwerker preisgeben, ſondern ich dekretire hiermit, daß in Zukunft diejenigen, welche haben, ſich gefallen laſſen, daß diejenigen, welche nichts haben, das entnehmen, was ſie brauchen. Iſt das wahre oder eingebildete Bedürfniß des Genuſſes hinlänglicher Grund eines Rechtes auf Befriedigung, ſo iſt keine Urſache denkbar, weshalb das materielle Eigenthum und namentlich der Ueberſchuß über den eignen Bedarf nicht eben ſo den Bedürftigen preisgegeben werden ſollte, als bisher nur das geiſtige Eigenthum für gute Beute erklärt worden iſt.

Im Gegentheile, wenn wir einen ſittlichen Maßſtab anlegen, ſo verdient das materielle Eigenthum, ſoweit es nicht durch eigne Anſtrengung des Beſitzers erworben worden iſt, bei Weitem weniger Schutz als das Eigenthum der Schriftſteller und Künſtler, als welches ohne Anſtrengung nicht erworben, nicht vererbt, nicht in der Lotterie ausgeſpielt werden kann". Wenn man durch Verſagung oder Beſchränkung des literariſch-artiſtiſchen Eigenthums dem Volke wohlfeile Bücher zu verſchaffen glaubt, ſo zeigt uns die Erfahrung, daß es gar keinen Unterſchied für die Preiſe macht, ob das Expropriationsgeſetz ſogleich oder nach einiger Zeit auf die Werke des Geiſtes ſeine Anwendung gefunden hat. Die unbegrenzte Konkurrenz ſchreckt die Kapitaliſten weit mehr ab, als eine mäßige Abgabe. Oder erwartet man, daß jedes gute Buch ununterbrochen in neuen Auflagen erſcheinen werde? Die Erfahrung zeigt, daß die theuerſten und ſeltenſten Bücher diejenigen ſind, nach welchen die allgemeinſte Nachfrage iſt, die aber Niemand zu drucken wagt, weil er die unbegrenzte Konkurrenz fürchtet. Zeigt denn aber die Abſicht, die Preiſe der Bücher nach einem andern Maßſtabe zu beſtimmen, als den das Leben angiebt, etwas anderes als eine Büchertaxe, die nur und allein den Schriftſtellern ſelbſt zur Laſt fällt und ſomit abſchreckend auf die geſammte geiſtige Thätigkeit der Nation wirkt? „Brot-, Fleiſch- und Holztaxen mögen ſich rechtfertigen laſſen, weil ſie die nothwendigen Subſiſtenzmittel des menſchlichen Lebens regeln und weil die leibliche Wohlfahrt im gewöhnlichen Leben der Aufklärung vorgeht. Allein ſo wenig Thee und Kaffee oder Wein und Gewürze jemals in irgend einem Staate einer Taxe unterworfen worden ſind, ſo wenig kann eine Büchertaxe nothwendig oder zuläſſig werden. So lange es Jedermann unverwehrt iſt, durch Erfahrung klug zu werden, ſo lange muß das Wiſſen aus Büchern als ein Luxus angeſehen werden, und da Niemand gezwungen wird Bücher zu kaufen, wie Hunger oder Kälte ihn zwingen, Brot und Holz zu kaufen, ſo würde eine Büchertaxe ohne entſprechendes Gebot allgemeiner Anſchaffung, welches den Verleger für die Herſtellungskoſten ſichert, ungerecht, unklug aber deshalb ſein, weil dann alle Bücher, deren Abſatz nicht ganz geſichert iſt, mithin alle, deren Abſicht Belehrung und nicht bloße Unterhaltung iſt, unverlegt bleiben würden. Inwiefern aber der Abſatz eines Verlagsartikels in der Regel durch den Preis bedingt und mithin der Verleger ſeines eignen Vortheils halber genöthigt iſt, den Preis eines Buches ſo billig, als irgend möglich iſt, anzuſetzen, muß eine ſolche Maßregel zugleich als zwecklos angeſehen werden, und die in neuerer Zeit ſo häufigen Preisherabſetzungen finden ihre Erklärung nicht in einem beabſichtigten übermäßigen Gewinne, ſondern vielmehr in der durch den Nachdruck erhöhten Gefahr, unter dem koſtenden Preiſe zu bleiben". — „Möge es", ſo ſchließen wir die einleitenden Worte mit denen von Schellwitz, „in Deutſchland nie vergeſſen werden, das bis in die neueſten Zeiten die Literatur keinen andern Ernährer gehabt hat, als den Buchhandel. Vernachläſſigt von den Fürſten, verachtet von den Höfen, ungepflegt von den Großen des Reichs, war es ihr eigner Werth, der ihr Bahn brach, das Volk nahm ſie an ſein Herz, und der Buchhandel wurde ihre Amme. Wohl haben wir einzelne Fürſten gehabt, welche die Wiſſenſchaft liebten und hegten, allein niemals haben wir einen Ludwig XIV. gehabt, der mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit die Gelehrten unterſtützte; uns fehlen die Landſitze der engliſchen Großen mit ihren reichen Bibliotheken, und ſelbſt die klaſſiſche Bildung der engliſchen Pairs war unſerm Reichsadel fremd. Und wenn wir dennoch Dichter, Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Gelehrte beſitzen, wenn die Schätze unſrer Literatur ſelbſt in England und Frankreich willige Anerkennung finden, ſo verdanken wir dieſe günſtige Lage der Uneigennützigkeit unſrer Gelehrten, der höhern Ausbildung unſres Buchhandels und der konſequenten Feſtigkeit der ſächſiſchen Regierung, welche den Marktplatz der deutſchen Literatur frei hielt von der Peſt des N.'s".

In den einzelnen Staaten hat die Geſetzgebung, durch welche das literariſch-artiſtiſche Eigenthum als ein Recht anerkannt und geſchützt wird, einen abweichenden Gang genommen. In England war während eines ziemlich langen Zeitraums nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt das Recht des literariſchen Eigenthums nicht in Frage geſtellt. Dies geſchah erſt durch das frühzeitig aufgekommene Syſtem, Licenzen und Verbote behufs der

Digitized by Google

Beſchränkung der Preßfreiheit auszugeben, was namentlich durch die Jurisdiktion der Sternkammer aufkam. So lange dieſe Einrichtung beſtand, wurde dem Nachdrucke allerdings kräftigſt geſteuert; das Geſetz, welches die Erlaubniß zum Drucke eines Buches ertheilte (13 u. 14, Carl II. Kap. 2.) und die früher deshalb erlaſſenen Verordnungen verboten den Druck eines jeden Buches ohne die Erlaubniß des Eigenthümers ſowohl, als der Regierung. Im Jahre 1694 erloſch für immer die Verordnung, welche ſpecielle Druckfreiheiten geſtattete, und die Preſſe unterlag keiner Beſchränkung mehr. Statt der ſummariſchen Weiſe, ſich Genugthuung für Eingriffe in ihre Rechte zu verſchaffen, wie ſie den Eigenthümern durch jene früheren Geſetze zuſtand, ward ihnen jetzt lediglich überlaſſen, ihre Anſprüche nach dem gemeinen Rechte zu vertheidigen. Da jedoch weder Verfaſſer noch Verleger auf dieſem Wege Entſchädigung wegen verübten N.'s zu erlangen vermochten, ſobald ſie nicht den erlittenen Schaden beweiſen konnten, ſo war das Verlagseigenthum als vernichtet zu betrachten, denn in den meiſten Fällen war es unmöglich, den Beweis zu führen und das verkaufte Exemplar eines N.'s unter mehreren Hunderten nachzuweiſen. Wegen dieſes Umſtandes ward unter der Regierung der Königin Anna das Parlament um ein Geſetz angegangen, wodurch literariſches Eigenthum geſichert werde. Hierauf verfügte die Verordnung 8 Anna Kap. 19, daß zum Schutze der Schriftſteller und ihrer Bevollmächtigten denſelben auf 14 Jahre Druck- und Verlagsrechte beſtimmt zugeſichert ſeien, und zwar vom Tage der Herausgabe an zu rechnen; und für weitere 14 Jahre, wenn der Verfaſſer nach Ablauf des Termins ſich noch am Leben befinde. Wer ein Buch drucken ließ ohne Genehmigung des Verfaſſers und ſeines Verlegers, dem ſollte nicht nur ſeine ganze Auflage confiscirt werden, ſondern er hatte auch dem Betheiligten für jeden Druckbogen einen Penny zu vergüten. Alle Bücher, welche nicht in die Regiſter der Stationers Hall (des Amtes oder Innungshauſes der Händler mit Büchern, Schreibmaterialien u. ſ. w.) eingeſchrieben würden, ſollten von der Wohlthat dieſes Geſetzes ausgenommen ſein. Die Verordnung der Königin Anna erledigte indeſſen die Streitigkeiten über die Verlagsrechte bloß zum Theil. Die Verfaſſer behaupteten, daß in ihre urſprünglichen Eigenthumsrechte dadurch nicht eingegriffen werden könne, und das ihnen zuſtehe, noch auf dem Wege des gemeinen Rechts alle diejenigen zu belangen, welche nach Ablauf des vom Geſetze beſtimmten Termines ihre Werke nachdrucken würden. Die Verleger von Ausgaben, die als Nachdruck gedeutet werden konnten, widerſetzten ſich ſolchen Anſprüchen und behaupteten, daß nach gemeinem Rechte ein Eigenthum von geiſtigen Erzeugniſſen gar nicht exiſtire, und wenn ſolches beſtanden habe, es durch die Verordnung der Königin Anna hinreichend beſtimmt worden ſei. In den Gerichtshöfen herrſchte darüber einige Meinungsverſchiedenheit, allein Lord Mansfield, J. Blackſtone und die angeſehenſten Rechtsgelehrten traten auf die Seite der Schriftſteller. Gleichwohl wurde, nachdem die Sache 1771 ins Oberhaus gebracht worden war, am Ende verfügt, daß, nach Ablauf des in der Verordnung beſtimmten Termins, einer Beſchwerde wegen N.'s nicht mehr Folge gegeben werden könne. Das von der Königin Anna erlaſſene Geſetz bezog ſich nur auf Großbritannien; es ward im Jahr 1801 auch auf Irland ausgedehnt; auch wurde die Geldſtrafe wegen N.'s oder Einführung nachgedruckter Bücher von 1 Penny auf 3 Pence für den Druckbogen erhöht, außer der Wegnahme der gedruckten Bücher. Dagegen wurde beſtimmt, daß in Stationer's Hall zu den 9 früher geforderten zwei weitere Exemplare der neu erſchienenen Bücher für die Bibliotheken der Univerſitäten und einiger andern gelehrten Anſtalten im vereinigten Königreiche abzuliefern ſeien. Der mangelhafte Punkt in der Verordnung der Königin Anna war der, daß ein ausſchließliches Verlagsrecht auf 28 Jahre dadurch bedingt wurde, daß deſſen Beſitzer einen Tag mehr, als die erſten 14 Jahre von der Herausgabe ſeines Werkes an gerechnet, am Leben bleibe. Dadurch wurde der Genuß eines ſo wichtigen Rechtes dem Zufall anheimgegeben. Jeder ſah ein, wie drückend und ungerecht es ſei, einen Schriftſteller zu verhindern, die pecuniären Erträgniſſe eines Geiſteswerkes, wozu er oft lange Arbeit aufgewendet und mühſame Unterſuchungen angeſtellt, ja woran er vielleicht alle Kraft ſeines Lebens geſetzt hat, den Seinigen auch nach ſeinem Tode zu ſichern; daß es

Digitized by Google

vielmehr recht und billig ſei, alle Verlagsrechte auf die gleiche Periode auszudehnen, ob die Verfaſſer nun noch leben oder nicht. So oft aber auch die große Härte, wo nicht Ungerechtigkeit gerügt wurde, ſo blieb es dennoch in unveränderter Kraft, bis 1814, wo die Verordnung 34 Georg III. Kapit. 56 ins Leben trat. Durch dieſe wurde die Dauer des Verlags- und Eigenthumsrechtes eines Schriftſtellers auf einen Zeitraum von 28 Jahren feſtgeſetzt, derſelbe ſei am Leben oder nicht, mit dem ferneren Zuſatz, daß, wenn er länger als 28 Jahre lebe, es bis zu ſeinem Tode ihm verbleiben ſolle. Eine neue Verordnung vom 9. Sept. 1835 (Akte 5 und 6 William IV. Kap. 65) erklärte die ohne Wiſſen und Willen ihres Urhebers gedruckten Reden oder Vorleſungen für N., ſowie eine Akte vom 10. Juni 1843 (3. William IV. Kap. 15) den dramatiſchen Dichtern auf 28 Jahre, und wenn ſie noch lebten, bis zu ihrem Tode zugeſtand, daß ohne ihre Zuſtimmung keins ihrer Werke auf einem engliſchen Theater aufgeführt werden dürfe, als nur gegen eine gewiſſe Abgabe an den Verfaſſer oder Eigenthümer. War daher in England das Eigenthumsrecht anerkannt, ſo liegt doch eine Härte in der Beſchränkung deſſelben, gegen welche ſich die freiſinnigern Rechtsfreunde in der neuſten Zeit nicht ohne Ausſicht auf glücklichen Erfolg erhoben haben. Zu wiederholten Malen hat ſich das Parlament mit dem Eigenthumsrecht der Literaturen beſchäftigt, namentlich war es das Parlamentsmitglied Sergeant Talfourd, welcher 1837 und in den folgenden Seſſionen die Motion auf Verlängerung des Termins von 28 Jahren auf 60 Jahre forderte.

Auch in Frankreich bildete ſich erſt nach der Erfindung des Buchdrucks die Anſicht von einem Eigenthumsrecht der Schriftſteller an ihren Werken aus. Vor und einige Zeit nach dieſer Erfindung war die Sorbonne in Paris, wo ſich ſchon damals der franzöſiſche Bücherverkehr concentrirte, die erſte Behörde des letztern, und als der Bücherdruck, den ſie ſehr begünſtigte, aufkam, mußte jeder Drucker eine Erlaubniß zum Drucke bei ihr einholen. Dieſe Einrichtung diente, wenn es auch nicht in Abſicht lag, doch zum Schutze des literariſchen Eigenthums- und buchhändleriſchen Verlagsrechts. Aber dieſe Anordnung konnte keinen Beſtand haben, da ſich auch das Parlament und die Kirche einmiſchten. Das Parlament war aus Rückſicht auf die große Zahl der Abſchreiber der Verbreitung der Buchdruckerkunſt abgeneigt und kaſſirte häufig die gegebenen Bewilligungen der Univerſität, während die Biſchöfe von frühern Zeiten her das Recht der Cenſur über eine Klaſſe von Büchern beanſpruchten und behielten und dadurch weſentlich zu der gleichzeitig mit der Reformation entſtandenen, von dem Papſt Leo X. eingeſetzten allgemeinen Büchercenſur beitrugen. Das Nebeneinanderbeſtehen mehrerer Vigilanzanſtalten, die unter ſich durch keinen Verband zu gemeinſchaftlicher Zuſammenwirkung vereinigt wurden, konnte nur verderblich für das Eigenthumsrecht und für die Literatur ſelbſt ſein. Ein barbariſches Geſetz des Senates von 1534, welches befahl, daß der Druck neuer Bücher ohne Erlaubniß bei Strafe des Stranges verboten ſei, läßt erkennen, welche Mißbräuche mögen vorgekommen ſein, zugleich zeigt es aber auch, daß ſich der Staat kräftiger dieſer Angelegenheit anzunehmen beabſichtigte. Dies zeigte ſich auch zumal 1624, in welchem Jahre ein königliches Edikt die Staatscenſur einſetzte, ohne deren Erlaubniß, bei Konfiskation und 3000 Fr. Strafe, nichts gedruckt werden durfte. Anfänglich wurden die Cenſoren für jeden einzelnen Fall beſtimmt, bis 1658 zuerſt drei bleibende Lektoren angeſtellt wurden, deren Zahl aber mit der Zeit ſich vermehrte, ſo daß es 1789 deren nicht weniger als 188 in Paris gab. Wenn nun auch dieſe Einrichtung nebenſächlich etwas für Aufrechthaltung des literariſchen Eigenthums wirkte, ſo war die damit verbundene Willkür doch um ſo drückender und für den geiſtigen Verkehr um ſo lähmender, als ſie oft mit den freiſinnigern korporativen Rechten der Buchhändler-Innung in Widerſpruch ſtanden, ſo daß der Verleger die Nothwendigkeit nicht überhoben war, zum Schutze für ſeine Verlagswerke ſich beſondere Privilegien zu erwerben. Doch auch dieſen Monopolen trat das Parlament öfters feindſelig entgegen und kaſſirte die vom Könige bewilligten Privilegien. Unter den vielen nicht ſelten ſich widerlegenden Beſtimmungen iſt das Verbot des Selbſtverlags der Schriftſteller, die Beſtimmung, daß privilegirte Bücher nicht im Auslande gedruckt werden dürfen, daß nach Ablauf

Digitized by Google

der gegebenen Privilegien das Werk zum Gemeingute werde und daß auch für neue Ausgaben römiſcher oder griechiſcher Schriftſteller dergleichen Begünſtigungen ertheilt werden dürfen, ſowie endlich die übergroße Begünſtigung der pariſer Buchhändler gegen die in den Provinzen lebenden, unzweifelhaft das wichtigſte, was vor 1777 über das Bücherweſen und in Bezug auf das Eigenthumsrecht der Autoren vorgekommen iſt. Die für das literariſche Eigenthumsrecht zum Theil noch jetzt gültigen Beſchlüſſe des Staatsraths vom 30. Aug. 1777 beſtimmten, daß kein neues Werk ohne königliches Privilegium gedruckt werden dürfe; die Privilegien „ſollten immer wenigſtens auf 10 Jahre gegeben werden und auch nach Ablauf dieſer Zeit noch ſo lange gelten, als der Verfaſſer lebte. Dagegen ſollte eine Verlängerung des Privilegiums nur dann ertheilt werden, wenn das Werk wenigſtens um ein Viertel vermehrt iſt nnd auch in dieſem Falle ſollte Andern die Erlaubniß, das urſprüngliche Werk ohne die Vermehrung aufzulegen, nicht verſagt werden. Die Verfaſſer ſollten Privilegien zum eignen Verlag ihrer Werke erhalten können, die, ſo lange ſie in ihren eignen Händen blieben, ins Unendliche fortdauern, aber wenn ſie das Verlagsrecht an einen Buchhändler abtreten würden, mit dem Tode des Verfaſſers erlöſchen ſollen. Zum Druck ſolcher Werke, deren Privilegium erloſchen, ſollten bloße Erlaubnißſcheine der Generaldirektion des Buchhandels gegeben werden, die aber kein ausſchließliches Verlagsrecht geben. Jeder Druck eines Buches ohne Erlaubnißſchein wurde für Nachdruck erklärt und mit 6000 Fr. beſtraft.“ Großer Unwille gegen die Beſchlüſſe hatte die Verordnung des Staatsraths vom 30. Juli 1778 zur Folge, durch welche beſtimmt wurde, daß wichtigen Werken auch längere Privilegien ertheilt werden und daß die Schriftſteller auch Andern ihre Werke mit gleichen Rechten, wie ſie ihnen zuſtehen, in Verlag geben könnten. Hiernach ſah man das Recht des Verfaſſers als das wahre, der Dauer nach unbeſchränkte Eigenthum, das der Verleger als ein vorübergehendes Verlagsrecht an. In der Revolutionszeit 1790 verſchwanden mit allen ausſchließlichen Rechten auch die bis dahin giltig geweſenen Privilegien und ein Geſetz vom 19. Juli 1793 ſtellte feſt, daß die Schriftſteller und Künſtler das ausſchließliche Verlags- und Verkaufsrecht auf Lebenszeit hätten, und daß daſſelbe für ihre Angehörigen oder Ceſſionarien bis 10 Jahre nach dem Tode der Autoren giltig bleiben ſollte. Ein Schein über die Ablieferung zweier Exemplare an die Nationalbibliothek und die Kupferſtichſammlung diente zum Beweiſe für das Eigenthumsrecht. Aller N. war bei Konfiskation und bei Strafe, den Preis von 3000 Exemplaren der rechtmäßigen Ausgabe dem Verleger zu erlegen, verboten. Die dramatiſchen Schriftſteller wurden deſſelben Rechts theilhaftig, außerdem mußten ihnen die Theater für jede Aufführung ihrer Stücke eine Abgabe gewähren. Ein kaiſerliches Dekret vom 22. März 1805 ſtellte die Herausgeber nachgelaſſener Werke den Autoren gleich. Am 5. Febr. 1810 erließ Napoleon, in der Abſicht, die Literatur und den Buchhandel einer ſchärfern Kontrole zu unterwerfen, ein Dekret aus 8 Titeln in 52 Paragraphen. Im erſten Artikel wird die Errichtung einer mit dem Miniſterium des Innern verbundenen Generaldirektion des Buchhandels angeordnet; im zweiten das Buchdruckergewerbe auch in alten Privilegien zurückgeführt; im dritten eine Buchdruckerpolizei feſtgeſetzt; im vierten ſollen die Buchhändler beeidigt werden; im fünften wird der Eingang im Auslande gedruckter Bücher verſteuert; der ſechste behandelt das Eigenthumsrecht; der ſiebente Preßvergehungen und der achte enthält allgemeine Beſtimmungen. Dieſes Dekret mit dem Geſetze vom 19. Juli 1793 und den Buchhändlerſtatuten von 1723 bilden zuſammen das noch giltige Recht über das literariſche Eigenthum in Frankreich und es hat dabei bis 1839 ſein Bewenden gehabt, aber in dem genannten Jahre legte die Regierung durch den Unterrichtsminiſter Salvandy einen Geſetzentwurf der Pairskammer vor. Guizot hatte nämlich 1836 eine aus Villemain, Thenard, Dumon, Arago, Lamartine, Dubois, Letronne, Roſſi, V. Hugo, Didot, Renouard, Hachette, Royer, Cave und Hippolyte Royer-Collard beſtehende Kommiſſion niedergeſetzt, welche beauftragt war, den Schaden und die Gefahr zu unterſuchen, denen die franzöſiſche Literatur durch den auswärtigen N. ausgeſetzt ſei, und die Nachforſchungen führten auch zur näheren Betrachtung der einheimiſchen Geſetzgebung über das literariſche

Digitized by Google

Eigenthumsrecht. In Folge deſſen entſtand 1839 der neue Geſetzentwurf, welcher in ſeinem 1. und 2. Artikel beſtimmte: „das ausſchließende Recht, ein Werk zu veröffentlichen oder zu ſeiner Veröffentlichung durch den Druck, Stich, Steindruck oder jedes andere Verfahren zu ermächtigen, wird dem Autor auf Lebenszeit verbürgt, und nach des Autors Tode bleibt das ausſchließende Recht der Publikation des Werks oder der Ermächtigung dazu, während 30 Jahren zum Vortheile ſeiner Witwe, Erben oder andern Repräſentanten beſtehen". Hierin wich alſo der Geſetzentwurf von dem Dekrete Napoleons ab, welches das Autorenrecht bis auf zwanzig Jahre nach dem Tode ausdehnt. Aber noch ehe der Entwurf in der Kammer vollſtändig berathen war, hat ihn die Regierung zurückgenommen. Vgl. Blc „Code des imprimeurs, libraires, écrivains et artistes" 2 Bde. Par. 1826 und Renouard „Traité des droits d'auteurs dans la littérature, les sciences et les beaux arts" 2 Bde. Par. 1838.

In den Niederlanden beſtanden bis zur Vereinigung mit Frankreich Privilegien für das Verlags- und Eigenthumsrecht auf 5—20 Jahre und mit Frankreich vereinigt war es dem Geſetze desſelben unterworfen. Nach der Reſtauration ſtellte für Holland eine Verordnung vom 24. Jan. 1814 die alten Geſetze wieder her und für Belgien ſetzte eine andere vom 23. Sept. 1814 feſt, daß dem Verfaſſer, ſeiner Witwe und ſeinen Erben das Verlags- und Eigenthumsrecht auf Lebenszeit zuſtehe. Der N. unterlag einer harten Strafe. Ein neues Geſetz vom 25. Jan. 1817 dehnte das Recht bis auf 20 Jahre nach dem Tod der Autoren aus, doch unter der Bedingung, daß der Verfaſſer ein Eingeborener, das Werk in einer niederländiſchen Druckerei gedruckt und drei Exemplare jeder Ausgabe an die Ortsbehörde des Verfaſſers abgeliefert ſeien. Hohe Strafen unterſagen den N. ſolcher Werke. Dagegen iſt der N. aller fremden Verlagsartikel geſtattet und wir wiſſen, daß Belgien, wo das Geſetz von 1817 noch in Kraft ſteht, ein wirkliches Raubneſt der literariſchen Freibeuter iſt. In Dänemark und den italieniſchen Staaten iſt der N. nicht geduldet, doch hat davon Italien keinen Gewinn, weil jeder Staat dieſes zerſplitterten Landes die Werke des andern nachzudrucken geſtattet. Das in Rußland am 1. Jan. 1835 in Kraft getretene Geſetz ſichert den Autoren nicht nur das Verlagsrecht auf Lebenszeit und nach ſeinem Tode ſeinen Erben oder Ermächtigten auf noch 25 Jahre zu, ſondern ertheilt ihnen auch beſtimmte Ehrenrechte, als unmittelbare Befähigung zu Orden und ohne vorhergegangene Prüfung, zur Erhebung, zur Würde eines Kollegien- und Staatsraths. In Nordamerika haben nach dem Geſetze vom 3. Febr. 1831 die Urheber eines ſchriftſtelleriſchen Werkes, einer Land- oder Seekarte, einer Zeichnung, eines Kupferſtichs, eines lithographiſchen Bildes oder einer muſikaliſchen Kompoſition das ausſchließliche Verlags- und Verkaufsrecht auf 28 Jahre und wenn der Autor nach Ablauf dieſer Friſt noch am Leben iſt, auf weitere 14 Jahre für ſich, wie im Falle ſeines Ablebens, für ſeine nachgelaſſene Witwe und Erben. Dagegen florirt dort der N. der engliſchen Literatur, dem eine 1837 niedergeſetzte Kommiſſion nicht zu ſteuern vermochte.

In dem vielgetheilten und nächſt Italien vielregierteſten Deutſchland war das Recht des literariſchen Eigenthums als ſolches nicht anerkannt; es gab nur, zum Theil für vieles Geld erreichbare Privilegien, durch welche die Werke des Geiſtes Schutz gegen gewinnſüchtige Spekulanten erlangen konnten. Und wir haben es noch erlebt, wie dieſer recht- und geſetzloſe Zuſtand dem N.e Thür und Thor öffnete und weiter um ſich gegriffen haben würde, wenn das Unweſen nicht an der Feſtigkeit Sachſens, dem Beſchützer des deutſchen Büchermarktes, an der Vorausſicht Preußens und an der Ehrliebe des bei weitem größten Theiles der deutſchen Buchhändler ſelbſt geſcheitert wäre. Der deutſche Fürſtenbund hatte zwar die Nothwendigkeit einer rechtlichen Sicherſtellung des literariſchen Eigenthums erkannt und in der Bundesakte §. 18, d beſtimmt: „Die Bundesverſammlung wird ſich bei ihrer erſten Zuſammenkunft mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen für die Preßfreiheit und die Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den N. beſchäftigen": aber viele Zuſammenkünfte wurden gehalten und faſt ein Menſchenalter verging, ehe in dieſer ſo wichtigen Angelegenheit etwas geſchah. Während

Digitized by Google

die deutſchen Regierungen ſeit der Wiederkehr des bewaffneten Friedens die Vermehrung des Wohlſtandes ihrer Völker als ihre Aufgabe betrachteten und ihre Sorge dahin richteten, nachzuforſchen, was weiſe Politik zum Schutze der Intereſſen eines jeden Standes zu leiſten vermöchte, während die materiellen Intereſſen in allen Reihen der ſocialen Hierarchie Anerkennung und Schutz fanden; während jeder Induſtrielle, jeder Fabrikant, jeder Erfinder irgend eines mechaniſchen Gegenſtandes oder Verfahrens ſein Glück verſuchen konnte und ſein Eigenthum geſichert war: geſchah nichts zu Gunſten der intellektuellen Intereſſen, für den Mann von Genie, für den Schriftſteller, für den Künſtler war dieſe Bürgſchaft nicht vorhanden; für ihn war das Verſprechen des neuen Fürſtenbundes nur ein leeres, hoffnungsloſes Wort der Illuſion. Der Handwerker, der Fabrikant, jede andere Klaſſe der Staatsgenoſſen hatte ein beſſeres Loos, denn ſie beſaßen etwas; der Philoſoph, der Gelehrte, der Schriftſteller, der Künſtler allein beſaßen nichts. Ein geldgieriger Spekulant in einem deutſchen Staate konnte das Talent und das Genie in andern Staaten ungeſtraft, ja begünſtigt ausplündern, und ein Schriftſteller, der in einem kleinen Staate ſchrieb, konnte ewig arm bleiben, während er die Buchhändler in allen übrigen Staaten Deutſchlands bereicherte. Und dies geſchah alles in einem Lande, deſſen Bewohner ſich das Volk von ſtrengem Rechtsgefühle und wiſſenſchaftlichem Sinne nennen. Unter der Fortdauer dieſes troſtloſen Zuſtandes arbeitete Preußen für die Vorbereitung eines allgemeinen deutſchen Bundesbeſchluſſes. Es unterhandelte mit einzelnen Staaten über die Gleichſtellung der beiderſeitigen Unterthanen zum Schutze gegen den literariſchen Seeraub und als es alle, mit Ausnahme Oeſterreichs, Frankfurts, Luxemburgs, Liechtenſteins und Heſſen-Homburgs mit ſich vereinigt hatte, brachte es die Angelegenheit vor den Bund, welcher 1832 die Verordnung, daß bei Anwendung der Landesgeſetze gegen den N. die Unterthanen ſämmtlicher deutſchen Staaten gleichgeſtellt ſein ſollten, und am 2. April 1835 den Beſchluß erließ, wodurch der N. im ganzen Umfange des deutſchen Bundes verboten wurde. Darauf folgte am 9. Nov. 1837 ein neuer für ganz Deutſchland giltiger Beſchluß: „Literariſche Erzeugniſſe aller Art, ſowie Werke der Kunſt, ſie mögen bereits veröffentlicht ſein oder nicht, dürfen ohne Einwilligung des Urhebers oder desjenigen, welchen derſelbe ſein Recht an dem Original übertragen hat, auf mechaniſchem Wege nicht vervielfältigt werden. Dieſes Recht des Urhebers oder deſſen, der das Eigenthum des literariſchen oder artiſtiſchen Werks erworben hat, geht auf deſſen Rechtsnachfolger über und ſoll, inſofern auf dem Werke der Herausgeber oder Verleger genannt iſt, in ſämmtlichen Bundesſtaaten mindeſtens während eines Zeitraumes von 10 Jahren anerkannt und geſchützt ſein. Dieſe Friſt von 10 Jahren iſt für die in den letzt verfloſſenen 20 Jahren im Umfange des deutſchen Bundesgebiets erſchienenen Druckſchriften oder artiſtiſchen Erzeugniſſe vom Tage des Beſchluſſes, bei den künftig erſcheinenden Werken vom Tage des Erſcheinens an, zu rechnen. Zu Gunſten von Urhebern, Herausgebern und Verlegern von großen, mit bedeutenden Vorausgaben verbundenen Werken der Wiſſenſchaft und Kunſt wird das ausgeſprochene Minimum des Schutzes der Geſammheit gegen den N. auch bis zu einem längern, höchſtens 20jährigen Zeitraum ausgedehnt". Den Eigenthümern der Originalien nachgedruckter oder nachgebildeter Werke ſteht der Anſpruch auf volle Entſchädigung zu. „Der Debit aller Nachdrücke und Nachbildungen, ſie mögen im deutſchen Bunde oder außerhalb desſelben veranſtaltet ſein, ſoll in allen Bundesſtaaten, bei Vermeidung der Wegnahme und der durch die Landesgeſetze angedrohten Strafen, unterſagt ſein". Da übrigens eine große Mehrheit der Bundesregierungen ſich dafür erklärt hat, daß den Schriftſtellern und Verlegern eine noch ausgedehntere Schutzfriſt im geſammten Umfange des Bundesgebietes geſichert werden möge, als die von 10 Jahren, ſo ſoll mit Eintritt des Jahres 1842, wenn ſich das Bedürfniß hierzu nicht früher zeigen ſollte, am Bundestage ſowohl die Frage wegen einer verlängerten Dauer des den Rechten der Schriftſteller und Verleger zu bewilligenden Schutzes neuerdings gemeinſam berathen, als auch überhaupt der Einfluß in Erwägung gezogen werden, welchen, nach den inmittelſt geſammelten Erfahrungen, die gegenwärtigen Beſtimmungen auf Kunſt und Literatur, auf die Intereſſen des Publikums und

Digitized by Google

auf den Flor des Kunſt- und Buchhandels bewährt haben". Zum Schluß wird noch hinzugefügt, daß über die Frage, „inwiefern das Recht der Verfaſſer muſikaliſcher Kompoſitionen und dramatiſcher Werke gegen unbefugte Aufführung und Darſtellung von Seite der Geſammtheit der Bundesglieder zu ſchützen ſei", dem Gutachten einer Kommiſſion entgegen geſehen werde.

Mag auch dieſes Geſetz manchen billigen Wunſch unbefriedigt laſſen, ſo iſt die Erklärung doch ſo deutlich, daß dieſer Beſchluß nicht der einzige ſein werde und daß die deutſche Geſetzgebung über literariſches und artiſtiſches Eigenthum bald ein eben ſo vollſtändiges Ganzes, als es unerläßlich war, bilden wird. Die erſte Grundlage iſt gelegt; das Eigenthum von Geiſteswerken iſt in Deutſchland kein Hirngeſpinnſt mehr, und jeder Schriftſteller, der ein Mann von Genie, Talent und Fleiß iſt, wird nun die Bahn der Literatur mit Freuden betreten, da ihm fortan der ausſchließende Beſitz ſeiner Werke geſichert iſt, der ihm bei einer unvollkommnen Geſetzgebung ungeſtraft geraubt werden konnte. Dieſe allgemeine Geſetzgebung wird mit Vortheil für die Literatur und ihre Repräſentanten an die Stelle verſchiedener Geſetzgebungen über dieſen hochwichtigen Gegenſtand treten; indem ſie ein Minimum für den beſchloſſenen Schutz feſtſetzt, beſchränkt ſie nicht den längern Schutz und kündigt förmlich die Abſicht an, durch neue Maßregeln für neue Anordnungen zu ſorgen, und den dem Eigenthum des Künſtlers und Schriftſtellers ſchuldigen Schutz noch weiter auszudehnen und näher zu entwickeln. Daß dies 1842 geſchehen ſollte, hat ſich freilich nicht beſtätigt und Berathungen mögen über wichtigere Angelegenheiten dazwiſchen getreten ſein. Aber auch ſchon in dieſer Geſtalt bietet das deutſche Geſetz, ſo ſehr es in manchen Punkten hinter den Geſetzen des Auslandes über das Verlagsrecht zurückſteht, doch den auswärtige Staaten und Regierungen die Möglichkeit dar, über ein völkerrechtliches Verlagsrecht Verhandlungen anzuknüpfen, und Deutſchland kann für die ausländiſchen Werke die nämlichen Vortheile ſtipuliren, welche die fremden Nationen geneigt ſein werden, zu Gunſten der wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Erzeugniſſe, die in den deutſchen Bundesſtaaten erſcheinen, anzuerkennen und zu gewähren; eine nützliche und edle Reciprocität, die dazu dienen wird, zugleich die Reſſourcen des Handels zu entwickeln und zu den Aufſchwung der Künſte und Literatur zu begünſtigen. Aber noch mag die Welt von dieſem Ziele fern ſein! Noch beſtehen alle Geſetze in den einzelnen Staaten ungeachtet die Werkſtätten des Nachdruckes, in welchen die geiſtigen Schätze der benachbarten Nation für gute Priſe erklärt werden. So iſt Belgien mit ſeinem Nachdrucke der Ruin des franzöſiſchen Buchhandels. Es geht ins Unglaubliche, wie viel der Belgier dem Franzoſen nachdruckt, und nicht ſelten iſt der N. früher fertig im Publikum als das Original. Ein einzelner belgiſcher Buchhändler warf in einem Jahre 318,615 Bände für den Werth von 1,183,315 Fr. auf den Markt. Große Actiengeſellſchaften haben ſich mit 1 bis 2 Mill. Fr. gebildet und unter holländiſcher Regierung war ſogar der König dem ſpekulativen Unternehmen nicht fremd. Zur Schadloshaltung verfährt der Franzoſe in ähnlicher Weiſe mit der engliſchen Literatur, nur nicht in ſo ausgedehntem Maße. Zwiſchen England und Nordamerika beſteht ein gleiches Raub- und Plünderungsſyſtem, und in der Schweiz werden franzöſiſche und deutſche Werke nachgedruckt. Dieſem Unweſen Einhalt zu thun, hat man mancherlei Mittel vorgeſchlagen oder in Anwendung gebracht, aber nur durch Staatsverträge wird es möglich ſein, eine völkerrechtliche Grundlage für den Buchhandel und das literariſche Eigenthumsrecht zu gewinnen. Dazu aber ſind die Staatsprinzipien, die Prinzipien der Politik, die Verfaſſungen, die Geſetzgebungen über die Preſſe und Gedanken-, Schreib- und Sprechfreiheit in den einzelnen Staaten von einander zu verſchieden, als daß eine allgemeine Vereinbarung in dem erſten Menſchenalter wirklich werden könnte. Vgl. Reimarus „Erwägung des Verlagsrechts" und „Ueber den Verlagraub" 1792; Schmid „Büchernachdruck" 1823; Krug „Schriftſtellerei, Buchhandel und Nachdruck" 1823; Kramer „Rechte der Schriftſteller und Verleger" 1827; Hitzig, „Das königl. preuß. Geſetz vom 11. Juni 1837" 1837; Röſſig „Buchhandelsrecht"; Vignon „Lettre sur la contrefaçon etrangère" 1838; Blanc „Traité de la contrefaçon" 1838; das oben erwähnte

Digitized by Google

Werk Renouards; dann „Modifications proposées au projet de loi adopté par la chambre des Pairs sur la propriété litéraire et observations présentées au Gouvernement par des libraires de Paris“ 1840; „Lowndes Low of Copyright“ 1840; Lahure „Observations sur la demande de reconnaitre en France la propriété litéraire des étrangères“ 1840; W. D. Chriſtie „A Plea for perpetual Copyright“ 1840; Francis Lieber „On international Copyright“ 1840; der angeführte Aufſatz von Schellwitz „Ueber das Recht der Erzeuger der Kunſt und Wiſſenſchaft“ in der deutſchen Vierteljahrſchrift, Jahrg. 1839 Bd. 5. und Wurm „Der Schutz des Verlagsrechts gegen auswärtigen Nachdruck,“ daſelbſt Jahrg. 1841 Bd. 15. Hitzigs „Preßzeitung“ und das „Börſenblatt“ in allen Jahrgängen.

Nachdunkeln nennt man bei Gemälden das bald nach der Vollendung, oft aber auch erſt nach Jahrzehnten erfolgende Dunkelwerden einzelner Farbenmaſſen oder auch der ganzen Fläche des Bildes. Dieſer Uebelſtand, der ſich meiſt ſchwer oder gar nicht beſeitigen läßt, kann verſchiedene Urſachen haben. Es giebt nämlich eine Anzahl von Farbeſtoffen, welche notoriſch dem Nachdunkeln unterworfen ſind und deshalb bei jeder auf die Dauer berechneten Schöpfung vermieden werden ſollten, z. B. Auripigment, Umbra u. ſ. w., während andere Farben wenn auch nicht in reinem Zuſtande, wohl aber bei gewiſſen Vermiſchungen, welche einen chemiſchen Proceß nach ſich ziehen, der die Farbe völlig neutraliſiren kann, dem N. unterworfen ſind. Manche Maler lieben wohl auch eine dunkle Grundirung, welche anfangs dem warmen, harmoniſchen Tone des Ganzen günſtig iſt, ſpäter aber bisweilen durchſchlägt. Endlich kann das Oel und nach Vollendung des Bildes auch der Firniß, beſonders wenn er zu früh aufgetragen wird, ehe die Farben recht ausgetrocknet ſind, das N. verurſachen. Vermeiden läßt ſich das N. nur, wenn die Maler ſich tüchtige chemiſche Kenntniſſe zu erwerben ſuchen und ihre Farben und Oele ſelbſt bereiten, wie dies vor 400 Jahren die altflandriſche Schule that. Für die Herſtellung bereits nachgedunkelter Bilder hat faſt jeder Reſtaurator ſein beſonderes Arcanum, man tränkt z. B. das nachgedunkelte Bild mit neuem Oele, operirt nach Wegnahme des Firniſſes direct auf die Farben u. ſ. w., wobei aber freilich das Bild erſt recht ſeinem Untergange entgegengeführt wird. Bei ſehr vorzüglichen Werken iſt es durchaus nicht rathſam, ſie reſtauriren zu laſſen.

Nachfolge Chriſti, d. h. die hingebende Gottesliebe und Vereinigung mit Gott im Gefühle nach dem Vorbilde Jeſu, wurde von der populären Myſtik namentlich des 15. Jahrh., im Gegenſatze gegen die unfruchtbare Scholaſtik, wohl auch gegen die Heiligenverehrung der herrſchenden Kirche, ſowie gegen die Mönchfabeln von der Conformität mit Jeſu, als das Weſen wahrer Frömmigkeit geltend gemacht und gefordert. In dieſem Sinne iſt das ſeit 1415 ſich verbreitende und faſt in alle bekannte Sprachen überſetzte Buch „Von der Nachfolge Chriſti“ („De imitatione Christi“) geſchrieben. Ueber den Verfaſſer desſelben hat man in alter und neuer Zeit, zum Theil aus Ordens- und Nationalintereſſe, ſo heftig geſtritten, daß unter Andern das Parlament zu Paris im J. 1652 eine Entſcheidung geben mußte. Einige ſchreiben es dem heil. Bernhard zu, Andere dem Joh. von Gerſon (ſ. d.), noch Andere dem Joh. Gerſen, einen Benedictinerabt von Vercelli um das J. 1230. Indeß iſt nach dem Zeugniſſe eines Zeit- und Ordensgenoſſen, ſowie nach den älteſten Ausgaben mehr als wahrſcheinlich, daß Thomas a Kempis (ſ. d.) der Verfaſſer ſei. Vgl. Silbert, „Gerſon, Gerſen und Kempis, oder welcher iſt der Verfaſſer der vier Bücher von der Nachfolge Chriſti“? (Wien 1828). Uebrigens iſt das Buch auch für proteſtantiſche Chriſten öfters bearbeitet und zuletzt von Krehl (Lpz. 1846) herausgegeben worden.

Nachgeborne, a) ſo viel als Posthumi oder Deſcendenten (Kinder, Enkel, Urenkel), welche erſt nach dem Tode ihrer Aſcendenten (Aeltern, Großältern, Urgroßältern) oder doch zu einer Zeit, wo dieſe ihr Teſtament bereits niedergelegt hatten, geboren worden ſind. Steht nun ein nachgeborner Deſcendent zu ſeinem verſtorbenen Aſcendenten in einem ſolchen Verhältniſſe, daß er der Notherbe (ſ. d.) des letztern geworden wäre, wenn er vor dem Tode desſelben oder reſp. vor deſſen Teſtamentsniederlegung das Licht der Welt erblickt hätte (dies iſt z. B. der Fall, wenn ein Kind nach dem Tode ſeines Vaters geboren

Digitized by Google

wird), ſo tritt er mit den übrigen Notherben in gleiche Rechte. Stirbt daher ein Erblaſſer mit Hinterlaſſung einer ſchwangern Witwe, ſo muß bei der Erbſchaftstheilung dem zu erwartenden Kinde eine eben ſo große Erbportion, als einem bereits gebornen Kinde geſetzlich zukommt, reſervirt werden. Nach älterem römiſchen Rechte mußte in dieſem Falle ſogar eine dreifache Erbportion aufbewahrt werden, wobei der Geſetzgeber zu Ehren des glorreichen Kampfes der Horatier mit den Curiatiern (ſ. d.) der Fall, daß die Witwe von drei Drillingen entbunden werden könne, vor Augen hatte. Stirbt nun ein Erblaſſer mit Hinterlaſſung eines Teſtaments, ſo wird dieſes ungültig („testamentum ruptum"), wenn darin auf des Erblaſſers Posthumus keine Rückſicht genommen iſt. Man nimmt nämlich diesfalls zu Gunſten des letztern per fictionem juris (ſ. d.) an, daß der Erblaſſer ihn bei Abfaſſung ſeines Teſtaments vergeſſen, folglich, wenn er an ihn gedacht hätte, über ſein Vermögen anders disponirt haben würde. — b) Unter nachgebornen Kindern verſteht man auch mit Beziehung auf das erſtgeborne Kind alle jüngern Geſchwiſter des letztern. — Schon bei den Völkern der älteſten Vorzeit, wie z. B. bei den Israeliten, finden wir, daß der Erſtgeborne vor ſeinen übrigen Geſchwiſtern mannigfache Vorrechte genoß. Noch heutzutage ſind in den meiſten Staaten, in welchen die Kronen erblich ſind, die erſtgebornen Söhne regierender Fürſten deren nächſte Thronfolger, während die übrigen Kinder des Regenten entweder aus deſſen Privatvermögen oder aus dem jährlichen Staatseinkommen apanagirt (ſ. Apanage) werden. Auch in einzelnen, beſonders in adeligen Geſchlechtern iſt nicht ſelten das Succeſſionsrecht in den Grundbeſitz durch letztwillentliche Verfügungen oder Familienverträge, oft ſelbſt durch Landesgeſetze, wie in England, ausſchließlich mit der Erſtgeburt (vgl. Erſtgeburtsrecht und Majorat) verbunden. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt darin, daß die Gründer mächtiger Geſchlechter von jeher bemüht waren, den Glanz ihrer Familien für die fernſte Zukunft ſicher zu ſtellen, und zu dem Ende durch Bevorzugung ihrer Erſtgebornen der Zerſtückelung des Grundeigenthums unter ihre Erben vorzubeugen ſuchten. Zuweilen ſind auch die jüngſtgebornen Kinder die Bevorzugten (ſ. Minorat).

Nachgeburt iſt die gemeinſchaftliche Maſſe, welche aus dem Mutterkuchen, dem Reſt der Nabelſchnur und den zerriſſenen Häuten des Eies beſteht und bald nach der Geburt des Kindes durch die Nachwehen ausgeſtoßen werden muß, damit die Geburt (ſ. d.) ſich vollſtändig endiget und die Frau von den Anſtrengungen und Schmerzen, welche dieſen Act begleiten, gänzlich befreit wird.

Nachmanides, eigentlich Moſes ben Nachman, ein berühmter jüd. Gelehrter, geb. 1194 zu Gerona in Spanien, ein Schüler des Jehuda Sir Leon, trat früh als Lehrer und Schriftſteller auf. Im J. 1267 ging er nach dem heiligen Lande, wo er in Jeruſalem eine Synagoge bauen ließ, und wenige Jahre darauf ſtarb. Für Geſetzeskunde und myſtiſche Auffaſſung der Religion war er von entſchiedenem Einfluſſe. Wir haben von ihm Commentarien zum Pentateuch, zum Hiob, zum Buche Jnzera, talmudiſche Erläuterungen, eine Vertheidigung des Maimonides, verſchiedene theologiſche Schriften, einige Reden und Gebete. Eine ſpätere Zeit hat ſein Leben mit Mährchen ausgeſtattet und ihm mancherlei Bücher untergeſchoben.

Nachſchlag (Muſik), heißt 1) eine Schlußart des Trillers (ſ. d.); 2) die den größern Noten oft angehängten kleineren, deren Werth im Spiel den erſteren abgezogen wird, und die nach ihnen angeſchlagen werden.

Nachſteuer, ſ. Abzugsgeld.

Nacht heißt in der Aſtronomie die Zeit, während welcher die Sonne unter dem Horizonte ſteht, alſo der Zeitraum, welcher zwiſchen Untergang und Aufgang der Sonne mitten inne liegt. Die Länge der N. richtet ſich nach dem Stande der Erde gegen die Sonne. Unter dem Aequator iſt Tag und Nacht immer gleich; je näher aber ein Ort nach den Polen liegt, deſto länger dauert dieſelbe. Zwiſchen dem Aequator und den Polen fällt nun zweimal des Jahres zur Zeit der Sonnenwende, am 21. März und 23. Sept., die Tag- und Nachtgleiche ein, und unter den Polen dauert die N. ein halbes Jahr, am Nordpole vom 23. Sept. bis 20. März, und am Südpole vom 20. März bis 23. Sept.;

Digitized by Google

eben ſo lang iſt an beiden Orten der darauf folgende Tag. Die genaue aſtronomiſche Beſtimmung des Anfangs der N. richtet ſich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der Sonnenſcheibe unter den Horizont ſinkt; dieſer Augenblick läßt ſich aber nicht beobachten, ſondern nur berechnen, da die Strahlenbrechung (ſ. d.) die Sonne für unſer Auge oft noch am Horizont erſcheinen läßt, während ſie ſchon untergegangen iſt. — Die heilige Nacht, in kirchlicher Beziehung, heißt die Nacht vor Oſtern, Pfingſten und Weihnachten. In den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche wurde ſie mit Beten und Singen hingebracht, wurde aber ſpäter zum Deckmantel mancher Unſittlichkeit benutzt und der kirchliche Gottesdienſt deshalb während derſelben ganz eingeſtellt.

Nacht (Mythol.), bei den Griechen Nyx, bei den Römern Nox, die Ueberwältigerin der Götter und Menſchen, war das letzte im Tartarus erzeugte Kind, die Tochter des Chaos und Mutter des Tages, den ſie nimmer wiederſah. Wenn der Tag ſich zur Ruhe begab, ſo ſtieg ſie auf einem Drachenwagen, mit dem ſchwarzen Sternenſchleier, am Himmel empor; bei dem Erſcheinen deſſelben aber kehrte ſie in den Orcus zurück. Ihrem Gemahl Erebos gebar ſie den Schlaf (Hypnos), den Traum (Oneiros), den Tod (Thanatos), die Eris, die Mören, Erynnien, den Zank, Streit u. a. Sie ſelbſt war nicht bösartig, ſchenkte der Schöpfung Ruhe und begünſtigte den Spätfleiß. Den Hahn als Verkünder des Tages haßte ſie; deshalb wurden ihr ſchwarze Hähne geopfert. In der orphiſchen Kosmogenie nach Eudemus iſt die N. das Princip aller Dinge; ebenſo verehrten ſie die Aegypter als Mutter alles Erſchaffenen. Spuren von Verehrung der Nix finden wir bei den Megarenſern (Pauſ. I, 40, 5), indes verſchmilzt häufig ihr Cultus mit dem der Ceres Proſerpina. Die Kunſt bildet die N. als hehre, jungfräuliche Schönheit, in voller Jugendkraft, als die nie alternde Erzeugerin der Dinge, in langem, ſchwarzem Gewande, mit ſchwarzem Schleier, ſchwarzen Flügeln und einer gegen die Erde gekehrten Fackel, die ſie auszulöſchen im Begriff iſt.

Nachtblindheit oder Hühnerblindheit iſt eine eigenthümliche Geſichtsſchwäche, wobei die Kranken am Tage vollkommen gut ſehen, in der Dämmerung, des Abends, bei Morgenlicht und Mondſchein aber die Gegenſtände nicht zu unterſcheiden vermögen. Der Kranke leidet dabei zuweilen an einer läſtigen Spannung im Auge, erſchwerter Bewegung deſſelben, Schwere des Kopfes, Schwindel, periodiſchen ziehenden Schmerz an verſchiedenen Theilen des Körpers, manchmal auch an Vollblütigkeit oder gaſtriſchen und gallichten Zufällen. Häufig iſt dieſe Blindheit rheumatiſcher Natur und entſteht durch die geſtörte Transſpiration der Haut. Schweiß treibende, Brechen erregende und ausleerende Mittel in Verbindung mit flüchtigen Reizen, welche auf das Auge und die Augengegend gewöhnlich in Dunſtgeſtalt angewendet werden, haben ſich vorzüglich wirkſam gezeigt. Als Volksmittel ſtehen die Dämpfe von gekochter Ochſenleber, namentlich in Polen, von Bernſtein, ſtarken Kaffee, Borax und Maſtix in Anſehen.

Nachtfalter, ſ. Schmetterlinge.

Nachtgleiche, ſ. Aequinoctium.

Nachthorn heißt die zweifüßige, offene Flötenſtimme in der Orgel. Außer ihr hat man noch Flötenſtimmen von 4—8 Fußton, die eine weite Menſur und verhältnißmäßig weites Labium haben, wodurch der Ton hohl klingt, und die deshalb Hohlflöten genannt werden. Die einfüßige Flötenſtimme nennt man Stiffflöte.

Nachtigall, ein unanſehnlicher grau und braun gefärbter Vogel, ſehr geſchätzt aber wegen ſeines vortrefflichen Geſanges, lebt in den gemäßigten Zonen der alten Welt, niſtet in Wäldern und gebüſchreichen Gärten, gehört unter die Zugvögel und beſucht Deutſchland vom April bis Sept. Man unterſcheidet 2 Arten N., die kleine (deutſche) und die große (ungariſche). Die letztere heißt auch Sproſſer. In Hinſicht ihres Geſanges werden die N.'n in Tag- und Nacht-Sänger oder -Schläger eingetheilt. Die Nachtſchläger ſingen ſowohl bei Tage als bei Nacht und bei Licht, werden deshalb den erſtern vorgezogen, und man findet dergleichen beſonders unter den Sproſſern, welche überdies eine weit ſtärkere, ſchmetternde und volltönende Stimme haben, obwohl ihrem Schlage das An-

Digitized by Google

genehme, Melodiſche und Accordmäßige der deutſchen N. fehlt. Die N.'n nähren ſich von Inſekten und werden im Käfig mit einer Miſchung von Möhre und geriebener Semmel, mit Ameiſeneiern und Mehlwürmern gefüttert. In vielen Ländern iſt das Einfangen der Nachtigallen ſtreng verboten.

Nachtmahlsbulle (Bulla in coena Domini), iſt die berühmte päpſtliche Bulle, welche die Rechte des Papſtes in ihrer weiteſten Ausdehnung aufzählt, dieſelben gegen jede Beeinträchtigung ſchützen, namentlich aber die weltliche Macht des Papſtes befeſtigen ſollte. Sie gründet ſich wahrſcheinlich auf die alte von Martin V. gegen Heiden, Ketzer, Schismatiker, Griechen, Juden u. a. erlaſſene Excommunicationsbulle, und iſt durch die Päpſte Urban V., Julius II., Paul III. und Gregor XIII. vielfach abgeändert und mit Zuſätzen bereichert worden. Pius V. befahl 1567, dieſe Bulle jedesmal am grünen Donnerstage allen Gemeinden der katholiſchen Chriſtenheit vorzuleſen; weil durch ſie aber die Rechte der Fürſten zu ſehr beeinträchtigt wurden, ſo wurde dieſer Befehl in den meiſten Ländern nicht reſpectirt. Die Republik Venedig und König Philipp II. von Frankreich widerſetzten ſich dieſer Verordnung zuerſt und auf das nachdrücklichſte, ebenſo Kaiſer Rudolf II. und der damalige Erzbiſchof von Mainz, und in Neapel veranlaßte ihre Bekanntmachung außerordentliche Unruhen, ſo daß endlich der Papſt gelindere Forderungen darin ſtellen mußte. Die neueſte Geſtalt erhielt die N. durch Urban VIII., indeß verſuchten die Päpſte vergebens ihr Anſehen und Geltung zu verſchaffen. In Oeſterreich ließ ſie Maria Thereſia nicht vorleſen, und Joſeph II. aus allen Ritualen entfernen. Noch bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde ſie an jedem grünen Donnerstage zu Rom in den Hauptkirchen in Gegenwart des Papſtes verleſen, wo ſie aber dann Clemens XIV. (ſ. d.) aufhob. Ueber Inhalt und Geſchichte der N. findet man ausführlicher gehandelt in Lebret's: „Pragmatiſche Geſchichte der Bulle in coena Domini" (Lpz. 1769, 4 Bde.).

Nachtrab, ſ. Arrièregarde.

Nachtſchweiß iſt gewöhnlich ein Symptom von auszehrenden Krankheiten (beſonders Lungenſchwindſucht), welches ſich alle Nächte einſtellt. Anfangs iſt der Schweiß ganz dünn, ſpäter wird er zähe, klebrig und übelriechend. Er iſt mit einer vorwaltenden Schwäche der Haut verbunden, und ihm werden wichtige Nahrungsſtoffe aus dem Körper geführt, wodurch die Kräfte deſſelben aufgerieben, ſeine organiſche Maſſe verringert und ein tödtlicher Ausgang der Krankheit begünſtigt wird. Um den Nachtſchweißen vorzubeugen, muß man den Kranken kühl halten, auch hat man äußerlich Waſchungen von ſpirituöſen Chinaabkochungen und Oeleinreibungen angewendet, und innerlich den Abſud von Salbei, Mineralſäuren, die China und andere ſtärkende und zuſammenziehende Mittel gegeben. Außerdem muß ſich der Kranke vor vielem Trinken, namentlich warmer Getränke und vor allen übrigen Dingen, welche die Hautausdünſtung befördern, enthalten.

Nachtſtücke nennt man Gemälde, die ihre Beleuchtung nicht von der Sonne oder dem Tageslichte, ſondern vom Monde, von Kerzen- oder anderem künſtliche Lichte erhalten. Zu den Malern, welche die vorzüglichſten N. lieferten, gehören die Niederländer Gottfr. Schalken, van der Neer, Rembrandt, Peter Paul Rubens, der Franzoſe Valentin, und vor allen der Italiener Correggio, deſſen vielbewundertes und unter dem Namen der „Nacht" bekanntes Gemälde eine der ausgezeichnetſten Arbeiten dieſer Art iſt. — Auf die Poeſie übergetragen nennt man N. eine düſtere, Schrecken und Trauer erweckende Compoſition.

Nachtwandler, ſ. Mondſüchtig.

Nachzügler heißen die auf dem Marſche wegen (wirklicher oder vorgeblicher) Krankheit, auch wohl in der Abſicht zu plündern, zurückbleibenden Soldaten.

Nacken (cervix) nennt man den hintern Theil des Halſes, welcher von den Halswirbeln (ſ. Wirbelſäule), einer ziemlichen Anzahl ſtarker Muskeln und Bänder und der äußern Haut gebildet wird. Beſonders ſtark ſind die Nackenmuskeln die mit ihren Endpunkten an den Hinterhauptsknochen (ſ. Schädel), die Hals- und Rückenwirbel und die Schulterblätter verbinden, und das Gewicht des Kopfes, welches dieſen nach

Digitized by Google

vorn zieht, neutraliſiren müſſen. Bei einigen Thieren, namentlich den Wiederkäuern, ſind die Nackenmuskeln vorzugsweiſe ausgebildet. Gewaltſame Schläge auf den Nacken können wegen der hier ziemlich freiliegenden Halswirbel und des weniger geſchützten Rückenmarkes ſehr gefährliche Folgen haben.

Nacktes. Das Nackte iſt ein höchſt wichtiger Gegenſtand in der Malerei, und erfordert für jede Art von Figuren, ſie mögen den Menſchen nun bekleidet oder unbekleidet, alt oder jung darſtellen, ein ſehr genaues Studium. Den nackten Körpertheilen muß der Maler zuvörderſt das richtige Colorit zu geben wiſſen. Ein anderes erfordern die Wangen, ein anderes die Bruſt, der Nacken, der Leib, die Arme, Füße u. ſ. w. Ebenſo hat jeder Menſch meiſtens einen anderen Farbeton nach Maßgabe ſeines Alters und ſeiner Conſtitution. Ferner muß ſowohl Maler als Bildhauer zur wahren Darſtellung des Nackten, in Bezug auf Lage und Spannung der Muskeln, bei den verſchiedenartigen Stellungen des menſchlichen Körpers, anatomiſche Kenntniſſe beſitzen, und dieſe finden auch ihre Anwendung bei bekleideten Figuren, da Form und Verhältniſſe der Bekleidung durch das Nackte als Grundform des Körpers beſtimmt werden. In Darſtellung des Nackten iſt Titian ein bis jetzt noch unübertroffener Meiſter. Viele Maler verfehlen hierin den richtigen Ton durch zu viel Härte oder zu große Mürbheit, wie Guido Reni, deſſen Fleiſch häufig blutleer, ſchleimig und grünlich ausſieht.

Nadasd oder Nadaſti, ein ungariſches Grafengeſchlecht, welches von einem Sohne Eduards I. von England abſtammt, und unter ſeine Glieder folgende geſchichtlich merkwürdige Perſonen zählt: 1) Thomas, war Commandant von Ofen, bei der Belagerung dieſer Stadt durch 200,000 Mann Türken unter Soliman, wurde er von ſeinen treuloſen Leuten dieſem überliefert, der ihn aber wieder freigab, unter ehrenvoller Bedeckung dem König Ferdinand von Ungarn zurückſchickte und die treuloſe Beſatzung Ofens niederhauen ließ. N. diente hierauf in Karls V. Heere und bildete den Herzog Alba zum Krieger. — 2) Franz, Graf v. N., des Vorigen Enkel, war Präſident des hohen Raths in Ungarn und ein eifriger Vertheidiger der Rechte des ungariſchen Adels, dem er die vom Kaiſer genommenen Privilegien wiederverſchaffen wollte. Er widerſetzte ſich, unterſtützt vom ungariſchen Adel, den ehrgeizigen Plänen Leopolds, verſchwor ſich deshalb, und weil ihm die Würde eines Palatins verweigert wurde, gegen ihn 1665, wurde aber nach mehreren Attentaten auf das Leben deſſelben, der Verſchwörung überführt, am 30. April 1671 zu Wien enthauptet und ſeiner Familie Adel und Güter genommen. Er ſchrieb mehreres, unter anderen: „De monarchia et sancta corona Hungariae“ (Frankfurt 1659); „Mausoleum regni apostolici hungarici regum et ducum“ (lat. und deutſch, Nürnberg 1664, ungariſch, Ofen 1771); „Cynosurae juristarum“ (Leutſchau 1700). — 3) Franz, Graf v. N., öſterreichiſcher geheimer Rath und Feldmarſchall, zeichnete ſich als Feldherr unter Maria Thereſia und Joſeph II. aus, und ſtarb 1787. Das Stammhaupt iſt gegenwärtig Graf Leopold N., geb. 1802, k. k. Kämmerer, Obergeſpan des Komorner Comitats; er hat keinen Sohn; ſein Oheim dagegen, Michael N., geb. 1775, k. k. Staats- und Conferenzminiſter, auf ſein Nachſuchen 1830 verabſchiedet, hat einen Sohn, Franz Seraphin, geb. 1801, k. k. Kämmerer, geheimer Rath und Obergeſpan des Wieſelburger Comitats. Aus jüngerer Linie ſtammt Graf Thomas N., geb. 1792, k. k. Kämmerer und Rittmeiſter, ebenfalls ohne männliche Nachkommen.

Nadel. Daß die Erfindung der Nadeln ſehr alt ſein müſſe, läßt ſich vermuthen, denn das Bedürfniß mußte bald darauf führen. Der Kleiderluxus z. B. der Babylonier und Phrygier machte ſowohl Steck- als Nähnadeln nothwendig. Die Stelle unſerer metallnen Stecknadeln vertraten zuerſt zugeſpitztes Holz, dünne Knochen oder Fiſchgräten, wie man noch jetzt bei ungebildeten Völkern findet. Die erſten Nadler, die das Verfertigen der Nadeln handwerksmäßig betrieben, findet man in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Deutſchland, denn in Nürnberg war ſchon 1370, in Augsburg 1406 das Nadlergewerk zünftig. Als Meiſterſtück müſſen die Nadler in einer beſtimmten Zeit 3000 Stück Nähnadeln mit viereckigen Oehren machen. Die Arbeit greift wegen des Staubes beim

Digitized by Google

Schleifen die Geſundheit ſehr an. Die beſten Nähnadeln kommen gegenwärtig aus England, wo ſie in Birmingham und Sheffield in großer Menge und von allen Größen gemacht werden. Die erſte Fabrik in England wurde 1568 gegründet. Auch in Deutſchland werden ſehr gute Näh- und Stecknadeln gemacht; von letzteren ſind die Karlsbader und Nürnberger berühmt, während man die Schneeberger und Schönthaler (bei Düren) Nähnadeln für die beſten hält.

Nadelgeld heißt die Summe Geldes, welche in fürſtlichen, überhaupt hochadeligen Häuſern der Frau vom Manne zu Beſtreitung kleiner Ausgaben, z. B. für Putz u. dergl., ausgeſetzt wird.

Nadelholz, *Tangelholz*, auch *Schwarzholz* genannt, eine eigene Gattung meiſtens hochſtämmiger Bäume, die faſt immer grünende ſpitzige, ſchmale und pfriemenförmige Blätter haben, und deshalb Nadelholz genannt werden. Sie gehören zu den Zapfengewächſen, und werden in tannen-, cypreſſen- und taxusartige eingetheilt. Die wichtigſten davon ſind: die Pinienfichte, deren Früchte eßbar ſind und im Geſchmack den Haſelnüſſen gleichen, die Strandfichte, die gemeine Fichte, die Weißtanne, der gemeine Lerchenbaum, der gemeine Wachholder, der Sadebaum, der Eibenbaum. Holz und Blätter ſämmtlicher zum Nadelholz gehörigen Bäume ſind ſehr harzig, geben ein gutes Nutz- und Brennholz, Harz, Terpentinöl, Pech, Theer u. ſ. w., und gehören in ökonomiſcher Hinſicht zu den wichtigſten Gewächſen.

Nadelſtich, ſ. *Acupunctur*.

Nadir, ſ. *Zenith*.

Nadir Schah, ſ. *Kuli Chan*.

Näfels, ein Flecken im Canton Glarus, hat gegen 1900 katholiſche Einw. und eine ſchöne Kirche, und war früher der Verſammlungsort der katholiſchen Landesgemeinde. Am 9. April 1388 erfochten hier 1500 Schweizer über 8000 Oeſterreicher einen glänzenden Sieg, der noch jetzt jährlich feſtlich begangen wird. Das Schlachtfeld iſt mit Denkſteinen bezeichnet.

Nägel (des Menſchen) nennt man jene unempfindlichen, aus länglichen Faſern zuſammengeſetzten, hornartigen Blättchen, die gleich Schildern das Ende der Rückenfläche der Finger und der Zehen bedecken. Man unterſcheidet an jedem Nagel eine gänzlich in der Haut verſteckte *Wurzel*, einen an der gewölbten Fläche freien, an der ausgehöhlten Fläche anhängenden *Körper*, an deſſen hinteren Ende man einen weißen halbmondförmigen Theil, den Mond bemerkt, und endlich ein freies, nicht an der unterliegenden Haut angewachſenes *Ende*, welches ſich hakenförmig um die Spitzen der Finger und Zehen umkrümmen würde, wenn man nicht Sorge trüge, dasſelbe von Zeit zu Zeit abzuſchneiden. Die äußere Fläche der Nägel iſt glatt, gewölbt und zur Seite mit zarten Verlängerungen des Oberhäutchens verſehen, übrigens aber frei. Die Nägel ſchützen das Ende der Rückenſeite der Finger und Zehen, dienen als Werkzeuge zum beſſeren Ergreifen kleinerer Gegenſtände und gewähren als feſtere und mehr widerſtehende Gebilde dem Taſtſinne eine größere Sicherheit bei Aufnahme äußerer Eindrücke. Beim Embryo entwickeln ſich die Nägel erſt im fünften Monate. Die bedeutendſten Krankheiten der Nägel ſind: der *Nagelſpalt* (fissura unguis), eine vom freien Rande des Nagels nach deſſen Wurzel fortlaufende Spaltung des Nagelgewebes, welche durch Schnitte, Quetſchungen u. ſ. w., aber auch durch Allgemeinleiden des Körpers, als Weichſelzopf, Syphilis u. ſ. entſtehen kann; der *Nagelzwang* (incarnatio unguis), eine Entzündung und Eiterung der neben dem Nagel gelegenen Weichtheile, die durch excedirendes Wachsthum desſelben in die Breite entſteht, wodurch der Nagel in das Fleiſch einwächſt; das *Nagelgeſchwür* (panaritium sub ungue), ein Geſchwür an der Finger- und Zehenſpitze, welches den Nagel mit angreift, ſo daß er oft gänzlich verloren geht; der *Nagelgrind* (tinea unguis), eine Entartung des Nagels in Folge von allgemeinen Uebeln, wie Syphilis, Ausſatz u. ſ. w., wobei die Nägel zerfreſſen, wäſſerig, gekrümmt werden oder anſchwellen und ſich verdicken oder gänzlich abfallen; die *Nagelkrümmung* (gryphosis), eine Entartung der Nägel, wobei

Digitized by Google

dieſe ſtark wuchern, länger und dicker werden und ſich klauenartig krümmen; auch dieſe ſteht in Verbindung mit allgemeinen Hautkrankheiten. Der Neidnagel oder Nietnagel (reduvia), was man ein kleines mit dem einen Ende abgelöſtes Stückchen der Oberhaut nennt, welche die Nagelwurzel überzieht, kann zu einer ſehr ſchmerzlichen Entzündung Anlaß geben, wenn man bei der gänzlichen Lostrennung dieſer Oberhautſtreifchen nicht vorſichtig verfährt.

Nägele, Franz Karl, großherzogl. bad. Geheimrath und Profeſſor der Medicin in Heidelberg, wurde am 12. Juli 1778 zu Düſſeldorf geboren, erhielt zu Bamberg die mediciniſche Doctorwürde, war eine Zeit lang Phyſikus in Barmen, machte vorzugsweiſe die weiblichen Krankheiten und die Geburtshülfe zu ſeinem Hauptſtudium und ſteht jetzt mit einem werthvollen Schatze von Erfahrungen und das ganze Gebiet ſeiner Kunſt umfaſſenden Kenntniſſen bereichert unter den deutſchen Geburtshelfern mit oben an. 1810 wurde er Profeſſor in Heidelberg und Director der dortigen Entbindungsanſtalt, die er zu einem der erſten Bildungsinſtitute für Geburtshelfer und Hebammen erhoben hat. 1821 ernannte ihn der Großherzog von Baden zum geheimen Rath. Unter ſeinen Schriften, durch welche die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Entbindungskunſt ungemein gefördert und das Gebiet der Krankheiten des weiblichen Geſchlechts an auf Erfahrungen ſich gründenden Lehren und Anweiſungen gewann, erwähnen wir: „Beitrag zur naturgeſchichtlichen Darſtellung der Entzündungen und ihrer Ausgänge u. ſ. w.“ (Düſſeldorf 1804); „Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geſchlechts“ (Mannheim 1812); „Schilderung des Kindbettfiebers“ (Heidelberg 1812); „Ueber den Mechanismus der Geburt“ (Ebend. 1822); „Ueber der Frau Lachapelle Practique des accouchemens“ (Ebend. 1823); „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen“ (Ebend. 1823, 7. Aufl. 1847); „Das weibliche Becken“ (Karlsruhe 1825); „Das ſchräg verengte Becken, nebſt einem Anhange über die wichtigſten Fehler des weiblichen Beckens überhaupt“ (Mainz 1839, 4.); „Zur Methodologie der Geburtshülfe“ (Lief. 2, Heidelb. 1847), und verſchiedene Aufſätze in Journalen und akademiſchen Schriften. Auch iſt er Mitherausgeber der „Heidelberger kliniſchen Annalen.“ — Sein Sohn, Hermann Franz N., hat ſich gleichfalls als Schriftſteller über Geburtshülfe bekannt gemacht und iſt ſeit 1839 Profeſſor in Heidelberg. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Die Lehre vom Mechanismus der Geburt“ (Mainz 1838); „Die geburtshülfliche Auscultation“ (Mainz 1838); die „Commentatio de causa quadam prolapsus funiculi umbilicalis in partu“ (Heidelb. 1839, 4.).

Nägelein, ſ. Gewürznelken.

Nägeli, Hans Georg, geb. 1773 in der Schweiz, Muſikhändler in Zürich, zugleich Componiſt und früher Muſiklehrer, hat ſich um die Muſik große Verdienſte erworben, ſowohl dadurch, daß er bei ſeinen tiefbegründeten muſikaliſchen Kenntniſſen ſtets die beſten Werke verlegt, und durch ſeine mit großer antiquariſcher Gelehrſamkeit verfaßten Verzeichniſſe, eine gewiſſe Wiſſenſchaftlichkeit in den Muſikhandel gebracht hat, als auch durch ſeine Compoſitionen, die vornämlich in kleinern Stücken für die Singſtimme beſtehen, und worunter ſich einige Sammlungen von Liedern auszeichnen, die durch ihre kunſtloſe Schönheit, Leichtigkeit und ihr Gefühl den größten Beifall gefunden haben. Wohl wenige Compoſitionen ſind ſo allgemein verbreitet worden, als ſein einfach ſchönes Lied: „Freut euch des Lebens“, welches 1794 von ihm zuerſt mit Clavierbegleitung herausgegeben wurde, und ſeitdem in allen Sprachen durch ganz Europa in jedem frohen Zirkel, man kann ſagen, von jedem Kinde geſungen wird. Indeß beſitzt er bei ſeinem Talent und ſeiner Vorliebe für das Leichte doch ſtets wiſſenſchaftlichen Sinn für die tiefern Studien berühmter Meiſterwerke, was ſeine trefflichen Verlagswerke beweiſen, unter welchen wir nur ein einziges, ſein: „Repertoire des clavinistes“ (eine Sammlung der Werke der berühmteſten Pianofortecomponiſten) erwähnen, welches er im Jahre 1800 begann, und mit eigenem Verluſt ununterbrochen während der ganzen, die Künſte wenig begünſtigenden Kriegsperiode fortſetzte, und darin bei gediegenem Inhalt zugleich eine ſo ausgezeichnete typographiſche Schön-

Digitized by Google

heit verband, daß es ſelbſt in jener Zeit allgemein bewundert wurde, und noch jetzt, wo man bei größern Hülfsmitteln in techniſcher Hinſicht für die Ausſtattung ungleich mehr thun kann, dennoch zu den eleganteſten Ausgaben gehört. Als praktiſcher Lehrer hat N. ſich um die Geſangkunſt verdient gemacht durch Stiftung einer großen Geſangſchule und der Muſikfeſte in der Schweiz, welche er bisweilen leitete, und in welchen oft die Chöre mit 500 Sängern und Sängerinnen beſetzt ſind. Außer vielen kritiſch-theoretiſchen Aufſätzen hat er auch in Verbindung mit Peſtalozzi und Pfeifer eine „Geſangbildungslehre u. ſ. w." (Zürich 1810) herausgegeben, die beſonders die Chorausbildung bezweckt, und N.'s Erfahrung und Kenntniſſe in ſeiner Kunſt bethätigt. Er ſtarb um 1838.

Näherrecht, ſ. Retract.

Näke, Auguſt Ferdinand, geſtorben als Profeſſor der alten Literatur zu Bonn am 12. Sept. 1838, geboren am 15. Mai 1788 zu Frauenſtein im ſächſiſchen Erzgebirge, erhielt auf Schulpforte ſeine Gymnaſialbildung und begab ſich 1806 nach Leipzig, um ſich dem Rechtsſtudium zu widmen, vertauſchte es aber bald mit dem der Theologie und Philologie, ſchloß ſich eifrig an Hermann an und trat bald mit dem verehrten Lehrer in ein Freundſchaftsverhältniß, das bis zu N.'s Tod fortgedauert hat. Im J. 1810 ward er Lehrer am Pädagogium zu Halle, 1812 Privatdocent an der Univerſität und erwarb ſich bald durch die Milde ſeines Weſens und ſeine gründlichen Kenntniſſe die Achtung ſeiner Collegen und die Liebe ſeiner Zuhörer. Seine Ausgabe des Chörilus Samius (Lpz. 1817) begründete den Ruf ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Scharfſinns auf eine ſo vortheilhafte Weiſe, daß er im folgenden Jahre, 1818, einen Ruf als außerordentlicher Profeſſor und Inſpector des philologiſchen Seminars nach Bonn erhielt. N. nahm ihn an und ward im Jahre 1820 zum ordentlichen Profeſſor ernannt, wobei ihm zugleich, ſeiner reinen, gefälligen Latinität wegen, die Profeſſur der Eloquenz übertragen ward. Obgleich ſeine Stellung in Bonn wegen ſeines Specialcollegen Heinrich (ſ. d.) oft ſehr ſchwierig und unangenehm ward, ſo beſchloß er doch, daſelbſt zu bleiben. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war zwar nicht ſehr umfangreich, da er den Freuden der Geſelligkeit einen großen Theil ſeiner Zeit widmete, doch, was er ſchrieb, zeichnete ſich durch kritiſche Sorgfalt, Gründlichkeit, guten Geſchmack und Eleganz der Form aus. Dahin gehören ſeine ſchätzbaren Abhandlungen über die Alliteration der lateiniſchen Sprache und über die „Hekate" des Callimachos (im „Rheiniſchen Muſeum für Philologie"), ſeine Bemerkungen zum Sophokles, Euripides, Horaz, Catull, Nonnus, über die Interpellation der homeriſchen „Iliade" und über einzelne Scholiaſten in den Vorreden zu den Lectionskatalogen. Im Umgange war N. edel und liebenswürdig, von ſeinen Collegen geachtet und geliebt, Niebuhr gab ſeiner Gelehrſamkeit wiederholt die ſchmeichelhafteſte Anerkennung, heiter und geſprächig, ein Freund der Natur und Kunſt, in ſeinen Urtheilen mild und ſchonend, treu und aufrichtig gegen ſeine Freunde. Sein Tod erregte in Bonn allgemeine Trauer, denn auch die Bürger liebten und ehrten ihn und A. W. von Schlegel widmete ihm bei einer akademiſchen Feierlichkeit am 16. März 1839 einen verdienten ſchönen Nachruf (abgedruckt im „Rheiniſchen Muſeum", Jahrg. 6, Heft 2). Nach ſeinem Tode gab Varnhagen von Enſe ein kleines Schriftchen von N. heraus: „Wallfahrt nach Seſenheim" betitelt (Berlin 1840), die der Verſtorbene wohl ſchwerlich für die Oeffentlichkeit beſtimmt hatte. — Sein älterer Bruder, Guſtav Heinrich N., geſtorben am 10. Jan. 1835 als Profeſſor der Akademie der Künſte zu Dresden und am 4. April 1786 zu Frauenſtein geboren, wurde anfangs von ſeinem Vater für das Studium der Rechte beſtimmt, ſpäter aber, als ſich ſeine Neigung zur Kunſt immer ſtärker zeigte, in die Ingenieurſchule geſchickt, und 1803 unter die Zöglinge der Kunſtakademie aufgenommen. Im Jahre 1811 fand ſein Bild „Fauſt und Gretchen" lebhafte Anerkennung, ſeine nächſte Aufgabe war der Legende der heiligen Genoveva entlehnt und wurde 1816 fertig; im folgenden Jahre unternahm er zur weitern Ausbildung ſeiner vielverſprechenden Anlagen mit königlicher Unterſtützung eine Reiſe nach Italien und wurde nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1821 als Profeſſor an der Kunſtakademie angeſtellt. Seit dieſer Zeit zog er ſich mehr und mehr von der Welt zurück und lebte

Digitized by Google

nur wenigen Freunden, dem Studium der Kunſtgeſchichte und ſeinen künſtleriſchen Arbeiten, die alle von dem angeſtrengteſten und ängſtlichſten Fleiße zeugen, ſich durch edle Haltung, große Gefälligkeit, Sauberkeit und Nettigkeit in der Ausführung auszeichnen, aber auch die Aengſtlichkeit ſeiner Arbeit ſehen laſſen. Er arbeitete ſehr langſam, hielt ſelbſt die vollendeten Arbeiten für noch unvollendet, und war mit ſeinen Entwürfen ſelbſt gegen ſeine vertrauteſten Freunde zurückhaltend. Außer den zwei genannten Gemälden arbeitete er in Italien die Almoſen ſpendende Eliſabeth und die Phariſäer mit dem Zinsgroſchen, in Dresden ſpäter noch Chriſtus, wie er nach ſeiner Auferſtehung ſeinen Jüngern erſcheint (in der Domkirche zu Naumburg), die Madonna mit dem Kinde, die heilige Anna und Boas und Ruth, das aber unvollendet blieb. Auch hat N. Vieles für Buchhändler gearbeitet, obwohl er niemals gern dieſer Arbeiten gedachte. Ein anfangs als Waſſerſucht hervortretendes Herzübel machte ſeinem Leben ein Ende. Die Mehrzahl ſeiner Handzeichnungen iſt nach ſeinem Tode in die Sammlung des Königs von Sachſen übergegangen.

Nänie, der Trauer- oder Klaggeſang, der bei den Leichen und Begräbniſſen der Alten gewöhnlich war, und wozu ſich beſonders alte Weiber hergaben. Dieſer Trauergeſang war immer das traurige eigene Machwerk dieſer Weiber, und darum meiſtens ſehr ungereimt; deshalb nennt man auch ein ungereimtes Ammenlied, jedes weinerliche Ding eine N. Von dem Worte N. hat auch die Leichengöttin Nenia ihren Namen.

Nävius, Cnejus, römiſcher Dichter, aus Campanien gebürtig (um 235 v. Chr.), ſchrieb Tragödien und Comödien, wobei er Form und Stoff von griechiſchen Muſtern entlehnte, und ein epiſches Gedicht in ſaturniniſchen Verſen: „De bello Punico primo.“ Von ſeinen Schriften ſind nur die Titel und wenige Bruchſtücke vorhanden. Seine Luſtſpiele, voll von bitterer Satyre, zogen ihm den Haß der römiſchen Großen zu; er wurde verwieſen und ging nach Utika, wo er 204 v. Chr. ſtarb. Die Fragmente des N. ſind enthalten in der „Collectio veterum tragicorum“ von Scriver, herausgegeben von Voß (Leyden 1610), außerdem in den Sammlungen von H. Stephanus, Maittaire und in Bothe's: „Poëtarum lat. scen. fragm.“ Zuletzt wurden ſie geſammelt von Klußmann (Jena 1843).

Nagelflue, ein mürbes, aus Kieſeln, Schiefer und anderen Steinen zuſammengeſetztes und mit kalkig-ſandigem Kitt verbundenes Geſtein. Es bildet oft mächtige Gebirge, wie in den Schweizeralpen, die aber durch Bergwäſſer oft unterſpült und ihres Kittes beraubt werden, ſo daß oft ſtundenlange Strecken, wie 1805 ein Theil des Ruffiberges in der Schweiz, zuſammenſtürzen.

Nagler, Karl Ferdinand Friedrich von, preußiſcher Geh. Staatsminiſter und Generalpoſtmeiſter, wurde 1770 zu Anſpach geboren, war 1801 Aſſeſſor in der daſigen Kriegs- und Domänenkammer, ging als Secretär mit Hardenberg nach Berlin, als dieſer dort den Poſten eines Cabinetsminiſters antrat, hielt ſich hier in ſeiner Stellung, als Hardenberg auf Befehl Napoleons abtreten mußte, begleitete 1809 den König als Vicegeneralpoſtmeiſter nach Petersburg, wurde noch vor ſeiner Rückkehr nach Berlin zum geheimen Staatsrath, 1821 zum Präſident des Generalpoſtamts und 1823 zum Generalpoſtmeiſter ernannt. Durch ihn hat das geſammte preußiſche Poſtweſen bis ins kleinſte Detail eine muſterhafte Umwandlung erfahren, unerachtet herkömmliche Mißbräuche der Verbeſſerung oft große Schwierigkeiten entgegenſetzten, und kein Staat kann eine beſſere Poſtverwaltung aufweiſen. Die Eilpoſten, wie ſie jetzt in Deutſchland beſtehen, wurden zuerſt (1821) in Preußen von N. eingeführt, ebenſo erhielten durch ihn Wagen, Beſpannung, ſelbſt Stuben und Bewirthung für die Paſſagiere eine weit zweckmäßigere Einrichtung. Es wurde der Geſchäftsgang und alle Poſterpeditionen vereinfacht und ſichergeſtellt, tüchtige Beamte angeſtellt, ihr Gehalt vom höchſten bis zum niedrigſten verbeſſert. Von 1824 bis zu Ende Juni 1835 bekleidete er den Poſten eines Bundestagsgeſandten zu Frankfurt, welche ſchwierige Function er neben ſeinem Generalpoſtmeiſteramte mit faſt beiſpielloſem Fleiße und ſeltener Ausdauer verſehen und ſich den Beifall ſeines Monarchen und Aller derer erworben hat, welche ſein raſtloſes Wirken mit Aufmerkſamkeit verfolgten. Im Jahre 1836

Digitized by Google

wurde er zum Staatsminiſter ernannt und ſtarb am 13. Juli 1846. Im J. 1823 war er vom König in den Adelſtand erhoben worden. Die Muße in den J. 1810—21, wo er im Staatsdienſt nicht angeſtellt war, widmete er ſeiner Liebe zur Kunſt und brachte in faſt allen Zweigen derſelben umfaſſende Sammlungen zu Stande, welche in neuerer Zeit vom König von Preußen für die Muſeen angekauft wurden.

Naharro (Bartolomé de Torres), einer der älteſten ſpaniſchen Bühnendichter, geb. zu Latorre bei Badajoz, ſtammte aus angeſehener Familie und widmete ſich ſpäter dem geiſtlichen Stande. Von ſeinen Lebensſchickſalen wiſſen wir nur wenig. Durch Schiffbruch gerieth er in algieriſche Gefangenſchaft; nachdem er ſeine Freiheit wieder erhalten hatte, wandte er ſich nach Rom, wo er mit der Familie Colonna in genauerer Verbindung ſtand; mußte aber dieſe Stadt wahrſcheinlich bald nach dem J. 1517, in Folge der allzufreien Sprache in ſeinen Comödien, die ihm viele Verdrießlichkeiten zuzog, verlaſſen und ging nach Neapel. Ebenſo unbekannt, wie ſeine ſpätern Schickſale, iſt die Zeit ſeines Todes. Das einzige Werk, das man von ihm hat, iſt die „Propaladia“, die zuerſt zu Rom 1517, dann von N. ſelbſt beſorgt zu Neapel und nach deſſen Tode wiederholt zu Sevilla, Toledo und Antwerpen gedruckt ward. Auf Befehl der Inquiſition gereinigt von den Ausfällen gegen den römiſchen Hof, wurde ſie zu Madrid 1573 herausgegeben. Dieſe Sammlung enthält außer einigen lyriſchen und ſatiriſchen Gedichten in den beiden frühern Ausgaben ſechs, in den ſpätern acht Comödien, die zu den wichtigſten Urkunden für die Geſchichte des ſpaniſchen Dramas gehören, indem ſie den Beweis liefern für deſſen Entwickelung aus rohen Feſt- und Gelegenheitsſpielen zu, mit künſtleriſchem Bewußtſein geſchaffenen, mehr idealiſirten eigentlichen Kunſtdramen. Er hat ſeine Comödien in fünf Acte abgetheilt, die er zuerſt Jornadas, d. i. Tagereiſen, weil ſie ihm Aehnlichkeit mit Stationen zu haben ſchienen, nannte; und vor jeder Comödie findet ſich eine Introito, worin ein Luſtigmacher das Publikum zur Aufmerkſamkeit auffordert, und ein Argumento, oder ein kurzer Abriß der Handlung, aus welchen beiden einleitenden Gedichten ſich ſpäter die Loas bildeten. Auch in ſeinen Stücken iſt der Gracioso ſchon eine ſtehende Perſon und ſelbſt in den mehr ideal gehaltenen dient die parodiſch-komiſche Wirklichkeit, durch die Dienerſchaft repräſentirt, den ritterlich-galanten Abenteuern der Hauptperſonen zur Folie. Vier ſeiner Stücke ſind in Böhl de Faber's „Teatro español“ (Hamb. 1832), und die „Himenea“ in Ochoa's „Tresoro del Teatro español“ (Par. 1838) abgedruckt.

Nahl, Johann Auguſt, geſchickter Bildhauer, wurde 1710 zu Berlin geboren, und war zuletzt, nachdem er Italien, Frankreich und die Schweiz bereiſt hatte, Profeſſor an der Kunſtakademie zu Caſſel, wo er 1781 ſtarb. Seine Arbeiten werden allgemein bewundert. Ein großer Theil derſelben iſt in Berlin, Potsdam, Sanſouci und Charlottenburg aufgeſtellt, und als die gelungenſten gelten die Grabmäler der Pfarrerin Langhanns und des Schultheißen von Erlach in der Dorfkirche zu Hindelbank in der Schweiz, und die coloſſale Bildſäule des Landgrafen Friedrich auf dem Friedrichsplatze zu Caſſel. Sie wird für ſein Meiſterſtück gehalten und war ſeine letzte Arbeit. — Johann Auguſt N., des Vorigen jüngſter Sohn (geb. 1752), war Maler, hatte ſich nach den beſten Meiſtern der italieniſchen und niederländiſchen Schule gebildet, und ſich eine ſeltene Zartheit, Reinheit und Gefälligkeit zu eigen gemacht. 1793 wurde er Profeſſor an der Akademie zu Caſſel, 1815 Director an der Malerakademie, und ſtarb daſelbſt am 31. Jan. 1825.

Nahrungsmittel ſind Naturproducte, die meiſt durch Kunſt veredelt, dem Organismus einverleibt und den Kräften desſelben ausgeſetzt fähig ſind, ſich in einen Stoff zu verwandeln, der dem des Organismus ähnlich iſt, und zum Erſatze der verloren gegangenen Stoffe und Kräfte dient. Das Leben erſchöpft durch ſich ſelbſt die Kräfte, aus denen es hervorgeht, und zerſetzt und zerſtört den Organismus, in welchem es waltet. Es bedarf daher zu ſeiner Erhaltung eines beſtändigen Erſatzes des Verlorenen. Die Nothwendigkeit des Erſatzes gebietet uns die Natur durch die Gefühle des Hungers und Durſts. Jener wird durch feſte Nahrungsmittel oder Speiſen, dieſer durch flüſſige oder Getränke geſtillt. Der Unterſchied der Speiſen und Getränke beruht darauf, daß

Digitized by Google

dieſe dem Organismus wäſſerige Flüſſigkeit zuführen, während jene zunächſt zum Wiedererſatz der gerinnbaren Stoffe im menſchlichen Organismus verwendet und erſt durch die Verdauungsorgane verflüſſigt werden. Die Natur hat für die Nahrung der Geſchöpfe hinlänglich geſorgt; jedem einzelnen Thiere hat ſie eine gewiſſe Gattung von Nahrungsmitteln angewieſen, und in jedes ein feines Unterſcheidungsvermögen gelegt, durch welches es die ihm angemeſſenen Nahrungsmittel genau zu wählen, und die ſchädlichen von den nützlichen zu unterſcheiden weiß. Einige leben nur von thieriſchen Subſtanzen, andere nur von Vegetabilien, andere wieder von beiden. Auch der Menſch iſt ſeiner Organiſation nach von der Natur beſtimmt, bei blos animaliſcher Nahrung ſo gut, wie bei blos vegetabiliſcher Nahrung auszudauern. Einige wollten ihn zwar ausſchließlich unter die grasfreſſenden, Andere dagegen unter die fleiſchfreſſenden Thiere verſetzt wiſſen, allein der Bau ſeiner Zähne, welche zugleich wie die der fleiſchfreſſenden Thiere aus Schneide- und Eckzähnen, und wie die der grasfreſſenden aus Backzähnen beſtehen, die Structur ſeines Magens und Darmkanals, der ſeinem Gange und ſeinem Baue nach ein mittleres Verhältniß zwiſchen den gras- und fleiſchfreſſenden Thieren hat, und die beſondere Einlenkung des Kieferbeins mit dem Schlafbeine, ferner die Begierde des Kindes, womit es thieriſche wie vegetabiliſche Stoffe genießt, die Wirkungen, welche die verſchiedenen Gattungen von Nahrungsmitteln im menſchlichen Körper hervorbringen, und endlich ſeine Beſtimmung, ſich über die ganze Erde zu verbreiten und unter allen Climaten Unterhalt zu finden, — laſſen keinen Zweifel übrig, daß der Menſch beſtimmt ſei, aus dem Thierreiche ſowohl, wie aus dem Pflanzenreiche ſeine Nahrung zu ſchöpfen. Durch die ihn auszeichnende Eigenſchaft, ſich den äußeren Verhältniſſen, unbeſchadet ſeiner Geſundheit, allmälig anzuſchmiegen, vermag der Menſch ſich bald an die eine, bald an die andere Gattung von Nahrung ſo zu gewöhnen, daß ihm in der Folge nur dieſe allein und ausſchließlich entſpricht. So leben die Kamſchadalen und andere Küſtenbewohner größtentheils nur von Fiſchen, die Samojeden, Eskimo's und andere Völker faſt ganz allein von Fleiſch; dagegen die Einwohner von Tahiti und die Braminen mehrentheils von Vegetabilien. Aus dem Mineralreiche bedient ſich der Menſch nur des Salzes und des Salpeters zur Zubereitung der Speiſen. In ſehr ſeltenen Fällen, und zwar nur aus Noth oder Vorurtheil, oder unnatürlichem Appetit, wird zuweilen von Menſchen Erde, theils allein, theils mit organiſchen Subſtanzen genoſſen. Alex. v. Humboldt erzählt von den Otomaken und Guama's, daß ſie, ſo lange der Orinoko und der Meta niedriges Waſſer hat, von Fiſchen und Schildkröten leben, aber zwei bis drei Monate hindurch, ſo lange die Ströme anſchwellen und der Fiſchfang aufhört, eine fette und milde Thonerde verzehren. Die indianiſchen Weiber, die am Magdalenenfluſſe im Dörfchen Banco Töpfe drehen, ſah er während der Arbeit Letten eſſen. In Guinea eſſen die Neger eine gelbliche Erde, welche ſie Coanac nennen; werden ſie als Sclaven nach Weſtindien gebracht, ſo ſuchen ſie ſich dort eine ähnliche zu verſchaffen. La Billardière bemerkte, daß mehrere Neu-Kaledonier auch nach reichlich eingenommener Mahlzeit dennoch ein Stück ſehr weichen, grünlichen und etwa zwei Fäuſte großen Speckſteins verzehrten, und dieſes blos, um das Gefühl des Hungers abzuſtumpfen und den Magen vollends zu beſchwichtigen. Keßler erzählt von den Arbeitern in den Steinbrüchen am Kyffhäuſer in Thüringen, daß ſie häufig das in den Höhlungen zwiſchen den Schichten ſich findende Steinmark, welches ſie Steinbutter nennen, auf Semmel ſtreichen und eſſen. Nach der Verſicherung der Steinbrecher hat ſie einen guten Geſchmack, ſättigt ſehr und hat keine nachtheiligen Folgen. Bei der Wahl ſeiner Nahrungsmittel hat der Menſch darauf zu ſehen, daß ſie nährend, verdaulich und zugleich ſättigend ſind. Die nährende Beſchaffenheit der Nahrungsmittel hängt von der Menge der in ihnen enthaltenen aſſimilirbaren Stoffe ab. Im Thier- und Pflanzenreiche ſcheinen alle Stoffe nahrhaft zu ſein, welche fähig ſind, in ein dem thieriſchen Organismus homogenes Material ſich zu verwandeln und in die Natur desſelben einzugehen, und welche keine der thieriſchen Materie zu heterogene Verbindung der Elemente enthalten. Die Hauptnahrungsſtoffe des Thierreichs ſind: das **Osmazom** in dem Fleiſche; die **Gallerte** in den Knochen, Sehnen, Knorpeln, in

der äußeren Haut, in dem Zellgewebe und vorzüglich in ſehr jungen Thieren; das Eiweiß, vorzüglich in den Eiern, Gehirn und Nieren, im Blute u. ſ. w.; der Faſerſtoff im Fleiſche und Blute; das thieriſche Oel und Fett, und endlich der Käſeſtoff in der Milch mit thieriſchen Fett (Butter) und im Käſe. Aus dem Pflanzenreiche ſind die einfachſten Nahrungsſtoffe: die ſäuerlichen Säfte vieler Pflanzen und Früchte; das Stärkmehl in den Samen der Gräſer, der Hülſenfrüchte, in den Knollen der Kartoffeln, in der Sagopalme, im isländiſchen Moos u. ſ. w.; der Schleim in Wurzeln und Samen und als Gummi, der Zucker im Safte vieler Pflanzen und ihrer Früchte; das fette Pflanzenöl in Samen und einigen Wurzelknollen; das Pflanzeneiweiß in der Pflanzenmilch, in der Milch des Milchbaums u. ſ. w.; der Kleber, meiſt mit Eiweiß verbunden, in den Getreidearten und an deren Samen, auch in ſüßen Früchten, und endlich das Fungin in den Pilzen. Außerdem hängt die nährende Kraft dieſer Stoffe von dem Grade ihrer Annäherung zum thieriſchen Organismus ab. Oben an ſteht das Osmazom, das Eiweiß im nicht geronnenen Zuſtande, die Gallerte und der Käſeſtoff; dann folgt der Schleim, das Stärkmehl, der Zucker, der Kleber und das Fungin. Am ſchlechteſten nähren Fett und Oel. Der Hauptzweck der Verdauung iſt, daß durch ſie die Nahrungsmittel, nachdem ſie eine mechaniſche Zertrümmerung erlitten haben, vermittelſt der Verdauungsſäfte aufgelöſt und zur Aufnahme in die aufſaugenden Gefäße fähig gemacht werden. Diejenigen Subſtanzen ſind nun am leichteſten verdaulich, welche am löslichſten ſind, am leichteſten in Speiſeſaft verwandelt werden oder wohl gar dieſem am ähnlichſten ſind. Das Gegentheil gilt von den ſchwerverdaulichen Nahrungsmitteln. Alles wird aber unverdaulich ſein, welches wegen ſeiner unverdaulichen Beſchaffenheit keinen Nahrungsſtoff abgiebt. Unverdaulich ſind die Pflanzenfaſern, die Hülſen der Samen, die meiſten Harze, Färbeſtoffe, Extractivſtoffe, die Haare, die Federn, das Horn, die Klauen, die Schuppen, die Inſectenſchalen u. ſ. w. Uebrigens ſteht mit der Nahrhaftigkeit die Verdaulichkeit der Nahrungsmittel nicht in gleichem Verhältniß. Ueberhaupt beſtimmt ſich die leichte oder ſchwere Verdaulichkeit der Nahrungsmittel nach dem Alter, der Lebensthätigkeit, der Gewohnheit, der Lebensweiſe und dem Zuſtande der individuellen Verdauungsorgane. Ein und dasſelbe Nahrungsmittel iſt nicht für alle Menſchen gleich leicht oder ſchwer verdaulich. Nahrungsſtoffe, die zu viel nährende Kraft und zu leicht verdaulich ſind, befördern zwar die Ernährung und das Wachsthum des Organismus, allein ſie ſteigern den Lebensprozeß zu ſehr, führen leicht Vollblütigkeit und andere aus dieſer Quelle entſpringende Uebel herbei, verhindern die Entwicklung der Verdauungsorgane durch Uebung ihrer Kräfte, und laſſen dieſelben auf einer gewiſſen Stufe von Schwäche zurück, in Folge deſſen dann eine kräftige Koſt nicht vertragen werden kann. Sie müſſen daher auch eine beſtimmte Menge indifferenter Theile enthalten, damit die den Verdauungsorganen obliegende Verrichtung mit der dem Organismus angemeſſenen Langſamkeit und mit den Gefühlen des Wohlbehagens und der Sättigung geſchehe. Sättigend iſt Alles, was ſchwer oder unverdaulich iſt. Die flüſſigen Nahrungsmittel oder Getränke haben zum Zweck, den Verluſt der flüſſigen Theile des menſchlichen Körpers, der durch den Schweiß und Urin entſteht, zu erſetzen, die ernährenden Stoffe in den feſten Nahrungsmitteln aufzulöſen und ihre Aufſaugung zu befördern und mithin das Blut zu verdünnen, die übermäßige Thätigkeit im Gefäßſyſteme zu mäßigen und die Verdauung zu befördern. Zur Befriedigung dieſes Bedürfniſſes, welches ſich durch den Durſt kund gibt, fordert die Natur Waſſer als das gewöhnlichſte Getränk, und in jedem andern flüſſigen Nahrungsmittel iſt immer auch das Waſſer eigentlich das Trinkbare. Das Waſſer wird jedoch häufig mit verſchiedenen Stoffen geſchwängert, wodurch dann verſchiedene Getränke erzeugt werden. In Hinſicht der Art und Beſchaffenheit zerfallen ſie in wäſſerige, aromatiſche und geiſtige. Die wäſſerigen Getränke enthalten weder Alkohol, noch ein aromatiſches Princip, und ſind entweder blos durſtſtillend oder auch erquickend und nährend. Zu ihnen gehört das Waſſer, die Milch, das Brod- und Zuckerwaſſer, die Mandelmilch, die Cocusmilch, und überhaupt jede Samenmilch, die ſäuerlichen Getränke, die Limonade, die

Digitized by Google

Orgeade, das Johannisbeerwaſſer, Himbeerwaſſer, friſches Waſſer mit Eſſig u. ſ. w. Zu den aromatiſchen Getränken gehört der Thee, der Kaffee, die Chocolade. Die geiſtigen gegohrenen oder deſtillirten Getränke, welche durch Gewohnheit Bedürfniſſe für die meiſten Völker geworden ſind, begreifen in ſich die verſchiedenen Fruchtweine, den Cyder, den Birnwein, Johannisbeerwein, den Wein ſchlechthin, den Meth, das Bier, den Branntwein, den Rum, den Cognac, alle Ratafiate und zuſammengeſetzten geiſtigen Flüſſigkeiten. Alle Getränke, ſie mögen durch bloße Miſchung, oder durch Aufguß, oder durch Kochen, oder durch Gährung, oder durch Deſtillation bereitet ſein, gehören zu den künſtlichen oder zubereiteten Getränken, und nur das Waſſer, die Milch und die reinen und friſchen Pflanzenſäfte zu den natürlichen. Für den geſunden und durſtigen Menſchen iſt Waſſer das beſte Getränk, und nur, wo es gilt, mit demſelben zugleich zu nähren, verlorene Kräfte ſchneller herzuſtellen, als es ſonſt auf dem gewöhnlichen Wege der Natur zu geſchehen pflegt, mögen die aromatiſchen und geiſtigen Getränke einen Platz finden. Man hat die Meinung aufgeſtellt, weil die rohen Völker auch rohe Speiſen verzehren, ſei es angemeſſen, von der ſogenannten Verdorbenheit durch Cultur zur Einfachheit zurückzukehren. Durch Bildung unterſcheidet ſich der Menſch vom Vieh, Bildung aber iſt Erheben über die Natürlichkeit in jeder Beziehung. Man ſagt im Eſſen und Trinken ſinke der unmäßige Menſch unter das Thier, aber ebenſo wahr iſt, daß wer die Naturproducte noch roh, wie ſie aus den Händen der Natur kommen, verzehrt, noch über die Thierheit gar nicht hinausgekommen ſei. Indem wir die Speiſen bereiten, die Fruchtbäume veredeln, den Wein keltern u. ſ. w., thun wir nichts anderes, als begeiſtigen das Natürliche, auf daß es, mehr unſeres Gleichen geworden, würdig ſei, in unſer eigenes leibliches Daſein überzugehen.

Nahrungsſaft, ſ. Chylus.

Naht (Sutura) iſt ein mediciniſcher Ausdruck, der verſchiedene Bedeutungen erhalten hat. In der Anatomie bezeichnet man mit Naht diejenige Art unbeweglicher Knochenverbindung, wo Knochen meiſt mit unebenen Rändern durch eine dünne Knorpelſchicht feſt und unverſchiebbar zuſammengehalten werden. Solche Nähte kommen nur am Kopfe vor. In der Chirurgie heißt Naht die künſtliche Aneinanderlegung der Ränder verwundeter und getrennter Weichtheile. Geſchieht dieſe Aneinanderlegung auf die Art, daß man Nadeln, durch welche Fäden von Zwirn, Seide, ſelbſt Metall von größerer oder geringerer Stärke gezogen ſind, durch die Ränder der getrennten Theile ſticht und ſie mittels der Fäden zuſammenzieht, ſo nennt man ſie blutige Naht, bewirkt man dagegen die Vereinigung nur durch Heftpflaſter, Bandagen u. ſ. w., ſo heißt ſie eine trockene Naht.

Nahum, der Prophet, war entweder aus Elkoſch in Galiläa, oder aus einem Orte gleiches Namens in Aſſyrien gebürtig, oder es hieß, wie andere wollen, ſeine Familie Elkoſch (Alkoſch), denn er wird in der Bibel אֶלְקֹשִׁי genannt. Er lebte unter den jüdiſchen Königen Manaſſe und Hiskia. Wir beſitzen von N. nur ein Orakel in 3 Capiteln, in welchem Ninive der Untergang angekündigt wird, zur Strafe für die Verwüſtungen, welche die Aſſyrer in Juda angerichtet hatten. Es erfolgte dieſe Zerſtörung zur Zeit des Joſia 625 v. Chr. durch die Meder und Babylonier (cf. Herodot I, 106). Der Vortrag und und die Einkleidung dieſes Propheten iſt claſſiſch, originell und feurig. Von den Erklärungen bemerken wir die des Holländers Greve (Amſterd. 1795), des Frähn (Roſt. 1807) und Vareau (Harderw. 1808); deutſche Ueberſetzungen lieferten Middeldorpf (Hamburg 1808), Neumann (Breslau 1808) und Juſti (Leipzig 1820).

Naiv, franz. naif, wahrſcheinlich gebildet aus dem lat. nativus (angeboren), heißt ſo viel als natürlich, ungekünſtelt, im Gegenſatz von erlernt, erkünſtelt, und iſt zuerſt durch Gellert der deutſchen Sprache einverleibt worden. Man gebraucht dieſes Wort nur von der menſchlichen Natur und ihren Aeußerungen, und findet z. B. naives Weſen, Naivetät, in den ſchmuck- und harmloſen Empfindungen, Reden und Handlungen der anſpruchsloſen unſchuldigen Kindheit, wo die ſchlichte Natur über Weltklugheit und Convenienz triumphirt. Weil das Naive oft mit unſern angelernten Begriffen contraſtirt, ſo iſt es oft belachenswerth, lächerlich aber kann das Naive, als Ausbruch kindlicher Unbefangenheit,

Digitized by Google

nur einem beſchränkten Kopfe, oder ſittlich verdorbenem Menſchen ſein, der alles gern zweideutig findet. Man leſe hierüber, was Mendelsſohn in ſeinen philoſophiſchen Schriften II. S. 121 flg. über das Erhabene und Naive ſagt, und Schillers Aufſatz: „Ueber das Naive", im 1. Jahrg. der Horen, 11. St.

Najaden (vom griech. *νάειν*, fließen), nannten die Alten die Nymphen der Quellen, Landſeen, überhaupt der Binnengewäſſer. (S. Nymphen.)

Name bezeichnet im Allgemeinen ein Wort oder Laut, womit man eine Sache oder Perſon benennt, um ſie von andern zu unterſcheiden und als Gegenſtand an ſich darzuſtellen. Z. B. Thier, Pflanze, Seele. Solche Namen, die ganze Gattungen, Geſchlechter u. ſ. w. bezeichnen, nennt man allgemeine Namen (vergl. den Art. nomen). — Unter Namen verſteht man insbeſondere aber auch Eigennamen, d. h. die blos einem Gegenſtande (Individuum) zukommen, um es von andern ſeiner Gattung zu unterſcheiden. Dahin gehört z. B. der beſtimmte Name, den man einem Thiere, Menſchen u. ſ. w. beilegt. Dieſer Eigenname heißt in unſerm Sprachgebrauche für Menſchen der Vor-, nach chriſtlichem Sprachgebrauche auch Taufname. Einen ſolchen Namen erhielt im Alterthum bei den Griechen und Morgenländern jedes Kind nach ſeiner Geburt, und weiter keinen, er war ganz verſchieden von des Vaters Namen. Um aber ihn als das Kind des beſtimmten Vaters zu bezeichnen, und ihn von anderen, denen vielleicht ein gleicher Name beigelegt war, zu unterſcheiden, halfen ſich die verſchiedenen Völker auf verſchiedene Weiſe. Die Griechen ſetzten z. B. des Vaters Namen, oder den ſogenannten Familien- und Geſchlechtsnamen als Beiwort zu des Sohnes Namen, wie: Menelaus, der Atreide, d. i. Menelaus aus dem Stamme des Atreus. Die Morgenländer machten es ebenſo, und die Hebräer drückten ſich z. B. aus: Salomon, Ben David (d. i. Sohn Davids). Die Araber nennen den Namen des Sohnes gar nicht, und nehmen den Namen des Vaters mit dem Beiſatze Ebn (Sohn), wie wenn der Sohn Hafis hieß, und der Sohn Abubekr's wäre, ſo würde man ſagen: Ebn Abubekr (der Sohn Abubekr's); den Sohn des Hafis aber würde man ebenſo Ebn Hafis nennen. Nach derſelben Analogie finden wir jetzt noch Namen, wie Johnſon, Herloßſohn, Thorwaldſen, d. i. der Sohn John's u. ſ. w. Ja die Fremdnamen auf i und die ſpaniſchen auf ez ſcheinen gleichen Urſprungs zu ſein und den Abhängigkeitsfall (Genitivus) zu bezeichnen, der uns fragen läßt, weſſen Sohn, z. B. Philippez, d. i. Philippi filius, Rodriguez, d. i. Rodrigo's Sohn. — Die Römer hatten hierin ein ausgebildeteres Syſtem. Jeder von ihnen hatte 3 Namen. Der erſte (das Pränomen, Vorname) bezeichnete die Perſon als ſolche, z. B. Titus, Cajus u. ſ. w., der zweite (nomen, der Geſchlechtsname), z. B. Cornelius, Fabius u. ſ. w., d. i. der aus dem Geſchlechte der Cornelier, Fabier u. ſ. w. Da nun ein Geſchlecht in mehrere Familien zerfallen kann, ſo fügte man dieſen beiden noch ein cognomen, Familienname, bei, z. B. Scipio, Paulus, d. i. aus der Familie Scipio u. ſ. w. Dieſen 3 Namen wurde ſehr oft noch ein agnomen, Zuname, beigeſellt, welche der Perſon wegen gewiſſer Verdienſte, Eigenheiten u. ſ. w. zukam, z. B. Africanus Celer u. ſ. w. — Bei den Deutſchen hatte früher auch jeder ſeinen eignen Namen und erſt im Mittelalter ſetzte man bei Perſonen von Familie oder bei Rittern zu dem Eigennamen den Geſchlechtsnamen, der von ihrem Stammſitze, oder von einer Eigenthümlichkeit deſſelben, oder ſonſt woher genommen wurde, z. B. Karl von Rheinfels, Walter von der Vogelweide, Hans aus dem Winkel u. ſ. w. Dieß ging auch auf den Bürgerſtand über, und hier wurden vorzüglich die Gewerbe, oder Aemter, oder auffallende Eigenthümlichkeiten Grund zu Beinamen, z. B. Schmidt, Schulze, Löwe, Liſt u. dergl. S. Wiarda, „über die deutſchen Vor- und Geſchlechtsnamen (Berlin 1800).

Namur, eine von den neun Provinzen Belgiens, grenzt im Norden an Brabant, im Nordoſten an Lüttich, im Oſten an Luxemburg, im Weſten an Hennegau und im Süden an Frankreich. Das Land, das auf 66½ Q.M. 250,000 Einw. hat, iſt theils eben, theils mit ſtark bewaldeten Hügeln beſetzt, die man als Vorberge der Ardennen anſehen kann, welche die Grenze der Provinz ſtreifen, und iſt außerordentlich fruchtbar. Die Haupt-

Digitized by Google

flüſſe ſind die Maas und die Sambre. Außer den Erzeugniſſen des Ackerbaus und anſehnlicher Viehzucht iſt die Provinz reich an Eiſen, Kupfer, Blei, Galmei, Schwefel, Alaun, Feuerſteinen, Schiefer, Bau- und Kalkſteinen, guter Thonerde, Steinkohlen und Marmor, namentlich in der Gegend von Philippeville und bei Dinant. Schon im 10. Jahrh. war N. eine ſelbſtändige Grafſchaft, zuſammengeſetzt aus Theilen der Grafſchaften Lomme und Arnau. Graf Johann III. von N., der keine leiblichen Erben hatte, verkaufte Schulden halber die Grafſchaft 1421 an Philipp den Gütigen, Herzog von Burgund, für 132,000 Kronen, wodurch ſie eine der 17 Provinzen der Niederlande wurde und deren Schickſal theilte. Frankreich eignete ſich ſchon im Nymweger Frieden 1679 von dieſer Grafſchaft die Feſtung Charlemont (ſ. d.) nebſt andern Ortſchaften zu, die es noch gegenwärtig beſitzt; im Lüneviller Frieden kam aber N. mit den übrigen Provinzen vollſtändig unter franz. Herrſchaft, fiel aber 1814 an die Niederlande zurück. Als Provinz dieſes Königreichs umfaßte ſie Theile von Lüttich, Luxemburg, Brabant und Hennegau, und ging in dieſem Umfange 1831 an das neue Königreich Belgien über. — Die Hauptſtadt Namur, flämiſch Namen, am Einfluſſe der Sambre in die Maas, eine ſtarke Feſtung mit Citadelle, iſt der Sitz eines Biſchofs, hat einen Dom und 16 andere Kirchen, ein theologiſches Seminar, ein Athenäum, eine Malerakademie, ein Conſervatorium der Muſik, zwei Bibliotheken, ein naturhiſtoriſches Muſeum, eine Taubſtummenanſtalt, ein Irrenhaus und eine Strafanſtalt für weibliche Verbrecher. Der Dom oder die St. Albinuskirche (Cathedrale de St.-Aubin) iſt eine der ſchönſten neuern Kirchen Belgiens, eingeweiht im J. 1772, und enthält das Grabmal des Don Juan d'Auſtria. Die von Jeſuiten zu Anfange des 17. Jahrh. erbaute St.-Lupuskirche iſt mit Vergoldungen und Pracht überladen. Die Bewohner der Stadt, 24,500 an der Zahl, ſind beſonders durch ihre Meſſerſchmiedsarbeiten berühmt; außerdem unterhalten ſie anſehnliche Ledergerbereien und Fabriken in Meſſing und andern Metallwaaren. N. war ſchon in früheſter Zeit befeſtigt und wurde 1691 von Coehorn durch das Fort Wilhelm verſtärkt. Deſſenungeachtet wurde ſie 1692 von Ludwig XIV. und Vauban nach ſechstägiger, das Fort nach 22tägiger und die von Coehorn ſelbſt vertheidigte Citadelle nach 30tägiger Belagerung eingenommen. Der Erbſtatthalter Wilhelm III. eroberte 1695 die letztere, welche Vauban noch bedeutend verſtärkt hatte, ſowie die Stadt, die von 16,000 M. unter dem Herzog Bouflers vertheidigt wurde, nach zehnwöchentlicher Belagerung. Seit 1701 von den Franzoſen beſetzt, wurde die Stadt vergebens von den Verbündeten beſchoſſen, 1715 aber den Barrièreplätzen beigeſellt und von den Holländern beſetzt. (S. Barrièretractat.) Im J. 1746 nahmen die Franzoſen unter dem Grafen Clermont die Stadt und das Fort ein, gaben aber beide 1748 im Achener Frieden zurück, worauf Joſeph II. die Werke ſchleifen ließ, was 1794 auch mit der von den Franzoſen eroberten Citadelle geſchah. Seitdem wieder befeſtigt, wurde ſie 1815 von den Franzoſen beim Rückzuge nach der Schlacht bei Belle-Alliance beſetzt, von dem von Wavre ſich zurückziehenden Corps des Generals Vandamme gegen das zweite preuß. Armeecorps gegen den General Pirch tapfer vertheidigt und erſt nach dem freiwilligen Abzuge der Franzoſen den Niederländern eingeräumt und durch ſie ſeit 1816 ſtärker befeſtigt.

Nancy, die ehemalige Hauptſtadt von Lothringen und Reſidenz der Herzöge, jetzt Hauptſtadt des Departements der Meurthe, liegt unweit der Meurthe in einer romantiſchen fruchtbaren Ebene, beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, wovon die erſtere altmodiſche Häuſer und enge Straßen enthält, die letztere aber eine der ſchönſten und regelmäßigſten Städte iſt, und ihren Glanz vorzüglich dem Könige von Polen, Stanislaus Leszinski, verdankt, der 1735 im Wiener Frieden zur Entſchädigung für Polen das Herzogth. Lothringen und Bar erhielt (ſ. Lothringen). Beſonders zeichnet ſich in ihr der Königsplatz aus, welcher von 7 prächtigen Paläſten eingeſchloſſen wird, und auf welchem ſonſt die bronzene Statue Ludwigs XV. ſtand, die aber während der Revolution zerſtört wurde. Nächſt ihm verdient erwähnt zu werden der Bundesplatz (place d'alliance), ſo genannt zum Andenken des 1756 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich errichteten Bundes, und der länglich runde

Digitized by Google

Platz la Carrière. Zu den ſchönſten Kirchen von N. gehören die große Kathedrale und die Franziskanerkirche mit ihrer Rotunde und den Grabmälern der Herzöge von Lothringen und des Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, der 1477 vor N. in der Schlacht blieb. So ſchön aber auch N. iſt, ſo todt iſt es, und es leben in 6000 größtentheils anſehnlichen Häuſern nur 33,000 Menſchen. Die öffentliche Bibliothek enthält 50,000 Bände. Die Induſtrie iſt unbedeutend. Die hier verfertigten Lichter und Liqueure (bekannt unter dem Namen liqueurs de Lorraine), ſowie die Aprikoſen von N. ſind berühmt.

Nangaſaki, eine bedeutende Handelsſtadt des japan. Reichs, liegt auf der Inſel Kiuſiu und hat einen Seehafen in der Mitte der durch zwei Vorgebirge gebildeten Bai Kiuſiu. Sie iſt von hohen Bergen umgeben, nach der Seeſeite befeſtigt, nach der Landſeite aber offen, und hat gegen 50,000 Einw. Die innere Stadt beſteht aus engen, winkeligen und unebenen Gaſſen und zählt 62 Tempel, unter denen der Suwatempel der berühmteſte iſt. Ebenſo ſind die umliegenden Hügel mit zahlreichen Tempeln bedeckt, die einen maleriſchen Anblick gewähren. Der Hafen iſt der einzige japan. Hafen, der den Fremden, d. h. den Chineſen, Koreanern und Holländern, geöffnet iſt. Chineſen und Holländer haben in N. beſondere Factoreien, die erſtern auf Jakujin, am ſüdlichen Ende der Stadt, die letztern auf dem durch eine Brücke mit dem Lande verbundene Inſelchen Deſima, wo ſie völlig wie Gefangene gehalten werden. Der Handel der Holländer iſt außerdem auf eine beſtimmte Anzahl Schiffe und eine gewiſſe Quantität Waaren beſchränkt, unterliegt den drückendſten Förmlichkeiten und Einſchränkungen und beſteht hauptſächlich in der Ausfuhr von Kupfer und Kampher. Die Chineſen und Koreaner haben etwas größere Freiheiten, dürfen ſich jedoch auch nur in den Vorſtädten aufhalten.

Nanini, Giov. Maria, und deſſen Neffe Bernardino erwarben ſich große Verdienſte um die italieniſche Muſik. Der Erſtere, der im 16. Jahrhundert mit dem berühmten Paleſtrina (ſ. d.) zu Rom die erſte Muſikſchule gründete, deren Leitung der Letztere nach Giov. Maria's Tode übernahm, ſtarb 1607 zu Rom als Capellmeiſter und päpſtlicher Sänger und hinterließ ſehr werthvolle Werke.

Nanking (Nankin), jetzt Kiang-ning, Hauptſtadt der chineſiſchen Provinz Kiang-ſu, liegt am ſüdlichen Ufer des ſogenannten blauen Fluſſes (Jantſekiang) und war ehedem Reſidenz der chineſiſchen Kaiſer, deren Paläſte und Grabmäler aber, ſowie die berühmteſten Tempel und überhaupt ein Dritttheil der alten Stadt jetzt in Trümmer liegen. Dennoch iſt das jetzige N. noch immer eine der größten Städte der Welt und zählt gegen 1 Million Einwohner. Sie iſt regelmäßig gebaut und mit einer dreifachen Mauer umgeben. Die Straßen ſind mit Kaufläden angefüllt und beurkunden den regen Gewerbfleiß der Einwohner, die bedeutende Manufacturen in Seide und Baumwolle unterhalten. Das unter dem Namen Nanking (ſ. d.) bekannte Zeug iſt nach dieſer Stadt benannt, und es werden hier noch immer die beſten Zeuge dieſer Art gemacht. Die geblümten Atlaſſe von N. ſind berühmt. Der Handel in N. iſt lebhaft, aber der Hafen am blauen Fluſſe ſeit langer Zeit verſandet. Die einzigen Gebäude in N., welche noch heute die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf ſich ziehen, ſind 2 Thore, in ihrer Nähe mehrere Tempel mit trefflichen Bildſäulen und der weltberühmte Porzellanthurm. Der letztere iſt achteckig erbaut, hat 9 Stockwerke mit ebenſo viel hervorſpringenden Dächern, an deren zahlreichen Schnäbeln kleine Glocken hängen, die, vom Winde bewegt, eine eigene Harmonie bilden. Dieſer Thurm ſoll 19 Jahre Arbeit und 8 Millionen Gulden Conventionsmünze gekoſtet haben. Er wurde 1411 erbaut, iſt 200 Fuß hoch und zur Spitze gelangt man auf 884 Stufen. Der innere Durchmeſſer iſt überall 40 Fuß. Die Decken der verſchiedenen Dächer ſind mit Gemälden verziert. In den Niſchen der Wände ſtehen Bildſäulen. Seine Spitze iſt 30 Fuß hoch und mit einer, wie die Chineſen verſichern, goldenen, richtiger wohl nur vergoldeten Kugel verziert. Der ganze Thurm hat eine glänzend weiße Farbe und beſteht, wie der Reiſende Ellis vermuthet, aus weißen Ziegeln, denen entweder chineſiſche Eitelkeit oder europäiſche Uebertreibung den Namen Porzellan gegeben haben. Auch gibt es in N.

Digitized by Google

gute Schulen, mediciniſche und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten und einige reichhaltige Bibliotheken.

Nanking (Nankin), ein feſtes, baumwollenes Zeug, gewöhnlich von gelber, etwas röthlicher Farbe. Es wurde zuerſt in der eben erwähnten Stadt Nanking (ſ. d.) gefertigt, iſt nach ihr benannt, und der chineſiſche, überhaupt der oſtindiſche N. iſt noch jetzt der beſte, weil ſeine gelbe Farbe die natürliche Farbe der dazu verarbeiteten Baumwolle iſt, welche man von einer in Oſtindien häufig wachſenden Staude (gossypium religiosum L.) gewinnt und daher ſehr wenig bleicht. In Frankreich, der Schweiz und Deutſchland, beſonders Sachſen, fabricirt man ebenfalls Nankingarten aus weißer Baumwolle und färbt dieſelben, aber man hat die Farbe bis jetzt weder ſo dauerhaft, noch ſo natürlich als die echte N.-Farbe treffen können.

Nannini, Angelo, auch bekannt unter dem Namen Firenzuola, geb. 1493 zu Florenz, hat ſich unter den italieniſchen Dichtern als Satyriker und Luſtſpieldichter ausgezeichnet. Er war Freund, Zeitgenoſſe und Nebenbuhler des durch ſeine ſchamloſe Gemeinheit und niedrige Schmeichelei berüchtigten Pietro Aretino, ſchrieb in Proſa und Verſen, und ſeine Arbeiten waren allgemein beliebt, weil er ſie dem ſchmutzigen Geſchmacke des Zeitgeiſtes anpaßte. Er war zuerſt Advocat, trat dann in den geiſtlichen Stand und ſtarb als Biſchof zu Rom vor 1548. Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften erſchien Florenz 1763 in 3 Bdn.

Nanſouty, Etienne Antoine Marie Champion, Graf von, berühmter franzöſiſcher General unter Napoleon, wurde zu Bordeaux geboren, trat 1785 zuerſt als Infanterielieutenant in militäriſche Dienſte, ſtieg bis 1788 zum Stabscapitän, und während der Revolution, für welche er ſich erklärte, ſchnell zum Oberſtlieutenant, Oberſt (1793), Brigadegeneral (1798), Diviſionsgeneral (1803) und Colonelgeneral der Dragoner. Mit Moreau nahm er an dem Feldzuge in Deutſchland Theil, commandirte hierauf mit Leclerc in Portugal und unter Mortier in Hannover, wo er an der Spitze der ſchweren Cavallerie ſtand. Er befehligte dieſelbe überhaupt in allen Feldzügen der Franzoſen während der Jahre 1805—1814, und hat mit ihr zur Entſcheidung der meiſten Siege, unter denen wir namentlich den bei Wertingen, Ulm, Auſterlitz, Wagram, Friedland und Moſaisk aufführen, beigetragen. Auch bei Leipzig, Hanau und in der Champagne wird ſein Name nur mit Ruhm genannt. Bei der erſten Rückkehr der Bourbons trat er auf die Seite derſelben, wurde Capitänlieutenant der erſten Compagnie der Musketiergarden, ſtarb aber ſchon zu Anfange des Jahres 1815.

Nantes, die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements der Niederloire, eine der größten und wichtigſten Städte Frankreichs, mit 13,000 Häuſern und 90,000 Einw., liegt romantiſch am rechten Ufer der Loire, iſt altmodiſch gebaut, hat aber ſchöne und große Vorſtädte, beſonders Isle Feydeau und la Foſſe. Zu den merkwürdigſten Gebäuden in N. gehören die im gothiſchen Styl erbaute Kathedrale, das Schauſpielhaus, das Rathhaus u. ſ. w. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten beſtehen hier eine gelehrte, eine anatomiſche und chirurgiſche Schule, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhiſtoriſches Cabinet, ein botaniſcher Garten, eine öffentliche Gemäldegallerie und eine Schifffahrtsſchule. Die Induſtrie iſt groß, beſonders wichtig Baumwollenfabriken, Kattundruckereien, Gerbereien, Schiffswerfte u. ſ. w., und N. treibt einen bedeutenden Handel mit Landesprodukten und Fabrikaten mit den meiſten europäiſchen Staaten, mit Afrika und den weſtindiſchen Colonien. Schiffe unter 100 Tonnen können bis zur Stadt gelangen, die größern nur bis zu dem nicht ſehr entfernten Paimboeuf. In N. wurde 1598 das berühmte Edict von Nantes von König Heinrich IV. erlaſſen, worin den Reformirten freie Religionsübung geſtattet wurde, Ludwig XIV. wiederrief es 1685 (ſ. Hugenotten). Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution in den Jahren 1793 und 1794 fielen beſonders hier die berüchtigten Noyaden (ſ. d.) vor.

Napäen wurden die Nymphen der Weiden und Waldthäler genannt.

Digitized by Google

Naphta nennt man ein feines weißes, meiſtens aber ſchwarzes oder braunes Stein- oder Bergöl. Es hat die Eigenſchaft, daß es die Flamme aus der Ferne an ſich zieht und daß es, einmal entzündet, nicht wieder gelöſcht werden kann. Es wird als Arznei und an den Orten, wo es gewonnen wird, auch als Brennmaterial gebraucht. Das natürliche N. quillt an einigen Orten der Erde, beſonders bei Baku in Aſien und Amiano in Italien, mit Waſſer zugleich aus dem Boden hervor. — Das künſtliche N., auch Aether genannt, wird durch Deſtillation des Alkohols mit concentrirten Säuren gewonnen, und wird nach dieſen benannt, wie z. B. Vitriolnaphta oder Vitrioläther.

Napier oder Neper, John, Baron v. Merchiſton bei Edinburg in Schottland, ein großer Mathematiker, 1550 geboren und den 3. April 1617, oder wahrſcheinlicher 1618 geſtorben, machte nach Vollendung ſeiner Studien Reiſen durch Frankreich, Italien und Deutſchland, lebte dann zurückgezogen vom öffentlichen Leben ganz ſeinen Lieblingsſtudien, beſonders der Mathematik, ſtudirte nächſt ihr die Bibel mit großem Fleiß und ſoll ſich zweimal verheirathet haben. Weiter iſt aus ſeinem Privatleben nichts bekannt. Ungleich wichtiger iſt, was er der Wiſſenſchaft genützt hat. Wir erwähnen unter den Producten ſeiner Muße: „Erklärung der Offenbarung Johannis“, ein Werk, in welchem er den Papſt als Antichriſt bezeichnet; „Mirifici logarithmorum canonis descriptio“ (Edinburg 1614, 4., Leyden 1620). Unſterblich hat ſich aber N. durch Erfindung der Logarithmen gemacht, durch welche alle practiſchen Fächer der Mathematik unendlich gewonnen haben, obwohl wir bemerken müſſen, daß ſchon vor N. und gleichzeitig mit ihm auch andere Mathematiker auf ähnliche Gedanken kamen und logarithmiſche Syſteme bildeten, wie gleichzeitig mit ihm der Schweizer Byrg und der Engländer Brigg, doch iſt das Syſtem N.'s das natürlichſte und leichteſte. Außerdem ſchrieb er auch eine „Rabdologie“ (Edinburg 1617, 12.), oder die Anweiſung, mittelſt Stäbchen mit Zahlen zu rechnen, im Ganzen eine arithmetiſche Spielerie, die höchſtens dazu dient, die Multiplication etwas bequemer zu machen. — Erwähnung verdienen noch die nicht geringen Verdienſte, die N. um die ſphäriſche Trigonometrie erworben. Vgl. M. Napier, „Memoirs of John N. of Merchiston, his lineage, life and times with a history of the invention of logarithms“ (Lond. 1834, 4.).

Napier (Sir Charl. James), Oberbefehlshaber der oſtindiſchen Compagnie in Hindoſtan, geb. um 1780, trat zeitig in engl. Militärdienſte und zeichnete ſich im Kriege auf der pyrenäiſchen Halbinſel gegen die Franzoſen durch ſeine heldenmüthige Tapferkeit aus; doch hatte er dabei viel Unglück, wie er denn in der Schlacht von Coruña im Einzelkampfe mit mehreren Franzoſen fünf gefährliche Wunden empfing und nur durch einen Tambour vom Tode gerettet und in der Schlacht von Buſaco mit zerſchmetterter Kinnlade von ſeinem Vetter, Sir Charl. Napier (ſ. d.), vom Schlachtfelde getragen wurde. Auch an der Schlacht von Waterloo nahm er rühmlichen Antheil, doch war er nahe daran, noch bei der Rückkehr nach England durch Scheitern ſeines Schiffs bei Vlieſſingen dem Tode zu verfallen. Nach dem Frieden von 1815 wurde er als Oberſt Gouverneur von Kephalonia, wo er ſich um Hebung der Inſel in allen Zweigen menſchlicher Cultur die größten Verdienſte erwarb, durch dieſe Verbeſſerungspläne aber dem Lord-Obercommiſſar der joniſchen Inſeln, Adam, ſich unbequem machte, weshalb man ihn ſeiner Stelle enthob. Während des Befreiungskriegs der Griechen intereſſirte er ſich aufs lebhafteſte für dieſelben und entwarf einen Plan zu ihrer Befreiung, dem Lord Byron den höchſten Beifall ertheilte. Da das Londoner Philhellenencomité aber nicht darauf einging, ſo zog ſich N. zurück und lebte mehrere Jahre zurückgezogen von militäriſcher Thätigkeit. Während dieſer Zeit widmete er ſich der Schriftſtellerei und ließ mehrere Werke ſtaatswiſſenſchaftlichen, militäriſchen und belletriſtiſchen Inhalts im Druck erſcheinen. Erſt 1837 wurde er zum Generalmajor befördert und ihm der Militärbefehl in den nördlichen Grafſchaften Englands anvertraut. Im Herbſt 1841 übertrug ihm der Oberbefehlshaber des brit. Heers, Lord Hill, ein Commando in Oſtindien. Hier legte er dem neuen Generalgouverneur, Lord Ellenborough, einen Plan vor, die Unglücksfälle in Afghaniſtan wieder gut zu machen, der deſſen Bei-

Digitized by Google

ſtimmung fand. Bald darauf erhielt er nun den Oberbefehl über die Truppen in Sind und Beludſchiſtan. Hier war es, wo er, trotz alles perſönlichen Mißgeſchicks, das ihn von Neuem verfolgte und ſeinen geſchwächten Körper zu einer Muſterkarte von Wunden machte, neue Lorbeern errang, indem er in den Jahren 1843 und 1844 die Beludſchen zähmte, die Macht der Emire von Sind vernichtete und die Unterwerfung dieſes Landes, aller entgegenſtehenden Hinderniſſe ungeachtet, vollendete. Im J. 1849 wurde er zum Oberbefehlshaber der geſammten engliſchen Macht in Oſtindien ernannt. Vgl. W. Napier, „The conquest of Scinde with some introductory passages in the life of Sir Charl. Jam. N.“ (Lond. 1845.)

Napier (Sir Charl.), Commodore in der brit. Kriegsmarine, geb. 1786 zu Falkirk, ein Vetter des Vorigen, nahm, nachdem er zeitig in den brit. Seedienſt getreten war, an mehreren Seezügen gegen die Franzoſen Theil, wurde 1809 Flottencapitän und eroberte in ſelbem Jahre das Fort Eduard auf Martinique. Im J. 1810 machte er als Freiwilliger den Feldzug der Engländer auf der pyrenäiſchen Halbinſel mit, wo er ſich in mehreren Gefechten auszeichnete. Noch größern Ruhm erwarb er ſich aber in dem Kriegszuge, den die Engländer im Sept. bis Nov. 1811 von Sicilien aus gegen die neapolitan. Küſten unternahmen, durch die Eroberung der Inſel Ponza bei Gaëta, weshalb er auch von dem Könige beider Sicilien Ferdinand zum Cavaliere de Ponza ernannt wurde. Im J. 1813 wurde er Fregattencapitän und ſpäter mehrmals als Parlamentsmitglied ins Unterhaus gewählt, wo er zur Partei der Whigs gehörte. Zuletzt befehligte er mehrere Jahre lang die Fregatte Galatea, auf der er ſich durch ſeine Verſuche, das Schiff durch Ruderräder zu bewegen, bemerkbar machte, ſowie er bald darauf auch einer der erſten Beförderer der Dampfſchifffahrt war. Im J. 1832 gab er ſein Commando auf und trat als Admiral in die Dienſte Dom Pedro's, in welcher Stellung er ſich durch ſeine wirkſame Thätigkeit zu Gunſten der Einſetzung der Königin Doana Maria in Portugal, insbeſondere aber durch ſeinen Seeſieg beim Vorgebirge St.-Vincent auszeichnete, und deshalb von Dom Pedro zum Visconde de Cabo de San Vincente ernannt wurde. Nach Vertreibung Dom Miguel's aus Portugal ging er wieder nach England zurück, wo er, von den Tories angefeindet, auf Halbſold lebte. Erſt nach der Thronbeſteigung der Königin Victoria, die ihn 1840 zum Ritter ernannte, trat er wieder in activen Seedienſt. Er nahm in gedachtem Jahre als Commodore unter Admiral Stopford's Oberbefehl den weſentlichſten Antheil an dem Kriegszuge gegen Mehemed Ali und Ibrahim Paſcha an der Küſte Syriens und ſchloß bald darauf den Vertrag mit dem Erſteren. Nach ſeiner Rückkehr nach England wurde er wieder ins Parlament gewählt und zeigte ſich hier abermals als eifriger Whig und ſehr thätig für Hebung der britiſchen Seemacht. Er ſowohl wie ſein Vetter, Sir Charl. James Napier (ſ. d.), zeichnen ſich aus durch Originalität, derbe Offenheit und rückſichtsloſes Drauflosgehen. — Ein Seitenverwandter von Beiden iſt der Lord Francis N., bekannt durch die unglückliche Rolle, die er als erſter engliſcher Oberaufſeher in Kanton ſpielte, und die ſeinen Tod am 11. Oct. 1834 zu Macao zur Folge hatte.

Napoleon, ſ. Bonaparte Napoleon.

Napoli di Romania, ſ. Nauplia.

Narbe iſt ein Gewebe neuer Bildung, welches die durch Trennung des Zuſammenhanges an irgend einem Theile des Körpers bewirkte Kluft vereinigt. Iſt die Trennung der Subſtanz durch Fleiſchwärzchen ausgefüllt worden, ſo iſt noch ein anderer Proceß nothwendig, um die Fläche mit Haut zu beziehen und völlig der übrigen Fläche gleich zu machen. Es überziehen ſich die Fleiſchwärzchen mit einem dünnen Häutchen, welches an dem Rande der geſunden Haut beginnt und ſich nach der Mitte hin immer mehr ausdehnt und allmählig dicker wird, bis zuletzt die ganze offene Stelle bedeckt iſt. Die durch dieſen Vernarbungsproceß gebildete Fläche unterſcheidet ſich durch eine etwas röthere Farbe, durch ein dichteres Gewebe und durch das Nichtvorhandenſein der Linien und Furchen, wie ſie gewöhnlich in der Haut ſichtbar ſind. Die Narbe iſt ſehr dünn und zart, ſo daß ſie leicht

Digitized by Google

einer einwirkenden Gewalt nachgibt, leicht zerreißt, durchbrochen wird und blutet. Nach einiger Zeit wird ſie bleicher als die umgebende Haut, wird feſter, härter und ſchwerer zu durchbrechen, ſo daß man oft, ſobald ſie nicht ſehr groß iſt, Mühe hat, Spuren von ihr aufzufinden. Die Narben unterſcheiden ſich je nach den Verletzungen, durch die ſie entſtanden. Man kann z. B. ſehr wohl vernarbte Stichwunden von Schnittwunden, Schußwunden u. ſ. w. unterſcheiden, ebenſo ſind die nach Krankheiten, bei denen eiternde Wunden auftreten, zurückbleibenden Narben verſchieden. Bemerkenswerth iſt noch, daß die Narben, wie auch andere Hautfehler (als Hühneraugen) bei bevorſtehenden Witterungs- oder Temperaturwechſel ſchmerzen.

Narbonne, eine Stadt in Frankreich, im Departement der Aude, der alten Provinz Languedoc, unweit des mittelländiſchen Meeres, mit 11,500 Einw., iſt alt und ſchlecht gebaut. Bemerkenswerth iſt der ſchöne Dom aus der Zeit, wo es noch Erzbisthum war, in welchem ſich des Herzogs Philipp's des Kühnen Grabmal befindet. Die Stadt wurde 118 v. Chr. von den Römern durch den Conſul Quintus Marcius Rex gegründet und hieß Narbo Marcius, ſpäter auch Narbona, war die Hauptſtadt der gall. Provincia romana, die nach der Eroberung des übrigen Galliens nach ihr Gallia Narbonensis genannt wurde, und blieb bei der ſpätern Zertheilung der größern Provinzen Hauptſtadt der Provincia Narbonensis prima. (S. Gallien.) Unter den Weſtgothen war N. eine der bedeutendſten Städte Septimaniens (ſ. d.). Im J. 720 ward ſie mit dem letztgenannten Lande von den Arabern erobert. Vergeblich verſuchte Karl Martell ſie dieſen wieder abzunehmen, dies gelang erſt ſeinem Sohne Pipin dem Kleinen. Noch einmal bemächtigten ſich ihrer die Araber, verloren ſie aber bald wieder an Karl den Großen. Im Mittelalter war ſie Sitz eines Vicomte, bis Gaſton de Foix ſie 1508 der Krone überließ.

Narbonne, Name einer alten franzöſiſchen Familie, die ſchon im 11. Jahrhundert genannt wird, und unter deren Gliedern ſich folgende in der Geſchichte bemerkbar machten: Hermangilde, Vicomteſſe von N., zuerſt Gemahlin eines ſpaniſchen Edlen, ſpäter eines berühmten Minneſängers, Bernhard v. Anduze, unternahm perſönlich einen Zug gegen die Mauren, erhielt deshalb das Recht, in ihrer Vicomté in eigener Perſon Recht zu ſprechen, was den Frauen damals verſagt war, und bekriegte auch mit Hülfe des Königs von Aragonien den Grafen von Toulouſe glücklich, welcher die Ernennung ihres Neffen, Peter de Lara, zu ihrem Nachfolger nicht billigen wollte. Sie ſtarb 1179, hinterließ das Lehn N. ihrem Neffen Peter de Lara, welcher Stammvater des noch jetzt blühenden Hauſes N.-Lara iſt. — Ludwig, Graf von N., geb. 1755 zu Colorno im Herzogthume Parma, ſoll ein natürlicher Sohn des Dauphins (Vaters Ludwigs XVI.) geweſen ſein, wurde am Hofe zu Verſailles erzogen und war 30 Jahr alt Oberſt des Regiments Angoumois. Bei Ausbruch der Revolution wurde er Befehlshaber der Nationalgarden des Departements des Doubs, brachte die Tanten des Königs 1791 glücklich nach Rom, wurde bei ſeiner Rückkehr Feldmarſchall, 1791 Staatsrath und Kriegsminiſter, verlor aber 1792 den letztern Poſten wieder, da ſeine Strenge, mit welcher er auf militäriſche Disciplin drang, in damaliger Zeit nicht gefiel, ging wieder zur Armee, war Augenzeuge der blutigen Auftritte zu Paris im Auguſt deſſelben Jahres, mußte fliehen und entkam nach England, von wo aus er verſchiedene Schritte zu Ludwigs XVI. Rettung that, und unter andern der Nationalverſammlung ein Schreiben zur Rechtfertigung des Monarchen überſandte. Der britiſchen Regierung verdächtig, mußte er England bald wieder verlaſſen, ging nach der Schweiz und nach Deutſchland, von wo er 1800 nach Frankreich zurückkehrte. Napoleon ernannte ihn zum Diviſionsgeneral und ſpäter zum Adjutanten, in welcher Eigenſchaft er dem Feldzuge in Rußland beiwohnte. 1813 ging er als Geſandter nach Wien und wurde nach Ausbruch der Feindſeligkeiten mit Oeſterreich Commandant von Torgau, wo er noch in demſelben Jahre ſtarb und auf dem Walle daſelbſt begraben wurde. Bei Torgau's Einnahme wurde ſeine Gruft geöffnet, weil man darin zugleich die franzöſiſche Kriegscaſſe zu finden glaubte, man fand aber von den mehreren gehofften Millionen Franken nichts.

Digitized by Google

Narborough, Joh., ein engliſcher Seefahrer, hat ſich durch ſeine Seereiſen im 17. Jahrhundert bekannt gemacht. Unter andern unternahm er auf Befehl Karl's II. von England, im Jahre 1669 eine Expedition an die Küſten Südamerikas, um daſelbſt mit den Spaniern Handelsverbindungen anzuknüpfen und den engliſchen Handel dorthin zu verpflanzen. Er paſſirte die Magellanſtraße, der Zweck des Unternehmens ſcheiterte indeß am Argwohn der Spanier, die ſogar einige ſeiner Leute feſthielten, doch wurde N. ſeines dabei bewieſenen Eifers wegen in den Adelſtand erhoben. N. hat dieſe Reiſe in ſeinem „An account of several late voyages and discoveries to the South and Nord etc." (London 1694, franz. Amſterdam 1722) erzählt. Sicherheit und Genauigkeit, beſonders in geographiſchen Angaben, machen dieſes Werk werthvoll, und N.'s Charten werden noch heute geſchätzt.

Narciſſe iſt eine ſchön geformte, lieblich riechende Frühlingsblume, gehört unter die Zwiebelgewächſe und wächſt in mehreren Arten auch in Deutſchland wild. In Gärten gepflegt erhalten ſie beſondere Vorzüge, namentlich gewinnt man durch mehrmaliges Verſetzen der Zwiebelbrut die ſchönſten gefüllten N.n. Die bekannteſten Arten ſind die gelbe und die weiße oder gemeine N.; doch rechnet man zur Narciſſengattung auch die Jonquille, Tazette u. a. m. Die bittern und ſchleimig ſchmeckenden Blüthen der gemeinen N. enthalten ein ſehr reizendes Gift; nach Orfila können 2—3 Quentchen derſelben in einigen Stunden tödten.

Narciſſus war nach der Götterlehre der Alten ein Sohn des Flußgottes Kephiſſos und der Nymphe Liriope. Wegen ſeiner Sprödigkeit gegen alle Jünglinge und Mädchen und namentlich die Echo, erzählt die Sage, rächte ſich Nemeſis an ihm dadurch, daß ſie ihn ſich in ſeine eigene Geſtalt verlieben ließ. Stete Sehnſucht nach dem Schattenbilde ließ ihn endlich ſelbſt zum Schatten hinſchwinden, ſo daß, als Nymphen ihn einſt ſuchten, ſie an der Quelle, worin er ſich ſtets beſah, eine weiße Blume mit gelbem Kelche fanden, die nach ihm benannte Narciſſe. Andere, wie Konon (Narr. 24) ſagen: ein Jüngling Ameinios habe den N. heftig geliebt und die Blume, die deſſen Andenken verewigt, ſei aus ſeinem ſelbſt vergoſſenen Blute erwachſen. Bei einem ſpätern Dichter verliebt ſich Narciſſus in ſeine Zwillingsſchweſter, die ihm ganz ähnlich war; nach ihrem Tode hielt er, ſo oft er in die Quelle blickte, ſeine Geſtalt für den Schatten der Schweſter und ſtarb entweder vor Sehnſucht oder ſtürzte ſich in die Quelle.

Nardini, Pietro, geb. 1725 zu Livorno, war einer der vorzüglichſten Violinſpieler ſeines Jahrhunderts. Er bildete ſich unter Tartini's Leitung zu Padua, deſſen Virtuoſität und Meiſterſchaft von ganz Europa anerkannt wurde. Die meiſten ſeiner Compoſitionen für Flöte und Violine arbeitete N. zu Florenz nach ſeiner Rückkehr von Stuttgart, wo er von 1762—67 Mitglied der daſigen damals ſehr berühmten Kapelle geweſen war. Tiefer Ernſt charakteriſirt alle dieſe Arbeiten. Im Vortrag des Adagio war N. unübertrefflich. Er ſtarb 1796 als erſter Violiniſt und Kapellmeiſter des Großherzogs von Toscana und Florenz.

Nariſchkin, ein altes ruſſiſches Fürſtengeſchlecht, welches noch jetzt am ruſſiſchen Hofe in großem Anſehen ſteht, und engverwandt mit dem Hauſe Romanow iſt. Die N. ſtammen aus Böhmen und leiten ſich von den Nariskern, einem altdeutſchen Volke, ab, die ihren Sitz in der heutigen nördlichen Oberpfalz und in den Gegenden des Fichtelgebirges hatten. Unter den Sprößlingen dieſes Hauſes ſind geſchichtlich merkwürdig: Natalie Kyrilowna N., Tochter Kyrillis Polioptowitſch N. Sie ſoll von ſeltener Schönheit geweſen ſein, heirathete in ihrem 17. Jahre den Czar Alexis Michaelowitſch, wurde von ihm Mutter Peters des Großen und deſſen Schweſter, Katharina, und ſtarb 1727, 3 Jahre nach dem Tode ihres berühmten Sohnes, von dem ſie ſtets ſehr geliebt und geehrt wurde. — Alexander Lawowitz, Bruderſohn der Vorigen, geb. 1693, war zuerſt Kammerherr und Generaladjutant Peter des Großen, der ihm mehrere wichtige diplomatiſche Sendungen übertrug, und wurde unter Katharina's I. Regierung geb. Rath und 1720 Contreadmiral. Da er die Vermählung Peter's II. mit einer Tochter Menzikoff's

Digitized by Google

zu hintertreiben ſuchte, fiel er in Ungnade, wurde verwieſen, nach Menzikoff's Sturz aber zurückgerufen, Oberhofmeiſter der Prinzeſſin (nachmaligen Kaiſerin Eliſabeth), 1741 nach Biron's Sturz geh. Rath, und nach Eliſabeth's Thronbeſteigung Mitglied des dirigirenden Senats. Er ſtarb 1746.

Narkotiſch, betäubend, nennt man diejenigen Gifte, welche die Thätigkeit der Nerven und Sinneswerkzeuge lähmen und dadurch Schwindel, Schlafſucht, Betäubung, Lähmung, Nervenſchlag, Wahnſinn, ohne Zeichen einer örtlichen Verletzung, zur Folge haben. Die n. Gifte gehören ſämmtlich dem Pflanzenreiche an und haben meiſt einen ekelhaften, bittern, ſtechenden Geſchmack, wie der Schlafmohn und das aus ihm gewonnene Opium, das Bilſenkraut, der Stechapfel, die Tollkirſche, der Taback, die Blätter des Kirſchlorbeers, Krähenaugen, Kokelskörner u. a. m. Einige Pflanzengifte, wie der Schierling, Fingerhut und Eiſenhut, wirken örtlich reizend und entzündend, wo ſie dann narkotiſch ſcharfe genannt werden. Die Pflanzen enthalten dieſe Gifte als Alkaloide (ſ. Alkali) und werden künſtlich von ihnen geſchieden.

Narr, Narrenfeſt, ſ. Narrheit.

Narrenſchiff, ſ. Brandt, Sebaſtian.

Narrheit wird im Allgemeinen jedes willkürliche Abweichen von dem allgemein verſtändigen Verhalten im Benehmen und Reden genannt. Fälſchlich wird zuweilen auch der Wahnſinn in ſeinen Aeußerungen als N. bezeichnet. Beide ſind Thorheit, aber die N. iſt willkürlich, der Wahnſinn unwillkürliche Thorheit. Auch kommt es wohl vor, daß von der ſelbſt thörichten und vorurtheilsvollen Menge das Verhalten des klügern und weiſen Mannes N. geſcholten wird, weil dieſe Menge ihren ungebildeten oder verbildeten Verſtand für den wahren Menſchenverſtand hält. Da die N. willkürlich iſt, ſo iſt ſie auch nicht ſelten abſichtlich, und daher hat ſich hinter dieſelbe häufig ein ſcharfer und witziger Verſtand verſteckt, um die vermeintliche Klugheit zu perſifliren. Bekanntlich hat es zur Zeit des Mittelalters Menſchen gegeben, welche von der N. Profeſſion machten, indem ſie allerlei Sonderbarkeiten und thörichte Reden ausließen, um andere verſtändige Menſchen zu beluſtigen und zu unterhalten. Die Hofnarren gehörten zu den nothwendigſten Theilen des Hofſtaates, und überall, wo ſchau- und hörluſtige Menſchen ſich verſammelten, drängten ſich die Narren hinzu, um die Aufmerkſamkeit derſelben auf ſich zu ziehen. Der allgemeine Beifall, welchen die N. auf dieſe Weiſe fand, iſt eben daraus zu erklären, daß ſich nicht ſelten in der N. der ſchärfſte Verſtand verſteckte und namentlich an Höfen die Wahrheit als Narrheit auftrat, weil ſie ſonſt nicht gehört worden wäre. So großen Beifall fand aber die N., daß ſogar die ſonſt verſtändig lebenden Menſchen ein Vergnügen darin fanden, ſie wenigſtens zu Zeiten anzulegen, woraus die Carnevalvergnügungen und Narrenfeſte ihren Urſprung nahmen. Die letztern ſchloſſen ſich namentlich an die Kirche an, und ſo finden wir, daß ſeit dem 5. Jahrh. dieſelben von Geiſtlichen und Laien in mehreren chriſtlichen Ländern im December gefeiert wurden. Wie natürlich waren es namentlich junge Leute, welche die Rollen in dieſen Feſten übernahmen, die damals auch Decemberfreiheit, Feſt der Calenda, Feſt der Unterdiakonen genannt wurden. Der letzte Name entſtand, weil anfangs vorzüglich die Chorknaben und junge Sakriſtane daran Theil nahmen. Man wählte einen Narrenbiſchof, ſtellte mit dieſem feierliche Proceſſionen an, verrichtete auf dem Hochaltar der Kirche das Hochamt, wobei man mit Würfeln ſpielte, die ſchmutzigſten Lieder ſang, üppige Tänze aufführte und in unanſtändigen Stellungen ſich bewegte. Später wurden das Narrenfeſt durch Päpſte und Concilien und noch 1544 durch die Sorbonne verboten. Andrerſeits wurde es aber auch eifrig vertheidigt und ein Vertheidiger deſſelben ſagt unter andern, daß das Narrenfeſt eben ſo heilig und Gott angenehm ſei, als das Feſt der unbefleckten Geburt der Mutter Gottes. Der Beifall, welchen die Narrenfeſte im Mittelalter fanden, iſt aus der geiſtigen Richtung der Nation erklärbar. Im Katholicismus war das Chriſtenthum aus einer Religion der wahrſten und unbefangenſten Geiſtesfreude in eine Religion der Traurigkeit und des Trübſinns ausgeartet, ſo daß das Abſterben für die Freuden der Welt auch für die nicht ſündhaften, ſondern durch die

Natur ſelbſt dargebotenen für verdienſtlich, ja als Aufgabe des religiöſen Menſchen galt. Dazu kam ein Zwang und eine äußerliche Einengung aller bürgerlichen Lebensverhältniſſe, welche durch den Zuſtand der Willkür erzwungen wurde, der ein Ueberreſt germaniſcher Rohheit war. Ueber dieſe geiſtigen Schranken, in welche der Menſch durch Kirche und bürgerliche Verhältniſſe zugleich eingeengt war, konnte ſich derſelbe nur erheben in einer kräftigen Gegenwirkung, die, da ſie als verſtändig nicht anerkannt wurde und noch zu ohnmächtig war, dieſe Anerkennung ſich zu erzwingen, als N. auftrat. Die Form der N. brachte es aber mit ſich, daß es zu allen jenen Ausſchweifungen kam, welche die Narrenfeſte gegenwärtig als ſo unſittlich, ja abſcheulich erſcheinen laſſen, daß man ſie ſehr mit Unrecht eine Ausgeburt des finſtern Geiſtes des Mittelalters genannt hat und ihr gegenüber das Licht der Gegenwart preiſt. Vielleicht waren ſie das gebrochene Licht deſſelben Verſtandes, der allmälig die Herrſchaft der Hierarchie und die verknöcherten Conſtitutionen des Mittelalters gebrochen hat. Man hat die Narrenfeſte, ſowie die Carnevalsvergnügungen häufig mit den Saturnalien der alten Römer verglichen, ja von dieſen ſie abgeleitet. Das römiſche Heidenthum erkannte die Freiheit des Menſchen als ſolche nicht an und ihre Saturnalien ſind die erſte Regung der durch das Chriſtenthum ausgeſprochenen Idee der allgemeinen Menſchenwürde, und waren daher eine Reaction gegen die Sklaverei, wie es die Narrenfeſte gegen die Hierarchie waren, beide Aeußerungen der Freiheit des Menſchen, welche bei den Römern um der Menſchen willen, im Mittelalter um Gotteswillen geknechtet wurde.

Narſes, ein Verſchnittener am Hofe Juſtinian's I. zu Conſtantinopel, erwarb ſich die Gunſt des Kaiſers, ward deſſen Schatzmeiſter und ſtieg bald bis zum Quäſtor und Conſul. Er unterſtützte (538) den Beliſar gegen die Oſtgothen in Italien und beendigte dieſen Krieg nach Unterjochung mehrerer Völkerſchaften. Beim Wiederausbruche deſſelben übertrug ihm der Kaiſer (552) das Obercommando; N. ſchlug die Gothen in mehreren Treffen, in deren einem der Gothenfeldherr Totilas fiel, eroberte Rom und vernichtete endlich (553) das ganze Heer der Gothen unter ihrem neuen Anführer Tejas. Das Jahr darauf ſchlug er die Allemannen und Franken unter ihren Herzögen Bucellinus und Teuthar, und erhielt vom Kaiſer die Statthalterwürde über Italien; 15 Jahre hindurch bekleidete N. dieſelbe, nöthigte aber durch Bedrückung aller Art die Provinzen endlich beim Kaiſer Juſtinian II. Klage zu erheben. Er wurde abgeſetzt, ging nach Neapel, reizte die Longobarden (568) zu einem Einfall in Italien, begab ſich ſpäter nach Rom und ſtarb daſelbſt (567) im hohen Alter.

Naruszewicz, Adam Stanislaus, der Tacitus der Polen, geb. 1733 in Litthauen, hat ſich als Dichter und Hiſtoriker um National-Poeſie und Proſa hoch verdient gemacht. Er trat 1748 in den Jeſuitenorden, wurde Biſchof von Smolensk, ſpäter von Luck und litthauiſch Breſt, und nach Aufhebung jenes Ordens ſeiner hervorſtechenden Talente wegen vom König Stanislaus Auguſt in Dienſte genommen. Unter ſeinen proſaiſchen Schriften erwähnen wir ſeine Ueberſetzung des Tacitus und ſeine polniſche Geſchichte. Im erſten Werke findet man die kräftige Kürze des Originals wieder, es erſchien Warſchau 1772 in 2 Bänden. Ganz dieſem nachgebildet iſt ſeine Polengeſchichte, gedrängt und ſchmucklos, mit ſcharfſinniger Kritik, treu und mit warmer Beredſamkeit. Sie geht von 965—1386 und erſchien vom 2—7. Theile (Ebd. 1780 flg., 1803, 1824 mit Kpfrn.) Was ſich von dem nicht vollſtändig ausgearbeiteten erſten Bande in der Pulawyſchen Bibliothek des Grafen Ad. Czartoryski und mit beträchtlichen Abweichungen in der des Grafen Joſeph Sierakowski vorfand, iſt unter Aufſicht der Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften zu Warſchau erſt 1826 gedruckt worden. Unter N.'s poetiſchen Producten zeichnen ſich ſeine Idyllen aus. Noch hat man von ihm eine Biographie des litthauiſchen Feldherrn Joh. Karl Chodkiewicz (Eb. 1805, 2 Bde.). N. ſtarb 1796 zu Janoviec in Galizien.

Narvacz, Pamphile, ſ. Valencia, Herzog von.

Narwa, Kreisſtadt und Feſtung im ruſſiſchen Gouvernement St. Petersburg,

Digitized by Google

hat etwa 5500 Einwohner, liegt am linken Ufer der Narowa, die hier an ihrer Mündung in den finniſchen Meerbuſen einen Hafen bildet, treibt See- und Binnenhandel, und iſt ſeiner Bricken und geräucherten Lachſe wegen berühmt. Das eigentliche Narwa, mit Ausſchluß ſeiner Vorſtadt Iwangorod am rechten Ufer der Narowa, iſt mehr von Deutſchen als Ruſſen bewohnt. Der Handel mit Bohlen und Bretern ins Ausland, beſonders nach England, iſt ſehr bedeutend. Vor Narwa wurde am 30. Nov. 1700 die denkwürdige Schlacht geſchlagen, in welcher Karl XII. mit 8200 Schweden 80,000 Ruſſen unter dem Herzoge von Croy ſchlug und den größten Theil des feindlichen Heeres gefangen nahm. Peter der Große eroberte N. 1704 mit Sturm und ſeitdem iſt es in den Händen der Ruſſen geblieben.

Naſat, Nazard, Naſarde, Naſatflöte, auch kleines Gemshorn heißt bei Orgeln vorzugsweiſe das Quintenregiſter von $1\frac{1}{2}$ Fußton.

Naſciturus, in juriſtiſcher Beziehung gleichbedeutend mit Embryo und Fötus (ſ. d.) iſt ein noch im Mutterleibe befindliches Kind. Obwohl der Menſch eigentlich erſt durch ſeine Geburt, als dem Moment ſeines wirklichen Eintritts in den Staat Rechte erwerben kann (rechtsfähiges Subject wird), ſo hat doch ſchon das älteſte römiſche Recht, um die Härte dieſes Principes zu mildern (denn nach demſelben würde z. B. einem nach dem Tode ſeines Vaters gebornen Kinde kein Succeſſionsrecht in deſſen Nachlaß zuſtehen), den ſpäter in die mehrſten Particulargeſetzgebungen übergegangenen Grundſatz aufgeſtellt, daß ein Embryo, ſofern von deſſen Vortheil die Rede ſei, als rechtsfähige Perſon betrachtet werden müſſe. Seine Rechte zu ſchützen und deren Verletzung zu beſtrafen, iſt demnach Pflicht des Staates. Die wichtigſten Folgerungen, welche aus dieſem Grundſatze abgeleitet werden, ſind I.) in criminalrechtlicher Beziehung: a) daß überlegte Abtreibung der Leibesfrucht als Verbrechen und zwar in der Regel als Mord betrachtet wird. Ein Milderungsgrund tritt dann ein, wenn von der Conception des N. bis zu deſſen Abtreibung noch nicht 40 Tage verfloſſen waren. b) Das während der Schwangerſchaft an der Mutter weder Leibes- noch Lebensſtrafe vollzogen werden darf. II.) In civilrechtlicher Hinſicht, daß von der Zeit der Empfängniß an dem N. alle diejenigen Rechte, welche ihm zuſtehen würden, wenn er ſchon geboren wäre, auf den Fall, daß er lebendig zur Welt kommt, vorbehalten bleiben. Der N. iſt daher erwerb-, alſo auch ſucceſſionsfähig, und es muß demnach, wenn Jemand bei ſeinem Tode nebſt andern Erben auch eine ſchwangere Witwe hinterläßt, mit der Theilung des Nachlaſſes ſo lange angeſtanden werden, bis die Witwe niedergekommen, oder man gewiß iſt, daß ſie nicht ſchwanger ſei. Es wird daher auf Antrag der Erbintereſſenten dem N. ein Vormund beſtellt (die ſogenannte cura ventris des römiſchen Rechts). Schon König Numa verlangte zu Gunſten der N., daß, wenn eine ſchwangere Frauensperſon ſterbe, vor deren Beſtattung die Leibesfrucht herausgenommen werden ſolle. Damit jedoch ein N. die Rechte, welche ihm bis zu ſeiner Geburt reſervirt worden ſind, ſpäter wirklich erlange und der Beerbung fähig ſei, iſt erforderlich, daß er nicht nur lebend, ſondern auch lebensfähig zur Welt komme, alſo ſo, daß die Fortdauer ſeines Lebens präſumirt werden kann. Auch darf es keine Mißgeburt ſein, die weder menſchliche Form noch Bildung hat. Das gemeine Recht beſiehlt die ſofortige Tödtung ſolcher Mißgeburt. Als lebend geboren wird ein Kind betrachtet (nach gemeinem Rechte und den mehrſten Particulargeſetzgebungen), wenn es nur irgend ein Lebenszeichen nach ſeiner Geburt von ſich gegeben hat; die Fortlebensfähigkeit eines Kindes nimmt man im Zweifelsfalle an, wenn es wenigſtens nicht vor Anfang des ſiebenten Monats, von der Conception an gerechnet, geboren worden iſt.

Naſe iſt das Werkzeug des Geruchſinnes und im gewöhnlichen Sprachgebrauch der am meiſten vorſpringende Theil des Geſichts, welcher vorn die Naſenhöhlen begrenzt und unter der Stirn, über der Lippe und zwiſchen den Augenhöhlen und Wangen liegt. Ihre Form, Größe und Richtung iſt ſehr verſchieden je nach dem Lebensalter, den Racen und den Individuen ſelbſt, jedoch behält ſie im Allgemeinen die Geſtalt einer dreiſeitigen Pyramide. Die Spitze der Pyramide, welche ſich in der Stirn fortſetzt, heißt die Wurzel;

Digitized by Google

von hier aus geht ein ſtumpfer Kamm, der Naſenrücken, nach unten und vorn; der untere bewegliche Theil des Naſenrückens heißt die Spitze der Naſe. Zu beiden Seiten bemerkt man die Naſenflügel, welche den äußern Rand der vordern Naſenlöcher bilden. Die Naſenlöcher ſind mit vielen ſteifen Haaren beſetzt, und werden auf der Mittellinie durch die Naſenſcheidewand, welche vom Rücken und von der Spitze nach hinten geht, von einander getrennt. Die Grundlage der Naſe beſteht aus Knochen und Knorpeln. Die zur Bildung derſelben zuſammenſtoßenden Knochen, welche den obern Theil ausmachen, ſind die zwei Naſenbeine und die Naſenfortſätze der Oberkiefer. Der knorpelige, untere und bewegliche Theil beſteht aus dem paarigen dreieckigen Naſenknorpel auf jeder Seite und dem Naſenſcheidewandknorpel in der Mitte. Dieſe Knorpel vollenden die Umriſſe der äußern Naſe, geben ihr die eigenthümliche Geſtalt, und geſtatten, da ſie mehrere eigenthümliche Muskeln beſitzen und außerdem noch mehreren Geſichtsmuskeln zum Anſatz dienen, bald die Erweiterung, bald die Verengerung, bald das völlige Verſchließen der vordern Naſenöffnung. Die Naſenlöcher führen in die Naſenhöhlen, welche durch eine vorn von dem Scheidewandknorpel, hinten durch den Pflugſchaar und das ſenkrechte Blatt des Riechbeins gebildete Wand von einander geſchieden werden. Hinten endigen ſich die Naſenhöhlen durch die hintern Naſenöffnungen, welche in die Rachenhöhle führen. Der Boden und die innere Fläche der Naſenhöhlen ſind glatt und bieten nichts Bemerkenswerthes dar; an der äußern Fläche aber findet man drei übereinanderliegende Erhabenheiten, welche die Naſenmuſcheln heißen und deren Grundlage knöchern iſt. Indem dieſe Muſcheln in die Naſenhöhlen hineinragen, ſo laſſen ſie drei freie Räume unter ſich, nämlich den obern, mittlern und untern Naſengang. Durch die obere ſchmale Wand oder Decke der Naſenhöhle treten die Faden des Geruchsnerven. So ausgedehnt die Oberfläche der Naſe auch iſt, ſo wird ſie doch noch durch Nebenhöhlen, welche mit ihr in Verbindung ſtehen, vergrößert. Dieſe ſind die Kiefer-, die Keilbein- und die Stirnhöhlen, und die Riechbeinzellen. Alle die Theile, welche man in der Naſenhöhle bemerkt, werden durch die Schleimhaut oder Riechhaut der Naſe bekleidet. Dieſe iſt dick, weich, zottig, mit vielem Schleim angefeuchtet und an ihrer Oberfläche mit vielen kleinen Oeffnungen verſehen, die zu den Schleimdrüſen oder Schleimbalgen führen, durch welche der Schleim abgeſondert wird. Dieſe Haut iſt als Aufnahmsorgan eines eigenen Sinnes ſehr belebt und beſitzt eine Menge Blutgefäße und Nerven. Die Schlagadern ſtammen von der Keilgaumen-, Flügelgaumen-, Augenhöhlennaſen-, untern Augenhöhlen-, eigenthümlichen Oberkiefer- vordern Gaumen- und vordern Geſichtsſchlagader ab. Die Blutadern gehen zunächſt den gleichnamigen Schlagadern zur innern Droſſelblutader. Die Nerven kommen vom Naſenzweig des Augenaſtes des fünften Hirnnervenpaars, vom Meckelſchen Knoten, großen Gaumennerv und untern Augenhöhlennerv. Der wichtigſte Nerv, der das Geruchsorgan eigenthümlich zu beherrſchen ſcheint, iſt das erſte Paar der Gehirnnerven, und den man ſeiner Verrichtung wegen auch den Riechnerven nennt. Er dringt aus der Schädelhöhle durch die Siebblatte in die Naſenhöhle ein und verbreitet ſich in der Schleimhaut der Naſenſcheidewand, der Naſenmuſcheln und Siebbeinzellen. — Die Form der äußern Naſe bietet im Allgemeinen Unterſchiede dar, die ſich auf drei Hauptvarietäten, die Adlernaſe, die Stumpfnaſe und die aufgeſtülpte Naſe beziehen. Ihre Richtung iſt ſtets die nämliche, wie die der Mittellinie des Körpers, ſie weicht aber bei einer großen Menge Individuen merklich nach rechts ab, was von der Gewohnheit herrührt, ſich mit der rechten Hand zu ſchneuzen. Der Bau der Naſe hat bedeutenden Einfluß auf die Modulation der Stimme und Sprache, indem die aus dem Kehlkopfe hervorgeſtoßene Luft bei verſtopfter Naſe nicht ſo ſchnell entweichen kann und einen eigenthümlichen Ton annimmt. Die Entwicklung des Geruchsorgans beim Menſchen bleibt bedeutend hinter der der andern Sinnenorgane zurück; die Naſenhöhle bildet ſich erſt ſpät beim Embryo; der Sinn ſelbſt wird erſt beim Hervorbrechen der erſten Zähne und der Entwickelung der Sprache ausgebildet und erreicht ſeine Vollendung erſt in den Jahren der Pubertät gleichzeitig mit den Reſpirationsorganen überhaupt. Unter den Thieren findet ſich ein Ge-

Digitized by Google

ruchsorgan bei den Fiſchen, Amphibien, Vögeln und Säugethieren und iſt bei manchen aus den letzten Claſſen außerordentlich ausgebildet; bei den wirbelloſen Thieren hat ſich noch kein Geruchsorgan finden laſſen, obgleich es von einigen derſelben nachgewieſen iſt, daß ſie riechen. Der anatomiſche Bau des Geruchorgans bei den Thieren iſt unendlich verſchieden, obgleich in ſeinem Grundtypus, der Ausbreitung des vorn im Gehirn entſpringenden Riechnerven, meiſt gleich. Eine beſondere Art des Geruchorgans iſt der bei einigen Säugethieren vorkommende Rüſſel (ſ. d.). Als Krankheiten, welche die N. befallen können, ſind beſonders Geſchwüre verſchiedenen Charakters und Wucherungen der Schleimhaut als Polypen zu erwähnen. Erſtere ſind meiſt Folge von Allgemeinleiden, namentlich von Syphilis und können nur durch Hebung des Allgemeinleidens beſeitigt werden, zerſtören aber nicht ſelten einen großen Theil der innern und ſelbſt der äußern N. Das ſehr häufig vorkommende Naſenbluten iſt entweder eine Folge des Blutandrangs nach dem Kopfe oder von Zuſtänden, bei denen das Blut der Zerſetzung unterliegt, wie Faulfieber, Scorbut ꝛc. Im erſtern Falle tritt gewöhnlich ein fühlbarer Congeſtivzuſtand ein, der durch das Naſenbluten erleichtert wird, welches in heftigen entzündlichen und exanthematiſchen Fiebern eine ſehr günſtige kritiſche Bedeutung bekommt und daher nicht unterdrückt werden darf. In vielen Fällen bedarf das Naſenbluten keiner weiteren Behandlung.

Nashorn oder Rhinoceros iſt nächſt dem Elephanten das größte vierfüßige Säugethier, plump, ausgewachſen 7 Fuß hoch und 12 Fuß lang, hat den N. von einem auf der Naſe ſtehenden Horne, welches es als Waffe gebraucht, nährt ſich von Pflanzen, und iſt ungereizt ein friedfertiges Thier, außerdem aber ſehr wüthend. Die Naturforſcher unterſcheiden 2 Nashornarten: das indiſche mit 1 Horne, und das afrikaniſche N. mit 2 Hörnern. Die Haut des N. hat eine graubraune Farbe, iſt mit wenigen Haaren beſetzt, ungewöhnlich dick, ſo daß das Thier nur in den weichen Theilen mit Kugeln verwundbar iſt, und iſt beim indiſchen N. an mehreren Orten in große breite Falten neben und übereinander gelegt, ſo daß das Thier das Anſehen erhält, als ob es mit Panzern bedeckt wäre. Die Haut des afrikaniſchen N. iſt ebenfalls ſehr dick, aber glatt. Das Horn des N. bildet einen bedeutenden Handelsartikel, wird zu Griffen und Bechern verarbeitet, die Haut zum ſtärkſten Lederwerke, zu Panzern, Schilden und Kutſchenriemen.

Naſiräer, ſ. Nazaräer.

Naſo, ſ. Ovidius, Publius.

Naſſau, das Herzogthum, grenzt gegen Norden an Preußen und zwar an die Rheinprovinz und Weſtfahlen, gegen Oſten an das Großherzogthum Heſſen, an Preußen, Heſſen-Homburg, an Kurheſſen und an das Frankfurter Gebiet, gegen Süden ebenfalls an dieſes und an das Großherzogthum Heſſen und gegen Weſten an die preuß. Rheinprovinz, und bildet mit Ausnahme eines einzigen Amtes und zweier Gemarkungen, die als Enclaven zwiſchen den beiden Heſſen liegen, ein wohl arrondirtes Territorium. Dasſelbe beſteht aus 23 Gebietstheilen des vormaligen Oberrheiniſchen und Weſtfäliſchen Kreiſes, namentlich den ältern naſſauiſchen Beſitzungen, Naſſau-Oranien, Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, ſowie aus Theilen von Kurmainz, Kurtrier und Kurköln; es umfaßt $84\frac{3}{4}$ QM., iſt mehr gebirgig als eben, von vielen tiefen Thälern durchſchnitten und, mit Ausnahme der höhern Gebirgsgegenden des Weſterwaldes, von mildem Klima. Die Hauptgebirge ſind der Taunus, in der ſüdlichen Hälfte des Herzogthums zwiſchen dem Main und der Lahn, mit dem 2700 F. hohen Feldberg und dem herrlichen Rheinthal (Rheingau) und der rauhe, unfruchtbare Weſterwald, im Norden des Herzogthums, deſſen höchſter Punkt, der Salzburger Kopf, bis zu 1960 F. anſteigt. Zahlreiche Flüſſe bewäſſern das Land; die bedeutendſten, wenn auch nur Grenzflüſſe ſind der Main und der Rhein. Das Land durchſtrömen die Lahn, welche aus dem Preußiſchen hereintritt, bei Weilburg ſchiffbar wird, ein reizendes Thal bildet und hier die Weil, Ems und Aar, welche vom Taunus, die Dill und die Elbe, welche vom Weſterwald herabkommen, aufnimmt; ferner die Nidda oder Nied. An Producten erzeugt das Land Getreide, ſo viel der eigene Bedarf erfordert, treffliches Obſt und allerlei Gemüſe, auch Hanf, Flachs und

Digitized by Google

Tabak, beſonders aber die edelſten Weine im Rheingau (ſ. **Rheinweine**) und die gleichfalls ſehr geſchätzten Weine an der Lahn. Die Gebirge ſind mit ſchönen Laubholzwaldungen bedeckt, die zahlreiches Wild enthalten, die Bäche und Flüſſe reich an Fiſchen und Krebſen, und allenthalben in den Gebirgen findet ſich Eiſen, Blei, Kupfer, auch etwas Silber, im Weſterwald Stein- und Braunkohlen, an der Lahn Marmor u. ſ. w. Von beſonderer Wichtigkeit für den Wohlſtand des Landes iſt die große Zahl berühmter Mineralquellen, wie die zu Wiesbaden, Weilbach, Langen-Schwalbach, Schlangenbad, Ems, Selters, Niederſelters, Fachingen, Geilnau, die Trinkholderquelle bei Braubach u. ſ. w., die dem Lande einen jährlichen reinen Gewinn von 100,000 Fl. bringen. Die Zahl der Bewohner wurde 1846 auf 424,817 berechnet; ſie ſind Deutſche, mit Ausnahme von etwa 6000 Juden und einer kleinen Anzahl Nachkommen von franz. Hugenotten. Von ihnen bekennen ſich mehr als 218,000 zur evangeliſch-chriſtlichen und 188,466 zur katholiſchen Kirche; die mennonitiſche Gemeinde zählt 151 Mitglieder. Die Fabrik und Manufactur iſt von nur geringer Bedeutung, doch gibt es viel Hammer- und Hüttenwerke. Der Gewerbfleiß beſchränkt ſich größtentheils auf die Production der gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe der Einwohner. Als Fabrikort kann allein das ſehr thätige und induſtrielle Städtchen Höchſt am Main betrachtet werden. Dagegen wird ein ſehr lebhafter Handel mit Mineralwäſſern, Weinen, den Erzeugniſſen des Bergbaus und Hüttenbetriebs und mit Schlacht- und Zugvieh ins Ausland getrieben, den die Schiffahrt auf dem Rhein, dem Main und der Lahn und zahlreiche Kunſtſtraßen nach allen Seiten hin außerordentlich unterſtützen. Für die wiſſenſchaftliche und Volksbildung iſt durch höhere und niedere Lehr- und Erziehungsanſtalten hinlänglich geſorgt. Als Landesuniverſität galt bisher zufolge Vertrags mit Hanover die Hochſchule zu Göttingen, doch wurde der Vertrag im J. 1848 aufgehoben; für die wiſſenſchaftliche Ausbildung der katholiſchen Geiſtlichen iſt an der Univerſität zu Marburg gemeinſchaftlich mit Kurheſſen eine kurfürſtlich heſſ. und herzoglich naſſauiſche katholiſch-theologiſche Facultät errichtet worden, welche aus vier ordentlichen Profeſſoren beſteht, von denen N. zwei ernennt. Pädagogien gibt es in Dillenburg, Hadamar und Wiesbaden, Realſchulen zu Diez und zu Uſingen, und ein Gymnaſium, die eigentliche Vorbereitungsanſtalt für die Univerſität, zu Weilburg; ferner hat das Land ein Seminar für evangeliſche Theologen zu Herborn, während das für katholiſche Theologen bei dem biſchöflichen Sitze zu Limburg ſich befindet; ein Schullehrerſeminar zu Idſtein, das zugleich mit dem dort beſtehenden landwirthſchaftlichen Inſtitute in Verbindung geſetzt iſt; ein Taubſtummeninſtitut zu Kamberg und eine öffentliche Bibliothek von 40,000 Bänden zu Wiesbaden, woſelbſt auch ein Muſeum rhein. Alterthümer beſteht. Das regierende Haus bekennt ſich zur evangeliſch-chriſtlichen Kirche, unter welchem Namen durch das Edict von 1817 die lutheriſche und reformirte Kirche vereinigt wurden, doch haben ſeit 1803 auch alle andern chriſtlichen Gemeinden freie Uebung des Gottesdienſtes. Die evangeliſche Kirche ſteht unter dem Landesbiſchof zu Wiesbaden, die katholiſche unter dem Biſchof zu Limburg, der die Verwaltung durch das biſchöfliche Commiſſariat zu Eltville im Rheingau übt. Die Staatsform iſt monarchiſch-conſtitutionell nach der Verfaſſung vom 1. Sept. 1814. Die Ständeverſammlung beſteht aus zwei Kammern, der Herrenbank und den Landesdeputirten, und die Sitzungen derſelben ſind öffentlich. Die erſtere beſteht aus den volljährigen Prinzen des fürſtlichen Hauſes, den Beſitzern der acht Standesherrſchaften und aus ſechs von den adeligen Grundeigenthümern gewählten Mitgliedern; die Landesdeputirten beſtehen aus 22 Mitgliedern, von denen zwei durch die Dekane der evangeliſchen, einer von den Dekanen der katholiſchen Geiſtlichkeit, einer von den Vorſtehern der höhern Lehranſtalten, drei von den hochbeſteuerten Gewerbtreibenden und 15 von den meiſtbegüterten Landbeſitzern jedesmal auf ſieben Jahre gewählt werden. Die Stände verſammeln ſich der Regel nach jährlich; ſie haben weſentlichen Antheil an der Geſetzgebung und Steuerbewilligung, ſowie das Recht der eigenen Beſchwerde und der Annahme von Bittſchriften und Vorſtellungen einzelner Unterthanen und ganzer Gemeinden; und die Befugniß, den dirigirenden Staatsminiſter oder die höchſten Landesbehörden in Anklageſtand

Digitized by Google

zu verſetzen. Nur bei den Steuerbewilligungen ſtimmen beide Kammern gemeinſchaftlich. Jede Kammer hat gegen die andere ein unbedingtes Veto, der Herzog aber das ſehr bedenkliche Recht, daſſelbe zu beſeitigen, wodurch ſehr leicht der ganze Zweck der landſtändiſchen Verfaſſung vereitelt werden kann. Der Herzog hat in neuerer Zeit das Prädicat Hoheit angenommen. Ihm ſteht zur Seite ein aus den Vorſitzenden der Landesbehörden zuſammengeſetzter Staatsrath, den ein dirigirender Staatsminiſter leitet. Die höchſte Juſtizbehörde iſt das Oberappellationsgericht zu Wiesbaden, in zweiter Inſtanz entſcheiden die Hof- und Appellationsgerichte zu Dillenburg und zu Uſingen. Für die Criminaljuſtiz ſind zwei Criminalgerichte zu Wiesbaden und Dillenburg eingeſetzt. Unter den Miniſtern ſtehen als verwaltende Behörden die Landesregierung, die Generalſteuerdirection, die General-Domänendirection (Lehnhof), welcher auch die Verwaltung der Mineralbäder und die Kellerverwaltung des Weincabinets zu Eberbach untergeordnet iſt, und die Staatskaſſenverwaltung. Die Staatseinkünfte betragen über 2 Mill. Gulden rhein. jährlich, ein Steuerſimplum ergibt 272,672 Fl. 21 Kr., die Staatsſchulden betragen gegen 1,500,000 Fl. Das Militär beſteht aus 4036 M., die als Bundescontingent zur zweiten Diviſion des neunten Armeecorps ſtoßen. Auch iſt zufolge einer Convention von 1821 der freien Stadt Frankfurt zur Herſtellung ihres Bundescontingents freiwillige Werbung in N. geſtattet. Im engern Ausſchuſſe des deutſchen Bundes hatte N. mit Braunſchweig die 13. Stelle, im Plenum aber zwei Stimmen. Die Haupt- und ſeit 1840 Reſidenzſtadt iſt Wiesbaden (ſ. d.). Vgl. Demian, „Handbuch der Geographie und Statiſtik des Herzogthums N." (Wiesb. 1823); Vogel, „Hiſtoriſche Topographie des Herzogthums N." (Herborn 1836); Derſelbe, „Beſchreibung des Herzogthums N." (7 Hefte, Wiesbad. 1843 bis 1844) und „Das Herzogthum N. in maleriſchen Originalanſichten" (Darmſt. 1842—45).

Das Land, welches das heutige N. bildet, war in der german. Vorzeit von Alemannen beſetzt, die ſpäter von den Franken unterworfen wurden und dadurch kam es nach der Theilung des fränk. Reichs zum Deutſchen Reiche. Unter die großen freien Grundbeſitzer dieſer Gegend, die allmälig die Landeshoheit gewannen und ſich zu Dynaſten emporſchwangen, gehörten auch die reichbegüterten Grafen von Laurenburg, ſo benannt nach dem Schloſſe Laurenburg an der Lahn in der nachmaligen Grafſchaft Holzappel. Stammvater derſelben ſoll Otto von Laurenburg, der Bruder Königs Konrad's I., im 10. Jahrh. geweſen ſein. Sein Sohn, Walram I., geſt. 1020, wurde durch ſeine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältere Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die ſeit 1160 nach dem neuerbauten Schloſſe Naſſau ſich nannte, der jüngere, Otto, vermählte ſich mit der Erbin von Geldern und ſtiftete die Linie Naſſau-Geldern, welche 1423 im Mannsſtamme erloſch. Die naſſauiſchen Erblande theilten 1255 die Söhne des Grafen Heinrich's II. oder des Reichen. Walram IV., der ältere, erhielt den ſüdlichen Theil, Idſtein, Wiesbaden und Weilburg, Otto, der jüngere, die nördliche Partie, Dillenburg, Beilſtein und Siegen. Sie ſtifteten die Walramiſche und Ottoniſche Linie, von denen erſtere noch gegenwärtig das Herzogthum N. beſitzt, letztere den Thron der Niederlande einnimmt. Walram's IV. Sohn, Adolf (ſ. d.), wurde 1292 zum deutſchen König erwählt. Seine Nachkommen theilten ſich in mehrere Zweige, von denen der jüngſte 1605 in der Perſon des Grafen Ludwig's II., geſt. 1625, alle Beſitzungen der Walramiſchen Linie wieder vereinigte. Doch ſchon des Letztern Söhne gründeten wieder drei Linien: N.-Saarbrück, N.-Idſtein und N.-Weilburg. Die Linie N.-Idſtein ſtarb bereits 1721 mit Georg Aug. Samuel, der den fürſtlichen Titel angenommen hatte, aus. Die Linie N.-Saarbrück zerfiel 1640 in drei Linien: N.-Ottweiler, N.-Saarbrück und N.-Uſingen, und als dieſe 1721 bis auf die letztere ausgeſtorben waren, ſeit 1635 wieder in die Linien N.-Uſingen und N.-Saarbrück, von denen die letztere 1797, die erſtere, in welcher 1688 die ſchon 1365 dem Grafen Johann von N. durch Kaiſer Karl IV. verliehene fürſtliche Würde erneuert wurde, 1816 erloſch. Dem bereits 1738 geſchloſſenen Vertrage hinſichtlich des Erſtgeburtsrechts unter den einzelnen Aeſten der Walramiſchen Linie ſchloß ſich 1783 auch

Digitized by Google

die Ottoniſche Linie an. Jene beſaß damals ein Areal von etwa 60 QM. Im Frieden zu Luneville von 1801 mußte der Herzog Karl Wilh. von N.-Uſingen die Grafſchaft Saarbrück und mehrere Aemter auf dem linken Rheinufer, zuſammen 20 QM. mit ungefähr 53,000 Einwohnern und Naſſau-Weilburg etwa 89 QM. mit 19,000 Einwohnern an Frankreich abtreten; dafür erhielt im Reichsdeputationshauptſchluſſe von 1803 jenes eine Entſchädigung von 36 QM. mit 93,000 Einwohnern, dieſes von 16 QM. mit 37,000 Einw. Auch erhielten beide Linien Sitz und Stimme im Fürſtencollegium auf dem Reichstage, was ihnen bisher ſtreitig gemacht worden war. Ein ſchnelles Beitreten zum Rheinbunde brachte 1806 dem damaligen Senior des Hauſes dem Fürſten Friedr. Aug. von N.-Uſingen, den Herzogstitel und beiden Linien die Souveränetät und eine Territorialvergrößerung von 31 QM. mit 84,500 Einw. Gleichzeitig wurden ſämmtliche Beſitzungen der Walramiſchen Linie für ein untheilbares Herzogthum erklärt. Nach der Schlacht bei Leipzig traten auch die beiden naſſauiſchen Linien auf die Seite der Verbündeten, und auf dem Congreß zu Wien wurde das Recht der Walramiſchen Linie auf Luxemburg nach Ausſterben der Ottoniſchen Linie ausdrücklich anerkannt. Durch Tauſchverträge mit Preußen erhielten 1815 der Herzog von N.-Uſingen und der Fürſt von N.-Weilburg faſt alle Beſitzungen der Ottoniſchen Linie und 1816 auch die Niedergrafſchaft Katzenellnbogen. Nach dem Erlöſchen der Linie N.-Uſingen mit dem Herzog Friedr. Aug., am 24. März 1816, fielen geſammte Beſitzungen der Walramiſchen Linie dem einzig übrigen Zweige N.-Weilburg zu. Der Fürſt von N.-Weilburg, Wilhelm, geb. 1792, der kaum zwei Monate vorher ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war, wurde nun alleiniger Regent in N. und Herzog. Er gab dem Lande 1817 eine ganz neue Verfaſſung; doch gleich in der erſten Verſammlung geriethen die Stände mit der Regierung in ſtarken Conflict; indem letztere die Domänen als vollſtändiges Eigenthum des fürſtlichen Hauſes angeſehen wiſſen wollte, deren Ertrag nur für den Herzog und die herzogliche Familie zu verwenden ſei, daher der ganze übrige Staatsbedarf durch Steuern aufgebracht werden müſſe. Nur die eigentlichen Steuern ſollten von den Ständen beaufſichtigt werden, und um dieſe von dem Domänenvermögen zu trennen, wurden eine beſondere Domänenkaſſe und eine Landesſteuerkaſſe gebildet. Weil ſich hierbei nicht Alles genau trennen ließ, beanſpruchte die Regierung von der Landesſteuerkaſſe eine jährliche Entſchädigung von 140,000 Fl. Die Herrenbank der Ständeverſammlung erklärte ſich gleich auf dem erſten Landtage mit dieſen Anſichten und Beſtimmungen nicht einverſtanden, doch blieb die Sache längere Zeit unerledigt, bis die Deputirten in der Ständeverſammlung von 1831 dieſen ſogenannten Domänenſtreit aufs neue anfachten. Vgl. „Der Domänenſtreit im Herzogthum N.“ (Frankf. 1831), die den Präſidenten der Deputirtenkammer, Herber, zum Verfaſſer hatte. Die Deputirten verlangten die Verſchmelzung der beiden oben angeführten Kaſſen und die Aufſtellung eines Budgets für den Herzog und das herzogliche Haus und drohten, wenn die Regierung nicht darauf eingehen ſollte, mit Steuerverweigerung. Daher wurde der Landtag am 2. Mai 1831 vertagt und erſt im Oct. 1831 wieder berufen; während dieſer Zeit aber die Herrenbank durch die Bevollmächtigten der beiden Söhne des Königs der Niederlande und die eigenwillige Ernennung dreier anderer Mitglieder ſo verſtärkt, daß bei Bewilligungen, wo die beiden Kammern zuſammen zu ſtimmen hatten, der Regierung die Majorität geſichert ſchien. Die Deputirtenkammer proteſtirte in ihrer Mehrheit gegen eine derartige Zuſammenſetzung der Herrenbank, doch ohne Erfolg. Durch eine Mehrheit von 22 Stimmen (den 18 Stimmen der Herrenbank und vier Deputirten) gegen 17 Stimmen wurden die Steuern bewilligt und hierauf der Landtag aufgelöſt. Die neuen Wahlen fielen faſt durchweg wieder auf die frühern Deputirten; von ihnen erklärten beim Zuſammentritt 16 in einer Eingabe an die Regierung ihre Wirkſamkeit für ſo lange ſuspendirt, bis die ungeſetzliche Zuſammenſetzung der Herrenbank beſeitigt ſein werde, und reiſten ab. Doch die Regierung ließ durch die zurückgebliebenen fünf Deputirten, die Biſchöfe Brand und Müller, den Kirchenrath Ammann, den Oberſchulrath Friedemann und den Gutsbeſitzer Schott (die ſogenannte Fünf-

Digitized by Google

männerkammer) den Landtag fortſetzen, das Budget bewilligen und die Ausgeſchiedenen für unfähig erklären, je wieder gewählt zu werden. Auch wurden die Letztern in Unterſuchung gezogen, zum Theil mit Gefängniß beſtraft; der Präſident Herber aber wurde wegen eines Artikels in der „Hanauer Zeitung", der ihn bereits vor der Wahl zum Deputirten in eine Criminalunterſuchung verwickelt, zu drei Jahren Feſtungsſtrafe verurtheilt, von der ihn der Tod erlöste. Die im J. 1833 an die Stelle der Ausgeſchloſſenen neugewählten Deputirten waren insgeſammt freiſinnige Männer; doch kam es zu keiner compacten Oppoſition, und ohne alle Weigerungen wurden die Steuern verwilligt. Eine mildere Praxis fand in N. erſt Eingang nach dem Tode des ſehr unpopulären dirigirenden Miniſters von Marſchall im Jan. 1834. Ihm folgte als Miniſter der Graf Walderdorff, ein Ehrenmann. Die herzogliche Regierung machte dem Lande mehrere Zugeſtändniſſe, und hinſichtlich der beanſpruchten Entſchädigung von jährlich 140,000 Fl. für die Domänenkaſſe einigte man ſich mit den Ständen im J. 1836 dahin, dieſe Summe zu 2,400,000 Fl. capitaliſirt als dreiprocentige Domänenſchulden auf das Land zu übernehmen, während zugleich die Domänen für unveräußerlich erklärt wurden. Mit dem Jan. 1836 trat N. dem Deutſchen Zollverein bei und 1838 wurde die Taunuseiſenbahn conceſſionirt und 1840 eröffnet; auch am 27. Juni 1839 ein Vertrag wegen Abtretung der agnatiſchen Anſprüche auf Luxemburg mit dem Könige der Niederlande abgeſchloſſen, zufolge deſſen N. 750,000 Fl. ausgezahlt erhielt. Der Herzog Wilhelm ſtarb in Folge eines Schlaganfalls am 20. Aug. 1839 im Bade zu Kiſſingen und ihm folgte ſein Sohn *Adolf*, geb. am 24. Juli 1817, der ſich 1844 mit der Großfürſtin Eliſabeth, der Tochter des Großfürſten Michael von Rußland, vermählte, die 1845 in Folge zu frühzeitiger Niederkunft ſtarb. Der Verſuch der heſſen-darmſt. Regierung am 1. März 1841, durch einen Steindamm die Rheinſchiffahrt vom naſſauiſchen Ufer wegzuleiten, mißglückte. (S. *Biberich*). Der dirigirende Miniſter Graf Walderdorff nahm im Juli 1842 ſeine Entlaſſung und an ſeine Stelle trat nach längerm Interimiſticum der Geh. Rath von Dungern. Der im J. 1845 verſammelte Landtag ſtrich zwar von den als Landesbedürfniß geforderten 2,431,666 Fl. die Summe von 40,647 Fl.; doch herrſchte zwiſchen Regierung und Ständen große Einigkeit. Anders geſtalteten ſich die Dinge im J. 1848. In den erſten Tagen des März begannen die eben verſammelten Stände manche neuere Forderungen aufzuſtellen und unruhige Scenen in Biberich und Wiesbaden bewogen den abweſenden aber ſchleunig herbeigerufenen Herzog in jene Forderungen, welche mannichfache Mißbräuche des Landes abſtellen ſollten, zu willigen. Der Geh. Rath Dungern trat von der oberſten Verwaltung ab und populärere Männer erſetzten ſeine Stelle und bewogen den Herzog ſich ſelbſt eine Civilliſte gefallen zu laſſen, die Domänen aber zum größten Theil dem Lande zu überlaſſen.

Die jüngere Linie des Hauſes N., die *Ottoniſche*, welche den Grafen Otto, geſt. 1292, zum Stifter hat und das Königreich der *Niederlande* (ſ. d.) beſitzt, wurde erſt ſeit Graf Wilhelm's des Aeltern Zeit, der 1559 ſtarb, geſchichtlich merkwürdig. Sein Sohn, *Wilhelm* I. (ſ. d.), *Graf von N.*, erbte 1544 von ſeinem Vetter Renatus das Fürſtenthum Oranien und nannte ſich nun Prinz von Oranien. Er wurde 1574 von den inſurgirten Niederländern zum Generalcapitän und zum Statthalter, Namens Philipp's II. von Spanien, erwählt, und ſtarb 1584 durch Meuchelmord. Sein erſtgeborner Sohn, *Phil. Wilhelm*, Prinz von Oranien, geb. 1554, ſtarb 1618. In der Statthalterſchaft der Niederlande folgten dem Vater nacheinander ſeine beiden jüngern Söhne, *Moritz*, geb. 1567, geſt. 1625, und *Heinr. Friedrich*, geb. 1584, geſt. 1647, der auch, da ſeine beiden ältern Brüder ohne Erben verſtarben, das Fürſtenthum Oranien erbte. Obſchon auf Moritz wie auf Heinrich Friedrich des Vaters Tapferkeit forterbte, ſo hatte doch namentlich der Erſtere zu wenig politiſche Mäßigung, um ruhig das Staatsſchiff der Republik zu leiten. Des letztern Sohn, *Wilhelm* II., geb. 1626, geſt. 1650, und des Letztern Nachfolger in der Statthalterſchaft der vereinigten Niederlande erlebte zwar 1648 die Anerkennung des Freiſtaats; allein ſeine Verheirathung mit Maria, der Tochter Karl's I. von England, und die von ſeinem Hauſe begünſtigten Reac-

Digitized by Google

tionen der königlichen Partei in England erregten den Groll Cromwell's gegen die Niederländer und die ſchrecklichen Seekriege beider Nationen. Sein kriegeriſcher Sohn, Wilhelm III. (ſ. d.), geboren wenige Tage nach des Vaters Tode, wurde 1674 Erbſtatthalter von Holland und 1689 König von England. Er ſtarb 1702 ohne männliche Erben. Aus Dankbarkeit für den Beiſtand, den das Haus Brandenburg ihm bei der Beſitznahme des Thrones von England geleiſtet hatte, vermachte er dieſem Hauſe die Fürſtenthümer Oranien und Mörs nebſt mehreren Herrſchaften in Weſtfalen; alles Uebrige erbte ſein nächſter Agnat, Joh. Wilh. Friſo, Fürſt von N.-Dietz und Erbſtatthalter von Friesland, geb. 1687, geſt. 1711. Dieſer ſtammte ab von dem Bruder Wilhelm's I., des Stifters der Freiheit der Niederlande, vom Grafen Johann von Dillenburg, der im Revolutionskriege als Statthalter in Geldern und Zütphen 1606 ſtarb. Von Johann's von Dillenburg Söhnen ſtiftete Johann der Mittlere die Linie N.-Siegen (erloſchen 1743), Georg N.-Dillenburg (erloſchen 1739), Ludw. Johann N.-Hadamar (erloſchen 1811) und Ernſt Kaſimir N.-Dietz. Nacheinander waren Wilh. Ludwig, geſt. 1620, Ernſt Kaſimir, erſchoſſen 1632, deſſen Sohn und Enkel Wilh. Friedrich, geſt. 1664, und Heinr. Kaſimir, geſt. 1696, Statthalter von Friesland und Gröningen. Des Letzteren Sohn war der obengenannte Joh. Wilh. Friſo, Statthalter in Friesland, der ſich ſeit Wilhelm's III., Erbſtatthalters von Holland, Tode Prinz von Oranien nannte und 1711 ertrank. Was ihm nicht gelungen, gelang ſeinem Sohne Wilhelm IV., der durch den Einfluß der Oraniſchen Partei in der Republik neben der Statthalterſchaft in Friesland allmälig auch die Statthalterſchaften Geldern, Zütphen, Gröningen, Omeland und Drente erhielt, 1748 Erbſtatthalter wurde und 1751 ſtarb. Ihm folgte ſein Sohn Wilhelm V., geb. 1748, anfangs unter der Vormundſchaft des Herzogs Ludwig von Braunſchweig. Seine Regierung war keine glückliche. Er mußte, von den Patrioten gedrängt, faſt allen Vorrechten entſagen, vermochte nur durch preuß. Waffen ſich zu behaupten; war bei dem Vordringen der Franzoſen im J. 1795 genöthigt, nach England zu fliehen, 1802 ſeinen Würden und Beſitzungen in den Niederlanden zu entſagen, wofür er in Deutſchland mit dem Fürſtenthum Fulda entſchädigt wurde, und ſtarb am 8. April 1806. Sein Sohn, König Wilhelm I. (ſ. d.), verlor 1807 ſowohl Fulda wie die Souveränetät ſeiner Erblande in Deutſchland, kehrte aber als Souverän nach den Niederlanden zurück, wurde 1815 König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, und ſtarb 1843, nachdem er 1840 abdicirt hatte. (S. Niederlande.) Ihm folgte ſein Sohn Wilhelm II. (ſ. d.) geſt. 1849 und dieſem ſein Sohn Wilhelm III. Vergl. Arnoldi, „Geſchichte der oraniſch-naſſauiſchen Länder und ihrer Regenten“ (3 Bde., Hadamar 1799 1816) und Münch, „Geſchichte des Hauſes N.-Oranien“ (3 Bde., Aach. und Lpz. 1831–33).

Naſſau, ein am rechten Ufer des Lahnſtromes im Herzogthum Naſſau gelegenes Städtchen, mit etwa 1200 Einw., iſt geſchichtlich berühmt durch die ihm gegenüber, an dem linken Lahnufer, auf einem hohen Felſen gelegene alte Burg Naſſau, angeblich im J. 1181 erbaut, das Stammſchloß des Hauſes Naſſau. Der Ort entſtand durch eine daſelbſt befindliche Reichsdomäne Naſowa, welche der deutſche König Konrad 915 mit allem Zubehör auf beiden Seiten der Lahn dem Stifte St.-Walpurgis zu Weilburg ſchenkte. Die Gegend um N. gewährt einen maleriſchen Anblick, und wird von den Kurgäſten zu Ems häufig beſucht, beſonders die Burg Naſſau wegen ihrer weithin reichenden Ausſicht, ſowie die am weſtlichen Fuße des naſſauer Burgfelſens ſich erhebende Ruine der Burg Stein. Nach der erſten Haupttheilung vom J. 1255, durch welche die Entſtehung der beiden naſſauiſchen Hauptſtämme veranlaßt wurde, blieb die Burg N. mit ihrem Zubehör in ungetheilter Gemeinſchaft, und dieſe Gemeinſchaft wurde 1814 feierlich wieder erneuert. Bemerkenswerth ſind noch im Orte ein Thurm, welchen der Staatsminiſter Freiherr von Stein zum Andenken an die Befreiung Deutſchlands in alterthümlicher Form aufführen ließ, und die 1830 vollendete Kettenbrücke über die Lahn.

Naſſau-Siegen, Karl Heinrich Nikolaus Otto, Fürſt von. Ein anziehendes

Digitized by Google

und zugleich ſehr treffendes Bild dieſes ritterlichen Sonderlings liefert Ségur in ſeinen „Mémoires ou souvenirs et anecdotes“ (Paris 1827, 1. Bd. 3. Aufl. S. 92 fg.) Große und glückliche Waffenthaten gaben dieſem Manne Anſprüche auf den Namen eines Helden, aber eitel und großſprecheriſch, ließ er am Ende nichts als den Namen eines Abentheurers zurück. N. war geboren 1745 und ſtammte aus der katholiſchen Linie des Hauſes Naſſau-Siegen. Seine Mutter verheimlichte die Geburt des Kindes dem Vater, wollte daſſelbe dennoch nach des Letztern Tode als Fürſtenſohn anerkannt wiſſen, drang aber damals mit ihren Beweiſen in Wien nicht durch, und der junge Prinz konnte erſt auf Betrieb des Vormunds vom Parlament zu Paris für legitim erklärt werden. So war N. 15 Jahre alt, aber ohne Vermögen, denn über ſeines Hauſes Güter hatte der kaiſerliche Hof längſt verfügt. Er ging deshalb als Freiwilliger in franzöſiſche Dienſte, ſtieg 1766 bis zum Dragonercapitän, machte dann mit Bougainville ſeine an Abentheuern ſo reiche Reiſe um die Welt, und trat nach ſeiner Rückkehr als Infanterieobriſt wieder in franzöſiſche Dienſte. Sein Verſuch, die Inſel Jerſey 1779 zu nehmen, mißlang. Etwas ſpäter nahm er an der Belagerung von Gibraltar Theil, leiſtete hier den Spaniern wichtige Dienſte, indem er eine der vom Ritter d'Arcon erfundenen ſchwimmenden Batterien befehligte, und erhielt als Belohnung eine bedeutende Geldſumme, das Patent eines Generalmajors der ſpaniſchen Armee und Rechte und Titel eines Granden erſter Claſſe. Der Ruhm des großen Kriegers breitete ſich bald über Europa aus. Zuletzt trat N. in Dienſte der Kaiſerin Katharina II., übernahm das Commando über ein Geſchwader, welches gegen die Türken kreuzen ſollte, griff mit einem an Tollkühnheit grenzenden Muth die ihm bei weitem überlegene türkiſche Flotte auf dem ſchwarzen Meere an, verbrannte zuerſt mit Hülfe der von ihm erfundenen, den Congreviſchen Raqueten ähnlichen Zündmaſchinen mehrere Schiffe, und vernichtete in wiederholten Angriffen die ganze feindliche Flotte. 1790 ſchlug er die ſchwediſche Flotte an der Küſte von Finnland, allein in dem Augenblicke, wo er ſich als Sieger und den König Guſtav III. ſelbſt in ſeiner Gewalt zu ſehen glaubte, wurden ſeine Linien durchbrochen und 44 Galeeren fielen in die Hände der Feinde. Dieſer Unfall, vielleicht auch Katharina's Abſichten gegen Polen, und daß er nicht gegen Frankreich kämpfen wollte, bewog N. vom Kriegsſchauplatze abzutreten, Frankreich bot ihm wieder Dienſte an, allein er lehnte ſie ebenfalls ab, machte verſchiedene Reiſen durch Europa, kam mit dem Friedensſchluſſe von Amiens nach Frankreich zurück, um hier den außerordentlichen Mann kennen zu lernen, der das Schickſal von Europa in ſeinen Händen gehabt hatte, und ſtarb nach einigen Jahren faſt vergeſſen zu Paris. Die Meinungen über ſeine militäriſchen Talente ſind getheilt; gewiß iſt, daß an Unerſchrockenheit, Kühnheit und ſchneller Ausführung entworfener Pläne ihm wenige Feldherren gleichgekommen ſind. Sein Aeußeres ſtach von ſeinem ritterlichen Sinne indeß gewaltig ab, er ſah gemein aus und hatte gemeine Manieren.

Naſſe, Chriſtian Friedrich, geheimer Medicinalrath und ordentlicher Profeſſor der Therapie zu Bonn, geb. zu Bielefeld am 18. April 1778, erhielt in Hamburg und Berlin ſeine Schulbildung und ſtudirte zu Berlin und Halle die Arzneikunde, an welcher letztern Hochſchule beſonders Reil ſein Führer und Vorbild wurde, dem er in ſeinem ganzen ſpätern Leben folgte, und wo er 1800 den Doctorgrad erhielt. Bis 1814 übte er in ſeiner Vaterſtadt die ärztliche Praxis, gab ſie dann auf, um in Göttingen, Leipzig, Dresden und Weimar wiſſenſchaftliche Zwecke zu verfolgen, ward 1816 ordentlicher Profeſſor der Therapie und Director der mediciniſchen Klinik in Halle und 1819 in gleicher Eigenſchaft nach Bonn verſetzt. Sein Streben ging vom Anfang ſeiner Laufbahn dahin, die Medicin auf dem Wege der Erfahrungsforſchung an die Phyſiologie anzuknüpfen und ihr dadurch eine feſtere Grundlage zu verſchaffen. Er und ſeine halliſchen Schüler gingen in die zu jener Zeit durch franzöſiſche Phyſiologen an die Tagesordnung gekommenen Experimente an lebendigen Thieren mit vielem Eifer ein, und wenn auch nicht zu leugnen iſt, daß dieſe Verſuche im Allgemeinen weniger gründliche Aufklärungen manches phyſiologiſchen Räthſels lieferten, als man ſich verſprechen durfte, und die in Diſſertationen und Zeitſchriften

Digitized by Google

bekannt gemachten Arbeiten der N.'ſchen Schule vieles höchſt Unreife, halb und ungenau Beobachtete zu Tage lieferten, ſo hielten ſie doch dem kliniſchen Empirismus mehrſeitig die Waage, der ſich ſo lange nicht in der halliſchen Schule triumphirend breit machen konnte, als N. noch ein Mitglied derſelben war. Er ſuchte vor Allem die Diagnoſe am Krankenbette feſtzuſtellen und das Weſen, die letzte Urſache der Krankheiten möglichſt zu ergründen. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß ſein kliniſcher Unterricht keine Praktiker bilde und freilich Routiniers hat N. nie abgerichtet, und das verſteht man ſehr häufig unter dem Worte Praktiker. Schon früh wurde er zur Lehre vom thieriſchen Magnetismus und von den Geiſteskrankheiten geführt und war für Beides in ſeinen früher herausgegebenen Zeitſchriften „Archiv für den thieriſchen Magnetismus“ und „Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte“ ſehr thätig, wie er es für die Lehre von den Geiſteskrankheiten noch fortdauernd iſt. Aus allen ſeinen Schriften leuchtet ein ehrenwerthes Streben für die Wiſſenſchaft und eine gediegene allgemeine Bildung hervor, die namentlich die Künſte der Muſik und Poeſie umfaßt, und ſeinem perſönlichen Umgange einen großen Reiz gibt. Die Regierung hat ſein Beſtreben vielfach anerkannt, denn 1830 ertheilte ſie ihm den Charakter als Geheimer Medicinalrath, 1835 erhielt er den rothen Adlerorden vierter und 1839 den dritter Claſſe mit der Schleife. Seine zahlreichen Schriften ſind theils zerſtreut in obigen Zeitſchriften, in dem jetzt eingegangenen, von ihm und Horn lange Jahre hindurch herausgegebenen „Archiv für mediciniſche Erfahrung“, und in andern mediciniſchen Journalen, theils ſelbſtändig erſchienen; von den letztern erwähnen wir; „Ueber das Verhältniß des Gehirns und Rückenmarks zur Belebung des übrigen Körpers“ (Halle 1818); „Leichenöffnungen, zur Diagnoſtik und pathologiſchen Anatomie“ (Bonn 1821); „Von der Stellung der Aerzte im Staate“ (Lpz. 1823); „Handbuch der ſpeciellen Therapie“ (Lpz. 1830), das unvollendet iſt. — Mit ſeinem Sohne, Dr. Hermann N., geb. am 27. Juni 1807 und ſeit 1837 außerordentlicher Profeſſor der Phyſiologie, Pathologie und der theoretiſchen Veterinärkunde zu Marburg, der würdig in die Fußtapfen ſeines Vaters tritt, gab er die „Unterſuchungen zur Phyſiologie und Pathologie“ (Bd. 1—2, Heft 2., Bonn 1835—39) heraus.

Naßgallen heißen die hier und da im Acker vorkommenden naſſen Stellen, die von ſelbſt nie ganz austrocknen. Zu ihrer Beſeitigung werden entweder Sandgruben oder Abzugsgräben, ſogenannte Unterdrains, angelegt.

Nathan, ein hebr. Prophet zur Zeit David's, widerrieth dieſem den projectirten Tempelbau und tadelte deſſen ſittliche Schwächen, wie das Verhältniß zur Bathſeba, mit ebenſoviel Freimuth als Lehrweisheit. Er war Erzieher des Salomo, den er nachmals zum Könige ſalbte; auch ſoll er David's und Salomo's Hiſtoriograph geweſen ſein. Seine Weisheit veranlaßte Leſſing, eins ſeiner Dramen nach ihm zu benennen.

Nathanael, wahrſcheinlich ein und dieſelbe Perſon mit dem Apoſtel Bartholomäus (ſ. d.), ſtammte aus Kana in Galiläa und ſchloß ſich Jeſu an, als dieſer mit prophetiſchem Scharfblicke die Einfachheit und Lauterkeit ſeines Herzens erkannt hatte. Im Neuen Teſtamente wird er faſt durchgehends in Verbindung mit dem Philippus genannt.

Nathuſius, Gottlob, ein durch ſeine große und glückliche Induſtrie berühmter Mann, wurde zu Baruth 1760 geboren, fand bei einer ſehr dürftigen Erziehung dennoch Gelegenheit zu wiſſenſchaftlicher Bildung, ſodaß er, nachdem er in Berlin bei einem Kleinkrämer aus der Lehre trat, in eines der bedeutendern Handelshäuſer zu Magdeburg als Buchhalter treten konnte. Nach ſeines Principals Tode übernahm er ſelbſt das Geſchäft, hob es durch Fleiß, und beſonders durch glückliche Tabaksſpeculationen aus einer faſt kreditloſen Lage ſo empor, daß er ein unbedingtes Vertrauen genoß, und als nach König Friedrich's II. Tode das Tabaksmonopol in Preußen aufhörte, eine eigene Tabaksfabrik errichten konnte, die wegen Güte und Billigkeit der Waare bald einen jährlichen Abſatz von 700,000 Thlrn. erhielt. Nach dem Tode ſeines bisherigen Compagnons wurde er alleiniger Beſitzer des ganzen Geſchäfts, und ſollte, als der König von Preußen eine Commiſſion zur Bildung einer neuen Tabaksregie niederſetzte, als Geheimrath dabei eintreten, er

Digitized by Google

lehnte aber dieſen ehrenvollen Antrag ab, da die Schritte dieſer Commiſſion mit ſeinen Anſichten nicht übereinſtimmten. Unter der weſtfäliſchen Regierung wirkten mehrfache Umſtände nachtheilig auf ſein Geſchäft, er kaufte deshalb das Kloſter Althaldensleben und das Alvensleben'ſche Gut Hundisburg in der Nähe von Magdeburg. Hier, auf einem Bezirke von etwa einer halben QMeile fruchtbaren Landes, beſchloß er höhere Oekonomie mit möglichſter Fabrikation eigener Producte zu verbinden. Vor Allem verbeſſerte er die Feldwirthſchaft, legte auf den wüſten Stellen Fruchtbaumpflanzungen und Baumſchulen an, Gärten und Gewächshäuſer für fremde Sämereien, pflanzte beſonders amerikaniſche Hölzer an, veredelte den Viehſtand, namentlich die Schafherden, errichtete Brauereien und Brennereien, die ſowohl ordinäre als feine und ſeltene Producte beſter Qualität lieferten, Mühlen nach holländiſcher und amerikaniſcher Art, beſonders für Oel und Graupen, eine Obſtkelterei, eine Ziegelei, eine Steingut- und Porzellanfabrik, wozu er die Erde von Halle bezog u. a. m. Alle dieſe Zweige der Induſtrie leitete N. größtentheils durch eigene Kenntniſſe und ſah ſchon nach wenigen Jahren ſowohl die Bewohner ſeiner Dörfer, die bei ihm ſämmtlich Arbeit und reichlichen Lohn fanden, aus Bettlern zu arbeitſamen, gebildeten und zufriedenen Menſchen umgeſchaffen, und ihre Zahl von 200 auf 1300 herangewachſen, als auch ſeine großen auf dieſe Anlagen verwandten Capitalien überreichlich verzinſt. Er ſtarb allgemein geliebt und geachtet und weit und breit berühmt am 23. Juli 1835.

Nation iſt eine große, durch gemeinſchaftliche Abſtammung verbundene und in ſittlichen Verhältniſſen zuſammenlebende Menſchenmenge, welche durch eine eigenthümliche Körper- und Geiſtesbildung ſich auszeichnet. Schon der Urſprung des Wortes N. (von dem lateiniſchen „nasci“, d. i. geboren werden) deutet darauf hin, daß Nationen der Natur ſelbſt, nämlich der Gemeinſchaftlichkeit der Abſtammung der ſie bildenden Individuen ihre nächſte Entſtehung verdanken. Der Typus, welchen Gleichartigkeit der Geburt (mithin auch der Erziehung und des Vaterlandes) dem Menſchen aufdrückt, iſt zugleich der weſentlichſte Grund aller der Erſcheinungen, deren gleichzeitige Geſammtheit abſtract aufgefaßt den Begriff Nationalität bildet: die Form, in der eine N. ſich darſtellt. N. iſt daher zunächſt das erweiterte Bild einer Familie. Wie ſich bei dieſer die Gemeinſchaft der Geburt in der Bildung des Körpers und vorzüglich in der Conſtruction des Geſichts ausprägt — Familienähnlichkeit — und die Gleichmäßigkeit der Erziehung in der Harmonie der Neigungen, Temperamente und Charaktere der einzelnen Familienglieder ſich kundgibt (Familienfehler, Familientugenden), ſo ſpiegelt ſich auch das Charakteriſtiſche einer ganzen Nation in allen ſeinen Nüancen mehr oder weniger in jedem einzelnen Gliede derſelben wieder ab. Man bezeichnet daher die phyſiſche Geſammtähnlichkeit der Einzelnen unter einander mit dem Ausdrucke: Nationalphyſiognomie, und verſteht unter Nationalcharakter die Richtung, welche eine Nation in ihrer Geſammtheit in ſittlicher Hinſicht genommen hat. Inwiefern nun der Charakter eines einzelnen Menſchen moraliſcher Natur ſein kann, iſt dies auch bei einer ganzen N. der Fall. Es gibt daher Nationalfehler (franzöſiſcher Leichtſinn), wie Nationaltugenden (deutſche Biederkeit). Prägt ſich das Charakteriſtiſche einer N. zugleich in einem gleichartigen Streben des Einzelnen nach geiſtiger Cultur aus, ſo nennen wir dies Nationalgeiſt, und das in der Mehrheit des Einzelnen vorhandene Gefühl desſelben Nationalgefühl, ſowie das Bewußtſein der Nationaltugenden (deren Geſammtheit, ſofern ſie von andern Nationen anerkannt werden, die Nationalehre bildet) Nationalſtolz, der jedoch leicht in Geringſchätzung anderer Nationen ausartet. Hieraus ergibt ſich zugleich der wichtigſte Unterſchied zwiſchen Nation und Volk. Man verſteht nämlich zwar auch unter dieſem eine Maſſe, durch gemeinſchaftliche Abſtammung verbundener und in einem Lande lebender Menſchen, doch erhebt ſich ein Volk erſt dadurch zur N., daß die Einzelnen, aus deren Geſammtheit es beſteht, in ein ſittliches Verhältniß zu einander treten, das Daſein einer Nation ſetzt die Exiſtenz eines Volkes voraus, durch welches die Willkür des Einzelnen zu Gunſten Aller beſchränkt wird. Man kann daher N. ein Volk nennen, welches in einer gemeinſchaftlichen ſittlichen Ordnung ſeine Perſönlichkeit äußert, oder ein Volk, deſſen Eigenthümlichkeit in

Digitized by Google

ſittlicher Hinſicht gegenſtändlich geworden iſt. Obwohl daher jede Nation ein Volk iſt, ſo iſt doch keineswegs nothwendig, daß jedes Volk eine N. bilde, wie dies auch bei einigen wilden Völkern Amerikas noch jetzt nicht der Fall iſt. Völker alſo entſtehen durch vervielfachte Fortpflanzung einzelner Familien, aus Völkern bilden ſich Nationen durch Annahme eines dem Charakter des Volkes angemeſſenen und deſſen Geiſt und Bildung entſprechenden ſittlichen Verhältniſſes der Einzelnen. Wird dieſes bewußt in Geſetzen ausgeſprochen, zu deren Haltung im Intereſſe des Ganzen die Einzelnen angehalten werden, ſo iſt die Nation zugleich ein Staat. Wie ſich demnach aus einer N. urſprünglich nur ein Staat entwickelt, ſo entſpricht der Staat am beſten und leichteſten ſeinem Zwecke, der nur aus einer N. beſteht, weil ſolchen Falls alle Rechtsnormen dem Charakter und den gleichförmigen Bedürfniſſen Aller genau angepaßt ſein werden. Nur, wo die politiſchen Grenzen eines Staates zugleich die Marken eines ungetheilten Vaterlandes ſind, nur, wo eine freiſinnige, dem Genius des Volkes entſprechende und nach Außen unabhängige Regierung die gemeinſchaftlichen Intereſſen aller Unterthanen mit gleicher Liebe und Fürſorge umfaßt, nur da gedeiht wahrer, ächter Patriotismus und macht ein Volk unbeſiegbar. Dann ſpricht ſich auch der Nationalcharakter und die Nationalehre feſter und entſchiedener aus, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der einzelnen Theile der N. verwiſcht oder geſchwächt zu werden. Dehnt ſich ein Staat unter einem mächtigen Eroberer weit über ſeine natürlichen Grenzen aus (wie Frankreich unter Napoleon), ſo kann nur die überwiegende Kraft des Genies das erzwungene Band, was die verſchiedenen und ſich ſelbſt entgegengeſetzten Elemente mit einander verbindet, feſthalten. — Noch eine andere Verſchiedenheit zwiſchen N. und Volk hat der Sprachgebrauch gebildet. Man bezeichnet nämlich oft mit dem Worte Volk nur einen vorübergehenden Verein von Menſchen, die durch ihre Vielheit imponiren (Volksauflauf, Wogen des Volks auf den Straßen u. ſ. w.), während man bei dem Ausdrucke N. immer nur die ſtetige Geſammtheit aller zu ihr gehörigen Individuen im Sinne hat, dem man wiederum das Volk, als den niederen roheren Theil der Nation entgegenſetzt — ein Sprachgebrauch, der ſich rechtfertigen läßt, wenn man Volk von vulgus ableitet, womit die Römer allerdings nur die Hefe des Volks bezeichneten. Endlich braucht man das Wort Volk gewöhnlich im Verhältniß zur Regierung und verſteht darunter die ſämmtlichen Bürger eines Staates, ohne auf die nationale Verbindung derſelben unter ſich Rückſicht zu nehmen. Volk in dieſer Bedeutung kann alſo mehrere Nationen umfaſſen, oder auch aus einem ſehr kleinen Theile einer einzigen Nation beſtehen (ſächſiſches Volk). — Eine Folge gemeinſchaftlicher Nationalität, oder richtiger Volksthümlichkeit, iſt die Gemeinſchaftlichkeit der Sprache. Wie Verſchiedenheit der Sprachen zunächſt aus der Verſchiedenheit der Sprachorgane und ihrer Anwendung hervorgeht, und die Sprachen auf ebenſo verſchiedenen Bahnen, als der menſchliche Geiſt zu ſeiner Ausbildung einſchlägt, ihre Aus- und Fortbildung finden, ſo muß bei dem umgekehrten Verhältniß (bei Gleichförmigkeit der Sprachorgane und gemeinſchaftlicher Geiſtesbildung) Einheit der Sprache ſtattfinden. Sie iſt es, welche die Glieder einer N. am unmittelbarſten mit einander verbindet und ſie am auffallendſten von anderen Nationen unterſcheidet. In der Bildung der Worte und deren Verbindung zu Redensarten und Sprichwörtern ſpricht ſich der Geiſt einer N. am deutlichſten aus, denn eine Sprache bildet ſich ganz aus dem Volke ſelbſt heraus, entſpricht deſſen Bedürfniſſen und ſchreitet mit der Cultur in gleichem Grade fort. Daher läßt ſich aus der Bildung der Volksſprache mit Sicherheit auf den Grad der geiſtigen Ausbildung, den eine N. erreicht hat, und umgekehrt von dieſem auf jene ſchließen. Man nennt alſo in dieſer Beziehung nicht mit Unrecht die Sprache ein Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volkes. Von jeher waren daher Eroberer bemüht, unterjochte Völker durch allmählige Einführung, wie fremder Sitte, ſo auch fremder Sprache vor Allem ſich ſelbſt zu entfremden; denn ſo lange ein Volk noch ſeine Sprache ſpricht und ſeine eigene Sitte hat, lebt das Nationalgefühl in ihm fort, und ſo lange dieſes nur unterdrückt, nicht völlig ausgerottet iſt, iſt ein Volk noch nicht die Beute fremder Willkür geworden. Man drückt dieß in dem Satze aus: Völker können durch Gewalt der Waffen vernichtet (von der Erde vertilgt), aber

Digitized by Google

nicht unterjocht werden. — Eine andere unmittelbare Folge des Begriffs der N. iſt das Zuſammenleben derſelben in einem durch natürliche Grenzen beſtimmten Landesſtriche. Sehr richtig verglich ſchon Cyrus den Menſchen mit einer Pflanze, welche die Natur des Bodens annehme, auf welchen ſie verſetzt werde. Bei dem mächtigen Einfluß nämlich, den Clima und Beſchaffenheit des Bodens auf die phyſiſche und pſychiſche Natur des Menſchen ausüben (wie namentlich Montesquieu nachgewieſen), iſt es nicht anders möglich, als daß der Charakter einer N. verwiſcht werden, ausarten und ſich ganz umgeſtalten muß, ſobald ſie die ihr von der Natur ſelbſt durch Meere, Gebirge, Steppen vorgeſchriebenen Grenzen überſchreitet. Hierdurch wird zunächſt die Verbindung des auswandernden Theiles der N. mit dem zurückbleibenden mehr oder weniger geſtört, unterbrochen: unter verſchiedenen Himmelsſtrichen bildet Körper und Geiſt ſich anders aus; andere Bedürfniſſe erzeugen eine andere Gewohnheit des Lebens, und wenige Generationen reichen hin, um aus neuen Colonien neue Völker, Nationen und Staaten zu bilden. So wurden die franzöſiſchen Refugiés ſchon nach der dritten Generation wirklich Deutſche, und Deutſche können Ruſſen werden, wie ſehr auch der Charakter beider Nationen ſich widerſpricht; denn ſtets vertauſcht der Auswandernde mit dem Vaterlande zugleich ſeine Nation, was die Geſchichte dieſes und des vorigen Jahrhunderts durch den Abfall überſeeiſcher Colonien von ihren Mutterländern hinlänglich bewieſen hat. Nicht zu überſehen iſt endlich der Einfluß, welchen Regierungsform, Religion und Verkehr mit andern Völkern auf die Bildung des Nationalcharakters ausüben. Am freieſten und edelſten wird ſich derſelbe unter der Regierungsform ausbilden, die ſich aus dem Volke ſelbſt herausbildete, alſo deſſen Bedürfniſſen und Eigenthümlichkeiten am beſten entſpricht, während der Einfluß aufgedrungener Regierungsformen nach der Verſchiedenheit und Feſtigkeit des urſprünglichen Nationalcharakters mehr oder weniger ſchnell und ſtark ſich äußern wird. Ebenſo richtet ſich der Einfluß, welchen die Religion auf den Nationalcharakter hat, ganz nach deſſen Bildſamkeit. Darum wurde der vorurtheilsfreie aufgeklärte Norden die Wiege des Proteſtantismus und der Reformationskriege, während der ſchwärmeriſche excentriſche Süden Wallfahrten und Kreuzzüge ſchuf. Sehr entſchieden iſt endlich der Einfluß, welchen die Bekanntſchaft und der Verkehr mit andern Völkern auf den Nationalcharakter hat. Allerdings iſt er von der geiſtigen Selbſtändigkeit der Völker abhängig, wie z. B. die Engländer ungeachtet ihres großartigen Weltverkehrs ihren Nationalcharakter bewahrt haben. Wenn aber ein Volk, wie die Juden, ſeine Nationaleigenthümlichkeit erhalten hat, obſchon ſie unter alle Nationen zerſtreut ſind, ſo iſt hiervon wohl die bedeutendſte Urſache die, daß die chriſtlichen Völker durch die Judenverfolgungen, dieſes Volk zu einem feindlichen Gegenſatze gegen ſich gezwungen und, indem ſie ihnen alle Rechte eingeborner Unterthanen abſprachen, nöthigten, um irgend einen ſittlichen Halt zu haben, an einer verkommenen Nationalität mit Beharrlichkeit feſtzuhalten. Am reinſten, aber auch höchſt einſeitig und verkehrt hat ſich der Nationalcharakter der Chineſen erhalten, die durch das mit hartnäckiger Conſequenz von ihren Beherrſchern durchgeführte Syſtem vollſtändiger Abſperrung von allen cultivirten Völkern der Erde ſich frei von jedem Einfluß fremder Cultur und Intelligenz erhalten haben. — Zur Belebung und Kräftigung des Nationalgefühls und Charakters dienen nächſt einer dem Genius der Nation adäquaten allgemeinen volksthümlichen Jugenderziehung hauptſächlich auch Nationalfeſte, wie ſie Frankreich, England, Spanien und die Schweiz in ihren Freiheitsfeſten, Wettrennen und Stiergefechten beſitzen. — *Nationen* nannte man auch auf Hochſchulen einzelne vom Staate anerkannte und auf deren Verwaltung ſich beziehende Körperſchaften, die nach dem Vaterlande der Mehrzahl ihrer Mitglieder ihre einzelnen Namen entlehnten. Sie ſind jetzt von den mehrſten Univerſitäten verſchwunden, gehörten aber in früheren Jahrhunderten weſentlich zur Verfaſſung derſelben. Obwohl ſich die Zeit ihrer Entſtehung nicht mit hiſtoriſcher Beſtimmtheit nachweiſen läßt, ſo iſt doch ſo viel außer Zweifel, daß die in der Univerſität zu Paris beſtandenen Nationen am früheſten von den Annaliſten des Mittelalters erwähnt werden. Schon zu Anfange des 13. Jahrhunderts theilte ſich die Pariſer Univerſität in 4 Nationen. Von Paris aus ging die Eintheilung der Nationen

Digitized by Google

mit wenig Ausnahmen auf die älteren deutſchen und italieniſchen Univerſitäten über. (S. übrigens Univerſitäten.)

National bezeichnet das, was einem Volke eigenthümlich iſt, beſonders in Bezug auf Sitten und Gebräuche. — Beim Militär heißt National zuweilen das Abzeichen, welches die Truppen zur Unterſcheidung von jeder andern Armee tragen und das hinſichtlich der Farben mit denen der Landeswappen übereinſtimmt. (S. Nationalfarben.) Auch verſteht man unter National die über eine Militärperſon zu merkenden Angaben des Vaterlandes, Alters, der Religion und ſonſtigen Verhältniſſe.

Nationalbewaffnung, ſ. Volksbewaffnung.

Nationalbildung bezeichnet die durch den Charakter einer Nation bedingte Richtung, welche das geiſtige Streben derſelben genommen und den Grad, welchen es im Vergleich mit anderen Nationen erreicht hat. Wie es jedes Einzelnen Pflicht iſt, durch Ueberwindung der unmittelbaren Natürlichkeit die Individualität ſeines geiſtigen Strebens (ſeine geiſtige Perſönlichkeit) zur Univerſalität zu erheben, ſo beſteht auch das Ziel der Geſammtbildung aller Nationen in dem ununterbrochenen Emporſteigen zur allgemeinen Menſchenbildung. Iſt dieſe vorhanden, ſo muß ſie nothwendig auch die vollkommenſte, beſte ſein, denn nur in dem Streben nach Vollendung können alle Menſchen (folglich auch die Nationen) völlig übereinſtimmen. Nur darf dieſe Univerſalität in keine ſchwächliche Allerweltsliebe ausarten, die ſich ohne Haltung und Kraft jedem Fremden anſchmiegt und anhängt, wodurch der Nationalcharakter und die Nationalreinheit zerfallen und verſchwinden müſſen, was man ſo oft den Deutſchen Schuld gegeben hat. Die Bahnen bleiben ſtets verſchieden, auf denen ſich die Nationen zur Weltbildung erheben; ſo verſchieden, als der Charakter der Nationen es iſt, denn nur aus ſich heraus bilden ſich die Nationen. Der Grund davon iſt, daß, wie in jedem einzelnen Menſchen der Keim ſeiner möglichſten Vervollkommnung liegt, ſo auch jede Nation, als Verbindung gleichartiger Vernunftweſen gedacht, alle Mittel zu ihrer Ausbildung beſitzen muß. Nur die zweckmäßige Benutzung dieſer Mittel, nur die folgerechte Verarbeitung gegebener Elemente iſt die Aufgabe derer, welche an der Spitze einer Nation ſtehen. Langſamer, aber auch deſto ſicherer wird eine Nation in ihrer Bildung fortſchreiten, wenn ſie es ohne Vereinigung über die Mittel dazu thut, wenn ſie ſich deſſen in ihrer Geſammtheit unbewußt, alſo jeder Einzelne ſein eigner Führer iſt; denn „der Menſch in ſeinem dunkeln Drange iſt ſich des rechten Ziels bewußt“ (Goethe). Raſcher und lebendiger reift eine Nation ihrer Beſtimmung entgegen, wenn große Männer mit nationalem Sinn in ihr auftreten, die vorgefundenen Elemente mit der Kraft des Genies umfaſſen und unverrückten Blicks dem Ziele der Vollendung ihre Zeitgenoſſen in Maſſe entgegenführen. Dann tritt der Nationalcharakter kräftiger hervor, und auf der vorgezeichneten Bahn ſchreitet dann durch ſich ſelbſt die Nationalbildung Jahrhunderte glücklich fort, denn lange dauert noch der Schwung im Nationalleben fort, wenn die Beweger desſelben längſt nicht mehr ſind. Erziehung und Bildung dürfen aber den Nationalcharakter nie dahin führen wollen, daß er dem freien Verkehr der Völker Eintrag thun und einen ſteten Haß zwiſchen ihnen nähre. Eine Nation, die ſich auf ſolche Weiſe abſchließt und von der Gemeinſchaft in der Menſchheit abſondert, würde geiſtig zurückbleiben und ſich einer freien humanen Entwicklung verſchließen. Ein warnendes Beiſpiel ſtellt die ältere Zeit in der hebräiſchen, die neuere in der chineſiſchen Nation auf.

Nationalconvent hieß in Frankreich diejenige Verſammlung der Volksdeputirten, welche am 22. September 1792 an die Stelle der zweiten Nationalverſammlung trat, welche das Königthum abſchaffte und im Uebermuthe der gewonnenen Zügelloſigkeit zu den gräulichſten Juſtizmorden ſich hinreißen ließ. Sie löſte ſich am 26. Oct. 1795 wieder auf, worauf das Directorium ſich bildete. (S. Frankreich.)

Nationalfarben. Wie ſich nicht ſelten einzelne Vereine im Staate durch beſondere Abzeichen und Farben markiren, ſo haben auch die mehrſten civiliſirten Nationen ihre eigenthümlichen Farben, durch welche ſie ſich von einander unterſcheiden. In der Re-

Digitized by Google

gel ſind dieſe Farben auch die Kronfarben. Sie werden gewöhnlich von den Wappenfarben entlehnt, auch wohl durch das Herkommen beſtimmt, öfters aber durch beſondere Befehle des Regenten angeordnet. Die N. werden vorzüglich bei Cocarden, Schärpen, Portepées der Officiere, Ordensbändern, öffentlichen Schlagbäumen, Schiffsflaggen u. ſ. w. in Anwendung gebracht. Die N. der verſchiedenen europäiſchen Staaten ſind folgende: Frankreich unter den Bourbonen weiß, zur Zeit der Republik, unter dem napoleoniſchen Kaiſerthrone und ſeit der Julirevolution blau, roth und weiß; England ſchwarz; Spanien, Portugal und beide Sicilien roth; Dänemark ſchwarz (Kronfarbe aber roth und weiß); Schweden gelb (Civilcocarde blau und gelb); Norwegen ſchwarz und gelb; Rußland ſchwarz, orange und weiß; Polen weiß; Sardinien dunkelblau; Modena dunkelblau und weiß; Maſſa und Carrara roth und dunkelblau; Toscana roth und weiß; päpſtliche Staaten gelb und weiß; Föderativcocarde der Schweiz roth mit einem weißen Kreuze in der Mitte (doch hat jeder Canton wieder ſeine beſondere Farbe); Griechenland weiß und blau; Oeſterreich ſchwarz (Kronfarbe ſchwarz und gelb); Preußen ſchwarz und weiß; Baiern hellblau und weiß; Würtemberg ſchwarz und roth; Sachſen grün und weiß (vor 1815 weiß, Kronfarbe weiß und roth, vor 1697 gelb und ſchwarz); Hannover ſchwarz, gelb und weiß; Baden roth, gelb und weiß; Heſſen-Kaſſel roth und weiß; Heſſen-Darmſtadt weiß und roth; Mecklenburg roth, blau und gelb; Oldenburg dunkelblau mit einem rothen Kreuz in der Cocarde; Sachſen-Weimar grün, ſchwarz und orange (ſonſt, wie auch die Herzogthümer Sachſen, ſchwarz und gelb); die Herzogthümer Sachſen-Altenburg, Coburg, Gotha und Meiningen ſeit 1822 grün und weiß (früher ſchwarz und gelb, was noch hier und da Landesfarbe iſt); Braunſchweig dunkelblau, gelb und weiß; Naſſau dunkelblau und orange; Herzog von Anhalt weiß und grün (ſonſt ganz grün); Fürſten von Reuß gelb und ſchwarz; Fürſten von Schwarzburg hellblau und weiß; Hanſeſtädte weiß mit einem rothen Kreuze. Ferner ſind die Farben der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſchwarz; Haiti (Domingo) roth und dunkelblau in zwei gleiche Hälften ſenkrecht getheilt; Mexico grün, weiß und roth; Columbia roth, blau und gelb; Peru weiß und roth; Chili dunkelblau mit einem fünfſpitzigen Stern in der Mitte; Buenos-Ayres weiß und blau; Braſilien grün und gelb.

Nationalfeſte heißen ſolche Feſte, an welchen eine Nation in ihrer Geſammtheit und aus freiem Antriebe Theil nimmt. Sie können daher nur zur Feier allen gleich nahe ſtehenden Intereſſen ſtattfinden. Das wichtigſte Band, was Nationen umſchließt, zuſammenhält, war von jeher die Religion. Das Intereſſe an derſelben iſt ſo allgemein und von ſolchem Einfluß auf den Menſchen, daß die Aufhebung der Religion oder die Einführung eines fremden Cultus von jeher die Auflöſung oder Umgeſtaltung der Nationen zur nächſten Folge hatte, was die Einführung der chriſtlichen Religion in allen Theilen der Erde zur Genüge bewieſen hat. Hierin liegt der Grund, warum die erſten und wichtigſten Feſte, die ſich in Nationen bildeten, Religionsfeſte waren. Noch jetzt erfreuen ſich dieſe durchgängig der allgemeinſten Theilnahme, und noch immer haben die mehrſten Nationalfeſte eine religiöſe Tendenz zu ihrer hiſtoriſchen Grundlage. — Andere Entſtehungsurſachen bieten große geſchichtliche Ereigniſſe, denen eine Nation ihre politiſche Macht, ihren Wohlſtand, oder wichtige Fortſchritte ihrer geiſtigen Bildung zu verdanken hat, wie glückliche Kriege, wichtige Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften, ſowie im Bereiche des induſtriellen Lebens, nicht minder einzelne erfolgreiche Thaten großer Männer, auch wohl die dankbare Erinnerung an die Wohlthaten guter Fürſten. Doch ſind alle Feſte dieſer zweiten Gattung periodiſcher Natur, und wie ſie äußeren Erſcheinungen ihre Entſtehung verdanken, ſo verſchwinden ſie in der Regel auch mit den Folgen derſelben. Stabiler und ungleich wichtiger ſind daher diejenigen N., welche durch das Nationalleben ſelbſt, z. B. durch den geſelligen, heitern Sinn einer Nation hervorgerufen werden, wie die olympiſchen Feſte der Griechen, die Saturnalien der Römer und die Turnierfeſte des Mittelalters. Nationalfeſte dieſer Art tragen das treue Gepräge des Nationallebens an ſich und haben, ſo lange ſie nicht ausarten, ſondern den Bedürfniſſen der Zeit entſprechen, den wohlthätigſten Einfluß auf Conſolidirung des Nationalcharakters und tra=

Digitized by Google

gen zur Beförderung der Nationalbildung (ſ. d.) weſentlich bei. Darum ließen es ſich zu allen Zeiten die Erzieher roher Völker angelegen ſein, Cultur und Sitte durch Nationalfeſte zu befördern. So wußte Moſes die verſchiedenen Volksſtämme der Iſraeliten durch die großen Verſöhnungsfeſte in eine Nation zu verſchmelzen, zuſammenzuhalten und den Nationalſinn ſeines Volkes zu beleben. So entwilderte der große Mungo Park die Peruaner durch die Sonnenfeſte, und was kein Solon und Lykurg zu bewirken vermochte, — die Vereinigung ſo vieler Völkerſtämme zu einer einzigen Nation — das thaten jene olympiſchen Spiele der Griechen, eben weil ſie durch das Bedürfniß der verſchiedenen einzelnen Griechenvölker hervorgerufen waren und durch zweckmäßige Anordnung die allgemeinſte Theilnahme erregten. Eben deshalb aber vermochten ſie Gemeinſinn und Nationalbildung der Griechen in ſo hohem Grade zu befördern, daß kein Volk der Erde an Vaterlandsliebe, Heldentugend, Kunſt und Wiſſenſchaft ſie übertroffen hat. — Die olympiſchen Spiele der Griechen geben uns zugleich am beſten an die Hand, wie N. beſchaffen ſein müſſen. Sie dürfen nämlich nicht blos materielle Genüſſe, äußern Sinnenreiz zum alleinigen Zweck haben, ſondern müſſen zugleich durch Schauſtellung und öffentliche Anerkennung des Schönen und Guten das geiſtige Intereſſe anregen. Unſere Zeit kennt außer den religiöſen Feſten eigentliche N. nicht. Die Urſache, weshalb die hin und wieder gemachten Verſuche, N. einzuführen, geſcheitert ſind, liegt hauptſächlich in dem Charakter des Zeitgeiſtes. Wir leben in dem Zeitalter der Speculation. Nur die Verfolgung materieller Vortheile, zu deren Erreichung die Kräfte Einzelner nicht hinreichen, vermögen noch in unſern Tagen den Gemeingeiſt zu erregen. Darum fehlt es uns nicht an Nationalunternehmungen: Kanäle, Dampfſchifffahrten und Eiſenbahnen ſind das Loſungswort des zweiten Viertheils des neunzehnten Jahrhunderts. Auch dürften heutzutage große Zuſammenſtrömungen des Volkes ſchon wegen der ſo leicht damit verbundenen Exceſſe gegen die öffentliche Sicherheit von den Regierungen nicht leicht, oder doch nur unter ängſtlicher Beaufſichtigung geſtattet werden. Nie aber wird Volksfreude unter polizeilichem Schutze gedeihen. Der großartigſte, aber mißlungene Verſuch, N. einzuführen, gehört der franzöſiſchen Revolution an. Der Nationalconvent decretirte nämlich 1793 auf Robespierre's (ſ. d.) Antrag 32 Nationalfeſte (ſ. Feſte und Feiertage), unter welchen die Feſte der Freiheit und Gleichheit, der Märtyrer der Freiheit, der Republik, der Freiheit der Welt und der Vaterlandsliebe dem damaligen Nationalgeiſte der Franzoſen entſprachen. — Nationalfeſte unterſcheiden ſich übrigens von Volksfeſten, ähnlich wie Nation von Volk. Volksfeſte in gewöhnlicher Bedeutung gehören den niedern Claſſen des Volkes an, und beſchränken ſich nur auf kleinere oder größere Diſtricte, Provinzen, oft nur auf einzelne Städte und Gemeinden. Volksfeſte dieſer Art finden wir faſt überall verbreitet, am häufigſten im Süden, wodurch ſich der wohlthätige Einfluß des milderen Climas auf das menſchliche Gemüth kund gibt.

Nationalgarden, ſ. Volksbewaffnung.

Nationalgüter ſind ſolche Güter, die eine Nation in ihrer Geſammtheit, als moraliſche Perſon gedacht, erworben hat und beſitzt. Da ſich demnach N. im Geſammteigenthume aller einzelnen, die Nation bildenden, Individuen befinden, ſo muß jedem derſelben die freie Benutzung an ihnen zuſtehen, wie dieß auch bei einigen N.'n, wie z. B. bei öffentlichen Flüſſen, Landſtraßen, Meeresufern u. ſ. w. wirklich der Fall iſt. Sind aber N. ſo beſchaffen, daß ſie dem Privatgebrauche der Einzelnen entzogen werden müſſen, weil ſie durch dieſen untergehen müßten, oder doch die gehörigen Früchte nicht tragen könnten, oder endlich, weil nicht alle Einzelnen ihre Rechte an denſelben geltend machen können, ſo müſſen ſie dennoch zum Beſten der Nation verwendet werden. Dieß geſchieht, wenn die Einkünfte derſelben zur Verminderung der von den Einzelnen zu tragenden Laſten benutzt werden. Dießfalls nennt man ſie, da ſolche Benutzung nothwendig die Exiſtenz eines Staates vorausſetzt, Staatsgüter, Staatsdomänen. Sie können ihrer Natur nach, wie überhaupt die Rechte der Staatsbürger, nie, oder doch nur durch deren freiwillige Abtretung ein Eigenthum des Regenten werden, und unterſcheiden ſich hierdurch von den Cha=

Digitized by Google

toullengütern, dem Privateigenthume des Fürſten, über welche dieſer, da er ſie in der Eigenſchaft eines Privatmannes beſitzt, ganz frei und in dem Maße wie jeder Bürger über ſein Vermögen disponiren kann, während man endlich unter Krongütern ſolche Güter verſteht, die der jedesmalige Regent ſeinem Thronfolger unverletzt hinterlaſſen muß, obwohl ihm während der Dauer ſeiner Regierung der volle Nießbrauch daran zuſteht. Unveräußerlich ſind Staatsgüter inſofern, als ſie nur durch den einmüthigen Entſchluß aller Staatsbürger, alſo vom Regenten nur unter deren Zuſtimmung und nur zum Beſten des Staats veräußert werden können. Denn, wenn man auch den Regenten „Landesherrn“ nennt, ſo hat man darunter doch keineswegs einen Herrn (ſo viel als Eigenthümer) des Landes, ſondern nur einen Herrn im Lande, d. h. einen Beherrſcher des Landes, zu verſtehen. Zu ſolcher Veräußerung iſt in der Regel nur in dringenden Fällen zu ſchreiten, weil N. die ſicherſte Hypothek für Staatsanleihen gewähren und überhaupt den Credit eines Staates begründen. Doch kann deren Veräußerung rathſam und nützlich werden, wenn ſie, wie z. B. in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, im Ueberfluſſe vorhanden ſind, und durch zweckmäßige Vertheilung an Privatperſonen der Wohlſtand des Staates in hohem Grade gefördert wird. Ein anderer nicht unerheblicher, jedoch nur mit großer Vorſicht in Anwendung zu bringender ſtaatswirthſchaftlicher Grund zur Veräußerung der Landesdomänen liegt darin, daß große Flächen des Grundbeſitzes durch Parzellirung, alſo Vervielfachung der Beſitzer, in der Regel bedeutend an Werth gewinnen, denn der Einzelne, welcher aus der Scholle, die man ihm gibt, ſeinen ganzen Lebensunterhalt zu ſchöpfen gezwungen iſt, wird natürlich weit größeren Fleiß auf die Bebauung des ihm überlaſſenen Grund und Bodens verwenden, als derjenige, welcher im Namen des Staats, mithin ohne eigenes Intereſſe, große Ländereien verwaltet. Da nun — ſo folgern die Vertheidiger dieſer Anſicht weiter — durch geſteigerte Benutzung des Areals die Production vermehrt und hierdurch ein großer Staatszweck erfüllt, nämlich der allgemeine Wohlſtand Aller auf dauernde Weiſe befördert werde, ſo müſſe der Staat zur Veräußerung der N. ſchreiten, ſobald ſich mit Gewißheit herausſtelle, daß ſie unter ſeiner Verwaltung nicht gehörig benutzt werden könnten. Es läßt ſich jedoch entgegnen, daß der allgemeine Wohlſtand dann eben nicht als wohlbegründet zu betrachten iſt, wenn der Staat ſich der Mittel entäußert, durch welche allein es ihm möglich wird, die Bürger in Zeiten der Noth auf nachhaltende Weiſe zu unterſtützen. Ueberdem gewährt die Vermehrung der Naturproducte nur dann einen wahren und wichtigen Vortheil, wenn ein Mangel derſelben fühlbar iſt. Da Privateigenthum nur durch Erwerbung gewonnen wird, und es noch nicht vom Einzelnen auf dieſe Weiſe in Beſitz genommen, als Eigenthum des Ganzen der Nation zu betrachten iſt, ſo ſind ferner National- und Staatsgüter alle diejenigen Güter, die nicht von dem Einzelnen durch beſondere Rechtstitel von der Geſammtheit (dem Staate) erworben worden ſind. Ebenſo werden alle Privatgüter durch Erlöſchung ihres Erwerbstitels, z. B. durch eintretende Rechtloſigkeit des Beſitzers, wieder in N. verwandelt. Da endlich alles Privateigenthum im Staate nur unter der Bedingung zugeſtanden wird, daß es die Erreichung der Staatszwecke nicht verhindere oder ganz unmöglich mache, ſo iſt jeder Privatbeſitzer verbunden, erforderlichen Falls ſein Beſitzthum gegen angemeſſene Entſchädigung an den Staat wieder abzutreten. Dieſer Fall iſt in neuerer Zeit häufig bei Anlegung von Kunſtſtraßen eingetreten, welche das Grundeigenthum der Bürger durchſchneiden. Ebenſo unbeſtritten iſt das Recht des Staats, öffentliche Inſtitute, die den Bedürfniſſen der Zeit nicht mehr entſprechen, aufzuheben und das dadurch Gewonnene zum allgemeinen Beſten zu verwenden, gleichviel ob ſie von Privatperſonen und durch deren Mittel oder vom Staate ſelbſt gegründet worden ſind. Solche Inſtitute können von Privatperſonen nämlich nur unter Zuſtimmung des Staats errichtet werden, der bei Ertheilung der erforderlichen Genehmigung ſich den Widerruf der letzteren für jeden Fall vorbehält, wo das Inſtitut ſeinem Zwecke nicht mehr zu entſprechen vermag, oder wo dieſer mit dem Staatszwecke ſelbſt in Colliſion tritt. In Folge der Reformation wurde daher die Aufhebung der Klöſter und geiſtlichen Stifte eine ſehr ergiebige Quelle der Nationalgüter. Eine beſtrittene Frage iſt, ob der Staat auch

Digitized by Google

dann, wenn es ſich nur um zweckmäßige Verſchönerungen handelt, die Bürger zu Abtretung ihres Grundeigenthums zwingen könne. Die Entſcheidung dieſer Frage kann jedoch nur dann zweifelhaft ſein, wenn man die Begriffe Staat und Regierung trennt, und unter dieſer nicht mehr das geſetzliche Organ des Geſammtwillens aller Staatsbürger verſteht; denn darin eben beſteht das Fundamentalgeſetz jedes Staates, daß dem, was er in ſeiner Geſammtheit (z. B. durch Körperſchaften, welche die Intereſſen und Wünſche aller einzelnen Staatsbürger vertreten und dieſe ſelbſt repräſentiren) beſchließt, jeder dabei betheiligte Staatsbürger ſich unbedingt unterwerfen muß. Höchſt gefährlich bleiben jedoch alle gewaltſamen Verwandlungen (Confiscationen) des Privatguts in N., wenn ſie zu Verbeſſerung der Staatsfinanzen und ohne gehörige Entſchädigung der Privaten vorgenommen werden. Sie ſind, wenn ſie insbeſondere ohne hinlänglichen Grund (der nur dann vorhanden iſt, wenn der Staat durch kein anderes Mittel ſich vom Untergange zu retten vermag) ſtattfinden, ein Zeichen despotiſcher oder revolutionärer Regierungsformen, und können letztern Falls nie als eine ſichere Acquiſition des Staats angeſehen werden, weil die Anſprüche der Einzelnen, welche der Willkür zum Opfer wurden, mit jeder Veränderung der Regierungsform wieder aufleben. Die neueſte Geſchichte Frankreichs hat es deutlich genug bewieſen, welche ungeheuren Opfer es dem Staate koſtete, die in der Revolution eingezogenen Güter der Emigrirten dieſen ſpäter zu erſetzen. — Ein umgekehrter Fall endlich, wo N. in Maſſe wieder in Privatgüter verwandelt wurden, trat durch die Mediatiſirung einer Menge kleiner deutſcher Fürſten ein. Was nämlich vorher N. der Staaten war, die jene Fürſten als ſouveräne Regenten beherrſcht hatten, wurde bei Mediatiſirung derſelben ihnen als Privat- oder Familieneigenthum (durch die Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes 1815) zugeſprochen.

Nationalinſtitut, ſ. Inſtitut.

Nationalliteratur nennt man die Geſammtmaſſe der ſchriftlichen Erzeugniſſe einer Nation, die aus dem Nationalcharakter oder Volksgeiſte ſelbſt hervorgegangen ſind und denſelben in ſeiner Eigenthümlichkeit darſtellen. Je ausgebildeter der Charakter einer Nation iſt, deſto ſchärfer und beſtimmter wird auch ihre Literatur die Grundzüge dieſes Charakters bewahren und als das Reſultat zwar verſchiedener individueller Geiſter und Zeiten, aber doch, durch ein inneres Band feſt verbunden, als das Geſammtproduct eines ſich in ihnen entwickelnden Nationalgeiſtes bewahren. Daher werden auch nur diejenigen Nationen Anſprüche auf eine Nationalliteratur haben, deren Geiſteserzeugniſſe ein zuſammenhängendes Fortſchreiten in einer vielſeitigen, tiefen und würdigen Geiſtesbildung unter dem Einfluſſe der Nationalität darbieten. Die eigentlichen Volksbücher (ſ. d.) machen nur einen Theil des großen Ganzen aus. In jenem höhern Sinne hat in neueſter Zeit Gervinus (ſ. d.) die poetiſche Nationalliteratur der Deutſchen aufgefaßt und zu behandeln verſucht. Nationalſchriftſteller nennen wir vorzugsweiſe Diejenigen, deren Schriften der geſammten Nation auf den verſchiedenen Stufen der Bildung zuſagen und Genüge leiſten.

Nationalökonomie oder Volkswirthſchaftslehre, auch wohl politiſche Oekonomie genannt, iſt die Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze, durch deren Anwendung Wohlſtand und Reichthum einer Nation hervorgerufen, erhalten und befördert wird, in ſyſtematiſchem Zuſammenhange aufſtellt und entwickelt. Sie zeigt alſo, wie das aus dem Selbſterhaltungstriebe entſpringende und daher jedem einzelnen Menſchen natürliche Streben nach Wohlfahrt und Reichthum zur Verwirklichung und Beförderung eines allgemeinen Wohlſtandes (Nationalreichthum) benutzt werden kann. Damit nun ein ſolcher realiſirt werden könne, iſt vor Allem erforderlich, 1) die wahren Quellen des Volksvermögens kennen zu lernen, die im Allgemeinen Benutzung der Naturkräfte und Naturproducte ſind; 2) die Bedingungen feſtzuſtellen, an welche die Erzeugung des Nationalvermögens geknüpft iſt; hierher gehört beſonders die ſorgfältige Abmeſſung der geſammten Volkskraft, und die hierdurch allein mögliche zweckmäßige Anordnung und Vertheilung der Arbeitslaſt unter die Einzelnen, ſowie die möglichſte Befreiung des Volksverkehrs von

drückenden Feſſeln verkommener Geſetze und Sitten, Aufhebung hoher Zölle und Beſchränkung des Zunftweſens. Eine hierher gehörige ganz beſonders wichtige Aufgabe der N. iſt, dafür zu ſorgen, daß kein Stand der ſogenannten arbeitenden Claſſen unter Hintanſetzung und zum Nachtheile eines andern bevorzugt werde (vergl. hierüber Nahrungslosigkeit). 3) Die Mittel zu einer gleichmäßigen Vertheilung des Volksvermögens und zu deſſen Vermehrung aufzuſuchen. Hierzu iſt vor Allem nöthig, den durch die jedesmaligen Bedürfniſſe bedingten, nach dem mittleren Reinertrag zu bemeſſenden, alſo ſtets relativen Werth der Güter kennen zu lernen, wodurch man in den Stand geſetzt wird, die Höhe des Arbeitslohnes, die Beſtimmung des Zinsfußes und eine gleichmäßige Vertheilung feſtzuſtellen und zu bewirken; 4) endlich die Verwendung und den Genuß des Volksvermögens (die Conſumtion) genau zu erörtern und mit der Production in Einklang zu bringen. Hierzu bedarf es zunächſt einer ſorgfältigen Trennung der eigentlichen, dem Wechſel und der Veränderung nicht unterworfenen Lebensbedürfniſſe von den zufälligen und den Gegenſtänden des Luxus, deſſen Begünſtigung nur inſofern, als dadurch die Production befördert wird, rathſam erſcheint. — Da nun die Grundſätze der N. nur dann zur Anwendung gelangen können, wenn ſie durch die Kraft des Geſetzes unterſtützt werden, mithin die Verwirklichung derſelben die Exiſtenz des Staates und das Leben im Staate vorausſetzt, ſo hat man dieſelbe oft, jedoch mit Unrecht, mit der Staatswirthſchaftslehre (zu welcher ſich die N., indem ſie die Baſis derſelben bildet, wie Naturrecht zu Staatsrecht verhält) identiſch gebraucht. Die Staatswirthſchaftslehre iſt daher die wiſſenſchaftliche Zuſammenſtellung der Rechts- und Klugheitsregeln, nach welchen die Grundſätze der N. im Staate in Anwendung zu bringen ſind, und begreift, indem ſie zugleich angibt, wie das Staatsvermögen, oder das, was der Staat jährlich zu ſeinem Beſtehen und zur Erreichung ſeiner Zwecke bedarf, die Finanzwiſſenſchaft in ſich. — Obwohl ſich ſchon bei den älteſten Völkern der Vorzeit Spuren nationalökonomiſcher Geſetze finden (hierher gehören z. B. die in der Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Literatur wiederholt vorkommenden Verbote gegen den Luxus), ſo wurde die N. doch erſt in weit ſpäterer Zeit, und zwar erſt zu Anfange des 17. Jahrhunderts zur Wiſſenſchaft erhoben, obgleich die erſte Veranlaſſung dazu in der Annahme eines Nationalreichthums ſchon im 15. Jahrhundert durch die glücklichen Handelsſpeculationen der Portugieſen und Spanier, und durch das Aufblühen mehrerer Städte Oberitaliens und Flanderns gegeben war. Die erſte wiſſenſchaftliche Schrift über N. iſt von Antonio Serra. Sie erſchien in Italien im Jahre 1613 unter dem Titel: „Trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento, dove non sono miniere." — Ebenſo verſchieden, als die Anſichten über die wahren Quellen des Nationalreichthums, ſind die Syſteme, welche man ſowohl in der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung, als der practiſchen Anwendung der N. befolgt hat. Sie ſind in drei Hauptſyſteme zuſammenzuſtellen, das Mercantilſyſtem, das phyſiokratiſche Syſtem und das von Adam Smith (ſ. d.), welcher zuerſt das wahre, auf Erkenntniß der Naturgeſetze des Güterlebens wurzelnde Syſtem der Nationalökonomie begründete. (S. Handelspolitik.) Unter Smith's Anhängern in England ſind Ricardo, Mill, Mac-Culloch (ſ. d.) und Malthus (ſ. d.), unter denen in Frankreich Say (ſ. d.), Ganilh (ſ. d.), Droz (ſ. d.), Blanqui und Dunoyer; unter denen in Deutſchland von Jakob (ſ. d.), Sartorius (ſ. d.), Kraus (ſ. d.), Lotz (ſ. d.), Graf Soden (ſ. d.), von Storch, Rau (ſ. d.), Zachariä (ſ. d.), Bülau, Heyer, Hermann (ſ. d.), Kudler, Eiſelen (ſ. d.) und Schütz die bekannteſten. Gegen dieſes Syſtem ſind in neuerer Zeit beſonders Liſt (ſ. d.) und die revolutionären Richtungen des Communismus (ſ. d.) und Socialismus (ſ. d.) aufgetreten.

Nationalſchuld. I. Eigentlich der Inbegriff deſſen, was eine Nation in ihrer Geſammtheit einer andern Nation ſchuldig iſt; denn wie überhaupt Niemand ſein eigener Gläubiger ſein kann, ſo iſt es auch unmöglich, daß eine Nation ſich ſelbſt etwas ſchuldig ſei. Wohl aber kann es vorkommen, daß Einzelne durch Vorſtreckung von Capitalien zu Befriedigung nationaler Bedürfniſſe oder zu Ausführung nationaler Unternehmungen,

Digitized by Google

Gläubiger ihrer Nation werden; allein hierdurch wird keine N. begründet, weil in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht derartige Schulden das Nationalvermögen (ſ. d.) nicht vermindern. Ebenſowenig kann daher das, was einzelne Glieder einer Nation ſich unter einander oder Fremden ſchuldig ſind, als N. betrachtet werden. II. In einer gewöhnlicheren Bedeutung verſteht man unter N. den Geſammtbetrag aller der Gelder, welche ein Staat entweder ſeinen eigenen Bürgern, oder auswärtigen Staaten, oder endlich einzelnen Bürgern fremder Staaten ſchuldig iſt, und braucht N. in dieſer Bedeutung identiſch mit dem weniger beliebten „Staatsſchuld.“ Die Identificirung dieſer Begriffe iſt jedoch eigentlich nur dann zuläſſig, wenn die Nation zugleich einen Staat bildet, die betreffenden Schulden nur zu Verfolgung nationaler Zwecke (alſo z. B. nicht zu Beſtreitung des Luxus der Regenten, nicht zu Führung von Fürſten-Kriegen u. ſ. w.) verwendet, und deren Creirung unter übereinſtimmender Genehmigung der ſämmtlichen Staatsbürger erfolgt iſt. Dieß letztere gilt insbeſondere von allen Staaten, in welchen der Volkswille durch geſetzlich anerkannte Organe repräſentirt wird (— conſtitutionelle Staaten —), wie Sachſen, Bayern, Frankreich, England, die nordamerikaniſchen Vereinsſtaaten u. a. m. Ueberall aber haben N.'n mit Staatsſchulden das gemein, daß jene, wie dieſe vom Volke, und zwar von dieſem allein — möge es nun bei deren Negocirung ſelbſtändig concurrirt haben, oder nicht, — getragen, verzinſt und bezahlt werden müſſen. Darin unterſcheiden ſich aber eigentliche N. weſentlich von Staatsſchulden, daß jene, weil ſie von der geſammten Nation garantirt und nicht der wechſelnden Laune Einzelner, ſondern den übereinſtimmenden Wünſchen und Bedürfniſſen Aller ihre Entſtehung verdanken, in der Regel mehr Credit haben, als dieſe. — Verſchwendungen der Fürſten und unnütze Kriege waren, wie die Geſchichte aller Jahrhunderte nur zu deutlich beweiſt, von jeher die mächtigſte Veranlaſſung zu Erhöhung der N. So ſtieg Frankreichs N. unter der üppigen Herrſchaft Ludwigs XV. von 2500 Mill. bis auf 4000 Mill. Francs, und Englands N. vermehrte ſich durch den nordamerikan. Befreiungskrieg um mehr als 100 Mill. Pfund Sterling. So ſind denn nach und nach die N.'n mehrerer Staaten ſo angewachſen, daß eine völlige Rückzahlung derſelben ſchon längſt als unmöglich anerkannt worden iſt. Eben deshalb haben einige Staaten, z. B. Frankreich, ſich von der Verbindlichkeit zur Rückzahlung der N. völlig losgeſagt und betrachten ihre N. nicht mehr nach dem Capitalſtocke, ſondern nur nach den alljährlich zu zahlenden Zinſen, deren Auftreibung und Abzahlung eine der wichtigſten, gewöhnlich auch ſchwierigſten Aufgaben der Finanzminiſter iſt. Wird daher vom Staate eine N. für eine unverzinsliche erklärt, ſo unterſcheidet ſich dies von einer völligen Losſagung von einer bereits als gültig anerkannten Zahlungsverbindlichkeit (Annullirung der N.) in der That nur durch den Ausdruck. — Am beſten fundirt ſind der Natur der Sache nach diejenigen N.'n, welche gegen Verpfändung des Staatsgrundeigenthums und der darauf ruhenden öffentlichen Abgaben (— directe Steuern —) creirt worden ſind. Mit dem Vertrauen der Privaten zu den Finanzoperationen einer Regierung ſinkt und ſteigt auch der Credit der Staatsſchuldſcheine. Es iſt daher der Cours der Staatspapiere (ſ. d.) in der Regel das ſicherſte Barometer des Staatshaushaltes. Man hat oft behauptet, daß N.'n, wenn ſie gut adminiſtrirt würden, den Staaten zum Vortheil gereichten (ſo haben beſonders Hope, Champion und Lauderdale die britiſche N. als eine große Wohlthat Englands darzuſtellen geſucht). Dies kann im Allgemeinen nur dann der Fall ſein, wenn man unter N. irriger Weiſe auch die Summen, welche der Staat von ſeinen eigenen Bürgern geliehen hat, mit begreift; denn eigentliche N.'n ſchwächen den Nationalwohlſtand deswegen, weil zu Auftreibung der Zinſen für auswärtige Staaten eine Menge Kräfte in Anſpruch genommen und ſomit dem inländiſchen Verkehr entzogen werden müſſen, denn jede Thätigkeit, deren Früchte fremde Staaten ernten, iſt in nationalökonomiſcher Hinſicht als nicht vorhanden, d. h. als dem Wohle der Nation entzogen, zu betrachten.

Nationaltheater ſind Theater, die ſich hauptſächlich mit der Aufführung ſolcher Stücke beſchäftigen, in welchen ſich das Nationalleben und die Nationalſitte eines geſammten Volkes in allen Nüancirungen des ſocialen Lebens abſpiegelt. Sie können alſo nur

Digitized by Google

in Ländern vorkommen, wo die geiſtige Einheit der Nation in allen Lebensregungen und Verhältniſſen kräftig hervortritt und eine dramatiſche Poeſie vorhanden iſt, die ſich die Darſtellung derſelben zur Aufgabe macht. Mit Unrecht hat man neuerdings den Namen N. auf einige Bühnen deutſcher Hauptſtädte übergetragen, deren Leiſtungen ſich nur in dem engen Kreiſe des örtlichen Volkslebens bewegen. Ein echtes Nationaltheater iſt das Théâtre français in Paris.

Nationalvermögen (Nationalcapital), der Inbegriff ſowohl deſſen, was einer Nation in ihrer Geſammtheit gehört (Nationalgüter, ſ. d.), als auch alles deſſen, was jedes einzelne Mitglied der Nation ſein Eigenthum nennt (Privatgüter). Hierher gehört zunächſt alles öffentliche und Privat-Grundeigenthum, ferner alle Produkte der Induſtrie und Gewerbe, wie alle Schätze der Künſte und Wiſſenſchaften, endlich aber und hauptſächlich alle phyſiſchen und intellectuellen Kräfte und Fähigkeiten eines Volkes. Reich nennt man eine Nation (Nationalreichthum), die weniger Bedürfniſſe, als Mittel zu deren Befriedigung hat; es kann mithin auch ein, an äußern Gütern ſehr armes Volk durch Arbeitſamkeit und Genügſamkeit dennoch reich, und umgekehrt ein von der Natur verſchwenderiſch begünſtigtes Volk durch Trägheit und maßloſe Verſchwendung ſehr arm werden (Spanien). Nationalreichthum iſt relativ auch dann vorhanden, wenn das Vermögen einer Nation im Vergleiche mit dem Vermögen einer andern als bedeutender erſcheint. Trägt man den Begriff Nationalreichthum auf den Staat über, ſo iſt der Staat vor andern reich zu nennen, der die mehrſten Mittel zu Erreichung aller ſeiner Zwecke beſitzt. Endlich verſteht man unter Nationalreichthum das N. mit Rückſicht auf die Vertheilung desſelben unter die Einzelnen. In dieſer Beziehung erſcheint die Nation am reichſten, die im Verhältniß zu andern Nationen die wenigſten Armen hat, mit andern Worten, eine Nation, deren Vermögen (es ſei nun an ſich groß oder klein) am naturgemäßeſten, d. h. möglichſt gleich unter die Einzelnen vertheilt iſt. So iſt in dieſem Sinne England als das ärmſte Volk der Welt zu betrachten, weil ſein ungeheurer Reichthum, im Verhältniß zu ſeiner Bevölkerung, nur in den Händen Weniger concentrirt, mithin ſeine Armuth die zahlreichſte iſt. — Den Nationalreichthum zu erzeugen, zu erhalten und zu vermehren, lehrt die Nationalökonomie (ſ. d.).

Nationalverſammlung nennt man im Allgemeinen jede Verſammlung der Volksrepräſentanten. Dieſen Namen nahm in Frankreich die Verſammlung der ſogenannten Etats généraux (Generalſtaaten, Reichsſtände) Frankreichs, welche am 5. Mai 1789 zuſammenberufen wurden, auf den Antrag des Abbé Siéyes am 17. Juni 1789 an, nannte ſich zugleich die conſtituirende N., und wurde am 30. Sept. 1791 geſchloſſen, worauf am 1. Oct. die legislative N. eröffnet ward, an deren Stelle, nach den blutigen Tagen des Septembers 1792, und zwar am 21. Sept. desſelben Jahres der Nationalconvent (ſ. d.) trat. Vgl. hierüber den Art. Frankreich. Auch die jüngſte Revolution in Frankreich im Febr. 1848 gab in ihren Folgen zur Berufung einer N. Anlaß, und ebenſo traten in Folge der Bewegungen in Deutſchland die Vertreter des geſammten Deutſchlands unter den Namen einer N. in Frankfurt zuſammen, um die werdende Geſtaltung des Vaterlands zu berathen. Mit Unrecht aber nannten ſich wohl die preuß. Abgeordneten welche zur neuen Conſtituirung des Staats zuſammenberufen wurden, N.

Nativität ſtellen, ſ. v. a. Horoſkop ſtellen, ſ. Horoſkop.

Natolien, das griech. Anatole, d. h. das Morgenland, wird die weſtlichſte Halbinſel Aſiens genannt, die im Norden vom Schwarzen Meer, im Weſten von der Meerenge von Konſtantinopel, dem Meer von Marmara, den Dardanellen und dem Aegeiſchen Meer, im Süden vom Mittelländiſchen Meere, und im Oſten von Armenien und den nordweſtlichen Theilen von Meſopotamien und Syrien begrenzt iſt und einen Flächenraum von ungefähr 10,000 QM. hat. Das ziemlich unbekannte Innere iſt ein großes von der Gebirgskette des Taurus gebildete Plateau, mit vereinzelten Hochgipfeln, von denen der Argäus, jetzt Ardſchiſch, auf der Ebene von Kaiſarijeh eine Höhe von mehr als 12,000 F. erreicht. Gegen Weſten nach dem Aegeiſchen Meere zu zweigt ſich das Hochland in mehrere

Digitized by Google

parallele Bergzüge aus, an deren Fuße die geſegnete Küſtenlandſchaft der Levante (ſ. d.) liegt, und zu deren nördlichſten die Berge Ida und Olymp gehören. Der Nordrand nimmt gegen Oſten, nach Armenien hin, an Höhe zu und fällt überall mit ſteilen Stufen zum Schwarzen Meer hinab. Von den Flüſſen, die auf dem Plateau des innern N. entſpringen, ſtrömen der Jekil Irmak, Kiſil Irmak (Halys) und Sakkariah ins Schwarze Meer, der Sarabat (Hermus) und Minder (Mänder) aber ins Aegeiſche Meer. Das Klima iſt im Allgemeinen das von Südeuropa; doch kann man vier Regionen desſelben unterſcheiden, indem das Innere des Plateau, das waſſer- und holzarm iſt, im Sommer ſehr heiß, im Winter dagegen ſehr kalt iſt; die Südküſte des Landes zeichnet ſich durch milde Winter und brennendheiße Sommer aus; die Weſtſeite am Aegeiſchen Meere beſitzt das mildeſte Klima und ſtrahlt in der üppigſten Vegetation; die Nordſeite theilt zwar nicht ganz dieſes milde Klima und den üppigen Fruchtbau mit der Weſtküſte, doch iſt ſie, beſonders vom Meer von Marmara bis Trapezunt, noch immer eine der ſchönſten, angenehmſten und reichſten Erdſtriche. Die ganze Halbinſel trägt übrigens einen vulkaniſchen Charakter und wird häufig von Erdbeben heimgeſucht. In naturhiſtoriſcher Hinſicht bildet das Land durch das Vorherrſchen europ. Hochwaldungen, europ. Vegetation und Nahrungspflanzen, durch den Beginn europ. Bodencultur und die größere Verbreitung europ. Hausthiere neben den beſonderen Geſchöpfen und Formen des Morgenlandes den Uebergang aus der eigenthümlichen continentalen Natur des letztern zu der oceaniſchen des Abendlandes. Dem gemäß trägt das Plateau im Innern, das an vielen Stellen wüſte und öde und nur da fruchtbar iſt, wo Mittel zur Bewäſſerung vorhanden ſind, den Charakter eines aſiatiſchen Steppenlandes, das mehr zur Viehzucht für Nomaden, als zum Ackerbau dient, während die Küſten mit ihrem Reichthum an allen europäiſchen Producten, beſonders dem herrlichſten Obſt, an Südfrüchten, Oel, Wein und Seide, ganz den ſüdeuropäiſchen Charakter tragen, der in der heißen und dürren Südküſte in die afrikaniſche Natur hinüberſpielt. Die Einwohner beſtehen aus den verſchiedenſten Völkerſchaften. Das herrſchende Volk ſind die osmaniſchen Türken, ungefähr 1,200,000 Köpfe ſtark und über das ganze Land, beſonders den cultivirten Theil desſelben, verbreitet; nach ihnen kommen, zu demſelben Stamme gehörend und einen Dialekt ihrer Sprache ſprechend, die Turkmanen, die auf dem Plateau im Innern als Nomaden hauſen; ebendaſelbſt findet man auch Horden nomadiſirender Kurden und in den Gebirgen öſtlich von Trapezunt die räuberiſchen Laſen. Die Städte ſind neben den Türken im Weſten hauptſächlich von Griechen und Juden und im Oſten von Armeniern bevölkert, welche, nebſt den Franken in den Seeſtapelplätzen, den ganzen Handel des Landes in ihrer Gewalt haben. Die geſammte Bevölkerung des Landes wird auf 4,800,000 Einw. angegeben. Die politiſche und ſociale Verfaſſung iſt im Ganzen wie in der Türkei. Eine Eigenthümlichkeit derſelben ſind jedoch die alttürkiſchen Vaſallendynaſtien, die ſogenannten Dere-Begs, die Thalfürſten, welche, ganz in der Art mittelalterlicher Feudaldynaſten, unter der Oberhoheit des Sultans erbliche Verwalter und Kriegsanführer in ihren Gebieten und vorzüglich im nordöſtlichen Theile des Landes häufig und von Bedeutung ſind. Ihre frühere Macht hat indeß der Sultan Mahmud gebrochen. Das ganze Land zerfällt in ſechs Ejalets, nämlich Anadoli oder Natolien, im engeren Sinne, Adana (ſ. d.), Kerman (ſ. Karamanien), Meraſch, Siwas und Taraboſan (ſ. Trapezunt). Bedeutende Städte ſind: Smyrna (ſ. d.), Bruſa (ſ. d.), Scutari (ſ. d.), Tokat mit 100,000, Ak-Scheher mit 70,000 Einw., Angora (ſ. d.), Kaiſarijeh, Konieh (ſ. Ikonium), Tarſus mit ungefähr 50,000 Einw., Adana und Trapezunt.

Natorp, Bernh. Chriſtian Ludw., königlich preußiſcher Oberconſiſtorialrath in Münſter, berühmt als Theolog und Pädagog, und namentlich um die Verbeſſerung des Schul- und Unterrichtsweſens in Deutſchland ſehr verdient, wurde zu Werden an der Ruhr 1774 geboren, war zuerſt Lehrer am Gymnaſium zu Elberfeld, dann Pfarrer im Bergiſchen, kam 1798 als Pfarrer nach Eſſen in Weſtfalen, 1808 als Oberconſiſtorialrath nach Potsdam und 1816 als Oberconſiſtorialrath nach Münſter. Er ſtarb am 8. Febr. 1846.

Digitized by Google

Wie viel das deutſche Volksſchulweſen dieſem Manne zu verdanken hat, dies geht ſchon aus der Menge ſeiner hierüber verfaßten Schriften hervor, deren große Gediegenheit durch die große Aufnahme, welche ſie überall gefunden haben, erwieſen iſt. Wir erwähnen unter ihnen: „Kleine Bibel, zunächſt für die erwachſene Jugend“ (Eſſen 1802, 2 Thle.); „Kleine Schulbibliothek, eine Angabe und kurze Charakteriſtik der brauchbarſten Werke für Lehrer niederer Schulen“ (Duisburg und Eſſen 1802, 5. Aufl. 1820); „Grundriß zur Organiſation allgemeiner Stadtſchulen“ (Duisburg 1814); „Ein einziger Schullehrer unter tauſend Kindern, aus dem Engliſchen von Lancaſter“ (Ebend. 1808), durch welche Schrift er vornehmlich als einer der Erſten die deutſchen Schullehrer mit der Lancaſter'ſchen Lehrmethode (ſ. Lancaſter) bekannt machte, ſowie durch die ſpätere: „Andreas Bell und Joſ. Lancaſter“ (Ebend. 1817); „Einiges zur Verbeſſerung des Geſanges in Kirchen und Schulen“ (Ebend. 1817, 1818 und 1820); „Quartalſchrift für Religionslehrer“ (Ebend. 1804—1809, 4 Bde.); „Briefwechſel einiger Schulfreunde“ (Ebend. 1812—1816, 2. Aufl. 1823); „Ueber den Geſang in den Kirchen der Proteſtanten“ (Ebend. 1817); „Lehrbüchlein der Singkunſt“ (4. Aufl. Ebend. 1820); „Melodienbuch für den Gemeindegeſang der evangeliſchen Kirchen“ (Ebend. 1822). Als helldenkenden practiſchen Religionslehrer hat ſich N. auch durch ſeine „Predigten“ (1803); „Predigtentwürfe“ (1806), und ſeine Beiträge zu Teller's und Löffler's Magazin für Prediger u. ſ. w. bekannt gemacht.

Natron, Natrum, nennt man eine chemiſche Subſtanz, welche man in der Aſche mehrerer Meerſtrandpflanzen, in mehreren Seen, Mineralwäſſern (z. B. Karlsbad) und Salzquellen, wo ſie an Kohlen-, Schwefel- und Salzſäure gebunden, ferner in mehreren Mineralien, auch aus der Erde und dem Geſteine witternd, z. B. in Aegypten, Perſien, Oſtindien, Südamerika u. ſ. w. antrifft. Man erhält es meiſtens aus der Soda (ſ. d.) durch Auslaugen oder aus Natronſalzen, durch Zerlegen derſelben mit Kali u. ſ. w. mit Kohlenſäure verbunden, als gereinigtes, mildes und kohlenſaures N. Es löſt ſich in 2 Theilen kalten und 1 Theil kochenden Waſſers, ſchmilzt leicht in ſeinem Kryſtalliſationswaſſer, zerfällt an trockener Luft zu einem weißen Pulver (trockenes kohlenſaures N.), verbindet ſich mit Säuren unter ſtarkem Aufbrauſen zu farbloſen, leicht löslichen Salzen. Das reine N. iſt eine Verbindung von Sauerſtoff und Natrium, welches letztere ein leichtes Metall zuerſt von Davy mit Hülfe der Electricität in metalliſcher Geſtalt dargeſtellt worden iſt. Das milde N. wirkt ähnlich, aber milder wie Weinſteinſalz (ſ. d.), und wird als ſchleimauflöſendes, Säure tilgendes Mittel bei Magenſäure, Verſchleimungen gegeben. Das kohlenſaure oder gemeine N. enthält mehr oder weniger kohlen-, ſchwefel- und ſalzſaures N. und etwas Waſſer, löſt ſich leicht in Waſſer, findet ſich in nadelförmigen Kryſtallen und hat eine etwas glänzende, weiße, gelbliche, bräunliche oder graulıche Farbe, effloreſcirt aus Felſen, Dammerde u. ſ. w., quillt auch aus der Erde in eigenen N.-Quellen, wurde von den Aegyptern bei Einbalſamirung ihrer Leichen gebraucht, und dient noch jetzt zur Glas- und Seifebereitung und in der Färberei. Schwefelſaures N., ſ. v. a. Glauberſalz (ſ. d.)

Natter, ſ. Schlangen.

Natter, Johann Lorenz, ein berühmter Steinſchneider des 18. Jahrhunderts, der dieſe faſt vergeſſene Kunſt wieder ins Leben rief und zur höchſten Vollkommenheit brachte, war geb. 1705 zu Biberach in Baden. Seiner eigentlichen Kunſt nach war er ein Juwelier, bereiſte als ſolcher 1724 die Schweiz und Italien, widmete ſich aber hier ganz der Steinſchneidekunſt und fand namentlich am Hofe zu Florenz eine willkommene Aufnahme. Zuerſt verſuchte er ſich hier im Nachahmen alter geſchnittener Steine. Sie gelangen ihm über Erwarten gut und hätten für Originale gelten können. Natter erntete in Rom und Neapel, wo er lange arbeitete, großen Beifall, und verheirathete ſich 1740 zu London. Der Prinz von Oranien berief ihn 1742 nach Holland. Hier verweilte N. ein Jahr, ging dann nach Kopenhagen an den Hof Chriſtians VI., von hier nach Petersburg und London. Den Worten Mariette's, welcher ihn von Rußland aus nach Perſien zum

Tahmasp Kuli-Chan geben läßt, hat N. ſelbſt widerſprochen. N. ſchnitt vorzüglich Bildniſſe. „Geiſt und Natürlichkeit in ausgezeichnetem Maße, nebſt fleißiger Ausführung“, heißt es in der Schrift: Winkelmann und ſein Jahrhundert, „ſind die weſentlichſten Verdienſte der Werke dieſes Künſtlers.“ Unter den gelungenſten Bildniſſen N.'s nennt man das der Gemahlin Wilhelms von Oranien. 1756 arbeitete N. am ſchwediſchen Hofe, nahm von hier aus die Stelle eines Obermedailleurs der Staaten von Holland an, verwaltete dieſe bis 1760, ging dann wieder nach London und fertigte hier eine Schaumünze zu König Georgs III. Krönung. 1763 trat er eine Reiſe nach Petersburg an, um ſich nach dem Wunſche des Großfürſten dort häuslich niederzulaſſen, allein er erkrankte unterwegs und ſtarb 4 Wochen nach ſeiner Ankunft in der ruſſiſchen Hauptſtadt am 27. October 1763, 58 Jahr alt. Seine Sammlung geſchnittener Steine, Abdrücke, Schaumünzen kam für die Summe von 1140 Pfund Sterling an den Großfürſten. N. war ein tüchtiger Alterthumskenner, dies ſieht man aus der ſorgſamen Auswahl beim Nachbilden alter Kunſtwerke. Er hat in ſeiner Kunſt das Höchſte geleiſtet, indem er in Diamanten grub, leider fehlten ihm hierzu Aufmunterung und Leute, welche die Kunſt bezahlen wollten. Er ſchrieb ein Werk über Steinſchneidekunſt: „Traité de la méthode antique de graver etc.“ (London 1754). Lippert in ſeiner Dactyliothek, S. 29, nennt dieſes Buch ſehr practiſch und für die Kunſt von großem Nutzen. Leider iſt es in wenig Bibliotheken zu finden. N. hatte es auf eigene Koſten drucken laſſen, konnte aber nur ſelten einen Käufer dazu finden, der ihm den verlangten Preis (2 Guineen) zahlte, und verbrannte deshalb aus Aerger alle vorräthigen Exemplare. Ein 2. Theil, als Nachtrag, iſt als Manuſcript mit der Sammlung an den Großfürſten gekommen.

Natur (vom lat. nasci, erzeugt oder geboren werden, daher natus, erzeugt oder geboren), iſt ein vielfache Begriffe in ſich ſchließender Ausdruck, und im umfaſſendſten Sinne verſteht man darunter die Welt, das Univerſum, die Schöpfung, den Inbegriff alles Erſchaffenen, ſowohl der Sinnen- als der Geiſterwelt, des Sichtbaren ſowohl als des Unſichtbaren. Mit dieſer Definition iſt zugleich der zweite beſtimmtere, ſpeciellere Begriff des Wortes N. gegeben, nach welchem es ſo viel als die Sinnenwelt, die ſinnliche, d. h. den Inbegriff aller räumlichen und zeitlichen Dinge im Gegenſatze gegen alles Geiſtige bezeichnet. In noch engeren Sinne verſteht man unter N. den eigenthümlichen Charakter oder die Eigenheiten und weſentlichen Beſtimmungen der einzelnen Naturdinge, inwiefern ſie dann der Gegenſtand der Naturlehre und Naturgeſchichte mit ihren Nebenzweigen der Chemie u. ſ. w. oder der Naturwiſſenſchaften wird, ſpricht dann von einer N. des Menſchen, der Thiere, der Pflanzen, der Sonne, des Lichts, der Wärme, der Electricität u. ſ. w., und verſteht unter N. dann die weſentlichen Eigenſchaften, ſowie die Geſetze und Formen, nach und in welchen Kräfte u. ſ. w. auftreten, oder die Art und Weiſe, in welcher ſich die N. in dieſen Kräften offenbart. In eben dieſem Sinne unterſcheidet der Menſch ſich ſelbſt als N. (menſchliche N.) von der thieriſchen, und dieſe ſich von Pflanzennaturen, wobei dann jedes einzelne Ding wieder ſeine eigene N. hat. Im individuellen organiſchen Leben, insbeſondere im menſchlichen, bezeichnet man mit N. oft die beſondere Beſchaffenheit der körperlichen Organiſation, und ſpricht dann von einer ſtarken, ſchwächlichen, zärtlichen, verwöhnten N. In ſeiner eigenen N., als Geſammtheit menſchlichen Vermögens, unterſcheidet der Menſch wieder eine körperliche und eine geiſtige N. Der Geiſt aber gehört der N. blos in der weiteſten Bedeutung an; denn vermöge desſelben bildet ſich der Menſch zum ſittlich guten, moraliſchen, und erhebt ſich im Kampfe mit Natur und Sittlichkeit über die N., und wenn er zu dem Bildungsgrade vorgeſchritten iſt, daß er nicht blos die N. empiriſch auffaßt, d. h. bei der ſinnlichen Auffaſſung der Erſcheinungen ſtehen bleibt, ſondern in das innere Weſen derſelben eindringt, ſie unterſucht, über die gewonnenen Ergebniſſe weiter nachdenkt und dieſelben ſorgfältig prüft, ſo kann man von ihm ſagen, daß die N. in ihm ſich ſelbſt erkenne, während ſie ſich im Ungebildeten oder Verbildeten verkennt. Um aber zu dieſer höheren Anſicht der Natur zu gelangen, muß der Menſch nicht blos Verſtandesmenſch, er muß Vernunftmenſch geworden ſein, denn dem Verſtande ſtellt ſich die N. als

Digitized by Google

ein fremdes Reich dar, und die Gegenſtände derſelben ſcheinen ihm innerlich und äußerlich getrennt, und er ſelbſt glaubt ſich mit ihnen nur in eine äußerliche Beziehung geſetzt. Dem kalten Verſtande erſcheint die N. geiſtlos, denn er vermag blos zu ſondern, zu trennen, und ihm iſt deshalb ſelbſt die ſinnliche Naturanſicht der kindlichen Völker im Alterthume vorzuziehen, die in der Natur ein buntes, bedeutungsloſes Mancherlei, in dieſem, aber doch wenigſtens, obſchon nur nach ihren ſinnlichen Vorſtellungen, ein Ganzes erblicken. Wahre Bildung und Wiſſenſchaft, wobei Verſtand und Vernunft vereinigt thätig ſind, iſt daher der einzige Weg, um die Wahrheit der N. zu finden und ſie geiſtig genießen zu können. Je gediegener die Bildung eines Menſchen und je höher die Stufe iſt, welche er in ihr erſtiegen hat, deſto mehr nähert er ſich der Natur und ſie ſich ihm, während halbe oder falſche Bildung von ihr entfernt. Der vernünftig (wiſſenſchaftlich gebildete) Verſtand weiß Schein von Wahrheit richtig zu unterſcheiden, verbindet Aeußeres und Inneres, die Einheit mit der Mannichfaltigkeit, und vermöge der Vernunft findet er beim Betrachten der äußeren Formen der Naturdinge, daß die durch die Sinne wahrgenommene Mannichfaltigkeit nicht für ſich beſteht, ſondern von der Einheit der N. (dem Innern) bedingt wird. Dem wiſſenſchaftlichen Verſtande erſcheint daher auch Gott als der Urgrund aller Dinge, der ſie erhält und trägt und durch den ſie ein geordnetes Ganze, eine Welt ſind, und er findet in der Natur die Offenbarung, Darſtellung des göttlichen Weſens in leiblichen Formen und geiſtiger Wirkſamkeit, wogegen der empiriſche Verſtand in Gott ein von der N. getrenntes Weſen betrachtet, welches zu ihr in einem bald zuſchauenden, bald willkürlich eingreifenden, oder die Begebenheiten nach beſtimmten Abſichten lenkenden Verhältniſſe ſteht. In ihrer ſchönſten Geſtalt, als ein liebendes Weſen, offenbart ſich aber die N. dem Dichter, während ſie dem Künſtler nur einzelne ſchöne Theile von ſich enthüllt, ſie zeigt ſich dem Tonkünſtler als Reich der Töne, dem Maler als panoramiſches Gemälde, dem Bildner als plaſtiſches Kunſtwerk. Sowie die N. aber für verſchiedene Grade der Bildung verſchiedene entſprechende Geſtalten annimmt, ſo hat ſie auch für jede Stimmung des Gemüths harmonirende Farben und Töne. So iſt dem Schwermüthigen die N. ein Thal des Elends und Jammers, dem Böſewicht ein Reich der Finſterniß, wo die rächende Gottheit dem Verbrecher lange Qualen bereitet, dem Guten dagegen in ihrer lieblichen Geſtalt, der Spiegel innerer Seelenharmonie, eine Welt voll Liebe, ein Tempel, in welchem die Gottheit in unendlicher Mannichfaltigkeit ſich offenbart. — Im Gegenſatze zur Kunſt endlich nennt man N. zuerſt alles nicht Künſtliche, nicht nach Regeln Erlernte und Ausgeübte, ſondern die reine Aeußerung und Folge natürlicher Anlagen, und ſpricht in dieſem Sinne von Naturmenſchen, oder ſolchen, die unbekannt mit den künſtlichen Formen des geſelligen Lebens, blos ihrem Naturell gemäß leben und nur das thun, wozu ſie durch ihre natürlichen Neigungen geführt werden; dann nennt man in eben dieſer Beziehung auch das N., was zwar künſtlich hervorgebracht iſt, was aber die N. treu darſtellt, oder auch ihr angemeſſen iſt, und ſetzt ſie dem Erkünſtelten oder Verkünſtelten, der Künſtelei entgegen, und nennt dieſes unnatürlich, weil es der Natur nicht angemeſſen, ſich nicht mit ihr vereinigen läßt. In dieſem letztern Falle wird alſo die N. oder Natürlichkeit als etwas Lobenswerthes angeſehen, obgleich die Kunſt ein höheres Ziel vor Augen hat als die bloße Natürlichkeit (vergl. die Art. Ideal und Nachahmung). In naturwiſſenſchaftlicher Hinſicht begreift man unter natürlich alle diejenigen Erſcheinungen, die in der ſichtbaren Schöpfung nach den ewig unveränderlichen Geſetzen, nach welchen die Naturkräfte thätig ſind, erfolgen und mit ihnen übereinſtimmen; alle diejenigen Erſcheinungen aber, welche ſich nicht nach jenen Geſetzen erklären laſſen, nennt man übernatürlich, oder Wunder, Wunderdinge; daß es dergleichen gäbe, kann nur ein beſchränkter Geiſt behaupten. Alle von dem großen Haufen der Menſchen für Wunder gehaltenen Erſcheinungen müſſen ſich als Folge jener Naturgeſetze erklären laſſen, und mit Recht nimmt man an, daß es von jeher ſo war, und daß es dem Menſchen, welcher Wunder ſah, nur an Kenntniß und Einſicht zur Entdeckung jener Geſetze mangelte. Ein ähnlicher Gegenſatz, wie zwiſchen Kunſt und N., findet ſtatt zwiſchen N. und Geſchichte. So wird z. B. der poſitiven Religion, d. h. derjenigen, welche von außen geſetzt oder beſtimmt,

Digitized by Google

oder durch beſondere Thatſachen der Geſchichte geoffenbart worden iſt, die natürliche Religion entgegenſetzt, d. h. diejenige, welche aus der vernünftigen N. oder dem Gewiſſen des Menſchen unmittelbar hervorgegangen iſt, und die darum auch die Vernunftreligion heißt (vergl. die Art. Offenbarung und Religion). Ebenſo macht man einen Unterſchied zwiſchen natürlicher Religion und Naturreligion, und nennt z. B. die Mythologien der Völker, alſo die Verehrung der Naturgottheiten, welche unter dem Namen Polytheismus begriffen wird, Naturreligionen.

Naturalien, Naturdinge, Naturerzeugniſſe, nennt man alle von der Natur in einer übereinſtimmenden Form, ſo daß die Kunſt damit noch keine Veränderungen vorgenommen hat, hervorgebrachten Dinge. Sie bilden, wenn ſie ſich vor Dingen gleicher Art beſonders auszeichnen, oder durch ihre Seltenheit beſonderen Werth erhalten u. ſ. w., den Gegenſtand der Naturalienſammlungen, die, wenn ihnen eigene Zimmerräume angewieſen ſind, auch Naturaliencabinette oder Naturalienkammern heißen; ſind ſie von beſonderer Größe, daß ſie vielleicht ganze Gebäude anfüllen, ſo gibt man ihnen auch wohl den Namen naturhiſtoriſche Muſeen. Der Urſprung der Naturalienſammlungen iſt ſehr alt, und der Menſch wurde wohl mehr durch den Reiz des Ungewöhnlichen, als um dadurch die Naturkenntniß zu fördern, darauf geführt, zu welchem letztern Zwecke die Gegenſtände ſolcher Sammlungen wiſſenſchaftlich geordnet werden müſſen. Wichtig iſt aber beſonders die Erhaltung dergleichen Sammlungen in unverſehrtem Zuſtande, beſonders ſolcher Gegenſtände in ihnen, die leicht durch Fäulniß, wie Thiere, oder durch Inſecten, wie Pflanzen u. dergl., leiden können, ſowie die Umtauſchung ſchadhafter oder mangelhafter durch beſſere, ebenſo Ergänzung fehlender, zu welchem Zwecke ſolche Sammlungen unter Aufſicht ſachverſtändiger Männer geſtellt werden müſſen. Was die Geſchichte der N. anlangt, ſo pflegte man in den älteſten Zeiten naturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten in den Tempeln zu verwahren, wo ſie ebenſo unverletzlich, als andere den Göttern geweihte Gegenſtände waren. Eine Sammlung ſeltner Naturgegenſtände hatte ſchon der Kaiſer Auguſtus in ſeinem Palaſte, und dem Ariſtoteles mußten auf Alexanders Befehl alle Jäger, Vogelſteller, Fiſcher und Thierwärter Naturalien zubringen, wiewohl ſeiner Sammlung von keinem Naturforſcher gedacht wird. Eine Hauptſache, warum in alten Zeiten Naturalienſammlungen ſelten geweſen ſind, liegt wohl in dem Umſtande, daß man noch keine bequemen Mittel kannte, ſolche Körper, die leicht durch Fäulniß leiden, zu erhalten. Sie wendeten hierbei dieſelben Mittel, wie zu Erhaltung ihrer Leichen und Speiſen an, ſie legten faulbare Naturalien in Salzwaſſer oder in Honig und übergoſſen ſie mit Wachs. Im Mittelalter legten beſonders Fürſten Naturalienſammlungen an, die aber nur ſeltene, namentlich ausländiſche N. umfaßten, welche ſich trocken aufheben ließen. Dergleichen Stücke aus dieſer Zeit enthält noch die Wiener Schatzkammer, da die Naturalienſammlungen bei ihrem geringen Umfange damals gewöhnlich mit den Schatz- und Kunſtkammern verbunden wurden. Mit der immer weitern Ausbreitung des Handels und der Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien wurde der Sammlereifer immer mehr rege, beſonders da man in jener Zeit den Nutzen des Weingeiſtes zur Aufbewahrung Fäulniß unterworfener Naturalien erkannt hatte. Sammlungen von Privatperſonen ſind ſpäter angelegt worden und kommen erſt im 16. Jahrhundert vor. So beſaßen unter anderen Heinr. Lor. Agrippa v. Nettesheim, Nic. Monardes, Paracelſus, Val. Cordus, Hier. Cardanus, Matthiolus, Conr. Geßner, Georg Agricola, Pet. Belon, W. Rondelet, Thurneiſſen, Abrah. Ortelius Naturalienſammlungen. Auch in England beſtanden in jener Zeit ſchon viele Privatſammlungen, beſonders aber in Deutſchland, wo durch Augsburgs wichtigen Handel nach allen Weltgegenden das Errichten derſelben ungemein erleichtert wurde. Die älteſten bekannten gedruckten Verzeichniſſe von Privatſammlungen gaben Sam. Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, und Joh. Kenntmann, ein Arzt zu Torgau, 1565 heraus, ebenſo fertigte der Franzoſe Paliſſy, der italieniſche Arzt Michael Mercati, der Neapolitaner Fernand Imperati, der Veroneſe Franz Calceolare u. A. von ihren Sammlungen Verzeichniſſe. In unſern Tagen iſt kaum noch eine Mittelſtadt, die

Digitized by Google

nicht wenigſtens eine Naturalienſammlung aufweiſen könnte. Zu den vorzüglichſten öffentlichen Naturalienſammlungen gehören die des britiſchen Muſeums zu London, die des Pariſer Muſeums, das Naturaliencabinet der Univerſität zu Berlin und der naturforſchenden Geſellſchaft daſelbſt, die Cabinete zu Wien, München, Jena, Dresden, Hannover, Celle, Barcelona, Madrid, Petersburg. In Schweden erwähnen wir nur das Naturaliencabinet der Univerſität zu Upſala, um welches ſich beſonders Linné verdient gemacht hat. Eine gute Anweiſung, N. zu ſammeln, gibt Thon's „Handbuch für Naturalienſammler“ (nach dem Franz., Ilmenau 1826).

Naturaliſation wird der Act genannt, wodurch ein Fremder in die Staatsverbindung aufgenommen wird, oder wodurch er das Indigenat (ſ. d.), d. h. die Rechte eines Eingebornen erhält. Von jeher iſt in den einzelnen Staaten nach ſehr verſchiedenen Grundſätzen bei Ertheilung der N. verfahren worden, indem ſie in einigen ohne beſondere Schwierigkeiten, in andern dagegen nur ſehr ſchwer von Fremden errungen werden kann. Gegenwärtig erlaubt man zwar in den meiſten Staaten den Fremden den Aufenthalt und die Betreibung erlaubter Gewerbe, womit aber noch keineswegs eine N. verbunden iſt, weshalb man ihnen auch den Erwerb von Grundſtücken nicht geſtattet (ſ. Fremde und Aubaine), denn dazu gehört in den meiſten Orten Deutſchlands namentlich die Aufnahme zum Unterthan und außerdem auch noch das Ortsbürgerrecht. (S. Heimath.) Alle Fremde bleiben übrigens überall von eigentlichen ſtaatsbürgerlichen Rechten ausgeſchloſſen, ſo lange ſie nicht förmlich naturaliſirt worden ſind. Die Ertheilung der N. iſt in den meiſten Ländern Regierungs- und Gnadenſache, in andern muß die geſetzgebende Gewalt erſt ihre Einwilligung geben. Als Frankreich noch von Königen regiert wurde, ertheilten dieſe die N. durch Ordonnanzen; jetzt wird ſie von der Nationalverſammlung ertheilt, ähnlich wie England, wo nur das Parlament die volle N. ertheilen darf, denn der Regent kann nur die unvollkommene N. verleihen, nämlich die Rechte eines Denizen, d. h. das Recht, Grundſtücke zu erwerben. Auch die durch das Parlament ertheilte N. ſchließt die Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern, beſonders zum Parlamentsglied noch nicht in ſich. Dieſe wird nur in ſeltenen Fällen einem Fremden zu Theil, nachdem das Parlament zweimal darüber befragt worden iſt, nämlich zuerſt ob ein ſolcher Vorſchlag überhaupt gemacht werden ſoll und dann über die Sache ſelbſt.

Naturalismus bezeichnet 1) im Allgemeinen das Studium der ſinnlichen Natur, und man nennt deshalb Naturaliſten ſchlechthin z. B. Botaniker, Zoologen u. ſ. w.; 2) die Richtung einzelner Künſte, wie z. B. Medicin und Pädagogik, der Natur (der Kranken und Kinder) nur zu Hülfe kommen und ſie zu unterſtützen. In der Malerei iſt N. die getreue Nachahmung der Natur, im Gegenſatz zum Idealismus der Malerei. 3) Nennt man Naturaliſten entgegengeſetzt den ſchulmäßig Gebildeten diejenigen, welche ohne Schulbildung durch eigenes Studium eine Kunſt erlernt haben, wie z. B. Naturdichter. 4) Im Gegenſatz zu der geoffenbarten Religion heißt N. die Religion, die keine übernatürliche Eingebung der religiöſen Materie von Seiten Gottes zur Quelle hat, ſondern aus Naturbetrachtung, ſittlichem Gefühle und Reflexion des natürlichen Menſchengeiſtes gefloſſen iſt. (Vgl. Supernaturalismus.) Solchen Naturalismus hatten außer den Juden und Chriſten alle alten Völker, denn obgleich mehrere ſich auf Offenbarung Gottes an ihren Religionsſtifter berufen, ſo zeigt doch der Inhalt der Religionen ſelbſt deutlich, daß ſie aus natürlicher Quelle gefloſſen ſind. Naturalismus iſt alſo hier gleichbedeutend mit Natur- oder natürlicher Religion. Trennt man jedoch beide Begriffe, ſo iſt der Unterſchied nur eine Gradverſchiedenheit in der Erſcheinungsform des Naturalismus. Naturreligion iſt dann Anbetung der Natur und Naturgegenſtände, erſcheint als Fetiſchismus (Anbetung lebloſer Gegenſtände), Sabeismus (Sterndienſt), Zoolatrie (Thierdienſt), und Anthropolatrie (Anbetung von Menſchen, Heroen). Natürliche Religion iſt dann die Anerkennung einer höhern Cauſalität über der Natur, und erſcheint als Dualismus (Annahme zweier Principien, eines guten und eines böſen, Licht und Finſterniß, Geiſt und Materie), und als Deismus (Annahme eines höchſten, alleinigen, überſinnlichen Princips). Im Grunde iſt jede Philoſophie, die nicht von ſich ſelbſt abfällt, Natu-

Digitized by Google

ralismus, da ſie nicht von einer Offenbarung, ſondern von dem philoſophiſch gebildeten Menſchengeiſte ausgeht. 5) Man hat dem Naturalismus auch eine ſchlechte Nebenbedeutung gegeben, als ob er identiſch wäre mit Materialismus und Atheismus, Nichtanerkennung einer höhern, übermenſchlichen und überſinnlichen Cauſalität, was jedoch falſch iſt, weder im Begriffe liegt, noch auch in einer noch ſo tiefſtehenden Erſcheinungsform deſſelben vorkommt.

Naturell eines Menſchen, oder Natur im engſten Sinne genommen, iſt der Inbegriff deſſen, was dem Menſchen durch Vorwalten von beſonderen Trieben und Neigungen, geiſtig oder körperlich, einen eigenen, von andern Menſchen abweichenden Charakter verleiht, und in dieſem Sinne ſagt man, daß der Menſch ſich von ſeiner Natur nicht ſcheiden könne. Vom organiſchen Leben hängt beim Menſchen die ganze Geiſtesentwickelung und Geiſtesbildung ab, und Menſchen, deren phyſiſche Anlagen von einander abweichen, müſſen ſich nothwendig auch in Gefühl, Vorſtellung, Meinung u. ſ. w. von einander unterſcheiden. Um einen Menſchen daher richtig beurtheilen zu können, hat man demnach ſein N., d. h. ſeinen Organismus, die beſondere Beſchaffenheit ſeiner Theile, deren Verbindung und Verhältniß und alles dasjenige zu berückſichtigen, was im geiſtigen und moraliſchen Menſchen Veränderungen hervorbringt.

Naturforſchervereine, Verſammlungen von Naturforſchern und Aerzten, deren Hauptzweck Förderung der Naturwiſſenſchaften iſt, beſtehen jetzt in England, der Schweiz und Deutſchland, und haben ſich beſonders hier auf eine den Gliedern derſelben ſehr zuſagende Weiſe in neueſter Zeit gebildet. Die erſte Anregung zu dem „freien Vereine deutſcher Naturforſcher und Aerzte“ gab Oken (ſ. d.) durch einen 1822 in die „Iſis“, Heft 5 u. 8 eingerückten Aufſatz. Der damalige politiſche Zuſtand Deutſchlands war Grund, daß nur wenige Gelehrte ſich bei der auf den 18. September deſſelben Jahres feſtgeſetzten erſten Zuſammenkunft zu Leipzig einfanden, wo die Profeſſoren Schwägrichen und Kunze die Statuten der Geſellſchaft entwarfen, die in der „Iſis“, 1823, Heft 1, und 1830, Heft 5 abgedruckt ſind. Seitdem fanden alljährlich im September, wo die Univerſitäten Ferien haben, ähnliche Zuſammenkünfte dieſes Vereins ſtatt, jedesmal auf die Dauer von höchſtens 8 Tagen, mit Wechſel des jedesmaligen Verſammlungsorts. Jedem, der ſich wiſſenſchaftlich mit Naturkunde oder Medicin beſchäftigt, wurde die Theilnahme am Vereine geſtattet, und nachdem 1823 am 18. Sept. zu Halle die zweite, wo die Profeſſoren Sprengel und Schweigger, und 1824 die dritte Verſammlung des Vereins zu Würzburg gehalten worden war, wo d'Outrepont und Schönlein die Geſchäftsführung hatten und die Verſammlung die Genehmigung der Regierungen erhielten, ſo fing ſich bereits der Eifer für die Sache mehr als bisher zu regen, und mit der vierten Verſammlung zu Frankfurt a. M. 1825, wo die Mitglieder auf die glänzendſte Weiſe von den Frankfurtern empfangen wurden, und Neuburg und Cretzſchmar die Geſchäftsführer waren, war auch das künftige Beſtehen des Vereins entſchieden. Seitdem hat der Verein in ganz Deutſchland Anklang und Beifall gefunden. Die Verſammlungen wechſelten nun regelmäßig zwiſchen Orten Nord- und Süddeutſchlands ab, und bei der folgenden 1826 nach Dresden verlegten, wo Seiler und Carus die Geſchäftsführung hatten, waren zum erſten Male Naturforſcher aus allen Gauen Deutſchlands gegenwärtig und die Zahl der Mitglieder belief ſich auf 151, der Prinz Johann und ſämmtliche Miniſter beehrten die Sitzungen, denen man den eigends hierzu ſehr geſchmackvoll decorirten Saal im Ständehauſe eingeräumt hatte, mit ihrem Beſuche. Die nächſten Verſammlungen waren 1827 zu München, wo der König die Geſellſchaft (156 Mitglieder) zu einem Sympoſion in ſeinem Palaſte einlud; die Geſchäftsführung hatten Döllinger und Martius; 1828 zu Berlin (446 Mitglieder, Geſchäftsführer Alexander von Humboldt und Lichtenſtein); 1829 zu Heidelberg (272 Mitglieder, Geſchäftsführer Tiedemann und Gmelin); 1830 zu Hamburg (417 Mitglieder, Geſchäftsführer der Bürgermeiſter Dr. Bartels und Dr. Fricke); 1832, nachdem die Cholera das Ausſetzen der Verſammlung für 1831 nöthig gemacht hatte, zu Wien (418 Mitglieder, Geſchäftsführer Jacquin und Littrow); 1833 zu Breslau

Digitized by Google

(Geſchäftsführer Wendt und Otto); 1834 zu Stuttgart (539 Mitglieder); 1835 in Bonn (Geſchäftsf. Harleß und Nöggerath, Mitgl. 484); 1836 in Jena (Geſchäftsführer Kieſer und Zenker, Mitgl. 272); 1837 in Prag (Geſchäftsf. Sternberg, Krombholz und Koſteletzki, Mitgl. 392); 1838 in Freiburg (Geſchäftsf. Leuckart und Wucherer, Mitgl. 479); 1839 in Pyrmont (Geſchäftsf. Menke und Krüger); 1840 in Erlangen (Geſchäftsf. Leupoldt und Stromeyer); 1841 in Braunſchweig (Geſchäftsf. Strombeck und Mansfeldt, Mitgl. 620); 1842 in Mainz (Geſchäftsf. Gröſer und Bruch, Mitgl. 930); 1843 in Gräz (Geſchäftsf. Langer und Schrötter); 1844 in Bremen (Geſchäftsf. Smidt und Focke); 1845 in Nürnberg (Geſchäftsf. Dietz und Ohm); 1846 in Kiel; 1847 in Aachen und 1849 in Regensburg. In allen Zuſammenkünften werden Vorträge von einzelnen Gelehrten gehalten, die ſowohl ſehr intereſſante als neue Mittheilungen enthalten; dieſes, und namentlich auch die auf dieſe Weiſe erleichterte gegenſeitige perſönliche Bekanntſchaft von wiſſenſchaftlich Befreundeten, und das freie, heitere, wiſſenſchaftliche Leben, das dadurch dauernd angeregt wird, ſowie die gemeinſchaftliche Durchwanderung der Sammlungen, Cabinete u. ſ. w., welche der jedesmalige Verſammlungsort darbietet, ſind als der hauptſächlichſte Gewinn dieſer Zuſammenkünfte erkannt worden, und das Intereſſe dafür iſt auch durch die Begünſtigung, welche dieſe Vereine von Seiten der Regierungen erhalten haben, ſowie durch die immer mehr wachſende Zahl der Mitglieder ſowohl aus dem In- als Auslande ungemein erhöht worden. Das Band des Vereins iſt ein rein geiſtiges und für jede Verſammlung wird ein angeſehener Gelehrter des gewählten Orts zum Präſidenten, ihm zur Seite ein anderer Gelehrter als Secretär ernannt, und beide leiten für die jedesmaligen Sitzungen das Ganze. Ueber die einzelnen Zuſammenkünfte ſind in der „Iſis“ ausführliche Berichte erſchienen, ſowie in andern Zeitungen und Tageblättern. Die günſtigen Reſultate dieſer Verſammlungen, denen mehrere britiſche Naturforſcher, unter andern in Berlin und Hamburg beiwohnten, veranlaßten die Gründung ähnlicher Vereine in England, der ſeine erſte Verſammlung zu York im Sept. 1831, 1832 zu Oxford hielt, in Italien, Frankreich, Scandinavien, den Niederlanden und Nordamerika. Vor Bildung des Vereins der deutſchen Naturforſcher beſtand ſeit 1815 ſchon in der Schweiz die „Allgemeine helvet. naturforſchende Geſellſchaft“, welche 1823 bereits 305 ordentliche und 106 Ehrenmitglieder zählte, und ſich ebenfalls jährlich, mit den Orten wechſelnd, verſammelt.

Naturgeſchichte, wörtlich erklärt, ſollte eigentlich die Wiſſenſchaft von den Naturbegebenheiten bezeichnen, allein man hat dem Worte eine andere Bedeutung beigelegt, nach welcher es ſo viel heißt als Kunde von allen Naturerſcheinungen, Naturkörpern oder Naturerzeugniſſen, die Art und Weiſe ihrer Entſtehung oder ihrer Bildungsproceſſe. Schicklicher wäre es daher ſtatt Naturgeſchichte Naturbeſchreibung zu ſagen, obwohl auch dieſes Wort noch nicht genau die Sache bezeichnen würde. Führt die N. zugleich die Urſachen an, warum jene Erſcheinungen gerade ſo und nicht anders auftreten, ſich die Naturdinge ſo und nicht anders geſtalten, ſo iſt ſie philoſophiſche N., und heißt dann auch Naturphiloſophie, während jene die blos erzählende, empiriſche N. iſt und durch die philoſophiſche N. erſt ihre Begründung erhält, jedoch, weil ſie die Naturdinge nur nach ihren äußeren Theilen beſchreibt, wohl im practiſchen Leben, ſo z. B. in der Oekonomie, Technologie u. ſ. w. nützlich iſt, als bloße Wiſſenſchaft aber keinen Werth haben kann. Die N. behandelt nur ſolche Naturgegenſtände, deren Bildung wir vollſtändig beobachten können. Dahin gehört z. B. unſer Erdkörper, inſoweit er zum Gegenſtand der Forſchung genommen werden kann, ferner Alles, was auf ihm ſich bildet. Die übrigen Weltkörper ſind Gegenſtand einer eigenen Naturwiſſenſchaft, der Aſtronomie; denn eine N. der Weltkörper zu geben, iſt nicht möglich, da wir an ihnen die Veränderungen und Erſcheinungen nicht ſo wie an Erdkörpern beobachten können. Ebenſo bilden auch die Chemie, welche die Naturkörper in ihre Beſtandtheile auflöſt, und die Phyſik eigene Wiſſenſchaften, und ſind theils Hülfswiſſenſchaften, theils begründend für die N. Die N. zerfällt zuvörderſt in folgende 4 Hauptwiſſenſchaften: Geologie, N. der Erde als Ganzes und ihrer Theile (Boden,

Digitized by Google

Mineralien u. ſ. w.), Botanik, N. der Pflanzen und des Pflanzenreichs, Zoologie, N. der Thiere und des Thierreichs, und Anthropologie, N. des Menſchen, der Menſchenwelt. Jede dieſer Hauptwiſſenſchaften hat wieder ihre untergeordneten Wiſſenſchaften, dieſe verzweigen ſich ebenfalls wieder vielfach und haben zum gemeinſamen Stamm die Geologie und zum Gipfel die Anthropologie (vgl. Naturwiſſenſchaften). — Hiernach iſt alle N. entweder erzählend oder beſchreibend; im erſteren Falle ſagt ſie uns, was und wie ſich Etwas in der Natur, im Raume entwickelt, wie z. B. die Pflanze vom Samenkorn aufgeht, wächst, Blüthen treibt und aus dieſem endlich wieder Samen ſich entwickelt, und wie dieſe Veränderungen bei der Entwickelung in der Zeit auf einander folgen; im zweiten beſchäftigt ſie ſich mit der Darſtellung der im Raume bereits entwickelten Dinge, beſchreibt dieſe nach ihrer Geſammtheit, ſowie im Einzelnen, als Ganzes ſowohl wie nach den einzelnen Theilen und hat es alſo mit der Gegenwart, der bereits vorhandenen Bildung als Ergebniß der Entwickelung zu thun. Beide Momente der N. ſtehen zu einander in Verbindung, können nie völlig getrennt werden, nur daß ein Moment immer vor dem andern vorherrſcht. So muß der Phytolog oder Botaniker in die Beſchreibung einer Pflanze zugleich die Erzählung mit aufnehmen, muß das Gegenwärtige mit dem Vergangenen und Zukünftigen verbinden, muß bei Beſchreibung der Blüthe und ihrer Bedeutung ihr Vorbild in der Laubpflanze (Blätter, Stamm und Wurzel), auf den Keim in ihr zur künftigen Frucht, und bei Beſchreibung der Frucht und des Samens auf ſeine urſprüngliche Blüthenform zurückdeuten. Ein drittes Moment bildet die Syſtematik (ſ. Naturſyſtem). — Inſofern man am Naturweſen drei Haupttheile unterſcheidet, nämlich die Form, die Subſtanz (Stoff, Materie, ihre Beſtandtheile und deren Verhältniß) und das Leben, ſo ergeben ſich drei andere von den bereits oben angeführten verſchiedene Momente der N.: die Formenlehre (Morphologie), die Stofflehre (Stöchiologie) und die Lebenslehre (Phyſiologie, Biologie). Es ſind dieſes die Theile jeder naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaft, ſie beſtehen nicht für ſich und von jenen drei Momenten geſondert, ſondern jeder einzelne Theil muß obige drei Momente in ſich vereinigen und ſowohl erzählend, als beſchreibend und ſyſtematiſch ſein. Dennoch zerfällt die Formlehre in Formerzählung, Formbeſchreibung und Formſyſtematik, die Stofflehre in Stofferzählung, Stoffbeſchreibung und Stoffſyſtematik, und ebenſo die Phyſiologie. — Die Phyſiologie tritt erſt bei dem höher ausgebildeten (organiſchen) Naturproduct auf und wird beim Menſchen zur Anthropologie, und in Bezug auf deſſen geiſtige Natur zur Pſychologie. Inſofern die N. allein das Lebendige zum Gegenſtande nimmt, heißt ſie Zoologie. (S. die einz. Artikel.) — Als ergänzende, doch minder weſentliche Theile gehören zur N. 1) Geographie der N., die Aufenthalt und geographiſche Verbreitung der Naturproducte zum Gegenſtande ihrer Forſchungen macht, und 2) die Beziehung dieſer Producte auf Benutzung im Menſchenleben, wo die N. dann mit andern Wiſſenſchaften in Verbindung tritt, und es daher eine ökonomiſche, technologiſche, forſtwiſſenſchaftliche u. ſ. w. N. gibt. Hiernach wird die N. eines einzelnen Naturdinges, z. B. eines Thieres, umfaſſen müſſen: 1) Syſtematik, ſyſtematiſche Beſtimmung durch die Artkennzeichen; 2) Naturbeſchreibung; 3) geographiſche Naturgeſchichte; 4) anatomiſche Beſtimmung (Beſchreibung der innern Theile); 5) Phyſiologie; 6) Stofflehre oder Chemie; 7) Nahrung, Fortpflanzung, Lebensart und pſychiſches Betragen, Lebens- und Seelenlehre in Beziehung auf das Ganze des Thieres; 8) ökonomiſche, technologiſche, forſt- und jagdwiſſenſchaftliche N. — Der Urſprung naturhiſtoriſcher Kenntniſſe muß ſo alt als das Menſchengeſchlecht ſelbſt ſein, denn die Naturproducte der Erde fallen dem Menſchen in die Augen und ſind zu den Bedürfniſſen ſeines Lebens unentbehrlich. Auch gibt es wenig Schriften aus dem Alterthum, die nicht wenigſtens einzelne zur N. gehörige Bemerkungen enthalten. Sammlungen ſolcher Nachrichten haben indeß erſt die Griechen veranſtaltet und dadurch der N. eine wiſſenſchaftliche Form gegeben. Als erſter eigentlicher Begründer der N. iſt Ariſtoteles anzuſehen, nach ihm haben ſich um ſie vorzüglich verdient gemacht: Theophraſt von Epheſus, ſpäter Dioscorides und Aelian. Unter den Römern hat beſonders der ältere Plinius ſehr

Digitized by Google

wichtige Sammlungen von Beobachtungen und Nachrichten, die ſich über das ganze Gebiet der N. verbreiten, hinterlaſſen. Doch iſt ſeine N., wie überhaupt die aller alten Naturforſcher und Sammler naturhiſtoriſcher Nachrichten, durch eine Menge, zum Theil unrichtiger Beobachtungen, zum Theil ſehr abenteuerlicher Fabeln verunſtaltet. Auch noch bis ins Mittelalter blieb die N. ohne ſorgſame Pflege, und nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im Occident nahmen ſich der geſammten N. beſonders Conrad Geßner in Zürich, Ulyſſes Aldrovandi in Bologna, John Ray in England, Tournefort in Frankreich an; der Wiſſenſchaft begann ein neuer Tag zu leuchten, und man hatte durch die Bemühungen dieſer Männer, ſowie Anderer, welche einzelne Theile der N. mit Fleiß bearbeiteten, bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts einen ziemlichen Schatz von richtigen Kenntniſſen über die Naturdinge erlangt, aber es fehlte noch an einer guten ſyſtematiſchen Ordnung des Ganzen. Dieſem Mangel half endlich Karl v. Linné beſonders in Bezug auf Botanik und Zoologie ab, und gab das erſte Naturſyſtem (ſ. d.). Das Mineralreich haben mit beſonders glücklichem Erfolge bearbeitet und in ein Syſtem gebracht Wallerius und Cronſtedt. Unter den vorzüglichſten Werken, durch welche die genannten Männer zur ſyſtematiſchen Ordnung der N. den Grund gelegt haben, führen wir an: Conrad Geßner's „historia animalium“ (5 Thl., Zürich 1551—1587, zuletzt Frankfurt 1787, Fol.); deſſelben „opera botanica“ (herausgegeb. von Caſ. Chriſt. Schmiedel, Nürnberg, 1. Thl. 1753, 2. Thl. 1771, Fol.); deſſelben „de omni rerum fossilium genere“ (Zürich 1565); Ulyſſes Aldrovandi's „de quadrupedibus, solidipedibus, bisulcis etc.“ (Bologna 1646); deſſelben „historia serpentum etc.“ (Ebend. 1640); deſſelben „histor. de piscibus etc.“ (Ebend. 1638); deſſelben „de animalibus insectis“ (Ebend. 1603); deſſelben „museum metallicorum“ (Ebend. 1648); John Ray's „synopsis animalium quadruped. etc.“ (London 1693); deſſelben „synopsis avium“ (Ebend. 1713); deſſelben „synopsis piscium“ (Ebend. 1713); deſſelben „historia insectorum“ (Ebend. 1710); deſſelben „histor. plantarum generalis“ (Ebend. 1686—1704); Karl Linné's „systema naturae“ Leiden 1735, Stockholm 1766); deſſelben „mantissa plantarum“ (Ebend. 1767 und 1771); deſſelben „genera plantarum“ (Leyden 1737, Stockholm 1764); deſſelben „species plantarum“ (Ebend. 1735 und 1762, 2 Theile). Seit Linné iſt das Studium der Naturgeſchichte in Deutſchland, Frankreich, Schweden, England, Rußland u. ſ. w. mit großem Eifer betrieben worden, beſonders war Buffon's Methode, die N. zu bearbeiten, ganz geeignet, Eifer dafür zu erwecken, wodurch ſie immer mehr Anhänger fand, durch deren Forſchungen und Entdeckungen ihr Gebiet um vieles bereichert wurde. Der neueſten Zeit gehört das Verdienſt geiſtreicher Combination ſcharfſichtiger Beobachtungen, namentlich zu Herſtellung philoſophiſch begründeter Syſtematik. — Unter der außerordentlichen Menge naturhiſtoriſcher Schriften können wir hier einige neuere, theils umfaſſendere Werke, theils für das Studium zweckmäßige Handbücher anführen: „Dictionnaire des sciences naturelles“ (Paris 1816—30, 60 Bde.), und das „Dictionnaire classique de l'histoire naturelle“ (Paris 1822—32, 17 Bde.). Nach ihm iſt das „Wörterbuch der Naturgeſchichte“ (Wien 1822 flg.) bearbeitet. Blumenbach's „Naturgeſchichte“ (Göttingen 1831, 12. Aufl.); Funke's „Naturgeſchichte und Technologie“ (Braunſchweig, 6. Aufl. 1812, 3 Bde.); Löhr's „Gemeinnützige und vollſtändige Naturgeſchichte“ (Leipzig 1815—1817, 5 Bde.); Schubert's „Allgemeine Naturgeſchichte, oder Andeutungen zur Geſchichte und Phyſiognomik der Natur“ (Erlangen 1826), und vorzüglich auch Oken's „Allgemeine N. für alle Stände“ (Stuttgart 1833—45, 13 Bde., mit einem naturhiſtoriſchen Atlas), auch iſt deſſelben ſeit 1816 erſcheinende, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ausgezeichnete Zeitſchrift, die „Iſis“, vorzugsweiſe der N. gewidmet. Ferner Burmeiſter, „Handbuch der Naturgeſchichte“ (Berl. 1837); Beudant's, Milne Edward's und Juſſieu's „Populäre Naturgeſchichte der drei Reiche“ (deutſch, 12 Bde., Stuttg. 1844); und die „Naturgeſchichte der drei Reiche“ von Biſchoff, Blum, Bronn, Leonhardt, Leuckart und Voigt (14 Bde., Stuttg. 1834—45). Abbildungen enthalten der „Synoptiſch-naturhiſtoriſche Atlas“ (21 Blatt, in Imperial-Fol., Wien 1833—43), und Schinz, „Abbil-

Digitized by Google

dungen aus der Naturgeſchichte“ (4 Abthlg., 2. Aufl., Zür. 1840, Fol.). Eine genaue Zuſammenſtellung der ſämmtlichen naturhiſtor. Schriften bis auf den Anfang unſers Jahrhunderts enthält: Böhmer's „Bibliotheca scriptorum historiae naturalis“ (5 Theile in 10 Bänden, Leipzig 1785 flg.), und Engelmann, „Bibliotheca script. etc.“ (Bd. 1, Lpz. 1846).

Naturgeſetze nennt man die allgemeinen, aus der Erfahrung durch den menſchlichen Beobachtungsgeiſt und Scharfſinn abgeleiteten Grundſätze und Regeln, nach welchen die Naturerſcheinungen vor ſich gehen und die an den Naturgegenſtänden ſich offenbaren. Sie ſind theils ſelbſt Eigenſchaften der Dinge theils ergeben ſie ſich aus denſelben, ſo oft die Dinge vermöge ihrer Eigenſchaften in Beziehung zu einander treten. (Vgl. Naturphiloſophie.) Folgende ſind die wichtigſten allgemeinen Naturgeſetze (mit Ausnahme der allgemeinen Eigenſchaften der Körper): das Geſetz der Bewegung, der Brechung des Lichts, der Centralbewegung, des Druckes flüſſiger Materien, der Electricität, des Falls der Körper, der Federkraft oder Elaſticität, des Galvanismus, des Gleichgewichts der Kräfte, des Hebels der flüſſigen Materien, das Geſetz der magnetiſchen Materie, des Pendels, der Schwere oder Anziehung, des Stoßes, der Trägheit, der Zurückwerfung (ſ. die betreffenden Artikel) u. a. m. Gleiche N., wie in der unorganiſchen, beſtehen auch in der organiſchen Welt, und Camper, Sömmering und Gall haben ſehr wichtige Entdeckungen in dieſer Beziehung gemacht. Der Erſtere fand z. B., daß je vollkommener organiſirt und je geiſtvoller die Weſen ſind, ſich auch die Geſichtstheile mehr oder weniger ausbilden, und der untere und vordere Theil des Geſichts dann ſowohl bei Menſchen als Thieren, je nach dem höheren oder geringeren Grade der Organiſation mehr oder weniger zurücktritt. Ebenſo fand Sömmering, daß je geiſtvoller ein Weſen iſt, deſto größer das Gehirn bei ihm iſt. Das Gall'ſche Naturgeſetz lehrt, daß der äußere Gehörgang bei pflanzenfreſſenden Thieren hinter der Mittellinie, durch welche der Hirnſchädel in zwei gleiche Theile getheilt wird, bei fleiſchfreſſenden vor derſelben liegt. Während nun bei den eben erwähnten N'n der Raum oder geometriſche Beſtimmungen das Weſen ausmachen, treten bei andern die Zeitverhältniſſe deſto mehr hervor, und es kommen z. B. gewiſſe Krankheiten, wie Fieber, an beſtimmten Tagen zur Entſcheidung. Auch kann man bei der Entwickelung organiſcher Weſen beſtimmte N. beobachten. Das Brüten der Vögel unter Andern hat ſeine beſtimmte Zeit und Dauer, die nach der verſchiedenen Ausbildung der Vögelgattung eine verſchiedene iſt, und z. B. bei dem Adler weit länger währt, wie bei dem Zaunkönig. Daſſelbe Verhältniß findet auch bei dem Trächtigſein der Säugethiere u. ſ. w. ſtatt. Faſſen wir nun andere N. genauer ins Auge, ſo erkennen wir in ihnen das mathematiſche Princip als das vorherrſchende. So iſt das Uebergehen thieriſcher Körper in Fäulniß an ein mathematiſches N. gebunden. Nach wiſſenſchaftlichem Begriffe iſt die Fäulniß ein Zerfallen der organiſchen Maſſe als Ganzes in eine unbeſtimmte Zahl organiſcher und chemiſcher Grundſtoffe. Betrachten wir dieſes Geſetz indeß näher, ſo ſehen wir neben dem mathematiſchen Inhalt deſſelben auch gewiſſe Zeitgeſetze hervortreten und finden, daß die Fäulniß, je nach dem ſtärkeren oder geringeren Einfluſſe der atmoſphäriſchen Luft, bald früher, bald ſpäter eintritt. — Die N. begründen die Ordnung, Sicherheit und Harmonie der bewußtloſen Natur, ſie ſind Wahrheiten der göttlichen Offenbarung; durch Aufhebung des geringſten Naturgeſetzes aber würden alle N. aufgehoben, eine gänzliche Umänderung der bisherigen Naturordnung herbeigeführt werden, und Gott würde eine Wahrheit ſeiner Offenbarung vernichten und ſo ſich ſelbſt widerſprechen. Deshalb kann weder durch höhere Macht ein N. aufgehoben werden, noch ein N. das andere vernichten, oder es müßte eine Wahrheit die andere aufheben, was ebenfalls ein Widerſpruch wäre. Wunder alſo im gewöhnlichen Sinne genommen, d. h. eine ſolche augenblickliche Aufhebung von N.'n, ſind mit den Eigenſchaften des höchſten Weſens nicht zu vereinigen; ſie ſind nur Erſcheinungen, die wir nach den bekannten N.'n nicht erklären können und es liegen ihnen höhere uns noch unbekannte N. zum Grunde. Sehen wir in den Wundern die Zeugen ſolcher höheren N., ſo iſt der Glaube an ſie vernünftig, aber ein Irrglaube, wenn er ſie für naturgeſetzwidrige Erſcheinungen

Digitized by Google

hält. Auf den höheren Stufen der Geſammtnatur, in den organiſchen Reichen, wo immer mehr Kräfte zuſammenwirken, deren jede nach eigenthümlichen Geſetzen thätig iſt, werden die Erſcheinungen immer verwickelter, und ihre Erklärung, da wir manches N. noch gar nicht kennen, alle aber zur Erklärung jedes einzelnen nothwendig ſind, immer ſchwieriger. Vergl. Kant, „Metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaften" (3. Aufl., Lpg. 1800).

Naturlehre, ſ. Phyſik.

Naturphiloſophie nennt man die ſpeculative wiſſenſchaftliche Betrachtung der Welt der Erſcheinung. Da Philoſophie nur möglich iſt, wenn es Eine wahrhafte Vernunft gibt, welche eben ſo ſehr Gegenſtand der Erkenntniß iſt, wie das Erkennende ſelbſt, ſo muß die Philoſophie auch bei Betrachtung der Natur auf Erkenntniß der Einheit ausgehen. Die Natur, die ſinnliche Welt, iſt ſo vielfach wie die Sinne, welche, obſchon in ihren Wahrnehmungen durchaus von einander verſchieden, doch im Bewußtſein verknüpft werden. Der Ausdruck ſinnliche Welt bezeichnet näher aber auch noch dies, daß ſie nur für den Menſchen, wie er ſelbſt ſinnlich wahrnehmbar iſt, vorhanden, d. h. für den einzelnen, ſich von den vielen andern unterſcheidenden, Einen der Vielen. Die Vernunft iſt das Allen gemeine, wären alle Menſchen durchaus vernünftig, ſo gäbe es keinen Unterſchied derſelben. Der Menſch iſt mithin als vernünftig nicht, wohl aber als ſinnlich Einer der vielen Unterſchiedenen, und als ſolchem erſcheint ihm die Welt ſelbſt nicht als die vernünftige, in der Einheit, ſondern als die ſinnliche, in die vielen Unterſchiedenen auseinander gegangene, die mannichfaltige, und was damit zuſammenhängt, als die veränderliche und vergängliche. Die Aufgabe der Naturphiloſophie läßt ſich hiernach ſogleich auf dreifache Weiſe ausſprechen: 1) die Welt der Vielen, Unterſchiedenen, Veränderlichen, Vergänglichen iſt zu begreifen als das Eine, Ewige, Unveränderliche. 2) In der Vielheit, Mannichfaltigkeit, Veränderlichkeit und Vergänglichkeit der Welt iſt die Einheit und Einfachheit, das Beſtehen und das Unveränderliche aufzuſuchen. 3) Ich ſelbſt bin Geiſt, der ſich als Einzelnen ſetzt und ſo in der Welt als Vielheit der Einzelnen ſich ſelbſt anſchaut, und in dieſer Anſchauung zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt als dem Einen zurückkehren muß. Jeder dieſer drei Ausdrucksweiſen beſagt dem Inhalte nach daſſelbe, aber in der formellen Verſchiedenheit derſelben iſt der Entwickelungsgang des Selbſtbewußtſeins des Geiſtes ausgedrückt, den er zunächſt in Bezug auf Naturphiloſophie genommen hat. Ja ſogar der Entwickelungsgang aller Philoſophie iſt damit angegeben; denn man kann ſowohl in hiſtoriſcher als ſpeculativer Hinſicht behaupten, daß alle Philoſophie Anfang und Ende in der Naturphiloſophie habe. Schon mit dem Begriffe der Philoſophie iſt der vom gemeinen Denken feſtgehaltene Unterſchied zwiſchen Geiſt und Natur aufgehoben, indem alles, was wirklich erkannt wird, als Alleiniges, welches kein Anderes ſchlechthin von ihm Unterſchiedenes neben ſich duldet, begriffen wird, ſo daß, ſobald von Natur und Geiſt geredet wird (die erſten Philoſophen kannten den Geiſt auch nicht dem Namen nach), ſogleich die Natur als Erſcheinung des Geiſtes ausgeſprochen werden muß, alſo daß ſie nur im Schein eine andere iſt, in Wahrheit aber nicht. In ſeiner Erſcheinung, der Natur, iſt der Geiſt zunächſt ihm ſelbſt (als erkennendem) gegenſtändlich, alſo indem er die Natur erkennt, erkennt er ſich ſelbſt, und ebenſo, wenn der Philoſoph ſich um die Erkenntniß des Geiſtes bemüht, ſo kann und ſoll ſolche Erkenntniß zu nichts anderem führen als zur Erkenntniß des Geiſtes in ſeiner Erſcheinung, d. h. zur Erkenntniß der Natur. Um nun aber näher auf die drei angegebenen Ausdrucksweiſen der Aufgabe der Naturphiloſophie einzugehen, ſo bezeichnet die erſte den griechiſchen Standpunkt des Bewußtſeins. Die griechiſche Philoſophie (und in ihr alle Philoſophie) beginnt ſogleich mit der Behauptung: daß die Vielen Eins ſind, und nur dies, welches dieſes Eine ſei, und wie es in den Vielen ſei, iſt die Aufgabe, an deren Löſung die griechiſche Philoſophie ihren Verlauf nahm. Dagegen trat mit dem Wiederaufleben der freien Wiſſenſchaft in der chriſtlichen Welt, die Philoſophie mit der zweiten Form der N. auf. In derſelben liegt der formelle Fortſchritt, daß in ihr zunächſt von der Seite des erkennenden Geiſtes das durch das Chriſtenthum in die Welt gekommene Bewußtſein von der Perſönlichkeit des Geiſtes enthalten

Digitized by Google

iſt. Mit ihr nämlich iſt das Beſtreben nach Erkenntniß einerſeits der Gattungen, andererſeits der Geſetze in der Natur gegeben; denn dieſe ſind das in der Vielheit und Veränderlichkeit beſtehende Einfache und Unveränderliche, wie es dem Einzelnen (dem perſönlichen Geiſte) erſcheint, ſo lange er ſich ſelbſt der Natur gegenüber als von ihr unterſchiedenen feſthält. Dieſe Naturanſchauung iſt es, welcher unſere ganze neuere Naturwiſſenſchaft ihren Urſprung verdankt, und man ſieht, wie ſie auf das beſtimmteſte ausgeſprochen, zu dem Reſultate führen muß, welches die Kant'ſche und ſchon im Uebergange zu dem dritten Standpunkte die Fichte'ſche Philoſophie ausſprach, daß es nämlich der Menſch (Einzelgeiſt) iſt, welcher die Geſetze (das Unveränderliche) gleichſam in die Natur hineinſieht; vor ſeinem Auge, d. h. vor dem Auge des Geiſtes, erſcheint ſie unvergänglich, welches ſie aber nicht iſt, wie ſogleich hinzugeſetzt wird, weil ſie ſelbſt in der Fremdheit gegen den Geiſt feſtgehalten wird. Dieſe Fremdheit aber entſchwindet ſchon in der Fichte'ſchen Philoſophie dem Inhalte nach, weil in ihr verharrend die Natur in das Nichts zerrinnt. So iſt der dritte Standpunkt, das Bewußtſein über die Aufgabe in der dritten Form, errungen, welches der neueſten Philoſophie angehört und auf welchem das Daſein der Natur gerade aus der Perſönlichkeit des Geiſtes abgeleitet wird, an welcher vorher gegen die Natur feſtgehalten wurde. Sind auch die Verſuche einer Naturphiloſophie von dieſem Standpunkte noch ebenſo anfänglich, wie es auf dem erſten Standpunkte die Philoſophie der Jonier, und auf dem zweiten die Philoſophie des Carteſius war, ſo iſt darum doch der ganze Standpunkt als der großartigſte Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes anzuerkennen. Dieſer Standpunkt liegt gegenwärtig noch im Kampfe mit dem ihn zunächſt zuvorgegangenen, um ſo mehr, da ſich dieſer Standpunkt aus dem Gebiete der Philoſophie ſelbſt abgeſondert und neben ihr geltend gemacht hat. Er hat den großen Vortheil, ſich bereits durch alle Gebiete der Naturwiſſenſchaften ausgebreitet zu haben, alle Entdeckungen, Beobachtungen, Erfahrungen ſind auf ſeinem Boden gemacht, in ſeinem Lichte betrachtet worden. Dagegen ſteht er im Nachtheil gegen den Standpunkt, daß er in ſich zerriſſen iſt, es auf ihm zu keiner durchgreifenden Allgemeinheit kommt, weil er ſeinem Weſen nach, das Subject nach ſeiner Vereinzelung gelten laſſen muß, und nicht an der Natur ſelbſt einen Prüfſtein der Tüchtigkeit des erkennenden Subjects ſelbſt hat. Während der neueſte Standpunkt die Willkür ausſchließt, erkennt ſie der ihm entgegenſtehende an, und iſt eben darum dem Subject, welches ſelbſt ohne alle philoſophiſche Bildung an die Natur gehen kann, um ſie zu erkennen, angenehm, indem die Eitelkeit deſſelben geſchmeichelt wird. So begegnen wir auf keinem Gebiete des Wiſſens größerer Unphiloſophie mit ſelbſtgefälligeren Prätenſionen, als in den Naturwiſſenſchaften, wo die abgeſchmackteſten Abſurditäten für Philoſophie ausgegeben werden. Während die älteren großen Naturforſcher, deren Daſein wir jenem Standpunkte verdanken, wie Newton und beſonders Kepler mit unſäglicher Mühe gegen die Einzelheiten der Erſcheinungen ſich hindurch arbeiteten, und im ſtillen Bewußtſein der Univerſalität des Geiſtes, ewige Naturgeſetze entdeckten, die durch ihre Allgemeinheit ihre Wahrheit bekundeten, genügen vielen Neueren, welche nichts lieber als jenes Bewußtſein der Univerſalität, und damit Mühe und Anſtrengung aufgegeben haben, wenige Erfahrungen um jugendliche Naturgeſetze zu conſtruiren, welche das nächſte Jahr ſchon durch neue Entdeckungen, mit neuer Willkürlichkeit aufgefaßt, über den Haufen geworfen werden. Experimentirt zwar wird viel, weil es leicht und unterhaltend iſt, aber der Mühe des Denkens kann man ſich überheben, ſeit jener ſich überlebende Standpunkt zu dem Reſultate gekommen, daß der Menſch das ewig Wahre nie zu erkennen im Stande ſei. Wie ſoll aus ſolcher troſtloſen Lehre der Muth des Denkens kommen. Dem neuen Standpunkte iſt es ſchwer gemacht, durch die ungeheure Menge der Unbeſonnenheiten, welche ſich an die großartigſten Erſcheinungen knüpfen, die unter den Händen der zahlloſen Experimentatoren hervorgetreten, mit Beſonnenheit hindurch zu ſchreiten, und von der erſten (der Schelling'ſchen Schule), welche dies verſucht, kann man Aehnliches ſagen, was Ariſtoteles von der erſten griechiſchen Philoſophie ausſprach, daß ſie, berauſcht von dem großen Gedanken, welcher die Welt erfaßt, um ſich geſchlagen und nur hier und da einen guten Schlag gethan. — Mehr noch als in

Digitized by Google

Deutſchland iſt die Naturphiloſophie in den übrigen gebildeten Europa heruntergekommen, ſo daß, während in Deutſchland doch der Name der Philoſophie gerettet worden (indem die Philoſophie ſich ſtets, wenn auch zu ihrer eigenen Verunehrung von Seiten der Gegner, gegen die Willkürlichkeit gedankenloſer Naturwiſſenſchaft erklärt), namentlich in England ſogar alles dasjenige Philoſophie genannt wird, was bei uns kaum auf den Namen der Wiſſenſchaft Anſpruch machen würde. Dafür haben weder Engländer noch Franzoſen an der Fortbildung der Philoſophie ſeit Kant ſelbſtändigen Antheil genommen.

Naturpoeſie. In dieſem Ausdrucke liegt eigentlich ein Widerſpruch. Denn inwiefern unter Poeſie eine Kunſt verſtanden wird, die Kunſt aber der Natur entgegengeſetzt iſt, kann es auch keine N. geben, und aus eben dieſem Grunde auch keinen Naturdichter. Man muß indeß dieſen Ausdruck in einem anderen Sinne nehmen und vornehmlich in zweierlei Bedeutung, in objectiver und ſubjectiver. Zuerſt nämlich bezeichnet man mit N. diejenige Poeſie, welche die Natur in irgend einer Beziehung dichteriſch auffaßt. Dergleichen Naturdichter hat es zu allen Zeiten gegeben, und alle dichteriſchen Verſuche eines Volkes waren Naturpoeſien, bewußtloſe, inſtinctartige Erzeugniſſe der ſich äußerlich darſtellenden, dichtenden Phantaſie, die ſtets ein treuer Spiegel der Natur, die Dinge in ihrem reinen, ungetrübten Glanze auffaßt. Auch unter den neueren Naturphiloſophen kann man in gewiſſer Hinſicht manche zu dieſen Naturdichtern zählen, da ihre Pilоſopheme mehr das Gepräge der dichtenden Einbildungskraft als der philoſophirenden Vernunft tragen. Zweitens bezeichnet man mit dem Worte in ſubjectiver Bedeutung diejenige Poeſie, die ein natürliches, d. h. ſcheinbar kunſtloſes Produkt deſſen iſt, der etwas eben dichteriſch auffaßt. Auch in dieſer Hinſicht waren alle erſten Dichter eines Volkes Naturpoeten, denn es fehlten ihnen noch Muſter, wornach ſie ſich hätten bilden können. Die Behauptung Mancher aber, daß eigentlich jeder Dichter ein Naturdichter und jede Poeſie Naturpoeſie ſein ſolle, nach dem Grundſatze: Dichter werden geboren und nicht gemacht (poëtae nascuntur non fiunt), iſt nur inſoweit richtig, als die Natur, wie überhaupt bei jedem Künſtler, ſo auch beim Dichter innerlich wirkſam ſein und ihn mit einem, im Verhältniß zu andern Menſchen größern Maße von Dichtungskraft ausgeſtattet haben muß. Dieſe Dichtungskraft aber, oder das Dichtertalent muß kunſtmäßig durch Theorie entwickelt und gebildet werden. Es laſſen ſich aber ſtets Grade der Kunſtbildung unterſcheiden, mit welcher man eine Kunſt ausübt. Der Eine gelangt erſt durch lange ſchulmäßige Anleitung oder Selbſtübung zu einem gewiſſen Grade der Kunſtbildung, während ein Anderer weit weniger Uebung und Unterricht braucht, um in ſeiner Kunſt etwas Rühmliches zu leiſten. Es würde jedoch der Letztere in Bezug auf Dichtkunſt nicht ſowohl ein Naturdichter, als ein Naturaliſt in der Dichtkunſt genannt werden können. Denn unſtreitig würde Jener, der ſein natürliches Talent zur Kunſt in vollkommener Schule mit Ernſt und Freiheit ausbildete, den Letzteren doch ſpäter durch Tiefe, Geiſt und Klarheit ſeiner Kunſtprodukte übertreffen. Ein Naturaliſt in der Dichtkunſt, wo ſich, wie in den mimiſchen Künſten, dieſer Naturalismus am meiſten zeigt, dürfte daher, wenn ihm die nöthige kunſtmäßige Ausbildung mangelt, nie dahin gelangen, etwas Vorzügliches produciren zu können. Dies finden wir an allen großen Dichtern beſtätigt; jeder von ihnen entfaltete ſein Talent durch fleißiges Studium der Naturgegenſtände. Hier laſſen ſich aber wieder Arten der Bildung unterſcheiden. Die eine iſt mehr lebendige Anſchauung und allſeitige Vertiefung in die Gegenſtände und dem Künſtler beſonders förderlich. Sie findet ſich vorzüglich unter Menſchen und Völkern, die den Naturzuſtand erſt verlaſſen haben und auf den erſten Stufen der Cultur ſtehen. Die andere Bildungsart beſteht in einſeitiger geiſt- und körpertrennenden Reflexion. Jenes könnte man künſtleriſche, dieſes die wiſſenſchaftliche Bildung nennen. Man findet dieſen Gegenſatz in Bezug auf ganze Perioden der Geſchichte, wie in der Geſchichte einzelner Völker und in einer und derſelben Zeit bei einzelnen Individuen, indem bei dem einen die poetiſche und lebendige, bei dem andern die überlegende Anſicht vorherrſcht. So nennt man die Poeſie der Griechen Naturpoeſie, die der neuern Völker dagegen Kunſtpoeſie, Naturpoeſie ferner die Homeriſche Poeſie, im Gegenſatze zur ſpätern Lyrik und

Digitized by Google

Dramatik, Naturpoeſie endlich die altdeutſche, namentlich die der Volkslieder, im Gegenſatze der poetiſchen Erzeugniſſe unſerer Zeit. Ebenſo könnte man Goethe und Bürger Naturdichter, Schiller dagegen den mehr reflectirenden, philoſophiſchen Dichter nennen. Die reflectirende Dichtkunſt, wo der Verſtand das vorherrſchende iſt, konnte ſich nothwendig erſt nach der Naturpoeſie bilden; denn das Schaffen geht der Reflexion über das Geſchaffene vorher, und letztere erhält, je mehr die poetiſche Darſtellungskraft eines Volkes ſich erſchöpft, vor jener das Uebergewicht, und deshalb konnte auch die ſpätere Zeit erſt den Unterſchied zwiſchen Natur- und Kunſtpoeſie bilden und richtig auffaſſen. Es tritt derſelbe aber hauptſächlich darin auf, daß die Naturpoeſie alle Claſſen und Stände einer Nation anſpricht und erhebt, während die Kunſtpoeſie mehr für die gebildeteren Stände paßt, weil ſie einen höhern Grad geiſtiger Bildung verlangt. Jene erhebt und zu dieſer muß man ſich erheben. Daraus folgt auch noch, daß je weiter ein Volk in der Bildung vorgeſchritten iſt, man um ſo viel weniger wahre Naturdichter in ihm finden könne.

Naturrecht heißt im Allgemeinen jede ſich ſpeciell mit Recht beſchäftigende philoſophiſche Betrachtung, worin ſchon liegt, daß daſſelbe nicht allein irgend ein einzelnes in einem beſtimmten Staate geltendes Recht zum Gegenſtande hat, weil jede philoſophiſche Betrachtung es mit dem Begriffe zu thun hat, welcher das Nichteinzelne, ſondern das Allgemeine iſt. Die Philoſophie des Rechtes wurde früher Politik (de republica) genannt, weil der Staat als Daſein des Rechtszuſtandes gefaßt wurde. Der ungeſchickte Name N. für Philoſophie des Rechtes ſtammt aus der modernen Anſicht, daß es ein Recht gäbe, welches dem Menſchen von Natur zukomme, im Gegenſatze gegen das ihm durch den Staat ertheilte Recht. Rechtfertigen läßt ſich dieſer Ausdruck nur dann, wenn man unter Natur ſo viel als Weſen verſteht, und dann N. definirt als Betrachtung des Rechtes als im Weſen des Menſchen gelegen, aber nicht im Weſen ſeiner Natur, ſondern ſeines Geiſtes. Darin, daß man auf den Gedanken eines N.'s gekommen, liegt der großartige Fortſchritt ausgeſprochen, welchen die Gegenwart im Bewußtſein über die Vergangenheit des römiſchen und griechiſchen Alterthums und des Mittelalters gemacht hat. Dieſer Fortſchritt iſt der Gedanke der perſönlichen Freiheit. Nach den Alten war der Menſch nicht frei durch ſich ſelbſt als Geiſt, ſondern durch den Staat, und zwar nur durch den republikaniſchen Staat, d. h. durch einen Staat, in welchem der Einzelne nur Bedeutung hatte, inſofern ſein einzelnes Daſein das Allgemeine war; die perſönliche Freiheit, welche ſich unmittelbar zunächſt als Willkür geltend machte, war der Ruin der antiken Staaten. Durch das Chriſtenthum war die Idee der perſönlichen Freiheit gegeben, dadurch, daß alle Menſchen als Kinder Gottes anerkannt wurden, die aus dem Stande der Knechtſchaft, der Herrſchaft von Sünde und Tod, befreit werden, dadurch, daß der Geiſt Gottes in ihnen lebendig wird. Dieſe Idee war durch die Religion im Glauben, und die Arbeit der verfloſſenen Jahrhunderte war, ſie in das Wiſſen zu erheben. Der Staat des Mittelalters war durch die Religion vermittelt und entſprach ſo der im Glauben enthaltenen Idee des Rechtes, indem alle Glieder des Staates durch Religioſität zuſammengehalten wurden. Als aber das Anſehen der Kirche durch ihre Verbildung in römiſchen Katholicismus und die daraus folgende Reformation erſchüttert worden war, ſchwand die Religioſität zunächſt aus den Herzen der Machthaber, und die Folge war, daß das Regieren zu einem Geſchäfte der Willkür wurde, und wenn noch im Namen, doch nicht im Geiſte Gottes geführt wurde. Der am feinſten gebildete franzöſiſche Hof ging hierin am weiteſten. So wurde im Staate ein Bruch zwiſchen Regierung und Volk herbeigeführt, der noch bedeutender wurde, als auch in dem letztern, das durch den Glauben gegebene Gefühl der perſönlichen Freiheit, das Gefühl der Würde des Geiſtes, wegen des aufgegebenen religiöſen Inhaltes, zunächſt nur in ſeiner leeren Form, welche die Willkür iſt, ins Bewußtſein trat. Regierung und Volk traten nun in jenen verderblichen Gegenſatz, der die Staatsumwälzungen der letzten 50 Jahre zur Folge hatte, und in dem auf beiden Seiten die Willkür ſtand. Dieſer Zeit des anfänglichen, nur formellen Bewußtſeins der Freiheit, welche nur im Negiren der einen Partei gegen die andere Recht hatte, gehört das Aufkommen des Namens N. an. Das dem Menſchen ſeinem

Digitized by Google

Weſen nach zukommende Recht wurde dem poſitiven Rechte, welches durch die Geſetzgebungen der Staaten ausgeſprochen iſt, entgegengeſtellt und daher, um es zu conſtruiren, ein Naturſtand fingirt, in welchem ſich der Menſch vor Etablirung der Staaten befunden haben ſollte. Der Staat ſelbſt wurde als ein Vertrag angeſehen, und inſofern durch dieſen das N. verletzt werde, von unveräußerlichen Rechten geſprochen, Menſchenrechten, die durch einen unklug eingegangenen Vertrag nicht aufgehoben werden könnten. Wie man auch in anderen Lebensverhältniſſen zur Natur zurück zu gehen mahnte, ſo ſollten auch die Staaten dem Naturzuſtande näher gebracht werden, da man jedoch erkannte, daß auf dieſe Weiſe eine Herrſchaft der Willkür etablirt werden würde, deren traurige Folgen man in Frankreich ſah, und bei welcher alle Sicherheit des Lebens und des Vermögens aufgegeben wurde, ſo kam man zu der erbärmlichen Anſicht, daß der Staat ein Vertrag gegenſeitiger Rechtsbegebung ſei, welcher um der Schlechtigkeit der meiſten willen leider eingegangen werden müſſe, damit das Leben Sicherheit gewönne. Nach dieſer Meinung wäre das Herrſchende in der Welt das Unrecht, und daher von einem Daſein des Rechtes überhaupt nicht die Rede; ſie wurde aber dahin gemildert, daß man den Staaten die Aufgabe ſtellte, wie die Menſchen allmälig an Vollkommenheit zunehmen, allmälig mehr und mehr von ihrem Unrechte ablaſſen, oder was daſſelbe, man fingirte das Ideal eines Staates, welcher nichts anderes, als eine Herrſchaft der Willkür war, und von dem man ausſagte, daß er niemals beſtehen könne, daß aber die Staaten immer mehr dahin ſtreben müßten, zur Vollkommenheit deſſelben zu gelangen. Alle dieſe Anſichten haben den Mangel, daß in ihnen die Freiheit nur formell verſtanden iſt, nicht ihrem Inhalte nach. Die Freiheit iſt die bewußte Perſönlichkeit des Geiſtes. Im Naturzuſtande iſt aber der Geiſt auf der niedrigſten Stufe ſeines Daſeins, in ſeinem Anfange, ſo daß er nur erſt die Möglichkeit, zu ſich ſelbſt zu kommen, iſt, aus ihr entwickelt er ſich, d. h. kommt zu ſich ſelbſt, und damit zum Rechte. Jedes Recht iſt eine Beſtimmung der Freiheit des Geiſtes, und wie ſich der Geiſt entwickelt aus dem Naturzuſtande, ſo auch das Recht. Hieraus ergibt ſich eine Philoſophie des Rechtes, welche wie ſie inhaltsvolle Freiheit begreift, ſo auch mit den ewigen Wahrheiten der Religion übereinſtimmt. Wie die Religion einen allmächtigen und allweiſen Gott lehrt, der den Menſchen von ſeinem Geiſte mitgetheilt, und der mithin nicht ohnmächtig iſt, ſo daß ſein Werk nicht iſt, was es ſein ſoll, ſondern ein vollkommenes Geſchöpf ſeines Willens; ſo lehrt dieſe Philoſophie des Rechtes, daß die Idee des Rechtes nicht ein ſpecifiſch Verſchiedenes von dem poſitiven Rechte ſei, ſondern in dieſem ſein vollkommenes, erſcheinendes Daſein habe. Wie aber alles Geiſtige, ſo entwickelt ſich auch das Recht, nicht ſo, daß äußerlich etwas hinzukommt oder wegfällt, ſondern daß das vorher Verhüllte und Innerliche ſich äußere. Die Geſchichte der Staaten, durch welche das Recht ſein Daſein hat, iſt eine Geſchichte der Entwickelung der in jedem dieſer Staaten vollkommen ſeinem Inhalte nach verwirklichten Idee des Rechtes. Allerdings iſt hiernach, wie nach den Begriffen der Alten, der Staat dasjenige, wodurch der einzelne Menſch zum Rechte kommt, aber der Staat ſelbſt iſt erſtens als Daſein des Geiſtes erkannt, und zweitens iſt es nicht einſeitig der republikaniſche Staat, welcher das Recht als Daſein der Freiheit ſchafft, ſondern der Staat überhaupt und zwar jeder Zeit derjenige, welcher der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes entſpricht, gegenwärtig alſo, wo die Freiheit mit der Perſönlichkeit des Geiſtes identiſch erkannt iſt, nicht mehr der republikaniſche Staat, ſondern ein Staat, welcher das Recht ausſpricht als zukommend dem Menſchen vermöge ſeiner geiſt-perſönlichen Würde, und zugleich ſich ſelbſt darſtellt in einer Perſönlichkeit, welche durch die Macht des Staates beſtimmt wird, alſo die Monarchie. Denn dadurch unterſcheidet ſich der Monarch vom Despoten, daß ſein Wille nicht identiſch mit ſeiner Willkür, ſondern mit dem Willen des Staates iſt, der ſich in ſeiner Perſönlichkeit darſtellt. In dieſem höhern Sinne mag der Monarch ſagen: l'etat c'est moi, oder genauer: „Ich bin der Staat.“

Naturſtand. Der Grund, warum man von einem Naturſtand der Menſchheit ſpricht, liegt darin, daß wie jeder Einzelne ſo auch ganze Völker und die geſammte Menſchheit ſich aus dem Schoße der Natur entwickeln und daß die Natur bei ihnen, bevor ſie ſich

Digitized by Google

durch geiſtige Bildung über ſie erhoben, vorherrſchend iſt. Die verſchiedene Anſicht von dieſem N. geht daraus hervor, aus welchem Geſichtspunkte man ihn auffaßt. Man kann dies entweder anthropologiſch, oder theologiſch, oder juridiſch-politiſch. In der erſten Hinſicht verſteht man unter N. den Zuſtand der Menſchen und Völker, bei dem ſie ohne geſellige Cultur und Bildung, die nur mit dem Staatsleben beginnt, unter der Herrſchaft ihres Naturtriebes einzeln oder zuſammen leben, ohne ſich dieſes Lebens bewußt zu ſein, und dieſes iſt die allgemeine Bedeutung des Wortes N. Dabei kann man noch einen Unterſchied zwiſchen dem N. der erſten Menſchen und dem einzelner Völker machen, indem wir bei jenen, wegen ihrer Hülfloſigkeit und dem Mangel eines menſchlichen Erziehers eine unmittelbare Leitung und Erziehung durch die Gottheit, und einen Sündenfall nach den Berichten der Bibel annehmen. Ebenſo unterſchieden haben manche einen Zuſtand der Kindheit, was der primitive Zuſtand der Völker den Naturgeſetzen gemäß iſt, und einen Zuſtand der Wildheit, der phyſiſchen Kraft, welcher ſich dem thieriſchen Inſtinct in dem Maße nähert, als ſich die Kindheit durch Sanftmuth und Milde von ihm unterſcheidet. Erhebung über die Natur iſt eine Beſtimmung des Menſchen, und eine den Menſchen unwürdige Behauptung iſt es daher, daß der Menſch, um ſeine Beſtimmung zu erreichen, den Zuſtand der Cultur verlaſſen und zum N. zurückkehren müſſe. In juridiſch-politiſcher Bedeutung verſteht man unter N. den außerbürgerlichen Rechtszuſtand, entgegengeſetzt dem Staatsleben. (S. Naturrecht). In Bezug auf einzelne Thätigkeiten des Menſchen, welche durch Kunſt zur Vollkommenheit erhoben werden, könnte man auch ſelbſt von jedem einzelnen im Staate lebenden Menſchen einen Naturſtand annehmen, ſo in philoſophiſcher Hinſicht den Zuſtand, in welchem der gemeine Menſchenverſtand ſich ohne wiſſenſchaftliche Cultur befindet, ebenſo einen künſtleriſchen, wo der Begriff N. dann ſo viel wie Naturalismus in der Kunſt umfaßt.

Naturſyſtem, Syſtem der Natur. Bei der verſtändigen Anſchauung der Natur iſt man darauf gekommen, die Erſcheinungen, Gegenſtände derſelben, um ſie trotz ihrer unendlichen Vielheit überſehen zu können, in große Gruppen zuſammenzuſtellen, ſodaß Aehnliches zu Aehnlichen komme und die ſo erhaltenen Claſſen wieder in kleinen Gruppen Zuſammengehöriger zu zerlegen u. ſ. f. Der Grund ſolcher Eintheilung iſt die Aehnlichkeit, das Zuſammengehören, aber derſelbe kann entweder nur im betrachtenden Subject liegen, oder in den Gegenſtänden ſelbſt. In jenem Falle iſt der Eintheilungsgrund ſelbſt ein beliebig gewählter, in dieſem ein nothwendiger. Das Verfahren bei Herſtellung von Syſtemen iſt, daß man die Eigenſchaften der zu ordnenden Gegenſtände als Merkmale feſtſetzt. Wenigſtens ein Merkmal müſſen alle Gegenſtände gemein haben, welche in ein Syſtem zuſammengefaßt werden ſollen. Nachher ſtellt man die Gegenſtände zuſammen, welche mehrere Merkmale gemein haben u. ſ. f., ſodaß jede untere Abtheilung des ganzen Syſtems minder zahlreich an Einzelnen in ſie gehörigen Gegenſtänden, aber zahlreicher an gemeinſamen Merkmalen dieſer Gegenſtände iſt. Bei dieſer Art der Herſtellung eines Syſtems bleibt die Hervorhebung der Merkmale, nach denen die Ordnung geſchieht, aus den unzähligen Merkmalen jedes Gegenſtandes, der Willkür des Eintheilenden überlaſſen. Das Merkmal ſelbſt iſt eine Art, wie der Gegenſtand für mich exiſtirt, ſodaß alſo die Individualität, Subjectivität des Betrachtenden es iſt, welche den Gegenſtand modificirt, um ihn nach ſeinen Merkmalen zu beſitzen. Ein wahres und wirkliches Naturſyſtem muß unabhängig von der Willkür und Subjectivität des Betrachtenden ſein, indem es ſich von jedem willkürlichen und wie man es nennt künſtlichen Syſteme dadurch unterſcheidet, daß es in der Natur ſelbſt ſein wirkliches Daſein hat. Es fragt ſich, ob es ein wirkliches Naturſyſtem gibt? Die geſammte Natur iſt, wie die Religion ſagt, eine Schöpfung des weiſen und mächtigen Gottes aus Nichts, mithin nichts als Aeußerung des göttlichen Willens, wie die Philoſophie ſich ausdrückt, Erſcheinung des Geiſtes. Die Freiheit des Geiſtes iſt es, welche ihn ſich zu äußern beſtimmt, dieſe Selbſtbeſtimmung des Geiſtes muß ſo an der Natur ſelbſt hervortreten, daß der Geiſt, welcher ſich vermöge ſeiner Einheit nur vollkommen, nicht mangelhaft und dürftig äußert, in der Natur nach ſeiner

Digitized by Google

ganzen vollkommenen Weſenheit erſcheint, oder was daſſelbe, alle Weisheit Gottes muß in der Natur ſich offenbaren. Die Selbſtbeſtimmung, Freiheit des Geiſtes, muß alſo als Nothwendigkeit in der Natur auftreten. Alle einzelnen Gegenſtände in der Natur müſſen durch dieſe Nothwendigkeit vollkommen beſtimmt ſein. Zugleich gilt aber auch von jedem einzelnen Gegenſtande, daß er eine nicht mangelhafte, ſondern vollkommene Aeußerung des Geiſtes, weil er der Eine ſein muß. Da nun die Naturgegenſtände doch verſchieden ſind, alle aber denſelben Einen ungetheilten Inhalt, Geiſt, haben, deſſen Aeußerungen ſie ſind, ſo fällt die Verſchiedenheit nur in die Erſcheinung des Einen Inhaltes. Das Eine, welches verſchieden erſcheint und doch in jeder ſeiner Erſcheinungsweiſen vollkommen enthalten iſt, iſt das ſich *Entwickelnde*. In der Natur als gleichzeitigem Ganzen fallen aber die Entwickelungsſtufen nicht zeitlich, ſondern *räumlich* auseinander. Die Verſchiedenheiten der Erſcheinungsweiſen ſelbſt ſind nicht zufällige gegen einander, weil der Geiſt der alleinige iſt, Gott in Nichts ſchafft, denn ſonſt müßte es noch ein anderes unabhängiges und dabei mächtig beſtimmendes geben, außer dem Geiſte; denn zufällig gegen anderes iſt nur das vom andern unabhängige und gegen daſſelbe mächtige. Es muß alſo die Vielheit der Erſcheinungsweiſen aus der Weſenheit des Geiſtes erkannt werden. Die Natur iſt nun anzuſchauen als: Eines in der Vielheit, welches in jedem der Vielen wiederum ſeinem ganzen Inhalte nach als Eines auftritt, d. h. als *Organismus*. Die Organe ſtehen in dieſer Beziehung zu einander, daß ſie zugleich verſchiedene und doch dem Inhalte nach Eins ſind, ebenſo ſehr, wie ſie ſich zum Einen, welches ſie ſind, zuſammenſchließen. Die Natur *gliedert* ſich ins Unendliche, ſodaß ſie in jedem Gliede erſcheint und jedes Glied wiederum in ſeinen Gliedern. Verbindet man mit dem Syſteme den Begriff des *Abtheilens*, ſo gibt es kein wirkliches Naturſyſtem, denn das Abtheilen ſteht den Gliedern entgegen. Durch das Abtrennen des Gliedes hört dieſes auf Glied zu ſein, weil es zu etwas gemacht wird, was es nicht iſt, nämlich zu einem für ſich ſelbſtändigen, da es doch nur am Organismus ſein wirkliches Daſein hat. Das Syſtematiſiren der Natur verhält ſich in dieſer Beziehung vernichtend gegen dieſelbe, ſodaß ſie dieſelbe begreift, nicht als das, was ſie iſt, ſondern als das, was ſie nicht iſt. Die Naturforſcher verhalten ſich gegen die ganze Natur, wie die Chemiker gegen die organiſchen Subſtanzen. Er will ſie in ihre Beſtandtheile zerlegen und indem er ſie analyſirt, macht er ſie zum unorganiſchen, ſodaß er ſie nun immer als unorganiſches, was ſie doch gerade nicht ſind, erkennt. Die neuere Naturwiſſenſchaft hat ſich viel Mühe gegeben, ein wirkliches Naturſyſtem herzuſtellen, auch hat ſie erkannt, daß nach dem Princip der Entwickelung die Natur aufzufaſſen ſei, aber es iſt auch ihr begegnet, daß ſie die Glieder des Organismus abgetrennt und zu ſelbſtändigen gegen einander gemacht hat, ſtatt ſie am lebendigen Organismus zu erkennen. Das Verfahren wahrer Naturphiloſophie muß nicht ein anatomiſches Zerlegen ſein, denn, ſagt Ariſtoteles, die Hand abgeſchnitten vom menſchlichen Leibe, iſt nicht Hand mehr als nur dem Namen nach, ſondern ein Nachweiſen des Ganzen im Gliede, des Einen untrennbaren geiſtigen Inhaltes in jeder Entwickelungsſtufe.

Naturtrieb, ſ. *Inſtinct*.

Naturwiſſenſchaften. Naturwiſſenſchaft nennt man den Inbegriff aller der Erkenntniſſe und Lehren, welche ſich auf die Natur beziehen. Da man nun zu dieſen Erkenntniſſen auf verſchiedene Weiſe gelangen kann und die Beziehung in welcher ſie zur Natur ſtehen, ebenfalls verſchiedener Art iſt, ſo hat man den umfaſſenden Begriff Naturwiſſenſchaft in einzelne Naturwiſſenſchaften zerlegt und unterſcheidet zuvörderſt *empiriſche* und *rationale* Naturwiſſenſchaften. Zu erſteren gehört die *Naturgeſchichte* in engerer und weiterer Bedeutung, wo ſie dann die *Naturbeſchreibung* in ſich ſchließt, und ihre Unterabtheilungen, zu letzteren die *mathematiſche* und *philoſophiſche* N., welche beide ſich zwar auch auf Erfahrung begründen, ohne die es überhaupt keine Kenntniß von der Natur geben würde, ſich aber von jenen dadurch unterſcheiden, daß die mathematiſche, die man auch ſchlechthin *Naturlehre* nennt und in zwei, wiewohl genau verwandte Wiſſenſchaften, *Phyſik* und *Chemie* theilt, mit ihren Beobachtungen Rech-

Digitized by Google

nung und Meſſung verknüpft, während die philoſophiſche bei Erforſchung der Natur dieſe ſelbſt als räumlich ausgebreitete, Erſcheinung, erſtes unmittelbares Daſein des Geiſtes betrachtet. Letztere heißt auch Naturphiloſophie (ſ. d.). — Um die Bedeutung der einzelnen Theile des naturwiſſenſchaftlichen Ganzen richtig zu faſſen, darf man nur ihre Stellung im Syſteme der Naturwiſſenſchaft kennen. Das Bilden und Schaffen der Natur im Großen, den Weltraum mit den Weltkörpern, als beſonderen Welten, ihr Verhältniß zu einander und wie dieſe Vielheit von Welten in dieſen Verhältniſſen als ein Ganzes, als Weltbau erſcheint, dies lehrt uns zuvörderſt die Kosmologie (Wiſſenſchaft des Weltbaues). Betrachtet dieſelbe vorzugsweiſe die wahrſcheinliche Art der Entſtehung der Weltkörper, ſo heißt ſie Kosmogenie, und Aſtronomie, wenn ſie die mathematiſchen Verhältniſſe der Geſtirne, wie Größe, Maſſe, Entfernung von einander, Bewegung u. ſ. w. erforſcht und beſtimmt; wogegen die Kenntniß des Fixſternhimmels, hinſichtlich ſeiner Eintheilung in Sternbilder, die mathematiſche Eintheilung des Himmelsgewölbes (Weltäquator, Weltpole, Ekliptik ꝛc.) Aſtrognoſie oder Kosmographie heißt und zur Kosmologie in demſelben Verhältniſſe ſteht, wie die Geographie zur Erdkunde. Die Geologie iſt die Wiſſenſchaft des Planeten Erde, in Bezug auf ihre innere und äußere Beſchaffenheit, auf Form, Gebirge, Gewäſſer, Atmoſphäre und deren Einfluß auf das Leben der organiſchen Weſen in den verſchiedenen Gegenden der Erde. Demnach zerfällt die Geologie in verſchiedene Haupt- und Nebenäſte, deren jeder einen einzelnen Theil der Wiſſenſchaft behandelt. So erforſcht die Geogenie den Bau der Erde in ſeiner Entſtehung, die Geognoſie oder Oryktologie die innere Beſchaffenheit der Felſen und deren Theile (Gebirgsarten) und Verhältniſſe. Die äußere Geſtaltung und natürliche oder willkürliche Eintheilung der Erde, die Erdoberfläche iſt Gegenſtand der Geographie, die wieder in mancherlei beſondere Wiſſenſchaften zerfällt. Ein zu ihrem Verſtändniß unumgänglich nothwendiger Theil der Geologie iſt aber die Mineralogie (ſ. d.), die ſich ebenfalls in beſondere Wiſſenſchaften verzweigt. Mit den Verhältniſſen der Naturkörper in ſich und gegen einander und der daraus ſich ergebenden Erſcheinungen, und der Kunſt, dieſe zu veranlaſſen und nach beſonderen Zwecken in Anwendung zu nehmen, beſchäftigt ſich die Phyſik im engeren Sinne (im weiteſten iſt dieſes Wort mit Naturwiſſenſchaft gleichbedeutend). Ueber die Eintheilung der Phyſik in dynamiſche und mathematiſche, und ihre Nebenzweige: Statik, Hydroſtatik, Mechanik, Hydraulik, Dynamik (Hydrodynamik), Aërometrie und Aëroſtatik, Optik (Dioptrik, Katoptrik), Thermometrie und Pyrometrie, vgl. d. Art. Phyſik und die einzelnen hier aufgeführten Namen. Streng genommen gehört auch die Mathematik in ihrer ganzen Verzweigung zu den Naturwiſſenſchaften. Die reine Mathematik iſt die Wiſſenſchaft der Beſtimmungen der Zeit und des Raumes, der Zahlen und Formen, abgeſehen von dem Inhalte dieſer Formen; die angewandte Mathematik iſt Naturwiſſenſchaft mit dem Uebergewicht der formalen oder mathematiſchen Seite, unabgeſehen vom Inhalte der Form oder mit Berückſichtigung der Einheit von Form und Inhalt. Ihrem Inhalte nach gehört alſo auch die Aſtronomie zur angewandten Mathematik. Die dynamiſche Phyſik könnte ſich ebenfalls in beſondere Wiſſenſchaften theilen und es gäbe dann eine Wiſſenſchaft des Lichts (Photologie), der Wärme (Thermologie), des Magnets, der Elektricität u. ſ. w., doch werden ſie noch als Abſchnitte oder Lehren der dynamiſchen Phyſik behandelt. Die Meteorologie oder Atmoſphärologie (Wiſſenſchaft der atmoſphäriſchen Erſcheinungen und Erzeugniſſe) iſt ein nur äußerlich abgeſchiedener Theil der Phyſik. Ein großes, unermeßliches Feld zu Forſchungen bietet die Betrachtung der innern Thätigkeit der Natur dar, wie ſie Stoffe trennt und verbindet, durch Trennung Körper zerſtört und durch Verbindung neue hervorgehen läßt. Sie iſt Gegenſtand einer eigenen Naturwiſſenſchaft der Chemie, ohne welche die Kenntniß aller bisher erwähnten Wiſſenſchaften Stückwerk bleibt. Ueber ſie, ſowie ihre Eintheilung ſ. den Art. Chemie. — Die Naturbeſchreibung als Theil der Naturgeſchichte in weiterer Bedeutung ſtellt die Naturkörper in ihrer bereits erfolgten ganzen oder theilweiſen Entwickelung, d. h. in ihrer vollendeten oder unvollendeten Bildung dar; das Wachsthum derſelben im weiteſten Sinne, oder ihre

Digitized by Google

werdende Bildung, ihre Entſtehung, Fortſchreiten und allmäliges Vergehen bildet den Gegenſtand der Naturgeſchichte im engeren Sinne des Wortes. Wie ſich dieſe in Bezug auf die Verſchiedenheit der Naturprodukte ebenſo verſchieden verzweigt, oder in welche beſondere Wiſſenſchaften ſie hiernach zerfällt, iſt bereits im Artikel *Naturgeſchichte* geſagt worden. Den Schlußſtein der geſammten Naturwiſſenſchaften bildet die *Medicin*. In ihr vereinigen ſich alle in eine gemeinſchaftliche Richtung, in der Anwendung auf den menſchlichen (oder allgemeinen thieriſchen) Organismus. (S. *Medicin*). Hierzu iſt aber eine genaue Kenntniß des thieriſchen, wie des Pflanzenorganismus erforderlich und dieſe iſt wieder durch die Kenntniß der anorganiſchen Elemente und Mineralien bedingt. Die N. iſt endlich auch die Mutter aller Geiſteswiſſenſchaften, denn Geiſt und Natur ſind überall zur untrennbaren Einheit mit einander verbunden, ſo daß die Natur (Naturphiloſophie) nichts als Erſcheinung des Geiſtes und mithin der Geiſt in der Natur ſich ſelbſt gegenſtändlich hat. Ueber den jetzigen Standpunkt der N. findet man übrigens genügende Belehrung in Cuvier's „Hist. des progrès des sciences naturelles depuis 1789 jusqu' à ce jour" (Par. 1829, 4 Bde.).

Natzmer, Ottwig Anton Leopold von, preußiſcher Generallieutenant und commandirender General des erſten Armeecorps, geb. am 18. April 1782 zu Villin in Pommern. Sein Vater hatte als Adjutant im erſten Bataillon Leibgarde den 7jährigen Krieg mitgemacht, ſich der beſondern Gunſt des Königs Friedrichs des Großen erfreut und war zuletzt Obriſt und Commandant der Feſtung Kolberg; ſeine Mutter, ebenfalls dem Geſchlecht von Natzmer angehörig, war mit dem vom König Friedrich Wilhelm I. hochgeſchätzten Feldmarſchall Gneomar v. N. nahe verwandt, welcher in dem peinlichen Prozeſſe des Kronprinzen Friedrich nach ſeiner verſuchten Flucht die Erbitterung des gereizten Monarchen milderte. N. wurde, von früher Jugend dem Soldatenſtand beſtimmt, nach ſeiner vorbereitenden Bildung im älterlichen Hauſe, im 13. Jahre zum Leibpagen des Königs Friedrich Wilhelm II. ernannt, trat 1797 als Offizier in das erſte Bataillon Leibgarde, nahm einige Jahre ſpäter als ſolcher an den Arbeiten des Generalſtabes Theil und wurde 1801 zum Adjutanten des Bataillons befördert. In dieſer Stellung wohnte er 1806 der Schlacht bei Auerſtädt und dem Gefecht bei Nordhauſen bei, begleitete den Generalmajor von Hirſchfeld auf dem Rückzuge bis nach Prenzlau, gerieth durch die Prenzlauer Capitulation in franzöſiſche Gefangenſchaft, wurde aber ſchon im Anfange des folgenden Jahres gegen gefangene franzöſiſche Offiziere ausgewechſelt, und erhielt nach dem Tilſiter Frieden in dem in Oſtpreußen neu errichteten Garderegimente als Hauptmann das Commando der Leibcompagnie. Im Jahre 1809 ernannte ihn der König zu ſeinem Flügeladjutanten und beauftragte ihn bald darauf mit der Bildung des Garde-Füſelierbataillons. Von dieſer Zeit an wurde N. häufig zu ſehr wichtigen und ehrenvollen Aufträgen und Sendungen verwandt, deren gelungene Ausführung ihn mit der belohnenden Zufriedenheit ſeines Monarchen eine raſchere Beförderung im Dienſte zuſicherte. Zum Major ernannt, erhielt N. im Jahre 1810 den Auftrag, das neue Exercierreglement für die Infanterie und Cavalerie des preußiſchen Heeres anzufertigen. Im Gefolge des Königs befand er ſich ſpäter bei dem Fürſtencongreſſe zu Dresden, ward 1812 mit einer Sendung an das Wiener Cabinet beauftragt, erhielt nach ſeiner Rückkehr von Wien, als inzwiſchen General York mit dem preußiſchen Hülfscorps ſich von der franzöſiſchen Armee getrennt hatte, einen Auftrag für das franzöſiſche Hauptquartier, um hier die nöthig ſcheinenden Erklärungen und weitern Beſchlüſſe des Königs von Preußen auszuſprechen, und unmittelbar darauf eine geheime Sendung an den Kaiſer von Rußland, in Folge welcher alle Vorbereitungen zu dem großen Kampfe von Seite Preußens getroffen wurden. Im Jahre 1813 wohnte N. im Hauptquartier des Generals von Kleiſt der Blockade von Wittenberg und der Wegnahme der dortigen Vorſtädte bei, nahm am 5. April in dem Armeecorps des Generals York an dem Gefecht bei Danigkow Theil, ward darauf dem General Blücher beigegeben und focht hier in allen Gefechten bis zum glücklichen Tage bei Haynau mit. In der Schlacht bei Bautzen erwarb er ſich das eiſerne Kreuz zweiter Claſſe. Unterdeſſen war er zum Oberſtlieutenant

Digitized by Google

vorgerückt, und erhielt als ſolcher den Befehl, als Stellvertreter des Generals Gneiſenau, des Oberbefehlshabers der geſammten Landwehr Schleſiens, der durch anderweitige wichtige Geſchäfte abgehalten war, die in der Bildung begriffene Landwehr ſo ſchnell als möglich den übrigen Heereskräften anzureihen. Schon nach vier Wochen war ſein Auftrag beendigt und N. blieb bei dem Wiederbeginn der Feindſeligkeiten nach dem Waffenſtillſtande als Flügeladjutant im Gefolge des Königs, nahm den thätigſten Antheil an der Schlacht bei Dresden, an der Vernichtung des Corps Vandamme's bei Kulm am 30. Aug., an der Vertheidigung der böhmiſchen Grenze gegen das franzöſiſche Hauptheer im Gefecht bei Peterswalde am 16. Sept. und an allen Gefechten bis zur Schlacht bei Leipzig. Am dritten Tage, Morgens am 19. Oct., wurde N. von dem Könige von Preußen und der General Graf Toll vom Kaiſer von Rußland nach Leipzig geſandt, um mit dem König von Sachſen wegen ſeiner Forderung um Schonung der Stadt im Namen der verbündeten Monarchen zu unterhandeln. Währenddem wurde die Stadt von der Nordarmee mit Sturm erobert, und während Graf Toll beim König von Sachſen blieb, forderte N. die auf dem Marktplatz als Reſerve aufgeſtellten ſächſiſchen Truppen auf, den ſiegreichen Fahnen der Verbündeten zu folgen. Sie zeigten ſich dazu bereit, und N. führte ſie ſogleich nach dem ranſtädter Thore und ſtellte ſie ſo auf, daß ſie die zurückziehenden franzöſiſchen Truppen wirkſam beſchießen konnten. Für ſeine Thätigkeit wurde er mit dem eiſernen Kreuz erſter Claſſe, dem ruſſiſchen Georgsorden vierter Claſſe und dem Obriſtenrange belohnt. Im J. 1814 wohnte er dem Gefecht bei Mannheim beim Rheinübergange am 1. Jan. und der Schlacht bei Brienne am 1. Febr. bei. Bei einer Sendung an den Feldmarſchall Wrede brach er durch den Sturz ſeines von einer feindlichen Kugel getroffenen Pferdes ein Bein, das ihn aber nur 14 Tage hinderte, ſeiner raſtloſen Berufstreue zu folgen. Schon am 20. März war er wieder bei der Schlacht von Arcis ſur Aube thätig, und führte am 25. März in dem Kampfe bei la Fere Champenoiſe einen ehrenvollen Auftrag des Kaiſers von Rußland zu ſo großer Zufriedenheit desſelben aus, daß dieſer ihm auf dem Schlachtfelde ſelbſt den Wladimirorden dritter Claſſe ertheilte. Mit der Schlacht von Paris endigte N.'s Theilnahme an dieſem Völkerkriege. Nach dem Pariſer Frieden begleitete er den König von Preußen nach England und von dort über Paris nach dem Fürſtenthum Neufchatel nach Berlin zurück. Hier erhielt er das Commando der neugebildeten Grenadierbrigade und nahm 1815 mit derſelben Theil an dem Feldzuge, ohne unmittelbar den Sieg mit erringen zu helfen. Nach dem Abſchluß des zweiten Pariſer Friedens ward N., erſt 33 Jahr alt, zum Generalmajor befördert und erhielt zugleich den Befehl, in Abweſenheit des commandirenden Generals des Garde-Grenadiercorps, des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, beide Corps in das Vaterland zurückzuführen. Auch jetzt, wie ſchon früher, wurden ihm mehrere außerordentliche Sendungen anvertraut, die er ſtets mit ehrenvoller Anerkennung ausführte. Im Jahre 1817 begleitete er den Prinzen Wilhelm, zweiten Sohn des Königs von Preußen, nach Petersburg und Moskau, und wohnte den Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzeſſin Charlotte mit dem Großfürſten Nicolaus bei. Im Jahre 1820 wurde ihm auf ſeinen Wunſch eine Diviſion in der Armee (die 11. zu Breslau) zuertheilt. Er begleitete den Kronprinzen zu dem Congreß von Troppau und erhielt wenige Monate ſpäter den Auftrag, als Militärcommiſſarius von preußiſcher Seite dem Feldzug des öſterreichiſchen Heeres unter General Graf Frimont gegen Neapel beizuwohnen. Nach der Einnahme von Neapel durch die Oeſterreicher ging N. mit dem detachirten Corps des Generals Grafen Wallmoden nach Palermo und bereiſte einen Theil der Inſel Sicilien. Erſt im Spätherbſte kehrte er, geſchmückt mit dem St. Georgenorden beider Sicilien erſter Claſſe, nach Berlin zurück. Im folgenden Jahre begleitete er den Prinzen Wilhelm, zweiten Sohn des Königs auf einer Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Italien, kehrte im Frühjahr 1823 nach Breslau zurück und vermählte ſich 1824 mit ſeiner noch lebenden Gemahlin, einer Freiin von Richthofen. Im Jahre 1825 wurde er zum Generallieutenant ernannt, und 1827 vertauſchte er das Commando der 11. Diviſion mit dem der 8. in Erfurt. In Folge der Julirevolution und der bald darauf ſich zeigenden Bewegungen in Belgien rückte

Digitized by Google

N. mit der 8. Diviſion in Eilmärſchen nach dem Rhein und blieb faſt zwei Jahre lang in und um Köln ſtationirt, bis er am 30. März 1832 zum commandirenden General des 1. Armeecorps in Preußen ernannt wurde, nachdem er 3 Monate vorher den rothen Adlerorden erſter Claſſe erhalten hatte. Gleich nach ſeiner Ankunft wurde ihm die Auflöſung der polniſchen Truppen übertragen, die theils durch Abſperrung des Gielgud'ſchen Corps, theils nach Eroberung Warſchaus auf preußiſchen Boden übergetreten waren. Im Jahre 1835 erhob ihn der König, zum Zeichen ſeiner vollen Zufriedenheit mit den Truppen des erſten Armeecorps nach einer großen Revue, zum Chef des 12. Huſarenregiments; und als im folgenden Jahre die merkwürdige Revue ruſſiſcher und preußiſcher Truppen zu Kaliſch abgehalten werden ſollte, leitete er den Durchmarſch der ruſſiſchen Gardetruppen, welche von Petersburg über die Oſtſee nach Danzig geſchickt worden waren. Kaiſer Nicolaus verlieh ihm bei der Revue den Alexander=Newskiorden, nachdem ihm bereits einige Jahre zuvor das Großkreuz des polniſchen weißen Adlerordens zu Theil geworden war. Auch zwei Jahre ſpäter war er auf Befehl des Königs bei den großen ruſſiſchen Revuen zu Kowno und Wosnoſenzk gegenwärtig. Im Anfange des Jahres 1840 trat er auf zwei Jahre zur Wiederherſtellung ſeiner geſchwächten Geſundheit aus dem activen Dienſt und wurde zum Staatsdienſt befördert. Seine geiſtige Bildung, ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit haben ihm ſtets das ehrende Vertrauen ſeines Monarchen, die anhängliche Liebe ſeiner Untergebenen und die vollkommenſte Hochachtung bei allen Ständen der Provinzen erworben, zu zu denen ſein umfaſſender Wirkungskreis ihn hingeführt hat.

Naubert, Chriſtiane Benedikte Eugenie, geſchätzte Romanſchriftſtellerin, war geb. 1757 zu Leipzig und die Tochter des daſigen Dr. Hebenſtreit. Nach dem Tode des Vaters ließ ihr ihr Stiefbruder, der Profeſſor der Theologie Hebenſtreit, eine ſehr ſorgfältige Erziehung geben, beſonders beſchäftigte ſie ſich mit Geſchichte und neuern Sprachen. Ihre ſchriftſtelleriſche Thätigkeit hielt ſie aus Beſcheidenheit bis kurz vor ihrem Tode ſelbſt vor ihren nächſten Angehörigen verborgen. Sie verdient um ſo größere Anerkennung, da gerade zu ihrer Zeit, zu Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts die deutſche Leſewelt an der Maſſe friſch aufgeputzter, vornehmer und bürgerlicher, alter und neuer Heldenabenteuer, Ritter= und Geſpenſtergeſchichten und der ſogenannten geſchichtlichen Romane, womit ſie überſchwemmt wurde, ihren geſunkenen Geſchmack verrieth. Ihm gaben zum großen Theile die geiſt= und phantaſiereichen Romane der N. eine beſſere Richtung. Sie haben meiſtens hiſtoriſchen Stoff. Wir führen unter der Maſſe derſelben, die ganze 55 Bände füllt, nur einige derſelben an, wie: „Thekla von Thurn“ (den ſelbſt Schiller zu ſeinem Wallenſtein benutzte); „Eliſabeth von Toggenburg“; „Konradin von Schwaben“; „Biſchof Hatto von Mainz“; „Eudoxia“; „Gebhard, Truchſeß von Waldenburg“ und ihre beliebten „Volksmährchen der Deutſchen“ und ihr „Weihnachtsgeſchenk für die Jugend“. Sie war zwei Mal verheirathet, zuerſt mit Holdenrieder und dann mit Joh. Georg Naubert; beide waren Kaufleute zu Naumburg. Im Alter traf ſie das Unglück zu erblinden, ſie wandte ſich deshalb nach Leipzig, um hier Hülfe zu ſuchen, und ſtarb hier am 12. Jan. 1819.

Naukratis war eine im Alterthume ſehr bedeutende und blühende Handelsſtadt im ſogenannten Delta von Unterägypten, am kanobiſchen Nilarme. Sie lag in der Gegend des heutigen Salhadſchar und bildete den Mittelpunkt des ſämmtlichen Verkehrs zwiſchen der Küſte und dem innern Lande Der weiſe König Amaſis um 560 v. Chr. geſtattete hier den Griechen die erſte Niederlaſſung.

Naumachia (griech.), d. h. Schiffskampf, Seegefecht, nannten die Römer die Gefechte, welche beſonders zur Kaiſerzeit zur Beluſtigung des Volkes in eigens dazu eingerichteten großen Waſſerbehältern, die nach ihnen Naumachieen hießen, aufgeführt wurden. Mittelſt unterirdiſcher Waſſerleitungen wurden dieſe Behälter, die gewöhnlich amphitheaterförmig erbaut waren, unter Waſſer geſetzt, die darin liegenden Schiffe hoben ſich vor den Augen der Zuſchauer und es begann der Kampf, welcher nicht ein bloßes Scheingefecht war, ſondern ſich oft ſehr blutig endigte, da die Bemannung der Schiffe ge=

Digitized by Google

wöhnlich aus meiſtens zum Tode verurtheilten Verbrechern beſtand, von denen jeder nur durch Tödtung des andern das eigene Leben retten konnte. Die größte und prächtigſte N. ließ der Kaiſer Auguſtus aufführen; das Becken war 1800 Fuß lang, 1200 Fuß breit, und es konnten darin 50 Triremen oder Schiffe mit 3 Ruderbänken kämpfen. Julius Cäſar ließ im Jahre 46 in Rom eine N. aufführen und hatte zu dieſem Behufe einen Platz auf dem Marsfelde ausgraben laſſen. Kaiſer Claudius gab im Fucinerſee, ehe er ihn ableitete, eine N. Die in Naumachien verwendeten Gladiatoren hießen Naumachiarii. Wie es ſcheint konnten die Becken ebenſo ſchnell gefüllt als trocken gelegt und dann auch zu andern Fechterſpielen benutzt werden. Unwahrſcheinlich und nicht begründet iſt die Angabe, daß auch im Circus maximus Naumachien gehalten worden ſeien und man ihn dazu unter Waſſer geſetzt habe.

Naumann, Joh. Friedr., Inſpector des ornithologiſchen Muſeums des Herzogs von Anhalt-Köthen, Profeſſor und Gutsbeſitzer zu Ziebigk unweit Köthen, wurde daſelbſt am 14. Febr. 1780 geboren und iſt ein Sohn des ebenfalls als Ornitholog bekannten Joh. Andr. N. (ſ. d.). Er beſuchte von 1790—94 die Hauptſchule zu Deſſau, wurde aber hierauf von dem Vater wieder nach Hauſe genommen, damit er ihn in der Betreibung der Landwirthſchaft und der Erziehung drei jüngerer mutterloſer Geſchwiſter unterſtütze. N. hatte viele Anlagen; die mancherlei mechaniſchen Arbeiten, die er ſeinen Vater fertigen ſah, bildete er in kurzer Zeit viel kunſtgerechter als dieſer nach. Unermüdlich ſtudirte er für ſich Schriften über Land- und Gartenbau und alle Zweige der Naturgeſchichte, Botanik und Zoologie, vor Allem jedoch Ornithologie. Später wendete er ſich der letztern Wiſſenſchaft ausſchließend zu, beſchränkte ſich aber zum nicht geringen Nutzen der Ornithologie weſentlich auf das Studium der deutſchen Vögel. Die erſten Forſcher Deutſchlands und der Nachbarländer machten es ſich zum Vergnügen, den ebenſo anſpruchsloſen als redlichen und liebenswürdigen Mann in ſeinem Streben zu unterſtützen. Die Menge und der Umfang der mit größter Ausdauer und Umſicht von ihm geſammelten Beobachtungen iſt ſtaunenswerth und verleiht ſeinem Hauptwerke „Naturgeſchichte der Vögel Deutſchlands" (12 Bde., Lpz. 1822—44), dem allein Audubon's Leiſtungen verglichen werden können, einen unvergänglichen Werth. Nur der Anfang dieſes Werks rührt von N.'s Vater her; der Sohn gab ihm die Vollendung und zeichnete und ſtach auch unter andern die erſtaunliche Menge von vortrefflichen Platten, die daſſelbe begleiten. Auch nahm er Theil an mehrern andern Arbeiten, z. B. an Buhle's Werk „Die Eier der Vögel Deutſchlands" (Halle 1819 flg., Fol.) und gilt mit Recht für den erſten Kenner der deutſchen Ornithologie.

Naumann, Joh. Gottlieb, der bekannte Kirchencomponiſt, war der Sohn eines Landmanns und wurde 1741 im Dorfe Blaſewitz bei Dresden geboren. Die erſte Bildung ſeines muſikaliſchen Talents fand er in Dresden, begleitete von hier im 13. Jahre einen Virtuoſen Weeſtröm nach Italien, mußte ſich jedoch hier ſeinen Unterhalt durch Notenſchreiben verdienen, erhielt endlich beim großen Tartini in Padua Unterricht und Unterſtützung, durchwanderte hierauf die berühmteſten Gegenden Italiens und ließ ſich endlich in Venedig nieder, wo er ſich 8 Jahre aufhielt, und durch Ausarbeitung theatraliſcher Compoſitionen, die vielen Beifall erhielten, ſowie durch Bildung junger Leute in der Muſik ein gutes Einkommen verſchaffte. Im Jahre 1765 erhielt er den Ruf als kurfürſtlicher Kirchencomponiſt an den kurfürſtlich ſächſiſchen Hof nach Dresden, wurde bald darauf Kammercomponiſt, machte auf kurfürſtliche Koſten eine zweite Reiſe nach Italien und kam 1769 nach Dresden zurück, um zur Vermählung des Kurfürſten die große Oper „Clemenza di Tito" zu componiren. Im Jahre 1772 machte er die dritte Reiſe nach Italien, und hielt ſich 2 Jahre in Rom auf, componirte in 13 Monaten 5 Opern und wurde nach ſeiner Rückkehr Kapellmeiſter des Kurfürſten. In dieſer Stellung ſchrieb er 1776 zur Geburtsfeier König Guſtav's III. von Schweden ſeine große Oper „Amphion", zur Einweihung des Stockholmer Theaters 1780 die berühmten Opern „Cora" und „Guſtav Waſa" und für den däniſchen Hof 1785 die Oper „Orpheus". Von Seiten des preußiſchen und vieler andern Höfe erhielt er in dieſer Zeit die ehrenvollſten Anerbietungen, lehnte ſie aber ab

und wurde 1786 zum Obercapelldirector mit 3000 Thaler Gehalt ernannt. In ſeinen ſpäteren Jahren wurden Kirchencompoſitionen ſeine Lieblingsarbeiten und es zeichnen ſich außer mehreren ſeiner Pſalmen, Meſſen, Oratorien u. ſ. w., beſonders ſein „Vater Unſer“ aus. Am 21. Oct. 1801 traf ihn auf einem Spaziergange im großen Garten bei Dresden ein Schlagfluß, an deſſen Folgen er, nachdem er bis zum andern Morgen hülflos dort liegen geblieben war, zwei Tage darauf am 23. Oct. ſtarb. Außer den genannten gehören zu N.'s gelungenſten Arbeiten noch die Opern: „Tutto per amore“, „La dama soldato“ und „Acis und Galatea“. Die letztgenannte war ſeine letzte Arbeit dieſer Art, iſt aber voll jugendlicher Munterkeit und männlicher Fülle. Ueberhaupt zeugen alle ſeine Compoſitionen von reicher und feuriger Phantaſie und poetiſchem Geiſt. Als eine Merkwürdigkeit iſt zu erwähnen, daß N. eine große Fertigkeit auf der Mundharmonika beſaß und für dieſelbe 6 Sonaten componirt hat. Vgl. Meißner „Bruchſtücke zu einer Biographie J. G. N.'s“ (2 Bde., Prag 1803—8).

Naumann, Karl Friedrich, ordentlicher Profeſſor der Mineralogie und Geognoſie an der Univerſität zu Leipzig, der älteſte Sohn des Vorigen, geb. zu Dresden 1798, wandte ſich vorzugsweiſe der Mineralogie zu, ſtudirte zuerſt auf der Bergakademie zu Freiberg, ſeit 1817 in Leipzig und Jena, machte von 1821—22 eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Norwegen, habilitirte ſich 1823 in Jena, 1824 in Leipzig und wurde nach Mohs's Abgange von Freiberg nach Wien (1825) Profeſſor der Kryſtallographie zu Freiberg, die er bald darauf mit der Profeſſur der Geognoſie vertauſchte. Im Jahre 1842 erhielt er einen Ruf nach Leipzig. Er ſchrieb unter anderen; „Verſuch einer Geſteinslehre“ (Lpz. 1824); „Grundriß der Kryſtallographie“ (Ebend. 1825); „Lehrbuch der Mineralogie“ (Berl. 1828), „Lehrbuch der reinen und angewandten Kryſtallographie“ (Lpz. 1830, 2 Bde.), „Erläuterungen zur geognoſtiſchen Karte von Sachſen“ (Heft 1—12, Dresd. 1836—48; Heft 1—4, 2. Aufl., 1845); „Anfangsgründe der Kryſtallographie“ (Dresd. 1841); „Elemente der Mineralogie“ (Lpz. 1841); Lehrbuch der Geognoſie“ (Bd. 1, Abthl. 1, Lpz. 1849) und „Beiträge zur Kenntniß Norwegens“ (2 Bde., Lpz. 1824).

Naumann, Mor. Ernſt Adolf, Profeſſor der Medicin in Bonn, der Bruder des Vorigen, geb. 1799 zu Dresden, ſtudirte zu Leipzig und Berlin bis 1822 Medicin, erhielt 1824 zu Leipzig die Doctorwürde, kam 1825 als außerordentlicher Profeſſor nach Berlin, und 1828 als ordentlicher Profeſſor nach Bonn. Als die vorzüglichern ſeiner Schriften ſind anzuführen: „Ueber das Bewegungsvermögen der Thiere“ (Lpz. 1824); „Skizzen aus der allgemeinen Pathologie“ (Ebend. 1824); „Handbuch der allgemeinen Semiotik“ (Berl. 1826); „Theorie der praktiſchen Heilkunde“. (Ebend. 1827); „Zur Lehre von der Entzündung“ (Bonn 1828); „Verſuch eines phyſiologiſchen Beweiſes für die Unſterblichkeit der Seele“ (Ebend. 1830); „Grundzüge der Contagienlehre“ (Ebend. 1833); „Elemente der phyſiologiſchen Pathologie“ (Ebend. 1834) und ſein geſchätztes „Handbuch der mediciniſchen Klinik“ (Berl. 1829—31, 4 Bde.); ferner „Pathogenie“ (Berl. 1841; nebſt drei Fortſetzungen, Berl. 1841—45). Neben ſeinen mediciniſchen Studien beſchäftigte ſich N. ſehr fleißig mit Geſchichte. — Ein dritter Bruder, Konſtantin N., iſt Profeſſor der Mathematik in Freiberg.

Naumann, Joh. Andr., geb. 1744 in Ziebigk bei Köthen, wo er 1826 ſtarb, hat ſich als Landwirth und Ornitholog durch mehrere ſehr wichtige Werke bekannt gemacht. Wir erwähnen von dieſen: „Der Vogelſteller“ (Lpz. 1789); „Ausführliche Beſchreibung aller Wald-, Feld- und Waſſervögel in und um Anhalt ꝛc.“ (Köthen, Lpz. und Halle 1795) und das große ornithologiſche Werk: „Naturgeſchichte der Land- und Waſſervögel des nördlichen Deutſchlands und der angrenzenden Länder“ (22 Hefte, Lpz. und Köthen 1795—1804). Das letztere Werk wurde von ſeinem in denſelben Fächern ſehr erfahrenen Sohne, Joh. Friedrich N., fortgeſetzt und erſchien in 27 Heften (Lpz. 1805 bis 1811), und in einer dritten von dieſem ganz umgearbeiteten Auflage (Ebend. 1820—47, 3 Bde., mit Kpfrn). Außerdem hat dieſer auch eine „Taxidromie, oder Lehre, Thiere

Digitized by Google

auszuſtopfen ꝛc." (Halle 1815), „Ueber den Haushalt der nördlichen Seevögel Europas" (Lpz. 1824, mit Kupfern), mit Ch. A. Buhle: „Die Eier der Vögel Deutſchlands und der benachbarten Länder" (Halle 1819—1827, 25 Hefte, mit Kupfern), und mehrere andere in dieſes Fach ſchlagende Werke herausgegeben, die als Reſultate vieljähriger äußerſt ſorgfältiger Beobachtungen als die beſten dieſer Art allgemein anerkannt ſind.

Naumburg, Stadt im preußiſchen Regierungsbezirke Merſeburg, war ſonſt ein Stift, welches 1029 von Zeitz, wo es Otto I. geſtiftet hatte, hierher verlegt wurde, 1564 an Kurſachſen kam, von 1653—1726 Beſitzthum einer ſächſiſchen Nebenlinie war, und 1815 an Preußen abgetreten wurde. N. liegt in einer reizenden Gegend an der Saale, zählt 13400 Einw., beſteht aus der eigentlichen Stadt, der ſogenannten Herrenfreiheit, beide ummauert, und 3 Vorſtädten, hat 6 Kirchen, worunter ſich der alte Dom mit ſeinen zahlreichen Denkmälern altdeutſcher Kunſt auszeichnet, ein ſchönes Schloß, iſt Sitz des Oberlandgerichts für den Regierungsbezirk Merſeburg und Erfurt, hat Gymnaſium, Bürgerſchule, Waiſenhaus, eine Irren-, Corrections-, Armen- und Krankenanſtalt, bedeutende Fabriken in Baumwolle, Wolle, Leder und Stärke und jährlich 2 Meſſen. Einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet auch der in der Umgegend erbaute Wein, namentlich der rothe, welcher an Güte oft den franzöſiſchen Weinen gleichkommt. Das bekannte Naumburger Kirſchfeſt, welches von N. ſowohl, als der ganzen Umgegend jährlich am 28. Juli ſtatt findet, ſchreibt ſich ſchon aus alter Zeit her, und wird zum Andenken an den 28. Juli des Jahres 1432 gefeiert, an welchem Tage die von den Huſſiten unter Procopius beabſichtigte Zerſtörung der Stadt, (weil nämlich der Naumburger Biſchof von Goch auf der Synode zu Koſtnitz für Huß's Tod geſtimmt hatte), durch Bitten der Naumburger Jugend, die dem Feldherrn entgegen zog, abgewendet worden ſein ſoll. Neuere Geſchichtsforſcher wollen die ganze Belagerung in Zweifel ziehen.

Naundorf, Karl Wilh., ſ. Ludwig XVII.

Naupaktos, das jetzige Epakto oder Lepanto, war im Alterthume eine bedeutende Stadt mit einem geräumigen Hafen und lag eigentlich in Lokris, an der Nordküſte des korinthiſchen Meerbuſens. Später wurde ſie zu Aetolien gerechnet und kam erſt unter der Herrſchaft der Römer wieder zu Lokris. Eine genaue Beſchreibung gibt Leake in ſeinen „Travels in Northern Greece" (Bd. 2, Lond. 1835).

Nauplia oder Napoli di Romania, vom 19. Juni 1833 bis Dec. 1834 Reſidenz des Königs von Griechenland und Sitz der Regierung, liegt in der Provinz Argolis, dem nordöſtlichen Theile von Morea, am Meerbuſen von Nauplia, und iſt nach der neueſten Eintheilung Griechenlands Hauptſtadt des Departements Argolis und Korinth. Sie hat 3 Vorſtädte, gegen 7000 Einw., einen ſchönen, für 600 Schiffe geräumigen Hafen, und iſt von den Venetianern, unter deren Herrſchaft Morea 1687—1715 ſtand, wo es die Türken mit ganz Morea eroberten, durch 2 Citadellen ſtark befeſtigt: Palamidi, von welcher aus die Stadt und der von der Landſeite einzig mögliche Zugang, und Albanitika, von wo aus der Meerbuſen beherrſcht werden kann. Die Stadt iſt Sitz eines griechiſchen Erzbiſchofs, hat ein Zeughaus, eine Militärſchule und ein Gymnaſium und die Einwohner treiben nicht unbedeutenden Handel. Im Alterthume war N. der Hafen von Argos und lag etwas nördlicher als jetzt; es theilte die Geſchichte dieſer Stadt und Landſchaft und ſpäter im Mittelalter die des Peloponneſes (ſ. d.) unter byzantiniſcher, fränkiſcher und venetianiſcher Herrſchaft; im Jahre 1539 ward es von den Türken genommen, 1686 von den Venetianern erobert und 1715 kam es wieder unter die Herrſchaft der Türken. Eine große Bedeutung gewann es in der Zeit ſeit der Erhebung Griechenlands.

Nauplios, ein Sohn des Poſeidon und der Amymone, ein Argiver, war der Erbauer von Nauplia, ein berühmter Seefahrer und Vater des Prötos und Damaſtor. Er erreichte ein hohes Alter und war ſtets gegen die Götter ſehr aufgebracht, wenn ein Menſch ertrank; dafür ſtraften ſie ihn mit derſelben Todesart. — Nauplios, König von Euböa, Gemahl der Klymene, der Tochter des Katreus und Vater des Palame-

Digitized by Google

des (ſ. d.), Oeax und Nauſimedon, übte wegen der ungerechten Hinrichtung des Erſtern an den von Troja zurückkehrenden Griechen Rache, indem er, als ſie an Euböa vorüberſegelten, auf den kaphareiſchen Felſen Feuer anzündete und dadurch ſie verleitete, gegen die gefährlichſten Stellen der Küſte zu ſteuern und ſo Schiffbruch zu leiden. Auch ließ er den Frauen der vor Troja kämpfenden Helden falſche Nachrichten von der Untreue oder dem Tode ihrer Männer hinterbringen und verleitete ſie dadurch zur Untreue oder zum Selbſtmorde.

Nauſikaa, die Tochter des Königs der Phäaken, Alcinoos (ſ. d.) und der Arete, iſt namentlich bekannt wegen ihrer Freundſchaft gegen Odyſſeus (ſ. d.). Nach Einigen ſoll ſie ſpäter die Gemahlin des Telemachos geworden ſein und mit dieſem den Perſeptolis oder Ptoliporthos gezeugt haben.

Nauſinoos hieß der Sohn des Odyſſeus und der Kalypſo, Bruder des Nauſithoos.

Nauſithoos, der Sohn des Poſeidon und der Periböa, Vater des Alcinoos und Rherenor, war König der Phäaken, welche er, um den Angriffen der Cyklopen zu entgehen, aus Hyperia nach Scheria führte. — Nauſithoos hieß auch der Bruder des Nauſinoos (ſ. d.).

Nautik, ſ. Schifffahrtskunde.

Navarino (Neocaſtro), iſt eine feſte Hafenſtadt an der Südweſtküſte Moreas, hat ungefähr 3000 Einw. und einen vortrefflichen Hafen, der 2000 Schiffe bequem faſſen kann, uud für Linienſchiffe erſter Größe genug Tiefe hat. Die Einfahrt in denſelben wird auf der einen Seite durch die lange Inſel Sphakteria (Sphagia), und auf der andern durch eine lange und hohe Gebirgskette geſchützt, und iſt ſo eng, daß nur 2 Schiffe zugleich einlaufen können. Die Feſtungswerke der Stadt beſtehen aus 4 Baſteien und einer Citadelle. N. iſt ſeit den älteſten Zeiten wichtig. Hier vernichtete im peloponneſiſchen Kriege (425 v. Chr.) Demoſthenes, der Führer der athenienſiſchen Flotte, die weit ſtärkere Flotte der Spartaner. Von 1498 bis 1715 war N. der ſtete Zankapfel zwiſchen den Venetianern und Türken, wurde bald von der einen, bald von der andern Partei erſtürmt, kam 1715 in die Gewalt der Türken, 1821 durch Capitulation an die Hellenen unter Tibaldo, ging am 23. Mai 1825 durch Verrath Kolokotroni's an Ibrahim Paſcha verloren, und war nun die Hauptſtation der türkiſch-ägyptiſchen Flotte. Am 20. Oct. 1827 lief die vereinigte engliſche, franzöſiſche und ruſſiſche Flotte unter dem Oberbefehl des engliſchen Admirals Codrington in den Hafen von N. ein, um Ibrahim zu einer Erklärung wegen endlicher Räumung Griechenlands zu veranlaſſen, wurde aber von den türkiſchen Schiffen angegriffen, und es kam noch an demſelben Tage zu der denkwürdigen Schlacht, in welcher die türkiſch-ägyptiſche Flotte gänzlich vernichtet und Griechenlands Freiheit dadurch begründet wurde. (S. Griechenland.) — Das nahe bei N. liegende Esky Navarino oder Altnavarino ſoll das alte Pylos ſein, wo Neſtor ſeinen Königsſitz hatte.

Navarra, ehemals ein eigenes Königreich, umfaßt jetzt die ſpaniſche Provinz N. oder Ober-N. auf der Südſeite der Pyrenäen, und die franzöſiſche, auf der Nordſeite oder Nieder-N. Beide Provinzen ſtanden ehedem vereinigt unter Königen, und waren Theile der großen Monarchie Karls des Großen, unter deſſen Nachfolgern ſie ſich unabhängig erklärt hatten. Sie bildeten ein Königreich bis zum Jahre 1512, wo Ferdinand von Arragonien Obernavarra eroberte, welches von dieſer Zeit an bei Spanien geblieben iſt. Niedernavarra, auf der Nordſeite der Pyrenäen, wurde durch Heinrich IV., dem Sohne Johanna's III., der Erbin von N., mit Frankreich vereinigt, und die franzöſiſchen Könige nennen ſich daher Könige von Frankreich und N. Das ſpaniſche oder Ober-N., nördlich durch die Pyrenäen von Frankreich getrennt, öſtlich durch Aragon, ſüdlich durch Altcaſtilien und weſtlich durch die baskiſchen Provinzen begrenzt, iſt im Norden gebirgig, hat fruchtbare Thäler, wird vom Ebro durchſtrömt, erzeugt namentlich viel Getreide, guten Wein, vortreffliches Oel, und an den Pyrenäen treffliche Schaafheerden. Die

Digitized by Google

Einwohner, ein kühner, kräftiger Menſchenſchlag, durch Gewandtheit, Geiſt und Arbeitſamkeit von den Spaniern ausgezeichnet, an 300,000 Seelen ſtark, hatten bis auf die neuern Zeiten manche Rechte und Freiheiten, ſogar noch Cortes, theilen aber jetzt die Verfaſſung des übrigen Spaniens. Die Hauptſtadt der Provinz iſt Pampelona (Pompejopolis, nach ihrem angeblichen Gründer Pompejus), mit 15,000 Einw. Im Jahre 1834 erklärte ſich Obernavarra mit den baskiſchen Provinzen für den Prätendenten Don Carlos von Spanien und erhielt dafür von ihm die Zuſicherung der Fortdauer ihrer alten Rechte und Freiheiten. Das franzöſiſche oder Nieder-N., 21 QM. haltend, bildet jetzt einen Theil des Departemets der Niederpyrenäen.

Navarrete, Don Martin Fernandez de, einer der ausgezeichnetſten ſpaniſchen Gelehrten, geb. am 9. Nov. 1765 zu Abalos in der Provinz Rioja, wurde in dem Seminar von Vergara erzogen und trat von hier 1780 in die Gardemarine ein. Er machte den Krieg gegen England mit und kreuzte dann an der afrikaniſchen Küſte gegen die Mauren. Nach dem Frieden ſetzte er ſeine Studien in Cartagena fort und erhielt 1789 den Auftrag, die Archive zu bereiſen behufs einer anzulegenden Sammlung aller auf die ſpaniſche Marine und die Entdeckungsreiſen der Spanier ſich beziehenden Handſchriften und Urkunden. Im Kriege gegen die franzöſiſche Republik diente er als Adjutant des Generallieutenants Don Juan de Langara, der die ſpaniſche Flotte commandirte, und nahm beſonders auch an der Belagerung von Toulon Theil. Zum Lohne für ſeine ausgezeichneten Dienſte wurde er zum Fregattencapitän befördert; Langara aber, der 1797 das Marineminiſterium übernahm, übertrug ihm die Stelle eines dritten Officials in ſeinem Departement. In dieſer Zeit ſchrieb er mehrere Abhandlungen, die in den Schriften der königl. Akademie der Geſchichte gedruckt ſind und von denen wir beſonders die „Ueber den Antheil der Spanier an den Kreuzzügen" erwähnen. Er war Fiscal des oberſten Admiralitätsraths, als 1808 der Invaſionskrieg ausbrach. Da er von der franzöſiſchen Partei keine Anſtellung annehmen wollte, ſo ging er nach Sevilla und dann nach Cadix, wo er bis zur Reſtauration blieb. Auch nach der Reſtauration beſchränkte er ſich meiſt auf ſeine gelehrten Arbeiten, namentlich für die Akademie, deren Mitglied er war. So gab er 1819 die Biographie des Cervantes (ſ. d.) als Anhang zu der neuen Auflage des von der königlichen Akademie beſorgten „Don Quijote" heraus, die ſich ebenſo ſehr durch die darin niedergelegten Forſchungen als den reinen Stil auszeichnet. In den Jahren 1820—23 wurde er von den Cortes zum ſtimmführenden Mitgliede mehrerer Junten und vom Könige zum Director des hydrographiſchen Inſtituts ernannt. Seit 1825 war er Mitglied der Directionsjunta der königlichen Armada und im Jahre 1834 wurde er als Decan derſelben zum Rathe von Caſtilien und Indien für die Section der Marine und zum Procer des Reichs, ſowie nach der Revolution von Lagranja im Jahre 1837 zum Senator und Director der Akademie der Geſchichte ernannt. Dabei unternahm er die Herausgabe der „Coleccion de los viajes y descubrimientos que hicieron los españoles desde fines del siglo XV., con varios documentos inéditos concernientes á la historia de la marina castellana y de los establecimientos españoles en Indias" (5 Bde., Madr. 1837, 4.), ein Werk das eine ſolche Maſſe neuen Materials und zugleich eine ſo beſonnene kritiſche Verarbeitung deſſelben enthält, daß Alex. von Humboldt es ſeit Muñoz (ſ. d.) „Geſchichte der neuen Welt" für die wichtigſte Erſcheinung in dieſem Gebiete erklärte. Die erſten Bände, die Reiſen des Columbus und ſeiner Gefährten enthaltend, wurden auch ins Franzöſiſche überſetzt (Par. 1828) und hauptſächlich nach den darin niedergelegten Forſchungen ſchrieb Waſhington Irving ſeinen „Columbus und deſſen Gefährten". N. ſtarb im Oct. 1844 und hinterließ außer der Fortſetzung des zuletzt genannten Werks Vorarbeiten zu einer „Biblioteca de escritores marinos españoles".

Navigationsacte heißt das vom engliſchen Parlamente 1651 angenommene Handelsgeſetz, wodurch Cromwell (ſ. d.) Englands Alleinherrſchaft auf dem Meere zu begründen und für die Zukunft zu ſichern ſuchte. Die wichtigſten Beſtimmungen dieſes Geſetzes ſind 1) daß Schiffe fremder Nationen, welche in engliſchen Häfen einlaufen, nur

Digitized by Google

mit den Erzeugniſſen der Länder, von welchen ſie herkommen, befrachtet ſein dürfen; 2) daß ein jedes ſolches Schiff in England gebaut, und wenigſtens zwei Drittheile der am Bord derſelben befindlichen Mannſchaft, ſowie der Capitän ſelbſt geborne oder wenigſtens naturaliſirte Briten ſein müſſen; daß kein fremdes Schiff eine Rückfracht von England, wohl aber jedes engliſche Schiff doppelte Fracht von andern Ländern ſolle nehmen dürfen. Die N. wurde dadurch veranlaßt, daß eine von Cromwell nach dem Haag geſendete (die Vereinigung Englands mit Holland über den Handel auf der Oſtſee bezweckende) Geſandtſchaft nicht den erwünſchten Erfolg hatte. Vergeblich ſuchten die Holländer dieſe harten, und ihnen ungeheure Verluſte verurſachenden Maßregeln von ſich abzuwenden. Geſchlagen zur See mußten ſie Englands Uebergewicht in dem Londoner Frieden 1654 anerkennen, und ſich den Bedingungen der N. unterwerfen. Als nach Cromwell's Tode Karl II. wieder zur Regierung kam, war die Beſtätigung der N. gegen die Holländer eine ſeiner erſten Regierungsthaten, doch hob er ſie 1660 für die freien Hanſeſtädte Lübeck, Hamburg und Bremen, ſowie für Danzig 1661 wieder auf. Da jedoch Lübeck hierdurch wegen ſeines ſich immer weiter ausbreitenden Oſtſeehandels für England zu mächtig zu werden drohte, wurde ſchon im folgenden Jahre die N. gegen dieſe Stadt wieder zur Anwendung gebracht. Unter König Wilhelm III. wurde zwar im Parlamente 1689 der Entſchluß gefaßt, daß dergleichen Privilegien nicht mehr ertheilt werden ſollten, doch blieb jener Befreiungskrieg für Hamburg, Bremen und Danzig bis durch Einführung des Continentalſyſtems in der franzöſiſchen Revolution jenes Privilegium von ſelbſt außer Wirkung geſetzt wurde. Ein ähnliches gegen Englands N. gerichtetes Seehandelsgeſetz nahmen die nordamerikaniſchen Vereinſtaaten am 1. Oct. 1817 an, doch hatte daſſelbe einen bei weitem geringeren Erfolg, als die engliſche N. Da man jedoch in England jetzt von dem richtigen Princip ausgeht, daß der Handel nur durch größtmöglichſte Freigebung deſſelben am beſten gedeihen kann, ſo ſind auf Huskiſſons Antrag die einſchränkenden Beſtimmungen der N. im Jahre 1822 durch Parlamentsbeſchluß bedeutend gemildert worden.

Naxos, jetzt Naxia und eine zum freien Griechenland gehörige Inſel, die größte der ſogenannten Centralcykladen, etwas über 5 □M. groß, mit 12,000 Einw., iſt beſonders reich an Getreide, Wein, Oel und Südfrüchten und war ihrer ungewöhnlichen Fruchtbarkeit wegen im Alterthume der Sitz des Bacchus, und die reichſte und mächtigſte unter den Cykladen. Bacchus hat hier ſeine ſchönſten Tempel und Altäre, doch iſt außer den unbedeutenden Trümmern eines Tempels an der Ariadnequelle, wo der Gott einſt die von Theſeus verlaſſene Ariadne (ſ. d.) ſchlafend fand und tröſtete, vom ehemaligen Glanze auf der ganzen Inſel keine Spur vorhanden. Den Namen erhielt N. nach der Sage von Naxos, unter deſſen Anführung ſich zur Zeit des trojaniſchen Krieges eine Colonie Karier hier niederließen. Eine Zeit lang ſtand es unter athenienſiſcher Herrſchaft, erkämpfte nach Piſiſtratus Tode ſeine Freiheit, wurde aber in ſeiner ſchönſten Blüthe von den Perſern unterjocht. Seit Anfang des mithridatiſchen Krieges bis zum Sturze des oſtrömiſchen Kaiſerthums war es römiſche Provinz, ſchmachtete ſeitdem unter türkiſchem Joche, iſt aber in Folge des durch die europäiſchen Seemächte mit der Pforte vermittelten Friedens dem freien Griechenland beigegeben. — Die gleichnamige Hauptſtadt der Inſel am Meere, hat ein feſtes Schloß, einen kleinen Hafen, 1 katholiſche und 28 griechiſche Kirchen und Kapellen, iſt Sitz eines griechiſchen und katholiſchen Biſchofs, und wird von etwa 4000 Seelen bewohnt.

Nazarener, Nazaräer oder Nazoräer, wurden die erſten Chriſten als Anhänger Jeſu von Nazareth ſowohl in gutem als böſem Sinne genannt, und im öſtlichen Aſien beſtehen noch jetzt chriſtliche Gemeinden unter dieſem Namen. Auch führte dieſen Namen eine bereits ſchon im 4. Jahrhunderte wieder erloſchene chriſtliche Secte, welche ſtrenge Beobachtung des jüdiſchen Cerimonialgeſetzes mit den Vorſchriften Jeſu zu verbinden ſuchte.

Nazareth war ein Städtchen in Nieder-Galiläa, 12 Meilen nördlich von Jeruſalem, weſtlich von Thabor, auf einem Hügel ſehr romantiſch gelegen, und iſt denkwürdig als der

Ort, wo Jeſus erzogen wurde, und wo ſich ſeine Aeltern wahrſcheinlich ſchon vor ſeiner Geburt und auch nach ihrer Wiederkunft aus Aegypten aufhielten. Wie überhaupt ganz Galiläa, ſo ſtand auch N. nicht im Rufe großer Bildung, und auch Jeſus wurde deshalb von den Juden ſpottweiſe der Nazarener genannt, welchen Namen man auch auf ſeine Anhänger übertrug (ſ. Nazarener). An der Stelle des alten N. liegt jetzt ein mäßiges Dorf Naura (Nazark). Es befindet ſich daſelbſt ein Franziskanerkloſter, auch zeigt man noch das Haus, worin Jeſus Aeltern gewohnt haben ſollen, ſowie den Brunnen der Maria, die Ueberreſte der Synagoge, worin Jeſus predigte, und andere aus der heiligen Geſchichte bekannte Orte.

Neander, Dan. Amad., Generalſuperintendent der Provinz Brandenburg und Biſchof der evangeliſchen Kirche, Probſt an der Petrikirche in Berlin ꝛc., wurde 1775 zu Lengefeld im ſächſiſchen Erzgebirge geboren, kam nach Vollendung ſeiner theologiſchen Studien 1805 als Pfarrer nach Flemmingen bei Naumburg, 1817 als Superintendent, Conſiſtorialrath und Vorſteher des theologiſchen Seminars nach Merſeburg, und 1823 als Oberconſiſtorialrath, Mitglied der erſten Abtheilung des Miniſteriums der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten und als Probſt an die Petrikirche nach Berlin. Schnell auf einander erfolgte ſeine Ernennung zum Generalſuperintendent der Provinz Brandenburg und Director des Conſiſtoriums (1829), zum Biſchof der evangeliſchen Kirche und Mitgliede des Obercenſurcollegiums (1830), und zum Staatsrathe (1831). In dieſem weiten Geſchäftskreiſe hat ſich N. ſtets mit einem ungewöhnlichen Scharfblick und einer ſeltenen Umſicht zu bewegen gewußt. Leider iſt zu bedauern, daß die ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit dieſes tiefgelehrten Theologen durch amtliche Geſchäfte zu ſehr gehemmt wird, und um ſo mehr, da das, was er bisher uns geben konnte, in jedem Betracht gediegen genannt werden kann. Wir erwähnen unter N.'s Schriften zuerſt das beſonders in pſychologiſcher Beziehung intereſſante Buch: „Die erſte merkwürdige Geiſtererſcheinung des 19. Jahrhunderts" (Dresd. 1804); ferner: „Predigten über auserleſene Stellen der heiligen Schrift" (Berl. 1826, 2 Bde.), die ſich durch Klarheit und Fülle der Gedanken und Gediegenheit in der Form auszeichnen; außerdem enthält das „Journal für Prediger" (herausgegeben von Bretſchneider und Goldhorn) von ihm verſchiedene Aufſätze.

Neander, Joh. Aug. Wilh., ordentlicher Profeſſor der Theologie und Conſiſtorialrath zu Berlin, geb. zu Göttingen am 16. Jan. 1789 von jüdiſchen Aeltern, verlebte den größten Theil ſeiner Jugend in Hamburg, wo er das Gymnaſium und Johanneum beſuchte. Nachdem er den chriſtlichen Glauben angenommen hatte, ſtudirte er ſeit 1806 in Halle und Göttingen und kehrte dann auf kurze Zeit nach Hamburg zurück. Im J. 1811 habilitirte er ſich in Heidelberg, wurde 1812 daſelbſt außerordentlicher Profeſſor der Theologie und kam noch in demſelben Jahre als ordentlicher Profeſſor nach Berlin, wo er ſeitdem vielbeſuchte Vorleſungen über alle Zweige der hiſtoriſchen Theologie, der neuteſtamentlichen Exegeſe und ſyſtematiſchen Theologie hält, und für Kirche und Wiſſenſchaft, ſowie als akademiſcher Lehrer höchſt ſegensreich wirkt. Seine kirchengeſchichtlichen Schriften zeichnen ſich durch Gründlichkeit und geiſtvolle Behandlung aus, und wenn er ſich darin ſelbſt die Aufgabe ſtellte, „die Kirchengeſchichte darzuſtellen als einen ſprechenden Erweis der göttlichen Kraft des Chriſtenthums, als Schule chriſtlicher Erfahrung, eine durch Jahrhunderte hindurchtönende Stimme der Erbauung, Lehre und Offenbarung für Alle, welche hören wollen", ſo hat er dieſelbe ganz gelöſt. Wir erwähnen unter ihnen ſeine meiſterhafte Abhandlung: „Ueber Kaiſer Julian und ſein Zeitalter" (Lpz. 1812); „Der heilige Bernhard und ſein Zeitalter" (Berl. 1813); Genetiſche Entwickelung der vornehmſten gnoſtiſchen Syſteme" (Ebend. 1818); „Der heilige Chryſoſtomus und die Kirche, beſonders des Orients, in deſſen Zeitalter" (Ebend. 1821, 2. Aufl., 1832); „Antignoſtikus" (Ebend. 1826); „Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des Chriſtenthums und des chriſtlichen Lebens" (Ebend. 1822, 3 Bde., 2. Aufl., 1825) und ſein Hauptwerk: Allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche" (Hamburg 1825—1834, 7 Bde.). Außerdem ſchrieb er: „Geſchichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apoſtel" (Ebend. 1832

Digitized by Google

bis 33, 2 Bde., 4. Aufl., 1847); „Kleine Gelegenheitsſchriften“ (3. Aufl., Berl. 1829), meiſt praktiſch-chriſtlichen und hiſtoriſch-exegetiſchen Inhalts u. a. m. Gegen Strauß ſchrieb er „Das Leben Jeſu in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange“ (Hamb. 1837; 4. Aufl., 1845).

Neander, Michael, einer der vorzüglichſten Schulmänner und Humaniſten des 16. Jahrh., geb. 1525 zu Sorau, bezog die Univerſität zu Wittenberg, wo er ſich unter Melanchthon gebildet, erhielt dann eine Lehrerſtelle zu Nordhauſen, 1550 das Rectorat zu Ilefeld, und ſtarb daſelbſt am 26. April 1595. Er trug vorzüglich zur Förderung der claſſiſchen Studien in ſeiner Zeit durch Lehre und Schriften bei. Unter Letztern erwarb ihm namentlich das „Opus aureum et gnomologicum“ (Baſ. 1559) einen ehrenvollen Namen. Außerdem dienten ſeine „Erotemata linguae graec.“ (3. Aufl., Baſ. 1561), die „Tabulae linguae graec.“ (Baſ. 1553 und öft.) und „Elegantiae linguae graec.“ (Baſ. 1583) lange Zeit als brauchbare Lehrbücher bei der Erlernung der griechiſchen Sprache. Vgl. Volborth „Lobrede auf N.“ (Gött. 1777).

Neapel, Königreich, ſ. Sicilien (Königreich beider).

Neapel (Napoli), die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs beider Sicilien, iſt nach London und Paris die volkreichſte Stadt Europas, und beſonders ausgezeichnet durch ihre paradiſiſche Lage. Beſpült vom Meerbuſen gleiches Namens, iſt ſie in der Richtung von Oſten nach Weſten amphitheatraliſch an den Vorgebirgen Miſeno und Campanella aufgebaut, hat 12 Miglien im Umfange, keine Thore und Mauern, wird aber durch 2 Caſtelle (wohl mehr gegen innere als äußere Feinde) geſchützt. Das Caſtel nuovo an der Seeſeite iſt nach dem Riß der ehemaligen Pariſer Baſtille aufgebaut, und enthält ein Zeughaus, eine Stückgießerei und eine Artillerieſchule. Karl I., Herzog von Anjou, Bruder des heiligen Ludwig von Frankreich, legte 1283 den Grund zu dieſer Feſte, der bedeutendſten der Stadt, nach dem Plane Johann's von Piſa. Alfons I. von Aragonien, Gonſalvo von Cordova und Peter von Toledo (1546) legten die letzte Hand daran. Es iſt mit tiefen Gräben umgeben und wird von hohen Thürmen beſtrichen. Der dort befindliche Triumphbogen Alfons I. iſt von dem Mailänder Poſſi ganz von Marmor ausgeführt. Hier war die ehemalige Reſidenz der Könige. Das Ganze iſt in einem großartigen Stile erbaut, bildet gleichſam eine kleine Stadt und kann an 3000 Menſchen faſſen. Der Monte San Martino mit dem Caſtell St. Elmo, theilt N. gewiſſermaßen in zwei ungleiche Hälften, deren größere und ältere ſich an den Meerbuſen gegen den Veſuv hin erſtreckt. Hier iſt der Hafen, der Leuchtthurm, das Theater St. Carlo und der Palaſt des Königs; die alten Mauern der Vorſtadt, welche ſo hoch und feſt waren, daß Hannibal keine Belagerung wagte, ſind nicht mehr. Man wundert ſich überhaupt in N. auf ſo wenig Reſte des Alterthums zu ſtoßen, während man in Rom beinahe überall auf noch vorhandenen Zeugen vergangener Jahrhunderte ſtößt. Die ſchönſte Ueberſicht der ganzen Stadt und des Meerbuſens hat man von den Caſtellen, beſonders vom Caſtell St. Elmo. Die Bauart der Stadt kann nicht gut genannt werden, aber ſie iſt originell, grotesk und maleriſch. Man glaubt in N. mit ſeinen platten Dächern, auf denen man gewöhnlich 5 bis 6 Stockwerke hoch unter Orangenbäumen und Blumen aller Art in kleinen Gärten umherwandelt, in den Orient verſetzt zu ſein. Krumme, enge, dunkle Straßen von höchſtens 6 bis 8 Schritt Breite, bilden den größten Theil der ungeheuren Stadt, deren 50,000 Häuſer meiſt 5—8 Stockwerke hoch und aus einer Tuffſteinart erbaut ſind. Die einzige ſchöne und lebhafteſte, faſt $^1/_2$ Stunde lang in ſchnurgrader Richtung fortlaufende, 30 Fuß breite Hauptſtraße heißt Toledo. Sie durchſchneidet N. ſeiner Länge nach, und wurde vom Vicekönig Peter von Toledo 1540 angelegt. Das ſchönſte und freundlichſte Stadtviertel iſt die Vorſtadt Chiaja (der Kai), die ſich faſt 2 Miglien am Meerbuſen hinzieht. Hier liegt unmittelbar am Meere der herrliche Spaziergang Villa reale, eine reizende, über 2000 Fuß lange und 200 Fuß breite Gartenanlage, von Ferdinand I. 1749 gleichzeitig mit dem dabei liegenden gleichnamigen Luſtſchloſſe erbaut. Der Blick von hier auf den ſchönen

Digitized by Google

Golf und die ihn einſchließenden Gebirge, rechts auf die Grotte des Poſilippo, links auf den drohenden Veſuv, endlich auf die Stadt ſelbſt mit ihren Paläſten, iſt über alle Beſchreibung erhaben. Der Molo oder Hafendamm iſt beſonders einer der lieblichen Spaziergänge und der Sammelplatz der Lazzaroni, Gaukler und Spieler aller Art. Uebrigens iſt der Hafen von N. mehr ein Werk der Kunſt. Zu den belebteſten öffentlichen Plätzen gehören der Largo di Caſtello, mit 5 prächtigen Springbrunnen; der Largo del Marcato, der größte Marktplatz N.'s. Auf ihm ſpielte einſt Maſaniello (ſ. d.) ſeine kurze, aber große Rolle. Noch zeigt man ſein Haus. Mitten auf dem Platze, wo jetzt die Capella noura ſteht, blutete Conradin unter dem Henkerbeil. Auf dem Largo dello Spirito ſteht die Reiterſtatue Karl's III., 1757 auf Koſten der Stadt aus Dankbarkeit für ſeine milde Regierung errichtet. Noch erwähnen wir den Largo di Monte Oliveto mit der Statue Karl's II., 1668 errichtet, dem großen Springbrunnen und den Paläſten Orſini und Gravina. Zu den Prachtgebäuden N.'s gehört: das königliche Reſidenzſchloß am Ende der Toledoſtraße, unweit des Meeres, zu verſchiedenen Zeit erbaut. Der ältere Flügel ſtammt aus den Zeiten Karl's V., der neuere unter Philipp III. im Jahre 1600 erbaut, enthält koſtbare Schätze der Malerei, Bildhauerei und Baukunſt. Noch gehören hierher der Finanzpalaſt in der Straße Toledo mit ſeinen 6 Höfen; der erzbiſchöfliche Palaſt mit ſchönen Malereien von Lanfranc, unweit der Domkirche; der Palaſt der Vicaria, Reſidenz des König Wilhelm's I. und ſeiner Nachfolger; die Seggi, Verſammlungshallen des neapolitaniſchen Adels, und das Recluſorio mit 4 Höfen und einer ſehr ſchönen Kirche. N. zählt 122 Kirchen; ſie ſtehen zwar denen Roms nach, doch ſind mehrere unter ihnen ſehenswerth. Die größte und reichſte Kirche iſt dem heiligen Januarius, dem Schutzpatron der Stadt, geweiht. Sie iſt das größte Heiligthum der Neapolitaner. Ueber der auf dem Hauptaltare aufgeſtellten Statue des Heiligen von Bronze befindet ſich ein Tabernakel von Silber, mit dem Blute des heiligen Januarius in zwei gläſernen Flaſchen. Es iſt bekannt, welche eine große Feſtlichkeit für N. die Tage ſind, an denen das Blut dieſes Heiligen der knieenden Menge fließend gezeigt wird. 110 antike Säulen aus afrikaniſchem Marmor, der frühere Schmuck eines Apollotempels, zieren das Hauptſchiff der Kirche. Hier ſieht man unter andern das Grabmal des Papſtes Innocenz IV., und Königs Andreas von Ungarn mit der Aufſchrift: Andreae Neap. Joannae uxoris dolo et laqueo necato, und eine Menge Frescogemälde der berühmteſten Meiſter der italieniſchen Schule und viele Monumente des Alterthums und Mittelalters. Die Kirche St. Maria di Piedi Grotta am Eingange der Poſilippogrotte, enthält ein wunderthätiges Marienbild, zu welchem jährlich eine große Menſchenmaſſe wallfahrtet. Die zum reichen und prachtvollen Karthäuſerkloſter unter dem Caſtell St. Elmo gehörige Kirche St. Martino enthält bedeutende Kunſtſchätze, Meiſterſtücke der Maler Lanfranc, Maſſimo, Guido Spagnoletto und And. Am Abhange des Hügels vom Capo di Monte liegt die Kirche und das Kloſter St. Gennaro ai poveri, mit dem Haupteingange zu den berühmten Katakomben (ſ. d.). — N. iſt der Centralpunkt aller Anſtalten für Wiſſenſchaften und Künſte des Landes. Die 1224 vom Kaiſer Friedrich II. geſtiftete Univerſität, iſt im Beſitz herrlicher Mineralſammlungen und phyſikaliſcher Apparate. Unter den Kunſtſammlungen nimmt das Muſeo Borbonico oder Academia Reale degli Studj, in gewiſſer Beziehung den erſten Rang unter allen Kunſtſammlungen Europas ein. Es iſt der größte Schatz von Meiſterſtücken des Alterthums, vorzüglich in der Malerei, und man hat hier eine unſchätzbare Menge von Denkmälern aufgehäuft, die 18. Jahrhunderte lang unter der Aſche des Veſuvs begraben lagen. Wir nennen unter den Hauptzierden des Muſeums nur den farneſiſchen Stier und den farneſiſchen Herkules. 8 große Säle füllt allein die Gemäldeſammlung. Die Bibliothek enthält über 150,000 Bände und mehr als 3000 Handſchriften. — Die Einwohnerzahl N.'s betrug 1846 über 365,000 Seelen, worunter an 50,000 Lazzaroni, die gar nichts, nicht einmal Obdach haben. Charakteriſtiſch iſt am Neapolitaner Scheu vor Arbeit, daher das immerwährende zweckloſe Treiben des großen Haufens, welche dieſe Stadt zur geräuſchvollſten der Welt macht. Der Neapolitaner lebt nur für Vergnügen und befindet ſich am wohlſten in ſeinem rieſigen

Digitized by Google

Theater St. Carlo, welches 165 Palmen breit und 330 Palmen lang iſt, und im Parterre allein 674 Sitze in 19 Reihen faßt. Der unterſcheidendſte Zug N.'s iſt der eigenthümliche und erhabene Charakter, welcher der Stadt und Umgegend von der Natur aufgedrückt iſt. Sicher iſt keine Gegend von Europa ſo überſchwenglich reich von der Natur ausgeſtattet, als die um Neapel, wo faſt ein immerwährender Frühling herrſcht, und die ſchönſten Blumen ſelbſt im Winter keimen und blühen. Auf der weſtlichen Seite von N., längs dem Meere am Ende der Chiaja zieht ſich der Hügel von Poſilippo, mit der berühmten 363 Toiſen langen, 24—30 Fuß breiten und 800—900 Fuß hohen Grotte (Pauſilipp). Auf dieſem reizenden Hügel, wo alle Sorgen ruhen, wie die Alten ſchon ſich ausdrückten, ruht zwiſchen Lorbeerbüſchen und Palmen auf dem nach Neapel gekehrten Abhange des Berges der unſterbliche Sänger Virgil. — Vergl. „Die Handbücher für Reiſende in Italien" von Neigebaur (3. Aufl., Lpz. 1840) und von Förſter (3. Aufl., München 1846).

Neapolis, d. h. die neue Stadt, eine Stadt Campaniens in Mittelitalien, wurde von Einwohnern aus Cumä (ſ. d.) und andern verwandten Griechen gegründet, und zwar etwa vier römiſche Meilen von der ältern Stadt, die Paläpolis oder von einer dort göttlich verehrten Sirene Parthenope hieß, jetzt aber ſpurlos verſchwunden iſt. Sie lag, wie Niebuhr nachgewieſen, nicht fern vom Eingange des Meerbuſens von Puteoli oder dem heutigen Puzzuoli, am weſtlichen Abhange des Poſilippo. So lange Paläpolis und N. im Alterthume beſtanden, machten ſie einen Staat aus. Als die ältere Stadt im zweiten ſamnitiſchen Kriege, 326—304 v. Chr., durch Publius Philo zerſtört worden, blieb N. eine anmuthige, durch griechiſche Gelehrſamkeit blühende Colonie, hatte aber einen weit beſchränkteren Umfang als das jetzige Neapel (ſ. d.), welches erſt im Mittelalter ſeine dermalige Größe und Bedeutſamkeit erhielt.

Neära, eine Nymphe, wurde von Helios Mutter der Lampetia und Phaëthuſa, die auf der Inſel Thrinakia des Helios Heerden hüteten. — Neära hieß ferner die Tochter des Pereus, die Gemahlin des Aleos und Mutter der Auge, des Kepheus und Lykurgus; ſowie die Tochter des Flußgottes Strymon und Mutter der Euadne, der Gemahlin des Argos; und endlich eine Tochter der Niobe (ſ. d.).

Nearchos, aus Kreta gebürtig, Feldherr Alexander's des Großen, der ihn den Indus herabſchickte, um die Küſten Perſiens und die Mündung des Euphrat zu erforſchen. Sein Reiſebericht befindet ſich unter dem Titel: „Periplos" in Arrian's Indicis; engliſch unter dem Titel: „The voyage of Nearchos from the Indus to the Euphrates etc." herausgegeben von Vincent (Lond. 1797, 4.), franzöſiſch von Villecoq (Paris 1800, 3 Bde., 4.). Am beſten wurde es herausgegeben von Geier in den „Alexandri historiarum scriptores aetate suppares" (Lpz. 1844).

Nebbien, Chriſt. Heinrich, Wirthſchaftsrath, wurde am 22. Sept. 1788 zu Lübeck geboren, wo ſein Vater Schneidermeiſter und einer der geachtetſten Bürger der Stadt war, und zeigte ſchon von Kindheit an eine beſondere Liebe zum Garten- und Ackerbau. Nach beendeten Schuljahren machte er dieſe Lieblingsneigung zu ſeinem Lebensberufe und erlernte die Landwirthſchaft und den Gartenbau in Mecklenburg und Holſtein, wobei die Verſchiedenheit des Ackerbaubetriebes in dieſen beiden Ländern in ihm wohl den eigenthümlichen Gedanken anregte, die Bewirthſchaftung der Landgüter auf eine vollkommnere Weiſe einzurichten. Sein Hauptaugenmerk hatte er dabei auf die Einfriedigung des Ackerlandes gerichtet. Er war kurze Zeit in Holſtein anſäſſig; dann bereiſte er zu ſeiner weitern Ausbildung nicht nur ganz Deutſchland, ſondern auch Ungarn, Italien, Rußland, England und die Niederlande, und beſchäftigte ſich ſeit 1808 faſt ausſchließend mit der Einrichtung von Landgütern, deren er auch über 80 in den verſchiedenſten Ländern, namentlich in Polen, Ungarn, Oſtpreußen und Bayern, einrichtete. Seine Anſichten hierüber legte er in der Schrift „Die Einrichtungskunſt der Landgüter auf fortwährendes Steigen der Bodenrente" (3 Bde., Prag 1831) nieder. Die Unklarheit der Sprache, die dieſes Werk ſehr ſchwer verſtändlich machte, war wahrſcheinlich die Urſache, daß

Digitized by Google

man ſeine Ideen als verworren und unausführbar verwarf. Die Hauptgrundſätze ſeines Syſtems ſind: 1) Die Natur ſchafft in ihren Productionen ſtets eine Vermehrung der Materien und Kräfte, die ihr zur Production dienen, mithin iſt auch durch ſie eine fortgeſetzte Vermehrung der landwirthſchaftlichen Produkte für dieſelben Koſten der Bewirthſchaftung möglich, und hierin beſteht die Vermehrung der Bodenrente; 2) die Vermehrung muß durch die Naturkräfte und ihre richtige Benutzung, das Steigen der Bodenkraft durch Futterbau, Krautdüngung, verbeſſernde erdige Mengung der Beſtandtheile des Bodens und durch vollkommene Benutzung der Luft geſchehen; 3) um durch dieſe Vermehrung zugleich ſteigende Bodenrente zu erzielen, dürfen die bisherigen Bewirthſchaftungskoſten nicht größer werden. Dies wird erreicht durch zweckmäßige Lage der Höfe und Felder und in der Benutzung der Pflanzen- und Thierkräfte zur Bearbeitung und Düngung des Bodens in einer Weiſe, welche Menſchen- und Thierarbeit im gewöhnlichen Sinne erſpart. Noch erwähnen wir von M.'s Schriften folgende mit der obengenannten in enger Verbindung ſtehende: „Wie viel Mal wohlfeiler kann der Landwirth produciren? und wie viel Mal größer kann der Ertrag des Bodens werden“? (Prag 1835) und „Der ſchuldenfreie Staat oder landwirthſchaftliche Anſichten und Erfahrungen in Hinſicht auf allgemeine Schuldentilgung ſowohl der Landgüter als der Staaten“ (Berl. 1834); ferner „Die Bewegung des Bodens oder die Vortheile und Nachtheile der Ablöſungen und Zuſammenlegungen der Felder nebſt den Abbau des Bodens“ (Lpz. 1836). Andere Schriften N.'s ſind nur von bedingtem Werthe, indem er darin Wahres und Falſches durch einander miſcht und ſich öfters wiederholt.

Nebel nennt man die Erſcheinung, wenn ſichtbare, alſo bereits verdichtete wäſſerige Dünſte in den untern Luftſchichten der Atmoſphäre, alſo unmittelbar über der Oberfläche des Erdbodens ſchweben; denn ſchweben dieſe Dünſte in höheren Regionen, ſo daß ſie die in den Ebenen befindlichen Gegenſtände nicht umhüllen, ſo heißen ſie Wolken (ſ. d.). Ihrer Natur nach alſo ſind Nebel und Wolken nicht verſchieden, wovon man ſich auf hohen Bergen, die über die Wolken hinausragen, überzeugen kann. Der Dunſt beſteht aus kleinen Bläschen, (vgl. den Artikel Dampf und Dunſt). Dieſe Bläschen ſind ein Niederſchlag des in der Luft aufgelösten Waſſers. Die Niederſchlagung erfolgt durch Abkühlung des in der Luft enthaltenen Dampfs, daher die N. bei uns häufiger im Herbſt und Frühling (wo warme Tage mit kalten Nächten abwechſeln) als im Sommer vorkommen und dieſelben in warmen Ländern ſelten und in heißen niemals geſehen werden. Wie durch Abkühlung, ſo kann auch durch Vermehrung des Luftdruckes Nebelbildung erfolgen. Hat nämlich die Luft eine ſo große Menge Dünſte aufgenommen, daß ſie bei Vermehrung des erfolgenden Druckes oder der Verminderung der Wärme dieſelben nicht im durchſichtigen Zuſtande erhalten konnte, ſo muß in gewiſſen Graden eine Condenſierung erfolgen, welche die Dünſte ſichtbar macht, alſo N. darſtellt. Wird der Druck der Luft vermindert oder ihre Wärme vermehrt, ſo verſchwindet der N., oder ſteigt, wenn Beides nicht im hinlänglichen Maße erfolgt, als Wolke auf. Im letztern Falle entſteht ein trüber Tag, bei gänzlicher Verſchwindung des N.'s wird die Atmoſphäre heiter. Daſſelbe geſchieht, wenn der Druck der Luft nicht vermindert, ſondern vermehrt wird, oder wenn die Wärme nicht zuſondern abnimmt. In dieſem Falle treten die zerſetzten Dünſte noch näher zuſammen, löſen ſich in Waſſer auf, und kommen, weil der Raum, den ſie durchfallen, zu kurz iſt, als daß ſich viele Tröpfchen an einander hängen könnten, als Staubregen herunter, und man ſagt: der N. fällt. — In unſerem Klima ſind die N. im Herbſte und Frühjahre, und zwar des Morgens und Abends am häufigſten; kältere Länder haben dieſe Erſcheinung noch viel häufiger, und die Gegenden um die Polarkreiſe und innerhalb derſelben ſind viele Wochen lang in N. eingehüllt. Daß N. in den rauheren Jahreszeiten und in kalten Gegenden ſo häufig ſind, erklärt ſich aus dem häufigen Wechſel der Temperatur, denn die Atmoſphäre iſt ſtets mit Waſſerdampf geſchwängert, ſo daß jede Herabdrückung der Temperatur ſichtbare Dunſtbildung zur Folge hat. Starker Wind zerſtreut die N., ſo daß ſie entweder ſinken oder mit fortgeriſſen werden. Eine beſondere Art der N. iſt der ſogenannte

Digitized by Google

Höhenrauch (ſ. d.). Manche N. ſind mit Gerüchen verbunden, indem ihnen noch andere Ausdünſtungsſtoffe beigefügt ſind, deren Natur noch nicht recht im Klaren iſt. Eine Art ſtinkender N. ſoll auch die unter dem Namen der Lohe bekannte Krankheit der Pflanzen verurſachen, wo die Saftröhren der Blätter zuſammenſchrumpfen und die Blätter ſelbſt vergelben. Die Herbſtnebel ſchaden vorzüglich dem Vieh und man darf dasſelbe nur erſt nach Zerſtreuung des N.'s, oder beſſer an ſolchen Tagen gar nicht austreiben.

Nebelbilder (dissolving views) nennt man eine in der neueren Zeit beliebt gewordene optiſche Beluſtigung. Sie iſt in England erfunden, in Deutſchland aber beſonders durch Döbler bekannt geworden. Es ſind nämlich Bilder der Laterna-Magica, welche durch Anwendung ſtarker Linſengläſer und ſehr intenſive Hydro-Oxygengas-Beleuchtung in bedeutender Größe und Deutlichkeit auf einer Wand erſcheinen und natürlich durch allmälige Entfernung des auf Glas gemalten Bildes, welches ſehr gut ausgeführt ſein muß, aus dem Focus zum nebelhaften Verſchwimmen und umgekehrt, zum allmäligen Erſcheinen gebracht werden, nach Belieben aus der tiefſten Nacht plötzlich auftauchen und wieder verſchwinden, auch ſich allmälig vergrößern und verkleinern, oder ſcheinbar nähern und entfernen können. Die ſogenannten Phantasmagorien früherer Zeit wurden auf dieſelbe Weiſe hervorgebracht, nur nicht immer in gleicher Größe und Deutlichkeit der Bilder. Neu iſt nur bei den Nebelbildern, daß man zwei magiſche Laternen gleicher Einrichtung ſo aufſtellt, daß die Bilder beider ſich genau decken. Während das eine Bild nun daſteht, kann man das der andern Laterne mit ſchwacher Beleuchtung darauf fallen laſſen, ſo daß ſich, indem man die Beleuchtung des letztern allmälig verſtärkt, die des erſtern aber ſchwächt, aus dem erſten durch einen nebelhaften Mittelzuſtand hindurch das zweite Bild entwickelt. Dies gibt namentlich dann vorzügliche Effecte, wenn beide aufeinanderfolgende Bilder dieſelbe Gegend, aber in verſchiedenen Jahreszeiten und mit verſchiedenen Staffagen darſtellen.

Nebelflecke und Nebelſterne. Bei heiterem Himmel, vorzüglich im Winter, kann ſchon ein ſcharfes, unbewaffnetes Auge am Sternenhimmel lichte Flecken bemerken, welche kleinen Lichtwölkchen gleichen. Eine ungleich größere Menge ſolcher Flecke erblickt das bewaffnete Auge und dieſem ſtellen ſich dieſe Flecke in dreifacher Verſchiedenheit dar. Ein Theil dieſer Flecke beſteht nämlich aus dicht an einander ſtehenden kleinen Sternen, Sternhaufen, ein anderer zeigt uns einzelne in Nebel gehüllte Sterne, ein dritter dagegen nichts als einen lichtähnlich ſchimmernden Nebel. Dies ſind die eigentlichen Nebelflecke. Herſchel machte auf dieſe Erſcheinung als der merkwürdigſten und erſtaunenswertheſten der ganzen Natur, ſowohl in Betreff ihrer Menge als ihrer Eigenheiten zuerſt unter Anwendung ſeines Rieſenteleſkops aufmerkſam. Er ſtellte bis zum Jahre 1807 ein Verzeichniß von 2500 ſolcher Nebelflecke auf und theilte ſie in 8 Claſſen, in glänzende, lichtſchwache, ſehr lichtſchwache, planetariſch und merkwürdig geſtaltete, ſehr große, ſehr gedrängte, reiche und dichte Haufen, und ungleich zerſtreute Sternhaufen. Meiſt haben ſie eine abgeplattete Form, doch gibt es auch Doppel-Nebelflecke, die ſich, durch Teleſkope betrachtet, in zwei Sternhaufen, wie die Sterne in Doppelſterne auflöſen. Von manchen ſtark abgeplatteten Nebelflecken (wie die im Waſſermann, Andromeda, Schwan, Ophiuchus, Eridanus u. ſ. w.) behauptet Herſchel der Vater, daß ſie Licht empfingen, ſtatt ſelbſt zu ſtrahlen und nennt ſie deshalb planetariſche N. Am zahlreichſten kommen die Nebelflecke in der Milchſtraße vor, und Herſchel faßte den ſchwindelnden Gedanken, die N. ſelbſt für Milchſtraßen (eigene Sonnenſyſteme) oder dieſen gleiche Lichtzonen nur in unendlich weiter Entfernung zu erklären. Gewiß iſt, daß, ſtände die Milchſtraße nur um einen ihrer ungeheuren Durchmeſſer von uns entfernter, ſie ſich ebenfalls unſern Fernröhren wie ein etwa 60° langer Nebelfleck darſtellen würde. Aus andern von der Verſchiedenheit der Lichtſtärke hergenommenen Berechnungen geht hervor, daß ein Lichtſtrahl, der von der Sonne in 8 Min. $7\frac{1}{2}$ Sec. zur Erde gelangt, vom nächſten Fixſterne aber über 6 Jahre bedarf, um den Raum bis zu uns zu durchdringen, 3000 J. vom nächſten auflösbaren N. aus, 48,000 J. vom nächſten unauflöslichen und Mill. Jahre vom letzten noch wahrnehmbaren N. aus zu ſeiner räumlichen Durchdringung in Anſpruch nehmen würde.

Digitized by Google

Fortgeſetztes genaues Beobachten dieſer Lichtbildungen hat indeß die Anſichten von ſolchen ungeheuren Raumformen um Vieles gemäßigt, wenn auch viele N. durch Struve's Teleſkop in Sternhaufen ſich auflöſen. Statt deſſen haben ſich die neuern Bemühungen der Aſtronomen darauf gerichtet, auch für dieſe kosmiſchen Bildungen in den weiteſten Fernen der erkennbaren Welt ein Einheitsprincip aufzufinden, wofür wenigſtens Wahrſcheinlichkeitsgründe aufgeſtellt werden können, wenn auch noch Vieles dabei hypothetiſch bleibt. In dieſer Hinſicht iſt nach G. H. Schubert (ſ. d.) bemerkenswerth: 1) daß dieſe Lichtmaſſen in einer gewiſſen Ordnung am Himmel ſtehen und zwei Zonen bilden, die unter ſich in Beziehung zu ſtehen ſcheinen. Als die eine Zone kann nämlich die Milchſtraße mit ihren unzähligen N.'n ſelbſt betrachtet werden, die andere iſt nur eine durchbrochene, in geſonderten N.'n ſich darſtellende, doch in Bezug auf ihre Richtung leicht erkennbar, und die Milchſtraße unter einem faſt rechten Winkel durchſchneidend. Da wohin die Erdaxe nördlich gerichtet iſt (in der Gegend des Polarſterns) zeigen ſich von der Caſſiopeja aus die erſten reichen Zuſammenhäufungen von N.; auch in der Südpolgegend findet ſich eine ſolche Maſſe von N., daß ſie dort dem bloſen Auge ſichtbar werden. 2) Die reichſten Niederlagen von N.'n befinden ſich ſtets da, wo eine dem Auge ſcheinbare Leere von Sternen am Himmel iſt. 3) In der Bewegung ſehr nahe bei einander ſtehender Sterne am Firſternhimmel zeigt ſich allgemein etwas Gemeinſchaftliches. Viele Sternennebel verändern ihre Stellung am Himmel nicht unbedeutend (um mehrere Minuten) und ungewöhnlich ſchnell im Vergleich zu andern neben ihnen ſtehenden größeren Sternen, obwohl ſie, da ſie uns viel kleiner als jene erſcheinen, und ihrer Lichtſchwäche nach viel entfernter von uns ſtehen müſſen, ſich auch viel langſamer bewegen ſollten. Es ſcheint demnach ein Theil der beobachteten N. aus zuſammengedrängten, meiſt nicht zahlreichen Sternen zu beſtehen, welche ihrer Lage und Größe nach noch zu unſerer Milchſtraße gehören, ein anderer Theil aber nur ein etwas verdichteter, unauflöslicher Lichtnebel zu ſein, der eine Art von Sphäre, gleich der Photoſphäre der Sonne, rund um das ganze ſcheinbare Himmelsgewölbe herum bildet und nur hier und da, gleich den dunkeln Flecken der Sonne, Oeffnungen läßt, die dem bewaffneten Auge als dunkele Stellen erſcheinen. In ihrer Nähe hat ſich nun jener leuchtende Aether in dichteres Lichtgewölk zuſammengezogen, das, der Form nach ſo veränderlich, auch ſolchen Bewegungen unterworfen iſt, daß man an ihnen durchaus nichts Feſtes vorausſetzen kann. Nach den neuern Bemerkungen Herſchel's (vom J. 1818) kann man folgende Abſtufungen unter den beobachteten N. aufſtellen. Zu der erſten Stufe gehört der über den ganzen Himmel ergoſſene Lichtäther, noch zart und dünn, dabei chaotiſch, geſtaltlos; zur zweiten, abgeſonderte, nur minder deutlich begrenzte Nebel, die ſich dem bewaffneten Auge durch einen ſchwachen Schimmer auf dem übrigen allgemeinen Nebelgrunde andeuten, wohin beſonders die beweglichen Nebel gehören; ſie mögen ſich wohl nur aus dem Nebelgrunde geſtalten und in ihn ſich auflöſen; zur dritten, Nebel mit ſchon deutlichen Umriſſen und viel hellerem Glanze, die ſich aber nicht vollkommen in Sterne auflöſen laſſen; zur vierten endlich N. oder auch Sternhaufen, die ſich dem bewaffneten Auge vollkommen in Sterne gelöſt darſtellen.

Nebelthau, Friedrich, Obergerichtsanwalt und ſeit 1836 Mitglied der kurheſſiſchen Ständeverſammlung, wurde am 22. Jan. 1806 zu Kaſſel geboren, wo ſein Vater Oberpoſtmeiſter war, der aus Anhänglichkeit an die damals verdrängte Fürſtenfamilie bei Gründung des Königreichs Weſtfalen ſeinem Amte entſagte und bis zur Rückkehr des angeſtammten Landesherrn von der Bewirthſchaftung eines kleinen Pachtgutes gelebt hatte, aber vom Kurfürſten, zum Lohn für ſeine treue Anhänglichkeit in ſeine frühere dienſtliche Stellung zurückgerufen und mit ſeiner Familie erblich damit belehnt wurde. Da während der weſtfäliſchen Zeit N.'s Vaterhaus der Vereinigungspunkt vieler treuen Heſſen war, die hier ihre Gefühle und Geſinnungen ungeſcheut ausſprechen durften, ſo prägte ſich dem Knaben frühzeitig ſchon die Liebe zu dem Angeſtammten und Hergebrachten im Gegenſatze zu fremden Neuerungen ein, was ſich ſpäter bei ihm als Charakterzug entwickelte. Eine große Vorliebe für die Tonkunſt und raſche Fortſchritte darin beſtimmten Anfangs den Vater,

Digitized by Google

ſelbſt ein großer Verehrer derſelben, ihn dieſer Kunſt zu widmen; doch der Sohn wandte ſich dem Studium der Rechtswiſſenſchaft zu, ging 1823 deshalb nach Göttingen, von da nach Marburg, und wurde 1828 als Obergerichtsanwalt angeſtellt. Jetzt erwachte wieder ſeine frühere Neigung zur Muſik und die Bekanntſchaft des damals in Kaſſel ſich aufhaltenden Componiſten Moritz Hartmann gab ihm Gelegenheit, die Compoſitionslehre kennen zu lernen. Er ſtudirte die alte Kirchenmuſik, die Werke Joh. Seb. Bach's und ſchrieb mehrere muſikaliſche Aufſätze, die in der Leipziger „Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung" abgedruckt ſind. Doch zog ihn ſein Beruf und der neue Wirkungskreis, der ſich ihm öffnete, als er, nach zurückgelegtem 30. Lebensjahre, wahlfähig wurde und in die Kammer als Abgeordneter trat, bald wieder ab. Bei großer Umſicht und Sachkenntniß zeigte er hier eine ſolche Unbefangenheit und Selbſtändigkeit, daß er bald zu den ausgezeichnetſten Mitgliedern gehörte. Als Referent in der Angelegenheit der ſogenannten Rotenburger Quart und bei den Verhandlungen über das neue Grundſteuergeſetz waren ſeine Berichte ſo klar und gründlich ausgearbeitet, daß er meiſt bei den obſchwebenden Fragen den Ausſchlag gab, und wenn auch manches von ihm ſiegreich Durchfochtene noch an andern Klippen ſcheiterte, ſo verlor er doch dadurch weder das Vertrauen ſeiner Committenten, noch das ſeiner Collegen, und wurde bei jedem neuen Landtag wiedergewählt. In einer Reihe zuerſt im „Rechtsfreund" gedruckter Aufſätze, die er ſpäter unter Titel: „Wahrheit und Irrthum in der Maurenbrecher'ſchen Schrift: Die deutſchen regierenden Fürſten und die Souveränetät" (Kaſſel 1839) geſammelt herausgab, unterwarf er die ſtaatsrechtlichen Behauptungen des Profeſſor Maurenbrecher einer ernſten Beurtheilung.

Nebenfiguren und Nebenſtücke ſind zwei Ausdrücke der Heraldik, die ſehr oft in ihrer Bedeutung verwechſelt und unrichtig angewendet werden. Nebenfigur heißt ein ſolches Beizeichen, welches über den größten Theil des Schildes reicht; der Ausdruck **Nebenſtück** dagegen bezeichnet einen Gegenſtand, welcher dem Hauptſtücke, alſo dem Schilde, beigegeben iſt. Dies kann nun entweder ſo geſchehen, daß es dem Schilde mehr zur Zierde gereicht, den Stand Desjenigen bezeichnet, der das Wappen führt u. ſ. w., oder es dient mehr zur Unterſcheidung, wie z. B. der Helm, oder was deſſen Stelle vertritt, der Hut u. ſ. w. Zu der erſteren Claſſe gehören Schildhalter, Wahlſprüche, Mäntel u. ſ. w., welche Nebenſtücke man auch Prachtſtücke nennt, die allgemein gebräuchliche Benennung aber iſt Unterſcheidungsſtücke, weil durch ſie übrigens gleiche Wappen unterſchieden werden können.

Nebenius, Karl Friedr., von 1846—48 Präſident des badiſchen Miniſteriums und Staatsrath, Geh. Rath erſter Claſſe, geb. am 29. Sept. 1784 zu Rhode bei Landau, beſuchte 1793—1802 das Gymnaſium zu Karlsruhe und ſtudirte dann bis 1805 auf der Univerſität zu Tübingen die Rechte; worauf er Advokat beim Hofgerichte in Raſtadt und 1807 Geh. Secretär im Finanzdepartement wurde. Im J. 1809 ging er, mit Empfehlungen des Miniſters von Reitzenſtein, nach Frankreich, um die franzöſiſche Verwaltung kennen zu lernen, wurde 1810, nach ſeiner Zurückkunft, als Kriegsrath zu Durlach, 1811 als Finanzrath in Karlsruhe angeſtellt und 1819 zum Geh. Referendar ernannt. Er nahm großen Antheil an der Abfaſſung der badiſchen Verfaſſungsurkunde, ward beim erſten badiſchen Landtag im J. 1819 Regierungscommiſſar bei der Kammer und wußte ſich durch weiſe Mäßigung und enges Anſchließen an den nachmaligen Staatsminiſter Winter das allgemeine Vertrauen zu erwerben. Große Thätigkeit entwickelte er ſchon damals bei den erſten Verſuchen zur Herſtellung eines großen Zollvereins Süddeutſchland; doch wollte es ihm nicht gelingen, auf dem Handelscongreſſe zu Darmſtadt ſeinen wahrhaft patriotiſchen Anſichten den Sieg über momentane Intereſſen zu verſchaffen. Mit Böckh bearbeitete er das Steuerweſen. Er wurde nun zum Geh. Rath ernannt, Vorſtand der Geſetzgebungscommiſſion und Staatsrath, im Nov. 1835 aber der Vorſtandſchaft bei der Geſetzgebungscommiſſion enthoben und zum Oberhofrichter ernannt, worauf er 1836 ſeine Entlaſſung als Staatsrath nahm. Ein ganz entſchiedenes Verdienſt erwarb er ſich in dieſer Zeit um Baden durch ſeine eifrige Thätigkeit für den Anſchluß des Landes an den deutſchen Zoll-

Digitized by Google

verein, wofür er ſich auch in einer Schrift: „Der deutſche Zollverein, ſein Syſtem und ſeine Zukunft“ (Karlsr. 1835) ausſprach. Im folgenden Jahre wurde er Director des Miniſteriums des Innern und im April 1838 nach des Miniſters Winter Tode Präſident des Miniſteriums des Innern, gab aber ſchon im Oct. 1839 in Folge der eintretenden Reaction dieſe Stellung auf. Im ganzen Lande bedauerte man ſeinen Rücktritt und zollte ihm die lauteſte Anerkennung ſeiner Verdienſte, die auch der Großherzog ihm nicht verſagte. Um ſo freudiger begrüßte man ſeine Ernennung von Seiten der Regierung zum Mitgliede der erſten Kammer im J. 1843 und zum Präſidenten des Miniſteriums des Innern und Geh. Rath erſter Claſſe im J. 1845, worauf er im März 1846 nach dem Abtreten des bisherigen Präſidenten des Staatsminiſteriums, von Böckh, auch zum Präſidenten des Staatsraths erhoben wurde. Die Parteiungen im J. 1848 bewogen ihn abermals ſeinen Rücktritt zu nehmen. Von ſeinen tiefen ſtaatswiſſenſchaftlichen Einſichten zeugen ſeine Schriften: „Betrachtungen über den Zuſtand Großbritanniens in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht“ (Karlsr. 1818); „Der öffentliche Credit“ (Karlsr. 1820, 2. Aufl. 1829); „Ueber die Herabſetzung der Zinſen der öffentlichen Schulden“ (Stuttg. 1837), und „Ueber die Zölle des deutſchen Zollvereins zum Schutze der einheimiſchen Eiſenproduction“ (Karlsr. 1842). Auch ſchrieb er: „Ueber techniſche Lehranſtalten in ihrem Zuſammenhange mit dem geſammten Unterrichtsweſen“ (Karlsr. 1833) und „Die katholiſchen Zuſtände in Baden“ (Karlsr. 1842).

Nebenmonde werden die Bilder des Mondes genannt, welche ſich bisweilen neben dem wahren Monde am Himmel zeigen, und deren Entſtehung man aus ähnlichen Umſtänden erklärt, wie die der Nebenſonnen (ſ. d.).

Nebenplaneten, ſ. Trabanten.

Nebenſonnen (Parhelien) wird diejenige Lufterſcheinung genannt, wo man außer der wirklichen Sonne noch mehrere Bilder derſelben erblickt. Am häufigſten kommen die Nebenſonnen vor, welche mit den Höfen um die Sonne verbunden ſind und horizontal neben der Sonne, auf jeder Seite derſelben, in ungefähr 22° Entfernung von derſelben erſcheinen, ſeltener ſind Nebenſonnen in 90° Entfernung von der Sonne geſehen worden. Nebenſonnen, die der Sonne gerade gegenüberſtehen, heißen auch Gegenſonnen. Mehrentheils ſind dieſe Bilder durch einen oder mehrere helle oder auch farbige Ringe mit einander verbunden, und oft bemerkt man an ihnen auch ſchweifähnliche Stücke eines ſolchen Ringes. Wo nun dieſe Ringe ſich durchſchneiden, da erſcheinen lichtere Stellen, die ähnlich der Sonne, obgleich mit mehr oder weniger mattem Lichte glänzen. Huygens leitet dieſe Erſcheinung aus kleinen durchſichtigen, aufrechtſtehenden oder vielmehr in der Luft ſchwebenden cylindriſchen Eisnadeln her, die einen undurchſichtigen Kern enthalten. Durch dieſelben bilden ſich jene verbindenden Ringe, und blos durch Verſtärkung der Refraction, da wo die Ringe ſich ſchneiden, entſtehen die N. Daß Eisnadeln bei Erſcheinung von N. aus der Luft gefallen ſind, hat man mehrmals beobachtet. Es iſt dieſes Phänomen unter dem Namen Nebenſonnen ſchon von Alters her bekannt. Ariſtoteles und Plinius erwähnen es ſchon. Im Jahre 1629 am 20. März beobachtete man zu Rom ein ſolches Phänomen, welches hiervon gewöhnlich das römiſche genannt wird. Es beſtand aus vier N.'n mit verſchiedenen Ringen, welche faſt ebenſo ſtark wie die wahre Sonne leuchteten; am Rande hatten ſie Farben wie der Regenbogen, waren nicht rund, ſondern höckerigt. Eine davon befand ſich beſtändig in zitternder Bewegung und warf einen feuerfarbenen Streif von ſich. Hevel ſah am 20. Febr. 1661 ſechs N.'n auf einmal. Die Dauer dieſes Phänomens iſt verſchieden, bei manchen 1, 2—4 Stunden. In Nordamerika will man es vom Aufgange bis zum Untergange, und zwar mehrere Tage nach einander beobachtet haben.

Nebentöne, ſ. Beitöne.

Nebenwinkel heißen jede zwei Winkel (ſ. d.), welche einen Schenkel mit einander gemein haben, und deren beide andere Schenkel in einer geraden Linie mit einander

Digitized by Google

liegen. Die Summe je zweier Nebenwinkel iſt gleich zwei rechten Winkeln, oder was daſſelbe: jeder Winkel ergänzt ſeinen Nebenwinkel zu zwei Rechten.

Nebukadnezar, auch Nabuchodonoſer, altberühmter König von Babylon, wird der Sohn Napolaſſar's genannt. Er regierte von 604—563 v. Chr., ſtiftete das neubabyloniſche Reich, erweiterte es nach allen Seiten durch glückliche Eroberungen, zerſtörte Jeruſalem, Tyrus und Sydon, und bevölkerte mit einem Theile ihrer Bürger ſeine Reſidenz Babel, die er ſehr verſchönerte und durch Erbauung des prächtigen an der Weſtſeite des Euphrat gelegenen Stadttheils vergrößerte. Der Sage nach unterjochte er Aethiopien, Arabien, Idumea, das Land der Philiſter, Syrien, Perſien, Medien, Aſſyrien und faſt ganz Aſien, wurde deshalb hochmüthig, errichtete ein goldenes Götzenbild, befahl allen ſeinen Unterthanen es anzubeten, wurde aber deshalb von Gott, wie die Bibel bildlich ſich ausdrückt, mit Wahnſinn geſtraft, daß er Gras fraß, wie ein Ochſe, und darüber im 43. Jahre ſeiner Regierung ſtarb. Sein großes, aber durch Kriege und das Verſinken der Unterthanen in Ueppigkeit und Laſter geſchwächtes Reich, ging unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern bald zu Grunde.

Neckar, Fluß in Deutſchland, entſpringt im Schwarzwalde beim würtembergiſchen Dorfe Schwenningen, unweit Rotweil und Sulz, durchläuft das Land von einem Ende zum andern in einer Länge, mit Einſchluß der Krümmungen, von 53 Meilen, nimmt während dieſes Laufes eine Menge Bäche und Flüſſe auf, bildet das ſchöne von Norden nach Süden unter mancherlei Krümmungen ſich hinziehende Neckarthal, welches viele Seitenthäler aufnimmt, und die ſchönen, leichten und geſunden Neckarweine producirt, und mündet bei Mannheim im Badenſchen in den Rhein. Er iſt ſchiffbar und wurde, wie man nach mehreren im Würtembergiſchen (bei Marbach) aufgefundenen Denkmälern vermuthet, ſchon zu den Zeiten der Römer befahren. Die Schifffahrt auf dem N. könnte weit ausgedehnter ſein, da ſeine Krümmungen unbedeutender als die des Mainſtroms ſind, wenn ihr nicht zum Theil erkünſtelte Hinderniſſe in den Weg gelegt worden wären. So iſt die Fahrt auf dem obern Neckar, oberhalb Heilbronn, durch viele Mühlenwerke gehemmt, deren Anlegung die zu Anfange des 18. Jahrhunderts mächtige freie Reichsſtadt Heilbronn betrieb, und wodurch ſie die Handelsſchifffahrt an ſich zog und der Stapelplatz für die untere Neckarfahrt von Mannheim bis Heilbronn werden mußte. Im Jahre 1808 wurde Mannheim geſetzlich zum Stapelplatz erhoben. Im J. 1815 trug Würtemberg auf dem Wiener Congreſſe um Aufhebung des erzwungenen Umſchlagrechts für die Neckargüter bei Mannheim an, gab die Fahrt auf dem obern Neckar dadurch frei, daß ſie den herrlichen Wilhelmskanal anlegte, und von der Congreßcommiſſion wurde vertragsweiſe für die betheiligten Regierungen gänzliche Abſchaffung jedes Stapelzwanges und völlige Schifffahrtsfreiheit auf dem N. beſchloſſen. Mannheim und Heidelberg ſind ſeitdem für Freihafen erklärt. Für den Handel mit der Schweiz, nach Bayern und Oeſterreich iſt der N. der vorzüglichſte Kanal. Hauptgegenſtände der Verſendung ſind Holz (der Hauptbauplatz für die Flöße iſt Mannheim), gebackenes Obſt, Gyps, Potaſche, Lohrinde und Blättertaback; die der Einfuhr Colonialwaaren. — Nach dem N. war der badenſche Neckarkreis, der fruchtbarſte Theil des Großherzogthums Baden, benannt, welcher im Norden an Heſſen, in NO. an den Main und Tauberkreis, im Südoſten an Würtemberg, im Süden an den Murg- und Pfinzkreis, im Weſten an den Rhein grenzte, $35^1/_2$ Q.M. Flächeninhalt hatte, mehr bergig als eben iſt, in den Thälern aber einen fetten, höchſt fruchtbaren und an Ackerfrüchten beſonders Hanf und Taback, auch Wein und Obſt ungemein reichen Boden hat. Ferner der würtembergiſche Neckarkreis; grenzt im Weſten und Norden an Baden, im Oſten an den Jaxt-, im SO. an den Donau- und im Süden und SW. an den Schwarzwaldkreis, hat $61^1/_2$ Q.M. Flächeninhalt und bildet ein großes, vom N. durchſtrömtes Thal mit blühendem Ackerbau, ſchönen Holzungen und der Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Stuttgart.

Necker, Jacques, Ludwigs XVI. Finanzminiſter, wurde am 30. Sept. 1732 zu Genf geboren, wo ſein Vater Profeſſor des deutſchen Rechts war. Zur Handlung beſtimmt,

Digitized by Google

kam er nach Paris zu ſeinem Oheim Vernet, wurde ſpäter Compagnon des großen Banquiers Theluſſon und gelangte durch Fleiß, glückliche Speculationen und Redlichkeit zum Beſitz eines Vermögens von mehreren Millionen. Er war Mitglied der oſtindiſchen Compagnie und vertheidigte dieſelbe gegen die Angriffe der ſogenannten Oekonomiſten (ſ. d.) in Schriften und auf der Rednerbühne mit glücklichem Erfolge, indem er an die Dienſte erinnerte, die ſie dem Staate in den bedrängteſten Zeiten geleiſtet hatte. Später gab er die Handelsgeſchäfte auf und betrat, zum Reſidenten der Republik Genf am franzöſiſchen Hofe erwählt, ſeine politiſche Carrière. Zwei Schriften: „L'éloge de Colbert“, für welche er 1773 von der franzöſiſchen Akademie den Preis erhielt, und ſein neben mancherlei Mängeln, aber wegen ſeiner populären Behandlung des franzöſiſchen Finanzweſens vom Volke mit lebhaftem Intereſſe geleſenes Buch: „Essai sur la legislation et le commerce des grains“, welches 20 Auflagen erlebte, ebenſo eine Denkſchrift über die Hülfsquellen des Staates, welche er dem Könige zukommen ließ, und die bei der Noth, in welcher ſich gerade der Staat befand, viel Aufſehen machte, brachten ihn in nähere Verbindung mit dem Hofe und führten ſeine Ernennung zum Generaldirector der Finanzen herbei (1776), gerade in dem Augenblicke, wo der Staatscredit bei der allgemeinen Beſorgniß eines Krieges mit Amerika zu wanken anfing. Gehalt nahm N. nicht an, es genügte ihm, Frankreich zu retten, und dies glaubte er zu können, in zu großem Vertrauen auf ſeine Kenntniſſe im Finanzweſen, die ihm allerdings nicht abgeſprochen werden konnten. Er ſetzte nun von 1776—1781 ſein Anleiheſyſtem durch, da er neue Auflagen dem Volke weder machen konnte, noch wollte, und man muß ſein Banquiertalent bewundern, wenn man bedenkt, daß er, alle Caſſen leer findend, dennoch den ganzen amerikaniſchen Krieg ohne neue Steuern führte. Freilich hatte er 133 Millionen Thaler aufgeborgt, einen großen Theil davon aber auch auf Frankreichs innere Lage verwendet. Indeß hatte er bald mit denſelben Schwierigkeiten, wie ſein Vorgänger Turgot zu kämpfen. Die Oekonomie, welche er in der königlichen Hofhaltung vorſchlug, nannte man den Angriff eines republikaniſchen Geiſtes auf die Vorrechte des königlichen Hauſes und die privilegirte oder vielmehr vom Volksſchweiß lebende und ſchwelgende Claſſe, erblickte in ihm einen großen Feind. Ebenſo großen Unwillen erregte ſein Vorſchlag, das überflüſſige Heer von Angeſtellten und Beamten zu reduciren und Abgaben und Steuern auf die Claſſe der Reichen gleichmäßig zu vertheilen. Um ſich zu rechtfertigen, gab er er im Jahre 1781 ſeine dem Könige abgelegte Rechnung (Compte rendu au roi) heraus, von welcher mehr als 200,000 Exemplare verkauft wurden. Er ſuchte zugleich ins Conſeil zu kommen, man machte ihm aber unter dem Vorwande der Religion (er war Proteſtant und konnte als ſolcher nicht Staatsminiſter werden) Schwierigkeiten, und N. forderte deshalb ſeine Entlaſſung, erhielt ſie auch im Mai desſelben Jahres wider ſein Erwarten und ging nach der Schweiz, wo er in der Nähe von Genf die Baronie Coppet kaufte. Hier ſchrieb er ſein „De l'administration des finances“, wodurch er ſeine Gegner noch mehr erbitterte. Calonne's Fehler und das unter ſeiner Verwaltung bis 115 Millionen angewachſene Deficit in der Staatscaſſe ließen N. aber bald vermiſſen. Unter ihm, glaubte man, würde man das traurige Wort „Deficit“ nicht gehört haben. Calonne wurde entlaſſen und N. als Generalcontroleur zurückgerufen (1788). Das Volk empfing ihn in Paris mit lautem Jubel; er glaubte dieſen Augenblick nützen zu müſſen, um der Volkswuth durch die Gewalt, die er gerade jetzt über alle Gemüther hatte, zu ſteuern — denn die Revolution war bereits im Gange und es hatten der Opfer ſchon viele geblutet — allein ſeine Bemühungen waren vergeblich, ſo großen Eindruck auch ſeine erſte Rede auf das Volk zu machen ſchien. Unter ſehr traurigen Auſpicien trat er ſein ſchwieriges Amt wieder an. Er erklärte ſich vor allem für Einberufung der Etats generaux, beging aber die große Unvorſichtigkeit, daß er den Conſeilbeſchluß vom 27. Dec. 1788 durchſetzte, nach welchem die Zahl der Deputirten des dritten Standes, ſo groß als die der beiden andern Stände zuſammen, feſtgeſetzt wurde, was beim ſpätern Abſtimmen, unter anderen über zu machende Anleihen, die Folge hatte, daß ſeine Vorſchläge deshalb an der Hartnäckigkeit des ſtets überſtimmenden dritten Standes ſcheiterten. Auch hatte er

Digitized by Google

zuerſt im Nov. 1788 die Zahl der Deputirten vom Gutachten in der zweiten Notabelnverſammlung abhängig gemacht, und bei der Weigerung derſelben, erſt den königlichen Beſchluß erwirkt, dabei aber die Form der Berathung und Abſtimmung vergeſſen, was ſpäter in der Nationalverſammlung unermeßliche Folgen hatte. Ueberhaupt war N. als Staatsmann in ſeinen Anſichten nicht umfaſſend genug und die Aufgabe, Miniſter eines revolutionären Staates zu ſein, für ihn zu ſchwer. Seine beabſichtigten Anleihen wurden nicht bewilligt. Der Staatseinnahmen wurden täglich weniger, der Ausgaben immer mehr. Das Getreide, welches mit großen Koſten aufgekauft und dem Volke mit großem Verluſte abgelaſſen werden mußte, die Bauten, welche man unternehmen mußte, nur um das Volk zu beſchäftigen, und vieles andere, während man ſich überall weigerte, Steuern zu bezahlen, hatten den Geldmangel aufs höchſte geſteigert. N. rechnete, er war beſtändig in Noth und konnte nicht begreifen, wie die Nationalverſammlung an nichts anderes als an Zahlen denken konnte. Ein Glück war es für ihn und für Frankreich, daß Mirabeau's Beredtſamkeit, der an das fürchterliche Wort Staatsbankerott erinnerte, ſeinen Vorſchlag zu einer Contribution, die den vierten Theil des Einkommens eines jeden Particuliers betragen ſollte, durchſetzte. Nach Eröffnung der Reichsſtände am 5. Mai 1789 begannen die Streitigkeiten zwiſchen den verſchiedenen Ständen über Vereinigung oder Nichtvereinigung. Als N. ſich dem Beſchluſſe des Hofes, gegen die Verſammlung einen Gewaltſtreich zu unternehmen, widerſetzte, wurde er im Juni 1789 zum zweiten Male entlaſſen. Das Volk erzwang ſeine Zurückberufung. Es erfolgten jetzt die ſtürmiſchen Auftritte des 12., 13. und 14. Juli's. N. bemühte ſich vergebens, den König gegen die Angriffe der Nationalverſammlung zu ſchützen, als unter andern das Beſtehen des ſogenannten rothen Buches (Privatverzeichniß der königlichen Ausgaben) durch Casmus angezeigt wurde. Mann nannte ihn deshalb einen Ariſtokraten und bedrohte ſeine Sicherheit, und N. verlor allen Einfluß und alle Popularität. Die Einen behaupteten, er habe die Revolution aufgehalten, die Andern, er habe ſie herbeigeführt. N. bat deshalb um ſeine Entlaſſung, überließ der Nationalverſammlung als Garantie für ſeine Verwaltung ein Capital von 2 Millionen und ſämmtliche zu Paris liegende Gründe, und reiste am 4. September 1790 nach der Schweiz ab, auf ſein reizend am Comerſee gelegenes Luſtſchloß Coppet, wurde aber dennoch gleich am erſten Tage ſeiner Abreiſe in der kleinen Stadt Arcis ſur Aube arretirt, weil man ihn als Flüchtling betrachtete, der Frankreichs Schätze mit ſich führe. Er mußte die Nationalverſammlung um Erlaubniß zur Fortſetzung ſeiner Reiſe bitten, man gab ſie ihm mit der größten Kälte. Zu Coppet lebte N. mit ſeiner liebenswürdigen Frau und ſeiner hoffnungsvollen Tochter (der nachherigen Frau v. Staël) zurückgezogen vom Schauplatze trauriger Anarchie, wo er nur Undank geerntet hatte, und genoß wenigſtens das Glück, unglücklichen franzöſiſchen Flüchtlingen eine Freiſtätte geben zu können. Der Tod ſeiner Gattin ſtörte hier ſeine Ruhe. Um ſeinen Gram niederzuſchlagen, ſchrieb er einige Schriften, die viel Aufſehen machten, und unter denen wir erwähnen: „Sur l'administration de M. Necker“; „Reflexions offertes à la nation française“, worin er den König vertheidigte; „Du pouvoir executif dans le grands états“ (1792, 2 Thle.); „De la révolution française“ (1796, 4 Thle.); „Cour de morale religieuse“ (1800, 3 Bde.); „De l'importance des opinions religieuses“ (1788); „Dernières vues de politiques et de finances“ (die „Oeuvres complètes de N.“ wurden 1822 zu Paris durch ſeinen Enkel M. von Staël in 17 Bänden herausgegeben), und ſtarb zu Genf 1804 am 9. April. — Seine Gemahlin, Suſanne N., war die Tochter des Predigers Curchord zu Nyon im Canton Bern, lernte N. zu Paris kennen und verheirathete ſich mit ihm 1764. Sie war eine der geiſtreichſten und gebildetſten Frauen ihrer Zeit, von trefflichem Charakter, wohlthätig gegen Unglückliche, beſonders als die Revolutionsſtürme über Frankreich hereinbrachen, unterhielt lange Zeit auf eigene Koſten in der Nähe von Paris ein Hoſpital, und wurde ihres Geiſtes wegen von den gelehrteſten Männern geachtet, namentlich gehören Thomas, Buffon und Marmontel zu ihren Verehrern. Sie iſt die Verfaſſerin mehrerer Schriften, voll ſcharfſinniger Bemerkungen, verſtändiger Rathſchläge und voll Geiſt und Gefühl, wiewohl das letztere ſie

Digitized by Google

oft bedeutende Mängel überſehen ließ. Wir erwähnen unter ihnen: „Des inhumations precipités“ (Paris 1790); „Mémoire sur l'etablissement des hospices“, und „Reflexions sur le divorce (1793), in welcher letzteren Schrift ſie die Unauflöslichkeit der Ehe behauptet. Sie ſtarb 1794 zu Coppet in der Schweiz.

Needham, John Tuberville, geb. zu London 1713, Lehrer der Rhetorik zu Cambrai, ſpäter der Philoſophie zu Liſſabon und zuletzt, nachdem er eine Reiſe nach Frankreich, Italien und Deutſchland gemacht hatte, 1769 von der Kaiſerin Maria Thereſia als Director der Akademie der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte nach Brüſſel berufen, wo er 1781 ſtarb, machte ſich beſonders bekannt als Beobachter mikroſkopiſcher Gegenſtände, unterſtützte auch Büffon in Paris bei Bearbeitung ſeiner Zeugungstheorie, durch mikroſkopiſche Unterſuchungen, zu deſſen Naturgeſchichte er auch wichtige Beiträge lieferte, und gerieth in eine heftige literariſche Fehde mit Voltaire zu Genf, den er in ſeiner Ableugnung der bibliſchen Wunder zu widerlegen ſuchte. Sein Hauptwerk iſt: „New microscopial discoveries“ (London 1745, franz. Leyden 1747, Paris 1750).

Neefe, Chriſtian Gottlob, ein deutſcher Componiſt, deſſen Compoſitionen zu ihrer Zeit ſehr beliebt waren und theilweiſe noch jetzt geſchätzt werden, war 1748 zu Chemnitz geboren, ſtudirte Anfangs die Rechte zu Leipzig, wandte ſich aber bald ausſchließlich der Muſik zu und bildete ſein Talent unter Hiller's Leitung ſehr glänzend aus. Er wurde Muſikdirector am Theater zu Leipzig, dann Hoforganiſt in Bonn und kam ſpäter als Director der Vocalmuſik nach Deſſau ans Theater, wo ſeine Tochter Louiſe als Schauſpielerin und Sängerin ſehr beliebt war. Er ſtarb 1798 als Concertmeiſter der Capelle. Man hat von ihm eine große Anzahl Operetten, Clavierſonaten und andere Geſangſtücke. Als Schauſpielerinnen und Sängerinnen erlangten auch ſeine Gattin und ſeine jüngere Tochter Felice, nachmalige Rößner, am Theater zu Deſſau angeſtellt, einen großen Ruf.

Neefs, Jakob, geſchickter niederländiſcher Kupferſtecher, lebte um 1650 zu Antwerpen. Man hat von ihm eine große Anzahl ſchöner Blätter nach Rubens, Segers, Jordaens, Vandyk u. A. — Auch zwei andere Künſtler dieſes Namens, Peter N., Vater und Sohn, glänzen als Maler in der niederländiſchen Schule. Der erſtere, um 1580 geboren, iſt in Darſtellung von Gebäuden, namentlich des Innern gothiſcher Kirchen mit Kerzenbeleuchtung, unübertroffen. Frank, Breughel, van Thulden und Teniers malten gewöhnlich die Figuren in ſeine Bilder, was ihren Werth noch erhöht. Er ſtarb 1651. — Sein Sohn, Peter N., deſſen Blüthezeit um 1650—60 fällt, malte in demſelben Genre, erreichte aber ſeinen Vater nicht.

Neer, Arthur van der (geb. 1613, geſt. 1683), war einer der beſten Landſchaftsmaler der niederländiſchen Schule, und war in naturgetreuer Darſtellung des Waſſers, wenn es durch Mondlicht und durch niederen Horizont begrenzt iſt, ſowie in Winterlandſchaften und Feuersbrünſten unübertrefflich. — Sein Sohn Eglon Hendrik van der N., geb. zu Amſterdam 1643, zeichnete ſich als Hiſtorien-, Portrait-, Geſellſchafts- und Landſchaftsmaler aus. Er arbeitete lange in Frankreich, dann am kurpfälziſchen Hofe zu Düſſeldorf, wo er 1703 ſtarb. Der König von Spanien ernannte ihn zu ſeinem Hofmaler. Van der Werf war ſein Schüler. Sein Pinſel iſt kräftig, ſein Colorit ſchön und die Ausführung geiſtvoll und leicht.

Neergaard, Tönnes Chriſtian Bruun, Baron v., däniſcher Kammerherr, geb. am 26. Nov. 1776 auf Svenſtrupgaard in Seeland, iſt bekannt durch ſeine vielen wiſſenſchaftlichen Reiſen und als Verfaſſer einiger für Geſchichte, Natur- und Alterthumskunde wichtigen Werke, worin er die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen niedergelegt hat. Er durchreiſte zuerſt Deutſchland, beſonders Sachſen, Bayern, Oeſterreich und Böhmen, 1799 Norwegen, 1801 die Schweiz und einen Theil von Frankreich, und ging 1802 nach Spanien, wo er 150 Zeichnungen der ſchönſten Gegenden Cataloniens aufgenommen hatte, als ihn der Tod ſeiner Mutter nach Dänemark zurückrief. 1805 war er in Stockholm, dann in Petersburg, ſpäter wieder in Paris und 1806 in Italien. Er ſtarb zu Paris 1814 in ziemlich dürftigen Umſtänden, da ihm Reiſen, zu große Freigebigkeit und die Herausgabe

Digitized by Google

mehrerer Werke ſein Vermögen gekoſtet hatten. Wiſſenſchaftlichen Werth haben ſeine Schriften: „Journal du dernier voyage de C. Dolomieu dans les Alpes" (Par. 1801, däniſch von P. H. Mönſter, Kopenh. 1802), und „Voyage historique et pittoresque du nord d'Italie" (Paris 1812—15, 2 Bde., Fol.).

Neerwinden, kleiner Flecken in der belgiſchen Provinz Brabant, mit 300 Einwohnern, iſt durch zwei große Schlachten denkwürdig geworden. Hier ſchlug am 29. Juli 1694 der franzöſiſche Feldmarſchall von Luxemburg (ſ. d.) die Verbündeten unter König Wilhelm von England und dem Kurfürſten Maximilian Emanuel von Bayern, und am 16. März 1793 erlitten hier die Franzoſen unter Dumouriez gegen die Oeſterreicher und Preußen unter dem Prinzen Joſias von Koburg und dem Prinzen Friedrich von Braunſchweig eine gänzliche Niederlage. Die Oeſterreicher wurden anfangs durch den rechten Flügel der Franzoſen zurückgedrängt, unterdeß ſchlug aber Prinz Friedrich von Braunſchweig den linken franzöſiſchen Flügel unter Miranda; die Unordnung theilte ſich bald dem Centrum und rechten feindlichen Flügel mit, und die Franzoſen verließen das Schlachtfeld mit einem Verluſte von 4000 Mann und 29 Kanonen. Der Verluſt des deutſchen Heeres betrug etwas über 2700 Mann. Die Wiedereroberung der Niederlande und Dumouriez's (ſ. d.) Verrath gegen ſein Vaterland waren die Folgen dieſes Tages.

Nees v. Eſenbeck, Chriſtian Gottfr., ausgezeichnet als Arzt und Naturforſcher, gegenwärtig ordentlicher Profeſſor der Botanik zu Breslau, wurde auf einem Bergſchloſſe im Odenwalde am 15. Febr. 1776 geboren, wo er heranwuchs und ſeine Liebe für Botanik und Naturwiſſenſchaft in der romantiſchen Gegend reiche Nahrung fand. Er ſtudirte zu Jena Medicin, promovirte, practizirte auch als Arzt, wurde aber von dem Studium der Entomologie, Ornithologie und Botanik beſonders angezogen, widmete ſich ſpäter ganz dieſen Wiſſenſchaften und erhielt 1818 die Profeſſur der Botanik zu Erlangen. In demſelben Jahre erfolgte ſeine Ernennung zum Präſidenten der kaiſerlichen Leopoldiniſchen Akademie der Naturforſcher, im darauf folgenden ging er als Profeſſor der Botanik nach Bonn und kam als ſolcher 1831 nach Breslau. Er hat ſehr viel und ſehr Gediegenes geſchrieben, und als die vorzüglichern ſeiner Schriften ſind zu erwähnen: „Die Algen des ſüßen Waſſers" (Bamberg 1814); „Syſtem der Pilze und Schwämme" (Würzburg 1816, 4.); „Die Pflanzenſubſtanz phyſiologiſch, chemiſch und mathematiſch dargeſtellt" (Erlangen 1819) mit Biſchof und Rothe gemeinſchaftlich; „Handbuch der Botanik" (Nürnberg 1820, 2 Bde.), als 4. Band zu Schubert's „Handbuch der Naturgeſchichte"; „Vorleſungen zur Entwickelungsgeſchichte des magnetiſchen Schlafes und Traumes" (Bonn 1820); „Beſchreibung der deutſchen Brombeerarten" (Bonn 1822 ff., mit Kupfern); „Bryologia germ.", oder Beſchreibung der in Deutſchland und in der Schweiz wachſenden Laubmooſe (Nürnberg 1823—31), mit Fr. Hornſchuh und Jak. Sturm gemeinſchaftlich; „Genera et species Asterearum" (Nürnberg 1833); „Naturgeſchichte der Lebermoſe, mit beſonderer Beziehung auf Schleſien" (Bd. 1, Berlin 1833); und „Hymenopterorum Ichneumonibus affinium monographiae genera europ. et species illustrantes" (Stuttgart und Tübingen 1833—34, 2 Bde.). — Als Naturforſcher hat ſich auch ſein Bruder, Theod. Friedr. Ludwig, Prof. und Inſpector des botaniſchen Gartens zu Bonn, durch mehrere ſehr geſchätzte Werke bekannt gemacht. Wir nennen nur: „De muscorum propagatione" (Bonn 1820); „Plantae officinales" (Düſſeldorf 1821—34, 18 Lieferungen und 4 Supplementhefte, Fol.); „Sammlung ſchönblühender Gewächſe" (Düſſeldorf 1824—31), Fol.), mit Wilh. Sinning; „Handbuch der medicin.-pharmaceutiſchen Botanik" (Düſſeldorf 1830—32, 3 Bde.), mit K. Heinr. Ebermaier, und „Genera plantarum florae germ., iconibus et descriptionibus illustrata" (Bonn 1833—35, 6 Hfte.). Er ſtarb am 12. Dec. 1837 zu Hyères in Frankreich.

Negativ, verneinend, entgegengeſetzt: poſitiv, bejahend. Der Gegenſatz von poſitiv und negativ iſt ein ſolcher, daß keines der beiden entgegengeſetzten ohne das Andere iſt, und unterſcheidet ſich dadurch von dem Gegenſatze des Widerſpruchs, wo das

Digitized by Google

Eine iſt, wenn das Andere nicht iſt. Das N. ſetzt alſo das Poſitive voraus, denn es iſt dieſes als das nicht Seiende beſtimmt, und ebenſo ſetzt das Poſitive das N. voraus, mit derſelben Beſtimmtheit des Nichtſeins, ſo iſt das Poſitive nichts anderes als das negierte N. iſt. Jedes Beiſpiel macht dies klar, z. B. ſchwarz (poſitiv), nicht ſchwarz (negativ), nicht nicht ſchwarz iſt ſchwarz (alſo poſitiv). Daſſelbe kann ferner als poſitiv und als negativ betrachtet werden, ſo daß ſein wahres Sein dies iſt, ſowohl poſitiv als negativ zu ſein. Der Weg von A nach B iſt poſitiv, gegen den Weg von B nach A, welcher negativ, während beide übrigens gleich ſind (Hinweg, Rückweg), nur in Wahrheit der gemeinte Weg weder von A nach B, noch von B nach A geht, ſondern ſowohl jenes wie dieſes (ſowohl Hin- als Rückweg iſt). Ein Weg, der nur von A nach B ginge, iſt ebenſo ein Unding, wie ein Weg, der nur von B nach A ginge. Alle dieſe Beſtimmungen des Gegenſatzes zwiſchen poſitiv und negativ treten am ſchärfſten in der Mathematik heraus, in der Wiſſenſchaft des abſtracten Denkens, weil ſie ſelbſt Abſtractionen ſind. Das Zeichen des poſitiven iſt +, das des negativen —. Jede mit keinem Zeichen behaftete Zahl oder Größe hat in Wahrheit die Möglichkeit, ebenſo + als — zu ſein, und ob ſie ſo oder ſo betrachtet wird, hängt von der Willkür ab, ſo daß z. B. $+ (+ a - b) = - (- a + b)$ iſt u. ſ. w. Doch gilt die allgemeine Regel, daß in der Rechnung Zahlen ohne Zeichen poſitiv gemeint ſind. In der Phyſik hat man die entgegengeſetzten Electricitäten und Magnetismen ebenfalls als poſitiv und negativ bezeichnet, weil niemals eine ohne die andere iſt, und in der Electricität der Funke, am Magnet der Indifferenzpunkt da iſt, wo ebenſo ſehr poſitiv als negativ vorhanden iſt.

Neger nennt man, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach, die in Afrika einheimiſchen Menſchen von ſchwarzer Hautfarbe. Doch kann die Farbe der Haut kein ſicheres Erkennungszeichen abgeben, da man in dieſem Welttheile unzählige Abſtufungen bis ins Weiße hinein vorfindet. Ebenſowenig darf die Schädel- und Geſichtsbildung als entſcheidendes Merkmal des Negertypus betrachtet werden, da es auch bei dieſen die mannichfaltigſten Uebergänge giebt. Blumenbach rechnet in ſeiner Eintheilung der Menſchen in Racen (ſ. Menſch) die Neger und den größten Theil der afrikaniſchen Völkerſchaften überhaupt zu der äthiopiſchen Race, deren eigenthümliche Kennzeichen man gewöhnlich in dem Zurücktreten der Stirn bei vorſpringender Kiefer, wodurch das Geſicht etwas Affenartiges erhält; in der breiten, platten Naſe, dem großen Mund mit dicken, aufgeworfenen Lippen, in den kurzen, ſchwarzen, dichten, wolligen und verfilzten Haupthaar und in der ſchwarzen, ſammtartigen Haut findet, welche, vermöge ihrer außerordentlichen Thätigkeit, ſich immer kühl, ſelten feucht anfühlt. Dieſer Typus findet ſich am vollſtändigſten bei den Gallas, Schaggas, Anzikos, Nubas und andern Stämmen des Hochſudan ausgebildet. Die Stämme haben aber nicht die ſchwärzeſte Haut, vielmehr findet ſich das tiefſte Schwarz bei Jaloffen und Somaulis, die aber zugleich der Geſichtsbildung nach der kaukaſiſchen Race vollkommen gleichen ſollen. Die Fulahneger ſind bald dunkler, bald heller, zuweilen ſchon faſt gelblich und dabei ſchlichthaarig; auch die Mandingos ſollen den Hindus in der Hautfarbe nahe kommen und eine ſehr regelmäßige Geſichtsbildung haben; die Timbuneger haben platte Naſen, aber dabei hellere Farbe. Auf dem Atlas wohnen Kabylenſtämme, welche bräunliche Geſichter und ſelbſt blonde Haare haben, und ebenſo ſind die Abyſſinier braun und gelblich, ihre Frauen faſt weiß von Farbe; die Berbern von Sennaar und Dongola ſind rothbraun, aber die nördlichen Berbern haben beinahe gar nichts mehr von der äthiopiſchen Körperbildung, und ſelbſt mitten unter Stämmen von tiefſchwarzer Hautfarbe wohnt in der ſüdlichen Berberei, auf den Hochländern von Narea und Kaffa ein Stamm von eher ſüdeuropäiſchem als afrikaniſchem Ausſehen. Wie die körperliche Bildung, ſo ſind auch die Geiſtes- und Gemüthsanlagen, die Sitten und die Bildungsſtufen bei dieſen Völkerſchaften ſehr verſchieden. Lange Zeit nahm man nur eine einzige Stufe der geiſtigen Fähigkeit bei dem geſammten ſchwarzen Menſchenſchlage an, wozu neben der Ungenauigkeit älterer Beobachtungen und der erſt ſpät ein wenig verringerten Unbekanntſchaft Europas mit Allem, was Afrika angeht, nicht wenig die Habſucht der Sklavenhänd-

Digitized by Google

ler und Sklavenverbraucher beitrug, welche geſliſſentlich alle Vorurtheile über das Negergeſchlecht unterhielten (ſ. Sklavenhandel); dazu kam noch die philoſophiſche Syſtemſucht, um das Urtheil über die Anlagen und Eigenthümlichkeiten der Bewohner Afrikas zu verwirren. Einer der Eifrigſten, welche aus Menſchenfreundlichkeit ſich in Schriften die Ehrenrettung des Negergeiſtes zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts angelegen ſein ließen, war Henri Grégoire (ſ. d.). In den Werken neuerer Reiſender und Miſſionäre, beſonders bei Gurney, „A winter in the Westindies" (Lond. 1841), finden wir Materialien in Menge, welche uns eine beſſere Meinung von der Bildungsfähigkeit und geiſtigen Kraft der Neger beibringen, als ehedem herrſchend war. Vieles hat in dieſer Hinſicht Burton geſammelt in „The african Slave-Trade" (deutſch von Julius, Leipzig 1841). In Deutſchland iſt es bisher faſt nur Karl Ritter geweſen, welcher die alten Vorurtheile in Betreff des Negercharakters über den Haufen geworfen hat. Eine recht gute Ueberſicht der afrikaniſchen Völkerſchaften, ſo weit dieſelben bekannt geworden ſind, hat Roon in ſeinen „Grundzügen der Erde, Völker- und Staatenkunde" geliefert; die beſte Schilderung der einzelnen Stammcharaktere aber giebt Ritter in ſeinem großen Werke.

Die Völkerſchaften, welche Südafrika bewohnen, heißen, nach der Belehrung, welche wir dem Miſſionär Kay in „Edinburgh review" (1834) verdanken, Kwokwos (Quoequoe); unter dieſem, von Barrow zuerſt gebrauchten Namen werden der öſtliche Zweig, die Kaffern (ſ. d.), und der weſtliche, die Hottentotten (ſ. d.), zuſammenbegriffen. Die weſtlichſten Kaffern, mit denen von europäiſchen Reiſenden zuerſt Lichtenſtein Bekanntſchaft machte, ſind die Betſchuanen; ſie ſtehen an Begabung und kriegeriſchem Muth zwiſchen den hochgewachſenen, ſchöngebauten, lebhaften und kühnen Oſtkaffern und den ſchwerfälligen, trägen Hottentotten. Unter den letzteren zeichnen ſich die Buſchmänner (ſ. d.) durch athletiſchen Wuchs und Muth aus, die Namaquas dagegen an der Mündung des Orangefluſſes werden als äußerſt ſtumpf und thieriſch geſchildert. Die uns bekannten Bewohner Mittelafrikas bilden drei Hauptgruppen. Zu der öſtlichen Gruppe gehören außer den Mozambique-Stämmen unter Andern die Gallas (ſ. d.) und die Somaulis. Die Gallas, braun, mittelgroß, mit langem oder auch krauſem ſchwarzen Haar, wild und kriegeriſch, kommen nach der Regenzeit jährlich von den Bergen herab und verheeren das Abyſſinierland; die Somaulis wohnen an der Küſte zwiſchen Cap Guardafui und der Straße Bab el Mandeb. Zu der zweiten oder weſtlichen Gruppe gehören die Congoſtämme auf dem Weſtrande, die Anzikos auf dem innern Hochlande und die Schaggas auf dem Nordrande und in den Conggebirgen. Die Congoneger wohnen in gemäßigtem Clima, auf einem metallreichen, von ſchönen Flüſſen durchzogenen, fruchtbaren, dichtbevölkerten und wohlangebauten Bergplateau. Die Anzikos, welche höher wohnen, ſind ein Bergvolk, ſchlicht von Sitten, ehrlich, kühn und kriegeriſch; ihre Gefangenen bringen ſie als Sklaven und außerdem geflochtene Matten und Pelzwerk in die tiefern Gegenden zu Markte, um beſonders Salz einzuhandeln. Die Schaggas, wie ſie von den Congoern genannt werden, während ſie ſelbſt ſich Agag nennen, kamen zuerſt 1542 aus dem Innern und machten ſich ſeitdem durch ihre Raubzüge den Teraſſenbewohnern und den Portugieſen an der Küſte furchtbar. Zu der dritten Gruppe, der nördlichen, gehören die Nubaneger, die Neger von Nigritien, die Fulahs (ſ. d.) und die vom Hochſudan und Senegambien. Die Fulahneger auf den Teraſſen, beſonders der von Timbu, ſind den Küſtennegern weit überlegen; ſie bauen das Land, ſchmieden Eiſen und Silber, arbeiten in Holz und Leder und weben dichte Zeuge; ihre Häuſer ſind reinlich und wohleingerichtet; ſie ſind Muhammedaner und haben Moſcheen und Schulen faſt in jeder Stadt; alle Beobachter ſtimmen in ihrem Lobe überein. Nicht minder merkwürdig ſind die Mandingos auf dem Hochſudan, deren Sprache die allgemeine Umgangsſprache von der Senegalküſte bis hinauf nach Timbuktu iſt; ſie ſind das herrſchende Volk auf dem Nordabhange, wie die Fulahs auf dem Weſtabhange und haben ſich, ſeitdem ſie vor etwa 100 Jahren auf der Fulahterraſſe als Coloniſten und Verkündiger des Islam erſchienen, über alle benachbarten Landſtriche verbreitet, wo ſie ſtets den gebildeten Stand der Bevölkerung ausmachen; ſie ſind offenen, heitern Weſens, fein

Digitized by Google

und gewandt, gutherzig, mitleidig und gaſtfrei, wißbegierig und in ihrer Weiſe kenntniß-reich, die unternehmendſten Kaufleute vom Niger bis zum Weſtmeer.

Unter den Sprachen Afrikas iſt uns zuerſt die Fulahſprache zugänglich geworden, die weichſte und klangreichſte von allen, in welcher die engliſche „Society for missions to Africa and the East“ eine Reihe chriſtlicher Schriften hat drucken laſſen. Der Sprachgemein-ſchaft nach glaubt man die Bewohner in drei Maſſen abtheilen zu könnnen, nämlich in die Sprachgenoſſenſchaften des ſchmalen Süd- und Südoſtſtriches, die der Mitte von Afrika, mit Ausſchluß des Hochſudan und Abyſſiniens, und die des Nordlandes. Merkwürdig iſt, daß gleiche oder ſtammverwandte Sprache Völker von ganz verſchiedenen Farbenabſtufungen mit einander verbindet. Auf dem Hochſudan giebt es eine außerordentliche Menge von Dialekten; der König von Bornu allein ſoll Völker von 30 verſchiedenen Zungen zu ſeinen Unterthanen haben. Weſentliche Aufſchlüſſe über die afrikaniſchen Sprachen giebt das Werk des franzöſiſchen Miſſionärs Eugène Caſalis, „Etudes sur la langue Séchuana“ (Par. 1841).

Negroponte, italieniſcher Name der griechiſchen Inſel Egribos, des alten Euboea, iſt eine von kahlen und ziemlich hohen Gebirgen durchzogene Inſel und durch eine ſehr ſchmale Meerenge vom feſten Griechenland getrennt, dem es nach den Beſchlüſſen der drei Friedensmächte beigegeben worden iſt. Ihr Flächeninhalt beträgt 60 □M. mit 60—70,000 Einw., ihre Länge 20 und ihre Breite 1—5 Meilen. Sie hat fruchtbaren Boden und alle Erzeugniſſe des übrigen Griechenlandes. Die Einwohner, von denen unter türkiſcher Herrſchaft ungefähr ein Viertheil Türken waren, treiben ſtarke Viehzucht. Oel, Getreide, Wolle, Häute und Käſe ſind die vorzüglichſten Ausfuhrartikel. Der Honig von N., ſowie der Marmor, welcher letztere indeß jetzt wenig benutzt wird, waren ſchon im Alterthume berühmt. Merkwürdig iſt bei N. der Wechſel von Ebbe und Fluth in der Meerenge, wo das Waſſer oft an einem Tage 4 bis 12 Mal ſteigt und fällt. Die Hauptſtadt Egribos (gebildet aus Euripos) durch eine Brücke mit dem Feſtlande verbunden, hat 16,000 Einw., ſchönen Hafen, eine Citadelle, ein feſtes Schloß und iſt Sitz des Erzbiſchofs. Athen gegenüber, an der Südküſte, liegt Karyſto mit 3000 Einw. und einer ſtarken Citadelle, von welcher aus die ganze Inſel bequem beherrſcht werden kann. Sie wurde ihrer wichtigen Lage wegen von den Griechen ſeit 1821, wo hier die Griechen auf den Aufruf der ſchönen Griechin Modena Maurogenia das Panner der Freiheit erhoben, mehrmals beſtürmt (ſ. Griechenland).

Negus, ſo genannt nach ſeinem Erfinder, dem engliſchen Oberſt Negus, iſt ein aus rothem Wein, Waſſer, Zucker, Citronenſaft und geriebener Muskatennuß bereitetes und jetzt auch in Deutſchland ſehr beliebtes Getränk.

Nehemiah, ein vornehmer und edler Jude, wurde in der babyloniſchen Gefangen-ſchaft geboren, lebte um 445 vor Chriſtus am Hofe des perſiſchen Königs Artaxerxes Longimanus, erwarb ſich durch Ertheilung weiſer Rathſchläge das Vertrauen des Königs, wurde deſſen Mundſchenk und ſpäter als Statthalter nach Jeruſalem geſchickt, wo er mit Esra den Wiederaufbau des Tempels und der Stadt leitete, die Schriften Moſis, der Hiſtoriker und Propheten zu einer Tempelbibliothek (aus welcher der Kanon unſers A. Teſtaments entſtanden iſt) ſammelte, gelehrte Geſellſchaften zur kritiſchen Bearbeitung und Auslegung der heil. Schriften, und Volksſchulen ſtiftete, und ſo der Wiederherſteller ſeiner Nation und eigentliche Begründer der jüdiſchen Liturgie wurde. Den echten Moſaismus, wie er vor der Gefangenſchaft beſtand, vermochte er aber nicht wieder ins Leben zurückzurufen. Im J. 432 v. Chr. kehrte er nach Perſien zurück, machte aber, wie es ſcheint, im J. 414 eine zweite Reiſe nach Jeruſalem, um eingeſchlichene Mißbräuche zu beſeitigen. Nachrichten von ſeiner Wirkſamkeit hat er ſelbſt gegeben in einem Buche, welches ſpäter, mit Zuſätzen verſehen, in der hebräiſchen Bibel als Fortſetzung des Buches Esra (ſ. d.) enthalten iſt.

Nehrungen heißen die durch die Anſchwemmungen entſtandenen Erdzungen,

Digitized by Google

welche in der Provinz Preußen die beiden ſogenannten Haffe (ſ. d.) bilden und nach dieſen die curiſche und die friſche N. genannt werden.

Neid iſt ein Affect, dadurch erregt, daß ein Anderer ein Gut beſitzt, welches wir nicht beſitzen, mit dem Verlangen, uns daſſelbe zuzueignen, indem wir zugleich den Andern für des Beſitzes unwürdiger halten als uns ſelbſt und ihn deshalb innerlich anfeinden. Der Neid heißt auch Scheelſucht, ſo genannt nach dem Blicke der Augen, mit dem der Neidiſche das gewünſchte Gut von der Seite anſieht. Sind jedoch perſönliche Vorzüge der Gegenſtand des Neides, dann heißt er Eiferſucht, wie z. B. wenn er aus Ehrgeiz oder Liebe entſteht, welche letztere Eiferſucht vorzugsweiſe ſo heißt, da ſie die heftigſte iſt. Der N. entſpringt aus zu großer Selbſtliebe, die nicht durch allgemeine Menſchenliebe gezügelt wird, findet aber meiſtentheils nur bei Gleichſtehenden ſtatt, nicht zwiſchen ſehr Ungleichſtehenden, was die natürliche Folge davon iſt, daß der N. zugleich das Gut zu beſitzen wünſcht; wie denn der Bauer den König nicht um ſeine Krone, oder den General nicht um ſeine Orden, ſondern ſeinen Mitbauer um ſein beſſeres Haus und höheres Anſehen in der Gemeinde beneidet. Der N. findet ſich nicht blos bei Menſchen (beſonders Kindern), ſondern ſelbſt bei Thieren, beſonders Hunden. Er ſtört das moraliſche und phyſiſche Leben des Menſchen, indem er ihn zu ſchlechten Handlungen verleitet, und körperlich dadurch, daß er ſich durch Gallenergießung äußert und die Verdauung hindert; er drückt ſich ſehr ſtark in den Geſichtszügen aus und giebt eine gelbliche Geſichtsfarbe, welche ebenfalls mit der Aeußerung durch die Galle zuſammenhängt. Man ſagt daher der blaſſe oder gelbe Neid.

Neidhardt, ein lyriſcher Dichter des deutſchen Mittelalters, ſtammte aus adeligem Geſchlecht und lebte zu Anfang des 13. Jahrhunderts in Oeſterreich. Er führte eine eigene Art des Minnegeſangs, von Lachmann die höfiſche Dorfpoeſie genannt, ein, indem er in ſeinen Liedern und Reimen vorzüglich das Leben, die Hoffahrt und Prunkſucht und die derbere Liebesweiſe der Bauern (Dörper, d. i. Dörferer, daher Tölpel), dieſen zum Spott, weshalb er Bauernfeind genannt wurde, den Ritterlichen zur Ergötzung mit geiſtreich humoriſtiſcher Laune ſchilderte. Sein Name, auf den hin auch ſpäter ſolche Lieder gedichtet wurden, erhielt ſich lange in Andenken, und in einem angeblichen Hofnarren Neidhardt bei Otto dem Fröhlichen von Oeſterreich, zu Anfange des 14. Jahrhunderts, glaubt W. Wackernagel nur den ältern durch die Sage herabgerückten Minneſänger wiederzufinden. Eine Anzahl ſeiner Lieder gab Benecke in ſeinen „Beiträgen“, noch mehrere von der Hagen in ſeinen „Minneſängern“ heraus.

Neigebaur, Johann Ferdinand, geheimer Juſtizrath zu Bromberg in Preußen, ward 1788 zu Dittmannsdorf in Schleſien geboren, ſtudirte in Königsberg die Rechte, ward 1810 Referendar und 1812 Aſſeſſor beim Obergericht zu Breslau und im October beim Oberlandesgericht zu Marienwerder. Im J. 1813 trat er als Freiwilliger in die Armee, ſammelte auf dem Marſche zu derſelben in Sachſen eine Compagnie Soldaten aus den Truppen des Rheinbunds, die ſich aus Rußland aus den Trümmern der franzöſiſchen Armee gerettet hatten, und ward damit von dem Gouvernement zu Breslau dem Lützow'ſchen Freicorps zugewieſen, bei welchem er, obwohl Gemeiner, doch als Capitän ſeiner Compagnie fungirte und im ſchleſiſchen Gebirge im Rücken des Feindes demſelben ſo viel Pferde abnahm, daß er noch eine Schwadron errichten konnte. In dem Gefechte bei Lauenburg an der Elbe ward er verwundet und gefangen. In dem Depot zu Limoges, wohin er gebracht wurde, beſuchte er die dortige Akademie, ließ ſich examiniren und erwarb ſich den Grad eines Licentiaten der Pariſer Univerſität. Nach dem Frieden von 1814 wurde er Anfangs beim Generalgouvernement zu Aachen, dann als Unterpräfect in Neufchateau in den Ardennen angeſtellt, 1815 als Präfect preußiſchen Antheils in Luxemburg und zu mehreren diplomatiſchen Sendungen gebraucht. Im Jahre 1816 ward er als Oberlandesgerichtsrath nach Cleve, 1820 nach Hamm, 1822 nach Münſter und 1826 nach Breslau verſetzt; 1832 zum Director des Landesgerichts zu Frauſtadt, mit dem Titel eines geheimen Juſtizraths und 1835 zum Director des Criminalſenats beim Oberlandesgericht zu Bromberg ernannt. In ſeiner Stellung zu Frauſtadt war er zugleich Grenz-Regulirung-Com-

Digitized by Google

miſſar in Bezug auf die preußiſch-polniſche Grenze, und brachte den Grenzvertrag mit Polen vom 4. März 1835 zu Stande. Die Univerſität Königsberg beehrte ihn ſchon 1821 mit dem Diplom als Ehrendoctor. N. iſt ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller und ſeine Schriften erſchienen theils anonym, theils unter dem Namen Daniel oder Daniel Dittmann, theils unter ſeinem wahren Namen. Wir erwähnen beſonders folgende: „Briefe eines preußiſchen Offiziers während ſeiner Gefangenſchaft in Frankreich in den Jahren 1813—16" (2 Bde., Köln 1816—17); die ſatyriſche Schrift: „Keine Volksrepräſentation in den deutſchen Bundesſtaaten" (Germanien 1816); „Der preußiſche Proceß ohne die ihm zum Vorwurf gemachten Mängel und unter Aufnahme der Oeffentlichkeit der Rechtspflege" (Jena 1819); „Sammlung der Verordnungen, welche ſich auf die preußiſche Hypothekenordnung und Hypothekenpatente für die wieder vereinigten Provinzen beziehen" (Hamm 1822); „Sammlung der Verordnungen, welche ſich auf die preußiſche Depoſitalordnung beziehen" (Hamm 1823); „Handbuch zur Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit" (Hamm 1824, 2. Aufl. 1827); „Sammlung derjenigen Geſetze, welche die preußiſche Criminalordnung erläutern oder abändern" (Hamm 1824); „Handbuch für Reiſende in Italien" (Lpzg. 1826, 3. Aufl. 1840); „Sammlung der auf den öffentlichen Unterricht in den königlich preußiſchen Staaten ſich beziehenden Geſetze und Verordnungen" (Hamm 1826); „Die preußiſche Geſindeordnung" (Hamm 1826, 2. Aufl. 1836); „Die königlich preußiſche Vormundſchaftsordnung" (Hamm 1827, 4.); „Handbuch für Reiſende in England" (Lpz. 1824); unter dem Namen Daniel: „Proceß-Handbuch" (Münſter und Hamm 1831); „Neueſtes Gemälde der Schweiz" (Wien 1831, 2. Aufl. 1840); „Neueſtes Gemälde Italiens, der joniſchen Inſeln und Malta's (2 Bde., Wien 1832); „Neueſtes Gemälde der Niederlande und Belgiens" (Wien 1833); „Neueſtes Gemälde von Schweden, Norwegen und Dänemark" (Wien 1833). Dieſe Gemälde bilden zugleich den 17., 21., 22., 23. und 25. Band der „Allgemeinen Weltkunde" von Schütz. Ferner: „Handbuch für Reiſende in Frankreich" (Wien 1832); „Das Volksſchulweſen in den preußiſchen Staaten" (Berlin 1834); „Die preußiſchen Gymnaſien und höhern Bürgerſchulen" (Berlin 1835); „Der Untergang des Kurfürſtenthums Mainz, von einem kurmainziſchen General" (Frankf. 1839), endlich: „Die Verfaſſung der joniſchen Inſeln und die neueſten Bemühungen, eine Reform herbeizuführen" (Lpz. 1839), die Frucht einer Reiſe durch Deutſchland, Italien, Sicilien, Malta, Griechenland und die joniſchen Inſeln, von welcher der Verfaſſer im Jahre 1839 zurückkehrte.

Neigung iſt im Allgemeinen die Bewegung, vermöge welcher der eine Theil eines Körpers eine tiefere Lage bekommt, als er eigentlich und vorher hatte, z. B. die N. eines Hauſes, der mit Früchten überladenen Aeſte eines Baumes. Bei Menſchen drückt unwillkürliche N. des Hauptes Schwäche und Tod aus, willkürliche N. iſt auch ein Act der Höflichkeit bei Begrüßungen. Neigung des Bodens iſt die Abweichung deſſelben von der Horizontalfläche, welche nach dem Winkel von 90°—0° gemeſſen wird; nach dem Meere hin heißt ſie Abdachung, und durch ſie wird das Ergießen der Flüſſe in das Meer möglich. In der Mathematik iſt es die Richtung zweier Linien oder Flächen gegen einander, wodurch ſie, wenn ihre Ausdehnung ſo weit reicht, zuſammentreffen müſſen und einen Winkel bilden. Neigung der Magnetnadel (ſ. d.) iſt die Abneigung derſelben von der horizontalen Richtung. Die Neigung als Affect äußert ſich im Begehren, ſie entſpringt nicht aus der Reflexion des Verſtandes, ſondern aus dem Gefühle. Im Allgemeinen kann ſie jeden Gegenſtand begehren, in beſonderer Bedeutung bezieht ſie ſich auf ein Individuum. In Bezug auf den Gegenſtand des Verlangens heißt ſie Hinneigung, Zuneigung, und die Theilnahme an dem Gegenſtande der N. heißt Intereſſe. Die Grundlage der N. iſt der Organismus des Menſchen und die Gewöhnung, beſonders hat die Erziehung großen Einfluß auf die N. Wird die N. durch fortdauernde Gewöhnung ſtärker, ſo iſt ſie Hang. Beherrſcht die N. den Menſchen, dann iſt ſie Leidenſchaft. Die N. unterſcheidet ſich dadurch von der Leidenſchaft, daß ſie ſanfter iſt, ſich verändert und mehrere N. neben einander beſtehen können, wohingegen die Leidenſchaft den ganzen Menſchen unge-

Digitized by Google

theilt beherrſcht. Die N. zu einem Individuum heißt auch Sympathie, die Abneigung Antipathie. Angeborne N. kann es nur im weitern Sinne des Wortes geben, wenn man N. für Trieb, Begehren nimmt, oder angeboren ſ. v. a. in der Beſchaffenheit des Körpers begründet bedeutet. Das Thier, das blos durch ſeinen Inſtinkt geleitet wird, hat keine N., ſondern Naturtriebe. Edle N. ſind die, welche die Billigung der Vernunft haben, daher auch tugendhafte N. heißen.

Neipperg, alte ſchwäbiſche Familie, welche ſich ſchon im 13. Jahrhundert bemerkbar machte, ihren Namen vom ſchwäbiſchen Dorfe Neipperg ableitet und von hier ſich nach der Schweiz, Kärnthen, Krain u. ſ. w. verbreitete. Die N.'s wurden zu Anfange des 18. Jahrhunderts baroniſirt und etwas ſpäter in den Grafenſtand erhoben. Unter den Gliedern dieſer Familie erhielten geſchichtliche Bedeutung: Eberhard Friedrich, kaiſerlicher Feldzeugmeiſter, Commandant von Philippsburg, zuletzt kaiſerlicher Feldmarſchall, wurde in den Reichsfreiherrnſtand erhoben und ſtarb 1725. — Sein Sohn Wilhelm Reinhard, Graf von N., geb. 1685, zeichnete ſich als kaiſerlicher Infanterieoberſt gegen Türken bei Temeswar und Belgrad aus, ſtieg 1723 bis zum Generalmajor, und wurde 1730 Commandant von Luxemburg und in den Grafenſtand erhoben. 1735 leitete er als Feldmarſchalllieutenant einen Feldzug in Italien, focht 1737 abermals ſiegreich gegen die Türken, ſchloß 1739 den Frieden zu Belgrad, worin er den Türken zu günſtige Friedensbedingungen machte und ihnen unter andern Belgrad abtrat, weshalb er zur Unterſuchung gezogen wurde. 1741 erhielt er gegen Friedrich II. den Oberbefehl in Schleſien, wurde in der Schlacht bei Mollwitz geſchlagen und verwundet und wohnte 1743 der Schlacht bei Dettingen bei. 1753 wurde er commandirender General in Oeſterreich, 1755 Hofkriegsrathspräſident und 1768 ins ſchwäbiſche Grafencollegium aufgenommen. Er ſtarb 1773 zu Wien. — Leopold, Graf von N., des Vorigen Sohn, war einige Jahre kaiſerlicher Geſandter zu Neapel, gab eine Beſchreibung von Wien heraus (Wien 1764) und ſchrieb zur Entſchuldigung und Rechtfertigung der Schritte ſeines Vaters in Bezug auf die Belgrader Friedensunterhandlungen: „Umſtändliche, auf Originaldocumente gegründete Geſchichte der Vorgänge bei den Unterhandlungen des zu Belgrad 1739 geſchloſſenen Friedens“ (Frankf. und Leipz. 1790, mit 69 Urkunden). Er ſtarb 1792. — Albrecht Adam, Graf von N., geb. 1775, zuletzt öſterreich. Feldmarſchalllieutenant, operirte namentlich in der Champagne und in Italien 1796 und 1797 glücklich gegen Napoleon, ging hierauf als Geſandter nach Schweden, ſchloß hier 1812 den Vertrag von Oerebro mit, wodurch Schweden ſich den Alliirten anſchloß, rückte 1813 als Generalmajor bei der Cavalerie wieder ins Feld, zeichnete ſich bei Leipzig aus, gewann König Murat von Neapel für die Sache der Alliirten, und wußte 1814 auch Marie Louiſe zu jener Acte zu bewegen, in welcher ſie ſich von Napoleons Projecten losſagte. Als die Oeſterreicher Neapel beſetzten, wurde er Gouverneur der Hauptſtadt, befehligte ſpäter die öſterreichiſche Beſatzung des Departements des Gard, der Ardeche und Herault, und erwarb ſich hier allgemeine Achtung dadurch, daß er die in Nismes entſtandenen Unruhen dämpfte und die verfolgten Proteſtanten vor weitern Angriffen der fanatiſchen Partei ſicher ſtellte. Von hier kehrte er nach Parma zu Marie Luiſe zurück, deren ganzes Vertrauen er beſaß, ward ihr Oberhofmeiſter, erſter Miniſter und General, ſoll ſogar mit ihr vermählt geweſen ſein, und ſtarb am 22. Febr. 1829 zu Parma. — Sein älteſter Sohn, Graf Alfred von N., geb. 1807, iſt der gegenwärtige Standesherr und ſeit 1840 mit der Prinzeſſin Marie von Württemberg vermählt.

Neiße, Fürſtenthum in Oberſchleſien, von welchem der größere Theil (24 QM. mit 115,000 Einw.) zu Preußen, der kleinere (16 QM. 57,000 Einw.) zu Oeſterreich gehört, grenzt an die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Münſterberg, Brieg und Oppeln, an Mähren und Glatz, iſt preuß. Antheils meiſt eben und fruchtbar, im öſterr. gebirgig und hat ſeinen Namen vom Fluß Neiße, welcher daſſelbe durchfließt. Die Hauptproducte ſind Getreide, Flachs, Holz und ſchönes Rindvieh. Ueber die frühere Geſchichte des Fürſtenthums ſ. Schleſien. Bis zum Jahre 1810 ſtand es theils unter preußiſcher,

Digitized by Google

theils öſterreichiſcher Landeshoheit, und gehörte dem Fürſtbiſchof von Breslau. Der preußiſche Antheil iſt ſeitdem in ein königliches Fürſtenthum verwandelt und in die Kreiſe N. und Grotkau des Oppelnſchen Regierungsbezirkes vertheilt. Der öſterreichiſche gehört noch dem Fürſtbiſchof, der darin eigene Verwaltungs- und Juſtizbehörden unterhält. — Die Hauptſtadt **Neiße**, im preußiſchen Antheil, mit 11,600 Einw. und einer ſtarken Beſatzung, iſt beſonders als Feſtung wichtig. Sie hat ein großes, vormals biſchöfliches Schloß, 5 katholiſche und 2 evangeliſche Kirchen, ein katholiſches Gymnaſium, ſtarken Gemüſebau, bedeutende Getreide- und Garnmärkte und ein Mineralbad, den Heinrichsbrunnen. Die eigentliche Stadt auf dem rechten Ufer der Neiße iſt durch einen Hauptwall mit 10 Baſtionen befeſtigt, hat ſtarke Forts und Redouten, und mittelſt der Anſpannung der Neiße und Biela kann die ganze Gegend oberhalb der Stadt unter Waſſer geſetzt werden. N. iſt eine der älteſten Städte Schleſiens, muß ſchon im 13. Jahrhundert ſehr volkreich geweſen ſein, da im J. 1267 allein 6000 Menſchen hier an der Peſt geſtorben ſein ſollen; war Sitz der Herzöge von N. und ſpäter des Fürſtbiſchofs von Breslau. Als Feſtung wird ſie erſt zu Ende des 16. Jahrhunderts erwähnt. 1621 wurde ſie vom Herzog von Jägerndorf, 1632 von den Sachſen und 1642 von den Schweden erobert. Von Friedrich dem Gr. wurde N. 1741 10 Tage lang beſchoſſen, aber erſt 9 Monate ſpäter den Preußen unter Prinz Dietrich von Deſſau übergeben. Im Jahre darauf wurde es von Friedrich dem Großen ſtärker befeſtigt und der Grund zum wichtigen Fort Preußen gelegt. 1758 belagerten die Oeſterreicher N. vergeblich, indem Friedrich zum Entſatz herbeieilte. 1807 wurde es nach 44tägiger Belagerung dem franz. General Vandamme mit Capitulation übergeben.

Neïth und **Mendes** waren in der ägyptiſchen Götterlehre die Theile der zweiten Urkraft, vom Urweſen Amun erzeugt. Durch ſie entſtanden Sonne und Mond; daher Mendes ſehr oft das Himmelsgewölbe ſelbſt heißt. Der Sitz ihrer Verehrung war beſonders Saïs in Unterägypten, welche Stadt von N. gegründet ſein ſoll. An ihrem prächtigen Tempel daſelbſt ſtand die berühmte Inſchrift: „Ich bin Alles, was war, was iſt und was ſein wird; kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier. Die Sonne war mein Kind.“ Zur Zeit des Neumondes wurde der Neïth in Aegypten ein Lampenfeſt gefeiert. Beide Gottheiten kamen ſpäter zu den Griechen, aus Mendes ward Pan, und aus Neïth, welche mit Iſis zu einer Gottheit verſchmolzen wurde, Pallas Athene.

Nekrologien, d. i. Todtenbücher, nannte man im Mittelalter die Kalender der geiſtlichen Stifter und Klöſter, in welchen an den betreffenden Tagen die Namen Derer eingezeichnet wurden, deren Andenken man durch Einſchließung in die öffentliche Fürbitte ehren wollte. Gleichbedeutend iſt Necrologium mit Mortilogium und Obiturnium; auch gebrauchte man dafür Regula und Martyrologium, weil das Nekrologium meiſt der Ordensregel und dem Martyrologium angehängt war, ſowie Liber oblegiorum und Liber praesentiarum, weil man darin neben dem Namen des Verſtorbenen zugleich die Gabe zu bemerken pflegte, die man ihm verdankte. In den Nekrologien wurden, außer den Hauptfeſttagen und den Namen der Heiligen und Märtyrer, in chronologiſcher Ordnung eingezeichnet: die Namen der Päpſte, Kaiſer und Könige; der Landesherren, Metropolitan- und Diöceſanbiſchöfe; der Aebte, Aebtiſſinnen, Pröpſte des Stifts ſelbſt; der Ordensmitglieder; der in dem Stifte verſtorbenen Pilger (peregrini); der bekehrten, in den Mönchsſtand getretenen Sünder (conversi); der in früher Jugend dem geiſtlichen Stande geweihten Jünglinge (oblati) und Jungfrauen (velatae); der eingezellten Büßenden (reclusi); der untern Kirchendiener, der Laienbrüder und der Laienſchweſtern; die Hauptſtelle aber nehmen ein die Stifter mit ihren Familien und die Wohlthäter (benefactores), welche für ihre Schenkungen die Brüderſchaft des Kloſters (fratres conscripti) gewonnen, oder Seelenmeſſen geſtiftet hatten. Sie pflegten durch größere Schrift, durch farbige Tinte und durch Kreiſe ausgezeichnet zu werden; doch mußten freilich in dem mehr und mehr ſich füllenden Buche die Namen der ältern Wohlthäter denen der neuern weichen. Die Nekrologien entſtanden aus den geſchriebenen Diptychen (ſ. **Diptychon**), von denen ſie ſich dadurch unterſchei-

Digitized by Google

den, daß dieſe bei den Einzeichnungen meiſt die genealogiſche Ordnung beobachten und ſo gewiſſermaßen die erſten genealogiſchen Geſchlechtstafeln bilden. Die früheſten Nekrologien ſind unſtreitig verloren gegangen; allein im 8. Jahrhundert hat ſich bereits das der Abtei Lorch erhalten. Eine bedeutende Anzahl derſelben iſt in den Quellenſammlungen deutſcher Geſchichten bei Langebeck, Leibnitz, Mencken, Schannat, Schöttgen u. A. und in den Schriften mehrerer hiſtoriſcher Vereine abgedruckt. Das für die Geſchichte der deutſchen Fürſtengeſchlechter ſo wichtige Nekrologium von Fulda, aus den J. 780—1065, iſt kein eigentliches Nekrologium, ſondern ein nach den Jahren geordneter Auszug aus mehreren Nekrologien. Die Erklärung und Benutzung der Nekrologien hat allerdings ihre große Schwierigkeit, namentlich deshalb, weil in den eigentlichen Nekrologien nur die Sterbetage, äußerſt ſelten die Sterbejahre angegeben ſind. Bei gründlichen Vorſtudien gewähren ſie indeß nicht nur herrliche und einzige Beiträge zu der Familien-, Local- und ſpeciellen Landesgeſchichte, ſondern oft auch für die allgemeine Geſchichte. Vgl. Wedekind, „Ueber Nekrologien" in ſeinen „Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des deutſchen Mittelalters" (Bd. 1, Hamb. 1823). — In neuerer Zeit wählte zuerſt Schlichtegroll (ſ. d.) den Namen Nekrolog als Titel für ſeine „Nachrichten von dem Leben merkwürdiger verſtorbener Deutſchen in den J. 1790—1800" (22 Bde., Gotha 1791—1801, nebſt einem Supplementband, 1798), denen er den „Nekrolog der Deutſchen für das 19. Jahrh." (5 Bde., Gotha 1802—6) folgen ließ. Fr. Aug. Schmidt griff die Idee von Neuem auf, und es erſchienen nun der „Neue Nekrolog der Deutſchen", den ſeit deſſen Tode der Verleger Bernh. Fr. Voigt mit raſtloſem Eifer fortſetzte (Bd. 1—21, Ilmenau, dann Weimar 1824—50; mit zwei Regiſterbänden, Weimar 1836 und 1845).

Nekromantie (a. griech.) bezeichnet den abergläubiſchen Gebrauch der Alten, die Todten nach zukünftigen Dingen zu fragen. Wir finden ſchon in der Bibel, in den Büchern Samuelis (1, 1, 28) und Moſis (5, 18, 11) dieſe Sitte als Zauberei ſtreng unterſagt. Wie faſt alle Gebräuche dieſer Art ſtammt auch die N. unſtreitig aus dem Orient. Da indeß ſchon Homer im 11. Buche der Odyſſee von Odyſſeus den Schatten des Sehers Teireſias aus der Unterwelt heraufbeſchwören läßt, ſo behaupten Einige, die N. ſei in Griechenland ſelbſt entſtanden. Ihr Hauptſitz war hier Theſſalien, das Vaterland aller Zauberkünſte. Hier gab es eigene Schattenbeſchwörer oder Schattenführer (ψυχαγωγοί), und man ging bei dieſem unſinnigen Todtenbefragen ſo weit, daß man nicht allein halbverbrannte Leichname vom Scheiterhaufen riß, andere lebendig begrub, ſondern ſogar Menſchen förmlich ſchlachtete, um von den entfliehenden Geiſtern, noch bevor ſie den Hades erreichten, die Zukunft oder überhaupt Dinge, die außer dem gewöhnlichen Kreiſe des menſchlichen Wiſſens lagen, zu erfahren. Man unterſchied zwei Hauptarten der N., die Skiomantie, wenn ſich die heraufbeſchworenen Schatten dem Beſchwörer wirklich zeigten, und Pſychomantie, wenn dieſelben blos ihre Stimme vernehmen ließen. Auch in den Geſängen der ſchott. Barden, namentlich bei Oſſian und in mehreren altdeutſchen Liedern finden wir Andeutungen und Spuren dieſer Andeutung. Vgl. Peucer, „Commentarius de praecipuis divinationum generibus" (Zerbſt 1591), worin eine genaue Auseinanderſetzung der verſchiedenen Arten der Nekromantie gegeben iſt.

Nekropolen, d. i. Todtenſtädte, werden vorzüglich die großen Begräbnißſtätten genannt, in welchen die alten Aegypter ihre Mumien (ſ. d.) beiſetzten, und von denen noch viele mehr oder weniger wohlerhalten ſind. Sie bilden große und weitläufige unterirdiſche Gänge, zum Theil von unermeßlichem Umfang, ſo daß ſie faſt unterirdiſchen Städten gleichen. Jede Stadt Aegyptens hatte eine ſolche Begräbnißſtätte; doch haben ſich nur die in den Felſen gehauenen erhalten. Sie gehören zu den großartigſten Bauwerken der Aegypter.

Nekroſe, ſ. Knochenfraß.

Nektar nannten die Alten, nach ihrer ſinnlichen Vorſtellung, den Trank der Götter, ſowie Ambroſia (ſ. d.) die Speiſe der Götter war. In dieſer Bedeutung kommt N. bei den älteſten und beſten Schriftſtellern vor, dagegen beweiſt Athenäus 11, 2, daß

Digitized by Google

man auch N. für Götterſpeiſe gebraucht habe. — In weiterer Bedeutung bezeichnet das Wort auch Lieblingsgetränke alter Völker, z. B. bei den Lydiern in der Gegend des Olympos ein aus Honig, Wein und wohlriechenden Kräutern bereitetes Getränk, und ſo braucht man noch heute das Wort namentlich in der Dichterſprache zur Benennung jedes köſtlichen Trankes.

Neleus, der Sohn des Kretheus oder eigentlich des Poſeidon und der Tyro, der Tochter des Salmoneus, ein Zwillingsbruder des Pelias, Gemahl der Chloris und Vater des Neſtor, wurde nebſt ſeinem Bruder von der Tyro ausgeſetzt. Pferdehirten fanden die beiden Knaben und zogen ſie auf. Erſt erwachſen, erfuhren ſie, wer ihre Mutter ſei. Wegen grauſamer Behandlung ihrer Mutter durch deren Stiefmutter Sidero erſtach Pelias die letztere. Nach dem Tode des Kretheus geriethen beide Brüder in Zwiſt über die Herrſchaft von Jolkos in Theſſalien, und N. zog vertrieben nach Meſſenien, wo er Pylos erbaute. Hier kam er mit Herakles in Kampf, weil er ihn nach der Ermordung des Iphitos nicht ſühnen wollte; dafür erſchlug Herakles die Söhne des N., den Neſtor (ſ. d.) ausgenommen. Auch hatte N. Kämpfe mit den Arkadiern und dem Epeierkönig Augeas zu beſtehen. Er ſtarb endlich nach Pauſanias zu Korinth, wo ihm Siſyphos ein Grabmal errichtete. Seine Nachkommen, die Neliden, wurden von den Herakliden aus Meſſenien vertrieben und gingen zum größten Theil nach Athen.

Nelke, in der Botanik die Pflanzengattung Dianthus, iſt eine aus zahlreichen und meiſtens ſehr ſchön blühenden und wohlriechenden Arten beſtehende Blumengattung. Die bekannteſte Nelkenart iſt die Garten-N., von welcher man in Hinſicht auf Farbe, Anzahl und Form der Blumenblätter und Fülle und Größe der Blumen wieder unzählige Varietäten, durch Miſchen der Erde, Begattung (indem man 2 verſchiedene Arten zuſammen in einen Topf pflanzt) und durch Säen des Samens erhält. Sie wächſt in vielen Arten in Italien, Frankreich und der Schweiz wild. Nächſt ihr unterſcheidet man: Bart-, Feder-, Karthäuſer-, Pracht-, Sand-, Sproſſen-, Stein-, Zwergnelke ꝛc. Man vgl. „Syſtem der Garten-N." ꝛc. (Berl. 1827).

Nellenburg war ſonſt eine Landgrafſchaft in Schwaben, enthielt 16 □M. mit gegen 29,000 Einw., kam 1645 käuflich an Oeſtreich, 1805 durch Friedensvertrag an Würtemberg und 1810 an Baden, wo ſie einen Theil des Seekreiſes bildet. Die Burg der alten Landgrafen von N., jetzt ganz verfallen, liegt unweit Stockach, in ihrer Nähe die Heilquelle Nellenbad (Nellabad). Der Nellenburger Wein iſt beliebt.

Nelſon, Horace, Viscount, einer der größten britiſchen Seehelden, wurde am 29. September 1758 zu Burnham-Thorpe in der Grafſchaft Norfolk geboren, wo ſein Vater Rector und Pfründner der Cathedrale von Weſtminſter war. Im 12. Jahre nahm er als Freiwilliger Seedienſte und kam auf ein Linienſchiff von 64 Kanonen, welches ſein Onkel Moritz Suckling gegen Spanien commandirte. Hierauf diente er eine kurze Zeit als Bootsmann unter dem Capitain Lutwidge, nahm dann Theil an einer Nordpolexpedition unter dem Befehle des Capitain Philipps und machte eine Reiſe nach Oſtindien, von welcher er 1775 nach England zurückkam. Im Jahre 1777 beſtand er ſein Examen, wurde Secondelieutenant und erhielt hierauf das Commando eines Schooners. Sir Peter Parker wählte ihn 1778 zum dritten Lieutenant ſeines Admiralſchiffs, und 1780 erhielt er das Commando eines Schiffes von 44 Kanonen in Jamaica. Die Unternehmung gegen die ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika gab ihm Gelegenheit, ſeinen Muth zu zeigen, doch nöthigte ihn ſeine geſchwächte Geſundheit, 1781 nach England zurückzukehren. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordſee, 1784 commandirte er eine Fregatte, die als Kreuzer unter dem Oberbefehl von Edward Hughes nach den Inſeln unter dem Winde beſtimmt war. In Weſtindien verheirathete er ſich 1787 mit der Wittwe eines Dr. Nesbit. Im Jahre 1793 brach der Krieg gegen Frankreich aus, N. commandirte hier den Agamemnon von 74 Kanonen, nahm an der Einnahme von Baſtia und Calvi auf Corſika Theil und verlor hier ein Auge durch einen Feuerſchlag. Während dieſer Campagne lernte er zu Neapel die Lady Hamilton kennen und trat mit ihr und ihrem Gemahl in ein enges

Digitized by Google

Freundſchaftsbündniß. Der Admiral Jerwis übertrug ihm das proviſoriſche Commando eines Linienſchiffes von 74 Kanonen, und auf ihm zeichnete er ſich im denkwürdigen Treffen gegen die Spanier am Cap St. Vincent rühmlichſt aus, eroberte ein feindliches Schiff von 112 und eines von 80 Kanonen, und empfing auf dem erſtern den Degen des ſpaniſchen Admirals. In Folge dieſes glänzenden, mit 13 engliſchen über 27 ſpaniſche Schiffe errungenen Sieges wurde N. Ritter des Bathordens, empfing aus der Hand ſeines Königs eine goldene Medaille und wurde zum Contreadmiral ernannt. Im Laufe des Jahres 1797 commandirte er einen Theil des Blokadegeſchwaders vor Cadix, bombardirte aber daſſelbe ohne Erfolg. An der Spitze von 4 Linienſchiffen und einigen Fregatten verſuchte er vergeblich ein reichbeladenes, im Hafen von Santa-Cruz liegendes ſpaniſches Schiff zu nehmen. Die Spanier, wohl vorbereitet und muthig, vereitelten das Unternehmen, obwohl der greiſe Gouverneur von Santa-Cruz zur Capitulation geneigt war. Das Gefecht war blutig, N. ſelbſt verlor den rechten Arm, der ihm in Folge eines Schuſſes abgelöſt werden mußte, und ging nach England zurück, wo man ihm eine Penſion von 1000 Pfund ausſetzte. An der Spitze einer Diviſion von 4 Linienſchiffen und 2 Fregatten erhielt er im December des folgenden Jahres den Befehl, die franzöſiſche Flotte im Hafen von Toulon zu beobachten. Im Mai 1798 trieb ihn von hier ein Sturm an die Küſte von Sardinien, und als er wieder vor Toulon anlangte, war die franzöſiſche Flotte ausgelaufen. Er durchflog das mittelländiſche Meer, erſchien vor Malta und Alexandrien, fand aber hier die feindliche Flotte nicht, eilte nach Sicilien zurück, ohne eine Spur derſelben zu entdecken, erfuhr aber hier mit Gewißheit, daß die franzöſiſche Flotte nach Aegypten geſegelt ſei. Er eilte ihr nach und traf ſie in der Bai von Abukir (ſ. d.). Die denkwürdige Schlacht endigte mit der Vernichtung der franzöſiſchen Flotte, und N.'s Rückkehr nach England glich einem Triumphzuge. Der König ernannte den Siegeshelden zum Baron vom Nil, und erhöhte ſeine lebenslängliche Penſion auf 3800 Pfund Sterling. Von allen Monarchen erhielt der Sieger reiche Geſchenke; der König von Sicilien ernannte ihn zum Herzog von Brenta, gab ihm ein eigenes Herzogthum von 75,000 Fr. Einkünften, und überſandte ihm einen mit Diamanten beſetzten Degen; der Sultan ſchickte ihm einen prächtigen Reiherbuſch mit Brillanten und einen Ehrenpelz, die Sultanin Valide einen koſtbaren Diamant, der Kaiſer von Rußland eine Tabatiere, 2500 Pfd. Sterling an Werth; der König von Sardinien eine Tabatiere mit Brillanten, das Generalconſeil von London einen koſtbaren Degen, u. a. m. Seit dem Siege bei Abukir verdunkelte ſich in etwas ſein Ruhm, indem er ſich zu ſehr von der Lady Hamilton leiten ließ. Man erzählt, er habe, mit der Königin und ihrer Favoritin einverſtanden, gegen die achtbarſten Neapolitaner eine höchſt entehrende Rache geübt; einem verächtlichen Weibe zu gefallen die Hinrichtung des greiſen, achtungswerthen Carraccioli und andere ſcheußliche Verbrechen des blutgierigen Ruffo und ſeiner Geſellen ruhig vollziehen laſſen. Im Jahr 1801 endlich rief ihn ein Befehl des Gouvernements wieder zu den Waffen, um an der Spitze einer Diviſion die däniſche Flotte vor Kopenhagen zu vernichten, obgleich damals Friede mit Dänemark war, blos weil das engliſche Cabinet die Trennung des nordiſchen Seebündniſſes beſchloſſen hatte. N. kam vor Kopenhagen an, die ganze Linie der däniſchen Flotte war nach einem 5ſtündigen Gefecht geſchlagen, nur die Kronbatterien und Schiffe am Eingange des Hafens waren noch unverſehrt, aber auch 2 engliſche Linienſchiffe bereits auf den Strand gelaufen, und mehreren drohte dieſelbe Gefahr. N.'s Liſt und Geiſtesgegenwart rettete dieſelben und ärndete noch überdieß die Siegeslorbeeren. Denn gerade in dieſem kritiſchen Momente ſandte er einen Parlementair ab, mit dem Erbieten, den Kampf ſofort einzuſtellen, oder er werde die genommenen Batterien in Brand ſtecken. Der Vergleich wurde angenommen; eben ſo glücklich leitete N. die Unterhandlungen mit Schweden und Rußland, kam nach England zurück und wurde Viscount. Dieß geſchah im April d. J.; im Auguſt machte er den erſten Verſuch, eine franzöſiſche Flotille vor Boulogne zu verbrennen, das Unternehmen mißlang und er erlitt bedeutenden Verluſt. Im Jahr 1803 beſtieg er ſein Linienſchiff la Victoire von 100 Kanonen, durchflog den Ocean von Europa bis Amerika, um die ihm vor Toulon

Digitized by Google

entwiſchte franzöſiſche Flotte aufzuſuchen. Dieſe hatte ſich vor Cadix mit der ſpaniſchen vereinigt, um nach Weſtindien zu ſegeln, war aber bei der Nachricht von N.'s Annäherung umgekehrt. N. fand daher natürlich auf dem ganzen Wege keine Spur derſelben, und lief unverrichteter Sache im Auguſt 1804 in Portsmouth ein. Hier erfuhr er, daß die vereinigte franzöſiſche und ſpaniſche Flotte wieder in Cadix eingelaufen ſei. N. eilte ihr nach, und erreichte ſie beim Vorgebirge *Trafalgar* (ſ. d.). Es kam zur Schlacht, und N. blieb mit 27 Linienſchiffen gegen die 33 Linienſchiffe ſtarke verbündete Flotte abermals Sieger. Es war ſein glänzendſter, aber letzter Sieg, denn kurz vor Beendigung des Kampfes traf ihn eine feindliche Musketenkugel und zerſchmetterte ihm Schulter und Rückgrat ſo gefährlich, daß er 4 Stunden nachher ſtarb. Sein Leichnam wurde in dem Sarge, welchen er ſich aus dem großen Maſte des bei Abukir eroberten franzöſiſchen Admiralſchiffs hatte fertigen laſſen, nach London geſchafft und hier mit einer wahrhaft fürſtlichen Pracht, indem ſelbſt die kön. Prinzen an dem Leichenbegängniß Theil nahmen, in der St. Paulskirche beigeſetzt und ſeine Gruft mit einem prächtigen Denkmal geziert. Man hat über N. mehrere vorzügliche Biographien, ſo von Clarke (1810), Churchill (1813), Robert Southey (London 1813) und von Harriſon. (Vgl. auch Nicolas „The dispatches and letters of Admiral Viscount N.“ (Lond. 1845). Den ſchuldigen Dank gegen den Sieger trug die engliſche Regierung durch Ehrenbezeigungen und Belohnungen aller Art bei den Verwandten des gefallenen Helden ab. N.'s Bruder wurde zum Grafen mit 6000 Pfd. Penſion ernannt, und jede ſeiner Schweſtern erhielt ein Geſchenk von 10,000 Pfd. Der erſtere, auf welchen auch der Lordstitel überging, ſtarb 1835, und Titel und Güter desſelben erbte der Schweſterſohn beider N.'s, Thom. Bolton, der aber ebenfalls ſchon 1836 ſtarb, worauf der Titel auf deſſen Sohn, *Horace* N., geb. 1823, überging. Mit der Lady Hamilton hatte N. eine Tochter gezeugt, die ſeinen Namen führte.

Nemea, ein Flecken in der Landſchaft Argolis im Peloponnes zwiſchen Kleonä und Phlius, war im Alterthume berühmt durch einen prachtvollen Tempel des Zeus und noch mehr durch die *nemeiſchen Spiele*, welche in der waldigen Thalgegend um N. viermal in zwei Olympiaden gefeiert wurden. Nach einigen waren es feierliche Leichenſpiele, zu Ehren des Opheltes, einem Sohne des Königs Lykos oder Lykurgos von Nemea, der aus Nachläſſigkeit ſeiner Wärterin von einem Drachen getödtet worden war; nach Andern wurden ſie zu Ehren Jupiters von Herkules eingeführt, als dieſer den *nemeiſchen Löwen* erlegt hatte. An dieſen Spielen nahm ganz Griechenland Theil; ſie waren theils körperliche, theils geiſtige Wettkämpfe, überhaupt in Bezug auf die innere Einrichtung ganz den *olympiſchen Spielen* (ſ. d.) gleich und wurden aller 3 Jahre gefeiert. Ein ſolcher Zeitraum von 3 Jahren hieß deshalb eine Nemeade, und wie nach Olympiaden, ſo führten die Griechen auch nach Nemeaden ihre Zeitrechnung. Die Oberaufſicht während der Feier der nem. Spiele führten die Städte Korinth, Argos und Sicyon; der Sieger erhielt nur einen einfachen Kranz von Oelzweigen, ſpäter von Epheu, wurde aber von ganz Griechenland geehrt und von allen Dichtern beſungen. Siegeshymnen auf 11 nem. Spiele beſitzen wir noch von Pindar. Ueber Anfang und Ende dieſer Spiele fehlen genaue Nachrichten. Nach Euſebius fällt die 1. Nemeade ins zweite Jahr der 53. Olympiade, alſo 568 vor Chriſti Geburt.

Nemeſianus, M. Aur. Olympius, aus Karthago, römiſcher Dichter im 3. Jahrhundert nach Chriſtus, ließ ſich mit Kaiſer Numerianus in einen poetiſchen Wettkampf ein und ſchrieb ein Gedicht von der Jagd (Cynegetica) und vom Vogelfange. Vom letztern ſind nur noch Bruchſtücke vorhanden. Zu den 4 Eklogen, die ihm gewöhnlich zugeſchrieben werden, halten Einige den Tit. Calpurnius für den Verfaſſer. Man hat von ihnen eine deutſche Ueberſetzung von Müller (Lpz. 1832). Die vorzüglichſten Ausgaben der Gedichte N.'s ſind von Aldus (Vened. 1534); von Peter Burmann, in ſeinen „Poetis lat. minor.“ von Wernsdorf, in ſeinen „Poet. lat. minor.“ und in Weber's „Corpus poetarum lat.“ (Frankf. 1833). Eine gute franzöſiſche Ueberſetzung von de la Tour (Paris

Digitized by Google

1799). Die Gedichte des N. zeichnen ſich durch reinen Styl und Eleganz des Ausdrucks aus und ſind eine geniale Nachahmung des Virgil und Oppian.

Nemeſis, auch Adraſteia oder Rhamnuſia genannt, war nach Heſiod eine Tochter der Nacht, nach Anderen der Dike; ihr Vater war nach Einigen Okeanos, nach Andern Erebos. Adraſteia heißt ſie von Adraſtos, der ihr in Adraſteia, einer trojaniſchen Stadt, oder nach Strabo (13, p. 588) in Cyzikum den erſten Tempel errichtete; Rhamnuſia von Rhamnos, einem attiſchen Bezirke unweit Marathon, am Meere. Hier ſtand auf einem Hügel der Tempel der Göttin mit ihrer prächtigen und majeſtätiſchen Statue, einem Meiſterwerke des Phidias, aus pariſchem Marmor. Eine Menge Tempel, Altäre, Statuen waren dieſer Göttin in Kleinaſien, Griechenland und Italien geweiht, namentlich erblickt man ſie auf vielen Münzen und Gemmen; auffallend iſt es, daß man auf den Münzen von Smyrna zwei Göttinnen dieſer Art findet; daß aber die Smyrnäer mehrere Göttinnen dieſes Namens als Schutzgöttinnen ihrer Stadt verehrten, bezeugt Pauſanias (7, 5.). Nach einigen deutet die doppelte N. auf die adraſteiſche und rhamnuſiſche hin, die auch öfters von einander bei den Schriftſtellern unterſchieden werden. Gebildet wird N. gewöhnlich ſtehend, in der Tunika und dem Peplon darüber. Mit der Rechten faßt ſie einen Theil ihres Gewandes über der Bruſt und bildet damit das Ellenmaß, in der Linken hält ſie bald einen Eichenzweig, bald den Zaum. Oft ſieht man zu ihren Füßen das Rad, oft einen Greif, der die rechte Klaue auf das Rad ſetzt. Auf Münzen fährt ſie auf einer mit Greifen beſpannten Biga, ſeltener trägt ſie auf dem Kopfe den Modius. Nach Pauſan. hatte ſie bei den Smyrnäern Flügel. Die Sage nennt ſie vom Zeus die Mutter der Helena (ſ. d.). — N. gehört in die große Reihe der Schickſalsgöttinnen, daher ihre Ableitung von *νεμειν*, gleichmäßig vertheilen (wovon *νομος*, Geſetz, Ordnung); nach ihren Eigenſchaften und Attributen fällt ſie mit dem Fatum, der Fortuna, Dike, Poena, Ate, ſelbſt den Furien und Parzen zuſammen, deshalb läßt ſich ihr Weſen ſchwer auf eine einzige Grundidee zurückführen. Nach Herder („Zerſtreute Blätter" II. 221) findet ſie nicht Vergnügen an Rache und Unglück, ſondern verhütet vielmehr das Unrecht und entfernt den Neid. In ihrer Hand liegt Glück und Unglück, ſie iſt gleichſam die Zunge an der Glückswaage, die ernſte, ſtrenge Göttin, die, jedem Uebermuth feind, den Stolzen niederbeugt, die unſchuldig Gedrückten emporhebt, kurz eine Göttin des Maßes und Einhalts. Bemerkt ſie irgendwo ein Ueberſchreiten des geſetzlichen Maßes in einer Sache, ſo kehrt ſie das Rad und ſtellt das Gleichgewicht wieder her.

Nemours, Stadt im franzöſiſchen Departement Seine und Marne, mit etwa 4000 Einwohnern, denkwürdig wegen der durch den daſelbſt zwiſchen König Heinrich III. und der Ligue geſchloſſenen Vergleich (1585), Edict von N. Von ihr hat auch eine Linie aus dem Hauſe Savoyen den Namen, welche 1659 in männlichem und 1724 in weiblichem Stamme erloſch. Das Geſchlecht der Herren von N. blühte ſchon im 12. Jahrhundert, ihre Herrſchaft brachte König Karl VI. käuflich an ſich, erhob ſie 1404 zum Herzogthum und zur Pairie, und ſchenkte ſie dem Könige Karl III. von Navarra. Karl VII. nahm es der Königin Blanka von Navarra, weil ſie die Engländer gegen Frankreich unterſtützt hatte. Ludwig XI. trat N. 1462 dem Schweſterſohne der Blanka, Grafen Jakob von Armagnac, wieder ab, ertheilte ihm die Herzogs- und Pairswürde, ließ ihn aber wegen wiederholter Verſchwörungen, ſo unter andern wegen Theilnahme an der Ligue du bien public erſt in das Schloß Pierre Cize ſetzen, dann in der Baſtille in einen eiſernen Käfig ſperren, mit ihm das grauſamſte Verhör vornehmen und 1477 enthaupten, wobei ſeine Kinder unter dem Schaffot ſtehen mußten. Herzog Jakobs Sohn, Louis d'Armagnac, Herzog v. N., erhielt erſt unter Karl VIII. einen Theil ſeiner Beſitzungen wieder, wurde unter Ludwig XII. Vicekönig von Neapel und blieb in der Schlacht von Cerignola gegen die Spanier (1503). Nach ſeines Bruders Tode fiel N. wieder der Krone zu. Hierauf gab Ludwig XII. N. nacheinander zuerſt ſeinem Vetter Gaſton de Foix, der ebenfalls gegen die Spanier bei Ravenna in Italien (1512) blieb, denn 1515 **Julian von Medicis**, und nach dieſem Philipp von Savoyen. Von

Digitized by Google

ihm ging das Herzogthum N. erblich auf ſeine Nachkommen über. Sein Sohn Jacob von Savoyen (geb. 1531), Herzog von N., zeichnete ſich während der Feldzüge in Flandern und Italien als Colonel-General der Reiterei aus, wohnte der Belagerung von Lens und Metz bei, focht ſpäter glücklich gegen die Hugenotten, wurde Gouverneur der Dauphiné, und ſtarb 1585 zu Annecy in Savoyen. Ihm folgte als Herzog von N. ſein Sohn Karl Emanuel von Savoyen, ein großer Freund der Guiſen. Heinrich von Savoyen, deſſen Sohn, geb. 1572, eroberte für Savoyen die Markgrafſchaft Saluzzo, trat der Ligue bei, wurde aber doch 1591 Gouverneur der Dauphiné und ſtarb 1632. Sein Sohn Karl Amadeus, geb. 1624, erklärte ſich während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit gegen die Hofpartei, führte 1652 4000 Deutſche nach Frankreich, mit denen er aber wenig durchſetzte und wurde 1652 von ſeinem Schwager, dem Herzoge von Beaufort, im Duell erſchoſſen. Der letzte Herzog von N., aus dem Hauſe Savoyen, war Heinrich II. von Savoyen, er ſtarb 1659 kinderlos. Seine Gemahlin, Marie von Orleans, einzige Tochter des Herzogs von Longueville, geſt. am 16. Juni 1707, iſt bekannt als die Verfaſſerin geiſtreicher Memoiren (Köln 1709). Die weiblichen Nachkommen des Hauſes Savoyen-Nemours verkauften das Herzogthum 1689 an Ludwig XIV., der daſſelbe der Familie Orleans übergab.

Nemours, Ludwig Karl Philipp Raphael, Herzog von, zweiter Sohn des Königs der Franzoſen, Ludwig Philipp, iſt am 25. Oct. 1814, wenig Monate nach der Rückkehr ſeines Vaters aus einundzwanzigjähriger Verbannung, zu Paris geboren. Nach vollendeter häuslicher Erziehung beſuchte er mit ſeinem ältern Bruder, dem damaligen Herzog von Chartres, die öffentlichen Lehranſtalten, zu nicht geringem Aergerniß der Höflinge der Bourbons, aber zu großer Freude des pariſer Bürgerſtandes. Als die Julirevolution ſeinen Vater auf den Thron ſetzte, trat er mit ſeinem ältern Bruder, den ſchon Karl X. zum Obriſten und Regimentsinhaber gemacht hatte, in die militäriſche Laufbahn, auf der er natürlich ſchnell von Stufe zu Stufe emporſtieg. Im Jahre 1832 nahm er Theil an der Belagerung von Antwerpen, und ſah ſich nur ungern von dem Zuge nach Maskara, den der Marſchall Clauzel im Herbſt 1835 unternahm, ausgeſchloſſen. Nach ſeiner Rückkehr von der mit ſeinem Bruder, dem Herzoge von Orleans, unternommenen Reiſe nach Deutſchland erhielt er die Erlaubniß, an dem Heerzuge gegen Conſtantine Theil zu nehmen, deſſen unglücklichen Ausgang man nicht ahnte, obwohl ihn die Regierung größtentheils ſelbſt verſchuldet hatte, da ſie dem franzöſiſchen Heerführer die zur Sicherung des Erfolgs erforderlichen Mittel vorenthielt. Beim zweiten Zug gegen Conſtantine im folgenden Jahre erhielt der Herzog von N. den Befehl über die Vorhut, er befand ſich in der Nähe des Generals Damrémont, als dieſen die tödtliche Kugel traf, und ſetzte auch nach Errichtung der Breſchebatterien ſich furchtlos dem feindlichen Feuer aus. Er wurde bei dieſer Gelegenheit zum Generallieutenant ernannt, was von den liberalen Blättern vielfach getadelt wurde, da die herkömmlichen Bedingungen des Avancements nicht ſtreng beobachtet waren. Noch größere Anfechtung erlitten die Bemühungen ſeines Vaters, des Königs, als dieſer ihm eine ſelbſtſtändige äußere Stellung begründen wollte, wozu die Nation die Mittel hergeben ſollte. Der Geſetzentwurf des Grafen Molé, nach welchem dem Herzog von N. die fürſtliche Domäne Rambouillet zur Apanage angewieſen werden ſollte, wurde zurückgenommen, ehe er in die Kammer zur Erörterung kam, da die Regierung die Unmöglichkeit ſah, ihn durchzuſetzen. Drei Jahre ſpäter, als ſich der Herzog von N. mit der am 14. Febr. 1822 geborenen Prinzeſſin Victorie Auguſte Antoinette, Tochter des Herzogs Ferdinand von Sachſen-Koburg-Kohary vermählen ſollte, brachte der Marſchall Soult am 20. Jan. 1840, an demſelben Tage, wo er dieſe Vermählung der Kammer anzeigte, ein Geſetz in Vorſchlag, nach welchem dem Prinzen eine jährliche Dotation von 500,000 Fr. und eine Summe von 500,000 Fr. zur erſten Einrichtung bewilligt, und außerdem ſeiner künftigen Gemahlin ein Witthum von 300,000 Fr. jährlicher Renten ausgeſetzt werden ſollte. Dieſer Vorſchlag erregte den höchſten Unwillen bei der liberalen Partei und wurde am 20. Febr. 1840 auf die ſchmachvollſte Weiſe, ohne alle Debatten und ohne daß die Mi-

Digitized by Google

niſter zu Worte kamen, verworfen, worauf dieſe ſogleich ihre Entlaſſung nahmen. Die Vermählung geſchah im April 1840. Als aber am 13. Juli 1842 der Herzog von Orleans in Folge eines Sturzes aus dem Wagen ſtarb, ſetzte der König ein Geſetz durch, nach welchem dem Herzog von N., im Fall der König früher ſterben ſollte, ehe der Graf von Paris, Sohn des Herzogs von Orleans, mündig geworden wäre, die Regentſchaft zugeſichert wurde. Nach der Februarrevolution von 1848 ging er mit ſeinem Vater nach England, wo er noch jetzt verweilt.

Nenndorf, ein Dorf in der kurheſſiſchen Provinz Niederheſſen, hat ein Luſtſchloß und vier ſaliniſche Schwefelquellen, welche in neuerer Zeit von zahlreichen Badegäſten beſucht werden. Die Quellen haben eine Temperatur von 8° R., ſtarken Schwefelgeruch, einen eigenthümlichen bitterſalzigen Geſchmack und ziemlich gleiche Miſchungsverhältniſſe. Sie werden bei Hautkrankheiten krankhafter Schleimabſonderung, Blutſtockungen im Unterleibe, Gicht, chroniſchen Nervenkrankheiten u. ſ. w. ſowohl äußerlich als innerlich mit Nutzen angewendet. Eine eigne Badeanſtalt iſt ſeit 1814 zur Benutzung der in der Nähe befindlichen Salzſoole von Rodenberg angelegt worden. Außerdem gibt es auch noch Anſtalten für die verſchiedenen Arten Waſſerbäder, ſowie für Gas- und Mineralſchlammbäder. Die Schwefelquellen waren ſchon frühzeitig bekannt; ſie werden ſchon im Jahre 1546 als ſehr alt erwähnt. Erſt im Jahre 1789 jedoch wurden ſie durch die Sorgfalt des Kurfürſten Wilhelm's I. nutzbarer gemacht und ihre Einrichtung in der romantiſchen Umgegend ſo verbeſſert und verſchönert, daß man jetzt das Bad Nenndorf mit Recht zu den bedeutendſten Deutſchlands zu rechnen pflegt. Vgl. d'Oleire und Wöhler „Die Schwefelwaſſerquellen zu N." (Kaſſ. 1835).

Renner, ſ. Bruch.

Nennwerth, ſ. Nominalwerth.

Neokorat, abgeleitet von Neokoros, was urſprünglich einen Beamten bedeutete, der die Aufſicht über einen Tempel führte. Unter den römiſchen Kaiſern wurde es ein Ehrentitel, ſpäter nannte man ſo das Recht, Tempel, Feſte und öffentliche Spiele zu Ehren der Kaiſer zu errichten. Dieſes Recht wurde mit großer Eiferſucht von den Städten, beſonders in Kleinaſien geſucht, und da der Gebrauch, den Kaiſer göttliche Verehrung zu erweiſen, ſich immer weiter verbreitete, wurde es ſehr vielen Städten und manchen wohl zwanzig Mal ertheilt.

Neologie, ſ. Neuerungsſucht.

Neophyten, d. i. Neugepflanzte, hießen in der alten Kirche die Neugetauften. Sie trugen nach der Taufe, die gewöhnlich in der Oſterzeit vorgenommen wurde, acht Tage lang weiße Kleider und legten dieſe am Sonntag Quaſimodogeniti unter gewiſſen Feierlichkeiten ab. — Später wurden auch die in einen Möchsorden Aufgenommenen Neophyten genannt.

Neoptolemos, ſ. Pyrrhos.

Neorama nennt man die Darſtellung eines Gebäudes von innen, mit Gruppen und Beleuchtung, wobei der Zuſchauer ſeinen Standpunkt in der Mitte erhält. Es iſt eine Erfindung des Franzoſen Allaux, der das erſte N., eine Anſicht der Peterskirche zu Rom, mit offenen Thüren und Ausſicht in die Ferne, 1827 zu Paris aufſtellte.

Nepaul (Nepal, Nipal), Staat in Vorderindien, begrenzt von Tibet, Butan, Bengalen, Bahar, Oude und Gurval, ein hohes Gebirgsland, etwa 2500 □M. groß, im Norden vom Himalayagebirge durchzogen, deſſen höchſte Spitze hier 20,144 Fuß und die niedrigſte 11,346 Fuß iſt. Das Land bildet ein großes, 3—6000 Fuß hohes Thal zwiſchen zwei gegen Oſten und Süden miteinander gleichmäßig fortlaufenden Gebirgen und iſt deshalb nur durch enge Gebirgspäſſe zugänglich. Der Boden iſt ſehr fruchtbar und gut angebaut, und der Fürſt und die Geiſtlichkeit ſind die alleinigen Grundbeſitzer Die Haupterzeugniſſe des Landes ſind Reis, Weizen, Gerſte, Mais, Ingwer, Spezereien, Oel, Baumwolle, Honig, Kupfer, Eiſen, Jaspis, Marmor, Bergkryſtall und indiſche

Digitized by Google

Hausthiere. Der Kunſtfleiß iſt in den Händen der Nirwaris, und umfaßt Weberei, Metallwaren (Waffen aller Art, Glocken), Papier, Branntwein (aus Reis) und Wein. Die Regierung iſt despotiſch, der Rajah (Fürſt) hat jährlich 2½—3 Millionen Rupien Einkünfte. Die Armee beſteht aus 12,000 M. Linientruppen und aus zahlreicher irregulärer Miliz. Die Hauptſtadt des Landes iſt **Khatmandu**, in einem von hohen Bergen (der Dhaibun 20,000 Fuß hoch) eingeſchloſſenen Thale, mit 40,000 Einw. Im Jahre 1816 mußte der Rajah von N., vom britiſchen General Sir David Ouchterlong mehrmals geſchlagen, die ganze Kette von Forts an der ſüdlichen Grenze des Landes nebſt mehreren Bezirken an die oſtindiſche Compagnie abtreten und derſelben freien Durchgang nach China geſtatten. Jetzt bilden daher die ſogenannten Ghorkaländer, das eigentliche Stammland der jetzt regierenden Dynaſtie, die einzigen Beſitzungen der Rajah's von N. Man vergl. Kirkpatrik's Schrift über N. und Francis Hamilton: „Account of the Kingdom of N." (Edinburg 1819. 4.)

Neper, John, ſ. Napier, John.

Nephele, ſ. Athamas.

Nephthys oder Nephthe war eine altägyptiſche Gottheit, das fünfte Kind, welches die ägyptiſche Athor (Rhea) nach ihrer dreifachen Begattung mit dem Sol, Kronos und Hermes zu gleicher Zeit mit Oſiris, Typhon, der Iſis und Arveris gebar. Sie wurde Gemahlin ihres Bruders Typhon, gebar aber vom Oſiris den Anubis. Symboliſch bezeichnet ſie die Grenze des Sichtbaren, da wo der Horizont mit der Meeresfläche zuſammenfällt. An dieſer Grenze beginnt ihre Herrſchaft im Reiche des Unſichtbaren. Zu ihr geht Oſiris um die Herbſtgleiche, wo der Tag abnimmt, das Dunkel wächſt, und der Herbſtgott und die Sonne längere Zeit unterhalb als über der Erde ſind. Doch fließt der Mythus der N. auch mit dem der Aphrodite, der Athor und der Nemeſis oder Dike zuſammen.

Nepomuk, Johann von, oder Johann Nepomucenus, eigentlich Johann Welflin oder Haſſl, geb. 1320 zu Pomuk oder Nepomuk, einem kleinen Städtchen in Böhmen, iſt einer der berühmteſten Schutzheiligen Böhmens. Seine erſte Ausbildung erhielt er in der Kloſterſchule, dann zu Saaz und endlich auf der Univerſität zu Prag. Hier erhielt er die Magiſter- und Doctorwürde des kanoniſchen Rechts, ward nach vollendetem akademiſchen Curſus Prieſter und wegen ſeines großen Rednertalents Prediger und Canonicus an der Teynkirche zu Prag, dann Domherr an der Collegiatkirche Aller Heiligen, königl. Almoſenier und Beichtvater der Königin Johanna. Da die Treue der Letztern ihrem Gemahle, dem Könige Wenzel, verdächtig gemacht worden war, ſo verlangte dieſer von ihrem Beichtvater die Mittheilung und den Inhalt ihrer Beichte. Hartnäckig weigerte ſich N., dem Verlangen des Königs zu willfahren, und Wenzel ward darüber ſo entrüſtet, daß er ihn ins Gefängniß werfen und foltern, und, als auch dieſes nichts half, an Händen und Füßen gefeſſelt, in die Moldau werfen ließ (nach Einigen am 21. März, nach Andern am 16. Mai 1383). Eine ähnliche Grauſamkeit, deren ſich Wenzel 10 Jahre ſpäter am Generalvicar des Prager Erzbiſchofs, Johann von Pomuk, ſchuldig machte, weil dieſer den Abt von Kladrau wider des Königs Willen in ſeinem Amte beſtätigte, gab Veranlaſſung, das frühere Ergebniß, ja die Exiſtenz eines heil. Nepomuk in Zweifel zu ziehen und Beide für Eine Perſon zu halten, zumal da die ſynchroniſtiſchen Schriftſteller von dem Erſtern ſchweigen. Indeſſen zeugt ſein aus Marmor und gediegenem Silber erbautes Grabmal wohl für ſeine Exiſtenz. Er ward im Jahr 1721 vom Papſte Clemens XI. ſelig geſprochen, und ſeine Heiligſprechung erfolgte auf Bitten Kaiſer Karls VI. von Benedict XIII. im Jahre 1729. Sein Gedächtnißtag war anfangs auf den 6. Mai, ſpäter auf den 10. feſtgeſetzt und wird alljährlich mit den größten Feierlichkeiten begangen. Am 8. Juni 1829, am Pfingſtmontage, feierte man zu Prag das Jubiläum ſeiner Heiligſprechung mit außerordentlicher Pracht und einem Zuſammenfluſſe von Menſchen, wie ſich deſſen Prag ſelten entſinnen kann.

Nepos, Cornelius, ein bekannter römiſcher Geſchichtſchreiber, ſoll um 95 v. Chr.

Digitized by Google

geboren ſein, wonach ſeine Blüthe in die letzten Zeiten der Republik fallen würde. Er ſoll mit Catull, Cicero und Pomponius Atticus befreundet geweſen ſein. Seine nähern Lebensumſtände ſind völlig unbekannt. Von den ihm zugeſchriebenen hiſtoriſchen Schriften, beſitzen wir unter dem Namen „Vitae excellentium imperatorum“ noch 25 meiſt kürzere Biographieen berühmter Feldherren und Staatsmänner, die, mit Ausnahme des Hamilkar und Hannibal, des ältern Cato und Atticus, dem griechiſchen Alterthume angehören. Im Allgemeinen zeichnen ſich dieſelben durch eine ziemlich reine Sprache, durch gedrängte Kürze und Deutlichkeit in der Darſtellung und durch eine treffende Zeichnung der Charaktere aus; doch iſt nicht immer das Wichtige von dem Geringfügigern richtig unterſchieden, auch vermißt man bei Benutzung der Quellen häufig die gehörige Zuverläſſigkeit. Manche Lebensbeſchreibung, wie namentlich die des Cato, unterſcheidet ſich von den übrigen durch großen Umfang. Dieſe Ungleichheiten und einzelnes Auffällige im Ausdrucke und in der Conſtruction haben ſchon früh Bedenken erregt, ob N. wirklich der Verfaſſer geweſen und ob auch das Werk in der uns überkommenen Geſtalt in jener Zeit entſtanden ſei. Einige nämlich, unter dieſen beſonders Rink, halten den Aemilius Probus, deſſen Name auch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts auf den Titeln der Ausgaben erſcheint, für den Verfaſſer und verſetzen die Abfaſſung des Ganzen in das Theodoſianiſche Zeitalter, Andere wollen in dem Probus den bloßen Epitomator des echten N. finden; Andere endlich ſchreiben dem N. die Schrift, wie ſie gegenwärtig vorliegt, unbedingt zu. Wahrſcheinlich iſt der Stoff dieſer „Vitae“ antik; bearbeitet wurde das Buch aber gewiß erſt in einer ſpätern Zeit, wo man anfing, die lateiniſche Sprache grammatiſch zu behandeln und zu lehren, denn mit außerordentlicher Klugheit und Gewandtheit hat der Bearbeiter faſt alle Regeln der lateiniſchen Syntax nebſt ihren Ausnahmen darin zur Anwendung zu bringen gewußt, daher auch bis heute noch die Lectüre des N. für die praktiſche Einübung des ſyntaktiſchen Regelwerks das ſicherſte Hülfsmittel auf Schulen geblieben iſt. Unter den frühern Ausgaben dürfte die vollſtändigſte und vorzüglichſte die von van Staveren ſein (Leyd. 1734; neu herausgegeben von Bardili, 2 Bde., Stuttg. 1820); von den zum Theil trefflichen Schulausgaben nennen wir die von Bremi (Zürich 1796; 4. Ausg., 1827), Paufler (2. Aufl., Lpz. 1817), Günther (Halle 1820), Feldbauſch (2 Bde., Heidelb. 1828), Jaumann (Münch. 1829) und Dähne (Helmſt. 1830); größere, meiſt kritiſche Bearbeitungen lieferten beſonders Roth (Baſ. 1841) und Benecke (Poſ. und Bromb. 1843). Das Werk iſt vielfach überſetzt worden, beſonders von Bergſträßer (3. Aufl., von Eichhoff verbeſſert, Frankf. 1815), Oehlinger (2 Bde., Stuttg. 1827) und Roth (Kempten 1831). Von dem Wörterbuche erwähnen wir das von Billerbeck (6. Aufl., von Cruſius verbeſſert, Hannov. 1844). Sehr zahlreich ſind die Schriften, in denen Unterſuchungen über den vermeintlichen Verfaſſer, deſſen Leben u. ſ. w. angeſtellt werden. Die namhafteſten ſind von Rink „Saggio di un esame critico par restituire ad Emilio Probo il libro de vita excell. imperat etc.“ (Ven. 1818; deutſch von Herrmann, Wien 1829); Ranke, „De Corn. Nepotis vita et scriptis“ (Quedlinb. 1827); Walicki, „De Corn. N.“ (Dorp. 1832); Lieberkühn-Pohlmann „De auctore vitarum, quae sub nomine Corn. N. feruntur“ (Lpz. 1837) und in deſſen „Vindiciae librorum iniuria suspectorum“ (Lpz. 1844); Lutkenhus, „De Corn. N.vita et scriptis“ (Münſt. 1838), und Niſſen, „De vitis, quae vulgo Corn. N. nomine feruntur“ (Rendsb. 1839). Ueber die Quellen des N. und deren Benutzung, vgl. die Schriften „De fontibus et auctoritate Corn. N.“ von Hiſely (Delft 1827) und Wichers (Grön. 1828), und Freudenberg's „Quaestiones historicae in Corn. N.“ (Köln 1839).

Nepotismus bedeutet im Allgemeinen jede widerrechtliche Bevorzugung der Verwandten. Im engern und gewöhnlichen Sinne verſteht man darunter ein gegen die Wohlfahrt des Staates gerichtetes Vergehen, deſſen ſich derjenige ſchuldig macht, der bei Beſetzung von Aemtern und Stellen, bei Verleihung von Würden und Pfründen u. ſ. w. ſeine Freunde und Verwandten (nepotes, eigentlich Enkel, Neffen) unter Hintanſetzung beſſer qualificirter Candidaten begünſtigt; denn bei völliger Gleichheit der Verdienſte und

Digitized by Google

Fähigkeiten erleidet das öffentliche Wohl keinen Nachtheil, wenn der Höhergeſtellte ſeinen Einfluß zu Gunſten ſeiner Verwandten und Freunde geltend macht. Der Nepotismus in dieſem Sinne iſt eines der gefährlichſten und zugleich am allgemeinſten verbreiteten Staatsgebrechen, weil er leicht unter äußerer Beobachtung der Geſetze ausgeübt werden kann, folglich ſeine Vermeidung auch in wohlorganiſirten Staaten mehr oder weniger der individuellen Gewiſſenhaftigkeit überlaſſen bleiben muß. Ebendeshalb und weil er in einer allgemeinen menſchlichen Schwäche: in der Vorliebe und Fürſorge für Freunde und Verwandte wurzelt, dürfte die gänzliche Ausrottung desſelben wohl nie und nirgends gelingen, obwohl nicht zu leugnen iſt, daß er in den neuern Zeiten durch die vermehrte Wachſamkeit der Regierungen ſehr beſchränkt und beſonders in ſeinen Wirkungen und Folgen für den Staat unſchädlicher gemacht worden iſt. N. nannte man zuerſt das Beſtreben der Päpſte, die Macht und den Glanz ihrer Familien durch Verleihung hoher Würden und einträglicher Pfründen an die Glieder derſelben auf eine dauernde Weiſe zu ſichern. Eine beſondere Veranlaſſung zum N. liegt noch in der in vielen Staaten ſtattfindenden Ungleichheit der Erbrechte in Bezug auf die Succeſſion in das Grundeigenthum. Wenn nämlich dieſes in reichen und angeſehenen Familien (wie dies beſonders in England der Fall iſt) ſtets nur auf den Aelteſten oder Erſtgebornen zum Nachtheil aller jüngern oder nachgebornen Familienglieder ungetrennt vererbt wird, ſo iſt es natürlich, daß ſich die letztern durch den Eintritt in hohe und einträgliche Staats- und Kirchenämter zu entſchädigen ſuchen und zur Erreichung dieſes Zweckes ſich des Einfluſſes ihrer Familien bedienen.

Neptun, bei den Griechen Poſeidon, Poſeidaon, war der Sohn des Kronos (Saturn) und der Rhea. Bei der Welttheilung, nach dem Kriege gegen Kronos, fiel ihm, als Bruder des Zeus, das Loos der Herrſchaft über das Meer zu, welches er mit dem ihm von den Kyklopen empfangenen Dreizack (Apollod 1, 2, 1.) ſtürmiſch und kraftvoll, ganz nach Willkür, beherrſchte. Homer ſagt von ihm: „Er verſammelt die Wolken, regt das Meer und die Orkane zum Kampfe auf; erſchüttert die Erde und Gipfel der Berge, daß ſie wanken. Wenn er wandelt, erbeben Höhen und Felder. Auf einem mit glänzenden Roſſen beſpannten Wagen fährt er auf der Fluth dahin.“ Spätere umringen ſeinen Wagen mit einem glänzenden Gefolge von Wallfiſchen, Meerhunden, Delphinen und Nereiden; erhabener beſchreibt dasſelbe Virgil (Aen. 3, 822.). — Im Gefühle ſeiner hohen Macht, als Erd- und Meererſchütterer, trotzt er ſelbſt dem Zeus, erkennt jedoch deſſen Obergewalt an, und beſpannt ihm ſelbſt, gleich einem Diener, einmal den Wagen. Unter den Menſchen ſcheuen ihn beſonders die Seefahrer und Küſtenbewohner, denn bald ſehen ſie des Gottes Zorn bei Schiffbruch, bald bei Ueberſchwemmungen und Meerungeheuern. So ſtrafte er einſt den Laomedon und Odyſſeus. Er iſt aber auch Wohlthäter der Menſchen; denn ihm verdankte der Grieche alle durch die Schifffahrt errungenen Vortheile. Weil zu gleicher Zeit der Dienſt Neptuns und der Gebrauch des Pferdes durch puniſche Seeräuber an den Küſten des Peloponnes und Attika's eingeführt wurde, entſtand die Sage: N. erſchuf das Pferd, oder bildlicher, er ſchlug mit ſeinem Dreizack auf die Erde, und das Roß ſprang hervor, welches der atheniſche Mythus vom Streite mit der Pallas auf einen beſondern Fall angewandt hat. So iſt N. auch Erfinder des Zaumes, und deshalb wurde er auch von den Wettfahrenden angerufen. Inſeln und Häfen ſtanden unter ſeinem beſondern Schutze; hier ſtanden deshalb auch ſeine berühmteſten Tempel, ſo zu Tänaron, Trözene, auf dem Vorgebirge Sunion, und dem korinthiſchen Iſthmos, wo ihm zu Ehren die iſthmiſchen Spiele gefeiert wurden. Seine Gemahlin war Amphitrite, mit ihr zeugte er den Triton und die Rhode. Weil ihm jedoch durch Seeräuber geſchehene Entführungen zugeſchrieben wurden, ſo erklären ſich hieraus eine Menge andere, von ihm abgeleitete Kinder. So zeugte er mit Iphimedeia die Aloiden; mit Lybia Agenor und Belos; mit Hippothoë den Protheus; mit Meduſa den Pegaſus und Chryſaor u. A. Bei den Römern wurden Poſeidon und N. wahrſcheinlich erſt zu einer und derſelben Gottheit, als dieſe eine Seemacht erhielten. Früher ſcheint bei dieſen N. nur als Gott der Pferde (Neptunus equester) geweſen zu ſein, vermiſcht mit dem altitaliſchen Gotte Conſus,

Digitized by Google

das etruriſche Wort für N. Auf den Bildwerken ältern Styls erſcheint N. bekleidet, im Sturmſchritt wandelnd, mit zugeſpitztem Barte, auf der Hand den Delphin; ſpäter erblickt man ihn als Asphalios mit einem Fuße auf einem Felſen, oder Schiffsvordertheile, oder einer Kugel ruhend, als den Beruhigenden, Befeſtigenden. Die unter allen noch am Beſten erhaltene Statue dieſes Gottes im Dresdner Auguſteum ſtellt ihn auf einen Delphin, über einem Schiffsſchnabel ruhend, dar; ſein Angeſicht iſt ſtrenge, das Haar verworren, die Bruſt breit und männlich. Um die verſchiedenen Abſtufungen in den Bildwerken des N. genauer unterſcheiden zu können, dazu dienen die verſchiedenen Sammlungen lucaniſcher, poſidoniſcher, byzantiniſcher und böotiſcher Münzen.

Neptuniſten (vom Meergotte Neptun) und Vulkaniſten (vom Feuergotte Vulkan) ſind unter den Naturphiloſophen, Kosmologen und Mineralogen die beiden einander entgegengeſetzten Parteien, welche annehmen, das Weltall, wenigſtens die Erde, ſei durch Wirkſamkeit des Waſſers (Neptuniſten), oder des Feuers (Vulkaniſten) entſtanden. Beide Theorien ſind nur einſeitig wahr. In der Natur wirkt Alles vereinigt, und welches das Urelement und welches ſeine urſprüngliche Geſtalt und Wirkung war, läßt ſich ſchwer nachweiſen. Unter den griechiſchen Philoſophen waren die Väter des Neptunismus und Vulkanismus Thales und Heraklit.

Neresheim, ein zu den Beſitzungen des Fürſten von Oettingen-Wallerſtein gehöriges Städtchen im würtembergiſchen Jaxtkreiſe, an der Egge auf dem Herdtfelde, hat gegen 1000 Einw. und iſt geſchichtlich bekannt durch die Schlacht am 8. Aug. 1796 zwiſchen den Franzoſen unter Moreau und den Oeſterreichern unter dem Erzherzog Karl, die aber kein Reſultat hatte, und das für die Franzoſen ſiegreiche Gefecht im J. 1805 gegen die Oeſtreicher. — Die ehemalige Abtei Neresheim, die nahe bei dem Städtchen liegt, wurde im 11. Jahrhundert geſtiftet, ſtand ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts unter öttingiſcher Hoheit, erhielt in Folge eines Vergleichs mit dem Hauſe Oettingen die Reichsſtandſchaft, wurde aber 1803 ſäculariſirt und dem Fürſten von Thurn und Taxis zur Entſchädigung gegeben, dem auch gegenwärtig noch das Schloß gehört.

Nereus, ein Sohn des Pontos und der Gäa, hatte Sitz und Herrſchaft im ägäiſchen Meere. Er vermählte ſich mit der Okeanide Doris, und zeugte mit ihr und andern Göttinnen 50 Töchter, die Nereiden. Er hieß auch der Meergreis, beſaß die Gabe der Weiſſagung, war hülfreich und freundlich gegen Götter und Menſchen. Er wußte es vorher, daß die Herrſchaft des Meeres von den Uraniden Okeanos auf den Kroniden Poſeidon übergehen würde. Dennoch blieb er dieſem befreundet und wurde auch von ihm in ſeinem Gebiete gelaſſen. Dem Herakles gab er Kunde von den Heſperiden, dem Paris ſagte er den Untergang von Troja voraus, die Schiffer warnte er vor Gefahren. Daher wurde er von ihnen verehrt.

Neri, Philipp von, ſ. Oratorium, Prieſter vom.

Nero, Lucius Domitius Ahenobarbus, Sohn des Cajus Domitius Ahenobarbus und der Agrippina, Tochter des Germanicus, geb. zu Antium 37 nach Chr., wurde ſpäter von ſeinem Stiefvater, dem Kaiſer Claudius, unter dem Namen Claudius Druſus adoptirt. Er erhielt eine treffliche Erziehung durch ſeine Lehrer Seneca und Burrhus, Verſtand und Herz fanden durch ſie gleiche Nahrung, und in eben dem Maße, wie jener gebildet wurde, veredelte ſich dieſes, ſo daß man, als der 17jährige N. zur Regierung kam, Grund genug hatte zu hoffen, es werde ein glückliches Zeitalter mit ihm beginnen. Mehrere Jahre entſprach N. ganz dieſen Erwartungen, bald aber erwachte in ihm die Begierde nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Seine Mutter, welche ſich bis dahin erlaubt hatte, nach Willkür die Staatsgeſchäfte zu leiten, ward bald ein Gegenſtand ſeines Haſſes. Zu dem fanden ſich Schmeichler und Verführer aller Art zu ihm, welche aus eigenem Intereſſe dieſe Leidenſchaft zu nähren, und den unerfahrenen Jüngling immer tiefer in ihr Netz zu ziehen ſuchten. So ergab ſich N. endlich der Wolluſt und der ſchrecklichſten Grauſamkeit. Das erſte Opfer derſelben war ſein Halbbruder Brittanicus, der ihm, weil er vom Vater eigentlich zum Thronerben ernannt worden war, gefährlich werden konnte. Seine Lehrer verlo-

Digitized by Google

ren allen Einfluß; Burrhus ſtarb (62) wahrſcheinlich an Gift, und Seneca mußte ſich ſpäter auf N.'s Befehl ſelbſt tödten. Seine Gemahlin Octavia, die Tochter des Kaiſers Claudius, wurde verwieſen, und ebenſo Agrippina, als Poppäa Sabina, die Frau ſeines Günſtlings Otho, ein ränkevolles und herrſchſüchtiges Weib, geübt in allen Künſten der Wolluſt, an ihre Stelle trat; doch ereilte auch dieſe bald ein gleiches Schickſal. Unzählige Andere, größtentheils Männer von Range, verloren auf dieſe Art ihr Leben, entweder weil ihre Schätze N.'s Habgier reizten, oder weil ſie nicht genug geübt waren in der Schmeichelei und Verſtellungskunſt. So fürchterlich aber N. auf der einen Seite als Mutter und Brudermörder, den Augen aller Welt als wahres Scheuſal daſtand, ſo lächerlich zeigte ſich ſein Charakter auf einer anderen Seite. Des Mordens müde, wollte er nunmehr als Freund der ſchönen Künſte, Muſik, Geſang und Poeſie glänzen; er trat öffentlich als Muſiker, Dichter und Sänger auf, hielt es auch nicht unter der kaiſerlichen Würde, ſich dem Volke als geübten Ringer und Wagenlenker im Wettrennen zu zeigen; reiſte, um ſeine Künſte zu produciren, ſogar nach Griechenland. Ueberall wurde er mit Kronen und Lorbeerkränzen überhäuft, da Niemand, aus Furcht ſein Leben zu verlieren, es wagte, ihm den Preis ſtreitig zu machen. Sein Unſinn ging ſogar ſo weit, daß er, um ſich eine lebhafte Vorſtellung von dem Brande Troja's zu machen, Rom an allen Ecken anzünden ließ. Mehrere Tage wüthete die Flamme und verzehrte die prächtigſten Denkmäler der Kunſt und Wiſſenſchaft, während das Ungeheuer auf einem Thurme dem fürchterlichen Schauſpiele zuſah. Zwar ließ er die Stadt ſchöner als zuvor aufbauen (ſeine Aurea domus, Atrium Neronis überſtieg alle Pracht), ſuchte aber doch auf die Chriſten die Schuld dieſes Unglücks zu wälzen, um ſich an den grauſamen Verfolgungen und gräßlichſten Märtern derſelben (ſ. Paulus und Petrus) zu ergötzen. Häufige Plünderungen und Erpreſſungen, welche er ſich, um ſeine ungeheure Verſchwendungsſucht zu befriedigen, gegen die Provinzen erlaubte, erregten aber bald allgemeinen Unwillen. Zu Rom brach eine Verſchwörung gegen N. aus, wurde aber entdeckt, und Seneca, Lucan und Petronius verloren als Mitverſchworne ihr Leben; bald darauf empörten ſich die Britten, Parthen, Juden und Gallier und viele andere Völker, um das grauſame Joch ihres Tyrannen abzuſchütteln. Sergius Galba, Statthalter in Spanien, wurde endlich zum Kaiſer ausgerufen; es brach eine zweite Verſchwörung zu Rom aus, und N., der ſich bald auch von ſeinen Leibwachen verlaſſen ſah, floh, und faßte mehrmals den Entſchluß, ſich ſelbſt zu tödten, doch hatte ſein weibiſcher, entnervter Charakter keine Kraft, bis ihm endlich ſein freigelaſſener Epaphroditus dieſen Dienſt erwies (68 nach Chr.), im 32. Jahre ſeines Alters und im 14. ſeiner Regierung.

Nerthus, eine altdeutſche Göttin, deren Tacitus in der „Germania" (Cap. 40) gedenkt, wurde nach ihm als Mutter Erde, was zur Erdichtung der falſchen Lesart, Hertha Anlaß gegeben hat, und von mehreren Völkern an der Oſtſee verehrt. Auf einer Inſel dieſes Meeres, für die man gewöhnlich, doch ohne eigentlichen Beweis, die Inſel Rügen erklärt, ſtand in einem Hain ihr verdeckter Wagen; auf ihm hielt ſie, wenn der Prieſter erklärte, daß ſie ihn eingenommen hatte, von Kühen gezogen einen feſtlichen Umzug, der überall, wo ſie hinkam, Friede und Freude ſchaffte; war ſie heimgekehrt, ſo wurden Wagen und Göttin geheimnißvoll in einem See gebadet, in den man auch die dabei dienenden Knechte ſtürzte.

Nertſchinsk, eine Stadt im ruſſiſchen Gouvernement Irkutsk im öſtlichen Sibirien, liegt gegen 1025 M. von Petersburg und über 150 M. von der Gouvernementsſtadt entfernt, an der Mündung der Nertſcha in die Schilka, die beide zum Stromgebiet des Amur gehören, und hat 3300 Einw. und eine Feſtung, welche die chineſiſche Grenze beherrſcht. Die Stadt iſt beſonders durch die Nertſchinskiſchen Gold- und Silberbergwerke berühmt, welche 40 M. von der Stadt in dem ſogenannten Nertſchinskiſchen Gebirge liegen, einer Berggruppe des um den Baikalſee herumgelagerten Alpenlandes Daurien, an welche ſich gegen Weſten das Selenginskiſche Gebirge und gegen Oſten das Apfelgebirge (Jablonnoi Chrebet) anſchließen. In dieſen Bergwerken, die 33 Silbergru-

Digitized by Google

gruben umfaſſen, arbeiten über 4000 Bergleute, worunter gegen 1000 Verbannte, meiſt in ſchauerlicher Tiefe, ſo daß das Loos dieſer Verbrecher das traurigſte iſt, welches man ſich nur denken kann. Im J. 1835 wurden hier 212 Pud 5 Pfd. Silber und 12 Pfd. Gold ausgebeutet und im J. 1843 betrug die Goldausbeute gegen 48 Pud, wovon 38 durch Ausſcheidung aus dem Silber gewonnen wurden. Der Hüttenort Nertſchinskoi Sawod, im Nertſchinskiſchen Erzgebirge, der erſt vor etwa 30 Jahren angelegt wurde, zählt bereits gegen 300 Häuſer.

Nerva, einer der beſten römiſchen Kaiſer, geb. 32 nach Chr., der Nachfolger Domitians, ſtammte aus einer alten, angeſehenen Familie. Er war römiſcher Conſul, als ihn im J. 96 die Prätorianer und Mörder ſeines Vorgängers auf den Kaiſerthron berieſen. Mit hoher Bildung und einigem Dichtertalent verband er eine wohlthätige Sparſamkeitsliebe und Eigenſchaften, welche es ihm möglich machten, die Wunden des erſchöpften Staates zu heilen. Er ließ ſich die Herſtellung der öffentlichen Ruhe und Einführung einer beſſern Gerechtigkeitspflege angelegen ſein, und beſchränkte beſonders die übertriebenen Anmaßungen der Prätorianer. Leider war er ſchon im hohen Greiſenalter, als er die Zügel der Regierung übernahm, und ein Glück für den römiſchen Staat, daß ſein Adoptivſohn und Nachfolger Trajan in ſeinem Geiſte fort regierte. Er ſtarb 98 nach Chr.

Nerven nennt man die weißen, wenig elaſtiſchen und aus Röhren gebildeten Stränge, die von einem oder mehreren, im letzteren Falle mit einander verbundenen Centralorganen vom Gehirn und Rückenmark ausgehen oder doch damit zuſammenhängen, ſich bei ihrem Fortgange verzweigen und mit ihren äußeren Enden in der Subſtanz der übrigen Theile ſich verlieren. Die großen Nerven haben im Allgemeinen eine cylindriſche Geſtalt, die kleinern ſind platt und bandförmig. Die etwas größeren Nerven beſtehen aus einer großen Anzahl von unendlichen Strängen, welche etwa $^1/_{10}$ Linie dick ſind, und ſelbſt wieder aus feinen Fädchen gebildet werden. Dieſe Stränge ſind nicht vollkommen cylindriſch, ſondern werden allmälig dicker, indem ſie ſich von den Centraltheilen entfernen. Die Nervenfäden beſtehen aus Röhren, die in den meiſten Nerven beinahe cylindriſch, in anderen gleich Perlenſchnüren ſtellenweiſe erweitert und verengert ſind, und höchſt wahrſcheinlich die eigentliche Nervenſubſtanz, das Nervenmark in ihrem Inneren einſchließen. Die Bündel dieſer Röhren werden von einer faſerigen Scheide, der Nervenhülle umgeben. Dieſe Scheide iſt ſehr weiß und zähe, umgibt zuerſt jeden Nervenfaden, dann jeden Strang, und bildet endlich um den ganzen Nerven eine weniger feſte, zellige Hülle. Im Innern der Organe wird die Nervenhülle äußerſt dünn, und verſchwindet vielleicht gänzlich gegen die letzten Nervenverzweigungen. An der innern Fläche der Nervenhülle wird durch das dahin geleitete Blut die Aushauchung eines Saftes bewerkſtelligt, welcher ſich durch die weiteren Proceſſe der Scheidung und Veredlung zum Nervenmark ausbildet. Das Nervenmark iſt graulichweiß, weich, faſt ohne alles Elaſticitätsvermögen, nach dem Austrocknen leicht brüchig und ſtellt ſich in Klümpchen und Kügelchen dar. Nach der chemiſchen Analyſe beſteht die Markſubſtanz aus einem halbgeronnenen Eiweißſtoff, aus einer beſondern Art Fett, aus Osmazom, Schwefel, Phosphor, Kochſalz und Waſſer. Das Waſſer bildet $^4/_5$ des Geſammtgewichts. — Durch die Aneinanderreihung der Nervenfäden und Verbindung derſelben werden Nervenbündel, und durch eine gleichartige Zuſammenkunft und Vereinigung der Nervenbündel wird der Nervenſtamm gebildet. Die Nervenſtämme und ſelbſt auch die freigewordenen Bündel beſitzen überdies noch eine feſtere, ſehnenartige Haut, welche den Namen der äußeren Nervenhülle erhalten hat. Ein Nervenſtamm erſcheint bald ſtärker, bald ſchwächer, theilt ſich während ſeines Verlaufes in Aeſte und Zweige, und begleitet meiſtentheils die Gefäße jenes Theiles, dem er angehört. Die Nerven gehen unter einander verſchiedenartige Verbindungen ein; nämlich durch Anaſtomoſen, durch Geflechte und durch Knoten. Die Anaſtomoſe geſchieht theils dadurch, daß zwei Aeſte verſchiedener Nerven unter einem Winkel zuſammenkommen, und ſo zu einem Nerven ſich vereinigen, der eine Fortſetzung beider iſt; theils dadurch, daß zwei Nervenäſte in einem Bogen zuſammenkommen und eine Schlinge bilden, die ſich beſonders häufig um die Gefäße herum-

Digitized by Google

legt. Das Nervengeflechte iſt eine mehrfach verzweigte und verſchlungene Anaſtomoſe zwiſchen einer größeren Anzahl von Nerven. Aus ſolchen Geflechten gehen dann oft größere Nervenſtämme hervor, welche aus Fäden verſchiedener Nerven gemiſcht ſind. Die Nervenknoten ſind grauliche Anſchwellungen, welche in dem Verlaufe gewiſſer Nerven, beſonders an den Stellen, wo ſich dieſelben unter einander verbinden oder ſich verzweigen, vorkommen. Die Art der Endigung der Nerven iſt noch nicht gehörig erkannt; Einige nehmen an, daß ſie ſich in's Unendliche verzweigen, ſo daß ein Nervenfaden in die Zuſammenſetzung jeder Elementenfaſer des Körpers eingehe, Andere hingegen glauben, daß ſie ſich in den Organen mit freien Enden verlieren, deren Wirkungskreis ſich wie eine Atmoſphäre auf die zwiſchenliegenden und von Nerven entblößten Theile erſtreckt. Manche Nerven endigen ſich durch Ausbreitung in Häute, wie der Sehnerv und Hörnerv in der Netzhaut und dem häutigen Labyrinth. An ihrem peripheriſchen Ende haben Neuere keine Nervenröhren mehr vorgefunden, ſondern blos eine Anhäufung von Kügelchen verſchiedener Größe. Die Nerven enthalten viele Blutgefäße, welche ſich gewöhnlich in ein aufſteigendes und in ein abſteigendes Aeſtchen theilen, einen geſchlängelten Verlauf haben und ſich in ihrem Innern verzweigen. Die Menge von Nerven, welche ein Theil des Körpers enthält, iſt verſchieden. In manchen Organen, wie im Schleimgewebe, im Fett, in den ſeröſen Häuten, Knochen, Knorpeln, Sehnen und Knochenbändern, in der Oberhaut mit den Nägeln und Haaren, in der Hornhaut, in der Kryſtalllinſe u. ſ. w. hat man bis jetzt keine Nerven entdeckt. Am reichlichſten mit Nerven verſehen ſind die Sinnesorgane, unter denen die Haut die kleinſten Nerven hat; hierauf folgen die Muskeln, die Gefäße und die Schleimhäute. Alle Nerven zuſammen bilden Ein Ganzes, das durch die mannichfaltigſten Verbindungen zwiſchen ſeinen einzelnen Theilen eine Gemeinſchaft unterhält und eine Oberherrſchaft des Centralorgans anerkennt. Man nennt dieſe Geſammtheit aller Nerven des Körpers das **Nervenſyſtem**. Man iſt gewohnt, die Nerven von den Centralorganen zu beſchreiben, und pflegt ſie daher nach dem Urſprunge in die Nerven des Gehirns, des Rückenmarkes und in die gemiſchten Nerven abzutheilen. Gehirnnerven heißen alle diejenigen, die ſich unmittelbar in das Gehirn einſenken, Rückenmarknerven ſolche, welche im Rückenmarke wurzeln, und gemiſchte Nerven endlich diejenigen, welche theils mit Gehirn-, theils mit Rückenmarknerven in Verbindung ſtehen. Zu den erſteren rechnet man 1) den Geruchnerven; 2) den Sehnerven; 3) den augenbewegenden Nerven; 4) den Rollnerven; 5) den dreigetheilten Nerven; 6) den augenabziehenden Nerven; 7) den Antlitznerven; 8) den Gehörnerven; 9) den Zungenſchlundkopfnerven; 10) den Lungenmagennerven; 11) den Beinerven und 12) den Zungenfleiſchnerven. Die Rückenmarknerven beſtehen 1) aus acht Nackennervenpaaren; 2) zwölf Rückennervenpaaren; 3) fünf Lendennervenpaaren und 4) fünf Kreuznervenpaaren. Zu den gemiſchten Nerven pflegt man 1) den großen ſympathiſchen Nerven; 2) den kleinen ſympathiſchen Nerven; 3) die verſchiedenen Nervengeflechte der Unterleibsorgane und 4) den Zwerchfellnerven zu rechnen. Der Nutzen des Nervenſyſtems iſt unverkennbar groß, erhaben und wichtig; allein die Lehre von den Verrichtungen desſelben iſt noch immer trotz der vereinten Bemühungen ausgezeichneter Naturforſcher in ein großes Dunkel gehüllt, und muß wohl auch als der ſchwierigſte Theil der Phyſiologie überhaupt betrachtet werden. Genaue Beobachtungen über die Verrichtung der Nerven im geſunden und kranken Zuſtande des Körpers, eine ſorgfältige, bis in's Kleinſte gehende Anatomie derſelben und eine geſunde und nüchterne Betrachtung der phyſiologiſchen Verhältniſſe des Menſchen überhaupt ſind die wichtigſten Hülfsmittel zur Aufhellung dieſes Gegenſtandes. Aber die innige Verbindung des Nervenſyſtems mit den geiſtigen Thätigkeiten, der Umſtand, daß lebendige Veränderungen des Nervenſyſtems ſo wenig Spuren von ſich im Leichname zurücklaſſen, und daß im Nervenſyſteme Kräfte wirken, welche ſich unſerer Wahrnehmung entziehen, ſetzen der Lehre von den Verrichtungen der Nerven unüberſteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Das Nervenſyſtem iſt ein Hauptagens für die regelmäßige Ausübung der verſchiedenen thieriſchen Functionen, durch welches nicht blos das Beſtehen und die Erhaltung des Organismus geſichert wird, ſondern

Digitized by Google

auch das geſammte Leben, den eigenthümlichen und höheren Charakter des thieriſchen erhält. Einen entſchiedenen Einfluß haben die Nerven auf die Vegetation der übrigen Organe des Körpers. Es können zwar organiſche Stoffe, Organe und Organismen ohne Nerven und Nerveneinfluß gebildet, entwickelt und erhalten werden, wie dieſes die Pflanzen und niedrigſten Thierclaſſen zeigen. Die niedere Stufe der Ausbildung, auf welcher dieſe Thiere ſtehen bleiben, die größere Beharrlichkeit des einmal gebildeten organiſchen Stoffes, der langſamere Wechſel desſelben, fordern hier eine viel geringere Kraft des Lebens, welche ſich ohne Nerveneinfluß allerdings erreichen läßt. Die vollendetere Entwickelung der höher geſtellten Thiere und des Menſchen, das vielſeitigere und raſchere Leben, der dadurch bedingte ſchnellere Wechſel der organiſchen Stoffe hingegen erheiſcht eine ſtärkere und geſchwindere Wirkſamkeit in den Functionen der der Vegetation vorſtehenden Organe, und dieſen Zuwachs erhalten dieſe Organe vorzüglich von den Nerven, mit welchen ſie je nach ihrer Wichtigkeit in verſchiedenen Verhältniſſen durchwebt ſind. Dieſer Einfluß der Nerven äußert ſich nicht blos dadurch, daß ſie die äußeren Bewegungen der Organe anregen, ſondern er erſtreckt ſich auch unverkennbar auf die Umwandlung und Geſtaltung des zur Vegetation verwendeten Stoffes. So wie die Säftebildung, ſo iſt auch die Entwickelung und Ernährung der feſten Theile des Organismus und der lebendigen Einwirkung der Nerven zum Theil abhängig. Alles dieſes wird durch die Erfahrung auf das vollkommenſte beſtätigt. Eine heitere und fröhliche Gemüthsſtimmung erhöht das Leben im Nervenſyſteme und befördert augenſcheinlich die Ernährung des menſchlichen Körpers; Seelenleiden, niederſchlagende Gemüthsaffecte, übermäßiges Anſtrengen im Studiren und Nachdenken leiten die Nerventhätigkeit vom Reproductionsſyſteme ab und halten die Ernährung zurück: Lähmung eines Nerven hat Schwinden des Theiles zur Folge, welchen er mit ſeinen Aeſten und Zweigen verſieht, zu heftige Einwirkung der Nerven auf die feſten Theile verurſacht Abmagerung u. ſ. w. Der Einfluß des Nervenſyſtems auf die Vegetation iſt indeſſen ein untergeordneter; die Hauptbeſtimmung deſſelben iſt, die Empfindung und Muskelbewegung zu vermitteln. Daß die Nerven die nächſten Werkzeuge der Empfindung ſind, darüber läßt ſich bei dem gegenwärtigen Stande unſeres Wiſſens gar kein Zweifel mehr erheben. Denn wenn man ſieht, daß nur dasjenige Empfindung hervorbringt, was auf Nerven einwirkt, daß die Empfindlichkeit in den Theilen des Organismus mit der Menge ihrer Nerven zunimmt und abnimmt, daß keine äußere Einwirkung auf ein beſtimmtes Organ Empfindung zu erwecken vermag, ſobald die Nerven desſelben gelähmt oder zerſtört ſind, oder der organiſche Zuſammenhang derſelben mit dem Gehirn unterbrochen worden iſt: ſo iſt man wohl genöthigt, die Nerven als das Vermittelnde der Empfindung zu betrachten. Zur Erweckung einer Empfindung vermittelſt der Nerventhätigkeit wird erfordert: 1) eine äußere Einwirkung. Jede Einwirkung iſt im Stande, Empfindung zu veranlaſſen, ſie mag in oder außer dem Organismus ſein, wenn ſie nur für den Nerven eine äußere iſt; 2) eine beſtimmte Höhe von Erregbarkeit im Nerven. Dieſer muß eine beſtimmte Stärke haben, wenn er in der Wechſelwirkung mit der äußeren Einwirkung Empfindungen hervorrufen ſoll. Der gelähmte Nerv iſt zur Erweckung der Empfindung untauglich, obgleich er immer noch einen gewiſſen Grad von Leben in ſich hat; 3) unverletzliche Organiſation der Nerven und organiſcher Zuſammenhang desſelben mit dem Gehirn. Aenderungen im organiſchen Gewebe der Nerven, Aufhebung ſeiner Verbindung mit dem Centralorgane heben auch ſein Vermögen, Empfindungen zu erwecken, auf. Sind nun dieſe Bedingungen gegeben, und wirkt nun etwas Aeußeres, ein Reiz, auf einen Nerven, ſo wird dadurch ein verändertes Verhältniß ſeiner Lebenskräfte geſetzt; er nimmt den erhaltenen Eindruck in ſich auf, um ihn bis zum Gehirn fortzupflanzen und daſelbſt die Vorſtellung von ihm hervorzubringen. Die Thätigkeit des Nervenſyſtems iſt wechſelſeitig von außen nach innen und von innen nach außen gerichtet. Von außen, indem die Eindrücke ſich von den Nerven zum Gehirn fortpflanzen und zu Vorſtellungen und Empfindungen werden, von innen, indem von dem Gehirn aus die willkürlichen Bewegungen erregt werden. — Zu den Verrichtungen, des thieriſchen und menſchlichen Organis-

Digitized by Google

mus, zu welchen die Nerven weſentlich beitragen, gehört nun noch die **Muskelbewegung**. Der phyſiſche Reiz der Muskelnerven, er mag an was immer für einen Punkt desſelben angebracht werden, bewirkt Muskelzuſammenziehung. Der phyſiſche vom Gehirn ausgehende verbreitet ſich von dieſem über den ganzen Verlauf des Nerven bis zu ſeinen letzten Verzweigungen in den Muskeln. Wird der organiſche Zuſammenhang des Muskelnerven mit dem Gehirn aufgehoben, ſo verliert dadurch der phyſiſche Reiz, der Wille allen Einfluß auf die Muskelbewegung, ohne daß deswegen der Nerv ſeiner Empfänglichkeit für den pſychiſchen Reiz und ſeines Vermögens, durch letzteren aufgefordert, Muskelbewegung hervorzurufen, ſogleich beraubt würde. Wird z. B. der Nerv eines willkürlichen Muskels durchſchnitten, ſo kann dieſer durch den Reiz des Willens auf den Nerven nicht mehr zur Zuſammenziehung beſtimmt werden, und doch ſetzt ein phyſiſcher Reiz denſelben Muskel in Bewegung, wenn er auf das untere mit dem Muskel noch in Verbindung ſtehende Stück des durchſchnittenen Nerven wirkt.

Nervenkrankheiten heißen alle diejenigen Leiden, welche einzelne Nerven oder das ganze Nervenſyſtem zunächſt und hauptſächlich befallen. Da das Nervenſyſtem der Träger aller Eindrücke, die von außen her auf den Körper erfolgen und zur Wahrnehmung gelangen, ſo wie der Vermittler der Willensäußerungen iſt, ſo liegen demſelben alle Geſchäfte der Empfindung und Bewegung ob, und daraus geht hervor, daß bei ſo vielen Bedingungen der Verletzbarkeit dieſes Syſtems Krankheiten desſelben häufig vorkommen müſſen. Die Störungen in den Verrichtungen dieſes Syſtems werden ſich daher vor Allem durch widernatürliche Erſcheinungen in dem Gebiete der Empfindlichkeit und Bewegung zu erkennen geben. Da ſich aber die Wirkung dieſes Zuſtandes ſchnell über die übrigen Syſteme verbreitet, ſo treten die nervöſen Erſcheinungen gewöhnlich nur im Anfange rein und ohne Beimiſchung von Zufällen, die andern Syſtemen angehören, auf. Eine jede Thätigkeitsäußerung des Nervenſyſtems kann in Krankheiten entweder aufgeregt, erhöht oder unterdrückt und herabgeſtimmt, oder auch abgeändert ſein. Oft ereignet es ſich, daß mehrere oder ſämmtliche Verrichtungen des Nervenſyſtems in der Krankheit auf gleichartige Weiſe ſich verhalten. Zeigt ſich die Verrichtung des Nervenſyſtems zu hoch geſteigert, ſo nennt man den Zuſtand erhöhte Senſibilität. Man erkennt ihn an der dem geſunden Körper fremden unmäßigen Wahrnehmung der Eindrücke, welche die Außenwelt nicht ſelten auf die im Innern vorhergehenden hervorbringt, ohne daß nothwendig ein mit dieſer Wahrnehmung im Verhältniß ſtehendes Zurückwirken der Organe oder Kräfte verbunden wäre. Es iſt vielmehr ein Zuſtand des Leidens, Empfangens und Empfindens, ohne ein dieſem entſprechendes ſelbſtthätiges Handeln. Beſchränkt ſich die Krankheit auf die Sphäre der Empfindungen, ſo bringt ſie dem Kranken nur lebhaftere Wahrnehmungen der äußeren Einwirkungen hervor. Am deutlichſten ſpricht ſich dieſer Zuſtand in den Sinnesorganen, weniger deutlich, obgleich nicht zu verkennen, in allen übrigen aus; bei den Augen z. B. durch ungewöhnliche Schärfe des Geſichts, Lichtſcheu, Blendung. Bei den Ohren durch übermäßige Schärfe des Gehörs, ſchmerzhaftes Gehör u. ſ. f. Erzeugt die Krankheit im Kreiſe der Bewegungen ſichtbare Veränderungen, ſo daß als Folge übermäßig wahrgenommener Eindrücke, Thätigkeiten im Muskelſyſteme erwachen, die in dieſer Form und in dieſem Verhältniß zu dem Willen des Kranken, dem geſunden Zuſtande fremd ſind, ſo entſtehen jene krankhaften Erſcheinungen, die wir unter dem Namen der Krämpfe begreifen. Der dem eben angeführten entgegengeſetzte Zuſtand iſt Mangel oder gänzliche Abweſenheit zureichender Empfindlichkeit des Nervenſyſtems, und wird als verminderte Senſibilität bezeichnet. Je höher dieſe Störung ſteigt, deſto unvollſtändiger wird die Wirkung des Nervenſyſtems auf die von ihm zunächſt und entfernter abhängenden Syſteme und Organe, bis es endlich durch Stillſtehen dieſer einzelnen Verrichtungen, deren lebendige Fortdauer ohne Theilnahme des Nerveneinfluſſes unmöglich iſt, in ein Stillſtehen der geſammten Maſchine übergeht. Ein Kranker, der mit dieſem Zuſtande behaftet iſt, empfindet einen Eindruck, welchen der geſunde Menſch deutlich wahrzunehmen pflegt, entweder gar nicht, oder nur in einem ſo geringen Grade, daß die Wahrnehmung der abſoluten Größe des

Digitized by Google

Eindrucks nicht entſpricht. Es finden ſich folglich auch nicht die Erſcheinungen ein, welche nach der Wirkung eines ſolchen Nervenreizes im geſunden Körper eintreten müſſen, ſondern ſie ſind ſchwach, oder fehlen gänzlich. Wir finden dieſe Symptome ſowohl im Nerven- als im Muskelſyſteme deutlich ausgeſprochen, und begreifen ſie unter dem Namen der Lähmung. — Werden die Empfindungen von dem Nervenſyſteme auf eine dem gewöhnlichen geſunden Zuſtande nicht entſprechende Weiſe aufgenommen, ſo daß die Abweichung unabhängig von der Größe allein in der Art der Wahrnehmung bemerkt wird, ſo nennt man dieſen Zuſtand verſtimmte Senſibilität. Man findet dieſe in den mannigfaltigſten Geſtalten. Die Eindrücke von der Außenwelt erſcheinen in einer Geſtalt, in der ſie der geſunde Körper auf dieſem Wege gar nicht wahrzunehmen im Stande iſt. Dieſer Zuſtand fällt mit ſeinen Wirkungen ſowohl im Nervenſyſteme als in den übrigen zuſammen, und erſcheint uns am deutlichſten als Hyſterie und Hypochondrie in ihren mancherlei Geſtalten, als Idioſynkraſie, als Pica u. ſ. f. Oft zeigen ſich an verſchiedenen Stellen des Körpers entgegengeſetzte Verhältniſſe der Nerventhätigkeit, welche an einem Theile aufgeregt, an einem anderen herabgeſtimmt iſt. Einen ſolchen Zuſtand hat man als ungleiche Vertheilung der Senſibilität gedeutet. Da die Nerven ſich in die meiſten Organe des Körpers verbreiten, und über die übrigen Syſteme eine gewaltige Oberherrſchaft ausüben, ſo pflegen auch gewöhnlich dieſe an den Krankheiten der Nerven Theil zu nehmen, und ungemein häufig finden Uebergänge der Nervenkrankheiten in andere ſtatt. Die N. ſind in der Regel intermittirend, von langer Dauer und können Monate, ja Jahre lang beſtehen, ohne beträchtliche Störungen im Körper zu veranlaſſen. Zuweilen haben ſie das Eigene, daß ſie dem Anſcheine nach furchtbare Symptome darbieten und ſo heftige Leiden verurſachen, die das Vorhandenſein einer ſehr gefährlichen Affection vermuthen laſſen ſollten. Gewöhnlich ſind die Kranken Rückfällen ausgeſetzt, und behalten ſelbſt nach der Heilung eine Empfänglichkeit oder Reizbarkeit in dem Theile, welcher der Sitz der Krankheit war. Die Anlage zu den N. beſteht in erhöhter Empfindlichkeit, oder in einer eigenen Stimmung der Nerven, wie ſie beſonders zur Zeit des Zahnens, des Zahnwechſels, der eintretenden Mannbarkeit, vor und während der monatlichen Reinigung, zuweilen während der Schwangerſchaft beobachtet wird; in großer Beweglichkeit des Gemüths, in vorherrſchendem geiſtigen Leben über das körperliche. Sie iſt oft angeerbt, in ganzen Familien anzutreffen, und vorzüglich auffallend beim weiblichen Geſchlechte und in großen Städten. Der Grund dazu wird nicht ſelten durch unangemeſſene Lebensweiſe der Mütter während der Schwangerſchaft, durch Krankheiten derſelben oder der Neugebornen, und durch zu frühe Geburt gelegt, und dieſer Keim im neugeborenen Kinde durch üble phyſiſche und moraliſche Erziehung, ſchnelles Wachſen, zu frühe Anſtrengung der Geiſtesfähigkeiten, zu frühe Aufregung und Befriedigung des Geſchlechtstriebes u. ſ. w. entwickelt. Zu den veranlaſſenden Urſachen gehört Alles, was einzelne Nerven oder das ganze Syſtem unmittelbar oder mittelbar, entweder an der Peripherie oder im Innern zu reizen, zu verletzen, zu ſchwächen oder umzuſtimmen vermag. Da die N. ihrer Natur nach viel zu wenig gekannt und überdem in der Regel langwierig ſind, ſo ſind ſie auch gewöhnlich ſchwer zu heilen, und oft weniger durch Arzneimittel, als durch eine angemeſſene diätetiſche und pſychiſche Methode zu bezwingen.

Neſſelfieber oder Neſſelausſchlag iſt wegen ſeiner Aehnlichkeit mit der durch die Berührung der Brenneſſel bedingten Hautaffection ſo benannt worden. Es iſt ein häufig, aber nicht immer mit Fieber verbundener Ausſchlag, welcher kleinere oder größere, bisweilen ziemlich hervorragende Aufwulſtungen oder Quaddeln darſtellt, die heftig jucken und brennen, und in kurzer Zeit ſich ausbilden. Der Neſſelausſchlag zieht ſich vorzugsweiſe am Halſe, auf der Bruſt, an den Armen, den Schenkeln, in den Kniebugen, ſeltener im Geſicht und nur bisweilen über den ganzen Körper verbreitet. Er iſt gewöhnlich innerhalb 24 Stunden ausgebildet und verſchwindet bald, kommt aber auch von Neuem wieder, beſonders weicht er am Tage und kehrt gegen die Nacht zurück. Bei Einigen wird er durch die Einwirkung einer kühleren Luft hervorgelockt und verſchwindet in der Wärme, bei Man-

Digitized by Google

chen findet der umgekehrte Fall ſtatt. Die Dauer dieſes Ausſchlages iſt ſehr verſchieden; gewöhnlich verſchwindet er in 3 bis 4, höchſtens in 7 bis 8 Tagen, meiſtens ohne ſichtbare Abſchuppung. Bisweilen kann er aber den Kranken Wochen und Monate lang peinigen, ohne das übrige Befinden bedeutend zu ſtören. Eine Abart von dem Neſſelausſchlag iſt das Porzellanfieber, welches ſich nur durch größere Flecke unterſcheidet. Es wird meiſtens durch einen gaſtriſchen Zuſtand, insbeſondere den Genuß von Krebſen, Muſcheln, Fiſcheiern, Erdbeeren u. ſ. w., ſowie durch Erhitzung und Erkältung, Quetſchungen und andere Verletzungen der Haut, Reizung derſelben durch ſcharfe Pflanzen, Inſecten u. dgl., ſehr ſelten aber durch epidemiſche Urſachen veranlaßt. Manchen Menſchen und Familien ſcheint dieſe Krankheit eigenthümlich zu ſein. Die Krankheit iſt an und für ſich gänzlich gefahrlos. Das Jucken wird durch lauliche Waſchungen der Haut mit Milch und Waſſer, oder durch warme Bäder gelindert, und erfordert nur, um nicht in ſchlimmere Zufälle auszuarten, und zu baldiger Befreiung des höchſt unangenehmen Hautreizes, ärztliche Behandlung.

Neſſeln ſind Pflanzen mit zahlreichen Haaren bedeckt, deren Stich bei einigen Neſſelarten äußerſt brennend iſt. Der Schmerz entſteht nicht, wie man gemeinlich glaubt, dadurch, daß die feinen, auf den Blättern bemerkbaren Haare, wenn ſie nicht allzuſtark berührt, und dadurch gewaltſam umgebrochen werden, ſich in die Haut bohren, ſondern durch eine reizende Flüſſigkeit, welche ſie, indem ſie hohl und gerinnt ſind, beim Streichen fahren laſſen. Alle Neſſelarten haben ſehr geſchmeidige und dabei ſehr zähe und haltbare Faſern, welche ſich wie die des Flachſes und Hanfes benutzen laſſen. Früher machte man in Deutſchland und der Schweiz daraus Neſſelzwirn, Neſſelgarn und Neſſeltuch. — Einige Völker Rußlands, wie die Wogulen in Sibirien, die Baſchkiren, Samojeden und Tartaren am Jeneſei bereiten aus Neſſeln noch Leinwand, Netze und Stricke. Neſſeltuch iſt auch der deutſche Name für Mouſſeline.

Neſſelrode, reichsgräfliche Familie, beſitzt die Standesherrſchaft Reichenſtein und Landskron in der preuß. Provinz Cleve-Berg, 2 □M. groß, mit 6000 Einw., und der reichsmittelbaren Herrſchaften Grimberg, Ehreshofen u. ſ. w. Sie beſteht aus zwei Hauptlinien, N.-Reichenſtein und N.-Ehreshofen, iſt katholiſcher Religion, ſeit 1710 in den Reichsgrafenſtand erhoben, und hatte die Erbkämmerer- und Erbmarſchallswürde im Herzogthume Berg, die ältere Linie zugleich wegen Reichenſtein und Landskron Sitz und Stimme im weſtfäliſchen Grafencollegium. Unter den Gliedern der jüngern Linie N.-Ehreshofen haben ſich ausgezeichnet: Max. Wilh. Jul. Franz, Graf von N., geb. am 24. Oct. 1728, früher franz. Obriſt im Regimente Schömberg, war hierauf ruſſiſcher Geſandter in Liſſabon, ſodann bis 1794 in Berlin, zugleich Geh. Rath und Kammerherr, lebte in ſeinen ſpätern Jahren in Frankfurt und ſtarb daſelbſt am 8. März 1810. — Sein Sohn, Karl Robert, Graf von N., kaiſerlich ruſſiſcher Geheimrath, Staatsminiſter und ſeit 1828 Vicekanzler des Reichs, einer der ausgezeichnetſten Diplomaten der neuern Zeit, wurde am 14. Dec. 1780 in Liſſabon geboren, widmete ſich ſchon früh der diplomatiſchen Laufbahn, war ſeit 1802 bei der Geſandtſchaft in Berlin, dann in Stuttgart, 1805—6 Legationsſecretär und Chargé d'affaires im Haag, 1807 Geſandtſchaftsrath in Paris und erwarb ſich in dieſen Stellungen das vollſte Vertrauen des Kaiſers Alexander. Er ſtand als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſeit dem Jahre 1813 an der Spitze aller diplomatiſchen Verhandlungen Rußlands mit England, Oeſterreich, Preußen und Frankreich, leitete unter andern die wichtigen Verträge in Bezug auf das Of- und Defenſivbündniß zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Preußen am 9. Sept. 1813 zu Teplitz, unterzeichnete am 1. März des folgenden Jahres die Quadrupelallianz zu Chaumont; ſchloß mit Marmont den Vertrag wegen Uebergabe von Paris, und nahm thätigen Antheil an allen darauf folgenden Friedensunterhandlungen bis zum Pariſer Frieden vom 30. Mai 1814. Als ruſſiſcher Hauptbevollmächtigter unterſtützte er auf dem Congreſſe zu Wien kräftig die Bildung des deutſchen Bundes, unterſchrieb die von den Verbündeten gegen Napoleon am 13. März 1815 ausgeſprochene Achtserklärung, und

Digitized by Google

war überhaupt Rußlands erſter Stimmführer auch bei allen darauf folgenden diplomatiſchen Verhandlungen der europäiſchen Mächte auf den Congreſſen zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona. Unter Kaiſer Nikolaus, der ihm gleiches Vertrauen, wie Alexander ſchenkte, leitete er auch die Verhandlungen wegen Griechenland mit Frankreich und England, ſo wie mit der Pforte, und führte den für Rußland ſo vortheilhaften Vertrag von Chunkiar Iskeleſſi (8. Juli 1833) herbei. Auch die perſiſchen Verhältniſſe ordnete er mit dem günſtigſten Erfolge, ſo daß Englands Eiferſucht erwachte und eine diplomatiſche Kälte zwiſchen den Cabineten von London und Petersburg eintrat. Doch wußte N. auf äußerſt geſchickte Weiſe das frühere freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen beiden Cabineten bald wieder herbeizuführen, zu der Zeit, als Frankreich durch die feindliche Haltung des Miniſters Thiers, den übrigen Cabineten gegenüber beinahe einen allgemeinen europäiſchen Krieg herbeigeführt hätte. In Verbindung mit dem Fürſten Metternich und Lord Palmerſton beſeitigte N. wieder drohende Gefahren, indem er durch den Tractat vom 19. April 1839 erſt die belgiſchen Angelegenheiten vollſtändig und durch Convention vom 15. Juli 1840 zu London die türkiſch-ägyptiſchen vorläufig zur Erledigung brachte, worauf die Note am 10. Mai 1841 von Seiten der fünf Großmächte die orientaliſche Frage definitiv ausglich. In der neueſten Zeit hat er thätigen Antheil an den Friedensunterhandlungen zwiſchen Dänemark und Deutſchland genommen und ſcheint vorzugsweiſe Urſache geweſen zu ſein, daß ſie abgebrochen wurden.

Neſtel, ein hochdeutſches Wort, ſ. v. a. Neſt, heißt beim weiblichen Geſchlecht das in Neſtform um eine große Nadel gewundene Kopfhaar. Eben ſo werden ſchmale lederne Riemen oder Schnüre zum Zuſchnüren hier und da N. genannt. Das ſogenannte Neſtel knüpfen iſt ein Aberglaube früherer Zeit, nach welchem man durch Knüpfen eines dreifachen Knotens unter Hermurmelung von Zauberſprüchen an einem geweihten Orte Jemanden zum ehelichen Beiſchlaf untüchtig machen zu können vorgab. Zu dieſem Zwecke ſetzte man ſeinem Gegner auch wohl eine Kröte unter das Bett oder legte eine der gekrümmten Schwanzfedern eines Enterichs in daſſelbe, und was des Unſinns mehr vorgenommen wurde. Ebenſo rieth man als wirkſamens Gegenmittel jedem, welcher glaubte, man habe ihm eine N. geknüpft, das einem Hengſte während des Saufens aus dem Maule laufende Waſſer zu trinken, oder ſich mit pulveriſirtem Zahne eines Todten zu räuchern. Das N. knüpfen iſt übrigens ein ſehr alter und weit verbreiteter Gebrauch; ſchon Virgil erwähnt es in der 8. Ekloge. In Deutſchland wurde das N. knüpfen auf dem Concilium zu Regensburg für ein ſchweres Verbrechen erklärt, und die Strafe der Enthauptung darauf geſetzt, und nach Berichten von Niebuhr wird in Oſtindien noch jetzt keine Hochzeit gefeiert, ohne daß eine weiſe Frau vorher die Verknüpfung und den Zauber zu löſen ſich bemüht.

Neſtler, Joh. Karl, ein verdienter Landwirthſchaftslehrer, geb. 1783 zu Wurbenthal im öſterreichiſchen Schleſien, beſuchte die Gymnaſien zu Nikolsburg in Mähren und zu Kremſier, und ſtudirte 1800—6 zu Olmütz Philoſophie, Theologie und Jurisprudenz. Nachdem er bis 1812 die Stelle eines Erziehers bekleidet hatte, errichtete er zu Klafterbrunn in Niederöſterreich ein Erziehungsinſtitut, kehrte aber 6 Jahre ſpäter nach Mähren zurück, und widmete ſich hier ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, der Landwirthſchaft. Im Jahre 1821 wurde er Adjunct an der Univerſität zu Wien, 1823 Profeſſor der Landwirthſchaft zu Olmütz, und blieb in dieſer Stelle bis zu ſeinem Tode am 9. Juli 1842. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten erſchienen bis zum Jahre 1830 anonym in den André'ſchen Zeitſchriften und den Mittheilungen der mähr.-ſchleſ. Geſellſchaft des Ackerbaus, auch war er Mitbegründer der „Moravia". Später trat er mit ſeinem Namen als Schriftſteller auf. Von dieſen ſeinen Schriften erwähnen wir die „Mittheilungen über die zweckmäßigſte Wahl, Bereitung und Verwendung des Düngers" (Brünn 1835); die mit Diebl gemeinſchaftlich herausgegebene „Allgemeine Naturgeſchichte" (Brünn 1836) und die Preisſchrift „Welche in Mähren und Schleſien erzeugte Nahrungsmittel ſind, unbeſchadet ihrer

Digitized by Google

Ernährungsfähigkeit, auf eine einfache Weiſe für die Zeit der Noth aufzubewahren?" (Brünn 1837).

Neſtor, einer der berühmteſten trojaniſchen Helden, war Fürſt von Pylos, und Sohn des Neleus und der Chloris. Von Homer wird er als ehrwürdiger Greis geſchildert, ausgezeichnet als Redner, durch Würde, Weisheit und Erfahrung. Im hohen Alter, aber noch ungeſchwächt an Körper und Geiſt, führte er ſeine Pylier auf 90 Schiffen nach Troja; er fürchtete ſelbſt den großen Hektor nicht, nie fehlte ihm Gegenwart des Geiſtes, ſtets ergriff er die klügſten Maßregeln und war deshalb der Liebling und Rath der Griechen. Er war einer der Wenigen, die nach Eroberung der Stadt glücklich in die Heimath gelangten (Odyss. 3, 182), wo, wie Homer (Odyss. 4, 209) ſagt, Kronion ihm gewährte: „Der Zukunft Tage beſtändig, froh im Hauſe zu ſein des ſtillen behaglichen Alters, und verſtändiger Söhne, die wohl mit der Lanze geübt ſind". Apollodor (1, 9, 10) nennt ſeine Söhne: Perſeus, Stratichos, Aretos, Echephron, Peiſiſtratos, Antilochos, Thraſymedes, und als Töchter: Peiſidike und Polykaſte, ſeine Gemahlin Anaxibia, eine Tochter des Katreus (Kratieus); nach Homer war es Eurydike, des Klymenos ältere Tochter. Nachdem N. 3 Menſchenalter durchlebt (das Menſchenalter jedoch nach Plutarch und Heſychius zu 30 Jahren gerechnet), ſtarb er zu Pylos, wo Pauſanias (4, 46) noch Haus und Grab des Helden ſah.

Neſtor, ruſſiſcher Geſchichtſchreiber, geb. um 1056, geſt. um 1116, wurde im 29. Jahre Mönch, ging in das ſogenannte Höhlenkloſter zu Kiew und hat ſich durch ſeine für vaterländiſche Geſchichte höchſt wichtigen ruſſiſchen Annalen den Namen des Vaters der ruſſiſchen Geſchichte erworben. Sie beginnen mit der Ankunft der Waräger in Rußland, gehen bis zum Jahre 1115 und ſind in altſlavoniſcher Sprache geſchrieben. N. hat dabei byzantiniſche Hiſtoriker nachgeahmt und benutzt; vieles ſchreibt er als Zeitgenoſſe und nach mündlichen Ueberlieferungen. Fortgeſetzt wurde das Werk von Sylveſter, Abt zu Perejaslawl, vom Biſchof Simon von Susdal und Andern, ſo daß das ganze Werk bis 1530 reicht. Schlözer hat davon eine kritiſche Ausgabe beſorgt unter dem Titel: „N.'s ruſſiſche Annalen in ihrer ſlavoniſchen Grundſprache verglichen, von Schreibfehlern und Interpolationen möglichſt gereinigt, erklärt und überſetzt (die Ueberſetzung geht nur bis zum Jahre 980)" (Götting. 1802—9). Einen verbeſſerten Auszug von N.'s Annalen mit Rückſicht auf Schlözer's Arbeit hat Joſ. Müller in ſeiner „altruſſiſchen Geſchichte" (Berl. 1812) gegeben. Der Urtext iſt verloren gegangen; von der durch die Fortſetzungen ſehr entſtellten Chronik gab Timkowſki ein Stück des Originaltextes nach der Puſchkin'ſchen Handſchrift heraus (Mosk. 1814); eine vollſtändige Ausgabe lieferte 1841 Pogodin.

Neſtorius, ein Syrer, Schüler Theodor's von Mopsveſta und Diodor's von Tarſus, war zuerſt Presbyter zu Antiochien, wurde 428 Patriarch von Konſtantinopel und war zu ſeiner Zeit beſonders als Gelehrter ſehr geachtet. Weil er indeß unter andern den Ausdruck „Gottesgebärerin" verwarf und dafür „Jeſusgebärerin" geſetzt wiſſen wollte, ſetzte man ihn 431 auf der Kirchenverſammlung zu Epheſus ab. N. ſtarb 440 im Exil. Seine Schriften wurden verbrannt, und die zahlreichen Anhänger ſeiner Meinung, die Neſtorianer, von aller Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen (ſ. Syriſche Chriſten und Thomaschriſten). Einige Reden N.'s von der Menſchwerdung Chriſti und gegen die Pelagianer ſind in Mar. Mercatoris opp. (Ausgabe von J. Garnier, Paris 1673, Theil I. und II., und in der von St. Baluze, Ebend. 1654) befindlich. Auch ſchreibt man ihm das „Evangelium infantiae, vel liber apocryphus de infantia Salvatoris" (arabiſch mit lateiniſcher Ueberſetzung und Anmerkungen von Heinrich Sike, Utrecht 1697) zu.

Netſcher, Kaspar, einer der geachtetſten Maler des 17. Jahrhunderts, war ein Deutſcher, geb. zu Heidelberg 1639 und der Sohn eines Bildhauers. Wiewohl zur Medicin beſtimmt, gewannen doch Neigung und Talent des Knaben zur Malerei das Uebergewicht und er fand auch bald an Gerard Terburgh, Koſter und Gerard Dow tüchtige Lehrer. Zur weitern Bildung unternahm er eine Reiſe nach Italien, kam aber nur bis

Digitized by Google

nach Bordeaux, wo er, von der Liebe feſtgebannt, ſich bald verheirathete, dann im Haag niederließ und hier 1684 ſtarb. Seine kleinen Cabinetsſtücke, nächſt ihnen Porträts und Geſchichtsſtücke beſonders aus der römiſchen Geſchichte, werden am meiſten geſchätzt, und in der naturgetreuen Nachbildung der Stoffe und Gewänder wetteifert er mit den erſten Meiſtern der niederländiſchen Schule. Seine Söhne: Theodor (geb. 1661, ſtarb zu Hulſt 1732) und Conſtantin (geb. 1670, ſtarb 1722), waren als Porträtmaler nicht unberühmt, erreichten aber des Vaters Vollendung nicht.

Nettelbeck, Joachim Chriſtian, der tapfere, biedere und patriotiſche Bürger von Kolberg, wurde zu Kolberg am 20. Sept. 1738 geboren. Die Geſchichte ſeiner Jugend, bis zu der Zeit, wo er als ächter Patriot zur Rettung ſeiner Vaterſtadt auftritt, iſt am intereſſanteſten und treueſten von ihm ſelbſt dargeſtellt, in ſeiner „Selbſtbiographie‘ (Lpz., 3 Bde.). Sehr früh widmete er ſich dem Seedienſte, lebte bis in ſein 45. Jahr größtentheils auf dem Meere, ſchiffte unter Noth und Gefahren aller Art nicht allein in allen europäiſchen Meeren, ſondern auch an den Küſten von Afrika herum, und wählte erſt ſpät ſeine Vaterſtadt Kolberg zum ſteten Aufenthaltsorte. Hier nährte er ſich lange Zeit vom Branntweinbrennen und wurde wegen ſeiner Erfahrung und Einſicht zuerſt zum Bürgerrepräſentanten und endlich zum Rathsherrn erwählt. Die Belagerung ſeiner Vaterſtadt durch die Franzoſen 1807 gab ihm Gelegenheit, durch die rühmlichſten Beweiſe von ächtem Patriotismus ſeinen Namen zu verewigen. Als bereits mehrere preußiſche Feſtungen in die Hände der Feinde gefallen waren, und ſelbſt Kolberg unter dem ſchwachen Commandanten Lucadou fallen zu müſſen ſchien, wußte N. Maßregeln zu treffen, welche die Uebergabe eine Zeitlang verzögerten, bis der auf ſein Bitten vom König abgeſandte neue Commandant von Gneiſenau an Lucadou's Stelle trat. Jetzt bekamen die Verhältniſſe eine ganz neue Wendung. Als Bürgeradjutant trat jetzt N. an die Stelle des Commandanten, ſorgte, obwohl bereits ein 70jähriger Greis, dennoch überall gegenwärtig, für die genaue Befolgung der gegebenen Befehle; ſein Muth, ſeine Entſchloſſenheit und Thätigkeit munterte die Krieger zur Tapferkeit auf und flößte ſeinen bedrängten Mitbürgern Hoffnung ein. Weſentliche Dienſte leiſtete ihm ſeine vieljährige Erfahrung im Seeweſen, ſowohl in Hinſicht auf vortheilhafte Aufſtellung der Kriegsſchiffe, als auch auf ſichere Einführung derſelben in den Hafen. Ueberall ſah man ihn an der Spitze; bei jedem Ausfalle der Belagerten ſorgte er für Munition und für Verpflegung der Verwundeten, und leitete und unterſtützte ebenſo die Löſchung gefährlicher Feuersbrünſte. Den größten Theil ſeines eigenen Vermögens opferte er zu Herbeiſchaffung von Lebensmitteln für die Soldaten auf, damit nicht zu großer Mangel Muth und Kräfte derſelben ſchwächen und die ohnedies bedeutenden Aufopferungen ſeiner Mitbürger Anlaß zu Mißhelligkeiten zwiſchen ihnen und der Beſatzung geben möchten. So wirkte N. raſtlos thätig, bis endlich am 2. Juli, gerade in den Augenblicken, wo dem unausgeſetzten Sturme von Seiten der Feinde die Kräfte der Beſatzung erliegen zu müſſen ſchienen, und im Innern der Feſtung die immer weiter um ſich greifende Feuersbrunſt auch in den Bürgern den noch ſchwachen Funken von Hoffnung gänzlich vernichtet hatte, die Nachricht vom Friedensſchluß zu Tilſit in der bedrängten Stadt eintraf. N., angebetet von ſeinen Mitbürgern und verehrt von den Kriegern, erhielt jetzt als wohlverdienten Lohn für ſeine großen Anſtrengungen und Aufopferungen von ſeinem Könige, außer der Erlaubniß die Admiralitätsuniform zu tragen (denn ſchon im 7jährigen Kriege hatte er ſich im königlichen Seedienſt ausgezeichnet) und der goldenen Verdienſtmedaille, auch noch ſpäter, als ſeine Vermögensumſtände bedeutend zurückgekommen waren, 1817 eine jährliche Penſion von 200 Thalern. Er ſtarb am 19. Juni 1824 in einem Alter von 86 Jahren. Die von ihm verfaßte „Selbſtbiographie“ (3 Bdchn.) enthält ſein ganzes Leben in einer offenen und freimüthigen Darſtellung, und würde ſehr oft, wegen der wunderbaren Schickſale, die ihm begegneten, ans Romanhafte grenzen, wenn eine ſolche Vermuthung ſich nur einigermaßen mit dem offenen, ſchlichten und höchſt anſpruchsloſen Charakter N.'s vereinigen ließe.

Netto (italieniſch) ſ. v. a. rein. In der Kaufmannsſprache zeigt N. das reine Ge-

Digitized by Google

wicht einer Waare an, nach Abzug der Thara oder Emballage, und ſteht dem Brutto entgegen. Dem Preiſe einer Waare vorgeſetzt (Nettopreis), zeigt es an, daß von dem Preiſe oder der Summe, vor welcher es ſteht, bereits der Rabatt abgezogen iſt und daher die Summe voll bezahlt werden muß. (S. Brutto.)

Netz, 1) ein in der Stereometrie vorkommender Ausdruck. Denkt man ſich nämlich irgend einen regulären Körper, z. B. einen Würfel, Kegel u. ſ. w. ſeinen Seitenflächen nach in eine Ebene ausgebreitet, ſo heißt die dadurch entſtandene Figur das N. dieſes Körpers. 2) Ein in der praktiſchen Geometrie vorkommendes, auf gewiſſe Art conſtruirtes Gitter, mit deſſen Hülfe perſpectiviſche Zeichnungen von Gegenſtänden entworfen werden. 3) Das bekannte Fangzeug der Fiſcher. 4) Trigonometriſches N., ſ. Trigonometrie, praktiſche).

Netz heißen die Falten, welche am Bauchfell des Magens, der Leber, der Milz und des Dickdarmes abgehen. Sie beſtehen aus zwei zarten, durchſichtigen Blättern des Bauchfelles, die ſich von der vorderen und hinteren Fläche jener Eingeweide einander nähern, etwas Fett enthalten und mit ſehr vielen netzartig verbreiteten Gefäßen verſehen ſind. Man unterſcheidet ein großes und ein kleines Netz. Das große N. iſt eine vom großen Bogen des Magens kommende und von dem obern Theile der Gedärme herabhängende Falte. Es beginnt mit ſeinem obern Rande vom untern Theile des Ausſchnittes, dem unteren Ende der Milz, dem großen Bogen des Magens und vom oberen Theile des Zwölffingerdärmes, und ſteigt nun von dem queren Grimmdarme und dem oberen Theile des Dünndarmes gewöhnlich bis etwas unter dem Nabel, zuweilen aber auch bis in das Becken herab. Das kleine N. iſt eine Fortſetzung des Bauchfelles, der Leber und des Magens, und wird nach unten und links durch die kleine Krümmung des Magens, oben durch die Leber und rechts durch das Bündel von Gefäßen, welche in letztere eindringen, begrenzt. Es wird dadurch gebildet, daß das Bauchfell von der queren Fläche der Leber aus ſich gerade auf die vordere Fläche des Magens begibt, wodurch nun eine Art von Brücke entſteht. Ueber die Beſtimmung der N. hat man verſchiedene Meinungen aufgeſtellt. Die wahrſcheinlichſte iſt, daß ſie zur Anſammlung des Fettes beſtimmt ſind, daher in naher Beziehung zum Ernährungsprozeß ſtehen, und zur Abſonderung eines ſeröſen Dunſtes dienen, der die Verwachſung der Baucheingeweide unter ſich und mit den ſie umſchließenden Theilen verhütet. Das kleine N. iſt vielleicht noch beſonders zur Befeſtigung des Magens, und das große zum Schutze der Baucheingeweide gegen die Reibungen von Seiten der Bauchbedeckungen, und wegen ſeines Fettreichthums zu einer erwärmenden Hülle der Gedärme beſtimmt. Die N. können an den meiſten Krankheiten der Gedärme und des Bauchfelles Antheil nehmen, werden aber wohl nur höchſt ſelten urſprünglich der Sitz einer Krankheit. Die Entzündung des N.'s kommt in der Regel nur in Verbindung mit der Entzündung des Magens, der Leber, des Grimmdarmes vor, und nur manchmal mag durch Einklemmung einer kleinen Partie des N.'s in einem Bruche zur Entzündung des eingeklemmten Theiles Veranlaſſung gegeben werden. Bei allgemeiner Unterleibsentzündung hat man Verſchwärung des N.'s, Abſceſſe in demſelben, und Verwachſung mit den benachbarten Theilen beobachtet. Das N. iſt auch geneigt, Anhäufungen von ſeröſen, gallertartigen, fetten und anderen Stoffen zu geſtatten, wobei die Häute verdünnt, oder verdickt und hart ſein, und die Spuren der Entzündung oder der wirklichen Entartung an ſich tragen können. In Folge der mannichfachen Verwachſungen und krankhaften Entartungen werden ſehr verſchiedenartige Krankheitserſcheinungen bedingt, deren Erkenntniß aber bis jetzt noch ſehr dunkel und unſicher iſt. Unter allen Krankheiten des N.'s kommt vielleicht der Netzbruch, oder das Heraustreten eines Theiles des N.'s aus der Unterleibshöhle am häufigſten vor. Er fühlt ſich teigig, ungleich und ſtrangartig an und iſt ſchwerer als alle anderen Brüche zurückzubringen. (Vgl. Bruch).

Netzediſtrict hieß von 1772—1807 der durch die erſte Theilung Polens außer Weſtpreußen an Preußen gekommene, der Länge nach von der Netze, einem Nebenfluſſe der Warthe durchſtrömte Theil von Polen. Der Netzediſtrict bildete einen beſonderen

Bezirk von Weſtpreußen und umfaßte 139 □M. mit den Kreisſtädten Krone, Cammin, Bromberg und Inowrazlaw.

Neualbion hießen die engliſchen Beſitzungen an der nordamerikaniſchen Nordweſtküſte (1578 von F. Drake entdeckt), welche jetzt in Neugeorgien, Neunorfolk, Neucornwall, Neuhanover und Neualbion im engern Sinne oder das Oregongebiet getheilt werden.

Neuarchangel, Neuarchangelsk oder Sitka, ſeit 1804 die ruſſiſche Hauptniederlaſſung auf der Inſel Sitka in Nordamerika (57° N.) liegt am Norfolkſunde, hat 2000 Einw., prächtigen Hafen, ein Caſtell, und iſt Sitz des Gouverneurs. Hier wird von der ruſſiſch-nordamerikaniſchen Handelscompagnie der einträgliche Seeotternfang betrieben, und in neuerer Zeit (durch Vertrag vom 28. Febr. 1825) iſt auch den engliſchen Schiffen der daſige Hafen geöffnet worden, wogegen die Prinz-Walesinſel an Rußland abgetreten wurde.

Neubeck, Valerius Wilhelm, geb. 1765 zu Arnſtadt im Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen, Hofrath, Doctor der Medicin und Kreisphyſikus zu Steinau in Niederſchleſien, iſt einer der geachtetſten unter den beſchreibenden Dichtern Deutſchlands. Namentlich hat er durch ſein Lehrgedicht: „Die Geſundbrunnen" (in Hexametern, Breslau 1795, Leipzig 1798, Ebend. 1809), worin er die Gegenſtände ungemein anziehend, lebendig und mit poetiſcher Fülle vorträgt, ſeinen Ruf begründet. Nächſt dieſem erwähnen wir unter ſeinen Gedichten: „Die Zerſtörung der Erde nach dem Gericht" (Liegnitz 1785). Seine poetiſchen Schriften erſchienen: (Lpz. 1827 ff.).

Neuber, Friederike Karoline, eine um die Verbeſſerung der deutſchen Schauſpielkunſt verdiente Künſtlerin, wurde 1700 zu Reichenbach geboren, wo ihr Vater als Advocat lebte. Uebele Behandlung trieb ſie aus dem Vaterhauſe; ſie ging mit ihrem Geliebten, J. Neuber, 1718 zur Spiegelbergiſchen Schauſpielergeſellſchaft in Weißenfels, entwickelte hier bald ein ſo ausgezeichnetes Talent, daß ſie, nachdem ſich die Geſellſchaft aufgelöst hatte, 1728 eine eigene Bühne zu Leipzig eröffnen konnte, die beſten Talente der Spiegelbergiſchen Geſellſchaft an ſich zog, und ſich bald einen großen Ruf erwarb. Sie trat mit Gottſched in Verbindung, und beide wurden dadurch, daß ſie die Haupt- und Staatsactionen, Stegreifſtücke, Burlesken, wobei der Hanswurſt gewöhnlich ſeine platte Hauptrolle ſpielte, und ähnliche Stücke, womit man die Zuſchauer zu bewirthen pflegte, zuerſt von der Bühne verdrängten und dafür regelmäßige Stücke aufführten, die, wenn ſie auch Anfangs nur aus Ueberſetzungen froſtiger franzöſiſcher Trauerſpiele beſtanden, dennoch als etwas Neues das Publikum anzogen, wobei das neue Theatercoſtüm das ſeinige ebenfalls beitrug, die eigentlichen Reformatoren. Roſt, Leſſing und Weiſe, angeregt durch die N., beſchäftigten ſich jetzt angelegentlich mit der Bearbeitung neuer Theaterſtücke, und der Kunſtgeſchmack der Deutſchen bekam in dieſer Hinſicht bald eine beſſere Richtung. Im Jahr 1740 verließ ſie Leipzig und folgte einem Rufe der Kaiſerin Anna nach Rußland. Leider ſtarb ihre Gönnerin ſchon im folgenden Jahre; die N. war genöthigt, nach Leipzig zurückzukehren, wo ſie indeß von Gottſched, mit dem ſie längſt nicht mehr im beſten Vernehmen ſtand, weil ſie ſeine Vorſchläge zur Theaterreform nicht immer gut heißen konnte, mit der ſchmähſüchtigſten und bitterſten Kritik verfolgt wurde, was ihr, obwohl ſie von ihrer Seite nicht ermangelte, auch Gottſched mit ſeiner Pedanterie und Einſeitigkeit auf alle Weiſe lächerlich zu machen, doch ungemein ſchadete, ſo daß ſie, als überdies einige ihrer beſten Spieler ſtarben, mit Schmerz ſehen mußte, wie ſich ihre Theatergeſellſchaft bis zum Jahre 1750 ganz auflöſte, da ihre Einnahme ſehr in Verfall kam, wozu auch der 7jährige Krieg eine Haupturſache war. Im Jahre 1755 kam N. nach Dresden, und ſpielte hier, ſchon in den dürftigſten Umſtänden, in den umliegenden Bädern, da es ihr Stolz nicht zuließ, als ehemalige Principalin an einem größeren Theater ein Engagement anzunehmen. Nur von wenigen Freunden unterſtützt, erfuhr ſie ſchon ſeit dem Jahre 1751 die Beſchwerlichkeiten des Alters und der Armuth, und ſtarb endlich 1760 im Dorfe Laubegaſt bei Dresden, wo ihr Freunde

Digitized by Google

der Kunſt 1776 ein Denkmal errichteten. Ihre vielfachen Verdienſte um die deutſche Bühne erkennt ſelbſt Leſſing an.

Neubraunſchweig iſt ein Gouvernement im britiſchen Nordamerika, begrenzt vom Albanygebirge, Untercanada, dem Lorenzbuſen, Neuſchottland und dem Staate Maine, etwa 1307 □M. groß, ſehr waldig, von Zweigen des Albanygebirges durchzogen, hat große Seen, rauhes Klima und iſt nur im Süden etwas angebaut. Die Bewohner, etwa 100,000 (meiſt Irländer, Deutſche und Franzoſen und etwa 2000 Ureinwohner) treiben hauptſächlich Fiſcherei (Stockfiſche, Heringe, Makrelen, auch Seehunde und Wallfiſche) und Handel mit Landesprodukten, namentlich Holz, Häuten von Bären, Elennthieren, Flußottern, Luchſen u. ſ. w. Die Regierungsgeſchäfte werden von einem Gouverneur geleitet.

Neubritannien, ein zu Auſtralien gehöriger großer, aus zahlreichen und beträchtlichen Inſeln beſtehender Archipel, liegt unter 1° 10′ bis 6° 54′ ſüdl. Br., wurde 1609 von Dampier entdeckt, und erſt 1793 von d'Entrecaſteaux und 1794 vom Briten Hunter unterſucht. Sämmtliche Inſeln deſſelben gehören der gewaltigen unterſeeiſchen, nach Neuſeeland ſich hinziehenden Urgebirgskette an, liegen ſehr hoch, ſind ganz vulkaniſcher Natur, aber eben deshalb überaus fruchtbar. Man findet hier die Gärten aller Klimate übereinander geſtaffelt. Die Produkte ſind im Allgemeinen wie auf Neuguinea. Die Bevölkerung ſcheint ſehr zahlreich. Die Bewohner ſind noch ganz Naturkinder. Sie kennen die Begriffe unſerer geſchminkten Schamhaftigkeit noch nicht, gehen ganz nackt, und nur die Geſchlechtstheile verhüllen ſie, wohl mehr wegen der Zartheit dieſer Theile, als aus Schamhaftigkeit. Sie ſind ſehr muthig, haben noch keinem Europäer die Landung geſtattet, wiſſen ihre Speere, Keulen und Schleudern, ſowie ihre Fahrzeuge trefflich zu regieren, haben Anführer, die ſich im Fall der Noth an ihre Spitze ſtellen, und bauen das Land. Die vorhandenen Nachrichten über N. beſchränken ſich nur auf einzelne Küſtenſtriche, die von engl. Seefahrern mit großer Gefahr unterſucht wurden. — N. umfaßt in Neubritannien, Neuirland, Neuhannover 3 große Inſeln mit vielen zunächſt liegenden kleineren, und die Admiralitätsinſeln.

Neubruch, Neuland werden in Oberdeutſchland die zu Ackerbau cultivirten Holzungen, Wieſen, Weiden, oder bisher ganz wüſte gelegenen Ländereien genannt.

Neuburg, an der Donau, im bayerſchen Kreiſe Schwaben und Neuburg, war früher die Hauptſtadt des reichsunmittelbaren Fürſtenthums Neuburg, das zuletzt auf etwa 50 □M. gegen 90,000 E. umfaßte. Das Fürſtenthum wurde nach langwierigen Kämpfen von Bayern 1503 nebſt Sulzbach an die Pfalz abgetreten und ſeitdem auch die junge Pfalz genannt. Als im Jahre 1569 nach dem Tode des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken das Land getheilt wurde, kam es an deſſen älteſten Sohn Philipp Ludwig, welcher der Stifter der Linie Pfalz-Neuburg wurde, die 1742 mit dem Kurfürſten Karl Philipp ausſtarb. Das Fürſtenthum ging nun als Erbe auf die Linie Pfalz-Sulzbach über, bei deren Erlöſchen mit dem Tode des Kurfürſten Karl Theodor im Jahre 1799 es an die Linie Pfalz-Zweibrücken fiel. Von jetzt an gehörte es zu Bayern, doch kam 1802 ein kleiner Theil davon an das neugeſchaffene Kurfürſtenthum Salzburg, mit dieſem aber 1810 wieder an Bayern. Bei der neuen Landeseintheilung im Jahre 1837 wurde es mit Schwaben zu einem Kreiſe vereinigt. — Die ehemalige Hauptſtadt des Fürſtenthums Neuburg an der Donau, von 1569—1742, die Reſidenz der Linie Pfalz-Neuburg, liegt am rechten Ufer der Donau und zählt gegen 6500 Einw., die in Handel und Donauſchifffahrt ihre Hauptnahrungszweige finden. Sie iſt der Sitz eines Appellationsgerichts, hat ein königliches Schloß, welches eine merkwürdige Waffenſammlung enthält, ein Gymnaſium, ein Schullehrerſeminar und eine adelige Erziehungsanſtalt. In der Nähe von N. beginnt das Donaumoos (ſ. d.); auch liegen in deſſen Umgebung die Ruinen der Kaiſers- oder Altenburg, die Luſtſchlöſſer Grünau und Rezelheim, bei welchem das Denkmal des hier gefallenen Latour d'Auvergne (ſ. d.) ſteht. — Von andern Orten gleiches Namens ſind zu bemerken Neuburg,

Digitized by Google

Schloß am Inn, in Niederbayern; Neuburg oder Neuenburg am Rhein, ein Marktflecken mit einem Schloß, wo der Herzog Bernhard von Weimar ſtarb, und Kloſter-Neuburg (ſ. d.).

Neucaledonien, Inſel Auſtraliens, 300 Stunden von der Oſtküſte Neuhollands, wurde 1772 von Cook entdeckt, iſt 425 □M. groß, von Südoſten nach Nordweſten von einem bis 3000 Fuß hohen Quarzgebirge durchzogen, und im Ganzen weit weniger fruchtbar, als die übrigen Südſeeinſeln. Die kaſtanienbraunen Einwohner der Inſel, deren Anzahl ſich auf 100,000 beläuft, ſind Papuas, werden von Einigen als diebiſch und ſtreitſüchtig, von Andern als ein gutherziges Völkchen geſchildert. Cook fand, daß ſie das Fleiſch ihrer erſchlagenen Feinde, nebenbei aber auch, wahrſcheinlich zur Ausfüllung des Magens im Mangel ſättigender Speiſen, pfundweiſe eine Art weichen Speckſtein oder Letten verzehrten. Sie ſtehen unter einem Oberhaupte, gehen faſt ganz nackt, bauen beſonders Arum, Zuckerrohr und Piſangs, und wenden großen Fleiß auf Verfertigung ihrer Waffen, die in 15 Fuß langen Lanzen, in Keulen und Schleudern beſtehen, mit denen ſie künſtlich gerundete Steine ſehr ſicher werfen. Das Weib wird als Laſtthier behandelt. Die Landung an N. iſt im Süden, Weſten und Norden durch furchtbare Felſenriffe unmöglich gemacht, und im Oſten wegen der häufigen Korallenriffe gefährlich. Die Südſpitze führt den Namen Prinz-Wales-Vorgebirge.

Neudietendorf, eine 1742 von der evangeliſchen Brüdergemeinde gegründete Colonie, liegt im gothaiſchen Amte Ichtershauſen, nahe bei Altdietendorf, zählt gegen 500 Einwohner und wurde 1764 vom Herzog Friedrich III. in landesherrlichen Schutz genommen. Sie liegt in einer angenehmen Gegend am Flüßchen Apfelſtedt, und iſt wie alle Herrnhuterkolonien ein Muſter von Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung. Am ſtärkſten werden Woll-, Baumwollen- und Strumpffabriken betrieben.

Neuenburg (Neufchâtel oder Neuchâtel), der einzige Schweizercanton, der bis 1848 eine conſtitutionell-monarchiſche Verfaſſung hatte, begreift den mittleren Theil des Jura, grenzt weſtlich und nordweſtlich an Frankreich, nördlich an Bern, ſüdöſtlich und öſtlich an den neuenburger See, und ſüdlich an den Canton Wadt, hält 14 □M. mit 59,000 Einw. und iſt von wellenförmigen Bergrücken durchzogen, die mit den reizendſten und fruchtbarſten Thälern abwechſeln. Im Ganzen erfreut ſich das Ländchen bei dem Fleiß der Bewohner einer hohen Vegetation, und nur in den nördlichen, am höchſten gelegenen Thälern ſind die Berge kahl, das Klima rauh und die Fruchtbarkeit kärglich. Die ganze Oſtſeite des Cantons beſpült der neuenburger See, der 9 Stunden lang, $^{1}/_{2}$ bis 1 Stunde breit und 1340 Fuß über dem Meere gelegen iſt. Er nimmt die wilden Bergſtröme, die Thiele, Reuſe und den Seyon auf, nährt beſonders treffliche Welſe und Lachſe, und wird in neuerer Zeit ſogar mit einem Dampfſchiffe befahren. Die Bewohner N.'s gehören zum franz. Stamme, ſprechen franzöſiſch, zum Theil noch mit einem ungleichen Patois, und man findet unter Landbewohnern ſelten mehr Kunſtfleiß und Bildung als hier. Ihre Hauptnahrungszweige ſind Spitzenklöppelei, Baumwollenzeugweberei und Uhrmacherei. Die erſte beſchäftigt mehr als 6000 Menſchen, und liefert Spitzen von 1 Batzen bis 3 Louisd'or die Elle. Nächſt dieſen Haupterwerbsquellen der Induſtrie gibt das Einſammeln der Kräuter zum ſogenannten Schweizerthee und die Verfertigung feiner Liqueurs, beſonders des bekannten Abſinthertrakts, von den jährlich mehr als 150,000 Flaſchen ins Ausland gehen, einen nicht unbedeutenden Nahrungszweig ab. Auch phyſikaliſche und mathematiſche Inſtrumente fertigt man ſeit einigen Jahren hier ſo gut, wie in England. Die fruchtbarſten Landſtriche liegen um die Hauptſtadt Neuenburg. Hier wächst der beliebte Neufchatellerwein und die Rothweine von Cortaillod und Boudry ſtehen dem beſten Burgunder gleich. Auch Viehzucht iſt eine Hauptnahrungsquelle und der Käſe macht einen Hauptartikel der Ausfuhr aus. — N. aus dem Fürſtenthum N. und der Grafſchaft Valangin zuſammengeſetzt, gehörte ſonſt der Familie Longueville. Nach deren Abſterben ward der König von Preußen als Erbe von Oranien mit jener Familie verwandt und 1707 als Fürſt anerkannt. Schon früher war der Canton zugewandter Ort der Schweiz, ſeit 1805 aber erſt in den Bund der Eid-

Digitized by Google

genoſſenſchaft aufgenommen; bis 1848 war N. ein erbliches Fürſtenthum des preuß. Königshauſes, aber durchaus unabhängig von der übrigen Monarchie, jedoch unveräußerlich und untheilbar, ſo daß er weder als Apanage noch als Lehen einem jüngern Prinzen zufallen kann. Der König übte als Fürſt von N. alle Souveränitätsrechte, die Obergerichtsbarkeit und hohe Polizei aus, aber die Beſteuerung und Geſetzgebung ging von den Landſtänden aus, indem der König von Preußen am 18. Juni 1814 dem Lande eine Charte constitutionelle gab. Außerdem wird noch mit Borten, Meſſern, Zitz und andern Baumwollenſtoffen ein einträglicher Handel getrieben. Seine Blüthe verdankt es vorzugsweiſe den vielen fremden Arbeitern, die bei der von uralten Zeiten an beſtehenden Milde und Freiheit der Verfaſſung von früher Zeit dahin gezogen wurden. Die herrſchende Kirche iſt die reformirte; katholiſche Gemeinden gibt es nur zwei. Die Beſteuerung und Geſetzgebung theilte der König mit den Landſtänden. Von dieſen ernannte der Fürſt 10 Mitglieder, die übrigen wurden von den Bürgern, auf je 500 Einer gewählt. Die jährlichen Einkünfte betrugen etwa 300,000 Schweizerfrancs; die Civilliſte war auf 70,000 Francs feſtgeſetzt. Zum ſchweizeriſchen Bundesheer ſtellte N. 1662 M. und zur Bundeskaſſe zahlte es 23,440 Frcs. Ein Bataillon Neuenburger von 400 M. gehörte zur königlichen Garde in Berlin. Da N., als einem Fürſtenthume der preußiſchen Monarchie und als Schweizercanton, doppelt mehr Verpflichtungen obliegen, als jedem andern Gliede der Schweizereidgenoſſenſchaft, ſo unterhandelte es mit Genehmigung Preußens im Jahre 1833 mit der Eidgenoſſenſchaft wegen Austritt aus dem Bunde. Indeß wurde ſein Geſuch im Juli 1834 einſtimmig von der Tagſatzung zurückgewieſen. Im Jahre 1848 brachen auch in N. Unruhen aus, in Folge deren endlich der Canton ſich für unabhängig von Preußen erklärte und eine völlig republikaniſche Regierung einſetzte. Der ganze Canton wird in 21 Kaſtellanien und Mairien getheilt, von denen 16 auf das Fürſtenthum N. und 5 auf die Grafſchaft Valangin kommen. — Die Hauptſtadt Neufchatel oder Neuenburg mit 550 Häuſern und 6300 Einw. liegt am Fuß des Jura und am Ufer des genannten Sees iſt im Ganzen gut gebaut, von reizenden Gärten und Weinbergen umgeben, Sitz des Gouverneurs und Staatsraths, hat ein gut dotirtes Gymnaſium und andere Bildungsanſtalten und mehrere ſehenswerthe Gebäude, wie das alte Schloß, das Rathhaus, das Spital und Waiſenhaus, die gothiſche Stiftskirche, ein Bauwerk des 15. Jahrh. u. m. A. Der Handelsverkehr und die Fabriken N.'s ſind blühend.

Neuengland nennt man gewöhnlich die ſechs nördlichſten Staaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, nämlich Maine, Neuhampſhire, Vermont, Maſſachuſetts. Rhode Island und Connecticut.

Neuerungsſucht iſt das Beſtreben, beſtehende Verhältniſſe umzugeſtalten, entweder weil man ſich ſelbſt für klüger hält, als den Geiſt, welcher jene geſchaffen, oder weil man ſeiner eigenen Individualität Bedeutung verſchaffen will. Der Grund derſelben iſt Eitelkeit, welche ſich entweder auf mangelhafte Erkenntniß oder auf Böswilligkeit ſtützt. Anfänglichkeit im Denken bringt es mit ſich, daß der ſeine Schöpferkraft fühlende Geiſt ſich geltend zu machen ſucht, und zwar zunächſt ſo, daß er gegen Schöpfungen des beſtehenden Geiſtes ſich negativ verhält; — er kommt zu der Einbildung, die Welt habe auf ihn warten müſſen, um klug zu werden. Allerdings iſt es die Aufgabe der Individuen, welche die Träger des höchſten Bewußtſeins ihrer Zeit ſind, veraltete Inſtitutionen abzuſchaffen und neue herzuſtellen, wie ſie das nimmer raſtende Leben der Gegenwart fordert; aber damit ſolches Streben nach dem Beſſeren nicht Neuerungsſucht ſei, welche immer gefährlich und ſchlecht iſt, muß der ſchaffende Geiſt ſelbſt Fortbildung des Früheren ſein. Es geht ein tiefer Sinn durch die Weltgeſchichte, welcher ſich fortentwickelt, aber niemals ſich ſelbſt zum Unſinn herabſetzt; dieſer tiefe Sinn muß ergründet ſein, wenn wahrhaft Beſſeres gefördert werden ſoll. Die Neuerungsſucht wirft das Frühere weg als bloßen Unſinn, und iſt ſelbſt im Wahnſinn; ſie haut die Leiter unter ſich ab, auf deren höheren Sproſſen ſie ſelbſt ſteht, und ſtatt zu weiterer Erhebung, bringt ſie es daher nur zum Umſturz. Neuerungen werden im Allgemeinen auch Neologie genannt, vorzüglich aber Sprachneuerungen.

Digitized by Google

Von den Neuerungen in der Sprache gilt das im Allgemeinen Geſagte, inſofern nur tiefſte Einheit in den Geiſt, welcher in der Sprache waltet, zu Um- und Neugeſtaltungen berechtigt, ſolche aber auch auf das vollkommenſte. Die orthodoxen Theologen des 18 Jahrh. nannten auch die Andersgläubigen ihrer Zeit Neologen.

Neufundland, von den Franzoſen Terre neuve genannt, eine den Engländern gehörige Inſel an der Nordoſtküſte von Amerika, hat 990 □M. im Umfange und iſt von Labrador durch die Straße Belle-Isle getrennt. Die Inſel hat die Geſtalt eines Dreiecks, iſt im Innern voller Berge und Sümpfe, ſehr rauh und größtentheils unfruchtbar, nur in den Niederungen baut man einige Getreidearten und Gartenfrüchte. Außer Bären findet man auf N. keine reißenden Thiere, beſonders aber ſchöne Hunde, eine ungewöhnlich große Hirſchart, alle Arten Waſſervögel, und an den fiſchreichen Küſten wird beſonders Stockfiſchfang getrieben, der dieſe Inſel den Engländern unſchätzbar gemacht hat. Er iſt namentlich in den Monaten April bis Oct. am ſtärkſten an den 4 Bänken oder verborgenen Landrücken, der großen 135 Meilen langen und von O. nach W. 15 Meilen breiten, an der grünen, der Wallfiſch- und Petersbank. Außer den Engländern können ſeit dem Revolutionskriege auch Franzoſen und Nordamerikaner, welchen letztern der neueſte Vertrag mit England von 1818 auch das Einſalzen und Räuchern der gefangenen Fiſche hier erlaubt, am Fange Theil nehmen. Schon im 11. Jahrhundert, 19 Jahre ſpäter als Grönland, und faſt 500 Jahre vor Columbus erſter Reiſe, wurde N. entdeckt. Vermuthlich waren die erſten Anſiedler dort Normänner, oder Stämme, die damals das nördliche Ende von Europa bewohnten, von Grönland dorthin ſegelten und da ein Geſchlecht zurückließen, das ſich 8. Jahrh. lang im Innern der Inſel, ohne mit einem andern Stamme in Verbindung zu treten, erhalten hat. Wegen der außerordentlichen Vermehrung des Polareiſes wurde im 14. Jahrhundert zwiſchen N., Grönland und Europa aller Verkehr abgeſchnitten, bis 1497 John und Sebaſtian Cabot, die Heinrich VII. zur Entdeckung neuer Länder ausſchickte, zum erſten Male wieder an N.'s Küſten landeten. Schon im 16., beſonders aber im 17. Jahrhundert ließen ſich neben den Engländern auch die Franzoſen hier nieder, lebten mit einander in ſteter Fehde, bis im Utrechter Frieden 1713 die Inſel mit allen franzöſiſchen Niederlaſſungen den Engländern überlaſſen und den Franzoſen nur Antheil am Fiſchfange geſtattet wurde. Während der Revolution war dieſer aber ganz in die Hände der Engländer gekommen, und erſt durch den Pariſer Frieden wurde den Franzoſen die nördliche Küſte wieder eingeräumt. Die Hauptſtadt iſt Frederiktown mit 3000 Einw.; die bedeutendſte Stadt aber Saint-Johns an der Mündung des Fluſſes gleiches Namens in der Fundybai mit 12,000 Einw., die anſehnlichen Handel treiben. England gewinnt durch den Stockfiſchfang bei N. jährlich gegen 3—4 Millionen Thaler; Frankreich, welches mehrere Beſchränkungen von Seiten der erſteren erleiden muß, etwa eben ſo viel Millionen Livres.

Neugeorgien oder die Salomonsinſeln, heißt eine Inſelgruppe ſüdöſtlich von Neuirland, zu Weſtauſtralien gehörig. Sie wurde zuerſt von Mendana 1567 entdeckt. Man nannte ſie Salomonsinſeln nach den romantiſchen Träumen der damaligen Zeit. Man wollte bei den Einwohnern Gold geſehen haben, und zweifelte nicht, das man das Ophir entdeckt habe, von wo Salomo den Stein der Urweiſen bezog. Zwei volle Jahrhunderte verfloſſen nach den erſten Entdeckungen ohne weitere neuere Kunde. Sie wurden ſogar von Carteret, Bougainville und Surville (1769) neu entdeckt, ohne zu ahnen, daß man Salomo's altes Goldland wieder gefunden habe. Schortland nannte ſie 1788 N., und gab des ſchlechten Empfanges wegen, den er daſelbſt fand, den Bewohnern den Namen der Aſſaſſinen. John Bull beſuchte ſie im Jahre 1828, hätte aber dieſen Beſuch mit ſeiner Mannſchaft beinahe mit dem Leben gebüßt, indem die Eingebornen es auf Vergiftung abgeſehen hatten. Boden, Klima und Produkte ſind auf allen Inſeln N.'s gleich. Die Natur ſcheint ſich dieſe Gegenden auserſehen zu haben, um ihre ganze Schöpfungskraft in voller Pracht zu entwickeln. Man findet hier wie in Neuguinea das Paradies verwirklicht, die ganze indiſche Inſularvegetation. Weniger ausgezeichnet als die

Digitized by Google

ſchöne Natur ſind N.'s Bewohner. Der Hauptſtamm ſind die Papuas, doch iſt die Schattirung ins Malaiſche unverkennbar. Sie treiben Ackerbau, wohnen in regelmäßig gebauten Dörfern, ſtehen unter einem despotiſchen Könige, in deſſen Schatten kein Unterthan bei Todesſtrafe treten darf und zählen Menſchenfleiſch unter ihre Leckerbiſſen. Verkehr mit den Europäern war bis jetzt ganz unbedeutend, denn ſeitdem die Spanier unter Mendana hier gewaltſam die Dörfer vom Golde reinigten, gelingt es den Europäern ſchwer, mit den Salomonsinſulanern in Unterhandlung zu treten. Am meiſten bewundert man ihre ſchön gebauten, mit farbigem Holz und Perlmutter ausgelegten Kähne, die oft über 50 Fuß lang und 6 Fuß breit ſind. Die größten Inſeln der Gruppe ſind Iſabelle, Guadalcanar und Chriſtoval; ſie zeichnen ſich vor den übrigen Inſeln des Archipels durch ihre ſteilen Felſenufer und Gebirge aus, die zu den höchſten des Südmeeres gehören. — Neugeorgien wird ferner eine britiſche Beſitzung an der Weſtküſte Nordamerikas genannt, und Neu- oder Südgeorgien eine unbewohnte, größtentheils aus nackten Felſen beſtehende und von Laroche 1675 entdeckte Inſelgruppe in der Nähe des Polarmeeres (54—55° S. Br.). — Die Neugeorgieninſeln, eine Gruppe von 9 Inſeln, 1819 von Parry entdeckt, liegen im Lancaſterſunde im nördlichen Eismeere.

Neugranada, eine Republik im nordweſtlichen Theile Südamerikas im Norden von dem centroamerikaniſchen Staate Coſta Rica und dem Karaibiſchen Meere, gegen Oſten von der Republik Venezuela und dem Kaiſerthum Braſilien, gegen Süden von der Republik Ecuador und gegen Weſten von dem ſtillen Ocean begrenzt hat einen Flächenraum von etwas mehr als 17,000 QM. Seiner Bodengeſtaltung nach kann man es in zwei Theile theilen, in das von den Cordilleren gebildete Hochland und das ebenere Tiefland. Jenes iſt in räumlicher Hinſicht das größere. Es bildet den weſtlichſten Theil der Republik, und umfaßt ein eigenes, an den mannichfaltigſten Bodenformen reiches Gebirgsſyſtem, das von drei Gebirgsketten gebildet wird, die im Süden vom Gebirgsknoten von Paſtos ausgehen, parallel nach Norden ſtreichen und durch die Längenthäler des Cauca- und des Magdalenenſtromes, der beiden nach N. ſtrömenden Hauptflüſſe des Landes, getrennt werden. (S. Cordilleras.) Das Tiefland nimmt die Oſtſeite der Republik ein, beſteht aus der Ebene von San Juan auf dem linken Ufer des Orenoco, welche ſich zwiſchen den Cordilleren und den Gebirgen von Guyana hinzieht und den Uebergang zur nordbraſiliſchen Ebene bildet. Die Naturbeſchaffenheit und die Produktenfülle dieſes innerhalb des nördlichen Wendekreiſes gelegenen Landes iſt eine ſehr mannichfaltige und reiche. Die Zahl der Einw. beläuft ſich auf 1,800,000, von denen die Creolen oder die weiße Bevölkerung ungefähr 40, die Indianer 3, die Schwarzen nicht ganz 1, und die verſchiedenen Miſchlingsarten über 56 Procent ausmachen. Der Handel iſt lange nicht ſo bedeutend als er ſein könnte, und die Gewerbe ſind noch in ihrer Kindheit. N., das zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft zum Vicekönigreich Neugranada gehörte, nach Losreißung von der ſpaniſchen Herrſchaft aber mit Venezuela und Ecuador die Republik Colombia (ſ. d.) bildete, trennte ſich 1831 von dieſer, um einen eigenen Staat zu bilden, indem es ſich am 17. Nov. 1831 eine eigene Verfaſſung gab. Seitdem iſt der neue Staat gleich den meiſten Staaten des ſpaniſchen Amerikas, nie zu einer gedeihlichen Ruhe gekommen, ſondern in faſt immerwährender Umwälzung begriffen geweſen. Im Jahre 1840 trennte ſich das Departement Iſtmo, der nordweſtliche Theil des Staats, von dieſem, um unter dem Titel eines „Staats der Landenge von Panama" einen beſondern Staat zu bilden, vereinigte ſich jedoch ſpäter wieder. Die Verfaſſung des Landes iſt der nordamerikaniſchen ganz ähnlich. Ein aus einer Senatoren- und einer Repräſentantenkammer beſtehender, vom Volke gewählter Congreß übt in Verein mit einem auf acht Jahre gewählten Präſidenten die höchſte Staatsgewalt aus, jene beiden die geſetzgebende, dieſer die vollziehende; dabei beſteht perſönliche, religiöſe und Preßfreiheit; doch hört die Sclaverei erſt nach dem Abſterben der gegenwärtigen Sclaven auf. Die katholiſche Kirche iſt die herrſchende. Die Departements und Provinzen haben eigene Verſammlungen zur Regulirung ihrer Angelegenheiten und ſtehen unter Präfecten und Gouverneurs. Die Einkünfte werden auf $1^1/_2$ Mill. ſpaniſche Piaſter geſchätzt,

Digitized by Google

vermögen aber nicht die Ausgaben zu decken, ſodaß die finanziellen Verhältniſſe keineswegs glänzend ſind. Die Schulden betragen über 20 Mill. ſpan. Piaſter. Das Heer beſteht aus 4000 M. Die Republik zerfällt in die fünf Departements Cundinamarca mit der Hauptſtadt Bogota (ſ. d.); Cauca; Iſtmo mit der Stadt und Landenge von Panama (ſ. d.); Magdalena mit der Stadt Cartagena (ſ. d.), und Boyaca.

Neugriechen nennt man das die neugriech. Sprache redende Volk, das beſonders über das jetzige Königreich Griechenland, die ſüdlichen und ſüdöſtlichſten Provinzen der europäiſchen Türkei, die joniſchen Inſeln, den griech. Archipelagus, Kandia und Cypern, die Küſten Syriens und Kleinaſiens verbreitet iſt, aber auch vereinzelt in andern Seeſtädten des mittelländiſchen und ſchwarzen Meeres vorkommt. Es iſt aber von ſehr gemiſchtem Urſprung. Am wenigſten mit fremdartigen Elementen vermiſcht ſind nur die Inſelgriechen, und obgleich auch auf ſie fränk. und venetian. Elemente wie ſpäter albaneſiſche nicht ohne Einfluß blieben, ſo kann man doch ſagen, daß ſie das reinſte altgriech. Blut bewahren. Gemiſchter ſind die Griechen Kleinaſiens und in Konſtantinopel, die Nachkommen der Byzantiner, die ſchon in ſpäteren Zeiten des Alterthums auf mannichfache Weiſe mit barbariſchen Elementen gemengt waren. Die Bewohner des europ. Continents, namentlich die des heutigen Königreichs Griechenlands, ſind, wie es hiſtoriſch nachgewieſen iſt, aus einer Vermiſchung altgriech. Ureinwohner oder vielmehr byzantin. Griechen mit den ſlawiſchen und ſpäter albaneſiſchen Eindringlingen entſtanden, die nach und nach gräciſirt wurden. (S. Griechenland.) Vgl. Fallmerayer, „Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters" (2 Bde., Stuttg. 1830—36) und deſſen Schrift: „Welchen Einfluß hatte die Beſetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schickſal der Stadt Athen?" (Stuttg. 1835).

Neugriechiſche Sprache und Literatur. Mit dem Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft, der unter dem griechiſchen Volke, durch Aberglauben, Pfaffengeiſt, elende Regenten, Plünderungen, Verwüſtungen der Barbaren, beſonders während des Zeitraums von Conſtantin bis zu Conſtantinopels Eroberung durch die Türken, unterdrückt wurde, verlor auch die alte griechiſche Sprache nicht allein ihre Reinheit und ihren alten Charakter, ſondern ſtarb nach und nach ganz aus und hörte auf eine lebendige zu ſein. (S. Griechiſche Sprache und Schrift.) An ihre Stelle trat die neugriechiſche Sprache. Gewöhnlich heißt die neugr. Sprache als Volksſprache im Gegenſatz zur Schriftſprache, deren Stelle ſie bisher auch gleichſam vertrat, ἡ ῥωμαική γλῶσσα. Spuren davon kommen ſchon bei früheren Schriftſtellern vor, die deutlichſten aber ſeit dem 6. Jahrhundert. Es ſcheint das Neugriechiſche aus dem Dialekt des Landvolkes entſtanden, welcher die meiſten Spuren des äoliſch-doriſchen Dialekts behielt. Dadurch, daß es von andern, theils durchziehenden, wie den kreuzfahrenden Franken, theils angrenzenden Völkern, wie den Türken, Slawen eigenthümliche Ausdrücke aufnahm oder aufnehmen mußte, entfernte es ſich von der Reinheit der am Hofe, in Gerichts- und Lehrſälen noch gepflegten Schriftſprache noch mehr, und mit dem Beginn der türkiſchen Deſpotie täglich mehr verwildernd, würde es vom Volke wohl ganz aufgegeben worden ſein, hätte ſich nicht dafür in der Kirche ein mächtiger Stützpunkt erhalten, und die Schriften der Kirchenväter, ſowie des A. und N. Teſtaments einen Anhaltepunkt der ſich immer mehr entfremdenden Mundarten dargeboten. Die ärmlich beſtellten Schulen konnten bei der öftern Unwiſſenheit und Rohheit der Lehrer zu ſeiner Erhaltung nichts beitragen. Die wenigen Gebildeten im Volke, welche noch etwas niederſchrieben, bedienten ſich dazu der todten altgriechiſchen Sprache, der ſie oft noch viele fremde, türkiſche, italieniſche und andere Wörter beimiſchten. So lag die neugriechiſche Mundart darnieder noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, von da an wirkten mehrere Urſachen zu ihrer Wiedererweckung. Es traten in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrere Gelehrte, wie der Kirchenhiſtoriker und Geograph Meletios, der Redner Miniatis und der Hiſtoriker Alex. Maurokordatos auf. Die edelſten griechiſchen Familien (Fanarioten), aus denen bis zum Jahre 1821 die Dragomans oder Dolmetſcher, ſowie die Hoſpodare der Moldau und Wallachei von der Pforte gewählt worden,

Digitized by Google

gewannen großen Einfluß und Wirkſamkeit im Serail. In der zweiten Hälfte (1750—1800) wurden dadurch, daß ſich viele junge Griechen auf abendländiſchen Univerſitäten bildeten, Kenntniſſe mancher Art nach der Heimath gebracht. Hierzu kam das Aufblühen des griechiſchen Handels, der das Volk mit gebildeten Völkern in nähere Berührung brachte. Dies alles erweckte in dem griechiſchen Volke, mit der Erinnerung an den Ruhm ihrer Vorfahren, auch das Gefühl eigener Kraft und ein gemeinſames Streben nach Bildung. Man fing an die Mutterſprache mehr zu beachten, und die in der neueſten Zeit, ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts zu Venedig, Odeſſa, Wien, Jaſſy, Bukareſt, auf den joniſchen Inſeln, in Janina, Kydoniä in Kleinaſien, auf Chios u. ſ. w. gegründeten gelehrten Schulen, ſowie die Bemühungen einzelner griechiſchen Großen, unter denen wir nur den Fürſten Dimitrios Muruſis nennen, waren für die Culturgeſchichte der neugriechiſchen Sprache von wichtigem Einfluß. Ihr wandte ſich auch das Intereſſe, welches das übrige Europa am Schickſale der Griechen, als Nachkommen des altberühmten Volkes der Hellenen immer genommen hat, zu, und es nahm bei den vereinten Bemühungen Eingeborner und Fremder nicht allein der Bücherverkehr mit Griechenland, den namentlich reiche Griechen in Wien, Livorno, Venedig, Petersburg, Odeſſa und Trieſt kräftig unterſtützten, zu, ſondern es gelang auch, die Volksſprache von fremden Wörtern und grammatiſchen Auswüchſen immer mehr zu reinigen und zu veredeln, indem man das Altgriechiſche dabei zum Muſter nahm. Hauptverdienſte hierin erwarb ſich unter den Griechen ſelbſt der gelehrte Adamantios Korais (ſ. d.), obſchon er unter den Stimmführern ſeiner Stammgenoſſen Anfangs heftige Gegner, — die den von ihm eingeführten Styl, der das für das jetzige Volk Brauchbare und Paſſende aus allen Jahrhunderten entlehnt hatte, der ſich aber demungeachtet der Ausdrucksweiſe des Volkes möglichſt näherte, für unwirkſam auf das Volk erklärten — endlich aber doch unter den Gelehrten und im Volke ſelbſt Anklang und Unterſtützung fand. Die auf ſeinem Rath im Jahre 1811 gegründete Wiener Zeitſchrift „Λόγιος Ἑρμῆς", blieb bei ihrem rein wiſſenſchaftlichen Gehalt ebenfalls nicht ohne Einfluß auf Bildung der Sprache. Viel gewann die letztere auch durch die wiſſenſchaftliche Thätigkeit des edlen Patriarchen Gregorius (ſ. d.). Leider blieb das große, auf 6 Folianten berechnete Wörterbuch desſelben, das den Geſammtſchatz der neugriechiſchen Sprache umfaſſen ſollte, während alle bisher dahin erſchienenen Wörterbücher noch große Mängel hatten, unvollendet, und es erſchienen nur die erſten 2 Bände. — Seit Korais nahm überhaupt die Literatur der Neugriechen eine hochſtrebende Thätigkeit an. Einen regeren Geiſt erweckte namentlich auf den erwähnten neugeſtifteten Schulen der Graf Frederic North v. Guilford (geſt. den 14. Oct. 1827 zu London). Dieſer um das griechiſche Volk hochverdiente Brite, von ſeiner Regierung mit Aufträgen nach den joniſchen Inſeln geſendet, verwendete Vermögen und Talente auf das Bemühen, den Nationalcharakter der dortigen Inſelbewohner wieder zur Blüthe früherer Tage zu erheben. Nachdem es ihm gelungen war, auf dieſen Eilanden 29 Schulen mit mehr als 1700 Zöglingen zu gründen, und er mit großen Koſten Studirende auf berühmte Univerſitäten Europas geſchickt, und nach mehrjährigen Bemühungen eine hinreichende Anzahl Profeſſoren vereinigt hatte, ſtiftete er, unterſtützt von der Regierung, die Univerſität zu Korfu, die am 13. November 1824 eröffnet und vom Grafen von Guilford mit 9000 Bänden und 3000 Handſchriften ausgeſtattet wurde. Einen eigenen Lehrſtuhl für neugriechiſche Sprache hat zu Paris der deutſche Helleniſt Haſe inne. Seit 1818 beſtand in Odeſſa, Bukareſt und andern Orten ein griechiſches Theater, wo altgriechiſche Tragödien in neugriechiſcher Ueberſetzung und neugriechiſche Originaldramen aufgeführt wurden. Die Erſtlinge der neugriechiſchen Literatur in dieſem Fache lieferten Rhizos in ſeiner „Aspaſia" und „Polyxena", Pikkolos im „Tod des Demoſthenes", Zampelios im „Timoleon", und P. Sutſos in ſeinem „Der Reiſende." Ueberſetzungen neuer dramatiſcher Werke gaben Kokkinakis, Pappadopulos u. A. heraus. Durch Geſänge begeiſterten zum Kampfe Rigas, Panagos Sutſos, Polyzois, Chriſtopulos, Kalloos und Salomos von Zante. Nächſt ihm traten als Dichter auf, der ernſte Sakellarios (Wien 1817), und die Satyriker Perdikaris und Alex.

Digitized by Google

Sutſos („*Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος*“, Nauplion 1833). Letzterer ſchrieb auch Tragödien, unter denen ſein „Markos Botſaris“ bekannt wurde. Den Fall von Miſſolunghi beſang die junge Evanthia, Schweſter des Prof. Theoph. Kaïris, in ihrem Drama „Nikiratos“, und die Helden des Vaterlandes feierte die Improviſatrice Angelika Palli. Erhabene Oden neben Spott- und Scherzliedern dichtete Rhizos Nerulos. Die neugriechiſche Proſa zweckte ſchon vor, beſonders aber ſeit Korais, neben wiſſenſchaftlicher und moraliſcher Bildung, auch auf Beförderung des politiſchen Lebens im Volke ab, wodurch es an innerem Kraftgefühl gewann und ſo den hohen ausdauernden Muth bei ſeiner ſpätern Erhebung zeigen konnte. Durch gelehrte Schriften machten ſich vornehmlich bekannt: Konſt. Oikonomos durch eine treffliche Poetik und Rhetorik; Wardalachos, Lehrer der altgriechiſchen Sprache und Literatur an dem Lyceum zu Bukareſt und Chios, durch eine geſchätzte Experimentalphyſik und Rhetorik; Kumas, Philoſoph, überſetzte unter andern Riemer's Wörterbuch der altgriechiſchen Sprache und Krug's Handbuch der Philoſophie, und ſchrieb eine Weltgeſchichte; Wamwas, Profeſſor der griechiſchen Literatur, Rhetorik und Geſchichte zu Korfu, iſt Verfaſſer einer vorzüglichen Rhetorik; Rhizos Nerulos, Verfaſſer der „Cours de littérature grecque moderne“ und einer bis zum Jahre 1826 fortgeführten „Histoire moderne de la Grèce“, und Kanellos, Lehrer der Phyſik zu Bukareſt, der Briefe über die neugriechiſche Culturgeſchichte. Vieles von den wiſſenſchaftlichen Arbeiten anderer gelehrten Griechen iſt noch ungedruckt. Im Ganzen haben die Bemühungen in wiſſenſchaftlicher Hinſicht zur Cultivirung der Griechen, ungeachtet ſeit 50 Jahren mehr als 3000 Schriften in neugriechiſcher Sprache erſchienen, doch noch nicht die erwarteten Früchte tragen können, da der zur Unzeit begonnene Freiheitskampf, wiewohl dadurch das Volk zu neuem geiſtigen Leben angeregt wurde, ungemein ſtörend auf das Fortſchreiten der neu erwachten geiſtigen Cultur wirkte, und zum größten Theil die bereits beſtehenden Schulen und Bildungsanſtalten vernichtete. Ebenſo gingen auch die für Volksbildung ſo wichtigen Zeitſchriften ganz ein. Die Mitarbeiter der „Meliſſa“ (welche zu Paris 1819—1821 herauskam), zogen in den Befreiungskampf, und der zu Wien erſcheinende „*Λόγιος Ἑρμῆσ*“, ſowie die „*Καλλιόπη*“ hörten mit dem Jahre 1821 ebenfalls auf. Die neugriechiſche Literatur nahm während dieſer Zeit eine neue Wendung und wandte ſich der Poeſie zu, dem gemeinſamen Streben des Volkes nach höheren Gegenſtänden, nach Freiheit, folgend. Die aus dieſer, ſowie aus der früheren Zeit herrührenden neugriechiſchen Poeſien hat Fauriel geſammelt in den „Chants populaires de la Grèce moderne“ (2 Bde., Paris 1824—25; deutſch von Wilhelm Müller, 2 Bde., Leipzig 1825, und außerdem von einem Ungenannten, Koblenz 1825, 2 Bde.); nächſt ihm erwähnen wir E. F. von Schmidt-Phiſeldeck's „Auswahl neugriechiſcher Volkspoeſien“ (Braunſchweig 1827); K. Th. Kind's „Neugriech. Volkslieder“ (mit deutſcher Ueberſetzung, Grimma 1827), und deſſelben „Neugriechiſche Poeſien“ im Urterte (Leipzig 1833). Vgl. über neugriech. Literatur und Sprache auch des letztgenannten Verfaſſers „Neugriech. Chreſtomathie“ (Leipzig 1835). Zu den beſſeren neueren Hülfsmitteln zur Kenntniß der neugriech. Sprache gehören unter andern: Athan. Chriſtopulos „Grammatik“ (Wien 1805); Schmidt's „Deutſch-griech. Sprachlehre“ (Leipzig 1808); desgl. von Bojadſchi (Wien 1823); Jul. David's „Méthode pour étudier la langue grecque moderne“ (2. Aufl., Paris 1827, Leipzig 1828); deſſelben „*Συνοπτικος παραλληλισμὸς τῆς ἑλληνικῆς καὶ γραικικῆς γλώσσης*“ (kurze Beſchreibung der alt- und neugriech. Sprache, Paris 1820; deutſch Königsberg 1827); „Dictionnaire français-grec moderne, précédé d'un discours sur la grammaire et la syntaxe de l'une et l'autre langue par Grég. Zalicoglos“ (Paris 1824); W. Münnich's „Neugriech. Sprachlehre“ (Dresden 1826); Lüdemann's „Neugriech. Grammatik“ (Leipzig 1826); Dehèque „Dictionnaire grec moderne français“ (Paris 1825); Min. Mynas „Traité sur la véritable prononciation de la langue grecque“ (Paris 1825); deſſelben „Théorie de la gramm. et de la langue grecque moderne“ (Ebend. 1827), und „Gramm. grecque“ (Ebend. 1828); M. Schinas „Gramm. élémentaire du grec moderne“

(Ebend. 1829); G. Theocharopulos „Gramm. grecque universelle, ou méthode etc.“ (Ebend. 1830); desſelben „Ὀνομαστικὸν τετράγλωσσον“ (ein engl., franz., alt= und neugriech. Realwörterbuch, München 1834); G. Ruſſiadis „Prakt. Grammatik der neu=hellen. Sprache“ (Wien 1834). Zu erwähnen ſind außerdem noch die gelehrten, zur tiefern Kenntniß des Neugriechiſchen ebenfalls wichtigen Werke des Konſt. Oikonomos: „Von der genauen Verwandtſchaft der ſlawiſch=ruſſ. Sprache mit dem Altgriechiſchen“ (Petersburg 1823, 3 Bde.), und „Von der echten Ausſprache des Altgriechiſchen“ (Petersburg 1829).

Neuguinea oder das Papuasland, iſt die größte der ganzen weſtauſtraliſchen Inſeln. Ihre Lage läßt mit Gewißheit vermuthen, daß ſie ſehr frühzeitig den Seefahrern bekannt war. Wahrſcheinlich wurde ſie ſchon von den Arabern beſucht, denn moslemitiſcher Einfluß auf Sitten und Regierungsform ſind beſonders unter den nordweſtlichen Küſten=bewohnern unverkennbar. Schon 1511 ſahen dieſes Land Seefahrer, und Saavedra nannte 1527 den öſtlichen Theil derſelben die Goldinſel, und den weſtlichen das Papuas=land. Den Namen N. erhielt ſie 1545 vom Spanier Ynigo Ortiz de Rey, der mehrere Punkte derſelben betrat, auch kommen die Umriſſe dieſes Eilandes auf einer ſpaniſchen Karte von 1558 vor. Ihre inſulariſche Geſtalt bewies indeß erſt Louis de Torres auf ſeiner Durchfahrt durch die Meerenge zwiſchen Neuholland und Neuguinea, die nach ihm den Namen der Torresſtraße erhielt. Der einzige Seefahrer, welcher einige Punkte der nördlichen Küſte zuerſt wirklich unterſuchte und mit den Einwohnern zuſammentraf, war in neuerer Zeit 1774 Forreſt. Ihm verdankt man die wenige Kenntniß dieſer äußerſt intereſſanten Inſel. Seit 3 Jahrhunderten hat man hier eines jener prachtvollen Länder umſegelt, welches die Natur mit verſchwenderiſcher Hand ausgeſtattet hat, und welches, genauer erforſcht, unberechenbare Schätze für Handel, Gewerbe und Wiſſenſchaft zu liefern verſpricht. Die Größe der Inſel iſt noch nicht genau bekannt. Gradeberechnungen geben 10,000 geographiſche □M. Flächeninhalt. In ſeiner ganzen Ausdehnung liegt ſie unter dem eigentlichen Tropenhimmel. Die Seefahrer rühmen mit dichteriſcher Begeiſterung den ewig heitern Aether, das durch die Seelüfte angenehm gemäßigte Klima, vor allem aber die üppige Pflanzenwelt, die von keiner andern der Erde an Reichthum übertroffen wird. Sonderbar iſt es, daß die Flora von N. mit der von Neuholland, bei der großen Nähe beider Inſeln, ſo außerordentlich contraſtirt, noch ſonderbarer aber, daß demungeachtet die Engländer nicht längſt auf den Gedanken kamen, hier feſte Niederlaſſungen zu gründen. Im J. 1828 legten die Holländer unter König Wilhelm I. an der Nordküſte in der Tritonbai das Fort Dübüs an. N. iſt nach den wenigen Küſtenforſchungen das Vaterland der Gewürze, der wahre Garten, den Gott in Eden pflanzte, und den Seefahrer umfängt in der Morgenluft, wenn er ſich N. nähert, ein wollüſtig lieblicher Duft. Hier gewinnt man ſchon an den Küſten die köſtlichſten Harze, das beſte Sandel=, Sappan= und Ebenholz, Sago in Ueberfluß, und nach der Meinung aller Reiſenden muß das noch unerforſchte Innere von N. den ganzen Reichthum der Gewürzinſeln in größter Ausdehnung in ſich faſſen. Vögel von dem köſtlichſten Gefieder finden ſich hier in Menge, und die Ornithologie darf von N. aus für die Zukunft die größten Bereicherungen erwarten. Ueber die vierfüßigen Thiere läßt ſich noch wenig ſagen. Nach Forreſt wird N. von einem kraftvollen Menſchenſchlage bewohnt. Der Hauptſtamm ſind die Papuas oder Auſtralneger, ihnen ſind die übrigen Stämme, die den Malaien ähneln, und Ackerbau, Fiſcherei und Handel mit China treiben, tributbar. Die Hauptbeſchäftigung der Papuas iſt Krieg und Jagd, ſie wohnen in kleinen Dörfern, deren Häuſer der eindringenden Fluth wegen auf Pfählen ruhen, ſtehen unter Radſcha's, ſind dabei aber neuern Nachrichten zufolge entſchiedene Menſchenfreſſer. Ihre Waffen beſtehen aus Bogen, Speeren, Schleudern und Keulen. Ueber Religion, Sprache und Sitten fehlen alle Nachrichten; das Wenige, was man weiß, beſchränkt ſich auf die öfters beſuchte nordweſtliche Halbinſel. Ueberhaupt dürfte es bei den mehrfach gefundenen Beweiſen von Rüſtigkeit und Muth dieſer Bewohner mit ihrer Coloniſation

ſchwer gehen. Bis jetzt waren alle Handelsverſuche der Holländer vergeblich, beſſer gelingt es den Chineſen, die beſonders Paradiesvögel, Schildpatt, Perlmutter und Miſoirinde ausführen. Das Innere von N. zeigt hohe ſchneebedeckte Gebirge und rauchende Vulkane.

Neuhanover, ſ. Neubritannien.

Neuhäuſel, Stadt im ſüdlichen Ende der Neitraer Geſpannſchaft in Ungarn, am Neitrafluſſe, mit 6000 Einwohnern, vielen Tuchmachern und großen Pferdemärkten, war ehemals eine der älteſten feſten Plätze Ungarns, und ſeit 1592 mit 6 Baſtionen ſo verſtärkt, daß ſie ſpäter den ſiegreichen belagernden Türken zehnmal glücklich widerſtehen konnte. Im J. 1663 wurde ſie endlich vom Großvezier Achmed Köprili erſtürmt, und erſt 1685 durch die Kaiſerlichen unter dem Herzoge von Lothringen wieder erobert. Im J. 1705 fiel ſie den unter Franz Ragotzi vereinigten ungariſchen Mißvergnügten in die Hände, wurde aber 1710 wieder durch kaiſerliche Truppen erſtürmt und die Feſtungswerke geſchleift.

Neuhebriden heißt eine zu Auſtralien gehörende Inſelgruppe aus etlichen 20 größern und einer noch bei weitem größern Anzahl kleinerer Inſeln und Klippen beſtehend. Einige dieſer Inſeln haben ſchon zu Anfang des 17. Jahrhunderts die ſpaniſchen Seefahrer geſehen. Torres und Quiros gelangten 1606 an die hohen Inſeln dieſes Archipels und gaben ihnen ſehr wohlklingende ſpaniſche Namen. Die größte Inſel nannten ſie Eſpiritu ſanto, nahmen ſie für die ſpaniſche Krone in Beſitz und wollten auf ihr das neue Jeruſalem gründen. Die heil. Geiſtbewohner konnten indeß von dem Rechte des Königs von Spanien nicht überzeugt werden, und das neue Jeruſalem erfuhr das Schickſal des alten. Nach 162 Jahren erſt kommt durch Bougainville von Neuem Kunde von dieſem Archipel zu uns, er nannte ihn die großen Cykladen und fand die Eilande: Pentekoſte, Aurora, Pic de l'Etoile, und der Ausſätzigen (Lepreux). Endlich kam Cook dahin und fand nebſt Mallicolo, auch die ganze Reihe des ſüdlichen Archipels, und nannte ſie die neuen Hebriden, unter welchem Namen man auch gemeiniglich den ganzen Archipel verſteht, obſchon ſich gleichzeitig auch der frühere Name des heil. Geiſtarchipels erhalten hat. Die ganze Inſelreihe liegt von 13° 15' bis 20° 3' ſüdl. Br. und 184° 8' bis 187° 15' öſtl. Länge. Auf allen Inſeln dieſes Archipels herrſcht die üppigſte Tropenvegetation, alle Gewächſe erreichen Rieſengröße und die Früchte fand Forſter ungewöhnlich würzig und ſaftreich, das Thierreich im Ganzen nicht zahlreich, an Vögeln, ſowie an Ratten, Vampyren und Fledermäuſen dagegen einen großen Ueberfluß. Man findet auf allen Inſeln zahlreiche und mit Sorgfalt gepflegte Pflanzungen, was auf ſtarke Bevölkerung deutet. Forſter nimmt an, daß der Archipel an 200,000 Menſchen ernähren könne und rechnet den Flächeninhalt deſſelben 200 engl. QM. Die Bewohner deſſelben ſind Papuas, noch ganz Naturkinder, ſehr muthig und tapfer, lieben ſanfte Muſik, Geſang und Tanz über Alles, fertigten mit großer Geſchicklichkeit Waffen, Kanots und Geräthſchaften, verſpeiſen aber auch ihre Kriegsgefangenen, wohnen in 30—40 Fuß langen und 9—10 Fuß hohen zeltartigen Hütten, wo das Dach auf zwei Seiten unmittelbar auf der Erde ruht. Die größten, von Quiros 1606 entdeckten Inſeln ſind: Tierra del Espiritu santo oder heil. Geiſtinſel, 57 QM. groß, unter 14° 38' bis 16° 2' ſüdl. Br. und 184° 8' bis 185° Länge gelegen, und Mallicolo, unter 16° 25' bis 16° 50' ſüdl. Br. und 185° 26' Länge, mit gegen 50,000 Einw. Auf Tanna, einer gebirgigen Inſel, rühmt Forſter den Muth und Scharfſinn der Bewohner und findet in ihnen die Helden Homer's wieder.

Neuhof, Theodor, Baron von, bekannter unter dem Namen: Theodor I., König von Corſica, ſtammte aus einer adeligen Familie in Weſtfahlen. Wohl ſelten erfährt ein Menſch einen größeren Glückswechſel wie N. „Das Glück gab dieſem Manne ein Königreich und verſagte ihm im Alter Brot", ſo lautete ſeine Grabſchrift, und dieſe wenigen Worte umfaſſen ſein Schickſal. Sein Vater, Baron Anton von N., ſtand zuletzt als Gouverneur in franzöſiſchen Dienſten. Theodor, ſein älterer Bruder Stephan und ſeine Schweſter Eliſabeth waren noch ſehr jung, als der Vater ſtarb, und wurden als junge Waiſen im Palaſte der Herzogin von Orleans erzogen. Theodor war einige Jahre Page des Herzogs und erhielt dann eine Lieutenantsſtelle im Regiment la Marc. Dürſtend nach

Digitized by Google

Ruhm, wenn er die glänzenden Thaten großer Kriegshelden las, und überzeugt von der ihm innewohnenden Kraft und dem Muthe, einer ähnlichen Rolle gewachſen zu ſein, verließ er ſein Regiment und trat in Dienſte Karls XII., der damals ein zweiter Alexander von ganz Europa gefeiert wurde. Der Baron von Görz gewann den jungen talentvollen Mann lieb, zog ihn in ſeine Nähe und übertrug ihm die Leitung verſchiedener Staatsangelegenheiten, ſo unter andern eine Geſandtſchaft nach Spanien, um mit dem Cardinal Alberoni über Wiedereinſetzung des Prätendenten auf den engliſchen Thron zu unterhandeln. Mit Gnadenbezeugungen vom Hofe überhäuft, kam N. nach Schweden zurück, begleitete von hier den Baron von Görz nach dem Haag, unterſtützte von hier aus die Unternehmungen des Prätendenten, hielt ſich einige Zeit in London auf, um mit dem daſigen ſchwediſchen Geſandten Gyllenborg den Plan des ſchwediſchen Hofes zu beſprechen, mußte aber, als derſelbe verrathen wurde, flüchten, hielt ſich eine Zeitlang in Holland auf, rettete ſich, da ſich mit Karls XII. Tode das Schickſal des Barons von Görz ſehr traurig entſchied, nach Spanien und erhielt ein Regiment. Eheliches Mißgeſchick trieb ihn von hier nach Frankreich, und ſpäter kam er als kaiſerlicher Reſident nach Florenz, gerade als der Freiheitskampf der Corſen begann. Tapferkeit und Patriotismus dieſer Inſulaner erregten ſeine Theilnahme, er wirkte ihnen am Wiener Hofe gegen Genua, deſſen Kaufmannspolitik ihm ſtets unerträglich geweſen war, Unterſtützung aus und machte ſich dadurch bei den Corſen ſo beliebt, daß ſie ihn einſtimmig auf ihre Inſel einluden und ihm hier die königliche Krone antrugen. N. nahm ſie an. Oeſterreich, Frankreich und Spanien erkannten ihn nicht an, von der Pforte aber erhielt er eine anſehnliche Unterſtützung und lief im März 1736 mit einem Kriegsſchiffe von 24 Kanonen und 2 Proviantſchiffen unter dem Zujauchzen der begeiſterten Corſen im Hafen von Corte ein. Die Genueſer wurden aus Corſica vertrieben, unterwarfen ſich aber 1738, unterſtützt von Frankreich, die Inſel aufs Neue; es bildete ſich gegen N. eine Oppoſition, deren Glieder auch zum Theil aus angeſehenen Corſen beſtanden; N. konnte ſich gegen dieſelbe nicht behaupten, flüchtete nach England, wurde hier Schulden halber feſtgeſetzt, in Folge einer vom Miniſter Walpole zu ſeiner Rettung eröffneten Subſcription 1756 wieder freigelaſſen, und ſtarb noch im December deſſelben Jahres aus Gram. Seine Freunde ſetzten ihm ein Denkmal mit der oben erwähnten Grabſchrift.

Neuholland, ſ. Auſtralien.

Neuirland, ſ. Neubritannien.

Neujahrsgeſchenke. In den älteſten Zeiten waren Geſchenke überhaupt ein Zeichen der Ehrerbietung, der Freundſchaft und Liebe. Die Morgenländer ſtatteten nach alter Sitte nie einen Beſuch ab, ohne Geſchenke mitzubringen; dies findet man auch bei andern Völkern. Man ſah es für eine gute Vorbedeutung an, wenn einem mit dem Anfange einer Woche, noch mehr eines Jahres und überhaupt bei wichtigen Zeitabſchnitten etwas Angenehmes begegnete, und die Sitte ſich zu beſchenken erſtreckte ſich daher auf dieſe Zeiten, und was war natürlicher, als daß man damit auch zugleich Glückwünſche verband. Die Sitte, ſich beim Schluſſe oder Anfang des Jahres zu beſchenken, finden wir ſchon bei den Perſern und Juden. In Italien kamen die Neujahrsgeſchenke zur Zeit der Könige auf. Die früheſten Spuren davon fallen in die Regierung des ſabiniſchen Königs Titus Tatius, dem man einſt am Neujahrstage aus dem Haine der Strenia, die als Göttin der Stärke verehrt wurde, einen grünen Zweig als ſinnbildlichen Glückwunſch der Geſundheit und Stärke überreichte, und der von ihm als ein gutes Zeichen angenommen wurde. Die Sitte pflanzte ſich fort, bald auch auf die übrigen vornehmen Römerfamilien, wo an die Stelle der grünen Zweige Früchte, Kuchen, Münzen u. dgl. traten, und womit z. B. die gemeinen Römer die vornehmern beſchenkten. Die Kaiſer Auguſtus, Tiberius, Nero, auch noch Marc Aurel, forderten ſchon N. als Schuld; Calligula trat ſelbſt in die Thür ſeines Palaſtes, um ſolche anzunehmen, und zu den Vorrechten der Patricier gehörte es, daß der Client dem Patricier, den er als Patron angenommen hatte, am Neujahrstage ein Geſchenk bringen mußte. Auch die älteſten Deutſchen kannten die Sitte der N., welche ſich beſonders am längſten in Franken und Bayern erhalten hat. Aus dieſen N. mögen wohl

Digitized by Google

die Weihnachtsgeſchenke der Chriſten entſtanden ſein, und die erſteren wurden durch die letzteren theilweiſe verdrängt, beſtehen aber noch in Frankreich, wogegen in Deutſchland die Weihnachtsgeſchenke üblich geworden ſind. Mit den N. zugleich entſtanden unſtreitig auch die Neujahrwünſche. Bei den Römern war es z. B. Sitte, daß Magiſtratsperſonen und Patricier am Neujahrstage Glückwünſche annahmen. Der Gebrauch ging aus dem Heidenthume ins Chriſtenthum über, und wurde beſonders in Deutſchland mit großem Eifer betrieben, wo die Gratulanten ſchaarenweiſe umherziehen, um Vornehmern oder Gleichen ihre Glückwünſche als Höflichkeitszeichen darzubringen, die Niedern, um dafür ein Geldgeſchenk zu erhalten. In neueſter Zeit hat man durch zweckmäßig dafür getroffene Maßregeln dieſe läſtige Sitte, wenigſtens der letzteren Art, hier und da aufgehoben, und auch die niedern Beamten, wie Küſter, Todtengräber, Nachtwächter, Eſſenkehrer u. dgl., die dieſe Geſchenke als Accidenz ihrer Beſoldung einſammeln, auf andere Weiſe entſchädigt.

Neujerſey, mittlerer Staat der Vereinigten Staaten von Nordamerika, grenzt an Neuyork, Pennſylvanien und den atlantiſchen Ocean, hält 351 □M. mit 363,000 Bewohnern, iſt im Innern ſehr fruchtbar, bringt im Norden viel Getreide hervor, iſt überall fleißig angebaut und wird bewäſſert vom Hudſon, Delaware, Hackinſack, Paſſaik, Raritan und andern zum Theil ſchiffbaren Flüſſen. Das Klima iſt mild, aber oft nebelig. Getreide, Flachs, Hanf, Tabak, Safran u. dgl. gedeihen ſehr gut, ebenſo Obſt und allerlei Gartenfrüchte; im Ganzen finden ſich die Producte der übrigen Vereinigten Staaten auch hier vor. Der Kunſtfleiß iſt groß und bearbeitet vorzüglich Leder, Eiſen, Glas, Wollenzeuge. Auch wird viel Bier und Cyder gebraut. Der Handel iſt nicht unbedeutend und geht, da der Staat keinen guten Seehafen hat, über Philadelphia und Neuyork. Die Einwohner ſind Briten, Angloamerikaner, Holländer, Schweden, Deutſche und Neger, alle mit freier Religionsübung, doch nur Proteſtanten können Staatsämter bekleiden. Die Grundſätze der Staatsverwaltung ſind demokratiſch und nach der Conſtitution von 1776 beſteht eine geſetzgebende und vollziehende Gewalt. Die geſetzgebende wird repräſentirt durch einen Präſidenten, 13 Räthe und eine Generalverſammlung, zu welcher jede Grafſchaft 3 Abgeordnete ſendet. Die vollziehende Gewalt hat der Gouverneur, dem zur Seite 3 Räthe ſtehen. Sitte und Geſetz iſt faſt engliſch. Die Miliz beträgt 36,000 Mann. Der Staat iſt in Grafſchaften getheilt und hat zur Hauptſtadt Trenton am Delaware mit 4600 Einw. N. wurde zuerſt von den Holländern beſucht, welche es ſtrichweiſe in Beſitz nahmen und 1623 einige Colonien und das Fort Naſſau, jetzt Glouceſter anlegten. Später cultivirten die Schweden einen Theil und errichteten das Fort Elfsberg. 1654 eroberten die Holländer die ſchwediſchen Beſitzungen, 1664 ſetzten ſich die Briten in den Beſitz des Landes, theilten es in Oſt- und Weſt-Jerſey und ſtellten es 1688 mit Neuyork unter die Regierung von Neuengland. Seit 1702 beſteht N. jedoch als eigene Colonie mit eigener Verfaſſung.

Neukirch, Benjamin, deutſcher Dichter, wurde am 27. März 1665 zu Reinicke in Schleſien geboren, widmete ſich zu Frankfurt a. d. O. der Rechtswiſſenſchaft, practicirte eine Zeit lang als Advokat in Breslau, ging dann nach Frankfurt zurück, ertheilte hier Unterricht in ſeinen Lieblingswiſſenſchaften, in der Poeſie, zu der ihn Opitz beſonders aufgemuntert hatte, und in der Beredtſamkeit, ging 1693 auf die neugeſtiftete Univerſität zu Halle, wurde 1703 Profeſſor an der in Schleſien errichteten Ritterakademie, nach Aufhebung derſelben am markgräflich Ansbachiſchen Hofe Inſtructor des Erbprinzen mit dem Hofrathstitel und ſtarb in dieſer Stellung am 15. Aug. 1729 zu Ansbach. Als Dichter gehört N. unter die beſſeren ſeiner Zeit. Nicht ohne Zwang und Selbſtverleugnung wand er ſich los von dem Schwulſte ſeiner Zeitgenoſſen, aber er hatte nicht Kraft genug, einen ſelbſtändigen Weg zu gehen, gerieth auf einen ebenſo gefährlichen Abweg und fiel aus Furcht vor Uebertreibung ins Kraftloſe und Gedankenleere. Seinen Eklogen und ſeiner poetiſchen Ueberſetzung des Telemach fehlt es an Feuer, und es laſſen ſich in ihr ſogar Sprachfehler nachweiſen. Sein Vers iſt gefeilt und geglättet, der Reim oft gewaltſam aufgetrieben und die Sprache verliert durch die zu ängſtlich geſuchte Nettigkeit und Zierlichkeit. Seine Ge-

mälde, Charaktere und moraliſchen Betrachtungen ſind oft verfehlt, und bei beabſichtigter Rührung artet er oft in Geſchwätzigkeit aus. Deshalb wurden auch ſeine Dichtungen, ſo ſehr ſie auch 10 Jahre nach N.'s Tode geprieſen wurden, ſpäterhin vergeſſen, ſowie auch ſeine „galanten Briefe“, denen es an Geſchmack und Gefühl fehlt. N.'s Gedichte hat Gottſched 1744 nebſt einer Biographie des Dichters herausgegeben. Sein „Telemach“ erſchien 1727 zu Ansbach in 3 Bänden; ſein „Unterricht von deutſchen Briefen“, zuletzt Nürnberg 1760. Nur ſeine Satyren ſind beachtenswerth.

Neukirchen oder Mark-Neukirchen, ein Städtchen im ſächſ. Voigtlande, jetzt zum Zwickauer Kreisdirectionsbezirke gehörig, hat etwa 2400 Einw., deren Haupterwerbszweig die Fabrikation muſikaliſcher Inſtrumente iſt, welche ſehr weit verführt werden.

Neukomm, Siegismund, geb. am 10. Juli 1778 zu Salzburg, rühmlichſt genannt unter den Componiſten der neueſten Zeit, zeigte ſchon im zarteſten Alter ein großes muſikaliſches Talent, war ſchon als 15jähriger Knabe als Organiſt in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt, hatte zuerſt den großen Mich. Haydn, und ſpäter in Wien, wo er weitere Ausbildung ſuchte, Joh. Haydn zu Lehrern. 1804 kam er als Kapellmeiſter nach Petersburg, gab aber Krankheit halber dieſe Stelle auf, ging nach Paris, um hier dramatiſche Muſik zu ſtudiren, fand hier große Gönner an der verwittweten Fürſtin von Kurland, der Fürſtin von Lothringen Baudemont und am Fürſten Talleyrand. 1816 reiſte er nach Braſilien, wurde auf Empfehlung Talleyrand's Hofcomponiſt bei König Johann VI. und Lehrer des Kronprinzen Dom Pedro. 1821 ſchiffte er ſich mit Johann VI. nach Portugal ein, ging wieder nach Paris zurück, machte von 1826—1828 eine Reiſe durch Italien, die Niederlande, England und Schottland und begleitete 1830 Talleyrand nach London, wo er ſehr bald durch ſeine Arbeiten einen ausgebreiteten Ruf erlangte. In den Jahren 1836 und 1840 war er bei den Inaugurationsfeierlichkeiten der Denkmäler Gutenberg's und Mozart's in Mainz und Salzburg thätig. — N. gehört unter die tiefſten und originellſten Componiſten, glänzt in jeder Art Compoſition durch Gründlichkeit und Gediegenheit, iſt aber am größten in den Oratorien und Cantaten, unter denen ſich beſonders der „Oſtermorgen“ (mit Text von Tiedge), „Chriſti Grablegung“ (mit Text aus Klopſtock's „Meſſias“) auszeichnen. Von ſeinen Arbeiten führen wir noch an: drei Intermezzi; die große Oper: „Alexander am Indus“; mehrere Phantaſieen und Stücke für Pianoforte; fünf große Phantaſieen für das Orcheſter; mehrere Meſſen; eine Sammlung Märſche für Militärmuſik und Geſänge mit Orcheſter- und Pianofortebegleitung; die Oratorien: „Chriſti Auferſtehung“, „Chriſti Himmelfahrt“, „das Geſetz des alten Bundes“, „David“ und eine beträchtliche Anzahl Pſalmen mit verſchiedener Begleitung, mit deutſchem, lateiniſchem, franzöſiſchem, italieniſchem, engliſchem, portugieſiſchem und ruſſiſchem Text.

Neumann, Kaspar, geb. 1689 zu Züllichau, ein berühmter Chemiker, war zuletzt Hofapotheker, Profeſſor der Chemie am neuerrichteten mediciniſch-chirurgiſchen Collegium zu Berlin und Aufſeher aller Apotheken in den königl. preußiſchen Staaten, und ſtarb zu Berlin 1734. N. gehört unter die Zahl der Chemiker, die ſich um die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Chemie vorzüglich verdient machten, und durch fleißige Unterſuchungen die bis auf ihre Zeit fortgeerbte alchemiſtiſche Schwärmerei gänzlich verdrängten. Unter ſeinen Schriften ſind die wichtigſten: „Lectiones chemicae de salibus alcalino fixis et de camphora“ (Berlin 1727); „De succino, opio, caryophyllis arom. et castoreo“ (Ebend. 1727); „Vom Salpeter, Spießglas und Eiſen“ (Ebend. 1737); „Vom Thee, Kaffee, Bier und Wein“ (Leipzig 1735); „Vom gemeinen Salz, Weinſtein, Salmiak und den Ameiſen“ (Ebend. 1737); „Praelectiones chemicae“ (Berlin 1740); „Chemia medico-dogmatica experimentalis“, oder mediciniſche Chemie (herausgegeben von Ch. H. Keſſel, Züllichau 1749—52, 10 Thle., in 4 Bdn.; im Auszuge, Königsberg 1749—55, auch Züllichau 1755, in 2 Bdn.).

Neumann, Friedr. Wilhelm, bekannt durch ſeine mit vielem Beifall aufgenommenen poetiſchen und proſaiſchen Schriften, wurde am 8. Januar 1787 zu Berlin geboren,

Digitized by Google

erlernte zuerſt die Handlung, wandte ſich aber von ſeinem 24. Jahre an ganz den wiſſenſchaftlichen und vorzugsweiſe den philologiſchen und kameraliſtiſchen Studien zu, trat 1813 in die preußiſche Militäradminiſtration, bekleidete darin ſeit 1822 den Poſten eines Intendanturraths, und ſtarb als ſolcher auf einer Dienſtreiſe zu Brandenburg am 9. October 1834. Er ſchrieb ſeit 1805 Beiträge zu mehreren Almanachen, wie den von Adelbert v. Chamiſſo und Varnhagen von Enſe herausgegebenen Muſenalmanachen; Erzählungen und Spiele (mit Varnhagen v. Enſe herausgegeben. Hamburg 1806); Karl's Verſuche und Hinderniſſe (mit demſelben herausgegeben anonym 1808), welcher Roman leider unvollendet blieb, ſich aber in Styl und Manier durch meiſterhafte Nachbildung von Johannes v. Müller, Jean Paul Richter und Andern auszeichnet, wie N. auch überhaupt ein ſeltenes Talent in launiger Auffaſſung und Darſtellung beſaß. Ihm folgte eine ſehr gelungene Ueberſetzung von Machiavelli's „Florentiniſche Geſchichten" (Berlin 1809, 2 Bde.). Seit 1811 war N. Redacteur des „Preußiſchen Vaterlandsfreundes", und gab mit de la Motte Fouqué die Zeitſchrift „die Muſen" heraus. Amtsgeſchäfte unterbrachen ſpäter eine Zeit lang ſeine literariſche Thätigkeit, und erſt von 1826 an erſchienen von ihm in mehreren Zeitſchriften wieder Aufſätze verſchiedenen, vornehmlich kritiſchen Inhalts, die, wie überhaupt N.'s ſämmtliche ſchriftſtelleriſche Produkte von feſter Grundlage zeigen und echten Gehalt, ohne klingende Phraſen oder unverarbeitete Gedanken, mit feiner Bildung vereinigen, ſich vornehmlich durch klare, gebildete Sprache, treffendes Urtheil und ſchickliche Freimüthigkeit auszeichnen, und einen Platz unter den beſten Kritiken unſerer Literatur verdienen. Hitzig's „Zeitſchrift für preußiſche Criminalrechtspflege ꝛc.", desſelben „Annalen der ausländiſchen Criminalrechtspflege", die „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik" und die „Blätter für literariſche Unterhaltung" enthalten von ihm Arbeiten dieſer Art. — Eine Sammlung ſeiner Schriften iſt in 2 Theilen (Leipzig 1835) erſchienen.

Neumann, Karl Friedrich, der Sohn eines armen Landjuden zu Reichmannsdorf bei Bamberg, geb. den 22. December 1798, wurde nach mehreren verunglückten Verſuchen ſeines Vaters, ihn für den Handel zu gewinnen, in eine jüdiſche Schule nach Fürth geſchickt, that aber hier nicht lange gut und trat in einigen Dörfern der Umgegend bald ſelbſtändig zugleich als jüdiſcher Schullehrer und Ochſentreiber auf. Im 14. Jahre nahm ihn ſein Oheim zu ſich nach Frankfurt a. M. und beſchäftigte ihn in ſeiner Handlung. N. wandte ſeine freien Stunden zum Lernen an, und ſah ſich 1816 im Stande, die Univerſität in Heidelberg zu beziehen. Er ſtudirte hier anderthalb Jahre und dann noch einige Zeit in München, wo er zur evangeliſchen Kirche übertrat und die Prüfung für das Gymnaſiallehramt beſtand. Nachdem er hierauf noch in Göttingen ſich weiter ausgebildet hatte, erhielt er 1821 eine Lehrerſtelle, wurde 1822 an das Gymnaſium nach Speier verſetzt, verlor aber wegen zu freier Aeußerungen über Religionsangelegenheiten 1825 dieſe Stelle wieder, privatiſirte nun in München, ſtudirte fleißig die orientaliſchen Sprachen und ging 1827 nach Venedig, um in dem armeniſchen Kloſter zu S. Lazaro das Armeniſche zu erlernen. Nachdem er 1828 in Paris das Chineſiſche ſtudirt hatte, ſchiffte er ſich im April 1830 nach Indien ein. Der Zweck dieſer Reiſe war, ſich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und des Volkes, ſowie mit der Sprache vertraut zu machen und eine chineſiſche Bibliothek anzukaufen, wozu er vom preußiſchen Miniſterium 1500 Thaler erhalten hatte. Im September desſelben Jahres kam er in Kanton an. Er blieb hier beinahe ein Jahr und brachte bei ſeiner Rückkehr 1831 eine reiche chineſiſche Büchersammlung mit, wovon er der königlichen Bibliothek zu Berlin 2400 Bände übergab, die übrigen aber mit ſich nach München nahm und hier eine Profeſſur erhielt. Klaproth und Stanislaus Julien räumen ſeiner chineſiſchen Bibliothek den Vorzug ſelbſt vor der Pariſer ein. Sämmtliche Koſten dieſer Reiſe hat N. ohne alle Unterſtützung von Seiten einer Regierung oder eines Privatmannes beſtritten. Von ſeinen ebenſo geiſtreichen als gelehrten Werken nennen wir: „Rerum Creticarum specimen" (Göttingen 1820); „Ueber die Staatsverfaſſung der Florentiner von Leonardus Aretinus" (Frankfurt a. M. 1822); „Hiſtoriſche Verſuche" (Heidelberg 1825); „Aristotelis republicarum fragmenta" (Ebend. 1825); „Mémoire

Digitized by Google

sur la vie et les ouvrages de David, philosophe arménien du cinquième siècle de notre ère" (Paris 1829). Aus dem Armeniſchen überſetzte er: „The history of Vartan by Elisäus" (London 1830); „Vatram's chronicle of the armenian kingdom in Cilicia" (Ebend. 1831), und aus dem Chineſiſchen: „History of the pirates" (Ebend. 1831); „The catechism of the Shamans" (Ebend. 1831). Nach dem Italieniſchen bearbeitete er den „Verſuch einer Geſchichte der armen. Literatur" (Lpz. 1833). Seine „Aſiatiſchen Studien" (Lpz. 1837) beſtehen aus einzelnen Aufſätzen und ſein „Lehrſaal des Mittelreichs" (München 1836) iſt eine Art chineſ. Chreſtomathie. Er iſt einer der Begründer der „Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes", für die er, wie für die Münchner „Gelehrten Anzeigen", das „Ausland" und andere Zeitſchriften ein fleißiger Mitarbeiter geweſen. Von ſeiner Geſchichte Oſtaſiens erſchien nur der erſte Theil, „Geſchichte der Afghanen" (Lpz. 1846).

Neumann, Karl Georg, praktiſcher Arzt in Aachen, wurde 1774 zu Gera geboren, auf dem daſigen Gymnaſium erzogen, und bildete ſich in Dresden, Jena, Leipzig und Wien zum Arzt. Im Jahre 1795 erhielt er zu Wittenberg die mediciniſche Doctorwürde, trat 1797 in kurſächſiſchen Staatsdienſt, wurde 1807 Diviſionsarzt, gerieth 1813 in ruſſiſche Gefangenſchaft, trat nach ſeiner Befreiung in preußiſchen Staatsdienſt und wurde 1818 als zweiter Director der Charité und Klinik nach Berlin berufen. Auf ſein Anſuchen ward er 1828 penſionirt, und lebt ſeit 1830 als praktiſcher Arzt in Aachen. Als mediciniſcher Schriftſteller hat er faſt alle Zweige der mediciniſchen Wiſſenſchaft bearbeitet. Die wichtigſte davon iſt: „Von den Krankheiten der Menſchen" (4 Bde., Berl. 1829—34, 2. Aufl. 1838). Außerdem beſchäftigte ihn beſonders Geſchichte, Politik und Poeſie. Hiſtoriſche Aufſätze von ihm finden ſich in Bran's „Minerva", in Pölitz's „Jahrbücher" (1831) und anderwärts. Seine während der Kriegsgefangenſchaft begonnene und ſpäter vollendete Ueberſetzung der „Ilias" und der „Odyſſee" (Dresd. 1826) fand wenig Anklang. Als Dichter hat er ſich ſchon früher einen Namen erworben und mehrere ſeiner Gedichte ſind Eigenthum des Volks geworden, z. B. „Namen nennen Dich nicht" und „Vom hoh'n Olymp".

Neumark, bildete früher mit der Kurmark die Mark Brandenburg (ſ. d.) wurde von Pommern, Weſtpreußen, Poſen, Schleſien, der Niederlauſitz und der Kurmark begrenzt, hatte einen Flächenraum von 206 QM. mit 325,000 Einw., zerfiel in die Kreiſe: Königsberg, Soldin, Landsberg, Friedeberg, Arenswald, Dramburg, Schiefelbein, Sternberg, Kroſſen, Züllichau und Kottbus, und hatte zur Hauptſtadt und zum Regierungsſitz Küſtrin. Sie war lange an den deutſchen Orden verpfändet, und wurde erſt von Kurfürſt Friedrich II. eingelöſt. Jetzt iſt die N. größtentheils den Regierungsbezirken Frankfurt, Köslin und Stettin einverleibt.

Neumark, Georg, der bekannte Verfaſſer mehrerer ausgezeichneten Kirchenlieder, wurde am 16. März 1621 zu Mühlhauſen in Thüringen geboren, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, war aber ganz unbemittelt und mußte ſich mehrere Jahre als brodloſer Candidat der Rechte durch die Viola di Gamba, die er meiſterhaft ſpielte, forthelfen. Eine Empfehlung an den ſchwediſchen Reſidenten von Roſenkranz rettete ihn aus ſeiner bedrängten Lage in Hamburg; er bekam von dieſem eine Secretärsſtelle von 100 Thalern, und componirte damals unter vielen Freudenthränen das ſchöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten". Später wurde er Archivſecretär, Bibliothekar zu Weimar und kaiſerlicher Pfalzgraf. Er ſtarb zu Weimar am 8. Juli 1681. Man hat von ihm: „Poetiſch-muſikaliſches Luſtwäldlein" (Hamburg 1652, Jena 1657, 3 Thle.); „Gründliche Anweiſung zur deutſchen Verskunſt" (Jena 1667); „Geiſtliche Arien" (Weimar 1675) u. a. m. In W. Müller's „Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts" (fortgeſetzt von K. Förſter), Band 11, befindet ſich eine Auswahl von N.'s Gedichten.

Neumeiſter, Erdmann, 1671 zu Uechtritz bei Weißenfels geboren, zuletzt Hauptpaſtor (ſeit 1715) an der St. Jacobikirche und Senior des Miniſteriums zu Hamburg,

Digitized by Google

wo er 1756 ſtarb, war ein guter geiſtlicher Liederdichter, auch als Erbauungsſchriftſteller zu ſeiner Zeit berühmt, und iſt beſonders bekannt durch ſeine theologiſchen Streitigkeiten, indem er ſowohl als heftiger Gegner der Pietiſten, ſo wie bei der damaligen Frage wegen Vereinigung der proteſtantiſchen und reformirten Kirche in Schriften und Predigten ſehr nachdrücklich, wiewohl auch etwas untolerant, auftrat. Unter ſeinen Schriften erwähnen wir nur ſeine „Geiſtlichen Cantaten" (Halle 1705), und ſeine „Pſalmen, Lobgeſänge und geiſtlichen Lieder" (Hamb. 1755).

Neumen werden die im Mittelalter gebräuchlichen, in Punkten, Häkchen, Strichen, Buchſtaben ꝛc. beſtehenden Notenzeichen genannt, ſo wie auch ganze, den Kirchengeſängen als Schluß angehängte Tonreihen, ähnlich den Jubilationen, die bald artikulirte Worte hatten, bald wie ein einziger Vokal abgeſungen wurden, meiſt auf a. Man leitet das Wort vom griechiſchen Pneuma d. h. Hauch ab.

Neumond, ſ. Mondphaſen.

Neunaugen, ſ. Lamprete.

Neuorleans, die Hauptſtadt von Luiſiana (ſ. d.), liegt am linken Ufer des Miſſiſippi in einer ſehr ungeſunden, ſumpfreichen und den Ueberſchwemmungen des Miſſiſippi ſehr ausgeſetzten Niederung, gegen welche N. ſelbſt durch künſtliche Dämme geſichert iſt. N. iſt der Sitz der oberſten Staatsbehörden, gut und regelmäßig gebaut, hat ſchöne Plätze, mehrere katholiſche und proteſtantiſche Kirchen und höhere Schulen, mehrere Paläſte, 2 Theater, Waiſenhaus, eine Bibelgeſellſchaft, und im Winter 100,000, im Sommer aber flüchtet ein großer Theil der Einwohner vor dem gelben Fieber. Im J. 1822 verlor N. durch das gelbe Fieber vom Juli bis October allein an 8000 Menſchen. Die Handelslage von N. iſt ſehr günſtig, die Rhede gut, und bei wachſender Cultur des Bodens, und dadurch einzig möglicher Abwehrung verheerender Krankheiten, kann ſich dieſe Stadt zur erſten Handelsſtadt wenigſtens in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten erheben. Jetzt iſt ſie ſchon Hauptſtapelplatz für alle Produkte des Miſſiſippibeckens, und es gehen auf dieſem Strome mehr als 400 Dampfböte und 1500 Fahrzeuge. Den Werth der jährlichen Ausfuhrartikel (Baumwolle, Zucker, Taback, Blei u. ſ. w.) berechnet man jetzt auf 80 Millionen Thaler. Eine Eiſenbahn führt bereits von N. zum See Pontchartrain. Von der Seeſeite iſt N. durch Natur (Sümpfe und Lagunen) und Kunſt ſtark befeſtigt. Bei N. ſchlug am 8. Jan. 1815 der General Jackſon mit 6000 Mann 12,000 Engländer unter Packenham. Die Stadt wurde 1618 von den Franzoſen gegründet.

Neuplatoniker ſind die ſpäteren Anhänger der Philoſophie des Platon, welche auf die platoniſchen Grundideen ihr ſpäteres zeitgemäßes Bewußtſein zurückbezogen und in ihnen begründet fanden, wodurch in die platoniſche Lehre ein dem Stifter derſelben ſelbſt unbekannter Inhalt kam. Am meiſten war dieſes bei den vorzugsweiſe ſo genannten Neuplatonikern in Alexandrien der Fall. Hierher hatte ſich nämlich in den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus die griechiſche Wiſſenſchaft gezogen, und kam ſchon durch den Ort mit Altorientaliſchen und mit dem noch jungen, aber bereits zu weltgeſchichtlicher Bedeutung erwachſenden Chriſtenthum in Beziehung. Die griechiſche Weisheit hatte ſich ſelbſtſtändig im Lichte des Selbſtbewußtſeins entwickelt, und die im Orient liegenden Keime derſelben hatten ſich auf eine Weiſe ausgebildet, welche die Griechen durchaus als ihre eigene freie That wußten. So waren griechiſche und orientaliſche Weisheit durchaus fremdartig gegen einander geworden. Dieſe war in ihrer ahnungsreichen, aber unerklärten Bedeutſamkeit geblieben, und hatte ſich nur traditionell fortgepflanzt als ein unantaſtbares Heiligthum. Außer den Keimen, welche ſich im Griechenthum fortgebildet, lagen noch andere in ihr, aus aus denen die geiſtige Zukunft des Menſchen im Chriſtenthume erwuchs, und welche in das Licht des Selbſtbewußtſeins erſt die Philoſophie ſpäterer Jahrhunderte brachte. Griechiſche und orientaliſche Weisheit ſtanden einander bei Entſtehung des Chriſtenthums ſo gegenüber, daß jene alle Vorzüge der Form des Selbſtbewußtſeins, dieſe die unergründliche Tiefe eines dieſe Form entbehrenden Inhaltes für ſich hatte. Um dieſer Formloſigkeit willen hatte die orientaliſche Weisheit der griechiſchen gegenüber keine Waffen, ſich gegen ſie gel-

Digitized by Google

tend zu machen, und ſo blieb ſie ſpäter unbeachtet liegen, während die erſten griechiſchen Philoſophen mit Pietät auf ſie als den Quell hindeuteten, aus denen ſie ſelbſt die Weisheit geſchöpft. Das Chriſtenthum trat auf als Erfüllung uranfänglicher Verheißung, als völlige Löſung des uralten Räthſels, welches in jener orientaliſchen Weisheit mehr angedeutet als ausgeſprochen war. So hatte es mit derſelben jene Tiefe des Inhaltes gemein, deren das Griechenthum entbehrte, und ſiegte mit derſelben, welche nun erſt das Wort gefunden, über die heidniſche Philoſophie. Im Kampfe kamen die griechiſchen Philoſophen zum Gefühl, wenn nicht zum Bewußtſein ihres Mangels, und ſo iſt die Erſcheinung erklärlich, daß ſie jenen tiefen Inhalt, wie er ihnen im Chriſtenthume gegenüber trat, in der nach alter Ueberlieferung verwandten orientaliſchen Weisheit ſuchten, welche in ihrer Weiſe auch desſelben theilhaftig war. Auf dieſe Weiſe ſuchten ſie die unleugbare Wahrheit des Chriſtenthums für ſich ſelbſt zu vindiciren. Aber der Inhalt, den ſie ſo gewannen, unterſchied ſich darum von dem des Chriſtenthums eben in der Weiſe, wie dieſes ſelbſt vom Orientalismus; ſie nahmen das Räthſel auf, aber nicht deſſen Löſung, ſie erhellten mit dem Lichte griechiſchen Geiſtes die Götterdämmerung des Orients, aber ſie machten den ſchlummernden Gott nicht lebendig, und im Chriſtenthume war er wahrhaftig lebendig geworden. So iſt dem Neuplatonismus der Sieg über das Chriſtenthum nicht gelungen, trotz dem, daß es auf ſeiner Seite die ganze Gewandtheit und Bildung des griechiſchen Geiſtes hatte. Wir begegnen in ihm die tiefſten wahrheitvollſten Gedanken, die wir aber erſt durch das Chriſtenthum beſſer in ihrer Wahrheit zu würdigen verſtehen, als die Neuplatoniker ſelbſt es vermochten. Den Himmel, den Chriſtus in die Welt gebracht, ſuchten die Neuplatoniker mit Gewalt als ihr Eigenthum zu erobern, aber nur im Augenblicke der höchſten Ertaſe (Vergöttlichung) vermochten ſie auf Augenblicke in ihn einzudringen, ohne zu dem Bewußtſein der Heimathlichkeit in ihm zu gelangen, welche das Chriſtenthum gewährt. Keinen ſchönern Sieg hat das Chriſtenthum davon getragen, als den über den Neuplatonismus; denn keineswegs waren die Neuplatoniker untergeordnete verſtandesſchwache Schwärmer, wie man ſie wohl, um ſchnell mit dem Schwerſten fertig zu werden, genannt hat. Zu ihnen gehören die geiſtvollſten, ſittlich reinſten Männer, die mit unerhörter Gelehrſamkeit ausgerüſtet waren, und mit dem unermüdlichſten Eifer nach einem hellen Gottesbewußtſein rangen. Die letzten Worte des ſterbenden Plotinos bezeichnen das Streben der ganzen Schule: „Suche das Göttliche in uns emporzuführen zum Göttlichen im All.“ — Als Stifter des Neuplatonismus wird A m m o n i o s S a k k o s genannt, ein Mann, von dem man nur weiß, daß ihm ſeine Schüler mit unbegrenzter Achtung anhingen, und daß er früher ein Chriſt, nachher zum Heidenthume zurücktrat, ein Schritt, der ſich nicht rechtfertigen, aber daraus erklären läßt, daß das Evangelium für die geiſtig armen gepredigt ward, d. h. für die unbefangenen Seelen, welche ſich willig hingaben an den Führer zum Heil, nicht aus eigenem Geiſtesreichthum Beſeligung zu finden hofften. So viele Schätze des Wiſſens gegen die kindliche Einfalt des Herzens hinzugeben, ohne welche der Glaube in keines Menſchen Bruſt kommt, war eine Forderung, welche die griechiſchen Philoſophen nicht zu leiſten vermochten. Ammonios ſelbſt hinterließ keine Schriften, vielmehr ſuchte er ſeine Lehre geheim zu halten, ein Beweis, daß ſie noch nicht zur öffentlichen Rede erſtarkt war, noch zu ſehr am blos Ahnungsvollen hing, um angemeſſene Worte zu finden. Sein Schüler P l o t i n u s (ſ. d.) war der erſte, der die neuplatoniſche Lehre in Schriften niederlegte. Dazu gab ihm ſein Schüler P o r p h y r i u s Veranlaſſung, von dem wir auch eine Lebensbeſchreibung des Plotin beſitzen. Von ſeiner Lehre mögen einige charakteriſtiſche Sätze genügen. Vereinigung mit Gott, unmittelbares Anſchauen desſelben iſt das höchſte Ziel des Menſchen, welches erlangend die Seele der glückſeligſten Ruhe genießt, und zu dem ſie kommt durch Entäußerung von allem Irdiſchen und durch Philoſophie, denn dieſe lehrt Eines in Allem und Alles in Einem erfaſſen. Die Wahrheit legt von ſich ſelbſt Zeugniß ab, denn weder kann ſie durch ein anderes (welches nicht Wahrheit wäre) bezeugt werden, noch ſie ſelbſt, die Wahrheit, ein anderes als unwahr bezeugen. Das Eins, welches Alles iſt, iſt keinem andern, ſondern einzig ſich ſelbſt

gleich, daher es nicht durch Wiſſen, ſondern was weit höher, durch Gegenwart zu begreifen iſt. Gott, dieſes Eins-Alles, iſt nicht außer uns noch irgend an einem beſondern Orte, ſondern in ihm athmen und leben wir. Die Welt iſt Ausſtrahlung Gottes, aus ihm immer ſchwächer werdend, ſich entfernend, aber in ihm zur Einheit ſeiner mit ihm ſelbſt ſich zuſammenfaſſend. Die Welt wird daher durchdrungen oder zuſammengehalten durch eine allgemeine Weltſeele, und was die Sinnenwelt enthält, iſt dann auch Inhalt der Geiſteswelt, aber als Lebendiges, und nichts iſt in Wahrheit leben- und vernunftlos. Auch die menſchliche Seele iſt eine Ausſtrahlung Gottes, welche, da ſie ohne Körper überhaupt nicht zur Erſcheinung kommt, ſich ſelbſt ihren Körper ſchafft. Darin, daß der Körper erſt gebildet wird (unvollkommene Aeußerung des Geiſtigen), liegt der Urſprung des Böſen, welches in ſich keine Wirklichkeit hat, ſondern nur ein Mangel iſt, etwas der Seele ſelbſt Aeußerliches, wie der Schatten, den wir ſehen, wie wir ſagen, da wo ein Nichtſehen ſtattfindet. Wahre Freiheit beſitzt nur der gute Menſch, denn nur dies iſt eigene That (Selbſtbeſtimmung), was der Menſch aus Antrieb ſeiner vernünftigen Seele thut: das Gute. Der Sünder thut nicht ſeine eigene That, iſt alſo in der Unfreiheit. Was die gotterfüllte Seele aus ſich hervorbringt, iſt das Schöne, ſowohl in Kunſt als Sittlichkeit. — Unter den ſpäteren Neuplatonikern ſind vorzüglich zu nennen: Porphyrios (eigentlich Malchus, ein Syrer, 233—304), Schüler des Plotin und eifriger Gegner des Chriſtenthums, von dem wir verſchiedene Schriften erhalten haben; Jamblichos (aus Syrien, ſtarb 333), Schüler des Porphyrios, welcher ſeiner vielen Extaſen wegen der göttliche oder wunderthätige beigenannt wurde, und über die Seele und die Myſterien der Aegypter ſchrieb; Proklos (geb. zu Konſtantinopel 412, geſt. zu Athen 485), der einen Commentar über Platon's Theologie hinterlaſſen. Der Neuplatoniker Syneſios von Cyrene (ſt. um 430), wurde in Alexandrien Chriſt, und ſpäter Biſchof von Ptolemais. Auch der Kaiſer Julian (ſ. d.) bekannte ſich zu der Lehre der Neuplatoniker. Die neuplatoniſche Philoſophie wurde gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Italien beſonders durch M. Ficinus (ſ. d.) mit dem Studium des Platon wieder aufgenommen. Vgl. H. Fichte „De philosophiae novae platonicae origine" (Berl. 1818); F. Bouterwek „Philosophorum alexandrinorum ac neoplatonicorum recensio accuratior" (Gött. 1821); J. Matter „Essai historique sur l'école d'Alexandrie" (2 Bde., Par. 1820); J. Simon „Histoire de l'école d'Alexandrie" (2 Bde., Par. 1845) und Barthélemy Saint-Hilaire „De l'école d'Alexandrie" (Par. 1845).

Neureuther, Eugen, zu München 1806 geboren, hat ſich durch eine 1829—30 zu Stuttgart erſchienene Sammlung auserwählter Goethe'ſcher Lieder mit Randzeichnungen, durch welche er auf eine eigenthümliche, höchſt ſinnreiche Weiſe den Gedanken jedes Gedichts fortſpinnt, ſo wie durch eine Ausgabe der Dichtungen ſämmtlicher deutſchen Claſſiker (1833 ff. in Heften) mit ähnlichen Randzeichnungen in der literariſchen Welt bekannt gemacht. Durch das mit beſonderer Vorliebe von Jugend auf betriebene Studium der Botanik, und die darin herrſchende ſich immer in Freiheit verlierende Architektonik, hatte er ſich dieſes eigenthümliche Feld geöffnet, auf dem nächſt Runge kein anderer Künſtler gleich Ausgezeichnetes als er geleiſtet hat. Seine „Sammlung Goethe'ſcher Lieder ꝛc." hat Goethe's ganzen Beifall gefunden, der dieſe geiſtreiche Auffaſſung und bildliche Darſtellung der Gedichte, eine neue Melodie nennt, in der er ſich verjüngt wiederfinde. In ähnlicher Art hat N. auch franzöſiſche Revolutionslieder mit Darſtellungen aus der Julius-revolution unter dem Titel: „Souvenirs du 29. 30. 31 juillet etc." herausgegeben.

Neurologie oder Nervenlehre iſt derjenige Theil der beſchreibenden Anatomie, welcher die Nerven des menſchlichen Körpers aufzählt und beſchreibt. Die Wichtigkeit, aber auch Schwierigkeit derſelben ergibt ſich aus dem über Nerven und Nervenkrankheiten (ſ. d.) Geſagten. Die älteſten griechiſchen Anatomen ſcheinen dieſe Wiſſenſchaft nicht gekannt zu haben, erſt Ariſtoteles hatte eine Ahnung von ihr. Galen bildet ſie ſchon fleißig aus und bei ſeinen Forſchungen blieben die Araber ſtehen. Zur Zeit der Wiederherſtellung der Anatomie machten ſich beſonders Charles Etienne, Falopia (ſ. d.)

Digitized by Google

und Euſtachio (ſ. d.) um dieſelbe verdient. Die neuere Nervenlehre begründete in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Thom. Willis und Raym. Vieuſſens, die dann von Alex. Monro, Sömmerring, Anderſch, Gall und Spurzheim, Carus, Burdach u. A. weiter ausgebildet wurde.

Neuropathologie nennt man dasjenige pathologiſche Syſtem, welches den Urſprung der Krankheiten aus einem regelwidrigen Zuſtande der Nerven herleitet. Zu einem vollſtändigen Syſteme iſt es nie verarbeitet worden, wonach ſich eine beſondere Schule hätte bilden können.

Neuropteren, ſ. Netzflügler.

Neuſchottland, gegenwärtig eine britiſche Beſitzung in Nordamerika, von 650 □Meilen mit 186,000 Einwohnern, größtentheils britiſchen Urſprungs, Franzoſen und Deutſchen, umfaßt die Halbinſel, die mit dem Cap Louis, Canſo, Biberkopf und dem Eulencap durch eine 4 Meilen breite Landenge mit Neubraunſchweig (ſ. d.) verbunden iſt, und mit dieſem Produkte, Einwohner und Verfaſſung theilt. Zahlreich ſind die Meerbuſen um N., welche ſichere Häfen darbieten, noch zahlreicher die Seen und Flüßchen, welche die Halbinſel durchſchneiden. Das Klima iſt milder als in Canada, jedoch höchſt veränderlich, und die Schneeſtürme im Winter ſind oft fürchterlich. Der Boden hat gutes Ackerland, ſchöne Weiden und wildreiche Wälder. Beſonders häufig findet man in ihnen das ſogenannte Moosthier (Elenthier). Fiſcherei und Viehzucht werden in N. ſtark getrieben; an Mineralien findet man häufig Steinkohlen, Eiſen und Kupfer. Cabot entdeckte dieſe Halbinſel 1493; ſchon 1583 und 1594 machten die Engländer vergebliche Verſuche zur Anſiedelung, dagegen gründeten die Franzoſen 1598 die erſte Niederlaſſung auf der Sandinſel, 1604 auch das Port Royal (jetzt Annapolis) auf dem Feſtlande. Damals führte N. und Neubraunſchweig den Namen Arkadien, und beide Länder waren ſtets der Zankapfel zwiſchen Engländern und Franzoſen. Port Royal wurde zwei Mal von ſeinen Bewohnern verlaſſen, zehn Mal belagert und fünf Mal an England abgetreten, unter deſſen Herrſchaft es ſeit 1713 geblieben iſt, aber erſt durch die grauſame Deportation von 18,000 Franzoſen, die man 1755 mit Weib und Kind in andere Gegenden verſetzte, geſichert ſchien. N. ſteht mit der Inſel Cap Breton (112 □Meilen, 25,000 Einw.), welche ſeit 1763 engliſche Beſitzung iſt, und als franzöſiſches Beſitzthum ehedem Isle royale hieß, unter einem Gouverneur, dem ein Ober- und Unterhaus zur Seite ſteht, und wird in 10 Grafſchaften eingetheilt. Die Hauptſtadt Halifax iſt (ſ. d.). Vgl. Halliburton „Historical and statistical account of Nova Scotia" (2 Bde., Lond. 1829).

Neuſeeland, das ſüdlichſte Glied der das Feſtland von Auſtralien in einem Halbkreis umgebenden Inſelreihe, beſteht aus zwei Inſeln, die nur durch eine fünf Meilen breite Meerenge, die Cooksſtraße, von einander getrennt ſind, ſich von Nordoſten nach Südweſten lang hin erſtrecken, zwiſchen 169°—174° weſtl. L. und 34½—47° ſüdl. Br. liegen und mit den dazu gehörigen benachbarten kleinern Inſeln einen Flächenraum von ungefähr 3000 □M. einnehmen. Die nördliche dieſer Inſeln heißt Caheinomauwe oder E-ikana-Mauwi, die ſüdliche Tawai-Poenamu; beide ſind ſehr gebirgig. Längs der Weſtküſte der ſüdlichen Inſel vom 46°—44° ſüdl. Br. erſtreckt ſich eine ſchmale Bergkette, die faſt ſenkrecht aus dem Meere emporſteigt und hinter der ſich landeinwäts ein gewaltiges, die Schneegrenze erreichendes Gebirge emporhebt. Von der See aus gewährt dieſe Küſte einen wilden, abſchreckenden Anblick. Die weiter nördlich gelegene Weſtküſte iſt mit Bergen eingefaßt, durch die ſich fruchtbare, zum Theil mit Wald bedeckte Thäler herabziehen; auch gibt es hier viele Moräſte und kleine Seen. Der nördlichſte Theil der Weſtküſte von Poenamu ſteigt wieder ſteil in die Höhe, iſt jedoch mannichfach durchſchnitten und gewährt dadurch viele vortreffliche Ankerplätze. Durch die Mitte der Inſel zieht ihrer ganzen Länge nach eine hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgskette. Die Oſtſeite der Südinſel gewährt von der See aus keinen anmuthigen Anblick; auch hier herrſcht dieſelbe rauhe und wilde Gebirgsnatur vor. Zwiſchen den hohen mit Schnee bedeckten Höhen erſtrecken ſich große Bergebenen, hoch über dem Meere gelegen, jenſeit der Küſtenkette, und

Digitized by Google

die meiſten hier befindlichen Thäler haben einen fruchtbaren Boden. Jenſeit der auf beiden Seiten mit hohen Gebirgen umgebenen Cooksſtraße geht das Gebirge in der nördlichen Inſel in derſelben Richtung fort. Das Oſtcap unter 38⁰ ſüdl. Br. bezeichnet hier ſein Nordende und der 13,000 F. hohe Berg Ruapaka ſeinen Scheitelpunkt. Auf den Hochebenen und in den Thälern im Innern der Inſeln gibt es eine Menge Landſeen. Die ſüdlich von Poenamu gelegene, nur durch die Foveauxſtraße getrennte Inſel Stewart hat gleichen Charakter mit jener. Das unterirdiſche Feuer auf N. iſt ſehr thätig und außer mehreren brennenden Vulkanen findet man überall Spuren dieſer Thätigkeit in hervorſtrömenden heißen Quellen und vulkaniſchen Produkten verſchiedener Art. Nirgend aber zeigt ſich dieſe vulkaniſche Thätigkeit ſtärker als auf der Südweſtſeite der nördlichen Inſel, wo der Vulkan Tunariro in unaufhörlicher Aufregung iſt, und der ausgebrannte Vulkan Haupapa, den Seefahrern unter dem Namen Egmontsberg bekannt, in einem iſolirten, gegen 14,000 Fuß hohen Kegel nahe am Meere ſich erhebt. Da N. außerhalb der Wendekreiſe liegt, ſo iſt ſein Klima das der warmen gemäßigten Zone, noch mehr gemäßigt durch ſeine oceaniſche Lage, ſo daß das Thermometer an den Küſten nur zwiſchen 7—29⁰ R. Wärme ſchwankt. Die Gleichförmigkeit der Temperatur und der das ganze Jahr, doch minder häufig im Winter fallende Regen bewirken eine überaus kräftige, immergrüne Vegetation. Die hohen und ſtarken Bäume in den Wäldern ſind mit Schlingpflanzen überzogen und ſtrauchartige Farrnkräuter überwuchern den Boden; auch hat es eine Menge der ausgezeichnetſten Formen tropiſcher Pflanzenfamilien aufzuweiſen, während wiederum eine Menge Mimoſen, Myrtaceen und Proteaceen eine Aehnlichkeit der Flora N.'s mit der von Neuholland, Südamerika und Südafrika hervorrufen. Zu den nützlichen, N. eigenthümlichen Gewächſen gehören der neuſeeländiſche Flachs (Phormium tenax), die Arunwurzel und die Kohlpalme. Fruchttragende Bäume hat es nur wenige, dagegen iſt es reich an Bäumen mit dunkelm, immergrünem Laube, zum Theil von außerordentlicher Größe, wie die Bergfichte; auch finden ſich Laubhölzer mit zarten grünen Blättern. Die Fauna iſt nicht reich; bei der Entdeckung fand man kein einziges kriechendes Inſekt und zwei Vierfüßler, eine Hundeart, die nicht bellt, und eine kleine Ratte. Dagegen gibt es eine große Menge Vögel und Seethiere aller Art. Die Bewohner, etwa 150,000, gehören zu dem öſtlichen Zweige der polyneſ. Malaien. Sie ſind groß und ſtark, größtentheils von brauner Farbe, etwas dunkler als bei den übrigen polyneſ. Malaien, und haben angenehme Geſichtszüge. Beide Geſchlechter tättowiren ſich, beſonders die Männer. Zu ihren Gewohnheiten gehört es, durch Berührung der Naſenſpitzen ſich zu begrüßen. Ihre Kleidung beſteht in einer groben, zottigen Matte, verfertigt aus einer Art Schwertlilie. Ihre Wohnungen ſind einfach und bilden Dörfer, meiſt auf ſteilen, unzugänglichen Punkten gelegen und mit Paliſſaden, einem Graben und oft auch mit Thoren verſehen. Sie ſind Jäger, bauen Fahrzeuge mit allerlei Schnitzwerk und beſchäftigen ſich, beſonders in den nördlichen Gegenden, mit Ackerbau und Weberei. Untereinander im Betragen ziemlich leutſelig, zeigen ſie ſich um ſo unverſöhnlicher gegen ihre Feinde. Sie führen häufig Kriege und verzehren ihre Gefangenen bis auf die Köpfe, die getrocknet, in neuerer Zeit, ein eigener Handelsartikel geworden ſind. Ihre Sprache iſt ſehr wohltönend, da jedes Wort mit einem Vocal ſchließt. Sie zerfallen in verſchiedene Stämme, welche unter eigenen Häuptlingen ſtehen. Dieſe bilden einen eigenen Fürſtenadel und ſtehen zum Volke, das in Adelige und Gemeine zerfällt, in einer Art Feudalverhältniß. Auch haben ſie Prieſter und einige Religionsvorſtellungen von einem höchſten Weſen und vielen Untergöttern. Dabei aber ſind ſie in ihren Sitten und Gebräuchen ſehr roh, wie denn noch immer, außer der Menſchenfreſſerei, die gräßliche Sitte des Kindermordes, ſoweit ſie nicht zum Chriſtenthume bekehrt ſind, unter ihnen herrſcht. Dagegen ſollen ſie ſich durch Faſſungskraft, Lernbegierde, Rechtlichkeit und Energie auszeichnen, wie ſie denn überhaupt der kräftigſte aller polyneſ. Volksſtämme ſind. Das Chriſtenthum wurde ihnen zuerſt 1815 durch brit. Miſſionäre gebracht und hatte bis zu den jüngſten Wirren auf dieſer Inſel bedeutende Fortſchritte gemacht, ſo daß man daran denken konnte, durch eingeborene Prediger und

Digitized by Google

Lehrer für Kirche und Schule zu ſorgen. N. wurde 1642 vom Holländer Tasman entdeckt und Staatenland genannt; die erſte genauere Kenntniß des Landes verdanken wir Cook, der es auf ſeinen drei Reiſen beſuchte. Später wurde es von vielen andern Weltumſeglern unterſucht. Seit Cook machten die Engländer vielfache Verſuche, das Land zu cultiviren; doch erſt ſeit der Ankunft der brit. Miſſionäre gewannen dieſe Verſuche einigen Erfolg und bewirkten, daß das Land in neueſter Zeit in das Bereich europäiſcher Coloniſation gezogen wurde. Engländer und Franzoſen rivaliſirten in dieſer Beziehung, von denen die erſtern vorzüglich durch ihre Miſſionäre nach und nach großen Einfluß gewannen, während die letztern beſonders in Folge der Unternehmungen eines Abenteurers, Baron Thierry, eine eigene Niederlaſſung zu begründen im Begriff ſtanden. Um dieſem vorzubeugen wurde N. 1840 für eine brit. Colonie erklärt, und die Stadte Wellington, Hauptort der Colonie, und Auckland gegründet. Schon zuvor hatte man einer brit. Coloniſationsgeſellſchaft einen Freibrief zur Coloniſirung ertheilt und ſeit 1837 hatten Engländer mehrere Anſiedelungen an der ſogenannten Inſelbai an der Nordſpitze der nördlichen Inſel begründet. Allein die Speculationswuth, die ſich auch hier der neuen Anſiedler, die zum Theil aus zuſammengelaufenen Abenteurern beſtanden, bemächtigte, ferner die verkehrten Maßregeln des Gouverneurs Fitzroy, endlich vorzüglich die Eiferſucht der Miſſionare, welche ſich in ihrem ausſchließlichen Einfluß auf die Eingeborenen und ihrer dadurch gewonnenen Macht bedroht ſahen und ſogar die Eingeborenen gegen ihre eigenen Landsleute, die brit. Coloniſten, aufgeregten, haben das Gedeihen der Colonie verhindert, und ein unglücklicher Krieg, der im J. 1845 mit den Eingeborenen unter dem Häuptling Heki ausbrach, hat ſie an den Rand des Verderbens gebracht. Vgl. Dumont d'Urville „Voyage de la corvette l'Astrolabe autour du monde pendant les années 1826—29“ (5 Bde., Paris 1832—34); Yte „An account of New-Zealand etc.“ (Lond. 1835) und E. Dieffenbach „New-Zealand and its native population“ (Lond. 1841).

Neuſibirien, eine zu Rußland gehörige Inſelgruppe im nördlichen Eismeere, unter 71—76° N. Br., etwa 1600 □Meilen umfaſſend, iſt ein ſehr kaltes Land, faſt das ganze Jahr mit Eisſchollen umgeben, felſig, zeigt nur eine Vegetation von niedrigem Geſträuch und Moos, und iſt reich an Seehunden und Seevögeln, und an verſteinerten Elephantenzähnen, Knochen großer urweltlicher Thiere, Mammuthsknochen u. ſ. w. Auf der größten Inſel dieſer Gruppe will man auf einem 1200 Fuß hohen Berge ganze Lagen verſteinerter Baumſtämme, vielfach über einander geſchichtet (wahrſcheinlich große Baſaltſäulen), gefunden haben. Die Ruſſen beſuchen dieſe Inſeln der Elephantenzähne, die beſonders ſchön ſind, und der Jagd auf Seethiere wegen. N. beſteht aus 4 größeren Inſeln, (N., Fadeewskoi, entdeckt 1805, Afrikanskoi, entdeckt 1760, Kotelnoi, entdeckt 1774), und mehreren kleinern. Die ganze Gruppe iſt noch wenig unterſucht. N. wurde 1760 durch den Jakuten Etrikan entdeckt und ſpäter von dem ruſſiſchen Kaufmann Lächow unterſucht, weshalb es auch den Namen Lächow'ſcher Archipel erhielt.

Neuſpanien, ſ. Mexico.

Neuſtadt, Name mehrerer Ortſchaften, als: 1) N. an der Doſſe, im preußiſchen Regierungsbezirk Potsdam, mit etwa 1000 Einw., iſt bekannt durch ſeine Spiegelfabrik, wo man Spiegel von ½ bis zu 2—3000 Thalern, von 8 bis 100 Zoll Höhe und 10—60 Zoll Breite verfertigt. Im nahen Dorfe Lindenau iſt das Friedrich-Wilhelms-Geſtüte. — 2) N., Kreisſtadt im gleichnamigen Kreiſe des preußiſchen Regierungsbezirkes Oppeln, an der Braune, unweit der öſterreich. Grenze, mit 4500 Einw., einem Kloſter der barmherzigen Brüder, einem aufgehobenen Kapuzinerkloſter, und einer alten, jetzt in eine Strafanſtalt für katholiſche Geiſtliche verwandelten Karthauſe. Am 22. Mai 1745 und am 28. Februar 1779 fielen in der Nähe blutige Gefechte zwiſchen den Oeſterreichern und Preußen vor, bei welcher letzteren Affaire ein großer Theil der Stadt von den Oeſterreichern eingeäſchert wurde. — 3) N.-Eberswalde, im preußiſchen Regierungsbezirke Potsdam, an der Schwärze und dem Finowkanale, mit 5000 Einw., iſt bekannt durch wichtige Fabriken in Eiſen und Stahl, beſonders für Meſſer und Scheeren, in Kupfer,

Digitized by Google

Meſſing, Papier, Steingut und für Elfenbeinkämme, in Tuch und Wolle, und durch die nahen Mineralquellen. Vergl. Bellermann's „Beſchreibung dieſer Stadt“ (Berl., 1829). — 4) N.-Wieneriſch, gewerbthätige Stadt im Erzherzogthume Oeſterreich, an der Mündung des Kehrbach in die kleine Fiſcha, und durch einen 1803 vollendeten Kanal mit dem 8 Meilen entfernten durch einige Vorſtädte von Wien fließenden Flüßchen Wien verbunden, hat 11,000 Einw., eine Militärakademie, Hauptſchule und Ciſtercienſerabtei, und brannte 1834 zum großen Theil nieder. Dieſe Stadt wurde 1192—1194 von Herzog Leopold dem Tugendhaften von Oeſterreich gegründet, und erhielt wegen Treue gegen ſeinen Fürſten, welche ſich beſonders in den Jahren 1452, 1486, im dreißigjährigen Kriege, 1683 und 1794 bewies, den Namen der „allz Zeit Getreuen.“ — Neuſtadt an der Hardt, in der bayerſchen Rheinpfalz, liegt in einem romantiſchen Thale und hat ein Gymnaſium, anſehnliche Fabriken und Bierbrauereien und gegen 6600 Einw. In der Nähe liegt die alte Ruine Hambach (ſ. d.).

Neuſtrien, Neuſtraſien, auch Weſterreich (Weſtreich) genannt, im Gegenſatze von Oſtreich (Auſtraſien, Oſtfrancien), bildete das alte Weſtreich der Merovinger und Carolinger. Nach Chlodwig's Tode (511) theilten ſeine Söhne Gallien in Auſtraſien, den öſtlichen und N., den weſtlichen Theil, welcher das Land zwiſchen der Maas, Loire und der Nordſeite umfaßte. Chlodemir, Childebert und Lothar I., Chlotwig's jüngere Söhne, erhielten N., Theoderich, der älteſte, Auſtraſien, und jene wählten Orleans, Paris und Soiſſons zu Reſidenzen. Lothar II. vereinigte das ganze Reich wieder, und bis auf Karl Martell beherrſchten daſſelbe die Majordomus. Weil Auſtrien und N. die erſten Frankenſitze in Gallien waren, hießen beide Länder in jener Zeit auch gemeinſchaftlich Francia. Zur Zeit Karl's des Großen wurde N. auf das Land zwiſchen der Seine und Loire beſchränkt, und damals hieß der Reſt zwiſcheu Seine und Maas Francien. Später wurde N. noch enger zuſammengezogen und erhielt den Namen Normandie, als Karl der Einfältige dieſen Landſtrich dem Normannenführer Rollo (805) eingeräumt hatte. Auſtraſien hieß dagegen Lothringen. — Erſteres begriff unter andern die Städte Rouen, Caen, le Havre, Dieppe, Bayeur, Falaiſe, Coutances, Cherbourg. Vergl. Charles de Bouqueville's: „Recherches sur les antiquités de la province de Neustrie“ (Caen, 1588, neueſte Ausgabe Eb. u. Paris, 1833).

Neuſüdſhetland, eine Gruppe von einigen Inſeln und Eilanden, ſüdlich von Amerika, unter 35—64° W. L. und 61—68° S. B., ſämmtlich felſig, unfruchtbar, ohne Spuren von menſchlichen Weſen, und wegen der häufigen Klippen nur an wenigen Stellen zugänglich, wurde 1819 vom britiſchen Capitain Smith entdeckt und von England in Beſitz genommen. Die Küſten ſind ungewöhnlich reich an Seevögeln, Wallfiſchen und Pelzſeethieren, und der Fang derſelben für England ſehr einträglich. Die Seehunde haben hier einen ſchönern Pelz als irgendwo anders, und in den Jahren 1821 und 1822 ſollen hier über 320,000 Robben gefangen worden ſein. Den einzelnen Inſeln hat man die Namen: Deception, mit ſchönem Hafen; James, mit einem 2500 Fuß hohen Berge; Bridgman, mit einem nur 80 Fuß hohen Vulkane, dem ſüdlichſten auf Erden; Trinity (Dreieinigkeitsinſel), und faſt unter dem 70° ſüdl. Br., die Inſeln Alexander I. und Paul I., die ſüdlichſten bis jetzt bekannten Länder auf Erden. — Der engliſche Capitän Weddel drang 1824 bis 74° S. B. vor.

Neuſüdwales, ſ. Auſtralien.

Neuß, eine Stadt mit einem Freihafen im Regierungsbezirk Düſſeldorf der preuß. Rheinprovinz, eine Viertelmeile vom Rhein, mit welchem es durch die von hier aus ſchiffbare Erft in Verbindung ſteht, ſoll von den Römern begründet ſein, die hier ein Standlager (castra stativa) hatten. Die Wälle, mit denen früher die Stadt umgeben war, ſind zu öffentlichen Spaziergängen umgeſchaffen. Bemerkenswerth iſt die im Rundbogenſtile im 13. Jahrh. erbaute Münſterkirche zum heil. Quirinus, eins der ſchönſten Baudenkmale dieſer Periode am ganzen Rheinſtrome. N. hat 10,000 Einw. und liefert aus ſeinen Oelmühlen, die bedeutendſten in ganz Deutſchland, jährlich gegen 120,000 Centner

Digitized by Google

Rüb- und Leinöl. Außerdem treiben die Bewohner bedeutenden Fruchthandel, auch ſind hier ſtark beſuchte Viehmärkte. Hiſtoriſch denkwürdig iſt die Belagerung von N. durch den Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Als nämlich in Folge der Streitigkeiten des Biſchofs Ruprecht von Köln mit ſeinem Domcapitel erſterer ſeinen Verwandten, den Herzog Karl, zu Hülfe rief, erſchien dieſer mit ſeiner ganzen Heeresmacht am 14. Juli 1474 vor N. Allein trotz der größten Anſtrengungen vermochte er die Stadt nicht einzunehmen. Nachdem die Belagerung bereits elf Monate gedauert und dem Herzoge 10,000 M. gekoſtet hatte, beſtimmte ihn das Erſcheinen Kaiſer Friedrich's III., der ſich mit der Reichsarmee vor N. gelagert hatte, zum Frieden und Abzuge.

Neutraliſation (Chemie), bezeichnet den Act, wo chemiſch verwandte Stoffe ſich ſo mit einander zu einem neuen Stoffe verbinden, daß ihre vorher ihnen zukommenden Eigenſchaften verſchwinden, ſo daß ſich die Gegenwart keines der mit einander verbundenen Stoffe äußert. Ein Stoff neutraliſirt daher den andern, wenn er eine derartige Verbindung mit ihm eingeht. Da ſich alle Stoffe nur in beſtimmten Verhältniſſen chemiſch verbinden, ſo wird in der Regel, wenn zwei von ungefähr mit einander gemiſcht werden, der eine im Ueberſchuß vorhanden ſein, d. h. in die chemiſche Verbindung nicht völlig aufgenommen werden, und man kann ihn daher noch nach ſeinen Eigenſchaften (namentlich Geſchmack und Geruch) in der Miſchung unterſcheiden, man ſagt dann, derſelbe herrſche vor, prädominire.

Neutralität, ſ. v. w. Parteiloſigkeit, ein dem Völkerrecht angehöriger Begriff, beſteht in der Nichteinmiſchung eines Staates in die Streitigkeiten anderer kriegführender Staaten und den daraus ſich ergebenden Verhältniſſen für die Bürger und Güter des neutralen Staates. Damit ihre Neutralität reſpectirt werde, finden die neutralen Staaten nicht ſelten nöthig, durch an den Grenzen aufgeſtellte Heere ſelbſt eine kriegeriſche Haltung anzunehmen, beſchränken ſich aber darauf, die feindlichen Mächte zu beaufſichtigen, daß ſie ihr Gebiet, ihre Unterthanen und Güter nicht feindlich behandeln. Solche Neutralität wird eine bewaffnete genannt. Am nöthigſten wird ſie dann, wenn zu befürchten ſteht, daß gewiſſe Anſprüche gegen den neutralen Staat mit Gewalt der Waffen geltend gemacht werden könnten, falls dieſer unbewaffnet bliebe, oder daß eines der ſtreitenden Heere auf neutrales Gebiet gedrängt werden möchte. Im Allgemeinen erhält ſich ein Staat durch Neutralität im Friedenszuſtande mit beiden kriegführenden Parteien, kann alſo verlangen, daß ſeine Bürger und Güter nicht feindlich behandelt werden. Dagegen wird auch vom neutralen Staate verlangt, daß er nicht in irgend einer Weiſe einer der kriegführenden Parteien Vorſchub leiſte, alſo namentlich ihr nicht Kriegsbedürfniſſe zuführe, noch auf ſeinem Gebiete eine Zufluchtsſtätte zu neuen Angriffen gewähre. Ereignet es ſich, daß eine Heeresabtheilung auf neutrales Gebiet ſich zurückzieht, ſo darf der Feind ſie nicht weiter verfolgen, aber ſie ſelbſt muß ſogleich von dem neutralen Staate entwaffnet und ihr die Waffen nicht zu neuem Kampfe wiedergegeben werden. Die Häfen der neutralen Nation ſind den Schiffen beider kriegführenden Parteien geöffnet, ohne daß irgend welche Verbote oder Begünſtigungen zu Gunſten eines der ſtreitenden Völker geltend gemacht werden. Man unterſcheidet von der eben erwähnten vollkommenen N., die unvollkommene N., welche durch gewiſſe (von beiden kriegführenden Parteien anerkannte) ältere Verbindlichkeiten gegen eine der kriegführenden Parteien veranlaßt werden kann. So iſt in der Geſchichte mehreremale vorgekommen, daß zu Zeiten des deutſchen Reiches, z. B. Preußen, Truppen und Geld an den Kaiſer zum Kriege gegen Frankreich ſtellte, während Preußen als nicht deutſcher Staat ſich für neutral erklärte. Auch für einzelne Fälle, z. B. zur ungeſtörten Ausführung wiſſenſchaftlicher Reiſen, oder für gewiſſe Gebiete, z. B. für das Weltmeer, für Colonien u. dgl. iſt unvollkommene Neutralität erklärt worden, wo ſie dann eine Uebereinkunft zwiſchen den kriegführenden Mächten ſelbſt iſt. Am meiſten Schwierigkeiten hat die Neutralität im Seekriege wegen des Umſtandes, daß hier eine Controle deſſen, was wirklich neutral ſei, nicht möglich iſt. Denn die Schiffe der kriegführenden Nationen ſelbſt wiſſen ſich alle Beſcheinigungen zu verſchaffen, um ſich für neutrale Schiffe ausgeben zu können, und

Digitized by Google

die Schiffe neutraler Nationen laſſen ſich zur Fortſchaffung neutralen Gutes brauchen, oder zur Herbeiführung von Gütern, welche einer ſtreitenden Partei gegen die andere zu gute kommen. Die Art, in welcher die Neutralität in dieſer Beziehung zu reſpectiren ſei, iſt jedenfalls durch Verträge zu beſtimmen, indem die verſchiedenſten Principien geltend gemacht werden können. Namentlich iſt zu beſtimmen, was als Kriegscontrebande zu achten ſei, d. h. welche Güter auch neutralen Schiffen nicht geſtattet ſind zu führen, damit ſie von dem Feinde nicht benutzt werden können. Am meiſten Verſchiedenheit hat ſeit dem amerikaniſchen Freiheitskriege über die Art geherrſcht, wie das Schiff in Verhältniß zur Ladung zu behandeln ſei. Man kann nämlich geltend machen: 1) daß jedes neutrale Schiff ſeine Ladung ſicher macht (frei Schiff, frei Gut), alſo auch feindliches Gut; 2) daß das neutrale Schiff ſelbſt als feindlich zu behandeln ſei, wenn es feindliche Ladung, wozu auch die Kriegscontrebande zu rechnen, führe (unfrei Gut, unfrei Schiff); 3) daß neutrales Gut auf feindlichen Schiffen als feindliches wegzunehmen ſei (verfallen Schiff, verfallen Gut), oder von jedem das Gegentheil. Die Engländer haben nach ihrem Intereſſe die Neutralität ſtets nur im engſten Sinne anerkannt, wogegen die meiſten übrigen Staaten eine ausgedehntere Neutralität geltend zu machen geſucht haben, namentlich den Grundſatz, daß die neutrale Flagge jede Ladung (auch feindliche) decke, wenn dieſe nicht nach den Verträgen als Kriegscontrebande zu achten ſei.

Neutralſalze nannte man ſonſt vorzugsweiſe die weder ſauer noch alkaliſch auf Pflanzenfarben reagirenden Salze der Alkalien und Erden, ſpäter alle Salze ohne ſaure und alkaliſche Reaction. Die Fortſchritte der Lehre von den Miſchungsgewichten oder chemiſchen Aequivalenten haben zu dem beſtimmtern Begriffe der Sättigungscapacität (ſ. d.) geführt und ſeitdem pflegt man ſolche Salze neutrale zu nennen, welche in der Säure ſoviel mal mehr Sauerſtoffäquivalente als die Baſis enthalten, als in dem einfachen Aequivalente der Säure Sauerſtoffäquivalente angenommen werden müſſen. So enthält alſo in allen neutralen kohlenſauren Salzen die Säure zwei Aequivalente Sauerſtoff auf ein Aequivalent in der Baſis; in den ſchwefelſauren iſt das Verhältniß 3 : 1 u. ſ. w. Dies ſtimmt aber mit dem älteren Begriffe nicht immer überein.

Neuwales, Provinz im britiſchen Nordamerika, vom 272°—303° O. L. und von 47°—64° nördl. Breite, grenzt an Labrador, Canada, die Hudſonsbai u. ſ. w., hat einen Flächeninhalt von etwa 30,000 □Meilen und wurde 1610 durch Hudſon entdeckt. Im Jahre 1667 gründete hier die Hudſonbaigeſellſchaft die erſte Niederlaſſung, die 1686 von den Franzoſen zerſtört, 1693 von den Briten wieder erobert und durch den Frieden 1713 den letzteren ſammt dem Lande zugeſprochen wurde. N. iſt ein rauhes, gebirgiges, wildes, im Weſten niedriges und ſumpfiges Land, mit zahlreichen Flüſſen (Severn, Churchill, Nelſon, Albany u. ſ. w.), und Seen (Hirſchſee, Katzenſee, Granville, Moß, Stawney, Sandy, File, Abbitibbe u. ſ. w.). Der Boden iſt nicht unfruchtbar, doch hindert das Klima den Anbau des Getreides, im Süden gibt es viel ſchönes Holz. Ueberall verbreitet und in Menge ſind die Biber, Moſchusratten, Moſchusochſen, Biſons, Elenthiere, mehrere Bären- und Hirſcharten, Rennthiere, Füchſe, Luchſe, Wölfe, Dachſe, Haſen, Seehunde u. ſ. w. Das Mineralreich iſt noch nicht viel unterſucht. Die Bewohner des Landes ſind Eskimos und mehrere Indianerſtämme (zuſammen etwa 250,000 Köpfe) und einige Hundert Europäer in den einzelnen Factoreien. N. ſteht unter dem Gouverneur von Untercanada, iſt jedoch faſt allein der Hudſonsbaigeſellſchaft überlaſſen, welche die Forts Churchill, York und Mooſe errichtet haben, und wird eingetheilt in Neuſüdwales und Neunordwales, wobei der Churchillfluß die Scheidungslinie bildet.

Neuwied, Hauptſtadt der mediatiſirten Grafſchaft Wied (ſ. d.), Reſidenz des regierenden Fürſten, am Ufer des Rheins, iſt kaum ein Jahrhundert alt, und zählt gegen 6100 Einw., unter denen man, da Fürſt Alexander von N. allen Anſiedlern freie Religionsübung geſtattete, Katholiken, Reformirte, Proteſtanten, Mennoniten, Inſpirirte, Herrnhuter und Juden findet. Sie liegt in einer reizenden Ebene, 3 Stunden von Koblenz, iſt ſehr regelmäßig gebaut, hat ein prächtiges Schloß, die Reſidenz des Fürſten, mit ge-

Digitized by Google

ſchmackvoll angelegtem Garten. Zu dem Sehenswerthen des Schloſſes gehört das braſilianiſche Muſeum des durch ſeine Reiſen bekannten Prinzen Maximilian von N. (ſ. d.) und die Sammlung römiſcher Alterthümer, die man in der Umgegend ſehr häufig findet. Der Kunſt- und Gewerbfleiß iſt in N. groß, und wichtig iſt auch der Verkehr auf dem Rheine. Man fertigt Woll-, Baumwoll-, Blech-, Tiſchler-, Eiſenguß u. a. Waaren, Tapeten und beſonders ausgezeichnete Uhren, und das ſonſt hier allein verfertigte weitverſendete Geſundheitsgeſchirr. Eine Stunde von der Stadt liegt das Luſtſchloß Monrepos und in deſſen Nähe Trümmer der Burg Friedrichsſtein. Eine halbe Stunde von N., bei Niederbieber, hat man Reſte eines römiſchen Kaſtells entdeckt, von bedeutendem Umfange.

Neuwied, Maximilian Alexander Philipp, Prinz von, Oheim des regieren- Fürſten Hermann von Wied-Neuwied, am 23. Sept. 1782 geboren, hat ſich durch ſeine Reiſen nach Amerika und die in Folge derſelben durch ihn zu uns gekommenen neueren Nachrichten über Braſilien berühmt gemacht. Angeregt durch die romantiſchen Naturgebilde in der Umgebung ſeines Stammſitzes, und durch Alexander von Humboldt's Reiſeberichte, beſchloß er, ſich von den Schönheiten und Wundern der Natur in fernen Gegenden der Erde mit eigenen Augen zu überzeugen. Der in Folge des Friedens von 1813 in Deutſchland beruhigende Standpunkt der politiſchen Angelegenheiten ſchien die Ausführung ſeines Vorhabens zu begünſtigen, und noch in demſelben Jahre ſchiffte er ſich von England nach Braſilien ein. Zu Rio Janeiro traf er zwei Landsleute, Sellow und Freyreiß. Mit ihnen und mehreren Bewaffneten durchſtrich er die dichteſten Urwälder, zog nach Cabo-Frio, von da nach Villa St. Salvador dos Campos dos Goaytacaſas, kam hier am Rio-Doce zuerſt mit den Ureinwohnern in nähere Berührung, und ſammelte die erſten genaueren Nachrichten über die kriegeriſchen Stämme der Botocuden. Als zwiſchen dieſen und den Patachos (1816 im Sommer) Feindſeligkeiten ausbrachen, wandte ſich N. nach Villa-Viçoza. Auch aus dieſem an Naturſchönheiten ſehr reichen Lande vertrieben ihn feindliche Angriffe der Ureinwohner; er ging zuerſt nach Caravallas, nach Santa-Cruz und Villa-Belmonte bis an die Grenzen von Minas-Geraes. Von hier aus mußte der Prinz, nach vielfachen Mühſalen und Gefahren, mit Abenteuern aller Art abwechſelnd, indem er ſich in den Wäldern oft weite Strecken mit der Axt den Weg bahnen mußte, Unpäßlichkeiten halber ſich nach Bahia zurückziehen, wurde aber unterwegs aus Mißverſtändniß gefangen genommen, mußte drei Tage in Nazareth verweilen, und trat nach ſeiner Freilaſſung (am 10. Mai 1817) die Rückreiſe nach Liſſabon an, wo er am 2. Juli landete und ungeſäumt den Weg nach der Heimath antrat, wo ihn ſeine vorausgeſchickten und glücklich nach Europa gekommenen reichen Sammlungen bereits erwarteten. Welchen Forſchungseifer, und wie große Umſicht und Unerſchrockenheit er auf dieſer ganzen Reiſe durch das weite Braſilien bewieſen hat, kann man in ſeiner hier und da zwar etwas prunkhaft nach engliſcher Manier ausgeſchmückten Reiſebeſchreibung (Frankfurt a. M., 1819, mit Kupfern, 2 Bde., 4.) erſehen. Außerdem hat er „Abbildungen zur Naturgeſchichte Braſiliens (15 Hefte, Weim. 1826—31) und „Beiträge zur Naturgeſchichte Braſiliens" (4 Bde., Weim. 1824—33) herausgegeben. Im J. 1833 unternahm er in Begleitung von guten Malern und geübten Sammlern eine neue Reiſe nach dem äußerſten Weſten der Vereinigten Staaten. Er gelangte bis an die Felſengebirge und kehrte mit ſehr bedeutenden Sammlungen und einem reichen Material an Zeichnungen und Beobachtungen zurück. Seine „Reiſe durch Nordamerika" (2 Bde., Köln 1838—43, 4., mit Atlas von 81 Kupfert.) iſt ein Prachtwerk und von hohem Werthe für die Ethnographie jener Gegenden, die durch eine Reihe meiſterhafter Porträts die erſten authentiſchen Belegſtücke erhielt. Als Zoolog nimmt er keine geringe Stelle ein; auch beſitzt er eine ausgezeichnete zoologiſche Sammlung, die er Forſchern mit Humanität eröffnet. Früher ſtand er in preuß. Dienſten, die er nach hergeſtelltem Frieden 1814 als Generalmajor verließ.

Neuyork, einer der mittleren Staaten der Oſtküſte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, liegt zwiſchen Vermont, Maſſachuſetts, Connecticut, Delaware und Pennſylvanien. Die Grenze in N. W. iſt der Erie- und Ontario-See und der St. Lorenzfluß. Seine

Digitized by Google

Größe beträgt 2295 QM. mit über 2½ Millionen Einw. Der Boden iſt größtentheils fruchtbar, vorzüglich in den weſtlichen Gegenden. Die Mitte des Landes durchzieht von Norden nach Süden das Alleghanygebirge. Die größten Seen ſind der Ontario-, Erie-, Champlain- und Oneidaſee; die Hauptflüſſe der ſchiffbare Hudſon, der durch Kanäle mit dem Erie- und Champlainſee verbunden iſt, und der Mohawk, der ſich in den Hudſon ergießt. Das Klima iſt im Südoſten veränderlich, der Winter in den Gebirgen ſtreng und lang; im Weſten iſt zwar das Klima gemäßigter und angenehmer, doch immer noch exceſſiv in Wärme und Kälte im Vergleich mit dem von europ. Gegenden unter gleichen Breitegegenden. Ackerbau iſt die Hauptbeſchäftigung der Bewohner; doch haben in neuerer Zeit die Fabriken und Gewerbe ſich außerordentlich gehoben und der Handel einen großen Aufſchwung genommen. Die ausübende Gewalt iſt in den Händen eines Gouverneurs und Lieutenantgouverneurs, welche auf drei Jahre gewählt werden. Die geſetzgebende Gewalt übt der Senat, deſſen 32 Mitglieder auf vier Jahre und das Haus der Repräſentanten, 128 an der Zahl, die jährlich gewählt werden. Zum Congreß ſendet N. 34 Repräſentanten. In dem Gebiete des Staats liegt die Militärakademie von Weſtpoint, ein der geſammten Union gemeinſchaftliches Inſtitut. N. iſt eine urſprünglich engliſche Kolonie, wurde unter Karl I. Regierung von den Holländern in Beſitz genommen und erhielt den Namen Neubelgien, und die Stadt Neuyork hieß damals Neuamſterdam. Unter Karls II. Regierung kam das Land wieder unter engliſche Herrſchaft, nahm 1775 Theil am allgemeinen Aufſtande der engliſchen Kolonien Nordamerika's (ſ. *Vereinigte Staaten von Nordamerika*), und beſchloß am 4. Juli 1827 bei Gelegenheit der 51jährigen Feier der nordamerikaniſchen Unabhängigkeit zuerſt die Abſchaffung der Sklaverei. Hauptſtadt N.'s iſt *Albany* (ſ. d.) am Hudſon. Weit größer und überhaupt die größte Stadt der Union iſt *Neuyork* auf der Inſel Manhattan, in der Mündung des Hudſon. Ihre Einwohnerzahl nimmt reißend zu, betrug 1786 nur 23,600, 1826 ſchon 166,000, und im Jahre 1845 bereits 371,102. Von Anfang an regelmäßig gebaut, hat ſie durch den Neubau in Folge der großen Feuersbrunſt am 26. Dec. 1835 an Regelmäßigkeit noch gewonnen. Der eine engl. Meile lange mit ſchönen Häuſern beſetzte Broad-Way, d.i. breite Straße, der Tummelplatz des Luxus und der ſchönen Welt, iſt wohl die ſchönſte Straße in ganz Amerika. Es giebt hier über 100 Kirchen für 20 Religionsſekten, worunter ſich die Pauls- und Dreieinigkeitskirche auszeichnen, und eine Menge Bethäuſer, ſchöne Straßen, prächtige Häuſer und Paläſte, wiſſenſchaftliche und gemeinnützige Geſellſchaften, eine Univerſität, das Columbia-Collegium mit einer öffentlichen Bibliothek und botaniſchem Garten, das mediciniſch-chirurgiſche Collegium mit wichtigen Sammlungen, das 1825 gegründete Athenäum, eine Akademie der Künſte, Zeichnenſchulen, eine Irren- und Taubſtummenanſtalt und andere Bildungsinſtitute. Eine deutſche Geſellſchaft ſorgt für Verbreitung deutſcher Sprache und Literatur, eine andere für Förderung nützlicher Kenntniſſe; außerdem gibt es eine phyſikaliſch-mediciniſche Geſellſchaft, eine Ackerbaugeſellſchaft, einen Verein zur Unterſtützung deutſcher und engliſcher Einwanderer ꝛc. Seit 1816 hat auch die amerikaniſche Bibelgeſellſchaft hier ihren Sitz. Beſonders wichtig ſind die Fabriken in Tuch, Leder, Hüten, Zucker, Gold, Silber, Eiſenwaaren u. ſ. w. Auch befindet ſich in N. der Mittelpunkt des Buchhandels, und jährlich wird eine Buchhändlermeſſe gehalten. Von größter Bedeutung ſind Handel und Schifffahrt N.'s, und nächſt London iſt dieſe Stadt der bedeutendſte Handelsplatz der Erde. Es beſtehen hierzu 14 Banken, mehrere Seeaſſecuranzgeſellſchaften, ein Handelscollegium, ein trefflicher Hafen, Rhede und Schiffswerfte. Die Handelsmarine von N. hält über 400,000 Tonnen und mehr als 100 Dampfboote, und in einem Jahre laufen oft mehr als 2000 Schiffe ein, aus Europa, Oſt- und Weſtindien und China. Regelmäßig gehen Packetboote nach London, Veracruz, Gibraltar ꝛc. Im J. 1817 ging von hier aus Fulton's erſtes Dampfboot. Die Umgebungen der Stadt enthalten viele Naturſchönheiten.

Nevers, eine Stadt im franzöſiſchen Departement Nièvre, von der die alte Provinz Nivernais und mehrere Geſchlechter, die dieſelbe beſaßen, den Namen führen. Das

Digitized by Google

alte Geſchlecht der Herren von N. wird bis auf Landry I., der im Heere Karl's des Kahlen diente, zurückgeführt. Ein Nachkomme Landry's I., der Vierte dieſes Namens, wurde von ſeinem Schwiegervater, dem Grafen Otto Wilhelm von Burgund, mit der Herrſchaft Nevers belehnt. Im Jahre 1181 ſtarb Wilhelm V. kinderlos und ſeine Schweſter Agnes war Erbin von N., welches durch ſie in weiblicher Linie nach einander an die Häuſer Doucy, Chatillon, Bourbon, Burgund und Flandern kam. Nach Verheirathung Ludwigs II., dem Sohne Roberts III. von Flandern, mit Margarethe, der Tochter König Philipps V. von Frankreich, wurde N. zur Pairie erhoben und kam an Ludwigs II. dritten Sohn Ludwig, als Grafen von N. Von deſſen Enkel Johann erbte N. deſſen Schwiegerſohn Engelbert, Herzog von Kleve, und nach Vermählung Franz von Kleve, Enkels des letztgenannten, mit Margarethe von Bourbon-Vendome (1538), erhob der König von Frankreich, als Verwandter, N. zum Herzogthume, mit der Beſtimmung, daß es in Ermangelung männlicher Erben auch auf die weiblichen übergehen ſollte. Nach dem kinderloſen Abſterben der Söhne des Herzogs von N., Franz, kam N. an ſeine Tochter, welche ſich mit Ludwig Gonzaga Mantua vermählte. Ein Nachkomme dieſes verkaufte N. an den Kardinal Mazarin, auf den mit Ludwigs XIV. Genehmigung auch Titel und Pairie überging und bei deſſen Nachkommen N. geblieben iſt. — Unter den Grafen und Herzögen von N. ſind folgende merkwürdig: Ludwig von Gonzaga, Herzog von N., dritter Sohn Herzog Friedrich's II. von Mantua, geb. 1538, wurde durch Vermählung mit Henriette von Kleve Herzog von N. und Erbe des Herzogthums, trat früh in franzöſiſche Kriegsdienſte, zeichnete ſich unter Heinrich II., Karl IX. und Heinrich III. aus, wurde Statthalter von Champagne, wo er Frankreich gegen die Einfälle der Spanier unter dem Herzoge von Parma ſchützte, und erſter Ritter des heiligen Geiſtordens. Dem Unionsedict, wodurch Heinrich III. den König von Navarra vom Throne ausſchließen wollte, widerſetzte er ſich nachdrücklich, trat aber ſpäter auf Heinrichs IV. Seite und focht für ihn in der Schlacht von Ivri. Er ſtarb 1595 an einer plötzlich wieder aufgebrochenen Wunde, die er in einem Gefechte mit den Calviniſten am Schenkel erhalten hatte. Memoiren von ihm hat Gomberville 1665 in 2 Foliobänden herausgegeben, die beſonders als Quelle für die Geſchichte ſeiner Zeit (von 1574—91) von Wichtigkeit ſind. — Philipp Julien Mancini-Mazarin, Herzog von N., geb. zu Rom 1631, Schweſterſohn des Kardinals Mazarin, beſchäftigte ſich viel mit den Wiſſenſchaften, ließ ſich gern in literariſche Fehden ein, und hat mehrere recht gute Gedichte geſchrieben. Er ſtarb 1707. Seine Nachkommen in gerader Linie führten nun den Titel Herzoge von Nivernais. — Louis Julien Barbon Mancini-Mazarini, vierter und letzter Herzog von Nivernais, franzöſiſcher Staatsminiſter und ſpaniſcher Grand, geb. zu Paris am 16. Dec. 1716, diente in Italien unter Villars, ſpäter in Deutſchland, gab 1743 aus Geſundheitsrückſichten ſeine Stellung bei der Armee auf und widmete ſich eifrig den Wiſſenſchaften und der Diplomatie. Von 1748—52 war er Geſandter in Rom, wurde dann 1755 nach Berlin geſendet, um das Bündniß Preußens mit Großbritannien zu verhindern, was ihm jedoch nicht gelang und mußte nach dem ſiebenjährigen Kriege den Frieden mit England unterhandeln. Zu London erwarb er ſich durch ſeinen gebildeten Geiſt und rechtſchaffenen Charakter große Achtung; Lord Cheſterfield nannte ihn den vollendetſten Geiſt ſeiner Zeit. Als ihm 1769 nach dem Tode ſeines Vaters die herzoglichen Beſitzungen zufielen, entfernte er ſich vom Hofe, wo er nie heimiſch war, und widmete ſich mit ſeltener Aufopferung ſeinen Unterthanen. Bei dem Streite der Regierung mit den Pairs im J. 1771 erklärte er ſich gegen die erſtere und proteſtirte entſchieden gegen das von Maupeau eingeſetzte Parlament. Als Vergennes (ſ. d.) auf kurze Zeit ans Staatsruder kam, ließ er ſich bewegen, ins Miniſterium zu treten. Beim Ausbruch der Revolution gehörte er zu den wenigen Großen, die ſich um den König ſchaarten. Er wurde deshalb 1793 ins Gefängniß geworfen, aus dem ihn erſt der Sturz Robespierre's rettete. Den Verluſt ſeiner Titel und eines großen Theils ſeines Vermögens ertrug er mit philoſophiſcher Würde. Im J. 1796 präſidirte er in der Wahlverſammlung im Departement Seine als Bürger Mancini. Er

Digitized by Google

ſtarb zu Paris am 25. Febr. 1798. Seine Poeſien, Ueberſetzungen und geſchichtlichen Fragmente gab er geſammelt (Par. 1796, 8 Bde.) heraus.

Newa, ſchiffbarer Fluß im europäiſchen Rußland, iſt der Abfluß des Ladogaſee's (in der Statthalterſchaft Petersburg) und aller ſeiner Gewäſſer, verläßt denſelben in ſeinem ſüdweſtlichſten Winkel bei Schlüſſelburg, hat nur einen 8½ Meilen langen Lauf, iſt aber 12—18 Fuß tief und 1200 Fuß breit, und trägt große Schiffe. Sie hat 20—40 Fuß hohe Ufer und ein ſo klares vortreffliches Waſſer, daß es in Petersburg zum Trinken und zur Bereitung der Speiſen gebraucht wird, iſt fiſchreich, und gewöhnlich vom Nov. bis Ende März zugefroren. Nachdem ſie Petersburg in mehreren Armen (z. B. die große und kleine Newa) durchfloſſen hat, fällt ſie bei dieſer Stadt in die kronſtädter Bucht des finniſchen Meerbuſens. Bei Weſtſtürmen wird ſie der Stadt ſehr gefährlich und richtet durch ihre Ueberſchwemmungen (die furchtbarſte war am 19. Nov. 1824), indem dann das Waſſer aus dem finniſchen Meerbuſen in den Strom in unglaublicher Maſſe und Schnelligkeit dringt, oft ſehr bedeutenden Schaden an.

Newcaſtle, Hauptſtadt der britiſchen Grafſchaft Northumberland, liegt am Tyne, deſſen Ufer unerſchöpfliche Steinkohlengruben enthalten, die allein an 39,000 Menſchen beſchäftigen und jährlich im Durchſchnitt 18 Mill. Dresdner Scheffel Ausbeute geben, und hat mit Gateshead, welches zur Grafſchaft Durham gehört, durch eine ſchöne Brücke über den Tyne mit N. verbunden, gleichſam als eine Vorſtadt von N. anzuſehen iſt, etwa 46,000 Einw. N. iſt im Ganzen ſchlecht gebaut, nimmt ſich aber in der Ferne gut aus, indem es am Abhange eines zum Fluſſe ſanft ablaufenden Hügels liegt. Am jenſeitigen Ufer dehnt ſich in faſt unüberſehbarer Weite der breite, ſeiner ganzen Länge nach mit Kähnen beſetzte und ſtets ſehr lebhafte Kai aus, und rechts und links liegen am Ufer eine Menge Manufakturen, Fabriken ꝛc. Das Bemerkenswertheſte des Innern ſind ein noch ziemlich gut erhaltenes Kaſtell, 7 Kirchen, worunter St. Niclas, mit einem 198 Fuß hohen Thurme und im gothiſchen Geſchmack erbaut, mehrere Bethäuſer der Diſſenters, 3 Hoſpitäler, 7 Armenhäuſer, außerdem meiſtens enge und ſchmutzige Straßen. Wichtig ſind die hieſigen Seifen-, Glas-, Segeltuch-, Soda-, Pech-, Theer-, Vitriol-, Bleiweiß- und andere Fabriken; in der Stadt und Umgegend viel Thranſiedereien und Papiermühlen. Handel und Schifffahrt ſind bedeutend, eben ſo auf den großen Werften der Schiffbau. Sehr wichtig iſt die Steinkohlenausfuhr nach den Niederlanden, Frankreich, Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Portugal und Weſtindien; ſie betrug im J. 1800 an 17 Mill. Dresdner Scheffel. In Korn, Blei und anderen Produkten macht man ebenfalls ſtarke Geſchäfte, und ſchickt damit, ſo wie auf den Wallfiſchfang, mehr als 100 eigene Schiffe aus. Hiſtoriſch denkwürdig iſt N. als Geburtsort des Dichters Mark Akenſide (geſt. 1770.)

Newgate heißt das große Gefängniß für Criminalverbrecher in London.

Newlanark, ein Dorf in der ſchottiſchen Grafſchaft Lanark am Clydefluſſe, iſt beſonders bekannt wegen der Lehranſtalt für Fabrikanten-Kinder die von Rob. Owen (ſ. d.) im J. 1800 neu organiſirt wurde.

Newmarket, kleiner Flecken mit etwa 2800 Einwohnern, 55 engliſche Meilen von London, zum Theil zur Grafſchaft Cambridge, zum Theil zu Suffolk gehörig, und eine einzige Gaſſe bildend, iſt berühmt durch die Pferderennen, die hier gehalten werden (ſ. Wettrennen).

Newſtead-Abbey, in der engliſchen Grafſchaft Nottingham, war urſprünglich ein von Heinrich II. geſtiftetes Auguſtinerkloſter. Heinrich VIII. hob es auf und machte damit ſeinem Lieblinge, dem John Byron ein Geſchenk. Seitdem war N. der Sitz der Familie Byron.

Newton, Iſaak, der ſcharfſinnige Urheber der mathematiſchen Naturwiſſenſchaft, wurde am Chriſttage 1642 zu Woolsthorpe in der Grafſchaft Lincoln in England geboren und ſtarb am 20. März 1727 zu London. Als er auf die Welt kam, war er ein ſo ſchwächliches Kind, daß man an ſeiner Erhaltung zweifelte. Sein Vater war ſchon vor

Digitized by Google

ſeiner Geburt verſtorben, aber ſeine Mutter war ſorgſam auf ſeine Erziehung bedacht, obſchon ſie in eine zweite Ehe trat. Als N. zwölf Jahr alt war, brachte ihn ſeine Mutter auf die Schule zu Grantham, welches nahe bei ſeinem Geburtsorte liegt. Hier war er bei einem Apotheker in Penſion, und zeigte eine entſchiedene Vorliebe für Mechanik; er machte Modelle nach und ſtellte ſogar ſolche nach eigener Erfindung her, vernachläſſigte jedoch darüber ſeine Schulſtudien. Seine Mutter nahm ihn daher von der Schule zurück und beſtimmte ihn zum Landwirth. Hierzu hatte N. aber gar keine Neigung, er vernachläſſigte die Wirthſchaft, vertieft in Bücher oder mit mechaniſchen Arbeiten beſchäftigt. Noch jetzt zeigt man an dem Hauſe, wo N. in ſeiner Jugend gewohnt, eine Sonnenuhr, die er in jener Zeit hergeſtellt haben ſoll. Seine Mutter gab endlich der Neigung ihres Sohnes nach und brachte ihn nach der Schule zu Grantham zurück. Hier blieb er bis zu ſeinem 18. Jahre, wo er ſich auf die Univerſität zu Cambridge begab, und hier in dem ausgezeichneten Mathematiker Barrow einen Lehrer fand. Dabei ſtudirte er emſig die mathematiſchen Werke eines Carteſius und Wallis, und kam ſelbſt zu intereſſanten Entdeckungen, weil er die Gewohnheit hatte, bei der Lectüre ſelbſt in ſchriftlichen Anmerkungen eigene Gedanken auszuführen. Unter andern wurde N. auf dieſe Weiſe Entdecker des binomiſchen Lehrſatzes (ſ. d.) in der Allgemeinheit, welche er ſeitdem hat. Eine eigene Anſchauung über die Entſtehung mathematiſcher Größen führte N. zu einer der großartigſten Entdeckungen, die hier nur ganz im Allgemeinen angedeutet werden kann. Man kann ſich nämlich die Linie durch die Fortbewegung eines Punktes, durch das Fließen desſelben, entſtanden vorſtellen, ebenſo die Fläche durch das Fließen einer Linie, den Körper durch das Fließen einer Ebene, die Winkel durch Drehung der Schenkel. Kommt es nun darauf an, z. B. die Größe einer Fläche aus der Linie zu beſtimmen, ſo iſt klar, daß dieſe nach jener Vorſtellung größer oder kleiner ſein wird, je nachdem die Geſchwindigkeit des Fließens (der Linie, welches die Fläche erzeugte) in derſelben Zeit größer oder kleiner war. N. ſuchte daher die definitiven Werthe nach dem Ausdrucke jener Geſchwindigkeiten, welche er Fluxionen nannte, zu beſtimmen. So entdeckte N. die berühmte Methode der Fluxionen, welche, da er ſie nicht öffentlich bekannt machte, 11 Jahre nachher nochmals dem Weſen nach von Leibnitz entdeckt wurde, und dieſelbe iſt, welche noch jetzt in der Differentialrechnung in Anwendung kommt.

Dieſe und mehrere andere großartige Entdeckungen machte N. ſchon vor ſeinem 28. Jahre und ſtellte ſie in einer Schrift: „Analysis per aequationes numero terminorum infinitas“ zuſammen, welche er jedoch nicht bekannt machte. Im J. 1665 verließ er Cambridge, um der in London herrſchenden Peſt zu entgehen, und zog ſich auf ſeine Beſitzung in Woolsthorpe zurück. Hier ſoll er, wie eine Anekdote aus ſeinem Leben erzählt, durch einen herabfallenden Apfel zu den tiefſinnigſten Betrachtungen veranlaßt worden ſein. Durch den Fall des Apfels wurde ihm das Naturgeſetz in Erinnerung gebracht, daß alle Körper auf der Erde nach dem Mittelpunkte derſelben hinſtreben, was den Fall und die Richtung desſelben bedingt, und er warf ſich die Frage auf, ob dieſes Geſetz der Anziehung nicht im Weltenraume ſelbſt gelte, ſo daß nach demſelben die Weltkörper auf einander wirkten, und woher es dann komme, daß nicht einer auf den andern, daß nicht z. B. der Mond wie jener Apfel auf die Erde falle. Es lag nahe, von der Anziehung nach einem Mittelpunkte der Schwere die regelmäßige kreisähnliche Bewegung der Planeten abzuleiten, ſo daß ſie durch dieſe in ihren Bahnen gehalten würden, und dieſer Mittelpunkt der Schwere muß in der Sonne liegen, wie er für den Mond im Mittelpunkte der Erde zu ſuchen iſt. Durch Verbindung ſeiner tiefſinnigen Unterſuchungen mit dem dritten Keplerſchen Geſetze (ſ. Kepler) kam N. zu der Entdeckung, daß die Attraction der Sonne im umgekehrten Verhältniſſe des Quadrats der Entfernung wirke. Bei der ſpeciellen Berechnung, die N. für den Mond machte, wichen ſeine Reſultate um etwas von den beobachteten Werthen ab, welche Abweichung durch die ungenauere Beſtimmung des Erdhalbmeſſers verurſacht wurde, welche man damals hatte, und die N. ſeiner Rechnung zu Grunde legte. N., der 1666 nach Cambridge zurückgekehrt war, verſchwieg daher ſeine Entdeckungen.

Digitized by Google

Der Umſtand, daß 1668 Mercators (ſ. d.) „Logarithmotechnia“ allgemeines Aufſehen erregte, bewog N., ſeinem Lehrer Barrow ſein Manuſcript „Analysis per aequationes etc.“ (ſ. oben) mitzutheilen, von deſſen wichtigem Inhalte durch dieſen auch andere Gelehrte in Kenntniß geſetzt wurden, die ihn mit der größten Bewunderung aufnahmen, ohne daß ſich jedoch N. damals bewegen ließ, ſein Werk zu veröffentlichen. Er beſchäftigte ſich bereits mit neuen großartigen Unterſuchungen, ganz verſchiedener Art von den bisherigen. Zufällig war er nämlich zu einigen Beobachtungen über die Brechung des Lichtes durch das Prisma gekommen, und fand, daß das Licht nicht einfach ſei, ſondern daß jeder Strahl weißen Lichtes aus verſchiedenen Farbenſtrahlen zuſammengeſetzt ſei, welche ſich zunächſt dadurch unterſcheiden, daß ſie unter verſchiedenen Winkeln gebrochen werden, und ſo die Farbenerſcheinungen hervorbringen, die man mit Hülfe des Prisma beobachtet. N. nahm dieſe Beobachtungen mit größerer Sorgfalt auf, als er 1669 für Barrow Vorleſungen über Optik hielt, denn Barrow hatte ihm aus eigenem Antrieb ſeinen Lehrſtuhl abgetreten. Durch eine Abhandlung über verbeſſerte Einrichtung der Fernröhre fand ſich die königliche Societät zu London, der N. ein Fernrohr nach ſeiner Einrichtung überreichte, veranlaßt, ihn 1672 als Mitglied aufzunehmen. Hierauf legte N. der Societät den erſten Theil ſeiner Arbeit über die Analyſe des Lichtes vor, welche denſelben in den „Philosophical transactions,“ die ſie herausgab, in Druck beförderte. Man erkannte N.'s großartige Entdeckung mit Bewunderung an; aber dieſes verhinderte nicht, daß Hooke, ein durch Gelehrſamkeit und Gewandtheit gleich ausgezeichnetes Mitglied der Societät, N. in einen Streit über die Richtigkeit ſeiner Annahme verwickelte. Schon damals wurde gegen die Newtonſche Emanationstheorie die Undulationstheorie (ſ. Licht) geltend gemacht, aber auch ſchon damals wie jetzt in dieſem Streite, das eigentliche Verdienſt N.'s (worauf er ausdrücklich allein Anſpruch machte, indem er jede Meinung, daß er eine Hypotheſe habe aufſtellen wollen, von ſich zurückwies) überſehen: die mathematiſche Beſtimmtheit, welche in derartigen Unterſuchungen zuerſt von ihm eingeführt wurde, und deren Einführung ſeine Ausdrucksweiſe bedingte. Den Einwendungen Hooke's antwortete N. in einer Abhandlung, welche ebenfalls in den philos. transact. erſchien. Weniger geiſtvoll als Hooke's waren Einwendungen, die von Andern gegen N.'s Entdeckungen gemacht wurden, und N. mußte ſich die Mühe geben, dieſelben, ſo unreif ſie auch mitunter waren, zu widerlegen, was ihn verſtimmte und in dem Entſchluſſe beſtärkte, fernerhin nichts von ſeinen Entdeckungen mitzutheilen.

Zu Ergänzung ſeiner Unterſuchungen über das Licht machte er 1675 nur noch eine Abhandlung über die Farbenerſcheinungen beim Durchgange des Lichts durch dünne Blatten bekannt, welche ſich auf die ſchärfſten Meſſungen und die feinſten Beobachtungen ſtützte. Hooke wurde Sekretär der Societät, und um ſo zurückhaltender wurde N. mit ſeinen Arbeiten. Als er 1679 einen Bericht über eine aſtronomiſche Arbeit zu liefern hatte, wurde er zu dem Vorſchlage veranlaßt: die Bewegung der Erde durch directe Verſuche über die Abweichung frei fallender Körper von der Verticale darzuthun, und dadurch zu ſeinen frühern Unterſuchungen über die Gravitation zurückgeführt. Durch Meſſungen von Piccard in Frankreich hatte man ſeitdem eine genauere Beſtimmung des Erdbahnhalbmeſſers erhalten, und N. benutzte ſie, ſeine Rechnungen, deren oben Erwähnung gethan wurde, wieder vorzunehmen, und fand nun das von ihm gefundene Gravitationsgeſetz glänzend beſtätigt. N.'s Lehre gewann bald auch politiſche Wichtigkeit. König Jacob II., der mit dem Plane umging, den Katholicismus in England wieder einzuführen, hatte an die Univerſität zu Cambridge die Forderung geſtellt, einen Benedictinermönch den Gradus zu ertheilen, ohne von ihm den gebräuchlichen Eid gegen die katholiſche Religion zu verlangen. Die Univerſität hielt feſt an ihrem Rechte und N. wurde der Commiſſion zugethan, welche daſſelbe vor dem Hofe in Schutz nehmen ſollte. N. benahm ſich bei dieſer Gelegenheit ſo feſt, daß ihn im folgenden Jahre die Univerſität zum Bevollmächtigten im Parlament ernannte, welches die Erledigung des Thrones ausſprach und Wilhelm auf denſelben berief. Hier lernte ihn der Graf von Halifax kennen, der 1696 Finanzminiſter wurde und den großartigen

Digitized by Google

Plan faßte, ſämmtliche Gold- und Silbermünzen umzuſchmelzen. Er verſchaffte N. die einträgliche Stelle eines Münzmeiſters. N. beſchäftigte ſich nun neben ſeinen mathematiſchen Studien auch noch mit chemiſchen, die ihm übrigens ſeit ſeiner Kindheit nicht fremd geblieben zu ſein ſchienen. Die Frucht jahrelangen Fleißes wurde ihm durch einen unglücklichen Zufall entriſſen, indem ein Feuer, welches ſein Hund im Laboratorium veranlaßte, ſeine Schriften verzehrte. Dieſer Unglücksfall ſoll einen ſo tiefen Eindruck auf N. gemacht haben, daß er ſogar einige Zeit an Verſtandeszerrüttung litt. Er wurde indeß wieder geheilt. Es waren 1687 zuerſt von N.'s Philosophiae naturalis principia mathematica die erſten zwei Bücher erſchienen, ein wahrhaft unſterbliches Werk; ſeit dieſer Zeit aber hat N. kein neues Werk mehr geſchrieben, und er begnügte ſich, ſeine frühern Schriften auszuführen, in einzelnen Theilen weiter auszuarbeiten und in Druck zu beſorgen, und auch hierbei hat er ſich meiſt älterer Beobachtungen und Handſchriften bedient. Sein Ruf verbreitete ſich über das ganze gebildete Europa und fand überall die würdigſte Anerkennung, obgleich ſeine Bücher ſo hochwiſſenſchaftliche Gegenſtände enthielten und ſo wenig für den Ungebildeten berechnet waren, daß es nur eine kleine Anzahl Menſchen gab, die ſie zu verſtehen vermochten. N. wurde 1699 zum auswärtigen Mitgliede der Pariſer Akademie, 1701 zum Parlamentsdeputirten der Univerſität Cambridge und 1703 zum Präſidenten der Londoner Societät ernannt, und 1705 creirte ihn die Königin Anna zum Ritter. Zunächſt gab N. ſeine Optik heraus, welche 1704 in engliſcher Sprache und dann von Clarke ins Lateiniſche überſetzt 1706 erſchien. Zu jener Ausgabe gab N. zwei Abhandlungen: „De quadratura curvarum“ und „Enumeratio linearum tertii ordinis,“ von denen die erſte die Methode der Fluxionen auseinanderſetzt. Ohne ſein Wiſſen veröffentliche Whiſton 1707 ſeine Arithmetica universalis, wie es ſcheint, nach den Vorleſungen über Algebra, die er in Cambridge gehalten hatte. Später erſchien ſie 1722 unter N.'s Aufſicht. Von einem andern Herausgeber aber mit ſeiner Zuſtimmung erſchien 1711 eine kleine Schrift unter dem Titel: „Methodus differentialis,“ ebenſo die mehrmals erwähnte „Analysis per aequationes“ etc. Nach ſeinem Tode erſchien noch eine von ihm ſchon früher der Oeffentlichkeit beſtimmte Abhandlung über die Methode der Fluxionen, ſowie eine andere, welche ſeine Vorleſungen über Optik enthielt. Die ſpätern Lebensjahre N.'s wurden durch einen bis zur höchſten Leidenſchaftlichkeit ſich ſteigernden Streit verbittert und verunehrt, der ſich zwiſchen ihm und Leibnitz (ſ. d.) über die Erfindung der Differentialrechnung erhoben hatte. N. ſelbſt hatte früher öffentlich die Verdienſte Leibnitz's anerkannt, und der Streit wurde zunächſt durch einen Genfer Gelehrten, de Duillier, angeregt, und Leibnitz ſelbſt legte denſelben der Societät vor, deſſen Präſident N. war. Die Sache war Gegenſtand der Nationaleiferſucht geworden, und mit großer Ungerechtigkeit wurde Leibnitz nicht nur ſeines wahren Verdienſtes beraubt, ſondern ſogar des Diebſtahls verdächtigt. Die Leidenſchaften entbrannten nun zwiſchen beiden Parteien um ſo heftiger, und N. ſowohl wie Leibnitz behandelten ſich gegenſeitig auf eine ihnen ſelbſt höchſt unziemliche Weiſe. Das einzig nützliche Produkt des Streites war, daß die den Gegenſtand betreffenden Briefe, welche voll großer Gelehrſamkeit waren, von der Societät geſammelt und 1712 unter dem Titel „Commercium epistolicum“ herausgegeben wurden. N. ließ ſich ſoweit hinreißen, daß er in der dritten Ausgabe ſeiner Principien 1725 diejenige Stelle wegließ, in der er früher Leibnitz's Verdienſte anerkannt hatte. — Wie die meiſten engliſchen Gelehrten ſeiner Zeit, ſo beſchäftigte ſich auch N., namentlich in der letzten Zeit ſeines Lebens, viel mit theologiſchen und überdies auch mit hiſtoriſchen Studien, und wir beſitzen mehrere in dieſer Beziehung von ihm abgefaßte Schriften. Merkwürdig iſt eine Schrift: „obs. ad Danielis Prophetae vaticinia nec non S. Johannis Apocalypsin,“ die 1736 nach ſeinem Tode erſchien und eine Deutung der bibliſchen Prophetien auf vergangene hiſtoriſche Ereigniſſe enthält. In ſeinem hohen Alter ſtarb N. der Wiſſenſchaft faſt gänzlich ab; er verwies ſogar diejenigen, die ihn ſeiner Schriften wegen um Rath fragen wollten, auf einen ſeiner Schüler, „der wiſſe es beſſer als er ſelbſt.“ Im Leben beſaß N. wenig Gewandtheit, ſein Aeußeres war angenehm, drückte aber nicht die Erha-

Digitized by Google

benheit ſeines Geiſtes aus; das Talent des öffentlichen Auftretens, zu dem ſich ihm als Mitglied des Parlaments Gelegenheit bot, ſcheint er nicht beſeſſen, und er ſoll ſich ſogar durch ſein zaghaftes und linkiſches Benehmen faſt lächerlich gemacht haben. Er war nie verheirathet, und würde in ſeinem Alter ſehr verlaſſen geweſen ſein, wenn er nicht ſeine Nichte nebſt deren Mann zu ſich genommen und für ihr Glück geſorgt hätte, die ihn mit dankbarer Liebe pflegte. Er hatte ein großes Vermögen erworben, weil er ſelbſt nur wenige Bedürfniſſe hatte, und brauchte dasſelbe zu vielen Wohlthaten. Bis in ſein höchſtes Alter genoß N. einer ungeſtörten Geſundheit, und ſtarb 85 Jahr alt nach nur zwanzigtägigem Krankenlager. Sein Leichnam ward auf Befehl König Georg's I. auf einem Paradebett ausgeſtellt und nachher in der Weſtminſterabtei nahe dem Eingange des Chors feierlich beigeſetzt. Sechs engliſche Pairs hielten bei der Beerdigung das Baartuch und der Biſchof von Rocheſter hielt die Leichenfeierlichkeiten. N.'s Familie, die ein Vermögen von mehr als 30,000 Pfd. St. geerbt, ließ ihm 1731 ein Denkmal ſetzen, deſſen Inſchrift mit den erhabenen Worten ſchließt: „Sibi gratulentur mortales tale tantumque exstitisse humani generis decus.“ Noch erhabener lautet eine andere, von Pope, wie man ſagt, verfaßte Grabſchrift: „Isaacus Newton hic jacet, quem immortalem coeli, natura, tempus ostendunt, mortalem hoc marmor fatetur.“ — „Nature and all her works lay hid in night, — God said: Let Newton be, and all was light (Nacht lag auf der Natur und ihren Werken dicht, — Gott rief Newton ins Sein und Alles wurde Licht). Seine Marmorſtatue wurde 1755 im Trinity-College in Cambridge aufgeſtellt. N.'s Leben und Verdienſte ſind am trefflichſten dargeſtellt von Brewſter in „Life of Newton“ (Lond., 1831, deutſch von Goldberg, mit Anm. von Brandes, Lpz., 1833); ſeine geſammten Werke gab Horsley in 5 Bänden lateiniſch (Lond., 1779—85, 4.) heraus, die durch eine von Caſtillon veranſtaltete Sammlung von 4 Bänden (Berl., 1744, 4.) ergänzt wurden. Die Stelle eines Commentars vertritt die von Leſueur und Jacquier veranſtaltete Ausgabe der Principien (3 Bde., Genf 1730—42, 4.)

Ney, Michel, Herzog von Elchingen, Fürſt von der Moskwa, Reichsmarſchall und Pair von Frankreich u. ſ. w., war geboren zu Saarlouis am 10. Jan. 1769 von armen Aeltern. Zuerſt Schreiber eines Advokaten, nahm er im 19. Jahre franzöſiſche Kriegsdienſte, ſtieg vom gemeinen Huſaren (1792) bis zum Officier, wurde beim Ausbruche der Revolution (1794) Capitän, und wegen ſeiner Tapferkeit und ſeines ſtets ſichern und richtigen Blickes vom General Kleber zum Escadronchef, ſo wie bald darauf zum Adjutanten ernannt. Nach mehreren ſehr glücklichen Treffen, an der Sieg, bei Altenkirchen, Dilshof (1796), beim Uebergange über die Rednitz und mehren anderen, ward er Brigadegeneral. Tapfer focht er unter dem General Hoche (1797), der ihm ein Huſaren-Corps übertrug, bei Neu-Wied, ward aber bei Diersdorf gefangen. Nachdem er wieder ausgewechſelt, wurde er 1798 Diviſionsgeneral. Im folgenden Jahre befehligte er die Truppen am Rhein, nahm Mannheim, nachdem er ſelbſt, als Bauer verkleidet, ſich von der Schwäche der Beſatzung überzeugt hatte, mit 150 Mann, drang gegen Stuttgart vor, unterſtützte beſonders Maſſena's Sieg über die Ruſſen unter Korſakoff bei Zürich, wandte ſich hierauf gegen den Neckar, und übergab das Commando hier dem General Lecourbe, unter dem er nun diente. Hierauf befehligte er unter Moreau, und zeichnete ſich ſehr bei Hohenlinden aus, wo er 10 Kanonen nahm, 10,000 Gefangene machte, und dadurch die Entſcheidung der Schlacht größtentheils herbeiführte. Im J. 1802 vermählte er ſich mit Mademoiſelle Auger, und ward noch in demſelben Jahre Geſandter bei der helvetiſchen Republik, bekleidete aber nur kurze Zeit dieſen Poſten, übernahm 1804 wieder den Oberbefehl über das Armeecorps bei Boulogne, und erhielt, als Napoleon in dieſem Jahre den Kaiſertitel annahm, die Reichsmarſchallwürde und das Großkreuz der Ehrenlegion. Beſonders glorreich wurde für ihn der Feldzug gegen Oeſterreich durch ſeine Siege bei Günsburg und Elchingen, wofür er zum Herzog von Elchingen erhoben wurde. Er beſetzte Tyrol, nahm Schartingen, drang bis Kärnthen vor und drängte den Erzherzog Johann zurück. Mit nicht weniger Erfolg operirte er die folgenden Jahre, in der Schlacht bei

Digitized by Google

Jena, bei der Einnahme von Magdeburg, und in den Treffen bei Soldau, Mohrungen, Gutſtadt, Schmoditen und Friedland, die ihm bei ſeinem Heere den Beinamen des Bravſten der Braven erwarben. In Spanien operirte er 1808 mit ſeinem 6. Corps gegen Madrid, unterwarf ſich Galicien und Aſturien, ſchlug bei Banos den General Wilſon, drang unter Maſſena in Portugal ein und deckte den Rückzug gegen den ſechsmal ſtärkeren Feind, entzweite ſich aber unterwegs mit Maſſena; dieſer nahm ihm das Commando und N. hielt ſich in Folge deſſen einige Jahre vom Kriegsſchauplatze entfernt und begann erſt wieder im Feldzuge gegen Rußland ſeine ſiegreiche Laufbahn. An der Spitze des 3. Armeecorps focht er bei Liaddy und Smolensk, ſiegte bei Valentia und Moſaisk, wo er das Centrum commandirte und die Schlacht entſchied. Er erhielt zum Lohne den Titel: Fürſt von der Moskwa. Sein Rückzug aus Rußland war, obwohl faſt der größte Theil ſeiner Truppen durch Hunger, Kälte und die ſteten Angriffe der verfolgenden Feinde vernichtet war, ein Meiſterſtück der Kriegskunſt. Im Jahre 1813 zeichnete er ſich in den Schlachten bei Lützen und Bautzen aus, wo er den feindlichen rechten Flügel umging, rückte nach einem kurzen Waffenſtillſtande gegen Berlin vor, wurde aber bei Dennewitz geſchlagen, zog ſich nach Torgau zurück, trieb die Schweden aus Deſſau, und bewährte, trotz der Unfälle der franzöſiſchen Armee bei Leipzig und Hanau ſeine alte Tapferkeit; ebenſo in Frankreich, wo er, ſtets an der Seite Napoleon's, von dieſen nur in den dringendſten und gefährlichſten Augenblicken an die Spitze der Truppen geſtellt wurde. Nach der Thronentſagung des Kaiſers, nahm er die Partei der Bourbons, und erhielt vielfache Beweiſe der königlichen Gunſt. Als er nach Napoleon's Landung Befehl erhielt, ſich den Fortſchritten desſelben zu widerſetzen, hatte er vielleicht den beſten Willen, dies zu thun, aber es fehlte ihm an innerer Kraft. Die allgemeine Begeiſterung des Volkes, ſowie des Heeres für Napoleon, ergriff auch ihn, er gab die Sache der Bourbons wieder auf, und trat in Lyon am 20. März unter die alten ſieggewohnten Fahnen. Das Glück war ihm jedoch jetzt weniger treu; er mußte den Engländern bei Quatrebras (1815, 16. Juni) weichen, ebenſo bei Waterloo, wo ſeine unglaubliche Tapferkeit an Wellington's Umſicht ſcheiterte. Fünf Pferde wurden ihm an dieſem Tage unter dem Leibe erſchoſſen, er ſelbſt ſuchte vergebens den Tod, und eilte verwundet und mit zerſchoſſenen Kleidern nach Paris, um der Pairskammer ſelbſt die Schreckensnachricht zu überbringen. Die Rückkehr des Königs beſtimmte in der Verordnung vom 24. Juni 1815 auch ſein Schickſal. Lange hielt er ſich verborgen, bis endlich ſein prächtiger Säbel, den man im Schloſſe eines ſeiner Freunde in Aurillac in Oberauvergne geſehen hatte, ſeinen Aufenthaltsort verrieth. Noch hätte ſich N. durch die Flucht retten können, allein er glaubte nicht an ſeine Verurtheilung, „weil er ſtets das Wohl des Vaterlandes im Auge gehabt habe". Am 5. Auguſt wurde er verhaftet, ſein Proceß Anfangs einer Militärcommiſſion, ſpäter aber der Pairskammer übergeben. Dieſe verurtheilte ihn am 6. Dec. zum Tode; am 7. früh 9 Uhr wurde er an der Sternwarte erſchoſſen. Bis zum letzten Augenblicke behielt er den Muth und die Entſchloſſenheit, die 26 Jahre hindurch, ſelbſt in den fürchterlichſten Schlachten, nie von ihm gewichen war. Als Couchy, der ihm das Todesurtheil vorlas, an ſeine Titel kam, unterbrach ihn N. mit den Worten: „Wozu hier noch Titel! Michel Ney und eine Hand voll Staub". Ebenſo gefaßt zeigte er ſich in den letzten Augenblicken. Als man ihm die Augen verbinden wollte, warf er das Tuch unwillig weg mit den Worten: „Habt ihr vergeſſen, daß ich 26 Jahre unter Kugeln geſtanden"? Hierauf wandte er ſich gegen die Soldaten, erklärte feierlich, daß er nie an ſeinem Vaterlande als Verräther gehandelt habe, und die Hand auf das Herz legend, rief er mit feſter Stimme: „Kinder, fehlt nicht! Es lebe Frankreich! Feuer!" N. war einer der tapferſten Krieger Napoleon's, tapfer wie ein Löwe, und mehr Taktiker, griff er den Feind am liebſten in der Fronte an. Als ſolcher war er aber unvergleichlich, und mitten im ſtärkſten Feuer entging ſeinem ſcharfen Auge nicht das Mindeſte. Nie verlor er ſeine Ruhe und Faſſung. Seine Befehle waren kurz, aber beſtimmt. Sein Eidbruch gegen Ludwig XVIII. rührte weniger aus böſem Herzen, als aus Charakterſchwäche her. Er hinterließ 4 Söhne, der älteſte Sohn, Joſ. Napoleon, Prinz von der Moskwa,

Digitized by Google

geb. am 8. Mai 1803, heirathete während der Reſtauration die Tochter Lafitte's, wurde nach der Julirevolution Adjutant des Herzogs von Orleans und erhielt am 19. Nov. 1831 die Pairswürde; doch machte er erſt im März 1841 von ſeinem Rechte in der Pairskammer zu erſcheinen, Gebrauch. Er ſprach ſich hier für die Befeſtigung von Paris aus und verlangte zugleich die Herſtellung der Ehre ſeines Vaters. Im Jan. 1849 wurde er Adjutant des Präſ. Ludwig Napoleon. — Sein zweiter Bruder führt den Titel eines Herzogs von Elchingen und ward unter Ludwig Philipp Cavalerieoberſt.

Niagarawaſſerfall, der, liegt im engliſch-nordamerikaniſchen Gebiete Canada. Hier verbindet der Niagarafluß den 48 Meilen und 15 Meilen breiten Erieſee mit den 55 Meilen langen und 13 M. breiten Ontario-See. In der Nähe des letztern iſt der berühmte Niagarafall. Der Fluß nämlich bildet hier eine Inſel zwiſchen 200 Fuß hohen Felſenwänden und ſtürzt 3240 Fuß breit in 2 Armen, deren weſtlicher 2100 Fuß, der öſtliche aber nur etwa 1140 Fuß breit iſt, an der Weſtſeite 142 Fuß, an der Oſtſeite 162 Fuß hoch, ſeine ungeheuere Waſſermaſſe mit entſetzlichem Toben herab. Ueber 8 Meilen weit hört man des gewaltigen Sturzes Toben und Brauſen, die Erde dröhnt weit umher und ein dichter Nebel verhüllt die erhabene Scene. Durch die zerſtörende Gewalt des Waſſers wird der Felſengrund immer mehr vernichtet und fortwährend reißen ſich bedeutende Felsſtücke los und verändern ſo den Fall ſelbſt, der, ſonſt weit nördlicher, ſeit 40 Jahren gegen 150 Fuß zurückgegangen iſt. Im Jahre 1751 erbauten die Franzoſen, die damaligen Beſitzer von Canada am rechten Ufer des Fluſſes das Fort Niagara, welches aber jetzt zum Freiſtaate Neuyork gehört. Am linken Ufer an der Mündung des Fluſſes, liegt die gleichnamige Stadt mit 200 Einw., ein wichtiger Stapelort für den Pelzhandel. Im J. 1848 iſt oberhalb des Falles eine Kettenbrücke über den Fluß errichtet worden.

Nibby, Antonio, einer der berühmteſten Archäologen neueſter Zeit, geboren am 4. Oct. 1792, geſtorben am 29. Dec. 1839, ſtiftete, nach gründlichem Studium der claſſiſchen Schriftſteller, insbeſondere der griechiſchen Sprache, bereits im Alter von 17 Jahren unter dem Namen Hellenica eine Akademie, um für jene in ſeinem Kreiſe lebhaftere Theilnahme zu gewinnen, die ſich jedoch 1816 gänzlich auflöſte. Schon vorher war er 1812 als Schreiber für die griechiſche Sprache bei der vaticaniſchen Bibliothek, Anfangs nur proviſoriſch, nach dem Tode des eigentlichen Inhabers der Stelle aber im Jahre 1814 definitiv angeſtellt. Bald nachher ward er bei der Congregazione economica angeſtellt, 1820 erhielt er die Profeſſur der archäologiſchen Wiſſenſchaften am römiſchen Archigymnaſium und trat in das philoſophiſche Collegium der Univerſität ein. Später ward er in die Generalcommiſſion für die Alterthümer und ſchönen Künſte beim Camerlengat erwählt und bei der franzöſiſchen Akademie als Profeſſor der Archäologie angeſtellt. Seine ſehr ſchätzbaren archäologiſchen Studien begann N. mit der von ihm beſorgten und mit Noten begleiteten vierten Ausgabe des Nardini (1820), welcher er eine Abhandlung über die Straßen der Alten beigab. Gleichzeitig erſchien ſein Aufſatz über den ſogenannten Friedenstempel, indem er die Baſilika des Conſtantin erkannte. Darauf folgten Unterſuchungen über das Forum, die Via ſacra, das Amphitheater des Flavius und die nahegelegenen Punkte, ferner die „Antiquariſche Reiſe in den Umgebungen Roms" (völlig umgearbeitet unter dem Titel: „Analyſe der Gell'ſchen Karte der Umgegend Roms" 3. Bd., 1837 bis 38). Zwiſchen beiden Bearbeitungen dieſer Schrift fallen die Erläuterungen zu den von Gell entworfenen Mauern Roms (1820), über die Form und Einrichtung der älteſten chriſtlichen Kirchen, über den Circus des Caracalla und den Tempel der präneſtiniſchen Fortuna (1821), über den Gabino-See (1824), Unterſuchungen über Porto und die antike Straße dahin, Bericht über eine Ausgrabung an der Momentana (1826) über das Grab der Horatier und Curiatier (1833) und über die Orti Serviliani (1833). Außerdem begann er ein „Lehrbuch der Archäologie" (Bd. 1, 1828), das aber nur ein Compendium für Studirende iſt, und ein „Lehrbuch über die röm. Alterthümer" (Bd. 1, 1830). Zuletzt erſchien ſein Werk: „Rom im Jahre 1838" (Bd. 1 und 2, 1838—40), das aus dem hinterlaſſenen Manuſcript fortgeſetzt werden wird. Auch über Denkmäler der

Digitized by Google

Sculptur hat N. eine Reihe von Arbeiten geliefert. Zuerſt eine Abhandlung über den ſterbenden Fechter (1820), dann, in Gemeinſchaft mit ſeinem Lehrer und Vorgänger am Archigymnaſium, Lorenzo Rè, Erläuterungen zu den Monumenten des capitoliniſchen Muſeums, ferner die Beſchreibung ausgewählter Monumente der Villa Borgheſe und endlich die Fortſetzung des „Museo Chiaramonti". Außerdem hat er wiederholt Vaſi's alten „Guida" bearbeitet, der gewöhnlich kurzweg „Nibby" heißt. Seine Werke zeigen den Ernſt, den er zu ſeinen Forſchungen hinzugebracht, und wenn ſie auch nicht frei von abenteuerlicher Hypotheſenſucht ſind, ſo iſt ihm doch die gelehrte Gleißnerei, der man ſo häufig in Italien begegnet, fremd.

Nibelungenlied, eigentlich „Der Nibelunge Not", iſt das großartigſte und bedeutendſte unter den Denkmälern der mittelhochdeutſchen epiſchen Volkspoeſie, dem unter dieſen nur die Gudrun (ſ. d.) zur Seite geſtellt werden kann. Seine metriſche Form iſt die vierzeilige Strophe, die ſogenannte Nibelungen- oder Heldenſtrophe, deren Zeilen paarweiſe ſtumpf reimen und durch Cäſur in Halbzeilen verfallen; von dieſen haben die den Vers anfangenden vier Hebungen, deren letzte gemeiniglich auf eine tonloſe Silbe fällt; von den Halbzeilen der zweiten Hälfte ſind die der drei erſten Verſe dreimal, die des vierten iſt meiſt, und in den ältern Theilen des Gedichts immer, viermal gehoben; doch entſprechen den Hebungen nicht immer eine gleiche Anzahl von Senkungen. Dem Inhalt nach zerfällt das Gedicht in zwei ziemlich gleiche Theile, deren erſter Siegfried's Schickſal begreift. Siegfried, Siegmund's, des Königs von Niederlanden, Sohn, kommt nach Worms, wo Günther, der König der Burgunden, mit ſeinen Brüdern Gernot und Giſelher und ſeiner ſchönen Schweſter Kriemhild wohnt. Er erhält dieſe zum Weibe, nachdem er durch ſeine Kraft Günthern den Beſitz der ſtarken Jungfrau Brunhild, der Herrin von Island, unſichtbar vermöge der Tarnkappe, erworben hat. Ueber den Werth ihrer Gatten gerathen Kriemhild und Brunhild in heftigen Streit, wobei jene unvorſichtig verräth, wie Brunhild durch Siegfried Günthern zu Willen gezwungen worden ſei. Brunhild ſinnt auf Rache und führt ſie durch den grimmen Hagen von Troneck aus. Siegfried's Ermordung auf der Jagd, ſeine Beſtattung und Kriemhilde's Klage, die Verſenkung des Nibelungenhorts (des Schatzes, den Siegfried einſt den nordiſchen Nibelungen abgewonnen) in den Rhein durch Hagen ſind die letzten Hauptpunkte der erſten Hälfte des Gedichts. Die zweite Hälfte beginnt mit Etzel's, des Hunnenkönigs, Werbung um Kriemhild und der Fahrt der Neuverlobten zu Etzel und enthält Kriemhilde's Rache. Kriemhilde ladet die Burgunden, die nun ſelbſt den Namen der Nibelungen erhalten, wonach dann das ganze Gedicht benannt iſt, zu einem Feſte ein; bei dieſen bereitet ſie ihnen den Untergang, um Siegfried's Mord zu ſühnen. In Etzel's Palaſte fallen Gernot, Giſelher und Günther mit ihren Dienſtmannen, unter ihnen Volker von Alzei, der Fiedler, nachdem ſie viele Dienſtmannen Etzel's, unter ihnen den treuen Rüdeger von Bechelarn und die Helden Dietrich's von Bern, der bei Etzel weilt, erſchlagen haben. Zuletzt fällt auch Hagen, das Geheimniß des Horts bewahrend, durch Kriemhilde's eigene Hand, die ihm mit Siegfried's Schwert das Haupt abſchlägt. Darüber ergrimmt der alte Hildebrand, Dietrich's Dienſtmann, und erſchlägt ſie ſelbſt.

Verſchiedene Sagenkreiſe ſind in dieſem Gedichte zuſammengefloſſen, namentlich der urſprünglich alt-mythologiſche niederrheiniſche von Siegfried, und, an Hiſtoriſches ſich anlehnend, der burgundiſche vom Untergang des burgundiſchen Königshauſes, der oſtgothiſche von Dietrich von Bern (Theodorich von Verona) und der vom Etzel, dem Hunnenkönig Attila. Ueber die Geſchichte der Geſtaltung und Verſchmelzung dieſer Beſtandtheile vergleiche man die ebenſo gründlichen als ſcharfſinnigen Unterſuchungen W. Grimm's in der „Deutſchen Heldenſage" (Gött. 1829) und K. Lachmann's in der „Kritik der Sage von den Nibelungen" (im „Rheiniſchen Muſeum" 1830). Weniger bedeutend ſind andere Schriften wie die von von der Hagen „Die Nibelungen, ihre Bedeutung" (Berl. 1819) und „Anmerkungen zu der Nibelungen Noth" (Frankf. 1824); Mone „Einleitung in das Nibelungenlied" (Heidelb. 1818); Göttling „Ueber das Geſchichtliche im Nibelungenlied" (Rudolſt. 1814) und „Nibelungen und Ghibellinen" (Rudolſt. 1816); und E.

Digitized by Google

Rückert „Oberon von Mons und die Pipine von Nivella“ (Lpz. 1836). Früher forſchte man eifrig nach einem beſtimmten Verfaſſer des Gedichts und A. W. von Schlegel rieth im „Deutſchen Muſeum“ (Bd. 1) auf Ofterdingen oder Klinſor. Lachmann hat in ſeiner Schrift „Ueber die urſprüngliche Geſtalt des Gedichts von der Nibelungen Not“ (Berl. 1816) eine richtigere Anſicht über die Entſtehung des Gedichts aufgeſtellt, die ſich auf richtiger Erkenntniß des Weſens und der Bildung des nationalen Epos gründet. Das Reſultat dieſer tiefen Unterſuchungen iſt, daß aus der Zuſammenſetzung von zwanzig noch erkennbaren epiſchen Volksliedern die vorher einzeln geſungen wurden und deren letzte Faſſung gegen das Ende des 12. Jahrh. fällt, um das J. 1210, nachdem jene theils ſchon Fortſetzungen, theils einzelne Zuſätze erhalten hatten, das Gedicht durch die Hand eines niederſchreibenden Sammlers und Ordners, deſſen Namen wir nicht wiſſen, der aber natürlich nicht als der Dichter gelten kann, in der Form des Textes hervorging, den die Münchener (ſonſt zweite Hohenemſer) Handſchrift bietet. Noch vor 1225 erfuhr das Gedicht zwei neue nicht unbedeutende Ueberarbeitungen, die in der Sanct-Gallner und der erſten Hohenemſer Handſchrift enthalten ſind. Dem Nibelungenlied in den Handſchriften und ſo auch in den Ausgaben iſt ein Gedicht in kurzen Reimpaaren angefügt „Die Klage“, wahrſcheinlich eine ſchon zu Ende des 12. Jahrhunderts verfaßte Umdichtung eines ältern ſtrophiſchen volksmäßigen Gedichts, das ſelbſt aus der Zuſammenfügung von Liedern über den Untergang der Nibelungen hervorgegangen war, welche aber in manchen Stücken von unſern Nibelungenliedern abgewichen ſein müſſen. Herausgegeben wurde zuerſt von Bodmer unter dem Titel „Chriemhilden's Rache“ das letzte Drittel des Nibelungenliedes, mit der Klage und Bruchſtücken aus dem vordern Theil (Zür. 1757, 4.) aus der erſten Hohenemſer Handſchrift, und das Ganze (die zwei erſten Drittel aus der Sanct-Gallner) von Müller in ſeiner „Sammlung deutſcher Gedichte“ (Berl. 1782). Von von der Hagen erſchienen 4 Ausgaben (Berl. 1810; Bresl. 1816 und 1820; Berl. 1842); auch wurde es von Zeune (Berl. 1815) und von Vollmer (Lpz. 1843) herausgegeben. Die erſte genaue kritiſche Ausgabe, deren Grundlage die Hohenems-Münchener Handſchrift iſt, lieferte K. Lachmann (Berl. 1826, 4.); in einer zweiten Ausgabe (Berl. 1841) machte er die verſchiedenen Beſtandtheile des Gedichtes kenntlich; „Die zwanzig alten Lieder von den Nibelungen“ ließ er abgeſondert aus den Zuſätzen (Berl. 1840, Fol.) in einer Prachtausgabe erſcheinen. Ein Abdruck der erſten Hohenemſer Handſchrift erſchien in dem „Liederſaal“ (Bd. 4) vom Freiherrn von Laßberg, in deſſen Beſitz jene iſt, und danach von Schönhuth (Tüb. 1834 und 1840), ſowie von O. Marbach (mit Holzſchnitten nach Bendemann und Hübner, Lpz. 1840, Fol.). Unter den neudeutſchen Ueberſetzungen iſt die beſte von Simrock (Berl. 1827, „Die zwanzig Lieder“ allein, Bonn 1840); weniger Beachtung verdient die von von der Hagen und Büſching (Lpz. 1815), mißlungen aber ſind die Moderniſirungen von Hinsberg (5. Aufl., Münch. 1840) und von Rebenſtock (Berl. 1835).

Nicäa, eine anſehnliche Stadt in der kleinaſiatiſchen Provinz Bithynien am Aſkaniaſee, wurde von Antigonus, dem Sohne des Philippus, erbaut und nach ihm urſprünglich Antigonia genannt. Erſt ſpäter nannte ſie Perdikkas, nach ſeiner Gemahlin Nicäa. Sie war frühzeitig der Sitz eines chriſtlichen Biſchofs. Im Jahre 1080 wurde ſie mit Hülfe der Türken von Nicephorus Meliſſenus, 1097 aber von Gottfried von Bouillon erobert und dem griechiſchen Kaiſerthum wieder einverleibt. Nach Begründung des lateiniſchen Kaiſerthums in Konſtantinopel, erhob Theodor Laſkaris 1206 N. zum Sitz eines eigenen griechiſchen Kaiſerthums, das bis 1261 beſtand, wo Michael Paläologus daſſelbe wieder nach Konſtantinopel verlegte. (S. Byzantiniſches Reich). Im Jahre 1330 kam es für immer in die Gewalt der Türken. Gegenwärtig führt N. den Namen Isnik, gehört zum Ejalet Anadoli, iſt aber nur noch von wenigen Einwohnern bevölkert; von der einſtigen Größe des Ortes geben allein die Stadtmauern mit ihren Thürmen und Thoren, eine Waſſerleitung und der ſogenannte Palaſt des Theodorus Zeugniß. Berühmt ſind in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche die in N. 325 und 787 abgehaltenen allgemeinen Kirchenverſammlungen (das 1. und 7. ökumeniſche Concil). Die erſte wurde von

Digitized by Google

Konſtantin dem Großen veranſtaltet, hauptſächlich zur Beilegung der Arianiſchen Streitigkeiten. Durch des Kaiſers perſönlichen Einfluß und die Beredtſamkeit des alexandriniſchen Diakons Athanaſius trug die orthodoxe Kirche den Sieg davon. Die Arianiſche Lehre wurde verdammt und das auf den Grund des alten apoſtoliſchen Symbolismus gebaute Glaubensbekenntniß angenommen, welches unter dem Namen des nicäniſchen Glaubensbekenntniſſes bekannt iſt. (S. Symbol.) Außerdem wurde noch die Gleichzeitigkeit der Oſterfeier in allen chriſtlichen Gemeinden angeordnet und Manches über die Verhältniſſe der Geiſtlichen und die Kirchenzucht feſtgeſetzt, der Antrag aber, die Geiſtlichkeit zur Eheloſigkeit zu verpflichten, verworfen. Das zweite Concil in N. hielt im Jahre 787 die Kaiſerin Irene, und ſetzte hier gegen die Bilderſtürmer den folgereichen Beſchluß durch, daß den Bildern eine durch Küſſen, Kniebeugung, Räuchern und Lichteranzünden zu erzeigende Verehrung zu widmen ſei. Auch wurde das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet.

Nicander, Karl Auguſt, ſchwediſcher Dichter, geb. 1799 in Strengnäs, hat ſich unter den jetzt lebenden Dichtern ſeiner Nation ausgezeichnet. Sein erſtes Gedicht lieferte er unter dem Namen Auguſt in ein zu Upſala, wo er ſtudirte, erſcheinendes Taſchenbuch „Kalender för Damer“ (1820), und gab in demſelben Jahre eine Tragödie „Runesvardet eller den förste Riddarn“ (das Runenſchwert oder der erſte Ritter) heraus, die unter die gelungenſten ſeiner Arbeiten gehört. Nach dieſen erſchienen von ihm „Runorna“ (die Runen), eine Reihe von 16 Gedichten, mit Zeichnungen vom Freiherrn von Hamilton, einem Freunde N.'s. Nachdem er promovirt, trat er 1823 in die königliche Kanzlei ein. Es erſchienen demnächſt ſein mit dem erſten Preis der ſchwediſchen Akademie gekröntes Gedicht „Taſſo's Död“ und „Konung Enzio“. Unterſtützt vom Kronprinzen und von der Akademie unternahm er 1827 eine Reiſe nach Italien, die aber die traurigſten Reſultate für ihn hatte. Mangel an Mitteln brachte ihn nämlich in die verzweifeltſte Lage und arm, mit Schulden belaſtet und mit gebrochenem Herzen kehrte er in die Heimath zurück. Hier warteten ſeiner neue Bedrängniſſe, da er für das Geſchäftsleben durchaus nicht paßte und auch mit ſeinem Talente nicht zu wuchern verſtand. Zwar erhielt er für ſeine „Minnen från Södern“ (Örebro 1831), ſowie für eine Sammlung ſeiner Gedichte und Novellen, die unter dem Titel „Hesperiden“ erſchienen, ein nicht unbedeutendes Honorar; doch mußte er den größten Theil davon zur Deckung ſeiner theils auf der Reiſe, theils ſchon früher gemachten Schulden hingeben. Oft mußte er darben und ſogar am Nothdürftigſten Mangel leiden. Er gab ſich dem Trunke hin. Sein alter Freund, Baron Hamilton, nahm ihn zwar auf ſein Gut; doch nach einigen Jahren ging N. nach Stockholm zurück wo er nun bei einem Buchhändler arbeitete. Seine letzte Arbeit war das Gedicht „Lejonet i öcknen“, eine Apotheoſe Napoleon's. Er ſtarb am 7. Febr. 1839. Nach ſeinem Tode erſchienen ſeine Dichtungen in einer neuen Sammlung. Sie zeichnen ſich weniger durch Gedankenreichthum als durch Anmuth und vollendete Schönheit des Versbaues und der Sprache aus.

Niccolini, Giovanni Battiſta, der ausgezeichnetſte Dramatiker unter den jetzt lebenden italieniſchen Dichtern, ſtammt aus einer florentiniſchen Patricierfamilie und wurde am 31. Dec. 1785 in den Bädern S. Giuliano bei Piſa geboren. Er beſuchte die Univerſität zu Piſa, machte hier Philoſophie, Jurisprudenz und claſſiſche Literatur zu Hauptſtudien, erwarb ſich durch Kenntniſſe und Bildung bald Freunde und hohe Gönner und wurde von der damaligen Königin von Hetrurien, Marie Louiſe von Bourbon, zum Lehrer der Geſchichte und Mythologie und zum Bibliothekar an der Akademie der ſchönen Künſte zu Florenz ernannt. Als Mitglied der Akademie der Cruſca, hatte er oft Gelegenheit bei mehreren wichtigen literariſchen Verhandlungen derſelben ſeine tiefe überwiegende Gelehrſamkeit, namentlich als Sprachforſcher und Kritiker, zu zeigen. Damals ſchrieb er ſeinen „Verſuch über den Antheil des Volkes an der Bildung der Sprache“ und „Betrachtungen über Monti's Kritik des Wörterbuchs der Cruſca“. Sein proſaiſcher Stil iſt das Muſter italieniſcher Schreibart, edel, kräftig, harmoniſch, gedrängt und elegant ohne Affection und Künſtelei, von welchen Mängeln mehrere berühmte gleichzeitige Proſaiker ſeiner Nation,

Digitized by Google

wie Perticari, Giordani u. A. nicht frei ſind. Als Tragiker, welchem Studium er ſich mit beſonderer Vorliebe gewidmet hat, trat er in Alfieri's Fußtapfen, übertrifft ihn aber ohnſtreitig an Lebendigkeit und Wärme der Phantaſie, und an Gewandtheit des Ausdrucks. Sein erſtes Trauerſpiel: „Polyxena" erhielt 1810 den von der Cruſca ausgeſetzten Preis. Unter ſeinen ſpätern Stücken erwähnen wir: „Ino und Themiſto"; „Medea und Oedipus im Haine der Eumeniden"; „Mathilde"; „Nabucco" (ein zu London erſchienenes Drama, welches Napoleon und ſeine Zeit im fremden Gewande darſtellt); „Antonio Foscarini" (eines ſeiner gelungenſten Dramen, wozu er den Stoff aus der venetianiſchen Geſchichte entlehnte), und „Johann von Procida" (zuerſt 1830 in Florenz aufgeführt), welches den beſten Erzeugniſſen des italieniſchen Theaters an hinreißendem Feuer, einer kräftigen ſchönen Sprache und Gluth der Leidenſchaften an die Seite zu ſtellen, leider aber aus politiſchen Rückſichten, wie ſein „Foscarini" von den beſten Bühnen verbannt war. Eine Geſammtausgabe der Schriften N.'s iſt 1831 flg. zu Florenz erſchienen. Von ſeinen nachfolgenden Dramen ſind noch zu nennen „Lodovico il Moro" (1834), „Rosamunda" (1839) und „Arnoldo da Brescia" welches gleich nach ſeinem Erſcheinen in den röm. Index kam, da der Dichter darin nicht nur für Befreiung vom fremden Joche, ſondern auch gegen die weltliche Macht der Kirche eifert.

Nicephorus iſt der Name von mehreren griechiſchen Geſchichtsſchreibern des Mittelalters, die größtentheils zu den Byzantinern (ſ. d.) gehören. Eine beſondere Erwähnung verdienen Nicephorus, Patriarch von Konſtantinopel, geb. 758, geſt. 828, Verfaſſer einer „Chronologia compendiaria" (herausgegeben von Camerarius, Baſ. 1561, Fol.; Lpz. 1573, 4.) und eines „Breviarium historicum" (herausgegeben von Petau, Par. 1648, Fol.; neue Ausgabe von J. Bekker, Bonn 1837). — N. Bryennius, aus Oreſtas in Macedonien, geſt. 1137, ſchrieb eine ziemlich parteiiſche Geſchichte des komneniſchen Hauſes, die von ſeiner gelehrten Gemahlin, der Anna Komnena (ſ. Komnenen) ergänzt wurde, wovon ſich aber nur vier Bücher erhalten haben, die den Zeitraum von 1057—81 beſchreiben. Gute Ausgaben beſitzen wir von Poſſin (Par. 1666, Fol.) und Meineke (Bonn 1836). — N. Blemmides, Patriarch von Konſtantinopel, in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts, hat zwei geographiſche Schriften hinterlaſſen, die zuerſt von Spohn (Lpz. 1818, 4.) und dann von Manzi (Rom 1819, 4.) bekannt gemacht wurden. — N. Gregoras, Patriarch von Konſtantinopel im 14. Jahrhundert, ſchrieb eine „Byzantiniſche Geſchichte" in 28 Büchern, von denen aber nur 24 auf uns gekommen ſind, welche die Zeit von 1204—1351 behandeln, am beſten bearbeitet von Schopen (2 Bde., Bonn 1829—30).

Niceron, Jean Pierre, geb. zu Paris 1685, geſt. daſelbſt 1738, trat 1703 in den Barnabitenorden, machte beſonders Gelehrtengeſchichte zum Hauptſtudium und ſchrieb unter andern ein großes Werk: „Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres" (Paris 1727—41, in 42 Bänden, wovon jedoch nur 33 von ihm, die übrigen von P. Oudin). Ein Auszug, überſetzt und vermehrt von S. J. Baumgarten, E. Rambach, Ch. D. Jani, erſchien (Halle 1749—77) in 24 Bänden.

Nicetas Acominatus, von ſeinem Geburtsorte Chonä in Phrygien auch Choniates genannt, ein namhafter byzantiniſcher Geſchichtsſchreiber, erhielt um 1150 ſeine Bildung zu Konſtantinopel, bekleidete dann mehrere öffentliche Aemter und floh nach der Eroberung jener Stadt nach Nicäa in Bithynien, wo er um 1206 ſtarb. Sein Hauptwerk iſt eine Geſchichte der griechiſchen Kaiſer in 21 Büchern, die als Fortſetzung des Zonaras (ſ. d.) den Zeitraum von 1117—1203 umfaßt und von Wolf (Baſ. 1557, Fol.), Fabroti (Par. 1647, Fol.) und zuletzt von J. Bekker (Bonn 1835) herausgegeben worden iſt. Außerdem beſitzen wir von ihm eine Beſchreibung der von den Franken bei der Einnahme von Konſtantinopel zerſtörten Denkmäler, herausgegeben von Wilken (Lpz. 1830), der ſie in ſeiner „Geſchichte der Kreuzzüge" (Bd. 5, Lpz. 1829) auch ins Deutſche überſetzt hat. — N. Eugenianus lebte ebenfalls im 12. Jahrh., ſchrieb ein jambiſches

Digitized by Google

Gedicht in 9 Geſängen, welches die Liebesabenteuer des Charikles und der Droſilla ziemlich breit erzählt. Es wurde von Boiſſonade (2 Bde., Lond. 1819) zuerſt bekannt gemacht.

Nicholſon, Johann, gewöhnlich Lambert genannt, engliſcher Theolog unter Heinrich VIII., war Prediger der engliſchen Compagnie zu Antwerpen, wurde hier als Anhänger der Lehre Calvin's verfolgt, und nach England zurückgetrieben, hier ebenfalls von Warham, Erzbiſchof von Canterbury, heftig angegriffen, auf deſſen Betrieb eine Disputation zwiſchen N. und König Heinrich ſelbſt angeſetzt, nach deren 10ſtündiger Dauer Erſterer für überwunden erklärt, und, da er ſich zu widerrufen weigerte, 1538 verbrannt. — William, einer der größten engliſchen Mathematiker, geb. zu London 1753, machte in einem Alter von 16—20 Jahren drei Reiſen in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie nach Oſtindien, übernahm dann die Führung der Handelsgeſchäfte des verſtorbenen Wedgewood (ſ. d.) auf dem Continent, und widmete ſich ſpäter mit beſonderer Vorliebe den literariſchen Beſchäftigungen, trieb beſonders Mathematik, gründete 1775 ein Erziehungsinſtitut zu London, dem er mehrere Jahre rühmlich vorſtand, machte ſich durch Anfertigung wichtiger mechaniſcher Kunſtwerke bekannt, für welche er königliche Patente erhielt, entwarf den Plan zu den Waſſerkunſtwerken von Weſt- und Middleſex und anderen derartigen Werken, gerieth aber durch das Fehlſchlagen mehrerer Entwürfe und großer Unternehmungen, da er von keiner Seite Unterſtützung erhielt, in Schulden, ſaß lange Zeit im Schuldgefängniſſe und ſtarb 1815. Er ſchrieb viele unter ihnen ſehr vorzügliche Werke, wie: „Introduction to natural philosophy" (Lond. 1787, 2 Bde., mit Kupfern, Ebend. 1805; italieniſch, Florenz 1800; deutſch mit Zuſätzen von A. F. Lüdike, Lpz. 1787); „Dictionary of chemistry" (Lond. 1795); „Dictionary of chemistry, with its applications to the arts and manufactures" (Ebend. 1808); „First princip of chemistry" (Ebend. 1796; deutſch von Spohr, Riga 1791); „Journal of natural philosophy, chemistry and the arts" (Ebend. 1797, 5 Bde., mit Kupfern). Auch gab er: „British encyclopaedia" (Ebend. 1807—9) heraus.

Nichtigkeit und **Nichtigkeitsklage**, ſ. Nullität.

Nichts (nihilum), ſo viel wie nicht Etwas, beſtimmte ſchon Heraklit aus Epheſus (ſ. d.) als gleich dem bloßen Sein. Dieſes, das abſtracte reine Sein, iſt dasjenige Sein, dem nicht irgend eine Beſtimmtheit zukommt, dies oder jenes zu ſein, daher das nicht Etwas, d. h. das Nichts. Man kann die Vorſtellung auch ſo faſſen, daß man an einem jeden Dinge das bloße Sein übrig behält, wenn man an ihm alles dasjenige wegdenkt (davon abſtrahirt), was es zu einem beſonderen Dinge macht (da das Sein das allen gemeine iſt). Dies aber ſind ſeine vielen Eigenſchaften, denn dieſe hat das Ding als beſonders gegen andere, und da das Ding nichts iſt als die Geſammtheit ſeiner Eigenſchaften, ſo bleibt von dieſen abgeſehen — Nichts übrig, welches beſtimmtermaßen das Sein iſt. Das reine Sein iſt Allgemeines, näher erſtes Allgemeines, welches der Verſtand feſthält, daher die erſte Beſtimmung des Abſoluten, welche aber aus ſich ſelbſt in das Nichts umſchlägt, ſo daß es ſowohl es ſelbſt als dieſes iſt, und zugleich der Uebergang als Nichts in Sein und Sein in Nichts, d. h. Werden, welches eine zweite Beſtimmung des Abſoluten gibt.

Nicias, ein reicher und angeſehener athenienſiſcher Staatsmann und Feldherr, zur Zeit des peloponneſiſchen Kriegs war ein Gegner des Kleon (ſ. d.) und entwickelte nach deſſen Tode große Einſicht und Thätigkeit. Er namentlich vermittelte nach der für Athen unglücklichen Schlacht bei Amphipolis 423 v. Chr. einen 5jährigen Frieden mit Sparta, demzufolge der Beſitzſtand, wie er vor dem Kriege geweſen war, wieder hergeſtellt werden ſollte. Dieſe Bedingung wurde leider von beiden Seiten nicht erfüllt, und ſo brachen die Feindſeligkeiten einige Jahre darauf von neuem aus. Durch den leichtſinnigen Alcibiades (ſ. d.) wurden die Athener zu einer neuen Unternehmung gegen Sicilien fortgeriſſen, wovon man ſich die Eroberung der ganzen Inſel verſprach. Der bedächtige N. widerſetzte ſich zwar Anfangs, nahm aber dennoch, als ſeine Warnungen fruchtlos blieben, nebſt dem

Digitized by Google

Alcibiades und Lamachus als Flottenführer an dieſem Seezuge Theil. Auch erfocht er nach der Flucht des Alcibiades einen Sieg unter den Mauern von Syrakus und war nahe daran, die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, als eine peloponneſiſche Flotte zu Hülfe kam, worauf im Jahre 413 v. Chr. die athenienſiſche Flotte geſchlagen und eingeſchloſſen, die Mannſchaft aber nebſt den Anführern auf dem Rückzuge durch Sicilien theils getödtet, theils gefangen genommen wurde. Unter den Getödteten befand ſich auch N. Sein Leben hat Plutarch ziemlich ausführlich beſchrieben.

Nickel nennt man ein faſt ſilberweißes, ſtark glänzendes, vollkommen dehnbares Metall, ohngefähr ſo ſchwer wie Kupfer. Es iſt erſt ſeit 1751 bekannt, wo es der Schwede Cronſtedt aus dem Kupfernickel, welchen man früher für ein Erz hielt, und ihm wegen vielfacher vergeblicher Verſuche, ihn auf Kupfer zu benutzen, dieſen Spottnamen gab, darſtellte. Torb. O. Bergmann beſtimmte 1775 die Eigenſchaften deſſelben näher. Man findet das N. nie gediegen, ſondern zieht es ſtets aus dem geröſteten Kupfernickel oder aus der Kobaltſpeiſe. Als Nickellegirungen ſind zu bemerken Eiſennickel und Arſeniknickel. Mit Platin, Gold, Kupfer und Zink, wo es das Packfong oder Weißkupfer (ſ. d.) der Chineſen, und Eiſen, wo es Meteoreiſen gibt, geht das N. völlig dehnbare Legirungen ein. Wird das Nickelmetall unter Zutritt von atmoſphäriſcher Luft einer großen Hitze ausgeſetzt, ſo erhält man ein für die Porzellanmalerei nützliches Nickeloxyd. Zum Schmelzen erfordert das N. dieſelbe Hitze wie der weichſte Stahl. Wäre das N. häufiger zu haben und leichter rein darzuſtellen, ſo würde es, da es viele Eigenſchaften der edlen Metalle in ſich vereinigt, zu Gefäßen, und weil es an der Luft beſtändiger iſt als Eiſen und Stahl, und ſeinen Magnetismus ſchwerer als dieſe verliert, zu Conſtruction magnetiſcher Apparate ſehr zu empfehlen ſein.

Nicolai, Chriſtoph Friedrich, der bekannte Buchhändler und Schriftſteller, welcher als Gründer der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek" viel dazu beigetragen hat, die Deutſchen zu gemeinſamem geiſtigen Streben zu vereinigen, war geb. am 18. März 1733 zu Berlin, wo ſein Vater Buchhändler war. Da er einſt das Geſchäft deſſelben übernehmen ſollte, ſo beſuchte er die gelehrten Schulen in Halle und Berlin, und ſein Eifer nach wiſſenſchaftlicher Bildung fand beſonders an letzterem Orte hinreichende Nahrung. Während ſeiner Lehrzeit zu Frankfurt an der Oder von 1749—1752 trieb er mit beſonderer Vorliebe das Studium der alten und neuern Sprachen, der Mathematik, Geſchichte und Philoſophie und ſetzte daſſelbe auch nach beendigter Lehrzeit, in der älterlichen Handlung zu Berlin fort. Hier trat er zuerſt als Schriftſteller mit ſeinen „Briefen über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften" (Berl. 1756) auf, wozu ihm die damalige Trennung der deutſchen Literatur (ſ. Gottſched und Bodmer), hinreichenden Stoff darboten. Durch die Bekanntſchaft mit Leſſing und Mendelſohn wurde der Eifer, ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen raſtlos und ohne Rückſicht auf Anderer Meinungen zu verfolgen, in ihm noch mehr belebt. Der Umgang mit dieſen Männern und eigenes unausgeſetztes Studium, verſchafften ihm bald eine umfaſſende wiſſenſchaftliche Kenntniß, und die richtigen Anſichten dieſer 3 Männer bewirkten, daß in Kurzem eine große Anzahl der deutſchen Gelehrten ſich ihnen anſchloſſen. Die erſten Früchte dieſer Verbindung waren ſeine 4 Bände der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften" (Lpz. 1757—59), und „Briefe über die neueſte Literatur" (24 Bde., von 1759—65). Vor Herausgabe dieſes letzten Werkes nöthigte ihn der Tod ſeines Bruders, die väterliche Handlung zu übernehmen, und er mußte deshalb die Beendigung deſſelben ſeinen Freunden Weiße und Mendelſohn überlaſſen, brachte aber dagegen im Jahre 1765 ſeinen ſchon längſt gefaßten Plan zur Herausgabe einer „Allgemeinen deutſchen Bibliothek" zur Ausführung. Dieſes Werk, welches einen weſentlichen Einfluß auf das Fortſchreiten der wiſſenſchaftlichen Bildung in Deutſchland hatte, beſorgte er bis zum 107. Bande (1792); eine Fortſetzung deſſelben erſchien dann zu Kiel unter dem Titel: „Neue allgemeine deutſche Bibliothek"; mit dem 56. Bande derſelben übernahm jedoch N. aufs Neue die Herausgabe. N. verfehlte zwar hierbei den eigentlichen Zweck, die Deutſchen durch das Band der wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und Kritik zu einem geiſtigen Intereſſe

zu vereinigen, keineswegs, indeß gab dieſes Werk, wegen ſeiner oft mit großer Flachheit untermiſchten Strenge, zu manchen Reibungen und Gegenſchriften (wie z. B. von Herder, Wieland, Fichte, Lavater und Stark) Anlaß. Während dieſer Zeit beſchäftigte ſich N. noch mit verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Zweigen, mit Politik, Poeſie, Kunſtgeſchichte, Philoſophie, Theologie, ſchrieb auch Romane, welche den damaligen Zeitgeiſt ſchilderten, und daher mehr als Spiegel, weniger als Dichtung Werth haben. Seine „Charakteriſtiſchen Anekdoten von Friedrich II. u. A." (Berlin 1788—92) haben als Zeitgeſchichte viel Werth. Topographiſch wichtig und als Lectüre in jeder Hinſicht zu empfehlen iſt ſeine „Beſchreibung von Berlin und Potsdam" (Berl. 1786, 3 Bde., 3. Aufl.). Zu ſeinen vorzüglichſten Romanen gehören: „Leben und Meinungen des Magiſter Sebaldus Nothanker" (1799, 4. Aufl. mit Kupfern), eine Geißel für Schwärmer und Orthodoxen, iſt ins Franzöſiſche, Holländiſche, Däniſche und Schwediſche überſetzt worden; ferner: „Geſchichte eines dicken Mannes" (2 Bde., 1794, mit Kupfern), wozu ihn häufige Anfeindungen von Seiten ſeiner literariſchen Gegner Anlaß gaben. Eines ſeiner wichtigſten Werke, beſonders in ſtatiſtiſcher Hinſicht, iſt ſeine „Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz" (Berlin 1781, 3. Aufl., 1788 u. 1796, 12 Bde.), zwar etwas weitläuftig, jedoch wegen der Freimüthigkeit, welche ſich durch das ganze Werk ausſpricht, höchſt intereſſant. Sein „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert" (Berl. 1798) ſetzte ihn vielfachen Anfeindungen aus; in demſelben trat er als Gegner der kantiſchen Philoſophie auf, deren Dunkelheiten ihn nicht anſprachen, gab ſich zwar hier und da manche Blößen, verdiente aber dennoch den Spott nicht, mit welchen ſich viele ſeiner Gegner über ihn ausſprachen; als Gegenſchrift iſt bemerkenswerth: „N.'s Leben und ſonderbare Meinungen" von Fichte, herausgegeben von Schlegel (Tübing. 1801). Bei alle dem muß man jedoch die großen Verdienſte N.'s um Deutſchlands geiſtige Cultur anerkennen, und wenn er die letzten Jahre ſeines Lebens auch durch manche Kränkungen oft verbittert ſah, wurde er auf eine andere Art durch Beweiſe der öffentlichen Achtung dafür entſchädigt. Man ernannte ihn zum Mitglied der Akademien zu München, Berlin und Petersburg, und die philoſophiſche Facultät zu Helmſtädt ſandte ihm das Doctordiplom zu. N. genoß im Ganzen eine ſehr dauerhafte Geſundheit, und nur erſt in einem Alter von 70 Jahren konnte man bei ihm eine ſichtbare Abnahme ſeiner geiſtigen und phyſiſchen Kräfte bemerken; mit ihnen nahm auch ſein Einfluß auf die deutſche Literatur ab. Am meiſten untergrub das unglückliche Schickſal ſeines unterdrückten Vaterlandes ſeine letzten Lebenskräfte, und beſchleunigte ſein Ende 1811. Von ſeinen Schriften erwähnen wir noch: „Biographien von Kleiſt, Abbt, Möſer, Engel und Teller"; „Verſuch über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelorden gemacht worden" (Berlin 1782); „Bemerkungen über Geſchichte der Roſenkreuzer und Freimaurer" (Ebend. 1806), und „Ueber Gebrauch der falſchen Haare und Perrücken" (Ebend. 1801). — Ueber Leben und Charakter N.'s vergl. man: N.'s Selbſtbiographie, herausgegeben von Löwe, in ſeinen „Bildniſſen jetzt lebender Gelehrten" (III. 3.), und N.'s Schrift: „Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritiſchen Philoſophie, und meine Schriften dieſelbe betreffend, und über die Herren Kant, Erhard und Fichte" (Berl. 1799). N.'s Leben und Nachlaß erſchien 1820, herausgeg. von L. F. G. v. Göckingk.

Nicolay, Ludwig Heinrich Freiherr von, ein guter Dichter in faſt allen Gattungen von Gedichten, Fabeln, Erzählungen, Elegien, Epiſteln und Rittergedichten, wurde 1737 zu Straßburg geboren, war eine Zeit lang franzöſiſcher Geſandtſchaftsſecretär, ſpäter Profeſſor der Logik zur Straßburg, 1770 Cabinetsſecretär und Bibliothekar des Großfürſten Paul von Rußland, 1796 ruſſiſch kaiſerlicher Staatsrath, 1798 Director der Akademie der Wiſſenſchaften, und 1801 Geheimrath. Nebenbei war er Ritter mehrerer Orden. Aus beſonderer Neigung zur Dichtkunſt und nicht ohne Talent verſuchte er ſich in den oben erwähnten Gattungen, und ſeine Produkte ſind nicht ohne Phantaſie, Witz und feine Wendungen. Am gelungenſten ſind ſeine komiſchen Erzählungen. Er ſtarb 1820 auf ſeinem Gute bei Wiburg in Finnland. Eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke erſchien unter dem Titel: „Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Schriften" (Berlin 1795,

Digitized by Google

7 Theile, verbeſſert von Rammler), wozu noch ſeine „Theatraliſchen Werke“ (Königsb. 1811) hinzugekommen ſind. Vgl. Gerſchau „Aus dem Leben des Freiherrn L. v. N.“ (Hamb. 1834).

Nicoll, Robert, ein ſchottiſcher Dichter, wurde zu Auchtergaven in Pertſhire im Jan. 1814 geboren, als der Sohn eines armen Tagelöhners. Er wuchs in der drückendſten Armuth auf, mußte ſeit dem 8. Jahre für ſeinen Lebensunterhalt ſelbſt ſorgen und verdankte ſeine Erziehung lediglich ſeiner Mutter, die als eine wahrhaft heroiſche Frau geſchildert wird. Noch während er die Kühe hütete, las er engliſche Claſſiker; ſpäter ging er zu einem Krämer in Perth in die Lehre, bei dem er vom 13—19. Jahre diente; dann verſuchte er es mit einer Leihbibliothek. Nebenbei lieferte er Gedichte und Aufſätze in Zeitungen. Kaum 21 Jahre alt, gab er eine Sammlung ſeiner „Gedichte“ (Edinb. 1835; 3. Aufl. 1844) heraus; ſie machten viel Aufſehen und verſchafften ihm die Redaction der „Leeds Times“. Er widmete ſich dieſem Amte mit Eifer, ſtarb aber ſchon im Dec. 1837. Seine Gedichte zeichnen ſich durch tiefes Gefühl und eine ungewöhnliche Kraft und Fülle der Gedanken aus.

Nicolo Iſouard, auch Nicolo de Malte, oder Nicolo ſchlechthin genannt, berühmt als Operncomponiſt, wurde 1777 auf Malta geboren. Zum Seedienſt beſtimmt, beſuchte er zu Paris ein Erziehungsinſtitut, wo er ſeine Mußeſtunden zur Uebung in der Muſik anwandte. Im Jahre 1790, bei Ausbruch der Revolution, ging er nach Malta zurück, lernte hier nach den Willen ſeines Vaters die Handlung, ſetzte aber dabei ſeine muſikaliſchen Studien fort, ebenſo mehrere Jahre lang, während welcher er zu Palermo und Neapel als Commis conditionirte und widmete ſich endlich ganz der Muſik. Er vollendete ſeine Studien darin unter Piet. Guglielmi (ſ. d.) zu Neapel, und componirte bald darauf ſeine Oper: „L'aviso ai mariati“, die zu Florenz mit vielem Beifall aufgeführt wurde. Für Livorno componirte er hiernächſt die Oper: „Artaserse“, und erhielt den Ruf als Ordensorganiſt und Capellmeiſter des Ordens nach Malta. Nach Aufhebung des Ordens privatiſirte N. noch einige Zeit daſelbſt, und ging, nachdem die Franzoſen die Inſel verlaſſen hatten, wieder nach Paris zurück, wo er ſich nach Maſſigny und Gretry bildete, bald den Geſchmack der Franzoſen ſich zu eigen machte, und durch ſeine Oper: „Cendrillon“ (1810), die mehr als 100 Mal in kurzer Zeit auf dem Feydeau-Theater gegeben wurde, ſeinen Ruf auf immer begründete. Nicht weniger gefielen ſeine ſpätern Opern: „Joconde“, „Un jour à Paris“, „Les deux avares“, „Michel Ange“, „Jeannot et Colin“, „Les rendez-vous bourgeois“, „L'intrigue aux fenêtres“, „Le médecin turc“, „La ruse inutile“ und „Cimarosa“. Ueber der Bearbeitung der Oper „Aladin“ ſtarb N. 1818 zu Paris. In ſeinen ſämmtlichen Arbeiten herrſchen Lieblichkeit, Innigkeit, lyriſcher Schwung, Harmonie und Leichtigkeit der Ausführung vor. N. weiß daneben den franzöſiſchen und italieniſchen Stil auf höchſt anmuthige Weiſe zu verbinden.

Nicolovius, Georg Heinrich Ludwig, preußiſcher wirklicher geheimer Oberregierungsrath und ehemaliger Director im Miniſterium der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten, wurde am 13. Jan. 1767 zu Königsberg in Preußen geboren und nach dem frühen Tode ſeiner Aeltern von einer nahen Verwandten ſorgſam erzogen. Seine gelehrte Bildung erhielt er auf dem Friedrichscollegium und der Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Nach vollendeten Studien machte er eine Reiſe nach England, lernte auf ſeiner Rückreiſe in Berlin den damaligen däniſchen Geſandten, Grafen Friedr. Leop. zu Stolberg kennen, und begleitete ihn in den Jahren 1791 und 1792 auf einer Reiſe nach Italien, Sicilien und der Schweiz. Im Jahre 1795 folgte er dem zum Präſidenten in Eutin ernannten Grafen dorthin, ward vom Herzog von Oldenburg als Secretär und ſpäter als Aſſeſſor bei der Rentkammer angeſtellt. Hier trat er mit den ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten jener Zeit, mit Haman, den beiden Stolberg, Fr. Heinr. Jacobi, Matth. Claudius, J. H. Voß, Joh. Georg Schloſſer, mit deſſen Tochter, einer Nichte Goethe's, er ſich ſpäter verheirathete, in den innigſten Verkehr. Nach einem 10jährigen Aufenthalte in Eutin erhielt N. durch den mit ihm wohlbekannten Departementsminiſter von Oſtpreußen, Freiherrn von Schröter

und dem Kammerpräſident von Auerswald den Antrag in preußiſche Dienſte zu treten und als Aſſeſſor bei der Kriegs- und Domänenkammer in Königsberg die Schulangelegenheiten und die katholiſchen kirchlichen Sachen zu bearbeiten. Er folgte dieſem Rufe 1805 und ward noch in demſelben Jahre zum weltlichen Conſiſtorialrath, dann zum vortragenden Rathe bei dem Univerſitätscuratorium und zum erſten Bibliothekar bei der königlichen Bibliothek ernannt. Im Jahre 1805 ward N. zum Staatsrath befördert und ihm der Vorſitz für die Section des Cultus im Departement des Cultus und des öffentlichen Unterrichts mit beſonderer Verantwortlichkeit übertragen. Im Nov. 1820 erhielt er die Direction der Abtheilung für den Cultus und öffentlichen Unterricht und blieb in dieſer Stellung, als ein eignes Miniſterium für dieſe Geſchäftskreiſe unter dem Freiherrn von Altenſtein eingerichtet wurde. Nur in den Jahren 1824—32, wo die Verhältniſſe der Schulen und Univerſitäten und die demagogiſchen Umtriebe eines höhern Orts wünſchenswerth machten, dieſe Direction dem Geheimrath von Kamptz zu übertragen, ward N. der Direction der Unterrichtsangelegenheiten entbunden, übernahm ſie aber 1832 von neuem. Seit dem Jahre 1817 war er Mitglied des Staatsraths und hatte den Titel eines wirklichen geheimen Oberregierungsraths erhalten. Im Anfang des Jahres 1839 bat er um Verſetzung in den Ruheſtand und ſah ſein Geſuch mit der huldvollſten Anerkennung ſeiner langjährigen, verdienſtlichen Wirkſamkeit unter dem 31. Mai 1839 belohnt. Am 24. Oct. desſelben Jahres traf ihn am Abend nach einem heiter verlebten Tage ein Nervenſchlag, und am 2. Nov. ſtarb er. In allen ſeinen geſchäftlichen Beziehungen hat N. ein höchſt rühmliches Andenken hinterlaſſen; ſeine natürliche Anſpruchsloſigkeit, Beſcheidenheit und Herzlichkeit gegen Alle die ſich ihm nahten, übten einen überaus wohlthuenden Einfluß ſelbſt auf Den aus, dem er ſeine Wünſche nicht erfüllen konnte. Seinen hohen Beruf ſuchte er mit der größten Rechtlichkeit, Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen, es war ſeine Freude, Talente ans Licht zu ziehen, die Beſtrebungen tüchtiger Männer ohne Neid oder Vorurtheil zu fördern. Er war gerecht und duldſam gegen Andersdenkende, wenn ihre Anſicht nur Gott die Ehre gab, und wünſchte daher Milde in den Streitigkeiten mit den Altlutheranern. Auch in den Differenzen der Regierung mit den ungehorſamen Biſchöfen von Köln und Poſen ſoll er, nach den Behauptungen mancher Blätter, gleiche Schonung empfohlen, im Staatsrath vielfachen Widerſpruch deshalb erfahren und ſo ſeine Entlaſſung gefordert haben. Ob dies Alles wirklich ſo geſchehen, iſt jetzt noch nicht mit Gewißheit zu behaupten, jedenfalls war ſein Wille rein von allen perſönlichen Motiven.

Nicot, Jean, ſ. Taback.

Niebuhr, Karſten, bekannt durch ſeine Reiſen nach Arabien, wurde zu Lüdingworth im Hanöverſchen 1733 geboren und war däniſcher Ingenieurlieutenant, als er im Jahre 1761 den Auftrag erhielt, die auf Koſten König Friedrich's V. von Dänemark nach Arabien geſchickte Geſellſchaft Gelehrter, welche dieſes und die angrenzenden Länder in allen wiſſenſchaftlichen Beziehungen durchforſchen ſollte, zu begleiten. N. wurde für das Fach der Geographie ſeinen Begleitern Kramer, Bauerfeind, Hagen und Forskäl beigegeben. Die Geſellſchaft ging im Jahre 1761 von Kopenhagen über Konſtantinopel durch Aegypten nach Jemen. Binnen Jahresfriſt waren aber die genannten Männer geſtorben, und das mit großen Koſten begonnene Unternehmen wäre völlig mißglückt, wenn nicht N. entſchloſſen genug war, die Reiſe allein fortzuſetzen, und die Aufträge der ganzen Geſellſchaft als eine Erbſchaft zu betrachten, die er nun allein übernehmen müſſe. Erſt 1767 kehrte er zurück, und ſeine „Reiſebeſchreibung nach Arabien ꝛc.“ (Kopenh. 1774 u. 1778, 2 Bde.), ſowie ſeine „Beſchreibung von Arabien“ (Ebend. 1772), ſind noch heute 2 Werke, die des höchſten Ruhmes und eines unerſchütterlichen Vertrauens genießen, welches ſich auch bei der äußerſten Genauigkeit und Wahrheitsliebe, der entſchiedenen Entfernung von allem Hange zur Uebertreibung, und der gründlichen Gelehrſamkeit des Verfaſſers in vollem Maße verdienen. Beide Werke wurden auch ins Däniſche, Franzöſiſche, Holländiſche und Engliſche überſetzt. In ſeiner Ausgabe von P. Forskäl's „Descriptiones animalium etc., quae in itinere orientali observavit“ (Kopenh. 1775), und deſſen „Flora Aegyptiaco-arabica“

Digitized by Google

(Ebend. 1776), legte er ſeine und ſeiner Gefährten Forſchungen nieder. Im Jahre 1768 wurde N. zum Ingenieurcapitän zu Kopenhagen, 1778 zum däniſchen wirklichen Juſtizrath und Landſchreiber im Süderdithmarſchen zu Meldorf, 1808 zum Etatsrath und 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Er ſtarb am 30. April 1815.

Niebuhr, Barthold Georg, des Vorigen Sohn, königl. preuß. geheimer Staatsrath, Hiſtoriograph und Profeſſor zu Bonn, Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin u. ſ. w., am 27. Aug. 1776 zu Kopenhagen geboren, hat ſich ſowohl als ſcharfſinniger Alterthums-, Geſchichts- und Sprachforſcher, ſowie als ein mit den trefflichſten praktiſchen Kenntniſſen ausgerüſteter Staatsmann einen ehrenvollen Platz unter den europäiſchen Gelehrten geſichert. Seine erſte wiſſenſchaftliche Bildung fand er bei ſeinem Vater und ſpäter auf der Gelehrtenſchule zu Eutin unter Jäger und J. H. Voß, und es zeichnete ſchon den Knaben Begeiſterung für das damals neu belebte Studium des Alterthums, verbunden mit der umfaſſendſten Theilnahme an allem Menſchlichen, mit dem reinſten Sinne für alles Schöne, Edle und Große, mit dem wärmſten Eifer für Wahrheit aus. Im 14. Jahre ſeines Alters trieb er ſchon Hebräiſch und Arabiſch und verglich Handſchriften. In den Jahren 1793 und 94 beſuchte er die Univerſität Kiel, um die Rechte zu ſtudiren, doch blieb ſein ganzes Herz den Alten zugewendet. Er trat hier in ein vertrautes Verhältniß mit J. H. Jacobi und dem ehrwürdigen Arzte Hensler. Von hier ging er nach Edinburg, um ſich unter den damals hochberühmten Lehrern dieſer Univerſität den Naturwiſſenſchaften zu widmen, welche ſelbſt für eine Zeitlang bei ihm der Liebe zum Alterthume den Rang ſtreitig machten. Er hielt ſich hier anderthalb Jahre auf und machte dann eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach England, von der er nach 6 Monaten zurückkehrte und Privatſecretär des 1831 verſtorbenen Grafen von Schimmelmann, damals königlich däniſcher Finanzminiſter, wurde, auf welchem Poſten er die erſte Kenntniß von Staatsgeſchäften gewann. Im Jahre 1798 wurde er Secretär der damals neu errichteten, mit allen, die Verhältniſſe zu den Barbaresken betreffenden Geſchäften beauftragten Direction, 1800 Aſſeſſor im Oeconomie- und Commerzcollegium, 1803 Mitdirector der Bank und 1804 Committirter im Commerzcollegium. Seine Studien hatten damals ſchon eine entſchiedene Richtung zur Geſchichte genommen, und während ſeine praktiſchen Kenntniſſe der Staatskunde, des Handels und der Finanzwiſſenſchaft die Augen ſeiner Vorgeſetzten auf ihn lenkten, verbreitete ſich im Auslande ſein Ruf als Alterthumskenner und Orientaliſt, beſonders durch ſeine hiſtoriſchen und archäologiſchen Aufſätze im „Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft“ und in den „Deutſchen Blättern“. Im Jahre 1806 trat er als Mitdirector der Seehandlungs-Societät und geheimer Seehandlungsrath in preußiſche Dienſte, folgte bei dem damaligen Kriegsunruhen dem Hofe nach Königberg und Memel, und nahm ſpäter unter dem Staatsminiſter von Stein wirkſamen Antheil an der neuen Organiſation des Staates. Im Jahre 1808 wurde er mit dem Auftrage zur Negocirung einer Anleihe nach Holland geſendet und 1809 zum geheimen Staatsrath ernannt. In dieſer verhängnißvollſten Periode Preußens zeigte ſich N. im Leben ebenſo unerſchütterlich treu und wahr, wie er ſich in Schriften kräftig und geiſtvoll ausſprach. Letzteres geſchah namentlich dadurch, daß er gegen die Unterdrückung Deutſchlands durch franzöſiſchen Despotismus ſeine eignen Geſinnungen in dem mächtigen Organe des größten Redners des Alterthums, in einer im Auszuge gegebenen deutſchen Ueberſetzung von des Demoſthenes erſter Rede gegen den Philippus (Hamb. 1805; 2. Aufl., 1813) auszuſprechen wagte. Später ſchrieb er die in der damaligen Zeit nicht unwichtigen politiſchen Flugſchriften „Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof“ (Berlin 1814) und „Ueber geheime Verbindungen im preuß. Staate und deren Denunciation“ (Berl. 1815). In dieſer Zeit erſchienen auch die erſten Bände ſeiner „Röm. Geſchichte“ (3 Bde., Berl. 1811—32; 2. Aufl., 1827—42; Bd. 1, 4. Aufl., 1833), welche die frühere Zeit bis zum Kampfe mit Karthago umfaßt. Mit dem Erſcheinen dieſes Werks, das ſich zugleich durch Kraft und Würde der Darſtellung auszeichnet, begann für die Behandlung der römiſchen Geſchichte eine ganz neue Epoche, indem N. nicht nur die Unhaltbarkeit Deſſen, was bisher für beglaubigte Thatſache galt, nach-

zuweiſen ſuchte, ſondern auch aus der Maſſe von Sagen, Muthmaßungen und Verfälſchungen Das auszuſcheiden wußte, was als unverfälſchtes Element angeſehen werden muß und ſo den Grundſtein zu einer kritiſchen Geſchichte Roms legte. Er war es mithin, der die eigentliche hiſtoriſche Kritik ausbilden half, da er den Werth der Quellen, Angaben und Thatſachen aus dem innerſten Verhältniſſe der antiken Lebensordnung und Kunſt, frei von der herkömmlichen Tradition, entwickelte. Seine Anſichten wurden von Vielen beifällig aufgenommen und zum Theil noch erweitert oder mit neuen Gründen unterſtützt, von Andern aber, wie von Wachsmuth, Hellmann und Rubino in ihren Werken über römiſche Geſchichte und Verfaſſung angegriffen und widerlegt. Eine Ueberſetzung des von N. ſelbſt Begonnenen gab aus deſſen Vorträgen ſein ehemaliger Zuhörer der Engländer Leonhard Schmitz in der „History of Rome from the first punic war to the death of Constantine“ (2 Bde., Lond. 1844) heraus, die von Zeiß unter dem Titel „Röm. Geſchichte von dem erſten pun. Kriege bis zum Tode Konſtantin's“ deutſch erſchien (5 Bde., Jena 1844—46). Hierher gehören auch die ſpäter erſchienenen Abhandlungen „Ueber die Nachrichten von den Comitien der Centurien“ (Bonn 1824), die Streitſchrift „Duplik gegen Steinacker“ (Bonn 1824), ſowie ſeine Beiträge zur „Beſchreibung der Stadt Rom“ (4 Bde., Stuttg. 1830 flg.). Das Jahr 1814 unterbrach N.'s Studien und er ging im Auftrage der Regierung zu einer Negociation mit England abermals nach Holland. Im Jahre 1816 wurde er zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter in Rom ernannt. Seinen Eintritt in Italien bezeichnet eine der wichtigſten Entdeckungen neuerer Zeit, die einen unberechenbaren Fortſchritt in der Kenntniß und dem Verſtändniß des römiſchen Rechts begründet hat, die Auffindung der Inſtitutionen des Gajus in der Dombibliothek zu Verona. Der Hauptzweck ſeiner Sendung nach Rom war eine Uebereinkunft mit dem päpſtlichen Stuhle zur neuen Organiſirung der katholiſchen Kirche in den preußiſchen Staaten, und das Reſultat von N.'s Unterhandlungen iſt die im Jahre 1822 verfaßte Bulle de Salute animarum. N. genoß in Rom vorzüglich auch das Vertrauen des gelehrten Cardinals Conſalvi und die Achtung des edlen Papſtes Pius VII. Für die altclaſſiſche Literatur wurde N.'s Aufenthalt in Rom wichtig durch ſeine Herausgabe der Fragmente des Cicero, Livius, Seneca, und mit Angelo Mai der wichtigen Bruchſtücke von Cicero's „De republica“. Auf der Bibliothek von St. Gallen entdeckte N. auch die Gedichte des Fl. Merobaudes, Reſte aus der ſpäteſten römiſchen Poeſie. Zurückgekehrt nach Deutſchland, wählte er eine Zeitlang Bonn zu ſeinem Aufenthalte, wo er den dritten Band ſeiner römiſchen Geſchichte ausarbeitete. Später wohnte er zu Berlin den Sitzungen des Staatsrathes bei, las auch wieder öffentlich über römiſche Geſchichte und Alterthümer, Geſchichte der alten und neueſten Welt, griechiſche Geſchichte u. ſ. w., und beſorgte eine nach gereifteren Anſichten umgearbeitete neue Auflage der beiden erſten Bände ſeiner römiſchen Geſchichte. Die Herausgabe des dritten Bandes, welcher die Geſchichte Roms vom Liciniſchen Geſetze bis in das letzte Viertel des 5. Jahrhunderts der Stadt enthält, erfolgte erſt nach N.'s Tode. Noch kurz vor ſeinem Tode veranſtaltete N. noch eine Sammlung ſeiner in den Schriften der Berliner Akademie und in dem ſeit 1827 mit Brandis gemeinſchaftlich herausgegebenen „Rhein. Muſeum“ zerſtreuten Abhandlungen. Er ſtarb am 2. Januar 1831, nachdem er lange vorher ſchon ſich ſo ſehr auf ſich ſelbſt concentrirt hatte, daß er den reinen und freien Blick für die Dinge der Welt verlor. Sein Trübſinn, ſeine hypochondriſche Anſicht der Gegenwart, ſeine kaſſandriſchen Prophezeihungen über die heutige Entwickelung des Weltzuſtandes hat man vielfach beklagt und verurtheilt, und doch ſind ſie natürlich bei einem Manne, wie N. war. Er warf den Deutſchen die Thorheit vor, das Abſolute in der Idee erfaſſen und darſtellen zu wollen, und die ungeheuern Anſtrengungen der Franzoſen, das Abſolute ſogar auf den Wegen des praktiſchen Lebens zu erreichen und darzuſtellen, hielt er für Wahnſinn. Die franzöſiſche Revolution von 1830 ſah er als eine Wiederholung der erſten an, nur in andern minder excentriſchen Kreiſen, und darauf gründeten ſich ſeine Prophezeihungen. Er betrachtete die mannichfachen revolutionären Bewegungen in Europa während der letzten Monate ſeines Lebens als Aeußerungen eines

Digitized by Google

und deſſelben verderblichen Grundes und als Zeichen einer Entſittlichung, deren Folgen und ferneren Fortſchritten er mit banger Ahnung entgegenſah. — Unter N.'s Schriften erwähnen wir außer den obengenannten: „Efterretninger om Wilhelm Leyel, og den danske ostindiske Handel under hans Bestyrelse" (in den Schr. der ſcandin. Lit. Geſellſch. 1805, Bd. 1, S. 142—169); „Ueber die Geographie Herodot's"; „Ueber die als untergeſchoben bezeichneten Stellen des Plautus"; „M. Cornel. Frontonis reliquiae" (Berl. 1816); „M. Tull. Ciceronis orationum fragm.", „Tit. Livii fragm." und „L. Senecae fragm." (Rom 1820); „Inscriptiones Nubienses" (Ebend. 1821); „Fl. Merobaudis reliquiae" St. Gallen 1823, Rom 1824); „Kleine hiſtoriſche und philologiſche Schriften" (Bonn 1828), und viele Aufſätze im rheiniſchen Muſeum, im Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften, in den Kieler Blättern, den Heidelberger Jahrbüchern und in andern Literaturzeitungen. Ein großes Verdienſt erwarb er ſich dadurch, daß er zugleich mit Böckh und Brandis ſeit 1827 das „Rheiniſche Muſeum für Philologie" begründete und ſeit 1828 eine neue Bearbeitung der „Scriptores historiae byzantinae" im Verein mit mehreren Gelehrten ins Leben rief. Die „Griechiſchen Heroengeſchichten", ein Leſebuch für ſeinen Sohn Markus, wurden erſt aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben (Hamb. 1842). Vgl. Lieber „Erinnerungen aus meinem Zuſammenleben mit N." (aus dem Engliſchen von Thibaut, Heidelb. 1837) und „Lebensnachrichten über N. aus Briefen deſſelben und aus Erinnerungen einiger ſeiner Freunde" (2 Bde., Hamb. 1838).

Niederbayern, eine Provinz des Königreichs Bayern ſeit der neuen Kreiseintheilung im Jahre 1837, beſteht aus dem ehemaligen Donaukreiſe und einigen Parzellen des Iſarkreiſes iſt $197\frac{1}{3}$ □M. groß und zählt 540,000 Einw. Sie wird von der Donau und Iſar durchfloſſen, iſt im Süden der Donau ziemlich eben, im Norden vom bayeriſchen Wald bedeckt, und hat an den Ufern der Ströme den fruchtbarſten Boden aufzuweiſen. Die Bewohner beſchäftigen ſich beſonders mit Viehzucht, doch iſt auch der Flachsbau ſehr anſehnlich und der Seidenbau nicht unbedeutend. Holz gibt es im Ueberfluß, und das Mineralreich liefert hauptſächlich Eiſen, Blei und Steinkohlen. Die Bewohner beſchäftigen ſich beſonders mit Leinweberei, Glasfabrication und Thonwaaren; übrigens gibt es in N. im Ganzen wenig Fabriken. Zuſammengeſetzt wurde die Provinz aus dem ehemaligen Bisthum Paſſau (ſ. d.), dem Herzogthum Bayern und der Grafſchaft Ortenburg ($1\frac{1}{2}$ □M.), die 1806 gegen das Kloſter Tambach in Oberfranken von den Grafen von Ortenburg vertauſcht wurde.

Niederdeutſch, ſ. Plattdeutſch.

Niederlande, Königreich der. Die Geſchichte der N. beginnt erſt mit dem Jahre 60 v. Chr., wo die Chatten, aus ihren bisherigen Wohnſitzen am Taunus vertrieben, hier ein neues Vaterland ſuchten. Der Grund, warum dieſes Land ſo ſpät erſt der feſte Wohnſitz eines Volkes wurde, liegt in ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, da es rein dem Meere abgerungen und durch Anſchwemmungen des Rheins, der Maas und Schelde gebildet, nothwendig mehrerer Jahrhunderte bedurfte, um von Menſchen bewohnt werden zu können. Sei es nun, daß die Chatten nach jener Inſel, auf welcher ſie ſich niederließen (Cäſar's insula Batavorum), ſich nannten, oder daß ſie der durch die beiden Arme des Rheins und der Maas gebildeten Inſel ſelbſt erſt den Namen Batau gaben; ſie kommen nun unter dem Namen der Bataver vor. Cäſar ſchloß während ſeiner Kriege gegen die Gallier und Germanen (54 v. Chr.) mit ihnen ein enges Bündniß (fratres et amici pop. Rom.) und erfocht mit Hülfe ihrer berittenen Cohorten die glänzendſten Siege in Spanien und Griechenland (beſonders bei Pharſalus). Auch ſpäter kämpften Bataver in den Reihen der römiſchen Heere und bildeten unter den Kaiſern eine auserleſene Leibwache. Die Römer warfen ſich aber bald zu Oberherrn über ihre bisherigen Brüder und Freunde auf und betrachteten ſie als bloße dienſtpflichtige Vaſallen; die Blüthe der Bataviſchen Jugend blutete für römiſches Intereſſe und wurde in die entfernteſten Regionen zur Schlachtbank geſchleppt, und wiewohl das Land von den Römern durch Erbauung von Kanälen (fossa Drusiana, 12 v. Chr.), Dämmen und Heerſtraßen im Aeußern cultivirt wurde, ſo

Digitized by Google

verarmten dagegen die Bewohner durch Habſucht der römiſchen Präfecten, und als ſogar ein Bataviſcher Jüngling aus königlichem Stamme, Julius Paulus Civilis, Nero's Blutdurſte geopfert ward, rief des Gemordeten Bruder, Claudius Civilis, das bataviſche Volk zum Freiheitskampfe auf (69 n. Chr.). Unterſtützt von den Bructerern, Frieſen und allen Völkern von den Mündungen des Rheins bis zu den Alpen, vernichtete er die römiſchen Legionen in Belgien, zerſtörte alle Feſtungen längs des Rheins, mußte aber endlich doch dem Verrathe, wie dem beſſern Glücke eines Curialis weichen, und konnte ſein Vaterland Batavia nur dadurch vor dem Eindringen des Feindes retten, daß er die künſtlichen Dämme durchſtach, und ſo die ganze Inſel unter Waſſer ſetzte. Beide Theile ſchloſſen endlich Frieden. Die Bataver fochten wie früher in den Reihen der römiſchen Heere, verloren indeß ihre Selbſtändigkeit und Freiheit immer mehr, ihr Name verſchwindet endlich in dem der Saalfranken (ums Jahr 244 n. Chr.), und Bataviens Geſchichte fließt ſeit den Merovingern mit der des fränkiſchen Reichs zuſammen. Gleiches Schickſal hatten die Canninefaten und Bructerer; nur die tapfern Frieſen behaupteten ihre Unabhängigkeit durch manchen glänzenden Sieg, bis endlich Karl der Große durch einen Vergleich zu Salz (803) ſie zur Anerkennung ſeiner Oberlehnsherrlichkeit und Annahme des Chriſtenthums bewog; dagegen ließ er ihnen alle alten Rechte und Freiheiten; Grafen und königliche Sendboten regierten ſie nach ihren eigenen Geſetzen. (S. Belgien, Bataver und Frieſen). Der Vertrag zu Verdun (843) theilte Lothar I. die Niederlande unter dem Namen eines Herzogthums Lothringen zu, und als ſolches beſaß es auch Karl der Einfältige. Heinrich der Vogler machte die Niederlande oder Nieder-Lothringen und Friesland zu einem unabhängigen Theil des deutſchen Reichs. In jene Zeit fällt auch die Gründung des ſpäter ſo mächtigen Grafenhauſes Holland. Karl der Einfältige trat das Herzogthum Lothringen und ſomit auch die N. an Heinrich den Vogler ab (923), belehnte jedoch mit mehreren Ländereien zwiſchen der Maas, Ems und dem Rheine einen ſeiner Vaſallen, Namens Dietrich. Trotz ſeiner meiſt unglücklichen Kämpfe gegen die Frieſen dehnte dieſer die Herrſchaft ſeines Hauſes bis auf einen Theil von Flandern und Seeland aus, und ſchon der dritte Graf von Holland machte ſeine Würde erblich, gründete die Stadt Dortrecht (1018) und gab ihr ein Zollrecht über die Maas und Waal, an deren Mündungen ſie lag. Mit Johann I. erloſch das Haus des Grafen von Holland, und ihre Beſitzungen gingen auf Johann Grafen von Hennegau über (1299). Auf den höchſten Gipfel der Macht ſtand dieſes Haus, als es mit Wilhelm III. die vereinigte Grafſchaft Hennegau und Seeland beſaß und ſelbſt die Frieſen ſeine Oberherrſchaft anerkannten. Wilhelm IV. erhob den bisherigen Flecken Amſterdam zur freien Stadt, die ſich, im Beſitz vieler Vorrechte, bald zur blühendſten Handelsſtadt erhob. Einen Verſuch, die Frieſen gänzlich zu unterjochen, büßte er mit dem Leben (1345), und mit ihm erloſch der Mannesſtamm des Hauſes Hennegau und das Erbe fiel an ſeine Schweſter Margarethe, Gemahlin Ludwig des Bayern. Unter ihrem Sohne Wilhelm bildeten ſich die Parteien der Kabbeljauer (Stockfiſchfänger, Asellati) und der Hoeken (Angelhaken, Hamati), welche ſich 150 Jahre lang mit der größten Wuth gegenſeitig bekämpften. Dem wahnſinnig gewordenen Wilhelm folgte ſein Bruder Albert, der ein frieſiſches Heer von 30,000 Mann faſt gänzlich vernichtete, wiewohl nach 2 Jahren das tapfere Volk ſeine alte Unabhängigkeit wieder errang. Sein Nachfolger Wilhelm IV. ließ die Frieſen in Ruhe, gebrauchte dagegen ſeine Macht zur Unterdrückung des Adels. Von ſeiner Tochter erzwang nach ſeinem Tode Philipp der Gütige von Burgund, ihr Oheim, die Abtretung aller ihrer Lande, deren Beſitz durch ihren Tod (1434) ihm vollkommen geſichert ward. Nicht zufrieden mit dieſer Vergrößerung ſeines Hauſes — urſprünglich beſaß er nur die Franche Comté — erwarb er noch Namur durch Vergleich mit dem letzten Grafen (1428), das Herzogthum Brabant und Limburg durch den Tod ſeines Vetters Philipp (1430), und Luxemburg durch Vergleich mit der Erbprinzeſſin Eliſabeth, Enkel-Tochter Kaiſer Karl's IV. So herrſchte Philipp bereits über 10 bedeutende niederländiſche Provinzen: Brabant, Limburg, Luxemburg, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur, einen Theil von Friesland, nebſt Antwerpen

Digitized by Google

und Mecheln; auch das Bisthum Utrecht unterwarf er ſich im J. 1455. Was der Vater begonnen, ſuchte der Sohn, Karl der Kühne (1467—77), ein ſtolzer und herrſchſüchtiger Fürſt, zu vollenden. Doch ſchien ihm der Preis zu hoch, den der damalige deutſche Kaiſer Friedrich IV. für die Verleihung der Königswürde verlangte: die Hand der einzigen Tochter und Erbin Karl's für ſeinen Sohn, den ritterlichen Maximilian, und er brach daher die Unterhandlungen ab. Die glückliche Erwerbung des Herzogthums Geldern und der Grafſchaft Zütphen befeuerte ſeine kühne Eroberungsſucht aufs Neue und ließ ihn einen Plan entwerfen, der ſchon wegen ſeiner Kühnheit Bewunderung erregt. Mit Verachtung drei mächtiger Gegner, des deutſchen Kaiſers, des Herzogs von Lothringen und der Schweizer, beſchloß er, ſein Reich über das ganze Rheinufer bis nach Baſel hin auszudehnen. Allein die blutigen Tage von Granſon (3. März) und Murten (22. Juli) koſteten ihm ſeinen Kriegsruhm und die Schlacht bei Nancy (5. Jan. 1477) das Leben. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm des burgundiſchen Hauſes. Ludwig XI. von Frankreich beſetzte Burgund, die Franche Comté und Artois, und vereinigte ſie mit ſeiner Krone; die verlaſſene und gefangene Maria, Karl's Tochter, ward von den aufrühreriſchen Gentern gegen vielfache Privilegien und Vorrechte an den Erzherzog von Oeſterreich, Maximilian, verheirathet (1478), und mit ihr kamen die N. an das Haus Habsburg. Maria ſtarb durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde (27. März 1482) und hinterließ ihrem Gemahl die Vormundſchaft über den einzigen zurückgelaſſenen Sohn Philipp, durch deſſen Vermählung mit der ſpaniſchen Erbprinzeſſin Johanna (1497) die N. an die Krone Spanien kamen. Zwar ging unter Philipp's Regierung Geldern an den Herzog Karl verloren (1499), doch wurden dagegen die Frieſen unterworfen (1500). Philipp ſtarb 1506; ſein Sohn, Karl V., vereinigte endlich alle Provinzen der Niederlande und ließ ſie durch ſeine Tante Margarethe regieren. Sein großer Plan, alle dieſe Provinzen zu einem Staate zu vereinigen, ſcheiterte an den verſchiedenen Intereſſen, die jede Provinz einen andern Weg gehen hieß, und an der Beharrlichkeit, mit der jede einzelne Stadt ihre Privilegien und Vorrechte vertheidigte. Ebenſo konnte er es nicht hindern, daß die neue proteſtantiſche Lehre mit Macht und Schnelligkeit in den N. ſich ausbreitete. Edicte (wie das vom J. 1529) und Strenge halfen nichts, ſondern machten den Glaubenseifer nur deſto größer. Das tollſte Unweſen trieben die Wiedertäufer in Holland und Friesland, und konnten nur durch die härteſten Strafen zur Ruhe gebracht werden. Nicht weniger machte der Regentin der Herzog Karl von Geldern zu ſchaffen, den ein 20jähriger Krieg nicht zu beſiegen vermochte. Die Blüthe und der Wohlſtand der Niederlande und beſonders Antwerpens, der größten Handelsſtadt des damaligen Europa, erreichte aber unter Karl's Regierung den höchſten Gipfel und häufte eine unglaubliche Maſſe von Schätzen auf. Die 17 Landſchaften der damaligen N. waren nach und nach insgeſammt in die Hände Karl's V. gekommen. Dem Herzoge von Sachſen, Georg, kaufte er ſeine Rechte auf Friesland ab (1515); durch den Vertrag von Kampen (1517) gewann er Oberyſſel und bald nachher die Utrechtſchen Stiftslande (1528); der Herzog von Geldern mußte in die Abtretung Gröningens willigen (1536), und endlich erhielt Karl durch den Tod des Herzogs von Geldern auch noch Geldern und Zütphen. Die aufrühreriſchen Genter büßten zu derſelben Zeit einen großen Aufſtand mit ihrer gänzlichen Unterdrückung. An die Stelle der verſtorbenen Regentin Margarethe kam Karl's Schweſter, die kluge und gelehrte Königin von Ungarn, Maria (1531). Holland und Friesland ward durch beſondere Statthalter, die Grafen von Naſſau, verwaltet, deren Anſehen und Macht, vermöge ihrer Verdienſte um die N., von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich vermehrte und ihnen endlich den Weg zum Königsthrone bahnte. Nachdem Karl die N. durch den burgundiſchen Vertrag vom 25. Juni 1548 unter die Garantie des deutſchen Reichs geſtellt, ließ er im folgenden Jahre ſeinen Sohn Philipp von den Ständen der N. huldigen, befleckte aber leider durch Einführung der Inquiſition (1550) das Ende ſeiner Regierung. Am 25. Oct. 1566 legte er die Regierung der N. nieder und übergab ſeinem Sohne Philipp das Scepter, welches er während einer 37jährigen Regierung mit Kraft und Klugheit geführt hatte.

Digitized by Google

Mit Philipp beginnt die eigentliche Geſchichte der N., eine Epoche, ſo reich an Großthaten und Heldengröße, wie ſie ſchwer ein Volk der neuern Geſchichte aufzuweiſen hat. Eine Halbſchweſter Philipps, die Erzherzogin Margaretha von Parma, ward von ihm 1559 zur Regentin der N. eingeſetzt, Graf Egmont erhielt die Statthalterſchaft von Flandern und Artois, Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien, die Provinzen Holland, Seeland, Weſt-Friesland und Utrecht, der Graf von Hoorn endlich die Würde eines Großadmirals der N. Ebenſo ſehr um das Anſehen der Letztern zu beſchränken, als ein treues Organ des eigenen Willens in dem aufgeregten Staate zu haben, ſchickte er den ſtaatsklugen Cardinal Granvella als Präſident des Staatsraths in die N. (1559) und ſuchte ſich ſo ſeinen Einfluß auf deſſen Verhandlungen zu ſichern. Unterdeſſen hatte die Reformation im nördlichen Theile der N. die ſchnellſten Fortſchritte gemacht. Der finſtere, bigotte Philipp haßte ſie faſt aus Inſtinkt, denn ſchon dem Knaben war der Glaube eingeprägt worden, daß Ketzer und Rebell dasſelbe ſei, und Granvella, wie die Regentin erhielten daher die angemeſſenſten Inſtructionen, den neuen Glauben auf jede Weiſe zu unterdrücken. Mehr als durch die ungeheuren Abgaben, fühlten ſich die Niederländer durch die Beſetzung des Landes von einer ſpaniſchen Armee bedrückt. Alle Bitten an den König, an die Regentin waren vergeblich, und erſt durch das kräftige Benehmen der Bewohner der Inſel Walchern ſah ſich Philipp veranlaßt, die ſpaniſche Garniſon aus den N. zu ziehen. Granvella's eigenmächtige Neuerungen und Verletzung der niederländiſchen Verfaſſung erregten die allgemeinſte Entrüſtung. Auf Betrieb Oraniens, Egmonts und Hoorns wurde endlich dieſer verhaßte Mann abgerufen (15. März 1564), doch damit war der allgemeinen Unzufriedenheit noch keineswegs abgeholfen. Noch bluteten täglich Opfer der Inquiſition, mit fanatiſcher Wuth verfolgte man die neue Religion, und die Nation ſah ihre politiſche Freiheit gefährdet. Wer noch theilnahmlos geweſen war, ſchloß ſich an die Vertheidiger des Vaterlandes an, als in demſelben Jahre ein Edict erſchien, daß die Beſchlüſſe des Tridentiniſchen Conciliums anbefahl. Der größere Theil des niederländiſchen Adels trat zuſammen und ſchloß am 4. Nov. 1565 das ſogenannte Compromiß, ein Bündniß, das die Abſchaffung der Inquiſition, Erlangung religiöſer Toleranz und Aufrechthaltung der alten Freiheiten beabſichtigte. Gegen 400 Edelleute, von ihren Gegnern Geuſen (Bettler) genannt, begaben ſich zur Regentin, und überreichten ihr eine Bittſchrift, in welcher ſie um Abſtellung ihrer Beſchwerden nachſuchten (5. April 1566). Obwohl nur mit leeren Verſprechungen hingehalten, faßte doch das Volk im Allgemeinen Muth und Vertrauen zu ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Kraft. Alle religiöſen und politiſchen Ideen ſprachen ſich jetzt deutlicher aus, und eine Zeit wilden Treibens und religiöſer Exaltationen begann. Die ſogenannten öffentlichen Predigten der Calviniſten ermuthigten das Volk, ſeine Anhänglichkeit an die Reformation öffentlich auszuſprechen, führten aber auch ſeinen Eifer auf Abwege und brachten entſetzliche Unordnungen und Stürme in den N. hervor. Im Aug. 1566 begann der ſogenannte Bilderſturm und verbreitete ſich von Flandern aus faſt über die ganzen N. Mehr denn 400 Kirchen und der größere Theil der Klöſter wurden verwüſtet und die Regentin ſelbſt durch den allgemeinen Aufſtand ſo erſchreckt, daß ſie geheimen Befehlen Philipp's zufolge, der die Rache auf gelegenere Zeit verſchob, für den Augenblick nachgab, und mit Ludwig von Naſſau und mehreren Häuptern der Unzufriedenen am 24. Aug. 1566 einen Vergleich ſchloß, worin ſie Aufhebung der Inquiſition und völlige Vergeſſenheit des Vergangenen verſprach. Vorſichtig war indeſſen der kluge Wilhelm von Oranien den Schlangenwindungen der ſpaniſchen Politik gefolgt und ſehr bald zu der Ueberzeugung gekommen, daß es Philipp um ſein Verſprechen nichts weniger als Ernſt ſei, und er ſich vielmehr insgeheim gegen die N. rüſte. Vergeblich waren ſeine Warnungen und ſeine Bemühungen, die Grafen Egmont und Hoorn zum öffentlichen Aufſtande zu bewegen. Ihr Katholicismus war durch die Bilderſtürmereien verletzt worden, und hatte ſie der Regentin mehr als früher zugewendet. Ein düſteres Verhängniß ſollte ſich an ihnen erfüllen.

Zwar begannen jetzt Oraniens Anhänger den Krieg auf eigene Fauſt und hatten

Digitized by Google

bereits namhafte Truppen geworben; doch innere Uneinigkeit, Regelloſigkeit und Mangel an einem beſtimmten ſtrategiſchen Plane konnten das lockere Band nicht lange zuſammenhalten; auf allen Punkten geſchlagen (beſonders bei Oſterweel), flüchteten ſich die angeſehenſten Männer des Landes nach Deutſchland, und das Compromiß war aufgelöſt. Hätte jetzt die Regentin mit mehr Mäßigung gehandelt, oder Philipp wenigſtens eine allgemeine Amneſtie und damit ein Vergeſſen des Geſchehenen ausgeſprochen, noch hätte ſich Spanien die N. erhalten können, und das drückende Joch wäre vielleicht noch lange ertragen worden. Statt deſſen glaubte aber der an vollkommene Knechtſchaft gewöhnte Monarch die Gelegenheit benutzen zu müſſen, um die Freiheit und beſonders die Reformation in den Niederlanden völlig zu unterdrücken. Im Frühling des Jahres 1567 rückte daher der kriegskundige, grauſame Alba (ſ. d.), Herzog von Toledo, auf ſeinen Befehl mit 10,000 Mann auserleſener ſpaniſcher Truppen in die N. ein. Sein erſtes Werk war die Einſetzung eines ſogenannten Raths der Unruhe (vom Volke Blutrath genannt), zu deſſen Präſident er den blutgierigen Spanier Vargas ernannte. Die erſten Opfer dieſes fürchterlichen Tribunals waren die Grafen Egmont und Hoorn, welche, ohne irgend einer Schuld überwieſen zu werden, von dem incompetenten Gerichte (ſie waren Ritter des goldenen Vließes) verurtheilt und am 5. Juni 1568 auf dem Markte zu Brüſſel enthauptet wurden. Der ſpaniſche Inquiſitionschef, von Philipp um ein Gutachten über das verdiente Schickſal der N. befragt, hatte unterdeſſen (am 16. Febr.) alle Niederländer bis auf wenige für Ketzer, Abtrünnige, Aufrührer und Majeſtätsverbrecher erklärt, und als ſolche wurden denn auch Wilhelm von Oranien, Ludwig von Naſſau und faſt alle übrigen Großen der N. geladen, und da ſie nicht erſchienen, ihre Güter eingezogen, und ein Sohn des Erſteren ſogar 28 Jahre lang in ſpaniſchen Kerkern als Geißel herumgeſchleppt. Hinrichtungen, Torturen, Güterconfiscationen waren an der Tagesordnung, und man nimmt an, daß Alba binnen 6 Jahren 18,000 Menſchen gemordet habe. Die natürliche Folge davon waren Auswanderungen der Fabrikanten, Handelsleute und überhaupt aller derjenigen, die noch etwas zu verlieren hatten, nach England und Deutſchland, und gänzliches Sinken des einſt ſo blühenden niederländiſchen Handels und der großen belgiſchen Fabriken. Was Waffen tragen konnte, ſtrömte jetzt dem Heere Wilhelm's von Oranien zu, und 20,000 Mann ſtanden in Kurzem bereit, unter ſeiner Anführung das geliebte Vaterland dem Uſurpator abzuringen. Vergebens aber beſetzte Wilhelm's Bruder, Ludwig von Naſſau, ganz Friesland. Sein aus Söldlingen beſtehendes Heer löste ſich nach der erſten unglücklichen Schlacht 1568 auf; Wilhelm ſelbſt ſuchte vergeblich den vorſichtigen Alba bei Maſtricht zur Schlacht zu bewegen: Mangel an Geld und Lebensmitteln nöthigte ihn ebenfalls bald ſeine Truppen zu entlaſſen. Schutzloſer als je waren die N., und als der grauſame Alba, durch den Sieg ſeiner Waffen ermuthigt, ein neues Steuerſyſtem, den ſogenannten 10. Pfennig einführte und zum Theil auch mit Hülfe ſeiner Henker und Galgen durchführte, ſchien auch der letzte ſchwache Schimmer von Freiheit zu erlöſchen. Es erfolgte ein abermaliger allgemeiner Aufſtand. Ganz Oſtfriesland erhob ſich, die meiſten holländiſchen und geldernſchen Städte ermordeten oder verjagten die ſpaniſchen Beſatzungen, und binnen Jahresfriſt hatten die meiſten nördlichen Provinzen der N. das verhaßte Joch abgeworfen. Nur Amſterdam und einige andere Städte Hollands und Frieslands blieben in den Händen der Spanier, wie denn überhaupt der Aufſtand in den ſüdlichen Provinzen weniger gelang. Das von Ludwig von Naſſau eroberte Mons im Hennegau mußte ſich am 19. Sept. wieder an Alba ergeben.

Ebenſo unerwartet, als der Herzog von Medina-Celi auf Befehl Philipp's II. in den N. erſchienen war, um den Herzog Alba abzulöſen, ebenſo ſchnell entfernte er ſich wieder, erſchreckt von dem entſetzlichen Treiben, und Alba ergriff aufs neue den Commandoſtab, wiewohl mit milderer Hand. Umſonſt aber rief er die Stände nach dem Haag zuſammen und hob den verhaßten 10. Pfennig auf. Erſtere erſchienen nicht, letzteres kam zu ſpät, um die gewünſchte Wirkung auf die aufgereizten und entrüſteten Gemüther hervorzubringen. Wilhelm von Oranien machte unterdeſſen eine kühne, aber glückliche Diverſion gegen die

Digitized by Google

belgiſchen Provinzen, erhielt hierauf von den zu Dortrecht verſammelten Ständen (15. Juli) Rang und Macht eines Oberſtatthalters und Geld zur Werbung neuer Truppen, und beſchwor ſeinerſeits die Aufrechthaltung der Freiheiten und Privilegien jener. Da erſchien Alba's Sohn, Don Friedrich, an Grauſamkeit dem Vater ähnlich, mit einem ſtarken Heere, um die inſurgirten Provinzen zu unterjochen. Mit wahrhaft beſtialiſcher Grauſamkeit entledigte er ſich ſeines Auftrages, und die rauchenden Trümmer und das Blut der geſchlachteten Einwohner von Mecheln, Zütphen, Naerden, Haarlem ꝛc. ſind ebenſo ſcheußliche Schandflecken ſeines Lebens, als die Belagerung und Eroberung dieſer Städte die bewundernswertheſten Beiſpiele von männlicher Beharrlichkeit und weiblichen Heldenmuthes darbieten. Dafür ſchlugen aber die muthigen Bürger der Stadt Alkmar 16,000 Spanier von ihren Wällen zurück, und die ſpaniſche Flotte, 24 Segel ſtark, ward auf dem Zuyderſee von der holländiſchen geſchlagen und größtentheils vernichtet (20. Aug. 1573). Alba nahm ſeinen Abſchied, kehrte nach Spanien zurück und ward durch Zuniga, Statthalter von Mailand, erſetzt (29. November). Ein Mann von größerer Sanftmuth zwar, aber von gleichem Religionsfanatismus, erließ dieſer 1574 eine allgemeine Amneſtie, welche jedoch ohne alle Wirkung blieb. Middelburg, von Wilhelm von Oranien unterdeſſen belagert, ergab ſich, nachdem eine ſpaniſche Flotte, welche zum Entſatz herbeigeeilt war, vom Admiral von Briſſot am 29. Jan. geſchlagen worden war, und die Mündungen der Maas und Schelde waren in den Händen der Niederländer. Dagegen erlitt Ludwig von Naſſau unweit Nymwegen (14. April 1575) eine Niederlage. Er ſelbſt und mit ihm ſein Bruder Heinrich und Prinz Chriſtoph von der Pfalz blieben auf dem Schlachtfelde. Ein großes Glück, daß es den Spaniern eben an Gelde mangelte, die Truppen deshalb aufſäſſig wurden und die Niederländer bei Antwerpen wieder einen Seeſieg errangen! Dadurch wurde wenigſtens die Belagerung der Stadt Leyden verzögert, und als ſie endlich Franzisco Valdez unternahm, jeder Angriff von den heldenmüthigen Einwohnern zurückgewieſen. Dennoch würde die hartbedrängte Stadt, wenn nicht den Feinden, doch dem Hunger am Ende erlegen ſein, hätte nicht Wilhelm von Oranien zu einem verzweifelten Mittel gegriffen, welches nur der glückliche Erfolg gut heißen konnte. Er ließ die Dämme durchſtechen, welche Nordholland gegen den Andrang der Meereswogen ſchützten, und die ſeeländiſche Flotte zum Entſatz vorrücken. Doch 7 Wochen lang waren alle Verſuche derſelben erfolglos, da ein heftiger Nordweſtwind jedes Einlaufen verhinderte, als der Wind endlich nach Oſten umſprang, das Waſſer in die Verſchanzungen der Spanier eindrang, und die Flotte das ausgehungerte Leyden am 3. Oct. entſetzte. Das dankbare Vaterland ließ der treuen Stadt die Wahl zwiſchen gänzlicher Zollfreiheit und einer Univerſität —: ſie wählte das Letztere, und die ſpäter ſo berühmte Hochſchule ward am 6. Juni 1575 gegründet. Ganz Holland war jetzt von den Feinden verlaſſen, nur Haarlem und Amſterdam blieben noch in ihren Händen. Jetzt machte Philipp den N. unterſchiedliche Friedensvorſchläge, erklärte ſogar aus großer Gnade allgemeine Amneſtie, verweigerte aber die von den Provinzen verlangte Duldung der Proteſtanten, und ſo zerſchlugen ſich alle Verhandlungen. Der Krieg wurde wieder fortgeſetzt, konnte aber von Spanien, dem es wieder an Geld fehlte, nicht mit Nachdruck geführt werden, und am 8. Nov. 1577 mußte endlich der Generalgouverneur der N. Juan d'Auſtria den Genter Vertrag von 1576 ſanctioniren, durch welchen ſich die Stände von Holland und Seeland mit den meiſten niederländiſchen Staaten zur Vertreibung der Spanier und Aufrechthaltung der hergebrachten Privilegien verbündet hatten. Auch die bisher unentſchloſſene Eliſabeth von England erklärte ſich jetzt für die N. und ſchoß ihnen ein Darlehn von 20,000 Pfd. Sterl. vor. Amſterdam, Utrecht, Gröningen und Haarlem fielen jetzt ſchnell hintereinander in die Hände Oraniens, welcher den Krieg nach Belgien geſpielt hatte. Er ſelbſt ward von den Brabanter Ständen zum Statthalter gewählt, nachdem Don Juan d'Auſtria durch verkehrte und hinterliſtige Maßregeln das Zutrauen der N. verſcherzt und die ſüdlichen Staaten wider ſich aufgeregt hatte. Doch ward dieſe Wahl nicht allgemein gebilligt, zumal von den Brabanter Edlen, welche in dem Prinzen von Oranien einen Gegner der katholiſchen Religion ſahen. Sie ſetzten es daher durch, daß Erzherzog

Digitized by Google

Matthias von Oeſterreich zum Oberſtatthalter gewählt, zum Generalverweſer ernannt und dergeſtalt jenem gewiſſermaßen zur Seite geſetzt wurde. Nach Juan d'Auſtria's Tode (1578) erhielt der tapfere und ſtaatskluge Alexander von Parma die Oberſtatthalterſchaft. Ihm lag vor allem daran, die gegenſeitige Eiferſucht zwiſchen den Malcontenten und Proteſtanten zu erhalten. Das Glück begünſtigte ihn hierin. Beide Parteien ſchloſſen Bündniſſe wider ſich, welche jedoch von wenig Bedeutung waren. Nur eines derſelben, die ſogenannte Utrechter Union, geſtiftet von Wilhelm von Oranien am 31. Jan. 1579, wodurch ſich Geldern, Zütphen, Holland, Seeland und Gröningen zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung gegen die Anmaßungen der Spanier, zur Erhaltung der alten Freiheiten und zur Erringung der Religionsfreiheit verbanden, wurde von großem Einfluß, da ſie durch ein ſonderbares Zuſammentreffen ſpäterer Umſtände als das Fundamentalgeſetz eines ſouveränen Staatenvereins anzuſehen iſt.

Oranien erlebte die Früchte des langen Kampfes nicht; eine Proclamation des Königs von Spanien vom 15. März erklärte ihn für vogelfrei, in Folge deſſen erklärten zwar die ſämmtlichen niederländiſchen Provinzen den König der Herrſchaft für verluſtig und ernannten Oranien zum Grafen und Herrn der N., allein bald fiel der Letztere, dieſe mächtige Stütze der niederländiſchen Freiheit, durch die Kugel Balthaſar Gerard's, eines Jeſuitenzöglings zu Delft (10. Juli 1584). Die allgemeine Beſtürzung der Niederländer war groß, doch ebenſo ſchnell die Ermuthigung. Man fühlte, daß die lockere und nur durch Oranien zuſammengehaltene Union eines Bandes, einer größeren Feſtigkeit bedürfe, und ſo entſtand (18. Auguſt 1584) der Staatsrath, oder die vereinigten Räthe der Stände von Holland, deren Regierung über Flandern, Holland, Brabant, Seeland, Mecheln, Utrecht und Friesland anfänglich nur auf drei Monate feſtgeſetzt war. Oraniens Sohn, Moritz, ein kaum 17jähriger Jüngling, wurde Chef desſelben; jede Provinz erhielt eine Anzahl Aſſeſſoren; überhaupt aber hatte der Staatsrath nur das Kriegsweſen zu beſorgen, während die innere Verwaltung der Provinzen ganz die frühere und der größere Theil der Souveränetätsrechte in den Händen der Stände blieb. Klüglich benutzte unterdeſſen Alexander von Parma die augenblickliche Beſtürzung der Niederländer: Dendermonde, Gent, Brüſſel, Nymwegen und Mecheln fielen ſchnell hintereinander in ſeine Hände; im Juli 1584 begann er eine enge Blokade des reichen Antwerpens, und trotz des muthvollen Widerſtandes der Belagerten, der trefflichen Vertheidigungsmaßregeln des talentvollen Italieners Giambelli, öffnete die blühende Handelsſtadt am 17. Aug. 1785 dem beharrlichen Sieger die Thore. Bisher die reichſte Handelsſtadt der damals bekannten Welt, ſank ſie von nun an zur unbedeutenden Mittelſtadt herab, denn der ganze einſtige Flor, der von nun an gedrückte Handel, zog ſich nach Amſterdam. Der Freiheitshimmel der N. umwölkte ſich immer mehr, und die fürchterlich ſteigende Verlegenheit bewog daher die Provinzen, ſich aufs Neue nach fremder Hülfe umzuſehen. Der König von Frankreich Heinrich III. wies alle Anträge ab, und nur unter ſehr annehmlichen Bedingungen erbot ſich die Königin von England zu nachdrücklicher Hülfeleiſtung. Unter andern mußten die Niederländer ihren Günſtling, den Grafen von Leiceſter, zum General-Statthalter annehmen. Man durchſchaute indeß zeitig genug die Pläne der herrſchſüchtigen Eliſabeth, die auf nichts als auf allmählige Unterwerfung der N. hinausgingen und ſo wählten die Stände noch vor Leiceſter's Ankunft Moritz von Naſſau im Nov. 1585 zum Staathalter von Holland und Seeland. Leiceſter dankte bald nach ſeiner Ankunft freiwillig im Dec. 1587 wieder ab und Moritz von Oranien erhielt nun auch die Statthalterſchaft über Utrecht, Ober-Yſſel und Geldern. Mit dem Jahre 1588 entſchied ſich endlich auch das Schickſal der niederländiſchen Freiheit, denn vielfache Umſtände und zum Theil ſehr wichtige Ereigniſſe kamen zuſammen, um ſogar Philipp II. endlich zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die N. für Spanien verloren ſeien. Außer der Abdankung Leiceſter's iſt hierher vor Allem zu rechnen, die verunglückte Expedition der ſogenannten unüberwindlichen ſpaniſchen Flotte, der Beitritt Heinrichs IV. zu einem Bündniſſe wider Spanien, die glücklichen Unternehmungen des Prinzen Moritz, welche mit der Eroberung von Breda (4. März 1590) begannen und einen um ſo erwünſchteren Fort-

Digitized by Google

gang hatten, als durch den Tod des tapfern Herzogs von Parma (3. Dec. 1592) die N. eines Feindes entledigt wurden, welcher ihnen am meiſten geſchadet, und mehrere andere nicht weniger vortheilhafte Ereigniſſe und Umſtände.

So kam es denn, daß die Souveränetät der vereinigten Niederlande von mehreren Höfen Europas bis zum Jahr 1594 anerkannt wurde. Philipp bemühte ſich vergeblich, das Verlorene durch allerhand Verſprechungen wieder zu gewinnen, erreichte aber jetzt um ſo weniger ſeine Abſicht, als ſich der Handel der Niederländer in Kurzem wieder bedeutend gehoben hatte. So begannen unter andern um dieſe Zeit die erſten Entdeckungen und Eroberungen der Niederländer in Oſtindien (1595 und 1598); es bildete ſich eine oſtindiſche Compagnie (20. März 1602) ꝛc. Zudem war faſt der ganze Kornhandel mit den Oſtſeehäfen in den Händen der Niederländer, ſo daß ſie ſogar in Spanien gleiche Rechte mit den Eingebornen hatten. Die Jahre von 1600—1609 füllen eine Unzahl von Belagerungen, Capitulationen, Eroberungen, Land- und Seeſiegen aus, welche im Ganzen meiſt vortheilhaft für die Niederländer waren, und wenigſtens dazu dienten, den von beiden Seiten gewünſchten Frieden vorzubereiten und nach und nach herbeizuführen. Gewiß trugen Philipps III. friedliche Geſinnungen, die häufige, faſt unausgeſetzte Geldnoth Spaniens, die bedeutenden Schulden, welche die N. zur Fortſetzung des Kriegs hatten machen müſſen, und beſonders die Bereitwilligkeit des Madrider Cabinets das Meiſte dazu bei, beide Parteien den vermittelnden Vorſchlägen Englands und Frankreichs geneigt zu machen. Vor der Hand ſchloß man indeß am 9. April 1609 auf 12 Jahre zu Antwerpen einen Waffenſtillſtand. Vor allem that es jetzt Noth, an eine beſſere Organiſation der innern Regierungsverhältniſſe, wie überhaupt an eine zweckmäßigere Unionsverfaſſung zu denken. Doch war die Ausführung ſchwieriger, als man hätte glauben ſollen, denn zwei Parteien, die der Patrioten und der Oraniſten, ſtanden ſich feindſelig gegenüber und hemmten alle energiſchen und durchgreifenden Maßregeln. Hierzu kamen noch religiöſe Streitigkeiten hinzu, welche bald einen politiſchen Charakter annahmen, denn nicht um Glaubensſachen allein ſtritten ſich Arminianer oder Remonſtranten und Gomariſten oder Contraremonſtranten, ſondern auch um öffentliche und Rathsſtellen, welche beide Parteien durch ihre Anhänger zu beſetzen ſuchten. Prinz Moritz von Oranien war vielleicht nicht eben aus Ueberzeugung Anhänger und Protector der Gomariſten, und ihr Kampf gegen die Arminianer daher meiſt ſiegreich. Entſchieden war die Niederlage dieſer, als Moritz, der ſich der religiöſen Partei wohl nur zur Erreichung politiſcher Zwecke, und beſonders einer ſicherern ſouveränen Macht bediente, die Waardgelders (Stadtſoldaten) — eine Schutzwache der hülfloſen Partei — auflöſte, die Häupter der Remonſtranten verhaften (29. Auguſt 1618), den greiſen Barneveld, ſeinen Wohlthäter und Lehrer, enthaupten (19. März 1619), Hogerbeet, Grotius, Leedenberg und Andere aber zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilen ließ. Das Urthel wurde auf der Synode zu Dortrecht (13. December 1618 bis 29. Mai 1619) gefällt und von den General-Staaten ſanctionirt. Mit dem Jahre 1621 lief der Waffenſtillſtand mit Spanien ab und der Krieg begann aufs Neue, doch zum Theil in veränderter Geſtalt und Richtung. In Europa nämlich wurde der Krieg ziemlich ſchläfrig geführt, und entſchied ſich, wenigſtens zu Lande, durch die Eroberung von Breda durch die Spanier (26. Juli 1625) mehr zum Nachtheil der N., dagegen ward der Krieg außerhalb Europa, und beſonders zur See, mit um ſo größerem Glück begonnen und fortgeſetzt; denn in der weſt- (errichtet 1621) und oſtindiſch-holländiſchen Compagnie erwuchs den Spaniern ein um ſo gefährlicherer Feind, je mehr dieſe beiden Compagnien den Krieg in Aſien und Amerika auf eigene Koſten betrieben und dadurch dem Mutterſtaate Luft machten. Der Admiral Peter Hoorn nahm (Sept. 1624) unweit Havannah im Buſen Matanza die ſpaniſche Silberflotte weg und brachte mit ihr eine Beute von wenigſtens 11,500,000 holländiſchen Gulden nach den N. Der tapfere Graf Johann Moritz von Naſſau-Siegen eroberte ſeit dem Jahre 1630 die Hälfte der portugieſiſchen Beſitzungen in Braſilien, und behauptete ſich auch gegen die große ſpan. Flotte, welche 1640 unter dem Grafen la Torre gegen ihn abgeſchickt wurde. Erſt 1654 wurden die Holländer völlig aus Braſilien ver-

Digitized by Google

trieben. Die oſtindiſche Compagnie — ſie hatte Batavia gegründet — vertrieb ihre Nebenbuhler, die Engländer, von allen Gewürzinſeln, eroberte 1641 Malacca und 1644 Ceylon.

Immer glücklicher geſtalteten ſich unterdeſſen die Angelegenheiten in Europa. Zwar war unterdeſſen Prinz Moritz geſtorben (13. April 1625), allein ſein Bruder Friedrich Heinrich, als Held ihm gleich, und größer als Menſch, folgte ihm in allen ſeinen Würden. Spinola, der letzte große Feldherr, den Spanien in die N. geſchickt hatte, war abgerufen und als Statthalter nach Mailand geſchickt (1627). Mit Frankreich ſchloſſen die N. einen Vertrag (1631), demgemäß erſteres jährlich 100,000 Liv. Subſidien zahlte, und 1635 ein Schutz- und Trutzbündniß. Beide Mächte verpflichteten ſich dadurch, 30,000 Mann zur Eroberung der ſpaniſchen N. zu ſtellen. Oranien, von Frankreich unterſtützt, nahm im October 1637 Breda. Auch die Franzoſen unter dem Herzog von Enghien, dem großen Condé, machten glänzende Eroberungen, und als der tapfere Tromp eine große ſpaniſche Flotte bei Gravelingen geſchlagen (18. Febr. 1639) und im Kanal gänzlich vernichtet hatte (21. Oct.) war das Anſehen der N. und der Ruhm der holländiſchen Seemacht durch ganz Europa wieder begründet. Mehrmals wurden von Seiten Spaniens Friedensanträge verſucht, doch waren ſeine Forderungen ſtets zu hoch. Daher erlebte auch Friedrich Heinrich den Abſchluß des Friedens nicht. Sein Sohn, Wilhelm II., dem ſchon 16 Jahre vorher die Succeſſion zugeſichert worden, erhielt nach dem Tode des Vaters (14. März 1647) alle Würden und Aemter deſſelben. Im Frieden ſelbſt, am 30. Jan. 1648 zu Münſter abgeſchloſſen, behielten die vereinigten Niederländer alles das, was zum Territorial-Umfang der unirten Provinzen gehörte und was zeither außerhalb Europa den Spaniern entriſſen worden war. Nächſtdem erhielten ſie beträchtliche Stücke von Brabant, Limburg und Flandern, welche von nun an Generalitäts-Lande hießen und gewiſſermaßen als Domänen der Union angeſehen werden konnten. Auch das Recht, die Schelde zu ſchließen, behielten ſie ſich vor, während Spanien ſich verpflichtete, ſeine Schifffahrt in Oſtindien nicht weiter auszudehnen. Nur das Land Waas und der obere Theil von Geldern ward gegen hinreichende Entſchädigung an Spanien abgetreten. Bald nach der Unterzeichnung des Friedens erfolgte auch die Anerkennung der Souveränität der Vereinigten N. von Seiten des deutſchen Reichs.

Indeß brachen bald zwiſchen Wilhelm und den Ständen Streitigkeiten aus. Die letztern verlangten Verminderung der Abgaben und Entlaſſung eines Theils der Truppen. Beides verweigerte Wilhelm, der überhaupt nur nach unumſchränkter Herrſchaft ſtrebte. Es kam zu Thätlichkeiten. Wilhelm belagerte ſogar eine Zeit lang Amſterdam, den Hauptſitz der Unruhen, fand aber hartnäckigen Widerſtand, ſchloß einen Vergleich und ſtarb am 6. Nov. 1650 an den Pocken. Acht Tage nach ſeinem Tode wurde ſein Sohn Wilhelm III. der nachmalige König von England geboren und bald erfolgte auch auf Antrag Cromwell's von Seiten Englands eine Kriegserklärung an die N., vornehmlich wegen der in Oſtindien erfahrenen Unbill. England begann den Krieg mit der Wegnahme mehrerer holländiſchen Schiffe unter dem Vorwande der Repreſſalien, und zu Anfange des J. 1652 wurden alle niederländiſchen Schiffe in den engliſchen Häfen mit Beſchlag belegt. Während des ganzen Seekriegs wurden eine Menge bedeutender Seeſchlachten geliefert. Ein Blake, Monk, Dean von engliſcher Seite, — ein Tromp, Ruyter, Cornel. de Witt ꝛc. Niederländer — glänzten damals als die ausgezeichnetſten Seehelden. Im Allgemeinen blieb das Uebergewicht auf Seiten der Engländer, deren Marine ſchon damals ihre einſtige Größe ahnen ließ. Daher mußten auch beim Abſchluß des Friedens (15. April 1654) die Stände von Holland und Weſtfriesland in einer beſondern Acte Cromwell's harte Forderung zugeſtehen: nie den Prinzen von Oranien oder einen ſeiner Nachkommen zum Statthalter ihrer Provinz zu wählen, auch nie bei der Generalcapitänswahl ihm ihre Stimme zu geben. Viel trug wohl der neue junge Landſyndikus von Holland, Johann de Witt, der abgeſagteſte Feind des Hauſes Oraniens, zum Abſchluß dieſer Acte bei, welche jedoch 1662 wieder aufgehoben wurde. Während des nordiſchen Kriegs zwiſchen Schweden und Dänemark fan-

Digitized by Google

den es die N. angemeſſen, ſich einzumiſchen, da Karl Guſtav Miene machte, ſie ganz vom Handel jenſeits des Sundes auszuſchließen. Eine Flotte unter Obdam (ſpäter Marquis von Waſſenaar) ging in die Oſtſee und war mittelbar Urſache zum Frieden von Elbing. Den bald vergeſſenen Frieden brachten die vereinigten Seehelden Obdam und Ruyter dem ſchwediſchen Monarchen in bleibendere Erinnerung. Nach deſſen Tode nöthigten die N. Dänemark durch die Abrufung ihrer ſchützenden Flotte zu einem billigen Frieden. Bald darauf (1661) ſchloß man auch unter ſehr vortheilhaften Bedingungen mit Portugal Frieden und verzichtete dagegen auf Braſilien. In Oſtindien kam dieſer in Europa geſchloſſene Frieden erſt nach 8 Jahren zur Vollziehung und alle Streitigkeiten wurden durch einen neuen Tractat beendigt (31. Juli 1669), welcher dem niederländiſchen Handel in Oſtindien vom höchſten Nutzen war, auch nicht weniger ihren Niederlaſſungen daſelbſt eine Sicherheit gab, welche ohne Zweifel unendlich viel zum ſpätern Flor der N. beitrug. Vorher aber begann in Europa der Krieg mit England unter König Karl II. aufs neue 1664. Er wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Mehrere große Seeſchlachten führten zu keinem günſtigen Reſultate. Die Niederländer unter ihrem kühnen Seehelden Ruyter blieben endlich aber doch Sieger und ſchloſſen am 31. Juli 1667 einen vortheilhaften Frieden, nach welchem alle Colonien, Schiffe und Güter, welche in dem letzten Kriege genommen worden waren, im Beſitze deſſen blieben, der ſie für den Augenblick hatte. Unterdeſſen war Frankreich mit ſeinen Anſprüchen auf die ſpaniſchen N. hervorgetreten und hatte auch im Mai 1667 bereits bedeutende Eroberungen daſelbſt gemacht. Dies bewog England, dem ehemaligen Feinde eine Allianz anzutragen, welche die Beförderung des Friedens zwiſchen Frankreich und Spanien bezweckte, und als auch Schweden derſelben beitrat, Triple-Allianz (23. Jan. 1668) hieß. So kam am 28. Jan. der Friede zu Aachen zu Stande. — Dem lang gefühlten Bedürfniſſe eines Oberſtatthalters half man jetzt durch die Wahl Wilhems III. ab, des Sohnes Wilhelms von Oranien, obgleich de Witt, der erklärte Gegner der Oranier, die Wahl möglichſt zu hintertreiben geſucht hatte. Vielleicht wäre es ihm und ſeiner mächtigen Partei auch gelungen, die Wahl rückgängig zu machen, hätte nicht eine plötzliche Kriegserklärung von Seiten Ludwigs XIV. die Aufmerkſamkeit der Niederländer in Anſpruch genommen. So löſte ſich die anti-oraniſche Partei auf und der mächtige de Witt verlor allmälig immer mehr und bald ganz ſeinen Einfluß. Schlimm war es für die N., daß ſie auf einen Landkrieg nichts weniger als vorbereitet waren, und als nun auch England ſie wieder zur See angriff, die Truppen des Biſchofs von Münſter und des Kurfürſten von Cöln in Overyſſel und Gröningen einfielen, ihr einziger Bundesgenoſſe aber, Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, zu Niſſen (1673) zu einem Neutralitätstractat gezwungen wurde, ſchien die Republik am Rande des Verderbens. Zwar hielt ſich die holländiſche Flotte trefflich und Ruyter ſchlug ſogar bei Solebay (7. Juni 1672) die bei weitem überlegene franzöſiſche und engliſche Flotte, allein die Fortſchritte der franzöſiſchen Landarmee, welche Ludwig XIV. perſönlich anführte, ſchienen unaufhaltbar. Ganz Geldern, Utrecht und der größere Theil von Holland ergab ſich innerhalb weniger Monate mit unbegreiflicher Muthloſigkeit, während die Provinz Overyſſel von dem Biſchofe von Münſter gezwungen wurde, ſich gänzlich von der Utrechter Union loszuſagen. Ein Glück für die N., daß ſie noch zeitig genug Muyden beſetzten, daß Ludwig mehr den Rathſchlägen ſeiner Miniſter, als ſeiner beiden großen Feldherrn Turenne und Condé Gehör gab, und in Folge deſſen die eroberten Feſtungen ſtatt zu ſchleifen, durch Beſatzungen ſich beſſer ſichern zu können glaubte, aber dadurch nur ſeine Armee zerſplitterte.

Prinz Wilhelm hatte unterdeſſen (24. Febr. 1672) noch vor dem Einfalle der Franzoſen den Oberbefehl über die Armee erhalten. Das Uebergewicht ſeiner Partei ſtieg immer höher, indeß das Anſehen ſeiner erbittertſten Feinde, der beiden Brüder de Witt, mit jedem neuen Unglücksſchlage des Krieges ſinken mußte. Bald beſchuldigte man dieſe des Einverſtändniſſes mit dem Feinde, ja endlich ſogar des offenen Verraths am Vaterlande. Wilhelm ließ den am meiſten gehaßten Cornelius de Witt in der Stille aufheben

Digitized by Google

und nach dem Haag bringen. Dort ward er von einem Arzte angeklagt, ihn zur Vergiftung des Prinzen Wilhelm gedungen zu haben, trotz ſeiner Krankheit gefoltert, und als er dennoch nichts geſtand, ins Gefängniß zurückgeführt, wo er ſammt ſeinem Bruder Johann von dem aufgereizten Pöbel ermordet wurde (20. Mai 1672). Wilhelm war am 4. Juli zum Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht, Oberyſſel und Geldern ernannt worden — ſchon am 3. Juli hatte man das Edictum perpetuum aufgehoben — und am 27. Auguſt erhielt er von den holländiſchen Ständen den Auftrag, die Stadtmagiſtrate zu verändern. Johann Kaſimir von Naſſau dagegen bekam die Statthalterſchaften von Friesland und Gröningen. — Reißend waren Ludwigs Fortſchritte während des Feldzuges von 1672, doch bei weitem übermüthiger noch ſeine Friedensbedingungen. Und dennoch würden die Niederländer dieſe haben annehmen müſſen, wenn Ludwig ſeinen Vortheil verfolgt hätte. So aber, indem er glaubte, die gedemüthigten Niederländer würden ſich von ſelbſt allen Bedingungen gern fügen, verließ er plötzlich das Heer, eilte in die Arme ſeiner Pompadour zurück (1. Auguſt 1672); von nun an fehlte alle Einheit in den Kriegsoperationen, und die Niederländer ſchöpften neuen Muth. Zwar mißlangen Oraniens Unternehmungen Anfangs zum größern Theil, doch auch den Gegnern gelang nichts mehr. So verunglückte der Marſch Luxemburgs über das Eis nach dem Haag, Leyden und Amſterdam durch plötzliches Thauwetter gänzlich (26. Dec. 1672), und hätte mit der völligen Vernichtung des franzöſiſchen Heeres enden können, wäre der niederländiſche Commandant von Nieuverbrügge, Obriſt Pain et Vin, ſeiner Pflicht im vollen Maße nachgekommen. Mit einem Male geholfen war den Niederländern, als ſich jetzt ſchnell nacheinander Spanien, der deutſche Kaiſer und mehrere deutſche Reichsfürſten — unter ihnen beſonders der Kurfürſt v. Brandenburg — gegen Frankreich erklärten. So mußten die Franzoſen wenigſtens (Nov. 1673) die vereinigten Niederlande verlaſſen, und der Krieg zog ſich theils nach dem Oberrhein hin, theils nach den ſpaniſchen N. Dabei war die Republik dieſes Jahr (1673) beſonders glücklich zur See, und Tromp und Ruyter ſchlugen die vereinigte franzöſiſche und engliſche Flotte in drei großen Seeſchlachten ſo empfindlich, daß am 19. Febr. 1674 auch der Friede mit England zu Stande kam. Einige Beſtimmungen in Anſehung des Handels nach feindlichen Ländern, welche derſelbe unter andern enthielt, wurden ſpäter ſehr wichtig und folgenreich. Auch der Kurfürſt von Köln und der Biſchof von Münſter ſchloſſen einen Separatfrieden, in welchem ſie der Allianz mit Frankreich entſagten.

Holland und Seeland hatten dem Prinzen ihre Statthalterſchaft übertragen (2. Febr. 1674), und ein neues ewiges Edict erklärte dieſe Würde, ſowie die eines Generalcapitäns und Oberadmirals zu Gunſten des oraniſchen Mannsſtammes für erblich. Die Provinzen Geldern, Utrecht und Oberyſſel, denen man mit Recht große Feigheit beim Einfalle der Franzoſen vorwarf, wurden zwar wieder in die Union aufgenommen, mußten ſich jedoch ebenfalls die Erbſtatthalterſchaft gefallen laſſen (20. April); auch wurde in dieſen Provinzen ein neues, der eben erwähnten Gewalt ſehr günſtiges Reglement eingeführt. Doch fand der Verſuch, Wilhelm zum Herzog von Geldern und Grafen von Zütphen zu erklären, unter den angeſehenen Niederländern, beſonders den Freunden der unglücklichen de Witt's, viel Widerſpruch. — Durch Englands Vermittlung kam endlich auch mit Frankreich (am 10. Aug. 1678) der Friede zu Nymwegen zu Stande. Holland erhielt Maſtricht nebſt Gebiet zurück, auch ward die Confiscation des Fürſtenthums Oranien zu Gunſten dieſes Hauſes aufgehoben. Dennoch griff Wilhelm vier Tage nach geſchloſſenem Frieden bei St. Denys unweit Mons die Franzoſen unter dem Herzog von Luxemburg an, und brachte ſo ſeiner Ehrſucht 5000 derſelben zum Opfer. Ludwig XIV., dem es gar nicht um die Erhaltung des Friedens zu thun war, ſuchte mit glücklichem Erfolge der antioraniſchen Partei wieder Anſehen zu verſchaffen, bemächtigte ſich ſogar auch der durch die Reunionskammern (ſ. d.) ihm zugeſprochenen Lande zwiſchen der Maas und Sambre, ſo daß die Aufſtellung einer Armee den N. ebenſo zweckmäßig als nothwendig ſchien. Oranien, der nur durch militäriſche Gewalt ſeiner Partei das Uebergewicht erhalten zu können glaubte, war jedoch mit der Stärke der Armee nicht zufrieden, und verlangte demgemäß von den Stän-

Digitized by Google

den eine Vermehrung derſelben um 10,000 Mann. Allein jene, und beſonders die Stadt Amſterdam verweigerten die Zuſtimmung zu dieſem Verlangen hartnäckig, und als nun Ludwig mit vielem Glücke in den N. und Deutſchland eingefallen war, ſchloß man lieber einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand mit Frankreich zu Haag (29. Juni 1684), der in der Folge ſowohl von Deutſchland, als von Spanien angenommen wurde. Wilhelm hatte 1677 eine Tochter des katholiſch gewordenen Jacob II. von England geheirathet. Seine Hoffnungen auf den engliſchen Thron, welche er bei dieſer Verbindung ohne Zweifel im Stillen nährte, ſchienen jetzt unerwartet verwirklicht zu werden, denn ſein Schwiegervater ſuchte mit allem Eifer die katholiſche Religion in England zur herrſchenden zu machen, und verſcherzte dadurch die Liebe ſeines Volkes in ſo hohem Grade, daß man Wilhelm zur Beſchützung des Proteſtantismus herbeirief. Er landete am 5. Nov. 1688 mit 10,000 Mann in England. Jacob entfloh nach Frankreich, und Wilhelm erhielt am 23. Febr. 1689 mit ſeiner Gemahlin Maria die engliſche Krone. Dies veranlaßte einen Krieg mit Frankreich, welchen die N. nach ihrem Beitritt zur großen Allianz acht Jahre hindurch mit abwechſelndem Erfolge führten. Der Friede von Ryswik (9. Mai und 30. Oct. 1697) machte dieſem Kriege, an welchem faſt ganz Europa Theil nahm, ein Ende, und brachte blos Pondichery in die Hände Frankreichs; ſonſt blieb alles, wie im Frieden von Nymwegen.

Unmöglich konnte es jedoch der Republik vortheilhaft ſein, daß ihr Generalcapitän zugleich König von England war; denn, abgeſehen davon, daß er über ſeiner königlichen Politik nur zu häufig das Wohl ſeiner Statthalterſchaften vernachläſſigte, ſo wurden die N. durch ihn in alle großen europäiſchen Angelegenheiten verwickelt, die ihnen ſtets beträchtliche Summen koſteten, welche weit zweckmäßiger hätten verwendet werden können. Unterdeß hatte der ſpaniſche Erbfolgekrieg (1701—1714) begonnen, und die Republik ſich für die Theilnahme daran bereits entſchieden, auch war in einem Vertrage zu Haag (Haager Concret, Mai 1700) ſchon feſtgeſetzt worden, daß der Erzherzog Karl Spanien, Frankreich, die N. und Lothringen, und der Herzog von Lothringen Mailand erhalten ſolle, als König Wilhelm III. ſtarb (8. März 1702), und ſein nächſter Vetter, der Fürſt Johann Wilhelm Friſo von Naſſau-Diez, bisher Erbſtatthalter in Geldern, die nächſte Anwartſchaft auf die erledigten fünf Statthalterſchaften und die Generalcapitänsſtelle erhielt. Allein die Generalſtaaten widerſetzten ſich, und beſchloſſen dagegen die alte Verfaſſung (von 1650—1672) wieder einzuführen, und ſich ſelbſt die höchſte Gewalt im Staate zu verleihen. Die Leitung der ganzen Politik übertrug man dem Rathspenſionär oder Landſyndicus Heinſius. Alle übrigen Stände und Provinzen folgtem dieſem Beiſpiele nach, und dem Prinzen Johann Wilhelm Friſo ward nur das Allod des Hauſes Oranien in Holland zugeſprochen, für welches der König von Preußen als Mitbewerber auftrat, und in Deutſchland Lingen und Moeurs auch wirklich beſetzte. Friſo wollte ſich mit dieſem gütlich auseinanderſetzen, ſtarb aber bereits im Juli 1711. Seine ſchwangere Gemahlin gebar am 1. Sept. den Prinzen Karl Wilhelm Heinrich Friſo. Der Krieg mit Frankreich ward von dem neuen holländiſchen Rathspenſionär mit der größten Leidenſchaft fortgeſetzt, konnte jedoch unmöglich für die Republik erſprießlich ausfallen, da er bei der gänzlichen Veränderung des Plans, welcher dem Haager Vertrage zum Grunde lag, das wahre Intereſſe ſeines Vaterlandes ganz aus den Augen verlor. Höchſt unbedeutend war daher der Gewinn zu nennen, den die N. durch den Frieden mit Frankreich (11. April 1713) und unter engliſcher Vermittelung, durch den Barrierevertrag (ſ. d.) zu Antwerpen (15. Nov. 1715) mit dem deutſchen Kaiſer errangen, ſo höchſt koſtſpielig auch der elfjährige Krieg für die Republik geweſen war. Zur Erhaltung des Friedens, den die erſchöpften N. ſo ſehr bedurften, und nun auch 30 Jahre lang genoſſen, ſchloſſen ſie unter dem Verſprechen gegenſeitiger Hülfe mit England und Frankreich eine Tripleallianz (4. Jan. 1717), welche 1718 durch den Beitritt des deutſchen Kaiſers zur Quadrupleallianz wurde. Unterdeß hatte mit kräftiger Hand der Großpenſionär Heinſius die Angelegenheiten der Republik geführt, und ſein Tod (1720) war um ſo mehr zu bedauern, als ihm ſein Nachfolger Hornbach an Kraft und

Digitized by Google

Energie bei weitem nachſtand. Vergeblich waren ſeine Bemühungen, der allzuloſen Verfaſſung durch neue Einrichtungen und beſſere Beſtimmungen nachzuhelfen. Noch hatte die republikaniſche Partei die Oberhand, obgleich beim Ausbruche des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs Bewegungen zu Gunſten der Oranier in den N. entſtanden. Jene verweigerte dem Prinzen Wilhelm jede Forderung, und hob ſogar das Lehnsrecht über die dem Hauſe Oranien gehörigen Markgrafſchaften Vlieſſingen und Veeren gegen eine Entſchädigungsſumme auf, welche jedoch der Prinz ausſchlug. Doch ſollte dies ihr letzter Triumph ſein, denn als Wilhelm eine Tochter Georgs III. von England geheirathet hatte, ſuchte er in Verbindung mit dieſem die N. in einen Krieg zu verwickeln, um dadurch der Militärpartei das Uebergewicht zu verſchaffen, welche durchaus oraniſch geſinnt war. Und als nun nach Ausbruch des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs die Franzoſen einen wilden Angriff auf die Generalitätslande, beſonders auf Flandern machten und deſſen Feſtungen in wenig Tagen eroberten, rottete ſich das durch Flugſchriften und Prediger aufgereizte Volk in Seeland und Holland zuſammen, verjagte ihre Bürgermeiſter und ſetzte den Prinzen Wilhelm IV. zum Statthalter und Generalcapitän ein (April 1747). Utrecht und Oberyſſel folgten dem Beiſpiel, und die Statthalterſchaft wurde in allen Provinzen für die männlichen und weiblichen Nachkommen des Prinzen erblich erklärt (1748). Von jetzt verloren die vereinigten N., bisher ein Staat erſten Ranges, mit jedem Jahre mehr an Bedeutſamkeit.

Der neue Statthalter entſprach keineswegs den Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte. Er verſäumte den günſtigen Moment, Kraft und Einheit in die unförmliche Staatsmaſchine zu bringen, und ließ die wichtigſten Staatsämter von denen beſetzt, die ihm bisher am meiſten entgegen geweſen waren. Nach ſeinem Tode (22. Oct. 1751) übernahm ſeine Gemahlin Anna die vormundſchaftliche Regierung für den unmündigen Prinzen Wilhelm V., und nach ihrem Tode (12. Jan. 1759) ein Verwandter desſelben, der Herzog Ludwig von Braunſchweig-Wolfenbüttel, dem ſchon 1750 das Obercommando über die Armee ertheilt worden war. Nicht leicht konnte man einen üblern Vormund wählen, denn neben andern ſchönen Eigenſchaften war er ein großer Trunkenbold. Getreulich und faſt ohne Ausnahme verpflanzte er ſeine Lieblingsneigungen auf ſeinen Zögling, der ihm auch ſtets eine unglaubliche Anhänglichkeit bewies. Am 6. März 1766 trat Wilhelm V. die Regierung an, ohne daß jedoch dadurch etwas in der Sache geändert worden wäre. An eine Einheit, an ein Streben nach etwas Großem und Ganzem war bei der Regierung, wie bei der Nation nicht zu denken. In den Häfen verfaulten die Schiffe, in den Feſtungen zerfielen die Werke und die Lafetten der Kanonen; ebenſo wenig dachte man daran, neue Munition anzuſchaffen, denn die ungeheuren dazu beſtimmten Summen floſſen in die Taſchen des Herzogs von Braunſchweig und ſeiner Untergebenen. Unbekümmert ließ die Regierung die Zeitereigniſſe an ſich vorüberſtreichen, obgleich ſich eben jetzt der politiſche Himmel der N. immer mehr umwölkte. Der jetzt eben ausbrechende nordamerikaniſche Freiheitskrieg hätte eine Vermehrung der Flotte nöthig gemacht; allein England verbot es, und Wilhelm gehorchte, was auch ſein Volk dazu ſagen mochte. Nur, als England ſogar die Flagge des befreundeten Staates beſchimpfte, am 17. April 1780 alle bisherigen Handelsverhältniſſe mit den N.'n für aufgehoben, und jedes mit Waaren beladene holländiſche Schiff für gute Priſe erklärte, ſah ſich Wilhelm genöthigt, den Forderungen der Stände nachzugeben. Doch kam England mit einer Kriegserklärung zuvor (20. Dec. 1780), da es die Staaten nicht bewegen konnte, einer von Katharina von Rußland projektirten Allianz zur Beſchützung aller Schiffe der dem Bunde beigetretenen Staaten gegen die Anmaßungen irgend eines Seeſtaates nicht beizutreten und doch den ganzen neutralen Handel ihnen nicht gönnte. Nothwendig mußte die Republik bei ihrem äußerſt wehrloſen Stande die größten Verluſte erleiden; kaum, daß der Seeſieg des Contreadmirals Zoutmann bei Doggersbank (5. Aug. 1781) einen ſchwachen Erſatz für die ausgeſtandenen zahlreichen Niederlagen gab. Die Republik mußte den Frieden zu Paris (20. Sept. 1784) mit der Abtretung Negapatnams in Oſtindien nebſt dem dazu gehörigen Diſtrict an England erkaufen. Ein Glück, daß die veränderten Zeiten und Umſtände eine

Digitized by Google

ſchützende Vormauer gegen Frankreich jetzt entbehrlicher als früher machten, denn Joſeph II. hob ohne alle Veranlaſſung im J. 1782 den Barrieretractat auf. Noch höher ſpannte Joſeph ſeine Forderungen im folgenden und im J. 1784. Er verlangte die Abtretung mehrerer an der Schelde gelegenen Schanzen, die wichtige Feſtung Maſtricht und endlich die Eröffnung der freien Scheldeſchifffahrt, oder ſtatt deſſen eine Entſchädigungsſumme von 12 Mill. holländ. Gulden. Doch begnügte er ſich in dem durch Frankreich vermittelten Frieden zu Fontainebleau (8. Nov. 1785) mit 10 Mill. Gulden, wozu Frankreich 2 Mill. zahlte.

Unterdeſſen dauerten die Bewegungen im Innern der Republik fort, ſtiegen aber durch große Fehler der beiden ſich gegenüberſtehenden Parteien (Patrioten und Oranier) aufs Aeußerſte und drohten mit einem völligen Umſturz der ganzen Verfaſſung. Wilhelm war entſchloſſen, ſich um jeden Preis der republikaniſchen Beſchränkungen zu entledigen, und den Weg zum Throne zu bahnen. Anfangs ſchien die republikaniſche Partei die Oberhand zu gewinnen, und Wilhelm ward ſogar von den Provinzen Holland und Utrecht ſeiner Würden entſetzt, doch konnte dies nicht von langer Dauer ſein, denn bereits ſtanden 30,000 Preußen an den Grenzen, um dem ſtatthalteriſchen Anſehen Nachdruck zu geben. Die Verweigerung der Generalcommiſſion, die auf der Reiſe nach dem Haag befindliche Prinzeſſin von Oranien durch den von den aufgeſtandenen Provinzen aufgeſtellten Truppencordon durchzulaſſen (28. Juli 1787), brachte endlich eine Kriſis hervor. Friedrich Wilhelm II. von Preußen forderte wegen der ſeiner Schweſter angethanen Schmach Genugthuung, und da es augenſcheinlich war, daß Frankreich die verſprochene Hülfe weder ſchicken wolle, noch könne, ſo rückte der Herzog von Braunſchweig an der Spitze des preußiſchen Heeres von Weſtfalen aus in die N.'e ein. Vergeblich war der Patrioten übelgeleiteter Widerſtand. Nach Gorkum und Haag ergab ſich auch Amſterdam (Sept. 1787). Das Uebergewicht der oraniſchen Partei war entſchieden; die Rechte dieſes Hauſes wurden in noch größerer Ausdehnung beſtätigt und als ein weſentlicher Theil der Conſtitution erklärt; endlich auch ein enges Bündniß der Republik mit England und Preußen geſchloſſen. So war Wilhelm wieder im Beſitz aller früheren Würden und ſeine Autorität ungemein geſtiegen. Dennoch waren ſeine Gegner, die Patrioten für jetzt nur eingeſchüchtert, ohne deshalb völlig unterdrückt zu ſein; vielmehr wurde ihr verjährter Haß nur noch mehr gereizt. Und wirklich ſollten ihre geheimen Hoffnungen durch die Ereigniſſe der nächſten Jahre verwirklicht werden.

Die neue fränkiſche Republik hatte am 1. Febr. 1793 an die mit England verbündeten N. den Krieg erklärt. Dumouriez drang ſchnell vor, wurde aber bei Aldenhofen und Neerwinden von den Oeſterreichern geſchlagen. Um ſo glücklicher war Pichegru, welcher durch den ſtrengen Winter von 1795 und die den Franzoſen günſtige Volkspartei lebhaft unterſtützt, alles vor ſich niederwarf und binnen wenigen Monden Herr der ganzen N. wurde. Der Erbſtatthalter floh mit ſeiner Familie nach England — und ſtarb noch an der Küſte von Großbritannien zu Yarmouth (am 18. Jan. 1795) — der Nationalconvent aber conſtituirte, von den Patrioten aufgefordert und unterſtützt, am 16. Mai d. J. die batav iſche Republik. Die bisherigen Provinzen bildeten von nun an einen einzigen freien Staat, die geſetzgebende Gewalt ward, ganz nach franzöſiſchem Zuſchnitt, einer ſtellvertretenden Verſammlung, die vollziehende einem aus 5 Männern beſtehenden Directorium übertragen. Die Opfer, mit denen man die neue Republik erkaufen mußte, waren indeß nicht weniger als 100 Mill. Gulden, die Abtretung von Maſtricht, Venloo, Limburg, Flandern und einigen anderen ſüdlichen Landſtrichen, die Aufnahme franzöſiſcher Truppen als Beſatzung und eine beſtändige Allianz mit Frankreich. Noch wäre dies alles zu ertragen geweſen, hätte nicht auch England die ſchwachen Reſte des ehemaligen niederländiſchen Handelsflors vollkommen vernichtet, die Flotte aus allen Zonen verdrängt, die Colonien verheert und die oſtindiſche Handelsbank bis zur Vernichtung erſchüttert. Und als nun auch das Kap der guten Hoffnung, Ceylon (durch den Frieden von Amiens), und die holländiſchen Anſiedelungen auf Malacca, Malabar und den Molukken an die Engländer ver-

Digitized by Google

loren gingen, ſchien die Republik ihrem politiſchem Untergange nahe. Auch erlebte die äußere Form derſelben noch zwei Mal wichtige Veränderungen, welche jedoch beide nicht geeignet waren, den ſchwankenden Staat zu retten. Am 18. Oct. 1801 nämlich theilte man die Republik wieder in ihre alten 7 Provinzen — die Generalitätslande bildeten die achte — mit einer Verminderung der geſetzgebenden Verſammlung auf 35, und einer Erweiterung der vollziehenden Gewalt zu einem Staatsbewind von 12 Abgeordneten. Dieſe Verfaſſung ward am 29. April 1805 in eine Departementalform aus 8 Departements mit einem geſetzgebenden Corps von 19 Mitgliedern und einem auf 5 Jahre erwählten und mit der vollziehenden Gewalt beauftragten Rathspenſionär (Schimmelpenninck) umgeformt. Dieſem ſtand ein Staatsrath von 5—9 Mitgliedern zur Seite; fünf Miniſter beſorgten die Staatsgeſchäfte. Das Unzureichende dieſer Einrichtungen beurkundete ſich von Jahr zu Jahr mehr in der ſteigenden Armuth, den wachſenden Schuldenlaſten und der zunehmenden politiſchen Schwäche, und allgemein ward der Wunſch, ſich völlig mit Frankreich zu vereinigen — ein Schritt, in welchem man einzig und allein Rettung ſuchte. Bis 1806 zögerte man damit; dann endlich trug man dem Bruder Napoleons, dem Prinzen Louis Bonaparte, die Krone an. Am 5. Juni 1806 ward er als ſouveräner König von Holland ausgerufen, auch ein Staatsrath von 13 Mitgliedern (darunter 4 Miniſter) und ein geſetzgebender Körper mit 30 (nach Umſtänden auch mehr Mitgliedern) errichtet. Doch man hatte ſich auch hier in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Dieſe Regierungsform vermochte ebenfalls nicht die geſchlagenen Wunden zu heilen. Die N. mußten an allen Kriegen Napoleons Theil nehmen, ohne jedoch Frankreichs Handelsvortheile zu genießen. Sicher mochte das König Ludwig einſehen, denn als das Mailänder Decret (vom 11. Novbr. 1807) erſchien, als die entſetzlichen Wirkungen des Tarifs von Trianon ſich zu zeigen begannen, als die Engländer während des Krieges mit Oeſterreich auf Seeland gelandet waren, eine Ueberſchwemmung (Jan. 1809) den ganzen Landſtrich zwiſchen Emmerich und Dortrecht unter Waſſer geſetzt und Louis ſich ſogar mit ſeinem Bruder veruneinigt hatte, entſagte er lieber zu Gunſten ſeines älteſten unmündigen Sohnes der Krone (1. Juli 1810), als daß er durch ſeine eigene Lage das ohnedies bedrückte Land in einen Krieg mit Frankreich verwickelte. Allein Napoleon billigte dieſe Verfügung nicht, ſondern ließ durch Oudinot am 4. Juli Amſterdam beſetzen. Holland ward durch ein kaiſerliches Decret vom 10. Juli mit Frankreich vereinigt, die 10 Departements in 7 umgewandelt und alle in 2 Militärdiviſionen eingetheilt; die Armee, wie die Flotte ging in franzöſiſche Dienſte über, die Conſcription ward eingeführt, die ausgehobene Mannſchaft ſollte halb zum Land-, halb zum Seedienſt verwendet werden und die alte Staatsſchuld wurde auf $^1/_3$ reducirt. Die ganze Umformung, welche bis zum 1. Jan. 1811 vollendet ſein ſollte, leitete der Erzſchatzmeiſter des Reichs, der Herzog von Piacenza, als einſtweiliger Stellvertreter des Kaiſers. Die Einführung des Continentalſyſtems, welches mit der größten Strenge durchgeſetzt wurde, ſteigerte den allgemeinen Widerwillen gegen die franzöſiſche Herrſchaft bis zur Wuth, und mit lautem Jubel wurden daher nach den Ereigniſſen der Jahre 1812 und 1813 die Verbündeten aufgenommen, welche unter Bülow, Benkendorf, Thielemann, Winzingerode und Graham in die N. einrückten und durch eine Proclamation vom 20. Nov. 1815 die Holländer zum Aufſtand gegen die Franzoſen aufriefen.

Gijsbert Karl van Hogendorp war ſchon am 17. Nov. für das Haus Oranien aufgetreten, hatte ſich mit der oraniſchen Cocarde gezeigt und mit allgemeiner Begeiſterung ſteckte das ganze Volk die Farben der Oranier auf. Hogendorp und Duyn von Maasdam beriefen die Perſonen der alten Regierung zur Bildung einer neuen Regentſchaft zuſammen; doch der größere Theil war zu ängſtlich, um hierauf einzugehen, und Beide ſahen ſich daher genöthigt, die Staatszügel allein zu ergreifen. Graf Leopold von Limburg-Styrum hatte ſich mit ihrer Bewilligung im Haag als Gouverneur eingeſetzt. Eine Geſandtſchaft ging am 19. Nov. nach England ab, um den Prinzen von Oranien (einen Sohn des Erbſtatthalters Wilhelm V.) zur Rückkehr nach den N. einzuladen. Dieſer landete am 30. Nov. und zog am 2. Dec. unter allgemeinem Enthuſiasmus in Amſterdam ein. In einer

Digitized by Google

Proclamation wurde feierlich die Trennung Hollands von Frankreich ausgeſprochen; ſie ſchloß mit den Worten: „Niederland iſt frei, und Wilhelm I. iſt der ſouveräne Fürſt dieſes freien Landes.“ Nach langen Weigerungen nahm dieſer endlich die Regierung unter der Bedingung an, daß die Machtertheilung durch eine Landesverfaſſung gemildert würde, welche „die Freiheiten und Vorrechte des Volks verbürge und es gegen jeden Eingriff in dieſelben ſicher ſtelle.“ Durch die 1814 ausgearbeitete neue Verfaſſung ward die Souveränetät im Mannsſtamme, wenn dieſer erloſchen, auch im weiblichen des Hauſes Oranien für erblich erklärt; der Fürſt ſollte die vollziehende, das Volk die geſetzgebende Macht haben, durch 55 Abgeordnete (Generalſtaaten), in 2 Kammern getheilt, vertreten und ganz Holland mit Einſchluß der ehemaligen Generalitätslande in 9 Provinzen getheilt werden. Bedeutende Vergrößerungen des Staats, welche Wilhelm I. verſprochen worden waren (namentlich Belgien durch ein Protocoll vom Juli 1814) riefen ihn nach Brüſſel, wo er auch das vom öſterreichiſchen Gouverneur General St. Vincent bisher verwaltete Belgien in Beſitz nahm. Durch eine Uebereinkunft mit England (1. Aug.) wurden auch noch alle früheren Colonien, außer dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Eſſequebo, Demerary und Berbice an die N. zurückgegeben. Auch Luxemburg und Lüttich ward durch den Wiener Congreß den N. zugeſprochen und Wilhelm I. durch die Schlußacte desſelben (vom 9. Juni 1815) als *König der N.* von allen Mächten anerkannt. Am 8. Juni war er als Großherzog von Luxemburg dem deutſchen Bunde beigetreten, und beſchäftigte ſich nun angelegentlich mit einer Abänderung der einjährigen Verfaſſung, welche durch die Einführung ſo vieler an Sitten, Sprache, Gewohnheit und Religionsgrundſätzen verſchiedenartigen Provinzen nothwendig geworden war. Die neue Verfaſſung ward mit 527 Stimmen am 24. Auguſt für angenommen erklärt. Mit Oeſterreich ſchloß man am 11. October einen Vertrag wegen der belgiſchen Staatsſchulden. In Folge des zweiten Pariſer Friedens (20. Nov. 1815) mußte Frankreich auch noch diejenigen Diſtricte an Wilhelm abtreten, welche es von den ehemaligen öſterreichiſchen N. noch behalten hatte; auch erhielt Wilhelm die Souveränetät über das Herzogthum *Bouillon* (ſ. d.). Gegen Algier, das die niederländiſche Flagge beleidigt hatte, unternahm die niederländiſche Flotte unter dem Admiral van Capellen nach ihrer Vereinigung mit einer engliſchen Flotte unter Lord Exmouth eine Recognoscirung und Kanonade (Auguſt 1816) gegen den Hafen von Algier, und erzwang vom Dey die Anerkennung des europäiſchen Völkerrechts. Mit Preußen hatte Wilhelm (am 25. Mai) eine Uebereinkunft wegen Abtretung eines Landſtrichs an die N. geſchloſſen, welcher ſpäter auch einige Beſtimmungen über die Rheinſchifffahrt folgten. Sehr lobenswerth waren die Verträge, welche der König der N. mit England (4. Mai 1818, 22. Dec. 1822 und 30. Oct. 1824) zur Unterdrückung des Sklavenhandels ſchloß. Nicht weniger bemühte ſich Wilhelm, Handel und Gewerbe wieder in die Höhe zu bringen, und die ſeit 1816 neu entſtandenen Kanäle und Häfen, die Anlegung einer niederländiſchen Bank mit 50 Mill. Gulden (1824) die Gründung einer Handelsgeſellſchaft rc. ſprechen lebhaft dafür. Dennoch hatten alle dieſe Maßregeln nicht den gehofften Erfolg, denn noch war Englands Seemacht und Manufacturweſen überwiegend, noch erlitt durch häufige Bankerotte (beſonders 1825 und 26) der kaum erwachende niederländiſche Handel die empfindlichſten Stöße. Ein Stein des Anſtoßes, ein Anlaß zu nie aufhörender Unzufriedenheit, blieb immer die nationale Verſchiedenheit, welche in Religion, Sitten und Charakter den proteſtantiſchen Holländer ſtets vom eifrig katholiſchen Belgier unterſcheiden wird. Jahrelanges Anſchließen an Frankreich hatten dieſen ſo vollkommen franzöſirt, daß nie von einer völligen Vereinigung, von einem Anſchließen an den germaniſirten Holländer die Rede ſein konnte. Mehrere unüberlegte und unkluge Maßregeln der Regierung — wie die höchſt parteiiſch geführten Prozeſſe gegen den Abbé Före und den Erzbiſchof Broglio von Gent, die offenbare Bevorzugung der Holländer vor den Belgiern bei Staats- und Militärwürden, die Verbietung der franzöſiſchen Sprache vor Gericht (11. Juli 1818 und 13. Sept. 1819) und in Lehranſtalten (26. Oct. 1822) rc. — ſteigerten die Unzufriedenheit der für ihre Kirche beſorgten katholiſchen Belgier, die im Verbot der franzöſiſchen Sprache die Vor-

Digitized by Google

bereitung zur Ausbreitung der Reformation erblickten, ſowie der noch aus alter Vorliebe an Frankreich feſthangenden Brabanter und Flamänder immer höher, und dieſe und andere Urſachen führten auch die endliche Trennung der ſüdlichen Provinzen von den nördlichen herbei. (S. Belgien.) Vergeblich proteſtirte der König gegen die von der Londoner Conferenz (ſ. d.) aufgeſtellten 18 Artikel, welche die Trennung beider Staaten vollzog, vergeblich erhob ſich ganz Holland für die Behauptung ſeines Rechts durch die Waffen. Am 2. Aug. 1831 ging zwar der Prinz von Oranien an der Spitze eines Heeres von 70,000 M. über die belg. Grenze und ſchlug in zwei Treffen das belg. Heer; aber ein franz. Hülfsheer zog darauf in Eilmärſchen heran und nöthigte Holland zur Anerkennung eines Waffenſtillſtandes, in Folge deſſen der Prinz von Oranien Belgien wieder räumte. Die Conferenz legte hierauf beiden Theilen am 20. Oct. einen von den fünf Mächten verbürgten Friedenstractat in 24 Artikeln vor, den aber Holland verwarf, weil er mit der frühern Theilungsgrundlage nicht übereinſtimmte. Frankreich und England erzwangen jedoch die Uebergabe der Citadelle von Antwerpen, der deutſche Bundestag willigte in die Abtretung eines Theiles von Luxemburg an Belgien gegen eine entſprechende Entſchädigung im Limburgiſchen und ſo ſah ſich endlich der König der Niederlande gezwungen, am 4. Febr. 1839 die jetzt zu ſeinem Nachtheil modificirten 27 Artikel anzunehmen, worauf am 19. April der definitive Friedensabſchluß zwiſchen Holland und Belgien garantirt von den fünf europäiſchen Großmächten erfolgte. Dieſer langjährige Kriegszuſtand hatte die ohnedies nicht ſehr glänzende Finanzlage Niederlands noch verſchlimmert. Als nun die Regierung, ſtatt zweckmäßige Reformen vorzuſchlagen, den Kammern von 1839 den Vorſchlag zu einer Anleihe von 56 Mill. Fl. vorlegte, entſtand große Aufregung und die Stände verwarfen die Anleihe, wie das ganze Budget und bewilligten nur eine Anleihe von 6 Mill. Fl. und das Budget auf ſechs Monate. Als die Stände im März 1840 wieder zuſammentraten, legte die Regierung ihnen mehrere die Verfaſſung modificirende Geſetzentwürfe vor, wornach z. B. die Civilliſte auf $1^1/_2$ Mill. Fl. beſtimmt und die Dauer des Budgets von 10 auf 2 Jahre herabgeſetzt wurde. Die Mißſtimmung gegen den König und deſſen Miniſter nahm fortdauernd zu, indem man ihnen allein die Finanznoth, in welcher das Land ſich befand, zuſchrieb. Als daher das Volk auch die beabſichtigte Vermählung des Königs mit der Gräfin Henriette d'Oultremont laut mißbilligte und endlich in Belgien eine weitverzweigte Verſchwörung entdeckt wurde, bei welcher Holland nicht unbetheiligt erſchien, entſagte König Wilhelm am 7. Oct. 1840 feierlich der Krone zu Gunſten ſeines Sohnes, Wilhelm II. (ſ. d.) und begab ſich unter dem Namen eines Grafen von Naſſau mit ſeinem ungeheuren Privatvermögen nach Berlin, wo er ſich am 17. Febr. 1841 mit der Gräfin d'Oultremont vermählte und am 7. Nov. 1843 ſtarb. Wilhelm II. erklärte gleich nach ſeinem Regierungsantritt die Miniſter für verantwortlich, wodurch ein langer Streit zwiſchen den Ständen und dem König beigelegt ward, vermochte aber die Finanznoth, welche durch den Krieg auf Sumatra gegen die Atſchineſen noch erhöht wurde, nicht zu beſeitigen, ſo daß ſich endlich die Regierung genöthigt ſah, den Ständen einen Geſetzentwurf zu einer außerordentlichen Vermögensſteuer oder zu einer freiwilligen Anleihe von 150 Mill. Fl. vorzulegen, der, ungeachtet einer großen Oppoſition, im März 1844 angenommen wurde. Große Summen wurden demungeachtet im Intereſſe des Landes verwendet, namentlich auf Eiſenbahnen und die Trockenlegung des Harlemer Meeres. Mehrere Handelsverträge wurden geſchloſſen, z. B. mit Texas, 1842 mit den deutſchen Zollvereinsſtaaten, der aber ſpäter nicht in ſeinem ganzen Umfange wieder erneuert wurde, und mit Belgien 1843. Die Bewegungen in Frankreich, Italien und Deutſchland im J. 1848 gingen im Allgemeinen ſpurlos an N. vorüber, beſonders weil die Regierung ſelbſt bedacht war, die nächſte Veranlaſſung dazu durch freiwillige Reform der Verfaſſung aus dem Wege zu räumen. Kaum war die neue Verfaſſung von den Ständen angenommen, ſo ſtarb der König nach kurzem Krankenlager im März 1849 und ſein Sohn und Nachfolger Wilhelm III. beſchwor am 12. Mai die neue Verfaſſung feierlich zu Amſterdam. Vgl. Kampen, „Geſchichte der Niederlande“ (2 Bde., Hamb. 1831—32); Leo, „Zwölf Bücher niederländ. Geſchichten“

Digitized by Google

(2 Bde., Halle 1832—35); Grattan, „History of the Netherlands“ (Lond. 1830; deutſch von Friedenberg, Berlin 1831), und Janſſens „Histoire des Pays-Bas“ (3 Bde., Brüſſ. 1840; deutſch, 3 Bde., Aachen 1840).

Geographiſch-ſtatiſtiſcher Zuſtand der N. Vor ihrer Trennung bildeten Belgien und Holland einen völlig gerundeten Staat, das Königreich der vereinigten Niederlande. Es beſtand von 1815—1830 aus den unter Karl V. vereinigten Provinzen, nur mit etwas verſchiedener Begrenzung: Nordbrabant, Südbrabant, Limburg, Geldern, Lüttich, Oſtflandern, Weſtflandern, Hennegau, Nord- und Südholland, Seeland, Namur, Antwerpen, Utrecht, Friesland, Overyſſel, Gröningen und Drenthe nebſt Luxemburg, nahm einen Flächeninhalt von 1148 □M. mit Einſchluß von Luxemburg ein, von denen $^2/_5$ auf die nördlichen und $^3/_5$ auf die ſüdlichen Provinzen gerechnet werden. Seit der Trennung (1830) der ſüdlichen Provinzen oder Belgiens von den nördlichen, die man vorzugsweiſe noch die Niederlande oder Holland nennt, ſowie die geſammten Bewohner derſelben mit dem Geſammtnamen Holländer bezeichnet, beſtehen die eigentlichen Niederlande aus den Provinzen Nordbrabant, Geldern, Nordholland, Südholland, Seeland, Utrecht, Friesland, Overyſſel, Gröningen und Drenthe. Nach den Beſtimmungen der Londoner Conferenz ſoll Holland von Luxemburg die kleinere Hälfte behalten, für die andere aber durch das limburgiſche Gebiet an der Maas entſchädigt werden, und dieſes Entſchädigungsgebiet in die alten Verhältniſſe des Großherzogthums Luxemburg zum deutſchen Bunde und zu Naſſau treten. Mit Einſchluß Luxemburgs grenzt das Königreich der Niederlande im Oſten an Deutſchland (die Rheinprovinzen und Hannover), im Norden und Weſten an die Nordſee, im Süden an Belgien und hat mit ſeinem Antheile an Luxemburg und Limburg 622 □M. Es liegt dieſes Land, wie ſchon der Name Niederlande andeutet, tief, theilweiſe niedriger als das Meer, und ſtellt im Ganzen eine waldloſe, von unzähligen Kanälen und Gräben durchſchnittene, theils ſandige, theils moorige, größtentheils aber wieſige Fläche dar, deren von Natur einförmiges, reizloſes und dem Auge faſt gar keine Abwechſelung darbietendes Ausſehen, nur durch den künſtlichen Anbau gemildert wird. Sanddünen und künſtliche Dämme oder Deiche gewähren dem Lande einen, wiewohl nicht immer ſichern Schutz gegen den Andrang des Meeres und das Austreten der Flüſſe. Man möchte Holland eher ein künſtliches, als natürliches Land nennen, denn namhafte Striche desſelben haben dem Meere erſt abgerungen werden müſſen, und ungeheure Summen werden alljährlich erfordert, um dieſe Eroberungen von dem ungeſtümen Elemente nicht wieder verſchlingen zu laſſen. Wie Unterägypten bildet Holland ein Delta. Von den Armen des Rheins, der Maas und Schelde eingefaßt, verdankt es wahrſcheinlich ſeine Entſtehung größtentheils dem durch dieſe Flüſſe abgeſetzten Schlamme. Denn auf den Karten des Mittelalters ſieht man hier noch überall Seen, Meere und Sümpfe unregelmäßig durch einander zerſtreut. Die vorzüglichſten Buſen, welche die Nordſee in Hollands Nord- und Weſtküſte, die ſie beſpült, einſchneidet, ſind: der Dollart (3 Meilen lang und 1 Meile breit), der Lauwerſee, der Zuyderſee (vormals größtentheils feſtes Land, 54 □M. groß), der Biesboſch (1421 durch eine Fluth entſtanden, bei welcher 72 Ortſchaften untergingen), der Zwine an der Südweſtgrenze von Belgien, außerdem eine Menge Land- oder Binnenſeen, zum großen Theil durch Torfgräbereien entſtanden. Der größte holländ. Landſee iſt das Harlemermeer (ſ. Harlem). Alle dieſe Gewäſſer ſind fiſchreich und liefern beſonders große Aale. Zu den Hauptflüſſen Hollands gehört vor allen der Rhein, der ſich hier in zwei Arme theilt, wovon der nördliche den Namen Rhein behält, der ſüdliche, bei weitem ſtärkere, die Waal heißt, und ſich bei Worthum mit der Maas vereinigt. Der dritte Hauptfluß Hollands iſt die Schelde, ſie theilt ſich in zwei Arme, die Ooſter- und Weſterſchelde. Kein Land der Welt, China vielleicht ausgenommen, hat ſo viel Schiffsfahrtskanäle aufzuweiſen, wie Holland. Faſt alle Handelsorte ſind durch ſolche Waſſerſtraßen mit einander verbunden, die nicht allein zum Gütertransport dienen, ſondern beſonders in den nördlichen Gegenden auch die Stellen der Poſtſtraßen vertreten. Ein Meiſterſtück der Waſſerbaukunſt iſt der 1826 eröffnete, $9^1/_2$ Meilen lange,

Digitized by Google

große nordholländiſche Kanal, der ſelbſt für große Kriegsſchiffe hinreichende Breite und Tiefe hat, von Amſterdam bis zum Hafen Nieuwe Diep führt, und zum Zweck hat, große Seeſchiffe von der See bis Amſterdam zu führen. Außer ihm bemerken wir den Winſchoter Treckwaart (7 Meilen lang), den Harlingen Kanal (12 Meilen lang), das Damſter Diep u. a. Dieſe Kanäle ſtehen faſt überall durch Verbindungskanäle und Waſſergräben mit allen nur einigermaßen handeltreibenden Ortſchaften in Verbindung. — Das Klima Hollands iſt im Ganzen gemäßigt, aber ſehr feucht, und die Luft ſtets mit den aus den Gewäſſern und Moräſten aufſteigenden Dünſten geſchwängert. Dies und ſchlechtes Trinkwaſſer, verbunden mit dem häufigen Genuſſe von Fiſchen, verurſachen öfters Fieberkrankheiten. Die höher liegenden ſüdöſtlichen Gegenden, ſowie Geldern, Utrecht, Oberyſſel und Gröningen ſind dagegen ſehr geſund. Der Produktenreichthum Hollands iſt gering, doch hat die Betriebſamkeit der Bewohner dieſem Mangel nach Möglichkeit abgeholfen. Das Mineralreich iſt arm, dagegen gedeihen Thiere und viele Pflanzen hier beſſer als in Deutſchland. Die holländ. Pferde ſind groß und ſtark, beſonders die frieſiſchen. Zur Belebung der Pferdezucht ſetzt die Regierung Prämien aus, und der Pferdeſtapel beläuft ſich in Nordniederland nach neueren Angaben an 300,000 Stück. Das holländiſche Rindvieh iſt trefflich und macht einen großen Theil des Nationalreichthums aus, namentlich in Holland, Gröningen und Utrecht, wo Ochſen von 2000 Pfund und darüber nicht ſelten ſind. Auch für Veredlung und Vermehrung der Schafe wird von der jetzigen Regierung viel gethan. Die meiſten Schafe beſitzt Nordholland, Friesland und Gröningen. Die beſte Raſſe iſt die Texelſche. Wilde Enten, Gänſe, Schnepfen, Seemöven und andere Strandvögel und Störche gibt es in großer Menge, Wild dagegen, außer Haſen und Kaninchen, nicht. An Fiſchen, ſowohl Fluß- als Seefiſchen herrſcht Ueberfluß. Man fängt beſonders Schellfiſche, Kabeljaus, Schollen, köſtliche Steinbutten, Stinte, Anſchovis, Makrelen, Störe, Lachſe, Elſen, mehrere Aalarten, Schleien, Karpfen, Hechte, Auſtern, auf den Gröning'ſchen und friesländiſchen Inſeln auch Seehunde ꝛc. Die Bienenzucht wird beſonders in der Provinz Utrecht betrieben. Das Pflanzenreich bringt die gewöhnlichen Getreidearten; guten Roggen beſonders in Seeland und Friesland, viel Hafer in Gröningen; daneben erzeugt Geldern und Utrecht auch Hülſenfrüchte. Kartoffeln gedeihen überall gut, und durch ſeine Gartengemüſe und Blumen iſt Holland beſonders berühmt; die Gegend um Leyden erzeugt trefflichen Blumenkohl und Spargel, und die Gegend zwiſchen Alkmaar und dem Haag iſt der eigentliche Blumengarten Hollands, und Hyacinthen- und Tulpenzwiebeln bilden einen beträchtlichen Ausfuhrartikel faſt in alle Welttheile. Auch Flachs und Hanf werden im Großen gebaut, ebenſo Tabak, Färberröthe, Rübſamen, Cichorien, Kleeſamen. Obſt erzeugt Geldern in großer Menge und von vorzüglicher Güte, daneben baut man in Gärten ſchöne Ananas, Melonen und Trauben. Ueberhaupt ſteht die Kunſtgärtnerei in Holland auf hoher Stufe. Eine große Aufmerkſamkeit wird bei dem großen Holzmangel in Holland dem Torfſtich gewidmet. Torf iſt in Holland in großer Menge und Schönheit vorhanden. Für Torfſtecherei beſteht hier auch eine eigene Commiſſion, und man gewinnt jährlich an 12 Millionen Tonnen Torf.

Die Bevölkerung der Nordniederlande beträgt mit Limburg und Luxemburg an 3,276,741 Seelen, und zwar 2,000,000 Holländer, 500,000 Deutſche, 250,000 Frieſen und 50,000 Juden. Die chriſtliche Bevölkerung beſteht aus 1,720,000 Reformirten, 173,000 Proteſtanten, 1,200,000 Katholiken, 120,000 Mennoniten, 6000 Remonſtranten, 15,000 Rheinsbergern und gegen 32,000 Anabaptiſten. Die Holländer ſind ein kräftiges Volk, groß, ſtark, von Charakter gerade, offen, ernſt, ehrlich, beharrlich, geduldig, mäßig, reinlich, einfach, treu, vaterlandsliebend und ſehr neugierig. Das ſprichwörtlich gewordene holländiſche Phlegma iſt aber ſehr oft übertrieben worden, denn, wenn auch der Geiſt bei dieſem Volke mehr an die Maſſe gebunden und mit ihr gleichſam verkörpert iſt, ſo iſt doch der Volksſinn nicht ohne Originalität und Energie. Hauptnahrungszweige der Holländer ſind: Viehzucht, beſonders Hornviehzucht, die auf einer ſehr hohen Stufe ſteht, und die holländiſchen Käſe ſind weit und breit berühmt. Außerdem iſt wichtig die

Digitized by Google

Pferde=, Schaf=, Gänſe= und Bienenzucht. Für die Küſtengegenden iſt nächſt Viehzucht die Fiſcherei der wichtigſte Nahrungszweig. Man theilt die letztere hier in die große oder Heringsfiſcherei, und in die kleine, oder Wallfiſch=, Stockfiſch= und andern Seefiſchfang. Der Heringsfang hebt ſich jetzt wieder, iſt aber bei weitem nicht ſo bedeutend als früher, wo keine andere Nation mit den Holländern dabei concurrirte. Im Jahre 1828 liefen 128 Schiffe (Buiſen genannt) aus, und brachten an 2000 Laſten Heringe ein. Der Hauptheringsfang iſt an den Küſten von Schottland. Auf den Wallfiſchfang gehen jetzt jährlich noch etwa 50 Schiffe aus. Bei weitem wichtiger und gewinnreicher iſt aber der Stockfiſchfang, der theils an den Küſten, theils an der nordweſtlichen von Holland gelegenen Bank getrieben wird. Der Fang anderer Seefiſche an den Küſten, der Lachs=, Stör=, Anſchovis=, Muſcheln= und Auſternfang beſchäftigt übrigens auch an 20,000 Familien. In der *Induſtrie* haben die Holländer von jeher Beweiſe im Großen gegeben, durch die Menge von Fabriken und Manufacturen, welche ſchon vor Jahrhunderten einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten. Iſt auch Holland hierin nicht mehr wie ſonſt ausgezeichnet, ſo befinden ſich doch mehrere Zweige der veredelnden Induſtrie noch in einem blühenden Zuſtande. Die holländiſche Leinwand, ſowie die Leinwandbleichen von Haarlem, ſind noch unübertroffen. Hier wird auch der feine Zwirn zu den Brüſſeler Spitzen gemacht. Ein zweites ausgezeichnetes Kunſtprodukt iſt das holländiſche Papier. Die Tuch= und Wollwebereien, einſt die berühmteſten in der Welt, haben ſehr abgenommen; ihr Hauptſitz iſt jetzt noch Leyden und Tilburg, wo über 6000 Menſchen ſich dadurch nähren. Berühmt ſind außerdem die Hutfabriken, Baumwollenſpinnereien und die Seidenmanufacturen zu Haarlem, Amſterdam und Utrecht, die Lederfabriken zu Amſterdam und Rotterdam, die Zuckerſiedereien, deren es allein in Amſterdam gibt, die Seifenſiedereien und die Branntweinbrennereien. Auch die holländ. Thonpfeifen bilden noch immer einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Die Farbenfabrikation ſteht ebenfalls auf hoher Stufe. — Von größter Wichtigkeit iſt aber, wie dies die Lage des Landes und der Kunſtfleiß erwarten läßt, der *Handel*. Die Blüthe des niederländiſchen Handels beginnt ſchon mit dem 14. Jahrhundert zu Brügge in Flandern, zog ſich aber gegen das Ende des 15. Jahrhunderts größtentheils nach Antwerpen, welches der erſte Handelsplatz der Welt wurde. Die Verheerungen des Freiheitskrieges gegen Spanien und Antwerpens Eroberung 1585, trieben die reichſten Kaufleute nach Amſterdam, deſſen Handel zu Anfange des 17. Jahrhunderts auf eine niegekannte Höhe ſtieg, ſodaß vor den politiſchen Ereigniſſen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ſelbſt die Briten den Holländern weit nachſtanden. Die Staatsumwälzung von 1795 gab aber dem holländiſchen Handel den empfindlichſten Stoß. Ein Glanzpunkt für ihn tauchte zwar noch in der Zeit von 1815—1830 auf, wo Holland den Commiſſionshandel von halb Europa in den Händen hatte, die Ereigniſſe von 1830 aber haben einige Stockung erzeugt, doch hebt er ſich wieder immer mehr, und man ſchlägt jetzt den auswärtigen und innern Handel Hollands auf 300 Mill. Gulden an. Der Ausfuhrhandel umfaßt Vieh, Butter, Käſe, geſalzenes Fleiſch, Papier, Leinwand, Blumen, Sämereien, Heringe, Seefiſche, Tabak, Oel, beſonders aber Colonialwaaren, die zwar aus den Colonien eingeführt werden, jedoch nur das Land durchlaufen, um durch ganz Europa abgeſetzt zu werden. Die wichtigſten Häfen und Handelsplätze ſind vor allen Amſterdam, Rotterdam und Dortrecht. In Amſterdam liefen im Jahre 1828 2132, und im Jahre 1846 2822 Schiffe ein; in Rotterdam im erſtern Jahre 2085, im letztern 1764, in Dortrecht im erſtern 2085. Der ſehr lebhafte Binnenhandel auf den Kanälen ſoll jährlich an 6000 Fahrzeuge und 15,000 Boote beſchäftigen. — Ein wichtiges Beförderungsmittel des Handels iſt die 1824 nach dem Plane der Londoner errichtete niederländiſche Bank. Sie iſt mit einem Privilegium auf 25 Jahre verſehen, und beſitzt gegenwärtig ein Capital von mehr als 12 Millionen Gulden. Seit dem Jahre 1816 beſteht für Holland auch ein Münz=, Maß= und Gewichtsſyſtem, welches, wie in Frankreich, in Decimaltheile eingetheilt iſt.

Der *Finanzzuſtand* der vereinigten Niederlande konnte während der Periode

Digitized by Google

von 1748—80 blühend genannt werden, indem die $2^1/_2$procentigen Obligationen auf 10 Procent geſtiegen waren. Der Krieg gegen England, gegen Frankreich und innere Unruhen (1786) führten aber ſchnell ein jährliches Deficit von 8 Millionen und eine neue Schuldenlaſt von 22 Millionen Gulden herbei, welche nach Hollands Eroberung ſo furchtbar anwuchs, daß die Zinſen der Staatsſchuld von 1795—1804 um 16 Millionen (von 18—34), und ſeitdem bis auf 42 Millionen geſtiegen ſind, ſo daß man von 1795—1805 zur Deckung des jährlichen Deficits 41 Proc. vom Eigenthum und 53 Proc. direct und indirect vom Einkommen der Angeſeſſenen heben mußte. Des Rathspenſionärs Schimmelpennink's kluges Abgabenſyſtem konnte die große Krankheit der Staatsſchuld nur in etwas lindern, unmöglich aber heilen. Kräftiger ſchritt hier Napoleon ein, indem er bald nach Einverleibung der Niederlande in das franzöſiſche Kaiſerreich die geſammten Staatsſchulden auf $^1/_3$ verzinsliche herabſetzte, auf dieſe Art zwar den Staat gewiſſermaßen bankerott erklärte, aber doch den einzigen Weg damit eingeſchlagen hatte, auf dem eine Wiederherſtellung der Finanzen bei Wiederherſtellung des Staates möglich war. Die übrigen $^2/_3$ der Staatsſchuld, oder die ausgeſetzte rücken nur allmälig in einer langen Reihe von Jahren in die zinsbare, ſogenannte wirkliche Schuld ein. Jährlich ſollen 4 Millionen von der letztern abgetragen werden, und von der erſtern ebenſo viel an ihre Stelle rücken. Die von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsſchuld betrug 573,153,530 Fl., die aufgeſchobene 1,719,460,591 Fl., zuſammen 2,292,614,121 Fl. Für das ehemalige Belgien wurde durch Uebereinkunft vom 11. Oct. 1815 die öſterreich. Schuld zu 34,466,679 Fl. übernommen. Im J. 1830 gab die Regierung den Geſammtbetrag der activen Schuld zu 784,610,680 Fl. und die aufgeſchobene Schuld zu 965,472,687 Fl. an. Die außerordentlichen Laſten, welche die neun Jahre nach der belgiſchen Revolution verurſachten, vermehrten die active Schuld um 197,257,900 Fl. Am 1. Jan. 1849 betrug die active Schuld nach dem niederländ. Almanach 238,869,911 Fl. Das Budget für 1848 und 1849 berechnet die Einnahme zu 71,692,316 Fl. und die Ausgabe zu 71,525,932 Fl.

Die Seemacht der Niederlande war in dem Zeitraume von 1652—1672 bis auf 150 Kriegsſchiffe geſtiegen, bis 1776 bereits auf 25 Linienſchiffe, 23 Fregatten und 20 kleinere Kriegsfahrzeuge herabgeſunken, bis 1792 wieder auf 66 Linienſchiffe und Fregatten und 46 kleinere Kriegsfahrzeuge geſtiegen, aber nach Uebergabe der Flotte an die Engländer im Sept. 1799 faſt gänzlich wieder vernichtet. 1814 zählte die geſammte niederländ. Flotte etwa 30 Kriegsſchiffe jeder Gattung; 1829 beſtand ſie aus 1 Linienſchiffe von 68 Kanonen, 7 Fregatten mit 272 Kanonen, 12 Briggs und Corvetten mit 278 Kanonen und 10 Fahrzeugen mit 102 Kanonen, überhaupt aus 30 größern und kleinern Kriegsfahrzeugen mit 720 Kanonen und 4160 Mann im activen Dienſte, und aus 6 Linienſchiffen, 13 Fregatten, 13 Corvetten und Briggs und 31 kleinern Fahrzeugen, zuſammen aus 63 Schiffen mit 1334 Kanonen außer Dienſt. 1848 zählte die Marine 104 Schiffe mit 2391 Kanonen, darunter 71 Linienſchiffe, 16 Fregatten, 12 Corvetten, 20 Briggs, 23 Goaletten und 75 Kanonierſchaluppen, mit 5850 Mann in Dienſtthätigkeit. — Die Landarmee beſteht aus 1 Regiment Grenadiere und Jäger, 8 Regimenter Infanterie, 3 Regimenter Dragoner, 2 Regimenter Lanciers, 2 Schwadronen Jäger zu Pferde, 3 Reg. Artillerie, 1 Reg. reitende Artillerie und einem Corps Pontonniere; zuſammen zwiſchen 35,000 und 40,000 Mann, zu welchen als außerordentliche Bewaffnung 12 Regimenter Nationalgarden (Schutters) zu 2 und 3 Bataillon von 500—700 Mann, überhaupt 30—35,000 M. kommen, welche letzteren aber mittelſt Aufgebot bis auf 100,000 Mann gebracht werden können. Die Anzahl der Forts und Feſtungen iſt in den Niederlanden verhältnißmäßig größer wie in irgend einem andern Lande. In der äußerſten linken Flanke iſt das Königreich durch Luxemburg, in der zweiten Linie, wo mehrere Plätze theils neu, theils ſtärker befeſtigt, durch die Feſtungen Bergen op Zoom, Breda, Grave, Herzogenbuſch und die ſeeländiſchen Ströme, in der dritten durch die Rhein- und Maasarme, längs der Maas durch Maſtricht und Venloo, und an der Oſtſeite Althollands durch eine

vierfache, durch künſtliche Ueberſchwemmungen zu verſtärkende Linie, und zwar die Moräſte von Drenthe, die Yſſel, den Greb und die doppelte holländiſche Waſſerlinie geſchützt.

Die *auswärtigen Beſitzungen* der Niederlande ſind in Aſien Java = 2313, Sumatra = 6369, Borneo = 9223, Celebes = 1674, die Molucken = 1800, die übrigen Inſeln = 3100 QM.; in Afrika die Guineaküſte = 600; in Amerika Surinam = 2550, Curaçao und Zubehör = 50 QM.; im Ganzen 27,529 QM. mit 19,690,930 Einw. Das Budget für die Colonien ſtellte ſich im J. 1847 in folgender Weiſe dar: *Oſtindien*, Einnahme 75,567,324 Fl., Ausgabe 69,065,338 Fl., alſo wahrſcheinlicher Ueberſchuß 6,501,986 Fl.; *Weſtindien*, Einnahme 1,174,406 Fl., Ausgabe 1,480,587 Fl.; die *Guineaküſte*, Einnahme 5600 Fl., Ausgabe 105,168 Fl.

Das Königreich der Niederlande oder Holland bildet eine erbliche, durch die Verfaſſung vom 24. Auguſt 1815 eingeſchränkte Monarchie, mit einem Könige an der Spitze, der als Großherzog von Luxemburg Mitglied des deutſchen Bundes war, und als ſolcher eine, nämlich die 11., Stimme in der engern und 3 Stimmen in der weitern Bundesverſammlung hatte. Die Perſon des Königs iſt heilig und unverletzlich; in ſeiner Hand ruht die ausübende Gewalt, die geſetzgebende theilt er mit der Nation. Er hat das Recht Krieg zu erklären, Frieden zu ſchließen und Verträge einzugehen, muß aber davon die beiden Kammern der Generalſtaaten in Kenntniß ſetzen. Er führt die Oberaufſicht über Flotte, Heer, Finanzen und Münze, erhebt in den Adelſtand, vertheilt Ritterorden, hat das Begnadigungsrecht, kann adeln und Ritterorden ſtiften, beruft und entläßt die Generalſtaaten, und läßt die Juſtiz in ſeinem Namen verwalten. Der Thron iſt in männlicher Linie, und erſt nach deren Erlöſchen in der weiblichen nach dem Rechte der Erſtgeburt erblich. Die Volljährigkeit des Königs iſt das vollendete 18. Jahr. Ueber die Vormundſchaft des minderjährigen Königs, inſofern von ſeinem Vorgänger deshalb nichts Näheres beſtimmt iſt, ſowie auch über die Regentſchaft verfügen die Generalſtaaten, und ſo lange, bis dieſe Verfügungen getroffen ſind, übt der Staatsrath die höchſte Gewalt aus. Der Monarch darf keine fremde Krone tragen und ſeine Reſidenz nicht außerhalb des Landes verlegen. Der Titel des Monarchen iſt: König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, Prinz von Oranien-Naſſau. Der Kronprinz führt den Titel: Prinz von Oranien. Der Hofſtaat des Königs, der im Haag reſidirt, iſt ſehr einfach. An der Spitze desſelben ſtehen 5 Großofficiere, der Obermarſchall, Oberkammerherr, Oberſtallmeiſter, Oberjägermeiſter und Oberceremonienmeiſter. Das Wappen beſteht aus einem mit einer Krone bedeckten Schilde, in welchem in blauer, mit goldenen Schindeln beſtreuten Umgebung der aufrechtſtehende, goldgekrönte naſſau'ſche Löwe ſich befindet, welcher in der rechten Klaue ein goldenes Schwert, in der linken die niederländiſchen Pfeile hält. Schildhalter ſind zwei goldgekrönte Löwen, um deren Fußgeſtelle ein rothes Band, mit den Worten: Je maintiendrai, geſchlungen iſt. Der König vergibt zwei Ritterorden: 1) den *militäriſchen Wilhelmsorden*, am 30. April 1815 zur Belohnung militäriſcher Verdienſte geſtiftet. Der Orden beſteht aus 4 Claſſen: Großkreuzen, Commandeuren und Rittern der 3. und 4. Claſſe. Das Ordenszeichen beſteht in einem weiß emaillirten Kreuz, mit 8 vergoldeten (für die Ritter der 4. Claſſe nur verſilberten) Spitzen, bedeckt mit 2, in Form eines burgundiſchen Kreuzes geſtellten Lorbeerzweigen, in deren Mitte man in einem Lorbeerkranze, auf himmelblauem Grunde ein W, auf der Kehrſeite einen goldenen (für die Ritter der 4. Claſſe einen ſilbernen) Feuerſtahl erblickt. Auf den weiß emaillirten Strahlen iſt die Umſchrift: Voor Moed, Beleid, Troow (für Muth, Verdienſt und Treue); die Großkreuze tragen auf der Bruſt einen ſilbernen Stern und das Ordenszeichen an einem breiten orangefarbenen Bande, mit 2 ſchmalen, dunkelblauen Streifen, welches von der rechten Schulter zur linken geht. Die Commandeure tragen das Ordenskreuz auf der linken Seite des Rockes geſtickt, und das Ordenszeichen am Ordensbande in Form eines Andreaskreuzes um den Hals. Die Ritter 3. Claſſe tragen das Ordenszeichen an einem 2 Zoll, und die Ritter der 4. Claſſe an einem 1 Zoll breiten

Digitized by Google

Orangebande im Knopfloche. — 2) Der Orden vom niederländiſchen Löwen, am 29. Sept. 1815 geſtiftet zur Belohnung bürgerlicher Verdienſte, beſteht aus 3 Claſſen: Großkreuzen, Commandeuren und Rittern, wozu noch agreirte Brüder oder ſolche Ritter kommen, die durch eine edle That ſich ausgezeichnet haben. Das Ordenszeichen iſt ein weiß emaillirtes Kreuz mit 8 goldenen Spitzen, einem goldenen W, und in der Mitte die Worte: Virtus nobilitat (Verdienſt adelt). Die Kehrſeite zeigt den Löwen mit den niederländiſchen Pfeilen und einer goldenen Krone darüber. Es wird an dem blauen naſſau'ſchen Bande mit Orangeſtreifen getragen. Die Großkreuze tragen das Ordenszeichen auf einem goldenen Stern geſtickt, und auf der linken Seite des Rockes; die Commandeure tragen es ohne Stern auf den Rock geſtickt, die Ritter im Knopfloche. Die agreirten Brüder haben eine ſilberne Medaille mit dem Sinnbild und der Deviſe des Ordens, die am Ordensbande getragen wird. Sie erhalten eine jährliche Penſion von 200 Gulden, wovon nach ihrem Tode die Frauen die Hälfte bekommen.

Alle Staatsbürger ſind vor dem Geſetze gleich. Die Nation theilt die geſetzgebende Gewalt mit dem Könige, und übt dieſes Majeſtätsrecht durch Repräſentanten aus in Reichsſtänden, den Generalſtaaten, welche aus zwei Kammern, der erſten und zweiten beſtehen. Der König ſchlägt die Geſetze vor und ſendet ſeine Vorſchläge an die zweite Kammer, die ſie zur Sanction an die erſte abgibt. Machen die Generalſtaaten dem Könige Vorſchläge, ſo gehört die Initiative der zweiten Kammer. In ihren Sitzungen wird das Budget discutirt und Rechnung von Verwendung der öffentlichen Gelder abgelegt. Die Generalſtaaten führen den Titel: Edelmögende Herren, und verſammeln ſich wenigſtens einmal im Jahre. Auch kann ſie der König, wenn er es für nöthig findet, außerordentlich zuſammenberufen; er eröffnet und ſchließt ſie. Nur ein naturaliſirter Holländer kann Mitglied der Generalſtaaten ſein, in deren beiden Kammern die Miniſter Sitz haben. Die erſte Kammer beſteht aus Mitgliedern, die der König auf Lebenszeit ernennt. Für die Dauer der Sitzung ernennt der König den Präſidenten derſelben. Die zweite Kammer beſteht aus Deputirten der Provinzen, die auf 3 Jahre erwählt werden, und die ſich jedes Jahr um ein Drittheil erneuern. Der Präſident wird von dem Könige aus einer Liſte von 3 Candidaten, welche die Kammer vorlegt, auf die Dauer der Seſſion erwählt. Jede Provinz hat ihre Provinzialſtaaten, die ſich mit dem Wohl und der innern Verwaltung der Provinz beſchäftigen. Sie werden aus Deputirten der 3 Stände, Adel oder Ritterſchaft, d. h. die Beſitzer adeliger Güter, Städte und Land gebildet, und wählen aus ihrer Mitte die Glieder der zweiten Kammer und der permanenten Deputation, die unter dem Präſidio eines vom Könige beſtellten Gouverneurs an der Verwaltung der Provinz mit Theil nehmen. Die oberſte Leitung der geſammten Staatsverwaltung iſt in einem Miniſterconſeil centraliſirt, welches unter dem Vorſitze des Königs und eines Vicepräſidenten, in ſeiner Abweſenheit, aus den verſchiedenen Departementschefs und aus mehreren Generaldirectoren gebildet iſt. Die Hauptzweige der Verwaltung ſind in den Miniſterialdepartements der Juſtiz und Polizei, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Finanzen und in dem Directorium der Landarmee und der Marine, beide unter einem oberſten Dirigenten vereinigt, unter welchem für die Leitung des Details einzelner Verwaltungszweige beſondere Generaldirectoren beſtehen. An der Spitze der Verwaltung einer jeden Provinz ſteht ein Gouverneur mit der erwähnten permanenten Deputation der Provinzialſtände; an der Spitze der Verwaltung der einzelnen Bezirke (Arrondiſſements), in welche die Provinzen eingetheilt ſind, ein Bezirkscommiſſär, unter welchem ein Bürgermeiſter mit einem Gemeinderathe zur Seite, mit der Verwaltung der Cantons beauftragt iſt. Die Juſtiz iſt von jedem politiſchen Einfluſſe unabhängig, und für die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums aufs zweckmäßigſte geſorgt. — Nachdem das Schickſal der Niederlande nach Napoleons Fall entſchieden war, dachte der König der Niederlande zuerſt an Bearbeitung eines neuen Geſetzbuches, da früher in den bataviſchen Ländern nur ein buntes Gemiſch des römiſchen, kanoniſchen und fränkiſchen und anderer Localrechte geltend war, dem der König Ludwig Napoleon durch das unter ſeiner Regierung in Kraft getretene,

Digitized by Google

dem Code Napoleon nachgebildete Civilgeſetzbuch und ein Criminalgeſetzbuch zwar abzuhelfen geſucht hatte, was aber nur von kurzer Dauer war, da das Königreich Holland 1811 dem franzöſiſchen Reiche einverleibt und franzöſiſchen Geſetzen unterworfen wurde. — Bekannt iſt, wie die belgiſche Geiſtlichkeit dem Könige Wilhelm entgegen war, und ebenſo hob ſich der unter Napoleon darniedergehaltene belgiſche Adel nach dieſer Zeit wieder mächtig, und fing an nach den Rechten zu ſtreben, welche dem Landesherrn zuſtehen. In Verbindung mit der Geiſtlichkeit gewann er das gemeine Volk zu Werkzeugen ſeiner Ehrſucht, und führte ſo die unſelige belgiſche Revolution von 1830 herbei. Die Vollendung der niederländiſchen Geſetzgebung war unter ſolchen Umſtänden ein höchſt ſchwieriges Unternehmen, dennoch kamen aber eine Menge trefflicher Geſetze und Verordnungen zu Stande, wie: das bürgerliche Geſetzbuch (Burgerlik Wetboek 1822—26), das Handelsrecht (Wetboek van Kophandel 1826), die Civilprozeßordnung (Burgerlike Regtvordering 1828), das Strafgeſetzbuch (Wetboek of het strafregt), die Criminalordnung (Wetboek van Strafvordering) u. a. m. Die Gerichtsordnung iſt im Ganzen der franzöſiſchen nachgebildet. Jeder Kanton hat ſein Gericht (Kanton Geregt), wie die franzöſiſchen Friedensgerichte, jeder Kreis ſein Kreisgericht (Arrondissements Regtbank); jede Provinz ihren Provinzialgerichtshof (Provincialen Geregtshov), welcher für das Strafverfahren gleichſteht; die Kriminele Regtbank zu Amſterdam. Die höchſte richterliche Inſtanz iſt der hohe Rath (Hooge Raad) zu Amſterdam. — Bei den verſchiedenen Gerichten iſt ein öffentliches Miniſterium (het openbar Ministerie) wie in Frankreich angeſtellt, ein Generalprocurator, Generaladvocaten und Subſtituten. Wie in Frankreich haben die Gerichte lange Ferien, welche 18 Wochen dauern. Alle Verhandlungen mit den Parteien ſind öffentlich. Die Kantongerichte beſtehen aus 1 Richter und 4—8 Aſſeſſoren und einem Greffier oder Gerichtsſchreiber. Zum Richteramte iſt jeder geachtete Mann des Kantons mit 25 Jahren fähig. In Handels- und Fabrikorten muß die Hälfte der Beiſitzer aus Kaufleuten beſtehen. Der König ernennt ſie auf 5 Jahre. Eximirter Gerichtsſtand findet nicht ſtatt, außer bei dem ſtehenden Heere für militäriſche Verbrechen. Bei den Kreisgerichten iſt ebenfalls ein Alter von 25 Jahren erforderlich, außerdem aber noch der Grad eines Magiſters (Meester) oder Licentiaten der Rechte. An Handelsorten werden auch 4—8 Kaufleute ohne Gehalt, aber mit demſelben Range als Richter beſtellt. Zwei derſelben mit 3 wirklichen Richtern bilden die Handelskammer in Handels- oder Concursſachen. Ihre Ernennung geſchieht auf 5 Jahre, die der andern Richter auf Lebenszeit. Das Gericht kann nur bei der Anzahl von 5 anweſenden Richtern erkennen. — Die Provinzialgerichtshöfe haben 1 Präſidenten, 1 Vicepräſidenten und 12—17 Richter (Raadsheeren), 1 Generalprocurator und einige Generaladvocaten und Subſtituten. Zu Beſetzung dieſer Stellen ſchlägt der Gerichtshof der Provinzialſtaaten 6 Candidaten vor, welche 30 Jahr alt und ſeit 5 Jahren Magiſter oder Licentiaten der Rechte ſein müſſen. Um zu erkennen ſind 5 Richter nothwendig. — Dieſe Gerichtshöfe erkennen in zweiter Inſtanz auf die Appellationen von den Arrondiſſementsgerichten. In Criminalſachen ſind 8 Richter erforderlich. — Der hohe Rath im Haag beſteht aus 1 Präſident, 1 Vicepräſident und 20 Rathsherren, 1 Generalprocurator u. ſ. w. Er iſt die höchſte Inſtanz als Caſſationshof für die Provinzialgerichtshöfe und zugleich für alle Gerichte in den Colonien. Auch ſind ihm gewiſſe Befugniſſe als Gericht erſter Inſtanz bei Klagen gegen Prinzen, hohe Beamte ꝛc. beigelegt. — Die kirchlichen Angelegenheiten der Reformirten werden geleitet durch Kirchenräthe, deren Repräſentanten ſogenannte Claſſen bilden, wovon eine gewiſſe Anzahl die Synode jeder Provinz ausmacht. Alle Religionsparteien genießen gleichen Schutz, gleiche bürgerliche und politiſche Vorrechte, und haben gleiche Anſprüche auf alle Würden, Aemter und Bedienungen. Von den Juden genießen nur die ſogenannten hochdeutſchen Juden bürgerliche Rechte. Alle Gottesdienſtübungen ſind erlaubt, inſofern dadurch die öffentliche Ordnung nicht geſtört wird. — Es ſteht einem Jeden frei, ſeine Gedanken und Meinungen durch den Druck als ein zweckmäßiges Mittel zur Verbreitung von Kenntniſſen und zur Beförderung der Aufklärung, bekannt zu machen, jedoch bleibt Jeder wegen deſſen, was er ſchreibt, druckt oder verbreitet, dem Staate oder

Digitized by Google

beſonderen Perſonen, inſofern deren Rechte dadurch gekränkt ſein möchten, ſtets verantwortlich. — Unter den Bildungsanſtalten erwähnen wir 3 Univerſitäten, zu Leyden, Utrecht und Gröningen. (S. Niederländiſche Kunſt, Literatur und Sprache.) Vgl. J. J. de Cloet, „Géographie historique, physique et statistique du royaume des Pays-bas et de ses colonies“ (Brüſſel 1822, 2 Bde.); „Itineraire du royaume des Pays-bas“ (Amſterdam 1827, 2 Bde.); M. A. Quetelet's „Recherches sur la population, les prisons, les dépôts de mendicité dans le royaume des Pays-bas“ (Brüſſel 1828, mit Anmerkungen von Keverberg); „Handelsgeſetzbuch für das Königreich der Niederlande“ (deutſch von H. E. Schumacher, Altona 1827), und „Jaarboekje voor het Koningrik der Nederlanden over 1835“.

Niederländiſche Kunſt. Die meiſte Pflege fand in den Niederlanden unter den Künſten die Malerei. Andere Zweige der Kunſt wurden zwar nicht vernachläſſigt, aber es wurde darin nicht ſo Ausgezeichnetes geleiſtet. Die Baukunſt zählt im Ganzen wenig große Meiſter. Kirchen neugothiſcher oder deutſcher Bauart, wie zu Antwerpen, Herzogenbuſch, Harlem, Gent, Gröningen, Utrecht, ſind aus früherer Zeit die einzigen erheblichen Baue. Später (im 17. Jahrhundert) verdienen die Namen großer Baumeiſter eigentlich nur van Campen, der Erbauer des ehemaligen Rathhauſes, jetzigen königlichen Palaſtes zu Amſterdam, und der auch als Bildhauer berühmte de Keyzer. Nach ihnen ſchuf in Holland die Baukunſt nichts Bedeutendes, da man überhaupt hier Bequemlichkeit und Reinlichkeit ſtets dem Großartigen und Zierlichen vorzog. Erſtaunenswürdiges iſt aber in Holland in der Waſſerbaukunſt geleiſtet worden, an die, man kann wohl ſagen, die Exiſtenz dieſes Landes geknüpft iſt. Alles hierher Gehörige, die rieſigen Dämme, zur Zäumung der Meereswogen, die Deiche, die vielen Meilen langen Kanäle, die Schleußen, Mühlen und andere kunſtvolle hydrauliſche Maſchinen, finden ihres Gleichen nirgends wieder. Durch die Wiedererhebung Hollands, und begünſtigt von einem kunſtliebenden Monarchen, haben ſich alle Zweige der Baukunſt in neueſter Zeit wieder ſehr gehoben. Namentlich hat der von jeher treffliche Kanalbau noch weſentliche Verbeſſerungen erfahren. Auch die bürgerliche Baukunſt blieb nicht zurück, und Belgiens ſowohl wie Hollands Städte ſind mit Anlagen aller Art und prächtigen Gebäuden geſchmückt, wenn auch gerade die höhere Baukunſt, in Hinſicht auf Reinheit des Styls, nicht völlig befriedigt. Ausgezeichnete Gebäude ſind indeß die Paläſte des Prinzen von Oranien zu Soeſtdijk und Tervueren, das Univerſitätsgebäude zu Gent, ſowie die Schauſpielhäuſer zu Brüſſel und Lüttich. — Die Bildhauerkunſt zählt im Ganzen ebenfalls wenig große Meiſter, da unter den Niederländern von jeher die Neigung zur Malerei vorherrſchend war. Aus früherer Zeit werden als bedeutende Meiſter genannt W. van Tettrode und de Keyzer, deſſen Mauſoleum Wilhelms I. in Delft ſich beſonders auszeichnet. Mehrere vorzügliche Meiſter verließen ihr Vaterland und ernteten anderwärts großen Ruhm ein, ſo van der Bangaerden, der am Hofe Ludwigs XIV. unter dem Namen Desjardins arbeitete, und Fr. Duquesnoy aus Brüſſel, der ſich nach Italien wandte. Außer ihnen ſind bekannte Namen der früheren Zeit die Holländer Xavery und Quellin. Aus neuerer Zeit, nachdem die Sculptur lange eines großen Meiſters entbehrt hatte, verdienen genannt zu werden die Belgier Parmentier, Calloigne, Godecharles, van Geel und der Holländer Gabriel. Gegenwärtig zeichnen ſich aus Royer im Haag und Keſſels aus Maſtricht (jetzt Profeſſor in München). — In der Kupferſtecherkunſt waren die Holländer im 17. Jahrhunderte hochberühmt, ſowie ſie ſich von jeher in der Formenſchneiderei zu den Schriften der Buchdruckerei hervorgethan haben. Damals waren die berühmteſten Kupferſtecher zugleich Maler; doch fing die Kunſt wieder an zu ſinken, als ſie getrennt von der Malerei auftrat. In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnen ſich indeß darin wieder rühmlichſt aus die holländiſchen Meiſter Jak. Houbraken, zu Ende dieſes Jahrhunderts Reinier Vinkeles und gegenwärtig W. van Senus, P. Velijn und der junge de Mare. — Die Kunſt, Medaillen zu graviren, iſt nirgends ſo ausgebildet worden als in den Niederlanden. Der erſte große Meiſter war zur Zeit Karls V. Janus Secundus; im 17. Jahrh. Abeele, Pool, Boskam,

Digitized by Google

Smeltzing, Jean Varin; im 18. Jahrh. Schepp, Holtzhey, van Calcar, Dishoek, van Berkel, Lagemann; aus neueſter Zeit ſind zu nennen van der Keller (Gebrüder), Braemt, J. F. Schomberg, van der Chijs; der Letztere ſchrieb auch: „Tydsschrift voor algemene Munt- en Penningkunde" (Leyden 1833).

Die *Malerei* in den Niederlanden hat ſeit dem Mittelalter eine ſo gewaltige Stellung zum Leben und zur Geſchichte der Nation eingenommen, daß ſie an Ausdehnung und Wichtigkeit ihrer Leiſtungen zunächſt nach der italien. Schule genannt werden muß. Ihr Charakter iſt dem der letztern gegenüber im Ganzen und Großen als Naturalismus und Individualiſtik aufzufaſſen, welche beide Richtungen ſie oft bis ins Extreme verfolgte. Wenn aber auch die niederländ. Schule das höchſte Ziel der Kunſt, die Darſtellung eines Höhern in der Menſchennatur, nie vollſtändig erreichte, ſo wurde ſie doch auch durch die Geſundheit ihres Princips von idealiſtiſcher Manier und Unnatur freier erhalten als irgend eine andere Schule; dabei hat ſie die höchſten Triumphe des Colorits aufzuweiſen und beſitzt einen wahrhaft erſtaunlichen Reichthum an pſychologiſchen Kraftſchöpfungen und an dramatiſchem Leben. Das 14. Jahrh. hindurch war die niederländ. Malerei noch ein Ableger der deutſchen und gehörte der german. Idealiſtenſchule an. Gegen Ende deſſelben Jahrhunderts erwachte mit der *altflandriſchen Schule* der Gebrüder van Eyck (ſ. d.) die Darſtellung des unmittelbaren Lebens, die porträtartige Auffaſſung der Geſtalten, die Landſchaft, die Perſpective, mit einem Worte der Realismus; zugleich erreichte das Colorit eine Intenſität und Gluth, wie in keiner ſpätern Schule. Zur altflandriſchen Schule werden gerechnet Gerhard van der Meir, Hugo van der Goes, Juſtus von Gent, Rogier von Brügge, Jan Memling. Beſondere Gruppen bilden einerſeits die *älteſten Holländer*, wie Dierick Stuerbout, Lucas von Leyden, der Gründer des Genrebildes, 1494—1533 u. A.; andererſeits die *brabant. Maler* um 1500, wie Quentin Metſys und Rogier van der Weyde, welchen ſich dann eine große Anzahl von Niederländern unter ital. Einfluß anſchließt. Zu den letztern gehört Mich. Coxis, geb. 1497, geſt. 1592, Mabuſe, geb. 1499, geſt. 1562, Jan von Calcar, Franz Vriendt, genannt Floris, geb. 1520, geſt. 1570, gewöhnlich der flandr. Rafael genannt; Mart. de Vos, geb. 1520, der Geſchichts- und Jagdmaler Joh. Stradanus oder van Straet, geb. 1536, geſt. 1605, Spranger, geb. 1546, Peter und Franz Porbus, Heinr. Steenwyk, Dionyſius Calvaert, geb. 1555, geſt. 1609, van Oort u. A. Mit Pet. Breughel, geb. 1510, geſt. 1570, dem ſogenannten Bauern-Breughel, ſeinen Söhnen, Peter dem Höllen-Breughel und Johann, dem Sammet-Breughel, ſowie mit Roland Savery aus Courtray gewann die Landſchaft und das Genrebild eine unabhängigere Richtung. Der Religionskrieg riß die beiden Hälften der Niederlande auseinander und führte eine entſchiedenere Trennung der beiden Schulen, der *holländiſchen* und *flamändiſchen* herbei, doch blieb ihre gegenſeitige Einwirkung auf einander, ſo daß die Trennung oft ſchwierig iſt.

Der Charakter der holländiſchen Schule, deren Stifter *Lucas von Leyden* (geſt. 1533) war, iſt getreue, gewiſſermaßen ſclaviſche Nachahmung der Natur. Im Mechaniſchen haben die holländiſchen Maler den höchſten Gipfel erreicht, und ihre Werke zeichnen ſich durch bewundernswürdige Vollkommenheit der Zeichnung, Perſpektive, Haltung, zweckmäßige Abſtufung und gehörigen Abſtich der Farben und Zartheit des Pinſelſtrichs aus; aber man wirft ihnen, und wohl nicht mit Unrecht, Mangel an Correctheit und Geſchmack vor, da ſie faſt immer zu wenig Rückſicht auf die Würde des Gegenſtandes nehmen. Der berühmteſte holländiſche Maler iſt ohnſtreitig Rembrandt, der ſich eine eigenthümliche Manier bildete und eine hohe Meiſterſchaft in der Farbengebung erreichte. Nach ihm verdienen als hervorſtechende Künſtler genannt zu werden: Octavius van Veen (geſt. 1634), der Lehrer des großen Rubens; Abraham Bloemart von Gorkum (geſt. 1647) als Geſchichts-, Landſchafts- und Thiermaler; ebenſo Cornelius Poelenburg aus Utrecht (geſt. 1663), ſowie ſeine Schüler Daniel Vertangen und Johann van Haensbergen, Johann Wynants aus Harlem und Joh. Dan. de Heem aus Utrecht (geſt. 1674), ausgezeichnet durch ihre Stillleben, namentlich Blumen, Früchte und Gefäße; Gerhard Terburg aus Zwolle (geſt. 1681) un-

Digitized by Google

übertrefflich in Geſellſchaftsſtücken, ſowie Joh. Both (1650) und Hermann Swaneveldt (1690) in Landſchaften und Ger. Douw (1686) in der ſchönen Vertheilung des Lichts, Richtigkeit der Zeichnung und Friſche des Colorits; Peter van Laar (geſt. 1675), Meiſter des Grotesken und Urheber der ſogenannten Bambocciaden; Joh. Fyt malte ausgezeichnete Thierſtücke, Vögel und Früchte; Gabriel Metzu, in Terburg's Manier arbeitend, übertraf dieſen noch in Kraft des Pinſels; Philipp Wouvermann, (geſt. 1668), berühmter Thier-, beſonders Pferdemaler; Joh. Griffier, des Vorigen Schüler, machte ſich berühmt durch ſeine Rheingegenden; Ant. Waterloo malte vorzüglich meiſterhaft Landſchaften mit Waſſer und Mondſcheinlicht; gute Landſchaftmaler waren auch Franz Mieris und Nicolaus Berghem; Gottfried Schalken (geſt. 1704), unübertrefflich in Beleuchtung nächtlicher Scenen; Adrian van der Velde, großer Landſchafts- und Thiermaler; Adrian van der Werf, ebenſo bewundert als Porträtmaler, und Jacob van Huyſum, der größte Blumenmaler dieſer Schule. Ihnen können noch beigezählt werden: Cornel. Ketel, Joh. van Raveſtein, Joh. Torrentius, Joh. van Goyen, Anna Maria Schurmans, Adrian van Oſtade, Joh. Booth, Bartholomäus van der Helſt, Otto Marcellis, Joh. Goedaert, Albert van Everdingen, Heinrich Rockes, Gerbrandt van den Ekhout, Theodor Helmbreker, Jac. Laveeq, Heinrich Verſchuuring, Marie van Oſterwiek, Wilh. Kalf, Adrian van der Kabel, Joh. Steen, Melchior Hondekoeter, Joh. van der Heyden, E. van der Neer, Joh. van Huchtenburg, Aug. Terweſten, Joh. Verkoolie, Carl de Moor, Franz Peter Verheyden, Honbarken, R. Ruiſch, du Sart, Moucheron, D. Valkenburg, Conr. Roepel, Joh. de Witt, Corn. Trooſt u. A. — Der Stifter der neuern flamändiſchen Schule war der große Pet. Paul Rubens, ein mit allen Fächern des menſchlichen Wiſſens vertrauter Mann, und einer der prachtvollſten Maler, von Wenigen erreicht, und von noch weit Wenigern, und von dieſen nur in einzelnen Theilen, übertroffen, ein Mann von unerſchöpflichem Fleiß, von rieſenhafter Phantaſie, dem man gegen 4000 bekannte Gemälde zuſchreibt, von denen jedoch manche von ſeinen Schülern gemalt und von ihm nur retouchirt waren. Mit ihm hob ſich die flamändiſche Schule auf ihren Gipfel. Ihm folgten mehrere geachteten Künſtler, wie: der kühne und wahre Jagdmaler Franz Snyders (geb. 1579); Jodocus Momper (geb. 1580), berühmt durch ſeine Bergthäler; Pet. Neefs, der Kirchenmaler; Dav. Teniers, Vater und Sohn, unübertroffen in Darſtellung von Bauerngeſellſchaften, Dorffeſten, Wachtſtuben u. dergl.; die Hiſtorienmaler Caſp. de Crayer (geb. 1582) und Gerhard Segers, ſowie deſſen Bruder Daniel, der große Blumen- und Inſectenmaler; Jac. Jordaens (geb. 1594), der größte Nacheiferer von Rubens, nächſt ihm Abrah. Janſen und deſſen Schüler Theod. Rombouts; Lukas van Uden, der zu Rubens Gemälden die Landſchaften fertigte, und in Darſtellung des Morgenroths ſeines Gleichen nicht gefunden hat. Ant. van Dyk (geb. 1599) der König der Porträtmaler, der ſelbſt Rubens in Reinheit und Schönheit der Formen übertraf; der Hiſtorienmaler Korn. Schut; Adrian Brouwer, berühmt in Darſtellung von gemeinen Scenen, Joh. van der Meer, von Hirtenſtücken, Ant. Franz van der Meulen, von Schlachten und Franz und Joh. Millet, Vater und Sohn, von Landſchaften. Ihnen fügen wir aus dieſer Schule noch bei: Hans Bol, Wenceslaus Koeberger, Heinr. Golzius, Heinr. van Balen, Franz Hals, Wilh. Nieuwland, Jak. Fouquières, Phil. von Champagne, Erasmus Quellin, Abrah. Diepenbeck, Theod. van Thulden, Joh. Goemar, Jac. von Artois, Bonewent Peters, Dav. Ryckaert, Gonzales Coques, Pet. Boel Sam. van Hoogſtraten, Joh. Bapt. Monoyer, Abrah. Genoels, Gerh. Laireſſe, Arnold von Buez, Joh. van Cleef, Pet. Eykens, Richard van Orley, Ludw. von Deyſter, Jul. Franz van Bloemen, Nic. Largillière, Verendael, Rob. van Oudenarde, Joh. Ant. van der Leepe, Kaſp. Verbrügen, Koh. van Breda. — Lange Zeit fanden dieſe berühmten Meiſter beider Schulen keinen würdigen Nachfolger. In der flamänd. Schule war ſchon mit dem Ende des 17. Jahrh. der frühere Lebensathem erſtorben. Aus der unbedeutenden Manier, in die ſie verfallen war, erhob ſich zuerſt wieder A. Lew, geſt. 1822, durch einfache Tüchtigkeit; dazwiſchen wirkten mehr ſtörend als anbauend die Schule David's und ihr Claſſicismus ein, ſo z. B. theilweiſe bei dem trefflichen van Bree, 1773—1839, und erſt in den

Digitized by Google

Schülern des Letztern und ihren Mitſtrebenden, Ommegang, Varlinck, Navez, Odevarre, Wappers, Verbloet, Maes, Beukelaer, Verbockhoven, Verhulſt, Bièſve, Gallait, de Keyſer u. A. blühte eine neue Schule auf und zwar eine der mächtigſten der Gegenwart. — Auch in der holländ. Schule war im 18. Jahrh. die Originalität erſtorben und erſt die neuere Zeit hat durch ein bewußtes Zurückgehen auf die claſſiſchen Muſter, zumal in der Landſchaft, bedeutende eigenthümliche Leiſtungen hervorgebracht. Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen unter den neuern holländ. Künſtlern die Maler Kruſeman, Pienemann, Hodges, Wonder, Teerlink in Rom, Veerſteeg, J. Kobell, J. Trooſtwijk, van Hove u. A., ganz beſonders aber der treffliche Hiſtorienmaler Eekhout und die Landſchaftsmaler Koekkoek, van Os und Schelfhout; Ausgezeichnetes leiſteten auch Waldorp, Backhuyſen, Nuyen und der Marinemaler Schotel, im Stillleben und Genre Schendel, Boelen und Woenſel in der Blumenmalerei van Dael. Günſtigen Einfluß übten die Malerakademien zu Antwerpen und Amſterdam, ſowie die Kunſtausſtellungen in Amſterdam, Gent, Haag, Antwerpen, Brüſſel ꝛc. Ueber die frühere niederländiſche Schule ſchrieb Karl von Mander, über die ſpätere und neuere Houbraken, van Gool, van Einden und van der Willigen. Kataloge ihrer Werke gaben G. Hoet und der Engländer Smith. Vgl. Rathgeber „Annalen der niederländ. Kunſt“ (Gotha 1839, Fol.).

Niederländiſche Sprache und Literatur. Die niederländiſche Sprache gehört zu den Germaniſchen Sprachen (ſ. d.). Sie hat ſich im Laufe der Zeit wenig verändert, denn ſchon im 6. Jahrh. war ſie, wenn auch nicht in ihrer gegenwärtigen Ausbildung, doch ziemlich ſo, wie ſie von den niedern Volksklaſſen in manchen niederländiſchen Provinzen noch geſprochen wird, die allgemeine Sprache der deutſchen Völkerſchaften, welche die Niederlande und die angrenzenden Länder bewohnten. Dies bezeugen deutlich die aus früheſter Zeit herſtammenden Denkmäler, wie das Lied auf den Sieg Ludwig's III. über die Normannen im J. 881, das in der Abtei St.-Amand, an der Grenze von Flandern und Hennegau, aufgefunden und aus der lange Zeit verloren geglaubten, von Heinr. Aug. Hoffmann wieder entdeckten Handſchrift in den „Monumenta Elnonensia“ (Gent 1837) herausgegeben wurde; ferner eine Ueberſetzung der Pſalmen von Notker, Abt von St.-Gallen in der Schweiz, aus dem Anfange des 11. Jahrh., und die Grabſchriften des Marſchalls Werner von Hüneburg vom J. 1168, in Straßburg, und des Grafen Floris V. von Holland, von 1296, in Alkmaar; ja ſie läßt ſich ſelbſt in des Flamländers Maerlant, des Holländers Melis Stoke und des Brabanters Jan van Helu Reimchroniken nachweiſen, die ſprachlich nur unerheblich von einander abweichen. Erſt ſeit dem Ende des 13. Jahrh. bildeten ſich nach und nach, herbeigeführt durch die politiſchen Verhältniſſe in den Niederlanden verſchiedene Sprachformen und Dialekte. Der öſtliche Theil der Niederlande, in häufigem Verkehr mit Niederdeutſchland, veränderte und vermiſchte ſeine Sprache vielfach mit dem Niederdeutſchen. Die in die nördlichſte der niederländ. Provinzen, in Friesland, in früher Zeit eingedrungene germaniſche Mundart, das Frieſiſche, welches bei der Abgeſchloſſenheit des Landes mit der Ausbildung der andern germaniſchen Sprachen zurückblieb, erlitt ebenfalls ſeit dem 15. Jahrh. unter dem Einfluſſe der niederländiſchen, däniſchen, nieder- und hochdeutſchen Sprache mannichfache Veränderungen und lebt gegenwärtig, in mehrere Dialekte getrennt, nur noch als Volksſprache. Von einer andern Seite drängte ſich die franzöſiſche Sprache in die Niederlande ein, vorzüglich ſeitdem das Haus Burgund ſeine Herrſchaft über einen großen Theil der niederl. Provinzen ausbreitete und das Franzöſiſche als Sprache des Hofes und der höhern Geſellſchaft, ja ſelbſt der Gerichte, immer weitere Ausdehnung erhielt, und ſo iſt gegenwärtig die franzöſiſche Sprache über einen großen Theil der Niederlande, namentlich über Belgien, verbreitet. In Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theile von Limburg iſt die romaniſch-belgiſche Mundart oder die walloniſche Sprache (ſ. Wallonen), in ganz Flandern dagegen, in Nordbrabant und einem Theile von Südbrabant die deutſchbelgiſche oder die Flämiſche Sprache (ſ. d.) noch immer die Volksſprache. Bemerkenswerth iſt es übrigens, daß ſelbſt in demjenigen Theile Flanderns, der frühzeitig unter

Digitized by Google

franzöſiſche Herrſchaft kam, das Flämiſche bis nach Dünkirchen hin die Volksſprache geblieben iſt, während in Brabant, Hennegau und beſonders in Lüttich, ungeachtet der Verbindung mit Deutſchland, Walloniſch geſprochen wird. Gegenwärtig kann man in den Niederlanden fünf weſentlich verſchiedene Mundarten der niederdeutſchen Sprache annehmen; 1) das eigentlich Holländiſche, welches ſchon gegen das Ende des 15. Jahrh. zur Bücherſprache der nördlichen Provinzen erhoben war; 2) das Frieſiſche; 3) die gelderſche oder ſogenannte niederrheiniſche; 4) die gröningiſche, wozu auch die overyſſelſche gehört, und 5) die flämiſche Mundart; doch findet ſich dieſe Sprachenvertheilung in Belgien mehr auf dem platten Lande und in den kleinen Städten; in den größern Städten wird meiſt franzöſiſch geſprochen.

Die holländiſche oder die eigentliche Nationalſprache der Niederländer hat ſich erſt im Verlaufe langer Jahrhunderte zu dem Standpunkte, auf welchem ſie gegenwärtig ſteht, herangebildet. Die größten Hinderniſſe für ihr Fortſchreiten, wie für das Aufblühen der Literatur überhaupt, erwuchſen aus den faſt ununterbrochenen Kämpfen in den Niederlanden, ſowie aus dem überwiegenden Einfluß der lateiniſchen Sprache. Schrieben doch ſelbſt Erasmus und Hugo Grotius, ihre Mutterſprache völlig vernachläſſigend, nur in jenem fremden Idiom. Bei ſolchen Verhältniſſen iſt es in der That noch zu bewundern, daß die holländiſche Sprache ſchon in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. einen hohen Grad der Bildung erreichte. Nachdem nämlich der berühmte Buchdrucker Chriſtoph Plantin um 1573 einen „Thesaurus teutonicae linguae,“ verbeſſert von Plantin's Factor, Cornelius Kilian, und der gelehrte Mathematiker Sim. Stevin ſeinen „Tractatus etymologicus teutonicae linguae“ hatte erſcheinen laſſen, nahm ſich die Kammer der Rhetoriker zu Amſterdam der holländiſchen Sprache an, um deren Läuterung und Ausbildung ſie ſich die entſchiedenſten Verdienſte erwarb und der ſie den nöthigen Einigungspunkt bot. Sie veröffentlichte um 1584 eine Grammatik, und aus ihr gingen die Sprachverbeſſerer Coornhert, Marnix, Spiegel, Viſſcher und der berühmte Pieter Hooft (ſ. d.) hervor. Letztern kann man mit Recht den Schöpfer der holländiſchen Sprache nennen, da er und ſeine Anhänger, beſonders Brandt, ihr zuerſt einen feſten und ſelbſtändigen Charakter aufdrückten. Doch erhielt ſie ſich nicht lange auf dieſer Höhe. Der ſich immer mehr erweiternde Verkehr der Holländer mit fremden Nationen, die Aufnahme zahlreicher Flüchtlinge, die anderwärts ihrer politiſchen und religiöſen Anſichten halber ſich verfolgt ſahen, und der politiſche Einfluß, den das benachbarte Frankreich, und ſpäter, nachdem der Statthalter Wilhelm den Thron von Großbritannien beſtieg, auch England auf die Niederlande ausübte, wirkten ſehr nachtheilig auf die Reinheit der Sprache ein, und die tägliche Converſationsſprache wurde ein Kauderwälſch, über das ſich die Mehrzahl der proſaiſchen Schriften nur wenig erhob. Das Organ der gelehrten Wiſſenſchaften blieb die lateiniſche Sprache, und der Miſchmaſch barbariſcher und fremder Ausdrücke, welchen man von den Kanzeln und an Gerichtsſtätten vernahm, fand auch beim Volke Eingang. Nur die Poeſie bewahrte einigermaßen noch die Reinheit der Sprache, obgleich auch ſie von den verderblichen Einflüſſen nicht gänzlich verſchont blieb. Selbſt die die Sprache betreffenden Schriften huldigten dem Geiſte der Zeit. Um ſo verdienter machten ſich Lambert ten Kate durch ſeine „Inleiding tot het verhevene deel der nederlandsche sprake“ (1722), ein Werk, das von dem philoſophiſchen Geiſte eingegeben war, der ſich um jene Zeit in Holland verbreitete, und Balthaſ. Huijdecoper (ſ. d.), „Proeve van taal-en dichtkunde, en vrijmoedige aanmerkingen op Vondel's verstalde herscheppingen van Ovidius“ (1730) und die neue Ausgabe von Melis Stoke's „Rijmkronik“ (1772). Beide gaben ihrer Zeit einen mächtigen Anſtoß; man näherte ſich wieder der energiſchen Sprache des vorigen Jahrhunderts und warf, die hellern Einſichten einer weiter vorgerückten Bildung benutzend, den entſtellenden Miſchmaſch von Barbarismen und fremden Redensarten wieder ab. Namentlich darf man Simon Stijl in Bezug auf die Proſa als Begründer einer neuen Aera betrachten, während die Wiedergeburt der Poeſie, die weniger verderbt worden, nicht ſo ſchlagend in die Augen fällt. Gelehrte Grammatiker, wie Pieterſon, Clignctt, Steenwinkel, Jan van Lelijveld

Digitized by Google

und St. Hinlopen verfolgten den von ten Kate und Huijdecoper eingeſchlagenen Pfad. Sehr ermunternd und förderlich wirkte auf den Sprachunterricht van der Palm (ſ. d.), der von 1799—1806 im Miniſterium die Leitung des öffentlichen Unterrichts hatte. Es erſchienen die claſſiſchen Arbeiten von Matth. Siegenbeek (ſ. d.) über Orthographie u. ſ. w., ſowie das „Große holländ. grammatikaliſche Wörterbuch" von Pieter Wieland (ſ. d.). Selbſt der Tadel und der Widerſpruch gegen dieſe Beſtrebungen, beſonders von Seiten Meerman's (ſ. d.) und Bilderdijk's (ſ. d.), waren der Ausbildung der Sprache förderlich. Auszeichnung verdienen ferner beſonders Ypey, Profeſſor in Gröningen, der Verfaſſer des gründlichen Werks „Beknopte geschiedenis der nederlandsche tale" (Utr. 1812); J. Kinker, der die Proſodie neu begründete, und Willems aus Antwerpen, der Herausgeber der „Verhandeling over de nederlandsche taal-en letterkunde opzigtelijk de zuidelijke provincien" (1820—24).

Bei einem Ueberblicke der niederl. Literatur machen ſich gleichfalls die politiſchen Einflüſſe, die Eroberungskämpfe und Bürgerkriege, denen dieſe Länder ausgeſetzt waren, als große Hemmniſſe im Fortſchreiten bemerkbar. Die älteſten ſprachlichen Denkmäler beſtehen in Stadtrechten, Chroniken und Erbauungsſchriften, beſonders auch in Nachbildungen der in Frankreich einheimiſchen romantiſchen Dichtungen. Ueberhaupt offenbarte ſich im 13. und 14. Jahrh. eine große Vorliebe für die Poeſie, vorzüglich für die epiſche, aber mit eingemiſchter moraliſcher und didaktiſcher Tendenz. Das 15. Jahrh. zeigte ſchon eine lebendige Regung für wiſſenſchaftliches Streben. Der durch die Wiederbelebung der claſſiſchen Studien von Italien ausgehende Aufſchwung der Literatur und Wiſſenſchaften theilte ſich bald auch den nördlichern Völkern mit. Dazu kam die Erfindung der Buchdruckerkunſt, welche vorzugsweiſe von den Niederländern mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Insbeſondere verbreitete die 1426 geſtiftete Univerſität zu Löwen Wiſſenſchaften und claſſiſche Literatur mit regem Eifer, und eine würdige Nebenbuhlerin derſelben war die Schule von Deventer. Doch die großen niederländiſchen Gelehrten jener Zeit, wie Thomas a Kempis, Gansvoort, Agricola und Erasmus, ſchrieben alle in lateiniſcher Sprache, und die Nationalliteratur konnte darum noch wenig Fortſchritte machen. Einige poetiſche Producte von geringem Belang abgerechnet, erſchienen faſt nur Ueberſetzungen von Claſſikern in nationaler Sprache. Neben dieſen Ueberſetzungen förderte die Ueberſetzung der Bibel, welche zuerſt 1477 in Delft gedruckt wurde, mächtig die Fortſchritte geiſtiger Aufklärung in Holland. Inzwiſchen führten die politiſchen Begebenheiten, die den Gang der Civiliſation durchkreuzten, in den Niederlanden jenen langen und blutigen Kampf herbei, der den größten Theil des 16. Jahrh. einnahm und ſich bis in das folgende erſtreckte. Ein ſolcher Kampf, zugleich religiöſer und politiſcher Art, ein völkerſchaftlicher, wo die Gewiſſensfreiheit mit dem Aberglauben, der Despotismus mit der Völkerfreiheit rang, wo der Patriotismus und der erwachende Bürgerſtolz der Städte der fremden Herrſchaft kühn und muthig entgegentrat, ein ſolcher Kampf, der alle Volksklaſſen von der höchſten bis zur niedrigſten in Bewegung ſetzte, mußte nothwendigerweiſe für lange Zeit allen großen wiſſenſchaftlichen Arbeiten und Unternehmungen höchſt nachtheilig werden. Darum iſt auch in jener Zeit ein großer Stillſtand in der Literatur bemerkbar, welcher aber mit der Entſcheidung des Siegs ſein Ende erreichte, indem ſich von dieſem Zeitpunkte an auf Seiten der ſiegenden Republik, gepflegt und erwärmt von der neu errungenen Freiheit, ein um ſo regeres literariſches und wiſſenſchaftliches Leben entwickelte. In Belgien wenigſtens, das bis in das 16. Jahrh. herab in Künſten und Wiſſenſchaften mit den nördlichen Provinzen wetteiferte und in der Glanzperiode der Löwener Univerſität jenen den Rang ſtreitig machte, ſchien mit dem Erheben der jungen Republik im Norden der der Hierarchie aufs neue verfallene wiſſenſchaftliche Geiſt zu erlöſchen. Faſt alle durch Geiſt und Kenntniſſe ausgezeichnete Männer, Phil. van Marnix (ſ. d.) an ihrer Spitze, zogen ſich nach Holland zurück; denn daß der gelehrte Philolog Lipſius (ſ. d.), der gleichfalls der Univerſität Leyden gefolgt war, nach Belgien zurückkehrte, geſchah gewiß mehr aus Laune oder gekränktem Ehrgeiz als aus Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben. Viele bürgerten

Digitized by Google

in dem neuen Vaterlande ganz ein, ja Dan. Heinſius (ſ. d.) verſuchte ſich neben ſeinen lateiniſchen und griechiſchen Dichtungen ſogar in der holländiſchen Nationalpoeſie. In Flandern und Brabant gab es eine ſolche Nationalpoeſie bereits nicht mehr. Außer den zur Belehrung der niedern Volksklaſſen beſtimmten Büchern erſchienen nur noch wenige Schriften in flämiſcher Sprache. Der Unterricht auf der Hochſchule zu Löwen ging nicht mit der Zeit vorwärts, ſondern hielt ſich an die todten Formen des Mittelalters. Auch hier ſah man die heilloſen Folgen der ſpaniſchen Regierung, und einige Verbeſſerungen, die Joſeph II. bewirken wollte, brachten einen allgemeinen Aufſtand hervor. Die Aufhebung der Hochſchule zu Löwen während der franzöſiſchen Herrſchaft und die Stiftung der Athenäen zu Brüſſel und Lüttich, Gent und Brügge vermochten den Geiſt der Finſterniß nicht zu bannen, der ſich 1814 durch die Freude über Wiederherſtellung der Jeſuiten recht deutlich an den Tag legte. Doch erſt die neueſte Zeit hat den Geiſt und die Beſtrebungen der katholiſchen Geiſtlichkeit in Belgien vollſtändiger erkennen laſſen. Während dieſer Zeit haben ſich Einzelne durch gelehrte Forſchungen rühmlich ausgezeichnet, und Belgien iſt ſtolz auf Männer wie Méan, van der Vynckt, de Nélis, Raepſaet, van Hultem u. A., aber es gab keine Elemente einer Nationalliteratur, und mehrere in Belgien geborene ausgezeichnete Gelehrte und Künſtler verdanken ihre Erziehung, Ausbildung und geiſtige Richtung dem Auslande, beſonders Frankreich. An trefflichen Unterrichtsanſtalten hat es in den nördlichen Provinzen nie gefehlt, und auch die ſüdlichen ſind ihnen, namentlich ſeit 1817, hierin nachgefolgt. Ebenſo hat Holland ſehr zahlreiche wiſſenſchaftliche Geſellſchaften; die nennenswertheſten darunter ſind das Königliche Inſtitut für Wiſſenſchaften und Künſte, das ſeine die Förderung der Wiſſenſchaften und höhern Studien ſo heilſame Thätigkeit mit immer gleichem Eifer fortſetzt; die holländiſchen Geſellſchaften der Wiſſenſchaften zu Harlem und zu Middelburg; die Geſellſchaft für Experimentalphyſik zu Rotterdam, und die Geſellſchaft für niederländ. Literatur zu Leyden; ferner Teyler's Stiftung (ſ. Teyler) und die Geſellſchaft für das allgemeine Beſte, Felix meritis, die 1784 von dem Mennonitenprediger Jan van Nieuwenhuyzen geſtiftet wurde.

Die Nationalliteratur der Niederländer iſt weniger eigenthümlich als reich; doch in dem Geſammtwirken ihrer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen müſſen wir ihnen einen ſehr bedeutenden Einfluß auf allgemeine literariſche Cultur zugeſtehen; namentlich haben ſie ſich große Verdienſte um Philologie, vaterländiſche Geſchichte, Mathematik, Naturwiſſenſchaften und Medicin, hauptſächlich in der Anatomie, erworben.

Die Philologie bietet unſtreitig die glänzendſte Seite in der niederl. Literaturgeſchichte dar. Die erſten Spuren philologiſcher Bildung reichen in das 14. Jahrh. hinauf. Im J. 1370 nämlich eröffnete der Karthäuſer Geirt oder Gerard Groote, geſt. 1384, der in Paris ſtudirt hatte, in Deventer eine Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt und beſtrebte ſich mit einer Geſellſchaft Gleichgeſinnter (Congregatio vitae communis), die Jugend durch Leſen der Bibel, der Kirchenväter und ſelbſt heidniſcher Moraliſten zur Frömmigkeit zu bilden. Seine Schüler und Nachfolger, Florent. van Leerdam und Gerard van Zütphen, geſt. 1398, führten die von ihm begonnene Anſtalt mit ſo erfolgreicher Wirkſamkeit fort, daß in Kurzem aus dieſer Bildungsſtätte berühmte Gelehrte, wie ein Thomas a Kempis (ſ. d.) und Rud. Agricola (ſ. d.), hervorgingen. Letzterer ging nachmals nach Italien, wo er ſich unter Theod. Gaza und Guarini zum gelehrten Philologen ausbildete. Nach ihm gebührt Deſid. Erasmus (ſ. d.) aus Rotterdam, neben ſeinen übrigen einflußreichen Wirken für Aufklärung ſeiner Zeit, auch das Verdienſt, die humaniſtiſchen Studien mächtig angeregt zu haben. Beide Männer aber entzogen ſich ihrem Vaterlande, indem Agricola zu Heidelberg, Erasmus, nach vielfachen Reiſen in Baſel lehrte und wirkte. Hierauf zeigten ſich die erſten rühmlichen philologiſchen Beſtrebungen in den ſüdlichen Provinzen der Niederlande, und es ſind aus jener Zeit beſonders die Profeſſoren zu Löwen, Pet. Nannius, geſt. 1557, und Wilh. Canter, geſt. 1573, ſowie der als geiſtreicher Kritiker auftretende, aber zu zeitig verſtorbene Luk. Fruterius (Fruytier) in Brüſſel zu erwähnen; da hingegen ſpäter ſich alle humaniſtiſche Thätigkeit nach dem freien Norden

Digitized by Google

hinzog und ihren Hauptſitz in Leyden aufſchlug. Aus weiter Ferne ſtrömten damals Jünglinge aller Länder den gelehrten Bildungsſtätten der freien Republik zu und beſtrebten ſich, ſpäter als Lehrer dort aufzutreten. Darum darf auch die große Menge ausländiſcher Namen, die uns hier begegnen, nicht befremden. Unter denen, die ſich von dieſer Zeit an um das Verſtändniß der griechiſchen und römiſchen Claſſiker, ſei es durch kritiſche Läuterung und aufhellende Erklärung dieſer Schriftſteller ſelbſt oder durch antiquariſch-hiſtoriſche Forſchungen vorzüglich verdient gemacht, ſind der Zeitfolge nach zu bemerken Janus Douſa (ſ. d.), geſt. 1604, auch um Nationalliteratur und Geſchichte verdient; der genannte Juſtus Lipſius (ſ. d.), gleichfalls durch ſeine anderweitigen theologiſchen, philoſophiſchen und hiſtoriſchen Arbeiten ausgezeichnet; der unermüdlich thätige Joſ. Juſt. Scaliger (ſ. d.), und der Sammler antiquariſcher Materialien, Joh. Meurſius (ſ. d.) oder van Meurs. An ſie ſchließt ſich an der geniale, als Menſch wie als Gelehrter gleich hochſtehende Hugo Grotius (ſ. d.), geſt. 1645, der, wie er in der Theologie, Jurisprudenz und Philoſophie europäiſche Berühmtheit erlangt hat, ſo auch auf dem Gebiet der Philologie glänzt und die innigſte Vertrautheit, mit den Alten an den Tag gelegt hat. Sodann ſind aus dieſer Zeit zu nennen Gerh. Joh. Voſſius (ſ. d.) aus Heidelberg, M. Zuerius Boxhorn, Dan. Heinſius (ſ. d.) und deſſen Sohn Nikol. Heinſius, der ſcharfſinnige Kritiker und Interpret Joh. Friedr. Gronov (ſ. d.) aus Hamburg und deſſen Sohn Jak. Gronov, ferner der tiefe Forſcher der alten Geſchichte Jak. Perizonius (ſ. d.) und der berühmte Archäolog Ezech. Spanheim (ſ. d.) aus Genf, geſt. 1710. Sie alle hatten entweder ihre wiſſenſchaftliche Bildung auf der Univerſität zu Leyden erhalten oder an derſelben gelehrt, und außer ihnen würden für dieſe Periode noch Joh. Iſaak Pontanus zu Harderwijk und Grävius (ſ. d.) zu Utrecht, gebürtig aus Naumburg, zu erwähnen ſein. Im 18. Jahrh. machten ſich um die Kenntniß der Claſſiker verdient Pet. Burmann (ſ. d.), Sigebert Havercamp (ſ. d.), der beſonders auch als Numismatiker geſchätzt war, und von Oudendorp (ſ. d.) in Leyden; Jacq. Phil. d'Orville (ſ. d.) in Amſterdam, Drakenborch (ſ. d.), Duker (ſ. d.) aus Unna und Weſſeling (ſ. d.) aus Steinfurt, in Utrecht, Lambert Bos und Joh. Dan. van Lennep (ſ. d.) in Franeker, vor allen aber der berühmte Tiberius Hemſterhuis (ſ. d.), geſt. 1766, in Leyden, der Stifter einer noch fortdauernden Humaniſtenſchule, durch den beſonders das Studium der griechiſchen Sprache gefördert wurde. Die großen Schüler dieſes großen Meiſters waren Ludw. Kaſp. Valckenaer (ſ. d.) und Dav. Ruhnken (ſ. d.) aus Stolpe. Pierſon und Koen folgten den Spuren Valckenaer's auf würdige Weiſe. Pet. Burmann (ſ. d.), auch Burmannus Secundus genannt, eiferte als Profeſſor zu Amſterdam ſeinem Oheim in Fruchtbarkeit wie in Streitluſt nach; außerdem zeichneten ſich rühmlich aus Joh. Schrader, geſt. 1783, der geiſtreiche van Santen, geſt. 1789, und Hieron. van Boſch (ſ. d.), beſonders aber der Leydener Profeſſor Jean Luzac (ſ. d.), Valckenaer's vertrauter Schüler. Den größten Einfluß gewann als Profeſſor zu Amſterdam und zu Leyden Dan. Wyttenbach (ſ. d.), ein geborener Berner, geſt. 1819, nicht allein durch ſeine eigentlichen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, ſondern beſonders auch durch Verbreitung eines reinen und eleganten lateiniſchen Stils; denn da man in Holland das Studium der claſſiſchen Literatur noch immer als die Grundlage einer liberalen Erziehung betrachtet, ſo dehnt ſich ſein Einfluß auch auf andere Lebenskreiſe als die der Gelehrtenwelt aus. Von ſeinen zahlreichen Schülern nennen wir hauptſächlich Phil. Wilh. von Heusde (ſ. d.) in Utrecht und Jan Bake (ſ. d.) in Leyden. Jener beſchäftigte ſich beſonders mit den Denkmälern des Alterthums, mit der Geſchichte der griechiſchen Philoſophie, namentlich mit Plato; dieſer gilt für einen der beſten lateiniſchen Stiliſten. Neben ihnen wirken in Utrecht van Goudoever und in Leyden Jak. Geel (ſ. d.). Wenn ſich auch nicht verkennen läßt, daß noch immer die gründlichſte und gewiſſenhafteſte Gelehrſamkeit unter den holländiſchen Philologen im reichen Maße verbreitet ſei, ſo hat doch die Wiſſenſchaft der Philologie in der neueſten Zeit in Holland nicht die Höhe erreicht, auf die ſie in Deutſchland während der letzten Decennien gebracht worden iſt. In erſter Reihe ſind aus dieſer

Digitized by Google

Zeit zu nennen Lerting, Bergmann und Groen van Prinſterer, Cabinetsſecretär des Königs und Verfaſſer des Werks „Platonica prosopographia" (Leyd. 1823); ferner van Limburg Brouwer (der Verfaſſer der „Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grècs depuis l'âge historique jusqu'à la domination romaine"), Carſten u. A. Auch die berühmte Burmann'ſche Schule, die beſonders die Erklärung der Dichter ſich zur Aufgabe ſtellte, hat ſich bis auf die neueſte Zeit erhalten, und an ihrer Spitze ſtehen jetzt Dav. Jak. van Lennep (ſ. d.) und Hofmann Pet. Peerlcamp (ſ. d.) in Leyden. Die Archäologie, die längere Zeit unter den holländiſchen Philologen nicht mehr in der frühern Weiſe gepflegt wurde, nahm in neuerer Zeit durch Reuvens (ſ. d.), geſt. 1837, einen neuen Aufſchwung. Die lateiniſche Poeſie wurde fortwährend von den Holländern geübt; ſo in früherer Zeit von Remaclus de Florennes, Kaiſer Karl's V. Geheimſchreiber, von Chriſtoph Longolius (ſ. d.), vom claſſiſchen Johannes Secundus (ſ. d.), geſt. 1536, ſowie von Douſa, den beiden Heinſius, Hugo Grotius und Kasp. Barläus (ſ. d.) in Amſterdam, ſpäter von Pet. Francius, Jan von Broekhuyzen (ſ. d.), Reland, van Royer, van Santen, Hieron. van Boſch u. A., und in neuerer Zeit von Hoeufft, Herm. Boſſcha (ſ. d.) und insbeſondere von Dav. Jak. van Lennep und Peerlcamp. Dem Studium der morgenländiſchen Literatur, das durch Rapheleng, geſt. 1597, und Scaliger die erſte Anregung erhielt, widmeten ſich mit Erfolg Thom. Erpenius (ſ. d.), geſt. 1624, der eine eigene morgenländiſche Druckerei errichtete, deſſen Schüler Jak. Golius (ſ. d.), geſt. 1667, Laevin Warner, Adr. Reland in Utrecht, geſt. 1718, der ſich namentlich um das Hebräiſche verdient machte, und nach längerm Zwiſchenraume Alb. Schultens (ſ. d.), geſt. 1750, deſſen Sohn, Joh. Jak. Schultens, und der Enkel, Heinr. Alb. Schultens, welche das goldene Zeitalter der orientaliſchen Literatur im 18. Jahrh. in Holland begründeten, und denen Verſchuir, N. W. Schröder in Gröningen, Everard Scheid, geſt. 1794, Greve, Profeſſor in Franeker, van Waenen und der ältere Rau in Utrecht rühmlichſt nacheiferten. Die tüchtigſten Forſcher der neueſten Zeit waren Hamaker (ſ. d.) und Reuvens. Von Hamaker's Schülern ſind anzuführen Roorda, Weyers, Juynboll und Uylenbroek. Des verſtorbenen Reuvens Bemühungen um die Entzifferung des Hieronymus wurden von C. Laemans aufgenommen, und die von Letzterm im Auftrage der Regierung begonnene Herausgabe des an Papyrus und andern ägyptiſchen Alterthümern ſo reichen Muſeums zu Leyden hat der Wiſſenſchaft bereits weſentliche Bereicherungen und Aufſchlüſſe gebracht.

Für die Theologie, wenn wir den philologiſchen Theil ausnehmen, haben die Niederländer im Allgemeinen wenig Erhebliches geleiſtet. Eine Glanzperiode erlebte die niederländiſche theologiſche Literatur in der Zeit, wo zu Deventer Agricola und Erasmus gebildet wurden. Außer dieſen ſind hier vorzüglich noch Thomas a Kempis (ſ. d.), geſt. 1471, und Joh. Weſſel (ſ. d.), geſt. 1489, anzuführen, der ſich als Bekämpfer des ſcholaſtiſchen Dogmatismus und als hellſinniger Theolog bemerkbar machte. Beim Entſtehen der Republik war die Theologie, wie dies der politiſch-religiöſe Kampf faſt erforderte, vielfach mit der Politik verflochten. Die Reformirten oder Calviniſten, an deren Spitze die anſehnlichſten und einflußreichſten Männer ſtanden, fanden in dem nördlichen Theile der Niederlande immer allgemeinere Verbreitung. Sowohl in Leyden, ſeit der Stiftung dieſer Hochſchule, wie nach und nach auch auf den übrigen Univerſitäten, wurden, in Oppoſition gegen die katholiſche Univerſität zu Löwen, Lehrſtühle errichtet. Aber trotz dem, daß die aufgeklärteſten Männer der Republik ſich zur reformirten Kirche bekannten, wie Wilhelm I., Marnix, Oldenbarneveldt, Grotius u. A., ſo huldigte die Mehrzahl der Theologen doch bald wieder jenem Geiſte der Scholaſtik, der namentlich in Leyden immer mächtigere Wurzeln faßte. Arminius, der ausgezeichnetſte ihrer Theologen, geb. 1560, geſt. 1609, ſuchte die Calviniſche Prädeſtinationslehre zu mildern und wurde der Stifter der Remonſtranten (ſ. d.). Zu ſeinen Hauptgegnern gehörte Gomarus und deſſen Anhänger, die Gomariſten (ſ. d.). Nach vergeblichen Unterhandlungen und Ausgleichungsverſuchen zwiſchen dieſen beiden Parteien kam die Dordrechter Synode zu Stande

Digitized by Google

(1618—19), wo der ſtrengere Lehrbegriff Calvin's mit nur wenigen Abänderungen von neuem beſtätigt und der Katechismus von Heidelberg zum Dogma für die holländiſche Kirche erhoben wurde. Daß bei dem Siege einer ſo rigoriſtiſchen Partei, die den Beſchützer ihrer Gegner, den um das Vaterland hochverdienten Oldenbarneveldt, auf das Schaffot brachte, die Theologie unter dem drückendſten Joche ſchmachtete, iſt ſehr natürlich. Der freimüthige Grotius, der ſein Genie der Vertheidigung der verfolgten Partei widmete und ſeinen Namen auch auf dem Felde der Theologie, beſonders durch ſein berühmtes Buch „De veritate religionis christianae" verherrlichte, wurde zu lebenslänglichem Gefängniß und, als er aus dieſem entkommen, zu ewiger Verbannung verurtheilt. Der Parteigeiſt und jene unfruchtbare Streitſucht behaupteten ſich fort und fort. Joh. Coccejus (ſ. d.), geſt. 1669, und Gisbert Voet zu Utrecht veranlaßten, jener als Vertheidiger der Carteſianiſchen Philoſophie, dieſer als Gegner derſelben, eine abermalige Spaltung in der holländiſchen reformirten Kirche, die bis gegen das Ende des 18. Jahrh. dauerte. Schließlich iſt hier noch der für Theologie und niederländiſche Geſchichte ungemein thätige Jean Clerc (Clericus) aus Genf, geſt. 1736 in Amſterdam, zu erwähnen. Im Allgemeinen aber trat zu jener Zeit, mit Ausnahme der orientaliſchen Studien, eine große Schlaffheit in den theologiſchen Wiſſenſchaften ein, und es erhoben ſich die zahlreichen in dieſer Epoche erſchienenen Schriften nicht über die Mittelmäßigkeit. Der Verfolgungsgeiſt wich einer immer weiter ausgedehnten Toleranz, wovon die verſchiedenen Sekten, welche nach und nach entſtanden, ein fortbeſtehendes Zeugniß geben. Ein neues Morgenroth für die Theologie begann gegen Ende des 18. Jahrh. hervorzubrechen. Es zeigten ſich in mehreren Richtungen erfreuliche Fortſchritte, und namentlich war in Hinſicht auf den Geiſt der theologiſchen Studien auf den Univerſitäten eine bedeutende Verbeſſerung ſichtbar. Einen mächtigen Einfluß auf dieſes Fortſchreiten hatten auch die Schriften Joh. Aug. Erneſti's. Aus der Schule van Voorſt's, des beſondern Verehrers und Lobredners Erneſti's, ging Borger (ſ. d.) hervor; ferner ſind hier zu erwähnen van Hengel in Amſterdam, Royaards in Utrecht und Kiſt in Leyden. Daneben dürfen die Beſtrebungen Herm. Muntinghe's, geſt. 1824, und des berühmten van der Palm, dem Holland eine neue Bibelüberſetzung (1818 fg.) verdankt, nicht überſehen werden. Die bezeichnete neue Richtung des theologiſchen Studiums hat auf die praktiſche Wirkſamkeit der Prediger aller proteſtantiſchen Bekenntniſſe wohlthätigen Einfluß geübt. Selbſt die katholiſchen Geiſtlichen, namentlich der Profeſſor Schrant, ſind jenem Streben zum Fortſchreiten nicht ganz fremd geblieben. Die Bewegungen, welche ſeit längerer Zeit innerhalb des Proteſtantismus, beſonders in Deutſchland, ſich geltend machten, fanden, wie es in der Natur der Sache liegt, ihren Widerhall in Holland, nur geſtalteten ſie ſich hier in einer, dem beſtehenden religiöſen Verhältniſſe und dem Volkscharakter eigenthümlichen Weiſe. Man theilte ſich in Anhänger der alten ſtrengern und der neuen weitern Symbole. Zu einer eigentlich wiſſenſchaftlichen Fixirung des Gegenſatzes, wie ſie im deutſchen Proteſtantismus ſtattfand, kam es in Holland nicht, aber die Bewegung drang viel unmittelbarer in das Volk ein. Lange Zeit hindurch zeigte ſie ſich wenig auf der Oberfläche; erſt als Bilderdijk ſich der ſtrengern Richtung zuwendete, begann der Zwieſpalt ſich äußerlich zu zeigen, den ſelbſt militäriſches Einſchreiten nicht zu verhindern vermochte.

Die Rechtswiſſenſchaft hatte, nach dem Vorgange anderer Länder, auch in den Niederlanden die römiſchen Geſetze nach und nach zur Baſis angenommen, gleichwie dieſe Geſetze die Stütze für die Rechtsverfaſſung wurden. Nach dem Aufleben der Wiſſenſchaften begann auch hier die berühmte franzöſiſche Schule ihren Einfluß auszuüben und das ausſchließende Anſehen der Gloſſatoren zu untergraben, indem die ſcholaſtiſche Dialektik von der philologiſchen Kritik verdrängt wurde. Die Univerſität zu Löwen, welche die Methode der franzöſiſchen Rechtsgelehrten annahm, ſtand deshalb in verdienter Achtung, aber ſie ſowohl, wie die Univerſitäten der nördlichen Niederlande, welche bald darauf gleich rühmliche Beſtrebungen zeigten, haben in dieſer Zeit nur Namen aufzuweiſen, die weit unter denen ihrer Zeitgenoſſen in Frankreich ſtehen. Im poſitiven Rechte tritt uns auch

Digitized by Google

hier wieder zuerſt Hugo Grotius entgegen; doch hat er wenig für die Erweiterung der Wiſſenſchaft ſelbſt gewirkt, da er ſich mehr der praktiſchen Seite der Rechte: ihrer Anwendung vor den Gerichten, zugewendet hatte. Dies bezweckte namentlich ſeine „Inleiding tot de hollandsche regtsgeleerdheid,“ eine geiſtreiche, den Grundſätzen des römiſchen Rechts untergeordnete Zuſammenſtellung der damaligen Landesgeſetze überhaupt, wie der einzelnen localen Verordnungen. Ihm ſchloſſen ſich an Groenewegen, van Weſel, Bockelman, Wiſſenbach, der von Heidelberg nach Franeker kam, und hauptſächlich Anton Mattheus, indem ſie theils das Landrecht bearbeiteten, theils die Theorie des Corpus juris erläuterten. Paul Voet, der Sohn des Theologen Gisbert Voet, und Arn. Vinnius, geſt. 1657, zu Leyden, van Eck, van Sande u. A. lieferten gelehrte Commentare und andere juriſtiſche Schriften. Alle ſeine Vorgänger übertraf der Leydener Profeſſor Joh. Voet, der Sohn Paul Voets, mit ſeinem „Commentarius ad Pandectas“ (2 Bde., Leyd. 1698, Fol.), der unzählige Male neu aufgelegt wurde und noch gegenwärtig in Frankreich in Anſehen ſteht. Nächſt ihm trugen ſein College Gerh. Noodt, geſt. 1725, bekannt namentlich als Herausgeber der „Probabilia,“ und ſein heftiger, aber ſcharfſinniger Gegner Bijnkershoek, welcher Präſident des Juſtizhofs von Holland war, weſentlich dazu bei, das römiſche Recht auf ſeine urſprüngliche Reinheit zurückzuführen. Noch weiter ging in dieſer Richtung Anton Schulting zu Leyden, geſt. 1734, deſſen „Jurisprudentia vetus antejustinianea“ (Leyd. 1737, 4.) und „Notae ad Digesta,“ welche letztere erſt ſpät aus ſeiner hinterlaſſenen Handſchrift (2 Bde., Leyd. 1805—9) im Druck erſchienen, den vorzüglichſten Arbeiten über dieſe Materie beizuzählen ſind. Gleichzeitig machten ſich auch die beiden Frieſen, Ulr. Huber, geſt. 1696, und deſſen Sohn, Zachar. Huber, namentlich der Erſtere, um die Kenntniß und Erläuterung des römiſchen Rechts verdient. Der Same, welchen Noodt und Schulting ausgeſtreut, trug ſehr bald ſeine Früchte; zu ihren berühmteſten Schülern gehören Weſtenberg, Rücker, Jak. und Bavius Voorda, Scheltinga, H. und J. Cannegieter und Tijdeman (der Vater). Das kanoniſche Recht bearbeiteten van Espen (ſ. d.), geſt. 1728, und J. Leplat. Der Schöpfer des Natur-, Staats-, und Völkerrechts, das gleichzeitig mit der Republik in Aufnahme kam, wurde wieder Hugo Grotius durch ſein berühmtes Werk „De jure belli et pacis,“ nachdem er bereits in ſeinem „Mare liberum“ die Freiheit der Meere und des Handels mit faſt noch gegenwärtig geltenden Gründen vertheidigt hatte. Der bereits genannte Ulr. Huber ſtellte zu Ende des 17. Jahrh. in ſeinem Werke „De jure civitatis“ das erſte Syſtem eines allgemeinen Staatsrechts auf, nach welchem in gleicher Richtung im 18. Jahrh. Barbeyrac zu Gröningen, Peſtel zu Leyden und Elias Luzac ſich auszeichneten. In neuerer Zeit wurde das Studium der Rechtswiſſenſchaften hauptſächlich durch die von van der Keeſſel und Cras geſtifteten Schulen gefördert. Des Letztern vorzüglichſte Schüler waren Jon. Dav. Meyer (ſ. d.), geſt. 1834, und Kemper. Unter den noch zahlreichern Schülern van der Keeſſel's, der ſehr lange als Profeſſor in Leyden wirkſam war, haben ſich vor allen ausgezeichnet Henrik Willem Tijdeman (ſ. d.), ebenfalls Profeſſor in Leyden, und der zu früh verſtorbene van Twiſt in Gröningen, welcher Letztere in ſeinem Schüler Nienhuys einen würdigen Nachfolger fand. Beide Schulen haben ſich in ihren Zöglingen mehr und mehr genähert und es verbinden gegenwärtig die holländiſchen Rechtslehrer die von van der Keeſſel mit glänzendem Erfolge wieder erweckte logiſche Schärfe der römiſchen Rechtslehrer mit dem freien und beſonnenen philoſophiſchen Geiſte, welcher die von Cras geſtiftete Schule auszeichnete. Einen wohlthätigen Einfluß, wie auf das geſammte Unterrichtsweſen, ſo insbeſondere auf das Studium der Rechtswiſſenſchaften, hatte der Miniſter Ant. Reinh. Falck (ſ. d.). Nicht minder wirkte, jedoch in ganz entgegengeſetzter Art, der Juſtizminiſter van Maanen (ſ. d.). Seit Kemper's Tode gibt es unter den Rechtslehrern auf den holländiſchen Univerſitäten keinen, der wie Jener ſo entſchieden an der Spitze ſtände. Doch zeigt ſich überall ein löblicher Wetteifer, der viel für die Zukunft hoffen läßt. Als Staatsrechtslehrer hat Thorbeck in Leyden, das noch immer der Hauptſitz der juriſtiſchen Studien iſt, ſich verdienten Ruf erworben.

Digitized by Google

Die Medicin blieb in den Niederlanden lange Zeit im Scholaſticismus und in dem blinden Glauben an die Theorien der Alten befangen. Bei dem Aufſtreben des von den Niederländern ſo eifrig geförderten Humanismus fanden indeß auch die mediciniſchen Autoren der Griechen und Römer gebührende Beachtung; namentlich beſchäftigten ſich mit ihnen im 16. Jahrh. der gelehrte Winther van Andernach zu Löwen und J. Heurnius in in Leyden und im 18. Jahrh. J. de Gorter, geſt. 1762. Allmälig machte man ſich freier von den Feſſeln des knechtiſchen Auctoritätsglaubens und ein ſelbſtſtändiger Forſchergeiſt gewann auf dem Felde der mediciniſchen Wiſſenſchaften die Oberhand. Große Berühmtheit erwarb ſich in dieſer Hinſicht Joh. Bapt. van Helmont (ſ. d.), geſt. 1644, der, dem iatrochemiſchen Syſteme huldigend, in den gangbaren mediciniſchen Vorſtellungen viele Irrthümer aufdeckte und manche nützliche Entdeckung machte. Sylvius (ſ. d.), geſt. 1672, benutzte die Ideen van Helmont's und bildete die iatrochemiſche Theorie weiter aus, während er zugleich als Profeſſor in Leyden durch Einführung kliniſcher Vorleſungen und häufige Sectionen ſich große Verdienſte erwarb. Doch konnte ſich das iatrochemiſche Syſtem bei ſeiner Einſeitigkeit und Mangelhaftigkeit nicht lange halten. Unter den Gegnern desſelben ſtand auch der große Boerhaave (ſ. d.), geſt. 1738, der als Lehrer wie durch ſeine glückliche Praxis gleich berühmt iſt. Unter ſeinem Einfluſſe nahmen die mediciniſchen Wiſſenſchaften in den Niederlanden einen bedeutenden Aufſchwung und es hat die nachfolgende Zeit eine lange Reihe ſehr geſchätzter Praktiker und ausgezeichneter Lehrer aufzuweiſen. Insbeſondere thaten ſich im Verlaufe des 18. und zu Anfange des 19. Jahrh. hervor van Royen, der Patholog Hieron. Dav. Gaub, geſt. 1780, Hahn, W. van Doeveren, geſt. 1783, Ooſterdijk und Paradijs in Leyden; Bleuland in Utrecht und Thomaſſen a Thueſſink in Gröningen. Ihnen reihen ſich an Bernard, Bruys van der Hoeven und Broers zu Leyden, ſowie van Maanen zu Amſterdam. Noch größere Verdienſte als um die eigentliche Medicin erwarben ſich die Niederländer um die Anatomie. Als Reformator dieſer Wiſſenſchaft trat ſchon im 16. Jahrh. Andr. Veſalius aus Brüſſel, geb. 1514, geſt. 1564, auf, der die Galen'ſchen Behauptungen einer ſtrengen Prüfung unterwarf und ſehr gute anatomiſche Abbildungen nach der Natur zeichnen ließ. Nächſt ihm iſt im 16. Jahrh. der Zootom Volcher Koyter aus Gröningen zu erwähnen. Im 17. Jahrhundert bearbeitete Ant. Nuck zu Leyden die Drüſenlehre, während der berühmte Swammerdam (ſ. d.) zu Amſterdam, geſt. 1680, die Anatomie durch gründliche Forſchungen und durch die Erfindung der Injectionskunſt bereicherte. Durch Friedr. Ruyſch (ſ. d.) in Amſterdam, geſt. 1731, wurde die Injectionskunſt zu größerer Vollkommenheit gebracht und eine Reihe wichtiger Entdeckungen in der Anatomie gemacht. Der Profeſſor Bidloo in Leyden, geſt. 1713, verfaßte ein Lehrbuch der Anatomie, das ſich lange Zeit in Anſehen erhielt. Beſonders aber erwarb ſich Bernh. Siegfr. Albinus (ſ. d.), geſt. 1770, der 50 Jahre lang zu Leyden lehrte, ſowohl durch andere zahlreiche Schriften wie auch durch die genaueſten anatomiſchen Beſchreibungen, für die ihm Wandelaar ebenſo vortreffliche Abbildungen lieferte, einen weitverbreiteten Ruhm. Einen ebenſo berühmten Namen erlangte Pet. Camper (ſ. d.), geſt. 1789, der, als Mediciner und Chirurg gleich ausgezeichnet, auch der Anatomie, namentlich der vergleichenden, ſein furchtbares Genie widmete. Aus der neueſten Zeit ſind noch zu erwähnen Andr. Bonn in Amſterdam, geſt. 1818, Eduard Sandifort (ſ. d.) in Leyden und deſſen Sohn, Gerh. Sandifort, Schröder, van der Kolk in Utrecht, Sebaſtian in Gröningen und die Profeſſoren Vrolick, Vater und Sohn, in Amſterdam. Auf die Chirurgie übte Boerhaave einen wenigſtens mittelbaren Einfluß. Später wirkten Albinus und Camper fördernd auf dieſe Wiſſenſchaft ein, ſowie in der neuern Zeit die Niederländer den franzöſiſchen Chirurgen bedeutende Fortſchritte verdanken. Berühmte Namen unter den Chirurgen erwarben ſich in neuerer Zeit Logger und Wachter, ſowie Hendricksz. Auch die, obſchon erſt in ſpäterer Zeit zur beſondern Wiſſenſchaft ſich geſtaltende Pharmacie wurde in den Niederlanden mit Erfolg behandelt. Die vortrefflichen Einrichtungen, welche nach der Revolution von 1795 zuerſt in Holland, ſpäter in Belgien den wohlthätigſten Einfluß auf ſie gehabt

Digitized by Google

haben, gingen von Sebald Juſtin **Brugmans** (ſ. d.) aus, der ſich in der „Pharmacopoea batava“ ein bleibendes Denkmal geſetzt hat. Neben ihm verdienen ſowohl als Mitarbeiter an dieſer Pharmakopöe, wie überhaupt als erfahrene Männer in ihrem Fache Drieſſen in Gröningen und Vrolick in Amſterdam einer rühmlichen Erwähnung.

In der **Mathematik** und den von ihr abhängigen Wiſſenſchaften haben die Niederländer Bedeutendes geleiſtet. Nachdem ſich ſchon in der Mitte des 16. Jahrh. der Frieſe Gemma als Mathematiker bemerkbar gemacht hatte, entdeckte der Leydener Profeſſor Ludolf van Ceulen, geſt. 1610, das richtige Verhältniß des Diameters zur Peripherie des Cirkels. Bald darauf machte ſich Willebrord Snell, Profeſſor zu Leyden, geſt. 1626, berühmt, indem er nicht nur die mathematiſchen Wiſſenſchaften überhaupt eifrig förderte, ſondern insbeſondere auch die Optik durch die wichtige Entdeckung der Strahlenbrechung bereicherte und ſein glänzendes Genie ebenſo der mathematiſchen Geographie wie der Aſtronomie und ſelbſt den Kriegswiſſenſchaften mit Erfolg widmete. Der ſcharfſinnige Sim. Stevin aus Brügge, der Erzieher des Prinzen Moritz von Oranien, geſt. 1633, erwarb ſich vorzüglich um die Nautik und den Feſtungsbau große Verdienſte. Ebenſo Menno **Coehoorn** (ſ. d.), geſt. 1704, der nebſt Vauban, ſeinem Zeitgenoſſen, als Begründer der Ingenieurkunſt betrachtet werden kann, obgleich er einen von Jenem verſchiedenen Weg einſchlug. Während eines Decenniums (1695—1705) gehörte ſelbſt der berühmte Joh. **Bernoulli** (ſ. d.) den Niederlanden an, da er in dieſer Zeit die Profeſſur der Mathematik zu Gröningen bekleidete. Vor Allen aber glänzte im 17. Jahrh. **Huyghens** (ſ. d.) im Haag, geſt. 1695, dem neben vielen andern wichtigen Entdeckungen die Aſtronomie die Verbeſſerung des Teleſkops und die Mechanik die Anwendung des Pendels bei den Uhren verdankt. Im 18. Jahrh. machte ſich's **Graveſande** (ſ. d.) als Mathematiker wie als Philoſoph gleich rühmlich bekannt. Nach ihm ſind der Utrechter Profeſſor Hennert und ſein Schüler und Nachfolger Beek van **Calkoen** (ſ. d.) als geachtete Aſtronomen und Mathematiker zu erwähnen, insbeſondere aber van **Swinden** (ſ. d.), geſt. 1823, der 1798 den Auftrag erhielt, über das neue franzöſiſche Maß- und Gewichtsſyſtem Bericht zu erſtatten. Unter ſeinen zahlreichen Schülern bekundete der früh verſtorbene P. Nieuwland ein ausgezeichnetes Genie. Van Swindens College in der erwähnten Commiſſion, B. Aeneä, leiſtete als Generalinſpector ſeinem Vaterlande durch die Einführung des neuen Maß- und Gewichtsſyſtems wichtige Dienſte, ſowie nicht minder als Mitglied der Marine- und Schifffahrtscommiſſion. Namentlich hat van Swinden auch kräftig zu den großen Fortſchritten der Waſſerbaukunſt in Holland beigetragen. Von denen in dieſem Zweige ausgezeichneten Männern verdienen beſonders **Brünings** (ſ. d.), **Conrad** (ſ. d.), Eckhardt, Blanken und Goudriaan, geſt. 1829, genannt zu werden. Als mathematiſche Schriftſteller zeichnen ſich aus der verſtorbene General Huguenin und der ehemalige Generalinſpector des Geniewesens **Krayenhoff** (ſ. d.), der Profeſſor de Gelder zu Leyden, der Profeſſor Garnier zu Gent, van Rees in Utrecht und Uylenbroek in Leyden, der die handſchriftlich zurückgelaſſenen Werke Huyghens' herausgab. Um die Aſtronomie haben ſich in neuerer Zeit verdient gemacht van Uttenhove und Gerh. Moll in Utrecht, geſt. 1838, van Beek in Utrecht und Kaiſer in Leyden. Die **Phyſik**, die in ihren mathematiſchen Beziehungen von den Engländern eifrig gefördert wurde, verdankt namentlich Huyghens auch in ihrem experimentalen Theile vielfache Bereicherungen. Corn. **Drebbel** (ſ. d.), geſt. 1634, wurde der Erfinder des nachmals vielfach verbeſſerten Thermometers. Im 18. Jahrh. machten ſich Ant. **Leuwenhoek** (ſ. d.), geſt. 1723, und Nik. Hartſoeker, geſt. 1725, um die Verbeſſerung der Mikroſkope und Brillengläſer verdient; ferner ſind als Phyſiker zu erwähnen Pet. van **Muſchenbroek** (ſ. d.), geſt. 1761, Joh. Ingenhouß, geſt. 1799, und van **Marum**, geſt. 1838. Die früher von Helmont und Sylvius mit vielem Eifer bearbeitete **Chemie** hatte in ſpäterer Zeit keine ſo glänzenden Namen aufzuweiſen. Nach der von dem Franzoſen Lavoiſier in der Chemie bewirkten Reform legten die **Holländiſchen Chemiker**, wie man ſie vorzugsweiſe nannte, ihre Arbeiten hauptſächlich in den „Phyſiko-chemiſchen Unterſuchungen“ (3 Bde., Amſterd.

Digitized by Google

1793) nieder. Die bedeutendſten Chemiker in neueſter Zeit ſind Stratingh in Gröningen, Mulder in Utrecht, früher in Rotterdam; auch ein zweiter Mulder in Gröningen und van der Boon Meſch in Leyden. Die Naturgeſchichte iſt von den Niederländern im Vergleich mit andern Nationen wenig bearbeitet worden. Eine der früheſten Schriften in dem Gebiete dieſer Wiſſenſchaft war eine „Beschrijving der Aardgewassen" von Abr. Muntinck in Gröningen, geſt. 1683. Das von Swammerdam handſchriftlich hinterlaſſene Werk über die Inſekten wurde von Boerhaave 1737 herausgegeben, der ſich um die Botanik noch größere Verdienſte als dieſer erwarb. Lefrancq van Berkhey lieferte in ſeiner „Natuurlijke historie van Holland" ein vortreffliches populäres Handbuch. Doch eigentlich erſt durch Brugmanns nahm die in den Niederlanden lange Zeit vernachläſſigte Naturgeſchichte einen neuen Aufſchwung. In neuerer Zeit erwarb ſich Reinwardt in Leyden um die Naturgeſchichte und insbeſondere um die Botanik ſowohl durch ſeine gelehrten Unterſuchungen als durch ſeine Reiſe nach Indien große Verdienſte. Der Zoologie widmete ſich mit vielem Eifer van der Hoeven in Leyden und der Ornithologie C. J. Temmink. Als Botaniker ſind noch zu bemerken J. Kops, der Verfaſſer der „Flora batava," de Frieſe in Amſterdam und Miguel in Rotterdam.

Die Philoſophie fand bei den Niederländern, mit Ausnahme von Spinoza, keine eigenthümlich ſchöpferiſchen Bearbeiter. Im 15. Jahrh. trat Agricola mit ſeinem Werke „De inventione dialectica" auf, worin er die logiſchen Begriffe zu läutern verſuchte, im 16. Jahrh. erhob ſich Erasmus als Moraliſt, wenn auch mehr ſatiriſirend und als Bekämpfer der Unwiſſenheit und des Aberglaubens; nach ihm ſuchte der Philolog Lipſius den vernachläſſigten Stoicismus wieder in Anſehen zu bringen. Ihnen folgten Hugo Grotius, der Mathematiker Stevin mit ſeiner „Dialectike of te bewysconst," und F. Burgersdijk in Leyden mit ſeinem „Dialectica" und den „Ideae oeconomicae et politicae doctrinae." Descartes, der ſich von 1629—49 in den Niederlanden aufhielt und hier die meiſten ſeiner Schriften ausarbeitete, fand namentlich unter den Niederländern außerordentlich viele Anhänger; auch iſt noch jetzt der Einfluß der Carteſianiſchen Philoſophie bei den Niederländern nicht zu verkennen. Die vorzüglichſten Anhänger derſelben waren Adr. Heerebord in Leyden, geſt. 1659, Arn. Geulinx, geſt. 1669, Burchard de Volder, geſt. 1709, und Balth. Bekker (ſ. d.), der kühne Kämpfer gegen den Glauben an Zauberei und Hexerei, worin ihm von Heemskerk, Jonktys und van Dale treu zur Seite ſtanden. Dagegen trat Velthuyſen als Anhänger und Vertheidiger des engliſchen Philoſophen Hobbes auf. Gleichfalls mit dem Studium der Carteſianiſchen Philoſophie beginnend, ſchuf ſich Baruch Spinoza (ſ. d.) aus Amſterdam, geſt. 1677, ſeine eigene Bahn, indem er in ſeinem mit ſtrenger Conſequenz durchgeführten Syſtem einen formalen Pantheismus lehrte. In den Niederlanden fand er nur wenige Anhänger, aber um ſo zahlreichere Gegner, unter denen ſich beſonders s'Graveſande (ſ. d.) auszeichnete, der in der „Introductio ad philosophiam, metaphysicam et logicam" ihn und Hobbes mit vielem Scharfſinn zu widerlegen ſuchte. Von den übrigen philoſophiſchen Schriftſtellern des 18. Jahrh. ſind Engelhardt, Allard Hulshoff, Cras, Kemper, van der Voort, Dyon, van de Wijnperſſe in Leyden, Elias Luzac, der auch in ſeiner Schrift „Der Menſch mehr als eine Maſchine" als geiſtreicher Widerſacher des Materialiſten Lawettrie auftrat, und der Anthropolog Ockerſe mit Auszeichnung zu nennen. Die Aeſthetik bearbeitete beſonders der Philolog Hemſterhuis (ſ. d.), deſſen mit Geiſt und Eleganz geſchriebene „Dialoge" ihm den Namen des holländiſchen Platon erwarben. Auch die Kant'ſche Philoſophie fand in den Niederlanden vielfache Theilnahme, ohne jedoch eine eigenthümliche Production zu veranlaſſen, denn das Syſtem der kritiſchen Philoſophie erſchien Vielen ſo genügend, daß ſie nicht darüber hinausgehen zu können meinten, und was von andern Standpunkten aus verſucht wurde, bewegte ſich größtentheils auf dem Standpunkte der claſſiſchen Philoſophie. Anhänger Kant's waren namentlich Servaas, Deiman, Leroy, van Boſch, Kinker und vorzüglich Paul van Hemert, Gegner deſſelben van de Wijnperſſe und Feith, ſpäter auch Wyttenbach. Die dadurch angeregten philoſophiſchen Streitigkeiten, die aber in den Nie-

Digitized by Google

derlanden nicht ſo lange wie in Deutſchland dauerten, endigten damit, daß man den auf die Kant'ſche Philoſophie geſtützten Arbeiten Hemert's und Kinker's gerechte Anerkennung widerfahren ließ. Noch ſind als Philoſophen Borger (ſ. d.) wegen ſeines Werks „De mysticismo“ und Schröder in Utrecht zu nennen. Die Einflüſſe der von Hemſterhuis und Wyttenbach mit ſo viel Geiſt und Wiſſen verfolgten Richtungen herrſchen noch gegenwärtig in den Niederlanden vor. Heusde (ſ. d.) in ſeinem Werke „De Sokratische school“ (1834) ging ſogar ſo weit, den Verſuch zu machen, die Sokratiſche Philoſophie als die den Bedürfniſſen der Gegenwart am meiſten entſprechende zu begründen.

Die Geſchichte wurde von jeher in den Niederlanden beſonders gut und gründlich bearbeitet; namentlich widmeten ſich die beſten Kräfte der Geſchichte des Vaterlandes. Das erſte große Werk war die Geſchichte der Niederlande von Veldenaer (Utr. 1480). Pieter Chriſtianz. Bor, Hiſtoriograph der holländiſchen Staaten (1600), und Eman. van Meteren, Kaufmann in Antwerpen (1612), beſchrieben ganz unabhängig von einander die Unruhen in den Niederlanden ſeit der Herrſchaft des Hauſes Burgund. Nach der Gründung der Republik leiſteten Hooft (ſ. d.) und Hugo Grotius in ihren geſchichtlichen Werken wahrhaft Ausgezeichnetes. Kasp. Barläus (ſ. d.) und Gerard Brandt ſind von den zunächſt folgenden Hiſtorikern noch immer die beſten, beſonders die „Historie der Reformatie“ (4 Bde., 1657) und „Biographie des Admirals Ruyter“ des Letztern, ſtehen aber den früher genannten weit nach. Pieter Valkenier lieferten in dem „Verward Europa“ ein lebendiges Gemälde des Zeitalters Ludwig's XIV.; der Frieſe van Aitzema (ſ. d.) gab in ſeinem großen Geſchichtswerk eine gute Schilderung der glänzenden Periode in der Geſchichte der Niederlande (1621—68). J. Leclerc ſchrieb eine „Geſchichte der Vereinigten Provinzen bis zum Frieden von Utrecht“ in franzöſiſcher und in holländiſcher Sprache (1723 und 1730), die nachmals von deſſen Sohne bis 1751 fortgeſetzt wurde, und Gerard van Loon eine „Aloude historie van Holland“ und das große Werk über die niederländiſchen hiſtoriſchen Münzen, das nachher von van Mieris und in neuerer Zeit auf Veranſtaltung des Inſtituts fortgeführt wurde. Als einen würdigen Nachfolger Hooft's bewies ſich erſt wieder Jan Wagenaar (ſ. d.), deſſen „Vaderlandsche historie“ durch Klarheit und Genauigkeit ſich auszeichnet. Um dieſelbe Zeit ſchrieb van der Vynckt zwei ſchätzenswerthe Werke in franzöſiſcher Sprache, das „Examen historique des gouvermens des Pays-Bas depuis 1740“ und die Histoire des troubles des Pays-Bas,“ während ſich Simon Stijl aus Harlingen in Friesland in ſeinem „Opkomst en Bloei der Vereenigde Nederlanden“ (1774) als trefflichen Geſchichtsforſcher in der Nationalſprache bewährte. Einzelne Partien der niederländ. Geſchichte wurden von dem Gelderniſchen Hiſtoriographen Bondam, den Staatsmännern van de Spiegel und J. Meerman und von J. W. te Water bearbeitet, welchem Letztern man in dem ſehr geſchickt abgefaßten Abriß des Wagenaar'ſchen Geſchichtswerks das beſte Handbuch über die Geſchichte der Vereinigten Provinzen verdankt. A. Kluit in Leyden erwarb ſich durch ſeine „Historia critica comitatus Hollandiae et Zeelandiae“ (4 Bde.) und die „Geschiedenis der hollandsche staatsregeering“ (5 Bde.), van Wijn durch die „Historische avondstonden,“ das Huiszittend leven“ und ſeine Supplemente zu Wagenaar's Geſchichtswerk den Ruf eines guten hiſtoriſchen Schriftſtellers, auf den auch Scheltema (ſ. d.), van Wijn, van Kampen (ſ. d.), Boſſcha (ſ. d.) van Capelle, de Jonge und de Vries Anſpruch haben. Van der Palm ſtellte ſich durch die „Gedenkschrift van Nederland's verlossing“ (1814) an Stijl's Seite. Endlich iſt noch das große von Bilderdijk (ſ. d.) handſchriftlich zurückgelaſſene Werk über die niederl. Geſchichte, das neuerdings von H. W. Tijdeman herausgegeben wurde, ein Werk, das um ſo merkwürdiger erſcheint, als Bilderdijk's Anſchauungsweiſe von der Wagenaar's ganz verſchieden und darin das Syſtem der beiden Parteien, welche die Republik theilten, mit Meiſterhand gezeichnet iſt, ſowie Groen van Prinſterer's Urkundenwerk zur Geſchichte des Hauſes Oranien zu erwähnen, das zu den wichtigſten Erſcheinungen in der hiſtoriſchen Literatur im Allgemeinen gehört. Außerdem wurde die Literatur der vaterländiſchen Geſchichte in der neueſten Zeit durch eine Menge der gehaltreichſten Arbeiten

Digitized by Google

bereichert. Um die Kenntniß der alten Geſchichte haben ſich namentlich die holländiſchen Philologen ſehr verdient gemacht, ſo namentlich Bonav. Vulcanius, geſt. 1614, und Perizonius (ſ. d.). Gleichzeitig mit Letzterm trat Jak. Basnage, Antiſtes der walloniſchen Gemeinde im Haag, als Verfaſſer trefflicher, in franzöſiſcher Sprache abgefaßter Arbeiten über die Geſchichte des jüdiſchen Volks auf; ſpäter lieferte Martin Stuart ſein großes Werk „Romeinsche geschiedenis“ (30 Bde., 1792 fg.). In Hinſicht auf allgemeine Geſchichte ſind die rühmlichen Beſtrebungen, welche ſchon im 17. Jahrh. Phil. Cluwer und der thätige Zuer. Boxhorn an den Tag gelegt haben, nicht zu übergehen. Der humaniſtiſch gebildete Flamländer Augier Ghislen de Busbecq (ſ. d.), geſt. 1592, lieferte viele Beiträge zur Kenntniß der Türkei und der geheimern Geſchichte Frankreichs, und dem Oſtfrieſen Ubbo Emmius, geſt. 1625, verdankt man die „Historia nostri temporis,“ die aber erſt 1732 im Druck erſchien. Auch Dav. von Hoogſtraten's und J. L. Schuer's „Groot algemeenes historisches Woordenboek“ (8 Bde., Amſt. 1733, Fol.) iſt wohl zu erwähnen. Ganz am Ende des 18. Jahrh. erſchien die „Algemeene geschiedenis der christelijke Kerk“ (20 Bde.) von Ysbrand van Hamelsveld, geb. 1743, geſt. 1812, und des gelehrten Theologen Herm. Muntinghe's „Geschiedenis der menschheid naar der Bybel“ (11 Bde.), zwei ſehr umfaſſende Werke von entſchiedenem wiſſenſchaftlichen Werthe. Geographie und Statiſtik wurden von den Niederländern im Allgemeinen weniger bearbeitet, dagegen hat die erſtere ihnen manche Förderung zu danken in Folge ihrer vielen Entdeckungsreiſen. Auch erwarben ſich die Niederländer viele Verdienſte um Verfertigung von bildlichen Erd- und Himmelskugeln, ſowie ganz beſonders um Anfertigung und Vervollkommnung von See- und Landkarten. Schon 1541 erfand Gerard Mercator (ſ. d.) die neue Projectionsmethode, nach welcher Karten mit wachſenden Meridian- und unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet wurden, und gleichzeitig begann der Frieſe Gemma Landkarten nach jetziger Art zu ſtechen. Im 17. Jahrh. waren die Erd- und Himmelsgloben der Gebrüder Wilh. Janſon und Joh. Bläu (ſ. d.), weit und breit berühmt. Gute Landkarten fertigten auch Viſſcher, Covens und du Mortier. Als Verfaſſer einer wiſſenſchaftlich geordneten Geographie trat im 16. Jahrh. Abr. Ortel aus Antwerpen, geſt. 1598, mit einem „Theatrum orbis terrarum“ hervor. Zahlreichere Bearbeiter fand namentlich die Geographie der Alten, dahin gehören Pet. Berts aus Flandern mit ſeinem „Theatrum geographicum veterum“ (2 Bde., 1618), ſowie ein Jahrhundert ſpäter der gelehrte Orientaliſt Roland mit ſeinem Werke „Palaestina ex vet. monumentis illustr.“ (Utr. 1714). In Bezug auf mathematiſche Geographie ſtellte der große Mathematiker Willebrord Snellius (ſ. d.) ſcharfſinnige Unterſuchungen über Gradmeſſung und Größenbeſtimmung der Erde an. In Betreff der Statiſtik ſind die Niederländer, obgleich ſchon durch die ſogenannten Elzevir'ſchen „Res publicae,“ eine Sammlung kleiner Schriften zur Staatenkunde (ſ. Elzevir), für dieſe Wiſſenſchaft gewirkt wurde und ſpäter de Luca in der „Descriptio orbis“ (Leyd. 1655) und Everh. Otto in den „Primae lineae notitiae Europae rerum publicarum“ (Utr. 1762) eine wiſſenſchaftliche Behandlung derſelben verſuchten, doch erſt ſpäter dem Vorgange anderer Nationen nachgefolgt. Kluit in Leyden war es, der zuerſt die Statiſtik von ihrer ſpeciellen und ſyſtematiſchen Seite für den akademiſchen Unterricht bearbeitete, und ſein Beiſpiel blieb nicht ohne Einfluß.

Auf die Staatswiſſenſchaften konnte die für freiſinnige Behandlung der Politik ſo folgenreiche niederländ. Staatsumwandlung nur höchſt günſtig einwirken. Joh. Althuſen, geſt. 1638, erklärte ſich in ſeinem Werke „Politica methodice digesta“ für die Majeſtät des Volks, und gleiche Anſichten ſprach ſpäter Zuer. Boxhorn in mehreren Schriften aus. Bemerkenswerth, beſonders für die Zeit, in welcher es erſchien, iſt auch das Werk des Hugo Grotius, des freiſinnigen Vertreters der Menſchenrechte, „Parallelon rerum publicarum.“ Alles aber, was bis dahin vielleicht in irgend einem Lande über dieſe Materie öffentlich ausgeſprochen worden war, übertraf Elias Luzac's „Holland's Rijkdom“ (4 Bde., 1780). In der folgenden Zeit traten aber die ſtaatswiſſenſchaftlichen

Digitized by Google

Arbeiten der Niederländer gegen die Arbeiten gleicher Tendenz, welche in Deutſchland, England und Frankreich erſchienen, ſehr zurück, und nur nach längerer Zeit wagten ſie unter Berückſichtigung dieſer Vorbilder und der hier ausgeſprochenen Grundſätze wieder dieſe Bahn zu betreten. Als die bedeutendſte Erſcheinung iſt der Graf Gijsbert Karl van Hogendorp (ſ. d.) zu nennen. Vergebens ſuchen wir in den Zeiten des holländiſchen Freiſtaats die Spuren jener Beredtſamkeit, die ſich in den Republiken der Alten auf ſo hohen Gipfel emporſchwang. Ein Hauptgrund davon mag der Mangel an Oeffentlichkeit in Bezug auf parlamentariſche Verhandlungen geweſen ſein, welche dem ariſtokratiſchen Häuptern der Republik wohl ebenſo hinderlich und unzuläſſig erſcheinen mochte, wie dem abſoluten Monarchismus. Ueberdies erſtrebte man in den Niederlanden ja nur vornehmlich die Unabhängigkeit von dem Joche des ſpaniſchen Despotismus und der katholiſchen Kirche. Außerdem ließ man das Alte fortbeſtehen und fügte nur etwa ſo viel hinzu, als das Weſen der Föderation nothwendig erheiſchte. Nicht mindere Hinderniſſe ſtellten ſich der Beredtſamkeit auf der Kanzel und an den Gerichtsſtätten entgegen, wohin namentlich zuerſt die lange Zeit überwiegende Herrſchaft der lateiniſchen Sprache; ſpäter die von Barbarismen entſtellte Landesſprache ſelbſt und das todte Formenweſen im Gerichtsſtil gehörten. Ein eigentliches Aufleben dieſer wiſſenſchaftlichen Kunſt zeigte ſich erſt in den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts, wo es van der Palm (ſ. d.) gelang, ſich den Namen eines wahrhaft großen Kanzelredners zu erwerben. Sein Beiſpiel wirkte ſehr wohlthätig. Unter den zahlreichen guten Kanzelrednern neuerer Zeit nennen wir nur van der Hören, Prediger an der Remonſtrantenkirche zu Amſterdam. Die politiſche Beredtſamkeit verdankt in Holland dem J. 1795 ihren Urſprung. Als politiſche Redner in der Nationalverſammlung der Bataviſchen Republik glänzten Simon Stijl, Schimmelpenninck (ſ. d.), Ockerſe und Jak. Kantelaar, in der zweiten Verſammlung der Generalſtaaten Kemper, van Hogendorp, d'Escury de Heuſenoord u. A.

Die älteſten Denkmäler niederl. Dichtkunſt ſind, außer den Minneliedern, welche dem Herzog von Brabant, Johann I., geſt. 1290, zugeſchrieben werden, die Reimchroniken des Jak. van Maerlant, geſt. 1300, des brabantiſchen Edelmanns Jan van Helu und des Melis Stoke, geſt. 1305. In dieſen Chroniken, wie auch in den übrigen, meiſt dem Franzöſiſchen nachgebildeten Dichtungen Maerlant's, worunter ſelbſt eine Geſchichte Alexanders des Großen und des trojaniſchen Kriegs, ſpricht ſich die epiſch-didaktiſche Richtung aus, welche dem Ernſte des holländiſchen Volks mehr als die bloßen Spiele der Phantaſie zuzuſagen ſchien, und welche ſich darum auch in den nächſtfolgenden Jahrhunderten noch geltend machte. In das 14. Jahrh. gehören, nächſt mehreren Romanen aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen oder des Artus, zahlreiche Nachahmungen der angeführten Chroniken, wie die Lodewijk van Velthem's und des Stadtſchreibers von Antwerpen, Niclaes de Clerc, die aber ihren Vorgängern weit nachſtehen. Dagegen verfaßte Jan de Clerc, ebenfalls aus Antwerpen, außer mehreren andern Dichtungen von weit geringerm Werthe, unter dem Titel „Lekenspieghel" (1326—30) ein in klarer und kräftiger Sprache geſchriebenes Belehrungsbuch für die Laien, unter deſſen ebenfalls zahlreichen Nachahmungen wir nur das mittelmäßige Werk des Jan de Weert „Nieuwe doctrinael" (1451) nennen. In der Folge geſellten ſich zu den Dichtungen ernſterer Gattung und den verſchiedenen Büchern moraliſcher und ascetiſcher Tendenz auch der Witz und die Satire; großes Intereſſe nahm man auch in Holland an dem aus ältern Zeiten überlieferten „Reintje de Vos" (1479). Es bildeten ſich die Kammern der Rederijker oder Sängerſchulen zur Uebung der Reimkunſt, die ſich im 16. Jahrh. immer weiter ausbreiteten. Ihre Mitglieder, die Rederijker oder Meiſterſänger, welche ihre eigene Zunftverfaſſung hatten, zeichneten ſich beſonders durch Beförderung lauterer religiöſer Meinungen und rechtlichen Bürgerſinns aus, weshalb auch Herzog Alba dieſe Vereine aufhob. Doch wurde die Dichtkunſt ſelbſt von den beſſern unter dieſen Meiſterſängern, z. B. Eduard van Deene, Matthias de Caſteleyn, dem Verfaſſer einer „Cunst van rhetoriken" (Gent 1555), Claas van Rijſſele Cornel. van Ghiſtelen, Jan Bapt. Houvraert, den beiden Heyns (Vater und Sohn), nicht

Digitized by Google

weſentlich befördert. Dagegen ſteht die Nonne Anna Bijns zu Antwerpen, wiewohl ſie ſich in ihren bigotten Anſichten bis zu den härteſten Schmähungen gegen die proteſtantiſche Kirche verleiten ließ, bei ihren Zeitgenoſſen wegen ihrer „Refereynen“ in hohem Anſehen und wird ſelbſt mit der Sappho verglichen. Ein Verein von wirklichen Dichtern ging erſt aus der 1517 zu Amſterdam geſtifteten Kammer der „Rederijker in liefde bloeijende“ (in blühender Liebe) hervor. An der Spitze dieſer erſten Dichterſchule, deren Streben es war, in einer veredelten kräftigen Sprache ſittlich-religiöſe Belehrung zu verbreiten, glänzte vor Allen Dirk Volkerts-zoon Coornhert aus Amſterdam, geb. 1522, geſt. 1590, und nächſt ihm Filips van Marnix (ſ. d.). Beide führten, der Erſtere beſonders durch Lehrgedichte und theologiſchen Schriften, der Letztere durch ſeine Volkslieder und den als erſtes Hauptwerk im proſaiſchen Stile ausgezeichneten „Bijenkorf“ (Bienenkorb) eine neue Aera für Poeſie und Proſa herbei. An ſie reihen ſich als echte Typen des holländ. Charakters, die ihr im Handel erworbenes Vermögen zur Aufmunterung der Nationalliteratur verwendeten und dieſe durch eigene Schriften bereicherten, Hendrik Lorenzzoon Spiegel, geſt. 1612, und Roemer Viſſcher, geſt. 1625, welcher Letztere ſelbſt ſeine beiden Töchter, Maria und Anna, zu Dichterinnen heranbildete. Im 17. Jahrh. tritt uns zuerſt der Koryphäe der niederl. Literaturgeſchichte, Pieter Hooft (ſ. d.), geſt. 1647, entgegen, ebenfalls ein Hauptführer jener Geſellſchaft der Redner, der, abgeſehen von ſeinen Verdienſten um Sprache und Geſchichte, auch in der Poeſie, worin er ſich ſo vielſeitig auszeichnete, einen großen Aufſchwung bewirkte. Die höchſte Vollendung aber erreichte die niederl. Poeſie des 17. Jahrh. durch Jooſt van der Vondel (ſ. d.), geſt. 1679, der dieſelbe durch metriſche Ueberſetzungen aus den Claſſikern und den Pſalmen, durch treffliche lyriſche Geſänge wie durch Elegien, Heroiden, Briefe und Satiren bereicherte. Beiden, ſowohl Hooft als Vondel, verdankt nicht minder das Drama ein ſchnelles Erheben. Unter den übrigen Dichtern dieſes Jahrhunderts zeichneten ſich als Lyriker aus Laurens Reaal, geſt. 1637, J. Antonides van der Goes, geſt. 1681, und Joach. Oudaan, geſt. 1692, Beide auch als Tragiker und beſchreibende Dichter bekannt; ferner Heym. Dullaert, geſt. 1684, der ebenfalls als Elegiendichter und Satiriker ſchätzbar iſt, Jerem. de Dekker (ſ. d.), geſt. 1666, und Jan van Broekhuyzen (ſ. d.), geſt. 1707. Ihnen ſchloß ſich der in frieſ. Mundart dichtende Gijsbert Japix an, geb. 1603, geſt. 1666, deſſen den beſten holländiſchen Muſtern nachgebildete lyriſche und elegiſche Gedichte unter dem Titel „Rimlarije“ (1668, 4.) erſchienen. Unter den Lehrdichtern ſind Dirk Pers, geſt. 1650, und Conſtant. Huyghens, geſt. 1687, mit Auszeichnung zu nennen. Als Meiſter in der heitern Erzählung und Allegorie that ſich der Seeländer Jak. Cats (ſ. d.), geſt. 1660, hervor, nach dem ſich auch Jan van Someren, geſt. 1676, bildete. Geiſtliche Bilder, deren ſelbſt von dem für wahre Religion entflammten Hugo Grotius vorhanden ſind, haben Dirk Rafelszoon Kamphuiſen, geſt. 1627, und der als Verfaſſer des „Kruistriomph“ berühmte Jan Vollenhove, geſt. 1708, gerichtet, ſowie Jak. van Weſterbaen, der auch als rythmiſcher Ueberſetzer der Pſalmen bekannt iſt. Reinier Anslo, geſt. 1669, machte ſich beſonders durch ſeine meiſterhafte Darſtellung der neapolitaniſchen Peſt berühmt, während Dan. Jonctys, geſt. 1654, als erotiſcher Sänger, und Will. van Fockenbroch, geſt. 1695, als Verfaſſer burlesker Gedichte auszuzeichnen ſind. Um Verbreitung eines guten Geſchmacks hat nach van der Vondel deſſen Nachahmer und Lobredner, Jan Six, geſt. 1700, die meiſten Verdienſte in dieſem Jahrhundert, dem auch die Dichterin Eliza Koolaert, geb. Hoofman, der für das Vaterland begeiſterte Lyriker Luk. Schermer, geſt. 1711, und der Idyllendichter J. Bapt. Wellekens, geſt. 1726, angehören. Das 18. Jahrh. war gleichfalls nicht arm an Dichtern, wenn auch die dichteriſche Regſamkeit nicht mehr ſo lebendig blieb und die Sprache ſich ſchon ſeit dem Ende des 17. Jahrh. nicht mehr ſo rein erhielt. Beſonders bemerkbar war die Hinneigung zu epiſchen Productionen, ſowie die Nachahmung franz. Vorbilder. In letzterer Hinſicht verdient vorzüglich Sijbrand Feitama, geſt. 1758, der als Ueberſetzer des „Télémaque“ und der „Henriade“ auftrat, angeführt zu werden; unter ſeinen Nachfolgern zeichnete ſich aus Arn. Hoogvliet, geſt. 1763, durch beſchreibende und

Digitized by Google

religiös-hiſtoriſche Gedichte, z. B. „Abraham de Aartsvader;" auch P. Langendijk, geſt. 1756, und Frans van Steenwijk, geſt. 1772, bearbeiteten hiſtoriſche Stoffe in dichteriſcher Form. Ebenſo bekundeten die beiden Brüder Willem van Haren (ſ. d.) geſt. 1758, und Onno Zwier van Haren, geſt. 1779, welche nicht minder als Proſaiſten geachtet ſind, Erſterer in ſeinem romantiſchen Epos „Gevallen van Friso," Letzterer in dem vaterländiſchen Epos „De Geuzen," ihr Talent für dieſe Gattung der Poeſie. Außer den Genannten hatte das 18. Jahrh. auch viele gute Lyriker und Didaktiker aufzuweiſen, und in dem Landmann Hubert Corneliszoon Poot, geb. 1689, geſt. 1733, ſelbſt einen ausgezeichneten Naturdichter. Wir nennen hier beſonders Jak. Bellamy (ſ. d.), geſt. 1786, der den Gebrauch reimloſer Verſe einführte; Rhynvis Feith (ſ. d.), geſt. 1824, welcher in ſeinen Oden und Gedichten die alten vaterländiſchen Claſſiker zum Vorbild nahm und mehrere gute Trauerſpiele für die Bühne lieferte, mit ſeinen Romanen aber verunglückte; ferner den vielverſprechenden, 1794 verſtorbenen Pieter Nieuwland, ſowie den durch ſeine religiös-lyriſchen Gedichte ausgezeichneten Hieron. van Alphen, geſt. 1803, deſſen „Sterrenhemel," Victoriezang der hollandsche matrosen" und trefflichen „Gedichten voor Kinderen" in hohem Anſehen ſtehen. Unter den Frauen haben ſich als Dichterinnen hervorgethan Lucretia Wilhelmine van Merken, verehelichte van Winter, geſt. 1789, die Verfaſſerin der hiſtoriſchen Gedichte „David" und „Germanicus" und des Lehrgedichts „Nut d. Tegenspoeden;" ferner Eliſab. Bekker (ſ. d.), geſt. 1804, und deren Freundin Agathe Deken (ſ. d.), geſt. 1804, als Volksdichterinnen, ſowie durch lehrreiche Jugendſchriften und gute Romane. Im 19. Jahrh. trug bis jetzt der kühne und kräftige Willem Bilderdijk (ſ. d.), geſt. 1831, den Preis davon, der nicht nur Fremdes geiſtreich verarbeitete, ſondern auch mit zahlreichen Originaldichtungen die ſchöne Literatur ſeines Vaterlandes bereicherte. Von ſeinen Zeitgenoſſen ſind neben ihm mit Auszeichnung zu nennen als Lyriker J. Kinker, der originelle Fr. Helmers, geſt. 1813, die Brüder Hendrik und Barend Klijn, H. A. Spandaw, Cornelis Loots und Hendrik Tollens (ſ. d.); als Elegiker Ad. Simons und Elias Borger, geſt. 1820; als Idyllendichter Adr. Loosjes, geſt. 1817, der auch als Tragiker und Proſaiſt bekannt iſt; ſowie der in ſeinen beſchreibenden Gedichten deutſche Muſter nachahmende B. H. Lulofs. Unter den Dichtern der neueſten Zeit ſtehen Iſaak de Coſta, Beets van der Hoop, Jak. van Lennep (ſ. d.), Ter Haar und Bogaerts oben an, welcher Letztere namentlich durch ſeine Gedichte „Jochebed" (Amſterd. 1835) und „De togt van Heemskerk naar Gibraltar" (Amſterd. 1837) großes Aufſehen erregte. Ein ausgezeichneter Improviſator iſt Willem de Clercq, geb. zu Amſterdam 1793.

Das Drama hatte ſeine urſprüngliche Quelle in den Niederlanden wie anderwärts in den geiſtlichen Myſterien (ſ. d.), an deren Stelle nach und nach die weltlichen mit dem Harlekin belebten Moralitäten traten. Die Rederijker verfaßten theils ſatiriſche, theils im gemeinſten Volksſtil ſich bewegende Poſſenſpiele. Gerbrand Adr. Brederode, geſt. 1618, der den Letztern zuerſt eine regelmäßige Geſtalt gab, kann als der Schöpfer des anfangs freilich in grober Natürlichkeit fortdauernden Luſtſpiels betrachtet werden, während das Trauerſpiel dem Arzte Sam. Coſter ſeinen Urſprung verdankt. Coſter's Trauerſpiele waren wenigſtens ſchon mittelmäßig zu nennen. Meiſterhaft behandelten in verhältnißmäßig ſehr kurzer Zeit nachher das Drama van der Hooft (ſ. d.), der claſſiſche Stücke nachbildete, und van der Vondel (ſ. d.), der ſeine Stoffe mehr aus der Bibel und der vaterländiſchen Geſchichte entlehnte. Die von van der Vondel eingeſchlagene Bahn verfolgten Oudaan und Antonides van der Goes, während Jan Vos, geſt. 1662, in ſeinen Trauerſpielen durch das Romantiſch-Schauerliche die große Menge anzuziehen ſuchte. Nach ihnen gewann die franzöſiſche Schule einen für die Selbſtſtändigkeit der niederl. Dichter ſehr verderblichen Einfluß. Zu den Anhängern derſelben gehörten namentlich Adr. Pels, Luk. Rothgans, geſt. 1710, Katharine Lescaille, geb. 1649, geſt. 1711, S. Feitama und Thierry Buiſero, geſt. 1721, der indeß die Vorbilder ſeiner Tragödien, Komödien und Singſpiele auch dem claſſiſchen Alterthum entnahm. Als Komiker, deſſen Bühnenſtücke

Digitized by Google

ſich lange auf dem Repertoire hielten, iſt Piet. Langendijk (ſ. d.) hervorzuheben. Außerdem ſind als Tragiker dieſer Zeitepoche anzuführen Phil. Zweerts, van Steenwijk und Jan de Marre, der Verfaſſer des ſehr beliebten Trauerſpiels „Jakoba van Beyeren.“ Dem auch als Grammatiker bekannten Huijdecoper (ſ. d.) verdankt die Bühne die phantaſiereichen Trauerſpiele „Achilles“ und „Arsaces.“ Auf einen geläuterten Geſchmack im Drama wirkten, außer der erwähnten Lucretia Wilhelmine van Merken in den Dramen „Maria van Burgondien,“ „Het beleg van Leyden“ u. ſ. w., beſonders deren Gatte N. S. van Winter, z. B. in dem Drama „Monzongo.“ Außerdem ſind aus dem 18. Jahrh. noch W. H. Jels und J. Nomsz, geſt. 1803, anzuführen, denen Willem Haverkron, P. Y. Uylenbroek, J. G. Doornik und die Baroneſſe de Lannoy (ſ. d.) folgten. In neuerer Zeit machten ſich Bilderdijk, mit Vorliebe für die franzöſiſchen Claſſiker, Feith, Tollens, Loosjes und S. Ip. Wieſelius, der die Chöre wieder einzuführen verſuchte, als Tragiker bemerkbar.

Die Proſa wurde im 16. und 17. Jahrhundert namentlich durch Marnix, Hooft und Brandt ausgebildet und veredelt, machte aber ſpäter wieder bedeutende Rückſchritte. Erſt Juſtus van Effen, geſt. 1735, befleißigte ſich in den zur geſellſchaftlichen Belehrung von ihm zu Utrecht herausgegebenen Wochenſchriften „De Misanthrope“ und „De Spectator“ einer cultivirenden proſaiſchen Schreibart, wie dies auch von van Haren und Wagenaar gerühmt werden kann. Ein allgemeines Streben nach Veredelung und Vervollkommnung des Stils ward um das Ende des 18. Jahrh. bemerkbar, von welcher Zeit an Stijl, Kluit, van Hamelsveld, Muntinghe, Meerman, Stuart, Scheltema u. A. einer ſorgfältigen, oft vollendeten Schreibart ſich befleißigten. Kantelaar verfaßte gute Lobreden und auch van der Palm's Reden waren in ſtiliſtiſcher Form ausgezeichnet. Im Lehrſtil thaten ſich hervor Hulshoff, geſt. 1795, Hennert, van der Boſch, Paulus, der humoriſtiſche Satiriker Arend Fokke, geſt. 1812, und vor allen der Sprachforſcher Matth. Siegenbeek (ſ. d.). Als glückliche Bearbeiter des Romans ſind nächſt der Elizab. Bekker und Agathe Deken, El. Maria Poſt und A. Loosjes zu nennen. Als ein Muſter in allen Gattungen des Stils, vorzüglich aber im Dialoge, iſt Bilderdijk zu bezeichnen.

Niederrhein, ein franz. Departement, umfaßt zuſammen mit dem Departement Oberrhein die ehemalige Provinz Elſaß (ſ. d.) und zählt auf ungefähr 80 □M. gegen 560,000 Einw. Die Hauptſtadt iſt Strasburg (ſ. d.). — Das Großherzogthum Niederrhein beſtand aus Theilen der Erzbisthümer Köln und Trier, des Herzogthums Jülich, der Pfalz, der Grafſchaft Saarbrücken und mehreren ehemaligen Reichsſtädten und bildete früher eine eigene Provinz des preußiſchen Staats, jetzt aber einen Theil der Rheinprovinz (ſ. d.).

Niederrheiniſcher Kreis oder Kurrheiniſcher Kreis, wurde einer der zehn Kreiſe des deutſchen Reichs genannt. Er lag zu beiden Seiten des Rhein, durchſchnitt den Oberrheiniſchen Kreis und beſtand aus folgenden Territorien: 1) die kurmainziſchen Länder und zwar das Erzſtift Mainz, die Stadt Erfurt nebſt Gebiet und das Eichsfeld; 2) das Erzſtift Trier; 3) das Erzſtift Köln; 4) die Pfalz am Rhein; 5) das Fürſtenthum Aremberg; 6) des deutſchen Ordens Ballei Koblenz; 7) die Herrſchaft Beilſtein, die dem Fürſten von Naſſau-Dietz gehörte; 8) die Grafſchaft Nieder-Iſenburg und 9) das Burggrafenthum Reineck, im Beſitz der Grafen von Sinzendorf. Außer den Beſitzern der genannten Territorien hatte auch der Fürſt zu Thurn und Taxis Sitz und Stimme unter den Kreisſtänden. Das Direktorium führte Kurmainz. Die Kreistage wurden ſeit der Mitte des 17. Jahrh. in Frankfurt am Main abgehalten. Der beiweitem größte Theil dieſes Kreiſes mußte im Frieden zu Campo-Formio im J. 1795 und in dem zu Luneville von 1801 an Frankreich abgetreten werden, das ihn erſt im Pariſer Frieden von 1814 wieder an Deutſchland zurückgab.

Niederſachſen, 1) bildete ſonſt wie Oberſachſen (ſ. d.) einen Kreis des deutſchen Reichs, lag zwiſchen dem däniſchen Herzogthum Schleswig, den Kreiſen Oberrhein, Oberſachſen, Weſtfalen und der Nordſee, hatte einen Flächeninhalt von 1400 □M.

Digitized by Google

mit 2,200,000 Bewohnern, und begriff in ſich das Herzogthum Magdeburg, die Fürſtenthümer Halberſtadt, Wolfenbüttel, Blankenburg, Hildesheim, ferner die kurbraunſchweigiſchen Länder: Grubenhagen, Kalenberg, Lüneburg, Bremen, Lauenburg, Hadeln, das Herzogthum Holſtein, das Fürſtenthum Lübeck, die Herzogthümer Mecklenburg, Schwerin und Ratzeburg, und endlich die Reichsſtädte Lübeck, Bremen und Hamburg. — 2) Gewöhnlich auch Name des tiefer nach der Nordſee zu liegenden Theiles vom alten Sachſen. — Der letzte niederſächſiſche Kreistag, auf welchem jedesmal abwechſelnd Magdeburg und Bremen das Directorium führten, wurde 1682 gehalten. Vergl. Kokens „Beiträge zur niederſächſiſchen Geſchichte in Verſuchen ꝛc.“ (Hildesheim, 1833 ff.).

Niederſchlag oder Präcipitat heißt jeder Körper, der ſich aus einer Auflöſung, ſei es durch Temperaturveränderung oder durch Zuſatz einer andern Flüſſigkeit, mit welcher er neue Verbindungen eingeht, in feſter Form, gewöhnlich als Pulver abſetzt. — Niederſchläge heißen auch Flüſſigkeiten, welche bei Temperaturveränderung aus Luftarten ſich bilden; insbeſondere die meteoriſchen Erſcheinungen von Waſſer (Regen, Thau) aus der Luft, auch dann, wenn ſie feſte Form (Schnee, Hagel, Reif) angenommen. Vergl. Regen. — Niederſchlag iſt in der Muſik und Rythmik mit Theſis gleichbedeutend, entgegengeſetzt dem Aufſchlag oder der Arſis. (Vergl. Rhythmus).

Niederſchlagende oder temperirende Mittel heißen ſolche Mittel, welche die erhöhten Thätigkeitsäußerungen überhaupt mindern. Sie ſtehen den direct ſchwächenden oder kühlenden Mitteln ſehr nahe, bilden aber ſchon den Uebergang zu den ſogenannten auflöſenden Mitteln. Zu ihnen gehören die mit Citronenſaft geſättigte Magneſia, der gereinigte Weinſtein, die Weinſteinſäure, der Citronenſaft, die Eſſigſäure, das eſſigſaure Kali, der eſſigſaure Salmiak, der kohlenſaure Kalk, das Kochſalz u. ſ. w. Alle dieſe Mittel paſſen bei beſchleunigter Blutbewegung, bei Wallungen, bei mancherlei fieberhaften Krankheiten mit ſtarken Congeſtionen, großer Unruhe, Aufregung der Gehirnthätigkeit, Leber- und Gallenreizungen u. ſ. w., und werden unter den angegebenen Umſtänden von reizbaren, empfindlichen und ſchwächern Perſonen gut vertragen. Sie ſtimmen die Thätigkeit des Gefäßſyſtems, welche oft in Begleitung der erhöhten Senſibilität vorkommt, herab, befördern die Darmausleerung auf eine gelinde Weiſe, beſitzen milde harntreibende Kräfte, beſchränken eine allzureichliche Gallenabſonderung, und wirken zugleich gelinde erregend und auflöſend auf die Schleimhäute und abſondernden Organe des Darmkanals.

Niedner, Chriſtian Wilh., ordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Leipzig, geb. 1797 zu Oberwinkel bei Waldenburg, erhielt ſeine erſte Bildung auf dem Gymnaſium zu Altenburg, und bezog dann die Univerſität zu Leipzig, wo er ſich 1826 durch die Diſſertation über die Parabel vom ungerechten Haushalter habilitirte. Im J. 1829 erhielt er eine außerordentliche und 1836 eine ordentliche Profeſſur der Theologie und 1837 von der theologiſchen Facultät zu Göttingen das theologiſche Doctordiplom. Berufungen nach Kiel und Zürich lehnte er ab und zog es vor, im Kreiſe ſeiner Leipziger Zuhörer, die ſeine ebenſo gründlichen als geiſtvollen Vorleſungen und Examinatorien über Kirchengeſchichte, Dogmengeſchichte, Geſchichte der alten und neuern Philoſophie zahlreich beſuchten, mit Erfolg zu wirken. Für ſeine Schüler hat er Lehrbücher über die erwähnten Disciplinen als Manuſcript drucken laſſen, welche durch Ueberſichtlichkeit der Anordnung und durch die Reſultate eines ſelbſtändigen Quellenſtudiums anziehen. Oeffentlich iſt er ſeither nur mit der aus Tzſchirner's Papieren herausgegebenen Schrift „Der Fall des Heidenthums“ (Bd. 1, Lpz. 1829) und mit der Abhandlung „Philosophiae Hermesii, novarum rerum in theologia exordii, explicatio et existimatio“ (Lpz. 1839) hervorgetreten; doch hat er ſich endlich entſchloſſen, ſein „Handbuch der chriſtlichen Kirchengeſchichte“ (Lpz. 1846) auch in weitere Kreiſe übergehen zu laſſen. Er iſt Präſes der vom verſtorbenen Profeſſor Ilgen geſtifteten hiſtoriſch-theologiſchen Geſellſchaft zu Leipzig, ſowie Secretär des Leipziger Hauptvereins der Guſtav-Adolf-Stiftung. Im J. 1847 legte er ſeine Profeſſur nieder, wie man ſagt, weil ſeine Vorträge ihrer Freimüthigkeit wegen Anſtoß erregten, und erhielt eine Anſtellung an der höhern Bürgerſchule zu Leipzig.

Digitized by Google

Niello, Nielloarbeit, nennt man das Eingraben vertiefter Figuren mittelſt des Grabſtichels auf Platten von Silber, Gold oder anderem Metall, und nachherige Ausfüllen der Vertiefung mit einer dunkeln Maſſe, wodurch die Figuren deutlicher hervortreten und als Vertiefungen verſchwinden. Das N. iſt eine ſehr alte Kunſt, wurde beſonders im 15. Jahrhundert von Goldarbeitern und Juwelieren betrieben und führte wahrſcheinlich zuerſt auf Erfindung der Kupferſtecherkunſt. In Kunſtkabinetten kann man noch dergleichen Arbeiten ſehen. Als einer der berühmteſten Meiſter in dieſer Kunſt wird der Florentiner Tomaſo Finiguerra genannt. Vergl. von Quandt's „Geſchichte der Kupferſtecherkunſt“ (Lpz. 1826), und Duchesne des Aelt. „Essai sur les nielles, gravures des orfèvres florentins du XV. siècle“ (Paris, 1826, mit Kupfern).

Niembſch von Strehlenau, Nicolaus, ein unter dem Namen Nicolaus Lenau ſehr bekannter und gefeierter deutſcher Dichter, ward am 13. Aug. 1802 zu Cſatad in Ungarn geboren, machte an der Univerſität zu Wien den Lehrcurſus der Philoſophie, ſtudirte dann drei Jahre lang Rechtsgelehrſamkeit und drei Jahre lang Medicin. Vielleicht war ſeine Hinneigung zur gegenſtändlichen Natur, deren Geheimniſſe und wunderbare Proceſſe das nächſte Motiv zu dieſer Aenderung ſeiner Studien. Im Jahre 1832 trat N. zuerſt mit einer Sammlung „Gedichte“ (10. Aufl. Stuttg. 1849) auf, die ſogleich allgemeinen Beifall fand; eine zweite Sammlung ſeiner Gedichte erſchien im Jahr 1838 unter dem Titel: „Neuere Gedichte“ (Stuttg.); einige Jahre früher hatte er das epiſch dramatiſche Gedicht „Fauſt“ anfangs als Fragment in dem von ihm herausgegebenen „Frühlingsalmanach“ (Stuttg. 1835), dann vollſtändig veröffentlicht; nächſtdem erſchien „Savonarola“ (Stuttg. 1837) und 1842 trat er von neuem mit dem Epos „Die Albigenſer“ auf. N. hat als Dichter ſich ſehr ſchnell eine bedeutende Stellung erworben. Schon ſeinem „Fauſt“ ward bald nach ſeinem Erſcheinen das Geſchick, einen Commentar zu erhalten: „Ueber Lenau's Fauſt“, von Johannes M—r (Stuttg. 1836), worin der Verfaſſer die Auffaſſung Lenau's als die allgemein wahre und richtige, nämlich chriſtliche, hervorhebt. Er findet das chriſtliche Moment des Gedichtes beſonders im Stolz des Fauſt, der ihn die Gränze und Beſchränktheit ſeines Erdendaſeins mit grauſamer Qual fühlen läßt und der ihn mit immerwährender Pein daran mahnt, daß er nicht wie Gott allwaltend iſt, worüber er dem Teufel zur Beute wird. Darin liegt aber eben ſo viel Heidniſches, denn die alten Titanen wollten ja auch Jupiter, der göttlichen Allmacht, gleich ſein und wurden in den Orkus geſchleudert. Auch Savonarola wurde vielfach beſprochen und verſchieden beurtheilt, namentlich in der Broſchüre Uffo Horn's: „Nicolaus Lenau, ſeine Anſichten und Tendenzen, mit beſonderer Hindeutung auf ſein neueſtes Werk Savonarola; offenes Sendſchreiben an Karl Gutzkow“ (Hamb. 1838), worin der Verf. den Dichter vom Vorwurf des Myſticismus zu reinigen ſuchte. An Verkleinerern des ſchnell erblühten Ruhms fehlte es ebenfalls nicht, indem man ihn als den verſificirenden Schildknappen von Wolfgang Menzel darzuſtellen ſuchte. Dieſer Vorwurf iſt völlig unbegründet, da N. alle ſeine Schriften ohne Rath, ja ohne Wiſſen Menzel's herausgegeben hat. Ebenſo ſo grundlos iſt der Vorwurf der Myſtik, den Gutzkow ſeinem Savonarola macht. Dieſer Vorwurf ſcheint vielmehr auf völligem Mißverſtehen des Charakters der N.'ſchen Muſe zu beruhen. Wohl liegt in allen Gedichten Lenau's eine grübelnde, zweifelnde, reſignirende Schwermuth zum Grunde, die bald offener, bald verhüllter hervorbricht und alle Gedanken, alle Gefühle, alle Anſchauungen des Dichters faſt unabänderlich nach Einer Richtung hintreibt. „Nicht der Zweifel und der Unglaube des Verſtandes“, ſagt ein Kritiker in der Allg. Zeitg. 1842 Nr. 325, „weht und waltet in den herrlichſten dieſer Dichtungen, wohl aber der tiefer wurzelnde, ernſte, tiefſinnige Zweifel des Gemüthes, die Verzweiflung am Glück, die Verbitterung des Herzens, das ſich doch nicht erſetzen läßt. Lenau's Skepticismus geht aus von dem tiefſchmerzlichen Gefühl einer verbitterten, vergällten, verblühten und zerſtörten Gegenwart und Wirklichkeit; unerſetzliche Verluſte haben ſein Herz verödet und zerriſſen; unausſprechlich gramvolle Erinnerungen nagen an ſeiner Seele und das beſte Glück, das er preiſt, ſind die lindernden Thränen der Sehnſucht und der Wehmuth.

Digitized by Google

So beginnt die erſte Sammlung ſeiner Gedichte mit Liedern der Sehnſucht und der Erinnerung, er feiert den Frühling und den Herbſt, die Jahreszeiten der nach dem vollen Glück ſich ſehnenden und der auf Verlornes, Unwiederbringliches zurückſchauenden, der erſterbenden Natur, in der entzückendſten Mannigfaltigkeit; das ſchwellende, in Früchten prangende, befriedigende Glück des Sommers wird nicht beſungen. In den Liedern der Erinnerung beweint er das „todte Glück;“ er ſieht „die Aſche ſeiner Hoffnungen“ verweſen, er erſcheint ſich ſelbſt als Jüngling, den er kaum mehr kennt — kurz alles iſt Verneinung des Glücks, Klage um Verluſt, Vergänglichkeit, Uebelſtand, Untreue. Selbſt wo ſein Blick, ſeine Empfindung, ſein Gedanke ſich über das eigne Ich erweitert und das Schickſal der Menſchen, Einzelner, ganzer Völker oder der Menſchheit umfaßt, wie in den „Heidebildern,“ den „Polenliedern,“ „Leben und Träume,“ bleibt dem Dichter dieſe Stimmung; der Menſchheit Jammer faßt ihn an, ſeine Schwermuth noch ſteigernd; aus der Troſtloſigkeit der Gegenwart, der Wirklichkeit ſtrebt ſein trauernder Geiſt zu fliehen — ideell, indem er in den verworrenen trüben Looſen des irdiſchen Lebens die Fügung einer höhern Weisheit und Liebe für die Leiden und Entbehrungen der Gegenwart einen Troſt in der Hoffnung eines höhern Daſeins zu entdecken ſucht, — reell aber, indem er dem Wuſt und Elend der alten Welt entflieht, um in der neuen Welt ein neues Leben des Friedens zu beginnen. Aber beide Verſuche gelingen nicht; in den Aether der Speculation, wie in den Urwald, in die Lichtungen und an die Ströme und Katarakte Amerika's nimmt er ſein ſchwermüthiges Herz mit. Die zweite Sammlung läßt dieſe Richtung des Dichters noch deutlicher und ſchärfer hervortreten, ſie zeigt ſich bei Gedichten, deren Titel dies gar nicht erwarten läßt, wie der „Steyrertanz und der Hageſtolz; die objectiven erzählenden Gedichte ſind ebenfalls zum Theil von dieſem ſchwermüthigen ſkeptiſchen Tone überhaucht, beſonders die ganz oder theilweiſe erfundenen, wie das entſetzliche Nachtſtück, die Marionetten; in andern: wie in dem ſchönen Romanenkranze Klara Hebert erſcheint der Dichter vorzugsweiſe als Künſtler, er hat darin weniger ſein eigenſtes Weſen niedergelegt. Was ſeine größeren Werke betrifft, ſo ſcheint der Dichter in ihnen die geiſtigen Kämpfe und Verirrungen ſeiner Zeit beſungen zu haben. In Fauſt wird der Skepticismus, der Unglaube, die Verneinung alles Beſtehenden, ein verzweifelnder Pantheismus viel umfaſſender und ſchärfer entwickelt als der Glaube; Verachtung alles Erſchaffenen, Verfluchung der Creaturſchaft, Selbſtvergötterung mitten im Verbrechen iſt das Reſultat, zu welchem Fauſt am Ende gelangt, obwohl die Reue, die rächende Vergeltung, die Heiligkeit und der Friede der Unſchuld, die nur eigentlich nie die Probe beſteht, vielfach kräftig und ergreifend zur Anſchauung gebracht werden und Mephiſtoles ſelbſt am Schluſſe das Syſtem Fauſt's als entſetzliche Täuſchuug, als Frucht der Verzweiflung erklärt und ihm ein ſchreckliches Erwachen aus dem Traume und Wahn verkündet, in dem er ſich gewiegt. Im Savonarola wird die gottesläugneriſche Ruchloſigkeit, die heidniſche Philoſophie, der äſthetiſche Indifferentismus bekämpft, die Kraft, der Friede, das heldenmüthige Märtyrerthum des Glaubens geprieſen; Girolamo bekämpft in ſeiner Predigt großentheils das Syſtem der modernen Philoſophie, diejenigen Sätze und Anſchauungsweiſen, von welchen heutzutage der Glaube angegriffen wird. Die Albigenſer ſtehen dem Stoffe und der Geſammttendenz nach in einer gewiſſen Verwandtſchaft zum Savonarola, wie ſehr ſie auch ſonſt verſchieden ſein mögen. Iſt dort der Skepticismus zu einer wenigſtens zeitweiligen Ruhe gekommen durch begeiſterte, andächtige Hingabe an den tief und rein gefaßten Glauben, ſo hat er jetzt, über den Glauben ſich emporſchwingend, den bleibenden Sieg zu ergreifen geglaubt und des Zwieſpalts der gährenden Elemente ſich entſchlagen, indem er in die reine Sphäre der Geiſtesfreiheit ſich erhoben hat, die allen Gegenſätzen, namentlich auch den des Herrn- und Knechtthums in jedem Sinne ein Ende machen, in ungetrübte Selbſtgewißheit und Selbſtgenügſamkeit, in der ſtets ſich verjüngenden, unüberwindlichen Kraft des unſterblichen Gedankens waltet. Aber die Skepſis fühlt ſich im Bewußtſein der errungenen innern, unbedingten Freiheit nicht glücklich; die Dichtung, welche an keine Helden, an keine Perſönlichkeiten, ſondern an eine allgemeine Idee

das Intereſſe knüpft, beſteht aus meiſt düſtern, herzzerreißenden Nachtbildern des blutigen Haſſes, Kampfes, Mordes, des Jammers, des Verrathes, der Verzweiflung, der fanatiſchen Wuth; ſchon der einleitende Nachtgeſang ſchildert das harte Ringen von Liebe und Haß; die tröſtlichere Einheit und Deutung erwartet das Ganze von dem darüber ſchwebenden Geiſte des Dichters, welcher jenſeits der unheimlichen Nacht, der Flammen und Schlachtfelder das an den Bergen anklimmende Morgenroth der Freiheit verkündet. Lenau's ganze Poeſie iſt bis jetzt von einem metaphyſiſchen Streben und Ringen durchzogen, und zwar nicht als einem Problem des Verſtandes, der Wiſſenſchaft, ſondern als einem Anliegen des Herzens, als ein ſein ganzes Weſen durchdringender und bedingender Lebensreiz, der, anſcheinend zur Ruhe gebracht, immer wieder ſich regt und während er an der Kraft nagen und zehren zu müſſen ſcheint, ſich doch zugleich übt, nährt und zu den gewaltigſten Leiſtungen, zu den glänzendſten Fulgurationen herausfordert. Schließlich iſt noch zu bemerken, daß ſelbſt in Großbritannien des Dichters Name geehrt und gewürdigt wird. Eine Auswahl ſeiner Gedichte erſchien von John Brydges überſetzt, unter dem Titel: „Poems of N. Lenau“ (Lond. 1838). Im J. 1845 ſteigerte ſich N.'s Melancholie bis zu einem ſolchen Grade, daß er erſt in Stuttgart, dann in Wien einer ärztlichen Behandlung unterworfen wurde, doch hat ſich ſein Zuſtand eher verſchlimmert als verbeſſert.

Niemcewicz (ſprich: Niëmzéwitſch), Julian Urſin, einer der gefeiertſten polniſchen Patrioten, berühmt durch ſeine außerordentliche und mannichfaltige Thätigkeit als Bürger, Soldat, Staatsmann, Literator, Geſchichtsſchreiber und Dichter in einem vielbewegten Leben, wurde 1757 in Litthauen geboren. Noch jung wohnte er als Landbote von Liefland dem großen Conſtitutionsreichstage von 1788—1792 bei, und half hier mit eben ſo viel Muth als Talent, die mit vieler Mühe gegen den Ehrgeiz der Großen, ihre ariſtokratiſchen Intereſſen und Vorurtheile, ſowie gegen die Unwiſſenheit des Volkes errungenen Reformen durchkämpfen. Er war hier nicht nur der erſte, der die Rechte der Bürgerſchaft gegen die Privilegien des Adels unterſtützte, ſondern er ließ auch in Gemeinſchaft mit dem Kaſtellan Moſtowski und dem liefländiſchen Landboten Joſeph Weyſſenhoff ein politiſches Journal erſcheinen, das in gleichem Sinne die Grundſätze einer vernünftigen Freiheit verbreitete, und trotz ſeiner kurzen Dauer (bis zum 1. Jan. 1799) unter dem Titel: „Ausländiſche und National-Zeitung“ doch der öffentlichen Sache ſehr wichtige Dienſte leiſtete. Zu gleicher Zeit beſang N. die Thaten der Nationalhelden, um den Patriotismus ſeiner Mitbürger zu entflammen, während von der Bühne herab die dramatiſchen Werke des jungen Dichters Bürgerſinn und Bürgertugenden lehrten. Wir nennen unter dieſen Gelegenheitsſtücken nur: „Des Landboten Heimkehr“ als eines der gelungenſten dieſes Dichters. Nach der Proclamation der Conſtitution vom 3. Mai 1791, kam zur Feier dieſes merkwürdigen Tages ein neues Drama von ihm: „Caſimir der Große“ zur Aufführung. Ein romantiſcher Umſtand hatte ihn in das innigſte Verhältniß zu Kosciuszko gebracht, und als dieſer 1793 in Krakau die Fahne der Freiheit erhob, trat N. als Adjutant an des Generaliſſimus Seite und verfaßte alle damaligen begeiſternden Proclamationen, Tagesbefehle und Schlachtberichte. Mit dem Feldherrn zugleich und an ſeiner Seite ſchwer verwundet, fiel N. in der unglücklichen Schlacht von Maciejowice am 10. Oct. 1794 in die Hände der Ruſſen, und ward mit ihm nach Petersburg abgeführt. Als Paul I. 14,000 von den nach Sibirien und in die feſten Plätze von Rußland gebrachten Gefangenen 1797 frei ließ, weigerte er ſich den Dichter loszugeben, aus Furcht, es möchten deſſen unruhiger Charakter und exaltirter Geiſt in ſeinem Reiche Unruhen erregen. Nur Kosciuszko's dringende Bitte verſchaffte ihm die Erlaubniß, denſelben nach Amerika zu begleiten, nachdem er im Gefängniß ſeine Ueberſetzung von Pope's „Lockenraub“ vollendet. Der Wunſch, ſeine Familie wieder zu ſehen, führte ihn 1802 nach Warſchau, wo er zugleich ſeine proſaiſchen und poetiſchen Werke in 2 Bänden drucken ließ. Hierauf ging er nach Paris zurück, und von da, nachdem er das Anerbieten Kaiſer Alexanders, in ruſſiſche Dienſte zu treten, zurückgewieſen, wiederum nach Amerika, wo er ſich verheirathete. Das Jahr 1806 führte ihn in ſein Vaterland zurück, und da ſein zerrüttetes Vermögen den

Digitized by Google

Cenſus der Wählbarkeit nicht abwarf, erhielt er die Stelle eines Secretärs des Senats, die er bis zum Jahre 1830 bekleidete. Den wärmſten Antheil nahm er an den Beſtrebungen und Hoffnungen der Polen im Jahre 1812, wo er beſonders durch ſeine „Litthauiſchen Briefe" den damals zaudernden Litthauern Muth zum Aufſtand zuſprach. Nach der Errichtung des Königreichs ließ man ihn bis 1821 in der vom König von Sachſen ihm anvertrauten Stellung eines Mitgliedes der öffentlichen Erziehungscommiſſion, aber mit der Ernennung des Cultusminiſters Stanislaus Grabowski, wurde auch in dieſem Verwaltungszweige das während der letzten Regierungsperiode Alexander's ſo beliebt gewordene Syſtem der Rückſchritte herrſchend, und der Dichter entfernt. Dafür übertrug ihm das Volk die Präſidentſchaft der Wohlthätigkeitsgeſellſchaft in Warſchau, und ſpäter ernannte ihn auch die Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften nach dem Tode des berühmten Staszic zum Präſidenten. — Die an Anbetung grenzende Begeiſterung, mit welcher das Volk, beſonders aber die ganze polniſche Jugend, für ihn ſchwärmte, hatte ſich N. erworben durch ſeine im Jahre 1819 in Warſchau zuerſt erſchienenen hiſtoriſchen Legenden und Lieder, welche die ganze polniſche Geſchichte von den erſten fabelhaften Piaſten bis auf Poniatowski umfaßten. Er beſingt darin jede merkwürdige That oder Begebenheit aus jener Zeit, und ſchildert den geſchichtlichen Zeitraum ſelbſt in einer dazu gehörigen hiſtoriſchen Ueberſicht. Dieſe Lieder, denen die berühmteſten Künſtler bildliche Darſtellungen hinzufügten, und die nach und nach von Muſikern und Dilettanten mit Melodien verſehen wurden, ſodaß die ſpätern Ausgaben mit dieſen Bildern und Melodien erſchienen, hatten einen ſo ungeheuern Erfolg, daß ſie bis zum Aufſtande von 1830 bereits zum 15. Male wieder aufgelegt worden waren, und es in ganz Polen kaum einen Knaben gab, der ſie nicht auswendig wußte, und kein Haus, in welchem man ſie nicht ſang. Beim Ausbruch der Revolution von 1830 wurde er ſogleich zum Mitglied des Adminiſtrationsraths ernannt und ſchrieb als Senatsſecretär das Protocoll, durch welches das Haus Romanow vom polniſchen Throne ausgeſchloſſen ward. Als die Parteien immer ſchroffer hervortraten, verkündigte er, daß auch diesmal nicht das feindliche Schwert, ſondern die innere Zwietracht Polen verderben werde. Nach dem Uebergange der Ruſſen auf das linke Weichſelufer verließ er ſein Vaterland und ging zuerſt nach England, dann nach Paris, wo er eine öffentliche polniſche Bibliothek für die Emigranten und eine Geſellſchaft für polniſche Geſchichtsforſchung gründete. Seine Anhänglichkeit an den Fürſten Czartoryſki ſetzte ihn manchen Kränkungen von Seiten der demokratiſchen Partei aus. Er ſtarb am 21. Mai 1841 und wurde zu Montmorency neben Kniaziewicz beerdigt. — Die Werke des Niemcewicz haben faſt alle den Zweck, den Patriotismus ſeiner Landsleute zu nähren. Bald ſind es Volkslieder, bald geſchichtliche Darſtellungen, bald geiſtreiche Allegorien, in welchen er am meiſten mit dem Franzoſen la Fontaine verglichen wird. Unter ſeinen eigentlichen Werken ſind die bedeutendſten: „Die Regierung Sigismund III." (Warſchau 1819, 3 Bde., neue Aufl., Ebend. 1835), und „Sammlung hiſtoriſcher Memoiren über das alte Polen" (1812, 4 Bde.). Man hat auch von ihm hiſtoriſche Romane, von denen der 1825 erſchienene „Johann von Tenczyn" ins Deutſche überſetzt worden iſt (Berlin 1828, 2. Aufl., 1834). Sein jüdiſcher Roman „Leybe und Siora" iſt wichtig für die Sittenſchilderung ſeines Landes. Auch hat man von ihm einige Operntexte, Luſtſpiele und Trauerſpiele, und mehrere Ueberſetzungen hiſtoriſcher und poetiſcher Werke aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen. Eine auserwählte Sammlung ſeiner Lieder iſt erſchienen unter dem Titel: „Hiſtoriſche Geſänge der Polen" mit Muſik und Kupfern (Warſchau 1816 und öfter, deutſch von Gaudy Lpz. 1833), und ſeine ſämmtlichen Lieder und Legenden, von franzöſiſchen Dichtern überſetzt, in einer Folio-Prachtausgabe, mit Kupfern und Muſik, in Paris bei Didot, herausgegeben von Forſter.

Niemen, einer der bedeutenderen Flüſſe des europäiſchen Rußlands, entſpringt im Gouvernement Minsk im Walde von Kopislow, geht in das angrenzende Gouvernement Grodnow, von wo an er die Grenze gegen Polen macht, und bei Kowno die Wilia, ſeinen beträchtlichſten Nebenfluß aufnimmt, und tritt bei dem preußiſchen Dorfe Schmalleningken,

Digitized by Google

im Kreiſe Ragnit, des Regierungsbezirkes Gumbinnen, auf das preußiſche Gebiet. Hier erhält er den Namen Memel, erreicht eine Breite von 1000 Fuß, durchſtrömt die Kreiſe, Ragnit, Tilſit, Niederung und Heidekrug des Regierungsbezirkes Gumbinnen, nimmt daſelbſt links die Szezuppe oder Scheſuppe und rechts die Jura auf, und ergießt ſich zuletzt, in verſchiedene Arme getheilt, von denen die beiden anſehnlichſten die Gilge und Ruß heißen, und die ſogenannte fruchtbare Tilſiter Niederung einſchließen, in das kuriſche Haff. Sein Flußgebiet iſt 2020 □M. groß, und die Länge ſeines Laufes 115 Meilen. Seine Ufer ſind im Allgemeinen ſehr flach und ſumpfig, und die ganze Tilſiter Niederung muß gegen ſeine Ueberſchwemmungen durch künſtliche Dämme geſchützt werden. Im Jahre 1829 durchbrach der Strom jene Dämme und richtete in dieſem Landſtriche fürchterliche Verwüſtungen an.

Niemeyer, Auguſt Hermann, ein um das Erziehungsweſen in Deutſchland hochverdienter Theolog, geb. den 11. Sept. 1754 zu Halle an der Saale, erhielt ſeine Bildung auf dem Pädagogium und der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, und widmete ſich dem Studium der Theologie. Er habilitirte ſich 1777 an der dortigen Univerſität und erhielt 1780 eine außerordentliche Profeſſur, und 1784 das Inſpectorat am Pädagogium. Im Jahre 1785 wurde er Mitdirector dieſer Anſtalt, die unter ihm neu erblühte, beſonders als er zwei Jahre ſpäter die Verwaltung derſelben übernahm. Im Jahre 1792 wurde er Conſiſtorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almoſencollegiums, 1804 wirklicher Oberconſiſtorialrath und Mitglied des Oberſchulcollegiums zu Berlin. Das Jahr 1806 entfernte ihn von Halle, er mußte mit mehreren als Geißel nach Frankreich wandern, und kehrte erſt 1808 in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er das Amt eines Mitgliedes der Reichsſtände im Königreich Weſtfalen erhielt, und Rector perpetuus der Univerſität wurde. Mit dem Jahre 1813, wo Napoleon die Univerſität auflöſte, weil ſie zu preußiſch geſinnt war, verlor N. ſeine Stelle, erhielt aber bei der neuen Einrichtung derſelben 1814 ſeine Würden wieder. Im Jahre 1816 ward er auswärtiges Mitglied des Conſiſtoriums zu Magdeburg, und unternahm 1819 eine Reiſe nach England, die er in ſeinen „Beobachtungen auf Reiſen“ (Halle 1820—26, 5 Bde.) im 1. u. 2. Bande beſchrieb; die übrigen Bände enthalten eine frühere Reiſe durch Holland und ſeine Deportation nach Frankreich. Am 18. April 1827 feierte er ſein 50jähriges Magiſterjubiläum, und erlebte an ihm die Freude, ſeine frühere Bitte an den König, um Unterſtützung zur Errichtung eines neuen Univerſitätsgebäudes verwirklicht zu ſehen. Der König wies dazu 40,000 Thlr. an, die Einweihung des neuen Muſenſitzes erlebte aber N. nicht, er ſtarb ſchon am 7. Juli 1828. Allgemein anerkannt ſind N.'s Verdienſte um das Erziehungsweſen. In allen ſeinen Schriften dieſer Art weht ein freier, reiner, heller Geiſt, findet man Herz und Verſtand, Glaube und Bewußtſein, Religion und Leben eng verbunden. — So zeigt er ſich auch als Kanzelredner, ſo auch als geiſtlicher Liederdichter. — Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Timotheus“ (Lpz. 1789), „Charakteriſtik der Bibel“ (1794—1795); „Philotas, oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden“ (Lpz. 1808); „Leitfaden der Pädagogik und Didaktik“ (Halle 1802); „Anſichten der deutſchen Pädagogik und ihre Geſchichte im 18. Jahrhundert“ (Halle 1801); „Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Schullehrer“ (9. Aufl., 1834); „Originalſtellen griechiſcher und römiſcher Claſſiker über die Theorie der Erziehung“ (Halle und Berlin 1813); „Lehrbuch für die obern Religionsclaſſen in Gelehrtenſchulen“ (Halle und Berlin 1814, 5. Ausg., nebſt einer Abhandlung über die Methodik des Unterrichts, zum Gebrauch für Lehrer neu herausgegeben, mit Anmerkungen, von Herm. Agath. Niemeyer, Halle 1836); „Religiöſe Gedichte“ (Ebend. 1814); „Geſangbuch für höhere Schulen“. Auch ſchrieb er mehrere religiöſe Dramen u. A. m. Vgl. Jacobi's und Gruber's: „A. H. Niemeyer; zur Erinnerung an deſſen Leben und Wirken“ (Halle 1831).

Niemeyer, Hermann Agathon, Profeſſor der Theologie zu Halle und Director der Francke'ſchen Stiftungen daſelbſt, der jüngſte Sohn des verſtorbenen Kanzlers Auguſt

Digitized by Google

Hermann N., ward am 5. Jan. 1802 zu Halle geboren, erwarb auf dem daſigen Pädagogium ſeine Schulbildung und ſtudirte zu Halle und ſpäter zu Göttingen Theologie, Philologie und Philoſophie. Durch die Vertheidigung der Monographie „De Isidoro Pelusiota" (Halle 1825) habilitirte er ſich als Licentiat und Privatdocent der Theologie zu Halle, wurde 1826 als außerordentlicher Profeſſor der Theologie nach Jena und nach dem Tode ſeines Vaters 1829 als Mitdirector der Francke'ſchen Stiftungen und außerordentlicher Profeſſor der Theologie nach Halle zurückberufen, nachdem ihm im Jahre vorher die theologiſche Facultät zu Göttingen die Doctorwürde ertheilt hatte. Nach dem Tode ſeines Schwagers, des erſten Directors Jacob's, trat er in deſſen Stelle ein. Um die Francke'ſche Stiftung hat er ſich durch Anlegung einer Realſchule und einer höhern Töchterſchule, durch Reorganiſation des königlichen Pädagogiums, durch Anſchaffung einer Stereotypie und dreier Schnellpreſſen für die Bibelanſtalt und in anderer Weiſe verdient gemacht. Mehrere Schriften ſeines Vaters hat er neu herausgegeben und revidirt und neuerdings ein ſelbſtändiges Werk „Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum" (Lpz. 1840) vollendet.

Niemojowski, Vincenz, wurde 1784 zu Slupin (Bezirk Wielun) in Großpolen geboren, ſtudirte von 1798 an im Piariſtencollegium zu Warſchau vorzugsweiſe die ſchönen Wiſſenſchaften und die Dichtkunſt, und beſuchte ſpäter die deutſchen Univerſitäten Halle und Erlangen. Großpolen ſtand damals unter preußiſcher Herrſchaft und N. übernahm 1803 ein Ehrenamt bei der preußiſchen Regierung zu Kaliſch, und leiſtete ſpäter auch im Verwaltungsbureau Dienſte bis zur völligen Organiſirung des Herzogthums Warſchau im Jahre 1808. Von da an zog er ſich auf ſeine Güter zurück, wo er ſich mit beſonderer Vorliebe den Staatswiſſenſchaften widmete. Bei Eröffnung des polniſchen Reichstages 1818 erwählten ihn ſeine Mitbürger zum Landboten. Er zeichnete ſich bald durch ſeine heftige Oppoſition gegen Rußland aus, erlangte bedeutenden Einfluß, wurde aber verhaftet und zu der zweideutigen Erklärung genöthigt, nie wieder vor dem Kaiſer zu erſcheinen. Als er 1825 zum Reichstage nach Warſchau reiſte, wurde er daher an den Thoren durch Gensdarmen verhaftet, nach ſeinem Landgute zurückgebracht und hier ſtreng bewacht. Nach dem Ausbruche der Revolution von 1830 ging er nach Warſchau, wurde Mitglied der Nationalregierung, erwarb ſich allgemeine Achtung, legte aber nach den Mordſcenen im Auguſt ſein öffentliches Amt nieder. Nach dem Falle von Warſchau ging er mit dem Heere nach Modlin, wurde von den Ruſſen gefangen und da er ſich weigerte die Unterwerfungsacte zu unterzeichnen, erſt zum Tode, dann zur Transportation nach Sibirien verurtheilt. — Er ſtarb auf dem Wege dahin gegen Ende des Jahres 1834. — Bonaventura N., Bruder des Vorigen, geb. am 4. Sept. 1787, ſtudirte auf den Univerſitäten zu Berlin und Erlangen, bereiſte dann mehrere Jahre lang Deutſchland, England und Frankreich und erhielt 1820 einen Sitz auf dem polniſchen Reichstage. Hier trat er mit ſeinem Bruder Vincent an die Spitze der Oppoſition gegen Rußland und wurde deshalb 1825 ebenfalls verhindert, an den Reichstagsſitzungen Theil zu nehmen, auch ſpäter eine Zeit lang gefangen gehalten. Er ſchloß ſich gleichfalls der Revolution von 1830 an, wurde Juſtizminiſter und nach Chlopicki's Falle Miniſter des Innern. Als er auf dem Reichstage die Aufhebung der Leibeigenſchaft in den inſurgirten altpolniſchen Provinzen nicht durchſetzen konnte, nahm er ſeine Entlaſſung, trat als Landbote in den Reichstag ein und griff Skrzynecki's Operationsweiſe heftig an. Nach der Erſtürmung Warſchaus war er für kurze Zeit das Haupt der damaligen polniſchen Regierung in Zakrozyn, trat dann mit Rybinſki nach Preußen über, ging nach Paris und ſtarb daſelbſt am 15. Juni 1835. In polniſcher Sprache ſchrieb er „Ueber die letzten Ereigniſſe der poln. Revolution" (Par. 1833).

Nieren ſind zwei rothbraune Abſonderungsorgane, welche in der Lendengegend liegen und zwar nach hinten in der mittleren Gegend (der Unterleibshöhle), zwiſchen dem Darmbeine und den unterſten Rippen, vom Bauchfell bedeckt und von einem reichlich mit Fett angefülltem Zellgewebe umgeben. Die linke Niere liegt gewöhnlich etwas höher als

Digitized by Google

die rechte; übrigens iſt die Lage dieſer Organe einigen Verſchiedenheiten unterworfen; bisweilen, jedoch ſelten ſind ſie hufeiſenförmig mit ihren unteren Enden verwachſen, ſo daß ſie alsdann vor der Wirbelſäule zu liegen kommen. Die N. hat die Geſtalt einer Bohne, der convexe Rand iſt nach außen gekehrt, der kleine concave Rand nach der Mittellinie des Bauches. Man nennt den concaven Rand den Nierenſchnitt. Durch dieſen treten ſämmtliche Gefäße ein und aus. Die ganze Oberfläche der N. iſt von einer eigenen feſten Haut umgeben, die, ſowie ſie an den Nierenausſchnitt gelangt iſt, ſich ſogleich um die in das Organ eindringenden Gefäße ſchlingt und deren Verzweigungen ſcheidenförmig umgibt. Durchſchneidet man die N. der ganzen Länge nach, ſo findet man zweierlei Subſtanzen, eine *Rinden-* oder *Drüſenſubſtanz* und eine *Mark-* oder *Röhrenſubſtanz*. Die Rindenſubſtanz nimmt die äußere Oberfläche der N. ein, bildet etwa eine 2 bis 3 Linien dicke Schicht und ſetzt ſich ins Innere der Drüſe in Geſtalt von Scheidewänden fort, welche die Markſubſtanz rings umgeben. Sie hat eine rothbraune Farbe, beſteht aus ſehr feinen, vielfach gewundenen und häufig anaſtomoſirenden Ausführungsgängen, den Ferreinſchen Rindencanälen, die, wie es ſcheint, keine freien Enden haben, ſondern ein anaſtomoſirendes Netz bilden. Eine große Menge noch weit feinerer geſchlängelter Blutgefäße verzweigt ſich auf dieſen Harncanälchen. Außerdem bemerkt man noch in der Rindenſubſtanz eine große Menge kleiner rundlicher Körperchen oder Nierenkörnchen, welche mit den Schlagadern in enger Verbindung ſtehen, aus einem Knäuel gewundener feiner Schlagadern gebildet werden und nicht mit den Ferreinſchen Canälen zuſammenhängen. Die Markſubſtanz bildet 12 bis 18 ſtumpfe Kegel, die Malpighiſchen Pyramiden, welche gegen den Ausſchnitt der Niere gerichtet ſind, mit der Grundfläche ſich allmälig in der Rindenſubſtanz verlieren und deren ſtumpfe Spitze frei liegen. Dieſe freiſtehenden Spitzen werden *Nierenwärzchen* genannt. Jede Malbighiſche Pyramide beſteht aus mehr als 700 noch mit bloßem Auge ſichtbaren kegelförmigen Bündeln, den Ferreinſchen Pyramiden, von denen jede wieder aus einem Büſchel von mehreren 100 Harncanälchen gebildet wird, die nur noch durch das Mikroſkop unterſcheidbar ſind. Dieſe äußerſt feinen Röhren, die Belliniſchen oder *Nierengänge* haben eine ganz gerade Richtung, ſind eine ununterbrochene Fortſetzung der Ferreinſchen Rindencanäle und verbinden ſich allmälig unter einander, ſo daß ſie an der Spitze der Pyramiden, auf welchen ſie ſich öffnen, in weit geringerer Anzahl vorhanden ſind, als an der Grundfläche. Dieſe Verbindung findet nicht blos unter den Nierengängen ſtatt, ſondern es ſind auch oft zwei oder drei Malpighiſche Pyramiden vorhanden, welche an ihren Enden zuſammenfließen und nur eine gemeinſchaftliche Warze beſitzen. Die Nierenwärzchen ragen in das Innere von häutigen Canälen hinein, in die *Nierenkelche* oder *Nierenbecher*, welche dieſelben an ihrer Grundfläche umfaſſen und deren man nur 6 bis 12 vorfindet, indem öfters zwei Nierenwärzchen einen gemeinſchaftlichen Kelch haben. Dieſe Kelche vereinigen ſich gewöhnlich in zwei größere Canäle, die Aeſte des Nierenbeckens, die an ihrer Verbindungsſtelle eine Erweiterung bilden, welche aus dem Nierenausſchnitt hervorragt und das *Nierenbecken* heißt. Aus dem Nierenbecken entſteht der *Harnleiter*, ein häutiger Canal, welcher die Dicke einer Schreibfeder hat und ſchief nach innen in die Beckenhöhle herab ſteigt, um ſich in den Blaſengrund einzuſenken. Der Harnleiter liegt hinter dem Bauchfelle, geht vor den runden Lendenmuskeln vorbei und öffnet ſich in die Harnblaſe, nachdem er faſt deren Wandungen zwiſchen der Muskel- und Schleimhaut in ſchiefer Richtung durchlaufen hat. Die Nierenkelche, das Nierenbecken und der Harnleiter beſtehen aus zwei Häuten, von denen die äußere feſt und faſerig, die innere oder Schleimhaut aber glatt und dünn iſt, unten in die Schleimhaut der Blaſe übergeht, oben über die Nierenwarzen ſich wegſchlägt und wahrſcheinlich in jede der Oeffnungen der Belliniſchen Röhrchen, die ſich auf den Wärzchen befinden, äußerſt dünne Fortſetzungen abſchickt. — Die *Schlagadern* der Nieren gehen unter einem rechten Winkel von der Aorte ab. Oefters findet man auf jeder Seite deren zwei, in ſeltenen Fällen ſogar vier. Die Blutadern münden in die untere Hohlblutader. Auch hier findet öfters eine Vervielfältigung ſtatt. Die Saugadern bilden eine aus ſehr

Digitized by Google

wenig Gefäßen beſtehende oberflächliche und eine beträchtlichere tiefe Schicht, und verbinden ſich mit den Saugadern des Lendengeflechtes. Die Nerven kommen vom kleinen Eingeweidenerven und vom Sennengeflechte. Erwähnt müſſen noch werden zwei unregelmäßig dreieckige Organe, die man Nebennieren nennt. Eine jede liegt nach oben und innen von einer Niere, beſteht aus zweierlei Subſtanzen, einer inneren und einer äußeren, und enthält eine unregelmäßige Höhlung. Dieſes Organ wächſt im gebornen Menſchen nicht weiter und hat überhaupt das Anſehen eines abgeſtorbenen Theils. Man kennt von ihm keine Verrichtung und da es in früheren Perioden des Fötuslebens im Verhältniß zu der Niere ſehr groß iſt, ſo hat man vielen Grund zu glauben, daß es nur für den Fötus einen Nutzen hat, im gebornen Menſchen aber überflüſſig iſt. Die N. ſind die Abſonderungsorgane des Harn. Dieſe Abſonderung ſcheint in den Ferreinſchen Canälen der Rindenſubſtanz vor ſich zu gehen. Von hier aus geht der Harn durch die Belliniſchen Gänge und gelangt in die Kelche, wovon man ſich durch Zuſammendrücken der Nierenwärzchen überzeugen kann, indem dann ein Tröpfchen Harn aus deren Oeffnung hervortritt. Aus den Kelchen gelangt der Harn in das Nierenbecken und durch den Harnleiter in die Harnblaſe. Der Nutzen der Nierenkörnchen iſt unbekannt, doch glaubt man, daß das Blut darin eine Veränderung erleidet, wodurch daſſelbe zur Abſonderung des Harnes geſchickter gemacht wird. In ihnen ſelbſt aber ſcheint der Harn nicht ausgeſchieden zu werden, indem keine Verbindung zwiſchen ihnen und den Ferreinſchen Canälen ſtattfindet. — Die N. ſind vielen Krankheitsverhältniſſen unterworfen, deren Erkenntniß oft mit ſehr großer Schwierigkeit verbunden iſt. Entzündliche Nierenaffectionen kommen ſelten vor. Sie neigen ſich im Allgemeinen mehr zum langſamen als zum raſchen Verlaufe hin, oder werden doch häufig ſecundär, in Folge anderer Krankheitszuſtände dieſer Organe hervorgerufen. Die wichtigſten Erſcheinungen der Nierenentzündung ſind: brennende, ſtechende und drückende Schmerzen in der Nierengegend, welche nach dem Laufe des Harnleiters bis zur Blaſe ſchießen; ſehr erſchwerter Abgang eines hochrothen, heißen Urins in äußerſt geringer Menge; bedeutendes Mitleiden der Harnblaſe; der Hoden an der leidenden Seite iſt an den Leib gezogen, ſchmerzhaft geſchwollen; oft iſt der ganze Fuß taub, krampfhaft afficirt; Theilnahme des Darmkanals, durch Kolikſchmerzen, Neigung zum Erbrechen und durch wirkliches Erbrechen ſich verrathend; die Lage auf der leidenden Seite und dem Rücken vermehrt die Schmerzen, ſowie das Stehen und Gehen. Selten werden beide Nieren auf einmal entzündet. Der Ausgang der Nierenentzündung iſt Zertheilung oder Vereiterung, wobei entweder Ausleerung durch den Urin und dadurch auch völlige Heilung erfolgen kann, oder der Eiter bahnt ſich einen Weg nach außen oder nach innen und ergießt ſich in den Darmkanal. Fällt die Vereiterung mit einem eigenthümlichen Erweichungsproceſſe zuſammen, ſo geht ſie in Nierenſchwindſucht über, welche einen ſehr langwierigen Verlauf zu nehmen pflegt. Die ſogenannte Verhärtung der N., als Ausgangskrankheit der Entzündung, hängt gewöhnlich mit anderen Degenerationen der Subſtanz zuſammen. Sie wird im Allgemeinen durch ein Gefühl von Einſchlafen der unteren Körperhälfte der leidenden Seite und durch den Abgang eines wäſſerigen Urins charakteriſirt. Zu den Urſachen der Nierenentzündung gehören Nierenſteine, beſonders auf heftige Erſchütterungen des Körpers, oder Exceß im Weintrinken, anhaltendes Reiten und Fahren auf ſtoßenden Wagen, Fall und Schläge auf den Rücken u. ſ. w. Bei der Kur der Entzündung ſind ſpaniſche Fliegenpflaſter und Salpeter zu vermeiden. Einer ausführlicheren Erwähnung verdienen unter den krankhaften Affectionen der N. die Nierenſteine. Ihr Daſein wird von den anhaltenden, periodiſchen, immer wiederkehrenden Schmerzen, oder dem Gefühle von Schwere und Druck in der Nierengegend, an der von Zeit zu Zeit eintretenden Steinkolik, auf welche gewöhnlich der Abgang von Steinen oder Gries folgt, an der gewöhnlich rothen Farbe der abgehenden Steine, einem läſtigen Drucke auf den Schenkel dieſer Seite, auch wohl innerer Schwäche und Lähmung deſſelben erkannt. Häufig iſt auch Uebelkeit und Erbrechen im nüchternen Zuſtande, ſelbſt Schwindel, ein begleitendes Symptom. Die Wirkungen des Nierenſteins ſind, wenn er in den

Digitized by Google

Nieren bleibt, außer den läſtigen Empfindungen, Störungen der Harnabſonderung, Steinkoliken, Desorganiſationen, Verhärtung, Vereiterung der Nieren, und wenn er ſich in Bewegung ſetzt, beim Durchgange durch den Harnleiter, Schmerzen, Krämpfe, Entzündung, oft auch Incarceration und Feſtbleiben im Harnleiter mit darauf folgender Verwachſung. Durch Entzündung und Eiterung kann er tödtlich werden. Als Urſache des häufigen Vorkommens von Nierenſteinen beſchuldigt man Gicht, Hämorrhoiden, ungeſunde, beſonders feuchte Lage der Wohnungen, den Genuß von ſchlechtem Waſſer, jungem, ſaurem Weine, Käſe und anderen ſäuerlichen und herben Nahrungsmitteln. Ein Anlage zu dieſer Krankheit kann zuweilen angeerbt ſein. — Außerdem gibt es eine Nierenblennorrhoe, welche durch chroniſche Reizung der das Nierenbecken auskleidenden Schleimhaut bedingt wird. Sehr gewöhnlich ſind auch Nierencongeſtionen, welche immer wieder zurückkehren, und endlich, oft erſt nach Verlauf vieler Jahre zur chroniſchen Entzündung oder zur Entſtehung von Paraſitenbildungen den Grund legen.

Nierenſtein, Nierſtein, Marktflecken in der Provinz Rheinheſſen, am linken Rheinufer, zum Kreiſe Oppenheim gehörig, iſt berühmt durch den hier erbauten, unter dem Namen des Nierenſteiner bekannten, weißen Wein, der den beſten Rheingauern nichts nachgibt und in vorzüglichem Werthe ſteht. Bei N. finden ſich auch Schwefelbrunnen, die ſchon den Römern bekannt waren.

Nieſen iſt ein heftiges Ausathmen aus der Naſe, wobei die beim Ausathmen thätigen Muskeln plötzlich zuſammengezogen werden, nachdem die Luftgänge vorher vorn abgeſchloſſen waren. Es beginnt mit einem Gefühle von Prickeln oder Kitzel in der Schleimhaut der Naſe und einem tiefen und ſchnellen Einathmen, wobei zugleich der Kopf und Nacken nach hinten gebogen werden. Die Empfindung des Kitzels dauert gewöhnlich noch bis gegen Ablauf des Ausathmens fort, und kann bisweilen auch vorüber gehen, ohne daß ein Einathmen erfolgt. Für den Fall, daß dieſes eintritt, doch vorzüglich, ſobald der auf die Schleimhaut der Naſe wirkende Reiz zu ſchwach, oder jene wenig empfänglich dafür iſt, kann das Ausathmen auch ausbleiben, was man das ſtumme Nieſen genannt hat. Nach dem Einathmen wird die eingezogene Luft eine Zeitlang in den Lungen zurückgehalten, wobei die Stimmritze und der Kehlkopf zuſammengezogen ſind. Dieſer meiſt ſehr kurze, gezwungene und gewöhnlich nicht willkürlich zu beſeitigende Zuſtand löſt ſich durch ein gewaltſames krampfhaftes Ausathmen, wodurch die Luft durch die erweiterte Stimmritze unter dem bekannten, dem Nieſen eigenthümlichen Geräuſch durch die Naſenhöhle aus dem Munde ausgeſtoßen wird. Die Erſchütterung iſt dabei ſo groß, daß alle Glieder des Körpers wanken und ſelbſt die Sinne oft momentan dabei betäubt werden. Zugleich erfolgt eine vermehrte Abſonderung der Thränen, des Speichels und des Naſenſchleims, durch welche, wenn fremde Körper Urſache des Nieſens waren, dieſelben eingehüllt, losgeſpült und zum Ausſtoßen durch die Naſe geſchickt gemacht werden. Iſt die Wirkung des das Nieſen veranlaſſenden Reizes mit der einmaligen Exploſion noch nicht erloſchen, oder wirkt derſelbe, z. B. als fremder, die Schleimhaut der Naſe reizender Körper noch fort, ſo wird es dann noch ein- oder mehreremale wiederholt. Gewiſſe heftig reizende Subſtanzen, wie die Nieſwurz, wirken zuweilen ſo eingreifend, daß in einzelnen Fällen über hundertmal auf ihre Anwendung genieſt wurde. Das N. entſteht am häufigſten durch Reizung der Naſe, durch ſtark riechende Dinge, abſichtlich am gewöhnlichſten durch Schnupftabak, dann durch ſtockenden und in zu großer Menge angeſammelten und in ſeiner Miſchung veränderten Naſenſchleim und ſcharfe Thränen, wie beim Schnupfen. Oft wird auch des Morgens bei der erſten Einwirkung des Sonnenlichtes auf das Auge oder auch beim Blicken in helles Sonnenlicht N. veranlaßt. Oft entſteht es auch durch Leiden des Unterleibes, wie das N. der Kinder, die an Würmern leiden, oder bei leerem, nach Speiſen verlangenden Magen beweiſt. Die Erſchütterung das ganzen Körpers, die dieſen krampfhaften Zuſtand bedingt, läßt einen behaglichen Zuſtand zurück und wirkt nur in ſeltenen Fällen, wenn es ſich zu oft und mit zu großer Gewalt wiederholt, nachtheilig. Die Frage, warum man den Nieſenden Glück wünſche, beſchäftigte ſchon Ariſtoteles und Plinius. Vielleicht hat dieſe Sitte

Digitized by Google

ihren Urſprung, wie der eben ſo alte Glaube an die Bedeutung des Ohrenklingens, einem religiöſen Aberglauben zu danken, und mehrere Kirchenväter erklären ſich auch wirklich gegen dieſelbe, als eine abergläubiſche und heidniſche. Den Griechen und Römern galt das N. gewöhnlich für eine Vorbedeutung, wie uns noch jetzt, wenn wir ſprichwörtlich und ſcherzhaft zu Jemand ſagen, das er etwas benieſ't, zuweilen indeſſen auch für eine ungünſtige. Heilige Verſammlungen wurden mit dem Zuruf favete linguis begonnen, weil jedes Geräuſch bedeutungsvoll war, und am nächſten lag es, das unwillkürliche N. ominös zu nehmen, und es mit einem frommen Wunſche zu begleiten, daß ſo Ahnungsvolles die Götter zum Guten wenden möchten. Ariſtoteles erklärt es für ein heiliges und wahrſagendes Zeichen, und in der Verſammlung der 10,000 Griechen wurde es für ein günſtiges Vorzeichen gehalten, als während der Rede Xenophon's ein Soldat nieſ'te. In den Briefen des Ariſtänetos ſieht es die junge Parthenis für ein günſtiges Zeichen für die Erwiederung ihrer Liebe an, daß ſie an einer zärtlichen Stelle ihres Briefes nieſet. Vormittags zu nieſen wurde für ein gutes, Nachmittags für ein übles Zeichen gehalten.

Nieswurz nennt man die Wurzel der Pflanzengattung helleborus, die vorzüglich in hohen Gebirgsgegenden wächſt und als Arzneimittel gebraucht wird. Man unterſcheidet zwei Arten, die ſchwarze und weiße N. Die erſte Wurzel iſt etwa einen Finger lang, bräunlich-grau, geringelt und hier und da mit Schuppen beſetzt. Von Geſchmack iſt ſie zuſammenziehend und ſcharf und ein ſtarkes Brech- und Purgirmittel, wird jedoch in der Medicin jetzt nur noch äußerlich angewendet. Die weiße N. beſteht aus einem auswendig grauen, inwendig weißen, kegelförmigen, 1 Zoll ſtarken und 2—3 Zoll langen Wurzelſtocke, mit vielen weißen Wurzelfaſern beſetzt, hat einen ſüßlich-bitterlichen, ätzenden Geſchmack und iſt ebenfalls ein heftiges Brech- und Purgirmittel. Beide Wurzeln verurſachen, als Pulver in die Naſe gezogen, ein heftiges Nieſen (woher ſie auch den Namen haben), in zu großen Doſen innerlich genommen, beſonders die weiße, blutigen Stuhl, Blutbrechen, Magenentzündung, Krämpfe, Convulſionen, Ohnmacht, Delirien und oft den Tod, ziehen äußerlich heftig Blaſen, wurden demungeachtet ehedem gegen Melancholie und andere Krankheiten gegeben, und werden neuerdings in Salbenform gegen Krätze und ähnliche Hautkrankheiten empfohlen, auch Hunden und Schweinen als Purgirmittel gegeben, und in die Haut geſchoben zur Bildung künſtlicher Geſchwüre gebraucht. — Die alten Spanier und Portugieſen gebrauchten die N. zur Bereitung eines Pfeilgiftes; die Griechen und Römer hielten ſie für ein wirkſames Mittel gegen Wahnſinn und Jemandem N. empfehlen hieß, ihn für nicht richtig im Kopfe halten. Vorzüglich wurde ſie den bald für überſpannt, bald für einfältig gehaltenen Abderiten ſcherzweiſe angerathen. Als wirkſames Gegenmittel bei N.-Vergiftungen werden Milch und ſchleimige Getränke empfohlen.

Nießbrauch oder Nutznießung (ususfructus), das Recht ſich die Nutzungen, Früchte einer Sache anzueignen, erſcheint 1) wenn man es an ſeiner eigenen Sache ausübt, als ein Ausfluß des Eigenthumsrechts, d. h. des Rechts, über eine Sache willkürlich zu disponiren; 2) wenn es an der Sache eines Anderen ausgeübt wird, als eine perſönliche Servitut (ſ. d.). Der N. erliſcht übrigens, da er zu den perſönlichen Servituten gehört, im Zweifelsfalle durch den Tod des Nutznießers. Obwohl nun der N. ſeiner Natur nach eigentlich nur an Sachen ſtattfindet, die wirklich Früchte tragen, und durch den Gebrauch nicht in ihrer Subſtanz verletzt werden, ſo hat man doch ſpäter auch einen Quasi-ususfructus angenommen, d. h. ein Nießbrauchsrecht an Sachen, die durch den Gebrauch zu Grunde gehen. In dieſem Falle muß der Nießbrauchsberechtigte dem Eigenthümer nach abgelaufenem Nießbrauchsrechte den vollen Werth der ihm überlaſſenen Sache oder eine dieſer ganz gleiche reſtituiren. Ein geſetzliches Nutznießungsrecht ſteht dem Vater am Vermögen ſeiner Kinder und dem Ehemanne an dem Eingebrachten ſeiner Frau zu. Von dem N. unterſcheidet ſich endlich die perſönliche Servitut, welche man Usus (Gebrauch) nennt, im Weſentlichen nur dadurch, daß der Usuarius (der Gebrauchsberechtigte) eigentlich nicht

Digitized by Google

die Früchte der ihm in usum gegebenen Sache ſich aneignen, ſondern nur die letztere ſelbſt, und zwar nur zu ſeinen perſönlichen Bedürfniſſen benutzen darf.

Niethammer, Friedrich Immanuel, geb. zu Beilſtein bei Würzburg 1766, wurde 1793 außerordentlicher Profeſſor zu Jena, 1797 zum Doctor der Theologie creirt, 1804 ordentlicher Profeſſor der Theologie und bayerſcher Conſiſtorialrath zu Würzburg, 1807 Central-, Schul- und Studienrath zu München, 1829 erſter evangeliſcher Conſiſtorialrath daſelbſt, 1845 in Ruheſtand verſetzt und ſtarb am 1. April 1848. N. hat ſich als tiefer, gründlicher Forſcher, hiſtoriſcher Beobachter und parteiloſer Streiter bewährt. Die Blüthezeit ſeines Geiſtes fiel in die Zeit, wo Kant und Fichte die Welt bewegten, und er ſchloß ſich dieſer neuen Bewegung an und machte die neuen Ideen zu ſeinem Eigenthume. Vorzüglich aber kämpfte er gegen zwei Richtungen ſeiner Zeit an, gegen die ſeichte, unwiſſenſchaftliche Aufklärerei und gegen die plumpe Nützlichkeitstheorie, die alles Ideale verdrängt und einem ſtarren Realismus fröhnt. — Seine Schriften ſind redende Beweiſe davon: „De vero revelationis fundamento diss. II." (Jena 1792); „Ueber den Verſuch einer Kritik aller Offenbarung" (Jena 1792); „Verſuch einer Ableitung des moraliſchen Geſetzes aus der Form der reinen Vernunft" (Jena 1793); „Ueber Religion als Wiſſenſchaft, zur Beſtimmung des Inhalts der Religionen und der Behandlungsart ihrer Urkunden" (Neuſtrela 1795); „Verſuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens" (Lpz. u. Jena 1798); „Ueber Paſigraphik und Ideographik" (Nürnb. 1808); „Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts unſerer Zeit" (Jena 1808); „Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot" (Jena 1792—93); „Merkwürdige Rechtsfälle nach Pitaval" (Jena 1792—94). — Auch war er der Herausgeber des „Philoſophiſchen Journals" (Jena 1795—96, 4 Bde.; mit Fichte, Jena 1797—1800, Bd. 5—10) u. A. m.

Nieuhof oder Nieuwhof, Joh., bekannt durch ſeine Reiſen und die darüber von ihm herausgegebenen Berichte, wurde zu Uſen in Weſtfalen geboren, nahm ſehr jung Dienſte bei der holländiſch-weſtindiſchen Compagnie und machte im Auftrage derſelben 1640 eine Reiſe nach Braſilien. Nach dem Verluſte dieſes Landes nahm ihn die oſtindiſche Compagnie in ihre Dienſte. N. machte 1653 für dieſelbe eine Reiſe nach Batavia, von hier als Commiſſär einer Geſandtſchaft nach China, von wo er 1657 nach Batavia zurückkam. Im Jahre 1658 war er in Amſterdam, machte im folgenden Jahre eine Reiſe nach Malacca, Sumatra, an die Küſte Coromandel, wo er für die Compagnie mit mehreren malabariſchen Fürſten Allianztractate abſchloß, und nach Ceylon, zu deſſen Gouverneur er von der Compagnie in Anerkennung ſeines bewieſenen Dienſteifers und der Klugheit und Gewandtheit, mit welcher er ſich, ſtets den Vortheil der Compagnie im Auge haltend, ſeiner Aufträge entledigt hatte, ernannt wurde. Im Jahre 1670 ſchiffte er ſich nach Europa ein, von wo er 1671 ſeine dritte Reiſe nach Indien machte. Bei einer Landung auf Madagascar mit einigen ſeiner Leute, verſchwand er und wurde wahrſcheinlich von den Eingebornen getödtet. Unter ſeinen zur Kenntniß der von ihm bereisten Länder, der Bewohner derſelben, ſowie ihrer Sitten und Gebräuche wichtigen und intereſſanten Reiſeberichten erwähnen wir „Geſandtſchaft der holländ.-oſtind. Compagnie an den Großkhan der Tataren, Kaiſer von China, nebſt einer Beſchreibung des Landes ꝛc." (Holländiſch, Amſterd. 1665, Fol.; lateiniſch von G. Hornius, Ebend. 1666; franz. von J. le Carpentier, Leyden 1665; deutſch Amſterd. 1668; engliſch von Ogilvy, Lond. 1671); „Merkwürdige Reiſe nach Braſilien zu Waſſer und zu Lande" (Amſterd. 1682, Fol.); „Reiſe zu Waſſer und zu Lande nach verſchiedenen Gegenden Oſtindiens, mit einer Beſchreibung der Stadt Batavia" (Ebend. 1682 u. 1693, Fol.).

Niftel und **Niftelgerade,** ſ. Gerade.

Niger, Dſcholiba oder Kawara, der größte und wichtigſte Fluß Mittelafrikas, war vom grauen Alterthume her eines der dunkelſten geographiſchen Räthſel, welches aber in ſeinen weſentlichſten Theilen ſeit etwa 20 Jahren nach und nach gelöſt worden iſt. Man kannte weder den Anfang noch das Ende dieſes prachtvollen Stroms, der vielleicht 400 M.

Digitized by Google

in ſeiner ganzen Ausdehnung durchmißt, ſtellenweiſe 8000 F. breit iſt und in 22 Armen dem Ocean zuſtrömt. Von ſeinem Daſein hatte man nur durch Erzählungen mohammed. Handelsleute Kenntniß. Der Name N. ſtammt aus dem Alterthume und ſtimmt mit der noch jetzt bei den Arabern gebräuchlichen Benennung „Nil el Kabir“, d. i. der ſchwarze Fluß, überein. Herodot konnte zu ſeiner Zeit über die Quellen dieſes Fluſſes ebenſo wenig etwas Zuverläſſiges erfahren, wie über die des ägyptiſchen Nil; da er aber hörte, daß der Niger gleich dem Nil von Krokodilen und Flußpferden bewohnt werde und jährlich über ſeine Ufer trete, ſo vermuthete er, daß der N. nach Weſten fließe und mit dem Nil ein und derſelbe Fluß ſei. Dieſe Meinung wurde ſeitdem bis in die neueſte Zeit feſtgehalten. Erſt W. G. Browne in ſeinen „Travels in Africa“ (1799) verſuchte ſie umzuſtoßen, und als man von den Nilquellen eine deutlichere Vorſtellung erhielt und wenigſtens die des blauen Stroms kennen lernte, mußte ſie völlig aufgegeben werden. In Afrika ſelbſt blieb man bei der alten Ueberlieferung, wenigſtens nahm man an, daß es zwiſchen N. und Nil einen natürlichen Verbindungskanal gebe. Bis 1796 hatte noch kein Europäer den N. geſehen; Mungo Park (ſ. d.) war der Erſte, welcher in dem genannten Jahre die Stadt Sego erreichte und in dem Strome, an welchem dieſe Stadt liegt und den Eingebornen Dſcholiba nennen, den N. der Alten erkannte. Sego aber liegt an demjenigen Theile des Dſcholiba, wo derſelbe von ſeinem Quellgebiete aus oſtnordwärts fließ. Mungo Park verfolgte den N. ſtromabwärts bis zur Stadt Silla und dann aufwärts bis Bammaku. Für die African Association in London (ſ. Afrikaniſche Geſellſchaften) mußte die Erforſchung eines ſo mächtigen Stromes, der die fruchtbarſten, angebauteſten und bevölkertſten Striche des Sudan durchzieht, von größter Wichtigkeit ſein. Daher wurde Mungo Park nach ſeiner Rückkunft im Jahre 1805 von ihr zu dieſem Zwecke von neuem ausgeſendet. Er erreichte Bammaku zu Lande, ſchiffte ſich auf dem Dſcholiba ein und verfolgte deſſen Lauf oſtnordoſtwärts bis Timbuktu, wo der Fluß ſich nach Südoſten wendet und bei den Eingebornen Quorra oder vielmehr Kawara heißt und erreichte Buſſa, die Felatahſtadt, einen der bedeutendſten Handelsplätze dieſer Gegend, wo die Küſtenbewohner mit den Berberkarawanen zuſammentreffen und ihre Waaren austauſchen. Da aber Mungo Park bei Buſſa 1806 umkam und ſein Tagebuch verloren ging, ſo iſt die Strecke zwiſchen Timbuktu und Buſſa, die ſeitdem nicht wieder bereist worden, uns unbekannt geblieben. Ueber das Ende welches der Kawara nimmt, wußte man noch nicht das Geringſte. Einer Sage nach nahm der Strom von Buſſa aus abermals eine öſtliche oder nordöſtliche Richtung und verſchwand im Innern des Landes in einem großen Süßwaſſerſee, ohne wieder zum Vorſchein zu kommen. Rennell und Murray verſchafften dieſer Sage in Europa faſt allgemeinen Eingang. C. G. Reichardt ſuchte zwar in einer Abhandlung „Ueber den Lauf des N.“ in den „Geographiſchen Ephemeriden“ (Bd. 12, 1803) die Vermuthung zu begründen, daß der N. das mittlere Gebirgsland von Afrika durchbreche und nach Süden münde; doch fand dieſe Anſicht wenig Beifall. Noch 1817 bildete Karl Ritter die Hypotheſe, daß der mündungsloſe N. ein unentwickeltes, ſo zu ſagen unreifes Stromſyſtem darſtelle, wie man ſich alle Urſtröme vorſtellen müſſe. Noch in demſelben Jahre wurde aber in London ein Reiſebericht von James Riley, Supercargo eines an der afrik. Küſte geſtrandeten Schiffs veröffentlicht, welcher es als ausgemacht darſtellte, daß der N. das Gebirge durchbreche und ins Meer ausmünde. Man bildete ſich nun noch ein, daß er auf ganz außergewöhnliche Weiſe eine Strecke weit mit der Weſtküſte Afrikas gleichlaufend fließe und daß derjenige Fluß, welcher zwiſchen dem Ländchen Loango und Congo unter dem Namen Zaire oder Congofluß ins Meer fällt, nichts Anderes als der N. ſelbſt ſei. Aber M'Queen wies in ſeinem „View of Northern Centralafrika“ vollkommen anſchaulich nach, daß der N. in der Bai von Benin münden müſſe. Durch die Reiſe Clapperton's (ſ. d.) und Denham's (ſ. d.) im Jahre 1825 und vollends durch Clapperton's zweite Reiſe im J. 1827 wurde dieſe Meinung beſtätigt, und die brit. Regierung ſendete nun 1830 Rich. Lander (ſ. d.), den Begleiter Clapperton's, der mit deſſen Tagebuche heimgekommen war, zu näherer Erforſchung des N. ab. Lander und ſein Bruder, den er mitnahm, gingen zu Lande nach

Digitized by Google

Buſſa, ſchifften von dort den Strom hinab und erreichten nach einer Fahrt von etwa 560 engl. M. das Meer. Es ergab ſich, daß ſowohl der Nun als der Calabar Arme das Nigerdelta wären. So war denn das alte Räthſel gelöſt. Die Quellen des N. hatte ſchon 1822 Laing (ſ. d.) unweit der Quellen des Senegal und Gambia auf dem Berge Loma entdeckt. Lander führte 1832 eine neue Expedition aus, indem er von der Beninbucht mit zwei Dampfſchiffen in den N. eindrang; daſſelbe geſchah gleichzeitig durch Laird und Oldfield, von denen der Letztere 100 engl. M. weit, bis Rabba, gelangte. Das Dampfſchiff „Ethiope" unter Capitän Becroft kam 1840 noch weiter, nämlich bis Lever oder Layaba, 50 engl. M. oberhalb Rabba und nur 30 unterhalb Buſſa. Die vielbeſprochene Nigerexpedition, welche auf Betrieb der Society for the exstinction of the slave trade die brit. Regierung im Jahre 1841 ausſandte, iſt, ungeachtet der ſorgfältigen Vorkehrungen, welche getroffen waren, in Folge der verderblichen Sumpfluft, welche das Nigerdelta verpeſtet, gänzlich mißglückt; aber mehrere Handelsdampfſchiffe wiederholen noch jährlich ihre Nigerfahrten.

Nigritien oder Sudan, welches beides Schwarzes Land, d. h. Land der Schwarzen, bedeutet, wird derjenige Länderraum des innern Afrika genannt, welcher auf der Süd- und Weſtſeite vom Gebirge Hochafrikas, auf der Nordſeite von der Wüſte Sahara und auf der Oſtſeite von Kordofan begrenzt, innerhalb der Zone der tropiſchen Regen liegt und einen Flächenraum von ungefähr 40,000 QM. einnimmt. N. iſt eine Hochebene, die 1000—1200 F. über dem Meere liegt und als die erſte Terraſſe des großen Plateaus von Hochafrika angeſehen werden kann. Der Boden iſt reich mit tropiſchem Pflanzenwuchs bedeckt; das Land birgt die reiche Thierwelt des tropiſchen Afrikas in größter Fülle und wird von einer ſtarken Negerbevölkerung bewohnt, die in Dörfern und großen Städten lebt und auf ſorgſam gepflegten Aeckern Hirſe, Reis, Baumwolle u. ſ. w. erzeugt. Die Hauptländer, in welche N. zerfällt, ſind von Weſten nach Oſten Bambarra, Biru, Maſina oder Dſchenna, Timbuktu, Hauſſa, Bornu, Begharmi, Kanem, Fittre, Bahr el Gazal, Borgu oder Dar Salei, Darfur und Darkulla.

Nihilianismus wird die dem Petrus Lombardus (ſ. d.) aus Mißverſtändniß beigelegte Anſicht genannt, daß Chriſtus, inſofern er Menſch iſt, Nichts ſei. Papſt Alexander III. verdammte dieſelbe 1179 und die Pariſer Theologen mißbilligten ſie um das Jahr 1300 öffentlich. — Nihilismus bezeichnet den Grad myſtiſcher Paſſivität, bei welchem alles Denken und Wollen aufhört und nur „das göttliche, ehrwürdige Nichts" übrig bleibt. So weit hat ſich unter manchen Secten der Quietismus (ſ. d.) geſteigert, namentlich bei der der Fohianer in China, die Fohi um das J. 60 v. Chr. ſtiftete. Aehnliche Verirrungen finden ſich bei den Fakirs in Indien.

Nikander, ein griechiſcher Grammatiker, Dichter und Arzt aus Kolophon in Jonien (um 160 bis 140 v. Chr.), zu ſeiner Zeit ſehr berühmt, lebte lange Zeit zu Pergamos unter König Attalus in Aetolien, ſchrieb von letzterem Lande auch eine Geſchichte und Naturgeſchichte, und hat zwei Lehrgedichte hinterlaſſen: „Theriaca" (von giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihr Gift) und „Alexipharmaca" (von den Gegengiften). Zu den beſten Ausgaben dieſer Gedichte, die übrigens in einfach trocknem Lehrſtyl geſchrieben ſind, gehören die von Aldus (Vened. 1499, mit Scholien und dem Dioskorides), von H. Stephanus (Paris 1566, ohne Scholien und von Demſelben mit auserleſenen Scholien, Köln 1531), von Gorräus (Paris 1557, 3 Bde.), von Salvino (Flor. 1764), von J. G. Schneider, das erſte Werk, Halle 1792, das letztere Lpz. 1816 und von Lehrs (Par. 1845).

Nikobaren oder Friedrichsinſeln bilden mit den Andamanen eine lange Inſelkette im indiſchen Ocean, zwiſchen dem Kap Negrais und der Nordweſtſpitze von Sumatra, ſind dünn bevölkert, aber unabhängig. Die Andamanen, von ganz rohen Negerſtämmen bewohnt, liegen zwiſchen dem 10. und 13.° nördl. Br. und beſtehen aus einer großen und zwei kleinen Inſeln und vielen unbedeutenden Eilanden. Die im vorigen Jahrhundert hier von den Briten gegründeten Niederlaſſungen mußten des verderblichen

Digitized by Google

Klimas wegen wieder aufgegeben werden. Die N. beſtehen aus 7 größern und 12 kleinern Inſeln, zählen etwa 50,000 Einwohner malayiſchen Stammes. Die nördlichſte Inſel iſt Karnikobar. Hier und auf einigen andern Inſeln dieſer Gruppe hatten die Dänen, wie die Oeſterreicher im Jahre 1778 auf Kamorta, Niederlaſſungen gegründet; beide Völker gaben dieſelben ebenfalls wegen des ungeſunden Klimas auf. Der Boden beider Inſelgruppen, die man gewöhnlich mit dem Geſammtnamen der N. bezeichnet, haben guten Boden, ſind hoch gelegen und ſehr waldig und erzeugen vornehmlich Brodfrüchte, Cocos, Piſang, Areka, Cedern, Eiſenbäume, Südfrüchte, verſchiedene Arzneikräuter u. ſ. w. Das Thierreich enthält außer den von Europäern hierher gebrachten verwilderten Hausthieren keine großen Vierfüßler, wohl aber viel Krokodile, Eidechſen, Vampire, Schlangen aller Art, Papageien und Fiſche. Im J. 1845 machten die Dänen noch einen Verſuch zu einer Niederlaſſung. Die größte und ſüdlichſte Inſel in Groß-Nikobar mit 17 QM. Flächeninhalt.

Nikodemus, der nach der bibliſchen Erzählung für die Wahrheit empfängliche, aber ſchüchterne Freund Jeſu, war Phariſäer und Mitglied des Synedriums zu Jeruſalem. Nach der Sage ließ er ſich ſpäter taufen und wurde deshalb von den Juden verbannt, aber von ſeinem Vetter Gamaliel heimlich unterhalten. Ob er mit dem im Talmud erwähnten Nikodemus, dem Sohne Gorion's, eine und dieſelbe Perſon ſei, läßt ſich nicht entſcheiden. Das in drei verſchiedenen Recenſionen vorhandene apokryphiſche „Evangelium Nicodemi“ oder „Acta Pilati“ enthält offenbare Erdichtungen.

Nikolaiten iſt der Name einer angeblichen Ketzerſecte, die im 1. Jahrhundert nach Chr. in Syrien und Kleinaſien ſich verbreitet haben ſoll. Ihre Entſtehung und ihren Namen ſoll ſie dem Nikolaus von Antiochia, einem der ſieben Diakonen zu Jeruſalem, verdanken, deſſen Ermahnung, daß das Fleiſch abzubrauchen, d. h. daß die ſinnlichen Triebe zu unterdrücken ſeien, einige Heidenchriſten ſo auffaßten, daß ſie zu ſittlichem Indifferentismus ſich verirrten. Weil dieſer Nikolaus nach des Irenäus Angabe, ſeine frühere Frau, die er als Geiſtlicher verlaſſen hatte, ſpäter wieder zu ſich nahm, ſo wurden im Mittelalter die Prieſter, die ihre Weiber nicht von ſich thun wollten oder des Heirathens wegen ihren Stand verließen, Nikolaiten genannt.

Nikolajew, eine neue, erſt 1789 vom Fürſten Potemkin gegründete Stadt im ruſſiſchen Gouvernement Cherſon, liegt am Einfluſſe des Ingul in den Bog, der hier nahe ſeiner Mündung in das Schwarze Meer einen Liman bildet, der ſich mit dem des Dniepr vereinigt. N. hat zwei Häfen, große kaiſerliche Schiffswerfte, eine Lootſen- und Schiffsbauſchule und iſt gegenwärtig, an der Stelle Cherſons der Sitz der Admiralität des Schwarzen Meeres und Stationsort der Kriegsflotte dieſes Meeres, deren Schiffe auf der hieſigen Rhede erbaut werden. Die Stadt iſt regelmäßig und geſchmackvoll angelegt, hat ſchöne, breite, ſich in rechten Winkeln durchkreuzende Straßen und meiſt prächtige, mit Colonnen und Balconen verſehene Häuſer. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich beſonders aus das Admiralitätsgebäude, das Rathhaus, das Zollhaus, die Kathedrale im neuern Stil und die 1821 erbaute Sternwarte. Auch hat die Stadt einen ſchönen Marktplatz, einen öffentlichen Spaziergang am Kai des Ingul und an demſelben Fluſſe, eine Stunde ſtromaufwärts, ein herrliches, mit Paläſten und Parkanlagen verſehenes Landgut des Admirals Greigh Spaſſoje, welches früher dem Fürſten Potemkin gehörte. Das Klima iſt ſehr mild und geſund. Im Jahre 1839 zählte ſie über 3266 Wohnhäuſer und 29,564 Einw., die ſich meiſt vom Handel und von der Schiffahrt nähren. Zwei Meilen davon, beim Dorfe Porutino am Bog, findet man die ſehenswerthen Ruinen von der alten mileſiſchen Stadt Olbiopolis, unter denen beſonders der ſogenannte Hundert-Gräberplatz ſich auszeichnet.

Nikolaus, der Heilige, zu Patera in Lykien geboren, wird wegen ſeiner Wohlthätigkeit und Frömmigkeit ſehr gerühmt, war Biſchof von Myra, litt viel bei den Chriſtenverfolgungen unter Diocletian unter Maximian, ſchmachtete lange im Kerker, aus dem er erſt unter Konſtantin dem Großen befreit wurde, trat auf dem nicäniſchen Concil heftig gegen die Arianer auf, ſtarb im Rufe großer Heiligkeit und wurde im Orient und Occident

mehrere Jahrhunderte als Heiliger verehrt. Im 11. Jahrhundert entführten Kaufleute aus Bari in Sicilien die Gebeine des Heiligen, welche nun in der St. Stephanskirche zu Bari beigeſetzt wurden. N. iſt einer der Hauptheiligen der griechiſchen Kirche. Sein Feſt fällt auf den 6. Dec.

Nikolaus, Name mehrerer Päpſte, unter denen geſchichtlich merkwürdig geworden ſind: 1) N. I. der Große oder der Heilige, wurde zu Rom geboren, bekleidete hier unter den Päpſten Sergius, Leo IV. und Benedict III. mehrere niedere geiſtliche Würden und wurde 858 nach des letztern Tode zum Papſte erwählt. Um die Streitigkeit zwiſchen Ignatius und Photius (ſ. d.) zu ſchließen, ſchickte er 860 Geſandte an den griechiſchen Kaiſer Michael III., ſtimmte dem erſtern bei, that Photius in den Bann, der ſeinerſeits auch über N. den Bann ausſprach, wodurch die Trennung zwiſchen der römiſchen und griech. Kirche herbeigeführt wurde. Auch den König von Lothringen Lothar II. belegte er mit Interdict, weil er, ohne N.'s Einwilligung nachzuſuchen, ſeine Gemahlin Thieberga verſtoßen hatte. Die Verbreitung des Chriſtenthums ließ ſich N. beſonders angelegen ſein, und der Bulgarenkönig Bogoris ließ ſich mit einem großen Theile ſeines Volkes taufen (865); ebenſo eifrig beförderte er das Cölibat und wußte dem Supremat des römiſchen Stuhls die höchſte geiſtliche Gewalt zu ſichern. Er ſtarb am 13. Nov. 867 und wurde unter die Heiligen verſetzt. Man hat von ihm einige Schriften und 100 Briefe. — 2) N. II., geb. zu Chevron in Savoyen, hieß eigentlich Gerhard, war Biſchof zu Florenz und wurde nach Stephans IX. Tode 1058 als N. II. zum Papſte erwählt und 1059 gekrönt, welches vor ihm noch mit keinem Papſte geſchehen war. Auch er hob die päpſtliche Macht bedeutend durch Begünſtigung des Cölibats und ſtreng kirchliche Orthodoxie, trat zur Sicherung ſeiner Ländereien gegen den griechiſchen Kaiſer und die Saracenen mit den Normannen in Unteritalien in Verbindung, erhielt von ihnen dafür die früher eroberten Kirchengüter zurück, wogegen er ihren Herzog Richard im Fürſtenthum Capua beſtätigte, und Robert Guiscard im Beſitz von Apulien, Calabrien und Sicilien, und ſtarb 1061. — 3) N. III., aus dem Geſchlechte Orſini ſtammend, beſtieg nach Johann XXI. den päpſtlichen Stuhl 1277, wird als großer Freund und Förderer der Wiſſenſchaften gerühmt, dagegen aber des übertriebenen Nepotismus wegen, namentlich in Bezug auf die Orſini, mit Recht getadelt. Er wies die Anerbietungen des Kaiſers Michael Palaeologos zu einem Vergleich mit der abendländ. Kirche zurück, erhielt vom Kaiſer Rudolf von Habsburg, neben der Beſtätigung ſeiner päpſtlichen Rechte, mehrere Städte zum Geſchenk, und entſetzte den König von Sicilien Karl von Anjou der Statthalterwürde von Rom, und trug dieſe auf ſich ſelbſt über, wobei er verordnete, daß ſie nie wieder an einen ausländiſchen Fürſten fallen ſollte. Vergeblich waren ſeine Bemühungen, das Chriſtenthum in der Berberei auszubreiten. Er ſtarb zu Sutri 1280. — 4) N. IV. hieß eigentlich Hieronymus, war Biſchof zu Präneſte, folgte Honorius IV. 1288 als Papſt, begünſtigte den Minoritenorden, beſtätigte die Univerſitäten Montpellier und Liſſabon, machte verſchiedene Pläne zur Erhaltung und Vergrößerung der Eroberungen in Paläſtina, von denen er aber keinen ausführen konnte, und ſtarb 1292. Unter ſeine Regierung fällt die angebliche Verſetzung des Hauſes der Maria von Nazareth nach Loretto. — 5) N. V., eigentlich Toma di Sarzano oder Parentucelli, war im Gebiet Lucca geboren, folgte Eugenius IV. 1447 in der päpſtl. Würde, feierte 1450 ein Jubeljahr, krönte den deutſchen Kaiſer Friedrich IV., zog viele griechiſche Gelehrte in ſeine Staaten, erkaufte mit großen Summen griechiſche und lateiniſche Schriftſteller und vermehrte die vaticaniſche Bibliothek um 3000 Bände, ſandte auch 1453 dem bedrängten Conſtantinopel eine Hülfsflotte, die aber leider zu ſpät kam, und ſtarb 1455.

Nikolaus von Piſa, ſ. Piſano, Nicola.

Nikolaus I., Pawlowitſch, Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reußen, Zar von Polen, Großfürſt von Finnland u. ſ. w. ſeit 1. Dec. 1825, gekrönt zu Moskau am 3. Sept. 1826 und zu Warſchau am 24. Mai 1829, iſt der dritte Sohn des Kaiſers Pauls I. (ſ. d.) von deſſen zweiter Gemahlin, Maria Feodorowna (Sophie Dorothea),

Digitized by Google

einer Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, und am 25. Juni (alten Stils) 1796 geboren, welcher Tag im 19. Jahrh. dem 7. Juli neuen Stils entſpricht, weshalb auch dieſer als des Kaiſers Geburtstag gefeiert wird. N. wurde unter der Leitung ſeiner Mutter von dem General Lamsdorf erzogen, der berühmte Sprachforſcher Adelung und der Collegienrath Storch unterrichteten ihn in der neuern Literatur und in den Staatswiſſenſchaften, dabei ſtudirte er auch mit Vorliebe die Kriegswiſſenſchaft und beſonders die Befeſtigungskunſt. In jüngern Jahren beſchäftigte er ſich viel mit der Muſik, worin er es ſelbſt bis zur Compoſition brachte. Nach dem Abſchluß des allgemeinen Friedens beſuchte er mehrere Länder Europas, namentlich 1816 England, und dann die wichtigſten Provinzen des ruſſ. Reichs. Am 13. Juli 1817 vermählte er ſich mit der älteſten Tochter des Königs Friedrich Wilhelms III. von Preußen, Charlotte, geb. am 13. Juli 1798, die bei ihrem Uebertritt zur griech. Kirche den Namen Alexandra Feodorowna angenommen hatte. Aus dieſer Ehe entſprangen vier Söhne, die nach den vier Söhnen Kaiſer Pauls benannten Großfürſten: Alexander, Thronfolger und Ceſarewitſch, geb. am 19. April 1818, volljährig erklärt am 4. Mai 1834, vermählt 1841 mit der Ceſarewna und Großfürſtin Maria Alexandrowna, einer gebornen Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt; Konſtantin, geb. 1827; Nikolaus, geb. 1831, und Michael Nikolajewitſch, geb. 1832; und drei Töchter: Maria, geb. 1819, vermählt 1840 mit dem Herzog Maximilian von Leuchtenberg; Olga, geb. 1822, vermählt 1847 mit dem Kronprinzen Karl von Würtemberg, und Alexandra Nikolajewna, geſt. 1844, die mit dem Prinzen Friedrich von Heſſen-Kaſſel vermählt war.

Als Kaiſer Alexander I. (ſ. d.) am 1. Dec. 1825 plötzlich zu Taganrog in Südrußland geſtorben war und ſein Tod das Signal zu dem ſchnellen Ausbruch einer ſchon längſt projectirten und weitverzweigten Verſchwörung gab, deren Haupttheilnehmer ſich in der Armee befanden, unterdrückte N., ſobald er von ſeinem ältern Bruder, dem Großfürſten Konſtantin (ſ. d.), der insgeheim ſchon früher auf den Thron verzichtet hatte, auch öffentlich als der rechtmäßige Nachfolger Alexanders bezeichnet war, mit Gewandtheit und Feſtigkeit den Aufſtand, der ſich unter den Augen der kaiſerlichen Familie auf dem großen Platze vor dem Winterpalaſt entſpann. Die fünf Haupträdelsführer der Verſchwörung, darunter der Oberſt Peſtel, wurden hingerichtet, die andern Verſchworenen aber in die Bergwerke Sibiriens geſchickt. Dieſe mit Blut bezeichnete Thronbeſteigung konnte als ein Zeichen gelten, welchen Charakter er während ſeiner Regierung entwickeln würde, und wohl kann man annehmen, daß dieſe Ereigniſſe zum Theil die Rauhheit und Verſchloſſenheit ſeines Charakters und jenen düſtern und unheimlichen Trotz hervorgerufen haben, womit er allen Gefahren zu ſpotten und den Himmel gleichſam zur Rache aufzufordern ſcheint. Denn früher, als er noch Großfürſt war, ſoll ſein Gemüth zur Sanftmuth und Milde geneigt und ſein Charakter ein minder ſtarrer und unbeugſamer geweſen ſein. Gleich nach ſeinem Regierungsantritt ließ er eine Unterſuchungscommiſſion niederſetzen, die auch den Mißbräuchen nachforſchen ſollte, welche in den letzten Jahren der etwas unkräftigen und ſchwankenden Regierung ſeines Bruders vorgekommen waren, wobei er die energiſchſten Maßregeln ergriff, theils um dieſen Mißbräuchen fürs Künftige zu ſteuern, theils auch, um auf exemplariſche Weiſe die frühern Uebertreter des Geſetzes zu züchtigen. Auch führte er ſogleich eine neue Controle der Ausgaben und Einnahmen des Staats ein und entwickelte eine ungemeine Thätigkeit in der Aenderung und Durchführung ſeiner Verwaltungsplane. Zu ſeiner Freude ſah er ſich ſehr bald durch den kriegsluſtigen Abbas Mirza (ſ. d.), den Thronerben von Perſien, der mit einem Heere über die ruſſ. Grenze gegangen war, in einen Krieg mit dieſem Nachbarſtaat im Süden verwickelt, auf deſſen Vernichtung es ſchon Kaiſer Alexander abgeſehen hatte. Ueber zwei Jahre währte dieſer Krieg, der die Macht des perſ. Reichs vollkommen brach und durch die Siege des Feldmarſchalls Grafen Paskiewitſch (ſ. d.) am 28. Febr. 1828 den für Rußland höchſt vortheilhaften Frieden zu Turkmantſchai herbeiführte, wonach Perſien 18 Mill. Rubel zahlen und die fruchtbaren Provinzen Eriwan und Nachitſchewan an Rußland abtreten mußte, aus denen Anfangs die Provinz

Digitized by Google

Armenien mit der Hauptſtadt Eriwan gebildet wurde, die aber jetzt zu dem ruſſ. Georgien oder dem transkaukaſ. Gouvernement gehört. Ebenſo vortheilhaft war für N. der Kampf, der ſich unmittelbar darauf zwiſchen der Türkei und Rußland entſpann und der 1828 die Erſtürmung der Feſtungen Braila nnd Varna, ſowie 1829 den Sieg bei Schumla, die Eroberung Siliſtrias, die Ueberſteigung des Balkan und die Einnahme von Adrianopel durch den General Diebitſch-Sabalkanski (ſ. d.) zur Folge hatte, während gleichzeitig Paskiewitſch Siege in Kleinaſien erfocht und unter andern die wichtige türk. Feſtung Erzerum ſtürmte. N. errang durch dieſen Krieg, der mit dem Frieden von Adrianopel (ſ. d.) endete, für ſeine Unterthanen die Handelsfreiheit im ganzen türk. Reiche und die freie Schifffahrt für alle Nationen im ſchwarzen Meere und vergrößerte ſein Reich durch ein türk. Paſchalik am Kaukaſus; auch mußte die Türkei eine Entſchädigung von 10 Mill. Ducaten für Kriegsausgaben zahlen. An dieſe beiden Kämpfe, welche N. ſo ſiegreich zu Ende führte und denen er zum Theil perſönlich beiwohnte, reihte ſich dann der Kampf gegen das für ſeine Freiheit aufgeſtandene Polen, das in den Gräueln der damals Europa durchwandernden Cholera einen Verbündeten gegen Rußland zu gewinnen ſchien. Doch auch dieſer Krieg fiel zu Gunſten Rußlands aus, beſonders weil die Polen unter ſich uneins waren und Verrath der oberſten Heerführer und Lenker der Revolution den ruſſiſchen Generalen trefflich in die Hände arbeiteten. Nach neunmonatlichem blutigen Kampfe zogen die Ruſſen am 7. Sept. 1831 in die Hauptſtadt Polens ein. Ein kaiſerlicher Ukas vom 17. März 1832 hob das Königreich Polen auf, machte es zu einer Provinz des ruſſ. Reichs, vereinte die poln. Armee mit der ruſſiſchen, hob die Reichstagsverfaſſung wie die Univerſität zu Warſchau auf und führte jenes unheilvolle Spionirſyſtem in ganz Polen und den weſtlichen Provinzen Rußlands ein, wodurch jeder Funke geiſtigen Lebens und jeder Hauch von Freiheit und Fröhlichkeit erlöſchen und untergehen mußte. Der Kaiſer war ergrimmt auf die Polen, die er ſämmtlich als Aufwiegler betrachtete; er gedachte nicht, daß dieſelben Mächte, die den Willen der Fürſten leiten, auch den der Völker beſtimmen, und er rief im dämoniſchen Stolze den Abgeordneten von Warſchau, als er ſich im J. 1835 zum erſten Male nach dem Aufſtande in dieſer Hauptſtadt befand, zu: „Wenn Ihr hartnäckig auf Euren Träumen von beſonderer Nationalität, von Unabhängigkeit Polens und dergleichen Chimären beharrt, ſo könnt Ihr Euch Euer Unheil bereiten. Ich habe hier die Citadelle bauen laſſen und erkläre Euch, daß ich die Stadt bei der geringſten Unruhe dem Boden gleichmachen werde." Und doch hatte Rußland durch ſeine Gewaltherrſchaft jene Kämpfe ſelber hervorgerufen und die 1846 ausgebrochene Inſurrection ſpricht genugſam dafür, daß jene Schreckenszeit für die Polen noch durch keine Milde erſetzt worden ſei. Der Kaiſer achtet nicht auf die Lehren der Geſchichte; deshalb ſcheint uns manche Gefahr, die ſich drohend über ſeinem Haupte zuſammenzog und die die Völker ſeines Reichs heraufbeſchworen, in der Natur der Sache begründet, und es ließe ſich dem ſelbſtherriſchen Streben des Kaiſers wohl der Ausruf Friedrichs des Großen gegenüberhalten; „Wie? ſollten die Menſchen nur geſchaffen ſein, um die Eitelkeit eines Einzigen unter ihnen zu befriedigen?"

Mit gleicher unerbittlicher Conſequenz, wie der Kaiſer ſie anderwärts an den Tag gelegt hat, verfolgt er das Unterwerfungsſyſtem gegen die Bergvölker im Kaukaſus, um dadurch eine ungehinderte Verbindung mit den transkaukaſ. Provinzen und die Unterjochung oder Ausrottung der ihm verhaßten Tſcherkeſſen (ſ. d.) zu erzielen. Doch ſcheint es, als ſollte hier ſein eherner Wille an der Rieſenſtärke und der ſtarren Unbeugſamkeit dieſer unciviliſirten Völkerſchaften ſcheitern, denen die Natur in ihren unüberwindlichen Bergſchluchten mehr Schutz und Schirm bietet, als ſelbſt die Mitwirkung der Engländer durch geheime Zufuhren und Waffenunterſtützung, ehe noch jener Feſtungsgürtel längs dem Meere hin um ihre Berge ſich ſchlang, ihnen bieten konnte. Der Kaiſer hat hier einen ungeahnten, wilden und darum ihm intereſſanten Gegner gefunden, und Rußland muß alljährlich viele Tauſende aus den Reihen ſeiner ſtehenden Heere nach dem Kaukaſus ſenden, um ſie nicht wieder zu ſehen. Dennoch erregte der Einfluß, den ſich Rußland hier und in Perſien ſicherte oder zu ſichern beabſichtigte, die Eiferſucht Englands und der ſiegreiche Zug

Digitized by Google

der Engländer nach Kabul, der den ruſſ. Intereſſen entgegen war, ſowie der gegen Ende des J. 1839 unternommene Zug der Ruſſen unter General Perowski nach Khiwa, der gegen die brit. Intereſſen gerichtet war, ſtehen hiermit in enger Verbindung. Nichtsdeſto-weniger einigten ſich im J. 1840 beide Mächte zur Erledigung der türk.-ägypt. Frage, wobei eine Quadrupelallianz zwiſchen England, Rußland, Oeſterreich und Preußen zu Stande kam, deren Beſchlüſſen ſich dann auch Frankreich, obſchon wider Willen und nach langer Zögerung, fügen mußte. Das Ende dieſes Kampfes war, daß Mehemed Ali (ſ. d.) wieder zum Gehorſam gegen ſeinen rechtmäßigen Oberherrn, den türk. Kaiſer, zurückgeführt wurde, und der Einfluß Rußlands auf die Geſchicke Europas zeigte ſich hier, wie bei allen Fragen der neuern Zeit, wieder entſchieden hervortretend. (S. Neſſelrode.) Während aller dieſer Kriege, die des Kaiſers Aufmerkſamkeit faſt ununterbrochen nach außen hin lenkten, richtete er gleichzeitig ſein Augenmerk auch auf die innere Entwickelung ſeines Reichs. Er bildete ſich vor ſeinem geiſtigen Auge einen umfaſſenden Reformplan, der ſprachliche und kirchliche Einheit in größtmöglicher Ausdehnung bezweckt und den er mit derſelben Conſequenz durchzuführen bedacht iſt, welche einen Grundzug ſeines Charakters ausmacht. So wurde die unirte Kirche mit der griech. orthodoxen trotz alles Widerſtrebens im J. 1840 vereinigt, und wo ſich Widerſpenſtigkeit zeigte, mit Strafen verfahren; daher die harten Maßregeln gegen die Juden. Erſchreckend iſt die Zahl Derer, die theils als politiſche Verbrecher, theils wegen religiöſer Unfügſamkeit, theils wegen anderer Vergehen den Weg nach Sibirien oder in die Strafcompagnien zum Kaukaſus wandern müſſen. Officiellen Berichten nach ſoll ſich dieſelbe in der letzten Zeit jährlich auf ungefähr 100,000 Individuen belaufen haben. Dennoch iſt der Kaiſer vom Volke, d. h. von dem gemeinen Manne, faſt angebetet, während der Adel, beſonders die Bojarenſchaft, die ihren Centralpunkt in Moskau hat, ihm mißtraut. Deshalb möchten die Gerüchte von Verſchwörungen, die in neueſter Zeit wiederholt aufgetaucht ſind und die meiſt alle unter den höheren Ständen ihre Glieder zählen ſollen, wohl nicht ſo ganz ungegründet ſein. Den auswärtigen Fürſten und Völkern zeigt er ſich als höchſt gefällig, liebenswürdig und duldſam, und ſeine Reiſen nach Deutſchland, England und Italien, beſonders aber ſein Beſuch beim Oberhaupte der katholiſchen Kirche, liefern einen ſprechenden Beweis von ſeiner diplomatiſchen Kunſtfertigkeit. Die jüngſte Zeit hat davon das glänzendſte Beiſpiel geſehen, indem er mit großer Bereitwilligkeit den Wünſchen des jugendlichen Kaiſers von Oeſterreich nachkam, ihm in der Unterdrückung des ungariſchen Aufſtandes behülflich zu ſein. Freilich war hierbei der Kaiſer von Rußland nicht ganz unintereſſirt, da die Magyaren faſt nur von polniſchen Generalen angeführt wurden und die Polen den Kern ihrer Heere ausmachten; auch weiß man noch nicht, welchen Preis N. für ſeine ſo erfolgreiche Hülfe fordern wird. Vielleicht war ihm dieſe Gelegenheit erwünſcht, Europa ſeine Macht zu zeigen, denn er liebte es immer, auswärtigen Fürſten in ſeinem eigenen Lande ein Schauſpiel ſeiner Macht zu geben; wir rechnen hierher die großartigen Manöver zu Kaliſch im J. 1835, zu Orel, zu Woſneſſensk im J. 1837 und zu Borodino im J. 1839. Daß dieſe großartige Machtentfaltung in Ungarn übrigens nicht allenthalben ſtarre Bewunderung hervorgebracht hat, zeigt die engl. Regierung in den jüngſten Tagen, indem ſie dem über die Zurückhaltung in der Türkei der Chefs der magyariſchen Inſurrection zürnenden Kaiſer kuhn und kampfbereit entgegentritt. Cuſtine in ſeinem Werke: „La Russie en 1839“ (deutſch von Diezmann, 3 Bde., Lpz. 1843; 2. Aufl. 1844) wagte es zuerſt, offen und ohne Rückhalt ſeine Anſichten über Rußland und über den Charakter des Kaiſers auszuſprechen, und es hat daher auch dieſes Werk eine ſo große Theilnahme und eine ſolche Aufmerkſamkeit ſelbſt in Rußland erregt wie zuvor noch kein Werk über Rußland. Unter den durch daſſelbe veranlaßten amtlichen und nicht amtlichen Widerlegungen erwähnen wir die Werke von Gretſch, Grimm, Tolſtoi, Golowin u. A. Außerdem iſt noch anzuführen das in edler Sprache geſchriebene, gehaltvolle Werk eines Deutſchen, der ſich 33 Jahre in Rußland aufhielt, unter dem Titel: „Rußlands inneres Leben“ (3 Bde., Braunſchw. 1846).

Nikomedes iſt der Name dreier bithyniſchen Könige. Nikomedes I. war der

Gründer der bithyniſchen Monarchie und beſtieg den väterlichen Thron im J. 278 vor Chr. Er baute Nikomedia und erhob ſie zur Hauptſtadt ſeines Reichs. Unter ſeiner Regierung wanderten die Gallier ein, von ihm zur Hülfe aus Thracien herbeigerufen, und das von ihnen bewohnte Nordphrygien hieß von nun an Gallia graeca oder Gallatia. — Nikomedes II., Epiphanes (148—92), erbaute Apamea, bekriegte Mithridates, König von Pontus, und erfocht mit Hülfe der Römer über ihn einen entſcheidenden Sieg. — Nikomedes III., Philopator, des Vorigen Sohn, ward vom Mithridates, gegen den er in einem Kriege mit den Römern zu Gunſten der Letztern Partei genommen hatte, des Thrones entſetzt, von den Römern aber wieder eingeſetzt, wofür er ſie kurz vor ſeinem Tode, 75 v. Chr. zu Erben ſeines Reichs einſetzte, welches von nun an römiſche Provinz wurde.

Nikomedia hieß die Hauptſtadt Bithyniens nach ihrem Erbauer Nikomedes I., der ſie nach Zerſtörung der früheren Reſidenz der bithyniſchen Könige, Aſtakos, dieſer gegenüber erbaute. Sie lag am äußerſten Ende des aſtakaniſchen Meerbuſens, an der Grenze von Europa und Aſien, blieb lange Zeit Reſidenz und Hauptſtadt, blühte beſonders unter der Herrſchaft der Römer, war ſtets Sammelplatz von Fremden, die das öſtliche Aſien bereiſen wollten, und ſowohl der ſchönen Gegend als ihrer warmen Bäder und Mineralquellen wegen geſucht. Sie war auch der Aufenthaltsort der Kaiſer, wenn Krieg oder ſonſtige Regierungsgeſchäfte ihre Gegenwart in Aſien nothwendig machten. Diocletian verwandte auf ihre Verſchönerung große Summen, dagegen zerſtörte deſſen Mitregent Galerius während der Chriſtenverfolgung (303) die herrliche Hauptkirche daſelbſt. Unter Maximian und Conſtantin dem Großen wuchs indeß die Pracht dieſer Stadt immer mehr, ſo daß ſie damals nur an Größe, aber nicht an Pracht den ſchönſten Städten der Welt, Rom, Antiochien und Alexandrien nachſtand. Sie hatte eine Menge prächtiger Paläſte und öffentlicher Gebäude, viele Bäder, Baſiliken, Tempel, einen ſchönen Hafen ꝛc., und gewährte beſonders von Nicäa her einen prächtigen und großartigen Anblick. Leider war ſie häufigen Erdbeben ausgeſetzt, und unter Theodoſius wurde ſie bereits zum fünften Male faſt gänzlich zerſtört. Merkwürdig iſt N. noch dadurch, daß ſich Hannibal hier vergiftete, und als Arrian's Geburtsort. Jetzt liegt auf der Stelle dieſer prächtigen Kaiſerſtadt ein ärmlicher, aus hölzernen Häuſern erbauter Flecken Ismid. Die daſigen Mineralquellen werden noch jetzt ſtark beſucht, doch von N.'s ehemaliger Pracht fand der Reiſende Macd. Kinneir nur noch einige Tempeltrümmer.

Nikon, Patriarch von Rußland, wurde daſelbſt 1605 zu Weljemanow bei Nowgorod geboren, ſtieg von der niedrigſten geiſtlichen Stufe bis 1652 zum Patriarchen und machte ſich um deu religiöſen Cultus in Rußland durch viele nützliche Einrichtungen verdient. Unter andern führte er den Kirchengeſang nach Art der griechiſchen Kirche ein, ſorgte für die Verbeſſerung des Bibeltextes, beſorgte auch eine Ausgabe desſelben in ſlavoniſcher Sprache, und ſtand in großer Gunſt beim Zaar Alexiewitſch. Indeß gaben die erwähnten Neuerungen unter den gern am Alten feſthängenden Ruſſen zu heftigen Beſchwerden Anlaß, und ein großer Theil derſelben trennte ſich dadurch, daß er die alten Gebräuche beibehielt, von der ruſſiſch-griechiſchen Kirche. Selbſt der verdienſtvolle Patriarch N. wurde ſeiner Würden entſetzt, mußte lange im Gefängniß ſchmachten, und ſtarb 1681. Indeß beſteht der durch ihn eingeführte Cultus in Rußland noch bis heute fort, ebenſo aber auch jene Trennung, und die Anhänger der griechiſch-ruſſiſchen Kirche heißen nach ihrem Stifter Nikonianer, während die an dem Alten noch hängenden ſich Starowjerzi (Altgläubige) nennen, von jenen aber Roskolniken (Abtrünnige) genannt werden.

Nikopoli, Stadt in der türkiſchen Provinz Bulgarien, und Hauptſtadt des gleichnamigen Bezirks (Sandſchak), liegt an der Donau, iſt gut befeſtigt, hat mehrere Moſcheen, griechiſche und katholiſche Kirchen, einen griechiſchen Erzbiſchof und katholiſchen Biſchof und etwa 10,000 Einwohner, meiſtens Griechen und Bulgaren. N. iſt hiſtoriſch denkwürdig durch die in ſeiner Nähe 1396 von Bajazet den Chriſten gelieferte Schlacht, wo 100,000 Chriſten, welche geprahlt hatten, den Himmel mit ihren Lanzen aufzuhalten, wenn

Digitized by Google

er einfiele, theils niedergehauen, theils in die Donau getrieben wurden, und König Sigismund von Ungarn nur mit größter Noth und auf weiten Umwegen in ſein Land zurückfliehen konnte. — Dieſer Stadt gegenüber, am linken Ufer der Donau, liegt die Feſtung **Kale**, eine Art Brückenkopf, welche am 15. Januar 1829 von den Ruſſen erſtürmt wurde.

Nikopolis (d. i. Siegesſtadt), war der Name mehrerer berühmten Städte im Alterthum. Die wichtigſten lagen im nordöſtl. Cilicien am Fuße des Tauros; in Bithynien am Bosporos; in Kleinarmenien am Lykos, von Pompejus dem Großen erbaut; in Macedonien am öſtlichen Ufer des Strymon (jetzt Emboli); in Thracien, von Trajan am Neſſos gegründet; eine zweite ebendaſelbſt am Fuße des Hämos (jetzt Nikub); in Untermöſien, von Trajan zum Andenken eines Sieges über die Dacier am Ausfluſſe des Jatros in die Donau gegründet (jetzt Nikopoli, ſ. d.); in der Gegend von Alexandrien in Aegypten, von Auguſtus erbaut; auch ſ. v. a. Emmaus (ſ. d.); im alten Epirus, unweit des Vorgebirges Actium (ſ. d.), wurde zum Andenken der hier gelieferten Schlacht von Auguſtus gegründet. Sie wurde davon auch Actianopolis genannt und war eine der prächtigſten Städte Griechenlands. In der Nähe von Preveſa, welche Stadt theilweiſe auf N.'s Stelle erbaut iſt, ſieht man noch anſehnliche Trümmer dieſer alten Siegesſtadt.

Nil, der größte Fluß Nordafrikas, wird von zwei Quellflüſſen gebildet, dem weißen Fluß oder Baher el Abiad, und dem blauen oder Baher el Asrek, die ſich bei Chardum oder Kartum im ſüdlichen Nubien vereinigen. Die Quellen des erſtern, des weißen Fluſſes, im Innern Afrikas, ſind noch unbekannt; erſt von 10—11° nördl. Br. an kennen wir ihn, von welchem Punkte an er bis zu ſeiner Vereinigung mit dem blauen Fluß zwiſchen Kordofan und Sennaar von Süden nach Norden ſtrömt. Seine Waſſermaſſe übertrifft hier die des blauen Fluſſes faſt um das Sechsfache. In der trockenen Jahreszeit gleicht der Nil in der Ebene zwiſchen Sennaar und Kordofan vermöge ſeiner Breite und ſeiner ſtagnirenden Gewäſſer mehr einem großen Landſee als einem Strome, und erſt wenn die tropiſchen Regen beginnen, fängt er, wachſend, lebhafter zu fließen an und erhält ſich dann Monate lang auf einem ſehr hohen Stande. Der blaue Fluß entſpringt in den Gebirgen Abyſſiniens unter 54½° öſtl. L. und um 11° nördl. Br., durchſtrömt unter 12° nördl. Br. den Tzana oder Dembraſee, umfließt hierauf ſpiralförmig ſeine Quelle und bricht dann im nordweſtlichen Laufe mit Waſſerfällen und Stromſchnellen als ein ungemein reißender Fluß durch die letzten weſtlichen Gebirgsketten des abyſſiniſchen Hochlandes und durch das dieſem vorliegende Tiefland der Kolla in ſein mittleres Stufenland, Sennaar und Nubien, wo er ſich mit dem weißen Fluß unter 50½° öſtl. L. und 16° nördl. Br. und nordwärts fließend dann in Schendy oder Meroe um 18° nördl. Br. mit dem Atbara vereinigt. Dieſer, der Aſtaboras der Alten, in ſeinem obern Laufe Takazze genannt, entſpringt dem abyſſin. Schneegebirge Samen um 57° öſtl. L. und 12° nördl. Br., durchſtrömt als ein reißender Alpenſtrom im nordweſtlichen Lauf das abyſſin. Hochland, um dann in langſamem Lauf ſich mit dem Nil zu vereinigen. An dieſem Punkte verändert der Nil ſeine Richtung, indem er ſich nach Weſten wendet und erſt um den Meridian von 47½° öſtl. L. ſeine alte Richtung nach Norden wieder einſchlägt, die er von nun an mit geringen Schlängelungen und Abweichungen nach Oſten und Weſten im Ganzen unverrückt bis zu ſeiner Mündung ins mittelländiſche Meer auch beibehält. Das mittlere, bis zu 24° nördl. Br. reichende Stufenland des Nil iſt eine Fels- und Wüſtenplatte, mit ſchwarzen vulkaniſchen Kegelbergen dicht beſetzt und von niedrigen Felshöhen durchzogen. Der Nil, deſſen Flußbett einen mehr oder minder thalartigen Einſchnitt in dieſer Platte bildet, durchbricht die Höhenzüge in vielen Waſſerfällen und Stromſchnellen, deren man im mittlern Theil allein zehn zählt, und gewinnt, je mehr er nach Norden fließt, ein um ſo ausgebildeteres Flußthal. In dieſem tritt er in ſein unteres Stufenland, Aegypten (ſ. d.), wo das Nilthal in Ober- und Mittelägypten die einzig anbaufähige Gegend bildet, indem hier, wie im größern Theile des mittlern Stufenlandes die anliegenden Landſtriche Wüſten ſind, die dem Nil keinen einzigen Nebenfluß zuführen. Das Nilthal iſt in ſeinem ſüdlichen Theile ganz enge, erwei-

Digitized by Google

tert ſich aber nach Norden hin immer mehr und gleicht in dieſer Hinſicht einem fiordartigen Einſchnitte in die die Baſis Nordafrikas bildende Felſenplatte. Dieſe ſchmale Spalte zwiſchen dem libyſchen und dem nubiſchen Gebirgszuge iſt durch die reichlichen Schlammablagerungen des Stroms nach und nach mit fruchtbarem Boden gefüllt und die Mündungen des Nil auf dieſe Art wahrſcheinlich von den Waſſerfällen von Syene allmälig bis in das heutige Delta vorgerückt worden, wo die den Nil begleitenden Bergreihen aufhören und er aus dem Thale heraustretend in vielen Armen durch eine Niederung fließend ſich ins Mittelmeer ergießt. Alljährlich nämlich, nachdem der Schnee auf den Hochgebirgen an den Nilquellen geſchmolzen iſt und die tropiſchen Regengüſſe eingetreten ſind, ſchwillt der Nil in ſeinem untern Stufenlande auf eine merkwürdig regelmäßige und langſame Weiſe an und tritt aus ſeinen Ufern. Das Steigen des Stroms beginnt im Juli, der höchſte Waſſerſtand aber, unter deſſen Begünſtigung dann das ganze Thal ſyſtematiſch überſchwemmt iſt, findet erſt gegen Ende des Sept. ſtatt und beträgt 21—24 F. über den niedrigſten Stand. Nachdem der Strom etwa 14 Tage in dieſer Höhe geblieben, fängt er an allmälig ebenſo langſam wieder zu ſinken, bis er in den erſten Monaten des Jahres wieder ſeinen gewöhnlichen niedrigen Stand erreicht. Dieſe Ueberſchwemmungen bedingen durch den fetten, fruchtbaren Schlamm, welchen ſie abſetzen, die Fruchtbarkeit des Nilthals, über welches dieſelben durch eine Menge von Kanälen und künſtlichen Waſſerbauten verbreitet werden. Nach alten Nilmeſſern hat man berechnet, daß dieſe Ablagerungen, welche den Thalboden fortwährend erhöhen, in hundert Jahren eine Schicht von etwas mehr als $^1/_3$ F. bilden, und ſie ſind es geweſen, die an der Mündung des Stroms den ehemaligen Meerbuſen, welcher wahrſcheinlich einſt bis zu dem nördlichen Ende der libyſchen und arab. Kette und als Fiord noch weiter in das Land eingriff, nach und nach ausgefüllt und die neuen Landbildungen oder das heutige Unterägypten geſchaffen haben. Dieſe unter dem Namen des Delta (ſ. d.) bekannte Niederung iſt, von den zahlreichen Mündungsarmen des Nil durchfloſſen, noch fortwährend den Veränderungen in Folge der Ueberſchwemmungen und der Gegenwirkung des Meeres unterworfen. Die Stromſpaltung beginnt jetzt bei Kahira, aber ſie begann vor Jahrhunderten erweislich mehrere Meilen weiter aufwärts. Noch im Mittelalter lagen die beiden Orte Roſette und Damiette an der Mündung der gegenwärtigen beiden Hauptarme hart an der Meeresküſte; jetzt ſind ſie mehrere Stunden von derſelben entfernt, weil der Strom durch die Hauptarme fortwährend weiter ins Meer hineinbaut, während an den Mündungen der erloſchenen und der Nebenarme weite Strandlagunen und Sumpfſeen als unausgefüllte Deltatheile liegen bleiben und nur mittels ſchmaler, von dem Wellenſchlage des Meeres aufgeworfener Nehrungen oder Küſtenſtreifen von dieſem geſchieden werden. Der Nil, bei den alten Aegyptern Jaro, bei den Hebräern Jeor genannt, war den Alten nur ſo weit er in Aegypten fließt mit Beſtimmtheit bekannt. Erſt Ptolemäus ſetzt ſeine Quellen auf das Mondgebirge unter den Aequator und läßt ihn aus den Flüſſen Aſtapos, dem heutigen Nil, und Aſtaboras, dem heutigen Atbara, bei Meroe ſich vereinigen. Nach Herodot ergoß ſich der Nil im Delta in fünf natürlichen und zwei künſtlichen Mündungen ins Meer. Der Nil diente den alten Aegyptern vermöge ſeines regelmäßigen Austretens als Zeitmeſſer und bezeichnete in der Hieroglyphik das Jahr von 365 Tagen. Auch verehrten ſie in ihm eine der größten Gottheiten, die ſie als Erzeuger und Erhalter des Landes betrachteten und von der ſie nach dem pantheiſtiſchen Charakter der altägypt. Religion alle andern Götter ableiteten. Um die Zeit der Sommerſonnenwende, wo ſein Austreten anfängt, feierte man das Feſt der Niloa, wobei man ſchwarze Stiere opferte, Lotosblumen auf das Waſſer ſtreute u. ſ. w. In Nilopolis hatte der Nil einen Tempel. Er wurde von den Aegyptern unter dem Bilde der den Horus ſäugenden Iſis, von den Griechen aber als Flußgott mit 16 ihn umſpielenden Kindern, als Symbol der Ellenzahl, die er ſteigen muß, wenn er wohlthätig wirken ſoll, dargeſtellt, und zwar meiſt aus ſchwarzem Stein, wegen ſeines äthiop. Urſprungs. Krokodil und Nilpferd, Sphinx und Delphin waren ſeine Attribute.

Nilpferd (Hippopotamus) iſt der Name einer Gattung von Säugthieren aus der

Familie der Dickhäuter. Man kennt nur eine Art, die, jetzt allein in den Flüſſen des mittlern und ſüdlichen Afrika lebend, ehedem auch in Unterägypten vorkam, vor der Cultur aber zurückgewichen iſt. Sie hat die Geſtalt eines coloſſalen Schweines, indeſſen iſt bei ihr der Kopf verhältnißmäßig kürzer, die Schnauze breiter. In ſyſtematiſcher Hinſicht unterſcheidet ſich die Gattung von den verwandten durch vier faſt gleich lange Zehen, beſonders aber durch Zahl und Geſtalt der Backenzähne. Der plumpe, zwölf Fuß lange, am Widerriſt fünf Fuß hohe, außerordentlich dicke Körper wird von ſo kurzen Füßen getragen, daß der Bauch im Gehen beinahe den Boden berührt. Die Haut iſt ungemein dick, haarlos, ſchwärzlich, der Kopf unförmlich groß, die Augen klein und denen der Schweine ähnlich. Befähigt, geraume Zeit unter dem Waſſer zu verweilen, kommt das Nilpferd nur an das Land, um ſeine aus Pflanzen beſtehende Nahrung aufzuſuchen, und pflegt dann Gärten und Felder zu verwüſten. Es iſt nirgend häufig und wird, wo es ſich blicken läßt, ungeachtet ſeiner Wuth und Gefährlichkeit, eifrig verfolgt und zwar gemeiniglich harpunirt, weil ſelbſt Büchſenkugeln ihm wenig Schaden zufügen. Das Fleiſch junger Thiere iſt ſchmackhaft. Schon die Alten gedenken des Nilpferdes an vielen Orten. Die beſten Nachrichten gab unter den Neueren Rüppell. Cuvier hat Reſte mehrerer vorweltlicher Arten im aufgeſchwemmten Lande entdeckt. — Den von Hiob (Cap. 40, V. 15—19) erwähnten Behemoth halten Einige für das Nilpferd; Andere wollen darunter lieber eine jetzt ausgeſtorbene Büffelart verſtehen.

Nilsſon, Sven, Profeſſor der Naturgeſchichte zu Lund, der berühmteſte Zoolog Schwedens, wurde 1787 in Schonen geboren, 1811 Docent der Naturgeſchichte an der Univerſität zu Lund, beſuchte behufs ſeiner Studien die zoologiſchen Muſeen in Stockholm, Upſala und das Paykerlſche auf Wallor-Säby, jetzt im Beſitz der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, machte 1816 eine Reiſe nach Norwegen, ward 1818 Doctor der Medicin, 1819 Vorſteher des naturhiſtoriſchen Muſeums und 1821 Titularprofeſſor. Im Auftrag und auf Koſten der Regierung beſuchte er 1828 die bohusläniſchen Scheeren, um die dortigen Fiſchereien zu unterſuchen, da man ſehr gern den vormals ergiebigen Heringsfang an dieſen Küſten wieder haben wollte. Dieſer Zweck mißlang zwar, aber für ſeine Studien war die Reiſe von großer Wichtigkeit. Im J. 1828 übernahm er die Aufſicht über die zoologiſchen Sammlungen der Stockholmer Akademie der Wiſſenſchaften, die er bis 1831 behielt, ward 1832 Profeſſor der Naturgeſchichte, trat in den geiſtlichen Stand und erhielt eine Präbende. Seine vorzüglichſten Werke ſind: „Ornithologia suecica" (2 Bde., Stockh. 1817—21), „Skandinavisk fauna" (Bd. 1—4, 1820 ff., nebſt illuminirten Kupfern, Heft 1—20, 1829—39), „Historia molluscorum Sueciae" (1832), „Petrificata suecana formationis cetaceae" (1827, Fol.), mehrere Schriften über die ſchwediſchen Fiſchereien (1826, 1828 u. 1832), „Prodromus ichtyologiae scandinae" (1832) und die „Jahresberichte" über den Fortſchritt der zoologiſchen Wiſſenſchaften, verfaßt im Namen der Akademie der Wiſſenſchaften (1829—31). Sein letztes noch nicht vollendetes Werk: „Skandinaviens Ureinwohner" iſt beſonders deshalb merkwürdig, daß er nach Sjöborgs Vorgange behauptet, die oftmals ausgegrabenen Steinmeſſer und andere derartigen Inſtrumente ſeien vor-odinſchen Urſprungs, und nachzuweiſen ſucht, daß in jenen Zeiten wenigſtens das ſüdliche Skandinavien von Celten bewohnt geweſen ſei, was Andern unwahrſcheinlich dünkt.

Nimbus, in der urſprünglichen Bedeutung wohl ſ. v. a. Dunſt, Nebel, Wolke, dann auch Lichtſchimmer, wie er ſich als Wirkung der Sonnenſtrahlen in den Wolken zeigt. Im Alterthume umgab man, da man ſich den Sitz der Götter in den Wolken dachte, die Häupter der Götterbilder, in ſpäterer auch die Bilder vergötterter Menſchen (Fürſten), und ſeit dem Chriſtenthume das Haupt Chriſti und der Heiligen mit einem Lichtſchimmer oder Strahlenkranze (Heiligenſchein), wie mit einer Stirnbinde, und es iſt die Bedeutung Stirnbinde wohl erſt davon abzuleiten. Unſtreitig verdankt der Gebrauch des N. ſeine Entſtehung einer uralten orientaliſchen Symbolik. Viele leiten denſelben von den alten Aegyptern her, welche in der Cirkelform, wegen ihrer Vollkommenheit etwas Göttliches

fanden, und ihren Göttern dergleichen Kreiſe um das Haupt zu legen pflegten. Von ihnen ging er zu den Griechen und Römern, und zuletzt auch auf die Chriſten über. Gegenwärtig bezeichnet man mit dieſem Worte nur noch figürlich im Allgemeinen Pracht und ungewöhnlichen Glanz, der eine Perſon umgibt. Vgl. Nicola, „De Nimbis antiquioribus" (Jena 1699).

Nimes, ſ. Nismes.

Nimrod (aus dem Chaldäiſchen) ſ. v. a. Empörer, lebte nach der moſaiſchen Urkunde um 2000 vor Chr., wird ein Sohn des Chus (1. Moſ. 10, 8 u. 1. Chron. 1, 10), nach Andern des Belus genannt, und in der Bibel als ein Jäger und gewaltiger Rieſe (2. Sam. 23, 20), tapferer Krieger und furchtbarer Eroberer geſchildert, und ſoll die Monarchie an die Stelle des patriarchaliſchen Lebens eingeführt haben, indem er durch Liſt und Gewalt die umherſchweifenden Nomadenvölker ſich unterwarf und zu einem Volke vereinigte. Er ſtiftete nach der Sage das babyloniſche Reich, erbaute Babylon und eroberte viele Städte Meſopotamiens, unter denen Erech (ſpäter Edeſſa), Accad (ſpäter Niſibis), Chalne (ſpäter Kteſiphon) genannt werden. Nach rabbiniſchen Ueberlieferungen wurde er von Eſau, oder bei dem Einſturz des babyloniſchen Thurmes, deſſen Bau er unternommen hatte, erſchlagen.

Nimwegen (Nijmwegen, franz. Nimégue), Bezirkshauptſtadt und bedeutende Feſtung am Ufer der Waal, in der niederländiſchen Provinz Geldern, liegt reizend an und auf einer Hügelreihe erbaut, hat ſchöne Straßen, im Ganzen jedoch ein alterthümliches Anſehen, 1900 Häuſer und 24,000 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt bemerkenswerth das Rathhaus, ein altes gothiſches Gebäude von bedeutendem Umfange, in welchem 1678 der Nimweger Friede geſchloſſen wurde, und worin außer einigen ſchönen Gemälden von Rubens eine Menge römiſcher Alterthümer zu ſehen ſind, deren hier an den Ufern der Waal noch oft gefunden werden. Unter den 8 Kirchen N.'s zeichnet ſich die Stephanskirche mit ihrem hohen, zierlich gearbeiteten Thurme und Glockenſpiele aus. Ein anmuthiger öffentlicher Spaziergang auf dem Humerberge bezeichnet die Stelle, wo einſt der Falkenhof ſtand, eine alte Burg, der Sage nach von Karl dem Großen erbaut, von der nur noch wenige Trümmer übrig ſind. Für den Alterthumsforſcher hat das Gehölz auf dem Wege nach Cleve zu Intereſſe, indem dieſes der Ueberreſt des heiligen Haines iſt, wo einſt Claudius Civilis die Bataver durch Eidſchwur zum Kriege gegen die Römer verband. N. hat einen ſchönen Hafen, 1 lateiniſche Schule und andere Bildungsanſtalten, treibt anſehnlichen Speditionshandel, beſchäftigt mehrere Gerbereien, Bierbrauereien, Leimſiedereien, eine Siegellack- und Bergblaufabrik; auch fertigt man hier Blechwaaren, meſſingene Rauchtabaksdoſen, und braut ein unter dem Namen Moll bekanntes Weißbier, deſſen Abſatz früher ſehr bedeutend war. — Karl der Große hatte in N. ein Palatium, ſpäter war dieſe Stadt der Hauptort der Hanſe in Geldern, trat 1579 dem Utrechter Bündniſſe bei, wurde 1585 von den Spaniern erobert und 1590 von Moritz von Naſſau wieder genommen. 1672 ergab es ſich an die Franzoſen, wurde 1702 von dieſen vergeblich belagert, 1795 aber eingenommen. Hier war auch der Friedenscongreß von 1676—1679 zwiſchen den Niederlanden und Frankreich, Schweden, Spanien, Oeſterreich, Braunſchweig, Münſter, Brandenburg und Dänemark, mit welchen 4 letztern Staaten die Ratification des Vertrags erſt ſpäter und an anderen Orten erfolgte. Unter dem Reich von N. verſteht man den von Kleve bis in die Nähe von Thiel zwiſchen der Maas und Waal ſich hinziehenden Landſtrich. Die von N. bis zu den Dörfern Heumen und Malten ſich erſtreckende Mookerhaide iſt geſchichtlich merkwürdig durch die Niederlage, welche 1574 die Grafen Ludwig und Heinrich von Naſſau hier durch den ſpan. General Sancho d'Avila erlitten.

Ninive oder Ninus, die uralte berühmte Hauptſtadt Aſſyriens, wurde der Sage nach um 2000 v. Chr. von Ninus (ſ. d.) oder um dieſelbe Zeit von Babyloniern aus durch Nimrod (ſ. d.) am Tigris gegründet, wahrſcheinlich an der Stelle, wo der Königskanal in den Strom geleitet iſt. Die Stadt ſelbſt hatte nach der Angabe der Alten den ungeheuern Umfang von 480 Stadien oder 14 deutſchen Meilen, wobei die Länge 150,

Digitized by Google

die Breite 90 Stadien betrug; ihre Mauern ſollen 100 F. hoch, für drei Wagen breit und außerdem mit 1500 Thürmen verſehen geweſen ſein, von denen jeder eine Höhe von 200 F. erreichte. Dieſe Größe und Herrlichkeit ward in Folge der Eroberung der Stadt durch Nabopolaſſar, Statthalter von Babylonien, und Kyaxares, König von Medien, um 604 v. Chr., völlig vernichtet, ſodaß ſchon Herodot, als er 460 v. Chr. Aſien bereiste, die Stätte nicht mehr fand. Spätere Reiſende, namentlich Rennell, glaubten Spuren davon am Tigris in der Nähe des jetzigen Moſul, bei einem Dorfe, deſſen Name Nunia oder Nebi-Unus auf das alte Ninus hinzuweiſen ſcheint, entdeckt zu haben. Dort iſt nämlich weithin die Ebene mit kleinen kegelförmigen Erhöhungen bedeckt, Bruchſtücke von Ziegeln liegen in allen Richtungen umher zerſtreut und die Dörfer der Araber ſind dort von einem Material erbaut, auf dem man keilförmige Inſchriften entdeckt. Die Aufmerkſamkeit der europ. Reiſenden wurde beſonders auf zwei Hügel künſtlichen Urſprungs gelenkt, aus denen die Bewohner der Gegenden gleich fertiges Baumaterial holten; doch war der Erfolg aller Nachforſchungen nicht günſtig. Erſt in neueſter Zeit hat man beſtimmtere Reſultate gewonnen, als die Franzoſen den Conſul Botta nach Moſul ſendeten und von da an beginnt für die Kenntniß des alten N. eine neue Epoche. Bei dem jetzigen Dorfe Khorſabad, etwa vier Stunden von Moſul, in einer ziemlichen Entfernung vom linken Ufer des Tigris, ſtieß man bei den angeſtellten Unterſuchungen auf einen künſtlichen Hügel von 45—48 F. hoch und entdeckte, als man hier nachgrub, zahlreiche Trümmer mit Basreliefs, den Anfang einer Mauer, mehrere Wohnungen, namentlich einen großen Palaſt mit 15 zuſammenhängenden Sälen, außerdem viele Inſchriften, Bildſäulen, Geräthe verſchiedener Art, z. B. Tiſche, Vaſen und andere Gegenſtände. Einen ausführlichen Bericht darüber verdanken wir dem Architekten Eugen Flandin, den die franz. Regierung für dieſen Zweck dorthin geſchickt hat, in der „Revue des deux mondes" (1845). Ganz verſchieden iſt eine ſpäter in Babylonien erbaute Stadt gleiches Namens, die noch zu den Zeiten der Römer vorhanden geweſen zu ſein ſcheint und erſt im 7. Jahrh. von den Arabern in Schutt und Aſche verwandelt worden ſein ſoll.

Ninon, ſ. Lenclos, Ninon de.

Ninos war der Sage nach ein altaſſyriſcher König, regierte von 2059—2007 v. Chr., folgte auf Belos, war einer der größten Eroberer Aſiens, unterjochte mit ſeinem Verbündeten, dem Araberfürſten Ariäos, die Babylonier, ſeine Nachbarn, eroberte Armenien und Medien, und erweiterte binnen 17 Jahren die Grenzen ſeines Landes bis nach Indien, den Nil und Tanais, und wurde dadurch Stifter der mächtigen aſſyriſchen Monarchie. Indien und Baktrien allein widerſtanden ihm, doch unternahm er an der Spitze einer Heeresmacht von 1,700,000 Mann Fußvolk, 210,000 Reitern und 10,600 Streitwagen einen zweiten Zug nach letzterem Lande, verlor die erſte Schlacht gegen den König von Baktrien Oxiartes, der ihm nur 400,000 M. entgegenſtellen konnte, war indeß in der zweiten Sieger, belagerte aber die Hauptſtadt Baktriens, Baktra, lange vergebens, bis ihm Semiramis, die Gemahlin eines ſeiner Feldherren, ein kluges Mittel zur Eroberung derſelben an die Hand gab. N. vermählte ſich hierauf mit Semiramis, die ihm den Ninyas gebar, ſtarb aber bald, nach Einigen von ſeiner herrſchſüchtigen Gemahlin ermordet.

Niobe war die berühmte Gemahlin des thebaniſchen Königs Amphion, deren unglückliches Schickſal die Dichter und Künſtler des Alterthums oft zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen gemacht haben. Die älteſte Erzählung von ihr liefert Homer (Il. XXIV, 602). Nach ihm war ſie des Tantalos und der Dione Tochter, und kam mit Pelops aus Lydien nach dem Peloponnes, wo ſie den thebaniſchen König Amphion heirathete und dieſem 12 Kinder, 6 Söhne und 6 Töchter gebar. Stolz auf ihre zahlreiche und blühende Nachkommenſchaft, verbot ſie der Leto zu opfern, weil dieſe nur von zwei Kindern Mutter ſei. Leto forderte ihre Kinder, Apollon und Artemis, auf, deshalb Rache an dem ſtolzen Weibe zu nehmen, und N. ſah bald ihre Kinder ſämmtlich von den Pfeilen derſelben durchbohrt. Neun Tage lang mußten die Leichname liegen, Niemand war, der ſie begrub, denn

Digitized by Google

Jupiter hatte die Herzen aller, welche die Unglücklichen ſahen, verſteinert. Am zehnten Tage endlich begruben ſie die Götter und verwandelten die Mutter, die von Schmerz und Verzweiflung getrieben umherirrte, in einen Stein, den man am Gebirge Sipylon (zwiſchen Lydien und Magneſia) zeigte. In den Angaben der Kinderzahl der N. weichen die Alten von einander ſehr ab. Heſiod gab ihr 19, Alkman 10, Sappho 18, Mimnermos, Bacchylides und Pindar 20 Kinder. Apollodor nennt die Söhne der N.: Sipylos, Minytos, Ismenos, Damaſichthon, Agenor, Phädimos und Tantalos, und die Töchter: Ethodäa oder Neära, Kleodora, Aſtyoche, Phthia, Pelopia, Aſtykratea und Ogygia. Die Söhne erſchoß nach ihm Apollon, als ſie auf dem Kithäron jagten, die Töchter aber Artemis in ihrer Wohnung zu Theben. Der Urſprung dieſes Mythus war wahrſcheinlich kein anderer als dieſer: der N. ſtarben die ſämmtlichen Kinder in Folge eines heftigen Fiebers plötzlich dahin; denn von Menſchen, die eines ſchnellen Todes ſtarben, pflegten die Alten ſinnbildlich zu ſagen: der Pfeil des Apollon oder der Artemis habe ſie getroffen, und das Verſteinertwerden iſt faſt in allen Sprachen das natürliche Bild für den höchſten Grad von Verzweiflung. Nach Parthenios (Erot. 33) iſt N. des Aſſaon Tochter und des Philottos Gemahlin. Sie zieht ſich der Schönheit ihrer Kinder wegen der Leto vor. Darum trifft ſie die Rache der Götter. Ihr Gemahl wird auf der Jagd zerriſſen. Ihr Vater verliebt ſich in ſie, und verbrennt, da er kein Gehör findet, ihre Kinder. N. ſtürzt ſich verzweifelnd darüber von einem hohen Felſen, und ihr Vater bringt ſich ebenfalls ums Leben. Unter den alten Tragikern haben Aeſchylos und Sophokles dieſen Mythus in ihren verloren gegangenen Tragödien bearbeitet. Eine der ſchönſten Kunſtdarſtellungen aus dieſer Fabel hat ſich aus dem Alterthume in der berühmten Gruppe der Niobe erhalten. Es wurden die dieſe Gruppe bildenden 14 Statuen 1583 bei der Porta Lateranenſis zu Rom ausgegraben, von Karl Ferdinand von Medicis gekauft, der ſie in der Villa Medici aufſtellen ließ, und 1772 vom Großherzog Leopold nach Florenz gebracht, wo ſie 1777 in der großherzoglichen oder mediceiſchen Gallerie im Palazzo degli Uffizii aufgeſtellt wurden. Man hält dieſe Gruppe für dieſelbe, welche ſchon Plinius beſchrieb. Dieſer nennt als Verfertiger derſelben den Skopas, Andere den Praxiteles. Ebenſo zweifelhaft iſt man über die urſprüngliche Stellung der einzelnen Figuren, da mehrere derſelben, obwohl an demſelben Orte und zu derſelben Zeit aufgefunden, nach dem Urtheile geachteter Kunſtkenner gar nicht zur Gruppe gehören. Der junge engliſche Architekt Cockerell, der die einzelnen Statuen genau unterſuchte, folgert mit großer Wahrſcheinlichkeit aus dem Charakter ihrer Stellung zu einander, aus ihrem nach den Linien eines Dreiecks zu beiden Seiten abſteigenden Höhenmaße, aus den Bewegungen, in denen ſie dargeſtellt ſind, indem ſie alle gegen die Mutter ſtreben, die als höchſte Statue den Mittelpunkt bildet, endlich aus der ſcheinbar abſichtlich unvollendeten Ausarbeitung der Rückſeite der Mehrzahl dieſer Statuen, daß ſie urſprünglich in einer Linie, pyramidal neben einander gruppirt, die Verzierung eines antiken Tempel-Frontiſpice gebildet haben, da es überhaupt aus den Beſchreibungen der Alten, z. B. des Pauſanias vom Tempel des Jupiter Olympius, und des Diodor von Sicilien vom Tempel des olympiſchen Jupiters zu Agrigent bekannt iſt, wie ſehr es die griechiſchen Baumeiſter liebten, die Frontons ihrer Tempel auf ſolche Weiſe auszuſchmücken. Cockerell hat ſeine Anſichten hierüber in einer 1816 erſchienenen Schrift ausgeſprochen, und dieſelben durch eine beſondere Zeichnung verdeutlicht, die den Kunſtkenner in jeder Hinſicht befriedigt, und ihm die ganze Geſchichte der Niobe in der erhabenſten Compoſition, die der Schöpfer des Kunſtwerks ſchaffen konnte, vorſtellt. Der Erſte, welcher die Kunſtwelt auf die Gruppe der N. aufmerkſam machte, war Winkelmann, und Fabroni beſchrieb ſie zuerſt in: „Diss. sulle statue di N." (Florenz 1799). Copien der Gruppe findet man in vielen Kunſtcabinetten. Man vgl. noch A. W. Schlegel's Abhandlung über die Gruppe der N. in der „Bibliotheque universelle" von Genf (1817); „Denkſchrift zur Erläuterung der Gruppirung der 14 Statuen der Gallerie zu Florenz, welche die Geſchichte der N. darſtellen" (im Kunſtblatt, Jahrg. 1817, Nr. 13); „Propyläen" (Bd. 2, St. 1), und Ed. Gerhard, „Drei Vorleſungen über Gypsabgüſſe" (Berl. 1844).

Digitized by Google

Nipon oder Nifon, d. h. Sonnenland, iſt die größte Inſel des japaniſchen Reichs. (S. Japan.)

Niſche (franz niche) oder Bilderblende, eine Aushöhlung oder Vertiefung in der Wand, in Form eines halben Cirkels oder Cylinders, in ein halbes Kugelgewölbe auslaufend, um Statuen, Oefen und andere Verzierungen hineinzuſtellen. In der Gartenkunſt hat man die Niſchenform ebenfalls beſonders bei Lauben angebracht. Der Name N. iſt hergenommen vom italieniſchen nicchio, einer niſchenförmig geſtalteten Seemuſchelart.

Nishni Nowgorod oder Niſhegorod, d. i. Nieder-Neuſtadt, eine der älteſten Provinzen des europ. Rußlands, umfaßt in ſeiner jetzigen Geſtalt ein Gebiet von ungefähr 800 QM. und grenzt nördlich an das Gouvernement Koſtroma, öſtlich an Kaſan und Simbirsk, ſüdlich an Penſa und Tambow und weſtlich an Wladimir. Das Land hat fruchtbaren Boden und gemäßigtes Klima; iſt eine der getreidereichſten Provinzen des Reichs und gilt für die Kornkammer beider Reſidenzen, die hier ihre Vorrathsmagazine haben. Alle Getreidearten, Hanf und Flachs gedeihen vortrefflich. Das Eichen- und Lindenholz, welches hier an der Wolga, Oka, Wetluga, Sura und andern Strömen wächſt, wird ſtark verführt. Die Viehzucht iſt ebenſo blühend wie der Ackerbau; beſonders gibt es viele Geſtüte auf dem Lande. Der Fiſchfang bildet einen Hauptnahrungszweig. An Mineralien findet man Marmor und Kalkſtein in der Gegend von Arſamas und Gyps an der Sura. Die ſehr gewerbthätigen Einwohner ſind zum größern Theile Ruſſen, doch gibt es auch viele Tſchuwaſchen und Mordwinen (ſ. Finnen), die größtentheils Chriſten ſind, obgleich ſich noch manche heidniſche Gebräuche bei ihnen erhalten haben. Die vorzüglichſten Gewerbe ſind Juften- und Lederfabrikation, Seifen-, Talg- und Pottaſchebereitung; auch gibt es bedeutende Seilereien und Segeltuchfabriken, Bierbrauereien, beſonders an der Oka, viele Eiſenhämmer und Kupferſchmieden und eine wichtige Vitriolſiederei bei Makarjew. Ueberdies beſchäftigen ſich viele Landleute mit dem Bau von Flußfahrzeugen, mit der Verfertigung hölzerner Geſchirre u. ſ. w., mit denen ſie hauſirend über Land gehen. Das Gouvernement hat eine Geſammtbevölkerung von 1,071,100 Einw., beſteht aus den elf Kreiſen: Nishni Nowgorod, Balachna, Sſemenow, Makarjew, Gorbatow, Ardatow, Arſamas, Knäginin, Waſſil, Sergatſch und Lukojanow, und zählt 13 Städte mit 59,384 E. Es hat die größten Dörfer des ganzen Reichs; namentlich zeichnet ſich aus das Induſtriedorf Pawlowo, das drei Meilen von Nishni Nowgorod an der Oka liegt, dem Grafen Scheremetjew gehört und gegen 20,000 Einw. zählt, deren Schloſſer- und Schmiedearbeiten im ganzen Reiche verführt werden. Andere große Dörfer und Marktflecken, die durch Betriebſamkeit und Verkehr ſich auszeichnen, ſind Bogoſt, Nikolskoje Selo, Bor, Muraſchkino und Lyskowo. Unter den Städten ſind die wichtigſten Arſamas, mit 10,000 E.; Makarjew, mit 2000 E., wo früher eine Meſſe gehalten wurde, die in Folge einer großen Feuersbrunſt, die den Kaufhof zerſtörte, nach der Hauptſtadt verlegt wurde; vor allen aber das durch ſeine Meſſe berühmte Nishni Nowgorod, die Gouvernementsſtadt, mit mehr als 26,000 E., auf der rechten Seite der Wolga, da, wo die breite und mächtige Oka hineinfällt, 160 M. von Petersburg und 63½ M. von Moskau entfernt. Die Stadt iſt ſehr maleriſch gelegen, indem der Haupttheil auf dem Berge liegt, ſodaß die beiden Enden derſelben gleichſam ein Vorgebirge nach dem hier ſtattfindenden Zuſammenfluß der Oka und Wolga bilden. Beſonders ſchön ſtellt ſich die Stadt von der Okaſeite dar, zumal zur Zeit des großen Markts, der von Mitte Auguſt bis Mitte September hier abgehalten wird, wo ſich ein Bild des bunteſten Lebens und des wechſelſeitigſten Verkehrs herausſtellt. Die Wolga, Oka und die Seen bei der Stadt wimmeln dann von Dampfbooten, Barken und Fahrzeugen aller Art und die Bazars in der Stadt, ſowie die Kaufhöfe und Buden auf dem eigentlichen Marktplatz, gegenüber der Stadt, auf der durch die Oka und Wolga gebildeten Landzunge, ſind dann mit Waaren aller Art angefüllt. Der im J. 1817 erbaute ſteinerne Kaufhof, der nach dem Plane des Generals Betencour ausgeführt iſt, bildet ein Parallelogramm mit mehr als 3000 durch Brandmauern von einander abgegrenzten Buden und iſt durch Kanäle und den großen Baranzewſchen See hinlänglich

Digitized by Google

vor Feuersgefahr geſchützt. Wie bedeutend der Handel auf dieſem Markte iſt, geht ſchon daraus hervor, daß oft 3—400,000 Menſchen aus allen Gegenden Aſiens und Europas hier verſammelt ſind, und im J. 1838 ruſſ. Fabrikate für 114,682,500 Rub., ausländiſche, europäiſche und Colonialwaaren für 17,310,000 Rub. und chineſ., buchar., perſ., gruſiniſche und armen. Waaren für 23,200,000 Rub. eingeführt wurden, daß demnach die Totalſumme der Zufuhr bis zum 1. Sept. ſich im Ganzen auf 156,192,500 Rub. in Banco-Aſſignationen belief, d. i. in runder Summe auf 50 Mill. Thlr.; daß von dieſen Waaren für 129,234,580 Rub. abgeſetzt wurden und daß die Krone einen Reingewinn von 471,178 Rub. für Zoll- und andere Gebühren hatte. N. wurde 1221 vom Großfürſten Georgij II. Wſelodowitſch an der Stelle eines frühern bulgar. Orts gegründet. Auch ließ derſelbe auf einem Hügel an der Wolga das ſchöne Petſcherskiſche Kloſter anlegen. Vgl. Engelhardt, „Ruſſ. Miscellen zur genauern Kenntniß Rußlands und ſeiner Bewohner“ (4 Bde., Petersb. 1828—32), und „Beſchreibung Nishni Nowgorods mit ſeinem berühmten Jahrmarkte“ (Dorp. 1839).

Niſibis war eine anſehnliche feſte Stadt des alten Meſopotamiens, 2 Tagereiſen vom Tigris, am Fluſſe Mygdonios, trieb bedeutenden Handel und war die Hauptniederlage der morgenländiſchen Waaren. Sie wurde von den Römern mehrmals erobert, ſo durch Lucullus 69 v. Chr.; Trajan nahm ſie den Parthern, Severus machte N. zur römiſchen Provinz und zur Hauptſtadt von Meſopotamien, verſchönerte und befeſtigte es, und es war dieſe Stadt ſeit dieſer Zeit 2 Jahrhunderte lang die Vormauer des römiſchen Reichs gegen die Perſer. Der Perſerkönig Sapor belagerte ſie mit einem zahlloſen Heere, einer Menge Elephanten und Kriegsmaſchinen 3 Male (338, 346 und 350) vergeblich (niſibiniſcher Krieg). 541 wurden hier die Perſer von Beliſar und 579 von Marcian, Feldherrn des Kaiſers Juſtinus geſchlagen. Unter Kaiſer Jovianus ging N. für die Römer an die Perſer verloren, denen ſie jetzt eine unüberwindliche Grenzfeſtung wurde. Bei den Syrern kommt N. oft unter dem Namen Sobah (Zobah) vor, und war wahrſcheinlich die an mehreren Stellen in der Bibel (1. Sam. 14, 47; 2. Sam. 8, 3. 5; 1. Chron. 8, 3) erwähnte Reſidenz der Könige von Aram-Sobah. Vgl. Michaelis, „De Syria Sobaea Nisibi, in commentat. Soc. goett.“ (1763—68). Jetzt liegt unter den unzähligen Trümmern des alten N. der armſelige, zur türkiſchen Statthalterſchaft Bagdad gehörige Flecken Niſibin mit 150 Häuſern.

Nismes (Nemauſus), Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Gard, liegt in einer fruchtbaren, fleißig bebauten, rings von bepflanzten Hügeln umgebenen Ebene, und hat über 45,000 Einwohner, darunter über 24,000 Reformirte. Die eigentliche Stadt iſt enge, winklig und geſchmacklos; freundlich ſind die 8 Vorſtädte, beſonders Crucimele und Richelieu. Zu dem Sehenswerthen von N. gehören mehrere öffentliche Gebäude, wie das Rathhaus mit einer merkwürdigen Uhr, unter den 15 Kirchen die Domkirche und die großen Fabriken beſonders in Wolle und Seide, welche letztern allein über 10,000 Menſchen beſchäftigen. Man ſchätzt den Seidenhandel auf 16 Millionen Francs. Außerdem treibt N. auch wichtigen Handel mit Specereien und Droguerien. Beſonders merkwürdig ſind die römiſchen Alterthümer in und um N., beſonders die Tourmagne, ein alter Wartthurm, an deſſen Fuße die ſogenannte Fontaine von N. ſich befindet, und wo man auch römiſche Bäder gefunden hat; hiernächſt ein alter Tempel der Diana, die ſogenannte maison quarrée, ebenfalls ein alter Tempel, von Ludwig XVIII. 1820 reſtaurirt, das Auguſtusthor, und vor allem das prachtvolle Amphitheater von 1140 Fuß Umfang, mit Plätzen für 20,000 Perſonen. Bedeutende Ueberreſte finden ſich auch noch von einer römiſchen Waſſerleitung im Thale des Gard vor, die ehedem N. mit Waſſer verſah. N. iſt auch Sitz eines Gerichtshofes, einer Akademie der Wiſſenſchaften, eines Lyceums mit einer anſehnlichen Bibliothek, einer mediciniſchen und Ackerbaugeſellſchaft, einer Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften, einer Zeichnenakademie ꝛc. — N. iſt eine uralte Stadt, die Sage nennt ihren Gründer Nemauſos, einen Sohn des Herakles, von dem auch der Name Nemauſer (Colonia nemausium, Civitas nemausensis) abgeleitet wird. Sie wird ſchon 500

Digitized by Google

vor Chr. erwähnt, als eine phokäiſche Colonie ſich in Marſeille und ſpäter auch hier niederließ. Später war ſie Hauptſtadt der Volker, wurde durch Fabius Maximus den Römern unterworfen, und nach ihm abermals von Pompejus. Im J. 410 n. Chr. kam N. an die Gothen, und um 535 wurde die chriſtliche Religion hier Staatsreligion. Im J. 673 nahm der Weſtgothenkönig Wamba N., und 725 die Saracenen, die es in eine völlig muhammedaniſche Stadt umwandelten. Sie behaupteten dieſelbe bis zu Pipin's Zeiten, nachdem ſie vorher nur auf kurze Zeit von Karl M. genommen worden war. Seit Pipin regierten in N. Vicomtes unter der Oberherrſchaft der Herzöge von Septimanien. Später zog der König von Arragonien als Lehnsherr N. ganz an ſich, und 1258 trat es Jakob von Arragon an Ludwig IX. ab. Im J. 1417 wurde N. von den Engländern erobert. Im 16. Jahrh. erklärte ſich ein großer Theil der Bewohner von N. für die Reformation. Ludwig XIV. erbaute, um die Stadt beſſer beherrſchen zu können, die Citadelle. Im J. 1815 war N. der Schauplatz blutiger Gräuel, wozu die Wiederherſtellung der Bourbon's nach den 100 Tagen die erſte Urſache gab, und wobei hauptſächlich die Proteſtanten, denen man vorwarf, ſeit 20 Jahren die Agenten der revolutionären napoleoniſchen Regierung geweſen zu ſein, zu Opfern des blinden, blutgierigen Fanatismus auserſehen wurden. Unter dem Namen der „tapfern Royaliſten" hatte ſich im Auguſt desſelben Jahres eine Menge Geſindel, theils aus N. ſelbſt, theils aus der Umgegend in N. zuſammengerottet, und beging hier theils aus politiſchem Parteihaß, theils aufgeregt von katholiſchen Pfaffen aus Fanatismus, die ſcheußlichſten Verbrechen, mordete und plünderte die Proteſtanten und verbrannte ſogar mehrere auf öffentlichem Markte. Erſt als bereits mehrere Hundert der Unglücklichen gemordet worden waren und über 10,000 Proteſtanten aus N. allein in die Cevennengebirge hatten flüchten müſſen, von wo aus ſie ihren König um Hülfe anflehten, erließ Ludwig XVIII. ein Proclam, worin er die Privatrache unterſagte. Natürlich half dies nichts, die Mordſcenen wiederholten ſich, und erſt durch das ſpätere Einrücken eines öſterreichiſchen Truppencorps wurde die Ruhe hergeſtellt. Kaum war aber dies wieder abgerufen, ſo erfolgten am 15. und den nächſtfolgenden Tagen des Octobers desſelben Jahres noch blutigere Auftritte. Unter Anführung eines gewiſſen Dupont, genannt Treſtaillon, wurden die Häuſer und Kirchen der Proteſtanten geplündert, Weiber, Kinder und Greiſe niedergemetzelt, und mehrere achtungswerthe Männer, die kräftig einſchreiten wollten, wie der Marſchall Brune und der Graf de la Garde ebenfalls gemordet. Erſt die Ankunft einer bewaffneten Macht ſtellte die Ruhe wieder her, allein faſt ſcheint es, als hatten die Mordbrenner am Hofe ſelbſt ihre Fürſprecher. Denn ſowohl die Saumſeligkeit, mit welcher die Regierung dem Unweſen zu ſteuern ſuchte, beſonders aber der Umſtand, daß Treſtaillon, der erſte Führer der Mordbrenner und offenkundige Mörder vieler Proteſtanten, den mit mehreren ſeiner Spießgeſellen der Commandant von N., de Rochemont, während jener Schreckenstage gefangen nahm, doch am 5. Mai 1827 zu N. ſtarb, ohne je vor Gericht gezogen worden zu ſein, macht dies wahrſcheinlich. Auch nach der Juliusrevolution 1830 wurden in N. gegen die Proteſtanten viele Schändlichkeiten verübt, die Aufrührer aber bald mit Hülfe der Truppen gezügelt. Im J. 1835 raffte hier die Cholera eine große Menge Menſchen weg.

Niſos, war nach der altgriechiſchen Sagengeſchichte der Sohn des athenienſiſchen Königs Pandion und König von Megara, und hatte ein goldenes oder purpurfarbenes Haar, oder nach Andern eine Haarlocke auf ſeinem Kopfe, woran das Schickſal ſeines Reiches geknüpft war. Als im Kriege gegen die Athener Minos auch Megara belagerte, verliebte ſich des N.'s Tochter Skylla in dieſen, ſchnitt, um ihn zu gewinnen, dem Vater im Schlafe das goldene Haar ab und überlieferte dieſes dem Minos, der ſich hierauf Megara's bemächtigte. Minos ließ die Skylla als Verrätherin ins Meer werfen (Pauſ. II, 34), oder ſegelte, ohne ſie mit ſich zu nehmen, fort. Vater und Tochter, beide in Verzweiflung, wurden von den mitleidigen Göttern verwandelt, jener in einen Meeradler, dieſe in einen ſchönen Küſten- und Klippenvogel Ciris, mit purpurnem Buſch auf dem Haupte, zum Andenken an das geraubte Haar. (Vgl. Ovid, Metamorph. 8, 20).

Digitized by Google

Nithardt, ein Quellenſchriftſteller für die deutſche Geſchichte, war ein Enkel Kaiſer Karls des Großen durch deſſen Tochter Bertha, die Gemahlin des Abts Angilbertus zu St.-Riquier. Wie Kaiſer Ludwig dem Frommen, ſo war er auch deſſen Sohn, Karl dem Kahlen, zu jedem Dienſte bereit und im Intereſſe des Letztern bei den Streitigkeiten mit ſeinen Brüdern betheiligt. Er ſtarb, wie es ſcheint, um 858 in Folge einer Wunde, die er im Kampfe gegen die Normänner erhalten hatte. Seine auf Karls des Kahlen Befehl abgefaßte Schrift: „De dissensionibus filiorum Ludovici Pii ad annum usque 843", iſt am beſten herausgegeben von Pertz in den „Monumenta Germaniae historica" (Bd. 2).

Nitrum, ſ. Salpeter.

Nitſch, Paul Friedrich Achat, geb. 1753 zu Glauchau im Schönburgiſchen, zuletzt Pfarrer zu Bibra in Thüringen, wo er 1794 am Nervenfieber ſtarb, war ein Mann von beſtem Kopf und Herzen, arm, aber äußerſt fleißig, und hat ſich als Schriftſteller beſonders um die claſſiſche Bildung durch viele, namentlich für gelehrte Schulen ſehr praktiſche Bücher große Verdienſte erworben. Ungeachtet er ſich aus Mangel an Hülfsquellen die Materialien ſehr mühſam zuſammentragen mußte, ſo ſchrieb er doch unter vielen anderen ſehr brauchbaren Werken: „Handbuch der Geſchichte der vornehmſten Völker der alten Welt bis auf Konſtantin den Großen" (Erfurt 1784); „Ueber den ſittlich-politiſchen und kriegeriſchen Zuſtand der Römer" (3. Aufl., Ebend. 1794, 2 Thle.); „Einleitung in die claſſiſchen Schriftſteller der Römer und Griechen" (Altenburg 1791, 2 Thle.); „Kurzer Entwurf der griech. Alterthümer" (Ebend. 1791); „Vorleſungen über die claſſiſchen Dichter der Römer" (Ebend. 1793, 1. und 2. Theil über Horaz Oden und Satyren); „Neues mythologiſches Wörterbuch" (Ebend. 1793); „Handbuch zur Erklärung der Schriften des alten Teſtaments" (Erfurt 1793); „Wörterbuch der alten Geographie" (nach ſeinem Tode herausgegeben und fortgeſetzt von J. G. C. Höpfner, Halle 1794); „Handbuch der griech. Mythologie" (fortgeſetzt und herausgegeben von Höpfner, Erfurt 1795); „Lehrbuch der allgemeinen Völkergeſchichte (herausgegeben von M. E. A. Sörgel und J. Dominicus, Erfurt 1798, 2 Thle.); „Encyklopädiſches Handbuch der Vorbereitungswiſſenſchaften zu einem gründlichen Studium der alten römiſchen Claſſiker" (fortgeſetzt und herausgegeben von J. F. Degen, Altenburg 1796) u. a. m.

Nitzſch, Karl Ludwig, geb. am 6. Aug. 1751 zu Wittenberg, ſtammte aus einem urſprünglich adeligen Geſchlechte, und ſein Großvater, Gregorius v. N., lebte in Eutin als kaiſ. Pfalzgraf und wirkl. geh. Rath des Fürſten von Holſtein und Biſchofs zu Lübeck. Die erſte wiſſenſchaftliche Bildung fand N. auf der Fürſtenſchule zu Meißen, widmete ſich 1770 auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt den theologiſchen, philoſophiſchen und philologiſchen Studien und wurde einige Jahre Hauslehrer des Kammerherrn von Bodenhauſen zu Brandis bei Leipzig. 1781 ward er Paſtor in Beucha bei Grimma, kam 1785 als Superintendent nach Borna, 1788 als Stiftsſuperintendent nach Zeitz und 1790 auf Verwenden Schröckh's nach Wittenberg, wo er als Pfarrer ſeiner Gemeinde, als Superintendent, Conſiſtorialdirector und Profeſſor der Theologie den ausgezeichnetſten Wirkungskreis fand. Nach Aufhebung der Univerſität wurde er Director des neugeſtifteten königlichen Predigerſeminars, feierte am 6. Mai 1831 ſein 50jähriges Amtsjubiläum, ſtarb aber ſchon am 5. Dec. desſelben Jahres. Anfangs nahm er die Theologie und das Predigtamt in Spalding's und Zollikofer's Sinne; ſpäter wurde er mit Kant's Schriften bekannt und ſuchte nun nach deſſen Ideen ein neues Syſtem der Theologie zu begründen, doch wich er in vielfacher Hinſicht von ihnen ab und beſtrebte ſich, beſonders durch Unterſcheidung der Offenbarung von der Religion, der äußern geſchichtlichen Einführung der Wahrheit von der Wahrheit ſelbſt, die Apologie des Chriſtenthums zu begründen, die endurſachliche Vollkommenheit aller poſitiven Thatſachen und Lehren desſelben darzuthun und dadurch theils die Theologie vom Buchſtabenglauben zu befreien, theils den eudämoniſtiſchen und naturaliſtiſchen Neigungen der Zeit entgegen die Myſterien zu bleibendem und wirkſamem Anſehen zu bringen. Unter ſeinen Schriften ſind beſonders zu nennen: „De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae" (2 Bde., Wittenb. 1830), eine nochmalige Bearbeitung

Digitized by Google

früherer Programme; „De revelatione religionis externa eademque publica“ (Lpz. 1808); „Ueber das Heil der Welt, deſſen Begründung und Förderung“ (Wittenb. 1817) und „Ueber das Heil der Theologie durch Unterſcheidung der Offenbarung und Religion als Mittel und Zweck“ (Wittenb. 1830). Vgl. Hoppe, Denkmal N.'s“ (Halle 1832).

Nitzſch, Gregor Wilhelm, Profeſſor der alten Literatur und Beredtſamkeit zu Kiel, Director des daſigen philologiſchen Seminars, wurde am 22. Nov. 1790 zu Wittenberg geboren, wo ſein Vater Karl Ludwig N. ſeit dieſem Jahre Profeſſor der Theologie war, erhielt ſeine Gymnaſialbildung auf Schulpforta und ſtudirte zu Wittenberg unter Lobeck Philologie. Nach der Schlacht bei Leipzig nahm er im Thielemann'ſchen Corps am Befreiungskriege Theil und wurde nach ſeiner Rückkehr 1814 in Wittenberg Conrector am Lyceum. Im J. 1815 ging er als Subrector nach Zerbſt, kehrte aber im J. 1820 als Conrector an das erweiterte Lyceum in Wittenberg zurück. Im J. 1827 nahm er die obengenannten Aemter in Kiel an und hat hier durch ſeine umfaſſenden Kenntniſſe und ſeine ſtreng gründliche Methode ſich große Verdienſte um die Cultur der philologiſchen Wiſſenſchaften in den Herzogthümern erworben. Im Jahre 1834 ward er zum außerordentlichen Mitgliede der ſchleswig-holſteinſchen Regierung auf Gottorp zur Oberaufſicht der gelehrten Schulen ernannt und hat in dieſer Stellung ſehr thätig für beſſere Ausſtattung, zweckmäßigere Einrichtung und Hebung der Wirkſamkeit der ihm untergebenen Schulen gewirkt. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, die er, außer mehreren kleinern Schriften, mit der Ausgabe von Platon's „Ion“ mit ſcharfſinnigen Excurſen grammatiſchen Inhalts (Lpz. 1822) begann, hat ſich beſonders auf den Homer concentrirt. Schon in Wittenberg begann er ſeine „Erklärenden Anmerkungen zur Odyſſee“ (Bd. 1—3, Hannover 1826—40) und machte ſich hier durch umfaſſende Beleſenheit, richtige Kritik und gute Methode rühmlichſt bekannt. In Kiel ſetzte er das Studium des Homer fort und machte die Reſultate deſſelben zunächſt in ſeinem Programm „Indagandae per Homeri Odysseam interpolationis praeparatio“ (Kiel 1828), ferner in der Schrift: „Meletemata de Historia Homeri“ (Fascicul. 1 et 2., Hanover 1830—37), in der Vorrede zum zweiten Theil der „Anmerkungen zur Odyſſee“ und in dem Artikel „Odyſſee“ in der Erſch-Gruber'ſchen „Encyklopädie“ bekannt. Er widerlegte darin Wolff's Annahme, daß die homeriſchen Gedichte aus kleinern Liedern deſſelben Sagenkreiſes entſtanden ſeien, zeigte, daß jener Kritiker den Begriff der Rhapſoden falſch aufgefaßt habe, ſtellte die Geſchichte der Kunſtepopöe auf das gründlichſte dar und ſuchte Homer wieder als den Schöpfer einer organiſch-geſtalteten Kunſtepopöe zur Anerkennung zu bringen. Seine Unterſuchungen, die durch Welker und G. Lange noch erweitert, von Ottfr. Müller, Gottfr. Hermann und Ritſchl theils angefochten, theils beſtätigt wurden, ſind jedenfalls voll der fruchtbarſten Anregungen und beſonders ihrer Selbſtändigkeit und Unbefangenheit wegen ſehr achtungswerth. Unter ſeinen amtlich herausgegebenen Schriften, Programmen, Reden und Gedichten zeichnen ſich beſonders die Gedächtnißreden auf Reimann, Niemann, Berger u. A., vorzüglich aber die auf Niebuhr (1831) und A. W. Cramer (1833) aus. Seit dem Jahre 1836 iſt N. Ritter des Danebrogordens und ſeit 1837 correſpondirendes Mitglied der Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

Nitzſch, Karl Immanuel, Bruder des Vorigen, Ober-Conſiſtorialrath und ordentlicher Profeſſor der Theologie zu Bonn, wurde zu Borna am 21. Sept. 1787 geboren, bildete ſich auf der Schule zu Pforta, ſtudirte zu Wittenberg Theologie und habilirte ſich 1810 als Privatdocent mit Herausgabe der: „Commentatio critica de testamentis duodecim patriarcharum libro V. T. pseudepigrapho“. Nach Aufhebung der Univerſität trat er in das Pfarrminiſterium zu Wittenberg, an welches er auch durch ein 1811 übernommenes Diakonat an der Schloßkirche gebunden wurde. Im J. 1814 erſchien eine Sammlung ſeiner „Predigten, während der Belagerung Wittenbergs gehalten“, und 1816 das erſte Heft ſeiner „Theologiſchen Studien“, wofür ihm die theologiſche Facultät zu Berlin 1817 die Doctorwürde ertheilte, deren Fortſetzung aber durch äußere Verhältniſſe verhindert wurde. Um dieſelbe Zeit kam N. als ordentlicher Lehrer an das neu errichtete Pre-

Digitized by Google

digerſeminar, wo er die rhetoriſche Interpretation claſſiſcher Reden und die Vorleſungen über Geſchichte des kirchlichen Lebens übernahm. Im J. 1819 gab er eine zweite Sammlung von „Predigten in den Kirchen Wittenbergs gehalten“ heraus. Im J. 1820 ging er als Probſt und Superintendent nach Kemberg. Im J. 1822 wurde er als Profeſſor der Theologie, Univerſitätsprediger und Vorſteher des homiletiſchen Seminariums nach Bonn berufen und erhielt 1843 das Prädicat als Ober-Conſiſtorialrath. Von ſeinen Schriften nennen wir außer mehreren Programmen und der ſeit 1828 von ihm in Verbindung mit Ullmann, Umbreit, Lücke und Gieſeler unter dem Titel: „Theologiſche Studien und Kritiken“ herausgegebenen Zeitſchrift, beſonders ſein „Syſtem der chriſtlichen Lehre“ (Bonn 1829, 5. Aufl. 1844). Seine „Predigten“, die einen großen Gedankenreichthum enthalten, aber leider in einer etwas ſchwerfälligen Sprache geſchrieben ſind, erſchienen in mehreren Sammlungen (Wittenb. 1815; 2. Aufl. Bonn 1844; Berl. 1819; 5 Bde. Bonn 1833—43).

Nivelliren iſt ein Ausdruck, der in die angewandte Geometrie gehört, und das Beſtimmen gleichhochliegender (vom Mittelpunkt der Erde gleich weit entfernter) Punkte bezeichnet. Man bedient ſich bei dem N. einer Art Waſſerwaage. Der Zweck des Nivellirens iſt entweder eine gegebene Ebene, z. B. die Tafel des Meßtiſches bei Meſſungen horizontal zu ſtellen, oder bei Höhenmeſſungen eine Reihe von Punkten anzugeben, die gleich hoch liegen. Eine Ebene oder Linie horizontal zu ſtellen, lehrt der Gebrauch der Waſſerwaage (ſ. d.) unmittelbar. Um die Verſchiedenheiten eines Terrains genau zu beſtimmen, mißt man die Höhenunterſchiede beſtimmter Punkte. Zu dem Zwecke errichtet man an einem zu unterſuchenden Punkte vertikal eine Stange, auf welcher ein Maßſtab aufgezeichnet iſt. An einem zweiten Punkte ſtellt man eine mit einer Waſſerwaage verſehene Stange auf, oder einen Meßtiſch, der ein Fernrohr und eine Waſſerwaage trägt. Das Fernrohr wird auf die Stange gerichtet und mit Hülfe der Waſſerwaage horizontal geſtellt. Der Punkt der Stange nun, welchen man hinter dem (horizontalgeſpannten) Faden des Fernrohres ſieht, wird mit dieſem Faden in einer horizontalen Ebene liegen. Die Höhe jenes Punktes der Stange über dem Fußpunkt derſelben wird man unmittelbar durch das Fernrohr von dem Maßſtabe ableſen können. Die Höhe des Fadens im Fernrohr oder die Höhe der Waſſerwaage über dem Boden, wenn nur über dieſe viſirt wird, wird [illegible] gemeſſen. Der Unterſchied dieſer beiden Höhen gibt die zu ſuchende Höhendifferenz jener beiden Punkte des Terrains. Iſt weniger Genauigkeit erforderlich, ſo bedient man ſich der Waſſerwaage allein, ohne Fernrohr, indem man über das Niveau der Flüſſigkeit in den beiden Armen der Waſſerwaage nach der Stange viſirt. Noch einfacher iſt es, ſich der gewöhnlichen Setzwaage zu bedienen, um eine horizontale Ebene zu finden, auf welche die Unebenheiten der Fläche bezogen werden. — Um ein bedeutend ausgebreitetes oder unebenes Terrain oder gar Berghöhen zu beſtimmen, oder wenn es bei Beſtimmung eines Terrains auf ſehr große Genauigkeit ankommt, werden barometriſche Höhenmeſſungen und trigonometriſche Methoden angewandt, und die Höhen auf das Meeresniveau, welches dadurch beſondere Bedeutung erlangt hat, bezogen. (Vgl. Höhenmeſſungen.) Das Nivelliren wird in allen Theilen der Baukunſt, in der Feldmeßkunſt, bei Gradmeſſungen und in der praktiſchen Aſtronomie ꝛc. angewendet.

Nivoſe, Schneemonat, hieß nach dem franzöſiſch-republikaniſchen Calender (ſ. Calender) der Monat vom 21. December bis 21. Januar.

Nixen heißen in der nordiſchen Mythologie ähnlich den Najaden (ſ. d.) der Griechen, die Schutzgöttinnen der Gewäſſer. Sie ſtammen von Nikur her, jenem Waſſergeiſt, der die Menſchen zu täuſchen und zu verderben ſucht, ſie in die Fluthen hinabzieht, und ihnen dann das Blut ausſaugt. Man dachte ſich und bildete die Nixen als liebliche Mädchen mit langen, aufgelöſten Haaren und lilienweißem Fleiſche ab. Sie erſcheinen oft auf der Waſſerfläche gleich weißen Lilien, locken ſchöne Kinder an ſich und ziehen ſie mit ſich hinab in ihren kryſtallenen Zauberpalaſt. Vorzüglich aber miſchen ſie ſich gern in die Angelegenheiten unglücklich Liebender, und rufen den ſchönen Jüngling, in ihren Armen

Leides zu vergeſſen, wodurch ſein Herz verwundet wurde. So erſcheinen ſie nicht boshaft, ſondern höchſtens eigennützig. Denn daß ſie den Sterblichen von der Erde zu ſich hinabziehen, wiſſen ſie durch tauſendfache Seligkeiten zu vergelten. Bekannt iſt der Glaube, daß wer vor Johannis im Fluſſe bade, leicht umkomme, denn die Flußnixe wolle jedes Jahr ihr Opfer haben.

Nizolius, Marius (Mario Nizzoli), ein italieniſcher Gelehrter, Philolog und Philoſoph, 1489 zu Berſello im Modeneſiſchen geboren, ſchrieb: „Antibarbarus s. de veris principiis et vera ratione philosophandi" (Parma 1553, in 4 Büchern), worin er die ſcholaſtiſche Barbarei ſo glücklich bekämpft, und eine beſſere Art zu philoſophiren ſo kräftig empfiehlt, daß ſelbſt G. W. Leibnitz für gut fand, dieſes Werk wieder ins Leben zu rufen, und eine neue Auflage desſelben (Frankfurt a. M. 1674) beſorgte. Außerdem ſchrieb N.: „Observationes M. Tullium Ciceronem" (Brescia 1535, oftmals unter verſchiedenen Titeln, als: „Thesaurus Ciceronianus"; „Apparatus linguae latinae e scriptis T. Ciceronis collectus"; „Lexicon Ciceronianum" etc. herausgegeben: Brüſſel 1535, Baſel 1536, Frankfurt 1613, Padua 1734, von J. Facciolati und in einer ſehr correcten Ausgabe, London 1820, 3 Bde.), und „Defensiones locorum aliquot Ciceronis contra disquisitiones Coel. Calcagnini" (Venedig 1557).

Nizza, eine zum Königreiche Sardinien gehörige Grafſchaft (60 □M., mit 220,000 Einw.) beſteht aus den Provinzen Nizza, Oneglia, Sospello und dem ſouveränen, unter Sardiniens Schutze ſtehenden Fürſtenthume Monaco. Die gleichnamige Hauptſtadt iſt wegen ihrer ſchönen Lage dicht am Meerbuſen von Genua, und ihrer reinen und heitern Luft, welche den Gebrauch der Seebäder ausnehmend begünſtigt, der Sammelplatz von Fremden und Kranken aller Nationen. Die Stadt, beſonders die Altſtadt, iſt im Ganzen ſchlecht gebaut und ſchmutzig. Die etwas freundliche Neuſtadt führt als Aufenthaltsort der Fremden auch den Namen Faubourg des Anglais. An der Südſeite begrenzt ſie das Meer und öſtlich erhebt ſich ein hohes Felſengebirge mit den Trümmern der Feſte Montalban. N. hat etwa 2000 Häuſer und 20,000 Einwohner, 3 Thore, 3 Kirchen, 12 Klöſter, ein Gymnaſium, und treibt Handel mit Oel, Seide, Früchten und Blumen, für welche beiden erſteren Artikel es bedeutende Fabriken unterhält. Der Seehandel iſt unbedeutend und der Kleinhandel in den Händen der Juden. Einen Theil der Einwohner nährt der Sardellenfang. Die Ausſicht von der Hafenterraſſe über das Meer iſt entzückend, bei heiterm Wetter erblickt man ſogar die Berge von Corſika. Im Ganzen iſt das Leben in N. nicht theuer, doch müſſen Fremde in der Regel alles doppelt bezahlen. Am koſtſpieligſten iſt die Heizung, indem das Holz meiſtens aus Sardinien herbeigeſchafft werden muß. Das milde Klima läßt hier eine Menge ſeltener Gewächſe gedeihen. Nicht allein die indiſche Feige, die Agave, die Dattelpalme, auch der Erdbeerbaum, Bruſtbeerbaum, der Paternoſterbaum, das Farnkraut aus Kreta, die Aſter von Tripolis und eine Menge anderer Gewächshauspflanzen wuchern hier im Freien. Ueberhaupt ſind Blumen ein wichtiger Handelsartikel in N., und werden ſelbſt im Winter bis nach London verſchickt. — Von N.'s Glanze unter den Römern zeugen in der Nähe zahlreiche Trümmer alter Bauwerke. Die bedeutendſten liegen auf dem Berge Cimier, wo ſonſt die Stadt Cemenelion lag, welche im 6. Jahrh. Alboin mit ſeinen lombardiſchen Horden zerſtörte. — Ptolemäos ſetzt N. unter den italiſchen Städten unmittelbar hinter Rom. In ſpäterer Zeit war die Stadt Eigenthum der Grafen von Provence, erhielt bei den Streitigkeiten zwiſchen Ladislaus und Ludwig II. die Erlaubniß, ſich einen Herrn zu wählen, und Amadeus VIII., Graf von Savoyen, wurde 1388 Herr von N. Im J. 1543 wurde ſie von den Franzoſen und Algierern unter Heireddin Barbaroſſa zu Waſſer und zu Lande belagert, von den letztern eingeäſchert und von den erſtern bis auf die Citadelle genommen und geplündert. Bis zum Jahre 1796, wo es mit Frankreich vereinigt wurde, eroberten es die Franzoſen mehrere Male, ſo 1691 unter Marſchall Catinat, 1706 und 1796. Im Jahre 1814 kam N. wieder an das Haus Savoyen. — Vgl. Riſſo's „Histoire naturelle des principales productions de l'Europe

38*

méridionale et particulièrement de celles des environs de Nice et des alpes maritimes (Paris 1826, 5 Bde.).

Noah war nach der moſaiſchen Urkunde (1 Moſ. 5, 29.) der letzte Patriarch aus dem ſethiſchen Stamme vor der Sündfluth. Wegen ſeiner Frömmigkeit (1 Moſ. 6, 9. Hebr. 11, 7.) wurde er von Gott bei der Vertilgung des ſündigen Menſchengeſchlechts mit den Seinigen in einer großen Arche gerettet (1 Moſ. 7, 8. 9.). Als ſich die Fluth verlaufen hatte, landete er auf dem Gebirge Ararat in Armenien, brachte Gott Dankopfer, und Gott gab ihm im erſten Regenbogen das Zeichen ſeiner Gnade und die Verheißung, es werde keine Sündfluth wieder über die Erde kommen (1 Moſ. 9, 16.), und 7 Gebote, worin er befahl: ihn allein zu verehren, kein Menſchenblut zu vergießen, keuſch und tugendhaft zu leben, keinen Diebſtahl zu begehen, die Böſen nach Gerechtigkeit zu beſtrafen und kein rohes Fleiſch zu verzehren. N. hatte 3 Söhne, Sem, Ham und Japhet; mit ihnen baute er den Acker und pflanzte Weinberge. Seine beiden älteſten Söhne, Sem und Japhet, bevölkerten nach ihm Aſien, die Nachkommen Japhet's nahmen ſpäter Europa in Beſitz, die Kinder des jüngſten Sohnes Ham aber, dem N. fluchen mußte, weil er von ihm im Schlaf verſpottet worden war (1 Moſ. 9, 22 ff.) wurden nach Afrika hinübergedrängt, weshalb die Schwarzen für Nachkommen Ham's gehalten werden. N. ſoll 950 Jahre alt geworden ſein. Die Geſchichte N.'s findet ſich in den Sagen der meiſten alten Völker wieder. So erſcheint N. als Gott des Weins im indiſchen Prithu oder Man-Sottiwrata, im chaldäiſchen Xeiſuthros, und eben ſo im aſiatiſch-griechiſchen Dionyſos oder Bacchos (Vergl. den Art. Sündfluth).

Noailles, Name einer alten und einer der angeſehenſten franzöſiſchen Familien, die ihren Namen vom Schloſſe Noailles bei Brives in Limouſin hat, und aus welcher eine Reihe im Staate wie in der Kirche ausgezeichneter Männer hervorgingen, unter denen Anne von N. zum Herzoge erhoben wurde (zu Anfange des 17. Jahrh.), und von denen wir folgende erwähnen: Antoine de N., geb. 1504, war franzöſiſcher Admiral, Gouverneur von Bordeaux und auch als Krieger ausgezeichnet, ſo unter Franz I. in der Schlacht von Ceriſolles gegen Karl V. Nach der Thronbeſteigung Heinrich's II. erhielt er den Titel eines Admirals von Frankreich und wurde mit mehreren wichtigen Geſandtſchaften beauftragt, z. B. an den engliſchen Hof, wo er 1566 mit Spanien den Frieden von Vaucelles ſchloß. Er ſtarb 1562 zu Bordeaux, welches er den Hugenotten wieder entriſſen hatte. Auch ſein Bruder Franz v. N., Erzbiſchof von Aix, wurde zu wichtigen Geſandtſchaften von Heinrich II. gebraucht, ſo nach Venedig, London, Rom und Conſtantinopel, an welchem letztern Orte er zwiſchen Selim II. und den Venetianern einen Frieden zu Stande brachte. Katharina von Medicis rieth er zu einem Kriege gegen Spanien, doch waren ſeine Bemühungen, Heinrich III. nach Wilhelm's von Oranien Tode zur Annahme der niederländiſchen Krone, die dieſen angeboten wurde, zu vermögen, vergeblich. Er ſtarb zu Bayonne 1585. Die Geſchichte der Negotiationen beider Brüder hat der Abbé de Vertot herausgegeben (Paris, 1763, 3 Bde.). — Anne Jules, Herzog v. N., ein Sohn des erſten Herzogs von N., geb. 1650, wurde 1661 Capitain der Garde des Königs, befehligte 1668 vier Compagnien der Garde du Corps in der Franche-Comté, machte 1672 den Feldzug in Holland mit, führte auch in dem Kriege von 1689—97 ein Armeecorps in Catalonien, nahm mehrere feſte Plätze, wie Roſes, Palamos, Gerona, die Caſtelle Hoſtalrich und Follit, gewann die Schlacht am Ter (27. Mai 1694), erhielt 1693 den Marſchallſtab und ſtarb zu Verſailles 1708. Sein Bruder Louis Antoine de, Cardinal und Erzbiſchof von Paris (ſeit 1695), geb. den 27. Mai 1651, nahm bei den Streitigkeiten der Janſeniſten und Jeſuiten die Partei der erſtern, wurde deshalb von den Jeſuiten, und beſonders von le Tellier, Beichtvater Ludwig's XIV., heftig verfolgt, konnte aber nur erſt nach Ludwigs XIV. Tode zur Annahme der 1713 zur Schlichtung jenes Streites verfaßten Bulle Unigenitus (ſ. d.) bewogen werden. N. ſtarb im Rufe großer Rechtlichkeit 1728. — Adrien Maurice, Herzog v. N., Sohn von Anne Jules, Herzog von, geb. zu Paris 1678, nahm Theil an den Feldzügen ſeines Vaters in Spa-

Digitized by Google

nien, im Jahre 1693 und 94, diente auch mit beſonderer Auszeichnung im ſpaniſchen Erbfolgekriege, und wurde nach der Einnahme von Gerona zum Granden 1. Klaſſe und nach Ludwigs XIV. Tode (1715) zum Präſidenten des Conſeils der Finanzen und 1718 zum Mitglied des Regentſchaftsraths ernannt, aus welchem er aber austrat, um nicht dem Cardinal Dubois den Vorſitz einräumen zu müſſen. Auf Betrieb Dubois wurde er auf einige Jahre verbannt, nach deſſen Tode aber (1723) durch den Prinzregent von Orleans zurückgerufen, in ſeine Würden wieder eingeſetzt und zum Ritter der königlichen Orden ernannt. Im Feldzuge von 1733 wohnte er der Belagerung von Philippsburg bei und befehligte 1734 die franzöſiſchen Truppen am Rheine und 1735 in Italien. Im Jahre 1736 wurde er königlicher Cabinetsrath und Staatsminiſter. Nach Ausbruch des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges commandirte er wieder am Rhein, griff im Juni 1743 die engliſchen Hülfsvölker bei Dettingen an, verlor aber die Schlacht, wogegen er im folgenden Jahre die Feſtungen Menin und Ypern eroberte. Zu alt, um länger im Felde dienen zu können, trat er hierauf in's Miniſterium. Als 1746 der franzöſiſche Hof mit dem ſpaniſchen wegen des Königs von Sardinien, den man durch einen Particularfrieden von der öſterreichiſchen Allianz an ſich zu ziehen ſuchte, in einiges Mißverſtändniß gerieth, ſtellte N. die Einigkeit beider Höfe wieder her und half die Pläne zu dem Feldzuge in Italien entwerfen. Während des Feldzugs ſelbſt arbeitete er im Cabinette, begleitete aber 1747 den König nach Holland, und trug viel zur Abſchließung des Friedens zu Aachen bei. Er ſtarb zu Paris 1766. Seine Memoiren hat Abbé Millot 1777 in 7 Bänden herausgegeben. — **Louis Maurice**, Vicomte v., zweiter Sohn des Marſchalls von Mouchy, geb. 1756, war einer der jungen adeligen Franzoſen, die unter Waſhington im amerikaniſchen Freiheitskriege fochten und von hier Enthuſiasmus für Freiheit in das Vaterland zurückbrachten. Hier wurde er bei Ausbruch der Revolution 1789 Oberſter eines Jägerregiments und Deputirter der Ständeverſammlung. Er faßte mit Lebhaftigkeit die Grundſätze der Revolution auf, kündigte am 14. Juni 1789 den Aufſtand von Paris, die Wegnahme der Baſtille und den Mord von Delaunay an, und forderte in der Nacht vom 4. Auguſt den Adel und die Geiſtlichkeit zu Aufopferung ihrer Privilegien auf, wodurch die Unterdrückung der Feudalrechte herbeigeführt wurde. Als Mitglied des Jacobinerclubbs machte er zuerſt den Antrag, alle fremden Zeuge und alle Titel zu verbannen, ſchlug vor, die Armee zu organiſiren und eine Gensdarmerie zu errichten, und nahm überhaupt an den wichtigſten Reformen entſcheidenden Antheil. Am 26. Jan. 1791 wurde er Präſident des Jacobinerclubs, bewirkte, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten mit ſeiner vorgeblichen Unkenntniß mit den Abſichten der fremden Mächte, in den Anklageſtand verſetzt wurde und votirte am 18. April, daß alle Bürger Nationalgarden werden müßten. Nach dem Schluſſe der conſtituirenden Verſammlung ging er zur Armee und befehligte 1792 die Vorpoſten bei Valenciennes. Indeß forderte er bald darauf ſeinen Abſchied, weil ihn ſeine Geburt verdächtig machte, und er an dem Gelingen ſeiner Pläne deshalb zweifeln mußte; er verließ Frankreich und begab ſich über England nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Erſt unter dem Conſulat 1803 trat er wieder in franzöſiſche Dienſte, nahm als Brigadegeneral an einer Expedition gegen die Engländer zur Räumung St. Domingo's Theil, und ſtarb 1805 an einer Schußwunde, die er bei dieſer Gelegenheit in einem Gefechte im Hafen von Havannah erhalten hatte. — Sein Sohn **Alexis**, Graf v. N., geboren zu Paris am 1. Juni 1783, mußte 1811 Frankreich verlaſſen, weil er der Regierung verdächtig war, und ging nach der Schweiz. Während dieſer Zeit wurde er von den Prinzen des Hauſes Bourbon als Geſandter an die deutſchen Höfe, nach Rußland und Schweden geſchickt, lebte auch eine Zeit lang zu Hartwell in England, dem damaligen Aufenthaltsorte Ludwigs XVIII., und diente 1813 in Deutſchland dem Kronprinzen von Schweden als Adjutant. Nach dem Siege bei Leipzig folgte er den Alliirten nach Frankreich, focht bei Brienne und la Fere-Champenoiſe, und ging 1814 nach Veſoul, wo er Adjutant des Grafen von Artois wurde. Später wurde er von Ludwig XVIII. als Bevollmächtigter zum Congreß nach Wien geſchickt. Im J. 1815 wurde er zum Mitglied

Digitized by Google

der Deputirtenkammer erwählt und noch in demſelben Jahre Staatsminiſter ohne Porte-feuille. Auch 1828 ſaß er in der Deputirtenkammer und wurde vom Könige an die Spitze der Commiſſion geſtellt, welche unterſuchen ſollte, ob die geiſtlichen Schulen den Grundſätzen des franzöſiſchen Staatsrechts entſprächen. Im J. 1831 war er zum letztenmale Mitglied der Kammer, und ſtarb zu Paris am 14. Mai 1835. — Ant. Claude Dominique Juſte, Graf v., des Vorigen Vetter und zweiter Sohn des Prinzen de Poix, wurde 1775 zu Paris geboren, war bis zum J. 1814 einer der erſten Kammerherrn Napoleons, und nach der Reſtauration Ludwigs XVIII. Geſandter in Petersburg, wo ihn 1820 der Graf von Ferronays ablöſte.

Nobbe, Karl Friedrich Auguſt, Rector an der Nikolaiſchule zu Leipzig, wurde am 7. Mai 1791 zu Pforta geboren, beſuchte ſeit 1804 die daſige Fürſtenſchule und bezog 1810 die Univerſität zu Leipzig, wo er ſich namentlich unter Hermann's und Beck's Leitung zu ſeinem Berufe ausbildete. Nach Beendigung ſeiner Studien wurde er Hülfslehrer an der Thomasſchule daſelbſt, 1816 dritter Lehrer an der dortigen Nikolaiſchule, 1820 Conrector und 1828 Rector derſelben, nachdem er ein Jahr vorher auch zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt worden war. Die Nicolaiſchule hat er durch zeitgemäße Einrichtungen und Verbeſſerungen in ihrem Rufe zu erhalten geſucht. Von den Abhandlungen die er in ſeiner amtlichen Stellung zu ſchreiben hatte, beſchäftigten ſich die meiſten mit der Kritik und Erklärung des Catull, Properz und Juvenal, oder mit Erörterung pädagogiſcher Gegenſtände und Zeitfragen. Von ſeinen übrigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten nennen wir beſonders ſeine Textrecenſion der Werke des Cicero in der Tauchnitzſchen Samml. (12 Bde., u. in einem Bde., Lpz. 1827), die gute Handausgabe des Geographen Ptolemäus (3 Bde., Lpz. 1843—45) und die „Vita Chr. Dan. Beckii“ (Lpz. *1837*).

Nobiles hießen bei den Römern, ſeitdem die Plebejer Zutritt zu den curuliſchen Magiſtratus (ſ. d.) errungen hatten, die Nachkommen Derjenigen, von welchen ein ſolches Amt zuerſt bekleidet worden war. Sie bildeten die Nobilität, die ebenſowohl patriziſche als plebejiſche Familien in ſich ſchloß und als ein erblicher, von Amtsadel ausgehender Adel betrachtet werden kann. Schon früh, vor dem zweiten puniſchen Kriege, ſchloß ſich die Nobilität eng zuſammen und ab gegen die nicht zu ihr Gehörigen, welche Ignobiles oder überhaupt Plebs hießen. Das Streben der Nobiles, die hohen Staatsämter in ihren alleinigen Beſitz zu bringen, ſowie die Nothwendigkeit, deshalb auf die Wahlcomitien den ſtärkſten Einfluß auszuüben, ferner die Feindſeligkeit, die in den Ausgeſchloſſenen erwachte und die Willkürlichkeiten, die ſich die Bevorzugten häufig im Vertrauen auf die Macht ihrer Partei erlaubten, können als ein Hauptgrund für den innern Verderb des Staats angeſehen werden. Jene Bevorzugung war übrigens geſetzlich gar nicht begründet, denn die Nobiles beſaßen nur ein vom Staate gewährtes Ehrenvorrecht, das jus imaginis, oder das Recht, wonach das Bild (imago) Deſſen, der ein curuliſches Amt bekleidet hatte, als Wachsmaske (cera) geformt mit Unterſchrift des Namens, der Würden u. ſ. w. (tituli), im Atrium des Hauſes aufgeſtellt wurde. So füllte ſich das Haus der Familen der Nobilität mit Ahnenbildern, die an der Wand in Schränken (armaria) bewacht, durch Linien zum Stammbaum (stemma) der Familie verbunden, bei feſtlichen Gelegenheiten bekränzt und gezeigt, bei Leichenbegängniſſen, mit der Amtstracht bekleidet, vorgetragen wurden. Doch auch dieſes Vorrecht war dem Ignobilis nicht gänzlich verweigert, denn wenn er trotz des Widerſtands der Nobilität bis zum curuliſchen Amte hin vordrang, wie der ältere Cato, Marius und Cicero, ſo hieß er ſelbſt zwar homo novus, d. i. ein Neuling; für ſeine Nachkommen aber hatte er die Nobilität begründet.

Nodier, Charles Emanuel, einer der bedeutendſten unter den neuern franzöſiſchen Schriftſtellern, wurde am 28. April 1783, nach Andern 1780 zu Beſançon geboren. Liebe zu den Wiſſenſchaften trieb ihn frühzeitig nach Paris, wo er Gedichte und Romane ſchrieb, die viel geleſen wurden. Wiewohl Republikaner aus Ueberzeugung, ließ er ſich doch durch ſeine Freunde in die royaliſtiſchen Clubs verwickeln und ſchrieb die bekannte Ode gegen Napoleon: „La Napoléone.“ Es war dies der Anfang zu einer langen Un-

glücksreihe für N. Die Ode wurde in Frankreich confiscirt, dagegen aber in engliſchen Journalen vor die Augen von ganz Europa gelegt, trotz der Reclamation der diplomatiſchen Agenten gegen die Publikation derſelben. Indeß man hielt ſich an den Autor, und N. mußte mehrere Male im Kerker ſchmachten, und wurde endlich aus großer Gnade in ſeine Vaterſtadt verbannt. Unterwegs verhaftete man ihn zu Troyes, weil er einen falſchen Paß hatte, und nur auf Verwenden des daſigen Präfecten Debry wurde er wieder freigelaſſen. N. wählte ſich nun ein freiwilliges Exil, verließ ſeine Vaterſtadt und durchſtrich die Thäler des Jura und die Hochgebirge der Schweiz. In dieſen Gegenden wurde unglücklicherweiſe um dieſelbe Zeit ein Complott gegen Napoleon entdeckt. Was war natürlicher, als daß der Verdacht auf den daſelbſt umherſtreifenden Verfaſſer der „Napoléone" fiel. N. wurde abermals arretirt, diesmal aber durch Bauern befreit. Er irrte nun wieder in den Gebirgen umher, oft ohne Brod, ohne Obdach, oft gezwungen, ſich in Klöſter zu flüchten. Endlich kam er nach der Schweiz. Hier ließ er ſich in eine Druckerei als Corrector aufnehmen, colorirte Kupfer, und beſchloß endlich Mönch zu werden, erfuhr aber noch zu rechter Zeit, daß das franzöſiſche Gouvernement Befehl zu ſeiner Auslieferung gegeben hatte. Er mußte alſo ſeine Irrfahrt wieder antreten und entging glücklich in Verkleidungen aller Art den Händen der Inquiſition. Endlich kehrte er mit italieniſchen Künſtlern nach Frankreich zurück, und begann, nachdem der Verhaftsbefehl gegen ihn aufgehoben war, zu Dôle Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften. Da er wiewohl zweimal zu Profeſſuren der Rhetorik berufen, niemals die Beſtätigung der Regierung erhalten konnte, ſo wanderte er zum dritten Male in die Juragebirge, ſtudirte diesmal fleißig Entomologie, und trat nach einiger Zeit mit einem reichen zu Amiens wohnenden Engländer Crooft in Verbindung, um mit ihm eine Ausgabe der franzöſiſchen Claſſiker, mit Commentaren, zu veranſtalten. Er gab aber das Unternehmen bald wieder auf und ging nach Laibach, wo ihm ſeine Verwandten die Stelle eines Stadtbibliothekars verſchafften. Durch General Bertrand's Vermittelung erhielt er endlich den einträglicheren Poſten eines Adminiſtrators der illyriſchen Provinzen und die Redaction des „illyriſchen Telegraphen. Im J. 1814 ging er nach Frankreich zurück, wurde Mitredacteur des Journal des Débats, trat auf die Seite der Bourbons und ſprach in ſeiner Broſchüre: „Napoléon au 4. Mai" gegen Napoleon und für die Reſtauration. Deshalb mußte er während der 100 Tage ſich wieder verbergen und begann erſt 1815 ein ruhigeres Leben. Er wurde von Ludwig XVIII. für ſeine Anhänglichkeit in den Adelſtand erhoben und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion, und 1824 die Stelle eines Unterarſenalbibliothekars und ſpäter die eines Oberbibliothekars. Im J. 1834 wurde er Mitglied der Akademie. Er ſtarb am 26. Jan. 1844. N. iſt einer der fruchtbarſten Schriftſteller, und nimmt in faſt allen Fächern der Literatur einen bedeutenden Platz ein. Ein großer Theil des Publikums kennt ihn als Romanſchriftſteller, aber ein größeres Verdienſt erwarb er ſich als Grammatiker, Philolog und Kritiker. Wir erwähnen in dieſer Hinſicht nur ſein: „Dictionnaire des onomatopées de la langue française" (Paris 1808, 2. Aufl., Eb. 1828); „Examen critique des dictionnaires de la langue franç." (Eb. 1829); „Dictionnaire universel de la langue française" (Eb. 1828, 2 Bde. u. öfter), und ſeine: „Elémens de linguistique" (Eb. 1834). Auch die Naturwiſſenſchaften verdanken ihm viel in ſ.: „Dissertation sur l'usage des antennes et sur l'organe de l'ouie dans les insectes" (Beſançon 1798), und in ſ.: „Bibliothèque entomologique" (1828). Seine Sprache iſt rein und vollendet, ſeine Proſa kräftig und voll Geiſt, auch ſeine Poeſie ungemein phantaſie- und gemüthreich, und die Darſtellung überall meiſterhaft. Wir erwähnen „Poésies diverses" (Paris 1827); unter ſeinen Romanen: „Le peintre de Salzbourg" (Eb. 1803 u. 1820); „Jean Sbogar" (Eb. 1818, 2 Bde., u. 1820); „Thérèse Aubert" (Eb. 1819); „Smarra" (Eb. 1821); „Trilby ou le lutin d'Argoil" (Eb. 1822); „Le roi de Bohême, et ses sept chateaux" (vielleicht das erſte in Frankreich gelungene humoriſtiſche Werk, eb. 1830); als meiſterhafte hiſtoriſche Darſtellungen: „Les souvenirs, épisodes, portraits, pour servir à l'histoire de la révolution" (Eb. 1831, 2 Bde.), ſowie ſeine „Histoire des sociétés

Digitized by Google

secrètes de l'armée" (Eb. 1815); „Les souvenirs de la jeunesse; Mademoiselle de Marsan" (Eb. 1832), und „Mémoires de Maxime Odin" (Eb. 1832). Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke beſorgte er ſeit 1832 unter den Titel: „Oeuvres." Als wichtigen Beitrag zur Geſchichte der Bibliographie und Literatur erwähnen wir von N. noch: „Question de la littérat. légale du plagiat, de la supposition d'auteurs des supercheries qui ont rapport aux livres" (2. Ausg., eb. 1828), vieler andern Schriften nicht zu gedenken.

Nördlingen, Stadt im bayriſchen Kreiſe Schwaben und Neuburg, an der Eger, mit etwa 6700 Einwohnern und einigen alten Feſtungswerken, iſt eine der älteſten und geſchichtlich denkwürdigſten deutſchen Städte, denn man kennt weder ihren Gründer noch die Zeit ihrer Gründung. Nach Einigen wurde ſie vom Kaiſer Veſpaſian als Arae Vespasianae gegründet, nach Andern von Nero gebaut, oder war ein urſprünglich deutſcher Ort. Im 9. Jahrh. kommt ſie als Beſitzthum einer adeligen Dame vor. Sie war von jeher Reichsſtadt, wurde aber bis 1325 von einem Reichsvoigt beherrſcht. Im genannten Jahre ſetzte Kaiſer Ludwig einen Statthalter in ſie und ertheilte der Stadt viele Freiheiten. Im J. 1347 trat ſie dem ſchwäbiſchen, ſpäter dem großen Städtebunde bei. Bei der Reformation ward ſie lutheriſch, nahm aber das Interim nicht an, und Karl V. nahm ihr deshalb viele Privilegien. Im J. 1634 wurde ſie von König Ferdinand III. hart belagert und ſchlug 7 Stürme zurück. Als die Schweden unter Guſtav Horn und dem tapfern Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar (ſ. d.) zum Entſatz der Stadt herbeieilten, kam es am 5. und 6. September desſelben Jahres zur Schlacht, in welcher die Schweden 24,000 Mann ſtark, von den auf einer Anhöhe wohlverſchanzten Kaiſerlichen, 35 000 Mann ſtark, nach mehrmaligem Verſuche, die Anhöhe zu erſtürmen, zum erſten Male auf deutſchem Boden geſchlagen wurden, 12,000 Mann an Todten und Verwundeten zählten und einen großen Theil ihres Gepäcks verloren. Unter den einigen Tauſend Gefangenen, welche die Kaiſerlichen machten, war auch Horn. N. behielt nach der Uebergabe die Reichsfreiheit und freie Religionsübung. Im J. 1645 zwangen es die Franzoſen nach einem über die Bayern beim nahen Dorfe Allerheim erfochtenen Siege zur Neutralität. Im J. 1647 ſchoſſen es die Bayern größtentheils nieder. Auch 1796 und 1800 fielen hier mehrere Gefechte zwiſchen den Oeſterreichern und Franzoſen vor. Im J. 1802 verlor N. ſeine Reichsfreiheit und kam mit einem Gebiet von $1\frac{1}{2}$ Q.M. an Bayern. Als Wappen führt es einen goldenen Adler in ſchwarzem Felde. Die Bewohner nähren ſich von Fabriken, Viehzucht und Handel.

Nöſſelt, Joh. Auguſt, war ein tüchtiger und gelehrter Theolog, und wurde zu Halle 1734 geboren. Reiſen, die er in ſeinen Jünglingsjahren durch Deutſchland, die Schweiz und Frankreich machte, ſtählten ſeine Seele, bereicherten ſeine Menſchenkenntniß und gaben ihm ein freieres, weniger finſteres Glaubensbekenntniß. Daher ſeine warme Empfänglichkeit für neue Anſichten ſelbſt bis ins ſpäte Alter. Daß er für Gewiſſensfreiheit in die Schranken zu treten vermöge, bewies er beſonders unter der in dieſer Hinſicht einengenden Regierung Friedrich Wilhelms II. von Preußen, wo er vom Miniſter Wöllner der Freigeiſterei angeklagt, ſogar in Gefahr kam, abgeſetzt zu werden. Nachdem er von 1757 in Halle über Philoſophie und Theologie geleſen hatte, erhielt er 1760 eine außerordentliche und 1764 eine ordentliche Profeſſur der theologiſchen Facultät, ward 1779 Director des theol. Seminars, und 1805 von Friedrich Wilhelm III. zum Geheimrathe ernannt. Er ſtarb als Senior der Univerſität zu Halle am 11. März 1807. — Seine theologiſchen Vorträge zeichneten ſich durch Deutlichkeit und Beſtimmtheit, verbunden mit tiefer Gelehrſamkeit, aus. Wir nennen von ſeinen Schriften: „Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion" (Halle 1766, 5. Aufl. 1783; „Ueber den Werth der Moral ꝛc." (Halle 1777 und 1783); Anweiſung zur Kenntniß der beſten theologiſchen Bücher" (Lpz. 1779, 4. Ausgabe, 1800); „Anweiſung zur Bildung angehender Theologen" (Halle 1785—89, 3 Bde., 3. Aufl. von A. Hermann Niemeyer, 1818 und 1819) und mehrere andere Schriften exegetiſchen, moraliſchen und religiöſen Inhalts. Seine Biographie hat Niemeyer (Halle 1809) geſchrieben.

Digitized by Google

Nogaier, ſ. Kubaniſche Tataren.

Nola, Städtchen und Biſchofſitz, 8 Miglien von Neapel in der Provinz Terra di Lavoro, mit 9000 Einw., 12 Kirchen, worunter eine im griechiſchen Styl erbaute Kathedrale und einer großen Kaſerne, dem ehemaligen Palaſt der Grafen von N. — Nola ſteht auf der alten Römerſtadt gleiches Namens, welche 50 Palmen tief im Schlamme begraben liegt. In der Umgegend werden noch viele griechiſche Vaſen und Münzen gefunden, von denen ſchätzbare Sammlungen in Privathäuſern zu ſehen ſind. In neuerer Zeit ſind hier auch Nachgrabungen veranſtaltet worden, deren Reſultate das Kunſtblatt zum Morgenblatt (1825 Nr. 39, 40 ff.) unter andern mittheilt. Die Alterthümer dieſer Stadt beſchreibt auch Leo in ſeinem „Thes. antiquit. ital.“ Tom. 9. Das alte N. wurde von den Auſonern gegründet, von den Tyrrhenern erobert und im Samniterkriege, wo die Nolaner die letztern unterſtützten, von den Römern genommen. Seitdem waren die Nolaner Bundesgenoſſen der Römer. Im puniſchen Kriege (215) kam es hier zwiſchen den Römern und Hannibal zur Schlacht. Hannibal wurde zweimal von N. zurückgewieſen, das letzte Mal mit bedeutendem Verluſt. Kaiſer Veſpaſian machte N. mit dem Namen Auguſta zur röm. Provinz. Geſchichtlich merkwürdig iſt N. als Sterbeort des Kaiſers Auguſtus (14 n. Chr.) und als Geburtsort des Philoſophen und Satyrikers Giordano Bruno (ſ. Bruno). Auch ſollen zu Nola die erſtern größern Kirchenglocken gegoſſen worden ſein.

Nolde, Adolph Friedrich, geboren 1764 zu Neuſtrelitz im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, wurde 1789 zu Roſtock Doctor der Medicin, 1791 außerordentlicher Profeſſor daſelbſt, 1794 ordentlicher Profeſſor der Geburtshülfe, 1797 Kreisphyſikus und 1806 herzoglich braunſchweigiſcher Hofrath und Leibarzt und Profeſſor am Collegium medico-chirurgicum, Director der herzoglichen Entbindungsanſtalt und Aſſeſſor des Oberſanitätscollegiums zu Braunſchweig. Im J. 1810 erhielt er den Ruf als ordentlicher Profeſſor der Therapie und Director des mediciniſch-kliniſchen Inſtituts nach Halle, wo er 1813 ſtarb. N. war einer der ausgezeichnetſten deutſchen Geburtshelfer und gehört unter die Zahl der achtbaren Aerzte, denen wir die jetzige hohe Ausbildung dieſer Kunſt in Deutſchland verdanken. Unter der Menge ſeiner Schriften erwähnen wir hier nur: „Die neueſten Syſteme deutſcher Geburtshelfer“ (Erfurt 1800); „Bemerkungen aus dem Gebiete der Heilkunde“ (Eb. 1807, 2 Bde.); „Die Schulen für Aerzte“ (Braunſchweig 1809); „Ueber die Grenzen von Natur und Kunſt in der Geburtshülfe“ (Erfurt 1811, 2. Aufl., 1817).

Nollet, Dominicus, niederländiſcher Maler, zu Brügge 1640 geboren, bildete ſich nach van der Meulen, malte meiſtentheils Landſchaften und Schlachten, und war ſeiner ſchönen Pferde wegen berühmt, die er in allen nur möglichen Stellungen mit bewundernswürdiger Treue darzuſtellen wußte. Sein Pinſel iſt kräftig, das Colorit ſchön und lebhaft und die Ausführung geiſtvoll und leicht. Der Kurfürſt Maximilian ernannte ihn zu ſeinem Hofmaler und nahm ihn mit ſich auf ſeinen Reiſen nach Italien und Frankreich. N. ſtarb zu Paris 1736. Von ſeinen Arbeiten findet man mehrere der ſchönſten Stücke noch zu Brügge.

Nomaden, d. i. Hirtenvölker, nennt man ſolche Völker, die vom Ertrage ihrer Viehheerden leben, in leichtgebauten Hütten, Zelten, oder wo das Klima kälter iſt, auch wohl in Höhlen wohnen und ihre Gegend, ſo oft Futtermangel eintritt, verlaſſen und nahrungsreichere Weideplätze aufſuchen. In der Kulturgeſchichte des Menſchengeſchlechts folgt das Nomadenleben unmittelbar nach dem Jägerleben. Europa ausgenommen, findet man in allen Erdtheilen N., am häufigſten in Südamerika, Nordafrika, Nord- und Mittelaſien. Die meiſten Nomadenvölker haben eine große Neigung zum Raube und der Uebergang zum Kriegerleben iſt ihnen ſehr leicht, weshalb auch von der älteſten Zeit an die folgenreichſten Eroberungen von denſelben ausgeführt wurden. Wir erinnern nur an die Hykſos in Aegypten und an die Eroberungen der Hunnen, Ungarn, Araber und Tataren. In Europa findet man nur noch in den Steppen am ſchwarzen Meere und im hohen anbauunfähigen Norden ſchwache Nomadenſtämme, dort tatariſch, türkiſchen, hier finniſchen Stammes.

Digitized by Google

Aſien und Afrika dagegen ſind ſchon ihrer Natur nach die eigentliche Heimath des Nomadenlebens. Faſt alle finniſchen, mongoliſchen und türkiſchen Stämme, ſowie die aus ihnen gemiſchten, in den Steppen und Wüſten Nord-, Mittel-, und Vorderaſiens ſind Nomaden; in Afrika die Beduinen im Norden, ſowie die meiſten Völker Südafrikas, die Kaffern, Bitſchuanen, Koronas, Hottentotten ꝛc. In Südamerika ſind die Gauchos und in mancher Hinſicht auch einige Indianerſtämme als Nomaden anzuſehen.

Nomen (lat.), in der Mehrzahl Nomina, das Nennwort nennt man in der Sprachlehre denjenigen Redetheil (ſ. d.), durch welchen man ein Ding im weiteſten Sinne ſeinem Beſtehen und Inhalte nach benennt. Zu dieſen Nennwörtern gehören außer dem Adjectiv (ſ. d.) vor allen die Hauptwörter oder nomina substantiva, durch welche ein Ding als ſelbſtändig, oder doch als ſelbſtändig gedacht, ſeinem eigenthümlichen Inhalte nach bezeichnet wird. Die Nomina werden, ihrer Art nach, eingetheilt 1) in Benennungen wirklicher Gegenſtände oder nomina concreta, die wieder in Eigennamen (nomina propria) oder Benennungen einzelner lebender Weſen oder lebloſer Gegenſtände, wie Columbus, Pegaſus, Wien, oder in Gemeinnamen (nomina communia), die eine Mehrheit oder Menge gleichartiger Gegenſtände oder Theile umfaſſen, geſchieden werden und in Gattungsnamen (nomina appellativa), wie Menſch, Thier, Baum; ferner in Sammelnamen oder nomina collectiva (ſ. Collectiv), wie Gebirge, Geſchwiſter; endlich in Stoffnamen (nomina materialia) oder Benennung unbegrenzter Stoffe in unbeſtimmter Ausdehnung, wie Wein, Silber, Getreide. Eine beſondere Unterart dieſer Concreta bilden die Verkleinerungswörter oder nomina diminutiva, welche den Gegenſtand ſeinem äußern Umfange oder ſeiner innern Kraft nach vermindert darſtellen, wie Häuschen, Büchlein; 2) in Namen von Begriffen oder Vorſtellungen, die nur als ſelbſtändige Gegenſtände gedacht werden, oder nomina abstracta, und zur Bezeichnung theils von Eigenſchaften, wie Jugend, Schönheit, theils von Zuſtänden, wie Zufriedenheit, Theurung, theils von einmaligen oder wiederholten Handlungen, wie Gang, Ruf, Geheul, Prahlerei dienen. Ihrer Bildung nach theilt man die Nennwörter 1) in Stammwörter (ſ. Primitivum), wie Mann, Haus, Baum; 2) in abgeleitete Wörter (ſ. Derivatum), die durch Anſetzung von Silben am Anfange oder Ende des Stammes gebildet werden, wie Gehülfe, Mißton, Dichterling u. ſ. w. Auch können einige Formen des Zeitworts, beſonders das Particip, z. B. der Lernende, das Gelernte, und der Infinitiv, z. B. das Leſen, das Schreiben, durch welchen letztern dann die Thätigkeit oder Handlung bezeichnet wird, zu Subſtantiven erhoben werden.

Nomenclator (Namennenner), hieß bei den Römern der Diener, der ſeinem Herrn die Namen aller derjenigen Bürger nennen mußte, die dieſer zu irgend einer Amtswahl um ihre Stimme angehen wollte; eben ſo derjenige, welcher bei Gaſtereien Namen und Geſchmack der Speiſen den Gäſten angab. Dieſen Titel führten früher auch die päpſtlichen Diener, welche Gäſte einzuladen pflegten. Jetzt nennt man jedes alphabetiſche Namenverzeichniß, beſonders wenn es über die Synonymik jedes Wortes, d. h. die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Namen für einen und denſelben Gegenſtand Nachweiſungen ertheilt, Nomenclatur.

Nominalismus bezeichnet eine philoſophiſche Anſicht über das Weſen und die Bedeutung der allgemeinen Begriffe, welche im Gegenſatze zum Realismus (ſ. d.) ſich durch die ganze Geſchichte der Philoſophie hindurchzieht. Nominaliſten und Realiſten ſtanden ſich in der ſcholaſtiſchen Philoſophie des Mittelalters auf ähnliche Weiſe gegenüber, wie dieſes ſpäterhin mit Realiſten und Idealiſten der Fall war, ſo aber, daß die alten Realiſten mit den modernen Idealiſten und die Nominaliſten mit den modernen Realiſten zu vergleichen ſind. Es hatten nämlich Johannes Erigena (ſt. 883) und Anſelm von Canterbury (ſt. 1109) die göttlichen Ideen als das Wahre und Wirkliche, und alle ſinnlichen und endlichen Dinge als für ſich ohne Wahrheit und Wirklichkeit, nur als Erſcheinungen des Ewigen anerkannt. Gegen dieſe Ueberzeugung machte ſich nun zunächſt in Roscellin (um 1089), Kanonikus zu Compiègne, eine andere Anſicht geltend, welche

Digitized by Google

die göttlichen Ideen mit bloßen Abſtractionsbegriffen zuſammenwarf und unter dem Namen der Univerſalien ihnen jede Wahrheit und Wirklichkeit abſprach, indem ſie nichts als bloße *Namen* (daher Nominaliſten), leerer Hauch des Mundes wären. Roscellin's eigener Schüler *Wilhelm von Champeaux* behauptete dagegen die Weſenheit der Univerſalien, als daß die vielen mannigfaltigen endlichen Dinge nur ſcheinbar wären, in ihrer Realität (welche die Univerſalien, — daher Realiſten) ununterſchieden, und nur in der Menge der Zufälligkeiten (Accidentien) unterſchiedene wären. Da die Philoſophie des Mittelalters ſtets nur ein Werkzeug der Theologie war, ſo konnte eine ſolche Verſchiedenheit der Anſichten nur zu einer gegenſeitigen Verketzerung der ſtreitenden Parteien werden. Roscellin ſelbſt wurde 1092 von der Kirchenverſammlung zu Soiſſons zum feierlichen Widerruf ſeiner Lehre genöthigt. Namentlich das Dogma der Dreieinigkeit war es, welches zur Verketzerung gebraucht wurde. Dem Nominalismus wurde vorgeworfen, daß er die Mehrheit der Perſonen läugne, wogegen die Realiſten drei Götter ſtatt Eines lehren ſollten. Der Kampf wurde auf wiſſenſchaftliche Weiſe zunächſt durch *Abälard* (ſt. 1142) geſchlichtet, indem er die Einſeitigkeit beider Richtungen aufzeigte, und die beiden zu Grunde liegende Wahrheit in dem Satze ausſprach, „daß den einzelnen Individuen dieſelbe Weſenheit nicht weſentlich (auf die eine ſtets ſich gleich bleibende, ihr ſelbſt eigenthümliche Weiſe) einwohne, ſondern auf individuelle (aus ſich ſelbſt ſich beſtimmende, ſich verendlichende) Weiſe." Die N. kamen zu neuem Anſehen durch *Wilhelm Occam*, Minorit und Lehrer der Theologie und Philoſophie zu Paris und Bologna, (ſt. 1347), einen äußerſt gewandten Dialektiker, welcher den Univerſalien ein blos objectives, d. h. ein nur gedachtes Daſein zuſchrieb, in dem Sinne, in welchem wohl auch in neuerer Zeit das *rein Gedachte*, als eben darum nicht Wirkliches ausgeſprochen worden iſt, als ob nicht gerade das Vernünftige, d. h. Wirkliche, allein rein gedacht werden könne. Die vornehmſten Anhänger der N. ſind: Johann Buridan aus Bethune (ſt. 1358), Robert Holcot (ſt. 1349), Greg. von Rimini (ſt. 1358), Heinr. v. Oyta, Heinr. v. Heſſen (ſt. 1397), Nic. Oresmius (ſt. 1382), Matth. von Krakau (ſt. 1410), Gabriel Biel (ſt. 1495), u. A. Sie haben das Verdienſt, die Selbſtändigkeit der Philoſophie eingeleitet zu haben, mit der dieſelbe ſeit Carteſius auftrat; denn äußerlich hatten ſie gegen die Kirche zu kämpfen, und mußten auf Befreiung der Wiſſenſchaft von der Kirche ausgehen und innerlich mußte ihre Lehre zu dem durch Carteſius ausgeſprochenen Verzweifeln an aller vorläufigen Erkenntniß führen, aus welchem allein eine ſelbſtbewußte, ſich klar über ſich ſelbſt Rechenſchaft gebende, und alle, auch heilige Vorurtheile formell bei Seite ſetzende Wiſſenſchaft erwachſen konnte. Vgl. Salaberti „Philosophia nominalium vindicata" (Par. 1651); L. F. O. Baumgarten-Cruſius „De vero scholast. realium et nominalium discrimine" (Jena 1821) und Fr. Exner „Ueber Nominalismus und Realismus" (Prag 1842).

Nominalwerth oder *Nennwerth*, heißt der durch Zahlen oder Worte feſtgeſetzte Werth einer Sache, im Gegenſatze vom innern wirklichen Werthe (Realwerthe) derſelben. Man findet dieſen Unterſchied am häufigſten bei Staatspapieren. Iſt bei ihnen Nominal- und Realwerth gleich, ſo ſagt man: ſie ſtehen al pari.

Nonae hieß im römiſchen Kalender in den vier Monaten, März, Mai, Julius (Quintilis) und October der jedesmalige 7., in den übrigen Monaten der 5. Tag. Die N. gehörten zu den unglücklichen Tagen (dies atri, nefasti); an ihnen wurden keine Volksverſammlungen gehalten, keine Hochzeiten gefeiert u. ſ. w. — Nach den N., den Idus (in jenen 4 Monaten allemal der 15., in den übrigen der 13. Tag) und den Calenden (der jedesmalige erſte Tag jedes Monats) zählten die Römer die Tage. Den 3. März nannten ſie z. B. den 5. vor den Nonen des März, da im März die N. auf den 7. fielen; der 8. Januar, in welchem Monat die N. auf den 5. und die Idus auf den 13. fallen, wurde beſtimmt als: der 6. vor den Idus des Januar. Sollten endlich die nach den Idus fallenden Tage angezeigt werden, ſo gab man an, die wievielſten ſie vor den Calenden des folgenden Monats waren.

Nonconformiſten d. h. nicht Uebereinſtimmende, eine kirchliche Partei in Eng-

Digitized by Google

land, die ſich unter Eliſabeth's Regierung als Gegenpartei der biſchöflichen Kirche bildete, indem ſie mit dem vom Hofe angenommenen Kirchenſyſtem nicht übereinſtimmte. Vergl. die Art. anglikaniſche Kirche und Diſſenters.

None iſt ein Toninterwall (ſ. Intervall), der neunte Ton vom Grundton aufwärts gerechnet, und von der Secunde unterſchieden, daß bei dieſer der Baß diſſonirt, die N. ſich aber ſtets abwärts auflöſen muß.

Nonnius, ſ. Nuñez, Peter.

Nonnus, ein ſpäterer griechiſcher Dichter aus Panopolis in Aegypten gebürtig, lebte zur Zeit des Kaiſers Theodoſius, war Anfangs Heide, wurde aber Chriſt und ſchrieb, wenig poetiſch, dabei oft dunkel und ſchwülſtig, eine Paraphraſe des Evangeliums Johannis in Verſen (herausgegeben Rom 1526; von Aldus, Venedig 1501; Rom 1508; Frankfurt 1541; Paris 1561; mit Anmerkungen von Nanſius, Leyden 1598; von Sylburg, Heidelberg 1596; von Dan. Heinſius, Leyden 1627 und 1639; neueſte Ausgabe von Paſſow, Leipzig 1834), und ein heroiſches Gedicht von den Thaten des Bacchos „Dionysiaca" in 48 Büchern, gelehrt, aber geſchmacklos, und nach D. Heinſius Ausdruck „ein Chaos, ohne Ordnung und Zuſammenhang", von dem ſich nur einige Bücher erhalten haben. Ausgaben deſſelben: von Falkenburg (Antwerpen 1569); mit lateiniſcher Ueberſetzung von E. Lubinus (Hanau 1695); G. A. Moſer hat 6 Bücher (8—13), Heidelb. 1809, und Graefe ein buccoliſch-erotiſches Gemälde dieſes Gedichts (Hymnos und Nicaea, aus Buch XV. 170), Petersb. 1813, nebſt Ueberſetzung beſonders herausgegeben. Von Gräfe's Ausgabe der ſämmtlichen vorhandenen Bücher ſind nur 2 Bde. (Lpz. 1819—26) erſchienen.

Nonpareille (franz.) d. h. ohne Gleichen, unvergleichlich, wird eine Art kleiner, feiner Druckſchrift (Lettern) genannt, die zwiſchen der Petit und Perl mitten inne liegt.

Noot, Heinrich van der, aus dem Aufſtande der Niederländer gegen Joſeph II. als kühner und beredter, aber aus Mangel an geſundem, richtigen Blicke irregeleiteter Volksführer bekannt, war 1750 geboren zu Brüſſel, hatte zu Löwen die Rechte ſtudirt und ſich dann in ſeiner Vaterſtadt als Advokat niedergelaſſen. Die Unruhen, welche in den Niederlanden bereits hier und da ſchon im Jahre 1788 ausgebrochen waren, hatten ihren Grund in einigen wohlgemeinten, aber mit dem beſchränkten Zeitgeiſte der Niederländer nicht wohl vereinbaren Reformen Joſephs II. Van der Noot hatte ſich in Verbindung mit van Eupen, einem fanatiſchen und ſchlauen Prieſter an die Spitze der Brabanter geſtellt. Er ſchrieb mehrere heftige Broſchüren gegen jene Maßregeln Joſephs, wurde aber bald genöthigt, aus dem Lande zu fliehen (1788). Er bereiſte jetzt die Höfe Englands und Preußens, um beide Staaten für Belgiens Sache zu gewinnen. Mit Verſprechungen an die belgiſche Grenze zurückgekehrt, bildete er zu Brabant die ſogenannte Comitée von Brabant, erklärte ſich zum Vorſitzenden dieſes Vereins und zum Bevollmächtigten der brabanter Stände, den Kaiſer aber von dieſem Augenblicke an für abgeſetzt. In kurzer Zeit ſammelte ſich ein Corps Freiwilliger und fiel, geführt von N. und dem Oberſt van der Merſch (ſ. d.), im October 1789 in die öſterreichiſchen Niederlande ein, wo ſich die Revolution bald dem ganzen Lande mittheilte. Die öſterreichiſchen Truppen wurden über die Grenze getrieben, und Mons, Namur, Gand und Brüſſel fielen in die Hände der Rebellen. Dieſes Unglück beſchleunigte Joſeph's II. Tod. Sein Bruder und Nachfolger Leopold II. fand indeß leichter Mittel, die Verlegenheit, in welche ſeines Bruders Tod das Reich geſtürzt hatte, zu beſeitigen. Seine friedlichen Geſinnungen machten der Eiferſucht Preußens und Englands, die den Rebellen bis dahin Vorſchub geleiſtet hatten, ein Ende. Dieſe letztern hatten ſich jetzt in zwei Parteien geſpalten, in die ariſtokratiſche, die die alte Verfaſſung wollte und an deren Spitze van der N. und van Eupen ſtanden, und in die demokratiſche, die eine Conſtitution nach Art der neuen franzöſiſchen verlangte. Beide ſahen ſich aber nach Preußens und Englands Zurücktritt verlaſſen und baten jetzt Frankreich um Hülfe, welches aber die Prinzipien, aus denen die niederländiſche Revolution hervorgegangen war, mißbilligte. N. wurde wie erwartet auf Lafayette's Vorſchlag von der National-

Digitized by Google

verſammlung kurz abgewieſen, unter den Anführern der Revolutionsheere entſtanden ebenfalls Zwiſte aller Art, und nachdem der frühere Enthuſiasmus für N. ebenfalls verraucht war, und man bei ihm mehr Eifer als Geſchick zur Führung der Geſchäfte erkannt hatte, gingen auch die angeworbenen Truppen endlich ſelbſt auseinander, und die öſterreichiſchen Heere konnten, ohne Widerſtand zu finden, in Brüſſel einziehen. N. mußte 1790 am 2. Dec., nachdem er kaum 1 Jahr auf der politiſchen Bühne geglänzt hatte, abtreten und nach Holland flüchten. Auf Requiſition der franzöſiſchen Behörde wurde er 1796 zu Bergen op Zoom verhaftet und auf die Feſtung Herzogenbuſch geſetzt, erhielt aber nach einiger Zeit ſeine Freiheit wieder. Seitdem lebte er in Armuth und Dunkelheit, wiewohl man ihm den Vorwurf machte, er habe ſich während ſeiner kurzen Glanzperiode auf Koſten des Landes bereichert, und ſtarb am 13. Jan. 1827 zu Stroombeck in einem Alter von 96 Jahren. Nach den Ereigniſſen von 1814 erſchien in Brüſſel eine Broſchüre, worin aufgefordert wurde, die alte Conſtitution zurück zu verlangen. Man hielt N. für den Verfaſſer dieſes Schriftchens.

Nopaleen, ſ. Cacteen.

Norbert, der Heilige, der Stifter des Prämonſtratenſerordens, war geboren zu Xanten im Herzogthum Cleve, und ein Verwandter Kaiſer Heinrich's IV. Er trat früh in den geiſtlichen Stand, ſoll talentvoll, aber im höchſten Grade ausſchweifend geweſen und durch ein Wunder auf den Tugendpfad zurückgeführt worden ſein. In Folge deſſen vertheilte er ſein ganzes Vermögen unter die Armen, predigte aller Orten Buße und Bekehrung, eiferte heftig gegen ſeine noch gottloſen geiſtlichen Collegen, ſiedelte ſich endlich in dem Thale Prémontré in Champagne an, und ſtiftete hier 1120 mit päpſtlicher Erlaubniß den Prämonſtratenſerorden, der 1126 von Honorius II. beſtätigt wurde, und damals ſchon 8 Abteien beſaß. Im folgenden Jahre wurde N. auf einer Rückreiſe von Rom vom Domcapitel zu Magdeburg zum Erzbiſchof erwählt, ſtiftete hier ein Kloſter ſeines Ordens, ſtarb daſelbſt 1134 den 6. Juni, und wurde von Gregor XIII. 1584 unter die Heiligen verſetzt.

Nordalbingia hieß urſprünglich das ganze von Sachſen im Nordoſten der Elbe bewohnte Land, das daher auch den Namen Saxonia transalbina führte. Ehe ſich die Dänen im Schleswigſchen und die Slawen in Wagrien feſtſetzten, mögen wohl auch dieſe Länder zu N. mitgehört haben, ſpäter, zu Karl's des Großen Zeiten, waren ſeine Gränzen im Norden die Eider gegen die Dänen, im Südweſten die Elbe gegen die übrigen Sachſen und im Oſten durch eine von der Trave gebildeten Linie gegen die Slawen abgegrenzt. Es beſtand aus Holſtein im engern Sinne, Stormarn und Dithmarſchen und gehörte als eine eigene Mark zum Herzogthum Sachſen. (S. Holſtein).

Nordamerika, die nördlichſte Hälfte der neuen Welt, umfaßt die große zwiſchen dem ſtillen und dem atlantiſchen Meere hoch in die arktiſche Welt ſich hinaufziehende Ländermaſſe, iſt durch die Landenge von Panama mit Südamerika verbunden, und ſcheint mit Ausnahme von Mexico und Guatemala als eine auf allen Seiten mit Gebirgszügen eingefaßte, wellenförmige, einem Dreieck ähnliche Hochebene. Tiefe Meerbuſen ſchneiden von allen Seiten in das Land; ſo in O. der große Buſen von Mexico, deſſen ſüdlicher Theil auch das karaibiſche Meer heißt, mit der Guatemala-, Honduras-, Vera-Cruz- und Campeche-Bai; im Weſten der kaliforniſche Buſen oder das Purpurmeer und der Buſen von Panama. Zahlreiche Inſeln umgeben die NW.-Küſte, und in SO. liegt der weſtindiſche Archipelagus. Seit Anfang dieſes Jahrhunderts haben namentlich Briten, Dänen und Ruſſen, wie Levis, Clarke, Pike, Buchey, Scoresby, Sabine, Franklin, Otto von Kotzebue, und vor Allen Roß und Parry u. A. durch kühne Fahrten mitten durch das ewige Eis der Polarländer und durch Reiſen in das tiefſte Innere des Landes ſelbſt, zur Kenntniß N.'s höchſt wichtige Beiträge geliefert, und den Zuſammenhang N.'s mit der Polarwelt, ob nämlich eine Meerenge unterm 80° Grönland von Amerika ſcheide, und ob eine nordweſtliche Durchfahrt in das Polarmeer vorhanden ſei, unterſucht und beſtätigt gefunden. (S. den Art. Nordpolexpeditionen). N. iſt unter

Digitized by Google

dem Polarkreiſe durch die 10 Meilen breite Beringsſtraße von Aſien geſchieden. Die Cordilleras ſind das Hauptgebirge N.'s; ſie ziehen ſich von Süden her und geben durch ihre Richtung und Verzweigung dem Lande in O. des mexicaniſchen Meerbuſens ſeine Geſtalt. Sie breiten ſich gegen N. immer weiter aus, und bilden an der W.-Küſte ein über 150 Meilen breites Bergland, in welchem man deutlich 2 Hauptketten unterſcheidet, deren eine das Felſen- oder Steingebirge, im Innern fortläuft, und die Waſſerſcheide zwiſchen dem Stromgebiete des Miſſiſſippi und allen nach der W.-Küſte fließenden Gewäſſern bildet; die andere Kette iſt wenige Meilen von der Küſte und läuft längs derſelben von der Spitze von Kalifornien bis zum höchſten Norden fort. Sie erhebt ſich unter 60° N. Br. im Eliasberge bis 17,300 Fuß, während das Felſengebirge wohl nirgends die Höhe von 12,500 Fuß überſteigt. In dieſem weſtlichen Gebirgslande, welches weite Hochebenen in ſich ſchließt, fließen gegen S. der Nordfluß, gegen SW. und W. der Colorado und Columbia. Unter 90° macht ein etwa 1200 Fuß hoher Landrücken die Grenze des Miſſiſſippigebiets, und theilt ſich unter 77° O. L. in 2 Arme, welche die 5 großen Seen N.'s, aus denen der 400 Meilen weit ſchiffbare Lorenzfluß in das atlantiſche Meer ſtrömt, einſchließen und von der Hudſonsbai trennen. Im N. dieſer Kette iſt das Land von vielen Hügelreihen, Seen, Sümpfen und Flüſſen durchſchnitten, und hat nördliche und öſtliche Abdachung zur Hudſonsbai und zum Eismeere. Das Gebiet des Miſſiſſippi iſt, da faſt alle Stromthäler N.'s, ſo der Ohio, Miſſouri und an 40 andere in daſſelbe fallen, der wichtigſte Handelskanal der Binnenſtaaten N.'s, bleibt im Süden zum mexicaniſchen Buſen offen, wird aber in Oſten durch verſchiedene Ketten des 6600 Fuß hohen Alleghany-Gebirges geſchloſſen, welches ſich bis 47° N. Br. hinzieht, und in ſeiner nördlichen Hälfte den Lorenzſtrom begrenzt. Ein noch wenig unterſuchtes Gebirgsſyſtem bildet die große Halbinſel Labrador, ſo wie ein unbedeutender Landrücken die Halbinſel Florida. Zwiſchen beiden großen Gebirgsländern in W. und O. breiten ſich an beiden Seiten des Miſſiſſippi und Miſſouri ungeheure Ebenen, Savannen, aus. Das Klima N.'s begreift alle Grade der Temperatur von der drückenden Hitze der Tropenländer bis zum ewigen Winter des Polarmeers in ſich, iſt indeß kälter als in Theilen der alten Welt, die mit ihm unter gleichen Breitegraden liegen, was ſich ſowohl aus der großen Gewäſſermaſſe, ſo wie aus den ungeheuren Waldſtrecken, die einſt ganz N. und jetzt noch zum großen Theil bedecken, und auch Urſache der vielen und ungewöhnlich ſtarken Regengüſſe ſind, erklären läßt. Denn während in Europa das Rennthier erſt unter dem 60° ſeine Heimath hat, findet es ſich hier ſchon unterm 42° vor, eben ſo lebt der weiße Bär, bei uns ein Bewohner der kalten Zone, in N. ſchon unterm 53°, und mit dem 60° hört hier bereits alles Pflanzenwachsthum auf. Dieſer klimatiſche Druck hat auch auf die Bildung der eigentlichen ſogenannten Ureinwohner N. ſtörend eingewirkt. Die Bewohner N. ſind erſtens Eingeborne, Indianer, die wahrſcheinlich von den Tartaren und andern nordaſiatiſchen Völkern abſtammen, wie man aus der Uebereinſtimmung der Sprachen, Sitten und Gebräuche der Völker Nordaſiens mit denen N.'s ſchließt. Unter ihnen zeichnen ſich die Oſagen durch Schönheit aus. Mit ihnen ſind die Arkanſas verwandt. Die Illinois und Blenilenapes nennen ſich die Ureinwohner und echten Menſchen. Ihre Zahl iſt indeß jetzt nur noch ſehr gering. Außer dieſen Urvölkern, die zur Zeit der Entdeckung Amerika's nur von der Jagd lebten, und zum großen Theil noch davon leben, — denn in die innern Länder, die ganz von Indianerſtämmen bewohnt werden, iſt noch wenig europäiſche Bildung gedrungen, — fand ſich damals nur Ein Volk vor, welches auf einige Bildung Anſpruch machen konnte, die Mexicaner (ſiehe Mexico), wie man überhaupt bei dieſem Volke noch eine Menge Ueberreſte einer räthſelhaft kunſtreichen Vorzeit findet, deren Gebilde auf die Prieſtercultur Altägyptens und auf die Seezüge der alten Phönizier und Karthager hinweiſen. Der Erſte, dem es gelang, den Schleier dieſes Wunderlandes zu lüften, war Alexander von Humboldt. Vergl. auch „Nachrichten über die frühern Einwohner N.'s und ihre Denkmäler, geſammelt von Fr. Wilhelm Aſſall, Berghauptmann des Staates Pennſylvanien, herausgegeben von Profeſſor Mone." (Heidelberg

Digitized by Google

1827, mit Kupfern). Außer den genannten Völkerſchaften leben im äußerſten Norden N.'s Eskimo's. Die zweite große Hauptmaſſe der Bewohner N.'s bilden die Eingewanderten, in SW. Spanier; in der ganzen öſtlichen Hälfte der Mehrzahl nach Engländer, viele Deutſche und Franzoſen, weniger von anderen Nationen; in Grönland einige Dänen, an der NW.-Küſte Ruſſen. — Die Geſammtzahl der Bewohner N.'s, die mit Ausſchluß Grönlands und der Länder an der Baffinsbai einen Flächenraum von ohngefähr 342,000 □M. bewohnen, gibt man auf 29 Millionen an.

Dieſe große, Europa an Ausdehnung weit übertreffende Hälfte Amerika's begreift folgende einzelne Ländermaſſen: I. Die ſogenannten Polarländer, als die Inſeln Grönland, Spitzbergen, im NO. von Grönland zwiſchen 76 und 80° N., ferner die Parrysinſeln, Nordgeorgien, die Inſeln des Baffinsmeeres, die 1819 von Parry unter 69° 40' entdeckte Nordküſte, von einem, in Hinſicht auf Sprache von den Eskimos unterſchiedenen, übrigens ganz uncultivirten Volke bewohnt, und die Länder der Baffinsbai, zum Theil noch unbekannt. Dieſe große Ländermaſſe führt auch den Namen des arktiſchen Hochlandes. Vergl. Murray's „Historical account of discoveries and travels in North-America" (Lond. 1830, 2 Bde.); Leslie's, Jameſon's und Murray's „Narrative of discovery and adventure in the Polar Seas and Regions" (2. Aufl., Edinburg 1831, deutſch, Lpz. 1834), und Parry's (ſ. d.) Reiſeberichte. II. Das Indianerland; es begreift alles Land von der Beringsſtraße bis zur Hudſonsbai und der W.-Grenze von Canada. Ein ungeheures Land von 300 bis 500 M. Breite und über 300 M. Länge, von wenigſtens 150,000 □M., alſo größer als halb Europa. Der öſtl. Theil desſelben iſt ödes Land, größtentheils flach, oft felſig, reich an Seen; der ſüdl. waldig und von großen Wieſenflächen durchzogen. Hier liegen der 40 bis 50 M. lange Athapeskoſee, der Sklavenſee = 800 (nach Andern 2000) □M., der 40 M. lange und 30 M. breite Bären- und der 60 M. lange Große Winiepegſee. Das Land im W. iſt noch wenig bekannt; die Weſtküſte enthält mehrere ſehr thätige Vulkane. Die Einwohner ſind Indianer, nur an der Nordküſte wohnen Eskimos. Auf das ganze Land macht England Anſpruch, hat jedoch nur an der Küſte der Hudſonsbai einige Forts und im Innern Stationen für die Pelzhändler der engliſchen Hudſonsbaigeſellſchaft, die allein in dieſen Gegenden Handel treibt. Die NW.-Küſte hat Rußland in Beſitz genommen, iſt jedoch durch den letzten Vertrag von 1825 auf die Inſeln bis 54° 40' N. Br. und die Küſte bis zum Hauptzuge der dortigen Gebirgskette, wenige Meilen vom Meere entfernt, beſchränkt. Die Zahl der hier wohnenden Engländer ſowohl als Ruſſen iſt unbedeutend. Die Indianer im O. der Felſengebirge ſind noch ſehr roh und kriegeriſch, und laſſen ſich in zwei Hauptſtämme zertheilen, in: a) Schippewäer (Tſchippeways) im S. bis 58°; zu ihnen gehören die Zänker-, Kupfer-, Haſen-, Hundsrippen-, Berg-, Biber- u. a. Indianer, und b) Kriſtinos oder Kliſtinos, zu denen die Blut-, Schwarzfüßigen-, Stein-, Aſſinibolen- u. a. Indianer gerechnet werden. Sie treiben meiſt Jägerei und Fiſcherei und ſtehen unter unumſchränkten Herrſchern. Die engliſchen Forts an der Hudſonsbai ſind: Churchill, York, Albany und Mooſefort. Außerdem haben die Briten am Bärenſee das Fort Franklin, am Mackenziefluß das Fort Eſperance; am Athapeskoſee das Fort Chepewyan; unfern vom Nordarme des Saskatſchawan das Fort Hudſon-Houſe; am Südarme Cheſterfield Houſe; am öſtlichen Regenfluſſe Grand-Portage; an der Nordküſte des Oberſee's das Fort William, der Hauptſtapelplatz für den Pelzhandel; in der Weſtregion, welche man unter dem Namen Neucaledonien begreift, das Fort Weſt-Caledon; am rechten Columbiaufer das Fort Vancouver. Den Hauptſitz der ruſſiſchen Niederlaſſung bildet Neuarchangel (Neuarchangelsk) auf der Hauptinſel der Prinz-Wales-Gruppe gelegen. Die Stationen im Innern ſind oft nichts weiter als Blockhäuſer mit Wall und Graben gegen die Wilden geſichert, worin oft nur einzelne Europäer das erhandelte Pelzwerk ſammeln. Die Einwohner im W. der Felſengebirge gehören zum Stamme der Eskimos; ſüdlich davon zu den Indianern. Bekannt ſind nur die Küſtenbewohner, die ſich durch Freiheitsliebe und Muth auszeichnen, und ſich im Ganzen in Sitte und

Digitized by Google

Lebensart wenig von einander unterſcheiden. Man ſchätzt die Anzahl der Ureinwohner des Binnenlandes auf ungefähr 900,000. Was die Produkte dieſer Ländermaſſe anlangt, ſo finden ſich in den ſüdlichen Gegenden ſchöne Eichen-, Cedern-, Ahorn- u. a. Wälder. Es gibt daſelbſt Elenn- und Rennthiere, Auerochſen, Ochſen, Pferde, Ziegen, wilde Schafe, ſehr viel Pelzwild und Geflügel. Europäiſche Gemüſe gedeihen ſehr gut. Das Mineralreich gibt Eiſen, Kupfer, Blei u. ſ. w. III. Labrador (ſ. d.). IV. Das britiſche Nordamerika. Man verſteht darunter mit Ausſchluß von Neuwales und Labrador diejenigen Gebiete, welche ohne beſtimmte Grenze gegen das Indianerland in W., worüber England ebenfalls die Oberherrſchaft behauptet, in S. von den Vereinigten Staaten, in N. von der Hudſonbai und Labrador, in O. von den Vereinigten Staaten und dem atlantiſchen Oceane umſchloſſen werden; ein Land, deſſen Ausdehnung von O. nach W. über 300 Meilen beträgt, zwar noch ſchwach bevölkert, ja zum Theil noch Wildniß, wo aber doch ſchon in anſehnlichen Diſtrikten europäiſche Cultur längſt einheimiſch iſt, und durch zahlreiche Einwanderungen aus England und Irland ſich jährlich mehr verbreitet. Es umfaßt daſſelbe einige kleinere Inſeln und 4 größere Provinzen, welche zuſammen 6 Statthalterſchaften ausmachen, als: 1) das britiſche Canada, getheilt in die Gouvernements Untercanada oder Quebeck, 6900 □M. groß, mit 623,000 Bewohnern und der Hauptſtadt Quebeck (ſ. d.), und Obercanada oder York, 4700 □M. groß, mit 200,000 Bewohnern und der Hauptſtadt York am Ontarioſee, ein fruchtbares aber kaltes Land, mit ungeheuren, für den Schiffbau wichtigen Wäldern. Die meiſten Bewohner in Untercanada ſind franzöſiſcher, die in Obercanada engliſcher Herkunft. Die Briten haben hier zwei Hauptniederlagen für den Pelzhandel, Montreal und Kingstown; 2) Neubraunſchweig; 3) Neuſchottland, nebſt Cap Breton; 4) Neufundland; 5) Prinz Eduard, oder St. John, eine Inſel von 100 □M. im Lorenzbuſen, wo die Franzoſen die Inſeln St. Pierre und Miquelon, $6^1/_2$ □M. groß, mit 2000 Einw., des Fiſchfanges wegen beſetzt halten, und die bermudiſchen Inſeln. Dieſe Gouvernements ſtehen ſämmtlich in Militärſachen unter dem Generalgouverneur von Canada. Vgl. Bouchette's „The british dominions in North-America" (Lond. 1831, 2 Bde.). Alle dieſe Länder wurden ſchon im 16. Jahrh. entdeckt, und im 17. Jahrh. meiſtentheils von Franzoſen mit Coloniſten beſetzt. Durch die Friedensſchlüſſe von Utrecht und Paris 1703 und 1705 kamen die Engländer, denen vorher nur Neufundland gehört hatte, in Beſitz derſelben. Genauere Nachrichten darüber ſiehe unter den einzelnen Ländernamen. V. Die Vereinigten Staaten (ſ. d.). VI. Mexico (ſ. d.), und endlich VII. die Vereinigten Staaten von Centralamerika (ſ. d.).

Nordcarolina, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, im Norden, Weſten und Süden von den Staaten Virginien und Tenneſſee und Südcarolina, im Oſten aber vom atlantiſchen Ocean begrenzt, hat einen Flächenraum von 2063 □M. Der Boden iſt im Weſten gebirgig, beſonders an der Grenze von Tenneſſee, wo die blauen Berge (ſ. Apalachen) ihn durchziehen, im öſtlichen Theile aber, dem beiweitem größern, eben; an der Küſte findet man viele Moräſte und Sandſtrecken, aber keinen guten Hafen. Das Klima iſt im Gebirge mild und geſund, im ebenen Theile des Staats ſehr warm, faſt tropiſch, und in den ſumpfigen Niederungen der Küſte ungeſund. Der Ackerbau wird in den Plantagen faſt durchgehends mit Negerſclaven betrieben und bietet Baumwolle und Reis neben den europäiſchen Getreidearten, Mais und Taback als Hauptartikel dar. Außerdem treiben die Bewohner viel Viehzucht, Holznutzung und Bergbau. Letzterer beſonders in den Gebirgen auf Eiſen und auf Gold, das ſowohl in Gruben als Wäſchereien gewonnen wird. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 1 Mill., wovon zwei Drittheile aus Sclaven, Schwarzen und Mulatten beſtehen, die übrigen aber engliſchen, zum geringen Theile auch deutſchen Stammes ſind. Die Verfaſſung des Staats iſt die gewöhnliche der Staaten der Union; ein auf ein Jahr gewählter Gouverneur, dem ein Rath von ſieben Perſonen zur Seite ſteht, hat die vollziehende Gewalt und eine Aſſembly die geſetzgebende. Das Unterrichtsweſen iſt, da Sclaven die Maſſe der Bevölkerung bilden, nicht ſonderlich

beſtellt. Außer mehreren Gymnaſien, die den Namen Akademien führen, gibt es ein theologiſches Seminar der engliſchen biſchöflichen Kirche und eine Art Univerſität, das Nordcarolina-Inſtitut zu Chapelhill. Die Hauptſtadt des Staats iſt Raleigh an der Neuſe mit 6000 Einw., der Sitz des Gouverneurs und der oberſten Behörden des Staats. Wilmington mit 3000 Einw. und Beaufort mit 3000 Einw. haben die einzigen erträglichen Seehäfen und treiben nebſt der 8000 Einw. zählenden Stadt Neubern am Zuſammenfluß des Trent und der Neuſe bedeutenden Handel. (S. Carolina.)

Norderney, eine Inſel an der oſtfriesländiſchen Küſte, zur hanöverſchen Landdroſtei Aurich gehörig, hat ungefähr 4 Stunden im Umfange, wird von ſchönen Thälern durchſchnitten und iſt von Altfrieſen bewohnt. Die auf der ſüdöſtlichen Hälfte der Inſel befindlichen oft 80 Fuß hohen Sandberge (Sanddünen) ſchützen das auf der entgegengeſetzten Seite liegende gleichnamige Dorf, mit etwa 600 Einw., meiſt Schiffern, gegen heftige Seeſtürme. An der Küſte wird ſtarker Stockfiſch- und Schollenfang getrieben. Berühmt ſind beſonders die daſigen Seebäder, die in neuerer Zeit ſehr bequem eingerichtet und durch Anlagen verſchönert worden ſind. Sie werden ſeit 1801 ſtark beſucht. Die Küſte hat hier ſchönen feſten ſandigen Grund. Man badet ſowohl kalt als warm. Vergl. Bluhm „Die Seebadeanſtalten auf der Inſel Norderney“ (Bremen 1834).

Nordhauſen, Kreisſtadt im preußiſchen Regierungsbezirk Erfurt, an der Südſeite des Harzes gelegen, am Fuße dieſes Gebirges und am Flüßchen Zorge, da wo die güldene Aue anfängt, iſt mit Mauern und Thürmen umgeben, hat ein Gymnaſium, gute Schulen, 7 Kirchen und 13,500 Einw., welche ſich hauptſächlich von Branntweinbrennen, Getreide- und Oelhandel und Viehmäſtung ernähren, und von dieſen Produkten, namentlich von Branntwein, wozu ſie jährlich an 300,000 Scheffel Korn verbrauchen, jährlich für über 1 Mill. Thaler abſetzen. Außerdem findet man hier Scheidewaſſer und Vitriolbrennereien, Gerbereien und Tuch-, Wollenzeug- und Lackirfabriken, die ihre Fabrikate weit und breit verſenden. — N. iſt eine ſehr alte Stadt, und nach der Sage um's Jahr 347 von Merowig, oder 410 vom Kaiſer Theodoſius erbaut worden. Sie war von Anfang an freie Reichsſtadt. Schon Kaiſer Otto I. beſtätigte ihre Privilegien, und ſeine Gemahlin Adelheid gründete 943 hier ein Kloſter. Heinrich IV. (1144), Philipp II. (1206), Heinrich VII. (1223), und Konrad VI. (1251) hielten hier Reichstage und N. war oft der Aufenthaltsort der deutſchen Kaiſer. Als Reichsſtadt gehörte ſie zum niederſächſiſchen Kreiſe, und nahm die 4. Stelle unter den Reichsſtädten ein. Durch den Lüneviller Frieden verlor es ſeine Reichsfreiheit, kam als Entſchädigung mit an Preußen, und wurde dem Fürſtenthume Eichsfeld beigegeben. Durch den Tilſiter Frieden kam es an Weſtfalen, wo es zum Harzdepartement gehörte, 1813 aber wieder unter preußiſche Herrſchaft. Vergl. Förſtemann's „Urkundliche Geſch. der Stadt Nordhauſen“ (Halle 1840, 4).

Nordiſche Mythologie. Den Urſitz der nordiſchen, wie der Mythologie überhaupt, hat man im Oſten, namentlich in Hochaſien zu ſuchen. Dahin weiſen alle Denkmale der Vorzeit zurück, und vorzugsweiſe dürfte zwiſchen den mythologiſchen Ueberlieferungen des germaniſchen Nordens und den heiligen Büchern der indo-perſiſchen Völkerſchaften eine unverkennbare Aehnlichkeit vorwalten. Es iſt daher das altnordiſche Mythenſyſtem nicht das Werk eines einzelnen Geiſtes, ſondern fortgeerbtes Eigenthum eines ganzen weitverbreiteten Volkes, da ſich in ihm Natur- und Sternendienſt, roher Symbolismus, ſowie veredelte mythiſche Poeſie, mit einem Worte die fortſchreitenden Epochen aller und jeder Heidenlehre wirklich offenbaren. Es iſt eine tiefgewurzelte, weitverbreitete, und deshalb vielfach ausgebildete Götterlehre. Von der Odinslehre hat man bei den ausländiſchen Gothen vielfache Spuren nachgewieſen, und Wodan wurde von allen germaniſchen Völkern göttlich verehrt; dies gilt von den Sueven, Vandalen und Longobarden, von den Sachſen, Angeln und Frieſen, und wird eben ſo auch von den nordiſchen und lettiſchen Völkern erzählt. Und nicht blos auf Odin beſchränkt ſich die Verbreitung der nordiſchen Götterlehre, man findet auch die Namen anderer Götter, des Thor, der Sif und Freya, des Baldur und Forſete bei allen Volksſtämmen im europäiſchen Norden wieder.

Digitized by Google

— Das Alter der nordiſchen Mythen verliert ſich in eine unbeſtimmbare Vorzeit, in die Zeit, wo ſich der Menſch zuerſt geiſtig zu entwickeln anfing. Mit dem Aufgange des Chriſtenthums ſchwindet aber wieder das Leben aus den nordiſchen Mythen, ſie gehen allmälig in Schrift über, und kommen unter mehr oder minder ſorgſamer Obhut der ſpätern Geſchlechter, und unter wechſelndem Einfluſſe endlich zu uns herab. — Die reinſte Kenntniß vom Glauben unſerer germaniſchen Vorfahren gewinnt man aus den noch vorhandenen Sagen und Dichtungen. Wenn indeß dem Deutſchen für die Sprache und Dichtkunſt ſeiner Vorfahren nur wenig derartige Denkmäler verblieben ſind, ſo ſind ſeine Stammverwandten, die Skandinavier, um ſo reicher, und bei ihnen reihen ſich Lieder und Sagen bis in die Zeiten des wirklichen Heidenthums hinauf. Aus Deutſchlands Fluren zogen ſich unſere eigenthümlichen Nationalgötter zu Karl's des Großen Tagen nach den rauhen Norden zurück, und welche Umgeſtaltung ſie dort erfahren, und was von ihnen mit dem uralten nordiſchen Erbgut zuſammenſchmolz, oder was dort Neues geſchaffen, das finden wir im nordiſchen Sagenthume wieder. — Man hat die Aechtheit und Unverfälſchtheit jener Lieder und Heldenſagen vielfach in Zweifel gezogen, ja ſie für Geſchöpfe des müßigen Möndsthums erklärt, und Adelung, Delius, Rühs u. A., die bekannten Beſtreiter der Aechtheit der Edda, haben die vornehmſte und reichhaltigſte Quelle für n. M. in den Spinnſtuben- und Ammenmährchen finden wollen; obwohl aber der größte Theil jener Lieder von chriſtlicher Hand aufgezeichnet wurde, ſo haben doch die tüchtigſten Alterthumsforſcher ſich längſt ſchon darüber vereinigt, daß ſie ohne weitere Entſtellung der Nachwelt überliefert wurden, und Männer, wie Thorlacius, Nyerup, P. E. Müller, Rask, Finn Magnuſen, Geijer, Mone, Graeter (in ſ. „Briefe über den Geiſt der nordiſchen Dichtkunſt und Mythologie“, und in „Ideen über die Brauchbarkeit der n. M.“), v. d. Hagen und die Gebrüder Grimm (in „Deutſche Sagen“ und „Die deutſche Heldenſage“) haben die Aechtheit und das hohe Alter der nordiſchen Schriftdenkmäler in Schriften genügend dargethan und ihre Ehre gerettet. Auch Herder erhob in Iduna laut ſeine Stimme für ſie, und Oehlenſchläger, J. Möller und L. S. Platou beantworteten eine deshalb von der Univerſität zu Kopenhagen 1800 aufgeworfene Preisfrage in der Minerva 1801 ebenfalls zu Gunſten der n. M. Urſprünglich waren jene Lieder religiöſe Geſänge, und erſt ſpäter ſpannen ſich dieſe einfachen Göttersagen immer mehr in Geſang und Sage aus, und ſtrömten in eigentlich mythiſche Dichtungen über. — Die wichtigſte Urkunde für n. M. iſt die isländiſche Edda (ſ. d.); als Quellen zweiten Ranges gelten mehrere ältere ſkandinaviſche Sagen (Sögur), und theilweiſe die altdäniſchen, altſchwediſchen und faröiſchen Volkslieder, und über die Götterverehrung des ſogenannten gotho-germaniſchen Stammes geben außer Julius Cäſar (in ſ. „Commentar. de bello gallico“) und Tacitus, auch die mittelalterlichen Chroniken einzelne Notizen. — Weiter zurück gehen aber die Nachrichten über die Götterlehre der germaniſchen Völker. Die früheſten Spuren davon finden ſich im Cäſar und Tacitus. An ſie knüpfen ſich erſt wieder aus Karl's des Großen Zeitalter einzelne den Norden betreffende Geſchichtsſchreiber, doch können ſie nur als Geſchichts-, nicht als mythologiſche Quellen gelten, da ſie der Zeit des heidniſchen Cultus ſchon zu entfernt lebten, es ihnen auch hier und da an Nachrichten fehlte, und jene Götzenverehrung in den Augen vieler zu abſcheulich da ſtand, als daß ſie dieſelbe von einer freundlicheren Seite hätten darſtellen ſollen. Wir erwähnen unter ihnen: Paul Warnefrid (vor 800), Fl. Alcuin (ſt. 804), Adam von Bremen (ſt. 1076), Saxo Grammaticus (ſt. 1203), und Snorre Sturleſon (ſt. 1241). Die beiden letztern liefern uns eine hiſtoriſche Erklärung der Mythen, und laſſen die Aſen, ein Göttervolk, einwandern. Bei jenem kam Odin, den er zu einem Betrüger mit dämoniſchen Kräften verzerrt, von Byzanz, dem Sitze des griechiſchen Göttercollegiums; bei dieſem nehmen die Aſen, um nicht ganz in Nebel zu zerrinnen, ebenfalls Fleiſch und Bein an, und kommen von den Ufern des Tanais und Don, von wo er als alaniſcher Fürſt von den Römern aus ſeinem Beſitzthum verdrängt, mit ſeinem Gefolge dem Norden zuwandert, nachdem er das Reich ſeinen Brüdern Vile und Ve übergeben hat, und mit ſeinen Söhnen ſich endlich alles Land von

Digitized by Google

Upſala bis zum Tanais unterwirft. Indeß lag eine ſolche Erklärung dieſer nordiſchen Mythen ſchwerlich ganz ſo in der Vorſtellungsart des Dichters und Volkes, von denen ſie urſprünglich ihre Nachrichten genommen haben. Man erkennt aus den erſten Büchern der Heimskringla des Snorre, bei der Beſchreibung der Lage der Länder und Welttheile weniger die eigene Erfahrung des Nordländers, als eine aus Büchern geſchöpfte Gelehrſamkeit, und es fehlt wenig, daß nicht die ganze Erzählung von der aſiatiſchen Einwanderung im Norden als eine gelehrte Conjunctur erklärt werden könnte, wie vieles andere, was die Chronikenſchreiber des Mittelalters aus einer eingeſchränkten und mißverſtandenen Lectüre hernahmen; allein der entſcheidendſte Beweis vom aſiatiſchen Urſprung der nordiſchen Götter liegt in der nordiſchen Götterlehre ſelbſt. Nicht blos einzelne Züge, wie die Erinnerung an goldführende Flüſſe, große prächtige Säulenpaläſte, Tempel u. ſ. w. beweiſen dies, ſondern die ganze Weltanſchauung hat ſich unter einem ſüdlicheren Himmel gebildet. Die doppelte Vorſtellung von einer Religion des Lichts und der Finſterniß, von einer Wohnung der Böſen und Ungeheuer, und einer Heimath der Seligen, konnte ſich ſchwerlich im eigentlichen Norden ausbilden, und gründet ſich eher auf die Unbekanntſchaft ſüdlicher Völker mit dem Norden, wie z. B. in der Mythologie der Griechen und Römer der Norden eben ſo vorgeſtellt wird. — Die Sprache der Eddalieder iſt die einſt dem ganzen ſkandinaviſchen Norden gemeinſame, ſogenannte norräniſche oder altisländiſche Sprache. Die Urſache, warum ſich dieſe Sprache auf Island fortdauernd erhielt, iſt die, daß ſie dort durch eigene Literatur frühzeitig feſtgeſtellt wurde, wozu der reiche Inhalt mündlicher Ueberlieferung das Meiſte beitrug. Denn unter allen Skandinaviern waren ſeit der Mitte des 9. Jahrhunderts vorzugsweiſe die Isländer im Beſitz der alten nordiſchen Sagen, und es haben ſich die altheidniſchen Lieder der Edda unter ihnen auch in glücklicher Abgeſondertheit und bis zur Einführung der Schreibekunſt erhalten.

Fragen wir nun nach dem geiſtigen Gehalte der nordiſchen Mythologie, ſo gilt auch hier der Grundſatz, daß Religion das Princip aller Mythen ſei. Auch im Norden war der Grund der Mythen einſt Form des religiöſen Denkens und Glaubens, und Bild der Gefühle, durch welche der Menſch ſich zu Gott erhob. Die Idee der Gottheit ſpricht ſich ganz deutlich aus in der Mythenlehre des Nordens, und deshalb hat dieſe vor den Mythenlehren anderer Völker viel voraus. Sie unterſcheidet ſich von der poetiſchen Seite von der der Griechen beſonders durch ihre hohe Einheit. Während die Götter- und Heldenwelt der Griechen ſich allmälig in die Menſchenwelt verliert, erhält die nordiſche Götterlehre durch die letzte Kataſtrophe, auf die alles prophetiſch hindeutet, einen vollkommenen Schluß. Sie iſt ein abgerundetes Ganze, ein einziges fortgehendes großes Natur- und Heldengedicht. In geheimnißvollen Sprüchen und weiſſagenden Geſängen ſtrömt aus der Edda, wie aus einer Quelle eine geiſtige Naturverehrung hervor, welche den ſinnlichern Griechen fremd war; man könnte dieſe das reinere, unverdorbenere, ernſte und ſtrenge Heidenthum nennen, dasſelbe, welches auch unſere germaniſchen Vorfahren beſeelte. Was die kunſtvolle und geiſtreiche Entfaltung und die Schönheit der äußern ſinnlichen Geſtaltung und Form anlangt, kann keine andere Mythologie, Poeſie und Kunſt mit der griechiſchen verglichen werden, aber die innere Naturanſicht derſelben, ihr eigentlicher Grundgedanke, ſteht der nordiſchen Edda weit nach. Die Verehrung der Elemente, überhaupt der reinere geiſtigere Theil des alten Naturglaubens bildet den weſentlichſten Theil der nordiſchen Götterlehre, während der bei den Griechen allgemein herrſchende Materialismus, welcher die Welt aus Atomen oder dem Chaos entſtehen läßt, die Natur in ihrer unerſchöpflichen Zeugungskraft als ein unendliches Thier begreift. Allerdings iſt die nordgermaniſche Götterlehre auch tragiſch, allein dieſes Tragiſche wirkt um ſo inniger und ſanfter, weil es wieder mit Allem, was die Liebe Zartes und Schönes, die Natur Großes und Freudiges, das Heldenthum Fröhliches und Muthiges hat, verwebt iſt. Wir wollen nach dieſen kurzen Bemerkungen über Aechtheit der nordiſchen Mythologie, über Beſchaffenheit ihrer Quellen und über ihren eigenthümlichen Geiſt und Charakter verſuchen, ein Bild der nordiſchen Götterlehre ſelbſt zu entwerfen, und nach den Grundgedanken der n. M.: Entſtehung,

Digitized by Google

Leben im Kampf, Tod und Wiedergeburt, die Begriffe der Skandinavier vom Leben des Alls und ihrem Weltenſyſtem, ihre Kosmogenie und Aſalehre, oder das Leben, den Kampf und Untergang ihrer Götter und Helden durchgehen.

Aus den beiden Edden geht mit Beſtimmtheit hervor, daß die nordiſchen Völker ſchon in den älteſten Zeiten mehrere Welten angenommen haben, welche ſcheibenförmig über einander lagen, und durch Luft-, Aether-, Feuer-, Dunſt-, Reif-, Eis- oder Nebelſchichten von einander abgeſondert waren. Rings vom unermeßlichen Ocean eingeſchloſſen und von Flüſſen und Seen überall durchſchnitten, liegt in der Mitte der Welt die Erdſcheibe. Die bewohnbare Erde heißt Mannheim, der mittelſte Theil derſelben, den die nordiſchen Völker ſelbſt zu bewohnen glaubten, aber Midgard (Erdenburg), und iſt von hohen Felſenwänden und Bergen eingeſchloſſen. Innerhalb der dicken Erdſcheibe wohnen die Zwerge oder Schwarzelfen, welche edle Steine und Erze bereiten, und überhaupt die beſten Metallkünſtler ſind. Ihr Reich heißt Svartalfaheim; ſie kommen nie an das Tageslicht. Neben den Menſchen wohnen auf der Erde noch geiſtigere Weſen, die Joidien und Elfen, welche die Natur pflegen, die Vättur, die das Land beſchützen, und andere Wald- und Berggeiſter. Nur geiſtig vertraut mit den Menſchen und unſichtbar ſind aber gewiſſe irdiſche Schutzgeiſter, Fylgien, Hamingien, Geburtsgöttinnen, Todesgenien. Das Weltmeer ſcheidet die Länder der Menſchen von denen der Joten (Rieſen) ab, und wird von einem Gott Aegir oder Hler beherrſcht, der mit ſeiner Gattin Rana die lieblichen Wellenmädchen zeugte, die den Schiffbrüchigen beſchützen. Den Meeresgrund aber bewohnt die ungeheure Midgardsſchlange Jormungandur, welche die ganze Erde umſchlungen hält. Jenſeits des Oceans wohnen die Rieſen, ihr Reich iſt Jotunheim, kahl und öde und von Eisgebirgen umgrenzt. Die Hauptſtadt von Jotunheim iſt Utgard, wo der finſtere Utgardlocke thront. Ueber Jotunheim hinaus auf der entgegengeſetzten Seite liegt Udáins Akur, das unbekannte Land der Unſterblichkeit. So bildet die Erde mit allem, was ſie umgibt, ein lebendiges Ganze, den Körper einer allnährenden Gottheit, der Weltmutter Jörd oder Hertha. Senkrecht nun über der Erdſcheibe und höher als die Wolken, iſt die Wohnung der Götter, die Götterwelt, Godheim; der Luftkreis, in welchem die Wolken ſchweben, iſt die Heimath der Wanengötter (Wind- und Luftgötter), und heißt Wanaheim oder Windheim. Die ganze obere Welt ſammt der Erdſcheibe wird vom Tage und von der Sonne erleuchtet; wenn die Nacht über den Himmel fährt, ſo folgt ihr der leuchtende Mond mit den unzähligen Himmelslichtern. Die Sonne iſt mit einem glänzenden Schilde, Svalin (Kühler), bedeckt, ohne welchen von ihrem Feuer ſonſt die Erde verbrennen und das Meer austrocknen müßte. Sonne und Mond eilen ſchnell über den Himmel, denn zwei Rieſen, Skoll und Hati, verfolgen ſie unaufhörlich; Skoll will die Sonne, und Hati den Mond verſchlingen. Von der Erde wölbt ſich zum Himmel eine prächtige Brücke, welche Bifröſt oder Regenbogen heißt; auf ihr ſteigen die Götter zur Erde nieder. In Godheim liegt die Götterſtadt Asgard, wo die himmliſchen Götter oder Aſen in goldenen und ſilbernen Paläſten thronen. Jeder Aſe hat ſeine Eigenſchaft und ſein Amt und wirkt und waltet darin mit Willkür und Macht. Täglich berathen ſich gemeinſchaftlich die Götter über das Heil der Welt und das Wohl und Wehe der Menſchen, müſſen ſich aber zugleich ſelbſt vor ihren gefährlichen Feinden, den Rieſen, durch Klugheit und Gewalt ſicher ſtellen. Um Asgard liegen ſchöne Gegenden und prächtige Haine, und eine große Ebene, Idavöllur, wo zu eigener Uebung und der Göttinnen Luſt die Götter mit den Einherien (den Geiſtern der erſchlagenen Helden), Kampfſpiele halten. Ueber Godheim und dem Sternenhimmel liegt Gimle, die Aetherwelt, der Aufenthalt der Seligen, und zwiſchen beiden die Welt der Lichtalfen, Liósalfarheim. Ganz oben iſt Muspellheim, der Flammenhimmel, wo Surtur der Unbegreifliche, der Allvater herrſcht, der Alles erſchaffen hat, Alles beherrſcht und einſt auch zerſtört durch Feuer, damit es neu und vollkommener erſtehe. Ein trauriger Aufenthalt aber iſt Helheim oder Niſlhel, das finſtere Gebiet der Todesgöttin Hela. Es liegt auf der Erde an den äußerſten Grenzen Jotunheims, und iſt eine lange ſchaurige Halle, wo alle, die nicht in der Schlacht fielen, neben Verbrechern, Mördern und Meineidigen

Digitized by Google

ſchmachten, während die im Kampfe Gebliebenen in Walhalla bei den Göttern wohnen. Außerhalb Helheim liegt Niſlheim, die Welt der Trägheit und des Erſtarrens, wo ſchwere Nebel ziehen und Kälte und Dunkel herrſcht, und wo aufgelöſt in ihr Element ſeit der Weltſchöpfung ſchon die Hrymthurſen oder Reifrieſen ruhen. Hier liegt auch der Verdammungsort, Näſtrönd, wohin alle Böſen aus Helheim wandern müſſen. Ueber ganz Niſlheim gebietet Hymur, er wird einſt die Hrymthurſen erwecken, dieſe werden ſich mit den Flammengöttern aus Muspellheim vereinigen und die ganze Welt zerſtören, Näſtrönd aber, mit dem Abgrunde Hvergelmir, der die Böſen aus Helheim aufnimmt, in welchem der Schlangenkönig Nidhöggur hauſt, und worüber ſich eine Decke aus Schlangenköpfen wölbt, die ihr Gift nach Innen ausſtrömen, wird nicht mit untergehen, ſondern ewig bleiben, wie Gimle das nordiſche Elyſium. Aus dieſer Weltanſchauung iſt nun die Mythe von dem ungeheuren Weltbaume, der Eſche Ygdraſill entſtanden, die alle Räume umfaßt, in deſſen Wipfel die Wolken als Blätter und die Sterne als goldene Früchte hängen, und deſſen Wurzeln in die tiefſten Tiefen dringen. Sie ruht auf 3 Stämmen, die zu den Aſen, den Menſchen und Hrymthurſen reichen. Unter dem erſten Stamme fließt die Quelle der Zeit, unter dem andern die Quelle der Weisheit, und der letzte wurzelt auf dem Schlangenpfuhl Hvergelmir. Hier muß der Baum untergehen, während ihm dort Nahrung zufließt, — denn Gutes und Böſes liegt in der Welt in ſtetem Kampfe. Ygdraſill iſt mit dem Beginn der Zeit entſtanden, ſeine Wurzeln ſind die Wurzeln der Schöpfung, und ſein Ende das der ganzen Welt. Er wird einſt Rinde und Blätter verlieren, aber nachmals friſcher und herrlicher wieder aufgrünen.

Ehe aber dieſes alles war, vor dem Beginne der Zeiten, ehe Himmel, Erde und Meer, und Götter und Götterſöhne waren, war der Allvater, der Ewige, Unwandelbare. Unter dem Ewigen ſank in ſich ſelbſt ein endloſer Abgrund, Ginungagap; in ihm lagen ohne Regung, Form und Geſtalt die erſten Keime der Schöpfung. Da glänzte noch kein Licht und kein Dunkel ſchattete, der Boden war grundlos, Alles verwiſcht, die Sterne mit der Erde, Luft mit Schutt, Waſſer mit Feuer, Licht mit Dunkel. Man ſah kein Himmelsgewölbe, keinen Fels, rundum war nur Nacht und Leere. Der Allvater aber blickte herab in die ewige Nacht und ſein Allmachtsblick theilte die Miſchung, des Abgrunds Rachen ſpaltete ſich, und in zwei Hälften riß gen Süden und Norden die Tiefe, und ſich ſondernd oben und unten entſtand das Reich des Lichts, Muspellheim, und Niſlheim, das Reich der Finſterniß. Zwiſchen beiden ſchwebte noch lange ein gährender Stoff, lichter als die ewige Nacht, doch ſchwärzer als das Licht, und aus ihm entwickelte ſich endlich Ymir, der Vater der Rieſen, von ſeinen Söhnen Oergelmir (der Uralte) genannt, kein Gott, ſondern bös, wie alle ſeine Kinder. Nach Ymir entſtand die Kuh Audhumla, die den Ymir nährte. Ymir's rechter Fuß zeugte mit dem linken einen Sohn mit ſechs Köpfen, und von ihm ſtammt das Geſchlecht der Hrymthurſen oder Eisrieſen. Die Kuh beleckte aber den ſalzigen bereiſten Grund, und am erſten Tage wuchſen aus ihm Menſchenhaare, am zweiten ein Kopf und am dritten ſtieg ſchön, ſtark und kräftig ein Gott, Buri, herauf. Sein Sohn Bör erzeugte mit Beſtla, der Tochter des Rieſen Bölthorn, drei Söhne, Odin, Wile und We. Dieſe erſchlugen den Rieſen Ymir, und in ſeinem Blute ertrank das ganze Hrymthurſengeſchlecht bis auf Ymir's Enkel, Bergelmir, der ſich mit ſeiner Frau auf ein Schiff rettete, und der Stammvater des neuen Hrymthurſengeſchlechts wurde. Jetzt trugen die drei Brüder den erſchlagenen Ymir hinaus in den Abgrund Ginungagap, und ſchufen aus ſeinem Fleiſche die Erde, aus den Knochen Felſen, aus dem Schädel den Himmel und aus dem Blute Meer und Flüſſe. Aus den Haaren des Rieſen erwuchſen die Bäume, und das Gehirn in die Luft geworfen, zerfloß in hartmüthige Wolken. Und die drei Mächte nahmen Strahlen und Funken, welche aus Muspellheim's Flammenwelt ſich löſten und ausgeworfen wurden, und ſetzten ſie in den Raum oben und unten; ſo entſtanden Sonne, Mond und Sterne, denen die Mächte ihre Stätte anwieſen und die Tages- und Jahreszeiten ordneten. Der Strahl der Sonne erwärmte jetzt das kraftloſe, kalte Geſtein, und es keimten aus der Erde grüne Gewächſe hervor. Jetzt ſchuf Odin weiter aus dem Erdenſtaub

Digitized by Google

Zwerge, ſetzte unter jede Ecke des Himmels einen, Auſtri nach Oſten, Veſtri nach Weſten, Sudri nach Süden und Nordri nach Norden. Die übrigen Zwerge drangen in die Gebirge und pflanzten ſich hier fort. Die ſchaffenden Mächte ſelbſt wählten ſich ihren Aufenthalt über der Welt, im Himmel, hier erbauten ſie Asgard, die Götterſtadt, und eine Brücke vom Himmel zur Erde, Bifröſt, welche die Menſchen den Regenbogen nannten. Nach Vollendung der Brücke ſtiegen die Götter auf die Erde herab, fanden am Meeresgeſtade zwei Bäume, die Eſche und Erle, und bildeten daraus die erſten Menſchen, Odin gab ihnen Seele und Leben, Wile Verſtand und We warmes Blut und blühende Geſichtsfarbe. Der Mann wurde Ask (Eſche), das Weib Embla (Erle) genannt; ſie waren die Stammältern des Menſchengeſchlechts, welches von nun an in Midgard (Erdmitte) wohnte. Um aber die Menſchen vor den Rieſen in Jotunheim zu ſchützen, wurde die Erde mit dem tiefen Ocean umgeben, und Midgard dadurch von Jotunheim geſchieden. An den Nordpol ſtellten endlich noch die Götter einen Rieſen mit Adlerſchwingen, den Hraſvelgur, der den Winter und die Stürme ſchickt, und an den Südpol den Svaſudur, der den Sommer erzeugt. — So war die zeitliche Welt geordnet. Das irdiſche und das Götterleben entwickelte ſich und trat in wechſelſeitige Beziehung, die Natur wirkte nun nach ihren geheimen Geſetzen, alles bildete vereint wirkend ein großes Ganze und das Weltendrama konnte beginnen.

Was die Abkunft, das Verhältniß und Leben der einzelnen Götter im Allgemeinen anlangt, ſo verweiſen wir hier auf die Artikel Odin und Thor, und führen hier nur noch folgende Aſen auf. Das Wort As (Ans) bedeutet Gott, und ſo werden in der n. M. die Götter im Gegenſatz zu den Rieſen, Zwergen, Wanen und Menſchen genannt. Nach Vollendung der Schöpfung des Menſchen verſchwinden von den drei ſchaffenden Mächten Wile und We gänzlich vom Schauplatze und es bleibt nur noch Odin übrig. Um und neben ihn geſellen ſich jedoch noch eine Menge anderer Götter und Göttinnen in der nordiſchen Mythenlehre, ohne daß das Entſtehen und Herkommen aller erklärt wird. Eine beſtimmte Rangordnung gibt es unter den nordiſchen Göttern nicht. Sie ſelbſt ſtehen unter der Herrſchaft des Allvaters, müſſen ſich dem Schickſale fügen, und ſind gewiſſermaßen Werkzeuge einer höhern Macht. Höher als die Aſagötter ſtehen noch die Nornen, die Göttinnen der Zeit und des Schickſals; ſelbſt Odin muß ſich ihrem Ausſpruche unterwerfen. Die Aſagötter kamen oft auf die Erde herab in verſchiedenen Geſtalten, und mit gutem und üblem Vorhaben, ſonſt aber war ihr ſteter Aufenthalt Asgard, wo jeder ſeinen Palaſt hatte. Asgard war in zwei Hälften getheilt, Walhall, die Wohnung der Götter (Aſen), und Wingolf, die Wohnung der Göttinen (Diſen oder Aſynien). Außerhalb Asgard lag Thrudheim, Thors Gebiet mit dem Palaſte Bilskirnir, und am Anfange des Regenbogens hat ſich Heimdall ſein himmliſches Schloß, Himminbiörg erbaut. Das gemeinſame und wichtigſte Geſchäft der Aſen iſt, täglich unter die Eſche Ygdraſil zum Gericht (Thing) zu reiten. Es machen aber nur 12 Aſen: Thor, Baldur, Niord, Freyr, Tyr, Braga, Heimdall, Widar, Wali, Uller und Forſete den Staatsrath des oberſten Gottes Odin aus. Die Stammältern der geſammten Aſagötter ſind Odin und ſeine Gemahlin Frigga, als Symbol der Erde auch Jörd (d. i. Hertha) genannt. Sie kennt alle Schickſale der Menſchen, offenbart ſie aber nicht, und wird ſelbſt von Odin zu Rathe gezogen. Sie verſteht auch die Sprache der Thiere und Pflanzen. Reichthum und Gewerbe ſtehen unter ihrem beſonderen Schutze. Sie fährt auf einem goldenen, mit zwei weißen Katzen beſpannten Wagen einher. Ihr Sohn Baldur iſt der liebenswürdigſte aller Götter, das Bild der männlichen Schönheit, und beſitzt unter allen Aſen am meiſten Sanftmuth und Wohlredenheit. Sein Tod iſt Vorbote des allgemeinen Weltunterganges, und deshalb ſtellen ihm die Geiſter der Unterwelt unaufhörlich nach. Ein zweiter Sohn Odin's und Frigga's iſt Braga, der Gott der Sprache, Beredtſamkeit, Dichtkunſt und des Geſanges. Seines Beiſtandes bedürfen die Dichter und Weiſen, hauptſächlich die Könige. Nach ihm heißt auch die Dichtkunſt Bragur. Er iſt der erſte Dichter, und ſeine Weisheit und Geiſtesſtärke bewahren ihm die Zauberru-

Digitized by Google

nen, die in ſeine Zunge gegraben ſind. Obwohl in Greiſengeſtalt mit ſchneeweißem, bis zum Gürtel wallendem Bart, ſingt er doch in ewig jugendlicher Begeiſterung zur goldenen Harfe. Seine Gemahlin iſt Idunna, die Göttin der Unſterblichkeit. Sie trägt in einer Schale die goldenen Aepfel, welche Götter und Einherien zu immerwährender Verjüngung genießen. Unter den Liebesgöttinnen erſcheint Freya als erſte und als Göttin reiner Liebe. Sie iſt die Tochter Niord's und eigentlich Mondgöttin, aus dem Stamme der Wanen und Luftgeiſter, findet beſonders Wohlgefallen an Liebesgeſängen, liebt den Frühling und die Blumen, und iſt vor allen den Elfen hold. Sie empfängt in Walhalla alle edlen und ſchönen Frauen in ihrer himmliſchen Wohnung Folkvangur. Ihr Gemahl Odur zog fern über Land, und darum, wenn der Mond einſam am nächtlichen Himmel ſteht, weint ſie goldrothe Thränen. Ihre beiden anmuthigen Töchter, Hnoſſa und Gerſemi, ſchließen ſich ebenfalls an die Liebesgöttinnen an, deren drei genannt werden: Siofna, welche die Herzen zur Liebe bewegt, Lofna, die Göttin der Brautnacht, ehelichen Eintracht und Liebe, und Wara, die Göttin der Verlobungen; ſie ſtraft den Bruch der Treue. Außer dieſen erſcheinen im Gefolge der Freya: Snotra, die Göttin des Witzes und der Schamhaftigkeit, und Gefion, die Göttin der Unſchuld. Als Bruder der Freya nennt die Edda den Freyr, den jugendlich ſchönen Sonnengott, der über Sonne und Regen gebietet, den Ernten vorſteht, und überhaupt Allem, was auf Erden wächſt, und der Erde Fruchtbarkeit ſpendet. Er thront mit ſeiner ſchönen Gemahlin Gerda, der Tochter des Rieſen Gymir, in welcher das Nordlicht ſymboliſirt iſt, in Alfheim, unter ihm ſtehen die Lichtalfen, ihm gehören auch der goldhelle Eber Gullinburſti, das uralte Symbol der nordiſchen Sonne. In Schweden ſtand ſein Haupttempel zu Upſala, wo er mit Thor verehrt wurde. Saga war die Göttin der Sage und Geſchichte, täglich geht Odin zu ihr, um ihrer Lehre und Rede zu horchen und aus goldenen Schalen Weisheit zu ſchlürfen. Hlyn, auch Lyna genannt, war die Göttin des Mitgefühls, hülfreich und wohlwollend richtet ſie den Gebeugten auf und theilt ſeinen Kummer. Bei Baldur's Tode mildert ſie ſelbſt den Schmerz der Götter. Unter den Himmliſchen hat ſie keinen Gemahl. Niord, der Gott der Winde, des Regens, Beherrſcher des Feuers und Waſſers, trat an die Stelle des alten Naturgottes Kari; er ſtammte aus Wanaheim, wurde aber in den Aſenhimmel nebſt ſeinen Kindern Freyr und Freya aufgenommen, und wohnte hier im Palaſt Noatum. Handel, Fiſcherei, Seeräuberei und Jagd (beſonders nach Beute in der Luft) ſtehen unter ſeinem Schutze, ebenſo die Tempel und Opferſtätten. Er ſtand der alten Herbſtfeier vor. Seine Gemahlin war Skade, aus dem Geſchlecht der Rieſen; ſie wurde nach ihrer Vermählung unter die Aſen aufgenommen, und mit der Herrſchaft über die Orkane und Frühlingsſtürme beſchenkt. Sie gilt auch als Göttin der Jagd. Tyr, ein Sohn Odin's und der Frigga, klug und kühn, war nicht eigentlich Gott des Krieges, wurde aber in den Schlachten angerufen. An Kampf und Krieg hat er ſeine Luſt und Freude. Er allein unter den Aſen hatte den Muth, den immer größer werdenden Fenriswolf zu füttern, verlor durch kühne Aufopferung ſeinen rechten Arm im Rachen deſſelben, und bewies ſich auch ſieghaft im Kampfe mit dem Höllenhunde Garmur. Er iſt überhaupt das Sinnbild beſonnener Aſenkraft und ſittlicher Gewalt. Forſete, der Beſchützer des Friedens, der Eintracht und Verſöhnlichkeit. Götter und Menſchen kennen keinen gerechteren Richter. Sein himmliſcher Palaſt heißt Glitnir, mit einem Silberdache von goldenen Säulen getragen. Sein vor Alters weitberühmtes Heiligthum ſtand auf der Inſel Helgoland, daher nach ihm auch Forſeteland geheißen. Uller, Sohn der Sif, Stiefſohn des Thor und Bruder des Baldur, war der nordiſche Wintergott, ſchön von Geſtalt, aber kriegeriſch, der beſte Bogenſchütz und Schneeſchuhläufer. Zweikämpfer und Jäger bedürfen ſeinen Beiſtand. Er wohnt in Ydalir, dem ſtarren Winterhimmel. Wali, Sohn Odin's (Himmel), und Rinda's (die kalte winterliche Erde), war der Gott des Frühlings; ſein kryſtallhelles Schloß heißt Walaskialf. Er ſiegt über den blinden Hödur (Winterdunkel), und iſt Rächer des Baldur (Sommer). Widar, der verſchloſſene, ſchweigſame Aſe, Sohn Odin's und der Rieſin Gridur; er trägt einen mächtigen Eiſenſchuh, womit er alles zer-

Digitized by Google

malmen kann, ſchreitet auf Wind und Waſſer einher, und iſt faſt ſo ſtark wie Thor. Sein Gebiet in Asgard heißt Landivi. Hödur, Sohn Odin's und Frigga's, der blinde, aber aber ſtarke Aſe, Baldur's unglücklicher Mörder, iſt das Sinnbild der Finſterniß und verſtandloſen, blinden Gewalt. Heimdall, Wächter des Himmels und der Natur, weiſe, groß und heilig, wohnt auf der Wölbung der Götterbrücke, im Palaſt Himminbiörg. Von hier aus wird ihm Alles offenbart. Darum bedarf er weniger Schlaf als ein Vogel, und ſieht bei Tag und Nacht gleich ſcharf und wohl hundert Raſten weit; ja er hört ſelbſt das Gras und ſelbſt die Wolle auf den Lämmern wachſen. Bei der leiſeſten Gefahr muntert er die Aſen zur Vorſicht auf, indem er in das Giallarhorn ſtößt. Beſonders bewacht er die Brücke Bifröſt gegen die Einfälle der Joten. Unter den Namen Rigr wandelte er einſt auf Erden, und ſetzte die 3 Stände, die Sklaven, Freien und Edeln ein. Seitdem wird er der Stammvater der nordiſchen Geſchlechter genannt. Sein ſtrahlendes Roß iſt Gulltopur und ſein Schwert Höfut. Ihm wurde im Norden das ſogenannte Mitſommernachtsfeſt gefeiert. Hermod iſt der flüchtige Götterbote, Gott der Rieſen, Sohn des Odin, der Hüter von Walhalla, er begrüßt die abgeſchiedenen Helden und führt ſie in Walhalla ein. Eyr, die Göttin der Heilkunde, heilt die Einherien und in der Schlacht Verwundeten und erweckt ſie wieder zum Leben. Syn, die Thürhüterin und Schöppin in Wingolf, verſchließt vor jedem Unbekannten die Pforten, und iſt bei allen Rechtsſtreiten, wo ein Reinigungseid zu ſchwören iſt. Zu den Mittelweſen der n. M. gehören: Mimir, wahrſcheinlich aus dem Jotengeſchlechte; er führt die Herrſchaft über das Nordmeer, ſchöpft täglich aus ſeiner Quelle an der nördlichen Wurzel Ygdraſills tiefe Weisheit und die Kraft der Weiſſagung, und Odin ſelbſt gab für einen Trunk aus dieſer Quelle eins ſeiner Augen hin. Bei einem Streite der Aſen und Wanen erſchlugen die Wanen den Mimir und ſchickten ſein Haupt dem Odin, der es unverweslich machte und von ihm ſeitdem die tiefſte Weisheit hört. Aegir oder Hler, ein Sohn des Urſtoffs, Bruder der Luft und des Feuers und Gott des Meeres, dient den Ocean in ſeiner Größe und Milde zu bezeichnen. Seinen Sitz hat er auf der Inſel Leſſö (Hles-ey) im Kattegat. Seine Gattin iſt Ran und ſeine neun Töchter die lieblichen Wellenmädchen. Ran ſtammt aus dem Rieſengeſchlecht, iſt wild, häßlich, und als Gegenſatz zu Aegir die tückiſche, feindliche Macht des feuchten Elements. Sie fängt in einem Netze alle, welche Schiffbruch leiden, daher heißt in der alten Dichterſprache, auf dem Meere ſterben „zu Ran fahren“. Locke war urſprünglich die Feuergottheit des älteſten Nordens. Später erkannte man zwei Gottheiten dieſer Art, weil man ein unterirdiſches, vulkaniſches und ein himmliſches, meteoriſches Feuer unterſchied. Jener Locke erhielt nun den Namen Utgard-Locke und die Herrſchaft über die unterirdiſchen Dämonen und Rieſen, und hatte ſeinen Sitz in Utgard, einer nordiſchen Unterwelt. Der andere Locke hieß dagegen Aſa-Locke, kam zu den Göttern und blieb fortan das Bindeglied zwiſchen Himmel und Hölle. Er ſpielt, obgleich ſelbſt kein Gott, unter den Göttern eine bedeutende Rolle. Schön und klug, aber ohne Kraft und Güte iſt er im Kampfe der Aſen und Joten das Werkzeug der Nornen, vermittelſt deſſen der einſtige Untergang der kämpfenden Mächte herbeigeführt werden ſoll. Liſt und Bosheit iſt daher eine nothwendige Bedingung von Aſa-Locke's Daſein. Die Unterwelt betrachtet ihn als eine Art Geſandten am Götterhofe, der über ihr Heil wachen ſoll und ihr zur Untergrabung der Götter heimlich beiſteht. Locke iſt daher der ſtete Verläumder, Treuebrecher und Betrüger der Oberwelt, der die Aſen oft verführt und ſich über das durch ſeinen Rath herbeigeführte Unheil freut. Hela, die Tochter Utgard-Locke's, iſt die Göttin der Finſterniß und des Todes, von den Aſen in Helheims Tiefen hinabgeſtürzt. Sie herrſcht über das Reich der Todten, die durch Alter und Krankheit dahingerafft wurden. Ihr Palaſt heißt Elend, ihr Tiſch Hunger, Aufzehren ihr Meſſer, Spätkommen ihr Knecht, ihre Zofe langſam; einfallender Sturz iſt ihre Schwelle, ihr Bett Bekümmerniß und langwierige Seuche. Sie ſelbſt iſt ſcheußlich anzuſehen, ein Gemiſch von Leben und Verweſung. Sie iſt die unverſöhnlichſte Feindin der Götter, und offenbart ſich dem Menſchen in Träumen, beſonders bei Todesnähe.

Digitized by Google

Da die ſämmtlichen Aſagötter bei der letzten großen Naturrevolution zu fallen, oder nach dem Ausdrucke der Edda zu „verdämmern“ beſtimmt ſind, ſo hat ſie Allvater in einen ſteten Kampf mit den Rieſen verwickelt, und in ihre Mitte das böſe Princip geſetzt, welches an des Weltbaumes Wurzeln nagt. Die innerhalb der Götterwelt ſelbſt wirkende Gegenpartei bilden Locke und ſeine Abkömmlinge, der Fenriswolf und Andere dem Rieſengeſchlechte entſtammte Gottheiten; die äußere: die Weltſchlange Jormungadar und Hela mit ihrer Todtenſchaar und die Hrymthurſen und Joten. Die Kämpfe zwiſchen den Göttern und Rieſen ſind von mancherlei Art, geiſtige Wettſtreite in Weltklugheit und Räthſelweisheit, in der Kunde der Vorzeit, in Zauberei; dieſe hat meiſt Odin ſelbſt abzuthun; außerdem auch Wettſtreite in äußerer Geſchicklichkeit, in phyſiſcher Kraft und Gewalt, meiſt von Thor ausgeführt. Zu ſolchem Widerſtreit der Kräfte oder Anlagen gibt es ſtets beſondere Urſachen, die gewöhnlich Locke herbeigeführt. Dieſelben ſind oft von tragiſcher Art, oft recht ergötzlich und ſcheinbar vortheilbringend für die Götter, aber immer in böſer Abſicht erſonnen. Da indeß die Götter oft Unwürdiges üben, heilige Eidſchwüre brechen und den Sieg nur durch ſchändliche Verrätherei erwerben, ſo erreicht ſie endlich die ſtrafende Hand der Nornen. Zwar gelingt es ihnen, ihren ärgſten Feind, den ungeheuren Fenriswolf, mit einem Zauberbande zu feſſeln, aber Baldur wird endlich durch den blinden Hödur auf Anſtiften Locke's mit dem zauberiſchen Miſtelzweige bei einem Kampfſpiele durchbohrt und das ſchreckliche Schickſal befriedigt, denn an Baldur's Tod war nach des Allvaters Beſtimmung der Untergang der Aſen geknüpft. Mit ſeinem Falle nimmt das Erdenleben eine böſe Richtung. Locke ſelbſt ſcheint endlich mit ſich zerfallen, eine ſtille Raſerei bemächtigt ſich ſeiner, und er ſucht die Götter zuletzt durch die bitterſten und boshafteſten Schmähungen zu gegenſeitiger Zwietracht aufzureizen. Die Götter erzürnt über ſeine Bosheit, ergreifen ihn endlich, führen ihn in eine Berghöhle und binden ihn hier mit den Eingeweiden ſeines Sohnes, die zu eiſernen Banden werden, an drei Felſen feſt. Eine Otter wird über ſeinem Haupte aufgehangen, die ihr Gift auf ſein Geſicht tröpfelt. Aber ſeine Gattin Sigyn ſitzt bei ihm und hält den Gifttropfen eine Schale unter. Wenn die Schale aber ausgeleert wird, ſtrömt indeſſen das Gift über Locke's Geſicht; da ſchüttelt er ſich, daß die Erde zittert, und davon entſtehen die Erdbeben. Er liegt gebunden bis zur Götterdämmerung. Bevor aber dieſe eintritt, kommen drei harte Winter, die kein Sommer trennt; die ganze Welt wird von Krieg und Blutvergießen heimgeſucht. Alles wüthet gegen einander, Unglück auf Unglück folgt bis zum Weltſturz. Da wird die Erde erſchüttert und die Berge umgeworfen, der gefeſſelte Fenriswolf reißt ſich los, das Meer gähnt über ſeine Ufer und die Midgardſchlange ſteigt hervor. Die Götter verſammeln ſich noch einmal zum Kampfe. Von Süden ſteuert der Rieſe Hrym mit den Hrymthurſen heran, Fenris fährt mit offenem Rachen hervor, ſo daß ſein Unterkiefer die Erde, der Oberkiefer den Himmel berührt. Wäre mehr Raum, ſo würde er ihn noch weiter aufſperren. Feuer funkelt ihm aus Naſe und Augen. Die Midgardsſchlange ſpeiet Gift aus, das die ganze Luft und das Meer vergiftet. Der Himmel aber ſpaltet ſich, und Muſpell's Söhne kommen reitend heraus, von Surtur dem Allverbrenner angeführt. Unter ihm bricht die Brücke Bifröſt zuſammen. Locke vereinigt ſich mit Hel's Söhnen und den Eisrieſen, um den gemeinſchaftlichen Kampf zu beginnen. Die Aſen und Einherien rüſten ſich und eilen nach der unermeßlichen Ebene Wigrid; voran Odin, mit ſeinem Goldhelm, dem Harniſch und Spieß Gungir bewaffnet So geht er dem Fenriswolfe entgegen. Thor ſtreitet an Odin's Seite mit der Midgardsſchlange; Freyr gegen Surtur. Auch der Hund Garmur, bisher an der Gnypahöhle gefeſſelt, zerreißt ſeine Feſſeln, fällt Tyr an und beide fallen im Kampfe. Thor erſchlägt die Erdſchlange mit ſeinem Hammer, fällt aber todt nieder von dem Gifte, das ſie gegen ihn ausgeſpieen. Auch Odin kämpft lange, wird aber endlich vom Wolfe verſchlungen. Dieſen tritt nun, den Vater rächend, Widar mit ſeinem Schuh, reißt ihm den Rachen auf und erſticht ihn. Zuletzt fallen Heimdall und Locke im Zweikampfe. Die Sonne wird ſchwarz, die Erde ſinkt ins Meer, vom Himmel fallen die Sterne, Rauch wallt auf und die Zeiten gehen zu Ende. — Da geht der Herr, der Alles beherrſcht, aus ſeinen Wohnungen oben

Digitized by Google

hervor, um Gericht zu halten; er endigt allen Streit und ſetzt feſt eine heilige Schickung, die immerdar dauern wird. Gute Wohnungen und böſe für die Feigen und Meineidigen werden dann noch übrig bleiben. Und aus den Wellen geht eine neue Erde hervor, die Wäſſer ziehen ſich zurück. Die Sonne, ehe ſie der Wolf verſchlungen, hat eine Tochter geboren, die in den Gleiſen der Mutter einherwandelt. Lif und Lifthraſir, Mann und Weib, haben ſich in Hoddmimirs Walde aus Surtur's Flammen gerettet. Sie nähren ſich vom Morgenthau, und von ihnen ſtammt das neue Geſchlecht, welches nun den Erdkreis bewohnen ſoll. Die Aſen aber werden wieder geboren; ſie ſammeln ſich auf Ida's Ebene, wo ihre erſte Götterburg geſtanden, und erinnern ſich der großen Beſchlüſſe aus der Vorzeit und der alten göttlichen Runen. Es werden die zu Anfang der Zeit verlornen wunderbaren goldenen Tafeln wieder gefunden, und ſo wohnen Götter und Menſchen zuſammen freudig durch alle Alter, die Uebel ſind verbannt aus der Welt, und gebrochen die Macht des Böſen.

Außer den bereits oben erwähnten Quellen über N. M. vergl. noch Prokopius von Cäſarea, Paulus Diaconus, Alkuin Wilhelm von Jumieges, Dithmar von Merſeburg. Ferner Müllers „Sagabibliothek" (Kopenh. 1817—19, Bd. 1, aus der däniſchen Handſchrift überſetzt von Lachmann, Berl. 1816); „Lange's „Unterſuchungen über Geſchichte und das Verhältniß der nordiſchen und deutſchen Heldenſage" aus Müller's „Sagabibliothek" (überſetzt, Frankf. 1832, 2 Bde.). Unter den neuern Werken: Suhr „Vom Glauben, Wiſſen und Dichtung der alten Skandinavier" (Kopenh. 1815); Nierup „Wörterbuch der ſkandinaviſchen Mythe" (aus der däniſchen Handſchrift von Sander, Kopenh. 1816); Katterfeld „Ueber die Aſalehre und ihre Anwendung" (Rudolſt. 1819); Mone „Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa" (Heidelb. 1823, 2 Bde.); Münſter „Kirchengeſchichte von Dänemark und Norwegen" (Lpz. 1823); Vulpius „Handwörterbuch der Mythologie der deutſchen und verwandten benachbarten nordiſchen Völker" (Lpz. 1826); Geijer's „Geſchichte von Schweden" (aus dem Schwediſchen, Sulzbach 1826); Legis „Fundgrube des Nordens" (Lpz. 1829, 2 Bde.; Desſelben „Alfuna" (Lpz. 1831); Finn Magnuſen's „Eddalaeren og dens Oprindelse" (Kopenh. 1824 bis 26, 4 Bde.); „Den äldere Edda overſat og forklaret" (Kopenh. 1821, 4 Bde.); „Lexicon mythologicum" (Kopenh. 1828); Berger's „Nordiſche Mythologie" (2. Ausg., 1834). Die Anwendung der N. M. in der deutſchen Dichtkunſt iſt bis jetzt noch nicht recht gelungen, und derartige Verſuche wie von Klopſtock, von Braun in ſeinem „Hermann der Cherusker" (2. Aufl., Mainz 1821); Oehlenſchläger's „Die Götter des Nordens" (Lpz. 1829); auch Gerſtenberg's „Gedicht eines Skalden" (Lpz. 1766) u. A. m., konnten ſie in dieſer Hinſicht wenig empfehlen, da dieſe Dichter theils nicht tief genug in den Geiſt der nordiſchen Mythologie eingedrungen ſind, theils ihre Sprache bei allem Schwung doch gegen die kräftige und ſinnreiche Bilderſprache der nordiſchen Mythologie zu matt bleibt.

Nordiſcher Krieg. Dieſer große Kampf, der im Norden und Oſten Europa's mit dem gleichzeitig im Weſten dieſes Erdtheils geführten ſpaniſchen Erbfolgekriege die politiſche Lage Europas gänzlich umgeſtaltete, wurde von 1700 bis 1721 geführt, und von Friedrich IV., König von Dänemark, mit dem damals noch unmündigen König von Schweden, Karl XII., begonnen. Schweden hatte nämlich durch den 30jährigen Krieg Pommern und Bremen in Deutſchland, durch den mit Polen am 23. April 1660 geſchloſſenen Frieden von Oliva auch Liefland und Eſthland erworben, hatte mit Dänemark durch den Frieden zu Kopenhagen (den 27. Mai 1660), und mit Rußland durch den Frieden von Cardis (den 21. Juni 1661) einen langjährigen Krieg ehrenvoll beendigt, hatte ſich auch, unterſtützt von Frankreich, gegen Brandenburg und Dänemark zu behaupten gewußt, und war überhaupt nach Karl's XI. Ableben (1697) die erſte nordiſche Macht, und durch dieſen Fürſten auch im Innern ſo trefflich organiſirt worden, daß die übrigen nordiſchen Mächte nur mit neidiſchen Augen auf die wachſende Größe dieſes Staates ſehen konnten. Mit Karl's XI. Tode ſchien der günſtige Zeitpunkt gekommen zu ſein, Schweden demüthigen zu

Digitized by Google

können, und Friedrich IV. ſchien es ein Leichtes, dem unerfahrenen Karl XII. jene Eroberungen wieder abzujagen. Er ſchloß mit Auguſt II., König von Polen und Kurfürſten zu Sachſen, und mit Peter I., Czaar von Rußland, ein Bündniß gegen Schweden, fiel zuerſt in das Gebiet des Herzogs von Holſtein-Gottorp, dem Vetter Karl's XII. und im März 1700 auch in Schleswig ein, wo er Tönningen belagerte, während gleichzeitig Auguſt mit ſeinem Heere in Liefland erſchien und Riga einſchloß. Karl XII. hatte indeß dieſes Ungewitter vorausgeſehen und ſich daher durch ein bereits 1699 mit Brandenburg, England und Holland erneuertes Bündniß zu deſſen Empfange vorbereitet. Niederſachſen ſchickte ſchleunigſt Truppen, England und Holland Flotten, und der junge kriegsluſtige Schwedenkönig ſchiffte ſich ſchon im Mai 1700 zu Karlskrona ein. Mit 30 Linienſchiffen und einer großen Anzahl kleiner Fahrzeuge, verſtärkt durch ein engliſch-holländiſches Geſchwader, erſchien er vor Kopenhagen, und erzwang ſchon nach ſechs Wochen die Unterzeichnung des Friedens zu Travendahl (den 8. Aug. 1700), worin Dänemark den Herzog von Holſtein-Gottorp in alle Rechte auf Schleswig wieder einſetzte, und ſich vom Bunde gegen Karl XII. losſagte. Jetzt wandte ſich Karl XII. gegen das ruſſiſche Heer, welches 80,000 Mann ſtark von dem Herzoge von Croy und mehreren Deutſchen befehligt, im October in Ingermannland eingefallen war und jetzt Narwa in Eſthland belagerte. Er ſchlug es (den 30. Nov. 1700) mit 8000 Schweden, trieb die Sachſen 1701 aus Liefland und wandte ſich dann nach Polen, welches er von Parteiungen zerriſſen fand, und daher ohne Widerſtand zu finden und ohne die Friedensvorſchläge, welche ihm der bedrängte Auguſt durch die ſchöne Gräfin Königsmark machen wollte, angehört zu haben, am 12. Mai 1702 in Warſchau einrücken konnte. Die polniſchen Truppen, die ſich unter dem Cardinal und Erzbiſchof von Gneſen, Radziejowsky, ihm entgegenſtellten, ſchlug er bald darauf bei Kliſſow (den 20. Juli 1702), und die Sachſen bei Pultusk (den 1. Mai 1703), worauf er noch im Laufe deſſelben Jahres das polniſche Preußen eroberte und am 3. Febr. 1704 die Abſetzung König Auguſt's und die Erwählung des Palatins von Poſen, Stanislaus Lesczinsky (den 12. Juli), zum Könige von Polen auf dem Reichstage durchſetzte. Am 21. ſchlug er die Sachſen an der Weichſel, nahm Danzig und Elbing, und eroberte perſönlich Lemberg. Vergeblich überfiel König Auguſt im Sept. 1704 Warſchau, Karl, der plötzlich herbeieilte, zwang ihn zum Rückzug. Mit genauer Noth rettete Graf Schulenburg durch einen meiſterhaften Rückzug die Trümmer dieſes zuſammengerafften Heeres, wurde aber am 14. Febr. 1706 vom ſchwediſchen General Renskiöld bei Frauenſtadt ſammt den mit ihm verbundenen ruſſiſchen Truppen bei Trauſtadt ſo entſcheidend geſchlagen, daß die Sachſen das ganze polniſche Gebiet räumen mußten. Karl wandte ſich nun wieder gegen die Ruſſen, die währenddem Liefland beſetzt, und in den Jahren 1701—1704 unter Scheremetew freilich immer nur mit ungeheurer, oft 10facher Uebermacht gegen die Schweden unter Schlippenpach und Kronhiört, die hier mit 2 ſchwachen Corps bei Karl's Zuge gegen Polen zurückgeblieben waren, ganz Ingermannland erobert hatten. Karl's Erſcheinen im Frühjahr 1706 jagte indeß die Ruſſen dermaßen in Schrecken, daß ſie eiligſt Kurland, Litthauen und Liefland wieder räumten, und General Ogilvi von Grodnow abzog, ſein Geſchütz in den Niemen verſenkte und über die ruſſiſche Grenze floh. Mit 16,000 Mann durchzog Karl jetzt Schleſien, unbekümmert was der Kaiſer zu der Verletzung des neutralen Gebietes ſagen würde, erſchien in der Lauſitz auf ſächſiſchem Gebiet und trieb die Sachſen bis an den thüringer Wald. Kaiſer und Reich trugen Bedenken mit dem jungen Helden anzubinden, und Joſeph I. ſchloß mit ihm im Sept. 1706 einen Vertrag, nach welchem er gegen Zuſicherung der ſtrengſten Neutralität verſprach, den Proteſtanten in Schleſien mehr Gewiſſensfreiheit als bisher zu geſtatten. Der hart bedrängte König Auguſt mußte dagegen am 24. Sept. deſſelben Jahres den ſchimpflichen Frieden zu Altranſtädt (ſ. d.) bei Lützen unterzeichnen. Darauf wandte ſich Karl Ende Aug. 1707 wieder nach Polen und rückte von hier im Frühjahr 1708 nach Litthauen vor, um den Czaar ebenfalls zu entthronen. Er ſchlug die Ruſſen unter Scheremetew am 15. Juli 1708 bei Holowczyn, drang raſch gegen Smolensk vor, um von hier auf Moskau loszugehen, ließ ſich aber durch

Digitized by Google

Vorſpiegelungen des Koſakenhetmanns Mazeppa (ſ. d.), der mit dem Czaar unzufrieden, ſich gegen dieſen erheben wollte, und Karl in der Ukräne, ein ergiebiges Land und eine Hülfe von mindeſtens 20,000 Koſaken verſicherte, verleiten, nach der Ukräne aufzubrechen. Hier fand er indeß ſtatt der verſprochenen Hülfsmittel nur eine Wüſte, und Mazeppa konnte ihm ſtatt der verſprochenen 20,000 Mann nur 7000 zuführen. Schnell nach einander trafen das ſchwediſche Heer mehrere Unfälle. Löwenhaupt, den Karl beim Beginn des Feldzuges mit 16,000 Mann aus Kurland herbeigerufen hatte, um ihn Kriegs- und Mundvorräthe zuzuführen, war durch Karl's plötzliche Aenderung ſeines Kriegsplanes vom ſchwediſchen Hauptheere abgeſchnitten worden, und wurde, als er ſich in ſtarken Eilmärſchen dieſem wieder nährte, bei ſeinem Uebergange über den Dnepr in der Nähe von Sklow, im Gouvernement Mohilew, im Oct. von Peter angegriffen und aufs Haupt geſchlagen, und konnte nur mit einigen 1000 Mann den König erreichen, während im darauf folgenden ſtrengen Winter, den Karl mit ſeinem Heere in der Ukräne verleben mußte, wo Menzikoff alles ringsumher verwüſtete, Kälte und Hunger ebenfalls das ſchwediſche Heer um mehrere 1000 verminderten. Im Jan. 1709 brach Karl mit ſeinem Heere wieder auf, um die Ruſſen vollends aus der Ukräne zu vertreiben, eroberte am 7. Wepricz und belagerte Pultawa (ſ. d.), wurde aber mit ſeinem 30,000 Mann ſtarken Heere von Peter, der mit 60,000 Mann zum Entſatz herbeieilte, am 27. Juni ſo geſchlagen, daß ſein Heer nach einem zweiſtündigen Gefechte, die Flucht in die Türkei ergriff. Während er nun von London aus Alles aufbot, die Pforte zum Kriege gegen Rußland zu bewegen, was ihm auch 1711 gelang, hatte Schweden die Folgen der Schlacht von Pultawa ſchwer empfinden müſſen. In Schweden ſelbſt ſtritten ſich zwei Parteien um die künftige Thronfolge, die des Sohnes einer ältern Schweſter Karl's des Herzogs von Holſtein-Gottorp, und die der jüngern Schweſter Karl's, Ulrike Eleonore's. Friedrich Auguſt von Sachſen und Friedrich IV. von Dänemark hatten ebenfalls wieder die Feindſeligkeiten begonnen. Jener hatte ſich ſchon 1709 wieder in den Beſitz von Polen geſetzt, dieſer war im Nov. desſelben Jahres in Schonen gelandet, hatte Helſingborg erobert, war aber am 16. Febr. 1710 vom ſchwediſchen General Steenbock bei Helſingborg geſchlagen worden. Stanislaus Lesczinsky hatte mit den in Polen noch befindlichen ſchwediſchen Truppen nach Pommern fliehen müſſen, welches es für Karl vertheidigte, und ging 1713 ſelbſt nach der Türkei, um von Karl ſich die Erlaubniß zur Abdankung zu holen, kam hier gerade zur Kataſtrophe von Bender und wurde mit gefangen. Gleichzeitig hatten ſich zu den bisherigen Gegnern Karl's noch neue gefunden. Preußen hätte gern Pommern gehabt, Mecklenburg gelüſtete es nach Wismar, Hanovers und Münſters Pläne gingen auf Bremen und Verden. Indeß verhielten ſich dieſe Mächte noch ruhig, und England, Holland und der Kaiſer beſtimmten im Haager Concert (20. März 1710), daß die ſämmtlichen ſchwediſchen Beſitzungen in Deutſchland für neutral gelten ſollten. Karl hatte indeß hierzu ſeine Zuſtimmung verweigert, und die Dänen ſich 1712 in den Beſitz von Stade, Bremen und Verden geſetzt. Steenbock ſchlug zwar dieſe am 9. Dec. 1712 bei Gadebuſch, wurde indeß von der verbündeten ruſſiſch-däniſchen Armee nach Tönningen zurückgedrängt, brannte im Vorbeigehen Altona nieder, mußte aber zur Strafe für ſolchen Frevel am 16. Mai 1713 Tönningen und ſein 11,000 Mann ſtarkes Heer übergeben. Preußen hatte Stettin beſetzt und mit dem Herzoge von Holſtein einen Sequeſtrationstractat über Stettin, Wismar und Gegend geſchloſſen, damit nicht ruſſiſche Truppen das Land beſetzen möchten. Am thätigſten war Peter während Karl's langer Abweſenheit geweſen, und hatte durch ſeine Ruſſen alle öſtlichen Beſitzungen Schwedens erobern laſſen. Schon 1709 hatte Scheremetew Liefland und Kurland unterworfen; 1710 machten ſich auch die Ruſſen zu Herren von Ingermannland, Eſthland und der Inſel Oeſel. Der 1711 beginnende Türkenkrieg ließ den Schweden nicht Zeit ſich zu erholen, denn kaum war er beendigt, als Peter in Finnland immer weiter vordrang, die Schweden unter Armfeld in zwei bedeutenden Treffen, am 6. Oct. 1713 beim Paß Palkene, und am 19. Febr. beim Dorfe Nabo in Oſtbothnien ſchlug, und in kurzer Zeit ganz Finnland und Oſtbothnien eroberte. Ebenſo erlitt die ſchwediſche Flotte unter Ehrenſtiöld bei der Inſel

Digitized by Google

Aland am 27. Juli 1714 gegen die ruſſiſche unter Apraxin, bei welcher Expedition Peter ſelbſt als Schout by Nagd befehligte, bedeutenden Verluſt. — So ſtanden die Sachen in Schweden, als Karl wieder zurückkam. Halsſtarrig im Unglück wie im Glück, erkannte er den Sequeſtrationsvertrag Preußens mit dem Herzoge von Holſtein-Gottorp nicht an, vertrieb die Preußen aus Uſedom und Wollin, und wollte eben ſeine rächenden Waffen nach Niederſachſen tragen, als König Georg I. von England, der Kurfürſt von Hanover, und König Wilhelm I. von Preußen ſich mit den Feinden Schwedens verbanden (Febr. 1715). Der erſte brachte Bremen und Verden am 7. Juli 1715 von Dänemark käuflich an ſich, und ließ zu den däniſchen Truppen eine bedeutende Hülfsſchaar ſtoßen, und letzterer belagerte am 5. Oct. mit dem verbündeten preußiſch-däniſch-ſächſiſchen Heere Stralſund. Am 21. Dec. 1715 mußte ſich dieſer wichtige Punkt ergeben, und Karl, der die ganze Vertheidigung in Perſon geleitet hatte, rettete ſich nur mit Mühe nach Schonen. Die Verbündeten nahmen jetzt ſeine Friedensvorſchläge nicht an, mit Wismar (April 1716) verloren die Schweden ihre letzte Beſitzung in Deutſchland und mit ihr die letzte Frucht von Guſtav Adolf's Siegen. Karl's Lage ließ jetzt wenig zu hoffen übrig. Er mußte die Heere mit 15jährigen Knaben ergänzen, die Flotte mit Korſaren bemannen, um Geld zu gewinnen, Münzen ſchlagen, die $^1/_{30}$ des Normalwerthes hatten. Als unterdeß Peter, der ſeine Nichte mit dem Herzoge von Mecklenburg vermählt hatte, dieſes Land beſetzte und ſeinem Vetter bedeutende Strecken in Liefland und Kurland verſprach, ſo wendeten ſich die Augen der norddeutſchen Fürſten von dem gedemüthigten Karl auf den weit gefährlicheren Nachbar, auf Rußland. Karl's Vertrauter, der Baron von Görz, glaubte dieſen günſtigen Zeitpunkt zur Rettung Schwedens benutzen zu müſſen, ſchlug ſeinem Herrn eine Ausſöhnung mit dem Czaar vor, um mit deſſen Hülfe das Verlorne wieder, und wo möglich noch etwas dazu zu gewinnen. Namentlich war es auf England und Hanover abgeſehen, indem nach Alberonis (ſ. d.) Plane das Haus Stuart auf den engliſchen Thron wieder erhoben werden ſollte. Wiewohl indeß der Plan durch etwas zu zeitige Entdeckung vereitelt wurde, ſo trat Görz doch 1718 auf einer Alandsinſel mit Peter in Unterhandlungen, um ihn zu einem Bündniß gegen Dänemark, Preußen, Polen und England zu bewegen. Der Tod Karl's, der unterdeß mit den letzten Kräften ſeiner Macht einen neuen Feldzug gegen die Dänen in Norwegen unternommen hatte, in der Nacht des 11. Dec. 1718 in den Laufgräben der Feſtung Friedrichshall aber erſchoſſen wurde, machte indeß einen Strich durch die Rechnung des feinen Diplomaten. Das ſchwediſche Heer ging nun unter Prinz Friedrich's von Heſſen Oberbefehl nach Schweden zurück, und Ulrike Eleonore wurde mit Uebergehung des Herzogs von Holſtein zur Königin ernannt. Dieſe ſchloß zuerſt unter Frankreichs Vermittelung: a) den Frieden zu Stockholm 1) mit dem Kurfürſten von Hanover den 20. Nov. 1719, wovon Schweden an Hanover die Herzogthümer Bremen und Verden, nebſt einigen kleinen Gerechtſamen gegen 1 Million Thaler abtrat, 2) mit Preußen den 1. Febr. 1720; worin dieſes Vorpommern bis an die Peene, Stettin, ſowie die Inſeln Uſedom und Wollin, gegen 2 Mill. Thaler erhielt. b) Den Frieden bei Friedrichsborg mit Dänemark am 14. Juli 1720. Dänemark gab an Schweden alles Eroberte zurück, namentlich Wismar, Stralſund, Rügen und Marſtrand, behielt aber die Hälfte des Herzogthums Schleswig, die das Haus Gottorp verlor, wogegen Schweden der Zollfreiheit im Sunde und in den Belten entſagte und 600.000 Thaler zahlte. c) Mit Polen wurde der Friede von Oliva erneuert, was jedoch erſt 1729 völlig ins Reine kam; Auguſt II. wurde als König von Polen anerkannt, bezahlte aber an Lesczinsky, welcher überdies den königlichen Titel beibehielt, 1 Mill. Thaler. Mit Rußland dauerte indeß der Krieg noch fort, weil Schweden ſich weigerte, ihm die verlangten Ländereien abzutreten. Um ſeinen Forderungen Nachdruck zu geben, landete Peter ſelbſt im Juni 1719 mit einer Flotte von 30 Kriegsſchiffen, 120 Galeeren und 100 kleineren Fahrzeugen auf den Alandsinſeln, und ließ von hier aus die ſchwediſche Küſte (Weſtbothnien) auf das barbariſchſte verwüſten. Die Ruſſen verbrannten, verheerten und plünderten 8, nach Andern 13 Städte, unter ihnen Norköping, Nyköping, Norrtelge, Oeregrund und Oeſthammar, 1361 Dörfer, 141 Meierhöfe

2 Kupfergruben und 14 Eiſenwerke, mordeten Menſchen und Vieh, und Stockholm wär beinahe verloren geweſen, hätte nicht ein ſchwediſches Streifcorps den plündernden Haufen zurückgeſchlagen. Die Ankunft eines engliſchen Geſchwaders unter Norris und der Königin Ulrike Eleonore ſcheinbare Neigung zu Friedensvorſchlägen, bewogen endlich die Ruſſen zum Abzug. Da indeß von Schwedens Seite keine nähere Erklärung erfolgte, dieſes vielmehr ſich auf Englands Hülfe ſtützte, ſo landeten die Ruſſen 1720 und 1721 abermals in mehreren Gegenden der ſchwediſchen Küſte, und ſetzten ihre Plünderungen fort, ſo daß ſich Schweden endlich, als die engliſche Hülfe immer ſchwächer wurde, und 1721 das Parlament kaum 72,000 Pfd. Subſidien bewilligte, genöthigt ſah, mit Rußland Frieden zu ſchließen. Dieſer für Schweden höchſt nachtheilige Frieden kam am 10. Sept. 1721 zu Nyſtadt zu Stande, unter Frankreichs Vermittelung, nach welchem Schweden an Rußland Liefland, Eſthland, Ingermannland und Karelien, einen Theil von Wiborg, die Inſeln Oeſel, Dagon und Moore, ſowie alle Inſeln von der kuriſchen Grenze bis Wiborg abtrat, dagegen gab Peter Finnland zurück, zahlte 2 Mill. Ducaten, und verſprach, ſich in die innern Angelegenheiten Schwedens nicht miſchen zu wollen. Die Unterhandlungen leitete ruſſiſcher Seits der Graf Oſtermann (ſ. d.). Peters Macht ward durch dieſen Frieden in Europa begründet, und Rußland eigentlich ein europäiſcher Staat. Es gewann ein Königreich, freie Ausfuhr für ſeine Produkte durch die Nordſee, und ward zur Seemacht und zur erſten Macht des Nordens, während Schweden, welches dieſen Rang von 1648 bis 1709 behauptet hatte, unter die Mächte zweiten Ranges zurückgedrängt wurde.

Nordlicht oder Nordſchein (aurora borealis) nennt man im Allgemeinen einen in nördlichen Gegenden häufig am Himmel ſich bildenden, in Art des Wiederſcheins der Wolken bei Feuersbrünſten leuchtenden Schein. Das N. wird zu den leuchtenden Meteoren gerechnet, doch müſſen über ſeine Natur erſt weitere Beobachtungen die nöthige Erklärung geben. Geſtalt und Bildung des N.'s iſt ſehr verſchieden; es zeigt ſich gemeiniglich einige Stunden nach Sonnenuntergang, allemal aber noch vor Mitternacht, bisweilen erſcheint es ſchon mit der Abenddämmerung. Im Allgemeinen werden dieſe Umſtände, unter welchen dieſes Meteor am Himmel ſich bildet, folgendermaßen beſchrieben. Zuerſt erblickt man im Norden am Horizonte einen dunkeln Nebel, während weſtwärts der Himmel heller erſcheint als gewöhnlich. Nach und nach nimmt der Himmel die Geſtalt eines Abſchnittes von einem Kreisbogen an, der ſich wohl auch in mehrere concentriſche Bogen theilte, durch deren Zwiſchenräume das dunkle Segment hervorſcheint, und wird am obern Theile von einem weißlichten Lichte umgeben. Bald ſchießen aus dem dunkeln Theile des Cirkelabſchnittes verſchiedenfarbige, weißliche und hoch- oder purpurrothe Lichtſtrahlen hervor, die ihre Stelle öfters verändern, bald verſchwinden, bald wieder ſichtbar werden. Bisweilen ſcheint der ganze Himmel dabei mit einem flockigten, zitternden Lichte erfüllt zu ſein; bisweilen bilden die zuſammentreffenden Strahlen eine Art Feuerkrone am Zenith, die gleichſam den Knopf eines aus Lichtſtrahlen zuſammengeſetzten Zeltes vorſtellt, ihre Stellung und Geſtalt aber ſehr oft und ſchnell ändert und ebenfalls mit den prächtigſten Farben geſchmückt iſt. In dieſem Augenblicke erſcheint das N. am ſchönſten, bildet ſich aber nur ſelten bis zu dieſem Grade aus und die Krone fehlt den meiſten N.'n. Hierauf wird der Farbenglanz immer ſchwächer, wobei ſich die vorigen Umſtände, das Zittern der Lichtſäulen, das Verſchwinden und Wiedererſcheinen derſelben u. ſ. w. unter den verſchiedenſten Nüancen erneuern, endlich hört die Bewegung ganz auf, das dunkle Segment löſt ſich auf, das Licht zieht ſich immer weiter gegen den nördlichen Horizont zuſammen, es bleibt zuletzt nur noch eine ſtarke Helle am Nordhimmel, die endlich mit beginnender Morgendämmerung ganz verſchwindet. Schon ehe man ſich dem ſüdlichen Polarkreiſe genähert hatte, vermuthete man, daß dort eine ähnliche Erſcheinung ſtatt finden möchte. Dies haben auch Cook und Joh. Reinhold und Joh. Georg Adam Forſter (Vater und Sohn), welche Cook auf ſeiner zweiten Reiſe in die Südſee begleiteten, beſtätigt, und zuerſt und zu öftern Malen eine ähnliche Erſcheinung, wie das N., in der Nähe des Südpolarkreiſes zwiſchen den 58° und 60° ſüdl. Br. in den Monaten Februar und März beobachtet, die alſo mit dem Namen Südlicht (ſ. d.) zu be-

Digitized by Google

zeichnen wäre. — Wichtig iſt nun die Frage: was iſt die eigentliche Urſache dieſes Meteors. Hierüber ſind die Naturforſcher ſehr verſchiedener Meinung. Als eine elektriſche Erſcheinung betrachtete zuerſt Canton das N.; Beccaria erklärte es ebenfalls für ein ſichtbares Ueberſtrömen der Elektricität; Hell hält es für eine bloße Reflerion des Sonnen- oder Mondlichtes durch die in der Atmoſphäre der kalten Zonen ſchwebenden Schneewolken und Eisnadeln; Mairan leitet es gleichfalls von der Sonnenatmoſphäre her; Halley ſchreibt es dem Magnetismus, Franklin der Elektricität zu; Biot, der 1817 am 17. Aug. auf der ſchottländiſchen Inſel Unſt ein prächtiges N. beobachtete, gibt eine vulkaniſche Theorie des Phänomens. Nach Oerſted (ſ. d.), der im September 1827 zu Kopenhagen ein N. beobachtete, rührt es wahrſcheinlich von einer elektriſchen Entladung von Weſten nach Oſten her, und zwar in der Wolkengegend, indem die Nordlichter eine mit den Wolken gemeinſchaftliche Bewegung haben. Beachtung verdient ein ſcharfſinniger Gedanke Kaſtner's, welcher Nord- und Südſcheine als die den Erdpolen entſtrömende Elektricität bezeichnet. — Außer den genannten Männern, die ſich in Erklärung des N.'s verſucht haben, erwähnen wir noch Euler, Lichtenberg, Hanſteen, Thienemann u. A., doch iſt es noch keinem gelungen, eine vollſtändige Theorie geben zu können. Nur Folgendes läßt ſich mit Gewißheit ſagen: da das N. eine tägliche Bewegung von Oſten nach Weſten zeigt, wie die Sterne, ſo muß es mit der Achſendrehung der Erde zuſammenhängen, und deshalb in der Atmoſphäre ſeinen Sitz haben. Es afficirt häufig, aber nicht immer die Magnetnadel, äußert aber auf nicht magnetiſche, d. h. kupferne Nadeln, gar keinen Einfluß, hat dabei mit dem Ausſtrömen der Elektricität viel Aehnlichkeit, und erſcheint nach Thienemann's Beobachtungen am häufigſten da, wo die wenigſten Gewitter ſind. Die Elektricität muß daher Theil an dieſer Erſcheinung haben. Noch iſt eine wichtige Erfahrung Hanſteen's zu bemerken, daß nämlich der Erdmagnetismus kurz vor dem Erſcheinen eines N.'s eine ungewöhnliche Stärke habe, die aber, ſobald es ſich zu bilden anfängt, abnimmt und ſogar unter ihren gewöhnlichen Grad herabſinkt. Dies läßt wohl mit Gewißheit annehmen, daß das N. in einer elektriſchen Entladung beſtehe, deren eigentliche Natur indeß erſt weitere Beobachtungen aufklären müſſen.

Nordpolerpeditionen oder Reiſen zu Waſſer und zu Lande in die Gegenden des Nordpols, um dieſe zu unterſuchen und näher zu beſtimmen, wurden theils aus wiſſenſchaftlichem, theils aus merkantiliſchem Intereſſe unternommen, um einen bequemern und kürzern Weg ins ſtille Meer, ſei es nun eine nordweſtliche Durchfahrt aus der Baffinsbai um Amerikas Nordküſte herum, bis zum Eiscap und der Beringsſtraße, oder eine nordöſtliche, einen ſchiffbaren Weg um Aſiens Nordküſte in die Beringsſtraße ausfindig zu machen. Die meiſten Erpeditionen, um dieſe für den Handel nach Oſtindien höchſt wichtige Aufgabe zu löſen, gingen von England aus. Die erſte Reiſe machte Cabot (ſ. d.) im Jahre 1494; er beſchiffte die ganze Küſte Nordamerikas bis Florida herab, und kam mit der Ueberzeugung des Nichtvorhandenſeins einer nordweſtlichen Durchfahrt zurück. Ihm folgte 1500 der Portugieſe Corte de Real, welcher mit einem Schiffe nach Norden ſegelte und Kunde von einer Straße brachte, die er Anian nannte, und von welcher man vermuthet, daß es die Hudſonsſtraße geweſen ſei. Ebenſo wenig Erfolg hatte die 1527 von Heinrich VIII. von England unter Robert Thorn ausgeſandte Erpedition von zwei Schiffen. Das eine Schiff ging verloren, das andere kam ohne Reſultat zurück. Die Spanier Alarcon zur See und Cornado zu Lande kamen nur bis 36° Br. und der Spanier Cabrillo drang nur bis zum Cap Mendozino 41° n. Br., dagegen der Franzoſe Xaintonge bis 52° vor (1542). Die erſte größere Erpedition wurde unter Eduard VI. 1553 von einer Geſellſchaft von Kaufleuten, an deren Spitze Cabot ſtand, unternommen. Sie rüſtete drei Schiffe aus, welche geführt von Willoughby, Richard Chancellor und dem Holländer Cornelius Dur-Suth nunmehr eine nordöſtliche Durchfahrt ſuchten, zu der ſich bei dem gelinderen Klima auf unſerer Hemiſphäre in höhere Breiten mehr Wahrſcheinlichkeit zeigte. Schon bei der Inſel Wardöe wurden die Schiffe durch einen Sturm getrennt; Chancellor lief in Wardhuis in Norwegen ein und ſegelte, nachdem er hier 7 Tage ver-

Digitized by Google

geblich auf Wiedervereinigung gehofft hatte, vorwärts und kam ins weiße Meer nach Archangel. Von hier trat er ſeine wichtige Reiſe nach Moskau an, wo er zu den nachmaligen Verhältniſſen der Engländer zu Rußland den Grund legte. Dies war die einzige Frucht dieſer Expedition, denn Willoughby wurde unter 72° Br. in einem Hafen Lapplands von Hunger, Kälte und Scorbut mit der geſammten Mannſchaft aufgerieben, und Dur-Smith kehrte glücklich aber ohne wichtige Reſultate nach England zurück. Ein von derſelben Geſellſchaft 1556 unter Stephan Burough nach dieſer Gegend ausgeſchicktes Schiff erreichte Novaja Semlja unter 75° Br., und die Waigatzſtraße. Unter Eliſabeth's Regierung machte ſich England mit dem Meere immer vertrauter. Man fing auch wieder an, an die nordweſtliche Durchfahrt zu denken. Eliſabeth ſandte am 15. Juni 1576 Martin Frobiſher mit drei kleinen Fahrzeugen nach Nordweſten aus. Er kam bis zum 60° Br., brachte aber außer einem goldhaltigen Schwefelkies und problematiſchen Andeutungen am 9. Oct. kein weiteres Reſultat zurück. Das folgende Jahr nach derſelben Richtung mit zwei Schiffen abgeſchickt, machte er im Norden von Labrador einige Entdeckungen, brachte 500 Centner Goldkies mit und zwei gefangene Wilde, ohne weitere Reſultate. Auch von einer dritten Expedition 1578 kehrte Frobiſher erfolglos zurück. Glänzender war der Erfolg einer Aſſociation Londoner Kaufleute, die ſich zur Ausführung einer nordweſtlichen Durchfahrt vereinigten. Capitän Davis und Bruton ſegeln am 7. Juni aus, erreichen ſchon am 19. Juli die Küſten Grönlands und Cap Deſolation und entdeckten die Davisſtraße. Davis ſegelt 120 Meilen tief in ſie hinein und kehrte, durch widriges Klima gezwungen, am 30. Sept. nach England zurück. Durch ihn war das Vorhandenſein der Durchfahrt aufs Neue zur Wahrſcheinlichkeit geworden. Man fand die Davisſtraße auf 20 Seemeilen breit, und Alles hatte das Anſehen des offenen Weltmeeres. Man fand auch die Eskimos, die aber ſcheu flohen, überhaupt Alles ſo, wie es die neuern Reiſenden berichten. Vorzüglich machte die beobachtete nordwärts eilende Strömung des Meeres die Durchfahrt wahrſcheinlich. Am 7. Mai 1586 ſegelte Davis aufs Neue aus, entdeckte die Inſel Good Fortune, umſchiffte das Cap Farewell, drang bis zum Gilbertsſunde, und kehrte mit der vollen Ueberzeugung des Vorhandenſeins einer nordweſtlichen Durchfahrt zurück, ebenſo von ſeiner dritten Reiſe 1587, wo er in die Cumberlandsſtraße eintrat, und auf der Rückreiſe Lumley-Inlet entdeckte. Bedenkt man, wie wenig Mittel damals noch der Schifffahrt zu Gebote ſtanden, ſo erfüllt uns gerechtes Erſtaunen über die Heldenthaten dieſes kühnen Seemannes. Jetzt trat noch ein anderes Volk auf den Schauplatz der Entdeckungen. Im Jahre 1593 vereinigte ſich eine Geſellſchaft holländiſcher Kaufleute, um eine Nordoſtdurchfahrt ſuchen zu laſſen. Es war dies das erſte große Unternehmen dieſes kaum von Spanien losgeriſſenen Freiſtaates. Man kam bis zum 78° Br. Eine zweite Fahrt verunglückte und auf der dritten unter Hermskerke, Barenz und Cornelius Ryp, wo Hermskerke im hohen Norden überwinterte, wurden zwar auch keine neuen Entdeckungen gemacht, dagegen aber die phyſiſche Geographie mit naturhiſtoriſchen Beobachtungen bereichert. Ueberhaupt hatten ſowohl Erd- und Schifffahrts-, als auch Sternkunde eine ganz neue Geſtalt erhalten. Zu Anfange des 18. Jahrhunderts begann der berühmte Hudſon ſeine Entdeckungsreiſen. Er machte vier Reiſen nach der Nordküſte Amerikas, die erſte 1607 und die zweite 1608, beide für England, die dritte 1609 für Holland und die vierte abermals für England (1610 und 1611). Durch dieſe Reiſen wurde der Erdkunde die Kenntniß der Spitzberge, der obere Theil von Nordoſtamerika und die ganze Oſtküſte von Grönland bis zum 82° Br. einverleibt. Auf der letzten Reiſe entdeckte Hudſon die ſchöne Hudſonsſtraße und Hudſonsbai. Nach ihm fand Baffin, ſeines Vorgängers Weg verfolgend, indem er die Davisſtraße bis 78° hinauffuhr, die Baffinsbai, und unter 70° Br. den James Lancaſterſund. Auch reich an glücklichen Erfolgen für die Erdkunde war die 1669 geſtiftete Hudſonscompagnie. Bis in die Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden wenig andere Verſuche von den Engländern gemacht, dagegen fing ſich der Norden ſelbſt in dieſem Jahrh. zu regen an. Die Gemahlin Peters des Großen ſandte 1728 Bering nach Norden. Er ſollte ermitteln, ob Aſien und Amerika zuſammenhingen. Er entdeckte unter 67° 18′ ein

Digitized by Google

Cap, und glaubte ſeine Aufgabe gelöſt zu haben. Als wichtiger Gegenſtand vom engliſchen Parlament behandelt, welches 1742 eine Belohnung von 20,000 Pfd. für den Entdecker einer nordweſtlichen Durchfahrt ausſetzte, fanden ſich mehrere Seefahrer, welche theils zur See, theils zu Lande möglichſt nördlich zu kommen ſuchten. Eine Expedition unter Morne und Smith 1746 hatte nicht den erwünſchten Erfolg, da die Hudſonsbaicompagnie, die vermöge ihres von Karl II. 1669 erhaltenen Freibriefs das ausſchließliche Monopol des Pelzhandels im Norden Amerikas hatte, dafür aber verpflichtet war, Entdeckungsreiſen nach dem Norden zu machen, und die dorthin gemachten Expeditionen möglichſt zu unterſtützen, aus Handelsintereſſe dieſelben ſelbſt bis in die neueſte Zeit zu hindern ſuchte. Morne und Smith ſtellten indeß wichtige phyſikaliſche Beobachtungen über die Strömungen, die Fluth und den Magnetismus an. Hier endigen die Unternehmungen der Seefahrer gegen Norden in das Polarmeer für dieſe Periode. Es ſollte ein großer Geiſt kommen, um die Entdeckung der Erde zu vollenden. Nicht unbedeutend zur Aufklärung der Erdkunde waren die Bemühungen der Völker geweſen. Man hatte die Durchfahrt zwiſchen Grönland und Amerika gefunden, war tief in die Baffinsbai vorgedrungen, über 70° hinaus, die Hudſonsbai war entdeckt und aus ihr bereits für mehrere Millionen Pelzwerk gezogen. Auf der entgegengeſetzten Seite war die Beringsſtraße offen. Bis über den 80.° Grad war man hinausgedrungen, hatte die Polarküſte Amerikas geſehen und im Innern des kalten Nordens die Hudſonsbaicompagnie ſich angeſiedelt. James Cook war es, der für Entdeckungen jetzt eine neue Bahn brach. Die dritte ſeiner an Entdeckungen reichen Reiſen ging 1778 ebenfalls nach Norden. Er drang, an der Weſtküſte Amerikas hinaufſteuernd, bis 70° 44′ Br. in die Beringsſtraße vor, nahm genau alle Küſten und Gegenſtände auf, wurde aber am Eiscap, oder der nördlichſten Spitze der Weſtküſte von Nordamerika ebenfalls durch Eisberge aufgehalten, hatte aber doch eine Menge geographiſcher Momente theils berichtigt, theils neu der Wiſſenſchaft zugeführt, und eine Menge Nachrichten über die Eskimos und Nordweſtamerikaner geſammelt. Auch den Capitän Philipps, nachherigen Lord Mulgrave, den die engliſche Regierung 1773 mit zwei Schiffen nach Spitzbergen ſandte, hatten unter 80° 48′ Br. Eisfelder am weitern Vordringen gehindert. Dieſe und andere Verſuche der Engländer, Ruſſen und Holländer zeigten ziemlich zuverläſſig, daß eine nordöſtliche Durchfahrt nicht vorhanden ſei, denn daß der Koſak Simon Deſchneff 1648 aus dem Eismeere bis nach Anadyr durch eine Meerenge (die Beringsſtraße) geſchifft ſei, wie der ruſſiſche Hiſtoriograph Müller 1736 in den Archiven von Jakuzk verzeichnet gefunden zu haben verſichert, unterliegt vielen Zweifeln.

Dagegen dachte man um ſo ernſtlicher an die möglichere nordweſtliche Durchfahrt, und glaubte, daß der kürzeſte, der Polarweg ſelbſt, nicht ganz vom Eiſe verſchloſſen ſei, beſonders als der Wallfiſchfänger Olaf-Ocken, der von Hamburg aus gefahren war, die Nachricht zurückbrachte, er habe bis zum 80° nördl. Br. das Meer vom Eiſe frei gefunden. Die Höhe der Wiſſenſchaft, die vervollkommnete Nautik, die höhere Einſicht der Schiffer in die Natur, ließen glücklichere Erfolge als je hoffen. In England bewilligte die Nation dem glücklichen Segler durch die nördliche Oeffnung 20,000 Pfd., und 5000 Pfd. dem Schiffe, welches zuerſt den Nordpol erreichen würde. Capitän Buchan ſegelte mit zwei Schiffen aus, um damit zwiſchen Spitzbergen und Nowaja-Semlja die Durchfahrt über den Pol nach dem ſtillen Meere zu vollbringen, und Capitän Roß wurde in Begleitung Parry's nach der Beringsſtraße geſandt. Buchan fror bald ein und war froh daß er wieder kam, Roß und Parry kamen bis 75° 55′ Br., wo man die Nordküſte Grönlands entdeckte. Ein geographiſcher Fehler, nachdem man die Baffinsbai 10° zu öſtlich ausgedehnt hatte, wurde berichtigt, und Roß kehrte mit der Ueberzeugung des Nichtvorhandenſeins einer Durchfahrt zurück. Parry war nicht gleicher Meinung; er hatte auf ſeiner Fahrt überlegene Talente eines gewaltigen Seemannes entwickelt und ſich das Vertrauen der Regierung zu erwerben gewußt. Mit zwei Schiffen, dem Hekla und Griper, lief er 1819 von England abermals aus. Schon die Art, wie er ſeine Schiffe ausrüſtete, zeigte den Blick des Genies. Er fuhr aus dem ſogenannten Lancaſterſund, der ſich vor dem kühnen Seemanne in eine Straße ver-

Digitized by Google

wandelte, nach der von ihm zum erſten Mal befahrenen Barrowſtraße und unterſuchte die Prinzregenteneinfahrt in das Polarmeer. An einer von ihm neuentdeckten, nach Melville benannten Inſel, überwinterte er unter 74° 45′ Br. auf die luſtigſte Art von der Welt, ſegelte am 1. Aug. 1820 weiter nach Weſten und enthüllte die Banksland benannte Küſte unter 240° öſtl. L., wohin noch kein Sterblicher gedrungen war. Hier zwang ihn die Unmöglichkeit, einen zweiten Winter auszuhalten, zur Rückkehr; er erhielt vom Längenbüreau zu London wegen Ueberſchreitung der beſtimmten Linie von 240° öſtl. L. v. F. 5000 Pf. Belohnung, und die Durchfahrt konnte als vorhanden betrachtet werden. Sogleich das folgende Jahr 1821 fuhr Parry mit den Schiffen Hekla und Fury, noch beſſer als das vorige Mal gerüſtet und mit bewundernswürdiger Vorſicht ausgeſtattet, wieder nach dem Nordpol. Er wandte ſich nach der Hudſonsſtraße, um hier nach der Prinzregentenſtraße durchzubrechen. Dies gelang nicht, und am 8. Oct. mußte er in den Winterhafen einlaufen. Ein Winter noch luſtiger als der vorige wurde verlebt. Man führte Schauſpiele auf, tanzte beim Scheine des Nordlichtes auf dem Eiſe, erhielt und gab Beſuche in den Schneehütten der Eskimos mit Eisfenſtern, und ſegelte, ſobald es wieder aufthaute, weiter nach Norden, wo man den Barrowfluß und zwiſchen der Halbinſel Melville bis zum Nordpolcap die Furyſtraße entdeckte, die Amherſtinſel unterſuchte und zum zweiten Male unter den Eskimos zu Iglobik überwinterte. Allein das kalte Jahr 1823 thaute das Nordmeer nicht auf, und das Beſtreben vorwärts zu dringen nach dem Pole oder der Beringsſtraße war unmöglich. Einen dritten Winter auszuhalten war man nicht gerüſtet, und mußte nachdem man in England über Parry's Schickſal höchſt beunruhigt war, wieder zurückkehren. Am 18. Oct. traf Parry wieder in London ein. Er hatte zwei Winter in den höchſten Breiten zugebracht, Gegenden, die ſeit Jahrtauſenden ewige Erſtarrung deckte, in die Erdbilder eingetragen und ſelbſt das Unmögliche verſucht. Sogleich wurde Anſtalt zu einer neuen Reiſe getroffen. Parry und Lyon, der erſt aus Afrika zurückgekehrt war, wurden zu einer neuen Nordpolreiſe beordert. Man ſollte verſuchen, durch den Regentenſund zu dringen. Parry erreichte unter 71° das Eis, drang in die Barrowſtraße, in die Admiralitätsbai und überwinterte in Port-Bowen. Im Juli wieder frei geworden, ſteuerte er nach Süden, mußte aber, da die Fury Schiffbruch litt, mit der doppelten Mannſchaft umkehren. Lyon war ebenfalls nach der Baffinsbai geſegelt, um zu Lande nach dem Nordpol zu dringen und im Sommer mit Parry zuſammenzutreffen, mußte aber, durch Widerwärtigkeiten aller Art am Vordringen verhindert, ſchon beim $66.^{\circ}$ umkehren. Merkwürdig ſind die hier von Lyon beobachteten Störungen der Magnetnadel. Bei der Inſel der Wilden (Savage Islands) ſchwankten die Compaſſe und widerſprachen einander; weiter weſtwärts wurden ſie noch unſteter. Endlich in dem Sir Thom Rowes Welcome, einem Meerſtrome bei der Southamptoninſel, zeigten die Nadeln gar keine Abweichung, ſondern blieben ſtehen, wie man ſie ſtellte. (Vgl. „Narrative of an unsuccessful attempt to reach Repulsebay through the Welcome in H. M. Ship. Griper etc.") Noch einmal entſchloß ſich der eiſerne Mann Parry zu einer vierten noch beſſer als alle übrigen ausgerüſteten Polarfahrt. In Begleitung des Lieutenant Roß, Forſter, Croſſer und Crawford nebſt Aerzten und tüchtigen Matroſen, trat er am 25. März 1827 ſeine Reiſe nach den Spitzbergen an. Ein Fehler war wohl die um einige Wochen zu ſpäte Abfahrt, die man überhaupt allen Nordfahrten zum Vorwurf machen kann. Wirklich gelangte er mit dem eiſernen Schiffe und eiſernem Muthe bis 82° 45′ nördl. Br.; alſo nur 7° 15′ vom Pole entfernt. Hier häuften ſich die Gefahren und man mußte umkehren. Indeß ſteht Parry's Name in der Entdeckungsgeſchichte rieſig da, und ſein ausdauernder Muth und erhabener Geiſt glänzen als Denkmal deſſen, was Ausdauer und Mannhaftigkeit vermag. Man hatte höchſt wichtige nautiſche, geographiſche und naturhiſtoriſche Entdeckungen gemacht, allein den Hauptzweck der Reiſe, ein vollſtändiges Bild von jener Eiswüſte zu erhalten, doch nicht erreicht. Vgl. über Parry's Reiſen die auf Befehl der Admiralität bekannt gemachten Angaben: „Journal of a second voy. for the discovery of a northwest passage from the Atlantic to the Pacific (1821—1823) under the ordres of Cap. Parry" (Lond. 1824, mit Kpfrn.) und des Arztes auf

Digitized by Google

dem Hekla Alex. Fiſher „Journal of a voy. of discovery to the arctic regions 1819 und 1820“ (4. Aufl., Lond. 1824).

Nicht minder erſtaunenswerth ſind die zu gleicher Zeit ausgeführten Landreiſen Franklins. Dieſer reiste im Auftrage der engliſchen Regierung zur ſelben Zeit als Parry 1819 nach dem Nordpol ſegelte, nach Amerika in die Niederlaſſungen der Hudſonsbaicompagnie ab. Dieſe aus Handelsintereſſe feindſelig allen ſolchen Unternehmungen, legte mehr Hinderniſſe als Förderungen in den Weg. In Begleitung des Doctors Richardſon und der Seekadetten Hood und Bak u. A., reiste Franklin zu Lande nach dem Norden, überwinterte in einem elenden Gebäude 10 Monate und trat 1821 ſeine Wanderung an. Er erreichte den Kupferminenfluß und drang ans Meer vor. Mangel an Lebensmitteln nöthigten zur Rückkehr. Boshaft hatten die Diener der Compagnie verſäumt, auf verabredeter Station Lebensunterhalt für einen zweiten Winter zu beſorgen. Ein Theil der Expedition kam um, ein Mann, der Luſt nach Menſchenfleiſch bekam, mußte erſchoſſen werden. Man mußte ſich mit Schuhriemen nähren, auf der Hinreiſe weggeworfene Knochen aufſuchen, und mühſam ſchaben, und als man auf der ganzen Rückreiſe nirgends Lebensmittel fand, ſeine Rettung dem zufälligen Auffinden einiger mitunter ekelhaft faulen Köpfe von Renn- und Moosthieren verdanken. Die verſchmachteten Gerippe wurden endlich noch von Indianern gerettet. Dennoch ward 1825 eine neue Reiſe von denſelben Männern, aber mit mehr Vorſicht unternommen. Zugleich wurde Capitän Beechey mit einem Schiffe abgeſandt, um von Oſten her bis an den Eiscap in das Polarmeer einzudringen und den an demſelben anlangenden Franklin aufzunehmen. Denſelben Auftrag hatte auch Parry, falls ihm die Durchfahrt bis zur Mündung des Makenzie- oder des Kupferminenfluſſes gelänge. Zwar konnte weder Beechey noch Parry ſeinen Auftrag vollziehen, indeß ſie thaten das Möglichſte. Franklin erreichte unter großen Gefahren das Polarmeer und enthüllte bedeutende Küſtenſtrecken von 113—149° 38′ L., Treibeis und dichte Nebel nöthigten ihn zur Umkehr. Richardſon und Kendall unterſuchten die Küſte vom öſtl. Arme des Makenziefluſſes oſtwärts bis zum Kupferminenfluß, deſſen Mündung ſie am 8. Aug. erreichten, und dann nach Fort Franklin am großen Bärenſee zurückkehrten. Nach ihrer Erfahrung gibt es hier gegen Ende Auguſt einen freien Durchgang längs der Nordküſte Amerikas vom 100—150.° W. L., und öſtl. vom Makenziefluſſe liegen mehrere bequeme Häfen. Beide Abtheilungen der Expedition haben die Küſte in einer Strecke von 36° L. unterſucht; durch Parry iſt das Meer bis zu 115° L. vollkommen bekannt, und demnach ſind nur noch 11° bis zum Eiscap unbekannt. Beechey war unterdeß aus dem Kotzebueſund nordwärts geſegelt und 120 engliſche Meilen jenſeit des Eiscaps vorgedrungen. Hier wartete er vergebens auf Franklins Ankunft unter 150° W. L. in einer Breite, wo dieſe Längengrade kaum 5 geographiſche Meilen betragen, und mußte am 14. Oct. wieder umkehren. Naturhiſtoriſche Sammlungen, Erfahrungen über den Magnetismus und die Wirkung des Nordlichts auf die Magnetnadel waren die Frucht dieſer Expedition, von welcher Franklin im September 1827 mit Parry in einer und derſelben halben Stunde in London eintraf. Parry hatte am 27. Mai 1827 die Spitzberge erreicht, mußte hier den Hekla im Eiſe zurücklaſſen, und ſchiffte am 21. Juni mit zwei Booten durch die offene See. Am 24. mußte er auch die Boote verlaſſen und unter 81° 12′ 51″ die Eisreiſe nach dem Nordpole antreten. Er reiste 35 Tage unter faſt unausgeſetztem Regen; unter 82° 45′ 15″ war aber das Eis gebrochen, und Parry fand, daß ſämmtliche Eismaſſen einem heftigen Zuge ſüdwärts folgten, und kehrte um. Er hatte 202 geogr. M. in gerader Richtung und 580 geogr. M. in Krümmungen zurückgelegt. Nach 61tägiger Abweſenheit, wobei der ſüdliche Zug der Eismaſſen die Rückkehr beſchleunigte, erreichte er wieder den Hekla. Vom 81.° an hatte Parry kein Treibeis mehr, keinen Vogel und keinen Wallfiſch geſehen, mit 500 Faden noch keinen Grund gefunden; die Senkung der Magnetnadel hatte beſtändig nach Norden zugenommen und die weſtliche Abweichung ſich vermindert. Eine andere Nordpolexpedition unternahm 1829 Capitän Roß auf ſeine und ſeiner Freunde Koſten. Mit Lebensmitteln auf 3 Jahre verſehen, lief er am 23. Mai aus, um von dem Lancaſterſunde und der Prinzregentein-

fahrt die Nordküſte Amerikas weſtwärts zu erforſchen. Vier Winter verlebte er daſelbſt, verlor im Mai 1832 ſein Schiff, ſetzte die Fahrt auf Booten fort, bis ein Schiff von Hull die Reiſenden aufnahm. Sie landeten am 2. Oct. 1833 in England. Roß hatte unter andern eine Landenge (Boothien), mehrere Inſeln und Flüſſe entdeckt, die Küſte bis zum 70.° Br., dem nordöſtlichſten Ufer Amerikas aufgenommen und den magnetiſchen Nordpol beſtimmt. Unterdeß hatte die britiſche geographiſche Geſellſchaft am 17. Febr. 1833 den Capitän Bak abgeſandt, um den ſchon aufgegebenen Roß aufzuſuchen. Bak drang von Montreal in Canada zu Lande bis zum Sclavenſee vor. (Vgl. „Die zweite Entdeckungsreiſe des Capitän John Roß nach den Gegenden des Nordpols ꝛc. 1829—1833"; aus dem Engliſchen von G. W. Becker und J. Sporſchill, Lpz. 1835, 2 Bde., und „Capitän Bak's Nordpolexpedition und Beſchreibung ſeiner Landreiſe nach den Gegenden des Nordpols bis zur Mündung des großen Fiſchfluſſes und längs den Küſten des Polarmeeres in den Jahren 1833—35"; aus dem Engl. von Karl Andrée, Lpz. 1836). Nach allen dieſen Verſuchen und Entdeckungen kann am Daſein einer nordweſtlichen Durchfahrt nicht gezweifelt werden, allein für den Handelsweg nach Indien kann ſie keinen Nutzen haben. Hätte man ſich aber dennoch geirrt und wäre Barrow's Meinung, welcher in ſeinen „Chronological history of voyages into the polar regions" (Lond. 1818) in der Mitte des Polarmeeres, das mehr als 2000 engl. Meilen im Durchmeſſer habe, und zwiſchen Grönland und den Spitzbergen in unergründlicher Tiefe, ſowie in ſteter Bewegung ſei und deshalb nicht zufrieren könne, eine offene Straße zu finden hofft, falſch, obwohl er ſich hierbei auf folgende Thatſachen beruft: daß das Polarmeer an Spitzbergens nördlicher Küſte offen, und das Klima hier unter 80° Br. gelinder ſei, als auf Nowaja Semlja unter 75° Br., daß übrigens die Kälte an der öſtlichen Küſte überhaupt ſchärfer als an der weſtlichen ſei, daß nach den Ausſagen der Wallfiſchfänger ſeit Kurzem die bisher von Eisbergen umlagerte Küſte Grönlands wieder ſichtbar geworden ſei, daß endlich ſowohl die Strömungen, welche von Norden her durch die Davis- und Beringſtraße nach Süden ihre Richtung nehmen und wodurch eine ſtete kreisförmige Bewegung und Abwechſelung der Gewäſſer zwiſchen dem ſtillen und atlantiſchen Meere in der nördlichen Hemiſphäre erhalten wird, als das viele Treibholz, welches vom hohen Norden herab den Küſten Islands und Grönlands zugeführt wird, ſowie auch mehrere Beiſpiele von Wallfiſchen, die nach der Bezeichnung der in ihnen ſtecken gebliebenen Harpunen in der Gegend von den Spitzbergen angeſchoſſen worden waren und die man ſüdlich von der Beringsſtraße erlegt hat, eine Durchfahrt durch das Polarbecken oder die ſogenannte Baffinsbai wahrſcheinlich machen. Hierzu kommt noch, daß hiſtoriſchen Nachrichten zufolge das Polarmeer an der Oſtküſte Altgrönlands erſt ſeit vier Jahrhunderten unzugänglich iſt, daß ſchon 983 Erich der Rothe eine däniſche Colonie anlegte, die den beſten Fortgang hatte, daß aber die Küſte ſeit 1406 ſo vom Eiſe umlagert wurde, daß die Colonie von aller Gemeinſchaft mit dem Mutterlande abgeſchnitten und wahrſcheinlich vernichtet wurde, und Island, welches einſt mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, die Kraft ſeiner ehemaligen Vegetation verlor; daß endlich das Nordlicht, deſſen Veränderungen von dem Gefrieren des Polarkreiſes und deſſen Aufthauen und Zuſammenſtoßen abhängen, ſich zuerſt ungefähr ein Jahrhundert nach Feſtſetzung des Eiſes längſt Grönlands Küſte, in den letzten Jahren aber ſeit Abnahme des Polarkreiſes ſehr ſelten gezeigt hat. Hätte man nun auch gefehlt, indem man auf dieſe Beobachtungen die Meinung gründete, daß das Polareis, eben ſowie es ſich allmälig angehäuft habe, auch wieder abnehmen und der Weg nach dem Nordpole einmal wieder frei werden könne, und behielten auch Leslie und andere antipoliſtiſchen Gegner Barrow's Recht, welche das Losreißen der Eismaſſen bei Grönland zufälligen Sommerwinden zuſchreiben und aus chemiſch-phyſikaliſchen Sätzen die Unmöglichkeit folgern, durch die Eismaſſen des Polarmeeres je durchzudringen, ſo haben jene kühnen Seefahrten wenigſtens die Wiſſenſchaft ungemein bereichert, Amerikas Nordküſte und Grönlands Weſtküſte berichtigt, die Temperatur und ſpecifiſche Schwere, den Salzgehalt und die Tiefe des Polarmeeres, die Schnelligkeit der Strömungen, ſowie den Zuſtand der atmoſphäriſchen Elektricität und deren Einfluß auf die Magnetnadel in den arktiſchen Regionen

Digitized by Google

erforſcht, und bleiben ein Denkmal der beharrlichſten Anſtrengung, der kühnſten Selbſtverläugnung, ſowie des größten Scharfſinnes, der zum Gelingen des großen Unternehmens, ſelbſt bei ſchon geprüfter Erfahrung, nicht weiſere Maßregeln hätte treffen können.

Von der ruſſiſchen Regierung und theilweiſe auf Koſten des Grafen Rumjanzow wurden in neuerer Zeit ebenfalls verſchiedene Reiſen nach dem Nordpol veranſtaltet, welche theils die Küſten Kamtſchatkas und des nördlichen Amerikas, theils Aſiens Nordküſte und Nowaja Semlja zum Gegenſtande nahmen. Otto von Kotzebue entdeckte auf ſeiner erſten Reiſe 1814—1818 nördlich von der Beringsſtraße die nach ihm benannte Meerenge; auf ſeiner zweiten Reiſe 1824, wo er über das von Cook entdeckte Eiscap hinaus die Einfahrt ins Polarmeer ſuchen wollte, wurde er vom Eiſe aufgehalten und kam 1826 nach Kronſtadt zurück. Baron Wrangel, in Begleitung des Phyſikers Kober und Lieutenant Anjou, fuhr 1820 vom nördlichen Sibirien aus nach dem Nordpol. Er verlebte 4 Jahre auf dem Eiſe des Polarmeeres, kam unter ſtetem Kampfe mit Kälte und Hunger bis 72° 3′ Br., nahm die ganze Küſte vom Cap Schalagskoi bis zur Beringsſtraße, 97 deutſche Meilen ſüdöſtlich von Cook's Nordpol, und die bisher unbekannte Nordküſte Sibiriens auf, ſah von dem von Schalagskoi nördlich liegenden Lande (unter 71° Br., 178° öſtl. L.) nur die Berge, und ſetzte die Durchfahrt zwiſchen Aſien und Amerika außer Zweifel. Im Mai 1824 kam er nach Petersburg zurück. (Vgl. Wrangel „Phyſikaliſche Beobachtungen auf dem Eismeere in den Jahren 1821—23“, herausgegeben von G. F. Parrot, Berlin 1827, mit Kupfern). Im Juni 1819 unternahm Capitän Waſſiljeff eine dritte Expedition. Er ſegelte mit 2 Sloops von Kronſtadt nach der Beringsſtraße und dem Polarmeere, entdeckte unter 50° 59′ 57″ n. Br. und 193° 17′ 2″ L. von Greenwich eine von Aleuten bewohnte Inſel, drang bis 71° 7′ n. Br., alſo 19 Min. weiter als Cook vor, und entdeckte an der Nordküſte Amerikas zwei Vorgebirge, die er Ricord und Golowin nannte, und kam 1822 zurück. Zur genauern Erforſchung der Küſten von Nowaja Semlja ſandte die ruſſiſche Regierung 1819 den Lieutenant Laſareff, 1821 den Lieutenant Lawroff und 1822 den Capitänlieutenant Lütke ab. Lütke hat auf dieſer Expedition Nowaja Semlja und die Küſten Lapplands genau erforſcht und auf einer zweiten Fahrt 1823 die Waigatſchinſel und alle Küſten jener nördlichen Gegend, die Inſel Wardöe und die Lage des warangiſchen Meerbuſens beſchrieben und genau gemeſſen. Am 31. Aug. 1823 kam er nach Archangel zurück. Das wichtigſte Reſultat der ruſſiſchen Nordpolexpeditionen iſt die gewiſſe Nachricht, daß Aſien im Norden nicht mit Amerika zuſammenhängt.

Nordpunkt, ſ. Mitternacht.

Nordſchein, ſ. Nordlicht.

Nordſee oder Deutſches Meer nennt man den Theil des Atlantiſchen Oceans, welcher zwiſchen Großbritannien, den Niederlanden, Dänemark und Norwegen von der Meerenge von Calais bis zu den ſhetländiſchen Inſeln ſich erſtreckt und einen Flächenraum von 10,000 □M. einnimmt. Durch die Meerenge von Calais iſt die Nordſee mit dem an den Weſten Europas anſtoßenden Theil des atlantiſchen Meeres, durch den Kattegat mit der Oſtſee in Verbindung geſetzt, und der Zuiderſee (ſ. d.), den man als Theil von ihr betrachten kann, ſchließt ſich ſüdlich an ſie an. Sie hat Ebbe und Fluth, welche ſich am ſtärkſten an den Küſten von Holland und England zeigen, meiſt niedrige, zum Theil durch Dünen und Deiche geſchützte Küſten, die nur an den zerriſſenen Ufern von Norwegen hoch und felſig ſind, ſtärkern Salzgehalt als das Waſſer der Oſtſee und erhält an manchen Stellen durch die Menge der Mollusken (ſ. d.), die ſich in demſelben aufhalten, einen eigenthümlichen, ſtark phosphorescirenden Glanz. Neuere Unterſuchungen haben dargethan, daß die Tiefe des Meers von Süden nach Norden hin zunimmt, doch wechſelt ſie im Durchſchnitt vom Breitengrade der nördlichſten Shetlandsinſel bis nach Oſtende in ziemlich unregelmäßigem Verhältniſſe von 30 bis höchſtens 140 Faden Tiefe. Dieſe Unregelmäßigkeiten der Tiefe hängen von den häufigen, in der Mitte beſonders ausgedehnten Sandbänken ab, die gegen drei Viertel des ganzen Flächenraums einnehmen. Ihren Zufluß erhält die Nordſee von Süden her durch die Elbe, Weſer, Ems, die Rheinmündungen und die

Digitized by Google

Schelde, von Westen durch die Themse, dem Humber und dem Tay, von Osten durch die Eider und die vielen kleinen Flüsse Schleswigs, Westjütlands und Norwegens. Zu ihren bedeutendsten Meerbusen gehören an Deutschlands Küste der Dollart (s. d.) und die Ausflüsse der Weser und Elbe, bei Großbritannien die von Wash, Fort, Murray und Dornock und bei Norwegen der Buckefiord. Zur Erleichterung der sehr lebhaften, besonders an der Seite von Deutschland wegen der vielen, zum Theil bedeutenden Sandbänke gefährlichen Schifffahrt dienen die zahlreichen an den Küsten erbauten Leuchtthürme. Uebrigens wird der Handelsverkehr der Nordsee, theils durch die Kanäle in Frankreich, die in den Rhein und die Schelde münden, theils durch den Ludwigskanal mittels des Rhein und der Donau mit dem Mittelmeer in Verbindung gebracht.

Norfolk, 1) englische Grafschaft zum sogenannten Königreiche Ostangeln gehörig, am deutschen Meere gelegen, hat einen Flächeninhalt von etwa 98 □M., ist völlig eben, zum Theil morastig, im Ganzen aber höchst fruchtbar, wird von der Ouse, dem Wash, der Nyne und Waveney bewässert, hat feuchtes, aber angenehmes und nicht ungesundes Klima, und erzeugt viel Getreide und Hülsenfrüchte, Flachs, Obst u. s. w. Ackerbau und Viehzucht stehen in der schönsten Blüthe, namentlich Schaf- und Rindviehzucht. Durch Eindeichung und theilweise Austrocknung der Moräste hat man in neuerer Zeit viel fruchtbaren Acker gewonnen. Neben Landwirthschaft gehören zu den Haupterwerbzweigen der Bewohner, deren Zahl sich ungefähr auf 400,000 beläuft, Woll- und Garnspinnerei, Handel, zum Theil mit Handelsprodukten (Korn, Mehl, Malz, Butter, gemästetes Vieh, auch Salz, Hering, Stockfisch, Seekrebse, Shawls, wollene Strümpfe u. s. w.) und Fischerei. Der Heringsfang ist sehr wichtig. Hauptstadt ist Norwich (s. d.). — Denselben Namen führt 2) eine Grafschaft des nordamerikanischen Freistaates Virginia, mit der gleichnamigen Hauptstadt Norfolk und 3) eine Grafschaft im vereinigten Staate Massachusetts mit der Hauptstadt Denham.

Norfolk. Diesen Namen führt eine schon um das Jahr 1075 bekannte englische Grafenfamilie. Zu Anfange des 14. Jahrhunderts erhielten die Grafen von N. den Herzogstitel; dieser kam 1483 nach Aussterben des Geschlechts Mowbray (1475) an die berühmte Familie der Howard's, die bis auf unsere Tage in England eine wichtige Rolle spielt. Der erste aus dieser Familie war John Howard, Herzog von N., Sohn Sir Robert Howard's. Er zeichnete sich im Kriege Heinrich's VI. gegen Frankreich aus, stieg unter Eduard III. zum Admiral, nach glücklicher Besorgung mehrerer wichtiger Aufträge an Ludwig XI. zum königlichen Schatzmeister, und 1470 zum Generalcapitän der gesammten englischen See- und Landmacht. Seit 1471 Gouverneur von Calais, schloß er wichtige Verträge mit Frankreich, Portugal und Burgund. Unter Eduard's IV. und V. Regierung hielt er es mit der Volkspartei, war aber dagegen der treueste Vasall Richard's III., wurde von diesem zum Herzog von N. und Großmarschall von England, Irland und Aquitanien erhoben, und fiel an seiner Seite in der Schlacht bei Bosworth am 22. Aug. 1485. Noch nach seinem Tode ließ ihn Heinrich VII. durch das Parlament als Hochverräther anklagen, weil N. bei den Verhandlungen wegen der Thronfolge gegen ihn gestimmt hatte. — Sein ältester Sohn, Thomas Howard, Herzog von N., führte unter Heinrich VII. und noch mehr unter dessen Nachfolger Heinrich VIII. glückliche Kriege gegen Schottland, schlug in mehreren Treffen Jacob IV., der 1495 in England eingefallen war, und wurde 1501 Lordschatzmeister von England. Unter Heinrich VIII., der 1513 einen Feldzug gegen Frankreich unternahm und in eigener Person leitete, übernahm N. die Vertheidigung der nördlichen Grenzen des Landes, vernichtete 1513 das Heer der Schotten in dem letzten blutigen Treffen bei Flodden, und wurde zum Herzog von N. erhoben. Im folgenden Jahre schloß er mit Ludwig XII. von Frankreich einen Frieden, trat aber, um den Intriguen des ehrgeizigen Cardinals Wolsey auszuweichen, einige Jahre darauf aus aller Verbindung mit dem Hofe und starb 1524 am 21. Mai. — Sein ältester Sohn Thomas Howard, Herzog von N., auch unter dem Namen Lord Howard bekannt, wurde 1513 Lordadmiral und 1521 Lordlieutenant von Irland, führte alle Kriege gegen Frankreich, Irland und

Schottland während der Regierung Heinrich's VIII. glücklich, war aber ſchlecht wie ſein tyranniſcher König. Er genehmigte zuerſt das Todesurtheil ſeiner Verwandtin, der unglücklichen Anna Boleyn, und hintertrieb mit Eifer die Reformation in England. Seine mancherlei Bedrückungen, die er ſich auch gegen alle als nicht gut katholiſch verdächtigten Großen erlaubte, führten endlich gegen ihn und ſeinen Sohn, den Grafen von Surrey, einen Proceß herbei. Beide wurden als Hochverräther angeklagt, der Graf von Surrey enthauptet, er ſelbſt, wiewohl durch den unterdeß erfolgten Tod Heinrich's VIII. vom Henkerbeil gerettet, doch noch unter Eduard IV. gefangen gehalten und erſt 1553 von Maria begnadigt und in alle Güter und Würden wieder eingeſetzt. Im Jahre 1554 machte er noch einen Feldzug gegen eine Abtheilung Unzufriedener unter Thomas Wyad, zog ſich dann nach Kenninghall in der Grafſchaft Norfolk zurück, und ſtarb 1554. — Sein Enkel, Thomas Howard, Herzog von N., der Sohn des 1547 hingerichteten Grafen von Surrey, war geboren 1536 und der erſte Günſtling der Königin Eliſabeth, die ihm bald nach ihrer Thronbeſteigung den Orden des Hoſenbandes, und 1567, nachdem ihr Karl IX. von Frankreich die Wahl zweier engl. Ritter überlaſſen hatte, den Orden des heiligen Ludwig ertheilte. Ihm übertrug Eliſabeth auch die Unterſuchung des gegen Maria Stuart eingeleiteten Proceſſes. Vom Grafen Murray durch glänzende Verſprechungen gewonnen, unterhielt er mit dieſer lange einen geheimen Briefwechſel, der nichts anders als ſeine Thronbeſteigung an Maria's Hand bezwecken ſollte. Der Plan wurde aber entdeckt, N. floh, wurde aber auf dem Wege nach London, wo er die Gnade Eliſabeths nachſuchen wollte, gefangen und in den Tower geſetzt. Auf ſein Verſprechen, nie wieder mit Maria in Verbindung zu treten, wurde er frei gelaſſen. Da ihm indeß an Eliſabeth's Hofe die Ausſicht auf Ehre und Ruhm für immer genommen ſchien, erneuerte er ſeine Verbindung mit Maria und trat auch vorläufig in Unterhandlungen mit dem Papſt, dem König von Spanien und Herzog von Alba. Das Complott blieb lange geheim. Als N. aber mit mehreren andern Großen des Reichs wegen Beförderung des Geldtransports nach Schottland in Unterſuchung kam, verrieth ihn ſein Secretär Higford durch Ueberlieferung der Briefe der Königin Maria an N., und auf der andern Seite Murray, indem er N.'s Briefe, die er bei Maria vorgefunden hatte, ebenfalls an Eliſabeth ſandte; N. wurde zum zweiten Male eingekerkert, durch die Pairs zum Tode verurtheilt und nach 4monatlichem Zögern und zweimaligem Widerrufe der Königin Eliſabeth endlich auf ihren Befehl 1572 hingerichtet. — Noch erwähnen wir den 1815 verſtorbenen Charles Howard, Herzog von N., geb. 1742. Er iſt als kräftiger und freiſinniger Redner bekannt, und trat zuerſt 1780 im Unterhauſe als Deputirter von Carliſle auf. Er ſtand ſtets auf der Seite der Oppoſition, beförderte den Fall des Lords North (ſ. d.), begünſtigte, ſeit 1786 als Lordlieutenant und Herzog von N. im Oberhauſe, gegen Pitt's Plan, ſich in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu miſchen, die franzöſiſche Staatsumwälzung, und wurde deshalb lange ſeines Lordlieutenantstitels beraubt. Er ſtarb 1815. — Ihm folgte in den Beſitz ſeiner Güter und Würden ein entfernter Verwandter, Bernard Edward Howard, geb. 1765, der als erſter katholiſcher Pair nach der Emancipationsbill ſeinen Sitz im Oberhauſe nahm. Er ſtarb am 16. März 1842 mit Hinterlaſſung eines einzigen Sohnes, Henry Charles, geb. am 12. Aug. 1791, der gegenwärtig die Würde eines Herzogs von N. bekleidet.

Noricum hieß zu den Zeiten der Römer das Land, welches Italien auf der Nordoſtſeite begrenzte und zwiſchen der Save, dem Pelſoſee, Rhätien, Vindelicien und der Donau lag. Hier wohnten unter andern celtiſchen Völkern die Tauriſci. Die Stadt Noreja gab einem Theile derſelben den Namen Norici, der nach und nach auf die ganze Nation überging. Der beträchtliche Handel mit Landesprodukten, Gold, Eiſen, Vieh, Häuten, Harz, Honig, Wachs u. A. m., hatte lange die Blicke der Römer auf ſich gezogen; nebenbei ſahen ſie in dieſem tapfern Volke eine mächtige Schutzwehr gegen die Barbaren. Erſt nach der Schlacht bei Actium gelang es ihnen, die Noricer zu unterjochen, doch erhielt das Land die völlige Geſtalt einer römiſchen Provinz erſt unter Kaiſer Claudius, da die meiſten neuangelegten Städte ſeinen Namen führen. Als die Franken und Avaren auch

Digitized by Google

Beſitz von B. nahmen, verliert ſich der Name Noricum aus der Geſchichte. Jetzt liegen an der Stelle des alten N. Ober- und Niederöſterreich, Steiermark, abgerechnet den öſtlichen Strich beider Länder, welcher zu Pannonien geſchlagen worden iſt, ein Theil von Krain, ganz Kärnthen und der Theil von Salzburg oſtwärts der Salzbach. — Vgl. Muchar „das römiſche Noricum, oder Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter den Römern“ (Grätz 1825, 2 Bde., mit Karten).

Norm, lat. norma, ſ. v. a. Richtmaß, Regel, Richtſchnur, Muſter. Daher normal Alles, was regelrichtig, regelmäßig, muſterhaft iſt, oder einer gefaßten Idee von Vollkommenheit entſpricht, im Gegenſatze zu abnorm, was von der N. abweicht, und enorm, was dieſelbe dergeſtalt überſchreitet, daß es ans Uebermäßige grenzt. — Normale nennt der Mathematiker die ſenkrechte Linie, welche, nachdem zu irgend einem Punkte einer Curve (krummen Linie) oder Fläche eine tangirende Linie oder Ebene gelegt iſt, in dem Berührungspunkte auf die Tangente oder tangirende Ebene erreicht wird.

Normaljahr wird in der Kirchengeſchichte das Jahr 1624 genannt, von deſſen erſtem Tage an, nach Artikel V. des weſtfäliſchen Friedens, der bisherige Wechſel in Bezug auf die Religionsübung und den Beſitz der Kirchen und Pfründen in Deutſchland (mit Ausnahme der Pfalz) aufhören, alle Diejenigen, welche im Laufe dieſes Jahres an einem Orte freie Religionsübung gehabt hatten, dieſelbe ferner behalten, und Stiftungen, Bisthümer, Klöſter, Kirchen u. ſ. w. derjenigen Religionspartei angehören ſollten, welche ſich am 1. Jan. des Jahres 1624 in Beſitz derſelben befunden hatte. Für die freie Religionsübung war indeß durch dieſe Verordnung nicht viel gewonnen, da die Fürſten das Recht zu reformiren behielten, und jetzt, nachdem in Folge der Rheinbund- und Bundesacte alle chriſtlichen Religionsparteien geduldet ſind und gleiche bürgerliche Rechte genießen, hat ſie ihre Wichtigkeit verloren.

Normanby, Konſtantin Georg Phipps, Earl von Mulgrave, Marquis von, Sohn des im Jahre 1812 zur Würde eines Earl erhobenen Lord Henry Mulgrave, ward im Jahre 1797 geboren, ſtudirte auf der Univerſität zu Cambridge die Staatswiſſenſchaften und erhielt bald nach Vollendung ſeiner Studien durch den Einfluß ſeiner Familie einen Sitz im Parlament. Schon ſeine maiden-speech (Jungfernrede, wie die Engländer die erſte Rede eines Parlamentsglieds nennen) zu Gunſten der Katholikenemancipation erregte große Aufmerkſamkeit. Bald zog ſich aber der junge Mann aus dem öffentlichen Leben zurück, weil ſeine politiſchen Anſichten mit denen ſeines Vaters in Widerſpruch ſtanden und für ihn vielfach ſtörende Mißverhältniſſe herbeiführten. Er hielt ſich jetzt längere Zeit in Italien auf, wo er ſich ausſchließlich mit der Kunſt und Literatur dieſes Landes beſchäftigte, und kehrte erſt 1822 wieder nach England zurück, wo er von neuem einen Sitz im Parlamente einnahm. Seine politiſche Ueberzeugung hatte ſich nicht geändert und er unterſtützte den erſten Antrag, durch welchen Lord John Ruſſel die Parlamentsreform in Anregung brachte, mit Ernſt und Nachdruck. Nach dem Tode ſeines Vaters im Jahre 1831 trat er als Earl of Mulgrave in das Haus der Lords und nahm in demſelben an dem großen Kampfe um die Parlamentsreform Theil, der in jener Zeit zur Entſcheidung kam. Bald darauf wurde er zum Gouverneur von Jamaica ernannt, wo er in der ſchwierigſten Stellung eine bei der natürlichen Milde ſeines Charakters überraſchende Kraft entwickelte. Es galt die Aufhebung der Negerſclaverei in den britiſchen Colonien in der Stille vorzubereiten. Die Plantagenbeſitzer widerſetzten ſich dieſer Maßregeln mit leidenſchaftlicher Hartnäckigkeit und boten alle Mittel auf, die bei der Verfaſſung von Jamaica, wo die geſetzgebende Gewalt in ihren Händen liegt, nicht gering waren. Die ganze Zeit der Verwaltung des Lord Mulgrave war daher ein ununterbrochener erbitterter Kampf, demungeachtet gelang es ihm, die Lage der Negerſclaven weſentlich zu verbeſſern. Im Anfange des Jahres 1834 nöthigte ihn ſeine geſchwächte Geſundheit, um ſeine Abberufung nachzuſuchen. Als Graf Grey aus der Verwaltung ſchied und Lord Melbourne an die Spitze des Cabinets trat, erhielt Mulgrave das geheime Siegel, das Lord Carlisle niederlegte. Schon nach vier Monaten mußte aber das Miniſterium den Tories weichen. Nach dem kurzen

Digitized by Google

Zwiſchenreiche des Herzogs von Wellington und Sir Robert Peel kamen die Whigs von neuem an die Regierung und Graf Mulgrave ward zum Lordlieutenant von Irland ernannt. Seine Verwaltung war eine höchſt ſegensreiche. Er gab der Katholikenemancipation, die bisher nur ein todter Buchſtabe war, wirkliches Leben, übte Recht und Gerechtigkeit mit unparteiiſcher Hand und beglückte das lange mit Füßen getretene Land mit einem Strahl des Friedens. Im Jahre 1839 kam er an die Stelle des ſchwachen, ſchwankenden Lord Glenelg als Staatsſecretär der Colonien in das Miniſterium, weil die Regierung ihre ſchwankend gewordene Stellung durch den Beitritt eines Mannes wieder befeſtigen wollte, deſſen Rechtlichkeit und ächte Freiſinnigkeit nicht bezweifelt wurde. Die durchgreifenden Maßregeln aber, die der neue Miniſter in Vorſchlag brachte, um die Widerſetzlichkeit der geſetzgebenden Verſammlung auf Jamaica gegen die vom Parlament beſchloſſenen Verbeſſerungen in der Lage der von der Sclaverei befreiten Schwarzen zu brechen, fanden ſo heftigen Widerſpruch, daß wenige Monate nach dem Eintritt des zum Marquis erhobenen Lord Mulgrave das Beſtehen des Cabinets gefährdet wurde. Die junge Königin wollte die Entlaſſung der Miniſter nicht annehmen, der Marquis von N. vertauſchte aber ſeine Stelle in der Colonialverwaltung mit der eines Miniſters des Innern. Auch dieſe Veränderung konnte den Fall des Cabinets nicht aufhalten, im folgenden Jahre ward die Königin gezwungen ihre bisherigen Miniſter zu entlaſſen und eine Toryverwaltung anzunehmen. Doch fortwährend iſt N. im Oberhauſe für diejenige Partei thätig, die er, als die ſeine, Zeit ſeines Lebens anerkannt hat. Er hat mehrere Romane geſchrieben: „Matilda" (Lond. 1825), „Yes and no" (2 Bde., Lond. 1828), „The contrast" (3 Bde., Lond. 1830). Sie genügen freilich einer höhern Anforderung der Kritik nicht, machten aber zur Zeit ihres Erſcheinens großes Aufſehen, weil ſie das Leben und Treiben der Ariſtokratie in England mit großer Treue ſchilderten.

Normandie, ehemalige Provinz Frankreichs, mit dem Titel eines Herzogthums, hat ihren Namen von den Normannen erhalten. Als die erſten Bewohner der N. werden einige kleine galliſche Völkerſchaften, und unter ihnen als die mächtigſten, die Viducaſſes, Lexovii, Caletes, Eburovices, Aulerici und Aberincatui erwähnt. Zur Römerzeit bildete die N. einen Theil von Gallia Lugdunensis secunda, und unter der Frankenherrſchaft im 5. Jahrhundert einen Theil von Neuſtrien und ſpäter vom Königreiche Soiſſons. Als Ludwig der Fromme ſein Reich theilte, erhielt Karl der Kahle die N., der ſie durch Robert den Starken, den Stammvater der Capetinger, verwalten ließ. Damals führte die N. den Namen des Herzogthums Frankreich. Als die Normannen ihre Einfälle in Frankreich und den Niederlanden anfingen, wurde beſonders die N. von ihnen heimgeſucht. (S. den Art. Normannen.) Um dieſe nie ruhenden Feinde zu gewinnen, gab endlich (912) Karl der Einfältige ſeine Tochter Giſela dem Normannenführer Rollo zur Ehe, und überließ ihm das Land, wo er ſich bereits mit ſeinen Schaaren feſtgeſetzt hatte, als Lehen, welches ſeitdem den Namen der N. erhielt. Rollo ließ ſich taufen und nahm den Namen Robert I. an. Ihm folgte ſein Sohn Wilhelm I. mit dem langen Schwerdte. Dieſer wurde 943 auf Anſtiften des Grafen Arnulf von Flandern, mit dem er eben kriegte, ermordet, und hinterließ als Nachfolger ſeinen unmündigen Sohn Richard I. (geb. 934). Unterſtützt von den Dänen, zwang dieſer König Ludwig IV. von Frankreich nach langen Kriegen, ihn in allen Beſitzungen, welche Rollo inne gehabt hatte, zu beſtätigen, und ſtarb 996. Sein Sohn Richard II. ſowie deſſen Sohn Richard III. (1026—27) und Robert II. führten ebenfalls mit däniſcher Hülfe mit Frankreich Kriege. Letzterer ſtarb 1037 auf der Rückreiſe von Paläſtina zu Nicäa, und ſein einziger und natürlicher Sohn Wilhelm II. der Eroberer oder der Baſtard wurde von den Ständen als Nachfolger anerkannt und wußte ſich auch, trotz vielfacher Anfeindungen, zu behaupten. Er ſchlug ſeinen Lehnsherrn, König Heinrich I., in mehreren Schlachten, wurde von König Eduard III. von England, dem Bekenner, zum Erben des Reichs eingeſetzt und auch bald nach deſſen Tode (1066) zu London feierlich zum König von England gekrönt, nachdem er ſeinen Mitbewerber um die Krone, den Majordomus Eduard's, Harald, geſchlagen und getödtet hatte. Er ſtarb 1087.

Digitized by Google

Sein älteſter Sohn Robert folgte ihm als **Robert** III. in allen Staaten dieſſeit des Meeres; der zweite, Wilhelm II., der Rothe, in England, und Heinrich, der jüngſte, erhielt die Beſitzungen ſeiner Mutter Mathilde und anſehnliche Summen. Robert begnügte ſich indeß nicht mit dem väterlichen Erbtheil, griff, nach der Krone von England ſtrebend, ſeinen Bruder Wilhelm an, wurde aber in mehreren Treffen geſchlagen, mußte aus der N. zum König von Frankreich fliehen und erhielt erſt im Frieden zu Caen 1091 ſeine Beſitzungen, bis auf die Plätze, welche ſeine Brüder Wilhelm und Heinrich bereits erobert hatten, zurück. Auf den Ruf Peters des Eremiten zog er 1095 mit nach Paläſtina und übertrug die Verwaltung ſeines Herzogthums ſeinem Bruder Wilhelm II. von England. Dieſer ſtarb 1100, und Heinrich I., der jüngere Bruder, ward König von England und erhielt die Verwaltung der N. Im Jahre 1106 kehrte Robert, der ältere Bruder, aus Paläſtina zurück und machte nun ebenfalls Anſprüche auf den Thron von England. Er war indeß gegen Heinrich nicht glücklich, wurde in der Schlacht bei Tinchebrai in der N. gefangen und ſtarb 1135 in der Gefangenſchaft. In demſelben Jahre ſtarb auch Heinrich, und Gottfried Plantagenet, Graf von Anjou, und Schwiegerſohn Heinrich's, war Erbe der N. Den Thron von England beſtieg Heinrich's Neffe, der Graf von Boulogne. Gottfried Plantagenet ſtarb 1150 und ſein Sohn Heinrich II. wurde Herzog von N. und 1154 auch König von England. Durch Vermählung mit Eleonore von Aquitanien kam er in den Beſitz von Guienne, Poitou, Auvergne, Perigord, Angoumois u. ſ. w. In lange Kriege verwickelt mit Frankreich, Irland, Schottland und mit ſeinen Söhnen, ſtarb er nach 15jähriger ununterbrochener Fehde 1189. Sein dritter Sohn Richard I., Löwenherz folgte ihm in England und in den Beſitzungen diesſeit des Kanals, und nach deſſen Tode 1199 der jüngſte, Johann ohne Land. Als dieſer ſeinen Neffen Arthur, Herzog von Bretagne eigenhändig ermordete, zog Philipp Auguſt, König von Frankreich, 1204 die N. ein, und nachdem Johann, ſowie deſſen Sohn Heinrich III. noch lange deshalb mit Frankreich gekämpft hatten, mußte der Letztere endlich 1242 die N. förmlich an Ludwig den Heiligen abtreten. Seitdem blieb die N. bei Frankreich, denn die Eroberungen, welche Heinrich V. (1415 und 1418) in der N. gemacht hatte, gingen bei der Erhebung des franzöſiſchen Volkes unter Jeanne d'Arc (ſ. d.) und während der Bürgerkriege in England nach dem Jahre 1430 ſämmtlich wieder verloren. Seitdem hieß der jedesmalige Thronerbe von Frankreich Herzog von der N., welcher Titel ſpäter durch Dauphin verdrängt wurde. Die N. umfaßt einen Flächenraum von 588 QM. mit etwa 2 Millionen Einw., und zerfiel in die Ober- und Nieder-N. Seit der Revolution iſt ſie in die Departements Unter-Seine, Calvados, Orne, Eure und la Manche getheilt.

Normann, Wilhelm von, einer unſerer beſſeren neueren Dichter, den leider bereits nach den erſten zu großen Hoffnungen berechtigenden Produkten ſeines poetiſchen Geiſtes, der Tod uns wieder entriß, ſtammt aus der alten, durch ganz Deutſchland verzweigten Familie von Normann, und wurde 1802 geboren. Er ſtudirte zu Heidelberg, machte dann eine mehrjährige Reiſe durch das ſüdliche Europa, trat nach ſeiner Rückkehr in preußiſchen Staatsdienſt, arbeitete zuerſt als Referendar bei der Regierung in Aachen und kam 1831 als preußiſcher Geſandtſchaftsſecretär nach Hamburg, wo er aber ſchon am 6. April 1832 in den Armen ſeiner Braut, einer ihm geiſtesverwandten jungen Schottländerin, die er in Italien hatte kennen lernen und eben erſt aus England herübergeholt hatte, am Nervenfieber ſtarb. Unter ſeinen Gedichten erwähnen wir „Moſaik", worin der Dichter mit ſcharfem Geiſte und witzigem Kopfe, kühn blickend in die Verhältniſſe der Zeit, auf originelle Weiſe das Innerſte ſchildert, was das Herz zu bewegen und zu rühren vermag. Es iſt dieſes Gedicht in freien Stanzen geſchrieben, gehört unter die ſchönſten erzählenden Gedichte der deutſchen Poeſie (man leſe unter andern die Jugendliebe Heinrich's IV. in Navarra, im dritten Buche) und erinnert unwillkürlich an Goethe und Byron, die indeß theilweiſe noch, jener an Tiefe, dieſer an deutſcher Innigkeit von N. übertroffen werden. Von N.'s proſaiſchen Arbeiten führen wir an ſeinen Roman: „Die Reiſe nach dem St. Gotthard" (Heidelb. 1826), mit Gefühl und tiefer Empfindung geſchrieben, und von ſeinen

Digitized by Google

im Ganzen weniger gelungenen dramatiſchen Arbeiten, den: „Bauernkrieg“ (Berl. 1827). Eine Geſammtausgabe ſeiner Schriften erſchien 1847 in 2 Bänden.

Normann-Ehrenfels, Philipp Chriſtian, Graf von, würtembergiſcher Staatsminiſter, ein verdienſtvoller Mann, war geboren 1756 zu Streſow in Schwediſch-Pommern aus altadeligem Geſchlechte. Als ſein Vater, der preußiſche Major Normann ſtarb, kam er ſchon als Page an den Hof Herzog Karl's von Würtemberg, und bildete ſich dann von 1772—78 mit glänzendem Fleiße auf der Karlsakademie in den Wiſſenſchaften aus, wurde ſchon 1779 zum Hofgerichtsaſſeſſor und 1781 zum Präſidenten des Hofgerichts ernannt. Als Geſandter des ſchwäbiſchen Kreiſes 1796 nach Paris geſchickt, gelang es ihm, eine bedeutende Ermäßigung der an Frankreich zu bezahlenden Kriegsgelder zu vermitteln, und im Herbſt 1799 leitete er die Organiſation der Volksbewaffnung in der Neckargegend. Mit dem Jahre 1800 betrat er als Geheimrath und Vicepräſident in der Regierung einen Poſten, der in jener ſtürmiſchen Zeit ebenſo viel Umſicht, Charakterſtärke und Muth als Klugheit und Thätigkeit erforderte, und als außerordentlicher Geſandter von 1801—1802 ſchloß er in Paris mit Frankreich und Würtemberg den Vertrag ab, nach welchem Würtemberg durch anſehnliche Länderſtriche entſchädigt wurde, und ſtand ſpäter an der Spitze aller Unterhandlungen mit Frankreich bis zum Jahre 1806; 1802 wurde er Staatsminiſter. Durch ſeine Vermittelung wurde Würtemberg mit dem ſogenannten Neuwürtemberg entſchädigt, erhielt die Kurwürde 1803 und wurde ſpäter 1806 zum Königreich erhoben. Mehrere anſehnliche Güter, der Beiname Ehrenfels (1803) und der Grafenſtand (1806) waren im Laufe dieſer Amtsführung die glänzenden Beweiſe des Wohlwollens, womit der Monarch ſeinen Diener zu belohnen wußte. Vom Könige Friedrich 1812 wegen zunehmender Kränklichkeit in Ruheſtand verſetzt, ſtarb N.-E. zu Tübingen am 26. Mai 1817. Unter 9 Kindern, die ihn von 15 überlebten, glänzt in der neueſten Geſchichte als Kriegsheld ſein zweiter Sohn Karl Friedrich Leberecht, Graf von N., der kühne Führer des Philhellenencorps zur Rettung der griechiſchen Freiheit. Er war am 14. Sept. 1784 zu Stuttgart geboren. Aus Neigung zum Soldatenſtande widmete er ſich früh den kriegswiſſenſchaftlichen Studien, und Talent und Muth bahnten dem kaum 15jährigen Jünglinge den Weg zur Lieutenantsſtelle beim würtembergiſchen Küraſſierregimente Herzog Albert. Von dieſer Zeit an ſtieg er ſchnell von Stufe zu Stufe. Als Stabsrittmeiſter eines leichten Reiterregiments machte er 1805 den Feldzug gegen Oeſterreich mit, und nach mancher großen und kühnen Waffenthat in den Feldzügen der folgenden Jahre gegen Preußen, Oeſterreich und Rußland, bis 1813, ſtieg er zum General zweier Cavalerieregimenter, die er bald nach beendigtem ruſſiſchen Feldzuge zur Unterſtützung der Franzoſen organiſirt hatte. Mit ihnen ſchloß er ſich 1813 dem franzöſiſchen General Fournier an. Nach 27 ruhmvollen Gefechten, die er leider durch den berüchtigten Ueberfall des Lützow'ſchen Freicorps bei Lützen verdunkelt hat, trat er am 18. Oct. in der Schlacht bei Leipzig mit dem Reſte ſeiner Regimenter zu den Alliirten über, um eine Auflöſung ſeiner Mannſchaften durch theilweiſen Uebergang zu verhindern und ſie ſeinem Könige zu erhalten. Allein in Würtemberg dachte man anders. N. erfuhr, noch ehe er Würtemberg erreichte, daß der König ſeine ſtrenge Beſtrafung beſchloſſen hatte. Er entging der Verhaftung indeß dadurch, daß er auf dem Rückmarſche nach Würtemberg die Brigade verließ. Vergeblich ſuchte er in öſterreichiſche Dienſte zu kommen, fand endlich zu Waldſee in Oberöſterreich einen Zufluchtsort, konnte aber erſt nach König Friedrichs Tode die Erlaubniß zur Rückkehr in ſein Vaterland erhalten. Ganz zurückgezogen lebte er hier bis zum Jahre 1822 im Kreiſe ſeiner Familie den Studien und ländlichen Freuden. Da fachte der Freiheitskampf der Hellenen den alten Muth des Kriegers von neuem mächtig an; er verließ Weib und Kind, und ſchiffte ſich am 24. Jan. 1822 mit 46 andern Offizieren, die ſich mit ihm ganz der griechiſchen Sache weihen wollten, zu Marſeille ein. Am 7. Febr. ſtieg er an der Spitze der kühnen Schaar bei Navarino ans Land. Ein Haufe Türken, der ihm die Landung verweigern wollte, wurde ohne Mühe in die Flucht getrieben. N. betrieb hierauf zu Korinth die Bildung eines Bataillons Philhellenen und trat bald darauf als Chef in den Generalſtab

Digitized by Google

des Fürſten Maurokordato, um den Feldzug in Epirus mit zu leiten. Eine Zeit lang mußte er, bevor er ins Feld rücken konnte, zu Miſſolunghi verweilen, wo der Fürſt bedeutende Verſtärkungen erwartete. Von hier aus lagerten ſich im Mai deſſelben Jahres die ſämmtlichen Truppen Maurokordato's am ambrakiſchen Buſen. Mehrere Anfälle der Türken unter Churſchid wurden glücklich zurückgeſchlagen, und die ſiegreichen griechiſchen Schaaren drangen in ihre Führer, von der bisherigen Defenſive zur Offenſive überzugehen. Die Hauptſtärke der Griechen wurde demnach im nahen Dorfe Peta aufgeſtellt, um den Capitano Markos Bozzaris, der ſich mit den Sulioten verbinden ſollte, zu unterſtützen. Aber der alte Capitano Gogo verrieth den Plan der Griechen. Von der feindlichen Uebermacht unerwartet angegriffen, mußte Bozzaris fliehen, und als der Verräther Gogo durch unzeitige Flucht den Türken den Engpaß vor Peta, den er bis dahin hatte decken ſollen, geöffnet hatte, ſtürzte ſich die ganze Macht der Türken auf die bei dieſem Dorfe aufgeſtellten Griechen. Die Kephalonier wurden zurückgeworfen, die Philhellenen kämpften mehrere Stunden wie Verzweifelte, und zwei Dritttheile des ſchönen Corps lagen bereits auf dem Kampfplatze, da wurde auch N. durch einen Prellſchuß hart verwundet. Mit großer Mühe rettete er ſich mit Maurokordato nach Miſſolunghi, wo in Folge der Verwundung ein heftiges Nervenfieber am 4. Nov. 1822 ſeinem Leben ein Ende machte. Nachrichten über N.'s Leben findet man unter andern in L. von Bollmann's Schrift: „Der Hellenen Freiheitskampf im J. 1822, aus dem Tagebuche eines Kampfgenoſſen des Generals N.“ (Bern 1825) und in: „Tagebücher aus dem Feldzuge der Würtemberger“ (Ludwigsb. 1820).

Normannen (Nordmannen, Normänner, d. i. Männer aus Norden) werden vorzugsweiſe die alten Bewohner Skandinaviens (ſ. Skandinavien) von den weſtlichen Geſchichtsſchreibern genannt. Ihre älteſte Geſchichte iſt in fabelhaftes Dunkel gehüllt, und erſt zu Anfange des 10. Jahrhunderts wird es hier heller, als ſich die N., um ſich unter milderem Himmel ein neues Vaterland zu ſuchen, durch kühne Einfälle in die ſüdlichen und weſtlichen Reiche Europas immer furchtbarer machten. (Vgl. Norwegen.) Anfangs beunruhigten die ſchlauen und tapfern nordiſchen Seemänner nur auf kleinen Barken die benachbarten Küſten, machten ſich aber bald als verwegene Seeräuber gefürchtet, und als ſie endlich unter eigenen Seekönigen mit 20—50,000 Mann beſetzten Flotten in England, Deutſchland, Friesland, Flandern und Frankreich einfielen, und hier ſengend und brennend die ſchönſten Städte verwüſteten, unter andern 836 Antwerpen anzündeten, 842 Rennes, Nantes und Varennes faſt zerſtörten, Bordeaux und Seintes plünderten, ſelbſt Paris einnahmen und nur gegen 7000 Pfund Silber wieder abzogen, 843 Bremen, 851 Gent, Aachen, Trier und Cöln in Aſche legten, und von 853 an ihre Plünderungen vornehmlich in Frankreich aufs Neue anfingen und faſt alle Jahre wiederholten, da war ihr Name das Schrecken aller europäiſchen Seemächte. Nachdrücklich wies zuerſt ihre Einfälle in Deutſchland Karl der Gr. zurück, auch Lothar I. machte einige glückliche Feldzüge gegen die gefürchteten Krieger, und die Niederländer hatten ſich auf immer von dieſen unheimlichen Gäſten befreit, als Arnulf 891 ein Normannenheer im glänzenden Siege an der Dyle in Brabant faſt ganz aufgerieben und zwei ihrer Heerführer und Könige, Gottfried und Siegfried, auf dem Schlachtfelde blieben. Noch lange aber und am ſchrecklichſten wurde Frankreich heimgeſucht. Karl der Kahle und Karlmann mußten fünf Mal den Frieden mit ungeheuren Summen erkaufen, und erſt Karl III. oder Einfältige konnte die gefürchteten Feinde durch Abtreten ſeiner ſchönſten Provinz, der nachmaligen Normandie (ſ. d.) an ihren tapfern Führer Rollo (912) befriedigen und ſein Land vor weitern Plünderungen ſichern. Das Licht des Chriſtenthums, welches auch bei dieſen kalten nordiſchen Gemüthern Eingang fand — Rollo ließ ſich zuerſt taufen und nahm den Namen Robert I. an — milderte ihre rohen Sitten wenigſtens in Etwas. Frankreich und Deutſchland hatten nun von ihrer Seite Ruhe, aber England und beſonders Italien, deſſen ſchöne Gefilde ein mächtiger Magnet für ſie waren, mußten dieſe ſchreckliche Geißel noch lange fühlen. König Ethelred von England bewilligte ihnen endlich einen Tribut, machte aber nach Abzug der N. alle zurückgebliebenen Feinde, die ſich hier niederlaſſen wollten, ohne Schonung nieder. Dafür aber

Digitized by Google

mußte er ſchwer büßen, denn der Dänenkönig Kanut unterjochte 1012 ganz England, und an 30 Jahre lang herrſchten über England däniſche Könige. Wilhelm der Eroberer, einer der Nachkommen Rollo's, Herzog der Normandie, unterwarf ſich 1066—71 ganz England, eine Eroberung, die auf Sitte, Sprache und Gewohnheiten der Engländer den entſchiedenſten Einfluß gehabt hat. Vgl. Thierry's „Histoire de la conquète de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de les suites jusqu' à nos jours, jusqu' en Angleterre, en Ecosse, en Irland et sur la Continent" (3. Aufl., Paris 1830, 4 Bde.). In Italien eroberten die N. Neapel, Apulien und Sicilien und gründeten hier 1016 ein neues Reich. (S. Sicilien.) Nach Einigen ſollen auch die Wareger, die unter Rurik 862 in Rußland ein neues Reich ſtifteten, N. geweſen ſein. Die allmälige Umgeſtaltung Europas hatte endlich die Kraft der N., d. h. der eigentlich noch in Norwegen, Schweden und Dänemark wohnenden, geſchwächt; ihre Räubereien wurden immer ſeltener, und endlich verliert ſich der Name N. ganz aus der Geſchichte. Jetzt wird er nur noch den Bewohnern Norwegens ausſchließlich beigelegt. — Vgl. Depping, „Hist. des expéditions maritimes des Normands et leur établissemens en France au 10. siècle" (Paris 1826, 2 Bde.; deutſch bearbeitet von Jsmar, Hamburg 1829; durch Depping fortgeführt, Paris 1835, 2 Bde.); Liquet's „Histoire de la Normandie" (Paris 1825), und Lautenſchläger, „Einfälle der N. in Deutſchland" (Darmſtadt 1829).

Nornen ſind in der nordiſchen Mythologie die Göttinnen des Schickſals. Ihre Namen Urd (die Gewordene), Verandi (die Werdende) und Skuld (die Zukunft) bezeichnen zugleich ihr Weſen genau, obwohl ſich die Mythe hierin mit der Zeit mancherlei Abänderungen und Erweiterungen erlaubte. Die ältere nordiſche Glaubenslehre kennt ihre mittelbare Abſtammung nicht, und nennt ſie im Liede „der heiligen Vorzeit ewige Töchter"; der jüngere Mythus dagegen zählt Urd zum Rieſengeſchlechte, Verandi zu den Aſen und Skuld zu den Wanen, weil die letzten nach dem Weltuntergange übrig bleiben. Ihr gemeinſchaftlicher Aufenthaltsort iſt eine ſchöne Grotte am Urdarbrunnen unter der Eſche Ygdraſill. Dort graben ſie die Runen des Verhängniſſes dem Schilde ein und pflegen den Baum des Lebens, an den ihre eigene Beſtimmung ſich kettet, zum Wachsthume. Sie ſind vorherwiſſend und reich an Kunde, geben Geſetze und verkünden der Welt des Schickſals Willen. So beherrſchen ſie mit unrückbaren Rathſchlüſſen, mit zwar ſtrenger, aber weiſer Geſinnung Götter und Menſchen, und ſind, obgleich ſelbſt ewig unveränderlich, doch der Grund aller zeitlichen und ewigen Veränderungen — Urſache, Wirkung und Folge alles Beſtehenden. Daher wachen ſie auch über Geburt und Tod, und die erhabene Lehre von den N. vereinzelte ſich auch noch für jedem Menſchen in den Glauben an Schutzgeiſter. Es entſtanden Fylgien, Geburtsgöttinnen, nordiſche Feen, die den Menſchen vom erſten Augenblicke ſeines Daſeins umgeben, die bei der Geburt die goldenen Fäden ſeines Geſchickes ſpinnen und ſie befeſtigen unter den Himmel. Bös und gut aber ſind dieſe Fylgien, und wenn ſie ſich ſehen laſſen, ſo glaubt der Menſch, ſeine böſe Fylgie ſei erſchienen und ahnet den Tod. Wenn ſie dem guten Schickſale vorſtehen, werden ſie auch Hamingien genannt. Als ſolche hindern ſie ſogar den Selbſtmord, wenn er dem Menſchen nicht beſtimmt iſt. Dyſen ſind Schutzgeiſter von ganz allgemeiner Natur; Thrudar, Druden, Kraftgeberinnen, die ebenfalls hierher gehören, und Forynien, Wegweiſerinnen, kommen ſeltener vor. Spadyſen, Zaubergeiſter, gehören vollends der Volksſage an. Alle dieſe Weſen, welche man zum Unterſchiede Schutznornen nennen könnte, führen in einzelnen nordiſchen Denkmälern den Namen N., gewiß aber nur in beſchränktem Sinne. Beſonders ſind die N. mit den Walkyrien, den Schlacht- und Siegesgöttinnen, verwandt, die diejenigen Helden auf dem Schlachtfelde küren (wählen), welche fallen ſollen.

Noroña, Don Gaspar Maria de Nava Alvarez de Noroña, Conde de, ſpan. Dichter, geb. am 6. Mai 1760 zu Caſtellon de la Plana, der einzige Sohn einer hochadeligen Familie, wurde ſchon 1778 Capitän im Dragonerregiment Luſitania, mit welchem er das Lager von Buenaviſta vor Gibraltar bezog und bei Belagerung dieſer Veſte ſich auszeichnete. In dem Kriege gegen die franz. Republik avancirte er bis zum Generallieutenant. Nach

Digitized by Google

Abſchluß des Friedens von 1795 trat er zuerſt mit ſeiner berühmt gewordenen Ode, auf dieſes Ereigniß als Dichter auf, nachdem er auch während des Kriegs ſich ſtets mit poetiſchen Arbeiten beſchäftigt und namentlich den Tod des an ſeiner Seite vor Gibraltar gefallenen Oberſten und Dichters Cadalſo (ſ. d.) in einer Ode und einer Elegie beſungen hatte. Später trat er in die diplomatiſche Laufbahn, wurde Geſandter in Bern und dann in Petersburg, verließ aber den letztern Poſten nach Anerkennung Napoleons durch den Kaiſer Alexander und ging nun nach Cadix, wo er durch die Centraljunta zum Gouverneur dieſer Stadt ernannt wurde. Im Befreiungskriege befehligte er eine Abtheilung des Nationalheers in Galicien und erfocht den Sieg an der Brücke von San-Payo gegen die Franzoſen. Nach der Reſtauration kehrte er nach Madrid zurück und ſtarb daſelbſt 1816. Man hat von ihm „Poesias" (2 Bde., Madr. 1799—1800), eine Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte, nebſt dem philoſophiſchen Gedicht „La muerte" und dem heroiſch-komiſchen „La Quicaida"; ferner „La Ommiada", ein epiſches Gedicht (2 Bde., Madr. 1816), welches die Trennung der ſpan.-arab. Monarchie von der Herrſchaft der Khalifen unter Abderrahman, dem letzten Sprößling der Ommiaden, zum Gegenſtand hat, und „Poesias asiáticas", oriental. Gedichte ins Spaniſche überſetzt (Par. 1833). Seine lyriſchen Gedichte zeichnen ſich durch einfache Natürlichkeit und einen fließenden Versbau aus.

North, Frederic, Lord, Graf von Guilford, britiſcher Staatsminiſter in der wichtigen Periode von 1767—82, war 1733 geboren, und trat 1758, erſt 25 Jahr alt als Lord der Schatzkammer in das höhere Staatsleben. Im J. 1767 wurde er Kanzler der Schatzkammer und folglich auch Miniſter, und folgte 1770 dem Herzog von Grafton als erſter Lord der Schatzkammer. Er gehörte der gemäßigteren Torypartei an und ſein Miniſterium iſt durch den in daſſelbe fallenden nordamerikaniſchen Freiheitskrieg wichtig, zu dem er dadurch, daß er den Vorſchlag machte, die Hafenzölle vom Jahre 1767 in den nordamerikaniſchen Colonien aufzuheben, mit Ausnahme des Theezolles, den man beibehielt, um die Hoheitsrechte des Mutterlandes zu behaupten, die erſte Veranlaſſung gab, und den er beharrlich fortſetzte, bis zur gänzlichen Erſchöpfung des Staates, überzeugt, daß die größere Geldmacht zuletzt doch ſiegen müſſe. N. beſaß zum Staatsmann nicht gewöhnliche Talente, denn trotz, daß er mehr gehaßt wurde als je ein britiſcher Staatsminiſter, wußte er ſich länger als alle zu behaupten. Der perſönlichen Ehre ſetzte er das Vaterland nach und dadurch unterſchied er ſich von Pitt. Mehrere weiſe Maßregeln hatten ihm vor dem Kriege das Zutrauen der Nation erworben. Unter andern führte ſein Vorſchlag zu Ernennung einer Commiſſion zur Unterſuchung der Finanzangelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie, zu Entdeckung vieler durch die Compagnie geſchehener Mißbräuche und Gewaltſchritte und eine Beſchränkung ihrer Regierungsrechte in Indien herbei, indem ſie jetzt unter Oberaufſicht des Staates geſtellt und ein erſter Gerichtshof in Indien künftig nur vom König errichtet und beſetzt wurde. Unheilbringend dagegen wurde ſeine 1774 in Folge des zu Boſton über den Theezoll entſtandenen Aufſtandes gegebene Boſton-Port-Bill, durch welche aller Handel mit Boſton unterſagt, der Regierungsſitz nach Salem verlegt, eine neue Regierungsform in Maſſachuſets eingeführt und Canada von der Krone uneingeſchränkt verwaltet werden ſollte. Es erhob ſich eine ſtarke Oppoſition gegen N. Chatam und Burke (ſ. d.), welche vorausſahen, daß ſich die amerikaniſchen Colonien bei fortdauernder despotiſcher Strenge vom Mutterlande trennen würden, hatten wiederholt ſchon früher auf glimpflichere Behandlung und auf Widerrufung der Stempelacte gedrungen, und ſprachen warnend vor einem Bürgerkriege, auch jetzt kräftig für die Rechte der Colonien. Ihre Beſorgniſſe waren nur zu gegründet. Die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten (ſ. d.) war die Folge der unklugen Maßregeln der engl. Regierung. N. bewies ſich in dieſer verhängnißvollen Zeit weniger als ein tiefblickender, wohl aber als ein außerordentlich talentreicher, dem Hof ergebener Staatsmann. Während er unter maßloſen Schwierigkeiten einen unglücklichen Kampf gegen die Colonien und die Seemächte fortſetzte, mußte er zugleich ſeine Politik gegen eine furchtbare, von den beiden Pitts, Fox, Burke, Norfolk und andere glänzende Größen geleitete parlamentariſche Oppoſition verthei-

Digitized by Google

digen. Endlich, nachdem alle Mittel erſchöpft waren und die Majorität des Unterhauſes fernere Bewilligungen verweigert hatte, legte er am 19. März 1782 ſeine Verwaltung nieder. Da er trotz des Haſſes, mit dem ſeine Politik beladen war, keine perſönlichen Feinde hatte, ſo vereinigte ſich im April 1783 Fox (ſ. d.) mit ihm. Aus dieſer Verbindung ging das ſogenannte Miniſterium der Talente hervor, in welchem N. das Departement des Innern übernahm. Doch dieſe berühmte Coalition mußte ſchon am 18. Dec. 1783 einer neuen von Pitt (ſ. d.) geleiteten Verwaltung weichen. N. verſtärkte nun die Oppoſition, um ſeinen unverſöhnlichen und gewaltigen Nebenbuhler zu ſtürzen. Von körperlichen Leiden gebeugt und allmälig erblindend erſchien er noch oft auf dem Rednerſtuhle und erhob namentlich ſeine Stimme 1787 gegen Aufhebung des Teſteides und 1789 in den Verhandlungen über die Regentſchaft. Nach dem Tode ſeines Vaters gelangte er 1790 zur Pairswürde und kam ins Oberhaus, ſtarb aber ſchon am 17. Aug. 1792 gänzlich des Augenlichts beraubt. Seine bedeutenden Dienſteinnahmen hatte er größtentheils zu Gewinnung von Anhängern verwendet. Vgl. „A view of the history of Great-Britain during the administration of Lord N." (Lond. 1782) und „Histoire de l'administration de Lord de N." (2 Bde., Lond. 1792).

Northampton, eine von den zwölf mittlern Grafſchaften Englands, von 47 QM. mit 180,000 Einw., wird von den Grafſchaften Leiceſter, Rutland, Lincoln, Huntingdon, Bedford, Buckingham, Oxford und Warwick begrenzt. Das Land iſt meiſt eben, nur in Süden und Weſten ziehen ſich größere Hügel hin, wie die Burrow-Hills bei Daventry. Der Boden iſt fett und fruchtbar, das Klima zwar feucht, aber mild. Die Haupterwerbszweige ſind Rindvieh-, Schaf- und Bienenzucht, doch wird auch viel Getreide erbaut. Große Fabriken gibt es nicht, weil es an Holz und Steinkohlen fehlt. Der Grand-Junctionkanal, der nach der Themſe führt, nimmt in N. bei Braunſton ſeinen Anfang. Die bedeutendſten Orte ſind die Hauptſtadt Northampton, mit etwa 16,000 Einw., am Nenfluſſe, der Centralpunkt des Verkehrs zwiſchen London und dem nördlichen England, bekannt durch ihren Pferdehandel und die Wettrennen auf dem Pyn Leys; Peterborough, mit 7000 E., ein Biſchofſitz, berühmt wegen des Doms mit dem Grabe der Maria Stuart; und Fotheringhay-Caſtle, wo Maria Stuart ihre letzten Tage verlebte und 1587 enthauptet wurde.

Northumberland, eine von den ſechs nördlichen Grafſchaften Englands, genannt nach dem Fluſſe Humber, auf deſſen Nordſeite ſie liegt, zählt auf 90 QM. 225,000 E. und wird von der Nordſee, Durham, Cumberland und den ſchott. Grafſchaften Berwick und Roxbourgh begrenzt. Sie iſt die nördlichſte engl. Grafſchaft und bildet den größten Theil der Grenze gegen Schottland. Der Boden iſt theils wellenförmig eben, theils gebirgig, im Süden ſteinig und mager, beſitzt aber in dieſem Theile einen großen Reichthum an Steinkohlen und Bleierz. Nächſt dem Bergbau beſchäftigen ſich die Einwohner vorzüglich mit Viehzucht, namentlich Schaf-, Schweine- und Geflügelzucht, ſowie mit Fiſcherei, weniger mit Ackerbau, der vermöge der Beſchaffenheit des Bodens nicht ſehr ergiebig iſt. Das Klima iſt gemäßigt, doch wegen des kalten, dicken Nebels, Sea-Freet, der häufig aus dem Meere aufſteigt, viel rauher als in den übrigen Theilen Englands. Neben einer Menge von Moräſten und Sümpfen ſind Tyne und Tweed die Hauptflüſſe. Bei Hexham begann die große, gegen die Einfälle der Pikten und Scoten erbaute röm. Verſchanzung, bekannt unter dem Namen Piktenwall, die ſich bis zum Solway Frith zog, jetzt aber nur noch in geringen Ueberreſten ſich erkennen läßt. Die vorzüglichſten Städte ſind Newcaſtle (ſ. d.), Tynemouth, mit 24,000 E. und Seebädern, Shields mit 22,000 E. und Hexham mit 5000 E., die mehr oder minder lebhaften Antheil an dem Steinkohlenhandel von Newcaſtle nehmen; ferner Allondale und Alſton Moore mit Bleigruben, und Crawleys und Smallwell mit bedeutenden Eiſenwerken.

Northumberland iſt der Grafen- und Herzogstitel mehrerer berühmter Geſchlechter Englands. Beſonders knüpft ſich dieſer Name an das alte Geſchlecht der Percys, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England kamen, weite Ländereien in den Grafſchaften

Digitized by Google

York und Lincoln erhielten und im Mittelalter die blutigen Schlachten zwiſchen den Engländern und Schotten ſchlagen halfen. — Der gewaltige Lord Henry Percy wurde 1377 zum Grafen von N. erhoben, war ein Anhänger des Hauſes Lancaſter und unterſtützte beſonders die Thronuſurpation Heinrichs IV. (ſ. d.) Dafür erhielt er die Würde eines Connetable und bedeutende Güter, glaubte ſich damit aber doch nicht hinreichend dafür belohnt, und als Heinrich IV. die Herausgabe mehrerer ſchott. Herren von ihm verlangte, die Percy im Treffen bei Homildon gefangen genommen und von denen er ein reiches Löſegeld hoffte, brach die Feindſchaft zwiſchen dem König und dem mächtigen Vaſallen offen hervor. Percy verband ſich mit ſeinem jüngern Bruder, Thom. Percy, Grafen von Worceſter, mit Owen Glendower von Wales, mit dem ſchott. Lord Douglas, dem er die Freiheit gab, und rüſtete ein Heer, um den König zu ſtürzen. Da er jedoch in eine ſchwere Krankheit verfiel, übernahm ſein Sohn Henry, der ſeiner kriegeriſchen Hitze und Kühnheit wegen den Namen Hotſpur, d. i. Heißſporn, führte, den Oberbefehl und rückte nach Shrewsbury. Hier begann am 21. Juli 1403 die berühmte, blutige Schlacht, in welcher nur der Tod Hotſpur's den Sieg für den König entſchied; 2300 Herren, die Blüthe des Adels, und 6000 Streiter blieben auf dem Schlachtfelde. Der alte Percy verſöhnte ſich zwar mit Heinrich IV., trat aber zwei Jahre ſpäter in das Complott des Erzbiſchofs Richard Scrope von York, welches die Thronerhebung des Hauſes York bezweckte. Der König wußte ſich aber mehrerer Verſchworenen durch Liſt zu bemächtigen, ſodaß Percy, um dem Schaffot zu entgehen, nach Schottland und von da nach Wales entfloh. Bei einem Einfall auf das engl. Gebiet wurde er im Febr. 1408 erſchlagen. — Der Sohn Hotſpur's fiel für die Sache des Hauſes York 1455 im Treffen bei St.-Albans, der Enkel 1461 bei Towton. König Eduard IV., nachdem er ſich des Thrones bemächtigt, ertheilte darum Henry, dem Haupte der Familie Percy, 1464 aus Dankbarkeit die Würde eines Herzogs von N. — Der ſechſte dieſer Herzoge, Henry, ſtarb 1551 ohne Nachkommen. Da ſein Bruder Thom Percy durch ſeine Theilnahme an dem katholiſchen Aufſtande von 1536 das Erbfolgerecht für ſeinen Familienzweig verſcherzt hatte, ſo fielen die Güter der Hauptlinie an die Krone zurück und der Herzogstitel erloſch. — Schon einige Wochen nach dieſem Heimfall eignete ſich, unter dem Könige Eduard VI., die Güter der Percy's, nebſt dem Titel eines Herzogs von N., John Dudley, Graf von Warwick, zu. Derſelbe war 1502 geboren, verlor im Alter von acht Jahren ſeinen Vater, Edmond Dudley, auf dem Schaffot, erhielt aber deſſen Erbe zurück und wußte ſich durch ſchönes Aeußere, militäriſche Tapferkeit und geiſtige Gewandtheit am Hofe Heinrichs VIII. in hohe Gunſt zu ſetzen. Der König ernannte ihn zum Gouverneur von Boulogne, das er mit Erfolg vertheidigte, erhob ihn 1542 zum Viscount von Isle und verlieh ihm ſogar die Würde eines Großadmirals von England. Als Heinrich VIII. ſeinem Ende nahe war, wählte er ſeinen Günſtling Dudley zu einem der 16 Teſtamentsexecutoren, die während der Minderjährigkeit Eduards VI. gemeinſchaftlich die Regentſchaft führen ſollten. Kaum hatte jedoch der Tyrann die Augen geſchloſſen, als die Executoren dem Herzog von Somerſet (ſ. d.), dem mütterlichen Oheim des jungen Königs, die Staatsgewalt und den Titel eines Protectors übertrugen. Der ehrgeizige Dudley erhielt zwar die Würde eines Grafen von Warwick und eine Stelle im Regentſchaftsrathe, mußte aber die Großadmiralswürde an den Lord Seymour, den Bruder des Protectors, abtreten. Aus Rache arbeitete nun Dudley an dem Sturze des Protectors und ſuchte ſich in dieſer Abſicht das Vertrauen des Königs zu erſchleichen. Nachdem er im Herbſt 1549 einen gefährlichen Bauernaufſtand im Norden blutig unterdrückt, bewog er einige Große und mehrere angeſehene Magiſtratsperſonen der Hauptſtadt, beim Könige auf die Abſetzung des Protectors zu dringen. Der junge, von mehreren Seiten beſtürmte Monarch gab nach und entſetzte Somerſet im Juni 1550 des Protectorats. Dudley aber riß nun ohne Widerſtand die Regierungsgewalt an ſich. Er ſchloß mit Frankreich einen ſchimpflichen Frieden, wobei er Boulogne auslieferte, begann eine heftige Verfolgung der katholiſchen Biſchöfe, eignete ſich ſo viel Beſitzthümer als möglich zu und ließ ſich zum Herzoge von N. ernennen. Jetzt erſt nahm er Gelegen-

Digitized by Google

heit, ſeinen Erbfeind, den Herzog von Somerſet, aus dem Wege zu ſchaffen. Unter dem Vorwande, derſelbe trachte ihm nach dem Leben und begehe damit Felonie, ließ er ihn gefangen nehmen, zum Tode verurtheilen und im Jan. 1552 hinrichten. Auf dieſer Höhe ſeiner Macht ſtreckte Dudley zuletzt auch die Hand nach der Krone aus. Er beredete den König, die Prinzeſſinnen Eliſabeth und Maria im Intereſſe des Proteſtantismus vom Throne auszuſchließen und eine entfernte Verwandte, die Lady Gray (ſ. d.), die er ſchnell mit ſeinem vierten Sohne, Lord Guilford Dudley, vermählte, zur Thronfolgerin zu erklären. Kurze Zeit darauf ſtarb Eduard VI., wie behauptet wird, an Gift, und Dudley rief nun ſeine Schwiegertochter, die Lady Gray, zur Königin aus. Die Gewaltthat empörte indeſſen die Nation. Die Prinzeſſin Maria (ſ. d.) zog ohne Schwertſtreich als Königin in die Hauptſtadt ein, während ſich der Uſurpator von Allen verlaſſen ſah. Er wurde ſogleich verhaftet und nach einem ſehr ſummariſchen Verfahren am 22. Aug. 1553 auf Towerhill enthauptet. — Die Königin Maria erhob hierauf den Thom. Percy, deſſen Vater im katholiſchen Aufſtande von 1536 das Leben verwirkt, zum Herzoge von N. Dieſer ſiebente Herzog mußte jedoch unter der Königin Eliſabeth, als katholiſcher Verſchwörer, am 22. Aug. 1572 zu York das Schaffot beſteigen, worauf die Güter und Würden der Familie ſeinem Bruder, Henry Percy, verliehen wurden. — Der Sohn deſſelben erhielt unter Karl I. die Würde eines Großadmirals und wendete ſich im Beginn der Revolution auf kurze Zeit der Volkspartei zu. — Mit dem Enkel dieſes Großadmirals, Joscelin Percy, dem elften Herzoge von N., erloſch 1670 der männliche Stamm der Percy's; die letzte Erbtochter aber vermählte ſich mit dem Herzog von Somerſet. — Der dieſer Ehe entſproſſene Sohn erhielt am 2. Oct. 1722 die Würde eines Herzogs von N. nebſt den großen Beſitzungen der Familie; doch auch er ſtarb am 2. Febr. 1750 ohne männliche Nachkommen, und ſein Schwiegerſohn, Hugh Smithſon, erbte den Familiennamen, die Güter und auch den Herzogstitel. — Der Enkel des Letztern, Hugh Percy, Herzog von N., geb. am 20. April 1785, war vom März 1829 bis Dec. 1830 Lordlieutenant von Irland. Er ſtarb am 11. Febr. 1847.

Norton, Caroline, engliſche Schriftſtellerin, geb. im J. 1808, iſt die Enkelin des großen Sheridan. Schön an Körper, kräftig und geſchmeidig an Geiſt, der eine ſorgfältige, gründliche Erziehung erhielt in Gemeinſchaft mit dem jungen Lord Kinnaird, in deſſen Vaterhauſe ſie ihre Jugend zubrachte, entwickelte ſich ihr Talent ſehr ſchnell, und ſchon im 11. Jahre gab ſie eine kleine Satyre heraus, „The dandies rout", zu der ſie ſelbſt die Zeichnungen lieferte. In ihrem 19. Jahre heirathete ſie den ehrenwerthen George Chappel Norton, Bruder und präſumtiven Erben des Lord Grantley. Später gegen das Jahr 1831 ward ſie mit Lord Melbourne bekannt, der ihrem Gemahl auf ihr Verwenden eine Anſtellung verſchaffte. Der Parteihaß benutzte dieſe Bekanntſchaft, um Lord Melbourne in einen Proceß zu verwickeln, indem man ſein Verhältniß zu Mrs. N. auf das ehrenrührigſte auslegte. Am 22. Juni 1836 ward der Proceß unter Vorſitz des Oberrichters Tyndal von der Court of common pleas entſchieden, doch die Jury wies die Anklage zurück und ſprach das „Nichtſchuldig" aus, weil ſich im Verfolg der Verhandlungen der Parteihaß als der hauptſächlichſte Grund der Klage herausgeſtellt habe. Mrs. N. war in Folge dieſes Proceſſes von ihrem Gatten geſchieden worden, und hielt ſich ſeit der Zeit theils in England, theils auf dem Continente auf. Mrs. N. nimmt als Dichterin eine der erſten Stellen unter den Schriftſtellerinnen der Gegenwart ein. Ihre Poeſie iſt voll Ausdruck, Zartheit und Eleganz. Sie beſitzt eine lebhafte Imagination, doch, wahrſcheinlich in Folge ihrer männlichen Erziehung in Schottland, herrſcht immer der Gedanke vor, und thut oft ihrer natürlichen Einfachheit Eintrag. Außer der oben genannten Satyre ſchrieb ſie in ihrem ſiebzehnten Jahre die „Sorrows of Rosalinde", ſpäter erſchien der „Undying one", eine Geſchichte des ewigen Juden, und im Charakter der neufranzöſiſchen Schule „The wife and womans reward". Viele ihrer neueſten Gedichte und Novellen findet man im „New monthly magazine".

Norwegen (dän. und norweg. Norge, ſchwed. Norige) gehört in ſeiner Ur-

Digitized by Google

geſchichte der Geſchichte des geſammten Skandinaviens (ſ. d.) an. Sie iſt durchaus ſagenhaft. Erſt mit der Einführung des Chriſtenthums unter König Olaf I. gegen Ende des 10. Jahrh. gewinnt ſie eine beſtimmtere Geſtalt. In dieſer Zeit treten beſonders drei Hauptpunkte hervor: die Seezüge der Normannen (ſ. d.), durch die ſie in Berührung mit dem übrigen Europa kamen; die daraus hervorgehende Einführung des Chriſtenthums, welche mit dem alten Heidenthume auch einen Theil des alten ſkandinaviſchen Volksthums und die alten Stammhäupter des Landes vernichtete. Die Kämpfe der letztern um die Herrſchaft des Landes dauerten aber noch lange fort und geben der Geſchichte N.'s auch nach Einführung des Chriſtenthums einen blutigen und wilden Charakter. Olaf II. oder der Heilige ſetzte um 1020 die Bekehrung des Landes zum Chriſtenthum fort und unterwarf die kleinen Könige oder Häuptlinge, die bis dahin im Lande geherrſcht hatten. Er ward 1028 vom König Knut (ſ. d.) dem Großen vertrieben und als er 1030 in der Schlacht bei Stikleſtad gefallen war, kam N. unter dän. Herrſchaft, wurde aber ſchon 1035 durch Magnus I., Olaf des Heiligen Sohn, davon befreit. Bis 1319 ſtand darauf N. unter einheimiſchen Königen. Als aber in dieſem Jahre mit Hakon VII. der Mannsſtamm der norweg. Könige ausſtarb, wählten die Stände Hakon's Tochterſohn, den jungen ſchwed. König Magnus VIII., zum Beherrſcher N.'s. Magnus' Enkel, Olaf IV., wurde 1376 zum König von Dänemark erwählt und regierte nach ſeines Vaters Tode 1380 beide Länder gemeinſchaftlich. Als er 1387 kinderlos ſtarb, hinterließ er ſie ſeiner Mutter Margarethe (ſ. d.), der Tochter Waldemar's III., Königs von Dänemark, und blieb ſeit dieſer Zeit mit Dänemark (ſ. d.) vereinigt, behielt aber, einige ſpätere Unterbrechungen abgerechnet, ſeine eigene Verfaſſung. Als aber im Jahre 1814 in Folge des am 14. Jan. in Kiel abgeſchloſſenen Friedens König Friedrich VI. von Dänemark dem Beſitze N.'s entſagte, ſeine norwegiſchen Unterthanen ihres Eides gegen ihn entband und ihnen befahl, ſich der ſchwediſchen Regierung zu unterwerfen, nahmen zwar die Norweger die Thronentſagung des Königs an, behaupteten aber, er habe kein Recht, ſie einem fremden Herrſcher zu überantworten. Der däniſche Prinz Chriſtian Friedrich (ſpäter König Chriſtian VIII.), der im Lande die Würde eines Statthalters bekleidete, vereinigte ſich mit dem Volke in dem Entſchluſſe, das Land gegen die Schweden zu vertheidigen, und um dem Volke einen Grund mehr zu geben, ſich der Gewalt von außen zu widerſetzen, erklärte er das Recht ſeiner Familie, über N. zu herrſchen, erloſchen und erkannte keine andere Gewalt als die höchſte im Lande, außer die des Volks ſelbſt. Es trat am 10. April eine Nationalverſammlung auf dem Eiſenbergwerke Eidsvold bei Chriſtiania zuſammen, welche ein Comité, beſtehend aus dem Profeſſor Sverdrup, dem Grafen Wedel-Jarlsberg, Oberſt Heyermann, Landrichter (Sorenſkriver), dem Eiſenwerkbeſitzer Falſen, Jakob Aall, Pfarrer Rein, Capitän Motzfeldt, Etatsrath Report, Juſtizrath Diriks, Prediger Wergeland, Oberſtlieutenant Stabell, Zollprocurator Anker, Probſt Schmidt, Oberſt Peterſen und Probſt Middelhart, ernannte, mit dem Auftrag, eine neue Staatsverfaſſung auszuarbeiten. Der Entwurf wurde mit wenigen Abänderungen von der Verſammlung angenommen, die es am 17. Mai als Fundamentalgeſetz genehmigte und den Prinzregenten zum König wählte. Doch England und Rußland, Oeſterreich und Preußen, welche dem König Karl Johann den Beſitz N.'s garantirt hatten, hatten es ſchon längſt vergeſſen, daß ſie ſich erſt vor Kurzem als die Beſchützer unterdrückter Nationen erklärt. Im Juli kamen Commiſſarien dieſer Mächte an, um die Bedingungen des Kieler Friedens in Ausführung zu bringen. N. griff zu den Waffen, konnte aber nicht ſiegen, da der neuerwählte König ſelbſt, um die Ausſicht auf den däniſchen Thron nicht zu verlieren, keinen Ernſt im Kampf bewies; und als der König von Schweden, um dieſe Differenzen auszugleichen, ſich bereit erklärte, die Conſtitution, die ſich die Norweger ſelbſt gegeben hatten, anzunehmen, ſo willigten dieſe endlich in der Convention zu Moß in die Vereinigung mit Schweden. Am 4. November beſchwor der König die Verfaſſung und wurde noch an demſelben Tage, der Form wegen, ausdrücklich zum König von N. erwählt. Von dieſer Zeit aber arbeitete Schweden unabläſſig an einer Vernich-

Digitized by Google

tung des norwegiſchen Verfaſſungsgeſetzes, beſonders ſeit Karl XIV. Johann (Bernadotte) nach Karl XIII. Tode wirklich an die Regierung kam. Mehrmals, beſonders in den Jahren 1821 und 1824, ſtand die Verfaſſung in großer Gefahr und man befürchtete ſogar in dem erſten einen Staatsſtreich, da unter dem Vorwande gemeinſchaftlicher Kriegsübungen ein Corps von 3000 Schweden in der Umgegend Chriſtiania's ſtand und ein ſchwediſches Geſchwader auf der Rhede manövrirte. Dieſe Angriffe wiederholten ſich in den folgenden Jahren mit mehr oder minderem Nachdruck, man nahm ſogar Anlaß, die bei der Feier des 17. Mai als des Conſtitutionsfeſtes ſtattfindenden Ausbrüche der Volksfreude als Ruheſtörung zu betrachten und ſie mit bewaffneter Macht zu unterdrücken, wie es namentlich 1829 geſchah. Die ruhige, gemeſſene Haltung des Norwegers, der darin nur den Wunſch von Seiten des Königs erblickte, ſeine Befugniſſe zu erweitern, wie ja das norwegiſche Volk ebenfalls von dem Verlangen beſeelt war, ſeiner Verfaſſung die größtmögliche Feſtigkeit und freie Wirkſamkeit zu verſchaffen, übrigens aber der Redlichkeit des ſchwediſchen Königs feſt vertraute, ließ ſich durch ſolche feindſelige Demonſtrationen zu keinen gewaltſamen Maßregeln treiben. Die Julirevolution in Frankreich, welche die Wandelbarkeit der Macht ſo überzeugend darthat, führte auch für N. einige Ruhe herbei. Von ſchwediſcher Seite vermied man es ſogar, die durch den Tod des ſchwediſchen Grafen Platen erledigte Stelle eines Statthalters des Reichs wieder zu beſetzen und der Storthing des Jahres 1833 ward durch den Staatsrath Collett (ſ. d.) eröffnet. Während der Dauer dieſes Storthings, der überhaupt durch eine ſtarke Oppoſition ſich bemerklich machte, erhob ſich eine der ſchwediſchen Regierung ergebene Partei unter der Leitung Fougſtad's, der mit Schweiggaardt und Motzfeldt die Conſtitutionelle gründete, welche vor einem überwiegenden Einfluß des Bauernſtandes warnte und deſſen Blößen aufzudecken ſuchte. Dieſe Bewegungen, welche mehr im Auslande als in N. ſelbſt Aufmerkſamkeit erregten, ſchienen der ſchwediſchen Hofpartei die Meinung beigebracht zu haben, daß jetzt die Zeit herannahe, wo der längſt gehegte Wunſch eines Umſturzes der Verfaſſung realiſirt werden könne. Als daher auf dem Storthing von 1836 die gewöhnlichen Propoſitionen zur Umänderung der Conſtitution einhellig, wie gewöhnlich, verworfen wurden, ohne daß man ſie einer beſondern Commiſſion zur Berathung übergab, hob der König, dem dieſer Storthing ſchon früher verhaßt war, weil er öffentlich das Conſtitutionsfeſt gefeiert hatte, ihn auf, ehe die Geſchäfte vollendet waren. Der Storthing benutzte den ihm noch zur Verfügung ſtehenden einzigen Tag, um vom Staatsrath die Aushändigung des Protokolls der in Stockholm befindlichen Staatsrathsabtheilung zu verlangen, in welcher ein den Gang der Geſchäfte ſo gewaltſam hemmender und die Nation ſo beunruhigender Beſchluß gefaßt worden war, und überwies dieſen an den Odelsthing. Da es ſich aus dieſem Extract herausſtellte, daß der norwegiſche Miniſter Löwenſkiold allein dem königlichen Willen nachgegeben habe, ward er vor dem Reichsgericht in Anklageſtand verſetzt und von dieſem zur geringſten der im Verantwortlichkeitsgeſetze verhängten Strafen, zur Entrichtung einer Geldbuße von 1000 Speciesthalern und in die Unkoſten verurtheilt. Der Staatsminiſter blieb in Amt und Würden, Collett aber, der ſich durch ſeine geringe Unterſtützung der Regierungspartei den Unwillen der letztern zugezogen hatte, erhielt die Weiſung, um ſeine Entlaſſung anzuhalten, die ihm ſogleich gewährt wurde. Dieſer kräftige Widerſtand überzeugte wohl den König, daß ſeine Hoffnung auf eine Umgeſtaltung des norwegiſchen Verfaſſungsgeſetzes nach ſeinen Wünſchen ſich nie erfüllen würde. Er ſetzte den Grafen Wedel Jarlsberg als königlichen Statthalter ein und verſprach, noch vor Ablauf des Jahres ein außerordentliches Storthing einzuberufen, um die Rückſtände zu erledigen, was ſchon im October geſchah. Dadurch ward das Volk beruhigt. Der König ſah freilich in allen dieſen Vorgängen, wie aus ſeinem durch Touchard-Lafoſſe veröffentlichten Briefwechſel mit dem Grafen Wedel-Jarlsberg hervorgeht, eine Undankbarkeit gegen ſeine Verdienſte um das norwegiſche Volk, als deſſen Wiederherſteller und Beglücker er ſo gern angeſehen ſein wollte; doch kann man auch nicht läugnen, daß N. Grund hatte, ſich über dieſe unionellen Verſuche zu beſchweren. Auch den von den Norwegern lang gehegten Wunſch, die norwegiſche Kauffahrteiflagge möge auch jenſeit des

41*

Digitized by Google

Caps Finiſterre anerkannt werden, gewährte der König im April 1838, doch unter eigner Verantwortlichkeit der Schiffer für den Schaden, den ſie dadurch erleiden könnten. Hierdurch gewann er die Herzen ganz, und ein Beſuch, den der König von Weihnachten 1838 bis zum Mai 1839 in Chriſtiania machte, ſchloß die gegenſeitigen Bande der Liebe und des Vertrauens noch mehr. Unter ſolchen Verhältniſſen kam das neue Storthing heran, welches der König im Februar 1839 in Perſon eröffnete. Im Allgemeinen waren die Reſultate desſelben ſehr zufriedenſtellend für die Nation. Das neue von der Regierung ausgegangene Communalgeſetz, welches die Landgemeinden von der Vormundſchaft der Amtmänner emancipirte, hatte eine ſehr günſtige Stimmung verbreitet, und wenn auch die jetzt wieder vorgelegten alten Präpoſitionen kein beſſeres Schickſal hatten, als früher, und das neue peinliche Geſetzbuch, das vom Storthing angenommen wurde, von dem König nicht ſanctionirt wurde, weil es zwar die königliche Majeſtät, nicht aber den Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt Heiligkeit und Strafloſigkeit zugeſtand, ſo glichen ſich doch die Uebelſtände friedlich aus. Seit der Thronbeſteigung des Königs Oscar haben ſich jene Streitigkeiten zwiſchen Krone und Volk nicht wieder erneuert.

Das Königreich Norwegen nimmt die Weſtſeite der ſkandinav. Halbinſel ein, mit der es in Bezug auf Bodengeſtaltung, klimatiſche und naturhiſtoriſche Verhältniſſe ein unzertrennliches Ganze bildet (ſ. Skandinavien). Die Grenzen ſind nördlich das Eismeer, öſtlich Schweden und Rußland, weſtlich das Atlantiſche Meer, das Eismeer und die Nordſee und ſüdlich das Skager Rak und die Nordſee. N. bildet von 57° 58′ bis 71° 20′ nördl. Br. und von $22^1/_2$° bis 49° öſtl. L. einen langen von Nordnordoſt nach Südſüdweſt ſich erſtreckenden Streifen, deſſen Länge 232, deſſen Breite aber im Norden theilweiſe um 2 bis 3, im Süden jedoch bis zu 55 M. und deſſen Seegrenze 1600, mit allen Fiorden aber gegen 2000 M. beträgt und hat einen Flächenraum von 5838 (nach Blom 5571) □M. Hiervon liegen nur 800 □M. unter 300 F. abſoluter Höhe, 60 zwiſchen 300 und 800 F., 700 zwiſchen 800 und 2000 F. und das Uebrige über 2000 F., davon 140 □M. über der Grenze des ewigen Schnees; ferner nehmen die Seen über 300 □M. und die Schnee- und Felswüſten ungefähr 3000 □M. des Flächenraums ein. Es wird von 1,250,000 Menſchen bewohnt, die, mit Ausnahme von 1200 Lappen und 4000 eingewanderten Finnen oder Quänen, echt germaniſchen Urſprungs ſind und in ungefähr 300,000 durchgängig hölzernen Wohngebäuden wohnen. Die Seelenzahl, welche auf eine □M. kommt, wechſelt nach der Beſchaffenheit des Landes: im Amt Laurvig beträgt ſie 1200, in Aggerhuus 865, in Smaalehnen 757, in dem Nordland 66, in Finnmark nur 26. Im J. 1814 betrug die Bevölkerung kaum 1 Million, da in den vorhergehenden Kriegsjahren die Zahl der Geſtorbenen die der Geborenen bedeutend überſtieg. Seit jenem Jahre war das Verhältniß ein umgekehrtes und zwar ſo, daß die Zahl der Geburten die der Geſtorbenen ſtets um ein Mehr von 10,000 bis 17,650 überſtieg, ſelbſt in den Cholerajahren wurde dieſes günſtige Verhältniß nicht unterbrochen, indem ſie die Bevölkerung auf dem Wege der Geburt um 12,000 und 10,800 vermehrte. Dieſes ſteigende Wachsthum der Bevölkerung iſt vorzüglich dem vom Storthing und der Regierung ſehr erleichterten und beförderten Gemeinheitstheilungen, dem Verkaufe des Kirchenguts und der allmälig ſich ausbildenden Gewerbefreiheit zuzuſchreiben. Auch die Ehen, welche vor dem Jahre 1815 zu 5—6000 jährlich angeſetzt wurden, haben ſich nach dieſem Jahre bis über 9000 vermehrt. Das Verhältniß der ehelichen Geburten zu den unehelichen ſtellte ſich in den letzten Jahren wie 15 : 1; im Stifte Aggerhuus war es $^1/_{12}$, im Stifte Chriſtianſand $^1/_{40}$, im Stifte Bergen $^1/_{20}$, im Stifte Drontheim $^1/_9$ und in dem Norlande $^1/_4$, alſo mit den nördlichen Breitegraden immer ungünſtiger. In den zehn Jahren von 1826—35 betrug die Geſammtzahl der Verunglückten 7899, der Getödteten 93, der Selbſtmörder 1004. Die 44 größern und kleinern Städte und Hafenplätze haben im Ganzen eine Bevölkerung von 130,000 Einw., 62,000 männlichen, 68,000 weiblichen Geſchlechts, unter den erſtern 1800 Kaufleute, 4000 Handwerker und 1100 Schiffer. Die größten Städte ſind Chriſtiania mit 24,000, Bergen mit 13,000, Drontheim mit 12—13,000,

Digitized by Google

Chriſtianſand und Drommen mit je 7—8000 Einw. Die ländliche Bevölkerung iſt in 336 Kirchſpiele vertheilt und zählt 1,070,000 Einw. (530,000 männlichen, 540,000 weiblichen Geſchlechts), unter ihnen 72,600 Grundherren, 30,500 Pachter und 134,600 Dienſtleute. Die Zahl der Armen wird in den Städten zu 5000, auf dem Lande zu 26,000 angenommen. Das Landvolk wohnt nicht in Dörfern vereinigt, ſondern in einzelnen Gehöften und Häuſern, inmitten ſeiner Beſitzungen, an fließenden Strömen oder an Seen, am Waldgebirge; nur an der Küſte und bei den Gewerben im Innern des Landes trifft man einzelne Sammlungen von Wohngebäuden der Fiſcher und Lootſen. Alle Einwohner bekennen ſich zur proteſtantiſchen Religion, ſelbſt die nomadiſirenden Lappen haben ſich ihr zugewendet, beſonders ſeit der verdienſtvolle Probſt Stockfleth ſie mit Lehrbüchern in ihrer eignen Sprache verſehen hat. Für öffentlichen Unterricht und die geiſtige Cultur iſt ſo gut geſorgt, als es die eigenthümliche Oertlichkeit der bewohnten Gegenden erlaubt. Die Schullehrer verſammeln bald hier, bald da die Zöglinge der Nachbarſchaft um ſich, um ſie in den Anfangsgründen, in Religion, Geographie und Geſchichte des Vaterlandes zu unterrichten. Die Lehrer ſelbſt erhalten ihre Bildung entweder in den beiden Schullehrerſeminarien oder bei einzelnen Pfarrern. Die Zahl der Schulkinder beträgt zwiſchen 2—300,000.

Der Hauptnahrungszweig des Landmanns beſteht in der Viehzucht, wozu die kräftigen Weiden im Gebirge überall einladen. Man gibt den Viehbeſtand des ganzen Landes auf 123,000 Pferde, 856,000 Rinder, 1,250,000 Schafe, 185,000 Ziegen, 80,000 Schweine und 90,000 Rennthiere an; doch werden immer noch jährlich gegen 3000 Schiffspfunde Speck, geſalzenes und geräuchertes Fleiſch und Butter beſonders aus Dänemark und Holſtein nach den Städten verſchifft. Die ſüdlichen Aemter, beſonders Aggerhuus und Smaalehnen, und auch einige nördlichere Landſchaften treiben Ackerbau und können die Zufuhr von Außen entbehren. Man berechnet die Ausſaat im Durchſchnitt auf 400,000 Tonnen Kartoffeln, 300,000 T. Hafer, 90,000 T. Gerſte, 50,000 T. Mengkorn, 9000 T. Roggen, 7000 T. Erbſen und 1300 T. Weizen, im Ganzen 4—500,000 T. Feldfrüchte, von denen über 4,000,000 T. gewonnen werden; doch werden jährlich ſeit der neuen Verfaſſung 8—900,000 T. Korn aus der Fremde bezogen, da die 252 Branntweinbrennereien in den Städten und die 114 auf dem Lande allein 500,000 T. Korn oder Kartoffeln verbrauchen. In einigen Gegenden, namentlich in der Nähe der Städte wird der Gemüſebau und die Obſtzucht ſehr gepflegt und es fehlt nicht an Gartengewächſen und mancherlei Obſtarten, wie Kirſchen, Aepfel, Birnen, Pflaumen. Zu Semb in der Grafſchaft Jarlsberg unterhält der Staat eine Lehranſtalt für den Ackerbau, die im Verein mit der Geſellſchaft für das Wohl N.'s ſehr ſegensreich wirkt. Die ſeit Jahrhunderten und nicht überall mit der gehörigen Schonung benutzten Tannen- und Fichtenwaldungen beſchäftigen noch immer gegen 3400 Sägemühlen, deren Produkte beſonders nach Großbritannien und Frankreich gehen, ſo daß die Ausfuhr auf 200,000 Holzlaſt angeſchlagen werden kann. Außer dem Silberbergwerk zu Kongsberg, das Eigenthum des Staats iſt, beſitzt N. 5 Kupferbergwerke, 16 Eiſenbergwerke und ein Kobaltwerk, von denen jährlich 2300 Schiffspfund Kupfer, 4900 Schiffspfund Kupfererz, 30,000 Schiffspfund Roheiſen, 9000 Schiffspfund Gußeiſen und 2400 Schiffspfund Stabeiſen ausgeführt werden. Beſonders ergiebig ſind die Küſten N.'s an Fiſchen, ſie bilden eine vorzügliche Quelle des Wohlſtandes, ja des Reichthums der nördlichen und weſtlichen Küſte. Jährlich verſchifft man 102,000 Schiffspfd. getrockneter und geräucherter Fiſche, 41,000 Schiffspfd. Klippfiſche, 500,000 Schiffspfd. Heringe und geſalzene Fiſche, 12,000 Fäßchen Anchovis, 71.700 T. Fiſchrogen, 27,500 T. Thran, 7—800,000 Hummer, letztere nach England, erſtere Artikel nach den Ländern des Mittelmeeres und der Oſtſee. Die norwegiſche Handelsmarine beſteht aus 3000 größeren und kleineren Fahrzeugen von 100,000 Commerzlaſten mit einer Bemannung von ungefähr 15,000 Seeleuten. Durchſchnittlich beſuchen jährlich 3—4000 Schiffe von 140,000 Commerzlaſten unter norwegiſcher Flagge die Häfen des Auslandes und 2300 ausländiſche Schiffe von 62,000 Commerzlaſten die

Digitized by Google

norwegiſchen Häfen. Die übrigen phyſiſchen und techniſchen Erzeugniſſe des Landes, mit Ausnahme vielleicht der Glaswaaren, gehören weniger dem Welthandel an, bilden aber einen lebendigen innern Verkehr. Dazu gehören die Schiffswerfte, Tabaksfabriken, Gerbereien, Ziegeleien, Kalkbrennereien, Seilerbahnen, Papiermühlen, Seifenſiedereien, Zuckerraffinerien, Nagelſchmieden und Pulvermühlen, welche ziemlich für die innern Bedürfniſſe hinreichen. Die nothwendigſten Handwerker fehlen weder in den Städten, noch auf dem Lande; von beſonderer Güte ſind die Tiſchlerarbeiten und Pelzwaaren, zu denen der Bär, der Wolf, der Fuchs, der Luchs, die Fiſchotter und das Hermelin den Stoff hergeben. Der Landmann iſt fleißig und kunſtgeſchickt. Die Jagd betreibt er nur als Nebenſache, obgleich ſie in den Wintermonaten, wenn die Schlittenbahn die höhern Gegenden mit den Küſtenſtädten in Verbindung ſetzt, ſehr viel Gewinn abwirft; doch Alles, was zum Hausgebrauch unentbehrlich iſt, verfertigt er ſelbſt mit ſeiner Familie. Die Bäuerinnen bringen ſelbſtgeſponnenes Garn und ſelbſtgewebte Leinwand auf den Markt; die in Maſſe im Gebirg wachſenden officinellen Kräuter finden getrocknet vielen Abſatz, und in den letzten Jahren, wo die Brauereien in lebhaften Aufſchwung gekommen ſind, findet man in den Zolliſten ſogar norwegiſches Bier unter den Ausfuhrartikeln. Das Land beſitzt ein einziges Salzwerk, das jährlich an 20,000 Tonnen raffinirtes Seeſalz liefert, doch werden 360,000 Tonnen Salz aus Portugal und Spanien eingeführt. N. braucht viel fremde Luxus- und Mode-, ſowie Colonialwaaren. Die jährl. Conſumtion von Zucker berechnet man auf 2,350,000 Pfd., von Kaffee auf 2 Mill. Pfd., von Thee auf 40,000 Pfd. und von Wein auf 24—25,000 Kannen. Aus Deutſchland bezieht N. beſonders Roggen, Tuch, baumwollne Zeuge und Leinwand, und Bücher, die zollfrei ſind.

Im Budget für 1839—42 ſind die Zolleinnahmen jährlich zu 1,200,000 Speciesthaler in Silber und 920,000 Specsthlr. in Zetteln, der Ertrag des Kongsberger Silberbergwerks zu 40,000 Specsthlr. in Silber, die Abgabe von den Eiſenbergwerken zu 3400, die der Kupferbergwerke zu 7702 und von den Brennereien zu 9900 Specsthlr. in Zetteln angeſetzt. Die Civilliſte beträgt 64,000 Specsthlr. in Silber für den Hofſtaat des Königs und 32,000 Specsthlr. für den des Kronprinzen. Das Storthing koſtet dem Staate jährlich 34,300 Specsthlr. in Zetteln, die Civilverwaltung 483,630, das Juſtiz- und Polizeiweſen 199,700, der Landetat 745,000, der Seeetat 466,000 und die Abtragung der Staatsſchuld erfordert 76,280 Specthlr. Die Poſteinnahmen betrugen im J. 1837 69,500 Specsthlr., die Ausgabe, außer den Löhnungen, aber 46,400; die Dampfſchiffe des Staats brachten zwar 26,000 Specsthlr. ein, koſteten aber 31,900. Die norwegiſche Bank, eine Leih-, Giro- und Depoſitenbank beſitzt einen Silberfonds von 2—3 Mill. Specsthlrn., wovon 2 Mill. zu ſeiner Zeit durch eine eigne Steuer, das Uebrige theils freiwillig von Privaten, theils und vorzüglich von der Staatskaſſe eingeſetzt worden iſt. Weder die gezwungenen, noch die freiwilligen Bankeinſchüſſe können je zurückgefordert werden, doch die Beſitzer derſelben genießen jährliche Zinſen davon. Sie kann eine Zettelmaſſe in Umlauf bringen, welche ihren Silberfonds um das Zweifache überſteigt, iſt im Beſitz eines Silberfonds von 300,000 Specsthlrn., von dem ſie einen gleich großen Betrag an Zetteln ausſtellen kann, und ihre Zettel betragen jetzt 5—6 Mill. Specsthlr.

Die norwegiſche Regierung beſteht aus ſechs Departements, nämlich für Kirche und Schule, für Juſtiz und Polizei, für Finanz-, Handels- und Zollweſen, für die Armee, für die Marine und für die Reviſion der öffentlichen Rechnungen. An der Spitze eines jeden ſteht ein Staatsrath, welchem ein, höchſtens zwei Expeditionsſecretäre, mehrere Bureauchefs, Bevollmächtigte ꝛc. untergeordnet ſind. In adminiſtrativer Hinſicht iſt das Reich in 18 Aemter und 44 Vogteien, in juridiſcher in 64 Niedergerichte und in geiſtlicher in fünf Bisthümer oder Stifte eingetheilt. Die Landmacht beſteht aus 12,000 Mann Linientruppen und ungefähr 2000 Offizieren, Unteroffizieren ꝛc. Unter den Gemeinen ſind 2000 Geworbene. Die Dienſtpflichtigen werden nicht vor dem 22. und nicht nach dem 27. Jahre ausgeſchrieben. Die Anzahl der im Ausſchreibungsalter befindlichen Mannſchaft beträgt ungefähr 45,000. Die Dienſtzeit beträgt für die reitende Artillerie und Cavallerie

Digitized by Google

ſieben, für die übrigen Truppen fünf Jahre. Die Linientruppen ſind eingetheilt in eine Ingenieurbrigade, eine Artilleriebrigade von 1637 Mann mit 88 Feldkanonen, eine Cavalleriebrigade von 1236 Mann, fünf Infanteriebrigaden von Musketieren, Füſelieren und Jägern, zuſammen 10,078 Mann. Die Cavallerie befindet ſich in den Stiftern Aggerhuus und Drontheim. Die Landwehr, die aus gedienten Infanteriſten und Cavalleriſten zu Fuß mit der Verpflichtung zu fünfjährigem Dienſt beſtehen ſoll, iſt noch nicht gebildet. Jede Stadt hat ihre Bürgergarde. Die Küſtenwache wird in jedem Bezirke von den Marinepflichtigen gebildet. In Fällen der Noth wird der Landſturm oder die allgemeine Volksbewaffnung aufgerufen. Nur die Linientruppen dürfen außerhalb des Reichs gebraucht werden. Die Seemacht iſt noch im Werden und beſteht jetzt aus 1 Fregatte, 1 Corvette, 2 Briggs, 2 Schoonern und 82 Kanonierbooten. Die Marine hat 77 Offiziere und 534 feſte Mannſchaften, und wird durch Conſcription aus den zum Seedienſt Verpflichteten, nämlich den ſich von der Schifffahrt ernährenden Bewohnern der Städte und Küſten, bemannt. So ſind gegen 29,000 Mann, die das 30. Jahr zurückgelegt haben müſſen, zu fünfjährigem Kriegsdienſt auf der Flotte verpflichtet. Die Offiziere werden in der Landcadettenſchule und auf der militäriſchen Hochſchule in Chriſtiania und in der Seecadettenſchule zu Friedrichsvärn gebildet. Ohne hier wenigſtens ein Examen beſtanden zu haben, kann Niemand zu einem Militärpoſten befördert werden. Das Reich beſitzt 8 gelehrte Schulen mit 4—500 Schülern, außerdem 5 Mittelſchulen, mehrere Bürgerſchulen und ſehr viele Privatſchulen, die ſämmtlich ſtark beſucht werden. Die Univerſität in Chriſtiania, die einzige des Landes, wird von 7—800 Studirenden beſucht. Sie beſitzt einen botaniſchen Garten, eine Sternwarte nebſt einem magnetiſchen Obſervatorium, eine Bibliothek von 120,000 Bänden und verſchiedene wiſſenſchaftliche Sammlungen. Die angehenden Aerzte erhalten im Reichshoſpital die gehörige praktiſche Geſchicklichkeit; auch gibt es in Chriſtiania eine Entbindungslehranſtalt und eine hauptſächlich dem Handwerksſtande gewidmete Zeichnenſchule. Zwar haben die übrigen Städte des Landes, namentlich Drontheim und Bergen, an Bildung und Intereſſe für die höhern Angelegenheiten der Menſchheit den Bewohnern von Chriſtiania nie nachgeſtanden, doch ſcheint in der neuern Zeit dieſe letztere einen Vorrang vor den übrigen erringen zu wollen, wie ſchon ihre zehn Buchdruckereien, fünf Buchhandlungen und die zehn Zeitſchriften beweiſen, welche entweder täglich, oder wöchentlich, oder vierteljährlich hier erſcheinen und ſich über das ganze Land verbreiten. Uebrigens hat auch jede andere Stadt ihre Zeitung, ſelbſt in dem jenſeit des Polarkreiſes liegenden Tromsöe wird eine ſolche herausgegeben. Die Errichtung von Kleinkinderbewahrungsanſtalten hat in den norwegiſchen Städten vielen Anklang gefunden und in Chriſtiania beſtehen ſchon vier ſolcher Inſtitute.

Der Norweger hat ſich von jeher durch Eifer und Talent für die ernſten wie die ſchönen Wiſſenſchaften ausgezeichnet. Die Sprache weiſt ihn mehr zu den näher verwandten Dänen als den Schweden, und daher vereinigten ſich früher beide Völker zu gemeinſamen Beſtrebungen. Auch jetzt noch, wo die Verbindung mit Dänemark zerriſſen iſt, finden wir in wiſſenſchaftlicher wie künſtleriſcher Beziehung beide Völker enger verbunden, als es die politiſche Lage zu geſtatten ſcheint, obgleich die faſt republikaniſchen Einrichtungen N.'s einen Bruch herbeigeführt haben, der mit der Zeit immer größer werden muß. Der Norweger ſucht ſich zu literariſcher Selbſtändigkeit zu erheben und es iſt zu wünſchen, daß der in der neueſten Zeit entſtandene ſkandinaviſche Bund, der namentlich auch die literariſchen Beſtrebungen der drei nordiſchen Völker durch wechſelſeitigen Austauſch zu fördern und zu beleben ſucht, ſein Ziel erreiche. Allein möchte der Norweger die vielfachen Hemmniſſe nicht überwinden, die ſeinem Beſtreben nach Anerkennung entgegenſtehen. Schon iſt dadurch manches ſchöne Talent zu Grunde gegangen oder unbemerkt geblieben. Die Norweger rühmen ſich, viel Sinn für die den Geiſt bildenden, veredelnden und erheiternden Künſte zu haben; und die einzelnen Talente, welche in Europa in der Muſik und Malerei ſich einen Namen erworben haben, beweiſen hinlänglich, wie viel Grund ſie zu einer ſolchen Behauptung beſitzen. Im Allgemeinen tritt der höhern künſtleriſchen Entwicklung aber der den Nor-

Digitized by Google

wegern beſonders eigne Hang zur Häuslichkeit entgegen. Sie puppen ſich, ſobald es nur gehen will, im Familienleben ein und in ſeinen Freuden und Leiden, Zerſtreuungen und Kümmerniſſen, Aengſten und Kleinigkeiten geht wohl nicht der Sinn für das Höhere unter, er kommt aber auch nicht zum wahren Bewußtſein, zu künſtleriſcher Vollendung. Von ſeinem Häuschen, von ſeinem eignen Heerde ſchaut der Norweger auf die Welt und ihre Begebenheiten, er überdenkt ſie prüfend und ſucht aus ihnen Gewinn für ſich, die Seinen und ſein Vaterland. Daher das ſchnelle Auffaſſen der conſtitutionellen Einrichtungen und die Beharrlichkeit, ja Aengſtlichkeit, daß ſie ihm nicht durch Liſt oder Gewalt entriſſen werden. Er ſchätzt den Mann von Genie, Talenten, Kenntniſſen und Einſichten, verlangt aber von ihm unbedingte Unterwerfung unter das Geſetz, das ihn ſelbſt beglückt. Die Ordnung, die ſein Haus erhält, will er auch in allen bürgerlichen Verhältniſſen, und haßt daher alles Uebertriebene, Ausſchweifende, Radicale, Revolutionäre. Da er Alles, was er beſitzt, nur mühſam dem undankbaren Boden oder der Wuth der Wellen entrungen hat, ſo geht ihm das Beſitzthum über Alles; doch die Erfahrung hat ihm die Unſicherheit alles Beſtehenden gelehrt und ſo iſt ein Hauptzug ſeines Charakters Religioſität, ſtille Andacht, Ergebenheit in das Unvermeidliche, was ſeinen Blick in das Gebiet der freien Künſte hindert. Der Glaube ſeiner Väter iſt ihm heilig, das, was durch Alterthum gleichſam geheiligt worden, iſt ihm lieb und werth und dies gibt ſeiner Bildung einen eigenthümlichen Beiſatz von Stabilität, die den Fortſchritt nicht ausſchließt, nur langſamer und vielleicht ſicherer macht. Man könnte das Volk in zwei große Familien abtheilen, in die Land- und Seeleute, die in fortdauernder Wechſelwirkung zu einander ſtehen. Der Seemann eignet ſich auf ſeinen weiten Fahrten, meiſtentheils auf britiſchen Schiffen, manches Fremde an, das er in das Heimathland verpflanzt; der Landbewohner hält am Alten feſt, läßt ſich aber manches Neue, was der Seemann mitbringt, nach und nach gefallen, denn dieſen verläßt die Liebe zur Heimath nie, das Streben nach einem eignen Heerde beſeelt ihn auf allen ſeinen Fahrten, er verbindet Beides mit einander, die Luſt nach der Fremde und die Liebe zu enger Häuslichkeit, und ruht endlich im Alter von ſeinen Wanderungen in ſeinem theuren Vaterlande aus. Seine in andern civiliſirten Ländern gewonnene feinere Geſittung gibt er nicht auf, er theilt ſie unmerklich dem Kreiſe ſeiner heimiſchen Bekannten und Freunde mit und ſo verbreitet ſich allmälig ein Grad von Bildung, der von den Beamten, beſonders den Geiſtlichen, die fortwährend eines allgemeinen Vertrauens genießen, ſorgfältig gepflegt wird. Durch dieſe Verhältniſſe hat ſich die Sittlichkeit, vielleicht nur mit Ausnahme der Vorſtädte der größern Städte, auf der alten Stufe erhalten. Ungeachtet der Einſamkeit und Abgelegenheit der Wohngebäude auf dem Lande, ungeachtet der Schlupfwinkel im Gebirg und der dichten Waldungen und der durch Mißernten erzeugten Noth und Dürftigkeit mancher Gegenden ſind Verbrechen ſelten. Nach den officiellen Berichten ſind in den Jahren 1826—36 wegen Raubmords jährlich nur vier bis neun, wegen Räuberei nur fünf, wegen Mordbrandes nur zwei bis vier und wegen Nothzucht nur ein Verbrechen im ganzen Lande beſtraft worden. Andere grobe Verbrechen kommen nur vereinzelt vor. Wegen Meineids wurden 3—6, wegen Kindermordes 8—16, wegen Diebſtahles und Diebeshehlerei 666—808, wegen Fälſchung und Betrügerei 40—54 und wegen Mißhandlung der Aeltern, Ehegatten und Kinder 22—36 jährlich zur Strafe gezogen. Die Geſammtzahl der wegen criminellen Verbrechen Angeklagten ſchwankte zwiſchen 734 und 1753, und derjenigen, welche in dieſem Zeitraum in den Straf- und Arbeitshäuſern des Reichs verhaftet waren, zwiſchen 986 und 1412. Die Einführung des Pönitentiarſyſtems iſt auch in N. zur Sprache gekommen, bis jetzt aber noch kein anderer Schritt, als einige ſchriftliche Erörterungen zu deſſen Verwirklichung gethan worden.

Norwich, Stadt in der Grafſchaft Norfolk im britiſchen Königreich Oſtangeln, liegt an der hier ſchiffbaren Yare, hat 70,000 Einwohner, ein altes Schloß, eine Dom- und 45 Episcopalkirchen, und iſt Sitz eines Biſchofs. Die hieſigen Wollenzeugwebereien, die durch ihre Kamlotten, ihre wollenen Damaſte, Atlaſſe, Kalmanken und Bombaſſins ſchon im 14. Jahrhundert einen weit verbreiteten Ruf hatten, haben in neuerer Zeit viel

Digitized by Google

verloren, ſeitdem die Baumwollenzeuge Aufnahme gefunden haben, und die Einfuhr der Norwichſtoffe in verſchiedenen Ländern verboten wurde. Jetzt fertigt man hier beſonders noch Shawls, nach Art der indiſchen, die einen wichtigen Handelsartikel nach allen Theilen der Welt abgeben, und unter andern Wollenwaaren eine beſonders ſchwere Sorte Kalmuk. Auch Vieh, Fiſche und Steinkohlen ſind wichtige Handelsartikel.

Noſologie, d. i. Krankheitslehre, iſt die Wiſſenſchaft, welche ſich mit den Krankheiten an ſich, hauptſächlich mit ihren Benennungen und ihrer Eintheilung beſchäftigt. Die N. wäre hiernach ein ſpecieller Theil der Pathologie, wird aber von Andern als damit gleichbedeutend gebraucht. (S. Pathologie.)

Noſſairier, Noſſairen, ſind eine mohammedaniſche Secte, ſo genannt von Nosraya im Gebiete Kufa, dem Geburtsorte ihres Stifters, auch mit dem Namen Kesbiner, Bergbewohner, benannt. Sie bildeten ſich zu Ende des 9. Jahrhunderts und gehören zur Partei der Schiiten, mit denen ſie den Kalifen Ali Ibn Abi Taleb verehren, in welchem ſich die Gottheit verkörpert haben ſollte. Im 14. Jahrhundert hatte ſich dieſe Secte ſehr weit verbreitet, beſonders in Syrien und Meſopotamien, und Abulfeda berichtet, daß im Jahre 1339 die N. die Stadt Gabali in Syrien, in der Nähe von Tripolis, überfielen. Nach und nach wurden ſie durch die Siege der Türken auf den Landſtrich beſchränkt, den ſie jetzt inne haben. Sie bewohnen jetzt in verſchiedenen Horden den Landſtrich zwiſchen dem Libanon und Antiochien, am Semmak, im türkiſchen Ejalet Tarablus, ſind den Türken zinsbar, ſonſt aber ſelbſtändig und ein gutmüthiges Volk. Die Produkte ihres Landſtriches ſind beſonders Tabak, Korn, Hülſenfrüchte, Gemüſe, Seide, Wein, den ſie trinken dürfen, verſchiedene Droguereien und Vieh, und ſie treiben damit nicht unbedeutenden Handel. Ihre Oberhäupter oder Mokkadems wohnen zu Bahlulie, Symrin und Safeta. Letzteres iſt ihr Hauptort und Wohnſitz ihres erſten Mokkadem, der ſie als erblicher Fürſt und Vaſall der Pforte regiert. Die Sitten der N. ſind im Ganzen roh; ſie halten zwar die Vielweiberei für unerlaubt, geſtatten aber doch an gewiſſen Feſttagen willkürliche Vermiſchung der Geſchlechter, und theilen ſich in mehrere Kaſten, von denen eine die andere drückt. Sie haben ihren eigenen Cultus und lehren, Ali ſei in der Geſtalt von 12 Vermenſchlichungen, unter denen Jeſus die ſechſte und Muhammed die ſiebente geweſen ſei, auf Erden erſchienen, wo er allemal Gegner fand, dann in den Himmel zurückgekehrt, und habe ſich mit dieſem wie mit einem blauen Schleier umgeben und ſich endlich in die Sonne zurückgezogen, die er noch bewohne. Deshalb beten ſie die Sonne an. Jeſus, lehren ſie, ſei nicht wirklich gekreuzigt, ſondern Jemand an ſeiner Stelle. Sie theilen das Abendmahl, doch nur an Mannsperſonen, aus, feiern Weihnachten, Beſchneidung Chriſti, Palmſonntag, heiligen 3 Könige, Oſtern und einige Apoſtel- und Heiligentage. Sie nehmen eine Seelenwanderung an. Ein geſtorbener N. bedarf einer gewiſſen Zeit zur Reinigung und Heiligung. Iſt dieſe verfloſſen, ſo nimmt er wieder die menſchliche Geſtalt an, um zum zweiten Male geläutert zu werden, und dann erſt wird er unter die Sterne verſetzt. Hat er nicht gewiſſenhaft die Vorſchriften des Propheten befolgt, ſo wandert er nach ſeinem Tode in den Körper eines Juden oder Türken. Die Seelen der Ungläubigen, glauben ſie, wandern in Eſel, Mauleſel, Kameele und Schafe. Eine Hölle und ein Paradies nehmen ſie nicht an. Die Chriſten lieben ſie, kennen aber, obwohl ſie chriſtliche Feſte feiern, ihre Bedeutung nicht ganz, und zeigen überhaupt in ihrem Cultus noch viele Spuren des Naturdienſtes der alten Völker Vorderaſiens. Gewiſſe Thiere und Pflanzen ſind ihnen heilig, auch verehren ſie die weiblichen Geſchlechtstheile, als Bild aller Zeugung. Sie haben eine Menge Wallfahrtsorte und Kapellen mit den Türken gemein, werden aber von ihnen verachtet, ſowie ſie dieſelben, nebſt ihren Nachbarn, den Ismaeliten, ebenfalls verabſcheuen. Ihren Gottesdienſt halten ſie mit großem Geräuſch. Ihre Moral lehrt Barmherzigkeit gegen den Mitmenſchen, ungeheuchelte Redlichkeit, Abſcheu vor Diebſtahl und Meineid, Geduld bei Armuth und andern Uebeln, Gutherzigkeit und Freundſchaft. Den Ismaeliten nahmen ſie 1809 das Schloß Maſſiat, wurden aber durch den türkiſchen Statthalter von

Digitized by Google

Hamah wieder zu deſſen Räumung gezwungen. Daß die N. Sabier oder Johannischriſten wären, iſt durch Niebuhr, ſowie durch zuverläſſige Berichte des franzöſiſchen Conſuls Rouſſeau in Aleppo genügend widerlegt worden. Vgl. Rouſſeau's „Mémoire sur les Ismailis et Nossairis de Syrie“ in den „Annales de géographie“ (Bd. 42 und 52), und Wilke, „Verſuch über die N. in Stäudlin's Magazin für Religion ꝛc.“ (1. Bd., 1. Stck.).

Noſtitz, Auguſt Ferdinand Ludwig, Graf von, Generallieutenant und Generaladjutant des Königs von Preußen, geboren am 27. Dec. 1780 in dem ſeinem Vater zugehörigen Orte Zeſſel bei Oels, bildete ſich auf der Schule zu Oels und der Univerſität Halle und übernahm 1799 nach erlangter Volljährigkeit die von ſeinem Oheim, dem Baron von Zedlitz, ererbten Güter. Im J. 1802 trat er als Lieutenant in die Garde du Corps in Potsdam, wurde aber 1803 als Premierlieutenant zu dem neuerrichteten Dragonerregimente von Wobeſer verſetzt, das Anfangs in Duderſtadt, dann in Hildesheim in Garniſon lag. Im Jahre 1805, bei der Rüſtung des preußiſchen Heeres, kam ſein Regiment nach Münſter unter die Befehle des Generals Blücher, deſſen Vertrauen ſich N. in Kurzem erwarb. Nach der Schlacht bei Jena und den Gefechten bei Nordhauſen und Prenzlow ward er unter dem Verſprechen entlaſſen, nicht ferner zu dienen, und begab ſich auf ſeine Güter in Schleſien. Im Jahre 1807 ernannte ihn der König zum Rittmeiſter, doch der Wunſch zu reiſen und das ſchmerzliche Gefühl der drückenden franzöſiſchen Tyrannei bewog ihn, 1810 ſeinen Abſchied zu nehmen. Er ging in Begleitung einiger Freunde nach Wien, brachte den Herbſt in der Schweiz, den Winter in Italien zu, wohnte im Mai 1811 den Feſten in Paris bei, die bei Gelegenheit der Taufe des Königs von Rom gefeiert wurden, und kehrte im Herbſt über Holland nach Schleſien zurück. Im Jahre 1813 ſuchte er, bei dem Ausbruche des Krieges gegen Frankreich, eine Anſtellung bei einem Cavallerieregimente und der König ernannte ihn zum Stabsrittmeiſter bei dem damaligen ſchleſiſchen Uhlanenregimente. Als die ſchleſiſchen Stände die Errichtung eines Nationalhuſarenregiments beſchloſſen und die Befugniß erhielten, die Offiziere desſelben ſelbſt zu wählen und dem König zur Beſtätigung vorzuſchlagen, wurde N. zum Escadronschef gewählt und vom König beſtätigt. Doch beim Beginn des Kampfes war die Bildung dieſes Regiments noch nicht beendigt, und N. trat bei dem Uhlanenregimente ein, mit welchem er ſich in der Schlacht bei Bautzen auszeichnete. Während des Waffenſtillſtandes war die Bildung des ſchleſiſchen Nationalregiments vollendet und N. ward aufgefordert, das Commando ſeiner Escadron zu übernehmen; doch unterdeſſen hatte ihn Blücher zu ſeinem Adjutanten, der König zum wirklichen Rittmeiſter ernannt und ſo trat er aus ſeinem Verhältniſſe zu jenem Regimente aus. Nach der Schlacht bei Leipzig ward er zum Major ernannt und nach der Schlacht bei Paris erhielt er das eiſerne Kreuz erſter Claſſe. Nach abgeſchloſſenem Frieden blieb N. als perſönlicher Adjutant bei Blücher und begleitete ihn auf ſeiner Reiſe nach England. In dem Feldzuge von 1815 rettete er in der Schlacht bei Ligny dem Feldmarſchall Blücher das Leben und blieb auch nachher deſſen Adjutant und ſteter Begleiter. Im Jahre 1818 ward er zum Oberſten und 1819, nach Blücher's Tode, deſſen Orden er an den König zurückbrachte, zum Flügeladjutanten und Commandeur des Gardehuſarenregiments ernannt. Im Jahre 1821 erhielt er das Commando der zweiten Gardecavalleriebrigade, rückte 1825 zum Generalmajor auf und begleitete 1826 den Prinzen Karl zu den Krönungsfeſten nach Petersburg und Moskau. Im Jahre 1828, beim Ausbruch des Kriegs zwiſchen Rußland und der Pforte wurde N. in das ruſſiſche Hauptquartier geſchickt und machte dieſen Krieg mit. Nach ſeiner Rückkehr nach Berlin ward er zum Generaladjutanten ernannt, begleitete 1829 den Prinzen Wilhelm von Preußen zu den Krönungsfeierlichkeiten in Warſchau und ſpäter den Kaiſer Nikolaus auf ſeiner Rückreiſe von Berlin bis nach Kaliſch. Im Jahre 1830, wo der Prinz Wilhelm zum Generalgouverneur für die Rheinprovinzen und Weſtfalen ernannt wurde, begleitete N. dieſen Fürſten als Chef des Stabes und blieb in dieſer Stellung bis zum März 1832, wo das Generalgouvernement aufgelöſt ward und er Befehl erhielt, in ſein früheres Verhältniß als Commandeur der zweiten Gardecavalleriebrigade

Digitized by Google

zurückzutreten. Am 30. März ward er zum zweiten Commandanten von Berlin und zwei Jahre darauf zum Generallieutenant ernannt.

Noſtitz und Jänkendorf, Gottlob Adolf Ernſt von, als Dichter unter dem Namen Arthur von Nordſtern bekannt, wurde 1765 am 21. April in der jetzigen preußiſchen Oberlauſitz auf dem väterlichen Gute geboren und bezog im 16. Jahre ſeines Alters die Univerſität zu Leipzig. Nach vollendeten Studien trat er als Finanzrath in ſächſiſche Staatsdienſte, gab aber dieſe bald auf, weil ſowohl körperliche Leiden, als der Wunſch, ſeinem eigentlichen Vaterlande, der Oberlauſitz nützen zu können, ihn bewog, ſich wieder nach der Provinz zu wenden. Hier wirkte er, 1792 zum Landesälteſten des Budiſſiner Kreiſes ernannt, viel Gutes, ebenſo in ſeiner ſpätern Stellung, wo er 1804 als Oberamtshauptmann an die Spitze der geſammten Provinzialverwaltung trat. Er ſchrieb damals, um zur Beſeitigung verſchiedener Mängel im Armenweſen, namentlich in den Dorfſchaften der Oberlauſitz beizutragen, ſeinen „Verſuch über Armenverſorgungsanſtalten auf Dörfern“ (Görlitz 1801), und verwirklichte zuerſt ſeine in dieſer Schrift ausgeſprochenen Ideen in dem von ihm auf ſeinem Familiengute Oppach geſtifteten Armen- und Gemeindehauſe. Seit 1795 war er auch Präſident der oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Görlitz und lieferte in die von derſelben herausgegebene „Monatsſchrift“ zahlreiche Beiträge. Auch ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, der Dichtkunſt, widmete er manche Mußeſtunde, und manches ſeiner Gedichte ging in die Liedertafeln ganz Deutſchlands über. Damals erſchienen auch ſeine „Geſänge der Weisheit, Tugend und Freude“ (Dresden 1802), und eine große Anzahl ſeiner poetiſchen Produkte wurden in Becker's „Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen“, in deſſen „Erholungen“ und „Guirlanden“ abgedruckt. Später gab er auch die franz.: „Romances mises en musique par S. (a) M. (ajesté) L. (a) R. (eine) H. (ortense)“ mit deutſcher Ueberſetzung heraus, und eine ſinn- und geſchmackvolle Ueberſetzung der: „Lettres à Emilie sur la mythologie“ von Demouſtier (Dresden 1803—1804, 6 Bde.). Im Jahre 1806 wurde er Oberconſiſtorialpräſident und ſtand an der Spitze der Commiſſion, welche die Verfaſſung der Univerſität Leipzig unterſuchen ſollte. Bald darauf 1809 wurde er Conferenzminiſter, hatte den Vorſitz bei der zu Ausgleichung der Kriegsentſchädigungen niedergeſetzten Landescommiſſion und bei der Redaction des ſeit 1821 in Wirkſamkeit getretenen Strafgeſetzbuches für das ſächſiſche Heer, und leitete auch die Arbeiten der für die ſämmtlichen Zucht-, Armen- und Waiſenhausanſtalten des Landes ſorgenden, aus den Mitgliedern mehrerer Landescollegien zuſammengeſetzten Armencommiſſion. Seiner thätigen Fürſorge verdankt Sachſen die zweckmäßige Sonderung der Irren- und Gemüthskranken in heilbare und unheilbare, welche letzteren jetzt in Colditz verſorgt werden, ſowie die Irrenheilanſtalt auf dem Sonnenſtein bei Pirna. Vgl. N.'s „Beſchreibung der königlich ſächſiſchen Heil- und Verpflegungsanſtalt Sonnenſtein“ (Dresden 1829, 3 Bde.). Ebenſo hatte er großen Antheil an Stiftung der Freiſchule zu Rath und That in Dresden. Für die Freimaurerlogen des Königreichs ließ er damals auch ſeinen „Liederkreis für Freimaurer“ (Dresden 1810—1828, 2 Bde.) erſcheinen. Im J. 1822 machte er eine Reiſe durch Süddeutſchland, die Schweiz, Oberitalien, Kärnthen und Ungarn. Eine Frucht derſelben waren ſeine „Erinnerungsblätter eines Reiſenden im Spätſommer 1822“ (Leipzig 1824). Als Mitglied des geheimen Rathes arbeitete er ſpäter mit Erfolg zu Begründung der neuen conſtitutionellen Verfaſſung des Königreichs Sachſen, und nach der ſpäteren Auflöſung des geheimen Rathes behielt er den Titel und Rang als Conferenzminiſter und wirklicher Geheimrath, ſowie ſeine Stelle als Ordenskanzler und erhielt im neu begründeten Staatsrathe die erſte Stelle. Am 21. April 1835 überreichte dem verdienten Jubilar die philoſophiſche Facultät zu Leipzig das Ehrendiplom eines Doctors der Philoſophie. Er ſtarb am 15. Oct. 1836 auf ſeinem Gute Oppach in der Lauſitz. Was N.'s Leiſtung als Dichter anlangt, ſo zeigen ſie insgeſammt von großer Gewandtheit in Bezug auf Reim und Sylbenmaß, von großer claſſiſcher Bildung und tiefem Studium der ſchönen Literatur. Wir führen außer ſeinen bereits erwähnten Arbeiten noch an: „Valeria“, ein romantiſches Gedicht, nach einer Novelle von Florian (Dresden 1803); „Sinnbilder der Chriſten“

Digitized by Google

(Leipzig 1818), gedichtet nach den berühmten Holzſchnitten von Nesbit, Branſton, Clenell und Hole; „Irene“ (Ebend. 1818), ein Gedicht in Ottavenſtanzen, eines der erſten in dieſer Dichtung deutſch verfaßten; „Gemmen“ (Ebend. 1818), und „Kreis ſächſiſcher Ahnfrauen“, ein größeres Gedicht zur Vermählungsjubelfeier König Friedrich Auguſts, im Jahre 1819. Außerdem erſchien von ihm noch: „Anregungen für Herz und Leben“ (Leipzig 1825 ff.); „Neunmal drei Anſiedelungserforderniſſe“ (Dresden 1826), und „Blicke der Vernunft in das Jenſeits“ (Ebend. 1833).

Noſtradamus, Michael (eigentlich Notre-Dame), geb. 1503 zu St. Remy in der Provence (nach Andern zu Salon), ſtammte aus einer ehemals jüdiſchen Familie, legte ſich auf das Studium der Medicin und lebte Anfangs ſehr unſtät, bis er ſich endlich zu Agen verheirathete. Nach dem baldigen Tode ſeiner Frau kehrte er in die Provence zurück, wo er bei der ausgebrochenen Peſt ſich ſo hervorthat, daß ihn die Stadt Aix mit einer Penſion belohnte. Von hier ging er nach Salon, ſich zum zweiten Male verheirathend. Sein ſchwärmeriſcher Geiſt, hier auf ſich ſelbſt beſchränkt, fand bald in der Wiſſenſchaft, der er ſich gewidmet hatte, Anlaß, in der Natur überall Wunder zu ſehen und zu ahnen, die Natur in ihrem geheimen, geiſterhaften Wirken zu belauſchen und den Einfluß, den ſie auf das Menſchenleben hat, herauszufühlen. Er ergab ſich der Aſtrologie und ſchrieb nun eine Maſſe dunkler Weiſſagungen, die er in gereimten Quatrains, welche er in Centurien eintheilte, in die Welt ſchickte. Die damalige wunderſüchtige Zeit ſtaunte ſeine Orakel an, und namentlich ſtieg ſein Anſehen, als man das Schickſal Heinrich's II., der an einer im Turnier erhaltenen Wunde ſtarb, in dem 35. Quatrain der 1. Centurie ſeiner Prophezeihungen zu finden glaubte. Karl IX. vertraute N. ſogar ſein Leben an und ernannte ihn zum Leibarzt. Allein N. ſtarb ſelbſt ſchon ſechszehn Monate darauf, am 1. Juli 1566 zu Salon ſehr unerwartet, obwohl er ſich ſelbſt die angenehme Hoffnung gemacht hatte, bis zum Jahre 1618 zu leben. Steph. Jodelle machte folgenden Reim auf ihn:

Nostra damus cum falsa damus, nam fallere nostrum est;
Et cum falsa damus, nil nisi nostra damus.

N.'s Centurien kamen vollſtändig heraus: Lyon 1568; Amſterd. 1668, mit N.'s Leben. Man hat auch Ueberſetzungen derſelben ins Engliſche, London 1672, und ins Holländiſche, Amſterdam 1715. Unter einer Menge Commentaren, Auslegungen u. ſ. w. bemerken wir Theod. Bouys, „Nouvelles considerations, puissées dans la clairvoyance instinctive de l'homme, sur les oracles etc. et particulièrement sur Nostradamus“ (Paris 1806). Noch 1781 wurden die Prophezeihungen des N. verboten, weil der Untergang des Papſtthums darin vorausgeſagt wurde.

Nota, Alberto, der vorzüglichſte Luſtſpieldichter des heutigen Italiens, wurde 1775 zu Turin geboren, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft und bekleidete, bevor die politiſchen Verhältniſſe des damaligen Königreichs Italien auch ſeine perſönlichen Umſtände anders geſtalteten, mehrere angeſehene Staatsämter. Wieder in den Staatsdienſt zurückgekehrt, wurde er 1818 Intendant von Nizza und ſpäter in der piemonteſiſchen Provinz St. Remo. Zur Entwickelung ſeines dramatiſchen Talents, das ſich ſchon früh bei ihm zeigte, trug die Zeit, in welcher er lebte und in welche ſein Mannesalter fiel, ſehr viel bei. Es war eine der intereſſanteſten und bewegteſten Epochen der italieniſchen Geſchichte, wo der Kampf des Alten und Neuen mehr als je deutlich hervortrat, wo große Talente und Charaktere ſich entwickelten, eine Zeit, die am geeignetſten war, Menſchen kennen zu lernen. Weſentlich trugen auch zu N.'s Bildung wiederholte Reiſen bei, die er durch verſchiedene Theile ſeines Vaterlandes machte. N.'s perſönlicher Charakter war von Natur ernſt; widrige Schickſale, namentlich eine unglückliche Ehe, ſollen ihn indeß noch mehr verdüſtert haben, weshalb auch der allgemeine Charakter ſeiner Luſtſpiele ernſt iſt und ein großer Theil derſelben kaum auf den Namen Luſtſpiel Anſpruch machen kann. Die Intrigue iſt darin meiſt einfach und die Ereigniſſe dem gewöhnlichen Leben entnommen. Zu N.'s größten Vorzügen, die ganz Italien anerkennt, gehört vor allen ſeine ausgezeichnete Charakteriſtik. Er entwickelt die verſchiedenartigſten Temperamente, ſelbſt ungewöhnliche Charaktere, mit einer Wahrheit und

Digitized by Google

Wirklichkeit, die bis ins Kleinſte überraſcht, und führt die abweichendſten Naturen mit einer Feinheit aus, die auch die leiſeſten zur Hebung beitragenden Nüancen nicht vergißt. Seine Pläne ſind ſtets klar und geſchickt entwickelt, und wenn man als Hauptzweck des Luſtſpiels Verbeſſerung der Sitten annimmt, ſo muß man N.'s Arbeiten einen hohen Werth zugeſtehen und braucht demungeachtet, wenigſtens bei der Mehrzahl, kein langweilendes Moraliſiren zu fürchten. Eine kühne Phantaſie und reiche Erfindungsgabe muß man bei dieſem Dichter nicht erwarten, wer aber treue und wahre Bilder des wirklichen Lebens ſehen will, findet in ſeinen Luſtſpielen völlige Befriedigung. Zu ſeinen Charakterſtücken gehören: „Die Ehrſüchtige" (1810); „Die Kokette" (1818) und „Der Projektenmacher" (1809). Mit größerem Spielraum für Intrigue ſchließen ſich an dieſe an: „Der neue Reiche" (1809); „Die Proceßſüchtigen" (1811); „Der Ehefeind" (1811); „Der Kranke in der Einbildung" (1813) und „Der Büchernarr" (1822). Völlig im Geſchmack Iffland'ſcher Familiengemälde, Produkte jenes Sentimentalismus, welcher eine lange Zeit nach franzöſiſchen und deutſchen Muſtern die Bühnen Italiens überſchwemmte, und zum Theil noch immer Beifall findet, ſind: „Der Unterdrücker und die Unterdrückte" (1804); „Die Herzogin von Lavallière" (1806); „Die erſten Schritte zum Verderben" (1808) u. a. m. Unter den wenigen Luſtſpielen N.'s, wo die Intrigue vorherrſchend iſt, führen wir an: „Der Jahrmarkt" (1826), ein unterhaltendes Sittengemälde und unſtreitig das lebendigſte und abwechſelndſte unter ſeinen Stücken, und „Die Verliebten" (1820). Eine gute Ausgabe ſeiner dramatiſchen Werke erſchien (als 11. Ausgabe) zu Florenz 1827—1828, in 7 Bänden; ſie enthält 22 Stücke.

Notabeln (les notables) nennt man im Allgemeinen die bedeutendſten Männer aus allen Ständen in einem Staate. Der Ausdruck war allein in Frankreich gebräuchlich. Hier nannte man Verſammlung der N., eine Verſammlung der vorzüglichſten Männer des Reichs, die der König jedoch ſelbſt ernannte und zuſammenrief, und die ſich eben dadurch von den Reichsſtänden unterſchieden. Die erſte bedeutende Zuſammenkunft der N. in Frankreich fällt in das Jahr 1558. Die bekannteſten aus neuerer Zeit ſind die vom Jahre 1787 und die letzte vom Jahre 1788. Die vom Jahre 1787 wurde auf Veranlaſſung des Generalcontroleur Calonne zuſammenberufen, der dadurch mehreren nöthigen Anordnungen das nöthige Gewicht geben wollte. Die zu dieſem Behufe von Ludwig XVI. unterm 29. Dec. 1786 ausgefertigten Einberufungsbeſchreiben gingen an 7 Prinzen von Geblüt, 9 Herzöge und Pairs von Frankreich, 8 Feldmarſchälle, 22 Edelleute, 8 Staatsräthe, 4 Requetenmeiſter, 11 Erzbiſchöfe, 37 Oberrichter, 12 Abgeordnete (Pays d'Etats), den Civillieutenant und 25 obrigkeitliche Perſonen aus einzelnen Städten des Königreichs. Die Verſammlung wurde am 22. Febr. 1787 eröffnet. Sie ſollte nach Calonne's Plan dem Hofe vornehmlich dazu behülflich ſein, das große Deficit in der Staatskaſſe durch neue Auflagen zu decken. Die N. aber ſprachen von Erſparungen, und als die Sitzung am 25. Mai 1787 wieder geſchloſſen wurde, hatte man als Reſultat der langen Verhandlungen folgende Beſchlüſſe gefaßt: Einführung der Provinzialverſammlungen, Umgeſtaltung des Finanzrathes, Abſchaffung der Frohndienſte, Freiheit des Getreidehandels und innern Handels überhaupt, Aufhebung der Salzſteuer, Erſparungen überhaupt, ſowohl in den Departements, als im Hofſtaate, eine Anleihe von 50 Millionen und eine Auflage von 50 Mill. auf ſolche Gegenſtände, die dem Volke am wenigſten zur Laſt fallen würden. Die wenigſten dieſer Beſchlüſſe kamen aber zur Ausführung, und diejenigen, auf welche der Hof am meiſten Hoffnung geſetzt, wurden vom Parlament nicht bewilligt. Eine zweite Verſammlung der N. wurde von Necker veranſtaltet. Sie eröffnete ihre Sitzungen am 9. Nov. 1788, ſchloß ſie ſchon am 12. Dec. und berathſchlagte ſich nur über die Form der zu verſammelnden Reichsſtände (Etats généraux), die nach 175 Jahren zum erſten Male am 5. Mai 1789 einberufen wurden und nach wenigen Sitzungen auf Legrand's Vorſchlag den Titel Nationalverſammlung annahmen, und ſomit die königliche Allgewalt vernichteten. (S. Frankreich.)

Notar iſt gegenwärtig eine unter landesherrlicher Autorität zu Verwaltung eines

Theiles der voluntären Gerichtsbarkeit beſtellte und vereidete Perſon, deren Zuziehung zu gewiſſen von Privatperſonen vorgenommenen rechtlichen Handlungen dieſen öffentliche Glaubwürdigkeit verleiht. Der Notar hat bei ſeinen Functionen und den darüber von ihm aufzunehmenden Urkunden (Notariatsinſtrument) mehrfache Formalitäten zu beobachten. Hierher gehört vorzüglich, daß der N. in der Regel zwei Zeugen, bei Aufnahme eines Teſtaments ſogar ſieben Zeugen zuziehen muß. Die Creirung der N.'e gehörte ehemals in Deutſchland zu den kaiſerlichen Vorbehalten; die ihnen durch die Notariatsordnung des Kaiſers Maximilian I. 1512 ertheilte Macht iſt jedoch in vielen Staaten, beſonders in Sachſen durch ein daſelbſt am 1. März 1804 erſchienenes Geſetz, bedeutend eingeſchränkt worden, und in einigen Staaten iſt der Titel eines N. ganz aufgehoben und ihre Functionen an andere Rechtskundige überwieſen worden. Am ausgedehnteſten iſt die Wirkſamkeit der N. noch in Frankreich, wo ſie beſondere Collegien (chambres des notaires) bilden. (S. „Dictionnaire du notariat" Paris 1822—24). — Die alten Römer nannten anfänglich ihre Geſchwindſchreiber Notarii (von nota, Zeichen, Abkürzung) und trugen ſpäter dieſen Namen auf die bei öffentlichen Behörden angeſtellten Schreiber oder Secretäre über.

Noten nennt man die Zeichen, durch welche die ein Tonſtück bildenden Töne nach ihrer Höhe, Tiefe und Dauer beſtimmt werden. Im Alterthume bediente man ſich hierzu gewiſſer Buchſtaben des Alphabets; dies thaten z. B. die Griechen und Römer. Sie ſetzten die Buchſtaben über die einzelnen Sylben des Textes, und ihre Dauer wurde durch Länge und Kürze der Sylben beſtimmt. Die Hebräer ſollen ſich, wie noch jetzt die Neugriechen, der Accente als Tonzeichen bedient haben. Die Notenſchrift der Alten war indeß ſehr weitläufig und die Zahl der Notenzeichen bei den Griechen ſoll ſich auf 990 (nach Andern ſogar auf 1620) belaufen haben. Dieſe große Summe läßt ſich erklären, wenn man weiß, daß die Griechen andere Notenzeichen bei Vokal-, andere bei Inſtrumentalmuſik wählten, und daß ſie ferner weder den Gebrauch der Octaven noch der Schlüſſel kannten. Um alle Notenzeichen mit der geringen Anzahl von Buchſtaben bezeichnen zu können, gaben ſie den Buchſtaben verſchiedene Stellungen und Formen, und ſetzten ſie bald verkehrt, bald ſchief, bald liegend u. ſ. w. Für den Erfinder der Notenzeichen bei den Griechen hält man den Lesbier Terpander (um 650 vor Chr.). Papſt Gregor I., der Große, brachte zu Ende des 6. Jahrhunderts die bis dahin üblichen 15 Haupttöne des griechiſchen Tonſyſtems, die ſich vom großen A bis zum eingeſtrichenen a erſtreckten, auf 7 zurück, und bezeichnete ſie mit den erſten 7 Buchſtaben des röm. Alphabets, ſo daß die großen Buchſtaben für die erſte Stimme, die kleinen Buchſtaben für die höhere Octave und die doppelten Buchſtaben für die höchſte Octave gebraucht wurden. Dieſes immer noch ſehr unvollkommene Notenſyſtem galt ſo lange, bis man auf den Gedanken kam, ſtatt der Buchſtaben Punkte und verſchobene Quadrate und 5 Linien (Notenſyſtem, Linienſyſtem) zu gebrauchen, und jene ſowohl zwiſchen als auf die Linie zu ſetzen. Man ſchreibt dieſe Erfindung dem Benedictinermönch Guido d'Arezzo (ſ. d.) zu, obwohl dieſer wahrſcheinlicher dieſelbe nur verbeſſert hat. Die Buchſtaben, deren man ſich bis dahin als Tonzeichen bedient hatte, wurden nun die Schlüſſel. Die Erfindung endlich, den Noten durch beſondere Geſtaltung auch die Bedeutung der Zeitdauer beizulegen, indem man die einfachen Punkte in kleine Quadrate verwandelte, welche bald ſchwarz, bald nicht ſchwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten, und bald mit krummen Schwänzen verſehen waren, wodurch wir noch jetzt z. B. die Achtel, Sechzehntheile u. ſ. w. ausdrücken, ſchreiben Einige dem Franco von Köln (13. Jahrh.), Andere dem Franzoſen Jean de Meurs (ſ. d.) zu, der ſie zwiſchen 1330 bis 1350 machte. Die Diminutiones der Noten oder die Zergliederung einer Note in mehrere Noten von geringerer Zeitdauer, und den Gebrauch der laufenden Noten hat Johann Mouton, Kapellmeiſter König Franz I. von Frankreich, im 16. Jahrhundert zuerſt eingeführt. In neuerer Zeit hat man mehrmals verſucht, die Tonſchrift zu verbeſſern und noch mehr zu vereinfachen, doch iſt die zweckmäßige Einrichtung unſerer üblichen Notenſchrift noch nicht übertroffen worden, und ſelbſt die von J. J. Rouſſeau vorgeſchlagene neue

Digitized by Google

Bezeichnung der Töne (vergl. einen ausführlichen Bericht darüber in „Projet concernant de nouv. signes pour la Musique, lu à l'Academie des Sciences 1742" und in „Dissert. sur la Mus. mod.", Paris 1743) hat noch manche Mängel. Man bedient ſich indeß mit Vortheil der Ziffern und Buchſtaben beim Geſangelementarunterricht. Mehr über N. ſiehe in La Borde „Essai sur musique"; Forkel „Allgem. Geſchichte der Muſik"; Kircher „Musurgia"; Abt Gerbert „De cantu et musica sacra".

Notendruck. In früheſter Zeit bediente man ſich zum N. ganzer Platten oder Holztafeln, in die man die Noten eingeſchnitten hatte. Die erſten ſo gedruckten Noten ſind vom Jahre 1473. Vorher wurden die N. geſchrieben oder vielmehr gemalt. Die Erfindung, die N. auf ähnliche Weiſe wie Schriften mit beweglichen Lettern zu ſetzen, fällt in die erſte Hälfte des 16. Jahrh. Einige ſchreiben ſie dem Italiener Ottavio Petrucci zu. In Frankreich wurde dieſe Art des N.'s durch einen berühmten Schriftgießer zu Paris, Jacob Soulecque (geb. 1558, geſt. 1618), eingeführt. Die Kunſt, mit ſolchen Noten zu drucken, blieb indeß immer noch mühſam, und erſt Breitkopf in Leipzig hat dieſelbe 1755 auf den jetzigen Grad der Vollkommenheit gebracht. Nach Ausbreitung der Kupferſtecherkunſt wandte man auch dieſe mit Erfolg beim N. an, doch wurde der Notenkupferſtich von dem viel wohlfeilern Notendruck auf Zinnplatten, wobei die Noten mit Stahlſtempeln in das Zinn eingeſchlagen werden, um die Mitte des 18. Jahrh. verdrängt. Jetzt bedient man ſich am vortheilhafteſten und faſt allgemein des Steindrucks, doch behält unter allen Arten des N.'s der Notenſtich durch ſeine Schärfe den Werth.

Notenſetzer, Notenſetzmaſchine, auch Extemporir- oder Phantaſirmaſchine, nennt man eine Maſchine, welche an einem Fortepiano oder ähnlichem Inſtrumente angebracht, Alles auf Noten ſetzt, was auf demſelben geſpielt wird. Die erſte Idee dazu hatte ein Geiſtlicher zu London, Creed; er machte dieſelbe 1747 in den „Philosophical transactions" der Londoner Akademie der Wiſſenſchaften bekannt. Ohne von dieſem ſehr mangelhaften Vorſchlage etwas zu wiſſen, verfiel der Bürgermeiſter Unger zu Einbeck, nachheriger Braunſchweigiſcher-Lüneburgiſcher Hofrath und Geheimſecretair, auf dieſelbe Idee, welche er 1752 mit Beifügung einer Zeichnung an die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften einſandte, und die kurze Zeit darauf zu Berlin durch den Mechanikus Hohlfeld (geb. 1711 zu Hennersdorf in Sachſen, geſt. 1771) mit Hülfe des Profeſſors der Mathematik L. Euler (geb. zu Baſel, geſt. 1783) ausgeführt wurde. Dieſe Hohlfeld'ſche Maſchine beſtand aus 2 Walzen, welche durch ein Triebwerk in Bewegung geſetzt wurden, und von denen die eine während des Spielens ein mit Notenlinien bezogenes Papier abrollte, welches durch angebrachte kleine Bleiſtifte mit den Noten, deren Töne das Fortepiano angab, bezeichnet wurde und ſich ſo beſchrieben auf die zweite Walze aufrollte. Indeß war dieſe Schrift ſehr ſchwer zu dechiffriren. Die Maſchine wurde von der Berliner Akademie gekauft, ging aber ſpäter bei einem Brande verloren.

Nothadreſſe. Wenn der Ausſteller eines Wechſels fürchtet, daß der Bezogene deſſen Acceptation (ſ. Wechſel) verweigern werde, gleichwohl aber ſeinen Wechſel bei Kräften zu erhalten wünſcht, ſo erſucht er eventuell einen Dritten, den Wechſel ſtatt des Bezogenen zu acceptiren. Dies geſchieht gewöhnlich vermittelſt einer kurzen, am Fuße des Wechſelbriefes angebrachten Bemerkung (die Nothaddreſſe). Man bedient ſich dabei häufig nur der Worte: „nöthigenfalls bei N. N.", oder „im Fall bei N. N." Acceptirt nun der in der Nothaddreſſe Genannte den Wechſel, ſo nennt man dies, ſo wie überhaupt jede von einem Andern als dem Bezogenen bewirkte Acceptation eine außerordentliche oder Ehren-Acceptation („acceptation per onor").

Notherbe heißt derjenige Erbe, welcher das Recht hat, einen Pflichttheil (legitima sc. pars) zu fordern. Wird ihm dieſer durch ein Teſtament gekürzt, ſo muß ihm der Univerſalerbe ſo viel herausgeben, als zur Herſtellung des Pflichttheils erforderlich iſt; iſt er aber ohne genügende Gründe ganz enterbt, oder nicht in geſetzlicher Form enterbt worden, ſo wird das betreffende Teſtament dadurch ungültig (nullum), und durch Anſtellung der Nichtigkeitsklage (querela nullitatis) zu Gunſten des Notherben in allen ſeinen Punkten

Digitized by Google

und Clauſeln umgeſtoßen. Er ſuccedirt dann nach den Grundſätzen der geſetzlichen oder Inteſtat-Erbfolge. Notherben ſind zugleich Geſetzes- oder Inteſtat-, d. h. ſolche Erben, denen die Verlaſſenſchaft eines Dritten geſetzlich anheimfällt, wenn derſelbe kein oder kein gültiges Teſtament hinterlaſſen hat; aber nicht jeder Inteſtaterbe hat Anſprüche auf den Pflichttheil, iſt Notherbe. Nicht zu verwechſeln ſind Notherben mit den römiſchen heredibus necessariis. Die römiſchen Bürger ſetzten oft, um zu vermeiden, daß nach ihrem Tode Concurs zu ihrem Nachlaſſe ausbreche, ihre Sclaven als Erben ein. Dieſe erlangten dadurch die Freiheit, durften aber die ihnen ſolchergeſtalt zugefallenen Erbſchaften nicht ausſchlagen, und wurden deshalb heredes necessarii (etwa unfreiwillige oder gezwungene Erben) genannt. Gleiches Schickſal hatten nach älterem römiſchen Rechte die „sui heredes“, d. h. ſolche Perſonen, welche zur Zeit, wo der Verſtorbene mit Tode abging, noch unter deſſen väterlicher Gewalt ſtanden (z. B. nicht emancipirte Kinder). Da jedoch dies Geſetz in Bezug auf zu ſehr überſchuldete Erbſchaften ſehr hart war, ſo gab der Prätor den suis heredibus in der ſpätern Zeit die Erlaubniß, ſich von ſolchen Erbſchaften loszuſagen (beneficium abstinendi). (Vergl. übrigens; Pflichttheil, Erbfolge, Teſtament).

Nothfriſt, ſ. Friſt.

Nothheilige nennt der gemeine Glaube unter den Katholiken diejenigen Heiligen, von welchen er ſich in beſonderen Nöthen nach geſchehener Anrufung augenblickliche Hülfe verſpricht. Hierher gehören die ſogenannten 14 Nothhelfer: Georg der Märtyrer, Blaſius, Erasmus, Pantaleon, Vitus, Chriſtophorus, Dionyſius der Areopagit, Cyriacus, Achatius, Euſtachius, Egidius, Margaretha, Katharina u. Barbara. So wird z. B. Johann und Paul bei Hagelwetter, Florian gegen den Blitz, Sebaſtian und Rochus bei Peſtilenz, Petronella bei Fieberkrankheiten, Nicolaus und Chriſtoph im Meeresſturm, St. Anna bei Armuth, St. Erasmus bei Bauchgrimmen angerufen u. ſ. w. Die Verehrung dieſer Heiligen ſcheint von den Mönchen des Ciſtercienſerordens herzurühren, in deren Miſſalien ſich für dieſe Heiligen eigene Meſſen vorfinden.

Nothlüge nennt man eigentlich und überhaupt eine Unwahrheit, durch welche man ſich in einem dringenden Falle, wo die Wahrheit ſchädlich ſein würde, zu helfen ſucht. Nach dieſer allgemeinen jeſuitiſchen Definition der N. (Si quid fecisti nega) würde es ſogar erlaubt ſein, falſche Eide zu ſchwören, ſobald mit der Wahrheit unſer Nutzen in Widerſpruch käme. Daher modificirt die Moral den Begriff der N., und geſtattet ſie nur in Fällen, wo durch Verſchweigung oder Verläugnung der Wahrheit ein wirklich moraliſch guter Zweck, der auf keine andere Weiſe erreicht werden kann, oder ein moraliſch-wichtigerer Zweck, als die Ausſage der Wahrheit, erreicht wird. Die Philoſophen haben ſich ſchon ſeit den älteſten Zeiten in Bezug auf die Zuläſſigkeit der N. in eine Menge Widerſprüche verwickelt, aus welchen man auch, ſobald man mehr an dem ſehr unzweckmäßig gebildeten Worte hängt, als die Sache ſelbſt genau in's Auge faßt, nie herauskommen wird. Noch ſchwieriger iſt aber die populäre Lehre hierüber, und Prediger und Lehrer können nicht vorſichtig genug ſein, um nicht hier durch oberflächliche und allgemeine Anſichten die Tugend und Wahrhaftigkeit zu untergraben.

Nothmünzen nennt man Münzen, die bei großem Geldmangel zum einſtweiligen Verkehr beſtimmt werden. Es wird bei ihnen daher auf den eigentlichen Werth nicht geſehen, ſie ſind ſtets von ſchlechtem Gehalt, auch kommt dabei die Form nicht in Anſchlag. N. waren ehemals in belagerten Städten ſehr gebräuchlich, wo ſie dann aus jedem vorhandenen Geräthe, aus Leder, Holz, Blech, Eiſen u. ſ. w. gemacht und von dem Magiſtrat mit einem Stempel verſehen wurden. Gewiſſermaßen kann man auch die Aſſignaten und manche Art des Papiergeldes hierher rechnen. Vergl. Duby: „Recueil général des pièces obsidionales et de nécessité“ (Paris 1787).

Nothomb, Jean Baptiſte, Miniſter des Innern des Königreichs Belgien, wurde am 3. Juli 1805 zu Meſſancy in der Provinz Luxemburg geboren, machte auf dem Athenäum in Luxemburg ſeine Vorbereitungsſtudien und widmete ſich ſeit dem Jahre 1823 auf der Univerſität Lüttich der Rechtswiſſenſchaft mit ſolchem Erfolge, daß er ſchon 1826

Digitized by Google

zum Doctor der Rechte promovirt wurde. Eine kurze Zeit widmete er ſich in Luxemburg der Advokatur, ging dann nach Brüſſel, wo er mit mehreren ſeiner Freunde thätigen Antheil an den ſchon damals ſehr lebhaften, die ſpätern Vorfälle vorbereitenden Kämpfen der Oppoſition gegen die Regierung nahm. Doch erſt im Jahre 1829 gelang es ihm, Theilhaber des wichtigſten und einflußreichſten Organs der Oppoſition des „Courier des Pays-bas“ zu werden und dadurch direct an der Redaction deſſelben Theil zu nehmen. Wie bedeutend aber auch ſeine Wirkſamkeit durch dieſes Journal war, das die öffentliche Meinung faſt ausſchließlich beherrſchte; ſein Name wurde erſt ein öffentlicher, als die Regierung ungeſchickter Weiſe de Potter's Correſpondenz drucken ließ. Da R. von ſeinem erſten Auftreten als Journaliſt an ſtreng die Regel befolgte, jede perſönliche Beziehung zu vermeiden, und nur die Grundſätze der Regierung, nicht ihre Vertreter und Agenten zu bekämpfen, ſo war er gegen die Verfolgungen und gerichtlichen Verfahren geſchützt, die faſt alle ſeine Mitarbeiter trafen. Einer derſelben, Claes, wählte R. zu ſeinem Vertheidiger, als er wegen Preßvergehen vor den Aſſiſen zu Brüſſel erſchien. Dieſe Vertheidigung machte ihn in hohem Grade populär. Der Ausbruch des Aufſtandes in Brüſſel fand R. in ſeiner Heimath, in der Provinz Luxemburg. Er konnte erſt gegen Ende Septembers, als die erſten gewaltigen Ereigniſſe vorüber waren, welche die Trennung Belgiens herbeiführten, in Brüſſel erſcheinen, wo er bald eine höhere politiſche Wirkſamkeit erlangte. Die proviſoriſche Regierung ernannte ihn zum Mitglied der Verfaſſungscommiſſion und ihm und Devaux (ſ. d.) ward die Ausarbeitung des Conſtitutionsentwurfs übertragen, der dem Congreß vorgelegt werden ſollte. Hier ſetzte er es durch, daß die Wahlfähigkeit für dieſe geſetzgebende Verſammlung auf 25 Jahre herabgeſetzt wurde, wodurch er ſich ſelbſt die Thüren des Congreſſes öffnete. Seine Verbindungen mit den meiſten Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung verſchafften ihm einen ſehr directen Einfluß auf dieſelbe; und er benutzte denſelben, die Regierung zu beſtimmen, das Großherzogthum Luxemburg, das, mit Ausnahme der Feſtung Luxemburg, ſich factiſch ebenfalls von der niederländiſchen Regierung losgeriſſen hatte, den übrigen Provinzen zu einer ſtaatlichen Gemeinſchaft einzuverleiben. Zum Dank dafür ernannten ihn drei Diſtricte der Provinz Luxemburg zu ihrem Stellvertreter beim Congreß. R. entſchied ſich für Arlon und blieb während der ganzen Dauer dieſer Verſammlung eines ihrer thätigſten Mitglieder, als Secretär im Bureau derſelben ſitzend. Bei der Organiſation der Comités, welche nach Art der Miniſterien fungiren ſollten, ward R. im November 1830 zum Mitglied des diplomatiſchen Comité ernannt. Seine parlamentariſche Laufbahn begann er mit einer Vertheidigung der Grundſätze, denen Belgien ſeine Conſtituirung als unabhängiger Staat verdankt, doch ſein erſtes Auftreten war gegen die Bewegungspartei gerichtet. Er bewies die Nothwendigkeit, mit dem Revolutioniren einzuhalten und das Gewonnene zu organiſiren und forderte für die innere Verfaſſung des Landes die Annahme des Repräſentativſyſtems mit zwei Wahl- und gleichmäßig auflösbaren Kammern, die conſtitutionelle Monarchie und die vollſtändige Trennung des Staats von der Kirche mit vollkommner Preß- und Aſſociationsfreiheit.

Seine innere Ueberzeugung, der Gang ſeiner Geiſtesbildung, ſeine früheren Verhältniſſe, ſo wie der Zweck, den er ſich von je vorgeſetzt hatte, machte ihn zum Anhänger der doctrinären Richtung, welche das Land in dieſen ſtürmiſchen, gefahrvollen Zeiten vom Untergang rettete und deren vorzüglichſter Repräſentant er mit Lebeau (ſ. d.) und Rogier (ſ. d.) war. Nach Einſetzung der Regentſchaft und definitiven Organiſirung der Miniſterien ward R. im Februar 1831 zum Generalſecretär des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Lebeau trat bald nachher an die Spitze dieſes Miniſteriums und die Verhandlungen, die zur Anerkennung Belgiens durch die Großmächte und zu ſeiner Aufnahme in das europäiſche Staatenſyſtem mit der Londoner Conferenz gepflogen wurden, leiteten Lebeau und R. ausſchließlich. Ihre Beſchlüſſe führte van der Weyer (ſ. d.) in London nur aus. Im Congreß vertheidigte R. die Wahl des Prinzen Leopold von Sachſen-Koburg, und wurde, als ſie durchgeſetzt war, mit Devaux zum Commiſſär bei der Londoner Conferenz ernannt, um die auf die Annahme des Prinzen bezüglichen politi-

Digitized by Google

ſchen Unterhandlungen daſelbſt zu führen. Der Plan derſelben gehörte N. an, Lebeau und Devaux haben nur das Verdienſt, ſeine Trefflichkeit ſogleich erkannt und N. bei Ausführung deſſelben unterſtützt zu haben. Daher kann man ſagen, daß in den letzten Monaten vor der Thronbeſteigung des Königs das Schickſal Belgiens in den Händen dieſer drei Männer lag. N. wußte ſeinem Entwurf die Billigung der Conferenz zu erringen und die 18 Artikel, der für Belgien vortheilhafteſte aller Friedensverträge, können ihren weſentlichen Momenten nach als ſein Werk betrachtet werden. Lange hatte ſich der Regent geweigert, die von Lebeau vorgeſchlagne Ernennung N.'s zum Commiſſär bei der Conferenz zu beſtätigen, weil er zu jung ſei, denn der junge Staatsmann hatte kaum ſein fünf und zwanzigſtes Lebensjahr überſchritten. Doch ſein Geiſt war ſeinem Alter vorausgeeilt. Die Rede, mit welcher er im Congreß zur Annahme der 18 Artikel aufforderte, zeichnet ſich eben ſo ſehr durch Gründlichkeit und Klarheit in der Darſtellung verwickelter Fragen, als durch eine männliche und muthige Beredtſamkeit aus. Bekanntlich folgte auf die Annahme dieſes Vertrags vom Congreß auch die Annahme der Krone von Seiten des Prinzen Leopold. Die Ereigniſſe des Monat Auguſt 1831 und die darauf erfolgende Wiedereröffnung der Verhandlungen mit der Londoner Conferenz veranlaßten die außerordentliche Sendung N.'s nach London, wobei er die Gewißheit erlangte, daß nur die Abtretung eines Theils des eingenommenen Gebiets Belgien aus der mißlichen Lage retten könne, in die es durch den letzten Feldzug der Holländer verſetzt worden. Dabei wußte er es aber bei der Londoner Conferenz durchzuſetzen, daß der Diſtrict Arlon, der ihn zum Repräſentanten ernannt hatte, bei Belgien verblieb. Als Deputirter dieſes Diſtricts nahm er an den Verhandlungen der Kammer von ihrem erſten Zuſammentreten an Theil, führte bei den Discuſſionen über die 24 Artikel (Oct. 1831) abermals die Sache der Diplomatie gegen die des Kriegs und zwar auf eine Weiſe, daß ſelbſt ſeine Gegner in ihm den hochbefähigten Staatsmann anerkennen mußten. Als die Regierung in Bezug auf das Oeſterreich, Preußen und Rußland gegenüber zu beobachtende Syſtem mit der Kammer verſchiedener Meinung war, trat er auf die Seite der Oppoſition, verlor aber deshalb ſeine Stellung im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten nicht. Die Miniſter wechſelten; auf van de Weyer folgte Lebeau, auf Lebeau Muelenaere (ſ. d.), auf Muelenaere Goblet (ſ. d.); doch alle bedurften des thätigen und erfahrenen Generalſecretärs, der tiefer als irgend Einer in das Weſen und die Zwecke der belgiſchen Diplomatie eingeweiht war. Während der Sitzungen von 1833 und 1834 wurde N. vom König zum außerordentlichen Commiſſär bei der Kammer ernannt, um das Budget zu vertheidigen, da das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zuerſt durch die Abweſenheit des Generals Goblet in London, dann durch ſeinen Rücktritt nur interimiſtiſch vom Grafen Felix von Merode (ſ. d.) verwaltet wurde. In dieſer Zeit gab N. ſeinen: „Essai historique et politique sur la révolution belge“ (Brüſſel 1833, 2 Bde., deutſch von Michaelis, Stuttg. 1836) heraus, eine für die politiſche und diplomatiſche Geſchichte Belgiens von der Revolution bis zur Convention vom 21. Mai 1833, welche den Status quo gründete, äußerſt wichtige Schrift. Sie enthält eine Menge intereſſanter Thatſachen, und die meiſterhafte, durchaus gehaltene Darſtellung zeugt von einem Schriftſtellertalente, das nur größere Uebung bedarf, um den erſten Namen der Zeit an die Seite geſtellt zu werden. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die erſte Idee des Status quo, dem Belgien ſo unendlich Viel, ja, man kann ſagen, den größten Theil ſeiner jetzigen Blüthe und Entwickelung verdankt, wenigſtens theilweiſe N. angehört. In der Kammer war er es, der zuerſt dieſe Combination als dem Intereſſe des Landes durchaus angemeſſen darſtellte und früher als irgend einer ſeiner Collegen die Grundlage andeutete, auf welche ſie ſpäter baſirt wurde. Die Plünderungsſcenen im April 1834 veranlaßten die Regierung, ſehr ſtrenge Maaßregeln im Betreff der Fremdenpolizei zu nehmen, und N. erhielt einen darauf bezüglichen Antrag, der ihn eine Zeit lang nöthigte, in Paris ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Als Gendebien in der Kammer den Antrag machte, ſeinen Freund Lebeau, deſſen politiſches Syſtem von der Kammer nicht verſtanden wurde, in Anklagezuſtand zu verſetzen, verthei-

Digitized by Google

digte er ihn ſiegreich und im Auguſt 1834, wo Lebeau aus dem Miniſterium trat, ward R. mit der Signatur ſeines Departements beauftragt. In das Miniſterium ſelbſt trat er erſt am 17. Jan. 1837, wo in Folge des mißlungenen Verſuchs, den Chefs der Bankpartei Sitz und Stimme im Staatsrath zu verſchaffen, Lebeau's Nachfolger, Muelenaere, ſich zurückzog und die auswärtigen Angelegenheiten unter de Theux's (ſ. d.) Leitung mit dem Miniſterium des Innern verbunden wurden. Die neue Combination bedurfte ausgezeichneter Talente und die Katholiken kannten R.'s Werth zu ſehr, um nicht über ſeine ſonſtige Meinungsverſchiedenheit hinwegzuſehen. So ward er, obgleich von jeher der doctrinären Partei angehörig, Miniſter unter einer ausſchließlich katholiſchen Verwaltung, die ſich auf die katholiſche Majorität in der Kammer ſtützte. Da die Umſtände es nicht erlaubten, ihn an die Spitze desjenigen Miniſteriums zu ſtellen, deſſen Seele und leitender Gedanke er von dem Augenblicke ſeiner Gründung an geweſen war, ſo bildete man für ihn ein neues Miniſterium, das der öffentlichen Arbeiten, deſſen Hauptzweige die Direction der Eiſenbahnen, des Communicationsſyſtems im Allgemeinen und des für Belgien ſo wichtigen Bergweſens, ſo wie der Marine waren. In kurzer Zeit hatte er ſich auf dem ſeinen bisherigen Beſchäftigungen ſo fremden Gebiete einheimiſch gemacht; und ſeine Thätigkeit als Miniſter der öffentlichen Arbeiten iſt für Belgien ſo nützlich geweſen, als ſeine Wirkſamkeit im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Er iſt der Schöpfer der ſtrengen Organiſation, der geregelten, in ihrer Mannichfaltigkeit und umfaſſenden Ausdehnung durch Tüchtigkeit, Kenntniſſe und Ordnung ſo bewunderswürdigen Adminiſtration der belgiſchen Eiſenbahnen. Seine Verdienſte in dieſer Hinſicht ſind allgemein anerkannt und unbeſtritten. Bei der Discuſſion über die Annahme der 24 Artikel, wie ſie von der Londoner Conferenz modificirt waren, vertheidigte R. die Vorſchläge der Regierung mit einem Talente, das ihn, auch im Auslande, als einen der ausgezeichnetſten Staatsmänner Belgiens erſcheinen ließ. Obgleich mit Geſchäften überladen, da ihm, nach dem Rücktritt des Miniſters Ernſt, auch das Juſtizminiſterium proviſoriſch übertragen wurde, übernahm er es doch noch, um nach der Annahme des Vertrags, bei der Conferenz diejenigen Punkte, über welche die belgiſche Regierung nähere Aufſchlüſſe und ausdrücklichere Beſtimmung wünſchte, zu verhandeln. Seine Sendung hatte den gewünſchten Erfolg. In einer nachträglichen Erklärung erläuterte und beſtimmte die Conferenz die dunkeln und ſtreitigen Punkte des Vertrags faſt ohne Ausnahme in der von der belgiſchen Regierung gewünſchten Weiſe. Später vertheidigte er in der Kammer die von dem Miniſterium vollzogene Rehabilition des 1832 als Verräther in contumaciam verurtheilten Generals van der Smiſſen. Er hielt dieſe Maßregel, in Uebereinſtimmung mit ſeinen Collegen, als geſetzlich und politiſch geboten. Die Kammer war anderer Meinung und ſprach mit 43 gegen 35 Stimmen einen Tadel des Miniſteriums wegen dieſer Angelegenheit aus, und dieſes und mit ihm R. gab am 12. März 1840 ſeine Entlaſſung ein, die der König erſt am 1. April annahm, als ein Verſuch, die Kammer zur Aenderung ihres Votums zu bewegen, mißlungen war. R. ward noch an demſelben Tage, wo der König die Entlaſſung ſeines Miniſters unterzeichnete, zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter am deutſchen Bundestage ernannt, an die Stelle ſeines Freundes Lebeau. Doch ſchon im folgenden Jahre ward er von Frankfurt zurückgerufen und erhielt vom König den Auftrag, ein neues Miniſterium zu bilden. Die Lage des Landes war ſchwierig; ſchroffer als je ſtanden ſich die beiden Hauptparteien, die entſchiedenen Liberalen und die eifrigen Katholiken, einander gegenüber und durch ausſchließliche Begünſtigung der Erſtern war Lebeau zu dem Punkte gekommen, dem König den Vorſchlag machen zu müſſen, beide Kammern oder wenigſtens den Senat aufzulöſen und in einer neuen Zuſammenſetzung der Regierung eine kräftige Majorität der Kammern zu gewinnen. Der König wollte dieſen äußerſten Schritt nicht thun und R. erklärte in ſeinem Programm, das er bei ſeiner Uebernahme des Miniſteriums vorausſchickte, ſich, ohne eine Spaltung in Katholiken und Liberalen anzuerkennen, der aus den Gemäßigten beider Parteien beſtehenden Majorität, die immer noch vorhanden ſei, anſchließen zu wollen. Dieſer Erklärung iſt er ſtets treu geblieben, und obgleich er fort-

dauernd von den extremen Anhängern beider Parteien vielfach angegriffen und arg verketzert wurde, iſt es ihm bis jetzt gelungen, die Regierung durch die Klippen ſiegreich hindurch zu bringen. Seine Wirkſamkeit iſt für Belgien von großem Segen geweſen, durch ihn wurde das Unterrichtsweſen neu und beſſer geſtaltet und beſonders gewann Belgiens Stellung zum Auslande eine höhere und dauerhaftere Baſis, indem es die ausſchließliche Hinneigung zu Frankreich aufgab und ſich Deutſchland mehr anſchloß, als bis jetzt geſchehen war. Im J. 1845 mußte N. ſeine Entlaſſung nehmen und erhielt hierauf die Ernennung zum belgiſchen Geſandten in Berlin, wo er noch jetzt verweilt.

Nothrecht nennt man dasjenige, was einem Einzelnen oder auch dem Staate, wenn er ſich in der Lage befindet, ſeine Exiſtenz nicht anders als durch Eingriff in fremde Rechte retten zu können, zu thun erlaubt iſt oder wenigſtens ihnen nicht zur Schuld angerechnet wird. Das Sprüchwort: „Noth kennt kein Gebot“, entſpricht in dieſer Hinſicht dem juriſtiſchen Satze, daß die äußere Rechtsbeurtheilung auf die Schwäche des menſchlichen Willens, welche vor der Vernichtung des phyſiſchen Lebens zurückbebt, ſo viel Rückſicht nimmt, um das Handeln in der Noth nicht für ein ganz freies, zurechnungsfähiges zu halten. Daraus kann aber kein Recht abgeleitet werden, ein Unrecht zu begehen, ſondern nur das begangene Unrecht als ein unfreiwilliges betrachtet, die Schuld aufgehoben oder doch gemildert. So wird der nicht geſtraft, welcher bei Hungersnoth für ſich und die Seinigen Lebensmittel entwendet, oder wer in Lebensgefahr ſich auf Koſten eines Andern rettet. Etwas Anderes iſt die Nothwehr (ſ. d.). Aus obiger Darſtellung des Nothrechts ergibt ſich auch, in wie weit dem Staate ein ſolches zugeſchrieben werden könne. Da ſich das Nothrecht nur auf die Zurechnungsloſigkeit eines unfreiwilligen Handelns gründet, ein ſolches aber bei dem Staate eigentlich niemals angenommen werden kann, ſo fällt bei dem Staate eigentlich auch der Begriff desſelben hinweg. Es bleiben aber zweierlei Fälle übrig, in welchen von einem Rechte des Staats, ſich über die gewöhnlichen Regeln und Formen des Rechts hinwegzuſetzen, die Rede ſein kann. Der eine bezieht ſich auf den Grundſatz, daß der Staat berechtigt ſei, zu Erhaltung des Ganzen das Recht (Vermögen, Freiheit, Leben) Einzelner aufzuopfern. Doch kann man hier dem Staate ein Nothrecht nur dann zugeben, wenn der Staat wirklich in Gefahr und ſoweit als nur von Aufopferung erſetzbarer Güter die Rede iſt. Unerſetzliche Güter in Anſpruch zu nehmen, etwa Unſchuldige einem rachſüchtigen Feinde hinzugeben, Menſchen zu morden, welchen kein ſtrafbares Handeln nachgewieſen werden kann; Diejenigen, welche in einer belagerten Stadt zur Vertheidigung nichts nützen und doch die Lebensmittel früher aufzehren helfen, dem Tode preiszugeben, das ſcheint unter keiner Bedingung gerechtfertigt werden zu können. Der andere Fall iſt der, wenn die Gefahr, in welcher ſich der Staat befindet, ſie möge von äußern oder innern Feinden oder auch von Naturereigniſſen herrühren, ein ſo kräftiges und raſches Handeln erfodert, daß die gewöhnlichen geſetzlichen Formen nicht damit vereinigt werden können. Für dergleichen Fälle hatten ſchon die Römer den Ausweg, entweder den Conſuln eine außerordentliche Gewalt zu übertragen („Videant consules, ne respublica detrimenti quid capiat“) oder einen Dictator zu ernennen, welcher die Gewalt aller Beamten in ſeiner Perſon vereinigte. In der neuern Zeit wird zu dieſem Behufe, z. B. in England, die Habeas-Corpus-Acte (ſ. d.), in andern Staaten die Verfaſſung ſuspendirt, eine Gegend oder ein Ort in Belagerungszuſtand erklärt und das Martialgeſetz (ſ. d.) proclamirt. Dieſes Recht kann man dem Staate zwar nicht ſtreitig machen, doch hat es ſeine natürlichen Schranken. Es befreit nur von den Formen, nicht aber von den Grundſätzen des Rechts ſelbſt, und für dieſe bleiben Diejenigen, welche an der Ausübung der außerordentlichen Gewalt Theil genommen haben, nach beſeitigter Gefahr verantwortlich. So wurde Cicero wegen der ohne geſetzliche Form beſtraften Bürger aus Italien verbannt, und ebenſo müſſen ſich die engliſchen Miniſter, wenn die Suspenſion der Habeas-Corpus-Acte abgelaufen iſt, ſich wegen Anwendung dieſer Suspenſion rechtfertigen.

Nothtaufe nennt man die aus Noth, d. h. im Drange der Umſtände von einem

Digitized by Google

Laien vollzogene Taufe. Obwohl nämlich nach den Geſetzen der chriſtlichen Kirche die Taufhandlung eigentlich nur von ordinirten Geiſtlichen (ſ. Ordination) verrichtet werden darf, ſo erleidet dieſe Regel doch dann eine Ausnahme, wenn ein neugebornes Kind ſo ſchwächlich zur Welt kommt, oder ſo plötzlich und lebensgefährlich erkrankt; daß der Eintritt ſeines Todes noch vor Ankunft des Pfarrers zu befürchten ſteht. In dieſem Falle iſt es jedem erwachſenen Chriſten erlaubt, die Taufhandlung unter Ausſprechung der Taufformel und des chriſtlichen Glaubens zu vollziehen. Gewöhnlich bedient man ſich hierzu der Hebammen. Der Gebrauch der N. wurde ſchon im zweiten Jahrh. nach Chr. Geb. üblich, und gründet ſich auf die eben ſo alte Meinung der chriſtlichen Kirche, daß ungetauft ſterbende Kinder der ewigen Seligkeit nicht theilhaftig werden können. Nach den Beſchlüſſen der Concilien zu Karthago und Florenz iſt das Taufen im Falle der Noth jedem Laien ohne Ausnahme, ſelbſt Ketzern und ſogar Juden, Türken und Heiden erlaubt. In der proteſtantiſchen Kirche war beſonders Calvin ſehr für Abſchaffung der N., doch wurde dieſelbe von anderen Reformatoren zur Beruhigung ängſtlicher Aeltern beibehalten; es muß jedoch ein in der Noth von einem Laien getauftes Kind, wenn es leben bleibt, zur Beſtätigung und Vervollſtändigung ſeiner Taufe von einem ordinirten Geiſtlichen ſpäter noch einmal eingeſegnet werden. Nach den Grundſätzen der katholiſchen Kirche ſollen auch Kinder, die noch nicht völlig geboren ſind, die N. erhalten, ſobald zu befürchten ſteht, daß mit ihrer völligen Geburt ihr Tod verbunden iſt, nur muß irgend ein Theil ihres Körpers mit Waſſer berührt werden können.

Nothwehr (moderamen inculpatae tutelae oder tutela inculpta), die von der Noth gebotene Wehr oder Selbſtvertheidigung, beſteht in dem Gebrauche der Privatgewalt, dem eigenmächtigen Schutze gegen ſolche Rechtsverletzungen, vor denen der Staat nicht zu ſchützen vermag. Unter dieſer Vorausſetzung iſt die N. ein nicht nur von dem Naturrechte geſtattetes, ſondern auch von allen Staaten anerkanntes Schutzmittel gegen widerrechtlichen Angriff. Obgleich nämlich der Menſch durch ſeinen Eintritt in den Staat dem natürlichen Rechte, ſowohl ſeine Perſon als ſein Eigenthum gegen fremde Angriffe zu vertheidigen, entſagt und es dem mächtigern Arme des Geſetzes überträgt (denn ohne dieſe Verzichtleiſtung iſt die Exiſtenz des Staates, man möge nun die Idee desſelben auffaſſen, wie man immer wolle, rein unmöglich), ſo lebt doch die natürliche Freiheit der Selbſtvertheidigung in jedem einzelnen Falle wieder auf, wo der Staat ſeine Verbindlichkeit, den Bürger in ſeinen Rechten zu ſchützen, zu erfüllen außer Stande iſt. Hieraus ergeben ſich zugleich als Hauptbedingungen, an welche die Rechtmäßigkeit der N. geknüpft iſt, daß der abgewehrte Angriff ungerecht, alſo nicht durch eigene Schuld herbeigeführt und auf Verletzung eines Gutes gerichtet ſein muß, welches entweder an ſich unerſetzlich iſt, wie z. B. das Leben, oder doch der Wahrſcheinlichkeit nach auf immer verloren wäre, wie bei dem Diebſtahl. Ehrverletzungen berechtigen daher nur dann zur N., wenn ſie von der Art ſind, daß der Staat auf dem Wege des Rechts die verletzte Ehre nicht oder nicht genügend wieder herzuſtellen vermag. Da ferner der Zweck der N. lediglich die Unſchädlichmachung des Gegners iſt (deſſen Beſtrafung bleibt dem Staate überlaſſen), ſo überſchreitet die N. ihre Grenzen, artet in Exceß aus, und wird alſo ſtrafbar, wenn ſie zum Nachtheil des Gegners mit mehr Gewalt, als zu deſſen Abwehrung erforderlich, ausgeübt wird. Die vorſätzliche Tödtung des Gegners kann daher nur durch den Beweis der eigenen Lebensgefahr gerechtfertiget werden.

Nothwendigkeit iſt Beſtimmtheit des einen durch ein anderes, ſo daß die Nothwendigkeit ein Beſtimmtes vorausſetzt und ein dieſem äußerliches Beſtimmendes. Das Einzelne hat auf dieſe Weiſe ſeine Nothwendigkeit am Allgemeinen: dem Begriff, ſobald beide als auseinander fallend gedacht werden, denn der Begriff iſt es, welcher das Einzelne in ſeinem Daſein beſtimmt. So erſcheint das Einzelne als durch den Begriff geſetzt. Im Gegentheil aber iſt auch der ſo als Aeußerliches gegen das Einzelne feſtgehaltene Begriff ein von jenem geſetzter, weil er als von demſelben abſtrahirt erſcheint, ſo daß der Begriff ſeine Nothwendigkeit am Einzelnen hat. Begriff und Einzelnes beſtimmen ſich gegenſeitig,

Digitized by Google

eines enthält die Nothwendigkeit des andern; damit hören ſie jedoch auf äußerliche gegen einander zu ſein, das Einzelne wird zur Aeußerung des ihm inwohnenden Begriffs, und iſt Nichts als dieſe Aeußerung, die Nothwendigkeit iſt innere Nothwendigkeit. Da aber im Einzelnen der Begriff es iſt, welcher ſich ſelbſt beſtimmt, alſo in Wahrheit das Einzelne nicht durch ein anderes als es ſelbſt iſt, ſondern durch das was es war und wirklich iſt, durch den Begriff beſtimmt wird, ſo hebt ſich die innere Nothwendigkeit in die Freiheit des Begriffs auf. Ein concretes Beiſpiel gibt der Menſch als Staatsbürger. Das Geſetz iſt nichts anderes als Beſtimmung der Vernunft, aber zunächſt unterſcheidet ſich der einzelne Menſch gegen das allgemeingültige Geſetz, weil es nicht ein Ausſpruch ſeiner, des einzelnen, ſondern der allgemeinen Vernunft iſt, er hat am Geſetz eine äußerliche Nothwendigkeit, ſeine wahre Vernunft iſt aber die allgemeine, und ſo iſt das Geſetz ihm in die Bruſt geſchrieben, eine innere Nothwendigkeit; beſtimmt der Menſch aber ſich ſelbſt den einzelnen als Menſch (das allgemeine, welches ſeine Wahrheit und Wirklichkeit), ſo iſt er in der Selbſtbeſtimmung und damit in der Freiheit, das Geſetz iſt ſeine eigene (freie) Willensbeſtimmung.

Nothzucht (stuprum violentum), nach römiſchem Rechte jede gewaltſame Unzucht, alſo auch Entführung in einem gewiſſen Sinne, wurde als ein Verbrechen der Gewaltthätigkeit (crimen vis) unter Auguſtus mit Verbannung, ſpäter mit Deportation und von Conſtantin mit dem Tode beſtraft. Das gemein-deutſche Recht (als deſſen Quelle hier lediglich art. 119 der peinlichen Gerichtsordnung Kaiſer Karl's V. zu betrachten iſt), verſteht unter N. einen durch rechtswidrige Gewalt erzwungenen Beiſchlaf mit einem „unverleumdeten“, d. h. unbeſcholtenen Frauenzimmer. Wer dieſes Verbrechen begeht, ſoll nach demſelben Geſetze einem Räuber gleich geachtet und mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gerichtet werden. In den meiſten neuern Particular-Geſetzgebungen iſt nun zwar der Begriff der Nothzucht erweitert und größtentheils (preuß. Landr. Th. II. tit. 20. §. 1048 ff., öſterreichiſches Geſetzbuch §. 110, neueſter bayriſcher Entwurf ꝛc. vom Jahre 1827, art. 194) auch auf verläumdete Frauensperſonen (Huren), nach dem neueſten königl. ſächſ. Rechte (Geſetz vom 8. Februar 1834, §. 2) ſelbſt auf die erzwungene Befriedigung der widernatürlichen Wolluſt mit Perſonen männlichen Geſchlechts ausgedehnt, zugleich aber auch die harte Strafe des gemeinen Rechts ſowohl rückſichtlich dieſes Verbrechens, als in Bezug auf andere fleiſchliche Vergehen allenthalben bedeutend gemildert worden.

Notker, 1) mit dem Beinamen Balbulus der Stammler, wegen ſeiner etwas ſchweren Sprache, geboren in der Gegend von St. Gallen, ging in dieſes Kloſter, ward Benedictinermönch, verbeſſerte die Kirchenmuſik nach römiſcher Art, war Vorſteher mehrerer Schulen, war auch ein fleißiger Schriftſteller, und ſtarb 912. Unter ſeinen Schriften erwähnen wir: „Liber de interpretibus divinarum scripturarum“, in B. Pezii thesaur. anecd. noviss. T. I. P. I. p. 1., ein in damaliger Zeit für das theologiſche Studium ſehr gutes Hülfsbuch: „Sequentiarium liber I.“ ed. a B. Pez. ibid. p. 15., war noch mehrere Jahrhunderte nach ſeinem Erſcheinen ſehr in Gebrauch; „Martyrologium.“ Außerdem ſchrieb er „Carmina“, und wird auch für den Verfaſſer einer Lebensbeſchreibung Karl's des Großen gehalten. Irrig ſchreibt man ihm aber die deutſche Ueberſetzung der Pſalmen zu, die vielmehr den zunächſt hier folgenden N. Labeo zum Verfaſſer hat. — 2) N. Labeo, ſo genannt ſeiner großen Lippen wegen, war ein ausgezeichneter Theolog, Dichter, Muſiker, Aſtronom und Mathematiker, lebte als Mönch zu St. Gallen, und ſtarb hier 1022 an der Peſt. Nach Ottfried hat er ſich am meiſten um die deutſche Sprache in jener Zeit verdient gemacht, und ſeine Ueberſetzung der Pſalmen in hochdeutſcher Sprache, mit Erläuterungen (handſchriftlich zu St. Gallen, und abgedruckt in Schilter's „Thesaurus antiq. teuton.“ Ulm 1726) iſt eines der bedeutendſten Denkmale der älteſten deutſchen Poeſie. Seine zahlreichen übrigen Schriften, unter denen eine Ueberſetzung des Hiob und des Organon des Ariſtoteles herausgeg. von Graff (Berlin 1837) aufgeführt werden, ſind zum Theil ungedruckt geblieben und liegen noch größtentheils in der Bibliothek zu St. Gallen.

Notoriſch nennen wir im Allgemeinen das, was der Wahrſcheinlichkeit nach der

Digitized by Google

Mehrzahl der Zeitgenoſſen bekannt iſt, wie z. B. die wichtigſten Momente der Zeitgeſchichte. Im juriſtiſchen Sinne iſt der Begriff des Notoriſchen ſehr ſchwankend; man verſteht unter notoriſchen oder in Notorität beruhenden Thatſachen außer den obbezeichneten, hauptſächlich auch noch ſolche, die aus öffentlichen, Jedem zugänglichen und völlig glaubwürdigen Urkunden ſich ergeben; im proceſſualiſchen Sinne insbeſondere auch das, was dem Richter auf amtlichen Wege bekannt worden iſt, oder was aus den Acten mit juriſtiſcher Gewißheit hervorgeht. Wirklich notoriſche Thatſachen brauchen daher nicht bewieſen zu werden; iſt aber die Notorität derſelben zweifelhaft, ſo muß ſie von demjenigen, welcher ſie für ſich angeführt, dargethan werden.

Notre-Dame (franz.), ſ. v. a. Unſre Frau, iſt der altfranzöſiſche Ausdruck für Jungfrau Maria, ähnlich dem Deutſchen: Unſere liebe Frau. Dieſen Namen führen in Frankreich auch viele der Maria geweihte Kirchen, unter andern zu Paris die große Hauptkirche.

Nottingham, engliſche Grafſchaft in Mercia, faſt in der Mitte von England gelegen, umfaßt einen der fruchtbarſten Landſtriche Englands, hat 39 □M. Flächeninhalt, wird vom Trent als Hauptfluß bewäſſert, und zählt an 250.000 Bew. die ſich hauptſächlich mit Fertigung wollener und baumwollener Waaren beſchäftigen. Die Hauptſtadt der Grafſchaft, Nottingham am Trent, auf einer Anhöhe gelegen, hat enge Straßen, übrigens gut gebaute Häuſer, ein Schloß, welches dem Herzog von Newcaſtle gehört, mehrere Bethäuſer der Diſſenters, und etwa 50 000 Bew. Sie iſt Hauptſitz der Strumpffabrikation in Seide, Wolle und Baumwolle, ſowie ſeidener und baumwollener Spitzen und Kanten aus dem feinſten Garne. Die Strumpfweberei beſchäftigt in N. allein an 10,000 Weber. Außerdem gibt es hier eine Peitſchenſchnurfabrik, Ale- und Porterbrauereien und eine Bleiweißfabrik, die das von Malern ſehr geſuchte Nottingham White liefert. Denkwürdig iſt N. als Geburtsort des Erzbiſchofs Cranmer; des Kritikers Gilb. Wakefield und des Erfinders der Spinnmaſchinen, Rob. Arkwright. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich die Stadthalle, noch mehr aber das Schloß aus, das auf einem hervorſpringenden Sandſteinfelſen gebaut iſt, in deſſen Verlängerung die Druidenhöhlen, Ueberreſte einer ehemaligen Troglodytenſtadt, liegen. Newark, mit 10,000 Einw., nährt ſich von denſelben Induſtriezweigen wie N., und Workſop, mit ungefähr 6000 Einw., iſt von den prächtigen Landſitzen Workſop Manor, Clumber Park, Welbeck und dem alten Wohnſitz Lord Byron's Newſteadabbey (ſ. d.) umgeben.

Notturno, ſ. Serenade.

Novalis, ſ. Hardenberg, Friedr. Freih. von.

Novalzehnten, Neubruchzehnten, Rottzehnten nennt man den Zehnten, welcher von Neubrüchen (ſ. Neubruch) entrichtet werden muß. Vergl. Zehnt.

Novatianer hießen die Anhänger einer ſtreng asceticſchen Partei, die ſich um 250 unter dem röm. Presbyter Novatianus bildete. Der ſpecielle Streitpunkt des Novatianiſchen Streites war das Maß der Strenge gegen die Todſünden, nach denen N. keine Wiederaufnahme in die Kirchengemeinſchaft ſtattfinden ließ, ſondern Mahnung zur Buße. Auch das Recht der Losſprechung von der Sünde ſprach er dem Prieſter ab. Die katholiſche Anſicht dagegen war, daß die Wiederaufnahme der Gefallenen, ſelbſt nach ſchweren Sünden, wie Mord, Ehebruch, Häreſie ꝛc. erlaubt ſei, wenn mehrere Jahre öffentlicher Buße vorausgegangen wären. Jedenfalls dürfte einem Sterbenden die Abſolution nicht verweigert werden. Abſolution ſei übrigens nicht Sündenvergebung, ſondern nur Wiederaufnahme in die Gemeinde. Was den allgemeinen Streitpunkt der zwei Parteien betraf, ſo behauptete N.: daß die Reinheit Aller das Weſen der wahren Kirche ſei, deshalb nannten ſich ſeine Anhänger Katharer, Reine (*καθαροι*); die Katholiken dagegen: daß dieſe allgemeine Reinheit unausführbar, und daß nur der rechte Glaube, das Halten am Glauben der Kirche das Merkmal des Seins in der Kirchengemeinſchaft ſei. Novatian wurde auf den Synoden zu Rom und Karthago 251 und 252 excommunicirt. Seine Anhänger, Novatianer, trieben die Strenge noch weiter, und fanden ſogar die

Digitized by Google

Wiedertaufe der Ketzer, (Ketzertaufe) nöthig, hatten bei der damaligen kirchenaſcetiſchen Denkweiſe viele Anhänger, ſelbſt unter den Katholiken, und erhielten ſich bis ins 6. Jahrhundert.

Novation, etwa Neuerung, heißt im juriſtiſchen Sinne ein Vertrag, durch welchen entweder eine bisher beſtandene Verbindlichkeit aufgehoben und eine neue an deren Stelle geſetzt wird (novatio privativa), oder die alte Hauptverbindlichkeit beibehalten und derſelben nur neue Modificationen und Zuſätze hinzugefügt werden (novatio cumulativa). Das erſte iſt z. B. der Fall, wenn man eine einfache Schuldverſchreibung zurücknimmt und dafür einen Wechſel von gleichem Betrage ausſtellt; das zweite, wenn eine bisher unverzinsliche Schuld zu einer verzinslichen erhoben wird. Werden bei der N. auch die Perſonen geändert, und zwar 1) ohne Zuſtimmung des bisherigen Schuldners ein neuer an deſſen Stelle geſetzt, ſo nennt man dies eine nov. per expromissionem, wird aber 2) mit Zuſtimmung des bisherigen Schuldners entweder ein neuer Schuldner an des erſtern Stelle, oder ein neuer Gläubiger an die Stelle des erſtern geſetzt, ſo iſt dies eine nov. cum delegatione.

Novelle iſt urſprünglich eine in proſaiſcher Form ausgeführte kleinere poetiſche Erzählung, welche nach Art der Anekdote einen pikanten Ausgangspunkt hat, und ſich von dieſer nur durch künſtleriſche Ausführung unterſcheidet. Muſter in dieſer Art der N. iſt Boccaccio in ſeinem Decameron. Gegenwärtig nennt man N. jede kürzere Erzählung, welche ein (oft nur fingirtes) hiſtoriſches Gewand annimmt, und ſich vom Roman weſentlich durch Lebendigkeit und Prägnanz der Schilderung unterſcheidet, weniger detaillirte Räſonnements enthält, und die Charaktere weniger in abſtract allgemeiner Weiſe, als in ihren Handlungen ſchildert. Doch führen viele Erzählungen den Titel der N.'n, nur um ſich dem modernen Geſchmacke zu empfehlen. Die N. hat den Zweck der Unterhaltung, nicht wie das Märchen (im Gebiet der ungebundenſten Phantaſie) und der Roman (im Gebiet des reflectirenden Verſtandes mit hiſtoriſcher Darſtellung) den der Belehrung. Die ausgezeichnetſten ältern Novellen ſind von Boccaccio, Matteo Bandello, Maſuccio von Salerno, Giov. Franc. Straparola von Caravaggio (Italiener); Cervantes (Spanier); Scarron (Franzoſe). Rumohr in ſeiner „Sammlung für Kunſt und Hiſtorie" (Hamburg 1823) hat italieniſche Novellen aus dem 13. und 14. Jahrh. geſammelt. Eine neuere Sammlung intereſſanter italieniſcher, ſpaniſcher, franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher N. iſt: Bülow's „Novellenbuch" (3 Bde., Lpz. 1834 ff.). Neuere ausgezeichnete deutſche Novelliſten ſind L. Tieck, Göthe, H. von Kleiſt, L. Schefer, Steffens u. A.

Novellen (novelle sc. leges s. constitutiones, auch authenticae genannt) ſind diejenigen Geſetze und Verordnungen, welche die griechiſchen Kaiſer nach der im Jahre 534 nach Chr. unter Juſtinian's Autorität veranſtalteten Geſetzſammlung (codex repetitae praelectionis), erlaſſen haben. S. Codex. Obwohl ſie urſprünglich größtentheils in griechiſcher Sprache erſchienen, ſo gilt vor Gericht doch nur die lat. Ueberſetzung derſelben, welche zur Zeit, wo das römiſche Recht in Deutſchland geſetzlich anerkannt wurde (unter Maximilian I. im Jahre 1495) daſelbſt in Brauch war. Man zählte 168 N., von welchen aber nur die gloſſirten (ſ. Gloſſe), 96 an der Zahl, heutzutage noch Geſetzeskraft haben. Dieſe Novellen bilden in 9 Unterabtheilungen oder Collationen den 4. Theil des Corpus juris civilis (ſ. d.). Die gleichfalls in dieſes mit aufgenommenen N. des Kaiſer Leo Philoſophus haben keine Gültigkeit mehr vor Gericht.

Noverre, Jean Georges, der Schöpfer des neuen Ballets, wurde am 27. März 1727 zu Paris geboren und von ſeinem Vater für die militäriſche Laufbahn beſtimmt. Tanz und Muſik waren und blieben indeß die Lieblingsſtudien des Sohnes; dieſer nahm endlich den großen Dupré in der erſtern Kunſt zum Lehrer, und 1746 konnte N. ſchon mit dem größten Beifall am Hoftheater zu Fontainebleau auftreten. Sein Ruf verbreitete ſich bald ins Ausland, und Friedrich der Große rief ihn auf einige Zeit nach Berlin. Von hier nach Frankreich zurückgekehrt, beſuchte N. abwechſelnd Wien bei Gelegenheit der Ver-

Digitized by Google

mählung Erzherzog Ferdinands, Neapel, Turin, Liſſabon, Mailand, auch mehrere Male London, verſchönerte ſo mehrere Jahre lang durch ſeine Ballets die Feſte der Höfe Europa's, erfand mehrere neue Ballets und ſchrieb auch ſeine: „Lettres sur la danse et sur les ballets“ (Lyon 1760, 2 Bde.; deutſch, Hamb. u. Lpz. 1769), welches Werk ſeinen Ruf begründete. Nach ſeinen darin ausgeſprochenen Anſichten muß ein guter Balletmeiſter nicht allein Kunſt und Fertigkeit im Tanzen beſitzen, ſondern auch Meß-, Ton- und Dichtkunſt, Malerei und Anatomie verſtehen, denn der Tanz ſei ein Kunſtwerk, welches Ausdruck und Charakter erfordere. Die Königin Marie Antoinette ernannte N. zum erſten Balletmeiſter bei der Académie royale de musique. Während der Revolution lebte er zu London und am Hofe Herzog Karls von Würtemberg. Er ſtarb 1810 zu St. Germain-en-Laye, 83 Jahr alt, nachdem er noch 1807 eine neue Ausgabe ſeiner „Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier“ beſorgt und kurz vorher noch die Bearbeitung eines „Dictionnaire de la danse“ unternommen hatte. Sein Vater war 105, und ſein Bruder, ein ebenfalls ausgezeichneter Tänzer, über 80 Jahre alt geworden. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen in 4 Bänden zu Petersburg 1803.

Novi, Stadt im Herzogthum Genua, an der Nordſeite der Apenninen, nächſt Genua der lebhafteſte Handelsort der Provinz. Hier wird die beſte Seide in ganz Italien gewonnen, die beſonders wegen ihrer Weiße geſucht iſt; auch iſt N. die Hauptniederlage der von Genua aus nach der Lombardei und Deutſchland gehenden Waaren, treibt wichtige Wechſelgeſchäfte und jährlich werden hier vier große Märkte gehalten. Die Einwohnerzahl beträgt 6000. Die reichen Genueſen pflegen hier den Herbſt zuzubringen, daher findet man in und um N. eine Menge palaſtartiger Häuſer und Villen. Links von der Straße von Genua, am alten Paß der Bocchetta, liegt maleriſch auf einem Felſen das feſte Schloß von Gavi. Ueberhaupt genießt man in N. Ausſichten, die ſelbſt in Italien für ausgezeichnet gelten. Geſchichtlich denkwürdig iſt Novi durch die Schlacht, welche hier die Oeſterreicher und Ruſſen unter Suwarow gegen die Franzoſen unter Joubert gewannen. Nach langem Gefecht, wobei die Verbündeten, an Zahl weit überlegen, mehrmals zurückgeworfen wurden, zogen ſich die Franzoſen endlich zurück, weil ſie vom linken Flügel der Verbündeten umgangen wurden. Die Franzoſen verloren gleich zu Anfange der Schlacht ihren General Joubert, worauf Moreau das Commando übernahm, zählten 8000 Todte und Verwundete, und beim Rückzuge durch die Bocchetta noch 6000 Gefangene.

Noviziat heißt die Probezeit, welche alle diejenigen beſtehen müſſen, die einem geiſtlichen Orden einverleibt werden wollen. Die Candidaten (Novicii, Novizen) können nach dieſer Zeit, deren Dauer mindeſtens auf Ein Jahr feſtgeſetzt iſt, wieder zurücktreten, im Fall ſie ſich für nicht tauglich dazu halten. Das Probejahr ſelbſt darf aber nicht unterbrochen werden. Wünſcht der nach überſtandenem N. ausgetretene nach einiger Zeit noch die Aufnahme in den Orden, ſo braucht er die Probezeit nicht noch einmal zu beſtehen, ſondern wird zum Profeß oder zur Ablegung der Ordensgelübde gelaſſen. Die Strenge des N. iſt bei den verſchiedenen Orden verſchieden. Zur Aufnahme in einen geiſtlichen Orden wird ein gewiſſes Alter, gewöhnlich das 24. Jahr, erfordert.

Nowaja Semlja (d. i. Neuland), die größte aller bis jetzt bekannten Inſeln des nördlichen Eismeeres, wird zum ruſſiſchen Gouvernement Archangel gerechnet, enthält über 4000 QM. (nach Andern nur 2000) Flächeninhalt, iſt aber in ihrem Innern, ſo wie an der nördlichen und öſtlichen Küſte, wo das Eis die Unterſuchung ungemein erſchwert, faſt gar nicht bekannt. N. wurde 1594 von den Holländern entdeckt, und durch die 1768 entdeckte ſchmale Straße Matotſchkin fand ſichs, daß das Land eigentlich aus zwei Inſeln beſteht. Von den Ruſſen ſind mehrere Expeditionen zur nähern Erforſchung dieſes Landes unternommen worden, die jedesmal mit großen Gefahren verbunden warem. Im Jahr 1807 veranſtaltete man eine Expedition, um zu erfahren, ob dieſe Inſel wirklich die ergiebigen Silberminen enthalte, die nach Sagen und Ueberlieferungen hier bearbeitet worden ſein ſollen. Man fand indeß, daß die Ufer der ſogenannten Silberbucht aus Kalkſchiefer,

Digitized by Google

Glimmerſchiefer und Katzenſilber beſtanden. Wichtiger zur nähern Erforſchung der Inſel waren die vom ruſſiſchen Capitänlieutenant Lütke 1821—1824 unternommenen viermaligen Expeditionen. — Das Klima iſt hier außerordentlich kalt und die Winterkälte überſteigt die gewöhnlichen Begriffe. Vom 15. October bis Ende Februar iſt hier Nacht, die jedoch durch häufige Nordlichter etwas erhellt wird. N. hat daher auch keine bleibenden Einwohner, ſondern Samojeden beſuchen es nur des Fiſchfanges wegen. Die nördliche Durchfahrt zwiſchen Spitzbergen und N. hat bis jetzt das ewige Eis unmöglich gemacht.

Nowgorod, ruſſiſches Gouvernement = 2680 □M., mit 950,000 Einw. Hauptſtadt darin N.=Welicki oder Groß=Nowgorod, zum Unterſchiede von zwei andern Städten dieſes Namens, war einſt die größte Stadt Rußlands und eine der berühmteſten Handelsſtädte Europas. Im 14. und 15. Jahrhundert, wo ſie mit den Hanſeſtädten in Verbindung ſtand, und der Stapelort des ganzen nordiſchen und morgenländiſchen Handels derſelben war, zählte ſie 400,000 Einw. und beherrſchte ein anſehnliches Gebiet, ſelbſt den Boden, auf welchem jetzt Petersburg ſteht. Im 5. Jahrhundert zu gleicher Zeit mit Kiew von Slawen erbaut, ward ſie im 9. Jahrh. die Reſidenz Rurik's, des erſten ruſſiſchen Fürſten und alſo die Stifterin des ruſſiſchen Staates, und wußte ſpäter die ſeit Wladimir's Tode herrſchenden innern Unruhen Rußlands ſo zu benutzen, daß ſie eine Republik wurde, worin der Nationalrath der Volksverſammlung nicht allein die höchſte geſetzgebende ſondern auch die vollziehende Gewalt übte. Sie wählte und entſetzte nach freier Willkür ihre Staatsoberhäupter. Ihre vormalige Macht ſchildert ein altes Sprichwort des Volks: „Wer kann wider Gott und Groß=Nowgorod.“ Allein mit zunehmendem Reichthum der Stadt ſchwand der Patriotismus und Heldengeiſt der Bürger, und Parteiſucht, Bürgerzwiſt und Zerrüttungen legten den Grund zu ihrem Falle, bis endlich im J. 1478 die einſt mächtige Republik eine Beute des Großfürſten Waſiliewitſch wurde. Da N. ſpäter das Joch von ſich abzuſchütteln ſuchte, wurde es 1570 vom Großfürſten Iwan, mit dem Beinamen des Furchtbaren, gänzlich verheert und eines großen Theiles ſeiner Bewohner beraubt. Die Erbauung Petersburgs, welches nun den ganzen Oſtſeehandel an ſich zog, vollendete endlich ſeinen Ruin. Jetzt iſt N. nur ein Schatten ſeiner vorigen Größe, zählt etwa 977 Häuſer und etwas über 15,000 Einw. Es liegt zu beiden Seiten des breiten, ſchiffbaren Wolchow, da wo er den Ilmenſee verläßt, und hat alſo eine für Handel und Schifffahrt ſehr vortheilhafte Lage. Ueber die Wolchow führt jetzt eine prächtige, mit mehr als 1 Mill. Rubel erbaute ſteinerne Brücke. N. beſteht außer der Feſtung oder dem Kreml, aus der Sophien= und Handelsſtadt. Breite, ſchlechtgepflaſterte Straßen mit größtentheils geräumigen Häuſern und ſtattlichen Krongebäuden beſetzt, wechſeln mit vielen noch ungepflaſterten Gaſſen, in welchen ſich hier und da, aus der Glanzzeit N.'s noch mächtige Ruinen erheben. Die ſchönſte Zierde der Stadt iſt das neue Schloß. Auch hat N. ein Gymnaſium, eine anſehnliche Segeltuchfabrik, die ihre Erzeugniſſe weithin nach europäiſchen Seeſtädten verſendet, einige andere kleinere Fabriken, etwas Produktenhandel, 10 Klöſter und 63 Kirchen, unter denen die meiſten modernen Styls, andere im aſiatiſchen Geſchmack mit vergoldeten oder verſilberten Kuppeln, erbaut ſind. Die vorzüglichſte aller Kirchen iſt die uralte Kathedrale oder Sophienkirche im Kreml, mit fünf verſilberten und einer vergoldeten Kuppel, im 11. Jahrh. erbaut. Die berühmte kunſtvolle Hauptthüre, deren beide Flügel aus Bronce gegoſſen und unter dem Namen der korſünſchen Thüren (von der alten Stadt Korſün [Cherſon] in der Krimm ſo genannt) bekannt ſind, bildet den Eingang zu dieſer Kirche. Nach F. Adelung (vergl. deſſen Schrift: „die korſünſchen Thüren in der Kathedralkirche der heil. Sophia zu Nowgorod“, Berl. 1823) ſind ſie ein Prachtwerk des Mittelalters und altdeutſcher Kunſt im byzantiniſchen Geiſte. Eine zweite unter dem Namen der ſchwediſchen Thüren bekannte Pforte gehört ebenfalls zu den Merkwürdigkeiten dieſer Kirche. Das nur ſpärlich erleuchtete Innere derſelben enthält neben Pfeilern, Kapellen, Wandgemälden, Heiligenſcheinen, auch eine Anzahl Sarkophage mit den einbalſamirten Leichnamen mehrerer ruſſiſchen Heiligen unter denen der berühmteſte der heilige Iwan von N. iſt. Sehenswerth iſt auch das in der Nähe von N. am Ilmenſee gelegene

Digitized by Google

reiche Kloſter des heiligen Georg mit vielen Kunſtwerken, großer innerer Pracht und einem ungeheuren Schatze an Gold, Silber und Diamanten.

Nowoſilzow, Nikolaus, Graf von, Präſident des ruſſiſchen Reichsraths, geſt. 1839, geb. gegen 1770 zu Petersburg, wurde am Hofe der Kaiſerin Katharina II. mit den beiden Großfürſten Alexander und Conſtantin erzogen, und er hätte daher bei den ausgezeichneten Fähigkeiten, die er entwickelte, die glänzendſte Laufbahn nicht verfehlen können, wenn nicht ſeine Leidenſchaftlichkeit und ſeine unbezähmbare Gemüthsart ihm ein Hinderniß geworden wäre. Durch dieſe beiden Eigenſchaften machte er ſich eben ſo viel Feinde, als ſeine Gewandtheit und ſein einſchmeichelndes Betragen ihm Freunde gewann. Bei den Wechſelfällen, die ſein Leben auf dieſe Weiſe trafen, blieb ihm nur einer ſeiner Jugendfreunde treu, wie ungünſtig auch ſein äußeres Schickſal ſich geſtalten mochte. Es war der junge Fürſt Adam Czartoryiski, der, gleich ihm am ruſſiſchen Hofe erzogen, mit der brüderlichſten Anhänglichkeit ihm zugethan blieb, wenn ihn auch alle andere verließen. Schon unter Paul I. Regierung zog er ſich die Ungnade des Kaiſers in ſo hohem Grade zu, daß dieſer ihn auf die ſchimpflichſte Weiſe vom Hofe verbannte. Als Alexander zur Regierung gekommen war, rief er ſeinen Jugendgenoſſen zurück, aber N.'s heftiges Gemüth ließ ihn nicht lange der kaiſerlichen Huld ſich freuen. Er zog ſich auch Alexanders Mißfallen zu und mußte von Neuem den Hof meiden. Czartoryiski, dem der Kaiſer das unbeſchränkteſte Vertrauen ſchenkte und den er, bald nach ſeiner Thronbeſteigung, zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannte, unterſtützte N., der ſich in drückender Noth befand, mehr als einmal mit bedeutenden Geldſummen aus ſeinem eignen Vermögen und wußte zuletzt ihm die Gunſt des Kaiſers wiederzugewinnen. Auf Czartoryiski's Veranlaſſung ward N. im Jahre 1805 mit einer wichtigen Sendung betraut, deren Zweck ſcheinbar in der Vermittelung eines Friedens zwiſchen Frankreich und England, in Wahrheit aber darin beſtand, unter der Maske der friedlichſten Geſinnungen einen Bund aller europäiſchen Mächte gegen Frankreich ins Leben zu rufen. N. kam auf ſeiner Reiſe nach Paris nicht über Berlin hinaus. Er verweilte hier unter dem Vorwande, daß er die ihm von Paris aus verſprochenen Päſſe erwarten wolle. Während dieſer Zeit ſetzte er alle Triebfedern diplomatiſcher Gewandtheit und Liſt in Bewegung, um Preußen und Oeſterreich zu einem gleichzeitigen Bruch mit Frankreich zu beſtimmen. Auch die kleineren deutſchen Fürſten ſollten in das Netz gezogen werden, welches die ruſſiſche Politik gegen Frankreich webte. Doch der Plan ſcheiterte an der Unentſchloſſenheit des preußiſchen und der Furchtſamkeit und engherzigen Politik der kleinen deutſchen Cabinette. Der voreilige Einbruch Oeſterreichs in das bayriſche Gebiet ſetzte vollends N.'s Bemühungen ein Ziel, da es den einſeitigen Kampf beſchleunigte, deſſen Ende ſich leichter vorher ſehen ließ. Sobald die öſterreichiſche Kriegserklärung erfolgt war, kehrte N. nach St. Petersburg zurück, wo bald darauf Fürſt Czartoryiski von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten entfernt wurde, da man ihm Schuld gab, durch ſeine Vernachläſſigung ſei der Plan einer allgemeinen Schilderhebung im Entſtehen geſcheitert. N. ward ſeitdem nicht mehr zu diplomatiſchen Unterhandlungen verwandt, blieb aber, gleich ſeinem Freunde, dem Fürſten Czartoryiski, fortwährend in der nächſten Umgebung des Kaiſers. Im Gegenſatze zu Czartoryiski, der den Kaiſer für Erhaltung des polniſchen Volksthums in den ruſſiſch-polniſchen Provinzen und ſelbſt für eine Herſtellung des alten Königreichs Polen unter der Hoheit der ruſſiſchen Krone zu gewinnen ſuchte, verfocht N. die auf Vertilgung aller nationalen Eigenthümlichkeiten bei den unterworfenen Volksſtämmen gerichtete ruſſiſche Politik. So ſtanden dieſe beiden Männer gleich dem guten und böſen Engel dem Kaiſer zur Seite und wahrlich, ſie waren es in Bezug auf Polen gewiß. N. war auch in mancher andern Hinſicht noch des Kaiſers böſer Engel. Alexander ſchwankte lange zwiſchen ihnen und ſelbſt nach dem Feldzuge von 1812 ſcheint ſeine Wahl noch nicht entſchieden geweſen zu ſein. Im J. 1814 begleitete Czartoryiski den Kaiſer nach Paris und übte auf die Unterhandlungen, die damals über die künftige Geſtaltung Polens gepflogen wurden, einen weſentlichen Einfluß. Auch während des Wiener Congreſſes galt Czartoryiski noch viel, denn die liberale Geſtal-

Digitized by Google

tung der Conſtitution, welche Alexander Polen gab, iſt meiſtentheils ſein Werk, doch nach und nach erbleichte ſein Stern immer mehr, während der N.'s ſtieg. Als es ſich darum handelte, in dem neuen Königreiche Polen eine feſte und bleibende Ordnung zu gründen, ſuchte Czartoryiski den Kaiſer zu überzeugen, daß er nur durch Verleihung freiſinniger Staatseinrichtungen, welche die ungehinderte Entwickelung aller Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters geſtatteten, Polen für Rußland gewinnen könne. Alexander ging, mit ſeiner gewöhnlichen weichen Empfänglichkeit, bereitwillig auf dieſe Anſicht ein und Czartoryiski legte ihm den Plan zu einer Conſtitution vor, die auf den liberalſten Grundſätzen beruhte und den vollkommenen Beifall des Kaiſers erwarb. Doch ehe dieſer ſeine volle Genehmigung ertheilte, unterwarf er den Entwurf N. zur Begutachtung, der ſo viel daran auszuſetzen fand, daß nach Annahme der Veränderungen, die er vorſchlug, von der urſprünglichen Geſtalt deſſelben wenig übrig blieb. Die Zweideutigkeiten, die durch N.'s Vermittlung ſich in das neue Grundgeſetz einſchlichen, können als die erſte Urſache aller der Zerwürfniſſe angeſehen werden, welche endlich zu dem blutigen Ausbruche vom 29. November 1830 führten. N. wurde zum geheimen Rathe und zum Mitglied der proviſoriſchen Regierung ernannt, welche der Kaiſer in dem Herzogthum Warſchau einſetzte: auch erhielt er bald darauf den Vorſitz in der Commiſſion, die mit Ausarbeitung eines allgemeinen Geſetzbuchs für ganz Rußland beauftragt war. Je älter der Kaiſer, je düſterer ſeine Gemüthsſtimmung wurde, deſto mehr wuchs N.'s Einfluß auf ihn. Fürſt Czartoryiski hatte von allen Aemtern und Würden, welche die Gunſt des Kaiſers auf ihn gehäuft, nur die eines Curators der Univerſität Wilna behalten, denn ſo wenig ſie auch den Ehrgeiz eines Staatsmannes befriedigen konnte, in deſſen Händen das Geſchick Europa's gelegen, ſo gab ſie doch dem Fürſten Gelegenheit, auf die wohlthätigſte Weiſe für ſein Vaterland zu wirken. Die Univerſität war ohne Zweifel die am reichſten dotirte in Europa, da bei Aufhebung des Jeſuitenordens alle die ausgedehnten Beſitzungen deſſelben mit der Univerſität vereinigt worden waren. Czartoryiski hatte Sorge getragen, dieſe reichen Mittel zur Förderung und Verbreitung nützlicher Kenntniſſe und zur Weckung eines ächten Vaterlandsſinnes zu benutzen. Die ruſſiſche Partei hatte ſchon lange mit Unmuth zugeſehen und N. entſchloß ſich, ſeinen Freund aus ſeinem Wirkungskreiſe zu verdrängen, was bei der wachſenden Verſtimmung des Kaiſers nicht eben ſchwierig war. Er trat an Czartoryiski's Stelle als Curator der Univerſität Wilna im Jahre 1822 und mit ihm begann die wilde Verfolgung der jungen Studirenden und der Eifer in allen ihren Verbindungen, die ſie nach Art der deutſchen Univerſitäten gegründet hatten, ſtaatsverbrecheriſche Abſichten zu ſehen. Hierbei ward N. vom ruſſiſchen General Baikow und dem gegen die Statuten der Univerſität zum lebenslänglichen Rector gewählten Profeſſor Pelikan trefflich unterſtützt. Der kleinſte Anlaß gab ihnen Stoff zu peinlichen Unterſuchungen, die ausgezeichnetſten jungen Männer wurden in Folge derſelben in Kerker geworfen, als Gemeine unter das ruſſiſche Heer geſteckt, in die öſtlichen Departements Rußlands verbannt. Wie leicht ſich dieſe Herren es machten, Verſchwörungen zu wittern, mag folgendes Beiſpiel zeigen. Im J. 1825 ſchrieb ein Schüler auf dem Gymnaſium zu Keydan im jugendlichen Uebermuthe an die Wand: „Es lebe die Conſtitution vom 3. Mai!" Kaum hatte das Baikow erfahren, als er N. meldete, er habe eine furchtbare Verſchwörung entdeckt und die abſcheulichſten Verfolgungen nahmen ihren Verlauf. N. ſelbſt wurde entrüſtet, als er in dem handſchriftlichen Nachlaſſe des Generals Baikow, der ihm bei dem im Jahre 1829 erfolgten Tod dieſes Mannes ausgeliefert wurde, den Beweis fand, wie ſehr er von ſeinem Vertrauten war hintergangen worden. Bereits im Jahre 1822 war N. zum Generalcommiſſär im Königreich Polen ernannt worden. Beim Ausbruch der polniſchen Revolution kehrte er nach St. Petersburg zurück und erhielt Sitz und Stimme im großen Reichsrathe, im Auguſt 1834 ward er zum Präſident dieſer Behörde, die höchſte im ruſſiſchen Reiche, ernannt, im Februar 1839 nahm er ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen ſeine Entlaſſung aus dem kaiſerlichen Dienſte und ſtarb noch in demſelben Jahre.

Digitized by Google

Noyaden, Erſäufungen, waren in der franzöſiſchen Schreckensperiode die gewöhnliche Maßregel, die Schlachtopfer der Volkswuth in Maſſe hinzurichten. Man lud die Unglücklichen, an Händen und Füßen gebunden, auf Fahrzeuge, deren Böden mit Klappen verſehen waren, zog dieſe mitten auf dem Waſſer auf, und ließ die Hülfloſen durch das einſtrömende Waſſer erſäufen. Beſonders wandte die N. der Conventsdeputirte Carrier in Nantes an.

Noyon, das alte Noviomagus, im franzöſiſchen Departement der Oiſe, an der Oiſe gelegen, eine Stadt mit 6400 Einw. und einer Kathedrale, hat anſehnliche Fabriken in baumwollenen und wollenen Waaren und bedeutenden Handel. Ihre Umgegend heißt *Noyonnais*. Hier kam es 486 zur Schlacht zwiſchen *Chlodwig* (ſ. d.) und Syagrius, die der Herrſchaft der Römer in Frankreich vollends ein Ende machte.

Nuancen nennt man in der Malerei die verſchiedenen Farbenabſtufungen vom Hellen zum Dunkeln, und im äſthetiſchen Sinne den nur für ein feines Gefühl bemerkbaren Unterſchied zwiſchen mehreren Begriffen, deren Ausdruck und allmälige Steigerung in die unmittelbare und ſo oft verſchmelzende Folge des Details der Darſtellung gelegt iſt. Das Nuanciren iſt in jeder Kunſt ausführbar.

Nubien. Da, wo der blaue Fluß (öſtliche Nil) durch das Land der Schangallas (der Schwarzen des Tieflandes von Abyſſinien) aus dem höheren Habeſch hervorbricht, beginnt N., das Land des mittlern Nillaufs, das Mittelland (nach der Meinung Einiger im Thale noch 4000 Fuß über dem Meeresſpiegel erhaben) zwiſchen dem Berge Habeſch und dem Tieflande Aegyptens, welches ſich von ſeiner SW.-Spitze an, vom 12—24° N., = 180 Meilen in gerader Richtung von Norden nach Süden erſtreckt. Die öſtliche Grenze iſt der arabiſche Buſen, im SW. Dar Fur und weiter gegen Norden die Sahara, das iſt alſo das Land zwiſchen der weſtlichen ſogenannten lybiſchen und der öſtlichen oder arabiſchen Bergkette. Die letztere ſchließt ſich an das Hochland Südafrika's an, läuft bis an das Mittelmeer und beide geſtalten das Nilthal. Dieſes bildet hier, wie in Aegypten, außer der Zeit der Ueberſchwemmung, die hier im Mai beginnt, eine weite unfruchtbare Wüſte, gleich der Sahara, die ſogenannte *nubiſche*. So weit der Nil das Land bewäſſert, wird auch dieſe Wüſte zum Garten, das übrige Land aber erzeugt kaum das ſpärlichſte Futter für die Kameele. Beſonders öde und felſig ſind die Gegenden nach dem arabiſchen Meerbuſen hin, doch ohne bedeutende Berggipfel. Im Nilthale allein finden ſich Städte und Dörfer. Tauſende von Ruinen, ungeheure und prachtvolle Felſentempel, Pyramiden und andere Denkmäler, die der Sand der Wüſte meiſtentheils ſchon begraben, ſind Zeichen einer ganz anderen Zeit; Gebäude aus gewaltigen Steinblöcken erbaut, mit Bildwerken und Gemälden, neben den Lehmhütten der jetzigen Einwohner (S. *Meroë*). N. umfaßt überhaupt folgende Länder: das Königreich *Sennaar*, früher ſehr mächtig; die Länder *Halfay*, *Shendy* (wo die alte theokratiſche Stadt Meroë lag), *Damer*, *Barbar*, *Dongola* und einige kleinere. — Das Klima N.'s iſt überhaupt ſehr heiß, beſonders in der Wüſte, jedoch wird die Luft im Süden ſchon ziemlich milde, da theils der Boden ſich allmälig zum Hochlande hin erhebt, theils die ſüdlichen Gebirge kalte Winde ſchicken, ſo daß im December und Januar ſelbſt in der Wüſte Eis ſich findet; die Sommerhitze ſteigt bis 37½° Reaumur. Aus Nordweſt brechen oft fürchterliche Stürme herein. Im Süden finden ſich im Sommer die regelmäßigen Regenſchauer ein, die über 15° immer ſparſamer kommen und bei 18° gänzlich aufhören. Sie erzeugen im Thale gefährliche Fieber durch die heißfeuchte Luft; übrigens iſt das Klima höchſt geſund. Außer der Regenzeit fällt kein Tropfen Waſſer. Bei Aufzählung der Naturprodukte muß man das fruchtbare Nilthal von den Wüſten und Gebirgen, das ſüdliche Nubien von dem nördlichen unterſcheiden. In den Gebirgsländern des ſüdlichen Striches leben zahlreiche wilde Thiere: Elephanten, Nashörner, Nilpferde, Giraffen, Leoparden, Luchſe, Hyänen, Löwen u. ſ. w. Viele dieſer Thiere, ſo wie auch Strauße und Antilopen, halten ſich in den Wüſten auf, im Norden nimmt ihre Zahl ab. Die Beduinen der Wüſte ziehen Kameele, Pferde und andere Hausthiere; Pferde waren beſonders in Dongola (der Name für das eigentliche fruchtbare Nil-

Digitized by Google

thal N.'s) berühmt, jetzt ſoll die ſchönſte Raçe von den Türken ganz ausgerottet ſein. Die Schildkröten und die Termiten, mit ihren 8—10 Fuß hohen Wohnungen, dürfen nicht unerwähnt bleiben. Das Nilthal erzeugt Getreide, Mais, Durrha, auch Hirſe, von welchem man hier bei zwanzig Arten kennt, und Tabak; Baumwolle und Dattelpalmen finden ſich nur in der nördlichen Hälfte des Landes. Sennesblätter ſind ein Haupthandelsartikel. Steinſalz findet ſich in einigen Gegenden; ob auch Metalle, iſt ungewiß. Die Einwohner bilden drei Hauptſtämme: 1) Araber, größtentheils Nomaden; 2) die eigentlichen Nubier, die man im Süden Senaari, in der Mitte Nubes, im Norden Kenou's nennt, und unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Barabra's (zum großen Stamme der Berbern in Südafrika gehörig) begreift. Sie ſind broncefarbig, ſchön gebaut, mit lockigem Haar und dicken Lippen, haben etwas Negerhaftes und bewohnen Städte und Dörfer. Manche ſind Beduinenſtämme und mit Arabern und Hirtenſtämmen Abyſſiniens vermiſcht. An den Grenzen von Habeſch kennen ſie nicht einmal Feuergewehre; Schafe und Kameele ſind ihr einziger Reichthum. Nur in der trockenen Zeit, wenn die Quellen der Wüſte verſiegen, kommen ſie ins Nilthal herab. Weniger roh als ſie ſind die Barabras; dieſe führen ein höchſt armſeliges Leben, treiben Ackerbau, bewäſſern den Boden durch Kanäle und Schöpfräder, ſeufzen aber unter dem Drucke großer und kleiner Tyrannen. Der dritte Hauptſtamm der Nubier ſind Neger. Die Nubier ſind ſämmtlich Mohamedaner. An Wiſſenſchaften und Künſte iſt bei ihnen nicht zu denken. Nicht unbedeutend iſt der Handel mit Sclaven, Goldſtaub aus Sudan, Straußfedern, Datteln, Zibet, Elfenbein und europäiſchen Fabrikwaaren. — Im Alterthume regierten in N. chriſtliche Könige, denn die Bewohner dieſer Länder bekannten ſich frühzeitig zur chriſtlichen Religion; ſpäter machten ägyptiſche Sultane das Land von ſich abhängig. Der Islam breitete ſich aus, das Chriſtenthum verſchwand immer mehr, und im 17. Jahrhundert gab es noch chriſtliche Kirchen, aber keine Prieſter. Damals bedeutete die Herrſchaft der Sultane wenig, Häuptlinge, von Arabern oder dem Könige von Senaar oder dem Sultane abhängig, beherrſchten einzelne Diſtricte. Im J. 1812 aber führten die hierher geflüchteten Mameluken den Paſcha von Aegypten ins Land, welches von dieſem bis zu ſeinen ſüdlichſten Grenzen erobert und geplündert wurde, und jetzt von ägyptiſchen Statthaltern gedrückt wird. — Um die Kenntniß N.'s haben in neuerer Zeit beſonders Caillaud und Rüppell große Verdienſte. Vergl. Burkhardt's „Travels in N.“ (Lond. 1819); Gau's „Neue entdeckte Denkmäler von N. x.“ (Stuttg. 1821—28, 13 Hefte, mit Kpfern.); Caillaud's „Voyage à Méroé, au fleuve blanc“ (Paris 1827, 4 Bde.), und Rüppell's „Reiſen in N., Kordofan u. ſ. w.“ (Frankf. 1829).

Nürnberg, eine der älteſten und auf Kunſt, Wiſſenſchaft und Handel einflußreichſten Städte Deutſchlands, ehemalige freie Reichsſtadt, liegt an der Pegnitz, iſt Hauptſtadt des bayriſchen Rezatkreiſes, hat über 48,000 Einw., worunter 4000 Katholiken, iſt zwar unregelmäßig und einförmig gebaut, hat aber mit ſeinen hohen Mauern und zahlreichen Thürmen (man zählt 79 innere und 40 äußere) ein altehrwürdiges, von früherem Glanze und einſtiger Herrlichkeit zeugendes Anſehen. Unter die berühmten Gebäude gehören die alte Reichsveſte, ehemaliger Sitz der Burggrafen von N., mit einer Bildergallerie, dem 536 Fuß tiefen Brunnen, dem Heidenthurme, wahrſcheinlich aus dem 10. Jahrh. und einer angeblich von Heinrich's II. Gemahlin gepflanzten, 700 Jahre alten Linde; das 250 Fuß lange ſchöne Rathhaus, mit ſeltenen Gemälden von A. Dürer u. A.; das Zeughaus, deſſen alte und neue Waffen 1796 die Oeſterreicher mitnahmen; das Hallgebäude und die Sebalduskirche mit des heiligen Sebaldus berühmtem Grabmale (15 Fuß hoch, aus 120 Centner Metall gegoſſen, und mit 12 broncenen Apoſtelfiguren, jede iſt eine Elle hoch, und über 80 kleineren Figuren verziert und von Peter Viſcher gefertigt), vielen Glasmalereien und andern Kunſtwerken; die Lorenz- und Frauenkirche, letztere mit dem berühmten künſtlichen Uhrwerke; die heilige Geiſtkirche, in welcher letztern ſeit 1424 die jetzt in Wien befindlichen Reichskleinodien aufbewahrt wurden; das große heilige Geiſt-Hoſpital, auf Gewölben über der Pegnitz erbaut, da

unvollendete Deutſchhauskirche, die Johanniskirche, auf deren Hofe die Grabmäler mehrerer berühmter Nürnberger, wie Albrecht Dürer's Hans Sachs's, Wilhelm Pirkheimer's, Martin Behaim's u. A. beſucht werden; das Grundherr'ſche Haus, in welchem die goldene Bulle 1356 abgefaßt wurde, u. a. alte Gebäude. Die Fleiſchbrücke iſt nach dem Muſter des Ponte Rialto in Venedig über einen 97 Fuß weiten Bogen erbaut, nächſt ihr verdient die Kettenbrücke Erwähnung. Unter den öffentlichen Springbrunnen zeichnen ſich der 60 F. hohe Schönebrunnen mit 16 vier Fuß hohen Statuen, der Albrecht Dürers-Brunnen und die Fontaine am Marplatze aus. N. iſt der Sitz eines Handels- und Handelsappellationsgerichts, hat Schullehrerſeminar, Maler- und Zeichnungsakademie, ein Muſeum, Gymnaſium, Conſervatorium der Alterthümer, ein 1824 auf Campe's Vorſchlag errichtetes Handlungsinſtitut, polytechniſche Schule, Kunſt-, Münz-, Naturalien- und andere Sammlungen, Bibliotheken, darunter die Stadtbibliothek mit 80,000 Bänden, worunter Strobel's Sammlung der Schriften Melanchthon's; eine naturhiſtoriſche und phyſikaliſche Geſellſchaft, Induſtrie- und Culturverein; den pegneſiſchen Blumenorden, geſtiftet 1644, und den Dürers-Verein. Unter den Kunſtſammlungen N.'s iſt die vorzüglichſte der königliche Bilderſaal in der daſigen Moritzkapelle. Sie nimmt überhaupt unter den ſämmtlichen derartigen Sammlungen Deutſchlands eine bedeutende Stelle ein. König Ludwig von Bayern ergriff die Idee, in Nürnberg, als dem blühendſten Sitze der oberdeutſchen Malerkunſt in früherer Zeit, eine Sammlung zu gründen, die bildlich alle Zeiten dieſer Schule von ihrem Emporblühen bis zu ihrem Sinken vorüberführen ſollte. An ſie ſollte ſich eine gleiche Reihe Gemälde aus der niederländiſchen Schule ſchließen. Die Moritzkapelle, ſelbſt ein Denkmal jener Zeit, im Jahre 1313 in einfachem Style erbaut, ſchien der paſſendſte Ort zur Aufſtellung dieſer Gemälde, deren Leitung der Centralgalleriedirector von Dillis übernahm. Am 25. Auguſt 1829, dem Geburtsfeſte des Königs, wurde der Bilderſaal zum erſten Male dem Beſuche geöffnet. Die Sammlung enthält 141 Nummern; 40 bilden die niederländiſche und 101 die oberdeutſche Schule. (Ueber die einzelnen Gemälde und ihre Meiſter vergl. Kunſtblatt 1829, Nr. 31, 101, 102, 105 und Friedrich Wagner: „Der königliche Bilderſaal der Moritzkapelle in Nürnberg", welches Werk die einzelnen Bilder der Sammlung mit kurzen Notizen über jedes Gemälde enthält. — N.'s Fabriken ſind nicht mehr, was ſie in früheren Zeiten waren, dennoch aber zählt man noch 219 Gewerbe mit 4300 Meiſtern, welche die mannigfaltigſten Artikel liefern und worunter die ſogenannten Nürnberger Kurz- und Spielwaaren weit verſendet werden. Handel- und Wechſelgeſchäfte ſind noch immer ſehr bedeutend; bevor aber der oſtindiſche Handel durch die Entdeckung eines Seeweges eine neue Richtung erhielt, war N. einer der wichtigſten Handelsplätze in Europa, indem es die ihm von Italien her zugeführten oſtindiſchen Waaren nach dem Norden vertrieb. Damals war der Reichthum N.'s, eben ſo aber auch der Kunſtfleiß außerordentlich, und in der Geſchichte der Erfindungen glänzt N. vor allen Städten Deutſchlands. Hier erfand Peter Hele die Taſchenuhren (Nürnberger Eier), Rudolph die Ziehplatte zum Drahtziehen, Heinrich Trardorf das Pedal, Hans Lobſinger die Windbüchſe und die Preſſe, um Figuren in Metall zu preſſen, Chriſtoph Denner die Clarinette, Hans Meuſchel verbeſſerte die Poſaune, Erasmus Ebner erfand das Meſſing, ein Unbekannter das erſte Feuerſchloß, und Martin Behaim zeichnete den erſten brauchbaren Globus. Die Umgebungen N.'s liefern in Menge und von beſonderer Güte Gemüſe und Hopfen, auch Tabak. Denkwürdig iſt N. auch als Geburtsort der Dichter Melch, Pfinzing, Hans Sachs, des Mathematikers Behaim und des Malers Albrecht Dürer. — Das ehemalige Gebiet N.'s, als der wichtigſten der ehemaligen Reichsſtädte, betrug 23 □M., und ihre jährlichen Einkünfte gegen 800,000 Gulden. N. war vor allen Städten Deutſchlands ſeines Gewerbfleißes und Handels, ſeiner Kunſtprodukte, ſo wie der Verdienſte um Kaiſer und Reich ſchon im 11. Jahrh. durch Kaiſer Heinrich III. bevorrechtet. Im Jahre 1198 nahm das Nürnbergſche Patriciat ſeinen Anfang, als Kaiſer Heinrich VI. auf einem Turniere 38 bürgerliche Familien in den Adelſtand erhob, aus welchen ſpäter die Glieder des Rathes erwählt wurden. Die letztere Erweiterung erhielt

Digitized by Google

N. 1350 durch Kaiſer Karl IV. Nach dieſer Zeit nahm ſie mehr an innerer Schönheit als äußerem Umfang zu. In ſeiner Blüthezeit unterhielt N. 7 Comp. Soldaten zu Fuß, deren jede in Kriegszeit 185 Mann, im Frieden 100 Mann betrug; desgleichen 2 Compagnien Küraſſiere. Außerdem hatte die Bürgerſchaft noch 24 Fahnen, jede von 300 bis 400 Mann, nebſt 1200 Conſtablern und 2 Compagnien Bürgerreitern, welche bei Feuersbrünſten die nöthigen Dienſte leiſteten. Durch den veränderten Handel, den 30jährigen Krieg, ſowie durch den Umſtand, daß die innere Verfaſſung der Stadt gegen die Fortſchritte der Zeit zu weit zurückblieb, kam es, daß N. in den letzten Jahrhunderten von ſeiner Macht und ſeinem Wohlſtande immer mehr verlor. Seine alten Rechte behielt es bei den Veränderungen, die Deutſchland durch den Reichsfriedensdeputationsſchluß 1803 erlitt, bei, wurde aber durch die Rheinbundsacte nebſt Gebiet mit Souveränität und Eigenthum an Bayern übergeben und ſeit 1806 von ihm in Beſitz genommen. — Neben der Stadt N. beſtand noch ein kaiſerliches Burggrafenthum N., deſſen Entſtehen wahrſcheinlich in das 12. Jahrh. fällt, denn es kommt in einer Urkunde Konrad's III. von 1138 ein Burggraf, Gottfried von Hohenlohe, vor. Von Burggraf Konrad von Zollern, der 1164 urkundlich erwähnt wird, blieb die Burggrafenwürde beſtändig bei dem Hauſe Hohenzollern. Kaiſer Rudolph I. gab dem Burggrafen Friedrich II. das Burggrafenthum N. zum Leben, und dieſer wurde der Stammvater des jetzigen königlichen Hauſes Preußen, indem Burggraf Friedrich V. 1415 vom Kaiſer Siegesmund die Mark Brandenburg erhielt. — Vgl. „Nürnbergiſches Taſchenbuch" (1821—22, 2 Bde.; neue Aufl. 1829, m. Kpfrn.) und als Fortſetzung davon: „Der Sammler für Kunſt und Alterthum" (1834, m. Kpfrn.); „Die Nürnberger Künſtler, geſchildert nach ihrem Leben und Wirken"; Joh. Neudörfer's „Nachrichten von den vornehmſten Künſtlern und Werkleuten in N., fortgeſetzt von Gulden bis 1660" (aus einer Handſchrift, herausgegeben von Campe, Nürnberg 1828); A. Hagen's „Norica" oder Nürnberger Novellen (Breslau 1829, 2 Bändchen) und „Nürnberger Jahrbücher" (herausgegeben von Lochner (Nürnb. 1833, Heft 1.).

Nukahiwa, auch Madiſonsinſel heißt die öſtlichſte und größte Inſel der ſogenannten Waſhingtonsgruppe (ſ. Marqueſasinſeln) in Auſtralien, zum Mendanaarchipel gehörig (138° L., 8° SB.). Ihre größte Länge von der Südoſt- bis zur Weſtſpitze beträgt 17 Meilen. Sie iſt außerordentlich gebirgig, zerriſſen und pittoresk, doch ſchließen ihre nackten, zum Theil unzugänglichen Felſen, ſehr fruchtbare Thäler ein. Von den Bergen ſtürzen ſchöne Kaskaden herab, darunter eine 2000 Fuß hoch. Gute Häfen haben die Europäer hier gefunden (im Süden der ſchöne Hafen Tſchitſchagoff), auch eine ziemlich ſtarke Bevölkerung, die Kruſenſtern auf 18,000 Seelen anſchlägt. Man rühmt allgemein die außerordentliche Schönheit dieſer Inſulaner und die Pracht ihres Gliederbaues. Sie ſind ziemlich licht gefärbt, beſonders die Weiber; die Männer ſind dunkler, was jedoch von ihrer Tätowirung und dem Einreiben mit dunklen Farben herrührt. Die Weiber ſind minder ſchön, alle haben jedoch ein munteres Anſehen, ſchöngebildeten Kopf, ovales Geſicht, volle Muskeln, funkelnde Augen, herrliche Zähne, gekräuſeltes Haar und ſind von einer Geſundheit, die man wohl nirgends ſo ungetrübt antreffen dürfte. Alle gehen beinahe ganz nackt, und ſchmücken ſich mit Federn, Perlmutter, Schweinszähnen und andern Dingen. Die Weiber ſind nur mit einem Schurz nicht der Ehrbarkeit wegen, ſondern nur aus Mode umgürtet, werden als übermäßig wollüſtig geſchildert und kennen keine Scham. Auch der Cannibalismus iſt dieſen Inſulanern nicht fremd; oft führen ſie blos Krieg um die gefangenen Feinde verzehren zu können. N. wurde 1791 durch den nordamerikaniſchen Schiffscapitän Ingraham entdeckt, und durch Kruſenſtern, der 1804 hier längere Zeit verweilte, genauer bekannt. Im J. 1815 nahm Nordamerika dieſe Inſel in Beſitz, und errichtete 1821 daſelbſt ein Fort mit Beſatzung.

Nullität (Nichtigkeit). Null und nichtig (ungültig) iſt im juriſtiſchen Sinne ein Rechtsgeſchäft, welches den Dispoſitionen beſtehender Geſetze zuwiderläuft, z. B. die eigenmächtige Verfügung eines unter Vormundſchaft ſtehenden Unmündigen über ſein Ver-

mögen. Nach dem Rechtsgrundſatz: was vom Anfang an ungültig iſt, kann durch Verlauf der Zeit nicht gültig werden, fallen durch die Nichtigkeitserklärung eines Rechtsgeſchäftes zugleich alle daraus abgeleiteten Folgen, z. B. die darauf baſirten Verträge, Schenkungen, Urkunden, richterlichen Verhandlungen und Entſcheidungen zuſammen. Eine Ausnahme von dieſer allgemeinen Regel kann jedoch eintreten, wenn das dem fraglichen Geſchäft Anfangs entgegenſtehende Hinderniß ſpäter wegfällt, und der urſprüngliche Mangel durch neu hinzukommende Handlungen verbeſſert wird — heilbare Nullität —. So iſt z. B. nach gemeinem Rechte der, welcher während ſeiner Minorennität ohne Zuziehung ſeines Vormundes Schulden contrahirte, zu deren Bezahlung verbunden, wenn er ſie nach erlangter Volljährigkeit als gültig anerkennt (ratihabirt). Die N einer richterlichen Sentenz iſt heilbar (sanabilis), wenn ſie auf eine falſche Anwendung richtiger Rechtsſätze, oder auf eine unrichtige Beurtheilung wirklicher Thatſachen gegründet iſt, unheilbar (insanabilis), wenn ſie klare, unzweideutige geſetzliche Vorſchriften, die einen eſſentiellen Theil des Prozeſſes betreffen, direct verletzt. Um die N. eines Rechtsſpruches zu bewirken, muß man die Nichtigkeitsklage (querela nullitatis) anſtellen. Für dieſe Beſchwerden ſind in manchen Ländern, z. B. in Frankreich, beſondere Gerichtshöfe (Caſſationshöfe) niedergeſetzt. Dem ſtrengen Rechte nach ſollte die Anſtellung dieſer Klage an keine Friſt gebunden ſein; um jedoch den Mißbrauch derſelben zu beſchränken, iſt ſie in den meiſten Geſetzgebungen einer Verjährungsfriſt unterworfen worden. So beſchränkte ſchon die deutſche Reichsgeſetzgebung in dem jüngſten Reichsabſchiede vom Jahre 1654 (art. 122 ff.) die Dauer der gegen unheilbare Nullitäten eines Rechtsſpruches gerichteten Klage auf eine Zeit von 30 Jahren. In einigen Ländern, wie in Sachſen, wird der, welcher die Nullitätsklage ohne Grund erhebt, überdies noch mit einer Geldſtrafe belegt. — Endlich verſteht man unter der querela nullitatis vorzugsweiſe die Klage, durch welche man ein wegen Nichtbeobachtung der geſetzlichen Solennitäten fehlerhaftes Teſtament umzuſtoßen ſucht. (S. Teſtament.)

Numa Pompilius, Roms zweiter König, war ein Sohn des Pompilius Popo, eines vornehmen Sabiners, und Gemahl der Tatia, Tochter des Tatius, der mit Romulus zugleich König war. Mit ihr lebte N. 13 Jahre lang als Privatmann in ſeinem Vaterlande, und wurde nach ihrem Tode zum König vom Rom ernannt. Er regierte von 714 bis 672 v. Chr. (nach Erbauung Roms 39—81). Wenn ſein Vorgänger Romulus auf die eigentliche Gründung und Erweiterung des Staats ſein Augenmerk gerichtet hatte, ſo ſorgte N. vorzüglich für die dauernde Wohlfahrt deſſelben, durch weiſe Geſetzgebung und Verbeſſerung des Cultus; denn feinere und veredeltere Begriffe von den Göttern ſollten nicht allein auf den noch rohen Charakter ſeiner Unterthanen wohlthätig wirken, ſondern es ſollte auch die Aehnlichkeit der Religionsgebräuche ein Band bilden, welches die verſchiedenen kleinern, nur erſt unterjochten Völker, näher und feſter mit Rom vereinigen möchte. Deshalb war auch die ganze Staatsverfaſſung mit der Religion genau verbunden. Sein eigenes Beiſpiel, denn er wird als ein Muſter von Frömmigkeit und Tugend geſchildert, ſowie ſeine vorgebliche Berathung mit der Göttin Egeria (ſ. d.) verſchafften ſeinen Neuerungen ſehr leicht Anſehen und Eingang. Die Errichtung des Prieſtercollegiums, Abſchaffung der Menſchenopfer, Verbeſſerung des Kalenders (dies fasti et nefasti), die Abtheilung der Bürger nach den verſchiedenen Gewerben, wird ihm zugeſchrieben. Er ſtarb in einem Alter von 80 Jahren, nach 42jähriger Regierung; ſeine einzige Tochter Pompilia war die Mutter des Ancus Marcius, des vierten römiſchen Königs.

Numantia, altberühmte Stadt in demjenigen Theile Spaniens, welcher zur Römerzeit Hiſpania Tarraconenſis hieß, war die Hauptſtadt der Arevaker, lag am Durius (Duero) auf einer Anhöhe, war befeſtigt und nur auf einer Seite zugängig. Die Arevaker waren tapfere Krieger und lieferten den Kern zur celtiberiſchen Armee. Berühmt iſt N. durch den tapfern 14jährigen Widerſtand, welchen es lange ſchon vor und auch in dem nach ihm benannten numantiniſchen Kriege den Römern leiſtete. Bis zu dieſem Kriege hatte Karthago die Numantier in feindlicher Stimmung gegen die Römer erhalten; als

Digitized by Google

Karthago fallen mußte, änderten die Numantier demungeachtet ihre Geſinnung nicht, ſondern ſtellten ſich dem mächtigen Rom auf eigene Fauſt entgegen. Viriathes hatte die geſammten Celtiberier zum Aufſtande vermocht, um das römiſche Joch abzuſchütteln. Allein der Plan verunglückte zum Theil; der größte Theil der celtiberiſchen Völker kehrte zur Ruhe zurück und nur die Numantier beſchloſſen, ſich ſtandhaft zu vertheidigen. Die erſten Verſuche der Römer unter Pompejus Aulus, N. zu erobern (138 v. Chr.), waren vergeblich und koſteten ihnen viele Leute. Im Jahre 137 rettete der Conſul Hoſtilius Mancinus ſein Heer nur durch ſchimpflichen Vergleich, und die folgenden gegen N. ausgeſchickten Feldherren wagten es nicht, die tapfere Beſatzung anzugreifen. Scipio Afrikanus endlich, der Zerſtörer Karthagos, zog mit Jugurtha an der Spitze eines 50,000 Mann ſtarken Heeres gegen die Stadt und ſchnitt ihr die Zufuhr ab. N. hielt ſich noch lange, bis die heldenmüthige Beſatzung, zuletzt nur noch ſich mit Leder, Leichnamen und Kranken den wüthenden Hunger ſtillend, beſchloß, ſich und die Ihrigen zu tödten. Der größte Theil ſtürzte ſich in die Flammen, und nur ein kleiner Reſt übergab die verödete Stadt nach einer 14monatlichen Belagerung und überhaupt 14jährigen Gegenwehr dem Sieger, der mit 50 Gefangenen ſeinen Triumphzug ſchmückte, die übrigen als Sclaven verkaufte. N. wurde geſchleift, und die ſpäter an ihrer Stelle erbaute Stadt blieb unbedeutend. Viele halten das heutigen Soria mit 6000 Einw. für das alte N.

Numeriſch heißt, was ſich auf beſtimmte Zahlen bezieht, im Gegenſatze zu Algebraiſch, was ſich auf Buchſtaben, als allgemeiner Größenzeichen, bezieht. Eine *numeriſche Gleichung* iſt daher eine ſolche, in welcher die bekannten Größen nicht durch Buchſtaben, ſondern durch beſtimmte Zahlen ausgedrückt ſind.

Numerus (lat.) heißt in der Proſa die freie Bewegung der Rede durch verſchiedene Maße der Wörter hindurch, in der Poeſie dagegen das vorausbeſtimmte gleichgehaltene *Metrum* (ſ. d.). Zunächſt bezieht ſich der N. aber nur auf den Tonfall einzelner Wörter, welcher in der regelmäßigen, dem Ohre wohlgefälligen Folge derſelben als Laute verſchiedenen Maßes beruht, und unterliegt mithin lediglich dem Urtheile des Ohres. Mit Unrecht haben daher Einige ſeinen Begriff ſo ſehr erweitert, daß ſie zugleich das richtige Gleichmaß der Wörter und Glieder einer Periode als Theile eines Ganzen darunter verſtanden, denn dieſes gehört der Periodologie an (ſ. *Periode*), obgleich das Numeröſe in der Rede durch den Umfang der Sätze bedingt wird und die Uebereinſtimmung der ſich entſprechenden Theile zu einem abgerundeten Ganzen eine reiche Quelle des N. ſelbſt iſt, inſofern die allgemeine Proportion auch das Wohlgefällige des Wortfalles herbeiführt. Die Alten betrachteten den N. als einen der weſentlichſten Beſtandtheile oratoriſcher Darſtellung und ſtellten verſchiedene Regeln darüber auf. Im Allgemeinen tritt der N. zu Anfange, am meiſten gegen das Ende der Perioden und am Ausgange der einzelnen Sätze hervor, wo der Gedanke bereits vollſtändig vorliegt und das Ohr freiere Thätigkeit gewinnt, daher auch die Alten die Versfüße metriſch beſtimmten, die den Schluß am wohlgefälligſten bilden. Doch muß man bei Anwendung und Beurtheilung dieſer Regeln die alten und neuern Sprachen unterſcheiden, da bei jenen die Quantität ſchärfer hervortritt und ſie daher auf ein ſtrenges Zeitmaß der Silben halten, dieſe hingegen mehr dem Accent huldigen und daher die Betonung nach dem Sinne und Werthe der Silben modificiren. In der deutſchen Sprache z. B. läßt ſich die Feinheit des antiken N. aus dieſem Grunde auf die Darſtellung weniger in Anwendung bringen und wir können in dieſer Hinſicht die Vollkommenheit der Alten weder in der Kunſt noch im Gefühle erreichen. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß der N. ganz vorzüglich der oratoriſchen Schreibart zufällt; denn in der wiſſenſchaftlichen Abhandlung und im Briefe, wo die Klarheit als erſter Vorzug gilt und das Anmuthige nur eine untergeordnete Stelle einnimmt, mindert ſich die ſtrengere Anforderung. Aber auch in der Rede, ſelbſt in der erhabenſten, muß man ein übermäßiges Streben, überall den N. zu berückſichtigen und vorwalten zu laſſen, vermeiden. Als Muſter einer numeröſen Rede nennen wir unter den Griechen Platon und Demoſthenes, unter den Römern Salluſtius, Tacitus und Cicero, unter den Deutſchen Herder, Goethe, Schiller in den proſaiſchen Schriften, F. H. Jacobi,

Digitized by Google

Johannes von Müller, Reinhard und Tzſchirner. (S. Proſa, Rhythmus und Wohllaut.)

Numidien, etwa das heutige Algier, nur in viel größerer Ausdehnung, war ehedem ein mächtiges Königreich und umfaßte mit ſeinen Nachbarſtaaten Mauritanien, Karthago und Cyrenaica, das heutige ſogenannte Atlasland, welches die orientaliſchen Geographen die Weſtinſel Magrab nennen. Es bildet einen Theil jenes Bodens, an den ſich welthiſtoriſche Erinnerungen knüpfen, einen Theil des großen Welttheaters, auf dem das Schickſal der Erde entſchieden wurde. Die zwei gewaltigſten Nationen kämpften hier zuerſt um die Weltherrſchaft, dann um ihr Daſein, um die große, hier zum Vortheil Europas entſchiedene Frage: ob ſie römiſchen oder karthagiſchen Geiſtes ſein ſollte. Dem Bewohner der Berberei begegnen hier überall Spuren einſtiger Größe, überall tritt er in die Fußtapfen eines Scipio und Hannibal, eines Maſſiniſſa (ſ. d.) und eines Syphax (ſ. d.). Hier kämpfte Jugurtha (ſ. d.) um den Preis ſeines Verraths, dort herrſchte der feine Juba (ſ. d.) mit ſeinem Zeitalter voraneilender Umſicht. Sylla holte hier ſeinen erſten Lorbeer, und dieſe Auen ſahen einſt den redlichen Sertorius. Von jenem Schutthügel tönte des gefallenen und verbannten Marius Stimme, auf dieſem hauchte Cato ſeine unbeugſame Seele aus. Roms Geſetze und Adler überſchatteten hier einſt glückliche Völker, und hell prangte das Kreuz auf den Höhen des Atlas und die afrikaniſche Kirche legte das größte Gewicht in die Wagſchaale der Concilien. Jetzt bedecken das ganze einſtige N. Trümmer. Wo Bona an der Mündung des Seibus ſteht, ſtand Hippo, die Reſidenz der Könige N.'s, wo Auguſtinus die Verirrungen ſeiner Jugend beweinte, und das begeiſterte Gemälde der Stadt Gottes ſchrieb, das er in ſeiner Seele trug. Konſtantine iſt das alte Cirta, die feſte Hauptſtadt Maſſiniſſa's, des treuen und vermöge ſeiner berühmten Reiterei wichtigen Bundesgenoſſen der Römer, wie des gefährlichen Feindes Karthagos. Hier wurde vor 2000 Jahren der Grund zu der Fremdherrſchaft gelegt, die noch heute auf dieſen Ländern laſtet. Maſſiniſſa ſchloß hier jene unpatriotiſchen Bündniſſe mit Rom, dem er alles, ſelbſt ſeinen Ruhm, ehrgeizig opferte. Von dieſer Zeit an waltete die Nemeſis über N.; Jugurtha, Maſſiniſſas Enkel, zierte bald des Marius Triumph, ſein Reich nahm ein Ende (106 v. Chr.) und N. ward als Mauritiana Cäſarienſis römiſche Provinz. Auch Roms Cultur und Größe ward durch die Vandalen zerſtört, denen nach Beliſar's Siegen Sarazenen und Türken folgten. Der kleine unbedeutende Ort Zamora iſt das Zama der Alten, wo einſt das Schickſal der Welt entſchieden wurde. Denn es iſt ſchwer zu ſagen, welche Geſtalt dieſe erhalten haben würde, hätte Hannibal geſiegt, oder Scipio ſeinen Ehrgeiz bezwungen und Frieden geſchloſſen. Jetzt hauſen hier Kabylen, von denen es unentſchieden iſt, ob ſie oder die vielen Raubthiere dieſer Gegend die Regenten ſind. Den Ruhm ungemeiner Schönheit und ein hohes wiſſenſchaftliches Intereſſe wird dieſes Land aber immer behaupten, und es iſt einer unermeßlichen Civiliſation fähig.

Numismatik oder Münzkunde heißt die Wiſſenſchaft und Lehre von den Münzen (ſ. d.) in techniſcher oder artiſtiſcher und in geſchichtlicher Beziehung. Man unterſcheidet an der Münze als ſolcher die Vorderſeite, den Avers (pars adversa, ital. antica, franz. l'avers), und die Rück- oder Kehrſeite, den Revers (par aversa, postica, le revers), jene iſt meiſt mit dem Kopfe, Bruſtbilde oder der ganzen Figur des Münzberechtigten u. ſ. w., dieſe mit mythologiſchen oder ſymboliſchen Gegenſtänden und heraldiſchen Abzeichen geſchmückt. Die Schrift am Rande heißt Legende (ſ. d.) und die auf der Mitte Aufſchrift oder Epigraphe (ſ. d.); beide kamen erſt ſpäter auf, und die Aufſchriften beſtanden im Mittelalter häufig nur in Monogrammen (ſ. d.). Die Numismatik hat es in techniſcher Hinſicht zu thun mit dem Stoff der Münzen und ſeinen Miſchungen, mit dem mechaniſchen Verfahren des Münzers, dem Gepräge u. ſ. w.; in geſchichtlicher, mit dem Datum der einzelnen Stücke, den Münzherren und der Deutung der Embleme, Legenden und Aufſchriften. Sie iſt demnach durchaus an das Materielle der Münzen gebunden und überläßt der Theorie des Geldes (ſ. d.), die geſetzlichen oder conventionellen Veränderungen anzuführen, welche in dem Schätzungswerthe der Münzen, als des allge-

Digitized by Google

meinen Tauſchmittels, von Zeit zu Zeit ſich begeben. Als hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft beſchäftigt ſie ſich vorzugsweiſe mit den Münzen und Denkmünzen (ſ. d.) des Alterthums und des Mittelalters, ſowie mit den Denkmünzen und ſeltener gewordenen Münzen neuerer Zeit. Die große Maſſe des Stoffs dieſer Wiſſenſchaft führte von ſelbſt auf eine zweckmäßige Eintheilung desſelben, die man bald der Materie, bald der Form, bald der Darſtellung, bald dem Kunſtwerthe entlehnte. Die zweckmäßigſte Eintheilung der Münzen iſt wohl die, nach der Zeit ihrer Entſtehung. Sie zerfallen hierbei in drei Claſſen: antike Münzen (ſ. Griechiſche Münzen, Münze und Contorneaten), welche die geſammten Münzen des claſſiſchen Alterthums bis zum Untergange des weſtröm. Reichs umfaſſen; in Münzen des Mittelalters (ſ. Denar, Solidus, Schilling, Bracteaten und Dickpfennige), vom Untergange des weſtrömiſchen Reichs bis ungefähr zum Jahre 1500, und in neueren Münzen. Viele rechnen noch die Münzen der oſtrömiſchen Kaiſer, die ſogenanten Byzantiner (ſ. d.), zu den antiken Münzen; allein mit größerm Rechte, namentlich in Betracht des an ihnen bemerklichen Sinkens der Kunſt, werden ſie zu den Münzen des Mittelalters gezogen. Neben der chronologiſchen Ordnung dieſer drei Hauptclaſſen findet zur beſſern Ueberſicht eine geographiſche Zuſammenſtellung derſelben ſtatt, mit Ausnahme der römiſchen Münzen, die in Conſularmünzen (ſ. d.) Familienmünzen (ſ. d.) und Kaiſermünzen (ſ. d.) eingetheilt ſind. Als ſelbſtändige Abtheilungen reihen ſich den Hauptclaſſen an die ſogenannten barbariſchen Münzen, d. h. alle im Abendlande von Nichtrömern geprägte Münzen, und die orientaliſchen Münzen. Die ſogenannten Nothmünzen (ſ. d.) reihen ſich den Ländern an, aus deren Münzſtätten ſie hervorgingen, während die Jettons und Rechenpfennige (ſ. d.) gar nicht in den Bereich der Numismatik fallen. Die antiken Münzen ſind vor Allem eine ergiebige Quelle für Geographie, Chronologie, Geſchichte, Mythologie und Archäologie. Sie geben vortrefflichen Aufſchluß über den Zuſtand und die Blüthe der Städte und das wechſelnde Steigen und Fallen der Staaten; ſie ſind die vorzüglichſte und zuweilen einzige Quelle unſerer Kenntniß von untergegangenen Städten, Reichen und Sprachen. Durch ſie allein laſſen ſich manche ſtreitige chronologiſche Angaben gründlich ermitteln und durch ſie wird ſo manche Lücke in der Geſchichte, wobei wir nur an Baktrien (ſ. d.) erinnern, ausgefüllt. Sie enthalten vielfache Andeutungen aus der Sagengeſchichte und zur Culturgeſchichte und als Kunſtdenkmale vortreffliche Beiträge zur Kenntniß des geiſtigen Lebens im Alterthume, ſowie getreue Darſtellungen einer Menge von Geräthen, Gebäuden, Inſtrumenten u. ſ. w. Daher kam es auch, daß früher die Numismatiker faſt ausſchließend mit den antiken Münzen ſich beſchäftigten Erſt in neuerer Zeit haben die Münzen des Mittelalters die Beachtung, der ſie würdig ſind, gefunden, namentlich durch Privatſammler, und ebenſo die orientaliſchen Münzen. Die Münzkunde der neuern Zeit bietet natürlich weit weniger gehaltreiche Momente als die des Alterthums und Mittelalters und faſt nur die Liebhaberei findet ihre Befriedigung.

Von einer gelehrten Beſchäftigung mit den Münzen ſcheint das Alterthum nichts gewußt zu haben, ſelbſt von einer Liebhaberei im Sammeln derſelben findet ſich keine beſtimmte Nachricht. Erſt im ſpätern Mittelalter fing man an, eigentliche Münzſammlungen anzulegen, ohne die ein gründliches wiſſenſchaftliches Studium der Münzen gar nicht möglich iſt. Petrarca ſoll die erſte bedeutende Münzſammlung gehabt haben. Bei dem ſteigenden Sammlereifer ſeit dem 15. Jahrhundert bildeten Münzen meiſt den erſten Beſtandtheil der in großer Zahl in den Niederlanden, in Italien, Spanien, Frankreich und Deutſchland entſtehenden Muſeen; doch ſammelte man damals und noch lange nachher nur antike und zwar vorzugsweiſe römiſche Münzen. Die bedeutendſten Münzſammlungen beſaßen der König Alfons von Aragonien und Neapel, der Admiral Cosmo dei Medici, Hieronymus Colonna in Rom, Antonio Agoſtino in Spanien, Kaiſer Maximilian I., Budäus (ſ. d.) in Frankreich, Katharina von Medici und Hubert Goltz (ſ. d.) in den Niederlanden. Unter den gegenwärtig beſtehenden öffentlichen Münzſammlungen ſind folgende die wichtigſten. 1) Das königliche Münzcabinet in Paris, das aus der Sammlung der Katha-

Digitized by Google

rina von Medici entſtand und ſchon ſeit der Zeit Ludwig's XIV. als die vollſtändigſte unter allen Münzſammlungen galt. Durch Diebſtahl erlitt es im Jahre 1831 einen bedeutenden Verluſt, der jedoch zum Theil erſetzt iſt. Neue Erwerbungen, die es machte, waren die Sammlungen des Generals Guilleminot, Durand's, Rollin's, Cadalvene's u. ſ. w. 2) Das Cabinet des britiſchen Muſeums in London, ausgezeichnet durch ſeinen Reichthum, namentlich an antiken Münzen. Vgl. Taylor Combe „Veterum populorum et regum numi, qui in museo brit. adservantur" (Lond. 1814, 4.). Es iſt auch ſehr reich an Münzen des Mittelalters, die aber mit Ausnahme der engliſchen, noch wenig ausgebeutet ſind. Eine ganz ſpecielle Partie der letztern behandelt das Werk „Description of the anglo-gallic coins in the british museum" (Lond. 1826, 4.). Die Sammlung orientaliſcher Münzen iſt ebenfalls ſehr reichhaltig. 3) Das königliche Cabinet zu Madrid, das aus mehr als 100,000 Stück beſteht, bis jetzt aber nur in einzelnen Fächern bekannt iſt. Vgl. Florez „Medallas de las colonias, municipios y pueblos antiguos de España" (3 Bde., Madr. 1757, 4.). 4) Das königliche Cabinet in Kopenhagen, deſſen antike und däniſche Münzen durch ausführlichere Arbeiten gekannt ſind. Vgl. Chr. Ramus „Catalogus numorum veterum graec. et lat. musei regis Daniae" (3 Bde., Kopenh. 1816, 4.) und „Beskrivelse over danske mynter og medailler i den Kongelige samling" (2 Bde., Kopenh. 1791, Fol. mit Suppl.). 5) Das kaiſerliche Cabinet in Petersburg, ausgezeichnet in ruſſiſchen und orientaliſchen Münzen, welche letztere in der neueſten Zeit durch die ihnen zugewendete immer größere Theilnahme vielfache Bereicherungen erhalten haben. Mit dem kaiſerlichen Cabinet iſt auch die Münzſammlung der in Warſchau aufgehobenen Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaft vereinigt. 6) Das kaiſerliche Cabinet in Wien, unſtreitig die bekannteſte aller öffentlichen Sammlungen, entſtand aus den Sammlungen Kaiſer Maximilian's I., Busbecq's (ſ. d.), des Thom. Lanſius u. ſ. w., und wurde erſt unter Kaiſer Karl VI. durch Heräus zu einem Ganzen verſchmolzen. Ausgezeichnete Erwerbungen machte daſſelbe unter Karl VI. durch die Münzen des Karthäuſermuſeums zu Rom und die des Grafen Paar; unter Maria Thereſia durch die Granelli-Etſchlager'ſche Sammlung; 1819 durch die Sammlungen von Couſtnery und der Gräfin Lipona; 1821 durch die Sammlung von Millingen und dem Grafen Tiepolo, und 1839 durch das Hügel'ſche Cabinet. Sie zählt an griechiſchen Münzen 24,387, an römiſchen 34,028, mittelalterliche gegen 40,000. Vgl. Eckhel „Catalogus mus. caes. vindob. numorum veterum" (2 Bde., Wien 1779, Fol.); Arneth „Synopsis numorum antiquorum, qui in museo caes. vindob. adservantur" (2 Bde., Wien 1837—42, 4.) und Steinbüchel „Notice sur les médaillons romains en or du musée imp. et roy. de Vienne" (Wien 1826, 4.). 7) Das königliche Cabinet in München, das durch den Herzog Albrecht V. von Bayern begründet wurde und gegenwärtig in Folge vieler neuer Bereicherungen einen bedeutenden Rang einnimmt. Vgl. Streber „Verſuch einer Geſchichte des königlichen Münzcabinets in München" (Münch. 1809, 4. nebſt Fortſetzung). 8) Das königliche Cabinet in Berlin, das aus zwei getrennten Sammlungen beſteht, wovon die eine, ſeit 1831 im Muſeum aufgeſtellt, die antiken Münzen und die des Mittelalters und der neuern Zeit, die zweite, im Hauptmünzgebäude, die Münzen des Hauſes Hohenzollern enthält. Einzelne damit vereinigte Sammlungen ſind die von Pfau, Ludwig (1816), Adler (1821), Hermann (1827), Rühle von Lilienſtern u. ſ. w., und in antiken Münzen die von Knobelsdorf, Arditi, Wolanſki u. ſ. w. 9) Das herzogliche Cabinet in Gotha, daß durch Herzog Ernſt den Frommen gegründet, unter Herzog Friedrich I. durch Ankauf des ſchwarzburgiſchen Cabinets zu Arnſtadt anſehnlich vermehrt und ſpäter durch die Sammlungen Schachtmann's und Sulzer's, ſowie 1803 durch die von Joſ. Petriccioli u. ſ. w. bereichert wurde. Vgl. Schlichtegroll, „Historia numothecae gothanae" (Gotha 1799); Liebe „Gotha numaria, sistens thesauri Fridericiani numismata antiqua" (Amſterd. 1730, Fol.); Schachtmann „Catalogue raisonné d'une collection de médailles" (Lpz. 1774, 4.); „Numophylacium Sulzerianum" (Gotha 1777, 4.) und „Catalogus numorum Europae, Asiae, Syriae et Africae musei Jos.

Digitized by Google

Petriccioli" (Hermanſt. 1802, 4.). 10) Die königliche Sammlung im **Haag**, die nach dem Sturze der franzöſiſchen Herrſchaft in den Niederlanden wiederhergeſtellt w… und über 50,000 Stück zählt. Vgl. Jonge „Notices sur le cabinet des médailles d… Maj. le roi des Pays-Bas" (neue Aufl., Haag 1832). 11) Das königliche Cabi… **Dresden**, aus etwa 30,000 Stück beſtehend, das im 18. Jahrhundert durch Sammlungen des Generals von Birkholz und des letzten Herzogs-Zeitz anſehnlich berei… wurde. Später erwarb es die Sammlungen von Reinecke, Madai, von Teubern, Ba… garten u. ſ. w. Außerdem gibt es größere Münzſammlungen zu Mailand, Vene… Veletri, Upſala, Kaſan und Charkow. Ebenſo fehlt es nicht an zahlreichen Münzſa… lungen unter Privatperſonen, die häufig wichtiger ſind als die öffentlichen Sammlu… wenn ſie ſich im Sammeln auf einzelne Abtheilungen beſchränken und hier möglichſte V… ſtändigkeit zu erreichen ſuchen, wodurch ſie zugleich die Ergänzungen der öffentlichen Sa… lungen übernehmen, deren Hauptaufgabe darin beſteht, die fortſchreitende Ausbildung d… Ganzen möglichſt vollſtändig darzulegen.

Die erſte Anleitung zum Münzſammeln gab 1577 der Spanier Antonio Agoſtin… ſeinen faſt in alle Sprachen überſetzten „Dialogen". Jacobo und Octavio **Strada** ſu… durch Abbildungen die Neigung der Reichen und Vornehmen in Italien für das Samm… von Münzen anzuregen. Wolfgang Lazius, Kaiſer Ferdinand's I. Leibarzt, machte zu… Anwendung von den römiſchen Münzen zur Erläuterung der Geſchichte. Fulvio Or… und der Augsburger Arzt Occo beſchäftigte ſich namentlich mit römiſchen Familien- u… Kaiſermünzen. Hubert Goltz, der zugleich Zeichner und Kupferſtecher war, fing zuerſt a… auch die griechiſchen Münzen zu beachten, doch ſind ſeine wie aller ſeiner Zeitgenoſſ… Schriften voller Ungenauigkeiten in den Angaben. Inzwiſchen hatte man in Folge d… vielen Nachfragen nach antiken Münzen auch gelernt, dieſelben täuſchend ähnlich nach… machen. Es geſchah dies durch ſehr geſchickte italieniſche Stempelſchneider zu Pad… Parma, Vicenza, z. B. Cavino, Belli u. A., Anfangs wohl nicht in der Abſicht zu täuſch… ſondern nur um den Abnehmern zu genügen; allein ſehr bald wurde daraus ein Gewerb… das noch gegenwärtig in Italien getrieben wird. Vgl. Seſtini „Sopra i moderni falsi… catori di medaglie greche antiche etc." (Flor. 1826, 4. mit Kupfern). Solche falſ… antike Münzen verfertigte unter Andern nachmals auch Weber in Florenz und Becker a… Hanau und Offenbach. Die Menge unechter Münzen ſchreckte zwar in der folgenden Periode einigermaßen von der N. ab, wenigſtens beſchränkte ſie die Liebhaberei, die ohne… hin durch den gelehrten Apparat, der zur Erklärung der Münzen immer nothwendig… wurde, vielfach abgeſchreckt wurde. Deſto umfaſſender wurden die Forſchungen einzelner Gelehrten, wie Jean Foy **Vaillant** (ſ. d.), Ezechiel **Spanheim** (ſ. d.), Pellerin u. A. Der Stoff aber häufte ſich durch fortwährende Auffindungen neuer Münzen dermaßen, daß eine kritiſche Sichtung des Aechten von dem Unächten und eine überſichtliche Zuſammenſtellung des geſammten Vorraths zur dringenden Nothwendigkeit wurde. Dieſer großen Arbeit unterzog ſich Joſ. **Eckhel** (ſ. d.), der durch eine ſtreng durchgeführte geographiſch-chronologiſche Methode auf einmal in dieſes bisher ſo ermüdende Studium eine Klarheit brachte, die über eine Menge dunkel gebliebener hiſtoriſcher und archäologiſcher Unterſuchungen ein überraſchendes Licht verbreitete. Seinem Syſtem ſchloſſen ſich an Domenico **Seſtini** (ſ. d.) und **Mionnet** (ſ. d.), welcher Letztere eine Menge früherer Fehler aufdeckte und verbeſſerte. Obſchon die Maſſe der antiken Münzen ſich noch fortwährend durch bedeutende Funde mehrt, ſo dürfte doch dadurch das von Eckhel aufgeſtellte Syſtem der N. ſchwerlich weſentliche Veränderungen erleiden. Nur die N. der freien Städte Griechenlands hat ſeit Eckhel eine andere Geſtalt genommen. Vgl. Cadalvene „Recueil des médailles grecq. inédites" (Par. 1828) und Millingen „Ancient coins of greek cities and Kings" (Lond. 1831). Mit großem Fleiße und Erfolge hat man in neuerer Zeit angefangen, die orientaliſchen Münzen zu bearbeiten. Namentlich hat der Petersburger Akademiker **Frähn** (ſ. d.) durch ſeine Arbeiten zu einem Eifer der Forſchungen in dieſem Gebiete angeregt, der zu der Hoffnung berechtigt, in nicht allzuferner Zeit eine Ueberſicht

Digitized by Google

des geſammten Materials herbeigeführt zu ſehen, welche geeignet iſt, zur Aufſtellung eines Syſtems, wie das Eckhel'ſche, fortzuſchreiten. Schon früher hatte der mannichfaltige Gewinn, den das gründliche Studium der antiken Münzen verſchaffte, die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auch auf die Münzen des Mittelalters gerichtet, die zufällig hier und da zum Vorſchein kamen und gegenwärtig mit demſelben Eifer geſammelt werden wie die römiſchen, die durch die griechiſchen in den Hintergrund gedrängt ſind. Noch aber fehlt es hier an einem Manne wie Eckhel, der das Geſammtgebiet zu überſchauen und wiſſenſchaftlich aufzuklären vermöchte. Treffliche Vorarbeiten dazu liefern Mader's „Kritiſche Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters“ (6 Abthl., Prag 1803—1815) und deſſen „Verſuch über die Bracteaten“ (2. Abthl., Prag 1797—1800), Lelewel's „Numismatique du moyen age“ (2 Bde., Par. 1836) und die Werke über die Münzen einzelner Länder; über die ſpaniſchen von Caſtanoſo; über die italieniſchen von Argelati „De monetis Italiae“ (4 Bde., Mail. 1750—52, 4.) und Zanetti „Nuova raccolta delle monete e zecche d'Italia“ (5 Bde., Bologna 1775—89, 4.), über die neapolitaniſchen von Vergara „Monete del regno di Napoli“ (Rom 1716, Fol.); über die ſavoiſchen von Promis „Monete dei reali di Savoia“ (2 Bde., Tur. 1841, 4.); über die franzöſiſchen von Leblanc „Traité d' hist. de monnaies de France“ (Par. 1703, 4.), Rollin „Monétaires des rois Mérovingiens“ (Par. 1843, 4.) und Dupuy „Traité des monnaies des barons“ (2 Bde., Par. 1790, 4.); über die engliſchen von Rüding „Annals of the coinage of Great Britain“ (4 Bde., 2. Aufl., Lond. 1840, 4.); über die niederländiſchen von Alkemade „De goude en zilvere gangbaare Penningen der graaven van Holland“ (Delft 1700, Fol.), Leclerc „Histoire des provinces unies des Pays-Bas etc.“ (Amſterd. 1723, Fol.), van Mieris „Historie der nederland. Vorsten“ (3 Bde., Gravenh. 1732—35, Fol.) und van Loon „Histoire métallique des XVII. provinces des Pays-Bas“ (5 Bde., Haag 1732—35, Fol.); über die ſchwediſchen von Brenner „Thesaurus nummorum sueo-gothicorum“ (Stockh. 1731, 4.) und von Berch (Upſala und Åbo 1787, 4.); über die ruſſiſchen von Chaudoir „Aperçu sur les monnaies russes“ (2 Bde., Petersb. 1836—37); über die polniſchen von Bandtke „Numismatyke Krajowa“ (Warſch. 1839, 4.); über ungariſche Schönvisner „Notitia hungarica rei numariae“ (Ofen 1801, 4.), Széchényi „Catalogus numorum Hungariae“ (3 Bde., nebſt Anhang, Peſth 1807—10) und Rupp „Numi Hungariae“ (Heft 1, Ofen 1841, 4.); über böhmiſche, Voigt „Beſchreibung böhmiſcher Münzen“ (3 Bde., Prag 1771—74, 4.); über deutſche von Götz „Deutſchlands Kaiſermünzen des Mittelalters“ (Dresd. 1827, 4.); über öſterreichiſche, Karajan „Beiträge zur Geſchichte der Münze Wiens im Mittelalter“ (Wien 1838); über preußiſche, Voßberg „Geſchichte der preußiſchen Münzen und Siegel“ (Berl. 1843, 4.); über bayriſche, Obermayer „Hiſtoriſche Nachrichten von bayriſchen Münzen“ (Frankf. 1763); über ſächſiſche, von Sagittarius, Olearius, Leuckfeldt, Schlegel, Schmidt und von Poſern-Klett „Sachſens Münzen im Mittelalter“ (Bd. 1, Lpz. 1846, 4.); über die ſchweizeriſchen, von G. F. von Haller „Schweiz. Münz- und Medaillencabinet“ (2 Bde., Bern 1780—81) und H. Meyer „Die Bracteaten der Schweiz“ (Zür. 1845, 4.) und über die elſaſſiſchen, Berſtett „Verſuch einer Münzgeſchichte des Elſaſſes“ (Freib. im Breisgau 1840, 4.). Eine treffliche Ueberſicht der Leiſtungen im Gebiete der neuern N. geben die ſogenannten „Histoires métalliques“ Ludwig's XIV., Ludwig's XV., der franz. Revolution von Millin, fortgeſetzt von Millingen (Par. 1806—22), Napoleon's u. ſ. w. Auch haben fleißige Sammler einzelne Claſſen neuerer Münzen, in beſonderen Schriften behandelt, ſo Köhler die Ducaten, Lilienthal und Madai die Thaler, Joachim die Groſchen, Reinhard die Kupfermünzen; andere Werke umfaſſen ganz ſpecielle Claſſen, wie das von Zepernick „Die Capitels- und Sedisvacanzmünzen und Medaillen der deutſchen Stifter“ mit Nachträgen (Halle 1822 bis 34, 4.). Von intereſſanten Münzen neuerer Zeit geben Nachrichten Köhler's „Münzbeluſtigungen“ (24 Bde., 1729—65, 4.) und Joachim's „Neueröffnetes Münzcabinet“. Vgl. Eckhel „Anfangsgründe der alten N.“ (Wien 1788; 2. Aufl., 1807) und die „Elementa rei numariae veterum sive Eckhelii prolegomena doctrinae numorum“ (Berl.

1841); Kolb „Traité élémentaire de numismatique ancienne“ (2 Bde., Par. 1825); Hennin „Manuel de numismatique ancienne“ (2 Bde., Par. 1830); Akerman „A numismatic manual“ (Lond. 1832) und Raoul-Rochette „Mémoires de numismatique et d'antiquité“ (Par. 1840, 4.); über die Beſtimmung des Werths u. ſ. w. Letronne „Considérations générales sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines“ (Par. 1817), Wurm „De ponderum nummorum, mensurarum rationibus apud Romanos et Graecos“ (Stuttg. 1821) und Böckh, „Metrologiſche Unterſuchungen über Gewichte, Münzfuße und Maße der Alterthums in ihrem Zuſammenhange“ (Berl. 1838); ferner Schlichtegroll „Geſchichte des Studiums der alten Münzkunde“ (Münch. 1811, 4.), außerdem Green's „Atlas numismatique de l'histoire ancienne“ (Par. 1829, Fol.) und Seſtini „Classes generales geographiae numismaticae sive moneta vetus ordine geographico et historico disposita“ (2. Ausg., Flor. 1821, 4.), ſowie die deutſchen Zeitſchriften für Münzkunde von Leitzmann (Weißenſee 1834 flg.), Grote (Hanov. 1834 flg.) und Köhne (Berl. 1841 flg.), die franz. „Revue numismatique“ von Cartier und L. de la Sauſſaye (Par. 1840 flg.), die „Revue de la numismatique belge“ (Tirlemont 1843 flg.), die engl. „Proceedings of the numismatic society“ (Lond. 1836 flg.) und die „Archäologiſche Zeitung“ von Gerhard. Nach dem Vorgange und Muſter der numismatiſchen Geſellſchaft in London bildete ſich zu Ende des Jahres 1843 eine ſolche auch zu Berlin.

Nundinae hieß bei den Römern der je neunte Tag (nonus quisque dies), ſodaß durch ſie der römiſche Kalender in 8tägige Abſchnitte oder Wochen zerfiel. Dieſe römiſche Einrichtung, die uralt war, hatte zunächſt den Zweck, den Bürgern die den Landbau trieben, allemal nach ſieben Tagen einen Tag für die Betreibung der ſtädtiſchen Geſchäfte zu ſetzen. Daher ſtammte auch die Beſtimmung, daß ein Geſetzvorſchlag an drei Nundinae, an denen die Bürger vom Lande kamen, ausgehängt ſein ſolle (per trinundinum, d. i. 17 Tage). Die Buchſtaben A bis H in den Fasti (ſ. d.) beziehen ſich auf ſie. Natürlich war der Nundinalbuchſtabe in den verſchiedenen Jahren verſchieden; von den letzten Nundinae des verfloſſenen Jahres zählte man acht Tage und der Buchſtabe im neuen Jahre, auf den der achte traf, bezeichnete nun das ganze Jahr hindurch die Nundinae. Die Einrichtung der Nundinae beſtand bis auf Konſtantin den Großen, unter welchem ſie durch die chriſtliche 7tägige Woche verdrängt wurde.

Nuñez, Peter, bekannt auch unter dem Namen Nonius, Nonnius, ein Portugieſe, geb. 1492, war Kosmograph und Profeſſor der Mathematik zu Coimbra in Portugal, unterrichtete auch Don Enriquez, Sohn des Königs Emanuel von Portugal in der Mathematik und ſtarb 1577 zu Coimbra. Er machte ſich um Geometrie und Mathematik ſehr verdient, erfand eine neue Kreiseintheilung, die nach ihm benannt wurde, vervollkommnete vorzüglich die Nautik und gilt auch für den Erfinder der loxodromiſchen Linie. Seine ſehr gelehrten und ſcharfſinnigen Schriften wurden für Geometrie, Schifffahrt, Kartenprojectionen und die Verbeſſerung der aſtronomiſchen Inſtrumente wichtig und ſind als „Opera mathematica“ 1592 zu Baſel herausgekommen.

Nuntien (Nuntii apostolici, Legati missi) heißen die nicht mit der Cardinalswürde bekleideten päpſtlichen Geſandten (ſ. Legaten). Die N. wurden vom Papſte gewöhnlich an die Höfe geſchickt, um ſich durch ſie möglichſten Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten der einzelnen Länder zu verſchaffen. Schon im 4. Jahrhunderte hatten die römiſchen Biſchöfe deshalb am kaiſerlichen Hofe Geſchäftsführer (Apokriſiarien und Reſponſalen), und im 9. Jahrh. war der Einfluß der römiſchen Curie bereits ſo groß, daß ſie außerordentliche Legaten zu den Provinzialſynoden oder bei beſonderen Verhandlungen an die Höfe ſandte. Im 11. Jahrhundert ſchickten Nikolaus II. und Alexander II. Nuntien, um Ketzereien zu verhüten, in die chriſtlichen Staaten und Gregor VII. wußte ſich dieſes Mittels mit vorzüglichem Erfolg zu Begründung der päpſtlichen Macht zu bedienen. Dieſe Legaten konnten vermöge ihrer ausgedehnten Vollmacht Synoden zuſammenberufen, führten auf ihnen den Vorſitz und entſchieden nicht nur in Appellationsſachen, ſondern zogen nach und nach geiſt-

Digitized by Google

liche Streitigkeiten aller Art, Dispenſationsſachen und überhaupt alle wichtigen kirchlichen Angelegenheiten vor ihr Tribunal. So kam es, daß ſich auf dieſe Weiſe der Papſt, trotz dem offenen Widerſtande der deutſchen Biſchöfe, die im 11. Jahrhundert einigen päpſtlichen Legaten ſogar den Eintritt in ihre Sprengel verwehrten, zum einzigen Oberhirten der geſammten Chriſtenheit machte. Da indeß das Benehmen dieſer N. immer anmaßender wurde, und ſie ſich nicht ſelten auf Koſten der Kirchenſchätze zu bereichern wußten, ſo ſuchten ſich die Könige endlich dieſer läſtigen Gäſte zu entledigen. England ernannte im 12. Jahrh. den Erzbiſchof von Canterbury zum immerwährenden Legaten. Auch Frankreich wagte es, ſich nachdrücklicher Mittel gegen die päpſtlichen Legaten zu bedienen, und Philipp der Schöne ließ ſogar einen derſelben verhaften. Auch Deutſchland hatte bis ins 16. Jahrhundert die Errichtung einer beſtändigen päpſtlichen Nuntiatur verhindert und nur als die Reformation der katholiſchen Kirche drohend ſich entgegenſtellte, geſtattete man dem Papſte die Errichtung bleibender Geſandtſchaften, und ſo entſtanden die Nuntiaturen zu Wien (ſeit 1583), zu Köln, zu Luzern (ſeit 1586) und zu Brüſſel (ſeit 1588). Die N. waren hier die unumſchränkten geiſtlichen Oberrichter in den Bezirken. Pius VI. errichtete 1785 auch noch eine Nuntiatur zu München. Gegen dieſe päpſtlichen Anmaßungen erließ aber Joſeph II. am 12. Oct. 1785 ein Reſcript, worin er den N. alle und jede Gerichtsbarkeit in kirchlichen Angelegenheiten abſprach und ſie für bloße politiſche Geſandten des Papſtes erklärte. Endlich beſchloß der Emſer Congreß das gänzliche Aufhören der N. in Deutſchland, obwohl mit Anerkennung des Primats der Päpſte, doch mit Beſchränkung ſeiner Gewalt in Bezug auf die Sprengel außer Rom. Indeß die Begünſtigung des N.'s zu München von Seiten des Kurfürſten von Pfalzbayern, politiſche Unruhen in den Niederlanden und die päpſtlich geſinnten Biſchöfe zu Würzburg, Speier, Hildesheim und Lüttich ließen die Emſer Punktation (ſ. d.) nicht zu Stande kommen. Erſt die franz. Revolution hob die Nuntiaturen zu Köln und Brüſſel auf, und auch die noch beſtehenden Nuntiaturen zu Wien und München ſind in ihrer Macht ſehr beſchränkt und die N. können ohne Genehmigung der dortigen Höfe nichts unternehmen.

Nuß, im Allgemeinen eine Baumfrucht, meiſt rundlicher Form, in einer harten, holzigen Schale eingeſchloſſen. Gewöhnlich unterſcheidet man außer Wallnuß und Haſelnuß, auch Cocos-, Erd-, Muskaten-, Waſſer- und viele andere Nüſſe. Der Handel vorzüglich mit Wallnüſſen iſt durch ganz Deutſchland beſonders um die Weihnachtszeit gemein. Die meiſten Nüſſe dieſer Art liefert Oberdeutſchland, namentlich Mähren und Kärnthen, auch Niederdeutſchland, Braunſchweig, Lüneburg, Schonen, Polen und andere Länder. Auch Frankreich und Spanien ſchicken ganze Schiffsladungen zum Handel. Die halbreifen Wallnüſſe werden mit Zucker und Gewürz eingemacht als Confect genoſſen, und aus den reifen Kernen preßt man ein gelbliches, geruchloſes und wohlſchmeckendes Oel, welches dem guten, friſchen Mandelöl nichts nachgibt, von den Malern allen übrigen Oelarten vorgezogen und auch in der Arznei gebraucht wird. Das franzöſiſche Nußöl, beſonders von Saumur an der Loire, Chinon, Tours, Chaterault u. a. O., ſteht in vorzüglichem Rufe. In Deutſchland wird an der Bergſtraße viel Nußöl exportirt. Das Nußbaumholz wird zu Tiſchler- und Drechslerarbeiten unter allen europäiſchen harten Holzarten am ſtärkſten geſucht. Es läßt ſich leicht und ſchön poliren und wird zu den feinſten Fournirungen angewendet. Rinde, Blätter und Fruchtſchalen geben eine beſtändige, braune Farbe, um Wolle, Garn und Holz zu färben. Frankreich verſendet viel Nußbaumholz; nach Deutſchland kommt es unter unter dem Namen des Franſchenholzes (Franzholz). Die ſchönſten maſerigen Hölzer dieſer Art kommen aus der Dauphiné.

Nutation der Erdachſe, eine geringe Abweichung der Erdachſe, deren Urſache in der Attractionskraft liegt, welche der Mond während der Periode, in welcher die Durchſchnittspunkte der Mondbahn die Ekliptik durchlaufen, auf die gewölbtere Erdmaſſe in der Aequatorialgegend äußert. Dieſe Abweichung kehrt in einer beſtimmten Periode von etwa 18 Jahren und $7\frac{1}{2}$ Monaten ſtets wieder, binnen welcher Zeit auch die Mondbahn dieſelbe Lage gegen den Erdäquator wieder erhält. Sie beträgt im Ganzen 18", und hier-

Digitized by Google

nach beſchreibt der wahre Pol der Erde um einen Punkt, den man als Mittelpunkt des Pols anſehen kann, in der gedachten Zeit eine Ellipſe, deren größter Durchmeſſer 18" beträgt. James Bradley entdeckte 1727—1736 zuerſt dieſes Phänomen. Vgl. auch *Vorrücken der Nachtgleichen*.

Nutkaſund oder *Nutkabai*, iſt ein Buſen bei der Inſel Quadra oder Vancouver an der Nordweſtküſte Nordamerikas im Königin-Charlottenſunde (49° 35′ n. Br.) und beſonders des Seeotterfanges wegen wichtig. Die Briten machen als Beſitzer alles in dieſem Theile Nordamerikas gelegenen Landes auf den Alleinfang hier Anſpruch, und haben zur Betreibung des Pelzhandels daſelbſt 1790 eine Niederlaſſung gegründet, die jetzt etwa 2000 Köpfe zählt.

Nützlichkeitsprincip nennt man das Weſen jener Moralphiloſophie, nach welcher allein der Nutzen oder das Intereſſe die Handlungen des Einzelnen wie der Geſellſchaft beſtimmen ſoll. Von dem lateiniſchen Worte utilis, d. i. nützlich, nennt man dieſe beſonders von dem Engländer *Bentham* (ſ. d.) ausgebildete Lehre auch *Utilitarismus* und deren Anhänger *Utilitarier*. Eine Erklärung und Entſchuldigung für einen ſolchen ſyſtematiſchen Egoismus kann man in der oberflächlichen vernunftarmen, ſenſualiſtiſchen Weltanſchauung finden, welcher der ſonſt wohlmeinende, in der Bildung ſeines Volks und Zeitalters aber befangene Bentham huldigte. Der Menſch, meinte der Begründer der Nützlichkeitsphiloſophie iſt von Natur unabweislich darauf hingewieſen, das Vergnügen zu ſuchen, den Schmerz zu fliehen; alle Handlungen und Gedanken haben dieſen Zweck, dieſe Beſtimmung. Das Vergnügen iſt alſo im menſchlichen Daſein auch das Gute, Rechte und Wahre; der Schmerz iſt das Uebel, das Böſe und Unrechte. Die moraliſche Aufgabe des Menſchen beſteht deshalb darin, daß er, ehe er handelt, unterſucht, welche Empfindungen er möglicher Weiſe aus der Handlung ziehen kann, oder mit andern Worten, der Menſch muß vorher den Nutzen berechnen, den ihm rückſichtlich ſeines Vergnügens eine Handlung bringen wird. Wer dieſe Nützlichkeitsberechnung am ſicherſten vollzieht, und ſeinen wohlbegriffenen Nutzen mit Feſtigkeit verfolgt, muß nicht nur der glücklichſte, ſondern auch der weiſeſte und tugendhafteſte Menſch genannt werden. Bentham, deſſen ganze Beſtrebungen dahin gingen, die Völker von ihrem bürgerlichen Elende zu erretten, ſuchte nun ferner mit vielen Scharfſinn zu beweiſen, daß das wohlverſtandene Intereſſe, der Nutzen, der Egoismus des Einzelnen auch das Intereſſe der Geſellſchaft und daß das Intereſſe der Geſellſchaft das Wohl der ganzen Menſchheit in ſich ſchließe; der kluge Egoismus Aller ſollte auch die Glückſeligkeit aller nach ſich ziehen. Abgeſehen von dem innern Gehalte einer ſolchen Moral, müßte deren gefliſſentliche Anwendung ſchon aus zwei Gründen die Zerſtörung des Individuums wie der geſellſchaftlichen Verhältniſſe mit ſich ſich führen. Denn dieſelbe unterwirft nicht nur das menſchliche Daſein einem fortgeſetzten Rechenexempel, das nicht Jeder löſen kann, ſondern ſie unterdrückt auch nur die Leidenſchaften, um eine einzige, die Selbſtſucht, beſtehen zu laſſen, die ihrer Natur nach die Grenzen jeden Augenblick durchbrechen wird, welche ſie ſich aus Raffinement ſelbſt gezogen hat.

Nutzvieh nennt man im Gegenſatz von Arbeitsvieh diejenigen Hausthiere, welche einen unmittelbaren Nutzen gewähren, entweder durch den Verkauf ihrer ſelbſt, oder durch den Verkauf ihrer Produkte. Im Allgemeinen kann man zwei Hauptarten des Nutzviehes annehmen, das *Rindvieh* (ſ. *Rindviehzucht*) und das *Schaf* (ſ. *Schafzucht*), wobei Localität und Wirthſchaftsverhältniſſe entſcheiden, welchem von beiden Zweigen der Nutzviehzucht der Vorrang einzuräumen iſt. Außerdem gehört zur Nutzviehzucht auch noch die Schweinezucht; die Pferde- und Geflügelzucht werden aber nur dann dazu gerechnet, wenn ſie im Großen betrieben. Das N. gehört zu dem lebenden Inventarium eines Landgutes.

Nyeborg, feſte Stadt auf der däniſchen Inſel Fühnen am großen Belt, mit etwa 3100 Einw. Unter den Mauern von N. erfocht am 14. Nov. 1659 der däniſche General Schack einen glänzenden Sieg.

Nyerup, Rasmus, däniſcher Literator, geboren auf Fühnen 1759, war, nachdem er ſich zu Kopenhagen wiſſenſchaftlich gebildet hatte, zuerſt daſelbſt Stadtbibliothekar und

Digitized by Google

ſtarb als Profeſſor der Literargeſchichte, Bibliothekar an der Univerſität zu Kopenhagen und Ritter des Danebrogordens am 28. Juni 1829. Um Alterthumskunde und Literatur hat N. ſich vielfache Verdienſte erworben. Zuerſt gab er eine Sammlung lateiniſcher Abhandlungen über die ſeltenen Werke und Ausgaben heraus, welche die Kopenhagener Stadtbibliothek enthält, ſchrieb ferner: „Librorum, qui ante reformationem in scholis Daniae praelegebantur, notitia (1784), mit einem Nachtrage: „Mantissa ex museo Hielmsterniano“ (1785). Außerdem erſchien von ihm eine Beſchreibung von Kopenhagen, eine Sammlung alter Poeſien, ein hiſtoriſches Werk über Chriſtian IV., ein Wörterbuch der alten nordiſchen Mythologie, ein ſtatiſtiſches Werk über Dänemark aus dem Mittelalter, ein Verzeichniß der in Dänemark noch vorhandenen Runenſteine u. A. m.

Nykteus, der Sohn des Hyrieus und der Nymphe Klonia, Bruder des Lykos und Orion, und Gemahl der Polyxo, war der Vater der Antiope (ſ. d.), der Mutter des Zethos und Amphion.

Nymphe oder Puppe, ſ. Inſekten.

Nymphen. Wie alle ſinnlichen Völker, ſo glaubte auch der Grieche und Römer, welcher die ganze Natur um ſich her in beſtändiger Wirkung ſah, dies Wirken könne von keinem andern als einem ihm ähnlichen Weſen herſtammen. Daher waren alle Naturgegenſtände für ihn belebte Weſen. In der Eiche, wie im Grashalme, im Ocean, wie in der unbedeutendſten Quelle, lebte nach ſeiner Meinung ein Etwas, welches alle Veränderungen derſelben hervorbrachte. Das Räthſelhafte und für ihn Unerklärbare, wie das Erhabene und Große in dieſen Veränderungen, konnte indeß wieder nur von Weſen herrühren, die größer als er ſelbſt, entweder vollkommene Götter ſein, oder doch denſelben nahe kommen mußten. Zu dieſen letztern gehörten nun ſeiner Meinung nach die N., welche zwar keine Göttinnen, aber auch keine Sterbliche, ſondern gewiſſe Mittelweſen zwiſchen Göttern und Menſchen waren, die Manches mit den Göttern gemein haben. Als Götter leben ſie von Ambroſia, nehmen Theil an den Tänzen der Götter, und werden von Merkur und den Silenen beſucht. Mit den Menſchen haben ſie den Tod gemein, obſchon ihr Lebensziel von weit längerer, von der Dauer einer Eiche iſt. Sie wurden überhaupt für Beförderinnen des Wachsthums gehalten. Sie ſind Göttinnen der nährenden Feuchtigkeit, die aus dem erdumfließenden Ocean durch Einſtrömungen oder unterirdiſche Adern kommt. Dies trug man von den Gewächſen bald auf die Menſchen über, und die N. waren die gewöhnlichſten Erzieher der göttlichen Jugend. Bacchus, ja ſelbſt Zeus wurde von ihnen erzogen, auch Aeneas. Mit der Zeit übertrug man dieſes Geſchäft den Horen. Die N. können ſich ſichtbar und unſichtbar machen; ſie ſind keuſch, fröhlich, ſcherzend und leichtfüßig ſchweben ſie über Wieſen und Thäler dahin, duftend von Wohlgerüchen und triefend von Thau, und freuen ſich des Frühlings. Nach der Meinung der Alten gab es viele Nymphenarten, die ihren Namen theils von den Dingen, welchen ſie vorſtanden, theils von gewiſſen Gegenden hatten. So gab es Dryaden und Hamadryaden (Baum-N.), Oreaden (Berg-N.), Leimoniaden (Wieſen-N.), Napäen oder Auloniaden (Thal-N.), Okeaniden, Nereiden (Meer-N.), Najaden (Brunnen-N.), Limnaden (See-N.) u. ſ. f. Nach gewiſſen Gegenden führen andere N. die Namen Dodonides, Kithäroniades, Korykydes, Anigrides, Nyſeides u. ſ. f. Ueberhaupt wird ihre Abſtammung ſehr verſchieden angegeben. Alkaeos nennt die N. Töchter des Zeus und der Themis. Ueber ihre Bildung läßt ſich nichts Beſtimmtes ſagen. Sie erſcheinen oft in Geſellſchaft der Frauen, immer in jugendlicher Schönheit, tanzend und leicht bekleidet, bisweilen im Dienſte der Venus, die ſie ſchmücken und ankleiden; bisweilen Dienerinnen der Diana. Die Waſſer-N. tragen oft Krüge und Urnen. Ueber ihre Bildung und ihr Koſtüm vgl. Voß „mythol. Briefe“, II. 25 und 26. Man feierte den N. gewiſſe Feſte, ſo z. B. die Bewohner von Rhodos, Kos und Knidos auf dem Berge Triopos, und opferte ihnen Oel, Milch, Lämmer, Wein, Blumen ꝛc. Zu Rom hatten die N. einen Tempel, den Clodius wegbrannte.

Nymphenburg, ein Luſtſchloß des Königs von Bayern, in der Nähe von Mün-

Digitized by Google

chen, mit einem Park, der eine Meile im Umfange hat. Das Luſtſchloß iſt ein ſehr ſchönes Gebäude; vor demſelben befindet ſich ein Springbrunnen, der 80 Fuß hoch geht. Sehenswerth ſind insbeſondere die ſchöne Amalienburg, die Badenburg, die Eremitage und Orangerie; auch befindet ſich daſelbſt ein weibliches Erziehungsinſtitut und eine bedeutende Porzellanfabrik. Am 18. Mai 1741 wurde das Bündniß oder der Tractat zwiſchen Bayern und Frankreich in N. abgeſchloſſen, in welchem man ſich über eine vorläufige Theilung der öſterr. Beſitzungen verſtändigte. (S. Erbfolgekrieg, öſterr.)

Nymphomanie iſt im weitern Sinne eine Art Wahnſinn, welche ſich hauptſächlich durch wollüſtige Delirien und Handlungen kund gibt. Man ſchreibt dieſe Krankheit in ihren höhern Graden nur dem weiblichen Geſchlechte zu, in dem ſich bei dieſem die phyſiſchen Symptome derſelben naturgemäß anders offenbaren als beim Manne, bei dem ein ähnlicher Zuſtand Satyriaſis (ſ. d.) genannt wird. Während bei der Erotomanie (ſ. d.) nur der geiſtige Organismus von einer Liebeskrankheit ergriffen wird, ſo erſtreckt ſich bei der N. dieſe Störung auch mit auf den Körper. Sie beginnt mit ungezügelter Steigerung des Geſchlechtstriebes bei gleichzeitiger phyſiſcher Irritation der Geſchlechtstheile und öfters nachfolgender unnatürlicher Befriedigung der Begierde, geht dann in einen melancholiſchen Zuſtand über und wird endlich, wenn nicht Geneſung oder Tod, oft auch Selbſtmord, die Krankheit endigen, nach unbeſtimmter Dauer zur N. im engern Sinne, bei welcher mit Steigerung der phyſiſchen Symptome die Kranken ohne Rückſicht auf Zeit und Ort in blinder Wuth und Raſerei lediglich die Befriedigung ihrer Begierden erſtreben. Dieſer Grad der Krankheit iſt jedoch ſelten, meiſt unheilbar und endet nach längerer oder gewöhnlich kürzerer Dauer mit dem Tode. Ueber die nächſten Urſachen dieſes Uebels ſind die Anſichten von jeher getheilt geweſen; die entfernteren liegen beſonders in der Herrſchaft, welche das Gefühl über das weibliche Geſchlecht ausübt, in einer übereilten Entwickelung der Geſchlechtstheile und Ausbildung des Geſchlechtsgefühls, unerwiederter Neigung u. ſ. w. Nach dem Standpunkte der Krankheit und der Individualität der Kranken iſt auch die Behandlung verſchieden. Vgl. Hervain „Essai sur la nymphomanie" (Par. 1812).

Nyſa oder Nyſſa iſt der Name mehrerer Städte des Alterthums. Am bekannteſten ſind Nyſa in Karien, am Abhange des Gebirges Meſſogis, wo Strabo einige Zeit ſich aufhielt, jetzt Naſli; und Nyſa in Indien, am Berge gleiches Namens, wo der Sage nach Bacchus erzogen und verehrt wurde.

Nyſtadt, eine 1617 im Bothniſchen Meerbuſen in Finnland zwiſchen Åbo und Björneborg angelegte Seeſtadt, liegt den Ålandsinſeln gegenüber, hat einen guten Hafen und etwa 3000 Einw., die lebhaften Handel mit Latten, Holzgeſchirren und Leinwand treiben, auch Wollen-, Leinenzeug und Strumpfwaaren verfertigen. Hier wurde am 10. Sept. 1721 zwiſchen Schweden und Rußland ein Friede geſchloſſen, der den Nordiſchen Krieg (ſ. d.) endigte.

O.

O, in den meiſten neuern Alphabeten der 14. Buchſtabe, und wenn das Jot als eigener Buchſtabe gerechnet wird, der 15., gehört unter die Selbſtlauter, wird im Deutſchen bald gedehnt, wie in Gebot, bald ſcharf, wie in Moſt, ausgeſprochen, ebenſo im Engliſchen, wo es auch zuweilen wie u lautet. Vor irländiſchen Familiennamen bedeutet O' oder ó ſ. v. a. von, um den Adel anzuzeigen, Andere nehmen an, daß es wie das hebräiſche Ben, ſ. v. a. Sohn heiße. — Als Zahlzeichen iſt ό = 70, ͵ο 70,000; ώ = 800, ͵ω = 800,000; in der Rubricirung = 14. Als Abkürzung bedeutet O auf neuern franzöſiſchen Münzen die Münzſtadt Riom; ferner ſ. v. a. Ort, Octav ꝛc.; auch

Digitized by Google

benennt man in Frankreich mit dem O oder O de noël die neun in den nächſten neun Tagen vor Weihnachten abzuſingenden Antiphonien, weil ſie ſich alle mit O anfangen.

Oaſen heißen die in den Wüſten, namentlich in den Wüſten Nordafrikas vorkommenden bewohnten und anbaufähigen Stellen. Das von den Griechen uns überkommene Wort Oaſis oder Auaſis iſt altägyptiſchen Urſprungs und lautet im Koptiſchen Uah, im Arabiſchen Wah. Noch jetzt führen die Flüſſe in Algier und den übrigen nordafrikaniſchen Küſtenländern dieſen Namen. Alle O. Nordafrikas ſind beckenartige Vertiefungen, umgeben von kleinen Bergketten und Hügelzügen, in denen ſich ein kleiner See von ſpärlichem Regenwaſſer ſammelt, oder wo Quellen unter einer der umliegenden Hochflächen entſpringen. Dieſe Waſſeranſammlungen bedingen die Anbaufähigkeit der O., indem ſie einen Pflanzenwuchs hervorrufen, der wie dürftig und einförmig an ſich, doch im Vergleich mit der Wüſte prächtig genannt werden kann. Beſonders wächſt hier die Dattelpalme, die thebaiſche Palme, die Gummiakazie und der Mannaſtrauch. Bewohnt werden die O. Nordafrikas meiſt von zwei Völkern berberiſchen Stammes, den Tibbus und Tuariks, ſowie von Mauren. Die Tibbus haben die O. der libyſchen Wüſte und des öſtlichen Theils der Sahara bis Fezzan, die Tuariks den mittlern Theil der Sahara und die Mauren den weſtlichen Theil derſelben bis zum atlantiſchen Ocean inne. Auch viele Beduinenaraber bewohnen dieſe O. Die meiſten dieſer Stämme, beſonders die berberiſchen, haben feſte Wohnſitze und liegen den Geſchäften des Landbaus und der Viehzucht, vor Allem aber dem Caravanenhandel ob, den ſie zwiſchen den die Wüſte umgebenden Culturländern betreiben. Für dieſen Caravanenhandel durch die Wüſte ſind die O. von unermeßlicher Bedeutung, da ſie unentbehrliche Ruhepunkte bilden, wo man ſich verproviantirt und Waſſer einnimmt. Die meiſten O. liegen in dem öſtlichen Theile des nördlichen Afrika. Die bekannteſten ſind: die große O. oder die Oaſe von Theben; ſie wird ſchon von Herodot erwähnt, nach ihm hatte man von Theben aus 7 Tagereiſen zu ihr. Sie iſt von S. nach N. 24 Stunden lang und 3—4 Stunden breit und erzeugt viel Datteln, Citronen, Reis, Aprikoſen und Trauben. Die Hauptſtadt derſelben iſt El-Kargeh, mit etwa 2000 Einw. Caillaud hat ſie beſucht und unter andern Denkmälern des Alterthums prächtige Ueberreſte eines altägyptiſchen Tempels daſelbſt gefunden. Dakhel, vom Engländer Edmonſtone in neuerer Zeit ſo zu ſagen wieder neu entdeckt, iſt bewohnt und fruchtbar. Edmonſtone fand hier viel Ueberreſte alter Gebäude und Tempeltrümmer, und in der Nähe dieſer Ruinen Mumienhöhlen, ein Beweis, daß auch dieſe O. einſt im Verbande der Cultur und Religion Aegyptens mit eingeſchloſſen war. Farafré, vier Tagereiſen nördlich von der vorhergehenden; Fur; El Wah; Siwah, das Ammonium der Alten, jetzt von etwa 8000 Köpfen bevölkert, die im Durchſchnitt jährlich an 900 Kameelladungen Datteln verſenden, und an 2000 Ofen Olivenöl gewinnen; vom altberühmten Jupitertempel finden ſich noch viel Ueberreſte vor. Siwah war früher eine oligarchiſche Republik, gehört aber ſeit 1820 dem Paſcha von Aegypten. Minutoli hat dieſe Oaſe 1821 beſucht und ihre Denkmäler genau beſchrieben. Vier Tagereiſen von Siwah liegt Augila oder Audſchila, ebenfalls bewohnt und ſchon von Herodot erwähnt, und 16 Tagereiſen weſtlich von Augila Fezzan, nach Hornemann 5 QM. groß, von etwa 60,000 Menſchen bewohnt, aber wenig fruchtbar, deſto reicher an Tigern, Hyänen, Schakaln und andern reißenden und wilden Thieren. Die Bevölkerung iſt ſehr vermiſcht, beſonders durch friedliche und gewaltſame Einwanderungen, durch das häufige Einführen der unglücklichen Bewohner Sudans. Hauptſtadt iſt Murzuk und Reſidenz eines Sultans, der hier faſt unumſchränkt herrſcht, und in deſſen Familie, der aus der Umgegend von Fez ſtammt, der Thron ſchon ſeit 500 Jahren fortgeerbt ſein ſoll. In Sahel, der zweiten größern Hälfte der Wüſte liegen die O. der Gummimauren, Ghraat, Aghades und Tuat oder Tawat.

Oaſtler, Richard, ausgezeichnet durch die reinſten Beſtrebungen für die Verbeſſerung der Lage der Arbeiterclaſſen Englands, wurde am 20. Dec. 1789 zu Leeds geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, ließ ihn größtentheils durch deutſche Lehrer erziehen in der

Digitized by Google

von Herrnhutern gegründeten Anſtalt zu Fulneck in Yorkſhire und widerſetzte ſich ſeinem Wunſche ſich dem Rechtsſtudium zu widmen, aus ihm eigenen Gewiſſensſcrupeln. Er wurde vielmehr bei einem Architekten zu York in die Lehre gegeben, den er aber nach einigen Jahren wegen ſchwachen Geſichts wieder verlaſſen mußte. Er betrieb nun ein Handelsgeſchäft bis 1820, wo er, unglücklich in ſeinen Unternehmungen, das Anerbieten eines reichen Grundeigenthümers, Namens Thornhill, ſein Güterverwalter zu werden, annahm und in Folge davon ſeinen Wohnſitz zu Firbyhall in Yorkſhire erhielt. Schon früher hatte er thätigen Antheil an den Bemühungen Wilberforce's für die Emancipation der Sclaven genommen und zwar zu einer Zeit, wo dieſelbe liberale Partei, die ſpäter ſeine Anſichten zu den ihrigen machte, ihn angriff und herunterzuſetzen ſuchte. Später wandte er ſeine Aufmerkſamkeit den Bedürfniſſen und Leiden der Arbeitsclaſſen des Mutterlandes und den Mitteln, ihre Lage zu verbeſſern, zu. Die erſte Anregung dazu erhielt er von einem wohlwollenden Manufacturherrn zu Bradford, Namens John Wood, der zuerſt O.'s Nachdenken auf die das engliſche Manufacturſyſtem begleitenden Grauſamkeiten und ſeine traurigen Folgen für den ſocialen und moraliſchen Zuſtand einer großen Maſſe der Nation lenkte. Sobald ſich O. von der Wichtigkeit des Gegenſtandes überzeugt hatte, trat er ſelbſtändig und rückſichtslos im Jahre 1830 in einem kühnen Briefe an die Redaction eines Journals von Leeds gegen die Uebel des Syſtems auf und man darf in Wahrheit behaupten, daß von dieſem Augenblicke an die meiſten Beſtrebungen und Verſuche, welche ſeitdem in England gemacht wurden, jenen Uebeln entgegen zu wirken, von ihm urſprünglich ausgegangen ſind und in ihm den wärmſten Verfechter gefunden haben. Daß ſein Streben nicht mit dem gewünſchten Erfolg gekrönt war, fällt nicht ihm, ſondern Denjenigen zur Laſt, welche die Macht in Händen haben. Betrübt iſt es aber und kein gutes Zeichen für die gegenwärtigen Zuſtände Englands, daß dort ſeine Verdienſte nicht ſo allgemein anerkannt ſind, wie ſie es ſollten, und am wenigſten von Solchen, die ihm einen großen Theil des Einfluſſes und der Auszeichnung ſchulden, deſſen ſie ſich zu erfreuen haben. Was die Politik betrifft, ſo nennt ſich O. einen Tory der alten Schule, worunter er einen ſtrengen Anhänger an den Grundſätzen der britiſchen Verfaſſung verſteht, die nicht nur für die Mächtigen und Reichen, ſondern auch für die Armen beſtimmt ſei. Ein merkwürdiges Ereigniß in O.'s Leben war, als der Herzog von Wellington im Jahre 1834 bereitwillig in eine Correſpondenz ſich mit ihm einließ über die Lage der Arbeiterclaſſen und die Zuſtände des Landes. Der Briefwechſel wurde einige Zeit hindurch fortgeſetzt und Wellington unterließ nie O. dadurch ſeine Achtung an den Tag zu legen, daß er, ſobald er ein Schreiben von ihm erhielt, es immer auf der Stelle beantwortete. Doch hat dieſes Verhältniß keine andern Früchte getragen, als die ſchmeichelhafte Aeußerung des Herzogs in einer Privatunterredung mit dem verſtorbenen Parlamentsmitgliede Sadler: „Dieſer O. iſt ein außerordentlicher Mann". Als das neue Armengeſetz ins Parlament gebracht wurde und daſelbſt von allen Häuptern der Parteien als eine Maßregel begrüßt wurde, die beſtimmt ſei, einen neuen Abſchnitt in den Verhältniſſen der arbeitenden und bedürftigen Claſſen hervorzubringen, ſagte O., beſſer bekannt mit den Gefühlen und wahren Bedürfniſſen des Volks alle ſchlimmen Folgen voraus, welche dieſes Geſetz auf den öffentlichen Geiſt ausüben würde, und verkündete ohne Rückhalt den Leitern der Parteien, daß ſie dadurch die Meinung des Volks gegen die Gewalten des Staats kehren und eine tiefe Erbitterung zwiſchen den zwei großen Claſſen der Geſellſchaft, der Hohen und Niedern, hervorrufen würden. Seiner thätigen Oppoſition war es denn auch hauptſächlich beizumeſſen, daß jene Maßregel den entſchiedenſten Widerſtand bei der Maſſe des Volks fand. O. war im J. 1839 im Begriff, im Norden Englands eine allgemeine Agitation gegen das Armengeſetz einzuleiten, als er plötzlich von ſeinem Prinzipal, der ihn bis dahin mehr als ſeinen Freund denn ſeinen Untergebenen behandelt hatte, nicht nur ſeines Amtes entſetzt, ſondern auch wegen einer Civilforderung mit einer Klage verfolgt wurde. Die Forderung war allerdings gegründet, aber der Schritt Thornhill's trug nichts deſtoweniger unter allen Umſtänden den Charakter einer angelegten Verfolgung an ſich, und es iſt keinem Zweifel unterworfen,

Digitized by Google

daß die Gegner ihn dazu angetrieben hatten, um jenen für ſich unſchädlich zu machen. Jedoch ihre Abſicht wurde in der Hauptſache vereitelt, denn wiewohl O. in Folge des Ausgangs des Proceſſes ins Schuldgefängniß wandern mußte, ſo verlor er doch weder ſeine moraliſche Kraft noch ſeinen politiſchen und ſocialen Einfluß. Aus den ihm übrigen Mitteln gab er eine Wochenſchrift heraus „The fleet papers“, die in Tauſenden von Exemplaren über das ganze Land ging, hauptſächlich nach dem Norden, und in der er ſich in der Form von Briefen an Sir James Graham als den unerſchütterlichen Freund der Unterdrückten und beredten Vertheidiger der Verfaſſung ſeines Landes bewährte. O. ſteht bei einer dauerhaften Körperconſtitution und geiſtigen Rüſtigkeit noch in der Blüthe ſeiner Kraft. Seine journaliſtiſchen Aufſätze tragen das Gepräge vollkommener Klarheit des Ausdrucks und Erſchöpfung des Gegenſtandes. Als Volksredner ſucht er ſeines Gleichen. Er zeichnet ſich in dieſer Beziehung beſonders dadurch aus, daß er die tiefſten Regungen des Gemüths anzuſchlagen weiß, ſich ſtets edel hält und nie in gemeine oder niedrige Witzeleien fällt, ſo ſtark und derb er auch ſeine Gegner angreifen mag. Hinſichtlich des Stils können ſeine Aufſätze als Muſter der engliſchen Sprache und ihrer originalen Kraft gelten. Durch jene Eigenſchaften hat er, obgleich er ſich ſtets als Tory bekannte, zu Zeiten eine unwiderſtehliche Gewalt über verſammelte Volksmaſſen auszuüben gewußt.

Ob, einer der größten Ströme im aſiatiſchen Rußland, entſteht bei Biiſk, unter 55° 17′ Br. und 72° 58′ L., durch Vereinigung der Flüſſe Katunga und Bija, nimmt 19 größere Nebenflüſſe, unter ihnen den Tom, Tſchulym, Ket und Irtiſch auf, hat eine Breite von $^1/_2$—6 Meilen, und ergießt ſich nach einem 640 Meilen langen Laufe ins nördliche Eismeer, wo er den obiſchen Buſen bildet. Im Frühjahr überſchwemmt er regelmäßig die Umgegend.

Obadja, einer der 12 kleinern bibliſchen Propheten, lebte wahrſcheinlich zur Zeit des Königs Ahas in Juda (um 590 v. Chr.). Seine auf uns gekommene Prophetie enthält eine in heftigem und ſtrengem Tone gehaltene Weiſſagung gegen die Edomiter (V. 1—16), welche in Juda eingefallen waren und an Jeruſalems Verheerung Theil genommen hatten, und Troſt für die bekümmerten Juden (V. 17 bis Ende). In Vers 21 glaubte man eine Weiſſagung auf Chriſtus zu finden. Paulus gedenkt dieſes Propheten (1. Kor. 1, 19).

Öbalos, König von Sparta, war der Sohn des Kynortas, nach Andern des Perieres, Gemahl der Gorgophone und Vater des Tyndareos, der Peirene und Arene, oder nach Andern Gemahl der Nymphe Bateia und von dieſer Vater des Tyndareos, Hippokoon und Ikarion. Nach ihm heißen die Spartaner oft Obaliden; ebenſo Kaſtor und Pollux, deren Großvater er war. — Öbalos, der Sohn des Telon, Königs der Teleboer und einer Nymphe des Fluſſes Sebethus bei Neapel, ſiedelte ſich in Campanien an und zog gegen Aeneas zu Felde.

Obduction heißt überhaupt die gerichtliche Unterſuchung eines Körperzuſtandes oder ſonſt eines Stoffes, um auf das Reſultat derſelben eine rechtliche Entſcheidung gründen zu können. Beſonders findet die O. in Criminalfällen ſtatt, ſowohl an Lebenden, z. B. bei gewaltſam Verwundeten, bei Nothzucht ꝛc., hauptſächlich aber bei gewaltſamen Todesarten, wo dann ihr Zweck iſt, die gewaltſame Tödtung durch gerichtliche Beſichtigung (Leichenſchau) des Leichnams und die Betrachtung aller an demſelben wahrzunehmenden Erſcheinungen zu erweiſen. Sie bildet einen Hauptact der gerichtlichen Unterſuchung in ſolchen Fällen, unterliegt deshalb den ſtrengſten Vorſchriften, und iſt formell nur vollkommen gültig, wenn ſie auf legale Weiſe vorgenommen wird. Hierzu wird aber nach den in den deutſchen Staaten obwaltenden Geſetzen erfordert: 1) ein durch die competente Behörde requirirter und zu dieſer Handlung von derſelben beſonders vereideter Arzt oder Wundarzt. In beſonderen Fällen wird auch wohl ein approbirter Geburtshelfer, oder, wo es auf chemiſche Unterſuchungen ankommt, wie bei Vergiftungen, ein Chemiker mit zur Unterſuchung gezogen. 2) Die Unterſuchung geſchieht von den gedachten Perſonen (Obduction) vor einem nach den Landesgeſetzen gehörig beſetztem Gericht. 3) Der O. geht die Recognition

Digitized by Google

des zu obducirenden Gegenſtandes, hier alſo der Leiche voraus, und es müſſen Vorkehrungen getroffen werden, daß dieſelbe in dem Zuſtande, in welchem ſie zuerſt gefunden wurde, möglichſt unverändert bleibe, wenigſtens keiner willkürlichen Behandlung ausgeſetzt ſei. 4) Die O. muß zur ſchicklichen Tageszeit, bei gehörigem Tageslichte und an einem paſſenden Orte geſchehen. 5) Zunächſt iſt die O. eine äußere, und beſteht in der Unterſuchung der entkleideten Leiche. In Fällen, z. B. bei weit vorgerückter Fäulniß oder bei einem im Brande verunglückten, beſchränkt ſich die O. blos auf die äußere Unterſuchung; in der Regel beginnt aber nur mit ihr der gerichtliche Act, deſſen weſentlicher Theil dann die **Section** iſt. Bei dieſer wird zunächſt erfordert 6) daß der Körpertheil, auf deſſen Verletzung die Obducenten durch die äußere Beſichtigung geleitet wurden, zuerſt ſo ſorgfältig unterſucht werde, als zur Erweiſung der Todesart erforderlich iſt. Wenn man auch ſchon hierdurch zu einem genügenden Reſultate gelangen ſollte, ſo müſſen nach allgemeiner Rechtsobſervanz noch die drei Haupthöhlen des Körpers, Kopf, Bruſt und Bauch geöffnet werden. Bei Vergiftungen werden nicht nur die Veränderungen, welche das Gift im Körper verurſacht hat, ſondern auch die etwaigen Rückſtände des Giftes chemiſch unterſucht. 7) Während der O. wird durch eine Gerichtsperſon ein Obductionsprotokoll aufgenommen, wozu die Obducenten die Data angeben. Außerdem gibt 8) der die O. leitende Arzt noch einen Obductionsbericht von der ganzen ärztlichen Unterſuchung, den die Obducenten unterzeichnen und der vom Obductionsprotokoll nicht abweichen darf. Hegt der Richter noch Zweifel an den ärztlichen Ausſprüchen, ſo kann er von den höhern Medicinalbehörden weitere Prüfung derſelben einholen. Dem Arzte werden übrigens vor der O. die Acten nicht mitgetheilt, damit nicht derſelbe bei der ſpätern Unterſuchung ſchon gewiſſe Muthmaßungen zum Grunde legen könne, woraus leicht Einſeitigkeit der ganzen Unterſuchung entſtehen kann; es wird ihm nur angegeben, was nöthig iſt, um ſchon vorliegende Verdachtsgründe aufzuklären, zu beſtärken oder zu widerlegen. Vgl. Orfila und Leſueur „Traité des exhumations juridiques“ (Paris 1831; deutſch von Güntz, 2 Bde., Leipzig 1832—35) und Bernt „Anleitung zur Abfaſſung mediciniſch-gerichtlicher Fundſcheine und Gutachten“ (Wien 1821).

Obedienz (kathol. Kirchenw.), im Allgemeinen Gehorſam aller zu einem Sprengel Gehörigen gegen ihre geiſtlichen Vorgeſetzten; dann in katholiſchen Klöſtern alle vom Vorgeſetzten an die Untergebenen (obedientiarii) ertheilten Aemter; daher z. B. Obedienzpfarren, diejenigen Pfarren auf den zu einem Kloſter gehörigen Dörfern, welche von den Mönchen des Kloſters unentgeldlich verwaltet werden müſſen, indem das Kloſter die Einkünfte zieht.

Obelisken, Werke der altägyptiſchen Baukunſt, ſind hohe, vierkantige, pyramidenartige Säulen, deren vier Seiten ſich von unten nach oben allmälig in einem Winkel von etwa einen Grad gegen einander neigen und zuletzt in eine kleine Pyramide auslaufen, und deren Höhe ohne das Fußgeſtell 50—150, auch 180 Fuß, und die Breite von $4^1/_2$ bis 12, auch über 20 Fuß beträgt. Dieſer Größe ungeachtet beſtehen ſie aus einem einzigen Steine, meiſtens von rothem Granit, der am ſchönſten bei Syene gebrochen wurde, wo auch die wiederaufgefundenen Brüche gelehrt haben, wie man bei ihrer Bearbeitung aus dem Felſen verfuhr. Sie ſind auf das Schönſte geglättet und mit Ausnahme nur weniger aufgefundenen ganz glatten, mit vertieft gearbeiteten und mit dunkleren Farben ausgefüllten Hieroglyphen verziert. Sie dienten wahrſcheinlich zur Zierde vor den Tempelpforten und vor Paläſten; denn die Beſtimmung Gnomonen zu ſein, die ihnen Einige beigelegt haben, gaben ihnen erſt die Kaiſer zu Rom. Die meiſten O. ſtanden, wie Herodot berichtet, zu Heliopolis und Theben. Von den erſtern iſt nur noch einer am Orte ihrer Aufſtellung gefunden worden. Nach Herodot errichtete die erſten O. Meſtris, einer der früheſten Könige in Aegypten. Die römiſchen Kaiſer ließen mit viel Mühe und Koſten die O. aus Aegypten holen, um Rom damit zu zieren. Auguſtus z. B. ließ zwei große O. aus Heliopolis nach Rom ſchaffen, und den einen im Circus Maximus, den andern auf dem Marsfelde aufrichten; auch Caligula, Claudius, Caracalla und Konſtantin brachten O. nach Rom. In

Digitized by Google

der Zeit der Völkerwanderung, wo Rom vielen Verheerungen ausgeſetzt war, wurden dieſe O. wieder umgeſtürzt, faſt alle zerbrochen und in Schutt vergraben. Papſt Sixtus V. und mehrere ſpätere Päpſte ließen einige wieder ausgraben und aufſtellen. Der Obelisk des Caligula ſteht ſeit 1586 vor der Peterskirche iſt ohne Hieroglyphen und mit Kreuz und Poſtament 126 Fuß hoch. Der 78 Fuß hohe Schaft wiegt allein 10,000 Centner. Den größten, von Konſtantin im großen Circus zu Rom aufgeſtellten O., wo er im 5. Jahrh. ebenfalls umgeworfen wurde, ließ Sixtus V. 1588 vor der Johanniskirche vom Lateran aufſtellen. Er hat die ſchönſten Figuren, mit dem 39 Fuß hohen Poſtament eine Höhe von 179 Fuß und ein Gewicht von mehr als 13,000 Centnern. Ueberhaupt gibt es, ohne die Fragmente, zu Rom 13 O. Der Paſcha von Aegypten ſchenkte 1820 einen O. aus Roſengranit dem Könige von England. Er ſteht jetzt zu London auf dem Waterlooplatze aufgerichtet. Mit zwei andern prächtigen O. aus Roſengranit, die bis dahin beim heutigen Luxor in Aegypten ſtanden und den Namen der „Nadeln der Kleopatra“ führten, machte der Paſcha der franzöſiſchen Regierung ein Geſchenk. Der eine, ohne Poſtament 75 Fuß hoch, kam 1833 in Paris an und ſteht jetzt auf dem Platze de la Concorde, dem ehemaligen Revolutionsplatze. Vgl. Zoega „De origine et usu obeliscorum“ (Rom 1797, Fol.) und Ungarelli „Interpretatio obeliscorum“ (Rom 1842).

Oberbayern, ein 1837 aus dem Iſarkreiſe gebildeter Kreis oder Regierungsbezirk Bayerns iſt 305 □M. groß mit 700,000 Einw., worunter 9000 Proteſtanten und begreift den größten Theil des ehemaligen Oberbayern, das Bisthum Freiſing und Theile des Erzbisthums Salzburg. Das Land iſt eine Hochebene, im Süden durchſchnitten von den noriſchen Alpen, durchfloſſen von Iſar, Inn und Lech und reich an Seen und großen Mooren. Getreide wird beiweitem nicht ausreichend erbaut; bedeutend iſt dagegen die Viehzucht und noch bedeutender der Bergbau, namentlich auf Salz. Die Hauptſtadt iſt die Reſidenz München (ſ. d.).

Oberfranken, ſeit 1837 ein Kreis oder Regierungsbezirk Bayerns, bildete vorher den Obermainkreis und beſteht aus einem Theile des alten Franken (ſ. d.) den Fürſtenthümern Baireuth (ſ. d.) und Bamberg (ſ. d.) und kleinen Theilen von Würzburg und Nürnberg. Derſelbe umfaßt 186½ □M. mit 506,000 Einw., die zur Hälfte Proteſtanten ſind. Er wird vom Fichtelgebirge und von Ausläufern des Thüringerwaldes durchzogen und vom Main, der fränkiſchen Saale, Eger und Naab durchfloſſen. Die Bewohner beſchäftigen ſich mit Landbau und Viehzucht, ſind induſtriös und treiben nicht unanſehnlichen Handel. Die Hauptſtadt iſt Baireuth.

Obergerichte, im civilrechtlichen Sinne eine Juſtiz- oder Adminiſtrativbehörde zweiter oder höherer Inſtanz, z. B. Appellations- und Oberappellationsgericht. Doch können auch O. in gewiſſen, vom Geſetzgeber beſtimmten Fällen, die erſte Inſtanz bilden. So entſcheiden z. B. in Eheſachen die königlich ſächſiſchen Appellationsgerichte in erſter Inſtanz. In Criminalſachen verſteht man unter O. die einer Behörde über größere Verbrechen zuſtehende (— peinliche —) Gerichtsbarkeit. Sie führt eben deshalb auch noch den Namen Blutbann, Königsbann, Zentgerechtigkeit, Vogteigericht, Maleſizrecht, hohe Fraiß, Halsgericht, Gericht über Hals und Hand, lat. juris dictio superior alta. Ihr entgegengeſetzt iſt die niedere Criminalgerichtsbarkeit, Nieder- oder Untergerichte, lat. juris dictio inferior bassa, welche ſich nur mit der Unterſuchung und Beſtrafung geringer Verbrechen beſchäftigt und eben deshalb nur Geld- und kurze Gefängnißſtrafe zuerkennen darf. Die untere Criminalgerichtsbarkeit iſt faſt überall mit der Civilgerichtsbarkeit verbunden. Obergerichtsfall iſt, wie ſchon das Wort lehrt, ein von den Obergerichten zu unterſuchender und zu beſtrafender Criminalfall. Kommt ein Obergerichtsfall in dem Sprengel eines Untergerichts vor, ſo hat dieſes nur die erſte Cognition darüber und muß dann die Acten zur Fortſtellung der Unterſuchung und deren Entſcheidung dem betreffenden Obergericht einſenden. — Oberrichter iſt der Landesherr, inſofern alle Gerichtsbarkeit des Landes als Regale in ſeinem Namen und unter ſeiner Oberleitung verwaltet wird. Oberrichter nennt man aber auch die Mitglieder der höheren Gerichtshöfe. In England

Digitized by Google

führen vorzugsweiſe die Mitglieder der höchſten Landestribunale den Titel Oberrichter. Jedes dieſer Obertribunale hat 12 Mitglieder, welche zu beſtimmten Zeiten die ihnen unterworfenen Diſtricte bereiſen, um in den einzelnen Grafſchaften die Criminalſitzungen abzuhalten.

Oberhaus, ſ. Parlament.

Oberhofgerichte, ſ. Hofgerichte.

Oberkampf, Chriſtoph Phil., berühmt als Gründer der großen Kattundruckerei zu Jouy, einem Thale im Bezirk Verſailles, und der eben ſo bedeutenden Baumwollenſpinnerei zu Eſſone bei Corbeil in Frankreich, wurde 1738 zu Weiſſenbach im Markgrafthum Anſpach geboren. Er lernte die Kattundruckerei bei ſeinem Vater, der ſich zu Aarau in der Schweiz niedergelaſſen hatte. Von hier verpflanzte der 19jährige O. ſeine Kunſt trotz aller Hinderniſſe, die man ihm Anfangs in den Weg legte, nach Frankreich, wo man bis dahin nur perſiſche und indiſche Kattune kannte, und die Einführung der in andern Ländern nachgemachten Zeuge dieſer Art verbot, damit die inländiſche Flachs- und Seidencultur darunter nicht leiden möchte. Mit einem kleinen Fond (600 Francs) legte O., nachdem er hierzu die Erlaubniß der Regierung erhalten hatte, 1759 im Thale Jouy eine Manufactur an, worin er eine Zeit lang das Zeichnen, Formenſtechen, Malen und Drucken in einem einfachen Bauernhauſe ſelbſt beſorgte, ſich aber bald Gehülfen halten konnte, und in wenigen Jahren eine ſo blühende Fabrik hatte, daß er über 1000 Arbeiter beſchäftigen konnte, welche überdies ein bis dahin ungeſundes und ödes Thal angebaut und bevölkert hatten. Geſchützt durch die Gewerbefreiheit vertheidigenden Oekonomiſten, hob ſich ſeine Anſtalt immer mehr, beſonders da er ſich alle Geheimniſſe der Kunſt, namentlich in Bezug auf Färbung, durch Agenten aus Deutſchland, England, ſelbſt aus Perſien und Indien zu verſchaffen wußte. Es erhoben ſich bald in Frankreich ähnliche Anſtalten und beim Ausbruch der Revolution zählte man bereits 200 Kattundruckereien, die über 200,000 Menſchen beſchäftigten und dem Lande durch 60 Mill. Auslage zu rohen Stoffen jährlich an 240 Mill. Francs gewannen. Damals gründete O. auch eine Baumwollenſpinnerei mit engliſchen Maſchinen, die erſte in Frankreich. Ludwig XVI. hob O. in den Adelſtand; eine Ehrenſäule, die ihm der Departementsrath errichten wollte, verbat ſich der ſchlichte Mann, konnte aber dennoch während der Schreckenszeit 1793 nur mit Mühe der Verurtheilung entgehen. Als Napoleon die Fabrik zu Jouy beſuchte, gab er dem Beſitzer von ſeiner Bruſt das Kreuz der Ehrenlegion. Durch den Krieg von 1814 und 1815, wo fremde Truppen die Gegend um Jouy überſchwemmten, litt auch dieſe Manufactur ſehr, die Werkſtühle ſtanden ſtill, Arbeiter, welche 60 Jahre reichlichen Verdienſt gefunden hatten, wurden brodlos, und der brave O. ſtarb aus Gram darüber noch im Jahre 1815. Erbe ſeiner Fabriken wurde ſein Neffe Sam. Widmer (ſ. d.), ein ebenfalls kenntnißreicher und thätiger Mann.

Oberlahnſtein, ein Badeort in dem ehemals kurmainziſchen Theile des Herzogthums Naſſau, am Einfluß der Lahn in den Rhein, mit 1700 Einw., hat eine ſchöne Sauerquelle, ein Schloß und eine Eiſenhütte. In der Nähe liegen die Ruinen der Burg Lahneck.

Oberlandesgerichte. Mit Ausnahme Poſens und Neufchatels, ſowie der niederrheiniſchen Provinzen, beſtehen ſeit dem Jahre 1809 in allen übrigen Regierungsbezirken der preußiſchen Monarchie O. als Gerichte zweiter Inſtanz für die eigentlichen Juſtizſachen mit collegialiſcher Verfaſſung. Doch haben ſie zugleich die Functionen der Gerichte erſter Inſtanz für die Eximirten. Die Mitglieder dieſer Collegien ſtehen unter einem Präſidenten, entſcheiden nach gemeinſchaftlicher Berathung und führen den Titel Oberlandesgerichtsräthe. Bisweilen haben jedoch auch die Directoren einzelner Untergerichte dieſen Titel. Alle Oberlandesgerichte ſind ſowohl für die Civil- als Criminalſachen in zwei Senate getheilt, welche ſich inſofern ſubordinirt ſind, als man gegen die Entſcheidungen des erſten Senates an den zweiten appelliren kann. Der Letztere hat in der Regel auch das Vormundſchaftsweſen und zwar als Pupillencollegium zu beſorgen. Behufs der Leitung de

Digitized by Google

Criminalunterſuchungen ſind den Oberlandesgerichten beſondere Inquiſitoriate beigeordnet. Alle Oberlandesgerichte ſtehen in Bezug auf die Civilſachen unter dem geheimen Obertribunal zu Berlin, welches für Civilſachen die dritte oder Reviſionsinſtanz bildet. Für die Criminalſachen ſind (wie dies überhaupt in Deutſchland gewöhnlich der Fall iſt) eigentlich nur zwei Inſtanzen da, es müſſen jedoch in beſonders wichtigen Criminalſachen die von den O.'n gefällten Erkenntniſſe dem Juſtizminiſter zur Beſtätigung vorgelegt werden, welcher zu dem Ende gewöhnlich das Gutachten des königlichen Kammergerichts zu Berlin vorher einholt. Preußen beſitzt gegenwärtig 15 Oberlandesgerichte, zu Königsberg, Inſterburg, Marienwerder, Frankfurt a. d. O., Stettin, Köslin, Breslau, Glogau, Ratibor, Magdeburg, Halberſtadt, Naumburg, Münſter, Paderborn und Hamm. Bei dieſen O.'n ſind zuſammen über 300 Präſidenten, Räthe und Aſſeſſoren angeſtellt. Auch im Herzogthume Sachſen-Meiningen führt das oberſte Provinzialgericht daſelbſt, welches in Hildburghauſen ſeinen Sitz hat und unter dem Oberappellationsgerichte zu Jena ſteht, gegenwärtig den Namen Oberlandesgericht und hat eine den preußiſchen Oberlandesgerichten ſehr ähnliche Einrichtung.

Oberlin, Jerem. Jakob, als gründlicher Philolog, Alterthumsforſcher und Diplomatiker bekannt und vielfach verdient, wurde am 7. Aug. 1735 zu Straßburg geboren, ſtudirte hier Theologie, Philoſophie, Philologie, Literatur, Archäologie, Geſchichte und Diplomatik, wurde zuerſt Lehrer am daſigen Gymnaſium, 1778 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und 1787 ordentlicher Profeſſor der Logik und Metaphyſik an der Univerſität, zuletzt Profeſſor an der Centralſchule und Stadtbibliothekar, und ſtarb daſelbſt am 10. Oct. 1806. Wir nennen unter ſeinen Schriften: „Miscellanea literaria Argentoratensia"; „Museum Schoepflini (Bd. 1); „Orbis antiqui monumentis suis illustrati prodromus"; „Rituum rom. tabulae"; „Artis diplomaticae primae lineae"; „Literarum omnis aevi fata, tabulis synopticis exposita" und „Essai d'annales de la vie de Jean Guttenberg". Geſchätzt ſind ſeine Ausgaben des Ovid, Horaz, Tacitus und Cäſar. Auch beſorgte er die Herausgabe von „J. G. Scherzii glossarium germ. medii aevi etc." (2 Bde., Fol.), eine gute Hülfsquelle zum Studium der deutſchen Sprache des Mittelalters, und gab von 1782—1792 den „Elſaſſer Almanach" heraus, und die „Alsatia literata".

Oberlin, Joh. Friedr., des Vorigen Bruder, der ſeinen Namen durch ein langes, dem Wohle ſeiner Mitmenſchen mit der edelſten Uneigennützigkeit geweihtes Leben unvergeßlich gemacht hat, wurde 1740 am 31. Aug. zu Straßburg geboren. Bald nach Beendigung ſeiner theologiſchen Studien kam er als Paſtor nach Wildbach, einem faſt ganz von Lutheranern bewohnten Dorfe im franzöſiſchen Departement Oberrhein, im ſogenannten Steinthal (Ban de la roche), einem Landſtriche mit rauhem Klima und ſo magerm Boden, daß er noch unter Ludwig XV. größtentheils öde lag und kaum 100 Familien, und dieſe ſo kümmerlich nährte, daß ſie faſt alle Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des geſitteten Lebens entbehrten, und ſich nur erſt unter O.'s würdigem Vorgänger aus einer geiſtigen und ſittlichen Verſunkenheit etwas erhoben hatten. Ohne ſich durch die ihm überall aufſtoßenden Schwierigkeiten abſchrecken zu laſſen, richtete O. bald nach Antritt ſeines Amtes ſein Hauptaugenmerk auf Vermehrung der Bildung und des Wohlſtandes ſeiner Pfarrkinder. Er ſorgte vornehmlich für Veredlung der Bodencultur, ließ Sämereien aus andern Gegenden kommen, führte Kleebau und Stallfütterung ein, beförderte mit eigenem Beiſpiel vorangehend den Obſtbau, ſorgte für Anlegung von fahrbaren Communicationswegen zwiſchen den einzelnen Dörfern, ließ junge Leute in Straßburg die nöthigſten Handwerke lernen und ſchaffte auf eigene Koſten, bei einem Gehalte von kaum 300 Thalern, allerhand Arbeitswerkzeuge an, die er den Käufern auf Credit gab. Die ſämmtlichen Dörfer ſeines Kirchſpiels erhielten Schulhäuſer, und die nicht ſchulfähigen Kinder, deren Aeltern außer dem Hauſe beſchäftigt waren, wurden in eigends dazu errichteten Bewahranſtalten von verſtändigen Frauen gepflegt, beſchäftigt und vorgebildet. Es wurden auch für die Erwachſenen nützliche Bücher gedruckt und von Haus zu Haus in alle Dörfer geſchickt. Als er während

Digitized by Google

der Revolution ſeinen Gehalt verlor, veranſtalteten ſeine Pfarrkinder eine Sammlung zu ſeinem Unterhalt, doch wurde in jener Schreckenszeit O.'s wohlthätiges Werk nicht geſtört. Gottesdienſt und Schulunterricht hatten nach wie vor im Steinthale ihren Fortgang, und ſo kam es denn auch, daß die Bevölkerung desſelben unter O.'s ſorgſamer Pflege von 100 Familien auf 3000 Seelen ſtieg. Als die Landwirthſchaft nicht mehr hinreichende Beſchäftigung geben konnte, führte O. das Strohflechten, die Baumwollenſpinnerei und Weberei ein. Die ſpätere Errichtung von Maſchinen in einigen umliegenden Dörfern ſchmälerte zwar den Verdienſt der Bewohner des Thales bedeutend, doch wurde dieſes Mißverhältniß dadurch wieder ausgeglichen, daß Legrand von Baſel ſeine Bandmanufactur vom Oberrhein in das Steinthal verlegte. Als O. bei der ſichtbaren Abnahme ſeiner Körperkräfte in der letzten Zeit ſeines Lebens nicht mehr wie ehedem unter thätiger Mitwirkung die gemeinſamen Arbeiten ſeiner Gemeinde leiten konnte, füllte er ſeine Mußeſtunden mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aus. Er ſtarb am 1. Juni 1826 und liegt zu Fouday begraben, wo ein Kreuz mit der Inſchrift: „Vater Oberlin“ ſeine Ruheſtätte bezeichnet. Vgl. Lutherot's „Notice sur J. F. O.“ (Paris 1826, deutſch von Krafft, Straßburg 1826); Stöber's „Vie de J. F. O.“ (Straßburg 1831), und Schubart's „Züge aus dem Leben O.'s“ (4. Aufl. Münch. 1832).

Oberon, im Deutſchen Elferich, König der Elfen (ſ. d.) und winzig klein wie dieſe. Seine Gemahlin war Titania, mit der er ſich entzweite, durch ein Liebespaar aber (Huon, ein franzöſiſcher Ritter, und Amanda, die Tochter des Sultans von Babylon, die Huon nach vielen Mühen mit O.'s Hülfe heimführt) wieder verſöhnt wurde. Dieſe Sage findet ſich zuerſt in dem altfranz. Heldengedichte Huon's de Villeneuve, „Huon de Bordeaux, pair de France“, das ſpäter in einen proſaiſchen Volksroman aufgelöſt wurde. Aus dem Franzöſiſchen entlehnten Shakspeare, Spenſer und Chaucer ihren Oberon. Der Graf von Treſſan gab in der „Bibliothèque universelle des romans“ (1778) einen Auszug des franz. Romans, welchem Wieland einen Theil der Materialien für ſein Heldengedicht „Oberon“ entlehnte. Nach Wieland iſt der Text für Webers Oper „Oberon“ bearbeitet.

Oberpfalz und **Regensburg**, ſeit 1837 ein Kreis oder Regierungsbezirk des Königreichs Bayern, beſteht aus dem frühern Regenkreis, jedoch mit Abtretung einzelner Theile desſelben, wie z. B. Ingolſtadts, hat einen Flächenraum von 195 QM. mit 470,000 E. und umfaßt Theile des ehemaligen Herzogthums Bayern, der Oberpfalz, der Landgrafſchaft Leuchtenberg, der Fürſtenthümer Neuburg und Sulzbach und des Bisthums Regensburg. Im Oſten wird das Land von dem Böhmerwalde und dem Fichtelgebirge durchſchnitten, im Süden iſt es fruchtbare Ebene, im Weſten ſehr waldig; Hauptfluß iſt die Donau. Viehzucht, Ackerbau, Obſt- und Hopfenbau ſind im blühenden Zuſtande; neben Bergbau und Hüttengewerbe wird Weberei betrieben und der Handel, namentlich auf der Donau, iſt im Steigen. Die Hauptſtadt iſt Regensburg (ſ. d.).

Oberrheinkreis oder Oberrheiniſcher Kreis, einer der zehn Kreiſe des deutſchen Reichs, der nach und nach alle ſeine jenſeits des Rheins gelegenen Landſchaften an Frankreich verlor. Zu den Ständen desſelben gehörten in der letzten Zeit die Hochſtifter Worms, Speyer mit den Propſteien Weiſſenburg, Straßburg, Baſel und Fulda, das Johanniter-Meiſterthum oder das Fürſtenthum Heitersheim, die gefürſtete Abtei Prüm, die Propſtei Odenheim, die Pfalz, Kurpfalz, wegen der Fürſtenthümer Simmern, Lautern und Veldenz, Pfalz-Zweibrücken, Heſſen-Kaſſel, Heſſen-Darmſtadt, das Fürſtenthum Hersfeld, die Grafſchaft Sponheim, die gefürſtete Grafſchaft Salm mit Kirburg, die Fürſtenthümer Naſſau-Weilburg, Naſſau-Uſingen, Naſſau-Idſtein, Naſſau-Saarbrücken und Ottweiler, die Grafſchaften Waldeck, Hanau-Münzenberg, Hanau-Lichtenberg, Solms-Hohenſolms, Solms-Braunfels, Solms-Rödelheim und Solms-Laubach, Kurmainz und Stolberg, wegen der Grafſchaften Königſtein, Iſenburg-Birſtein, Iſenburg-Büdingen, die Wild- und Rheingrafen, die Grafſchaften Leiningen-Hartenburg, Leiningen-Weſterburg, Münzfelden, Witgenſtein zu Witgenſtein, Witgenſtein zu Berleburg, Falkenſtein, Reipoltskirchen, Krichingen und Wartenberg, die Herrſchaft Bretzenheim, Dachſtul und Ollbrück, die Reichs-

Digitized by Google

ſtädte Worms, Speyer, Frankfurt am Main, Friedberg und Wetzlar. Heſſen-Kaſſel ſagte ſich wiederholt von den Ständen des Oberrheiniſchen Kreiſes los, trat ihnen aber zuletzt 1764 doch wieder bei. Die ausſchreibenden Directoren waren der Biſchof von Worms und der Pfalzgraf am Rhein. Die Kreistage wurden früher in Worms, ſeit Anfang des 18. Jahrh. in Frankfurt gehalten.

Oberſachſen oder Oberſächſiſcher Kreis, einer der zehn Kreiſe des deutſchen Reichs, hatte ungefähr 1900 QM. mit $4^1/_2$ Mill. Einw., und umfaßt folgende 22 Stände: Kurſachſen, Kurbrandenburg, die Fürſtenthümer Sachſen-Weimar, Sachſen-Eiſenach, Sachſen-Koburg, Sachſen-Gotha, Sachſen-Altenburg, Sachſen-Querfurt, die Herzogthümer Vorpommern, Hinterpommern mit Kammin, das Fürſtenthum Anhalt, die Abteien Quedlinburg und Gernrode, das Stift Walkenried, die Grafſchaften Schwarzburg-Sondershauſen und Schwarzburg-Rudolſtadt, Mansfeld, Stolberg, Barby, die Grafſchaften Reuß und Schönburg. Das Directorium des Kreiſes führte der Kurfürſt von Sachſen. Die Kreistage wurden früher in Leipzig, dann auch zu Frankfurt an der Oder und in Jüterbogk gehalten; ſeit 1683 fand keine Verſammlung wieder ſtatt. Sämmtliche Stände waren bis zum Rücktritte des Kurhauſes Sachſen der evangeliſchen Kirche zugethan.

Oberſchlächtig heißen bei Mühlen ſolche Waſſerräder, welche durch das von oben auf dieſelben fallende Waſſer, im Gegenſatz zu unterſchlächtigen, welche durch die Kraft des unter ihnen wegſtrömenden Waſſers umgetrieben werden. Nach beiden Räderarten theilt man die Mühlen in ober- und in unterſchlächtige Mühlen.

Oberſt, nach früher gebräuchlicher falſcher Schreibart Obriſt, bezeichnet eine höhere militäriſche Charge, deren Wirkungskreis nach der Eigenthümlichkeit der Armeen und der Zeiten ſehr verſchieden iſt. Wenn der obere Befehlshaber mehrerer vereinigter Truppentheile ſelbſtredend auf dieſe Benennung Anſpruch machen konnte, ſo war ein ſolches Commando doch nicht immer mit der Charge verbunden. Gegenwärtig bezeichnet ſie den militäriſchen Grad, welcher zwiſchen dem Bataillons- oder Regimentscommandeur und dem General liegt. Ob der Oberſt hierbei ein Regiment oder mehrere unter ſeinem Befehle hat, hängt von den beſondern Verhältniſſen und Einrichtungen in jeder Armee ab. Die Benennungen Feld- oder Kriegsoberſt bezeichnen nur das höhere Commando über mehrere Truppentheile vor dem Feinde. — Oberſtlieutenant heißt die dem Oberſt zunächſt ſtehende Charge. Sie hatte vielleicht anfänglich die Beſtimmung, den Oberſt in Krankheitsfällen u. ſ. w. zu vertreten; gegenwärtig iſt ſie nur als eine zwiſchen dem Major und dem Oberſt eingeſchaltete Charge zu betrachten, der keine beſonderen Functionen beiwohnen. — Oberſtwachtmeiſter iſt eine in Deutſchland ſehr gebräuchliche Bezeichnung der Majorscharge. Da der Major mit den Wachen in keiner unmittelbaren Beziehung ſteht und dieſelben ebenſo gut durch einen Hauptmann u. ſ. w. inſpicirt werden können, ſo hat jener Name eigentlich keine Bedeutung mehr; der Gebrauch desſelben beſteht aber fort und wird ſelbſt als eine beſondere Höflichkeitsform betrachtet.

Obertribunal (geheimes) heißt der oberſte Gerichtshof der preuß. Monarchie zu Berlin, welcher in der Reviſions-, ſowie in der dritten und letzten Inſtanz und über die Nichtigkeitsbeſchwerde in allen vor die Oberlandesgerichte in Oſt- und Weſtpreußen, Kur- und Neumark, Schleſien, Pommern, Sachſen und Weſtfalen gehörigen Rechtsſachen, ſowie in allen Proceſſen über gutsherrliche und bäuerliche Verhältniſſe entſcheidet. Dieſes Gericht wurde 1703 nach dem Muſter des Tribunals zu Wismar gegründet und erhielt 1748 eine neue Tribunalsordnung. Gegenwärtig beſteht es aus drei Präſidenten und 26 Räthen. Ueber dem geheimen Tribunal beſtehen für die Provinz Poſen das Oberappellationsgericht zu Poſen und für die Rheinlande der Reviſions- und Caſſationshof zu Berlin; zum Theil auch für Pommern das Oberappellationsgericht zu Greifswald.

Oberzell oder Hafnerzell, ein Marktflecken in Niederbayern im ehemaligen Bisthum Paſſau, an der Donau, unweit der öſterreich. Grenze, mit 1450 Einw., iſt beſonders bekannt wegen der daſelbſt verfertigten und weit und breit bis nach Amerika und

Sibirien verſendeten Schmelztiegel, die gewöhnlich Paſſauer Tiegel genannt werden. Auch fertigt man daſelbſt viele Töpferwaaren, Ziegel und Bleiſtifte.

Oberzeugmeiſter hieß ehemals der Befehlshaber der Artillerie, der ſowohl über Geſchütz und Munitionsvorräthe, als die dazu gehörigen Soldaten und Handwerker die Oberaufſicht führte und zur Generalität gehörte. In Sachſen hieß er der Oberſte Haus- und Landzeugmeiſter, wurde bis 1806 zu den Landchargen gezählt und mußte Proteſtant ſein. Mit der Verfaſſung des deutſchen Reichs hat dieſe Würde ebenfalls aufgehört.

Object, Gegenſtand, gibt es nur im Verhältniſſe gegen ein Subject, gegen ein wahrnehmendes Individuum eine Perſönlichkeit, welcher das Object gegenſtändlich iſt. Das Object und Subject erſcheinen zunächſt als unterſchiedene gegen einander, inſofern aber beide in das Verhältniß des Erkanntwerdens und Erkennens gegen einander treten, hebt ſich jener Unterſchied auf. Vor der Erkenntniß ſind Subject und Object unterſchieden, d. h. das Subject beſitzt das Object nicht als das, was es iſt, ſondern als ein anderes (iſt im Irrthum, in der Meinung, dem Dafürhalten). Die Arbeit des Erkennens iſt, daß das, als welches das Object vom Subject beſeſſen wird, nicht ein anderes als das ſei, was das das Object iſt (daß für das Subject das Object daſſelbe ſei, was es an ſich iſt), und die Vollendung der Erkenntniß iſt die Herſtellung jener Einheit des Subjects und Objects. Man unterſcheidet zwar gewöhnlich zwiſchen ſubjectiver und objectiver Erkenntniß ſo, daß jene von der Individualität des Subjects modificirt ſein ſoll, dieſe nicht, und hat vielfach geſtritten, ob eine objective Erkenntniß überhaupt oder inwieweit ſie möglich ſei. Aber es iſt klar, daß weder eine ſubjective Erkenntniß, noch eine nur bis zu gewiſſen Grenzen objective Erkenntniß überhaupt Erkenntniß iſt, da ja die Erkenntniß überhaupt das Aufheben des Gegenſatzes zwiſchen Object und Subject iſt, als dieſelbe ebenſo ſehr ſubjective (das Subject, welches dem Objecte ſich adäquat gemacht) als objective (das Object, welches zum Subject geworden) iſt. Alles, was Eigenthum des ewigen Geiſtes überhaupt, nicht des endlichen, mit beſonderen Trieben, Neigungen, Leidenſchaften behafteten Geiſtes iſt, muß daher objectiv, nicht ſubjectiv ſein, alſo alle Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion. Wenn man von ſubjectiven Dichtern z. B. geſprochen hat, ſo zeigt dieſes nur einen Mangel an wahrhaft künſtleriſchem Werthe an; das wahrhaft Künſtleriſche iſt für Alle gleich tief bedeutungsvoll, nicht auf den Einzelnen in beſonderer Gemüthsempfindung berechnet; die Kraft, daſſelbe herzuſtellen, iſt die Univerſalität des Genies. In der Religion iſt der Glaube ebenſo ſehr wie das Wiſſen in der Wiſſenſchaft über Subjectivität hinaus, innere Erkenntniß, welche alle Meinung überwunden hat, und nur der formelle Uebergang zur Einheit des Objects mit dem Subject iſt verſchieden. In dem Wiſſen iſt das Subject formell das ſich zur Objectivität entäußernde, im Glauben das Object das in der Subjectivität erſcheinende.

Objectivglas heißt in einem Fernrohre das dem Gegenſtande, der betrachtet wird (Object), zugewendete convexe Glas, im Gegenſatz zu dem concaven Ocularglaſe, durch welches zunächſt das Auge ſchaut. Wenn ein Fernrohr die Gegenſtände rein und ſcharf zeigen ſoll, ſo muß das O. aus zwei Linſen von verſchiedener Glasgattung zuſammengeſetzt ſein. (S. Achromatiſch und Fernrohr).

Oblaten nennt man ſehr dünne, aus feinem ungeſäuerten Weizenmehle gebackene verſchieden gefärbte, runde Scheiben. Man unterſcheidet drei Hauptarten O.: Tafeloblaten, als Unterlage verſchiedener Confecte vom Conditor gebraucht, Kirchenoblaten oder Hoſtien (ſ. d.) und Brief- oder Siegeloblaten. In neuerer Zeit hat man eine ganz eigene Art Briefoblaten erfunden, indem man feines Papier mehrmals mit einem aus Hauſenblaſe gezogenen Leim beſtreicht und aus dieſem Papiere dann runde Scheiben bildet. Eine ähnliche Art O. ſind die neuerdings gewöhnlich gewordenen Paſtenoblaten. Früher wurden dergleichen Scheibchen beim Abendmahle ſtatt des Brodes gebraucht, und ſie erhielten den Namen O., weil das Abendmahlsbrod und der Wein in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche von den Oblationen oder

Digitized by Google

freiwillig dargebrachten Geſchenken der Gemeindeglieder an Brot, Wein und andern Lebensmitteln genommen wurde. An die Stelle dieſer O. traten im 12. Jahrh. die Hoſtien, die nun ebenfalls O. genannt wurden. O. aller Art kommen vorzüglich von Nürnberg, Fürth, Leipzig und Frankfurt in den Handel. Das älteſte Oblatenſiegel, welches man bis jetzt kennt, iſt an einem von D. Krapf zu Speyer an die fürſtliche Regierung zu Bayreuth im Jahre 1624 geſchriebenen Briefe. — *Oblati* hießen in der alten Kirche auch diejenigen Kinder, welche von ihren Aeltern dem Kloſterleben geweiht wurden.

Obligat (d. h. verbunden), nennt man in mehrſtimmigen Tonſtücken diejenigen Stimmen, welche mit der Hauptſtimme ſo verbunden ſind, daß ſie einen Theil der Melodie leiten, und nicht blos, wie die zur Ausfüllung dienenden Mittelſtimmen, die zur vollen Harmonie gehörigen Töne ſpielen. Die obligaten Stimmen können daher nicht weggelaſſen werden, wenn nicht das ganze Tonſtück dadurch zerriſſen werden ſoll.

Obligation bezeichnet das zwiſchen zwei oder mehreren Perſonen (rechtsfähigen Subjecten) beſtehende Verhältniß, vermöge deſſen eine der andern etwas zu geben oder zu leiſten verbunden iſt. Eine *alternative* O. (obligatio alternativa) iſt eine ſolche, welche dem Verpflichteten die Wahl zwiſchen mehreren Erfüllungsarten der ihm obliegenden Verbindlichkeit geſtattet. So hat der Pfandſchuldner im Zweifelsfalle die Wahl, ſich ſeiner Schuld gegen den Gläubiger entweder durch wirkliche Abtragung derſelben oder durch Abtretung des Pfandes an den Gläubiger zu entledigen. Eine ſolidariſche Zahlungsverbindlichkeit mehrerer Schuldner (obligatio correalis passiva) nennt man die, kraft welcher ein Gläubiger das Recht hat, von jedem ſeiner Schuldner das Ganze, was ihm alle zuſammen ſchulden, zu verlangen. Zahlt nun ein Schuldner das Ganze, ſo befreit er hierdurch alle ſeine Mitſchuldner von ihrer Zahlungsverbindlichkeit und hat nun gegen dieſelben Regreßanſprüche rückſichtlich deſſen, was er für ſie bezahlt hat. Da nun bei einem ſolchen Correalverhältniß jeder Schuldner zu Vertretung aller ſeiner einzelnen Mitſchuldner verbunden iſt, ſo bezeichnet man es im Deutſchen mit dem Ausdrucke: „Alle für Einen und Einer für Alle". Alle O.'n entſpringen entweder aus Conventionen, d. i. Verträgen aller Art, z. B. Darlehnscontracte, oder aus einſeitigen Handlungen (facta unilateralia), ſowohl erlaubten, wie z. B. die für einen andern zu deſſen Vortheil aber ohne deſſen Genehmigung übernommene Geſchäftsführung, als unerlaubten, z. B. die Verbindlichkeit zum Schadenerſatz, oder endlich aus den Geſetzen ſelbſt, z. B. die Verbindlichkeit zu Ablegung von Zeugenausſagen, die Verbindlichkeit der Aeltern zu Ernährung ihrer Kinder u. a. m. *Obligation* nennt man im gewöhnlichen Leben auch die über eine Schuldforderung ausgeſtellte ſchriftliche Urkunde, und zwar gewöhnlich mit dem Nebenbegriff, daß die Forderung ſich nicht auf ein dingliches (z. B. hypothekariſches) Recht gründet. Vgl. hierüber *Schuldſchein*. Das *Obligationsrecht* (d. h. die ſyſtematiſche Zuſammenſtellung desſelben) iſt der ausgebildetſte Theil des römiſchen Rechts, und findet eben deshalb auch noch heutzutage die ausgedehnteſte Anwendung.

Obligo heißt die Verbindlichkeit, welche Kaufleute, beſonders Banquiers, durch Vorſchuß oder Credit gegen einander haben. Daher die Ausdrücke: *im O. ſtehen*, ſ. v. a. einem Andern ſchulden; *aus dem O. laſſen*, ſich vom eigentlichen Gläubiger an einen Dritten aſſigniren laſſen; *ſein O. für Jemand geben*, ſich für ihn verbürgen.

Oblong, überhaupt länglich, länger als breit; in der Mathematik bezeichnet es die Ungleichheit zweier Dimenſionen; daher *Oblongum* ein Rechteck mit zwei ungleichen Seiten.

Oboe oder *Hoboe* (franz. Hautbois), iſt ein Blasinſtrument, gewöhnlich aus Buchsbaum oder Ebenholz gefertigt, beſteht aus drei geraden in einander gezapften Stücken, dem *Ober- oder Kopfſtück*, dem *Mittelſtück* und der *Stürze*. Die Bohrung des Inſtruments wird nach dem Kopfſtück immer enger, und am Kopf- und Mittelſtück befinden ſich ſechs Löcher und die zum Behuf der halben Töne, Triller ꝛc. nöthigen Klappen. Es wird durch ein enges, aus zwei Rohrblättchen beſtehendes linſenförmig geöffnetes Mund-

Digitized by Google

ſtück, das Rohr geblaſen, hat einen eigenthümlich ſcharfen, aufregenden Ton, reicht vom eingeſtrichenen c bis zum dreigeſtrichenen g, wird dieſes Umfangs wegen als durchdringendes Discantinſtrument beſonders bei der Feldmuſik gebraucht, und nach ihm das geſammte Corps der Feldmuſiker Hautboiſten genannt. Die Behandlung des Mundſtücks hat auf Güte und Reinheit des Tons großen Einfluß, und es verdient dieſes Inſtrument, da es durch kein anderes ganz erſetzt werden kann und eine Hauptfarbe im Colorit der Inſtrumentalmuſik ausmacht, ſowohl als Orcheſter- wie als concertirendes Inſtrument eine große Aufmerkſamkeit und Ausbildung. Es iſt die O. ein neueres Inſtrument, entſtand aus der Schallmei (ſ. d.), wurde zuerſt bei den franz. Feldregimentern gebraucht und ſpäter von Tenner in Nürnberg vervollkommnet. Die neue 1720 erfundene O. d'amour, von lieblicherm und ſanfterm Tone, mit engerer Stürze und länger als die gewöhnliche O., iſt jetzt ganz außer Gebrauch gekommen. S. die „Oboeſchulen“ von Sellner und Fröhlich.

Obolus, eine altgriechiſche Silber-, auch Kupfermünze, in beiden Fällen der ſechste Theil einer Drachme (ſ. d.) und ebenſo verſchieden wie dieſe. Außer der Drachme oder dem ſechsfachen Obolus gab es noch einen vierfachen (Tetrobolus), einen dreifachen (Triobolus) und einen doppelten Obolus (Diobolus); auch hatte man $^1/_2$, $^1/_4$ und $^1/_8$ Obolus, welche letztere Münze den Namen Chalkos führte. Die Obolen waren ſehr verſchieden an Werth und Gehalt; am bekannteſten ſind der attiſche, kretiſche und äginetiſche Obolus. Der O. war in Griechenland die gewöhnlichſte Scheidemünze und wurde ſprüchwörtlich wie im Deutſchen Pfennig oder Heller gebraucht. Noch im frühen Mittelalter findet man den O. Als Gewicht iſt der Obolus ebenfalls der ſechste Theil einer Drachme. Der Name O. ging von den in früheſter Zeit bei den Griechen im Tauſchhandel gebräuchlichen kleinen ſpitzigen Stücken Eiſen oder Kupfer, welche Obolen (von ὀβολος oder ὀβελος, d. h. Spieß) hießen, ſpäter auf dieſe kleine Silbermünze über.

Obotriten, ſ. Wenden.

Obrigkeit nennt man jede im Namen der höchſten Staatsgewalt mit Handhabung und Bewachung der geſetzlichen Ordnung beauftragte Perſon, die ſowohl eine juriſtiſche ſein, d. h. ein aus Mehreren beſtehendes Collegium bilden, als auch aus einem einzigen Menſchen beſtehen kann. Jede O. iſt ſo lange rechtmäßig, als die Staatsgewalt, von welcher ſie eingeſetzt oder anerkannt worden, im Staate beſteht. Allem, was die O. von den ihr untergebenen Staatsbürgern in den Grenzen der ihr verliehenen geſetzlichen Macht verlangt, muß unbedingt Folge geleiſtet werden; jede Verweigerung des ſchuldigen Gehorſams oder Aufreizung dazu iſt ſtrafbar und artet, wenn ſie mit thätlicher Widerſetzlichkeit verbunden iſt und in Maſſe geſchieht, in Aufruhr aus, wodurch zugleich die Exiſtenz der ganzen ſtaatlichen Ordnung gefährdet wird.

Obſcurantismus hat man das gegen die, ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf allgemeine Aufklärung (ſ. d.) gehende, Richtung reagirende Beſtreben genannt, ſo viel als möglich eine mangelhafte Bildung unter der großen Menge zu erhalten. Die Aufklärung hat die doppelte Seite: Hinwegſchaffen falſcher Vorurtheile, Herbeiſchaffen richtiger Erkenntniß, und der Obſcurantismus geht dem entſprechend darauf aus: falſche Vorurtheile zu erhalten, richtige Erkenntniß nicht aufkommen zu laſſen. So im Allgemeinen betrachtet, fällt alles Recht auf Seite der Aufklärung, und der Obſcurantismus iſt völlig im Unrecht. Aber im geiſtigen Verkehr ſelbſt ſind häufig genug die Begriffe verwechſelt worden. Die Aufklärung hat häufig ſtatt falſche Vorurtheile hinwegzuſchaffen, ſolche eingeführt, ſtatt wahre Bildung zu fördern, ſolche unterdrückt, und ſo iſt der immer entgegenſtrebende Obſcurantismus zu einem ihm urſprünglich nicht zuſtehenden Rechte gekommen. Alles, was neu war, gleichviel ob Wahrheit oder Irrthum, machte die Aufklärung zu dem ihren, und alles deſſen, was alt war, nahm ſich der Obſcurantismus an. So daß, wenn gegenwärtig, abgeſehen von der urſprünglichen Bedeutung der Worte, nur in Rückſicht allein auf ihre factiſche Geltung Recht geſprochen werden ſollte im Streite zwiſchen Aufklärung und Obſcurantismus, jedem Unrecht in verſchiedener Beziehung (inſofern es

Digitized by Google

neue wie alte Vorurtheile gibt), und jedem Recht (inſofern es alte wie neue Wahrheiten gibt) zu geben wäre. Für die Beurtheilung einzelner Erſcheinungen ergibt ſich eine Vorſichtsregel: nicht nach dem äußeren Scheine von Aufklärung und Obſcurantismus zu entſcheiden, und in Bezug auf Volkserziehung die Mahnung: bei Einführung von Neuerungen ebenſo vorſichtig, wie bei Abſchaffung von Alterthümlichem zu ſein, nicht das Neue einzuführen, weil es neu, noch das Alte abzuſchaffen, weil es alt iſt. Die Gründe des Obſcurantismus liegen entweder im Gemüth, welches bei mangelhafter oder unbefriedigter Verſtandesbildung ſeine Befriedigung in einem dem Verſtande unzugänglichen Gebiete ſucht; oder in dem Verſtande, welcher um endlicher Vortheile willen, den Verſtand ſelbſt nicht zum Allgemeingut werden laſſen will. Wenn Wenige Verſtand beſitzen, werden die Wenigen die Vielen ſicher zu ihrem Nachtheile beherrſchen laſſen. Nach dieſem Satze handelt im letzten Falle der Obſcurantismus, aber zu ſeinem eignen großen Selbſtbetruge; denn nicht der Verſtand iſt es, mit dem die Vielen den Druck ſchlechter Herrſcher wahrnehmen, ſondern das Gefühl, und ſie werden ſich gegen dieſelben um ſo eher gewaltiger, zorniger erheben, je unbefangener ſie ihrem Gefühle folgen, je weniger aufgeklärt ihr Verſtand iſt.

Obſequens, Julius, ein lat. Schriftſteller, von deſſen Lebensumſtänden nichts weiter bekannt iſt. Wahrſcheinlich lebte er unter der Regierung des Arkadius und Honorius. Er ſchrieb ein Buch: „De prodigiis", wozu er beſonders aus Livius Nachrichten ſammelte. Es iſt von demſelben nur noch ein großes Fragment vorhanden, welches mit dem Jahre 276 vor Chr. beginnt und bis Auguſtus geht. Ausgaben desſelben von Aldus (1508), von Junta (Florenz 1515); neuere von Oudendorp, mit Anmerkungen von Scaliger (Leyden 1720); von Kapp (Hof 1772); von Demſelben (Zweibrücken 1782 und 1806).

Obsequium (lat.), wörtlich: Ergebenheit, Gehorſam, nennt die katholiſche Kirche den unbedingten Gehorſam der Mönche und Nonnen gegen ihre Obern, überhaupt das ſtrenge Halten der Kloſtergelübde (ſ. d.). O. wird auch das Kloſtergefängniß genannt. Obſequien ſ. v. a. Exequien (ſ. d.)

Obſervanten, ſ. Franciscaner.

Obſervanz nennt man im ſtrengſten Sinne eine beſondere in einer einzelnen Gemeinde geltende und auf die muthmaßliche ſtillſchweigende Einwilligung der Gemeindeglieder ſich gründende Rechtsnorm; in einem weitern Sinne den Gerichtsgebrauch verbunden mit dem Gewohnheitsrecht; überhaupt ſ. v. a. Herkommen, Gewohnheit.

Obſervationsarmee heißt ein Heer, welches zunächſt den Zweck hat, ein anderes, von dem man feindliche Abſichten vermuthet, oder auch einen bereits erklärten Feind zu beobachten, und deſſen Bewegungen nöthigen Falles zu hindern.

Obſervatorium, ſ. Sternwarte.

Obſidian iſt ein glasartiges Metall, welches ſich durch vollkommen muſchelichen Bruch, ein ſpec. Gewicht von 2, 3 bis 2, 4 und eine Härte = 6 auszeichnet. Es iſt meiſt an den Kanten durchſcheinend, bisweilen auch durchſichtig, von Farbe meiſt ſchwarz, bisweilen auch braun, grün, gelb, roth und weiß. Der O. iſt ein Produkt der Feuerberge, und findet ſich in der Nähe von ſolchen oft in ſehr großen Maſſen, ganze Gebirge, Lager und Ströme bildend, häufig auf Island, Teneriffa, den lipariſchen Inſeln, in Mexico, auch in Ungarn und an andern Orten. Im Handel führt er auch die Namen: Lavaglas, Glaslava, isländiſcher Achat ꝛc., iſt ſehr politurfähig und wird zu allerlei Schmuckſachen, Doſen, Meſſerheften u. dergl. verarbeitet. Der kürzlich wieder gefundene äthiopiſche Obſidianſtein ſoll derſelbe Stein ſein.

Obſt nennt man diejenigen Früchte der Bäume und Sträucher, von denen nicht ſowohl der Same, ſondern das Fleiſch genoſſen wird. Man unterſcheidet wildes und edles, Sommer-, Herbſt- und Winterobſt, Kern-, Stein-, Schalen- und Beerenobſt. Das wilde Obſt wächſt auf Bäumen im Walde und freiem Felde und iſt zum Genuſſe weniger tauglich. Das edle Obſt wird in der Regel in Gärten und Plantagen gezogen und von

Digitized by Google

Bäumen gewonnen, die durch Pfropfen (ſ. d.), Copuliren oder Oculiren veredelt worden ſind. Kernobſt heißen diejenigen Obſtarten, deren Samen in dem Kerngehäuſe einer ſaftigen Frucht eingeſchloſſen iſt, wie Aepfel, Birnen, Quitten (ſ. d.) und Mispeln (ſ. d.); Steinobſt ſolche Obſtarten, welche nur einen einzigen, von einer ſteinigen Schale umgebenen Samenkern in jeder Frucht enthalten, wie Pflaumen, Zwetſchen, Schlehen, Kirſchen, Pfirſichen und Aprikoſen; zum Schalenobſt gehören alle Obſtarten, deren Samen in einer harten Schale liegen, wie Mandeln, Kaſtanien, Wallnüſſe, Haſelnüſſe, Lampertsnüſſe ꝛc.; Beerenobſt endlich nennt man diejenigen Obſtarten, die kein Kerngehäuſe haben und in denen die Samen zerſtreut umherliegen, wie Maulbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Weinbeeren, Feigen. Sommerobſt nennt man diejenigen Obſtarten, welche im Sommer reifen und nicht lange haltbar ſind; Herbſtobſt, die im Spätſommer und im Herbſt, Winterobſt, die im Spätherbſt reifen und ſich bis in den Winter und darüber hinaus erhalten. Das edle Obſt ſtammt ſämmtlich aus fremden Ländern, meiſt aus Aſien und wurde erſt in ſpäterer Zeit in Deutſchland eingeführt. Nicht alle Gegenden Deutſchlands eignen ſich gleich gut zum Anbau des Obſtes, das nur in warmen Himmelsſtrichen in beſter Güte gedeiht. (S. Pomologie.)

Obſtruction, ſ. Verſtopfung.

Ocampo, Florian de, ſpan. Geſchichtſchreiber, wurde zu Zamora geboren, ſtudirte auf der Univerſität von Alcala und erhielt dann ein Kanonikat in ſeiner Vaterſtadt. Kaiſer Karl V. ernannte ihn zu ſeinem Chroniſten und durch ſeine ausgebreiteten hiſtoriſchen und antiquariſchen Kenntniſſe erwarb er ſich einen ſolchen Ruf, daß die Cortes von Caſtilien im J. 1555 den Kaiſer baten, O. einen Gehalt aus dem Aerar anzuweiſen, damit er unbehindert durch die mit ſeiner geiſtlichen Pfründe verbundenen Pflichten, ſich ganz der Fortſetzung ſeiner „Crónica general de España“ (Bd. 1, Zamora 1544, Fol.; 2. Aufl. 1545, 4.) widmen könne. Eine neue, mit dem fünften Buche vermehrte Ausgabe erſchien zu Medina del Campo 1553; nach O.'s um 1576 erfolgtem Tode beſorgte ſein Nachfolger im Amte, Ambroſio de Morales, einen neuen Abdruck nebſt Fortſetzung (3 Bde., Alcala und Cordova 1574—86, Fol.; wieder abgedruckt, 10 Bde., Madr. 1791, 4.). Dieſes Geſchichtswerk leidet zwar noch an allen Gebrechen jener Zeit; denn bei umfaſſender Beleſenheit und großem Sammlerfleiße, die es bekundet, iſt es nicht frei von Fabeln und Aberglauben und ermüdet durch Breite und Trockenheit; dagegen erhebt ſich deſſen Ton in den Beſchreibungen von Großthaten oder außerordentlichen Ereigniſſen zu einer blühenden Darſtellung und wahren Beredtſamkeit, und mehrere Stellen desſelben gelten als eines der früheſten Muſter eleganter und erhabener Proſa in ſpan. Sprache. Außerdem gab O. die auf Befehl des Königs Alfonſo des Weiſen geſchriebene „Crónica general“ (Zamora 1541, Valladolid 1604, Fol.) heraus, die wegen der Gleichheit des Titels mit ſeinem Werke oft mit dieſem verwechſelt worden iſt.

Occam, Wilhelm von, aus Occom oder Okham in der britiſchen Grafſchaft Surrey gebürtig, einer der berühmteſten Scholaſtiker, von ſeinen Schülern Doctor singularis, Doctor invincibilis, Inceptor venerabilis genannt, wurde der Stifter einer eignen Secte der Occamiſten, brachte den Nominalismus zu neuem Anſehen und war überhaupt ein Philoſoph, der zu ſeiner Zeit Epoche machte. Er lebte zu Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts, trat frühzeitig in den Minoritenorden, hatte ſeinen berühmten Ordensbruder Joh. Duns Scotus (ſ. d.) zum Lehrer in der Philoſophie, und trat nachmals ſelbſt als Lehrer derſelben in Paris auf. Als ſolcher vertheidigte er die Rechte König Philipp's des Schönen von Frankreich gegen die Anmaßungen des Papſtes Johannes XXII., dem er die Armuth und Enthaltſamkeit Chriſti und der Apoſtel zum Muſter empfahl, wofür er aber nach römiſcher Sitte in den Bann gethan wurde. Später vertheidigte er aber dennoch gegen denſelben Papſt die Rechte Kaiſer Ludwig's des Bayern, bewies, daß ein Papſt weder untrüglich, noch über die weltliche Obrigkeit erhaben ſei, wurde zwar wieder in den Bann gethan, am Hofe ſeines Kaiſers aber vor weitern Verfolgungen geſchützt.

Digitized by Google

Wahrſcheinlich ſtarb er zu München 1343 oder 1347. Als Philoſoph wich er von ſeinem Lehrer gänzlich ab, verwarf die dialektiſche Abſtractionsphiloſophie der ältern Scholaſtiker und Scotiſten und hielt ſich mehr an die ſinnliche Wahrnehmung, ohne dabei gänzlich das höhere oder ſpeculative Denken zu verwerfen. Mit den Scotiſten lag er deshalb beſtändig in heftigem Streite, worin die ſogenannten Univerſalien einen Hauptpunkt bildeten (ſ. Nominalismus). In Bezug auf die Seele und deren Vermögen dachte er ebenfalls richtiger wie ſeine Vorgänger, verwarf beſonders die bis dahin angenommenen objectiven Bilder (species), welche nothwendige Bedingungen des Anſchauens und Denkens ſein ſollten, bekämpfte überhaupt mittelſt des Nominalismus viele bisher angenommenen Sätze glücklich, beſchränkte das Anſehen der herrſchenden Scholaſtik und gab zu manchen neuen Unterſuchungen Anlaß. In der Theorie der Freiheit (als Indeterminismus gedacht) und vom Willen Gottes (als Grund der Sittlichkeit) blieb er dagegen ſeinem Lehrer treu. Man hat von ihm: „Quaestiones et decisiones in IV. lib. sententiarum“ (Leyden 1495); „Centiloquium theologicum“ (Ebend. 1496); „Summa totius logicae“ (Paris 1488, Oxford 1675); Decisiones VIII. de potestate pontificum“ (Ebend. 1496); „Compendium errorum Joannis XXII.“ (Ebend. 1496) u. a. m.

Occaſionalismus (Syſtem der gelegentlichen Urſachen), eine philoſophiſche Anſicht über das Verhältniß der in der Seele und Körperwelt vorkommenden Veränderungen oder Bewegungen zu Gott, welche aus der Carteſiſchen Philoſophie ſich bildete. Ausgebildet wurde die von Carteſius nur angedeutete Lehre des O. durch Arnold Geulinx (1629—1669). Nach Carteſius gibt es drei Subſtanzen (die zu ihrer Exiſtenz keiner andern bedürfen): Gott, Seele, Körperwelt, von denen aber die letzten zwei der Aſſiſtenz Gottes bedürfen. Seele und Körper haben nun aber Einfluß auf einander, eins wird durch das andere bewegt, der Urheber der Bewegung kann jedoch nur Gott ſein, ſo daß jene beiden einander nur Veranlaſſung geben, nur gelegentliche Urſachen für einander ſind.

Occident, Abend oder Weſten, heißt die Himmelsgegend, wo ſcheinbar die Sonne untergeht; dann auch alle gegen Weſten gelegenen Länder Europa's.

Occidentaliſches, abendländiſches oder weſtrömiſches Kaiſerthum hieß der Theil des römiſchen Reichs, welcher nach Theodoſius des Großen, des letzten Alleinherrſchers, Theilung desſelben unter ſeine beiden Söhne Arkadius und Honorius an den letztern fiel, und den ganzen Occident, und zwar Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und den größten Theil Illyriens umfaßte. Arkadius erhielt den Orient (ſ. Byzantiner). Zugleich hatte Theodoſius, im Fall er noch während der Minderjährigkeit ſeiner Söhne ſterben ſollte, den Staatsmann Rufinus, einen Gallier, für Arkadius, und den Feldherrn Stilicho (ſ. d.), einen Vandalen, für Honorius zu Vormündern beſtellt. Beide traten nach Theodoſius Tode in ihre Rechte ein. Theod. hatte geglaubt, das Reich könne trotz dieſer Theilung doch noch ein Ganzes bleiben, zwar von zwei Herrſchern regiert, aber der Wiedervereinigung beider Kronen auf ein Haupt ſtets fähig ſein; allein der Reichscoloß wurde unter den beiden ſchwachen kaiſerlichen Knaben und durch die Intriguen der ehrgeizigen Vormünder bald untergraben. Der feinere Stilicho war, ſich ſtützend auf die größere Feldherrnkraft, nicht geneigt, ſeinem Mitvormund die Herrſchergewalt über den Orient abzutreten, wußte denſelben bald aus dem Wege zu ſchaffen, und Rufinus fiel auf dem Marsfelde von Conſtantinopel durch das Schwert eines kecken Soldaten unter den Augen ſeines Kaiſers. Stilicho hatte indeß wenig dadurch gewonnen. Des Arkadius kluger Günſtling und oberſter Kämmerling Eutropius, ein feiner Höfling und ebenſo gern gelitten von der ſchönen kaiſerlichen Gemahlin Eudoxia, geſtattete dem Stilicho ebenſowenig Einfluß auf die Herrſchaft des Orients; er wußte ſich bald der Anhänglichkeit der Heere und ihres Oberbefehlshabers Gainas zu verſichern, wirkte beim Senat von Conſtantinopel einen Befehl aus, wodurch Stilicho für einen Feind des Reichs erklärt und ſeiner ſämmtlichen Beſitzungen im Orient für verluſtig erklärt wurde. Dieſe Schritte der orientaliſchen Regierung gaben den erſten Anlaß zur förmlichen Trennung der

Digitized by Google

beiden Reiche. Der tapfere Stilicho, der des großen Theodoſius Stelle wohl zu erſetzen verſtand, hätte ſich leicht mit dem Schwerte den Weg nach Conſtantinopel bahnen können, der ſonſt wackere Mann vermied aber einen blutigen Bürgerkrieg und beſchäftigte ſich jetzt einzig mit der Ordnung der Angelegenheiten ſeines Mündels Honorius und des abendländiſchen Reichs. Er ſtillte glücklich einen durch Gildo, Statthalter in Afrika, angezettelten Aufruhr, beſiegte in Griechenland die Gothen, und vermählte ſeine Tochter Maria an ſeinen Vetter den 14jährigen Kaiſer Honorius (398 n. Chr.). Zwei Jahre darauf begannen die verheerenden Einfälle der Gothen unter ihrem tapfern König **Alarich** (ſ. d.) und Stilicho ſollte nun das in ſeinen Grundfeſten längſt erſchütterte Reich retten. Honorius floh bei der Annäherung Alarichs (im J. 400) aus Mailand ſeiner Reſidenz, ſchloß ſich in die Feſte Aſta (jetzt Aſti) am Tanarus, und nur Stilicho's ſchleunige Annäherung, der Alarich's Lager bei Pollentia mit allen zuſammengeraubten Schätzen eroberte und ſogar Alarich's Gemahlin gefangen nahm, rettete ihn von einer ſchimpflichen Capitulation. Alarich zog dennoch auf Rom los, mußte aber nach der blutigen Niederlage bei Ravenna 403 ganz Italien räumen. Honorius ſchlug 404 ſeine Reſidenz im feſten Ravenna auf, um daſelbſt ſicherer zu wohnen. Italien hatte aber nicht lange Ruhe; ſchon 406 brach Rhadagais an der Spitze von 200,000 deutſchen, ſarmatiſchen und andern Kriegern über die Alpen herein und drang bis Florenz vor. Mit einem nur 40,000 Mann ſtarken Heere, der letzten Kraft des erſchöpften Reichs, ging Stilicho dem Feinde entgegen, ſchloß dieſen durch Verſchanzungen ein, ſchnitt ihm alle Zufuhr ab und vernichtete durch Hunger und Schwert das ganze furchtbare Heer. Rhadagais wurde gefangen und hingerichtet, die übrigen Gefangenen als Sclaven verkauft. Italien war noch einmal gerettet, aber Stoß auf Stoß erfolgte, und ſein Untergang war vom Schickſale einmal beſtimmt. Im J. 407 überſchwemmte ein neues Barbarenheer Gallien, und Vandalen und Alanen in Verbindung mit den Sueven waren bald Herren der 7 galliſchen Provinzen. Zugleich empörte ſich das römiſche Heer in Britannien. Conſtantin, ein gemeiner Soldat, trat hier als Kaiſer auf, unterwarf ſich Gallien und vereinigte 408 auch Spanien mit ſeinem Reiche. Während dies außerhalb Italien vorging, wurde das Ende des Reichs am Hofe zu Ravenna ſelbſt durch Unfälle, Verbrechen und Schwächen aller Art beſchleunigt. Alarich hatte ſich Stilicho's Freundſchaft erworben und war in Folge eines mit Honorius abgeſchloſſenen Friedensbündniſſes zum Oberbefehlshaber der römiſchen Truppen ernannt worden. Stilicho, der die orientaliſche Hälfte dieſer Provinz gern wieder mit der abendländiſchen vereinigen wollte, trug die Eroberung derſelben Alarich auf. Dieſer unternahm einige Bewegungen in Theſſalien und Epirus, machte aber bald dem Honorius eine große Rechnung gehabter Auslagen, und forderte für ſich und ſein Volk eine occidentaliſche Provinz als bleibende Stätte, wofür er den Conſtantin demüthigen wollte. Dieſe Forderung brachte den Senat in große Bewegung, beſonders Stilicho's Antrag, den zudringlichen Mahner mit 4000 Pfund Gold als Hülfsgeld einſtweilen zu befriedigen. Dieſe Nachgiebigkeit gegen den einſt ſo gefährlichen Gegner machte Stilicho beim Senate, Heere und Kaiſer verdächtig. Honorius fing an Stilicho zu fürchten, und als man ihm zuflüſterte, es gehe derſelbe mit dem Plane um, ſeinen Sohn Eucherius auf den Thron zu ſetzen, ſo gab er den Befehl zu ſeiner Hinrichtung. Stilicho wurde 408 enthauptet und mit ihm verlor das abendländiſche Reich die noch einzig übrige Stütze. Gleiches Schickſal hatten Stilicho's Sohn und viele ſeiner Freunde, und von ſeiner zweiten Gemahlin Thermantia (die erſte ſtarb 407, und wie die Geſchichtsſchreiber verſichern, nach zehnjähriger Ehe noch als Jungfrau), der zweiten Tochter Stilicho's, ließ ſich Honorius bald darauf ſcheiden. So hatte es der ſchlaue Alarich eben gewünſcht. Jetzt befand ſich der ſchwache Kaiſer in den Händen ſeiner ebenſo unwiſſenden Günſtlinge, und mehr als 30,000 Mann, dem gemordeten Feldherrn treuergebene Hülfstruppen, gingen zu Alarich über, der, ehe man noch zu Rom überlegen konnte, was man ſeinen Forderungen entgegenſetzen wollte, bereits die Alpen und den Po überſchritten hatte und Rom ſo eng einſchloß, daß die ſchrecklichſte Hungersnoth darin ausbrach. Bald vermehrte ſich deſſen Heer bis auf 100,000 Mann, nachdem ein Heer Gothen und Hunnen

Digitized by Google

von der Donau zu ihm geſtoßen war, und da Honorius in ſeine harten Friedensbedingungen nicht eingehen mochte, wählte Alarich in der Perſon des Präfecten Attalus mit Einwilligung des Senats und Volks, einen andern Kaiſer und zog mit dieſem gegen Ravenna. Mehrere Fehler, welche indeß Attalus beging, und welche viel dazu beitrugen, die Erſtürmung dieſer Feſte zu vereiteln, bewogen Alarich, dieſen wieder abzuſetzen. Schon war er im Begriff, den Honorius mildere Friedensbedingungen zuzugeſtehen, als er, angegriffen von deſſen Feldherrn Sarus, ſich wieder gegen Rom wandte, daſſelbe am 24. Aug. 410 um Mitternacht, wo ihm verrätheriſche Sclaven die Thore öffneten, einnahm und die Hauptſtadt der Welt mit allen ihren Kunſtſchätzen auf das ſchrecklichſte verheerte. Nur die Kirchen blieben verſchont. Noch in demſelben Jahre ſtarb Alarich im ſüdlichen Italien. Sein Nachfolger Adolf ſchloß mit Honorius Frieden, vermählte ſich mit deſſen Schweſter Placidia, und wandte ſich mit Schätzen beladen von dem gedemüthigten Rom nach Gallien und Spanien (412), wo er das weſtgothiſche Reich ſtiftete. — Jetzt athmete Italien wieder freier, und hätte ſtatt Honorius, der ohne Talente und Leidenſchaften am liebſten Hühner und Gänſe fütterte, ein kraftvoller Mann auf dem Throne geſeſſen, ſo würde es vielleicht wieder zu neuer Kraft gelangt ſein. Gallien wurde nach Adolf's Ermordung durch den römiſchen Feldherrn Conſtantius wieder dem römiſchen Scepter unterworfen, aber es wurde durch fortwährende neue Kämpfe zerriſſen. Britannien und Afrika waren verloren, und zu Ravenna ſelbſt herrſchten die unſeligſten Zwiſte. Endlich ſtarb Honorius am 24. Aug. 423 und Valentinian III., der Sohn der Placidia, den dieſe von ihrem zweiten Gemahl Conſtantius hatte, der nach der Wiedereroberung Galliens ihre Hand erhielt und zum Mitregenten des Honorius ernannt wurde, aber noch vor Honorius ſtarb, wurde als 6jähriges Kind zum abendländiſchen Kaiſer ausgerufen. Placidia wurde Vormünderin ihres Sohnes und behauptete ſich 25 Jahre lang. Während ihrer Regierung kam das abendländiſche Reich ſeinem Untergange immer näher. Genſerich, der Vandalenkönig, ſetzte ſich im römiſchen Afrika feſt und ſtiftete hier das vandaliſche Reich (428); durch Abtretung Illyriens an den Orient erkaufte Placidia zur Gemahlin für ihren Sohn die Tochter des Theodoſius und der Athenais, Eudoxia. Hierauf kam Attila, der Hunnenkönig, Genſerich's Bundesgenoſſe, verlangte die Schweſter Valentinian's, Honoria, nebſt ihrem Erbtheile, Italien, zur Gemahlin, erhielt eine abſchlägige Antwort, fiel deshalb in Gallien ein, wurde zwar 450 in den catalauniſchen Feldern (bei Chalons) durch den römiſchen Feldherrn Aëtius mit Hülfe des Gothenkönigs Theodorich faſt vernichtet, kam aber dennoch 451 wieder, zerſtörte und plünderte die ſchönſten Städte, wie Apuleja, Padua, Vicenza, Verona, Mailand und Pavia, und Rom konnte nur durch ein Löſegeld, welches den Werth des Erbes der Honoria betrug, den Feind zum Abzuge vermögen. Nach Attila's Tode 453 hätte Valentinian glücklich regieren können, wenn er weniger leidenſchaftlich geweſen wäre. Die Ermordung des Aëtius aber, den er im Verdacht verrätheriſcher Abſichten hatte und bei einem Wortſtreite in ſeinem Palaſte eigenhändig mit dem Schwerte niederſtieß, wurde an ihm furchtbar gerächt. Er fiel am 15. März 455 auf dem Marsfelde mit ſeinem Günſtlinge Heraklius durch die Schwerter zweier Freunde des Ermordeten, die ſich unter ſeiner Leibwache befanden. Der Senator Petronius Maximus wurde jetzt zum Kaiſer ausgerufen; dieſer vermählte ſeinen Sohn mit der älteſten Tochter des vorigen Kaiſers und zwang die Eudoxia ihn zu heirathen. Eudoxia rief aber den König Genſerich von Karthago zu ihrer Befreiung herbei; Maximus floh, wurde auf den Straßen Roms mit Steinen zu Tode geworfen, und nur Papſt Leo's des Großen Fürſprache rettete Rom noch einmal von Brand und Mord. Alle Kunſtſchätze aber und ſonſtigen Koſtbarkeiten, die ſeit Alarich wieder in der Hauptſtadt aufgehäuft waren, wurden nebſt mehreren Tauſend Römern, Männer und Frauen, von Genſerich's Horden nach Afrika übergeführt. — Unterdeß war unter des Weſtgothenkönigs Theodorich Einfluſſe der damalige Oberbefehlshaber des römiſchen Heeres in Gallien, Avitus, ein Gallier, am 15. Aug. 455 als Kaiſer des Occidents ausgerufen. Der Senat und das Volk in Rom erkannten ihn zwar an, weil ſie mußten, erwarteten aber mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo ſie ſich des aufgedrungenen Herrſchers

Digitized by Google

wieder entledigen konnten. Avitus ſelbſt machte ſich durch Ueppigkeit noch verächtlicher, und als Ricimer, einer der Oberbefehlshaber der zur Vertheidigung Italiens beſtimmten ausländiſchen Truppen, nach einem über die Vandalen erfochtenen glänzenden Siege am 16. Oct. 457 im Triumph in Rom einzog und ſich gegen ihn erklärte, wurde er vom Senate zum Tode verurtheilt und kam bei der Flucht ums Leben. Nach Ricimer's Willen beſtieg Majorian, früher Soldat unter Aëtius, den Thron. Dieſer regierte mit viel Klugheit und Verſtand, traf viel heilſame Verordnungen im Staate, gab weiſe Sittengeſetze, führte glückliche Kriege gegen Theodorich und Genſerich, ward aber ebenfalls ein Opfer der allverbreiteten Sittenverderbniß, wurde von Ricimer entthront und ſtarb, von dieſem wahrſcheinlich ermordet, ſchon nach fünf Tagen, am 7. Auguſt 461. Ebenſo wurde Livius Severus, der nachfolgende Kaiſer, 465 aus dem Wege geräumt. Ricimer war während der verfloſſenen fünf Jahre der eigentliche Herrſcher geweſen und führte auch in den zwei folgenden Jahren, wo der Thron unbeſetzt blieb, die Regentſchaft, war aber zu klug, um den Herrſchertitel ſelbſt anzunehmen. Als er indeß bald darauf, gedrängt von den Vandalen, den Orient um Hülfe rufen mußte, und dieſer dieſelbe nur unter der Bedingung verſprach, daß dem Kaiſer Leo die Ernennung des künftigen abendländiſchen Herrſchers überlaſſen werden ſollte, ſo verlor er an Einfluß auf die innern Angelegenheiten des Reichs, und der griechiſche Patricier Anthemios zog am 12. April 467 mit großem Pompe als Kaiſer in Rom ein. Ricimer erhielt deſſen Tochter zur Gemahlin, und es ſchienen ſomit zu Roms Wiederbefeſtigung viele Intereſſen glücklich vereinigt. Allein der Krieg gegen die Vandalen, welcher dem Reiche unermeßliche Summen raubte, gab bald zu Mißverſtändniſſen aller Art zwiſchen Ricimer und Anthemios Anlaß, welche endlich den förmlichen Bruch herbeiführten. Ricimer zog mit einem großen, durch Burgunder und Sueven verſtärkten Heere gegen Rom, ernannte den Schwiegerſohn Valentinian's, den Senator Olybrius, am 13. März 472 zum Kaiſer und eroberte Rom nach dreimonatlicher tapferer Vertheidigung des Anthemios, den er ermorden ließ und mehrere Tage die Hauptſtadt durch Mord und Plünderung verheerte. Im Auguſt desſelben Jahres ſtarb Ricimer, wenige Wochen darauf auch der neue Kaiſer, und Rom war jetzt ganz der Willkür der Barbaren preisgegeben. Gundobald, Ricimer's Neffe, Oberbefehlshaber derſelben, ernannte einen ſeiner Soldaten, Glycerius, zum Kaiſer des Occidents, der aber durch den von Conſtantinopel aus ernannten Julius Nepos, Neffen des Marcellin und Regent von Dalmatien, 474 wieder verdrängt und mit dem Bisthum Salona entſchädigt wurde. Nepos ſchloß mit den Weſtgothen Frieden, mußte aber in Folge eines unter den ausländiſchen Truppen unter Anführung ihres Oberbefehlshabers Oreſt entſtandenen Aufruhrs, aus Ravenna nach Dalmatien flüchten, wo er fünf Jahre lebte und hier endlich von Glycerius ermordet wurde. Oreſt's Sohn, Romulus Auguſtulus, beſtieg 475 den abendländiſchen Kaiſerthron. Er war der letzte römiſche Kaiſer des Occidents und mit ihm war das Ende dieſes Reichs gekommen. Als Oreſt die Forderungen der verbündeten Deutſchen, Heruler, Rugier ꝛc., welche unter ihrem Führer Odoacer verlangten, daß ein Drittheil der Ländereien Italiens unter ſie getheilt werden ſollte, nicht einging, empörten ſich dieſelben und eroberten Pavia, welches Oreſt vertheidigte. Oreſt wurde hingerichtet, Auguſtulus dankte freiwillig ab (476) und Odoacer wurde von ſeinem Heere zum Kaiſer ausgerufen. Der römiſche Senat ließ jetzt dem orientaliſchen Kaiſer Zeno die Kaiſerkrone vom Occident antragen und bat ihn, dem Odoacer die Verwaltung Italiens zu überlaſſen. Zeno ließ ſich die Ehrenzeichen des weſtrömiſchen Kaiſers überreichen und vereinigte die Kronen der beiden ehemals mächtigen Reiche in Eine, die freilich kaum ein Schattenbild des ehemaligen Glanzes und ihrer Weltherrſchaft geben konnte. Vom großen römiſchen Weltreiche blieb nur der Name ſeiner ehemaligen Hauptſtadt. Römerſinn und Römerkraft, die Waffen, mit denen es die Welt ſich unterthan gemacht, waren aus ihr gewichen, an ihre Stelle Ueppigkeit und Sittenloſigkeit getreten und ſomit die mächtigen Grundpfeiler ihrer Größe geſtürzt. Die Barbaren hatten ihre rohe aber noch ungeſchwächte Kraft an den Römern furchtbar erprobt, hatten bei ihnen Kriegskunſt gelernt und überlegen ihren Lehrmeiſtern an phyſiſcher Kraft.

Digitized by Google

waren ſie bei auch immer ſteigender Civiliſation aus Söldnern Bundesgenoſſen und zuletzt Herren geworden. Das unheilvolle Theilungsſyſtem, was ſchon Diocletian (284) angenommen und Theodoſius durchgeführt hatte, führte die politiſche Ohnmacht und endliche Vernichtung des Weltreichs herbei, die ſelbſt das ſich immer weiter verbreitende Chriſtenthum nicht abwenden konnte. Es trat eine ganz neue Ordnung der Dinge ein; alle Verhältniſſe eines Staats, der Jahrhunderte lang ſeinen Stolz in der republikaniſchen Verfaſſung gefunden hatte, wurden durch das von Oſtgothen, Franken und Longobarden mitgebrachte Lehnsſyſtem umgeändert, ſelbſt die römiſche Volksſprache mußte dem neuen Zeitgeiſte weichen, und an ihre Stelle traten nach und nach die italieniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und engliſche. Vgl. als Hauptwerke über Roms Geſchichte: E. Gibbon's „History of the decline and fall of the roman empire" (Bd. 6) und Schloſſer's „Geſchichte der alten Welt und ihrer Cultur" (Bd. 3).

Occupation (occupatio), im juriſtiſchen Sinne die Beſitzergreifung herrenloſer Sachen in der Abſicht, dieſelben dadurch zu Eigenthum zu machen. (Vgl. Eigenthum.) Herrenloſe Sachen ſind ſolche, die ſich entweder nie in Jemandes Eigenthume befunden (res nullius), oder deren Beſitz und Eigenthum von dem bisherigen Eigenthümer aufgegeben worden iſt (res derelictae). Die Erwerbung herrenloſer Sachen durch bloße Beſitzergreifung iſt in der Regel Jedem geſtattet (res nullius cedit primo occupanti). Das gemeine Recht kennt folgende Unterarten der O.: 1) durch Jagd und Fiſchfang aller wilden, d. h. die Gegenwart der Menſchen fliehenden Thiere, welche ſich nicht bereits im Eigenthume eines Andern befinden. Nach gemeinem Rechte iſt ſie auch auf fremdem Grund und Boden erlaubt, obgleich der Eigenthümer deſſelben das Recht hat, dem Jagenden den Eintritt zu verwehren. Die O. wilder Thiere wird nicht durch deren bloße Verwundung (z. B. Anſchießung), ſondern erſt durch wirkliche Tödtung und Einfangung bewirkt. Nach neueren Rechten gehörte die Jagd entweder zu den landesherrlichen Regalien, wie in Sachſen, oder ſie war ein Ausfluß des Grundeigenthumsrechtes, mithin in keinem Falle eine Unterart der O.; 2) durch Finden herrenloſer, von ihrem bisherigen Eigenthümer verlaſſener Sachen. Findet Jemand einen Schatz (thesaurus), d. h. eine ſeit undenklichen Zeiten verſteckt geweſene werthvolle bewegliche Sache, deren Eigenthümer man nicht mehr kennt, und zwar auf eignem Grund und Boden, ſo gehört ihm der Schatz ganz, wird er auf fremdem Territorium und zwar durch abſichtliches Nachſuchen gefunden, ſo fällt er nur dem Eigenthümer des Bodens, außerdem aber dieſem und dem Finder jedem zur Hälfte zu. Nach den Grundſätzen des heutigen Rechts begeht der Finder einer verloren gegangenen Sache einen Funddiebſtahl an dem Herrn derſelben, wenn er den Fund verheimlicht. Zeigt er ihn aber, wie er ſoll, der Obrigkeit an, und iſt es dieſer unmöglich, den rechtmäßigen Eigenthümer in einer gewiſſen Friſt (in der Regel 6 Wochen) ausfindig zu machen, ſo wird der Betrag der gefundenen Sache zwiſchen dem Fiscus und dem Finder getheilt; 3) die Erbeutung feindlicher Sachen (occupatio bellica) in einem vom Staate gebilligten Kriege. Hat der Soldat Erlaubniß zur Plünderung erhalten, ſo gehören die erbeuteten Sachen ihm ſelbſt zu. Davon ausgeſchloſſen iſt aber erbeutetes Staatseigenthum, z. B. öffentliche Caſſen, Munition u. dergl., ſowie alles Grundeigenthum (res immobiles), es möge ſich nun in ſtaatlichem oder Privatbeſitze bisher befunden haben. Alle erbeuteten Gegenſtände dieſer Art fallen dem Staate zu, der die Plünderung ſeinen Soldaten geboten oder erlaubt hat. Jeder, dem eine Sache auf dem Wege der Plünderung entriſſen worden iſt, hat das Recht, ſich derſelben, wo er ſie auch antreffe, wieder zu bemächtigen. Er darf ſie von ſeinen eigenen Mitbürgern vindiciren, ſelbſt wenn dieſe ſie vom Feinde gekauft haben. Nur in dem Falle, wenn dieſe beweiſen können, daß ſie eine ſolche Sache lediglich in der guten Abſicht an ſich gekauft haben, um ſie deren früherem Eigenthümer dadurch zu erhalten und zurückzugeben, iſt dieſer verbunden, ihnen das, was ſie dafür gezahlt haben, zu vergüten; 4) wenn der Eigenthümer eines Grundſtücks daſſelbe lange Zeit hindurch unbenutzt und unbebaut hat liegen laſſen, ſo darf um des öffentlichen Beſten willen jeder Dritte ein ſolches verlaſſenes Grundſtück auf eigene Koſten kultiviren, und es ſogar, wenn es von

Digitized by Google

dem rechtmäßigen Eigenthümer während eines beſtimmten Zeitraumes nicht reclamirt wir (in der Regel nach zwei Jahren) als ſein Eigenthum behalten (— occupatio agrorum deſertorum —). Fordert aber der Eigenthümer ſein Grundſtück in der ihm dazu vergön ten Zeit zurück, ſo muß er dem Bebauer wenigſtens die bisherigen Koſten der Cultivirung zurückerſtatten. Auch pflegen während der erſten Jahre dem neuen Anbauer alle öffent lichen Abgaben und Laſten erlaſſen zu werden. — In jedem Staate beſtehen gegenwärtig beſondere Geſetze in Bezug auf Occupationen jeder Art.

Ocean, ſ. Meer.

Ocellus Lucanus (aus Lucanien), ein Pythagoräer, lebte im 5. Jahrh. n. Ch. und ſchrieb im doriſchen Dialekt „Ueber die Natur des All's“, welche Schrift wahrſchein lich von einem Andern in den attiſchen Dialekt übertragen wurde. Sie erſchien zuerſt zu Paris (1539, 4.). Die neueſte Ausgabe iſt von A. F. W. Rudolphi (mit Commentar Leipzig 1801). In Fülleborn's Beiträgen (St. 10, Nr. 1—3) findet man von Bardili eine deutſche Ueberſetzung davon, mit ſchätzbaren Anmerkungen und einer Abhandlung über den Geiſt dieſes Pythagoräers. Auch Schultheß hat ſie ins Deutſche überſetzt (in der „Bibliothek der griechiſchen Philoſophen“, Zürich 1781, 3 Thle.). Ein Manuſcript dieſes Werkes befindet ſich auf der königl. Bibliothek zu Dresden.

Ocher oder Ocker iſt der gemeinſchaftliche Name für mehrere erdige und abfär bende Metalloxyde, z. E. Eiſenocher, Wismuthocher, Antimonocher, Nickelocher, Uranocher die man ſämmtlich natürlich findet. Als Farbe verſteht man unter Ocher vorzüglich das Eiſenoxydhydrat in ſeinen gelben, braunen und rothen Abänderungen.

Ochlokratie nennt man diejenige Ausartung der Demokratie (ſ. d.), wo nicht mehr das Volk, ſondern der Pöbel die Herrſchaft führt.

Ochotsk, eine ruſſ. Seeprovinz im öſtl. Sibirien, die von der Provinz Jakutsk, von der Seeprovinz Kamtſchatka und vom Ochotskiſchen Meere, einem Meerbuſen der Süd ſee, begrenzt wird, iſt ein rauhes, unfruchtbares, im Südweſten von hohen, mit ewigem Eis bedeckten Bergen durchſchnittenes Land und nur als Mittelglied des Handels zwiſchen Sibirien und dem ruſſ. Amerika wichtig. Die gleichnamige Hauptſtadt hat kleine ärmliche Häuſer und einen Hafen, worin man ſich nach Kamtſchatka einſchifft. Die Ein wohner, gegen 1800 an der Zahl, nähren ſich von Pelzhandel und Schiffsbau. Auch iſt bei der Stadt eine Saline. Eine andere Stadt des Landes iſt Iſchiginsk, mit 500 Einw., die einen lebhaften Verkehr mit den Korjäken und Tſchuktſchen unterhalten. Das Land der letztern, ebenfalls den Ruſſen unterworfen, wird gewöhnlich auch noch zu O. ge rechnet. Andere zählen es zur Provinz Jakutsk (ſ. d.)

Ochs, eine Thiergattung aus der Familie der Wiederkäuer und der Gruppe der Hohlhörner, zeichnet ſich beſonders durch ſehr breiten Kopf und ſeitwärts zurückgebogene glatte Hörner aus. Seine Arten ſind über vier Welttheile verbreitet, ſchwerfällig gebaut, ſtark, von geringer Intelligenz und wildem Naturell. Sie ſind zwar zum Theil dem Men ſchen unterworfen, verrathen aber in gezähmtem Zuſtande wenig Dankbarkeit und Anhäng lichkeit. Von dem zahmen Ochſen (Bos Taurus) hat die Stammraſſe wahrſcheinlich in der Urzeit in Nordeuropa wild gelebt, denn man findet häufig foſſile Knochen derſelben in Frankreich, Irland, Deutſchland und Rußland, beſonders in aufgeſchwemmtem Boden ſie iſt verloren gegangen. Cuvier hält den ind. Zebu für den eigentlichen Stammvater des zahmen Ochſen, der jetzt über alle irgend bewohnbaren Länder verbreitet iſt und nun in viele Raſſen und Spielarten zerfällt. Die berühmteſten Raſſen Deutſchlands ſind die ſchweizeriſche und oſtfrieſiſche; doch auch die oldenburgiſche, holſteinſche, ſalzburger ꝛc. iſt geſchätzt. Unter den fremden zeichnet ſich die ungariſche durch ungemein große Hörner die engl. durch Größe aus; von beſonderer Eigenthümlichkeit und mit manchen ſchätzbaren Eigenſchaften begabt ſind einzelne Raſſen in Polen, der Ukraine, der europ. Türkei, Si cilien, Nordafrika, Südamerika ꝛc. (S. Rindviehzucht.) Unter den übrigen, mehr wilden Arten nennen wir den Auerochſen, der nur noch in Lithauen und vielleicht im Kaukaſus vorkommt; den Zebu, ausgezeichnet durch hohe Fetthöcker, auf dem Widerriſt

Digitized by Google

und in Indien, Arabien, dem öſtlichen Afrika und auf Madagascar heimiſch; den **Büffel**, in Südeuropa als Zugthier gebraucht und unter dem Namen **Arni** in den Thälern am Fuße des Himalaja und in Birma angetroffen; den **Kafferbüffel**, in den Wäldern Südafrikas lebend; den **Biſon** (ſ. d.) und das **Biſamthier** (ſ. d.), beide letztere in Amerika.

Ochs, Adam Ludwig von, kurheſſiſcher Generalmajor, geb. 1759 zu Roſenthal in Oberheſſen, von armen Aeltern, trat als Fourier in heſſiſche Kriegsdienſte, ging 1776 mit einem Jägerbataillon nach Nordamerika, ſtieg hier 1780 bis zum Lieutenant und ſpäter zum Adjutant, und wurde nach ſeiner Rückkehr Stabscapitän. Als ſolcher begann er ruhmvoll den Feldzug gegen Frankreich, wo er an der Spitze einer Jägercompagnie den Nachtrab deckte und unter andern ein franzöſiſches Streifcorps bei Weilburg ſchlug, und bei der Einnahme von Frankfurt 1792 den erſten Angriff auf das Friedberger Thor machte. Mit gleicher Auszeichnung operirte er als Bataillonscommandeur in den Jahren 1793, 94 und 95 in den Niederlanden. Bei Oſtcapellen am 21. Aug. 1793 eroberte er ein franzöſiſches Lager von 60 Zelten, 3 Kanonen und 4 Munitionswagen und erhielt den kurheſſiſchen Orden pour la vertu militaire. In der Schlacht bei Honscoten am 6. Sept. 1793 erhielt er einen gefährlichen Schuß in den Unterleib, wurde aber bald und glücklich wieder hergeſtellt und trat im Frühjahre 1794 wieder in Thätigkeit, wo er unter General Hammerſtein unter ſteten blutigen Gefechten den Nachtrab anführte, überall Muth und Beſonnenheit zeigte und den oft überlegenen Feind meiſtens glücklich bekämpfte. Nach dem Frieden zwiſchen Heſſen und Frankreich am 28. Aug. 1795 erhielt O. den Befehl, den ſüdlichen Neutralitätscordon in der Grafſchaft Hanau zu beſetzen und entwarf für die Infanterie während dieſer Zeit ein Exercier- und Dienſtreglement, welches zu den beſſern Arbeiten jener Zeit gehört. Im J. 1799 wurde er Major und 1805 Obriſtlieutenant und Brigadier der leichten Truppen, und von 1803 bis 1806 zu vielen militäriſchen und diplomatiſchen Miſſionen gebraucht. Als ſich im letztgenannten Jahre über Heſſen das Ungewitter zuſammenzog, gehörte O. zu denjenigen Perſonen, welche das größte Zutrauen des Kurfürſten beſaßen. Nach Beſetzung Heſſens durch die Franzoſen unter Mortier, was O. durch vielfache Ermahnungen, den Freundſchaftsverſicherungen der Franzoſen nicht zu trauen und ihnen lieber den Krieg zu erklären, als neutral zu bleiben, nicht abwenden konnte, wurde O., weil er den ihm von Mortier gemachten Antrag, als kaiſerlicher franzöſiſcher Oberſt des zu errichtenden heſſiſchen Regiments in franzöſiſche Dienſte zu treten, zurückwies und ſich als Mitglied der Verpflegungscommiſſion der Habſucht der herbeiſtrömenden Fremdlinge widerſetzte, als Gefangener nach Luxemburg abgeführt. Hier blieb er bis zum Tilſiter Frieden, und als der Kurfürſt den eine Wiederanſtellung Suchenden damals an Jerome wies, welcher die Einkünfte der heſſiſchen Lande bezog, ging O. in weſtfäliſche Dienſte. Hier wurde er, weil man ihn im Verdacht einer fortwährenden Verbindung mit dem Kurfürſten hatte, Anfangs nicht in der Linie, ſondern als Revue-Inſpector in Magdeburg, doch ein Jahr darauf als Oberſt und Commandant des Harzdepartements, und bald darauf bei dem weſtfäliſchen Contingent, welches nach Spanien marſchirte, als Brigade-Commandant angeſtellt. An der Spitze einer 6000 Mann ſtarken Diviſion gab O. hier überall Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit und Kriegserfahrung. Er wurde nach den erſten Gefechten vor Girona Brigadegeneral, und im September 1809 übernahm er das Commando der weſtfäliſchen Diviſion in Catalonien. In dieſem Feldzuge erhielt er den weſtfäliſchen Orden. Nach ſeiner Rückkehr aus Spanien 1810 erhielt er das Commando zwiſchen der Elbe und Weſer, um das von Napoleon gebotene Continentalſyſtem aufrecht zu erhalten, wurde ſpäter Diviſionsgeneral und von da an mit großer Auszeichnung behandelt. In kurzer Zeit ſtieg er zum functionirenden Generalcapitän der Garden, zum Baron, Commandeur des weſtfäliſchen Ordens und zum Ehrenkammerherrn. Während des ruſſiſchen Feldzuges commandirte er eine weſtfäliſche Infanterie-Diviſion unter Marſchall Ney, und erhielt nach der Schlacht bei Moſaiek den Orden der Ehrenlegion. Zu Thorn, dem Sammelplatze des zerſtreuten weſtfäliſchen Corps, bekam O. das Lazarethfieber, ging, wie-

Digitized by Google

der geneſen, als Militärgouverneur nach Halberſtadt, und wurde hier von einer Abtheilung Koſaken unter Czernitſchef, nachdem er ſich mit 80 Invaliden tapfer gehalten, bei einem Verſuche, ſich durchzuſchlagen, gefangen und nach Dorpat abgeführt, wo er im Februar 1814 nach Kaſſel zurückkam. Seine Verſuche aber, während des Befreiungskrieges 1814 und 1815 wieder in Heſſen, wo man ihn vielfach verläumdet hatte, angeſtellt zu werden, waren vergeblich. O. ſchrieb während dieſer Zeit ſeine: „Betrachtungen über die neuere Kriegskunſt“ (Kaſſel 1817). Erſt im März 1818 wurde er zum Oberſt im Generalſtabe und im Mai desſelben Jahres zum Generalmajor ernannt, und trat wieder mit ſeinem Kurfürſten in die früheren Verhältniſſe. In einem Zeitraume von drei Jahren wurde er Mitglied der Militärcommiſſion beim Bundestage, Geſandter am ruſſiſchen Hofe, Commandeur erſter Claſſe des goldenen Löwenordens, Chef des Generalquartiermeiſterſtabes und Commandeur en Chef des Jägerbataillons, und erhielt Sitz und Stimme im General-Kriegscollegium. Auch das Vertrauen des neuen Kurfürſten, Wilhelm's II., der an die Stelle ſeines verewigten Vaters Wilhelm's I. die Regierung übernahm, wurde O. ungeſchmälert bis an ſeinen Tod zu Theil, der am 21. Oct. 1823 erfolgte.

Ochſenhauſen, eine ehemalige Benedictinerabtei im ſchwäbiſchen Kreiſe, zwiſchen den Städten Memmingen und Biberach, wurde im J. 1100 als Priorat geſtiftet und 1391 vom Papſte zur Abtei erhoben. Der Abt erhielt nach und nach von mehreren Kaiſern große Privilegien und 1746 Sitz und Stimme auf der ſchwäb. Prälatenbank des Reichstags. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß von 1803 kam das Territorium als Entſchädigung zum größten Theil an den Fürſten Metternich, theils an den Grafen von Schäsberg. Im J. 1825 aber erkaufte es der König von Würtemberg, der es als Standesherrſchaft ($2^1/_2$ QM. mit 7000 Einw.) noch jetzt beſitzt. Das Schloß in dem gleichnamigen Flecken heißt Winneburg.

Ockenheim, Johannes, eigentlich Ockeghem, war ein berühmter Componiſt, Haupt der zweiten niederländiſchen Schule der Muſik, auch als vorzüglicher Verbreiter des Contrapunkts und nach Einigen Erfinder des Canon. Er ſchrieb unter andern 36ſtimmige Geſänge für 9 Chöre und eine Miſſa, die in jeder beliebigen Tonart geſungen werden konnte. Von ſeinen contrapunktiſchen Arbeiten hat ſich Mehreres erhalten. Von den Lebensumſtänden dieſes Künſtlers iſt wenig bekannt. Er ſoll 1420 oder 1430 in der Grafſchaft Henneberg geboren und zu Tours um 1512 geſtorben ſein. Josquin war einer ſeiner berühmteſten Schüler.

O'Connell, Daniel, iriſcher Advocat, der große Agitator, wie ihn die Engländer nennen, gehört unſtreitig zu den merkwürdigſten Erſcheinungen unſerer Zeit. Man hat ihn den größten Mann unſers Jahrhunderts nach Napoleon genannt, doch in mancher Hinſicht muß man ihn noch über dieſen Heros der franzöſiſchen Revolution ſtellen, denn er hat ungeachtet des beſchränkten Wirkungskreiſes, in dem ſich ſeine Thätigkeit bewegte und der geringeren Mittel, denen er gebieten konnte, einen Feind beſiegt, dem Napoleon unterlag. Er hat den Kampf mit der engliſchen Ariſtokratie ſiegreich beſtanden, ſeinem Volke Freiheit errungen und den größten politiſchen Einfluß gewonnen, den vielleicht je ein Privatmann ausgeübt hat. O. wurde am 6. Aug. 1774 von Aeltern geboren, die, obwohl der Sage nach Abkömmlinge iriſcher Könige, ſich dennoch in den beſchränkteſten Vermögensumſtänden befanden, ſtudirte zu Löwen, St. Ouen und Douai, wo für katholiſche Iren beſondere Collegien errichtet waren und brachte darauf zu London die gewöhnliche Zeit in der Rechtsſchule des Middle Temple zu, um die Befugniß zur praktiſchen Ausübung der Rechtswiſſenſchaft zu erlangen, worauf er im Jahre 1798 von dem Gerichtshofe der königlichen Bank in Dublin als Advocat zugelaſſen wurde. Die Zahl der katholiſchen Advocaten, denen ihre Glaubensgenoſſen vorzugsweiſe ihr Vertrauen zuwandten, war noch nicht ſehr groß, da den Katholiken erſt vor wenig Jahren das Recht zugeſtanden war, dieſen Stand zu ergreifen. O. zeichnete ſich durch ſeltene Beredtſamkeit, ausgebreitete Kenntniſſe und einen unermüdlichen Fleiß aus und erlangte dadurch bald einen Ruf, der ihn den Erſten ſeines Standes

Digitized by Google

an die Seite ſetzte. Im Jahre 1809 verbanden ſich in Dublin einige freiſinnige Männer, deren Namen jetzt vergeſſen ſind, um gemeinſchaftlich zur Befreiung ihres unterdrückten Volks zu wirken. O. ſchloß ſich ihnen an und trat am 24. Mai d. J. in einer öffentlichen Volksverſammlung zum erſten Male als Volksredner auf. Seine Rede, worin er die Bedrückungen, welche das iriſche Volk erfahren, die Leiden ſchilderte, die es erduldet hatte und die Mittel angab, durch die es ſich aus ſeiner tiefen Erniedrigung wieder zu erheben vermöge, machte einen gewaltigen Eindruck, ſie belebte den halb erſtorbenen iriſchen Volksgeiſt von neuem und von dieſem Tage an war O.'s Einfluß bei allen Berathungen iriſcher Vaterlandsfreunde begründet. Zugleich entwickelte er eine bewundernswürdige Thätigkeit. Ueberall, wo etwas für die große Sache, der er ſein Leben gewidmet hatte, zu thun war, ſtand er in der vorderſten Reihe, vertheidigte die Katholiken, die dem Drucke proteſtantiſcher Ungerechtigkeit unterliegen ſollten, trat als Ankläger gegen jede Gewaltthat auf, welche die Schranken des Geſetzes überſchritt und erwarb ſich dadurch ebenſo ſehr die Liebe und Verehrung ſeiner katholiſchen Landsleute, als er ſich den Haß der proteſtantiſchen Engländer zuzog, die ihn als den erbittertſten Feind nicht allein ihrer weltlichen Vorrechte, ſondern auch ihrer Religion betrachteten. Die leidenſchaftliche Heftigkeit, mit der er ſich gegen die herrſchenden Mißbräuche in Irland ausſprach, zog ihm manche perſönliche Unannehmlichkeit zu. Im Jahre 1813 veranlaßte er den Alderman d'Eſterre wegen eines beleidigenden Ausdrucks, den er gegen die aus wüthenden Orangemännern zuſammengeſetzte Corporation der Stadt Dublin gebraucht, ihn zum Zweikampf zu fordern. Sein Gegner blieb auf dem Platze, im folgenden Jahre wurde ein ähnliches Zuſammentreffen mit dem damaligen Staatsſecretär für Irland, Peel, nur durch das Einſchreiten der Gerichte verhindert; von dieſer Zeit an legte er das Gelübde ab, ſich nie wieder in einen ſolchen Ehrenhandel einzulaſſen. Der Verein, dem er ſeit dem Jahre 1809 angehörte und der unter verſchiedenen Namen fortbeſtand und manches Gute förderte, hatte nie einen beſonders ausgedehnten Wirkungskreis erlangt. Der Grund hiervon lag darin, daß jedes Mitglied einen jährlichen Beitrag von 5 Pfd. St. geben mußte, die katholiſchen Iren aber zu arm ſind, um eine ſolche Summe aufzubringen, und diejenigen, welche es vermocht hätten, als den höhern Ständen gehörig, ſelten großmüthiger Aufopferung fähig ſind. Ein zufälliger Umſtand brachte O. auf den Gedanken, in dieſen Verhältniſſen eine Aenderung hervorzubringen. König Georg IV. beſuchte im zweiten Jahre ſeiner Regierung Irland und ward von den Iren, die ſeine früheren liberalen Geſinnungen kannten und ſich den überſpannteſten Hoffnungen hingaben, überall mit dem ſtürmiſchſten Jubel empfangen, da ſie nicht anders glaubten, als der König wolle ſich perſönlich von der unglücklichen Lage des Landes überzeugen und eine gründliche Reform einführen. Nach London zurückgekehrt ſprach aber der herzloſe König nur ſeine Zufriedenheit aus, daß die Iren ihn bei ſeiner Anweſenheit nicht mit ihren Klagen und Beſchwerden beläſtigt hätten. Jetzt ſahen die katholiſchen Irländer ein, daß ſie eine Erleichterung ihrer Lage nur von ihren eigenen Anſtrengungen erwarten dürften; und O. entwarf den kühnen Plan, der Regierung, die ihre Gewalt nur zur Unterdrückung des Volks anwandte, eine andere Regierung entgegenzuſetzen, die wirkſamen Schutz gegen die Unterdrücker gewährte. Er ſtiftete einen Verein, Catholic Association, in den Jeder aufgenommen wurde, der jährlich 1 Pfd. St. zur Förderung der gemeinſchaftlichen Zwecke beiſteuerte, und als er ſah, daß der Beitrag noch immer zu hoch ſei, um den Beitritt allgemein zu machen, ſetzte er ihn auf die monatliche Entrichtung eines Penny herab. Jetzt gewann der Verein eine unermeßliche Ausdehnung, denn das ganze katholiſche Landvolk und die Handwerker in den Städten fielen ihm zu, die Summen, die in einzelnen Pfennigen zuſammenkamen, gaben dem Vereine bedeutende Geldmittel in die Hand und die ganze Nation war bereit, jeden Wink, den ſie von den Leitern des Vereins erhielt, wie einen Befehl der höchſten Behörde zu vollziehen. O. war die Seele des Vereins, auf ſeine Veranlaſſung wurden in allen größern Städten Journale begründet, welche die Vertheidigung der Volksſache zu ihrer Aufgabe machten; die Berathungen der katholiſchen Aſſociation wurden, wie die Verhandlungen des britiſchen Parlaments, von Schnell-

ſchreibern aufgezeichnet, in den Journalen gedruckt und durch das ganze Land verbreitet; in allen Theilen des Landes öffentliche Verſammlungen gehalten, in denen die Beſchwer des Landes mit feuriger Beredtſamkeit auseinander geſetzt und die Maſſen durch ſtete Hin weiſung auf ihr numeriſches Uebergewicht zum Selbſtvertrauen geweckt wurden. reihten ſich um O. mehrere ausgezeichnete Talente, die ihre ganze Kraft der Volksſache meten, obgleich ſie ſich willig O. unterordneten, der an unermüdlicher Thätigkeit, an Kr des Gedankens und der Rede und an Scharfblick, wenn es galt, einer drohenden Ge zu begegnen oder eine ſchwache Seite des Feindes aufzufinden und zu benutzen, Alle übe ragte. Beunruhigt über den zunehmenden Einfluß O.'s und die große Ausbreitung katholiſchen Vereins dachte die engliſche Regierung auf Mittel, dieſem entgegenzuwirken da kein Geſetz einen ſolchen Verein unterſagte, veranlaßte ſie 1825 eine beſondere Parl mentsacte zur Unterdrückung desſelben. O. hatte es ſich von dem erſten Augenblicke, er ſein großes Werk begonnen, zur Pflicht gemacht, nie die Geſetze zu verletzen. Se Wahlſpruch war, nur durch friedliche und geſetzliche Mittel könne man zum Ziele gelange Deshalb wurde auf ſeinen Rath dem Parlamentsbeſchluß ſogleich Folge geleiſtet und katholiſche Aſſociation aufgelöst; doch errichtete man in demſelben Augenblicke einen ande Verein, der von den Beſtimmungen der Parlamentsacte nicht getroffen wurde. Die Ent keit ihrer Maßnahmen erfuhr die engliſche Regierung ſchon im folgenden Jahre 1826, von O. aufgefordert, an Orten, in denen bisher einige angeſehene Familien einen überw genden Einfluß ausgeübt hatten, andere freiſinnige Männer als Candidaten auftraten von dem Volke zu Vertretern des Landes erwählt wurden. Zwei Jahre ſpäter wurde Parlamentsſitz für die Grafſchaft Clare durch Lord Fitzgerald's Uebernahme des Handel miniſteriums erledigt. O., obgleich als Katholik nach den beſtehenden Geſetzen vom Par lamente ausgeſchloſſen, trat als Mitbewerber für dieſen Parlamentsſitz auf und wurde großer Stimmenmehrheit gewählt, trotz aller Bemühungen von Seiten der Regierung Torypartei dagegen. Die Folge dieſer Wahl war die Emancipation der Katholiken, im Jahre 1829 das Parlament feierlich ausſprach. O.'s Gegner hatten vor ſeinem Ein tritt ins Parlament behauptet, es werde ihm, wie ſo vielen Volksrednern gehen, und er der Verſammlung von Staatsmännern alle Bedeutung verlieren. Sie ſahen bald ein, ſie ſich in ihrer Vermuthung getäuſcht hatten, denn ſeine Beredtſamkeit ſtellte ihn bald hier neben die erſten und bedeutendſten Wortführer.

Die Emancipation der Katholiken war ein bedeutender Schritt zur Befreiung dem unerträglichen Joche, das ſeit Jahrhunderten auf den Irländern laſtete, doch immer der Anfang des Anfangs. Die Engländer hatten in den Jahrhunderten ihrer Beſitznah von Irland bewieſen, daß ſie nie den Willen hatten, dem unterjochten Volke gleiche Rec mit den Eroberern zuzugeſtehen, ſie hatten es nur als eine Geldquelle benutzt, als ein Beute, mit der ſie die Habgier von Abenteurern ihres Volkes zu ſättigen gedachten; Irland war und blieb ein Land der Heloten. Auf mildere, gerechtere Geſinnungen von einem Volke, das ſich nie gerecht gegen ſeine Eroberungen gezeigt hatte, war nicht zu rechnen. Dieſes Verhältniß, das ſich ſeit Jahrhunderten feſtgeſtellt hatte, konnte eine Maßregel nicht umſtoßen, die von den Unterdrückten mühſam errungen, beharrlich ertrotzt war. O. ſah das recht gut ein und die erſte Forderung, die er an England ſtellte, als er ſich in ſeinem neuen Wirkungskreiſe orientirt hatte, war die Aufhebung der Union mit Großbritannien. Zu dieſem Zwecke begann er noch vor Ausbruch der Julirevolution in Frankreich die Ge müther von neuem aufzuregen, er ſtiftete Vereine, um die Auflöſung der Union herbeizu führen und verfuhr dabei mit derſelben ſyſtematiſchen Kühnheit und Ruhe, die alle ſeine bisherigen Schritte bezeichnet hatten. Lord Angleſea, der neue Lordſtatthalter von Irland, unterdrückte dieſe Vereine und O. ſelbſt ward vor Gericht zur Verantwortung gezogen und entging nur durch die Gewandtheit, mit der er alle Hülfsmittel ſeiner Rechtskenntniß gel tend machte, den Folgen einer Verurtheilung, die nicht ausbleiben konnte. Merkwürdig und ſehr bezeichnend für den trefflichen Charakter dieſes ausgezeichneten Mannes iſt es, daß er zu gleicher Zeit, wo er an der Befreiung ſeines Landes und Volkes arbeitete, auch Eng-

Digitized by Google

land ſeine Hülfe nicht verſagte, wo es dieſe bedurfte. In dieſer Zeit nämlich waren in England an die Stelle der Tories die Whigs zur Regierung gelangt und dieſe arbeiteten jetzt an einer umfaſſenden Parlamentsreform. O. und die übrigen iriſchen Parlamentsglieder, deren Stimmen großentheils von O. abhingen, unterſtützten getreulich die Regierung bei dieſem großen Kampfe. O. glaubte damit freilich auch zugleich ſeiner Sache zu dienen, da das Whigminiſterium ihm verſprochen hatte, den Beſchwerden Irlands abzuhelfen. Er glaubte an dieſes Verſprechen und gab dagegen die Zuſicherung, daß Irland ruhig bleiben würde, wenn ſeinen Forderungen Genüge geſchehe. Aber mit jedem Jahre ſah er mehr ein, daß jenes Verſprechen, ſelbſt mit dem beſten Willen unausführbar ſei, daß England Irland nie gleiche Rechte zugeſtehen werde. Das zeigte ſich ſchon in dem nächſten Jahre nach Aufnahme der iriſch-katholiſchen Deputirten im Parlamente. Die Regierung wurde mit Schrecken erfüllt über die unbegrenzte Herrſchaft, welche O. in Irland übte, denn von den 105 Parlamentsmitgliedern, die Irland abſchickte, wurden 20 auf O.'s Empfehlung nur unter der ausdrücklichen Bedingung gewählt, ihn unter allen Umſtänden und namentlich auch in der Frage wegen Aufhebung der Union zu unterſtützen. Da nun ganz Irland in fortdauernder Bewegung war, überall Volksverſammlungen gehalten wurden, in denen die Trennung von England mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm gefordert wurde, ſo brachte die Regierung zur Unterdrückung der Aufregung eine Zwangsbill in das Parlament, die mit unermeßlicher Stimmenmehrheit durchgeſetzt wurde. O. ſah daraus von neuem, daß Irland von England nichts zu hoffen habe, und zeigte abermals ſeinen Gegnern ſeine Macht, indem er die Aufhebung der Zehnten, welche das katholiſche Irland der proteſtantiſchen Sinecurenkirche zahlen mußte, factiſch aufhob — in ganz Irland wurden keine Zehnten mehr bezahlt. Vergeblich ſtellte man ganze Landſchaften unter das Kriegsgeſetz, die Soldaten konnten die Beamten ſchützen, welche einzelne Bauern pfändeten, aber keine Zehnten eintreiben. Nach zwei Jahren eines erbitterten Kampfes überzeugten einzelne Mitglieder des Cabinets ſich von der Vergeblichkeit ihrer Anſtrengungen und als Lord Melbourne an die Stelle des Grafen Grey an die Spitze des Miniſteriums trat, ſchlug er ein milderes Verfahren gegen Irland ein. Da ſetzten ſich die Tories von neuem in den Beſitz der Macht, in England fanden ſie bei den neu ausgeſchriebenen Wahlen ein entſchiedenes Uebergewicht. In Irland aber ſetzte O. alle ſeine Kräfte in Bewegung, die verhaßten Tories von der Gewalt zu verdrängen. Irland ſandte über ſechszig freiſinnige Mitglieder ins Parlament und durch das Gewicht, das dieſe geſchloſſene Maſſe in die Wagſchale legte, neigte ſich dieſe wieder auf die Seite der liberalen Partei. Als Lord Melbourne zum zweiten Male an die Spitze der Verwaltung trat, ſah er recht gut ein, daß er ſich nur durch O. und ſeinen Anhang im Beſitze der Macht erhalten könne. Er ſuchte ſich daher mit ihm zu verſtändigen. O. verlangte nichts, als was jedem Unbefangenen als gerecht erſcheinen mußte, Einführung einer für Katholiken und Proteſtanten gleich gerechten Verwaltung, Aufhebung der Zehnten und Abſtellung einer Menge von Mißbräuchen, die ſeit Jahrhunderten das iriſche Volk im Zuſtand der unwürdigſten Knechtſchaft erhielten, und Lord Melbourne verſprach, dieſe Forderungen mit ſeinem Anſehn zu unterſtützen. Doch alle Maßregeln, welche zur Verbeſſerung der Zuſtände in Irland dem Parlamente nach und nach vorgelegt wurden, fanden im Oberhauſe den heftigſten Widerſpruch und ſo erhielt eigentlich Irland nichts, als eine ſchonendere Behandlung von Seiten der Machthaber. O. nahm Alles an, was die Regierung für ſein Volk zu erhalten vermochte, ließ aber von Zeit zu Zeit den drohenden Ruf der Repeal ertönen, wenn ſeine gerechten Forderungen kein beſſeres Gehör bei der engliſchen Regierung fänden. Dies ward immer weniger möglich, je mehr das Whigminiſterium durch Schwäche und Unentſchiedenheit bei der Nation in Mißcredit gerieth. O. hatte ſchon 1836, um zu zeigen, daß er ſeine Drohung wahr machen könne und werde, die General-Aſſociation, im Jahre 1838 den Precurſor-Verein geſtiftet, und als nun im folgenden Jahre das Whigminiſterium abtreten mußte, da wandte ſich der große Agitator von neuem an ſein Volk und verkündete ihm, daß die National-Repeal-Aſſociation gegründet ſei und Repealagitation von neuem beginnen werde. Dieſer

Digitized by Google

Aufruf fand längere Zeit wenig Anklang. Der Hauptgrund dazu mochte wohl in der bedingten Form liegen, in welche O. ſeine Worte gefaßt hatte. Das Volk mochte wohl glauben, es werde ſich die Erſcheinung von 1834 wiederholen, wo O. das Whigminiſterium wieder an die Spitze der Geſchäfte brachte. Um dieſen ſchwankenden Zuſtand aufzuheben erklärte O. im Jahre 1842, daß das Repealjahr gekommen ſei. „Ich hoffe von England nichts mehr“, ſagte er, „und um es zu beweiſen, werde ich nicht zum Parlament nach London gehen, ſondern mir ein Forum in Irland ſchaffen und die Engländer nicht zur Gerechtigkeit — ein nutzloſes Streben — ſondern zur Furcht und dadurch zur Repeal treiben. Kein Entweder, kein Oder mehr, unbedingter Widerruf der Union“. Zugleich ſetzte er als Lord Mayor von Dublin, zu welcher Würde er für das Jahr 1842 gewählt worden war, bei dem Gemeinderathe dieſer Stadt durch, daß die Repeal der Union in einer Petition vom Parlamente verlangt wurde. Nach einer ſtürmiſchen dreitägigen Debatte, die an Bedeutung denen des Unterhauſes nicht nachſteht, nahm der Gemeinderath dieſe Motion mit 41 gegen 15 Stimmen an. Der wichtigſte Schritt war nun directe Betheiligung des Volks an der Bewegung durch ſogenannte „Monſter-Meetings“, welche die Frage vor Jedermanns Thüre brachten. Peel und Wellington hofften Anfangs O. und Irland durch eine ſtolze Erklärung abzuſchrecken, als aber dies nichts half, als die Bewegung immer größere Fortſchritte machte, da fiel Peel auf den Gedanken, O. durch eine Verurtheilung vor Gericht als öffentlichen Ruheſtörer unwirkſam zu machen. Der erſte Schritt von Seiten der Regierung, um O.'s Maßregeln zu vereiteln, war eine Proclamation des Lordſtatthalters Lord de Grey, unter dem 7. October 1843, worin er eine auf den 8. October angeſetzte Repealverſammlung zu Clontarf verbot. Um jeden Schein einer ungeſetzlichen Handlung zu vermeiden, erließ O. nur 15 Minuten ſpäter als dieſe Regierungsproclamation eine andere, in welcher er die bevorſtehende Repealverſammlung zu Clontarf ſelbſt auf unbeſtimmte Zeit vertagte. Acht Tage darauf am 12. October ward ein Verhaftsbefehl gegen O., ſeinen älteſten Sohn John und mehrere ſeiner angeſehenſten Freunde und Anhänger verhängt, doch ſo, daß er mittels Bürgſchaftsſtellung umgangen werden konnte; und am 15. Januar 1844 wurde zu Dublin der große Proceß eröffnet, in welchem O. der Verſchwörung und anderer Verletzungen der Geſetze ſchuldig angeklagt und am 9. Febr. von der Jury ſchuldig erkannt wurde. Da die Sitzungen des Aſſiſengerichts bis zum April vertagt wurden, ſo konnte nicht ſofort ein Urtheil nach dieſer Erklärung der Jury ausgeſprochen werden. O.'s Freunde waren außerordentlich thätig, um die endliche Fällung des Urtheils unmöglich zu machen. O. ſelbſt gab eine Appellation ein, worin er auf die Formfehler bei ſeinem Proceß hinwies und eine neue unparteiiſchere Unterſuchung verlangte; ſeine Richter ſelbſt waren in ihren Anſichten über den Proceß uneinig, demungeachtet wurde am 30. Mai der Angeklagte zu zwölfmonatlichem Gefängniß und einer Strafſumme von 2000 Pfd. St. verurtheilt und er noch an demſelben Tage in das von ihm gewählte Gefängniß, Richmond Penitentiary mit ſeinem Sohn John, Tom Steele und andern Verurtheilten abgeführt, wo ihm der Gouverneur zwei ſeiner eigenen Zimmer einräumte, auch den daran ſtoßenden Garten zur Bewegung in freier Luft anwies. Hier hielt er gleich einem Fürſten Levers, empfing Fremde und Freunde und Adreſſen von nah und fern, die ihr Bedauern über ſein Unglück ausſprachen. Irland hielt ſich vor, während und nach dem Proceß völlig ruhig, obgleich die Repealverſammlungen fordauerten. Unterdeß ſandte er eine Appellation an das Oberhaus nach England, die Anfangs Septembers 1844 zur Berathung kam und worauf die geſetzkundigen Lords mit einer Mehrheit von 3 gegen 2 Stimmen ihr Urtheil dahin ausſprachen, daß bei dem Proceſſe Formfehler vorgekommen und die ganze Verhandlung deshalb null und nichtig ſei. Am 4. September war dieſer Ausſpruch geſchehen und ſchon am folgenden Tage erging der Befehl nach Dublin, O. und ſeine Mitgefangenen auf freien Fuß zu ſtellen. Mit einem ungeheuren Enthuſiasmus ward die Kunde von ganz Irland aufgenommen. Eine ungeheure Maſſe Menſchen, man rechnet auf 500,000, verſammelten ſich vor dem Gefängniß und begleiteten den „Befreier Irlands“ im feierlichen Zuge nach ſeinem Hauſe. Das Bemerkenswertheſte iſt, die vollkommene

Digitized by Google

Ruhe und würdige Haltung, welche das iriſche Volk, ſonſt ſo leicht aufgeregt und zu Gewaltthätigkeiten ſo geneigt, bei allen dieſen Vorgängen zeigte. Ein Wink O.'s genügte, die geringſte Ruheſtörung zu verhindern. Wahrlich ein Beweis von der moraliſchen Macht eines Einzelnen, dem nicht leicht ein ähnliches Beiſpiel zur Seite zu ſetzen ſein dürfte. Dieſer Triumph war aber auch der letzte ſeines Lebens. Manche Maßregeln der Regierung, namentlich die ſcheinbare Begünſtigung des katholiſchen Clerus, brachte Spaltung oder wenigſtens Gleichgültigkeit gegen die Repeal hervor. Das Anſehn O.'s ſchwand ſichtlich und man kann ſagen, daß ſein Tod noch zur rechten Zeit eintrat, um ihm die Bitterkeit des Entſchwindens der Volksgunſt, das nahe bevorſtand, zu erſparen. Er ſtarb zu Genua, wohin er zur Herſtellung ſeiner Geſundheit gereist war, am 15. Mai 1847. O.'s Gegner haben ihn feig, ehrlos, herzlos, habſüchtig, herrſchſüchtig, grauſam, mit einem Worte einen wahren Inbegriff aller Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit genannt. Gegen alle dieſe Beſchuldigungen braucht man nur die Thatſachen der Geſchichte zu halten, um ſie zu Schanden zu machen. Wer dreißig Jahre hindurch von Millionen als ihr größter Wohlthäter und Erretter verehrt wird, wer ein früher als maßlos in ſeinem Thun erkanntes Volk zur Mäßigung und Ruhe gewöhnt und ihm ein hehres Ziel als Zweck ſeines Strebens einzupflanzen weiß und dies thut, ohne je die beſtehenden Geſetze zu verletzen — denn vergeſſen wir nicht, daß die engliſche Verfaſſung manche Excentricität erlaubt und gut heißt, die in andern Ländern verpönt iſt — wer ein ganzes Leben hindurch ſich zum Abgott der leichtbeweglichen Menge zu machen und zu erhalten verſteht, der muß hohe Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens beſitzen, ohne die eine ſolche Stellung unmöglich iſt.

O'Connor, Feargus, Sohn eines kleinen iriſchen Gutsbeſitzers in der Nähe von Cork und Advocat, ſchloß ſich Anfangs den Beſtrebungen der iriſchen Volkspartei an, trat bei mehreren öffentlichen Verſammlungen als Redner mit großem Beifall auf und erwarb ſich dabei durch ſeine rückſichtsloſe Kühnheit ſelbſt unter den furchtloſen Irländern einen nicht unbedeutenden Ruf. Im Jahre 1832 nach Annahme der Reformbill bewarb er ſich um den Parlamentsſitz für Cork und wurde gewählt. Im Parlamente löste er nach Kräften das Wort, das er ſeinen Committenten gegeben hatte, „für Altirland Gut und Blut daran zu ſetzen und mit ſeinem Volke zu flehen und zu fallen", denn er fehlte bei keiner Verhandlung über iriſche Angelegenheiten, obwohl ihn ſeine rauhe und derbe Art wenig zum Parlamentsredner geſchickt machte. Bei der Erneuerung des Parlaments im Jahre 1835 verlor er ſeinen Sitz in Folge der erhöhten Anforderungen der Wählbarkeit und konnte daher nicht wieder gewählt werden; zugleich war er mit dem gemäßigten Verfahren, welches O'Connell's kluge Politik in Irland beobachtete, nicht einverſtanden; ſein leidenſchaftlicher Geiſt wollte ſchneller das Ziel erreichen, das ſein berühmter Landsmann nur Schritt für Schritt zu erringen ſtrebte, und da ſeine Anſichten in Irland gegen O'Connell's Anſehn nicht durchdringen konnten, ſchloß er ſich an die Chartiſten Englands an, bei denen er eine erfolgreichere Wirkſamkeit zu erhalten hoffte. Er durchzog England nach allen Richtungen und hielt in den politiſchen Vereinen der Handwerker, die in allen größern Städten beſtanden, begeiſterte Reden, in denen er die Unzulänglichkeit der Parlamentsreform und die Ungerechtigkeit hervorhob, welche an den arbeitenden Ständen durch ihre Ausſchließung von politiſchen Rechten begangen werde. Seine Worte fielen auf einen fruchtbaren Boden, den bereits Owen's Theorien und praktiſche Verſuche wohl vorbereitet hatten. Er fand zahlreiche Meinungsgenoſſen, die ſich mit ihm dem großen Werke widmeten, dem Volke zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Von wem der Gedanke einer Volkscharte und einer von dem Volke zu erwählenden Nationalconvention ausgegangen, iſt nie ganz bekannt geworden; Feargus O. aber war beſonders thätig, die in der Volkscharte ausgeſprochenen Grundſätze unter dem Volke zu verbreiten und die Anhänger des neuen Glaubensbekenntniſſes zu einer feſtgeſchloſſenen Partei zu verbinden. Wahrſcheinlich wollte er ſich in England eine ähnliche Stelle gründen, wie ſie O'Connell in Irland hatte; er bedachte aber nicht, daß er hier auf einem ganz andern Felde arbeitete, daß das Princip, welches die Arbeiter Englands unzufrieden mit der beſtehenden geſellſchaftlichen Ordnung machte, eine ganz andere Taktik

Digitized by Google

erforderte, als die O'Connell für Irland ergreifen konnte, daß er ſelbſt mit ſeinem leidenſchaftlichen Sinne am allerwenigſten ſich zu einem Führer der Maſſen eignete, die, von ihm angeführt, nothwendig ihr Ziel verfehlen mußten. Gleich vom Anfang an griff er zu gewaltſamen Maßregeln, welche die Regierung nöthigten, gegen die Partei einzuſchreiten, ehe ſie noch vollkommen conſtituirt war. Die Chartiſten, wie die Anhänger der Volkscharte genannt wurden, begnügten ſich bald nicht mehr am Tage öffentliche Verſammlungen zu halten, was ihnen nach den Geſetzen nicht verwehrt werden konnte; im Herbſt 1838 fingen ſie an, ſich des Nachts bei Fackelſchein zu verſammeln. Die Friedensrichter des Bezirks erließen ein Verbot dagegen, weil es geſetzwidrig ſei, des Nachts ſolche Verſammlungen zu halten. Demungeachtet kamen die Chartiſten zuſammen und einer der Redner derſelben, Pfarrer Stephens, entblödete ſich nicht, bei einer ſolchen Verſammlung am 8. December faſt unumwunden zur Brandſtiftung aufzufordern, indem er der verſammelten Menge den Fabrikbeſitzer Jowitt, einen der Friedensrichter, von denen das Verbot ausgegangen war, als ihren erbittertſten Feind bezeichnete und hinzufügte, Herr Jowitt habe wohl Urſache, von Verſammlungen bei Fackelſchein beſorgt zu ſein, da leicht möglich wäre, daß das Haus, in dem der Richter ſich brüſte, bald zu heiß für ihn würde. Einige Tage darauf brannte eine große Fabrik des Herrn Jowitt bis auf den Grund nieder, und die herbeigeeilte Menge erhob, ſtatt zu löſchen, ein wildes Hurrahgeſchrei. Die Regierung unterſagte jetzt die nächtlichen Verſammlungen auf das Strengſte und ermächtigte die Behörden, alle Theilnehmer an denſelben vor Gericht zur Verantwortung zu ziehen. Die Chartiſten achteten dieſe Maßregeln nicht. Sie hatten eine Petition verfaßt, welche das radicale Parlamentsmitglied für Birmingham, Attwood, dem Hauſe der Gemeinen vorzulegen übernommen hatte, und worin ſie die geſetzliche Anerkennung der Volkscharte verlangten. Dieſe Petition war von einer Million Namen unterzeichnet und auf dieſe Maſſe vertrauend hielten ſich die Bittſteller für unüberwindlich. Mit einer Offenheit, die nur in England nicht verwunderswerth iſt, wurden alle Vorbereitungen zu einer allgemeinen Volkserhebung ergriffen, die ausbrechen ſollte, ſobald das Parlament die Anerkennung der Volkscharte verweigerte. In London verſammelten ſich 49 Abgeordnete aus den vornehmſten Manufacturorten und Manufacturdiſtricten, angeblich um die Angelegenheit der Nationalpetition beim Parlament zu betreiben, in der That aber, um dem geſetzlichen Parlamente ein anderes im Sinne der Chartiſten an die Seite zu ſetzen, welches die Bewegung leiten und im Falle des Gelingens die Zügel der Gewalt ergreifen ſollte. O. war eines der einflußreichſten Mitglieder dieſes Nationalconvents. Da die Thätigkeit dieſer neuen Behörde in dem Gewühl der großen Weltſtadt unbeachtet blieb und man ſah, daß man in London keine Ausſicht hatte, etwas auszurichten, ſo beſchloß man, den Sitz der Verſammlung nach Birmingham zu verlegen; zuvor aber faßte man auf O.'s Vorſchlag den Beſchluß, daß mit dem 12. Auguſt 1839 alle Handarbeiter in England ihre Werkſtätten gleichzeitig verlaſſen und eine heilige Woche feiern ſollten. Hier zeigte es ſich zuerſt, daß die Anſtifter des Chartiſtenvereins ihre Kräfte überſchätzt hatten. Die arbeitenden Volksclaſſen waren zwar den Anſichten der Chartiſten im Allgemeinen zugethan, doch keineswegs geneigt, ihre Exiſtenz für dieſelben aufs Spiel zu ſetzen. Die Verſammlungen wurden nur ſparſam beſucht. Es kam zwar zu mehreren unruhigen Auftritten, die zum Theil nur durch das Einſchreiten des Militärs geſtillt wurden und oft ſehr blutig endigten; doch der Nationalconvent ſah ſich genöthigt, ſich aufzulöſen, die Regierung verhaftete eine große Anzahl von Wortführern und zog ſie zur Strafe, auch O. entging dieſer nicht, doch war er klug genug geweſen, nie etwas zu thun, wodurch er die Strenge der Geſetze hätte auf ſich ziehen können. Er kam mit einer kurzen Gefängnißſtrafe weg. Damit endigten freilich die Chartiſtenunruhen nicht, ſie dauern noch bis dieſen Augenblick fort, und müſſen es, da ihr Keim tief in dem Weſen des ſonſt ſo freien, gegen die ärmern Claſſen aber höchſt tyranniſchen Englands verborgen liegt; O. fuhr, nach überſtandener Strafe, fort, eine gewiſſe Rolle zu ſpielen, die ihn im Jahre 1842 von neuem in die Hände der Regierung lieferte, indem er am 30. September d. J. verhaftet und gegen Bürgſchaft bis zu den Aſſiſen auf freien Fuß geſtellt wurde, aber ſeine Bedeutung iſt

Digitized by Google

geſchwunden, beſonders da dieſe Arbeiterunruhen, ſo ſchwer ſie auch auf England laſten, doch gegen andere wichtigere Ereigniſſe der innern und auswärtigen Politik, mehr in den Hintergrund traten. Sie ſind ein Problem, das die Zeit löſen wird, doch glauben wir nicht, daß es durch Parteiführer wie O. zum glücklichen Ende gebracht werden könne. — Die Familie O'Connor, welcher auch Feargus angehört, iſt ſehr alt, übte ſonſt die ſouveraine Herrſchaft über die Provinz Connaught und zählt noch gegenwärtig viele große Gutsbeſitzer in der Grafſchaft Sligo. Dem jetzigen Familienhaupte Roderic O'C. wurde mehrmals die Pairswürde angetragen, die er aber ſtets ausſchlug. — Sein Bruder Arthur O'C., geb. 1766, war einer der Hauptführer des Aufſtandes von 1796, flüchtete ſpäter nach Frankreich, heirathete daſelbſt die Tochter Condorcet's und diente mit Auszeichnung in den Kriegen der Kaiſerzeit. — Ein Seitenzweig, die Familie O'Connor von Ofally, wanderte, nachdem ſie in den iriſchen Aufſtänden ihre Beſitzungen verloren hatte, nach Spanien aus, wo mehrere Glieder zu hohen Ehrenſtellen gelangten. — Don Bernardo O'C. von Ofally wurde 1761 ſpaniſcher Grand und Gouverneur von Lerida, ſpäter Generalcapitän von Caſtilien und ſtarb 1781. Seine Nachkommen ſind die Grafen von Ofalia.

Octant, ein ehemals in der Aſtronomie gebräuchliches Inſtrument, deſſen man ſich zu Beſtimmung des Sehwinkels bediente, um den die Geſtirne von einander abſtehen und das aus einem Achtelkreiſe beſtand, der in Grade u. ſ. w. eingetheilt ward.

Octave heißt im diatoniſchen Tonſyſteme eines der Hauptintervalle, der achte Ton vom angenommenen Grundtone und mit demſelben vollkommen conſonirend. Die O. umfaßt daher ſieben auf einander folgende ganze Töne, iſt alſo der Geſammtinbegriff der Töne des diatoniſchen Syſtems, und alle Töne, welche außerhalb ihrer Grenzen liegen, ſind nur Wiederholungen der bereits in ihr enthaltenen, in vermehrter oder verminderter Höhe. Die Zahl der Octaven iſt je nach den verſchiedenen Inſtrumenten verſchieden. (S. Intervalle und Tabulatur). — Bei der Orgel nennt man Octave das offene Flötenwerk, welches nur eine oder zwei Octaven höher ſteht als das Principal. In der römiſch-katholiſchen Kirche heißt O. die auf einander folgenden acht Tage, in welche ein hohes Feſt fällt, und während welcher beſtimmte ſich auf das Hauptfeſt beziehende religiöſe Gebräuche beobachtet werden.

Octavia, die jüngere Schweſter des Octavius, nachherigen Kaiſers Auguſtus, und Gemahlin des Triumvir Marcus Antonius, war nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der Alten das Muſter eines edlen und tugendſamen Weibes und nicht weniger auch durch körperliche Reize ausgezeichnet. Sie war zuerſt an Claudius Marcellus verheirathet, wurde aber nach deſſen Tode von ihrem ehrgeizigen Bruder der Politik geopfert, und mit Antonius vermählt, einem Manne, der für weibliche Tugend gefühllos war. In den Armen der buhleriſchen Cleopatra (ſ. d.) vergaß Antonius bald ſein treues Weib, Rom und die Herrſchaft, verlor nach und nach, unbekümmert um die Niederlagen des römiſchen Heeres in Aſien, deſſen Oberbefehl er übernommen hatte, die ſchönſten Provinzen des Reiches, und machte ſich dadurch bei Octavius ſo verhaßt, daß dieſer den treuloſen Römer und Gatten hart zu züchtigen beſchloß, und der Octavia befahl, den Unwürdigen zu verlaſſen. Die edle Römerin ſetzte den Befehlen ihres Bruders ihre Pflichten als Gattin und Römerin entgegen, wandte alles an, um das zwiſchen Bruder und Gemahl für das Reich unheilvolle Mißverhältniß wieder auszugleichen, und mehrmals gelang es ihr, durch vermittelnde Dazwiſchenkunft den Ausbruch eines blutigen Bürgerkrieges zu verhindern, obwohl ſie von Seiten ihres Gemahls dafür nur Undank erfuhr. Lange lebte ſie noch in ſeinem Hauſe, ihre einzige Sorge der Erziehung ihrer Kinder widmend, bis er ſie endlich verſtieß. Sie lebte nun mit ihren Kindern bei ihrem Bruder, bis der Ausbruch des Bürgerkrieges und der Tod ihres Sohnes Marcellus ihren frühen Tod im Jahre 12 v. Chr. herbeiführte. Ganz Rom betrauerte ihren Verluſt, Auguſtus ſelbſt hielt ihr eine Leichenrede, und nur das ausdrückliche Verbot des Kaiſers konnte das Volk verhindern, der hochherzigen Frau göttliche Ehre zu erweiſen. S. Antonius und Auguſtus.

Digitized by Google

Octavius iſt der Name eines röm. plebejiſchen Geſchlechts, das aus dem volſciſchen Veliträ in Latium abſtammte. Aus dieſem gelangte Cnejus Octavius Rufus im J. 230 v. Chr. zuerſt zu einem Ehrenamt, der Quäſtur. — Sein älterer Sohn Cnejus Octavius, zeichnete ſich im zweiten puniſchen Krieg als Prätor in Sardinien 205 v. Chr. und dann in der Schlacht bei Zama im J. 202 aus und wurde der Stammvater der ältern Familie des octaviſchen Geſchlechts, die zu den angeſehenſten gehörte und ſich der Partei der Optimaten anſchloß. Sein gleichnamiger Sohn befehligte unter Aemilius Paulus im macedoniſchen Kriege als Prätor die Flotte, zwang Perſeus nach der Schlacht bei Pydnä im J. 169 zur Uebergabe und erhielt als der erſte ſeines Geſchlechts im J. 165 das Conſulat. Im J. 162 wurde er, als Geſandter zu Laodicea, in Syrien ermordet. — Sein jüngerer Sohn, Marcus Octavius, war 133 v. Chr. College des Tiberius Gracchus (ſ. d.) im Volkstribunat, trat dieſem mit unbeugſamem Willen bei der Ausführung ſeiner Pläne entgegen und wurde deshalb ſeiner Würde entſetzt. — Sein Enkel von einem ältern Sohne Cnejus Octavius, vertrieb im J. 87 als Conſul ſeinen Collegen Lucius Cornelius Cinna (ſ. d.) aus Rom, fiel aber bei deſſen und des Marius Rückkehr durch Mörder. — Cajus Octavius, der jüngere Sohn des zuerſt erwähnten Cnejus Octavius Rufus, röm. Ritter, war der Stammvater des jüngern Zweigs des octaviſchen Geſchlechts, der zwar reich begütert war, aber erſt durch Cajus Octavius, den Vater des Auguſtus, zu Ehrenſtellen gelangte. Derſelbe verwaltete, nach der plebejiſchen Aedilität, im J. 61 die Prätur, im J. 60 und 59 mit dem Titel eines Proconſuls die Provinz Macedonien und zeichnete ſich durch ſeine Siege über die thraziſchen Beſſer im Hämus und durch Milde und Gerechtigkeit aus. Er war in zweiter Ehe mit Atia, der Tochter des plebejiſchen Marcus Atius Balbus und der Julia, Cäſar's jüngern Schweſter, vermählt, die ihm einen Sohn, Cajus Octavius, und eine Tochter, Octavia (ſ. d.), gebar und ſtarb im J. 58 kurz nach ſeiner Rückkehr nach Italien, aber als er ſich um das Conſulat bewerben wollte, zu Nola in demſelben Zimmer, wo ſpäter ſein Sohn Cajus ſtarb, der durch ſeinen Großoheim Julius Cäſar 45 v. Chr. das Patriziat erhielt und in Folge der Adoption durch denſelben den Namen Cajus Julius Cäſar Octavianus annahm, welchem er dann den Ehrennamen Auguſtus (ſ. d.) zufügte.

Octroi, altfranzöſiſches Wort, wahrſcheinlich vom lat. auctoritas gebildet, heißt überhaupt ſo viel als Bewilligung, Verſtattung von Seiten der Regierung. In dieſem Sinne ſpricht man von octroirten Handelscompagnien, d. h. ſolchen, die ausſchließliche Freiheiten und Gerechtſame haben, nach welchen z. B. ein Handelsweg und der Verkehr mit einer beſtimmten Waare allen übrigen Unterthanen, die nicht zur Handelscompagnie gehören, unterſagt iſt, wie z. B. die oſtindiſche Handelscompagnie in England. Das Privilegium wird vom Landesherrn auf einen beſtimmten Zeitraum ertheilt und dann entweder aufgehoben oder aufs neue beſtätigt. Eben ſo nennt man eine Verfaſſung eine octroirte, wenn ſie aus freier Entſchließung des Souverains dem Volke geſchenkt iſt. In einigen Städten Frankreichs heißt Octroi eine an den Thoren von eingebrachten Lebensmitteln zu entrichtende Abgabe.

Ocularglas nennt man bei einem Fernrohre das dem Auge zugekehrte Glas. Nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Oculars, das man mit dem Objective verbindet, dient das Fernrohr zu verſchiedenen Zwecken und erhält auch verſchiedene Namen. Bei dem holländiſchen Fernrohre iſt das O. eine Hohllinſe, die ſich in einer ſolchen Stellung zum Objective befindet, daß die Entfernung beider Linſen von einander dem Unterſchiede ihrer Brennweiten gleich kommt. Ein ſolches Fernrohr hat zwar ein ſehr kleines Geſichtsfeld, zeigt aber die Gegenſtände aufrecht. Bei dem aſtron. Fernrohre iſt das O. eine convexe Linſe und ſeine Entfernung vom Objective beträgt die Summe der Brennpunkte beider Linſen. Es zeigt alle Gegenſtände verkehrt, hat aber viel Helligkeit und einen weit größeren Geſichtskreis. Einfach heißt das Ocular, wenn es nur aus einem einzigen Glaſe beſteht, zuſammengeſetzt, wenn mehrere Gläſer in der ſogenannten Ocularröhre verbunden ſind. Mit Hülfe eines Doppeloculars erhält das aſtronomiſche Fernrohr ein größeres Geſichtsfeld. Da der

Digitized by Google

Vergrößerung von dem Verhältniſſe zwiſchen den Brennweiten des Ocular- und Objectivglaſes abhängt und durch den Quotienten beider beſtimmt wird, ſo laſſen ſich durch Anwendung verſchiedener Ocularglӓſer bei demſelben Fernrohre ſehr verſchiedene Vergrößerungen hervorbringen. Um die Gegenſtände bei ſtarker Vergrößerung dennoch aufrecht zu ſehen, verbindet man bei dem Erdfernrohre ein drei- oder vierfaches Ocular mit dem Objective.

Oculiren (v. lat.), wörtlich: beaugen, äugeln, heißt die bekannte Art, wilde Obſtbäume zu veredeln, oder Spielarten eines Strauches oder Baumes auf einem andern Stamme zu erziehen, und geſchieht im Allgemeinen dadurch, daß man das Auge eines jährigen Zweiges von einem Baume oder Strauche unter oder zwiſchen die Rinde mittelſt eines gabelförmigen Einſchnittes V ſo einſetzt, daß es fortwachſen kann, und mit dem Baume, von welchem es genommen iſt, gleiche Früchte trägt. Schon zu Virgil's Zeiten war das Impfen der Nüſſe auf den Hagbaum, des Apfelbaums auf den Ahornbaum, des Kaſtanienbaums auf die Buche, des Birnbaums auf die Eſche und der Eiche auf die Ulme bekannt. Bei den Griechen erfand nach Plinius Eumolpos das O., und den Römern lehrte es nach Ovid (Metam. IV. 630) zuerſt Pomona. Das O. geſchieht im Frühjahr, am vortheilhafteſten aber im Herbſt. Erſteres heißt, weil das eingeſetzte Auge noch vor Winter in einen Zweig austreibt, das O. *auf das treibende*; letzteres, weil das Auge den Winter über gleichſam ſchläft, *das O. auf das ſchlafende Auge*. Das O. holziger Gewächſe gelingt nur ſelten.

Oczakow oder *Otſchakow*, von den Türken *Dzain Krimenda* genannt, Stadt im ruſſiſchen Gouvernement Cherſon an einem kleinen Buſen des ſchwarzen Meeres, war ſonſt eine wichtige Feſtung der Türken, wurde 1737 von den Ruſſen unter Münnich mit einem Verluſte von 18,000 Mann erſtürmt, ſpäter den Türken, nachdem ſie bei einem Verſuche der Wiedereroberung über 20,000 Menſchen verloren hatten, freiwillig wieder abgetreten, am 17. Dec. 1788 aber mit ungeheurem Verluſte von Suwarow abermals erſtürmt und bis auf die Citadelle geſchleift. Im Frieden von 1791 trat die Pforte den ganz verödeten Platz, der noch jetzt kaum von 4500 Menſchen bewohnt iſt, an Rußland ab. Die Stadt hat einen kleinen Kauffartheihafen, eine Quarantäneanſtalt und treibt einigen Handel. Unfern der Stadt an der Mündung des Bog finden ſich die Trümmer einer alten griech. Stadt, die vielleicht dem einſt ſo berühmten Olbia angehören.

Oczapowſki, Michael, ein um die Agricultur Polens hochverdienter Mann, geb. am 18. Mai 1788 im Sluzker Bezirk, Gouvernement Minſk, ſtudirte auf dem Sluzker Gymnaſium und auf der Univerſität zu Wilna, trat aber, einem inneren Drange folgend, zur praktiſchen Landwirthſchaft über. Schon hatte er Mehreres darüber geſchrieben und ſich eine vortheilhafte äußere Exiſtenz geſchaffen, als er zu ſeiner weitern Ausbildung nach Möglin zu Thaer ging und ſich daſelbſt ein ganzes Jahr aufhielt. Hierauf bereiſte er drei Jahre lang meiſt zu Fuß zu gleichem Zwecke Deutſchland, England und Frankreich. Noch im Auslande erhielt er 1820 den doppelten Ruf als außerordentlicher Profeſſor der Landwirthſchaft an die Univerſität zu Warſchau und als ordentlicher Profeſſor der Boden- und Forſtcultur an die zu Wilna, welchem letztern er auch folgte. Zugleich war er in Warſchau Mitglied des Verwaltungscomité für die Univerſitätsgüter und Schulrath. Als die Wilnaer Univerſität nach Kiew verlegt wurde, erhielt er 1834 den Ruf zum Director der Ackerbauſchule in Mariemont bei Warſchau, die er ſo verbeſſerte, daß die Zahl der auf Staatskoſten gebildeten Schüler, die bis dahin etwa 20 betrug, bis zu 200 auf eigene Koſten ſtudirender Jünglinge ſtieg. O. huldigt keinem Syſteme ausſchließend, wenn er ſich auch vorzugsweiſe dem Thaer'ſchen hinneigt. Seine Werke zeichnen ſich durch Gediegenheit, wie durch Klarheit und Anmuth der Sprache aus. Dabei iſt zu rühmen, daß er ſeinen Stoff nach wiſſenſchaftlichen Principien mit der vom Klima und örtlichen Verhältniſſen bedingten Anwendung behandelt. Sein Hauptwerk iſt die „Landwirthſchaftslehre" (Bd. 1—10, Warſch. 1835—44), die bereits eine neue Auflage erlebt hat. Der in der neuern Zeit ſo ſehr geſteigerte, in den Annalen der Agricultur Polens

Digitized by Google

beiſpielloſe Wohlſtand des Landwirths, welcher im Gegenſatz zu dem ehemaligen Gutsbeſitzer nicht blos der Pflege des Ackers, ſondern auch der Veredelung der Schaf- und Viehzucht, ſowie der Vervollkommnung der Forſt- und Obſtcultur und anderer Zweige der Landwirthſchaft eine größere Aufmerkſamkeit zuwendet, iſt nächſt den wohlthätigen, den Aufſchwung des Landbaues bezweckenden Inſtituten der Regierung, namentlich dem landwirthſchaftlichen Creditverein, zum großen Theil das Reſultat des unabläſſig eifrigen Wirkens O.'s als Lehrer und Schriftſteller.

Oda heißt bei den Türken ſ. v. a. Kammer, dann Abtheilung, wie z. B. die Janiſcharen in O.'s getheilt wurden. O. iſt auch der Titel des erſten Kämmerers oder Wächters in der Kammer des Sultans. Sein Amt iſt, den Sultan an- und auszuziehen. Gewöhnlich wird er aus den weißen Verſchnittenen genommen. Hiernach heißt Odalik, Odalisk Alles, was zur Kammer gehört, und Odaliken, Odalisken werden die Weiber des Großſultans genannt, die noch nicht durch die Geburt eines Sohnes zum Range einer Khaſſeki oder durch beſondere Begünſtigung des Sultans zu dem einer Sultanin erhoben ſind.

Odaliken, ſ. Oda.

Ode (griech. ᾠδή von ᾄδω ſingen) hieß bei den Griechen jeder Geſang, d. h. jedes lyriſche Gedicht, Lied, welches ſich zum Singen eignete, wogegen die epiſchen Gedichte deklamatoriſch vorgetragen wurden und daher nicht für Oden galten. Wir beſitzen ſolche Geſänge des Alterthums in den Chorgeſängen der dramatiſchen Gedichte, den Geſängen des Pindar, der Sappho, des Alkaeos, Anakreon, und des Römers Horatius. In ihnen herrſcht zum Theil der erhabenſte Schwung, die kühnſte Phantaſie (wie bei Pindar und den Tragikern), theils ſind ſie leichte Wein- und Liebesliebchen (wie bei Anakreon), theils drücken ſie eine verzehrende Leidenſchaft aus (wie bei Sappho), theils endlich enthalten ſie auch nur gelegentliche Bemerkungen, Lebensregeln u. dgl. (wie bei Horaz). Die Alten unterſcheiden ſich in ihren Oden von den gleichnamigen Gedichten der Neuern zunächſt dadurch, daß ſie den Ausdruck Ode im weiteren Sinne gebrauchten und ferner durch die ihnen eigenthümliche plaſtiſche Art, jedes Gefühl in der poetiſchen Darſtellung aus der Innerlichkeit des Dichters herauszuheben und anſchaulich zu machen. Die Neuern haben das Wort Ode erſt mit der Nachahmung der Alten aufgenommen. Daher verſteht man häufig unter Ode jedes Gedicht, ja überhaupt jedes auch noch ſo poeſieloſe Machwerk, in dem eines der bekannten Versmaße der Alten nachgeahmt iſt. Da aber ein ſo fremdes Gewand nur mit Mühe angenommen wird, ſo wirkt dieſes auf die Poeſie ſelbſt zurück, und nur da, wo der Gedanke mächtig, kühn, vermag er die ſchwere Form zu bewältigen, daß in dieſer Bewältigung ſogar Schönheit heraustreten kann, wie in den Oden von Klopſtock. Die Ode hat daher mit Recht bei den Neuern überhaupt die Bedeutung hochfliegender lyriſcher Poeſie angenommen, und großartige Kühnheit der Phantaſie, gedrungene, in aller Kürze eine Fülle von Gedanken zuſammenfaſſende Sprache ſind den beſten Oden charakteriſtiſch. Am meiſten geeignet dürfte die moderne Ode zum religiöſen Geſange (Hymnos) ſein, da die poetiſche Darſtellung des Ewigen und Unendlichen immer von ſelbſt zur Ode werden wird.

Odeleben, Ernſt Otto Innocentius, Freiherr v., geb. am 13. März 1777 zu Rieſa, trat ſehr jung in ſächſiſche Kriegsdienſte, wurde 1792 Offizier bei der Garde du Corps, war von 1798—1803 Adjutant des Regimentschefs, Generals von Benckendorf und im Feldzuge von 1806 Adjutant des commandirenden ſächſiſchen Generals von Zeſchwitz. In der Schlacht bei Jena wurde er durch die franzöſiſchen Huſaren mit gefangen und auf ſein Ehrenwort wieder freigelaſſen. Im J. 1812 trat er als Rittmeiſter im Generalſtabe wieder in Militärdienſte, machte den Feldzug gegen Rußland mit, avancirte nach der Rückkehr zum Major und war im Gefolge Napoleons während des Feldzuges in Sachſen, wo er zugleich als ingénieur géographe die Mittelsperſon zwiſchen dem kaiſerlichen Hauptquartiere und den ſächſiſchen Behörden war. Er nahm an allen Schlachten und Märſchen Napoleons von dieſer Zeit an Antheil, ſtieg bis zum Obriſtlieutenant und königlichen Flü-

Digitized by Google

geladjutant und wurde nach der Schlacht bei Leipzig auf ſein Anſuchen von Napoleon entlaſſen. Den ruſſiſchen Behörden wegen ſeines früheren Verhältniſſes zu Napoleon verdächtig, wurde er verhaftet und blieb lange unter ſpecieller Aufſicht, beſonders weil ihm Napoleon vor dem Feldzuge den Transport der topographiſchen Aufnahme Sachſens übertragen hatte, welchen Schatz man dem Lande erhalten wollte. O. benutzte die Zeit zur Niederſchreibung ſeines „Feldzug Napoleons in Sachſen im Jahre 1813“ (Dresd. 1815, 2. Aufl. 1816), ein Werk, welches wegen ſeiner wahrheitsgetreuen Schilderung große Aufnahme fand, und ins Franzöſiſche und Engliſche überſetzt worden iſt. Mit Anfang des Jahres 1817 ward O. erſter Adjutant im Generalcommandoſtabe, 1820 Cavallerieobriſt und nach General Le Coq's Tode 1830 königlicher Generaladjutant. Im Jahre 1832 nahm er ſeinen Abſchied mit Penſion und ſtarb 1833 zu Rieſa. Was O. in der Feldmeßkunſt als Schüler Lehmann's zu leiſten vermochte, hat er in mehreren größern topographiſchen Arbeiten, die wir von ihm haben, gezeigt. Wir nennen unter dieſen nur: „Die Gegend von Bautzen“ (1820), mit einem Commentare über die Schlacht von 1813, und ſeine „Topographiſche Karte des beſuchteſten Theiles der ſächſ. Schweiz“, einer Gegend, die einen mit allen Vortheilen und Kenntniſſen der praktiſchen Geometrie vertrauten Arbeiter verlangt. Es gehört dieſes Blatt zu den vollendetſten derartigen Arbeiten unſerer Zeit und umfaßt einen Flächenraum von $2^1/_2$ QM. Auch hat O. einen Commentar dazu (Dresd. 1830) geliefert.

Odelsthing, ſ. Storthing.

Oedem oder Waſſergeſchwulſt nennt man die örtliche Hautwaſſerſucht (S. Waſſerſucht). Das Oedem ſtellt ſich als faſt unelaſtiſche, kalte und ſchmerzloſe Geſchwulſt dar, welche von einer in das Zellgewebe der Haut ergoſſenen und daſſelbe ausdehnenden waſſerähnlichen Flüſſigkeit herrührt. Man findet es an allen Stellen des Körpers, beſonders aber an ſolchen, welche vom Herzen weit entfernt ſind, alſo meiſt an den Extremitäten, den Augenlidern u. ſ. w. Es entſteht ſelbſtändig nach anhaltenden ſchwächenden Einflüſſen in Folge zerſtörter Function der Lymphgefäße oder als Symptom innerer Abſceſſe, organiſcher Herzkrankheiten, nach Exanthemen u. ſ. w. Wenn die von dem O. ergriffenen Theile nicht von ſelbſt oder durch unzweckmäßige Behandlung in Eiterung übergehen, iſt es nicht gefährlich. Die ärztliche Behandlung muß bei der ſymptomatiſchen Art der Krankheit vor Allem auf Hebung der Urſachen hinwirken, wenn ſie dauernden Erfolg haben will. Uebrigens geſchieht die Heilung am beſten durch Bedeckung mit wollenen Stoffen, welche trockne aromatiſche Kräuterpulver enthalten, wie namentlich die Einwickelung geſchwollener Füße in Flanell als häufiges und nützliches Mittel bekannt iſt.

Odenſe, Amtsbezirk im nördlichen Theile der Inſel Fühnen; $32^1/_2$ QM. umfaſſend, mit 70,000 Einw. — Die gleichnamige Hauptſtadt deſſelben, mit 9000 Einw., einer Bibliothek ſämmtlicher däniſcher Bücher, und der alten Knudskirche mit vier Königsgräbern, iſt denkwürdig durch den hier 1527 vom König Friedrich von Dänemark gehaltenen Reichstag, der für den Fortgang der Reformation wichtig war, weil auf ihm den Proteſtanten gleiche Rechte mit den Katholiken zugeſtanden wurden.

Odenwald, ein Gebirge, bildet die nördliche Fortſetzung des Schwarzwaldes, von dem ihn nur der Neckar ſcheidet, liegt im Großherzogthume Heſſen und Baden und hängt mit dem Speſſart zuſammen. Er war ſonſt ganz mit Wald bedeckt, jetzt aber nur noch in den höher gelegenen Gegenden; die meiſt weiten Thäler ſind mit Dörfern beſetzt und fruchtbar. An ſeinem Fuße läuft die berühmte, wahrſcheinlich ſchon von den Römern angelegte Bergſtraße hin. Die höchſten Punkte des O.'s ſind der 2200 Fuß hohe Katzenbuckel bei Eberbach in Baden, die Neunkircher Höhe (1820 Fuß) zwiſchen Lindenfels und Neunkirchen in Heſſen und der Felsberg (1696 Fuß), an deſſen Abhang die Rieſenſäule liegt.

Odeon (lat. Odeum) war bei den Griechen ſeit Perikles, und zur Kaiſerzeit auch bei den Römern ein rundes, mit Säulen verziertes, theatraliſch geformtes Gebäude, worin poetiſche und muſikaliſche Wettſtreite angeſtellt, und ſpäter auch Volksverſammlungen ge-

Digitized by Google

halten wurden. Berühmt waren in Griechenland die Odeen zu Athen, Korinth und Paträ. Das erſte O. war das von Perikles zu Athen erbaute, es brannte aber ab, als der Römer Sulla dieſe Stadt eroberte, und wurde in der Folge unter Ariobarzanes nebſt zwei andern neu aufgebaut. In Rom erbaute das erſte Odeum Domitian. Sämmtliche Odeen der Alten liegen jetzt größtentheils in Trümmern; am beſten erhalten hat ſich unter tauſendjähriger Aſche das O. von Pompeji. In neuerer Zeit hat man, wie z. B. in München und Paris, ähnliche Gebäude und Säle zu wiſſenſchaftlichen, muſikaliſchen und ähnlichen Unterhaltungen beſtimmt, und ſie Odeen genannt.

Oder, lat. Viadrus, ſlaw. Vjodr, einer der Hauptſtröme Deutſchlands und Hauptſtrom des preußiſchen Staates, den ſie in ſeiner größten Breite durchfließt, äußerſt wichtig für deſſen Verkehr und Handel, hat ihre Quelle beim Dorfe Haslich, 6 Stunden öſtlich von Olmütz in Mähren, geht durch öſterreichiſch Schleſien, tritt beim Städtchen Oderberg in das preußiſche Schleſien ein, wird hier bei Ratibor ſchiffbar, berührt Oppeln, Brieg, Breslau, Glogau, Frankfurt und Küſtrin, theilt ſich bald nach ihrem Eintritte in Pommern bei Garz unfern Schwedt in zwei Arme, von denen der öſtliche, die Reglitz, in den Damiſchen See fällt, aus dieſem heraustritt und ſich wieder mit dem weſtlichen Arme, der von Stettin her kommt, vereinigt, und ergießt ſich nach einem 134 Meilen langen Laufe, wovon 122 ſchiffbar ſind, ins friſche Haff. Aus dieſem fließt ſie in drei ſtarken Mündungen, deren öſtliche Divenow, die mittlere Swine, die weſtliche Peene heißt. Unter ihren Nebenflüſſen, mit denen ſie ein Gebiet von mehr als 3000 Meilen umfaßt, nimmt ſie als die bedeutendern auf, rechts: bei Delſau die Oelſa, ſüdlich von Koſel die Birawka, unterhalb Oppeln die Malapane, oberhalb Glogau die ſchiffbare Bartſch; Küſtrin gegenüber die Warthe, ihren bedeutendſten Nebenfluß, die in der polniſchen Woywodſchaft Krakau entſpringt und einen 105 M. langen Lauf hat; links: die Oppa; die ſchleſiſche Neiße, ſüdlich von Brieg; bei Breslau die Ohlau und Weiſtritz; die Katzbach; bei Kroſſen den Bober, und unterhalb Guben die lauſitzer Neiße. Bei Ratibor wird ſie nur für kleinere, und bei Oppeln, wo ſie faſt 300 Fuß breit iſt, ſchon für größere Kähne fahrbar. Bei Breslau trägt ſie ſchon Fahrzeuge mit 1000 Centner Laſt, und ihre Breite wächſt hier an manchen Stellen bis über 800 Fuß. Der Finowkanal verbindet ſie mit der Havel im Regierungsbezirke Potsdam, und der Friedrich-Wilhelm- oder Müllroſer Kanal einige Meilen unter Frankfurt mit der Spree. Ein dritter Kanal, der den Namen der neuen Oder führt, wurde zur Abkürzung der Oderfahrt und Urbarmachung eines Oderbruchs von 1746—53 gegraben, beginnt unterhalb Küſtrin, beim Dorfe Güſtebieſa, und vereinigt ſich mit dem einige Meilen oberhalb Küſtrin gelegenen Dorfe Hohenſaaten wieder mit der alten O. Dieſer neue Kanal iſt durch ſtarken Waſſerzufluß allmälig ſo erweitert worden, daß er dem alten Oderbette faſt alles Waſſer nimmt und jetzt den allein zur Schifffahrt gebrauchten Hauptſtrom bildet, während die alte O. nur bei hohem Waſſerſtande im Frühjahr und Herbſt fahrbar iſt. Das Gefälle der O. berechnet man auf 1200 Fuß, am ſtärkſten iſt daſſelbe in Schleſien und am geringſten in Pommern. Unfern Küſtrin fangen ſchon die Oderbrüche an, und dieſen Niederungen wird die Oder durch ihre Ueberſchwemmungen ſehr gefährlich und hat die Anlegung koſtbarer Dämme und Deiche nothwendig gemacht, die unter Aufſicht eines Deichdirectoriums zu Frankfurt ſtehen. In Hinſicht auf Fiſcherei iſt die O. bedeutender als die Elbe. Der Oderhafen für größere Fahrzeuge befindet ſich bei Swinemünde. Von hier müſſen alle Schiffe, die über 50 Centner Laſt tragen, ihre Waaren auf kleinen Kähnen (Lichterſchiffen) wegen Seichtigkeit des Fahrwaſſers nach Stettin ſenden. Von hier bezieht Stettin Colonial- und andere Producte, mit denen es Pommern, die Marken, Schleſien, die Lauſitz, Weſtpreußen, Polen u. ſ. w. verſorgt. Hauptausfuhrartikel ſind Getreide, Obſt, ſchleſiſche Tücher, Schiffbau- und Stabholz, welches nach England, Frankreich, Spanien und Portugal geht. Auch viel Brennholz wird auf der O. verflößt. In militäriſcher Hinſicht hat die O. als Transport- und Feſtungslinie Wichtigkeit. An ihr liegen die Feſtungen Koſel, Brieg, Großglogau, Küſtrin und Stettin.

Digitized by Google

Oderbruch heißt der zum Theil aus weichem, ſumpfigem Wieſengrunde, größtentheils aber aus den fruchtbarſten Aeckern und Wieſen beſtehende Landſtrich in der Provinz Brandenburg, welcher ſich von Küſtrin zu beiden Seiten der Oder bis zu deren Mündung in das Haff hinzieht. Sonſt war dieſe ganze Niederung faſt nichts als See und Sumpf, durch die häufigen Oderüberſchwemmungen entſtanden. Zum Theil auf Koſten der Regierung, welche dazu $1/2$ Million Thaler bewilligte, wurde in den Jahren 1747 bis 1756, ſowohl zur Abkürzung der Oderfahrt, als auch zur Austrocknung der Seen und Sümpfe in dieſen Niederungen, der neue Oderkanal gegraben, durch Abzugsgräben das Waſſer aus den Oderbrüchen hineingeleitet, und auf dieſe Weiſe mehr als 133,000 Morgen des fruchtbarſten Wieſen- und Ackerlandes trocken gelegt. Deiche und Dämme ſchützen daſſelbe vor weitern Ueberſchwemmungen.

Oderich von Portenau, ein Franziskanermönch, zu Portenone in Friaul um 1286 geboren; iſt berühmt durch ſeine 16jährige Miſſionsreiſe, die er in den Jahren 1314 bis 1330 nach Aſien machte, eine der größten Reiſen, die je ein Menſch unternahm. Vorher lebte O. im Kloſter zu Udine in Friaul, ging von hier 1314 über Conſtantinopel nach Trapezunt, Großarmenien, verweilte längere Zeit an der malabariſchen Küſte, beſuchte dann Indien, die vorzüglichſten Inſeln des mittelländiſchen Meeres, Ceylon, Borneo, Sumatra, Java, durchzog ſogar China nach allen Richtungen, wandte ſich hierauf nach Weſten, berührte Turkeſtan und Tibet, von wo er 1330 nach Europa zurückkam. Er ſtarb im Kloſter Udine ſchon das Jahr darauf im Rufe einer beſondern Wunderkraft. Seine Reiſebeſchreibung wurde durch ſeinen Mitbruder Wilhelm von Solagna aus ſeinen Papieren aufgeſetzt, enthält neben viel Wichtigem und Intereſſanten auch viel Unwahrſcheinliches und Abenteuerliches, und erſchien ins Italieniſche überſetzt zuerſt 1588 in der Sammlung von Ramnuſio.

Odescalchi, eine alte römiſche Familie, der Papſt Innocenz XI. (ſ. d.) angehörte. — Des Papſtes Bruders Sohn, Livio I. O., wurde durch Kaiſer Leopold 1689 in den Reichsfürſtenſtand erhoben und 1694 mit dem Herzogthum Sirmien beliehen, ſtarb aber 1701 kinderlos. Sein Name ging auf den Sohn ſeiner Schweſter, der Marqueſe Balthaſar d'Erba, aus einer mailändiſchen Familie über, deſſen Stamm noch gegenwärtig fortlebt.

Odeſſa, eine der größten Städte des ruſſiſchen Reichs und der bedeutendſte Handelsplatz im ſüdlichen Rußland, liegt im Gouvernement Cherſon. Sie wurde erſt 1792 gegründet, hat ſich aber im Verlaufe dieſer wenigen Jahrzehnte bis jetzt nicht nur zur erſten Handelsſtadt erhoben, ſondern auch mit allen Inſtituten der vollendetſten Civiliſation ausgeſtattet. An ihrer Stelle ſtand früher ein kleines tatariſches Dorf Kaczybey. Der ruſſiſche Admiral von Ribas ſchlug der Kaiſerin Katharina II. vor, an dieſer für den Handel ſehr vortheilhaften Stelle eine neue Stadt zu gründen, und ſein Plan wurde um ſo mehr gebilligt, ſowohl weil Cherſon (ſ. d.) eine ungeſunde Lage hat, als auch weil mit O. ein Seeetabliſſement näher an die Türkei kam, und den reichſten und fruchtbarſten Provinzen des Reichs ein Ausgangspunkt für ihre Producte geöffnet wurde. Bei dem Tode der Kaiſerin hatte die Stadt erſt 200 Häuſer, wuchs aber unter Alexander während der Verwaltung des Herzogs von Richelieu und des Grafen Langeron mit Rieſenſchritten. Im J. 1803 zählte man 400 Häuſer und 7000 Einw., 1814 2,600 Häuſ. u. 35,000 Einw., 1826 3,284 Häuſ., und die jetzige Einwohnerzahl beträgt 80,000. Die neue Stadt wurde Odeſſa genannt, weil die Schriftſteller des Alterthums zwei Städte erwähnen, die beide dieſen Namen führten und am ſchwarzen Meere lagen. O. liegt amphitheatraliſch mitten auf einer Anhöhe, die auf der einen Seite von einer Bucht des ſchwarzen Meeres, welche den Hafen bildet, und auf den andern Seiten mit einer fruchtbaren, mit freundlichen Dörfern und Gärten gezierten Ebene umgeben iſt, und iſt eine der ſchönſten Städte des Reichs. Es hat gerade und breite Straßen, nur wenig Häuſer unter zwei Stock hoch, bildet ein längliches Viereck, und beſteht aus der eigentlichen Stadt O. und aus den Vorſtädten Moldawanka und Pereſipp. Vom April bis October vermehrt ſich

Digitized by Google

regelmäßig die Bevölkerung um 7—10,000 Individuen, theils durch die Arbeiter und Fuhrleute, die aus den verſchiedenen Theilen des Reichs hier eintreffen, theils durch ruſſiſche und polniſche Gutsbeſitzer und fremde Kaufleute, welche der Handel hierher zieht. Außer Ruſſen und Juden, welche die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachen, findet man hier Polen, Türken, Griechen, Armenier, Bulgaren, Tartaren, Engländer, Franzoſen, Italiener, Spanier, Schweizer, Deutſche ꝛc., und man hört vielleicht in wenig Städten der Erde mehr Sprachen als hier. Am meiſten ſpricht man Ruſſiſch und Neugriechiſch. Zu den ſchönſten Gebäuden von O. gehört: die griechiſche Nikolauskirche, der Gouverneurspalaſt, die Admiralität, die Börſe und das Theater. Neben dem Hafen ſteht die Citadelle. Außerdem findet man hier eine Bank, ein Handelsgericht, drei Aſſecuranzgeſellſchaften, eine Ackerbaugeſellſchaft, eine Specialſchule zur Erlernung der orientaliſchen Sprachen, eine Militärſchule, ein adeliges Fräuleininſtitut, ein großes, nach franzöſiſchem Muſter eingerichtetes Lyceum, womit zwei Ergänzungsſchulen für die Rechtswiſſenſchaft, Nationalökonomie und die Handlungswiſſenſchaften, und eine Bildungsanſtalt für Schullehrer verbunden ſind, eine Stadtbibliothek, ein Muſeum der Alterthümer, die größtentheils in Taurien, Cherſon und anderen Gegenden des Reichs gefunden wurden, u. a. m. Dem Mangel an Trinkwaſſer iſt durch eine Waſſerleitung abgeholfen. Die Induſtrie in O. iſt im Vergleich mit dem Handel gering. Man findet, außer Schiffswerften, Schneiderwerkſtätten, Branntweinbrennereien und Bierbrauereien, verſchiedene Fabriken, welche Tuch, Seidenzeuge, Seife ꝛc. liefern. Der Handel dagegen hat eine große Ausdehnung erhalten. Die Ausfuhr betrug 1804 2,340,000, die Einfuhr 1,223,000; 1813 war die erſtere bereits auf 3,200,000 Rubel geſtiegen. In den Jahren 1816 u. 1817, wo beſonders Getreide und Mehl einen Hauptausfuhrartikel nach dem weſtlichen Europa bildete, betrug die Ausfuhr in jedem Jahre faſt 53 Mill. Rubel. Seitdem hat ſie dieſe Höhe nicht wieder erreicht, betrug aber doch 1846 noch über 27 Mill. und die Einfuhr 16,300,000 Rubel. Dieſes ſchnelle Emporkommen O.'s, dem man nur Petersburg an die Seite ſtellen kann, hat ſeinen Grund allein in der günſtigen Lage, in der Nähe der weſtlichen Küſten Aſiens, des Archipelagus und der fruchtbaren Provinzen des ſüdlichen Rußlands, und in der bei dem günſtigen Klima faſt das ganze Jahre hindurch währenden Schiffahrt. Hauptgegenſtände der Ausfuhr ſind: Getreide aus den geſegneten Provinzen Podolien und Volhynien, beſonders Weizen, nächſt ihm Talg, den man hier billiger und friſcher erhält, als in den Oſtſeehäfen; außerdem Eiſen, Kupfer, Caviar, Segeltuch, Butter und in neuerer Zeit auch Wolle, ein Artikel, der in Folge der ausgebreiteten Merinoszucht in Neurußland immer wichtiger wird. Die Einfuhr umfaßt die Producte der Länder am mittelländiſchen Meere, die perſiſchen und aſiatiſchen Artikel, ſo wie die Producte der Berberei und Aegyptens, wozu noch der Handel kommt mit den ioniſchen und griechiſchen Inſeln, mit Trieſt, Conſtantinopel und Smyrna. Von deutſchen Handelsplätzen iſt Wien der einzige, mit welchem O. unmittelbare Wechſelgeſchäfte macht. Außerdem ſteht es vornehmlich mit Trieſt, Livorno, Marſeille, Barcelona und London in Verbindung. Der Speditionsplatz zwiſchen Deutſchland und O. iſt Brody. Engländer, Franzoſen und Italiener bilden die reichere Claſſe des Handelsſtandes. In der Nähe von O. hat ſich auch eine griechiſche Colonie angeſiedelt.

Odeurs, ſ. Parfums.

Odilon-Barrot, Camille Hyacinthe, Mitglied der franz. Nationalverſammlung und als gewandter Redner bekannt, wurde am 19. Juli 1791 zu Villefort im Departement Lozère geboren, bildete ſich vornehmlich im Lycée Napoléon und trat 1814 als Advocat am Pariſer Caſſationshofe auf, wo er durch ſeine Kenntniſſe allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und ſich vornehmlich durch mehrere glückliche Vertheidigungen angeklagter Patrioten die Volksgunſt im hohen Grade erwarb. Zu ſeinen rühmlichſten Defenſionen gehören die des 1815 als Septembriſeur angeklagten und zum Tode verurtheilten Regnault, der mit lebenslänglicher Haft davon kam und durch die Julirevolution befreit wurde, hiernächſt Dumoulin's und 1822 die des unglücklichen Carron. Auch ſprach O.

Digitized by Google

1816 mit Kraft und Nachdruck für die in Südfrankreich verfolgten Proteſtanten, und trat nachmals muthig gegen das einengende Syſtem der Regierung in die Schranken, war eines der thätigſten Mitglieder des Vereins für Preßfreiheit und der Société des sciences morales et politiques und in den berühmten réunions électorales unter Martignac's Miniſterium. Beſonders thätig war er bei der Wahl der Mitglieder der Municipalcommiſſion unter Polignac, ſtellte eine politiſche Umgeſtaltung als unvermeidlich dar, und als 1830 die Ordonnanzen erſchienen, wurde er Secretär der Commiſſion und half den Aufſtand organiſiren. Er bewog, auf Antrieb des Herzogs von Orleans, Karl X. zur Abdankung und wurde von der Regierung zum Präfecten des Seinedepartements ernannt, in welcher Stellung er viele Mißbräuche abſchaffte. Wegen ſeines überwiegenden Einfluſſes auf die Volksſtimmung, welcher ſich beſonders bei Gelegenheit der Unruhen bei Vincennes und in Paris zeigte, während des Proceſſes der Exminiſter, wo er zur Stillung derſelben das Meiſte beitrug, wurde er von den Miniſtern beneidet; man verlangte ſeine Abſetzung von der Präfectur, und da der König dieſen Schritt für zu bedenklich hielt, traten Guizot und Périer ab, und Lafitte wurde Präſident des Conſeils. O. begann jetzt nachdrücklicher als je den Kampf gegen die Doctrinärs. Als ihn der Miniſter Montalivet vor der Kammer beſchuldigte, nichts zur Wiederherſtellung der Ruhe während der karliſtiſchen Aufſtände im Februar 1831 in der Kirche St. Germain l'Auxerrois gethan zu haben, legte O. die Präfectur nieder und blieb nur auf ausdrückliches Verlangen des Königs Mitglied im Staatsrathe. Indeß wünſchte auch der Hof ſich des mächtigen Redners auf eine gütliche Art zu entledigen. Die ihm angetragene Botſchafterſtelle am Hofe zu Conſtantinopel ſchlug O. aus, unterzeichnete, als Périer Miniſter wurde, die Aſſociation gegen die ältern Bourbons und wurde deshalb auf Périer's Betrieb aus dem Staatsrathe entfernt. Zum Deputirten von vier Departements zugleich erwählt, trat er jetzt gegen Périer's Politik auf, war fortwährend einer der kräftigſten Wortführer der Oppoſition, war unter den 39 Deputirten, welche ſich im Mai 1832 verſammelten, um ſich über Frankreichs Lage zu berathen, und auch Mitglied des Ausſchuſſes, dem die Entwerfung des berühmten Compte rendu aufgetragen wurde. Während der Unruhen am 6. Juni begab er ſich mit Arago und Lafitte zum Könige, um ihn von den nachtheiligen Folgen zu überzeugen, welche aus dem fernern Beibehalten von Périer's Syſtem für Frankreichs Ruhe erwachſen könnten, und ihn zu bitten, durch Feſthalten an den Grundſätzen der Revolution neuem Zwieſpalte vorzubeugen. Seine kräftige Rede vor dem Caſſationsgerichtshofe hatte die Aufhebung des Belagerungszuſtandes zur Folge. Seit 1832 neigte ſich O. mehr zur gemäßigtern Partei hin, ohne deshalb ſeine Grundſätze aufzugeben, und trat nur in Folge der auf das Attentat vom 28. Juli 1835 der Kammer vorgelegten Geſetze wieder auf die Seite der Oppoſition, ohne jedoch etwas durchſetzen zu können. Nachdem er weſentlich zur Entfernung der Doctrinärs im Febr. 1836 beigetragen, bekämpfte er das Miniſterium Molé, beantragte die Ausſchließung der Beamten aus der Kammer, erklärte ſich gegen die geheimen Fonds, die er als Demoraliſationsmittel bezeichnete und ließ ſich ſogar die Unterſtützung der erzürnten Doctrinärs gefallen, um im Jan. 1839 den Sturz der verhaßten Verwaltung durchzuſetzen. Unter Thiers' Miniſterium trat er auf deſſen Seite in der orientaliſchen Frage, ſchloß ſich aber bei dem Wiedereintritt Guizot's im Oct. 1840 der Oppoſition wieder an, die er mit ſteigender Erbitterung fortführte, bis zum Jahre 1848, wo er durch ſein Reformbankett die nächſte Veranlaſſung zur Februarrevolution gab. Der Stand der Parteien in der jungen Republik hinderte jede bedeutendere Einmiſchung in die Politik von ſeiner Seite bis zum Nov. 1848, wo ihn der neugewählte Präſident der Republik, Ludwig Bonaparte mit der Bildung des neuen Miniſteriums beauftragte, deſſen Präſident er wurde. Seine Führung der franz. Angelegenheiten gegen Außen wie im Innern hat vielfache Anfechtungen erfahren, doch erhielt er ſich lange in ſeiner amtlichen Stellung, bis ihn der Präſident der Republik plötzlich am 31. Oct. 1849 nebſt den übrigen Miniſtern entließ.

Odin, deutſch Wodan, heißt in der nordiſchen Mythologie (ſ. d.) der vornehmſte

Digitized by Google

der Söhne Börs, und folglich auch unter den Aſen, als deren älteſter er gilt. Das ein Auge, welches die Mythe ihm urſprünglich beilegt, indem er das andere für einen Trunk aus Mimir's Weisheitsbrunnen hingab, muß auf das Weltauge, die Sonne, gedeutet werden, und das Hingeben des andern Auges bezeichnet ohne Zweifel das Untergehen dieſben im weſtlichen Ocean. O. herrſcht über Himmel und Erde; die übrigen Götter gehorchen ihm wie Kinder einem Vater, denn er überſieht ihrer Aller Kräfte und Eigenſchaften. Und ſo kommt auch, was des Menſchen iſt von ihm her, Sieg und Reichthum, Beredſamkeit und Weisheit des Geiſtes, die Kunſt des Sanges und der Tapferkeit. Zu ihm, dem Gott der himmliſchen und irdiſchen Heere, flehen die Krieger um Sieg; er ſelbſt ruft die Völker auf zum heiligen Streite. Die Seelen der in der Schlacht Gefallenen ſind O.'s Eigenthum, zur bleichen Herrſcherin des Todes aber wandelt hinab, wer den Keim des Muthes, der ſeinem Geiſte inwohnt, unterdrückt, denn er iſt unwürdig in der Nähe des Schlachtenvaters zu wohnen. O.'s Palaſt iſt der ſchönſte in Asgard. Dort, im herrlichen Walhalla, hat er den Vorſitz beim Mahle der Götter; dort verſammelt er die Geiſter der abgeſchiedenen Helden, die tauſend mal tauſend Enherien um ſich und offenbart ſeinen höchſten Glanz. Zwei Wölfe und zwei Raben ſitzen ihm während des Mahles zur Seite. Die erſteren, Geri und Freki, ſitzen zu ſeinen Füßen und verzehren das, was dem Gotte ſelbſt vorgeſetzt wird, denn der Wein, den ihm die Mundſchenkinnen Riſta und Miſta ſpenden, iſt für O. Speiſe und Trank; Anderes genießt er nie. Die zwei Raben Hugin und Munin, ſitzen auf O.'s Schultern, flüſtern ihm zu, was ſie denſelben Tag in der Welt erfahren haben. Daher O.'s Allwiſſenheit. Auf den Zinnen von Walhalla ſteht O.'s bebender Thron Hlidskialf; von ihm ſchaut er über alle Welten und bis in das Innerſte der Erde; er theilt ihn nur mit ſeiner Gemahlin Frigga. Sein achtfüßiges kohlſchwarzes Roß Sleipnir iſt das flüchtigſte unter allen Roſſen, ſein mächtiger Speer iſt Gungnir und ſein Zauberring Draupnir. Alte Geſänge legen ihm noch einen Goldhelm und einen ſchönen Panzer bei, und preiſen ihn als Erfinder der Runen. — O.'s Vermählungen und Liebſchaften ſind größtentheils von Naturideen ausgegangene Allegorien. Als rein-mythologiſche Gottheit hat er blos eine Gemahlin, Frigga, und ſelbſt dieſe iſt ihm noch aus der ſymboliſchen Periode verblieben, wo man ihn als Luft- und Himmelsgott verehrt hatte. Frigga wird als Symbol der Erde auch Jörd, d. h. Hertha, genannt, welcher Name indeß mehr auf ihre Fruchtbarkeit deutet. Mit Jörd (der ſommerlichen Erde), ſagt die Mythe, zeugte O. (der Himmel) den Thor (Donner); die Rinda (die winterliche Erde) gebar ihm dagegen den Wali. Des Himmels Abglanz befruchtete neun Jungfrauenwellen und O.'s dritter Sohn Heimdall ſtieg empor, und von Gidur, dem Sinnbilde der unaufhaltſam hinrollenden Zeit, wurde O. Vater des Widar. Mit Frigga endlich zeugte O. ſeine fünf übrigen Söhne: Baldur, Braga, Hermod, Tyr und Hödur, und ſo hat faſt die ganze Götterfamilie O. zum Vater. — Die Thaten O.'s beginnen ſchon mit der Schöpfung der Welt und des Menſchen. Erſtere vollbrachte O. mit ſeinen Brüdern Wile und We; bei der letztern that er das Wichtigſte, er gab dem Menſchen einen Geiſt, der dauern und nie vergehen ſoll, wenn auch der Körper zu Staub zerfällt. O. hat eine Menge von Namen. Die vorzüglichſten ſind die zwölf, welche ihm als Jahresgott zukommen: Alfadir, Herian, Hnikar, Hnikudr, Fiölnir, Oski, Omi, Biflinde, Widrir, Swidrir, Swidur und Jalkr. Ueber O.'s Ende ſ. nordiſche Mythologie. O. wurde in Norwegen, Schweden, Gothland, Island und beſonders in Dänemark verehrt. Im Tempel zu Upſala ſtand um 1076 ſein Bildniß, bewaffnet, und O. wurde als Beſtimmer des Ausgangs des Kriegs und als Verleiher der Tapferkeit verehrt. Nach O. hieß auch die Mittwoch Odinsdagr. Bei den übrigen germaniſchen Völkern hieß er Wodan. Den O. hat man auch im Waidewut, Widevut der Preußen, Lithauer und Liven zu finden geglaubt. Von O. leiteten die meiſten nordiſchen und angelſächſiſchen Fürſtengeſchlechter ihren Urſprung ab, und dieſe Ableitung ſcheint ſehr natürlich, da O. beſonders auch Kriegs- und Schlachten-Gott war, und man hat hierbei nicht nöthig, zu der Sage von O.'s leiblicher Einwanderung im Norden ſeine Zuflucht zu nehmen. Vergl. nordiſche Mythologie.

Digitized by Google

Odoacer, König von Italien (476—493), der Sohn des Skyrenfürſten Edico, trat wie viele ſeiner deutſchen Stammgenoſſen in römiſchen Solddienſt. Körperliche Vorzüge, — er wird als ein Mann von ſchlankem Wuchs und königlichem Anſehen geſchildert, — Tapferkeit und Kriegskunde machten ihn am weſtrömiſchen Hofe bald angeſehen, und O. ſtieg bis zum Oberbefehlshaber der kaiſerlichen Leibgarden. Der damalige römiſche Oberfeldherr Oreſtes hatte ſeinem Sohne Romulus Auguſtulus den kaiſerlichen Purpur zu verſchaffen gewußt (ſ. *Occidentaliſches Kaiſerthum*). Das deutſche Soldheer, ermuthigt durch die damalige Schwäche des Reichs, verlangte für ſich den dritten Theil der Ländereien Italiens als Eigenthum, und da Oreſtes dieſe Forderung nicht bewilligte, empörten ſich die Truppen unter O.'s Anführung, welcher ihnen verſprach, ihr Verlangen durchzuſetzen, wenn ſie ſich ſeiner Leitung anvertrauen wollten. O. erſtürmte an ihrer Spitze Ticinum (Pavia), ließ den gefangenen Oreſtes zu Piacentia (Piacenza) enthaupten, beſetzte 476 Rom und zwang Romulus nach einer 10monatlichen Regierung zu entſagen. Bald hatte ſich O. ganz Italien unterworfen und das Heer rief ihn zum König aus. O. wies den Purpur zurück, ließ aber durch den Senat dem orientaliſchen Kaiſer Zeno zu Konſtantinopel erklären, Rom bedürfe keines beſondern Kaiſers mehr, es könne Einer die beiden Reiche des Oſtens und Weſtens beherrſchen; man wünſche aber, daß dem O. die Verwaltung Italiens übertragen würde. So geſchah es denn auch; O. verwaltete Italien mit Kraft und Klugheit, ließ dem Lande die alte Verfaſſung, ſtellte ſich die würdigſten Männer als Senatoren zur Seite, geſtattete Glaubensfreiheit, und Rom fing unter ihm wieder an aufzublühen. Eroberungsſucht und Beuteluſt führten indeß bald den Oſtgothenkönig *Theodorich* (ſ. d.) über die Alpen, der unterſtützt vom Kaiſer Zeno, welcher ſeinen ſtolzen Vaſallen O. gern gedemüthigt wiſſen wollte, mit Rieſenſchritten in Italien vordrang, O. 489 am Sontius (Iſonzo) bei Verona ſchlug, und am 11. Aug. 490 auch in der blutigen Schlacht bei Adda, und ihn nach dreijähriger Belagerung ſeiner feſten Reſidenz Ravenna zu einem Vergleiche nöthigte (27. Febr. 493). Nach ihm ſollte O. einen Theil der Herrſchaft im Abendlande behalten. Theodorich zog am 5. März 493 in Ravenna ein, und bei einem Gaſtmahle ſtieß er O. mit eigener Hand nieder, weil er ihn im Verdacht heimlicher Pläne gegen ſein Leben hatte. Gleiches Loos traf auch O.'s Kampfgenoſſen, ſeinen Sohn Tholane und die übrigen Glieder ſeiner Familie, damit Theodorich vor Blutrache ſicher geſtellt ſein möchte. Nur O.'s Bruder und der Rugierfürſt Friedrich, O.'s Bundesgenoſſe, retteten ſich, nachdem auch ſie bei Verona geſchlagen worden waren, über die Alpen.

O'Donnel, eine alte Familie in Irland, welcher die frühere Landſchaft Tyrconnel die jetzige Grafſchaft Donegal, gehörte. In einem fortgeſetzten Kampfe mit den O'Neals verlor die Familie O'D. ihre Beſitzungen, erhielt dieſelben aber nach dem Sturze ihrer Feinde unter der Königin Eliſabeth wieder zurück. Als Jakob II. nach ſeiner Vertreibung vom engliſchen Throne wenigſtens Irland zu behaupten ſuchte, ſtellten ſich auch die O'Donnels unter die Fahne der Stuarts, mußten aber nach der Schlacht am Boynefluß faſt ſämmtlich ihr Vaterland verlaſſen. Ein Theil ging nach Oeſterreich, wo ſie unter dem Namen der *Grafen von Tyrconnel* ſich niederließen und zu hohen Staatswürden gelangten. *Karl, Graf O'D. von Tyrconnel,* trat in kaiſerliche Dienſte und erwarb ſich 1746 in der Schlacht bei Piacenza den Grad eines Generals. Im J. 1756 kämpfte er in Böhmen; nach der Schlacht bei Lowoſitz wurde er Feldmarſchalllieutnant, und in der Schlacht bei Kollin befehligte er die Cavalerie. Er erhielt ſodann den Titel eines Cavaleriegenerals und nahm Theil an der Schlacht bei Hochkirch und bei Maxen. Nach der Verwundung Daun's bei Torgau übernahm er den Oberbefehl, aber nur, um das Heer nach Böhmen zurückzuführen. Weniger glücklich war er in Schleſien, wo er 1761 bei Reichenbach geſchlagen und zur Uebergabe von Schweidnitz gezwungen wurde. Im J. 1764 führte er den Oberbefehl in den Niederlanden und 1768 erhielt er das Generalgouvernement von Siebenbürgen. Er ſtarb zu Wien 1770. — *Franz, Graf von O'D.*, war 1809 Miniſter der Finanzen in Oeſterreich, ſtarb aber ſchon 1810. —

Digitized by Google

Das gegenwärtige Haupt des öſterreichiſchen Familienzweiges iſt **Moritz, Graf von O'D.**, geb. 1780, Feldmarſchalllieutenant und vermählt mit Chriſtine, der Tochter des Fürſten von Ligne. — Ein anderer Zweig der O'D. ſiedelte nach Spanien über und zeichnete ſich dort ebenfalls aus. — **Joſ. Heinr. O'D., Graf von Abispal**, trat in die ſpaniſchen Garden und wohnte dem Feldzuge von 1795 gegen die Franzoſen bei. In dem ſpaniſchen Inſurrectionskriege gegen Napoleon ſtieg er zum General, erwarb ſich durch einen Sieg bei La Bispal den Grafentitel, wurde aber in dem Jahre 1810 und 1811 mehrmals geſchlagen, gerieth mit den Cortes in Zwieſpalt und wurde gefangen geſetzt. Ferdinand VII. ernannte ihn 1814 zum Generalcapitän von Andaluſien und 1818 zum Gouverneur von Cadix; 1819 aber erhielt er den Befehl über ein nach den ſüdamerikaniſchen Colonien beſtimmtes Armeecorps. Ehe er ſich jedoch einſchiffte, brach die Verſchwörung auf der Inſel Leon aus, die er vergebens zu unterdrücken ſuchte. Der König übergab ihm hierauf den Befehl über die in der Provinz Mancha verſammelten Truppen, an deren Spitze er ſich auf dem Zuge nach Galicien zu Occaña für die Conſtitution erklärte. Bald darauf wurde ſein Betragen aber ſo zweideutig, daß die Conſtitutionellen ihm mißtrauten. Beim Einbruche der Franzoſen im J. 1823 gewann er mit einem zur Unterſtützung des Generals Odaly abgeſchickten Corps dem Feinde einige Vortheile ab und übernahm dann den Befehl über die Reſervearmee, die Madrid decken ſollte. Weil er jedoch mit der royaliſtiſchen Partei in Unterhandlung trat, zwangen ihn ſeine eigenen Soldaten, das Commando niederzulegen. Er ſuchte nun nach Frankreich zu entkommen, wurde aber zu Villareal von den Conſtitutionellen gefangen. Die Franzoſen befreiten ihn wieder, worauf er nach Bordeaux und von da nach Limoges ging und ſich daſelbſt niederließ. Er ſtarb im J. 1834, auf der Rückkehr nach Spanien begriffen, zu Montpellier aus Entſetzen über die Nachricht, daß der Karliſtenchef Zumala Carreguy ſeinen kriegsgefangenen Sohn habe erſchießen laſſen. Sein Bruder, **Heinr. Karl, Graf O'D.**, ſtarb 1830 als Generalcapitän von Altcaſtilien. — **Leopold O'D.**, der zweite Sohn des Grafen von Abispal, kämpfte ſeit 1836 gegen Don Carlos und erwarb ſich den Grad eines Diviſionsgenerals. Als Anhänger der Königin-Regentin Maria Chriſtina leiſtete er derſelben im Oct. 1840 bei Niederlegung der Regentſchaft zu Valencia große Dienſte. Er lebte hierauf kurze Zeit in Frankreich, ging dann nach Bilbao und verſuchte im Oct. 1841 zu Gunſten der Exregentin zu Pampeluna einen Aufſtand, den jedoch ſein Vetter vereitelte. Er floh nach Frankreich, kehrte aber 1843 nach Spanien zurück, um den Regenten Espartero ſtürzen zu helfen. Die Partei, welche ſich der Regierung bemächtigte, ſchickte ihn jedoch 1844 als Generalcapitän nach der Inſel Cuba. — **Karl, Graf O'D**, der Sohn des 1830 geſtorbenen Generalcapitäns von Altcaſtilien, diente früher als Oberſt unter den royaliſtiſchen Freiwilligen, erkämpfte ſich in der Armee der Regentin Maria Chriſtina den Grad eines Generals und befehligte ſogar einige Zeit die britiſche Legion. Dem Regenten Espartero ergeben, vereitelte er 1841 den Aufſtand der Chriſtinos zu Pampeluna und ging nach dem Sturze des Regenten mit demſelben nach England, von wo er 1846 wieder nach Spanien zurückkehrte. — Das jetzige Haupt der Familie O'D in Irland iſt **Richard Anneſley O'D.**, Baronet von Newporthouſe, der ſeine Würden 1828 von ſeinem Bruder erbte.

Odyſſeus (lat. Ulyſſes), der von Homer in ſeiner „Odyſſee" und von vielen ſpätern Dichtern beſungene abenteuerliche altgriechiſche Held, lebte zur Zeit des trojaniſchen Krieges und ſeine Geſchichte gehört deshalb ins Gebiet der Sage. Nach Homer war er der Sohn des Laërtes und König über die jetzt zur ioniſchen Republik gehörigen kleinen Inſeln Ithaka und Dulichion an der Küſte Albaniens. Seine Gemahlin war **Penelope** (ſ. d.) des Ikarios einzige Tochter, die ihm den Telemachos gebar. Als der trojaniſche Krieg ausbrach, führte O. die Bewohner von Ithaka in 12 Schiffen vor Troja. Homer ſchildert ihn als den liſtigſten und verſchlagenſten Mann im ganzen Heere der Griechen, und führt von ihm als Beweis dafür eine Menge Thatſachen ſowohl vor, bei, als nach Troja's Belagerung an. Auch ſehr tapfer bewies ſich O. in allen Gefechten vor Troja. Im Ringen

Digitized by Google

und Weltlaufen war er Meiſter und beſaß ein großes Rednertalent, weshalb er auch überall als Kundſchafter, Vermittler und Geſandter gebraucht wurde. Er half das Palladium aus Troja entwenden und ſtack mit im hölzernen Pferde. Auch entdeckte er den jungen Achilles auf der Inſel Skyros, ohne den die Stadt nicht erobert werden konnte. Merkwürdig iſt ſeine 10jährige Irrfahrt, ehe er nach dem Abzuge von Troja ſein Vaterland wieder finden konnte. Zuerſt trieb ihn ein Sturm zu den Kikonen, den Bundesgenoſſen der Trojaner. O. plünderte ihre Stadt, tödtete alle Männer und führte die Weiber als Beute mit ſich fort, die Nachbarn der Kikonen ſchlugen ihn aber in die Flucht. Ein zweiter Sturm trieb ihn an das Land der Lotophagen (gegen Libyen), wo es ſeinen Leuten ſo wohl gefiel, daß er ſie mit Gewalt wieder in die Schiffe ſchleppen mußte. Von hier kam er nach Sicilien, und blendete den Polyphem (ſ. d.), der mehrere ſeiner Gefährten gefreſſen hatte. Neptun, Polyphem's Vater, erregte aber, als O. ſchon Ithaka im Geſicht hatte, und ſeine neugierigen Gefährten einen ihm vom Aeolos geſchenkten Sack günſtiger Winde öffneten, und dieſe ſo entfeſſelten, einen ungeheuren Sturm, der ihn wieder an das Land der Läſtrygonen trieb, die ihm ebenfalls mehrere Leute fraßen. Von hier kam er auf die Inſel Aëa zur Zauberin Circe (ſ. d.), die ſeine Boten in Schweine verwandelte, ihn ſelbſt aber auf Verwenden Merkurs nach einem Jahre entließ. Glücklich entging er den Sirenen, indem er ſeinen Leuten die Ohren mit Wachs verſtopfen, ſich ſelbſt aber an den Maſt binden ließ. Die Skylla dagegen entriß ihm ſechs ſeiner Leute, und als er wegen Windſtille einige Rinder von den heiligen Heerden des Helios ſchlachten mußte, ging ſein Schiff mit Mann und Maus unter, und er ſelbſt rettete ſich durch Schwimmen an die Inſel der Kalypſo, die ihn ſieben Jahre lang bei ſich behielt. Mit einem ſelbſtgebauten Schiffe ſegelte O. endlich wieder von hier ab, Neptun aber zertrümmerte ihm das Fahrzeug, und nur mit Leukotheas Zauberbinde kam er nach dreitägigem Schwimmen auf der Inſel Scheria an. Alkinoos, der dortige König, brachte ihn endlich glücklich nach Ithaka, wo er ſeine treue Gemahlin und ſeinen Sohn wieder fand, und harte Kämpfe mit den unverſchämten Freiern zu beſtehen hatte (ſ. Penelope). O. erſchoß ſie ſämmtlich mit vergifteten Pfeilen. Ueber O.'s Tod herrſchen verſchiedene Sagen. Nach der gewöhnlichen tödtete ihn, nachdem er noch lange friedlich regiert, ſein eigener, mit Circe erzeugter Sohn Telegonos, der an die Inſel Ithaka verſchlagen worden war, hier eine Zeit lang vom Raube leben mußte, und deshalb unerkannt von O. angegriffen wurde.

Oecolampadius, Joh., eigentlich Hausſchein, ein wackerer Verfechter und Verbreiter der Reformation, einer der erſten Gelehrten ſeiner Zeit, edel und den mancherlei gehäſſigen Angriffen ſeiner Gegner eine ſeltene Ruhe und Würde entgegenſetzend, wurde in einem urſprünglich ſchweizeriſchen Geſchlechte 1482 zu Weinsberg in Schwaben geboren, ſtudirte zu Heidelberg Theologie, wurde Inſtructor der Prinzen am kurpfälziſchen Hofe, ging, um die ihm noch fehlenden Kenntniſſe nachzuholen, ſpäter noch nach Tübingen und Stuttgart, wo er unter Reuchlin Griechiſch und von einem Spanier Hebräiſch lernte, und trat hierauf in Weinsberg als Prediger auf. Im J. 1515 kam er nach Baſel, wo er Doctor wurde und mit Erasmus Anmerkungen zum Neuen Teſtament ſchrieb. Von hier erhielt er 1516 den Ruf als Prediger nach Augsburg und ging in das benachbarte Brigittenkloſter Altenmünſter. Das Studium der Schriften Luthers brachte ihn hier auf andere Glaubensanſichten. Mehrere Schriften, die er herausgab, ſetzten ihn allerhand Anfechtungen aus, und er verließ daher ſchon nach zwei Jahren das Kloſter, ging zu Franz von Sickingen auf das Schloß Ehrenberg, wo er Schloßprediger wurde, und 1523 als Prediger und Profeſſor der Theologie nach Baſel, obwohl Cochläus und andere angeſehene Männer ihn von der Reformation abzuziehen ſuchten. Unter obrigkeitlichem Schutze verfocht er ſie hier in verſchiedenen theologiſchen Diſputationen zu Baſel und Bern, und führte ſie 1527 und 1528 in Baſel und Ulm ein. In dem Abendmahlsſtreite zeigte er eine muſterhafte Mäßigung, trat darin den Anſichten Calvin's bei, und nahm nur einen geiſtigen Genuß und den Leib als Symbol des Leibes an, und ſchrieb auch darüber „De genuina verborum dominum: hoc est corpus meum, interpretatione“ (Baſel 1525, deutſch von

Digitized by Google

L. Hätze, Eb., 1526); eben ſo ſetzte er bei ſeiner Diſputation mit Eck zu Baſel den Angriffen ſeines Gegners eine würdevolle Ruhe entgegen. Im J. 1529 hielt er ſein letztes Religionsgeſpräch zu Marburg. Bald darauf erkrankte er und ſtarb am 23. Nov. 1531 zu Baſel nach Einigen an Gift, wahrſcheinlicher aber wohl aus Gram über den Verluſt ſeines ihm vorangegangenen Freundes Zwingli. Er hinterließ zahlreiche polemiſche und erklärende theologiſche Schriften, auch Ueberſetzungen und Sammlungen von Kirchenvätern u. a. m. Seine Lebensbeſchreibung ſchrieb Sam. Heß (Zürich 1793).

Oedenburg, Geſpannſchaft des Königreichs Ungarn, zwiſchen dem Kreiſe jenſeits der Donau und zwiſchen Oeſterreich, in einer zum Handel ſehr vortheilhaften Lage, iſt eine der ſchönſten und geſegnetſten Provinzen Ungarns, und beſonders reich an Weizen, Obſt und Wein, der unter die beſten Weine Ungarns gezählt wird. Der Flächeninhalt des Comitats beträgt $57^7/_{10}$ (nach Andern 60) □M., mit über 173,000 Menſchen. Die Hauptſtadt des Comitats: Oedenburg, weſtlich am Neuſiedlerſee, mit 13,000 Einw., iſt eine der wichtigſten Städte Ungarns. An ihrer Stelle ſtand einſt eine Römerſtadt Sempronium, und noch jetzt gräbt man römiſche Münzen, Leichenſteine mit römiſchen Inſchriften, Lampen, Thränenflaſchen und andere Alterthümer aus. Sonſtige Merkwürdigkeiten der Stadt ſind die einzige Zuckerraffinerie und der höchſte Thurm Ungarns, und berühmte wöchentliche Viehmärkte. Wichtig ſind auch die Tuchmachereien und der Productenhandel (Wein, Getreide, Vieh, Honig, Wolle, Taback). Die Stadt war ehemals gut befeſtigt.

Oedipus war nach Aeſchylos, Sophokles und Euripides der Sohn des thrakiſchen Königs Lajos und der Jokaſte (bei Homer Epikaſte). Dem Lajos wurde von dieſer Ehe vorausgeſagt, der Sohn, welchen er in derſelben erzeugen würde, werde ſein Mörder werden. Aus Furcht davor enthielt ſich Lajos lange ſeiner Gemahlin, zeugte aber, in der Trunkenheit den unglücklichen Orakelſpruch vergeſſend, mit ihr den Oedipus. Lajos ließ das Kind auf dem Berge Kithäron ausſetzen, und zerſtach ihm, damit Niemand es einfallen möchte, daſſelbe aufzunehmen, die Ferſen. Ein Hirte des Königs Polybos von Korinth fand das Kind und brachte es ſeinem Herrn, deſſen kinderloſe Gemahlin Periböa den verlaſſenen Knaben erzog und ihm nach ſeinen geſchwollenen Füßen den Namen Oedipus gab. O. wurde ein beherzter und muthiger Jüngling. Seine Pflegemutter, um das Geheimniß ſeiner Geburt zu erfahren, ſchickte ihn an das Orakel zu Delphi, wo O. die Weiſung erhielt: die vaterländiſchen Fluren zu meiden, weil ihm dort die Gefahr drohe, ſeinen Vater zu morden und Gemahl ſeiner Mutter zu werden. O. hielt Korinth für ſein Vaterland, und wollte ſich deshalb nach Böotien wenden. Unterwegs ſtößt er auf Lajos, deſſen Wagenlenker ihm befiehlt, auszuweichen, und da er ſich hierzu nicht verſteht, eins ſeiner Pferde tödtet. O. hierüber aufgebracht, tödtet den Wagenlenker und Lajos. Somit hatte ſich ein Theil des Orakels erfüllt. O. eilte jetzt nach Theben. Hier fand er Alles in Beſtürzung, weil die Sphynx (ſ. d.), ein Ungeheuer, die Auflöſung eines Räthſels forderte, und Jeden, der dies nicht konnte, tödtete. O. löſte das Räthſel, erhielt als Belohnung die Krone von Theben und die Hand der Jokaſte. Das Orakel war erfüllt. Das Geheimniß ſeiner Blutſchande blieb nicht lange verſchwiegen. Es traf eine Peſt das Land, von welcher das Orakel Befreiung verſprach, wenn der entfernt ſein würde, welcher Fluch über das Land gebracht habe. O. bemühte ſich raſtlos, den Verbrecher zu entdecken, und erfuhr endlich vom Seher Tireſias, daß er ſelbſt der Verbrecher, der Mörder ſeines Vaters und Gemahl ſeiner Mutter ſei. Jokaſte erhing ſich und O. ſtach ſich die Augen aus und wurde ſpäter von ſeinen herrſchſüchtigen Söhnen Eteokles und Polynikes in die Verbannung geſchickt. Ueber ſie ſprach O. den Fluch aus, daß einſt das Schwert ihr Erbe theilen ſollte, ſeine beiden Töchter aber, Ismene und Antigone, folgten dem blinden Vater in die Verbannung. Er kam nach Kolonos in Attika, wo Theſeus herrſchte, und ruhte hier im Haine der Eumeniden, den kein ſterblicher Fuß betreten durfte. Die furchtbaren Göttinnen waren verſöhnt, und das Orakel verkündete, das Land, wo des O.'s Aſche einſt ruhe, werde glücklich und unüberwindlich ſein. Theſeus pflegte den Unglücklichen bis an

ſeinen Tod, und als O. ſein Ende nahe fühlte, ſuchte er von Theſeus geführt, ſich ſelbſt ſein Grab. Dieſe fabelhafte Geſchichte iſt von den drei obengenannten größten griechiſchen Trauerſpieldichtern, außerdem auch in andern Tragödien und in Gedichten bearbeitet worden und hat bei den alten Griechen ſehr oft die Bühne beſtiegen. Aeſchylos ſchrieb ſeinen Sphynx, Oedipus und Lajos, Euripides einen Oedipus und Sophokles zwei Tragödien dieſes Namens: „Oedipus der Herrſcher“ und „Oedipus auf Kolonos“. Nur die letztern beiden Stücke haben ſich erhalten. Die älteſte Erzählung dieſer Fabel liefert Homer (Od. XI. 270 flg.), ſie iſt bei ihm ſehr einfach und erſt von den Tragikern ausgeſchmückt worden. Auch Seneca hat die nämliche Sage bearbeitet.

Oeffentliche Meinung iſt die in einem Volke herrſchende Anſicht über Gegenſtände und Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. Sie erſtreckt ſich über alle Perſonen und deren Handlungen, welche mit dem öffentlichen Leben in Beziehung ſtehen, von denen namentlich das Wohl desſelben abhängig iſt. Wie Meinung überhaupt von Ueberzeugung, ſo unterſcheidet ſich auch die öffentliche Meinung von alle dem, was Gegenſtand der Ueberzeugung iſt, wie öffentliche Religion, und eben ſo von alle dem, was unbeweglich in der Eigenthümlichkeit der geiſtigen Richtung, des geiſtigen Daſeins des Volkes wurzelt. Daher machen auch weder Sitten, noch Volksvorurtheile den Inhalt der öffentlichen Meinung aus. Dieſe drückt das geiſtige Weſen eines Volkes aus, wie weit es ſich ſelbſt in der Regel in Bezug auf beſtimmte Perſonen, Sachen, Verhältniſſe bewußt geworden iſt. Dieſelbe hängt daher ſehr von der Bildungsſtufe ab, welche das Volk einnimmt und ſehr häufig von Zufälligkeiten, der Art und Weiſe, wie ſich dem Auge des Volkes etwas darbietet oder demſelben dargeboten wird, des Conflicts, indem ein Gegenſtand mit Intereſſen verwachſen iſt, die im Volkscharakter eine feſtere Grundlage haben u. dergl. Die öffentliche Meinung iſt keinesweges die Stimme der Wahrheit, ſondern im Gegentheil oft einſeitig, befangen, oft bornirt, aber ſie iſt mächtig, namentlich in Staaten, wo ein Einfluß des ganzen Volkes auf die Regierung organiſirt iſt; hier muß ſie geleitet, beſtimmt, benutzt, gefürchtet, immer beachtet werden. Minder bedeutend iſt ſie in Staaten mit abſoluter Regierungsform, aber nichts wäre unpolitiſcher als ſie hier zu vernachläſſigen. Nur in ihr hat jede Regierung ihre Stärke, und ein Volk wird nie glücklich ſein, in welchem nicht die öffentliche Meinung mit den Willensbeſtimmungen der Gewalthaber übereinſtimmt. Achtungswerth iſt die öffentliche Meinung dann, wenn ſie nicht durch äußerliche Zufälligkeiten beſtimmt iſt, ſondern ſich aus der Menge der Privatanſichten von ſelbſt herausgeſtellt hat, hier gewinnt ſie eine Univerſalität, welche keine Privatmeinung hat, weil die der Bornirtheit der Einzelnen angehörigen Irrthümer ſich gegenſeitig bei Herſtellung der allgemeinen Meinung zerſtört haben, und auf eine ſolche öffentliche Meinung kann das Sprichwort Anwendung finden: Vox populi, vox Dei.

Oeffentliches Verfahren, ſ. Proceßordnung.

Oeffentlichkeit. Es iſt in der neuern Zeit wiederholt und von verſchiedenen Seiten den Völkern zugerufen worden, daß nur Vertrauen Vertrauen erwecke, und dieſe Worte ſollten wohl andeuten, daß nur das Volk Vertrauen von ſeinem Fürſten erwarten dürfe, das ihm mit Vertrauen entgegenkomme. Das iſt recht ſchön und gut geſagt, läßt ſich wohl gut mit anhören, paßt aber, im Grunde genommen, doch nur ſehr wenig auf unſere Zeit, ja hat vielleicht nie auf europäiſche Zuſtände gepaßt. Das Verhältniß von Fürſt und Staat iſt und kann nur ein geſchäftliches ſein und muß als ſolches alle möglichen Garantieen bieten, die überhaupt bei Geſchäftsleuten üblich ſind. Dieſe Anſicht iſt zwar nie klar und unumwunden mit dürren Worten ausgeſprochen worden, lag aber von jeher bei den germaniſchen Völkern den ſtaatlichen Verhältniſſen zum Grunde, wurde ſtillſchweigend vorausgeſetzt. In den Zeiten des Mittelalters, als ſich die einzelnen Staaten erſt zu bilden begannen, bemerken wir ſie in einer ſo ſchroffen Weiſe ausgedrückt, daß ein ſolches Mißtrauen zwiſchen Fürſt und Adel, Fürſt und Städten, Adel und Städten in unſern Zeiten billig Verwunderung erregt. Von Vertrauen war damals, wo die Städte

den Fürſten, welche durch ihre Weichbilde hindurchzuziehen verlangten, die Perſonenzahl ihres Gefolges vorſchrieben, die ſie mit ſich führen und die Zeit, wie lange ſie ſich innerhalb der Mauern aufhalten durften, wo der Adel ſich jeden Dienſt vom Fürſten abkaufen ließ mit neuen Freiheiten, Privilegien und Güterſchenkungen, von Vertrauen war damals gar nicht die Rede. Ein jeder Stand wahrte ſeine ſelbſterrungene Geltung und Unabhängigkeit auf alle mögliche Weiſe und es gehörten Jahrhunderte hierzu, es erforderte die ganze Umkehrung des innern und äußern Lebens des Staats und der Familie, ehe aus jenen einzelnen herangewachſenen Inſtituten von Fürſt, Adel, Bürger- und Bauernſtand diejenige Erſcheinung hervorging, welche wir Staat zu nennen gewohnt ſind. Es kommt hier nicht darauf an, die fernere Geſtaltung der Staaten zu verfolgen, nur ſo viel müſſen wir hinzufügen, daß ſich das Rechtsverhältniß der einzelnen Stände unter einander mit der Zeit zwar langſam, doch immer weiter ausgebildet und je weiter dieſe Bildung vorſchritt, deſto größere Anforderungen von Seiten der Regierten an die Regierenden gemacht wurden. Dieſe Anforderungen bereiteten ſich, der Natur der Sache nach, nur im Stillen vor, die Reſultate, zu denen ſie führen mußten, brachen ſich aber von Zeit zu Zeit Bahn, wenn ſie auch anfangs noch ziemlich unvorbereitet auftraten, wie jener Ausſpruch Friedrich des Großen, er ſei der erſte Diener des Staats. Dieſer Ausſpruch, der damals, als er öffentlich wurde, noch ſehr wenig Begründung und Anklang fand, erhielt in der erſten franzöſiſchen Revolution ſeine wahre Bedeutung, mit ihr trat die Staatenbildung Europas in eine neue Phaſe, die bürgerliche Geſellſchaft erklärte ſich für mündig und das Paternitätsverhältniß, das man bisher zwiſchen Fürſt und Bürger feſtzuhalten beliebt hatte, hörte auf. Die nächſte Folge von dieſem thatſächlichen Umſchwung der Verhältniſſe waren die ſogenannten conſtitutionellen Verfaſſungen, nach denen im Laufe unſers Jahrhunderts die einzelnen Staaten ſtrebten. In ihnen ſprach ſich am deutlichſten die Forderung der Zeit aus, daß die Völker nicht mehr unter Vormundſchaft geſtellt ſein, daß ſie nicht mehr blind vertrauen, ſondern mit eigenen Augen ſehen wollten, wie die Angelegenheiten des Landes geführt würden. Der Grund der conſtitutionellen Verfaſſungen beruht auf der Forderung der Oeffentlichkeit aller der Verhandlungen, welche über Wohl und Wehe des Landes und Volkes entſcheiden; doch die Conſtitution iſt nicht der Grund zu dem Verlangen nach Oeffentlichkeit in den Staats- und Rechtsverhältniſſen des Landes. Man kann ſich Oeffentlichkeit recht gut ohne conſtitutionelle Verfaſſung denken, denn dieſe iſt nur die Garantie der gewiſſenhaften Ausübung jener, die Repräſentanten ſind gewiſſermaßen die Wächter der Regierung, denn da diejenigen, welche an der Spitze der Regierung ſtehen (wir meinen damit nicht die Fürſten, welche ſehr häufig von dem beſten Willen beſeelt ſind, ſondern ihre Miniſter), gewöhnlich von dem Kitzel der Heimlichkeit geplagt werden, welche jeder ariſtokratiſchen Herrſchaft eigenthümlich zu ſein ſcheint, ſo muß man wohl zur Zeit noch Zwangsmittel anwenden, um die Nebel des Geheimniſſes, die über den Staatsangelegenheiten ſchweben, zu zerſtreuen. Uebrigens iſt Oeffentlichkeit jeder andern Regierungsform anzurathen und dringend anzuempfehlen, als das einzige Mittel, das Volk mit Vertrauen für die Regierenden zu beſeelen. Die Baſis der Oeffentlichkeit im Staatsleben iſt zunächſt Preßfreiheit (ſ. d.); ohne dieſe kann jene nicht beſtehen, beide bedingen einander ſo vollkommen, daß ſelbſt, wenn eine oder die andere einzeln in einem Staate eingeführt würde, ſie nicht lange herrſchen könnte, ohne die andere nach ſich ziehen.

Die Oeffentlichkeit hat die drei Hauptgegenſtände der Geſetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege und in Bezug auf ſie ſind verſchiedene Formen denkbar. Sie iſt entweder unmittelbar, wenn die Verhandlungen ſelbſt vor den Augen und Ohren des Publikums ſtattfinden, oder mittelbar, wenn dafür geſorgt iſt, daß die Reſultate derſelben auf eine zuverläſſige Weiſe öffentlich bekannt werden und zwar ſo, daß ſich in wichtigen Fällen noch eine Meinung der Sachverſtändigen bilden und Gehör verſchaffen kann. Obgleich die Natur der Sache gegen das Beſtehen der Oeffentlichkeit mit jeder Regierungsform, welchen Namen ſie habe, durchaus nichts einzuwenden hat, ſo hat doch die Geheimnißkrämerei der Menſchen, welche darin etwas Vornehmeres zu ſehen vermeinten, ſie faſt aus jeder Regie-

Digitized by Google

rungsform verbannt. Die Geſchichte lehrt uns, daß die Demokratie wie die Monarchie ſie häufig von ſich fern zu halten ſuchte und daß die Ariſtokratie zu ihrer erbittertſten Feindin gehört. Man nimmt gewöhnlich an, daß die conſtitutionelle Regierungsform ſie als ihr eigentliches Lebenselement erfordere, dennoch hat die Praxis gelehrt, daß ſich auch mit ihr Geheimnißkrämerei recht gut verträgt. Freilich der Muſterſtaat conſtitutionellen Lebens, nach dem ſich mit mehr oder weniger Abweichungen alle conſtitutionellen Staaten unſers Vaterlands ſowohl als des Auslandes gebildet haben, England, hat ſich faſt von jeher einer vollkommenen Oeffentlichkeit erfreut, obgleich urſprünglich die Bekanntmachung der Parlamentsverhandlungen durch den Druck ein Eingriff in die Privilegien des Parlaments war (denn die Preßfreiheit gehörte in England nicht zu den Erforderniſſen der Oeffentlichkeit); aber in Frankreich und namentlich in den deutſchen conſtitutionellen Staaten ſind mit der Conſtitution ſo bedeutende Modificationen vorgenommen worden, daß man ſie faſt gar nicht wiedererkennt und ſie eher für ein dem Volke vorgeworfenes Spielwerk als die Erfüllung einer Forderung der Zeit anſehen möchte. Im Allgemeinen reducirt ſich die von der Conſtitution gewährte Oeffentlichkeit auf die Erlaubniß für das Publikum den Verhandlungen der zweiten Kammer beizuwohnen, die aber oft genug durch geheime Sitzungen beſchränkt wird. In manchen Staaten hat man aber bis auf die jüngſten Ereigniſſe die Oeffentlichkeit der landſtändiſchen Sitzungen nicht für rathſam gefunden. Vielleicht hat man es gethan, um ſich die Schamröthe zu erſparen, daß man dieſe ſogenannten Volksvertreter zu nichts Beſſerem gebraucht, als die Statiſtenrollen in dem, wenn auch nicht immer die Welt, doch die Beutel der Unterthanen, bewegenden Schauſpiel der Verwaltung zu ſpielen. Man weiß recht gut, daß man Unrecht thut, denn ſonſt würde man der Oeffentlichkeit nicht Zaum und Gebiß anlegen; und man wird zu ſpät einſehen, wie ſehr es Unrecht iſt, den billigen Forderungen der Zeit nicht zu genügen, denn jede Verſündigung rächt ſich an ſich ſelbſt.

Die Oeffentlichkeit in Bezug auf Geſetzgebung iſt ſo ziemlich allgemein anerkannt, d. h. man hat die Nothwendigkeit eingeſehen, ausgezeichnete Rechtsgelehrte mit der Redaction der neueinzuführenden Geſetze zu beauftragen und in manchen Staaten gibt man ſogar dem größern rechtsverſtändigen Publikum Gelegenheit, ſich über die abgefaßten Geſetzvorſchläge auszuſprechen. Eben ſo wichtig iſt die Oeff. in Bezug auf die Verwaltung des Staats, nicht nur was die Verwendung der öffentlichen Gelder, ſondern auch was die Principien betrifft, nach welcher die Verwaltung verfährt. Das erſte iſt ein Satz, der ſchon im alten gemeinen deutſch. Landesſtaatsrechte begründet war. Selbſt in Ländern, die keine Landſtände hatten, erkannten die Reichsgerichte die Verpflichtung der Regierungen an, dem Lande von den Geldern, welche außer den Domäneneinkünften und den alten hergebrachten Abgaben erhoben worden waren, Rechnung abzulegen und dazu vom Lande Abgeordnete beſtellen zu laſſen. Damals wurde noch nicht geſagt, die Stände hätten ſich blos um die Herbeiſchaffung der Gelder, nicht aber um die Ausgaben zu bekümmern und nach den Ueberſchüſſen der Landeskaſſen nicht zu fragen. Wohl kommen Abweichungen von der Regel oft genug vor, aber die Regel ſtand feſt und man mußte die Klippe zu umſchiffen ſuchen. Jetzt iſt es in mancher Hinſicht anders, ſelbſt den Kammern in den conſtitutionellen Staaten wird nicht immer reiner Wein in Bezug auf die Verwendung der vom Lande erhobenen Gelder oder die guten Vertreter des Landes laſſen ſich von den bald ſchmeichelnden, bald drohenden Reden und Winken der Miniſter zum ſubmiſſen Schweigen bewegen. Wir haben in dieſer Hinſicht die ſeltſamſten Erſcheinungen geſehen, und müſſen uns geſtehen, daß die Verwaltung unſerer Staaten noch ſehr weit von einer wünſchenswerthen Oeffentlichkeit entfernt iſt. Auch in dieſem Punkte kann England zum Muſter dienen. Parteigeiſt und Sonderintereſſen trüben zwar manche treffliche Einrichtung in dieſem Lande, das kann uns aber nicht hindern, die Trefflichkeit dieſer Einrichtungen anzuerkennen, wenn wir auch geſtehen müſſen, daß ſie ſeltener dem Lande in der vollen Ausdehnung zum Nutzen gereichen, als ſie es könnten. Die Principien, von denen die Verwaltung geleitet wird, müſſen vor Allem öffentlich bekannt ſein und beſprochen werden können; denn die ſtaatswirthſchaftlichen und

polizeilichen Angelegenheiten der Nation können in den Ständeverſammlungen ohne eine ſolche vielſeitige und alle Intereſſen berückſichtigende Erörterung nicht mit voller Sachkenntniß entſchieden werden. Die ſtändiſchen Verhandlungen ſind nicht geeignet, die Einſicht in das wahre Verhältniß zu geben, ſie muß im Gegentheil von den Ständemitgliedern mitgebracht und durch die ſtändiſchen Berathungen nur berichtigt und ausgeglichen werden. England beſitzt in dieſer Hinſicht einen großen Vorzug, indem das Parlament die factiſchen Vorausſetzungen, auf welche eine neue geſetzliche Beſtimmung gebaut werden ſoll, und die Ueberzeugungen der Sachverſtändigen durch Commiſſionen unterſuchen und in den gedruckten Commiſſionsberichten den Parlamentsmitgliedern unmittelbar, d. h. in den Ausſagen und mit den Worten der abgehörten Sachverſtändigen, vorlegen läßt, eine Einrichtung, die in den neuern Zeiten immer vollkommener geworden iſt, aber nur zu oft durch die Parteiungen unfruchtbar wird. Dieſe Berichte, die Jeder, den die Sache intereſſirt, erhalten kann, liefern zugleich die trefflichſten Materialien für alle ſtaatswirthſchaftlichen und polizeilichen Probleme der Regierung. Durch ſie wird verhütet, daß nicht unreife Theorien, Eigenſinn, Vorurtheile einer niedern oder höhern Verwaltungsbehörde das Volksleben mit unnöthigen und unzweckmäßigen Beſchränkungen durchkreuzen. Solche Einrichtungen können überall hin verpflanzt werden, ohne daß man fürchten dürfte, ſie möchten böſe Früchte tragen, wie es wohl bei andern der Fall ſein mag, die eingeführt werden, ehe noch der Boden für ſie gehörig vorbereitet iſt.

Von der höchſten Wichtigkeit iſt endlich die Oeffentlichkeit in der Rechtspflege. Wie das Recht die Seele des Volkslebens, ſo iſt die Kenntniß der Rechts und die Gewißheit ſeiner unparteiiſchen und gewiſſenhaften Geltung und Ausübung das kräftigſte Band, welches die Staaten zuſammenhält. Das aber iſt ohne Oeffentlichkeit der Rechtspflege nicht möglich, weil nur der eigene Augenſchein von der Wirklichkeit vorhandener und geübter Unparteilichkeit und ſtrenger Gerechtigkeitsliebe überzeugen kann. Bücher und Verordnungen helfen nichts, ſobald die Möglichkeit der praktiſchen Erfahrung entzogen wird. Deshalb hat man in der neuern Zeit vielfach das mündliche Verfahren bei Verhandlungen bürgerlicher oder ſtrafrechtlicher Prozeſſe verlangt und auch ſchon hie und da verſuchsweiſe angewandt. Dieſes gerichtliche Verfahren hat aber viele Gegner gefunden. Man behauptet, die unmittelbare Oeffentlichkeit beim bürgerlichen wie Criminal-Prozeß beeinträchtige die Zuverläſſigkeit der Rechtspflege, da die Entſcheidung zu ſehr von der Gewandtheit des Redners abhänge und ein blendender Vortrag, überraſchende Wendungen einer ungerechten Sache zu leicht den Sieg verſchaffen könne; auch kämen die Sachwalter in die Verſuchung, die Kunſt der Rede höher zu ſtellen als gründliche Gelehrſamkeit und gewiſſenhafte, innere nur der Wahrheit huldigende Auseinanderſetzung. In Criminalſachen ſei die Gefahr noch größer, da hier die Erregung leidenſchaftlicher Gefühle des Mitleids und des Abſcheus hinzukommen, um die Richter, mehr noch die Geſchorenen von der ruhigen parteiloſen Erwägung der That abzulenken. So ſind denn die Acten des Streits über dieſe unmittelbare Oeffentlichkeit noch nicht geſchloſſen, obgleich bei den Nachtheilen der heimlichen Gerechtigkeitspflege kaum ein Streit noch obwalten mag, welcher Seite ſich die Regierung zuwenden muß. Doch ſo lange dieſe Oeffentlichkeit der Rechtspflege nicht zu Theil wird, ſollte ihr wenigſtens jene andere nicht entzogen werden, welche daraus beſteht, daß keine Handlung derſelben der Kenntniß der Parteien, ihrer Anwälte und ſelbſt der öffentlichen Bekanntmachung, wenn irgend Jemand ein Intereſſe bei derſelben hat, unbedingt verweigert, daß die Gründe jeder Entſcheidung angegeben und den Advokaten, wenn ihre Machthaber nichts dagegen haben, völlig freie Hand gelaſſen werde, die Sache an das größere Publikum zu bringen. Die Staatsregierung kann das Recht nicht haben, die öffentliche Discuſſion der Rechtsprinzipien, die bei einzelnen wirklich vorkommenden Fällen ſchärfer hervortreten, als in rein theoretiſchen Erörterungen, den Sachwaltern zu verwehren. Eine Kritik der Entſcheidungen der Gerichte, die davon unzertrennlich ſein dürfte, ſollte man nicht fürchten, ſondern eher wünſchen und herausfordern, da ſie oft auf Mängel und Mißbräuche aufmerkſam macht, die ſonſt dem Auge der Regierung immer entgehen.

Noch iſt eine andre, wenn auch nicht unmittelbare Oeffentlichkeit in der Staatsrechtspflege unbedingt nothwendig. Man iſt der Nation Rechenſchaft ſchuldig, daß jeder Beſtrafte wirklich ſchuldig geweſen, und kein Schuldiger, ſo weit es in menſchlichen Kräften ſteht, ſeiner Beſtrafung entgangen ſei. Zu dieſem Zwecke ſollten wenigſtens die Urtheile in Strafſachen mit ihren Gründen dem Publikum mitgetheilt und Niemand verwehrt werden, ſie bekannt zu machen. In manchem Staate iſt es vorgeſchrieben, daß alle Beſtrafungen bekannt gemacht werden, wodurch die Ziererei unnöthig gemacht wird, die Namen der Verurtheilten zu verſchweigen zu welcher ſich die Herausgeber von Criminalerkenntniſſen genöthigt ſehen und wodurch der Oeffentlichkeit ihr ganzer Werth entzogen wurde. Zwar werden während der Unterſuchung die Verhandlungen und Ausſagen der Gefangenen und der Zeugen in der Regel geheim gehalten werden müſſen, wie auch in England und Frankreich geſchieht, aber daß Jemand zur Unterſuchung gezogen ſei, darf nicht verheimlicht werden, weil ſeine Angehörigen das Recht haben, auch ſchon zu dieſer Zeit die Beweiſe völliger Unſchuld oder doch einer Minderung der Schuld aufzuſuchen. Uebrigens kann man wohl mit Gewißheit vorausſagen, daß die Oeffentlichkeit in der Rechtspflege ſich immer mehr Bahn brechen wird, auch in Deutſchland, wo ſchon ein guter Anfang gemacht worden iſt.

Oehlenſchläger, Adam Gottlob, Profeſſor an der Univerſität zu Kopenhagen, als dramatiſcher Dichter vorzüglich bekannt, weil er einen neuen, freien und dem deutſchen verwandten Geſchmack begründete, wurde am 14. Nov. 1779 auf Frederiksberg bei Kopenhagen geboren, ſtudirte zu Kopenhagen die Rechte, machte auf Koſten der Regierung eine Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien, und erhielt bei ſeiner Rückkehr die Profeſſur der Aeſthetik zu Kopenhagen. Im J. 1803 trat er mit den erſten dramatiſchen Märchen: „Aladdin oder die Wunderlampe“ (Lpz. 1808, neue Aufl. 1820) hervor. Die Sagen und Geſchichten ſeines Vaterlandes, wodurch er den ganzen ſkandinaviſchen Norden verherrlicht hat, bilden vorzugsweiſe den Gegenſtand ſeiner poetiſchen Bearbeitungen, und er unternahm deshalb auch mehrere Reiſen in jene Länder, ſo 1829 durch Schweden und 1833 durch Norwegen. Die Univerſität Lund überreichte ihm bei ſeiner Durchreiſe das Ehrendiplom eines Doctors der Philoſophie. Seine Dichtungen ſind vorzüglich von J. Baggeſen (ſ. d.) angegriffen worden, welcher dem ältern der franzöſiſchen Dichtung näher ſtehenden Geſchmacke huldigte, und O. hat mit dieſem Gegner viele und langjährige Kämpfe gehabt. Die berühmteſten ſeiner Dramen ſind: „Hakon Jarl“; „Palnatoke“; „Axel und Walburg“; „Starkother“; „Erich und Abel“; „Correggio“; „Die Währinger in Konſtantinopel“ (Berlin 1328). Außer ihnen iſt zu erwähnen ſein vaterländiſches Heldengedicht „Hrolf Krake“; „Morgenländiſche Dichtungen“ (Lpz. 1831, 2 Bde.); das Epos „Die Götter des Nordens“. Auch hat O. Holbergs Luſtſpiele (Lpz. 1822—23, 4 Bde.) überſetzt, und den alten deutſchen Roman: „Inſel Felſenburg“ unter dem Titel: „Die Inſeln im Südmeere“ (Tüb. 1826, 4 Bde.) bearbeitet. Seine Novellen und lyriſchen Gedichte haben weniger Werth. Eine Sammlung ſeiner deutſchen Tragödien iſt zu Kopenhagen erſchienen (8. Bd. 1335), und eine Sammlung ſeiner deutſchen Schriften in 13 Bänden zu Breslau 1829—1830 und 1839.)

Oehler, David Friedrich, geb. 1725 zu Schmölln im Altenburgiſchen, zog als Knabe mit ſeinem Vater nach Krimmitſchau, erlernte hier von dieſem die Färberei, und wurde der Erfinder der ſchön gefärbten wollenen Zeuge, die er Berills nannte, und die beſonders durch ihr ſchönes Blau und Grün allgemeines Aufſehen erregten. Mehrmals reiſte er von reichen Engländern aufgefordert nach London, machte daſelbſt ſeine Färbergeheimniſſe gegen reiche Belohnungen bekannt, was ihn in den Stand ſetzte, ſein Geſchäft ſo zu erweitern, daß Krimmitſchau in wenig Jahren anſtatt 400, 4000 Einw. zählte, da der ungeheure Abſatz ſeiner wollenen Waaren ihn in den Stand ſetzte, Tauſenden von Menſchen Arbeit zu geben. Auf O's Anrathen ließ auch die ſächſiſche Regierung die erſten ſpaniſchen Schafe zur Veredlung der inländiſchen Schafzucht kommen, und O. ſelbſt ließ die erſte auf ſeinem Rittergute Frankenhauſen gewonnene Wolle verarbeiten. Die Regie-

Digitized by Google

rung überhäufte den verdienſtvollen Mann mit Belohnungen aller Art und ertheilte ihm den Kammerrathstitel. Er ſtarb 1797 zu Krimmitſchau, und der frühere arme Färber hinterließ als reicher Fabrikherr und Rittergutsbeſitzer ein Vermögen von mehr als $1/2$ Million.

Oekonomie heißt die Lehre von den einzelnen Theilen einer Landwirthſchaft zu einander und zum Ganzen und von der zweckmäßigen Benutzung aller Kräfte und Hülfsmittel, um für die gegebenen Verhältniſſe aus ihr den größten Gewinn zu erlangen. Eine allgemeine Norm für die Oekonomie gibt es nicht und kann es nicht geben, aber der Hauptzweck, der überall derſelbe iſt, bei ſtets ſteigender Bodenkraft nach Maßgabe der Umſtände und Verhältniſſe den möglichſt höchſten Reinertrag zu erzielen, läßt ſich beſonders dadurch erreichen, daß man ſehr viele gangbare Produkte auf eine möglichſt wohlfeile Weiſe zu erzeugen, zwiſchen dem Ackerbau und der Viehzucht eine ſchickliche Verbindung herbeizuführen und den Futterbau mit dem Fruchtbau in ein richtiges Verhältniß zu bringen ſucht. In letzterer Hinſicht iſt beſonders die Frage zu löſen, wie das für eine Wirthſchaft nöthige Futter auf die wohlfeilſte und leichteſte Weiſe und ohne dem Fruchtbau zu nahe zu treten, gewonnen werden kann. Die möglichſte Vermehrung und beſte Verwendung des Düngers, die zweckmäßige Fruchtfolge, entſprechende Ackerbeſtellung, paſſende Arbeitseintheilung, hauswirthſchaftliche Ordnung ꝛc. ſind ebenfalls Fragen, auf die eine gute Oekonomie ſtets Bedacht nehmen muß.

Oekonomiſten, ſ. Phyſiokratiſches Syſtem.

Oekumeniſche Kirchenverſammlungen, ſ. Concilium.

Oel. Oele nennt man im Allgemeinen die fetten Flüſſigkeiten, welche ſich nicht mit dem Waſſer vereinigen, übrigens brennen und verdampfen. Es gibt Subſtanzen dieſer Art aus allen drei Reichen der Natur, und man theilt die verſchiedenen Oelarten in zwei Hauptclaſſen, in fette und in ätheriſche oder flüchtige Oele. Die letztern, die man auch riechende oder weſentliche Oele nennt, haben einen ſtarken Geruch, einen widrigen, oft brennenden Geſchmack, laſſen ſich in Weingeiſt und mehr oder weniger in Waſſer auflöſen, theilen dieſem ihren Geruch und Geſchmack mit, entzünden ſich am Feuer ohne Erhitzung, und werden weder brenzlich noch ranzig. In der Luft verlieren ſie einen Theil ihres Geruchs, verflüchtigen ſich bei mehr oder weniger ſtarker Wärme, werden dann dicker und undurchſichtiger und verwandeln ſich zuletzt in ein Harz. Alle gewürzhaft riechenden Pflanzen enthalten ätheriſche Oele, die den Geruch der Pflanzen beſitzen, von welchen ſie kommen. Man erhält ſie meiſtens durch Deſtillation in Waſſer, ſeltener durch Auspreſſen. Der Hitzegrad, welchen das Waſſer haben muß, wenn die Oele aus den Pflanzen übergehen ſollen, iſt verſchieden. Manche Oele bedürfen der Siedehitze. Je leichter ſie aber ſind, deſto eher geſchieht ihr Uebergang und manche Pflanzen bedürfen nur eines Dampfbades, um Oel daraus zu erhalten. Mit dem Oel geht zugleich das Waſſer über, dieſes ſondert man dadurch ab, daß man die Miſchung zugedeckt an einen kühlen Ort ſtellt. Das ſchwerere Oel ſetzt ſich zu Boden, das leichtere ſchwimmt auf der Oberfläche des Waſſers. Hat man das ſo gewonnene Oel von den ſchleimigten Theilen befreit, ſo muß es in wohlverwahrten Flaſchen aufbewahrt werden. Man theilt die ätheriſchen Oele in: leichte gewürzhafte: Citronen-, Bergamotten-, Pomeranzen-, Lavendel-, Thymian-, Majoran-, Salbei-, Rosmarin-, Terpentin-, Iſop-, Meliſſen-, Muskatennuß-, Kalmus-Oel ꝛc.; in ſchwere gewürzhafte: Zimmt-, Nelken-, Macis-, Caſſia, Myrrhen-, Saſſafraß-Oel ꝛc.; in ſüßliche: Fenchel-, Coriander-, Anis-, Kümmel-, Jasmin-, Roſenblätter-, Citronenblüth-, Pomeranzblüth-, Pfeffermünz-Oel ꝛc.; in bittere: Baldrian-, Wermuth-, Camillen-Oel; in betäubende: bittere Mandel-, Kirſchlorbeer-Oel ꝛc.; in ſcharfe: Senf-, Zwiebel-Oel ꝛc. Zu dieſen kommen als flüchtige Oele noch: das Bernſtein-, Hirſchhorn-, Steinkohlentheer-, Stein-, Naphta- oder Berg-Oel. Die fetten Oele, welche man auch ausgepreßte nennt, obgleich man ſie nicht alle durch Auspreſſen gewinnt, ſchwimmen ſämmtlich auf dem Waſſer, ſind alle ſpeciſiſch leichter, laſſen ſich im Weingeiſt nicht auflöſen, und man pflegt ſie nach ihrem Verhalten an der Luft, indem

Digitized by Google

einige daſelbſt in dünnen Lagen allmälig unter Anziehung von Sauerſtoff zu einer harzigen feſten Maſſe eintrocknen, andere dagegen an der Luft ſtets weich bleiben und dabei nur den Zerſetzungsproceß erleiden, welchen man Ranzigwerden nennt, und welchen auch die trocknenden Oele erfahren, ſobald ſie in ganzer Maſſe an der Luft aufbewahrt werden, die erſteren trocknende und die letztern ranzigwerdende oder ſchmierige Oele zu nennen. Zu erſtern gehört das Lein-, Hanf-, Mohn-, Palm-, Wallnußöl ꝛc., zu den letztern: Oliven-, Raps-, Rüb-, Buchecker-, Kokosöl ꝛc. Die letztern eignen ſich vorzüglich zur Verwendung als Brennmaterial in Lampen, als Schmiermittel für Maſchinen, zum Einfetten der Wolle ꝛc. und kommen mit den flüſſigen thieriſchen Fetten, wie Thran, Klauenfett ꝛc. ganz überein; die trocknenden Oele rußen ſehr und eignen ſich daher nicht zum Brennen, aber auch wegen des Trocknens nicht zum Einſchmieren, dagegen ſind ſie beſonders gut zu gebrauchen in der Oelmalerei und zu Firniſſen, wie denn Leinölfirniß mit etwas Bleiglätte gekochtes Leinöl iſt. Als Speiſeöl kann jedes mild und reinſchmeckende fette Oel benutzt werden. Die fetten Oele ſind vorzüglich in den Samen der Pflanzen enthalten und nur das Baumöl findet ſich im Fleiſche der Oliven. Sie werden durch Auspreſſen mittels Stampfwerken, Walzen, Preſſen ꝛc. in den Oelmühlen gewonnen. Wendet man dabei Wärme an, ſo gewinnt man das Oel vollſtändiger aber unreiner als durch kaltes Preſſen. Alle gepreßten Samenöle enthalten unreine Theile, welche das Ranzigwerden beſchleunigen und die Flamme rußig machen; man raffinirt daher die Brennöle, indem man durch Zuſatz von Schwefelſäure jene Beimiſchungen abſcheidet, die Säure dann aber durch Kalk wieder entfernt. Geſchieht Letzteres unvollſtändig, ſo bleibt das Oel ſauer und greift das Metall der Lampen an. Kupfer und Meſſing wird übrigens auch vom reinen Oele unter Luftzutritt allmälig angegriffen und mit grüner Farbe aufgelöst. Eine eigene Gattung bilden die ſogenannten brenzlichen oder ſtinkenden Oele, die man durch eine trockene Deſtillation bei einem Wärmegrade, der die Siedhitze überſteigt, erhält. So lange dieſe Oele noch nicht geläutert und verfeinert ſind, haben ſie einen unangenehmen brandigen Geſchmack, braunrothe, faſt ſchwarze Farbe, eine ſtarke Conſiſtenz und löſen ſich mehr oder weniger in Weingeiſt auf. Dieſe Oele erhält man aus allen thieriſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen, auch aus einigen Mineralien, hauptſächlich ſolchen, welche ölige, gummige, ſchleimige und harzige Beſtandtheile haben. Sie dienen vornehmlich in der Arznei, wie das brenzliche Oel aus Franzoſenholz, Benzoe, Galbanharz, Wachs, Seife, Weinſtein, Hirſchhorn, Judenpech u. ſ. w. Thieriſches Fett liefert das meiſte brenzliche Oel. — In der Arzneikunde ſind die Oele, namentlich die Pflanzöle und unter ihnen vorzugsweiſe das Olivenöl oder Baumöl von Wichtigkeit. Sie hüllen vermöge ihrer Fettigkeit die ſcharfen Theile im menſchlichen Körper ein, machen die Faſern und Gefäße ſchlüpfrig und geſchmeidig, allzuſtark geſpannte Theile ſchlaff und ätzende Gifte im Körper unwirkſam; ſie lindern Huſten, Krämpfe, Steinſchmerzen und andere Uebel, und leiſten äußerlich in vielen Fällen treffliche Dienſte, namentlich gegen den Biß giftiger Schlangen. Oeleinreibungen wurden ſchon in älteſter Zeit mit Nutzen als Heilmittel in dieſen Fällen angewendet, in neuerer Zeit auch als Verwahrungsmittel gegen die Peſt.

Oeland, eine zum Königreiche Schweden gehörige Inſel in der Oſtſee, gehört zu dem Kalmarslän, von dem ſie nur durch den ſchmalen Kalmarſund getrennt iſt, und erſtreckt ſich in einer Länge von 14 und einer Breite von 1½ M. längs der ſüdöſtlichen Küſte des Reichs. Sie hat einen Flächenraum von 29 □M. u. 33,000 Einw., iſt im Oſten bergig im Weſten flach und wird in ihrer Länge von einem Höhenzug, den Alvaren, durchzogen. Der Blokulla oder blaue Berg, ein 200 Fuß hoher Felſen auf einer kleinen Inſel an der Weſtküſte von O., hat in Schweden denſelben Ruf wie der Blocksberg in Deutſchland. Das Klima iſt ziemlich mild, die Einwohner beſchäftigen ſich beſonders mit Ackerbau und Viehzucht, doch auch mit Kalkbrecherei und Kalkbrennerei und mit Alaunfabrikation. Berühmt iſt eine Art kleiner, ſchöner Pferde, die Oelandsklepper, die hier faſt wild leben. Der bedeutendſte Ort der Inſel iſt Borgholm mit einem feſten Schloſſe und dem Hafen Borga.

Digitized by Google

Oelbaum (Olea europaea), der gemeine, deſſen Früchte das bekannte Olivenöl oder Baumöl geben, wächſt häufig auf den Inſeln des griechiſchen Archipels, des adriatiſchen und mittelländiſchen Meeres, in Griechenland, Dalmatien, Spanien, Portugal, auf der Nordküſte von Afrika, im ſüdlichen Frankreich und in Italien, kommt auch in den ſüdlichſten Theilen Tyrols noch fort und in einigen Strichen des öſterreichiſchen Küſtenlandes, dauert aber in Deutſchland nicht aus, ſondern wird hier in Gewächshäuſern gezogen. Der Baum verträgt keine Kälte, weil er den Winter hindurch ſeinen Saft behält, ſtirbt beim Froſt gewöhnlich ab, treibt dann aber aus den Wurzeln neue Sprößlinge. Man unterſcheidet den wilden O. (olea silvestris) und den zahmen, welcher aus der Cultur des erſtern entſteht und wieder verwildert, ſobald die Pflege aufhört. Am beſten gedeiht der O. auf ſonnigen trockenen Anhöhen und auf ſteinigem Boden. Seine immergrünen Blätter ſind länglich, ſtumpf, völlig ganz, dick und ſteif. Die Frucht des O.'s, die Olive, iſt eine länglichrunde beerenartige Steinfrucht, von dunkelgrüner, oft auch ſchwarz- oder rothbrauner Farbe, welche im October, November und December zur Reife kommt, und ſowohl in ihrem Fleiſche als in dem Kerne Oel enthält. Der O. trägt bei der ſorgſamſten Pflege nur ein Jahr ums andere. Man unterſcheidet außer verſchiedenen Abarten drei Hauptgattungen des O.'s. Die erſte trägt große Früchte, mit ſchwammigen wenig Oel haltenden Früchten, welche daher gemeinlich verſpeiſt werden, und theils eingeſalzen oder marinirt in den Handel kommen. Die beſten eingemachten Oliven verſendet Toscana und Lucca. Die beiden andern Hauptarten der Oliven werden zu Olivenöl benutzt, welches je nach der Baumart, dem Boden und Klima, nach der Behandlung der Früchte beim Preſſen, ſo wie nach der Behandlung des Oeles ſelbſt ſehr verſchieden iſt. Das beſte Olivenöl gewinnt man aus den halbreifen Früchten und nennt es Sommeröl. Reife Oliven geben zwar mehr und fetteres Oel, doch iſt daſſelbe herber. Beim Auspreſſen geben die erſten Drucke das feine Jungfernöl, weiß oder gelblichweiß von Farbe, ungemein mild und ſüß. Die zweite Preſſe, gemeinlich mit Zuſatz von heißem Waſſer, gibt ein geringeres Oel, von gelblicher Farbe und leichter zum Verderben geneigt. Die letzten durch Auskochen erhaltenen Oeltheile dienen nur zur Seifenfabrikation, zum Oelen von Zeugen und dergl. An manchen Orten läßt man die Oliven, bevor man ſie preßt, auf Haufen geſchüttet in einen gewiſſen Grad von Gährung übergehen und gewinnt dann eine reichlichere Ausbeute an Oel, welches aber dem friſchgepreßten an Milde nachſteht. Das Olivenöl iſt häufigen Verfälſchungen unterworfen, beſonders wird es mit Mohnöl und das zum Brennen beſtimmte mit Rüböl vermiſcht. Die beſte Probe, um die Verfälſchung zu finden, iſt folgende. Man löſt 6 Theile Queckſilber in $7^{1}/_{2}$ Theilen Salpeterſäure von 1,35 ſpec. Gewicht auf, miſcht 2 Theile der Auflöſung mit 96 Theilen Oel und ſchüttelt das Gemiſch etwa alle Viertelſtunden um. War das Oel rein, ſo hat das Gemiſch ſich nach Verlauf von 24 Stunden in einen ſo feſten Brei verwandelt, daß es ſchwer hält einen Glasſtab hineinzuſtoßen. Verfälſcht nimmt es keine ſolche Conſiſtenz an, da andere Oele mit Queckſilber nicht erſtarren. Bei größerem Zuſatze ſcheidet ſich ſogar das zugeſetzte Samenöl in eine Schicht ab. War das Oel mit thieriſchem Fett vermiſcht, ſo ſcheidet ſich das Fett ſchon nach 5 Stunden vom Oele. Die gangbarſten im Handel vorkommenden Olivenöle ſind: Garzeröl oder Jungfernöl, Provenceröl, Genueſeröl, luccaer, toscaniſches, neapolitaniſches, ſiciliſches, ſardiniſches, ioniſches, levantiniſches, albaniſches, dalmatiner, ſpaniſches, majorkaniſches, portugieſiſches und afrikaniſches Olivenöl. Von faſt allen dieſen Oelarten hat man verſchiedene Sorten: feinfein, fein und halbfein. Am meiſten geſchätzt werden das luccaer, provencer und genueſer Oel. Ueber die Anwendung des Baumöls in der Arznei ſ. den Art. Oel. — Nächſt den Früchten des Oelbaums wird ſein Holz benutzt. Es iſt dicht, feſt, gelblich braunroth, geflammt und ſehr dauerhaft, dem Wurmſtich und der Fäulniß nicht unterworfen, nimmt ſehr ſchöne Politur an und wird zu allerlei Drechsler- und Kunſttiſchlerarbeiten verbraucht. — Der O. war für das geſammte Alterthum eine der wohlthätigſten und nutzbarſten Pflanzen, und man widmete ihm ſchon ſeit den älteſten Zeiten religiöſe Verehrung, wie unzählige Bibelſtellen andeuten, ſo: Pſ. 52, 10; Rich-

Digitized by Google

9, 9; Sir. 50, 11; Hoſ. 14, 6, u. a. m. Bei den Griechen war er der Athene geheiligt, und bekannt iſt ihr Wettſtreit mit Poſeidon, wer der Erde das Nutzbarſte geben könne (ſ. *Minerva*). Der Anbau des O.'s ſtand in Griechenland unter dem Schutze der Geſetze, und nur keuſche Jünglinge und Jungfrauen durften die Früchte des heiligen Baumes der Athene ſammeln. Ein Olivenkranz wird als höchſter Preis dem Sieger in den olympiſchen Spielen zu Theil. Ein Oelzweig war Symbol des Ueberfluſſes, des Glückes, des Sieges, der Sittenreinheit und des Friedens.

Oelberg, ſo genannt, weil er im Alterthume mit Oelbäumen bepflanzt war, iſt ein $^1/_4$ Stunde von Jeruſalem gegen Morgen gelegener Berg, einer der höchſten Berge des jüdiſchen Landes, und aus der heiligen Geſchichte als Aufenthalt Jeſu berühmt. Auf ihm ſteht jetzt eine chriſtliche Kirche in welcher der Fußtapfe des Heilands gezeigt wird, als er gen Himmel fuhr.

Oelfarben, ſ. *Oelmalerei*.

Oelmalerei, die Kunſt mit Oelfarben zu malen hat vor jeder andern Art Malerei den Vorzug, daß die Gemälde durch Oelfarben einen größern Reiz erhalten, länger dauern, von Feuchtigkeit weniger leiden, durch öfteres Uebermalen eine größere Wahrheit bekommen, die Farben ſich beim Trocknen nicht verändern wie die Waſſerfarben, und durch die Zähigkeit des Oels auch das Ineinanderfließen der Farben vermieden wird. Indeß blenden Oelgemälde durch das auffallende Licht, und man kann ſie nicht von jedem Standpunkte aus gleich gut ſehen, auch haftet der Staub feſter auf ihnen, die Farben werden mit der Zeit dunkler, und namentlich nimmt die Fleiſchfarbe leicht einen gelblichrothen Ton an, wodurch die Wahrheit des Gemäldes ſehr leidet. Der Grund hiervon liegt im Oele, da jedes Oel mit der Zeit gelber wird. Die feinern Malerfarben, wie feines unverfälſchtes Bleiweiß oder Kremnitzer Weiß, Neapelgelb, Ocker, gebrannte grüne Erde, Kaßlerbraun, Pfirſichkern- und Elfenbeinſchwarz, Zinnober, Mineralblau, Ultramarin, Karmin, Krapplack u. ſ. w. werden mit Nuß- oder Mohnöl angerieben. Schwer trocknende Farben vermiſcht man mit verſchiedenen Firniſſen, welche das Trocknen befördern. Völlig zubereitet kommen die Oelfarben in Thierblaſen in den Handel. Da indeß die Farben nur ſo lange gut bleiben, als die Blaſe voll iſt und keine Luft in dieſelbe dringt, welche den Firniß verdickt und die Farbe zum Gebrauche allmälig untauglich macht, ſelbſt wenn man die Blaſe auch nur durch einen Nadelſtich geöffnet hat, ſo hat der Engländer Harris zur Aufbewahrung der Oelfarben kleine zinnerne oder meſſingene, inwendig gut verzinnte Spritzen empfohlen, aus denen man durch Vorwärtsſchieben des Stempels die nöthige Farbe auspreßt und die Oeffnung der Röhre dann wieder ſorgfältig verſchließt. Das Material, worauf man mit Oelfarben malt, iſt Leinwand, Holz, Kupfer und andere Metalle, Mauer, grober Taffet. Die Leinwand, deren man ſich gewöhnlich bedient, erhält vorher einen Grund von Leim oder Goldgrund, auch Mehlkleiſter, um die Poren zuzuſtreichen, dieſer wird getrocknet, mit Bimſtein abgeſchliffen und dann mit Bleiweiß in Oel, oder mit in Oel geriebenem mit Bleiweiß vermiſchtem Ocker überzogen. Auf dieſen Grund trägt man dann noch einen zweiten von wärmerem Ton auf, der aber mit Terpentinöl gebrochen, d. h. alles Glanzes beraubt ſein muß. So zubereitetes *Malertuch* wird in einen Rahmen geſpannt und auf ihm, bevor man zum Malen ſchreitet, die Zeichnung mit ſchwarzer Kreide oder Kohle entworfen. Die Oelfarben ſelbſt werden auf die *Palette* (ſ. d.) geſetzt, und hier mit Mohn- oder Nußöl, auch wohl mit Spicköl, welches die Farben flüſſiger macht und bald verfliegt, verdünnt. Wichtig iſt es, hierbei das richtige Maß des Oels zur Farbe zu treffen. Zuerſt wird das Gemälde *untermalt*, d. h. es werden die einzelnen zum Gemälde gehörigen Farben dünn aufgetragen, die verſchiedenen Tinten nach ihrem Bedarf neben einander geſetzt und mit dem Vertreibepinſel verſchmolzen. Nach völligem Trocknen wird das Bild *übermalt* und zuletzt folgt das Beſſern oder Nachhelfen erkannter Unvollkommenheiten oder das *Retouchiren*. Hierauf wird das Gemälde, damit es nicht vom Staube leide, mit Maſtixfirniß überzogen, doch darf dies erſt nach völliger Trocknung geſchehen. Firnißüberzug ſchadet dem Gemälde und läßt eine ſpätere Reinigung kaum zu.

Digitized by Google

In neuerer Zeit hat man die Kunſt erfunden, Oelgemälde von ſchadhaftem Grunde auf beſſern überzutragen. Iſt der Grund Holz, ſo löst man nach Picaults Erfindung die Farben entweder davon ab und trägt ſie auf neues Holz über, oder man hobelt das Holz bis auf den unterſten Grund ab und legt eine neue Holzplatte unter. Gemälden auf ſchadhafter Leinwand zieht man neue Leinwand unter. Auch retouchirt man alte, ſchadhaft gewordene Oelgemälde, indem man die ſchadhaft gewordenen Stellen nachmalt, doch werden dieſe Stellen ſpäter bemerkbar. Die Kunſt, Gemälde zu reſtauriren, hat in neueſter Zeit nächſt Andern der Italiener Palmaroli auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht.

Ueber das Alter der Oelmalerei ſind die Meinungen getheilt. Einige nennen Antonio von Meſſina, Andere den Col. Antonio di Fiore von Neapel als Erfinder. Gewöhnlich ſchreibt man die Erfindung der O. Joh. von Eyck im 14. Jahrh. zu; doch war dieſer ebenfalls nicht der eigentliche Erfinder, ſondern hat dieſe Kunſt nur mehr ausgebildet. Nach Plinius kannte ſchon Apelles einen Firniß (wahrſcheinlich aus Oel und Wachs), womit er ſeine Gemälde überzog; Meußel will aus einer Stelle des Tacitus darthun, daß die Germanen ihre bemalten Schilde mit einem Firniß überſtrichen, und Leſſing hat in einer Handſchrift des Theophilus Presbyter, eines Mönchs von St. Gallen, aus dem 10. oder 11. Jahrh. die Bereitung einer rothen Oelfarbe zum Anſtreichen der Thüren angegeben, und dabei bemerkt gefunden, daß man auf ähnliche Art alle Farben mit Oel miſchen könne. (Vergl. Leſſing „Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter", Braunſchw. 1774). Auch kommen Gemälde aus dem 13. Jahrhundert vor, die unbeſtreitbar mit Oel gemalt ſind. Doch war in jener Zeit dieſe Kunſt nicht allgemein und ſtand noch auf einer ſehr unvollkommenen Stufe. Joh. von Eyck fand, daß ſich die Farben weit leichter mit Oel, als mit Leimwaſſer miſchen ließen, folgte dieſer Methode, machte auch zwei ſeiner Landsleute, Roger von Brügge und Roger van der Weyde, mit der Kunſt der Oelfarbenbereitung und ihrer Anwendung zur Malerei bekannt, und nach ihm ward dieſe Kunſt immer mehr vervollkommnet. Vergl. Bouviers „Anweiſung zur O." (deutſch, Halle 1828).

Oelpflanzen heißen diejenigen Gewächſe, welche ihrer ölhaltigen Samen wegen angebaut werden. Die hauptſächlichſten Oelpflanzen, welche in Deutſchland auf dem Felde gebaut werden, ſind Winterraps und Winterrübſen, Sommerraps und Sommerrübſen (an Rüböl allein kommen alljährlich 2 Mill. Ctnr. in den Handel), Leindotter, Mohn, Madia, Senf und der Oelrettig, der aus China ſtammt und zuerſt von Ekeberg in Schweden eingeführt und von da nach Deutſchland und Italien verbreitet wurde; ferner Kreſſe, Sonnenroſe, Wau, Arachyde, Seſampflanze, Lein und Hanf. Der Oelgewächsbau verlangt ein mildes Klima, guten fruchtbaren Boden und vielen Dünger, iſt aber da, wo Klima und Boden ihn begünſtigen, ſehr lohnend. Vergl. Löbe „Die Oelgewächſe" (Köslin 1845).

Oels, Standesherrſchaft in Niederſchleſien, mit dem Titel eines Fürſtenthums, zum Regierungsbezirk Breslau gehörig, iſt mit Einſchluß des ſeit 1745 damit vereinigten Fürſtenthums Oels-Bernſtadt faſt 38 □M. groß, zählt über 96,000 Bewohner, gehört dem Herzog von Braunſchweig-Oels, zerfällt in die Kreiſe Oels und Trebnitz, und hat im Ganzen guten Boden, auf dem vorzüglich Getreide, Flachs und Obſt gedeiht, und anſehnliche Waldungen. Die Hauptſtadt Oels, liegt an der Oelſa, hat 6200 Einw., welche ſich mit Tuchmacherei, Leinweberei, Hutmacherei und Büchſenſchmiederei nähren, ein Schloß, mit ſchönem Park, anſehnlicher Bibliothek, Kunſt und Naturalienſammlung, ein reich dotirtes Gymnaſium, iſt Sitz der Regierung und Kammer und iſt mit Wällen und Graben umgeben. — Das Fürſtenthum Oels kam nach dem Tode Herzog Karl Friedrichs zu Münſterberg und Oels, aus dem Piaſtengeſchlechte, 1647 an deſſen Schwiegerſohn, Herzog Silvius Nimrod von Würtemberg, mit dem Erlöſchen der Linie Würtemberg-Oels durch den Tod des Herzogs Karl Chriſtian Erdmann (1792) an deſſen Schwiegerſohn Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig, und nach deſſen Tode 1805 an ſeinen Neffen Herzog Friedrich Wilhelm. Dieſer fiel 1815 in der Schlacht bei Quatre-bras, und das Fürſten-

Digitized by Google

thum erhielt ſeinen Sohn Karl, der es 1825 ſeinem Bruder Wilhelm abtrat, welcher es noch jetzt beſitzt und 1830 die Regierung in Braunſchweig übernommen hat.

Oelung, letzte, iſt in der katholiſchen Kirche eines der ſieben Sacramente, und wird an todtkranken Perſonen vom Prieſter durch Salben der vornehmſten Theile des Körpers (Kopf, Hände und Füße) mit geweihtem Oele (Chryſam) und Sprechung vorgeſchriebener Gebete verrichtet. Nach der Meinung der Katholiken hat die letzte O. die Kraft, alle Sünde von der Seele des Kranken hinwegzulöſchen, ihn im Vertrauen auf Gott zu ſtärken, die Todesfurcht zu mindern, die Hoffnung der ewigen Seligkeit zu erwecken und zu beleben, und wenn es anders zum Heile der Seele dienlich, zu erwünſchter Geneſung zu verhelfen. Kleinen Kindern und Excommunicirten wird ſie nicht zu Theil. Die katholiſche Kirche gründet ihre Meinung von der letzten O. auf den Gebrauch der Apoſtel, Kranke unter Gebet mit Oel zu ſalben (Jac. 5, 14 u. 15). Da die proteſtantiſche Kirche unter Sacrament nur die von Chriſtus ſelbſt eingeſetzten Religionshandlungen verſteht, die letzte O. aber nicht allein dieſer Einſetzung entbehrt, ſondern auch ein ſpäter erſt angeordneter Gebrauch iſt, den die Kirche nicht als nothwendig zur Seligkeit anſieht, da ferner in der angeführten Bibelſtelle das Salben mit Oel nicht als geiſtiges, ſondern als körperliches Heilmittel, und nicht als Mittel zum ſeligen Sterben betrachtet wird, ſo hat ſie weder den Gebrauch, noch weniger das Sacrament der letzten O. beibehalten.

Oenanthäther iſt ein von Laurent erfundenes Kunſtproduct, welches das Bouquet der Weine bildet, ſo daß dadurch die Weine verbeſſert werden können. Die Oenanthſäure beſteht aus 28 Atomen Kohlenſtoff, 26 Atomen Waſſerſtoff und 2 Atomen Sauerſtoff. Laurent ſetzte nun voraus, daß die Oenanthſäure aus einem ſauerſtoffhaltigen Radical und überſchüſſigen Sauerſtoff beſtehen und in dieſem Radical die Anzahl der Kohlenſtoffatome zur Summe der Atome des Waſſerſtoffs und Sauerſtoffs in einem einfachen Verhältniſſe ſtehen müſſe. Das Radical wird gefunden, wenn das Sauerſtoff etwa durch 2 Atome Waſſerſtoff erſetzt wird; denn es ergibt ſich dann eine Zahl von 28 Atomen Kohlenſtoff und 28 Atomen Waſſerſtoff, welche, mit fünf multiplicirt, genau das Radical der Oelſäure repräſentirt. Vergleicht man mit der Formel dieſer letzten Säure die Formel der Oenanthſäure mit fünf multiplicirt, ſo ergibt ſich, daß, um die Oelſäure in Oenanthſäure zu verwandeln, man die erſtere nur mit einer oxydirten Subſtanz zu behandeln braucht, wodurch ihr 2 Atome Waſſerſtoff entzogen und dieſe durch ihr Aequivalent, ein Atom Sauerſtoff erſetzt werden. Iſt Salpeterſäure der oxydirende Körper, ſo erhält man unreine Oenanthſäure; bei Behandlung des Ganzen mit Alkohol und Schwefelſäure verduftet ſich dann der Oenanthäther mit dem Alkoholdämpfen in der Vorlage.

Oeneus, ſ. Kalydon.

Oenomaos, ſ. Hippodamia.

Oerſted, Hans Chriſtian, der berühmte Entdecker des Elektromagnetismus (ſ. d.), wurde 1777 in Rudkjöbing auf der däniſchen Inſel Langeland als Sohn des daſigen Apothekers geboren, bezog 1794 die Univerſität zu Kopenhagen, wurde 1799 Doctor der Philoſophie und 1800 pharmaceutiſcher Adjunct der mediciniſchen Facultät. Nachdem er eine dreijährige Reiſe durch Deutſchland, Holland und Frankreich gemacht, ſich durch Entdeckung mehrerer intereſſanter Erſcheinungen im Gebiete der Phyſik bekannt gemacht, und ſtark beſuchte Vorleſungen über Phyſik und Chemie gehalten hatte, wurde er 1806 Profeſſor der Phyſik. Auf einer zweiten Reiſe ſchrieb O. in Berlin „Anſichten der chemiſchen Naturgeſetze" (Berlin 1812), welches Werk er dann in Paris mit Marcel de Serres franzöſiſch herausgab unter dem Titel: „Recherches sur l'identité des forces électriques et chimiques". Ein intereſſantes Werk war das nach ſeiner Rückkunft von ihm herausgegebene: „Tentamen nomenclaturae chemicae omnibus linguis scandinavico-germanicis communis" (1815), indem er neben den vollkommenſten chemiſchen Kenntniſſen auch eine große Sprachgelehrſamkeit entwickelte, und zum Theil Benennungen, welche ſich auf alte, ächt germaniſche Wurzelwörter gründeten, vorſchlug. Seine wichtigen elektromagnetiſchen Entdeckungen machte Oerſted im Winter 1819—1820, und veröffent-

Digitized by Google

lichte dieſelben in der Schrift: „Experimenta circa efficaciam conflictus, electrici in acum magneticum". Nachdem er 1822—1823 England und Schottland bereiſt, ſtiftete er eine Geſellſchaft für Verbreitung der Naturwiſſenſchaften, welche in den verſchiedenen Städten Dänemarks Vorleſungen halten läßt. Im Jahre 1829 wurde O. Director der polytechniſchen Anſtalt. Ueberdies iſt ihm in Anerkennung ſeiner großen Verdienſte der Titel eines wirklichen Etatsrath beigelegt worden. Wichtige Verſuche ſtellte O. auch über die Zuſammendrückbarkeit des Waſſers und anderer tropfbarer Flüſſigkeiten, ſo wie der Gaſe an, indem er auf die Entdeckung der Grenzen, innerhalb welchen die Luftarten im geraden Verhältniſſe mit der Stärke des Druckes an Dichtigkeit zunehmen (mariottiſches Geſetz), ausging.

Oerſted, Andreas Sandöe, des Vorigen Bruder, als Rechtsgelehrter bekannt, wurde am 21. Dec. 1778 geboren. Neben ſeinem Rechtsſtudium zog ihn am meiſten das Studium der Philoſophie an, und namentlich fand Kant an ihm einen eifrigen Verehrer und warmen und ſcharfſinnigen Vertheidiger. Nach beendigten juriſtiſchen Studien wurde er 1801 Aſſeſſor des Hof- und Stadtgerichts in Kopenhagen, 1810 Aſſeſſor des hohen Landesgerichts, 1813 Deputirter der däniſchen Kanzlei, und hat von dieſer Zeit an auf alle wichtigern Staatseinrichtungen bedeutenden Einfluß gehabt. Im Jahr 1825 wurde er erſter Deputirter und Generalprocureur, und übernahm die Redaction der ſämmtlichen Verordnungen der höhern Regierungsbehörden. Seit 1831 wurde er auch zum königlichen Commiſſär bei der Ständeverſammlung für die Inſeln und das nördliche Jütland und 1841 zum Miniſter ernannt. Unter ſeinen Schriften erwähnen wir: „Over Sammenhaengen mellem Dyds og Staatslaevens Princip" (Kopenhagen 1798, 2 Bde.); „Systematisk Udvikling af Begrebet om Tyverie" (1809), und „Handbuch der däniſchen und norwegiſchen Rechtswiſſenſchaft" (1821 flg.). Dieſe, ſo wie ſeine übrigen Schriften in dieſem Fache bilden die Grundlage der vaterländiſchen Rechtskunde in Dänemark und Norwegen. Auch die von ihm herausgegebenen juriſtiſchen Zeitſchriften, beſonders ſ.: „Eunomia, eller Samling af Afhandlinger, henhörende til Moralphilosophien, Statsphilosophien og de dansk-norske Lovkindighed" (1815—1822, 4 Bde.), ſo wie die deutſch und däniſch erſchienenen „Abhandlungen aus dem Gebiete der Moral und Geſetzgebungsphiloſophie" (Kopenhagen 1813—1826, 3 Bde.) enthalten von ihm zahlreiche Abhandlungen über Rechtsbegriffe und intereſſante und beſondere Theile der Rechtswiſſenſchaft.

Oeſel, Inſel, zum ruſſiſchen Gouvernement Liefland gehörig, vor dem Eingange des Rigaer Meerbuſens, iſt eine der größten Inſeln der Oſtſee, 100 □M. groß (14 Meilen lang und 6—11 Meilen breit), wird im Süden durch die 5—6 Meilen breite Meerenge Domes-Näs von Kurland getrennt, und iſt reich an Getreide. Die Einwohnerzahl, etwa 40,000, nährt ſich von Ackerbau, Viehzucht und Fiſcherei. An den Küſten werden im Frühjahre viele Schwäne geſchoſſen. Die einzige Stadt der Inſel iſt Arensburg, mit 2600 Einw. und nicht unbedeutendem Handel. Im J. 1839 wurde daſelbſt eine adelige Penſionsanſtalt mit den Rechten eines Gymnaſiums errichtet. Unfern der Stadt liegt das vormalige biſchöfliche Schloß, eine herrlich erhaltene Ruine aus der Zeit der liefländiſchen Schwertritter.

Oeſer, Adam Friedrich, ein deutſcher Maler und Bildhauer, wurde 1717 zu Presburg in Ungarn geboren, fand ſeine erſte künſtleriſche Bildung auf der Akademie zu Wien und lernte hier unter Rafael Donner das Boſſiren. Später legte er ſich mehr auf Malerei, kam 1739 nach Dresden, vervollkommnete ſich beſonders in der Frescomalerei unter Leitung Ludwig Sylveſters, trat mit Winkelmann in ein enges Freundſchaftsbündniß, und wurde Profeſſor an der daſigen Kunſtakademie und kurfürſtl. ſächſ. Hofmaler, aber ohne Gehalt. Während des ſiebenjährigen Krieges hielt er ſich in Dahlen beim Grafen Bünau auf, ging gegen das Ende deſſelben nach Leipzig und wurde Director der neuen Kunſtſchule, um die er ſich große Verdienſte erwarb. Die Frescogemälde des Leipziger Concertſaales und der Nicolaikirche gehören zu ſeinen gelungenſten Arbeiten; man findet an ihnen

Digitized by Google

in Compoſition und Ausführung eine glückliche Phantaſie, Wahrheit, Natürlichkeit und Ausdruck, Leichtigkeit und Genauigkeit der Formen, und ein angenehm lebhaftes Colorit. Weniger leiſtete Oeſer als Bildhauer, wie dies die ſteife geſchmackloſe Statue Friedrich Auguſt's auf der Esplanade zu Leipzig, Gellert's Denkmal in dem daſigen Park, ein anderes Denkmal in der katholiſchen Kirche, ſo wie das Monument der Königin Mathilde zu Celle beweiſen. Viele ſeiner Arbeiten ſind durch Kupferſtiche bekannt und ein Geſammtverzeichniß derſelben haben wir von Meuſel und Roſt. Seine letzte, noch wenig Tage vor ſeinem Tode vollendete Arbeit, war ein Chriſtuskopf. Er ſtarb am 18. März 1799 zu Leipzig.

Digitized by Google

Nachtrag.

Koſſuth, Lajos (Ludwig), das Haupt des letzten magyariſchen Aufſtandes, wurde 1806 im Zempliner Comitat in Ungarn geboren und widmete ſich, wie die meiſten Söhne adeliger Aeltern Ungarns, dem Studium der Rechtswiſſenſchaft. Von ſeinem nicht durch Reichthum bevorzugten Aeltern wenig unterſtützt, hatte der junge K. auf der Univerſität zu Peſth mit manchen Bedrängniſſen zu kämpfen, ließ ſich aber dadurch vom eifrigen Studium nicht abhalten und trieb neben ſeinen juriſtiſchen Studien, beſonders das Studium der vaterländiſchen Geſchichte. Im J. 1832 begleitete er als junger Advocat einen Deputirten nach Preßburg, um deſſen Correſpondenz zu beſorgen. Zugleich trat er hier zuerſt an die Oeffentlichkeit, indem er eine Landtagszeitung herausgab, die ſich bald durch energiſche, rückſichtsloſe Oppoſition gegen die Regierung auszeichnete. Vergeblich wurde der Druck der Zeitſchrift verboten, K. ließ ſie lithographiren, und als die Regierung auch dieſe Art der Verbreitung durch Confiscation der Exemplare auf der Poſt unmöglich machte, ließ er ſie abſchreiben und von den ſogenannten Comitatshuſaren im Lande verbreiten.

Der Landtag von 1832 bis 1836 war überhaupt durch die allſeitige Theilnahme an den Verhandlungen von Seiten der Bevölkerung merkwürdig. Neben dem Parlament bildete ſich in Preßburg ein Club der Landtagsjugend und K. war einer der begeiſtertſten Führer derſelben. Er mit mehreren andern der bedeutendſten Oppoſitionmänner, wie Pulßky, Lavaſſi Weſſelenyi, wurden verhaftet und mußten längere Zeit im Kerker ſchmachten. Mehrere dieſer Märtyrer des wiedererwachenden Magyarenthums gingen darin zu Grunde. Lavaſſi wurde blödſinnig, Weſſelenyi erblindete, Rölcſey, ein junger Dichter, ſtarb vor Gram; K. aber ging mit ungebeugtem Muthe aus ſeinem Kerker hervor und ſchien durch die lange Kerkerhaft (er wurde erſt 1840 auf freien Fuß geſetzt) neue Kräfte für ſein Werk geſchöpft zu haben. Kaum hatte er ſeine Freiheit wieder erlangt, ſo betrat er von neuem die öffentliche Laufbahn, indem er die Zeitſchrift „Pesti Hirlap" gründete und ſelbſt redigirte, die in kurzer Zeit das geleſenſte Journal in Ungarn war. Auch jetzt ſuchte die Regierung dieſer einflußreichen Thätigkeit K.'s Hinderniſſe in den Weg zu legen und brachte es namentlich dahin, daß die Redaction ſeines Blattes in andere Hände

Digitized by Google

übergehen mußte; doch war damit nur Wenig gewonnen, denn K. verfolgte ſeinen Weg, die Anerkennung und Herrſchaft des Magyarenthums durchzuſetzen, auf alle ihm zu Gebote ſtehende Weiſe. So war er es, der den Gedanken anregte und zur Ausführung brachte, durch Anlegung und Begünſtigung inländiſcher Fabriken, Ungarn nach und nach von Oeſterreich gänzlich auch materiell, unabhängig zu machen. Seinem und ſeiner Gleichgeſinnten Eifer gelang es in Kurzem, die ganze Nation für den Gedanken ſo zu begeiſtern, daß Niemand mehr Fabrikate und Manufakturwaaren tragen und benutzen wollte, die nicht in Ungarn von ungariſchen Erzeugniſſen gefertigt worden. Der Plan mißlang zwar, und mußte mißlingen, da man eine Induſtrie nicht auf Commando aus Nichts ſchaffen kann, beſonders in einem Lande, wo der einfache Bürger keinen Grundbeſitz erringen kann, aber die Idee machte ihrem Schöpfer nichts deſtoweniger Ehre und die bereitwillige Aufnahme derſelben im Lande zeigte, welchen Einfluß bereits der Agitator erlangt hatte.

Unter dieſen Beſtrebungen kam das Jahr 1847 heran und mit ihm die abermalige Einberufung eines Landtags. Die Partei der Magyaren rüſtete ſich mit erneutem Eifer. Sie verlangte vollkommene Herrſchaft der Magyaren im Lande, namentlich ausſchließliche Herrſchaft ihrer Sprache und Nationalität, wogegen der Adel manche ſeiner Rechte aufzuopfern ſich bereit erklärte, namentlich ſeine Exemtion vor dem Geſetze und in der Tragung der öffentlichen Laſten. In den Vorverſammlungen der Comitate wurde eifrig geworben und da inzwiſchen der Palatin Joſeph geſtorben, ſein Nachfolger, der junge Erzherzog Stephan aber in Ungarn mitten unter Magyaren erzogen war, glaubte die magyariſche Partei um ſo eher eines glänzenden Siegs gewärtig ſein zu dürfen. Ihre Aufmerkſamkeit richtete ſich beſonders auf den unermüdlichen Vorkämpfer für magyariſche Nationalität und Unabhängigkeit, auf Koſſuth, der denn auch wirklich von dem Peſther Comitat, trotz den Gegenbeſtrebungen der Slaven zum Deputirten gewählt wurde. Die Regierung fühlte ſofort, welchen Gegner ſie zu bekämpfen habe. Der Kampf war heiß und ſchwer, und mitten in dem Gewühle dieſer parlamentariſchen Kämpfe, in denen alle Rechte der magyariſchen Nation hervorgeſucht und hervorgehoben und das conſtitutionswidrige Handeln der Regierung dagegen gehalten wurde, brach im Februar des J. 1848 die dritte Revolution in Frankreich aus, in Folge deren die jüngere Linie der Bourbonen das Land ihrer Vorfahren verlaſſen mußte, wie ſchon 1830 die ältere Linie hatte fliehen müſſen. Die Nachricht von dieſen Ereigniſſen zündete electriſch in Ungarn; die Kämpfe im Parlamente nahmen einen ganz andern Charakter an, beſonders als auch in Deutſchland eine neue Zeit heraufkommen zu wollen ſchien. Wenn bisher die magyariſche Partei für ihre Nationalität und Sprache unter Oeſterreichs Herrſchaft kämpfte, ſo erweiterte ſich jetzt der Blick und man glaubte nur bei völlig getrennter Verwaltung mit eigenem Miniſterium das Ziel einer geordneten Verfaſſung erreichen zu können. Dieſem Gedanken gab K. zuerſt Worte, indem er in ſeiner berühmt gewordenen Rede behauptete: Oeſterreich müſſe als Geſammtſtaat eine Conſtitution erhalten, damit Ungarn Ruhe werde vor den fortdauernden Unterdrückungsplänen der kaiſerlichen Regierung. Alles was in Wien ſeit den Tagen des März 1848 geſchah, kann eigentlich nur K. zugeſchrieben werden, die dortige demokratiſche Partei war ſeine Schülerin und wie er von Forderung zu Forderung immer höher ſtieg, ſo eiferte ihm dieſe nach, bis das luftige Gebäude, dem der feſte Unterbau fehlte, plötzlich zuſammenbrach. Die Einſetzung eines unabhängigen Miniſteriums, die Weigerung, ungariſche Truppen in Italien fechten zu laſſen, die Weigerung, einen Theil der öſterreichiſchen Staatsſchuld zu übernehmen, die Flucht des Erzherzog Palatinus — alle dieſe Gradationen, in denen ſich das ungariſche Unabhängigkeitsgelüſte ausſprach, bis zur Abſetzung des Kaiſers Franz Joſeph vom ungariſchen Königsthron und die Ausſchließung des habsburgiſchen Stammes von der Bewerbung um denſelben, war K.'s Werk. Er war die Seele der furchtbaren Inſurrection, welche die Habsburgiſche Dynaſtie ihrem Falle nahe brachte und den Geſammtſtaat Oeſterreich mit völliger Vernichtung bedrohte. Seine Thätigkeit wuchs in ſteigender Progreſſion mit den Anforderungen, welche die von ihm hervorgerufenen Ereigniſſe an ihn machten. Er war die Seele des Ganzen, unermüdlich, unerſchöpflich an Hilfs-

Digitized by Google

quellen, als Deputirter, Miniſter, wie endlich als Gouvernator des für unabhängig erklärten Magyarenreichs, bis endlich Görgey ſeinem Wirken ein Ziel ſetzte, im Aug. 1849. Als er ſah, daß ſein Vaterland verloren war, floh er in die Türkei, wo ſein Schickſal, ob er ſeinen Feinden ausgeliefert werden ſoll oder nicht, noch ſchwankt (Ende Nov. 1849). Man mag K.'s Wirken als unüberlegt und thöricht verwerfen, da Ungarns Unabhängigkeit zu erhalten, unter den gegebenen Verhältniſſen als unmöglich angeſehen werden mußte, immer wird man ſeinen reichen, erfinderiſchen Geiſt bewundern müſſen, der ein ganzes Land in dem Maaße für ſeine Idee zu begeiſtern wußte, daß das mächtige Oeſterreich vor ihm zitterte und ſelbſt Rußlands Streitkräfte lange Zeit machtlos gegen den Zauber ſeines Geiſtes daſtanden. (Ungarns Kampf unter Koſſuth und ſeinen Getreuen wird von einem Theilnehmer — General Klapka — geliefert. D. W.)

Digitized by Google

Inhalt

des neunten Bandes.

M.

	Seite
Metellus, röm. Familie	1
Metempſychoſis und Metenſomatoſis, ſiehe Seelenwanderung	2
Meteore	—
Meteoreiſen	—
Meteorologie	—
Meteorſteine	3
Meth	—
Methfeſſel, Albert	—
Method, ſ. Cyrill	—
Methode	—
Methodik	8
Methodiker	—
Methodiſten	—
Methuenvertrag	10
Methymna	—
Metis	—
Metonymie	—
Metopen	—
Mètre	—
Metrik	11
Metrometer, ſ. Taktmeſſer	—
Metropolis	—
Metrum	12
Mette	—
Metternich	—
Metz	14
Metze	—
Metzu, Gabriel	—
Meudon	—
Meulen, Ant. Franz van der	15
Meurſius, Joh.	—
Meurthe	—
Meuſel, Joh. Georg	16
Meuterei	—
Mexico (Staat)	—
Mexico (Stadt)	22
Mexicaniſcher Meerbuſen	23
Meyendorff, Georg, — Alex., Freiherr von	—
Meyer, Joh. Heinrich	24
Meyer, Friedr. Joh. Lorenz	—
Meyer, Joh. Friedr. von	—
Meyer, Joh. David	25
Meyer, Georg Theodor	—
Meyer von Knonau, Ludwig — Gerold	—
Meyerbeer, ſ. Beer, Meyer	26
Meyern, Wilh. Friedr.	—
Mézeray, François Eudes de.	27
Mézières	—
Mezza voce	28
Mezzofanti, Giuſ.	—
Mezzotinto	—
Miako	—
Miasma	—
Miaulis, Demetrios — Andreas — Joannis — Antonios	29
Micali, Guiſeppe	31
Micca	—
Michael	—
Michael, König von Polen	—
Michaelis, Joh. Benjamin	32
Michaelis, Joh. David	—
Michaud, Joſeph	—
Michaux, André	33
Michel	34
Michel Angelo, ſ. Buonarotti	35
Michelet	—
Michigan	—
Mickiewicz, Adam	36
Micyllus, Jak.	37
Midas	—
Middelburg	—
Middleſer	—
Middleton, Conyers	38
Midianiter	—
Mieczyſlav	—
Miene	39
Mierevelt, Mich. Janſon — Pieter	—
Mieris, Franz, — Johann — Wilhelm — Franz	—
Miethvertrag	—
Mignard, Pierre	40
Mignet, Franç. Aug. Alexis	—
Mignon, Abraham	41
Migräne	—
Miguel, Dom Maria Evariſte.	—
Mikrokosmus	42
Mikrolog	—
Mikrometer	43
Mikroſkop	—
Milben	44
Milch	—
Milchſaft, ſ. Chylus	45
Milchſchorf	—
Milchſtraße	—
Milchzucker	46
Milder-Hauptmann, Anna	—
Milet	—
Militär	—
Militärcolonien	48
Militärgränze	49
Militärheilkunde	51
Militärkarten	53
Militärmuſik	—
Militärſchulen	—
Militärſtrafen, ſ. Kriegsgeſetze	54
Militärſtraße	—
Militairwiſſenſchaften, ſiehe Kriegswiſſenſchaften	—
Milizen	—
Miller, Joh. Martin	—
Milleſchauer, ſ. Donnersberg.	55
Milleſimo	—
Millevoye, Charl. Hubert	—
Milliarde	—
Millin, Aubin Louis	—
Millingen, James	56
Millot, Claude Franç. Xavier.	—
Milman, Henry Hart	57
Milner, John	—
Milo, ſ. Melos	—
Milo	—
Milo, Titus Annius	58
Miloradowitſch, Michael Andrejewitſch	—
Miloſch Obrenowitſch	—
Milreis	63
Miltiades	—
Militz, Karl Barromäus Alexander von	64
Milton, John	—
Milutinowits, Simeon	66
Milz	67
Milzbrand	—
Mitzen	68
Mimen	—
Mimik	—
Mimnermos	69
Mimoſa Senſitiva	70
Mina, Don Franciso Espoz y.	—
Mina, Don Xaverio	72
Minano y Bedoya, Sebaſt.	—
Mincio	73
Mind, Gottfried	—
Mindelheim	—
Minden	—
Minderherrſchaften	74
Mine	—
Minelli, Johann	76
Mineralien	—

Digitized by Google

	Seite
Mineralogie	78
Mineralwaſſer	79
Minerva	80
Mingotti, Katharina	82
Mingrelien	—
Minho	—
Miniaturmalerei	—
Minimen	83
Miniſter	—
Miniſterialen	84
Minne	—
Minnengerichte, ſ. Liebeshöfe.	—
Minneſänger, ſ. Meiſterſänger.	—
Minorat	—
Minorca	—
Minorennität	85
Minoriten, ſ. Franciskaner	—
Minos	—
Minotaurus	86
Minsk	—
Minſtrels, ſ. Troubadour	—
Minturnä	—
Minucius Felix	87
Minus	—
Minuskel, ſ. Mönchsſchrift	—
Minute	—
Minutoli, Heinrich Freiherr Menu von	—
Minyas	88
Minyer	—
Minze	—
Mionnet, Theod. Edme	—
Mioſis, ſ. Meioſis	—
Miquelets	—
Mirabeau, Victor Riquetti, Marquis von	—
Mirabeau, Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf	89
Miranda, Don Francisco de.	93
Mirandola	94
Mirandola, Giovanni, Pico, Graf von	—
Miroslawsky, Ludwig	95
Miſanthrop	—
Miſcellaneen	—
Miſchna, ſ. Talmud	96
Miſerere	—
Miſerere	—
Misericordia	—
Mies, ſ. Fechner, Guſt. Theod.	—
Miſogynie	—
Miſologie	—
Mispel	—
Miſſa	—
Miſſalen	97
Mißgeburt	—
Mißheirath	98
Miſſion	99
Miſſiſſipi	102
Miſſiſſipi	—
Miſſolunghi	—
Miſſuri	103
Miſſuri	—
Miſtbeete	104
Miſtel	—
Mitau	—
Mitbelehnung ſ. Belehnung	—
Miteſſer	—
Mitford, Maria Ruſſel	—
Mitgabe oder Mitgift, ſ. Ausſtattung	105
Mithras	—
Mithridates der Große	—
Mitlauter, ſ. Conſonanten	106
Mitra	—
Mitſcherlich, Chriſtoph Wilh.	—
Mitſcherlich, E.	107
Mittag	—
Mittagskreis	—
Mittagszeit	—
Mittel	—
Mittelalter	108
Mittelamerika, ſ. Centralamerika	110
Mittelbegriff	—
Mittelfarben, Mitteltinten ſ. Mezzotinto	110
Mittelfranken	—
Mittelländiſches Meer	—
Mittelmark	—
Mittelpunkt	111
Mittelrheinkreis	—
Mittelſalze, ſ. Neutralſalze	—
Mittelſtimmen	—
Mittelwald	—
Mittermaier, Karl Joſ. Ant.	—
Mitternacht	112
Mitylene	—
Mixtur	113
Mnemonik	—
Mnemoſyne	115
Mnioch, Joh. Jak.	—
Moabiter	—
Moallakat	—
Mobile Colonnen	116
Mobiliarſteuer	—
Mobilien	—
Mochnacki, Maurycy	—
Modalität	117
Mode	118
Model	—
Modell	119
Modena, Herzogthum	—
Modena, Stadt	120
Modena, Guſtavo	—
Moder	121
Moderato	—
Modern	—
Modeſtinus, Her.	—
Modica	—
Modlin	122
Modon	—
Modulation	—
Modulus	—
Möbius, Aug. Ferd.	—
Möckern	123
Möen	—
Mögelin	—
Möglich	—
Möhler, Joh. Adam	—
Möhre	124
Möllendorf, Richard Joachim Heinr. von	—
Möller, Jens	125
Mömpelgard	—
Mönchs-Deggingen	126
Mönchslatein	—
Mönchsſchrift	127
Mönchsweſen	128
Mörike, Eduard	—
Möris, See	—
Möris, Aelius	—
Mörs	129
Mörſer	—
Mörtel, ſ. Kalk	130
Möſer, Juſtus	—
Möſer, Karl	131
Möſien	—
Möskirch	132
Möſogothen	—
Mogul, ſ. Großmogul	—
Mohacz	—
Mohamed, ſ. Muhamed	—
Mohilew	—
Mohl, Julius von	133
Mohn	134
Mohn, Sigismund	—
Mohnike, Gottl. Chriſt. Fried.	—
Mohr	135
Mohs, Friedrich	—
Moira, Graf von, ſ. Haſtings, Francis Rawdon, Marquis.	136
Moiriren	—
Moitte, Pierre Etienne	—
Mokka	137
Mokronowski, Stanislas	—
Mola, ſ. Mondkalb	138
Mola, Pietro Francesco	—
Molay, Jacques Bernard	—
Molbech, Chriſtian	—
Molch, ſ. Salamander	139
Moldau, Fluß	—
Moldau	140
Molé, Matthieu	141
Molé, Matthieu Louis, Graf.	142
Molé, René Franç.	143
Moleculen	144
Molière, Jean Baptiſte	—
Molina, Ludwig	146
Molinos, Michael	147
Molione	—
Molitor, Gabr. Jean Joſeph Graf	—
Molken	148
Moll	—
Molla	—
Mollbret	149
Moller, Georg	—
Molluſken	150
Mollweide, Karl Brandau	—
Mollwitz	—
Molo	151
Moloch	—
Moltke, Grafen von	—
Molukken, ſ. Gewürzinſeln	152
Molybdän, ſ. Waſſerblei	—
Molyn, Peter, ſ. Tempeſta	—
Molza, Franc. Maria — Tarquinia	—
Moment	—
Momiers	153
Momus	154
Monaco	155
Monadologie	—
Monaldeschi, Giovanni	—
Monarchie	156
Monas, ſ. Monadologie	158
Monat	—
Monatsfluß, ſ. Menſtruation.	—
Moncada, Don Franc. de	—
Moncey, Bon Adrien Jeannot, Herzog von Conegliano	159
Moncontour	—
Moncrif, Franç. Auguſtin Paradis de	—
Mond	160
Mondfinſterniß	162
Mondjahr	—
Mondkalb	163
Mondkarten	—
Mondovi	—
Mondphaſen	
Mondſüchtig	—
Mondtafeln	164
Mondwechſel, ſ. Mondphaſen.	—
Mone, Franz Joſ.	—
Monge, Gaspard	—
Mongibello, ſ. Aetna	165
Mongolen	—
Moniteur	167
Monk, George, Herzog von Albemarle	168
Monk, Jacques Henri	169
Monmouth	—
Monmouth, Jak., Herzog von.	—
Monochord	170
Monochromen	—
Monodrama, ſ. Melodrama	—
Monogamie	—
Monogramm	—
Monographie	—
Monokotyledonen	171
Monolog	—
Monomanie	—
Monophyſiten	
Monopol	172
Monotheiſmus	173
Monotheleten	—
Monotonie	174
Monreale	—
Monro, Alex. — Donald — Alex. — Alex.	—
Monroe, James	175
Mons	—
Mons en Puelle	176

Digitized by Google

	Seite
Monſieur	177
Monſigny, Pierre Alex.	—
Monſoons	—
Monſtranz	—
Monſtroſität	177
Montagna, Bartol	—
Montague, Lady, Mary Wortley	—
Montaigne, Michel Eyquem de	178
Montalembert, Marc René, Marquis de	179
Montalivet, Jean Pierre Bachaſſon, Graf	180
Montalivet, Camille, Graf	—
Montalvan, Don Juan Perez.	181
Montanus	182
Montauban	—
Montanſier, Charl. de Sainte-Maure, Herzog von	—
Montbeillard, ſ. Mömpelgard.	183
Montblanc	—
Mont-Cenis	—
Montebello	—
Monte-Caſino, ſ. Caſino	—
Montecuculi, Raimund, Graf.	—
Montefiascone	184
Monteiro, Antonio Peregrino Maciel	—
Montemayor, Jorge de	—
Montenegro	185
Montenotte	186
Monte Pulciano	—
Montereau	—
Monte Roſa	—
Monte Santo, ſ. Athos	187
Montespan, ſ. Rochechouart.	—
Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de la Brede et de	—
Montesquiou-Fézenſac.Franç. Xavier Marc Antoine — Anatole — Pierre, Marquis von	188
Monteverde	—
Monte Video	—
Montezuma II.	189
Montfaucon, Bernard de	—
Montferrat	—
Montfort, Grafen von	—
Montgelas, Max Joſ., Graf von	190
Mont Genèvre	191
Montgolfier, Jacques Etienne — Joſ. Michel	—
Montgomery, Jak., Seigneur de Lorges	—
Montgomery, James	192
Montgomery-Martin, ſ. Martin Rob. Montgomery	—
Montholon, Charl. Triſtan de.	—
Monthyon. Jean Bapt. Robert Auget Baron de	193
Monti, Vicenzo	—
Montjoie	194
Montloſier, Franç. Dominique Reynaud, Graf von	—
Montmartre	—
Montmedy	195
Montmirall	—
Montmorency	—
Montmorency, Grafen u. Herzoge von	—
Montmorency, Anne de	196
Montmorency, Heinr. II., Herzog von	197
Montmorency, Matthieu Jean Felicité, Herzog von Laval	—
Montpellier	198
Montpenſier, Anne Marie Louiſe d'Orleans, Mademoiſelle de	—
Montreal	199
Montroſe, Jak. Graham, Herzog von	—
Mont Saint-Jean	199
Montſerrat	200
Montur ſ. Uniform	—
Monumente, ſ. Denkmale	—
Monza	—
Moor	—
Moore, Sir John	—
Moore, Thomas	201
Moorhirſe	202
Mooſe	—
Mopſus	—
Mora	203
Mora, Don Joſé Joaquin	—
Morabiten	—
Moral	—
Morales, Luis	206
Morales, Criſtofero de	—
Moraliſche Perſon	—
Moralphiloſophie, ſ. Moral	—
Moralprincip	—
Moräſte	207
Morata, Fulvia Olimpia	—
Moratin, Leandro Fernandez	—
Moratin, Nicolas Fernandez	—
Moratorium	208
Morawa	—
Morawski, Theodor	—
Morbihan	209
Morcheln	—
Mord	—
Mordant	—
Mordbrenner	210
Mordſchlag	—
Mordwinen, ſ. Finnen	—
More, Hannah	—
Morea	—
Moreau, Jean Victor	211
Morella, Graf von, ſ. Cabrera, Don Ramon	212
Morellet, André	—
Morelli, Giacomo	213
Moreno, Vincente	214
Moresken, ſ. Grotesken	—
Moreto y Cavana, Auguſtin	—
Morgagni, Giov. Battiſta	—
Morgan, Lady	215
Morgana, ſ. Fata Morgana	—
Morganatiſche Ehe	216
Morgarten	—
Morgen	—
Morgen	—
Morgengabe	—
Morgenröthe	217
Morgenſtern, ſ. Lucifer	—
Morgenſtern, Leopold von	—
Morghen, Raffaello	—
Morhof, Daniel	218
Morier, James	—
Morillo, Don Pablo	—
Morisfos, ſ. Mauern	219
Moritz, Kurfürſt v. Sachſen	—
Moritz, Prinz von Oranien	220
Moritz, Graf von Sachſen	221
Moritz, Carl Philipp	222
Moritzburg	—
Morlacken oder Morlachen ſ. Dalmatien	—
Mornay, Philipp von	—
Morpeth, Viscount Howard, Lord	223
Morpheus	—
Morphin	—
Morphologie	—
Morriſon, Robert	224
Morſellen	—
Mortalität, ſ. Sterblichkeit	—
Mortier, Eduard Adolf Caſimir Joſ., Herz. v. Treviſo	—
Mortificiren	225
Mortimer, Roger	—
Mortuarium ſ. Todte Hand	—
Morus, Thomas	—
Morus, Sam. Friedrich Nathanael	227
Moruſi, Konſtantin Demetrios	—
Morveau, Louis Bernard Guyton	227
Moſaik	—
Moſaiſche Religion	228
Moſaiſches Recht	231
Moſaisk	—
Moscati, Pietro	—
Moſchee	232
Moſcheles, Ignaz	—
Moſcheroſch, Joh. Michael	—
Moſchus	233
Moſchus	—
Moscovade, ſ. Zucker	—
Moſel	—
Moſeler Weine	—
Moſellanus, Petrus	234
Moſen, Julius	—
Moſengeil, Friedrich	—
Moſer, Joh. Jakob	235
Moſes	236
Moſes Mendelsſohn, ſ. Mendelsſohn, Moſes	237
Moſhaisk, ſ. Moſaisk	—
Mosheim, Joh. Lorenz	—
Moskau	238
Moskwa	240
Mosquitos, ſ. Mücken	—
Moßdorf, Friedrich	—
Moſt	241
Motenebbi	—
Motette	—
Motherwell, William	—
Motion	242
Motiv	—
Motten	—
Motto	—
Motz, Friedr. Chriſt. Adolf	—
Mouchard	243
Moucheron, Frederik de	—
Mounier, Jean Joſ.	—
Mouradgea d'Ohſſon, Ignaz	244
Mouſſiren	245
Mouſſons, ſ. Monſoons	—
Mouzinho de Albuquerque, Luis da Silva	—
Moxa	—
Mors	246
Mozambique	—
Mozaraber	—
Mozart, Leopold	—
Mozart, Joh. Chryſ. Wolfgang Amadeus	—
Mozetta	249
Mozin, Abbé	—
Mucius, röm. Geſchlecht	—
Mucker	250
Mücken	251
Muelnaere, Felix, Graf von	252
Muffling, Friedr. Karl Ferd., Freiherr von	—
Mügge, Theodor	253
Mühlberg	254
Mühldorf	—
Mühlen	—
Mühlenbruch, Chriſtian Fried.	255
Mühlenfels, Ludwig von	256
Mühler, Heinr. Gottlob	257
Mühlhauſen	258
Mühlhauſen	—
Müller, Adam Heinr.	—
Müller, Alexander	—
Müller, Friedrich	—
Müller, Johannes von	259
Müller, Johannes	262
Müller, Joh. Fried. Wilh.	263
Müller, Joh. Gotth. von	—
Müller, Joh. Gottwerth	—
Müller, Karl Otfried	264
Müller, Julius	265
Müller, Joh. ſ. Regiomontanus	266
Müller, Karl Wilhelm	—
Müller, Ludw. Chriſtian	—
Müller, Otto Friedrich	267
Müller, Peter Erasmus	—

Digitized by Google

	Seite
Müller, Gebrüder	267
Müller, Sophie	268
Müller, Wilhelm	—
Müllner, Amadeus Gottfried Adolf	—
Münch, Ernſt Hermann Joſ.	269
Münch, Bellinghauſen, Joach. Eduard, Graf von	270
Münch, Bellinghauſen, Eligius Franz Joſ. Freiherr von	—
München	271
Münchhauſen, Gerlach Adolf Freiherr von	279
Münchhauſen, Hieron. Karl Friedr. Freiherr von	280
Münchhauſen, Otto von	—
Münchhauſen, Karl Ludwig Freiherr von	—
Münden	—
Mündigkeit, ſ. Minorennität	281
Münnich, Burkhard Chriſtoph Graf von	—
Münſter	—
Münſter	282
Münſter, Sebaſtian	283
Münſter-Ledenburg, Ernſt Friedrich Herbert, Graf zu	—
Münſterberg	284
Münter, Balthaſer	—
Münzconvention	285
Münze	286
Münzer, Thomas	290
Münzfälſchung	291
Münzfuß	—
Münzkunde, ſ. Numismatik	292
Münzregal	—
Münzſammlungen, ſ. Numismatik	293
Münztarif, ſ. Valvation	—
Münzwardein, ſ. Wardein	—
Mufti	—
Muggendorf	—
Muhamed, der Prophet	—
Muhamed I., türk. Sultan	295
Muhamed II., türk. Sultan	—
Muhamed IV., türk. Sultan	296
Muhamedaniſche Religion	297
Mulatten	300
Mulde	301
Mulgrave, Conſt. John — Georg Philipps, Lord	—
Multiplication	—
Multiplicationskreis	—
Multiplicator,	302
Mumien	—
Mumme	303
Mummius, Lucius	—
Mumps, ſ. Bauerwezel	—
Mund	—
Munda	304
Mundart, ſ. Dialekt	—
Mundharmonica	—
Mundium	—
Mundt, Theodor	305
Mungo Park	307
Municipalität	308
Municipalität, ſ. Gemeindeordnung	—
Municipien	—
Munition	309
Munkacs	—
Munoz, Juan Bapt.	—
Munoz, Don Tomas	—
Muntaner, En Roman	—
Murad I.,	310
Murad II.,	—
Murad Bey	—
Muräne	311
Muralt, Konrad von	—
Murat, Joachim	312
Muratori, Lud. Ant.	313
Murawiew, Nicolai	314
Murcia	—
Muret, Marc Antoine	—
Murhard, Fried. Wilh. Aug.	314
Joh. Karl Adam	—
Muri	315
Murillos, Bart. Eſteban	—
Murky	316
Murmelthier	—
Murner, Thomas	—
Murphy, Arthur	317
Murr, Chriſt. Gott.	—
Murray, James Stuart, Graf	318
Murray, Sir George	—
Murrhiniſche Gefäße	319
Murten	—
Murzuk, ſ. Fezzan	320
Muſagetes	—
Muſäos	—
Muſäus, Joh. Karl Aug.	—
Muſcheln, ſ. Mollusken	321
Muſchenbroek, ſ. Muſſchenbroek	—
Muſen	—
Muſenalmanache	322
Muſette	323
Muſeum	—
Musgrave, Samuel	324
Muſik	325
Muſikaliſche Malerei	333
Muſikdirector	—
Muſikfeſte, ſ. Muſik	—
Muſivgold	—
Muſiviſche Arbeit, ſ. Moſaik	—
Muskatellerweine	—
Muskatennuß	—
Muskau	334
Muskeln	—
Muskete	335
Muſſchenbroek, Peter van u. Johann van	—
Muſrilli	—
Muſſelin	—
Muſſet, Alfred de — Paul de	—
Muſtapha, Kara	336
Muſterreiterei	—
Muſterwirthſchaften	337
Muſtoxides, Andreas	—
Mutation, ſ. Solmiſation	—
Muthen	—
Mutiren	338
Mutichirung	—
Mutis, Don Joſ. Cöleſtin	—
Mutterkorn	—
Muttermale	—
Myadon	339
Mykale	—
Mykenä	—
Mykoni	—
Mylitta	—
Mylius, Joh. Chriſtoph — Chriſtlob	—
Myn, Herm. van der	—
Mynſter, Jacob Peter	340
Myologie	—
Myops, Myopie, ſ. Kurzſichtigkeit	—
Myotomie	—
Myriade	—
Myriopoden	—
Myrmidonen	—
Myron	—
Myronides	341
Myrrha, ſ. Adonis	—
Myrte	—
Myrtilos	—
Myſien	—
Myſore	—
Myſtagog	—
Myſterien	—
Myſterien	342
Myſticismus	343
Myſtificiren	344
Mythographen	—
Mythologie	—
Myus	345

N.

	Seite
N.	346
Nabe	—
Nabel	—
Nabis	347
Nabob	—
Nabonaſſar	—
Nachahmung	—
Nachbar	348
Nachdruck	—
Nachdruck	—
Nachdunkeln	358
Nachfolge Chriſti	—
Nachgeborne	—
Nachgeburt	359
Nachmanides	—
Nachſchlag	—
Nachſteuer, ſ. Abzugsgeld	—
Nacht	—
Nacht	360
Nachtblindheit	—
Nachtfalter, ſ. Schmetterlinge.	—
Nachtgleiche, ſ. Aequinoctium.	—
Nachthorn	—
Nachtigall	—
Nachtmahlsbulle	361
Nachtrab, ſ. Arrieregarde	—
Nachtſchweiß	—
Nachtſtücke	—
Nachtwandler, ſ. Mondſüchtig.	—
Nachzügler	—
Nacken	—
Nacktes	362
Nadasd	—
Nadel	—
Nadelgeld	363
Nadelholz	—
Nadelſtich, ſ. Acupunktur	—
Nadir, ſ. Zenith	—
Nadir Schah, ſ. Kuli Chan	—
Näfels	—
Nägel	—
Nägele, Franz Karl	364
Nägelein, ſ. Gewürznelken	—
Nägeli, Hans Georg	—
Näherrecht	365
Näke, Aug. Ferd.	—
Nänie	366
Nävius, Cnejus	—
Nagelflue	—
Nagler, Karl Ferd. Fried. von	—
Navarro, Bartol. de Torres	367
Nahl, Joh. Aug.	—
Nahrungsmittel	—
Nahrungsſaft, ſ. Chylus	307
Naht	—
Nahum	—
Naiv	—
Najaden	371
Name	—
Namur	—
Nancy	372
Nangaſaki	373
Nanini, Giov. Maria	—
Nanking,	—
Nanking	374
Nannini, Angelo	—
Nanſouty, Et. Antoine Marie Chambion, Graf von	—
Nantes	—
Napäen	—
Naphta	375
Napier, John	—
Napier, Sir Charl. James	—
Napier, Sir Charles	376
Napoleon, ſ. Bonaparte Napoleon	—
Napoli di Romania, ſ. Nauplia	—
Narbe	—
Narbonne	377
Narbonne, Grafen von	—
Narborough, Johann	378
Narciſſe	—

Digitized by Google

	Seite
Narciſſus	378
Nardini, Pietro	—
Narischkin, Furſten von	—
Narkotiſch	379
Narr. Narrenfeſt. ſ. Narrheit.	—
Narrenſchiff. ſ. Brandt, Seb.	—
Narrheit	—
Narjes	380
Naruszewicz, Adam Stanislaus	—
Narvaez, Pamphile, ſ. Valencia, Herzog von	—
Narwa	—
Naſat	381
Naſciturus	—
Naſe	—
Nasborn	383
Naſiräer, ſ. Nazeräer	—
Naſo, ſ. Ovidus, Publius	—
Naſſau, Herzogthum	—
Naſſau	388
Naſſau-Siegen, Karl Heinrich Nikolaus Otto, Fürſt von	—
Naſſe, Chriſtian Friedrich — Hermann	389
Naßgallen	390
Nathan	—
Nathanael	—
Nathuſius, Gottlob	—
Nation	391
National	394
Nationalbewaffnung, ſ. Volksbewaffnung	—
Nationalconvent	—
Nationalfarben	—
Nationalfeſte	395
Nationalgarden, ſ. Volksbewaffnung	396
Nationalgüter	—
Nationalinſtitut, ſ. Inſtitut	398
Nationalliteratur	—
Nationalökonomie	—
Nationalſchuld	399
Nationaltheater	400
Nationalvermögen	401
Nationalverſammlung	—
Nativität ſtellen	—
Natolien	—
Natorp. Bernh. Chriſtian Ludwig	402
Natron	403
Natter, ſ. Schlangen	—
Natter, Joh. Lorenz	—
Natur	404
Naturalien	406
Naturaliſation	407
Naturalismus	—
Naturell	408
Naturforſchervereine	—
Naturgeſchichte	409
Naturgeſetze	412
Naturlehre, ſ. Phyſik	413
Naturphiloſophie	—
Naturpoeſie	415
Naturrecht	416
Naturſtand	417
Naturſyſtem	418
Naturtrieb, ſ. Inſtinkt	419
Naturwiſſenſchaften	—
Natzmer, Oldwig Anton Leopold von	421
Naubert, Chriſtine Benedikte Eugenie	423
Naukratis	—
Naumachia	—
Naumann, Joh. Fried.	424
Naumann, Joh. Gottlieb	—
Naumann, Karl Friedr.	425
Naumann, Mor. Ernſt Adolf.	—
Naumann, Joh. Andr.	—
Naumburg	426
Naundorf, Karl Wilhelm ſ. Ludwig XVII.	—
Naupaktos	—
Nauplia	—
Nauplios	426
Nauſikaa	427
Nauſinoos	—
Nautik, ſ Schiffahrtskunde	—
Navarino	—
Navarra	—
Navarrete, Don Martin Fernandez de	428
Navigationsacte	—
Naxos	429
Nazarener	—
Nazareth	—
Neander, Dan. Amad.	430
Neander, Joh. Aug. Wilh.	—
Neander, Michael	431
Neapel, Königreich, ſ. Sicilien.	—
Neapel	—
Neapolis	433
Neära	—
Nearchos	—
Nebbien, Chriſtian Heinr.	—
Nebel	434
Nebelbilder	435
Nebelflecke	—
Nebelthau, Friedrich	436
Nebenfiguren	437
Nebenius, Karl Fried.	—
Nebenmonde	438
Nebenplaneten, ſ. Trabanten	—
Nebenſonnen	—
Nebentöne, ſ. Beitöne	—
Nebenwinkel	—
Nebukadnezar	439
Neckar	—
Necker, Jacques — Suſanne	—
Needham, John Tuberville	442
Neeſe, Chriſtian Gottlob	—
Neefs, Jacob	—
Neer, Arthur van der	—
Neergaard. Tönnes Chriſtian Bruun, Baron von	—
Neerwinden	443
Nees von Eſenbeck, Chriſtian Gottfried — Theodor Fried. Ludwig	—
Negativ	—
Neger	444
Negroponte	446
Negus	—
Nehemiah	—
Nehrungen	—
Neid	447
Neidhardt	—
Neigebaur, Joh. Ferdinand	—
Neigung	448
Neipperg, Familie	449
Neiße	—
Neith	450
Nekrologien	—
Nekromantie	451
Nekropolen	—
Nekroſe, ſ Knochenfraß	—
Nektar	—
Neleus	452
Nelke	—
Nellenburg	—
Nelſon. Horace	—
Nemea	453
Nemeſianus	—
Nemeſis	455
Nemours, Herzog von	—
Nemours, Lud., Herzog von	456
Nenndorf	457
Nenner, ſ. Bruch	—
Nennwerth, ſ. Nominalwerth	—
Neokorat	—
Neologie, ſ. Neuerungsſucht	—
Neophyten	—
Neoptolemos, ſ. Pyrrhos	—
Neorama	—
Nepaul	—
Neper, John, ſ. Napier, John.	458
Nephele, ſ. Athamas	—
Nephthys	—
Nepomuk, Johann von	—
Nepos, Cornelius	458
Nepotismus	459
Neptun	460
Neptuniſten	461
Neresheim	—
Nereus	—
Neri, Philipp v., ſ. Oratorium, Prieſter vom	—
Nero, röm. Kaiſer	—
Nerthus	462
Nertſchinsk	—
Nerva	463
Nerven	—
Nervenkrankheiten	466
Neſſelfieber	467
Neſſeln	468
Neſſelrode, Grafen von	—
Neſtel	469
Neſtler, Joh. Karl	—
Neſtor	470
Neſtor	—
Neſtorius	—
Netſcher, Kaspar	—
Nettelbeck, Joachim Chriſtian	471
Netto	—
Netz	472
Netz	—
Netzediſtrict	—
Neualbion	473
Neuarchangel	—
Neubeck, Valer. Wilh.	—
Neuber, Friederike Caroline	—
Neubraunſchweig	474
Neubritanien	—
Neubruch	—
Neuburg	—
Neucaledonien	475
Neudietendorf	—
Neuenburg	—
Neuengland	476
Neuerungsſucht	—
Neufundland	477
Neugeorgien	—
Neugranada	478
Neugriechen	479
Neugriechiſche Sprache und Literatur	480
Neuguinea	482
Neuhanover, ſ. Neubritannien.	483
Neuhäuſel	—
Neuhebriden	—
Neuhof, Theodor	—
Neuholland, ſ. Auſtralien	484
Neuirland, ſ. Neubritannien	—
Neujahrsgeſchenke	—
Neujerſey	485
Neukirch, Benj.	—
Neukirchen	486
Neukomm, Sigismund	—
Neumann, Kaspar	—
Neumann, Fried. Wilh.	—
Neumann, Karl Friedr.	487
Neumann, Karl Georg	488
Neumark	—
Neumark, Georg	—
Neumeiſter, Erdmann	—
Neumen	489
Neumond, ſ. Mondphaſen	—
Neunaugen, ſ. Lamprete	—
Neuorleans	—
Neuplatoniker	—
Neureuther, Eugen	491
Neurologie	—
Neuropathologie	492
Neuropteren, ſ. Netzflügler	—
Neuſchottland	—
Neuſeeland	—
Neuſibirien	494
Neuſpanien, ſ. Mexico	—
Neuſtadt	—
Neuſtrien	495
Neuſüdſhetland	—
Neuſüdwales, ſ. Auſtralien	—
Neuß	—
Neutraliſation	496

Digitized by Google

	Seite
Neutralität	496
Neutralſalze	497
Neuwales	—
Neuwied	—
Neuwied, Maximilian, Prinz von	498
Neuyork	—
Nevers	499
Newa	501
Newcaſtle	—
Newgate	—
Newlanark	—
Newmarket	—
Newſtead-Abbey	—
Newton, Iſaak	—
Ney, Michael, Herzog von Elchingen	505
Niagarawaſſerfall	507
Nibby, Antonio	—
Nibelungenlied	508
Nicäa	509
Nicander	510
Niccolini, Giov. Battiſta	—
Nicephorus	511
Niceron, Jean Pierre	—
Nicetas Acominatus	—
Nicholſon, Joh. — William	512
Nichtigkeit und Nichtigkeitsklage ſ. Nullität	—
Nichts	—
Nicias	—
Nickel	513
Nicolai, Chriſtian Friedrich	—
Nicolay, Ludw. Heinr., Freih. von	514
Nicoll, Robert	515
Nicolo Iſouard	—
Nicolovius, Georg Heinr. Lud.	—
Nicot, Jean, ſ. Taback	516
Niebuhr, Karſten	—
Niebuhr, Barthold Georg	517
Niederbayern	519
Niederdeutſch, ſ. Plattdeutſch.	—
Niederlande, Geſchichte	—
Niederlande, Geographie	536
Niederländiſche Kunſt	543
Niederländiſche Sprache und Literatur	546
Niederrhein	562
Niederrheiniſcher Kreis	—
Niederſachſen	—
Niederſchlag	563
Niederſchlagende Mittel	—
Niedner, Chriſtian Wilh.	—
Niello	564
Niembſch von Strehlenau, Nic.	—
Niemcewicz, Julian Urſin	566
Niemen	567
Niemeyer, Auguſt Hermann	568
Niemeyer, Hermann Agathon.	—
Niemojowski, Vincenz — Bonaventura	569
Nieren	—
Nierenſtein	572
Nieſen	—
Nieswurz	573
Nießbrauch	—
Niethammer, Fried. Imanuel.	574
Nieuhof, Johann	—
Niftel, ſ. Gerade	—
Niger	—
Nigritien	576
Nihilianismus	—
Nikander	—
Nikobaren	—
Nikodemus	577
Nikolaiten	—
Nikolajew	—
Nikolaus der Heilige	—
Nikolaus (Päpſte)	578
Nikolaus von Piſa, ſ. Piſano Nicola	—
Nikolaus I. Pawlowitſch, Kaiſer von Rußland	—
Nikomedes	581
Nikomedia	581
Nikon	—
Nikopoli	—
Nikopolis	583
Nil	—
Nilpferd	584
Nilsſon, Sven	585
Nimbus	—
Nimes, ſ. Nismes	586
Nimrod	—
Nimwegen	—
Ninive	—
Ninon, ſ. Lenclos, Ninon de	587
Ninos	—
Niobe	—
Nipon	589
Niſche	—
Nishni Nowgorod	—
Niſibis	590
Nismes	—
Niſos	591
Nithardt	592
Nitrum, ſ. Salpeter	—
Nitzſch, Paul Friedr. Achat	—
Nitzſch, Karl Ludwig	—
Nitzſch, Gregor Wilhelm	593
Nitzſch, Karl Imanuel	—
Nivelliren	594
Nivoſe	—
Nixen	—
Nizolius, Marius	595
Nizza	—
Noah	596
Noailles, Herzoge von	—
Nobbe, Karl Friedr. Auguſt	598
Nobiles	—
Nodier, Charl. Emanuel	—
Nördlingen	600
Nöſſelt, Joh. Aug.	—
Nogaier, ſ. Kubaniſche Tataren	601
Nola	—
Nolde, Adolph Friedr.	—
Nollet, Dominicus	—
Nomaden	—
Nomen	602
Nomenclator	—
Nominalismus	—
Nominalwerth	603
Nonae	—
Nonconformiſten	—
None	604
Nonnius, ſ. Nunez, Peter	—
Nonnus	—
Nonpareille	—
Noot, Heinr. van der	—
Nopaleen, ſ. Cacteen	605
Norbert, der Heilige	—
Nordalbingia	—
Nordamerika	—
Nordcarolina	608
Norderney	609
Nordhauſen	—
Nordiſche Mythologie	—
Nordiſcher Krieg	618
Nordlicht	622
Nordpolexpeditionen	623
Nordpunkt, ſ. Mitternacht	629
Nordſchein, ſ. Nordlicht	—
Nordſee	—
Norfolk (Grafſchaft)	630
Norfolk, Herzoge von	—
Noricum	631
Norm	632
Normaljahr	—
Normanby, Conſtantin Georg Phipps, Marquis von	—
Normandie	633
Normann, Wilhelm von	634
Normann-Ehrenfels, Philipp Chriſtian — Karl Friedrich Leberecht, Graf von	635
Normannen	636
Nornen	637
Norona, Don Gaspar	—
North, Frederic, Lord	638
Northampton	639
Northumberland	—
Northumberland, Herzoge von.	—
Norton, Caroline	641
Norwegen	—
Norwich	648
Noſologie	649
Noſſairier	—
Noſtitz, Aug. Ferd. Ludwig, Graf von	650
Noſtitz und Jänkendorf, Gottl. Adolf Ernſt von	651
Noſtradamus, Michael	652
Nota, Alberto	—
Notabeln	653
Notar	—
Noten	654
Notendruck	655
Notenſetzer	—
Nothadreſſe	—
Notherbe	—
Nothfriſt, ſ. Friſt	656
Nothheilig	—
Nothlüge	—
Nothmünzen	—
Nothomb, Jean Bapt.	—
Nothrecht	660
Nothtaufe	—
Nothwehr	661
Nothwendigkeit	—
Nothzucht	662
Notker	—
Notoriſch	—
Notre-Dame	663
Nottingham	—
Notturno, ſ. Serenade	—
Novalis, ſ. Hardenberg, Fried. Freiherr von	—
Novalzehnten	—
Novatianer	—
Novation	664
Novelle	—
Novellen	—
Noverre, Jean Georges	—
Novi	665
Noviziat	—
Nowaja Semlja	—
Nowgorod	666
Nowoſſilzow, Nikolaus	667
Noyaden	669
Noyon	—
Nuancen	—
Nubien	—
Nürnberg	670
Nukahiwa	672
Nullität	—
Numa Pompilius	673
Numantia	—
Numeriſch	674
Numerus	—
Numidien	675
Numismatik	—
Nundinae	680
Nunez, Peter	—
Nuntien	—
Nuß	681
Nutation der Erdachſe	—
Nutkaſund	682
Nützlichkeitsprincip	—
Nutzvieh	—
Nyeborg	—
Nyerup, Rasmus	—
Nykteus	683
Nymphe, ſ. Inſekten	—
Nymphen	—
Nymphenburg	—
Nymphomanie	684
Nyſa	—
Nyſtadt	—

Digitized by Google

O.

	Seite
O	684
Oaſe	685
Oaſtler, Richard	—
Ob	687
Obadja	—
Obalos	—
Obduction	—
Obedienz	688
Obelisken	—
Oberbayern	689
Oberfranken	—
Obergerichte	—
Oberhaus, ſ. Parlament	690
Oberhofgerichte, ſ. Hofgerichte.	
Oberkampf, Chriſtian Philipp.	—
Oberlahnſtein	—
Oberlandesgerichte	—
Oberlin, Jeremias Jakob	691
Oberlin, Joh. Friedr.	—
Oberon	692
Oberpfalz	—
Oberrheinkreis	—
Oberſachſen	693
Oberſchlächtig	—
Oberſt	—
Obertribunal	—
Oberzell	—
Oberzeugmeiſter	694
Object	—
Objectivglas	—
Oblaten	695
Obligat	—
Obligation	—
Obligo	—
Oblong	—
Oboe	—
Obolus	696
Obotriten, ſ. Wenden	—
Obrigkeit	—
Obſcurantismus	—
Obſequens, Julius	697
Obſequium	697
Obſervanten, ſ. Franciskaner.	—
Obſervationsarmee	—
Obſervatorium, ſ. Sternwarte	—
Obſidian	—
Obſt	—
Obſtruction, ſ. Verſtopfung	698
Ocampo, Florian de	—
Occam, Wilhelm von	—
Occaſionalismus	699
Occident	—
Occidentaliſches Kaiſerthum	—
Occupation	703
Ocean	704
Ocellus Lucanus	—
Ocher	—
Ochlokratie	—
Ochotsk	—
Ochs	—
Ochs, Adam Ludw. von	705
Ochſenhauſen	706
Ockenheim, Johannes	—
O'Connell, Daniel	—
O'Connor, Feargus	711
Octant	713
Octave	—
Octavia	—
Octavius (röm. Geſchlecht)	714
Octroi	—
Ocularglas	—
Oculiren	715
Oczakow	—
Oczapowſki, Michael	—
Oda	716
Odaliken, ſ. Oda	—
Ode	—
Odeleben, Ernſt Otto Innocenz, Freiherr von	—
Odelsthing, ſ. Storthing	717
Oden	—
Odenſe	—
Odenwald	—
Odeon	—
Oder	718
Oderbruch	719
Oderich von Portenau	—
Odescalchi	—
Odeſſa	—
Odeurs, ſ. Parfums	720
Odillon-Barrot, Camille Hyacinthe	—
Odin	721
Odoacer	723
O'Donnel, Familie	—
Odyſſeus	724
Oecolampadius, Johannes	725
Oedenburg	726
Oedipus	—
Oeffentliche Meinung	727
Oeffentliches Verfahren, ſ. Proceßordnung	—
Oeffentlichkeit	—
Oehlenſchläger, Adam Gottl.	731
Oehler, David Friedr.	—
Oekonomie	732
Oekonomiſten, ſ. Phyſiokratiſches Syſtem	—
Oekumeniſche Kirchenverſammlungen, ſ. Concilium	—
Oel	—
Oeland	733
Oelbaum	734
Oelberg	735
Oelfarben, ſ. Oelmalerei	—
Oelmalerei	—
Oelpflanzen	736
Oels, Fürſtenthum	—
Oelung, letzte	737
Oenanthäther	—
Oeneus, ſ. Kalydon	—
Oenomaos, ſ. Hippodamia	—
Oerſted, Hans Chriſtian	—
Oerſted, Andreas Sandoe	738
Oeſel	—
Oeſer, Adam Friedr.	—
Nachtrag. Koſſuth, Lajos	741

Digitized by Google

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

BIBLIOTHEQUE CANTONALE

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google